This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

AE
27
.R47
1830
v.6

Rheinisches
Conversations-Lexicon
oder
encyclopädisches Handwörterbuch
FÜR
gebildete Stände

Herausgegeben
von
einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten

in zwölf Bänden

A bis Z

ORIGINAL-AUSGABE

Mit Genehmigung einer Königl. Preuß. Censur Behörde.

CÖLN
am Rhein.
Druck und Verlag von Louis Bruére.
1834.

Neues Rheinisches

Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Herausgegeben

von

einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten.

(In zwölf Bänden.)

Sechster Band.

Gr — Ip.

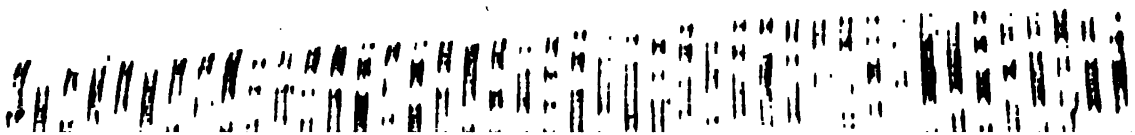
Dritte Original-Auflage.

Mit Genehmigung einer Königl. Preuß. Censurbehörde.

Köln am Rhein,

Verlag und Druck von Louis Bruère.

1833.



Gift
Prof. Fred B. Wahr
2-13-31

8-11-36 ojm

G.

Grab, der Ort, wo der menschl. Leichnam seinen letzten Ruheort findet. Die ältesten Gräber scheinen Höhlen gewesen zu seyn, besonders so lange die Menschen kein Obdach hatten. Den Aegyptern dienten als Grab in Felsen gehauene Gewölbe (auch die Hetrusker und Kleinasiaten kannten solche, wie Ueberbleibsel beweisen), mit mehren, oft 20—30 Gemächern, von denen jedes gewöhnlich 4 Mumien faßte, und deren Wände Hieroglyphen trugen. Bes. wird von den Alten das Grab des Königs Osymandyas gerühmt. Berühmt waren auch die Gräber der Könige in Theben (s. d.), sowie die zu Palmyra. Von persischen Gräbern hat man erst in neueren Zeiten einige Kenntniß durch in den Ruinen von Persepolis (s. d.) aufgefundene Gräber persischer Könige erlangt. Die Hebräer legten (wie noch jetzt alle Orientalen) die Gräber im Freien an; nur Könige durften in Städten beigesetzt werden. Gewöhnlich waren auch bei ihnen die Gräber Höhlen und Grotten (am liebsten in schattigen Umgebungen), natürliche oder künstlich gebildete; bei Königen und Vornehmen erblich; wurden mit Thüren oder großen Steinen verschlossen, besonders wegen der Schakals, und im Monat Adar (Mai) übertüncht, um die Vorübergehenden vor Berührung zu warnen. Noch jetzt sind viele solche Grabhöhlen in Palästina und Syrien übrig. Sie gehen senkrecht (mit Treppen) oder horizontal in die Erde. Im Innern Abtheilungen, oft eine tiefer als die andere, die meisten mit Löchern in den Wänden, worein die Leichen geschoben wurden. Unter den Gräbern bei Jerusalem (nördlich) sind die Gräber der Könige die prächtigsten, 1 Vorhof mit 7 Gemächern, wohl von Fürsten (doch nicht von den alten jüdischen Königen) angelegt. Von hetruskischen Gräbern gibt es viele Ueberreste, meist einfache Grüfte; bekannt ist bes. das Grab des Königs Porsenna. Da bei den Griechen es uralter Glaube war, daß der Schatten eines unbestatteten Todten ohne Heimath umherirre und aus der Oberwelt verbannt sey, ohne ein rechtmäßiger Bürger der Unterwelt werden zu können, so war der Hinterbliebenen eines Verstorbenen heiligste Pflicht, ihn zu begraben und durch ein Grabmal zu ehren, und die Pflicht Jedes, der einen Todten fand, ihn der Erde wiederzugeben, mindestens eine Hand voll Erde auf den Leichnam zu werfen. Die ältesten Gräber waren auch bei den Griechen Höhlen (Hypogaia) oder über den Leichnam oder die Asche aufgethürmte hohe Grabhügel, dann einfache Gräber mit Grabhügeln (Choma), oft prächtigere, häufig mit einem Geländer eingefaßte Plätze; die steinernen Grabmäler ruhten auf Säulen mit Inschriften, oder waren letztere allein. Auch Bildsäulen schmückten die Gräber. Inwendig waren die prächtigen Gräber mit Säulen versehen, an denen

lucernae sepulchrales hingen, und war anderer Schmuck, wie Malerei, Mussvarbeit ꝛc. angebracht. Die ältesten Griechen scheinen ihre Todten in ihren Häusern begraben zu haben; dann setzten sie sie an öffentlichen Wegen bei, berühmte Männer auf bestimmten Plätzen vor den Städten. Grabmäler bedeutender Männer wurden nicht selten mit Sinnbildern geziert, die sich auf wichtige Ereignisse ihres Lebens, ihre frühere Beschäftigung ꝛc. bezogen, z. B. mit Darstellungen von Jagden, Schlachten, Kampfspielen, Opfern und (bei den Römern, die dieselbe Sitte beobachteten) Triumphen. Bei den Römern war das Begraben der Todten in der Stadt schon durch die Gesetze der 12 Tafeln verboten, verdiente Familien und Personen, sowie die Vestalinnen und obern Magistrate ausgenommen. Zwar kommen in Rom sehr viele Grabmäler vor; die meisten waren aber wohl bloß Denkmäler und Kenotaphien. Der gewöhnliche Ort von Privatgräbern waren die beiden Seiten der Landstraßen (hier kleine, mit Anaglypten geschmückte Vierecke oder Rotunden), daher der gewöhnliche Anfang der Inschriften: »Siste gradum, viator!« Stehe still, Wanderer! (auf modernen Kirchhöfen ganz unpassend nachgeahmt), doch oft auch ein Feld, Garten (z. B. einer Villa). Die öffentlichen Begräbnisse um den Staat verdienter Männer befanden sich auf dem campus Martius und campus esquilinus, die der Armen außerhalb des esquilinischen Thors, auf dem Patriculae genannten Platze. Gewöhnlich hatte jedes vornehmere Geschlecht, oder auch einzelne Familien eine eigene Grabstätte (sepulcrum gentilicium, s. familiare) in der, über oder unter der Erde, ein Zimmer war, in dessen Wänden Columbarien mit Vasen angebracht waren. Reiche Römer bauten sich sehr prächtige Grabmäler; unter denen, die sich erhalten haben, sind die prächtigsten die Antoninische und die Trajanische Säule, nebst ihnen das Mausoleum des Augustus und das Septigonium des Severus. Die Gräber selbst waren heilig; den an ihnen Frevelnden traf der Zorn der Götter, und man konnte wegen Verletzung der Gräber (Zerstörung, Benutzung zu unschicklichen Zwecken, Begraben eines dahin nicht Gehörenden ꝛc.) klagen (actio violati sepulchri). Die Strafen eines solchen Verbrechens waren: Geldbuße, Verlust einer Hand, Verurtheilung in die Bergwerke, Exil, Tod. Die altgermanischen Völker thürmten über die Asche ihrer berühmten Verstorbenen Erdhügel auf und gaben ihnen ihre wertheften Sachen mit ins Grab (s. Hünengräber). Bei den Christen war anfangs die Anlegung der Gräber in Katakomben gewöhnlich, bis die jetzt gebräuchliche Art zu begraben aufkam, wo der Todte nur in einen Sarg gelegt und entweder in einem ausgemauerten und überwölbten Grabe (gemauerten Grabe) oder in einer bloßen, 6 Fuß tiefen Grube eingesenkt wird. Dennoch blieben immer auch gewölbte und geräumige Gräber mehrer Personen (Grüfte, Erbbegräbnisse) üblich. Oft waren dieselben in Kirchen angelegt, zuweilen befanden sie sich aber auf dem Todtenacker und waren und sind hier mit einem eigenen Hause überbaut (Schwibbögen); sie sind hier größtentheils ein Zeichen der Eitelkeit und des Absonderungstriebs der Menschen auch noch im Tode. Letztere sind in der neuern Zeit an den meisten Oertern minder gebräuchlich geworden. Ueber den Gräbern der gewöhnlichen Art pflegen sich Grabhügel, erhöhte Vierecke von Erde und Rasen, zu erheben. Auf den Todtenackern der Herrnhuter finden sie nicht Statt, sondern es wird über dem Grabe ein glattes Beet gemacht. Ueber die verschiedenen Arten

der Gräber vgl. Mausoleum, Pyramiden, Hypogäum, Katakomben, Sarkophag, Hünengräber.

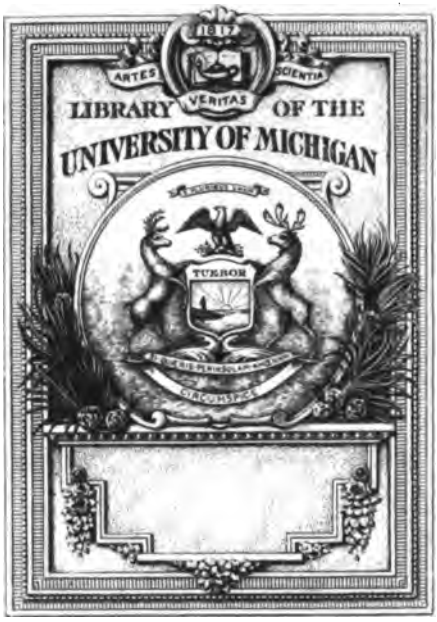
Graben (Kriegsw.), die Vertiefung in die Erde, die sich außerhalb des Walles einer Festung oder andern Verschanzung befindet, und deren Hauptzweck die Vertheidigung desselben ist. Ist der Graben mit Wasser gefüllt, so heißt er ein nasser, ist dieß aber nicht der Fall, ein trockener Graben. Der nasse Graben soll die Festung vor Ueberfällen sichern und das Wegnehmen der Außenwerke in der Kehle verhindern; der erste Zweck wird aber durch das Zufrieren der Gräben leicht vereitelt, und der letzte kann durch Sturmpfähle, Lünetten und Futtermauern ebenfalls erreicht werden. Nasse Gräben sind zwar beschwerlicher zu füllen, als trockene, auch ist die Erbauung der Gallerie darüber hin mit mehr Schwierigkeiten verknüpft; der trockene Graben erlaubt uns aber, den Feind unaufhörlich (und vorzüglich von unten durch Minen) zu beunruhigen, wozu noch kommt, daß ein Wassergraben die Communication mit den Außenwerken sehr erschwert und sowohl den Ausfällen als auch eilfertigen Rückzügen sehr hinderlich ist. Hieraus geht also hervor, daß bei Festungen, welche hartnäckig sollen vertheidigt werden, die nassen Gräben weniger dienlich sind als die trockenen. Die Tiefe des Wassers im nassen Graben muß wenigstens 6 Fuß betragen, und die Breite eines jeden Festungsgrabens muß wenigstens so groß seyn, daß auch die längsten Balken nicht von einem Ufer zum andern reichen.

Grabow, 1) preuß. Stadt im posenschen Reg.-Bez. Posen, Kreise Schildberg, an der Prosna; 185 H., 1300 E., Gerbereien, Eisenhütten. 2) Stadt in Mecklenburg-Schwerin, im Distrikt Parchim, an der Elbe; 358 H., 3400 E., Wollenzeuch- und Tabacksfabriken, Schifffahrt, Butterhandel. 3) Stadt in der polnischen Woiwodschaft Masovien; 400 E.

Gracchen (Unruhen der). Nachdem Rom sich die Oberherrschaft über Italien errungen und seine einzige Nebenbuhlerin um die Herrschaft der Welt, Carthago (s. d.), vernichtet hatte, bietet es ein ganz anderes Gemälde dar: das Gemälde eines mächtigen Staates, der zwar von Aussen keinen Feind mehr zu fürchten hatte, in seinem Innern aber durch bürgerliche Spaltungen seiner Auflösung unter dem Despotismus eines Einzigen entgegengeführt ward. Die alte Sitteneinfalt, Nüchternheit, Rechtlichkeit und Vaterlandsliebe, geriethen täglich mehr in Verfall; an ihre Stelle waren Ueppigkeit, Habsucht und unbändige Herrschbegierde getreten. Das Volk schmachtete unter dem Drucke der Patricier, die alle Macht in Händen hatten und alle Vortheile der auswärtigen Siege und Eroberungen hauptsächlich auf sich zu beschränken wußten. Lange gährte es schon zwischen den Reichen und Armen, zwischen den Plebejern und Patriciern; es bedurfte nur eines kühnen Mannes, der das öffentliche Zeichen zum gegenseitigen Kampfe gab. Dieser erstand im Tiberius Sempronius Gracchus, der durch seine Popularität die große Menge gewonnen, und der 133 v. Chr. durch die Erneuerung des alten Licinischen Gesetzes, welches keinem Bürger im Staate mehr als 500 Morgen Acker zu besitzen erlaubte, die erste Anregung zum großen und abwechselnden Kampfe zwischen der aristokratischen und Volkspartei gab, welcher bis zum Sturze der Republik fortdauerte. Tiberius Gracchus stammte von väterlicher Seite aus einem plebejischen Geschlechte, das in seinem Vater, den er frühe verlor, zum Consulate

gelangt war; von mütterlicher Seite aber aus der Familie des älteren Scipio. Seine Mutter Cornelia, eine Tochter des großen älteren Scipio, eine der edelsten Römerinnen, gab ihm, sowie seinem 9 Jahre jüngern Bruder, Cajus Gracchus, eine vortreffliche Erziehung; in späteren Jahren erhielt ihr Geist durch die griechische Philosophie eine feine und edle Bildung. Schon früher hatte er sich im letzten punischen Kriege ausgezeichnet; er war unter der Anführung des jüngern Scipio mit bei der Belagerung Carthago's, und war einer der ersten, die die Mauern der brennenden Stadt erstiegen. Als Jüngling ward ihm schon die Ehre zu Theil, in das Collegium der Auguren aufgenommen zu werden. Im Kriege gegen die Numantiner in Spanien diente er unter dem Consul Mancinus als Quästor und rettete durch sein hohes Ansehen, in dem er sogar bei dem Feinde stand, das ganze römische Heer, das die Numantiner in die bedrängteste Lage gebracht hatten; denn da diese von den Römern schon so oft hintergangen worden waren, so konnte Gracchus nur durch den allgemein verbreiteten Ruf seiner Rechtschaffenheit, einen Vertrag mit ihnen zu Stande bringen, worin sie bloß ihre Unabhängigkeit verlangten. Daß der Senat diesen Vertrag in der Folge brach, mochte seinen Haß gegen ihn noch vermehren. Auch bewarb er sich nun um die Würde eines Volkstribun, die ihm sogleich unter dem lautesten Jubel des Volks zu Theil ward, und die ihn in den Stand setzte, seine großen Entwürfe zum Besten des Volks auszuführen. Er war es, der nun mit aller Gewalt auf die Erneuerung des Licin. Gesetzes drang, kraft dessen Niemand mehr als 500 Morgen Acker besitzen sollte. Damit die Großen dieß Gesetz in Zukunft nicht, wie bisher, zu ihrem Vortheil mißbrauchen möchten, fügte er ihm die Clausel bei, daß die eine Hälfte des unerlaubten Ueberschusses den Kindern des Uebertreters gegeben die andere aber unter die Armen vertheilt werden sollte; und damit auch Niemand durch Ankaufungen seine Besitzthümer ungebührlich vergrößern möchte, so sollten drei Staatsbeamten u. d. N. der Triumvirn ernannt werden, um die Menge der Ländereien eines Jeden aufs genaueste zu untersuchen. Die Reichen, durch diese Gesetzvorschläge empört, wendeten alle ihre Kräfte auf, den Gracchus bei dem Volke verdächtig zu machen; aber so wenig ihnen dieses gelang, so erweckten sie doch in seinem eigenen Collegen, dem begüterten Tribunen Octavius, eine Gegenpartei. Endlich ging das Gesetz dennoch durch, und Octavius wurde theils durch List, theils durch Gewalt zur Niederlegung seines Amtes genöthigt, während Mummius, ein Rädelsführer der Volkspartei, an seine Stelle gewählt wurde. Der Tod Attalus's, Königs von Pergamus, gewährte dem Gracchus neue Gelegenheit, dem niedrigern Theile des Volkes auf Kosten der Großen zu willfahren. Gracchus machte nämlich den Vorschlag, die Länder und Reichthümer, welche dieser König dem römischen Volke vermacht hatte, unter die Armen zu vertheilen. Dieß veranlaßte noch größere Unruhen als vorher. Indessen war die Zeit seines Tribunats abgelaufen, und Gracchus wünschte aufs Neue zum Tribunen erwählt zu werden. Der Senat bot Alles auf, dieß zu verhindern. Gracchus sprach mit einer feurigen Beredtsamkeit für seine und des Volkes Sache auf dem Capitol. Die Gährung stieg aufs Höchste; ein gewaltiger Lärm entstand. Tiberius bat vergebens den tobenden Volkshaufen, daß man ihm Gehör geben möge, legte endlich die Hand an den Kopf, um anzudeuten, daß sein Leben in Gefahr sey; und sogleich

schrien seine Gegner, daß er ein Diadem verlange. Nun verbreitete sich der Aufstand durch alle Stände des Volkes. Der Senat forderte den Consul auf, die Republik durch die Gewalt der Waffen zu vertheidigen. Als dieser, ein besonnener Mann, eine so gewaltthätige Maßregel ablehnte, stand Scipio Nasica, ein Verwandter des Gracchus, auf und verließ in stürmischer Eile mit den Worten die Curie: „Wer die Republik liebt, folge mir nach!“ Umringt von einer starken Schar mit Knütteln bewaffneter Senatoren und Clienten, ging er gerades Weges aufs Capitol und schlug Alles zu Boden, was sich ihm zu widersetzen wagte. Tiberius, der sein Leben in Gefahr sah, beschloß zu entfliehen; er warf sein Gewand hinweg, mischte sich in's Gedränge und hoffte unerkannt zu entschlüpfen. Da er aber über einen zu Boden geworfenen Menschen stolperte, erschlug ihn Saturnius, einer seiner Amtsgenossen von der entgegengesetzten Partei. Dreihundert seiner Anhänger theilten sein Schicksal. Sein Leichnam ward in die Tiber geworfen. Gracchus war ein Mann von dem ausgezeichnetsten Geiste und dem edelsten Herzen. Sein Mitleid mit dem bedrängten Volke glich seiner Erbitterung gegen die Dränger; aber unglücklicher Weise standen auch seine tugendhaften Beeiferungen weniger unter der Herrschaft seines Verstandes als seiner Leidenschaften, und diese drängten ihn oft über die Grenzlinie seiner Klugheit hinaus. Auch ward die ursprüngliche Rechtlichkeit seiner Absichten in der Folge durch den Widerstand getrübt; erbittert durch die Selbstsucht der Gegner, bedrängt und verwirrt durch ihre Ränke, verlor er die Sache, um derentwillen er aufgestanden war, allmälig aus den Augen, und am Ende blieben nur noch Haß und Rachgier die Triebfedern seines Handelns. Sein Tod konnte unmöglich die einmal erregte Gährung stillen; sie wurde nur noch heftiger. Grausam verfuhren die Aristokraten gegen die Anhänger der Volkspartei, von denen eine Menge theils hingerichtet, theils verbannt wurde. Dagegen begann sich auch wieder eine mächtige Faction gegen den Senat zu bilden; die Tribunen führten kühn das Wort für die Sache des Volks und beunruhigten durch neue Gesetzvorschläge den Staat. Scipio Nasica mußte, unter dem Titel einer Gesandtschaft nach Asien, sich der Wuth des Pöbels entziehen. Selbst der aus Spanien zurückkehrende Scipio Africanus (132 v. Chr.), der seinen Einfluß für die Partei der Aristokraten geltend machte, konnte die Sache des Senats nur auf kurze Zeit bis zu seinem Tode heben (129), der wahrscheinlich gewaltsam von der aufs Aeußerste gebrachten Volkspartei herbeigeführt wurde. So bekämpften sich fortwährend die beiden Parteien mit abwechselndem Erfolge, als endlich Cajus Gracchus 10 Jahre nach seines ältern Bruders Tode auftrat, und mit den größten Erwartungen des Volks zum Tribunen erwählt wurde (im J. Roms 630). Lange hatte er sich auf seine politische Rolle vorbereitet und mit allen Waffen der Beredtsamkeit ausgerüstet. Ein innerer Drang trieb ihn, die Bahn seines Bruders zu beschreiten; auch hatte ihn der Senat beleidigt, als er noch Quästor in Sardinien war. Sein erster öffentlicher Antrag, den er als Tribun durch die ganze Kraft seiner Beredtsamkeit geltend machte, war die Erneuerung des von seinem Bruder vorgeschlagenen Ackergesetzes, mit welchem mehre andere Vorschläge in Verbindung standen, die sich alle auf den Vortheil des Volkes bezogen. Er setzte den Werth des Korns zu einem mäßigen Preise und verordnete eine monatliche Vertheilung desselben unter das Volk.



THE GIFT OF

Professor Fred B. Wahr

AE
27
.R47
1830
v.6

Rheinisches
Conversations-Lexicon
oder
encyclopädisches Handwörterbuch
FÜR
gebildete Stände

Herausgegeben
von
einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten

in zwölf Bänden

A bis B

ORIGINAL-AUSGABE

Mit Genehmigung einer Königl. Preuß. Censur Behörde.

CÖLN
am Rhein.
Druck und Verlag von Louis Bruère.
1834.

Neues Rheinisches

Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Herausgegeben

von

einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten.

(In zwölf Bänden.)

Sechster Band.

Gr — Ip.

Dritte Original-Auflage.

Mit Genehmigung einer Königl. Preuß. Censurbehörde.

Köln am Rhein,

Verlag und Druck von Louis Bruère.

1833.

Gift
Prof. Fred B. Weber
2-13-31
8-11-36 gem

G.

Grab, der Ort, wo der menschl. Leichnam seinen letzten Ruheort findet. Die ältesten Gräber scheinen Höhlen gewesen zu seyn, besonders so lange die Menschen kein Obdach hatten. Den **Aegyptern** dienten als Grab in Felsen gehauene Gewölbe (auch die Hetrusker und Kleinasiaten kannten solche, wie Ueberbleibsel beweisen), mit mehren, oft 20—30 Gemächern, von denen jedes gewöhnlich 4 Mumien faßte, und deren Wände Hieroglyphen trugen. Bes. wird von den Alten das Grab des Königs Osymandyas gerühmt. Berühmt waren auch die Gräber der Könige in **Theben** (s. d.), sowie die zu Palmyra. Von **persischen** Gräbern hat man erst in neueren Zeiten einige Kenntniß durch in den Ruinen von **Persepolis** (s. d.) aufgefundene Gräber persischer Könige erlangt. Die **Hebräer** legten (wie noch jetzt alle Orientalen) die Gräber im Freien an; nur Könige durften in Städten beigesetzt werden. Gewöhnlich waren auch bei ihnen die Gräber Höhlen und Grotten (am liebsten in schattigen Umgebungen), natürliche oder künstlich gebildete; bei Königen und Vornehmen erblich; wurden mit Thüren oder großen Steinen verschlossen, besonders wegen der Schakals, und im Monat Adar (Mai) übertüncht, um die Vorübergehenden vor Berührung zu warnen. Noch jetzt sind viele solche Grabhöhlen in Palästina und Syrien übrig. Sie gehen senkrecht (mit Treppen) oder horizontal in die Erde. Im Innern Abtheilungen, oft eine tiefer als die andere, die meisten mit Löchern in den Wänden, worein die Leichen geschoben wurden. Unter den Gräbern bei Jerusalem (nördlich) sind die Gräber der Könige die prächtigsten, 1 Vorhof mit 7 Gemächern, wohl von Fürsten (doch nicht von den alten jüdischen Königen) angelegt. Von **hetruskischen** Gräbern gibt es viele Ueberreste, meist einfache Grüfte; bekannt ist bes. das Grab des Königs Porsenna. Da bei den **Griechen** es uralter Glaube war, daß der Schatten eines unbestatteten Todten ohne Heimath umherirre und aus der Oberwelt verbannt sey, ohne ein rechtmäßiger Bürger der Unterwelt werden zu können, so war der Hinterbliebenen eines Verstorbenen heiligste Pflicht, ihn zu begraben und durch ein **Grabmal** zu ehren, und die Pflicht Jedes, der einen Todten fand, ihn der Erde wiederzugeben, mindestens eine Hand voll Erde auf den Leichnam zu werfen. Die ältesten Gräber waren auch bei den Griechen Höhlen (Hypogaia) oder über den Leichnam oder die Asche aufgethürmte hohe Grabhügel, dann einfache Gräber mit Grabhügeln (Soma), oft prächtigere, häufig mit einem Geländer eingefaßte Plätze; die steinernen Grabmäler ruhten auf Säulen mit Inschriften, oder waren letztere allein. Auch Bildsäulen schmückten die Gräber. Inwendig waren die prächtigen Gräber mit Säulen versehen, an denen

lucernae sepulchrales hingen, und war anderer Schmuck, wie Malerei, Musivarbeit ꝛc. angebracht. Die ältesten Griechen scheinen ihre Todten in ihren Häusern begraben zu haben; dann setzten sie sie an öffentlichen Wegen bei, berühmte Männer auf bestimmten Plätzen vor den Städten. Grabmäler bedeutender Männer wurden nicht selten mit Sinnbildern geziert, die sich auf wichtige Ereignisse ihres Lebens, ihre frühere Beschäftigung ꝛc. bezogen, z. B. mit Darstellungen von Jagden, Schlachten, Kampfspielen, Opfern und (bei den Römern, die dieselbe Sitte beobachteten) Triumphen. Bei den Römern war das Begraben der Todten in der Stadt schon durch die Gesetze der 12 Tafeln verboten, verdiente Familien und Personen, sowie die Vestalinnen und obern Magistrate ausgenommen. Zwar kommen in Rom sehr viele Grabmäler vor; die meisten waren aber wohl bloß Denkmäler und Kenotaphien. Der gewöhnliche Ort von Privatgräbern waren die beiden Seiten der Landstraßen (hier kleine, mit Anaglypten geschmückte Vierecke oder Rotunden), daher der gewöhnliche Anfang der Inschriften: »Siste gradum, viator!« Stehe still, Wanderer! (auf modernen Kirchhöfen ganz unpassend nachgeahmt), doch oft auch ein Feld, Garten (z. B. einer Villa). Die öffentlichen Begräbnisse um den Staat verdienter Männer befanden sich auf dem campus Martius und campus esquilinus, die der Armen außerhalb des esquilinischen Thors, auf dem Patriculae genannten Platze. Gewöhnlich hatte jedes vornehmere Geschlecht, oder auch einzelne Familien eine eigene Grabstätte (sepulcrum gentilicium, s. familiare) in der, über oder unter der Erde, ein Zimmer war, in dessen Wänden Columbarien mit Vasen angebracht waren. Reiche Römer bauten sich sehr prächtige Grabmäler; unter denen, die sich erhalten haben, sind die prächtigsten die Antoninische und die Trajanische Säule, nebst ihnen das Mausoleum des Augustus und das Septigonium des Severus. Die Gräber selbst waren heilig; den an ihnen Frevelnden traf der Zorn der Götter, und man konnte wegen Verletzung der Gräber (Zerstörung, Benutzung zu unschicklichen Zwecken, Begraben eines dahin nicht Gehörenden ꝛc.) klagen (actio violati sepulchri). Die Strafen eines solchen Verbrechens waren: Geldbuße, Verlust einer Hand, Verurtheilung in die Bergwerke, Exil, Tod. Die altgermanischen Völker thürmten über die Asche ihrer berühmten Verstorbenen Erdhügel auf und gaben ihnen ihre werthesten Sachen mit ins Grab (s. Hünengräber). Bei den Christen war anfangs die Anlegung der Gräber in Katakomben gewöhnlich, bis die jetzt gebräuchliche Art zu begraben aufkam, wo der Todte nur in einen Sarg gelegt und entweder in einem ausgemauerten und überwölbten Grabe (gemauerten Grabe) oder in einer bloßen, 6 Fuß tiefen Grube eingesenkt wird. Dennoch blieben immer auch gewölbte und geräumige Gräber mehrer Personen (Grüfte, Erbbegräbnisse) üblich. Oft waren dieselben in Kirchen angelegt, zuweilen befanden sie sich aber auf dem Todtenacker und waren und sind hier mit einem eigenen Hause überbaut (Schwibbögen); sie sind hier größtentheils ein Zeichen der Eitelkeit und des Absonderungstriebs der Menschen auch noch im Tode. Letztere sind in der neuern Zeit an den meisten Oertern minder gebräuchlich geworden. Ueber den Gräbern der gewöhnlichen Art pflegen sich Grabhügel, erhöhte Vierecke von Erde und Rasen, zu erheben. Auf den Todtenackern der Herrnhuter finden sie nicht Statt, sondern es wird über dem Grabe ein glattes Beet gemacht. Ueber die verschiedenen Arten

der Gräber vgl. Mausoleum, Pyramiden, Hypogäum, Katakomben, Sarkophag, Hünengräber.

Graben (Kriegsw.), die Vertiefung in die Erde, die sich außerhalb des Walles einer Festung oder andern Verschanzung befindet, und deren Hauptzweck die Vertheidigung desselben ist. Ist der Graben mit Wasser gefüllt, so heißt er ein nasser, ist dieß aber nicht der Fall, ein trockener Graben. Der nasse Graben soll die Festung vor Ueberfällen sichern und das Wegnehmen der Außenwerke in der Kehle verhindern; der erste Zweck wird aber durch das Zufrieren der Gräben leicht vereitelt, und der letzte kann durch Sturmpfähle, Lünetten und Futtermauern ebenfalls erreicht werden. Nasse Gräben sind zwar beschwerlicher zu füllen, als trockene, auch ist die Erbauung der Gallerie darüber hin mit mehr Schwierigkeiten verknüpft; der trockene Graben erlaubt uns aber, den Feind unaufhörlich (und vorzüglich von unten durch Minen) zu beunruhigen, wozu noch kommt, daß ein Wassergraben die Communication mit den Außenwerken sehr erschwert und sowohl den Ausfällen als auch eilfertigen Rückzügen sehr hinderlich ist. Hieraus geht also hervor, daß bei Festungen, welche hartnäckig sollen vertheidigt werden, die nassen Gräben weniger dienlich sind als die trockenen. Die Tiefe des Wassers im nassen Graben muß wenigstens 6 Fuß betragen, und die Breite eines jeden Festungsgrabens muß wenigstens so groß seyn, daß auch die längsten Balken nicht von einem Ufer zum andern reichen.

Grabow, 1) preuß. Stadt im posenschen Reg.-Bez. Posen, Kreise Schildberg, an der Prosna; 185 H., 1300 E., Gerbereien, Eisenhütten. 2) Stadt in Mecklenburg-Schwerin, im Distrikt Parchim, an der Elbe; 358 H., 3400 E., Wollenzeuch- und Tabacksfabriken, Schifffahrt, Butterhandel. 3) Stadt in der polnischen Woiwodschaft Masovien; 400 E.

Gracchen (Unruhen der). Nachdem Rom sich die Oberherrschaft über Italien errungen und seine einzige Nebenbuhlerin um die Herrschaft der Welt, Carthago (s. d.), vernichtet hatte, bietet es ein ganz anderes Gemälde dar: das Gemälde eines mächtigen Staates, der zwar von Aussen keinen Feind mehr zu fürchten hatte, in seinem Innern aber durch bürgerliche Spaltungen seiner Auflösung unter dem Despotismus eines Einzigen entgegengeführt ward. Die alte Sitteneinfalt, Nüchternheit, Rechtlichkeit und Vaterlandsliebe, geriethen täglich mehr in Verfall; an ihre Stelle waren Ueppigkeit, Habsucht und unbändige Herrschbegierde getreten. Das Volk schmachtete unter dem Drucke der Patricier, die alle Macht in Händen hatten und alle Vortheile der auswärtigen Siege und Eroberungen hauptsächlich auf sich zu beschränken wußten. Lange gährte es schon zwischen den Reichen und Armen, zwischen den Plebejern und Patriciern; es bedurfte nur eines kühnen Mannes, der das öffentliche Zeichen zum gegenseitigen Kampfe gab. Dieser erstand im Tiberius Sempronius Gracchus, der durch seine Popularität die große Menge gewonnen, und der 133 v. Chr. durch die Erneuerung des alten Licinischen Gesetzes, welches keinem Bürger im Staate mehr als 500 Morgen Acker zu besitzen erlaubte, die erste Anregung zum großen und abwechselnden Kampfe zwischen der aristokratischen und Volkspartei gab, welcher bis zum Sturze der Republik fortdauerte. Tiberius Gracchus stammte von väterlicher Seite aus einem plebejischen Geschlechte, das in seinem Vater, den er frühe verlor, zum Consulate

gelangt war; von mütterlicher Seite aber aus der Familie des älteren Scipio. Seine Mutter Cornelia, eine Tochter des großen älteren Scipio, eine der edelsten Römerinnen, gab ihm, sowie seinem 9 Jahre jüngern Bruder, Cajus Gracchus, eine vortreffliche Erziehung; in späteren Jahren erhielt ihr Geist durch die griechische Philosophie eine feine und edle Bildung. Schon früher hatte er sich im letzten punischen Kriege ausgezeichnet; er war unter der Anführung des jüngern Scipio mit bei der Belagerung Carthago's, und war einer der ersten, die die Mauern der brennenden Stadt erstiegen. Als Jüngling ward ihm schon die Ehre zu Theil, in das Collegium der Auguren aufgenommen zu werden. Im Kriege gegen die Numantiner in Spanien diente er unter dem Consul Mancinus als Quästor und rettete durch sein hohes Ansehen, in dem er sogar bei dem Feinde stand, das ganze römische Heer, das die Numantiner in die bedrängteste Lage gebracht hatten; denn da diese von den Römern schon so oft hintergangen worden waren, so konnte Gracchus nur durch den allgemein verbreiteten Ruf seiner Rechtschaffenheit, einen Vertrag mit ihnen zu Stande bringen, worin sie bloß ihre Unabhängigkeit verlangten. Daß der Senat diesen Vertrag in der Folge brach, mochte seinen Haß gegen ihn noch vermehren. Auch bewarb er sich nun um die Würde eines Volkstribun, die ihm sogleich unter dem lautesten Jubel des Volks zu Theil ward, und die ihn in den Stand setzte, seine großen Entwürfe zum Besten des Volks auszuführen. Er war es, der nun mit aller Gewalt auf die Erneuerung des Licin. Gesetzes drang, kraft dessen Niemand mehr als 500 Morgen Acker besitzen sollte. Damit die Großen dieß Gesetz in Zukunft nicht, wie bisher, zu ihrem Vortheil mißbrauchen möchten, fügte er ihm die Clausel bei, daß die eine Hälfte des unerlaubten Ueberschusses den Kindern des Uebertreters gegeben die andere aber unter die Armen vertheilt werden sollte; und damit auch Niemand durch Ankaufungen seine Besitzthümer ungebührlich vergrößern möchte, so sollten drei Staatsbeamten u. d. N. der Triumvirn ernannt werden, um die Menge der Ländereien eines Jeden aufs genaueste zu untersuchen. Die Reichen, durch diese Gesetzvorschläge empört, wendeten alle ihre Kräfte auf, den Gracchus bei dem Volke verdächtig zu machen; aber so wenig ihnen dieses gelang, so erweckten sie doch in seinem eigenen Collegen, dem begüterten Tribunen Octavius, eine Gegenpartei. Endlich ging das Gesetz dennoch durch, und Octavius wurde theils durch List, theils durch Gewalt zur Niederlegung seines Amtes genöthigt, während Mummius, ein Rädelsführer der Volkspartei, an seine Stelle gewählt wurde. Der Tod Attalus's, Königs von Pergamus, gewährte dem Gracchus neue Gelegenheit, dem niedrigern Theile des Volkes auf Kosten der Großen zu willfahren. Gracchus machte nämlich den Vorschlag, die Länder und Reichthümer, welche dieser König dem römischen Volke vermacht hatte, unter die Armen zu vertheilen. Dieß veranlaßte noch größere Unruhen als vorher. Indessen war die Zeit seines Tribunats abgelaufen, und Gracchus wünschte aufs Neue zum Tribunen erwählt zu werden. Der Senat bot Alles auf, dieß zu verhindern. Gracchus sprach mit einer feurigen Beredtsamkeit für seine und des Volkes Sache auf dem Capitol. Die Gährung stieg aufs Höchste; ein gewaltiger Lärm entstand. Tiberius bat vergebens den tobenden Volkshaufen, daß man ihm Gehör geben möge, legte endlich die Hand an den Kopf, um anzudeuten, daß sein Leben in Gefahr sey; und sogleich

schrien seine Gegner, daß er ein Diadem verlange. Nun verbreitete sich der Aufstand durch alle Stände des Volkes. Der Senat forderte den Consul auf, die Republik durch die Gewalt der Waffen zu vertheidigen. Als dieser, ein besonnener Mann, eine so gewaltthätige Maßregel ablehnte, stand Scipio Nasica, ein Verwandter des Gracchus, auf und verließ in stürmischer Eile mit den Worten die Curie: „Wer die Republik liebt, folge mir nach!" Umringt von einer starken Schar mit Knütteln bewaffneter Senatoren und Clienten, ging er gerades Weges aufs Capitol und schlug Alles zu Boden, was sich ihm zu widersetzen wagte. Tiberius, der sein Leben in Gefahr sah, beschloß zu entfliehen; er warf sein Gewand hinweg, mischte sich in's Gedränge und hoffte unerkannt zu entschlüpfen. Da er aber über einen zu Boden geworfenen Menschen stolperte, erschlug ihn Saturnius, einer seiner Amtsgenossen von der entgegengesetzten Partei. Dreihundert seiner Anhänger theilten sein Schicksal. Sein Leichnam ward in die Tiber geworfen. Gracchus war ein Mann von dem ausgezeichnetsten Geiste und dem edelsten Herzen. Sein Mitleid mit dem bedrängten Volke glich seiner Erbitterung gegen die Dränger; aber unglücklicher Weise standen auch seine tugendhaften Beciferungen weniger unter der Herrschaft seines Verstandes als seiner Leidenschaften, und diese drängten ihn oft über die Grenzlinie seiner Klugheit hinaus. Auch ward die ursprüngliche Rechtlichkeit seiner Absichten in der Folge durch den Widerstand getrübt; erbittert durch die Selbstsucht der Gegner, bedrängt und verwirrt durch ihre Ränke, verlor er die Sache, um derentwillen er aufgestanden war, allmälig aus den Augen, und am Ende blieben nur noch Haß und Rachgier die Triebfedern seines Handelns. Sein Tod konnte unmöglich die einmal erregte Gährung stillen; sie wurde nur noch heftiger. Grausam verfuhren die Aristokraten gegen die Anhänger der Volkspartei, von denen eine Menge theils hingerichtet, theils verbrannt wurde. Dagegen begann sich auch wieder eine mächtige Faction gegen den Senat zu bilden; die Tribunen führten kühn das Wort für die Sache des Volks und beunruhigten durch neue Gesetzvorschläge den Staat. Scipio Nasica mußte, unter dem Titel einer Gesandtschaft nach Asien, sich der Wuth des Pöbels entziehen. Selbst der aus Spanien zurückkehrende Scipio Africanus (132 v. Chr.), der seinen Einfluß für die Partei der Aristokraten geltend machte, konnte die Sache des Senats nur auf kurze Zeit bis zu seinem Tode heben (129), der wahrscheinlich gewaltsam von der auf's Aeußerste gebrachten Volkspartei herbeigeführt wurde. So bekämpften sich fortwährend die beiden Parteien mit abwechselndem Erfolge, als endlich Cajus Gracchus 10 Jahre nach seines ältern Bruders Tode auftrat, und mit den größten Erwartungen des Volks zum Tribunen erwählt wurde (im J. Roms 630). Lange hatte er sich auf seine politische Rolle vorbereitet und mit allen Waffen der Beredtsamkeit ausgerüstet. Ein innerer Drang trieb ihn, die Bahn seines Bruders zu beschreiten; auch hatte ihn der Senat beleidigt, als er noch Quästor in Sardinien war. Sein erster öffentlicher Antrag, den er als Tribun durch die ganze Kraft seiner Beredtsamkeit geltend machte, war die Erneuerung des von seinem Bruder vorgeschlagenen Ackergesetzes, mit welchem mehre andere Vorschläge in Verbindung standen, die sich alle auf den Vortheil des Volkes bezogen. Er setzte den Werth des Korns zu einem mäßigen Preise und verordnete eine monatliche Vertheilung desselben unter das Volk.

Um dem Senat in der Ritterschaft eine politische Opposition zu bilden, entriß er dem erstern das Recht: die Geschwornen in den Gerichten aus seiner Mitte zu wählen, und übertrug es den Rittern, die dadurch eine von dem Senate geschiedene Kaste wurden. Mehr noch erbitterte er den Senat durch ein Edict, wodurch den Einwohnern Latiums, und bald darauf noch durch ein anderes, wodurch allen Völkern diesseits der Alpen die Bürgerfreiheit zugesichert wurde. Auch traf er noch manche andere heilsame Anstalten für das gemeine Wesen. Er ließ mehre Landstraßen durch Italien ziehen und andere ausbessern; befahl, öffentliche Vorrathshäuser anzulegen und sie gegen die Zeiten der Dürftigkeit mit Korn zu versehen. Hierdurch machte er sich beim Volke so beliebt, daß es ihm leicht ward, im folgenden Jahre zum zweiten Male das Tribunat zu erlangen und alle Anschläge des Senats gegen ihn zu vereiteln. Der Senat griff jetzt zu einem neuen, aber sichern Mittel, ihn zu stürzen; und sein persönlicher Haß gegen Gracchus ging so weit, daß er sein eigenes Interesse darüber vergaß. Er begünstigte nämlich im Geheimen den Collegen des Gracchus, den Tribunen Liv. Drusus, der listiger Weise noch weit vortheilhaftere Vorschläge für das Volk that als Gracchus, und dadurch die große Menge für sich gewann. Er schlug nicht nur vor, mehre auswärtige Colonien durch Personen aus den ärmern Volksclassen zu stiften; er bewirkte auch die Aufhebung des vom Gracchus eingeführten Grundzinses, welchen die ärmern Bürger von ihren erhaltenen Staatsländereien entrichten sollten. Zugleich brachte Drusus in Anregung, Carthago wieder aufzubauen und als römische Colonie zu organisiren; ein Geschäft, das dem Gracchus in der Absicht übertragen wurde, ihn dadurch den Augen des Volkes auf einige Zeit zu entziehen. Seine Feinde suchten während seiner Abwesenheit seinen Charakter auf alle mögliche Weise anzuschwärzen; und er sah sich bald zur Rückkehr nach Rom genöthigt, um den sinkenden Muth seiner Partei wieder zu heben. Aber da fand er nun, welch ein treuloses und unbeständiges Ding es um die Gunst des Pöbels sey. Alles Zutrauen, das man ihm bisher erwiesen hatte, ward ihm allmälig entzogen. Umsonst entwarf er neue Gesetze zum Vortheile des Volks; er setzte sich nur dadurch noch mehr in ein nachtheiliges Licht beim souverainen Volke in Rom, daß er die Latiner und italienischen Bundesgenossen auf alle Weise zu begünstigen suchte. Als er sich zum dritten Male um das Tribunat bewarf, wurde er verworfen (doch, wie man allgemein glaubte, durch Verfälschung der Stimmen). Kaum sah der Senat den Gracchus vom Volke verlassen, so beschloß er seinen Fall, und wählte Gracchus's tödtlichen Feind, den reichen und leidenschaftlichen Consul Opimius, zum Werkzeuge seiner Rache. Gracchus, seine Schwäche fühlend, vermied alle Reibung; jedoch eine große Anzahl seiner Freunde und Anhänger bildete seine unmittelbare Umgebung. Zufällig und gegen den Willen des Gracchus, ward bei einer Volksversammlung von einem seiner Anhänger ein Lictor getödtet. Ueber diesen Mord entstand ein gewaltiger Lärm; der Senat ergriff jedes Mittel, die Stadt in Aufruhr zu rütteln und Besorgniß drohender Gefahr unter den Einwohnern zu verbreiten. Dem Consul ward aufgetragen, dahin zu sehen, daß der Staat keinen Schaden nehme. Opimius bezog mit den bewaffneten Senatoren und dem Theile der Bürger, der mit ihnen zusammenhielt, den Berg Aventinus, den ebenfalls Gracchus und sein Freund Flaccus mit ihren Anhängern besetz-

ten. Der Consul bot für die Köpfe der beiden Anführer so viel Gold, als sie wiegen würden. Gracchus versicherte allen Sklaven, die sich mit ihm verbinden würden, die Freiheit; doch bald sah Gracchus, daß er der Erbitterung der Menge seiner Feinde nicht gewachsen sey; er floh aus dem Dianentempel in einen heiligen Hain jenseits der Tiber, wo er als das Opfer einer guten Sache fiel. Sein Kopf, dem man das Gehirn ausgenommen und statt dessen Blei eingegossen hatte, wurde vom Opimius für 17 Pfund Goldes bezahlt; mehr als 3000 seiner Anhänger wurden erschlagen und ihre Körper in die Tiber geworfen. So war denn für den Augenblick die demokratische Partei oder die der Armen in Rom niedergedrückt. Jetzt, nach dem Tode des Cajus Gracchus, der mit der Macht der Ueberzeugung und der Beredtsamkeit gegen den Aristokratismus des römischen Adels und der Reichen angestrebt hatte, ward das Ackergesetz des Gracchus aufgehoben und zwar zuerst durch die den Reichen ertheilte Erlaubniß, die vertheilten Ländereien wieder durch Rückkauf an sich bringen zu können; in der Folge durch Aufhebung aller weiteren Ländervertheilungen gegen einen Grundzins, den man dem Volke bewilligte, der aber auch bald darauf aufhörte. Jedoch waren die Versuche der beiden Gracchen zur Reorganisation der Republik nicht ohne die wichtigsten Folgen. In dem Pöbel war einmal der Geist der Widersetzlichkeit erregt; selbst die italienischen Bundesgenossen, bisher so strenge beherrscht, wollten nun durchaus Mitherrscher seyn; die Volkstribunen hatten nun ihre Macht ganz kennen gelernt, auch 130 v. Chr. schon Stimme und Sitz im Senat erhalten, und jedem künftigen Herrschergeiste war nun der Weg vorgezeichnet, durch Hülfe des Pöbels dem Senat und den Grundgesetzen der alten Verfassung Trotz zu bieten. — Das Volk widmete später den beiden Gracchen Statuen; die Plätze ihres Todes wurden geweiht, Capellen darauf erbaut und ihnen daselbst, wie Göttern, die Erstlinge der Jahreszeit, von Einigen sogar Opfer gebracht. Der Name: „Mutter der Gracchen" wurde für Cornelia ein Titel des Ruhms, den die Nachwelt ehrte. Vgl. Plutarch's Biographie der beiden Gracchen (die er mit Agis und Kleomenes vergleicht), und Verschwörung der Gracchen, Leipzig 1804; G. K. Reiff's „Geschichte der römischen Bürgerkriege vom Anfange der Gracchischen Unruhen bis zur Alleinherrschaft des Augustus," Berlin 1825.

Gracioso, der theatralische Beinamen des Possenreißers oder lustigen Bedienten, einer komischen Maske oder stehenden Rolle, die in allen drei Arten des spanischen Lustspiels, besonders aber in den Intriguenstücken (Comedias de capa y espada) unter verschiedenen Namen vorkommt, dem Hanswurst ähnlich. Mit dem Harlekin der ältern Bühne, wovon man ihn hat ableiten wollen, hat er insofern Aehnlichkeit, daß er zuweilen etwas plump und gefräßig ist, andere Züge aber, Geschwätzigkeit und Furchtsamkeit, hat er nicht mit jenem gemein. Man könnte eher im Sosias des Plautus, oder im Davus und andern Sklavenrollen des Terenz sein Muster finden. Bei Lope de Vega ist diese allgemeine Charakterform zuweilen mit dem Tölpel derselbe Charakter, wie ihm denn überhaupt die spanischen Dichter auf die mannigfaltigste Weise Nebenzüge beilegen, ihn bald sehr verschlagen und klug, bald possirlich einfältig schildern. In einigen Stücken kommt ein zweiter Graciojo (Gracioso secundo) vor, ja man findet auch wohl noch mehre. Selten wird diese Charaktermaske als Werkzeug gebraucht, durch ihre Listen die Verwickelung zu knüpfen, sondern der lustige Diener dient

meist nur dazu, die Triebfedern, die seinen Herrn bestimmen, zu parodiren, was oft auf die anmuthigste und geistreichste Weise geschieht. In den Lustspielen des Augustin Moreto y Cabana zeichnen sich die Rollen des Gracioso durch glücklichen Witz besonders aus. — In der Musik ist Gracioso die Notenschrift eines sanften, anmuthigen Tonstücks.

Grad, 1) eigentlich Schritt, daher auch Stufe, Treppe; 2) gleicher Theil von beliebiger Größe, dergleichen man auf einen Gegenstand, der als Maß dienen soll, z. B. der Scale eines Thermometers u. dgl., anbringt; diese Theile machen heißt graduiren. 3) (Mathem.), a) der 360. Theil eines Kreisbogens; diese Eintheilung hat den Vortheil, mit 2, 3, 4, 5, 6, 8, 9, 10, 12, 15, 18, 20, 24, 30, 36, 40, 45, 60, 72, 90, 120, 180 theilbar zu seyn. Der Grad selbst wird gewöhnlich in 60 Minuten, diese wieder in so viel Secunden, diese in so viel Tertien getheilt. Zeichen für Grad ist dann °, das für M. ′, für S. ″, für T. ‴. So bezeichnet 1°, 2′, 3″, 4‴ Einen Grad, 2 Minuten, 3 Secunden, 4 Tertien. Alle mathematische und astronomische Instrumente, mit welchen Winkel gemessen werden, wie das Astrolabium, der Quadrant, Sextant, Transporteur u. a. haben diese Eintheilungen. Und ebenso werden alle Kreise, welche man in der Verstellung um die Himmelskugel und um die Erde zieht, z. B. der Aequator, die Mittagskreise, die Ekliptik, die Parallelkreise, die Scheitelkreise, der Horizont ꝛc. in Grade, Minuten und Secunden getheilt. Etwas Andres ist die Abtheilung in Grade bei physikalischen Instrumenten, z. B. bei Barometern, Thermometern ꝛc., wobei man allemal von einem festen Punkte ausgehen muß, z. B. beim Thermometer vom Eispunkt, indem man die Grade über und unter demselben zählt, je nachdem die Kälte größer oder geringer ist, als dieser Punkt anzeigt; b) bei Potenzen, ihr Exponent; 4) bei algebraischen Gleichungen der Exponent der höchsten Potenz ihrer unbekannten Größe. 5) (Philos.), überhaupt nach Messung oder Schätzung bestimmter Abstand mehrer Dinge, hinsichtlich ihrer Entfernung, oder Aufeinanderfolge, oder ihres Werths, ihrer Stärke ꝛc.; jede extensive, protensive und intensive Größe kann aber nach ihnen (im Ganzen, oder auch nach Bruchtheilen desselben) bestimmt werden, insofern Abschnitte in an sich stetigem Fortgang von Wachsthum oder Abnahme, woraus Größen entstehen, sich ergeben oder willkürlich bewirkt sind. 6) (Salzw.), die Menge Salz nach Lothen berechnet, welche in 64, 74 oder 100 Loth Sohle enthalten ist. Die Sohle muß wenigstens 16gradig seyn, ehe sie versotten wird. Diesen Salzgehalt findet man mittelst der Salzwage. 7) (freimaurerische Grade) s. Freimaurerei. 8) In der Genealogie bedeutet Grad die Entfernung eines oder mehrer Nachkommen von den gemeinschaftlichen Eltern. In gleichem Grade mit einander verwandt seyn, heißt demnach, von den gemeinschaftlichen Eltern in Ansehung der Abstammung gleich weit entfernt seyn, wie dieß mit Geschwistern, ersten, zweiten und dritten Geschwisterkindern ꝛc. der Fall ist.

Grad des Feuers. Als verschiedene Stufen der anzuwendenden Hitze bei chemischen Operationen bestimmt man als ersten Grad die Wärme des Digestionsfeuers, oder Blutwärme; als zweiten die zum Kochen des reinen Wassers erforderliche; als dritten die zum braunroth Glühen der irdenen Gefäße und Schmelzen des leichtflüssigen Metalls nöthige Hitze (212°—600 Fahrh.), als den vierten vom Endpunkt des Fahrenh. Thermometers an bis zu der zum Schmelzen des

Eisens erforderlichen Hitze (auf 1500° Fahrenh. geschätzt), als fünften die ungewöhnliche Hitzeverstärkung, die durch Verbrennen im Sauerstoffgas oder durch Brennspiegel erhalten wird.

Gradation (v. lat.), 1) (Gramm.), so viel wie Steigerung; 2) (Klimax, Rhetor.), Figur, vermöge der man die Glieder weniger nach ihrem Umfange, als nach ihrem Gehalte auf einander folgen läßt, indem die Darstellung von dem Schwächern zum Stärkern fortschreitet. Z. B. die Bestimmung des Menschen ist: Wahrheit erkennen, Schönheit lieben, Gutes wollen, das Beste thun. Folgen die Vorstellungen auf einander in absteigender Ordnung, so heißt die Figur Antiklimax, z. B. auf dem Throne, im Pallaste, in der Hütte. 3) (Bauk.), die symmetrische treppenartige Verbindung und Stellung der Theile zu einander. 4) (Hüttenw.) s. Gradiren. 5) (Musik), die Steigerung des musikalischen Ausdrucks, welche entweder durch das Crescendo oder durch das Fortschreiten einer ausdrucksvollen Figur oder durch nach und nach verstärkte Accente bewirkt wird. 6) (Aesth.), die Anordnung der Gegenstände in einem Kunstwerke, daß das Auge der Beschauer von den untergeordneten Partien auf die Hauptpartien, und von diesen wieder auf jene, stufenweis, ohne Sprung geleitet wird. Richtige Gradation ist erste Bedingung der Einheit eines Kunstwerks.

Gradbogen, 1) ein in Grade getheilter Bogen; 2) (Bergbau), ein Werkzeug, den Fall eines Ganges abzumessen. Es besteht aus einem halben Zirkel von Messingblech, welcher unter einem Lineal befestigt ist; an diesem befinden sich hinten und vorne Haken, um das Werkzeug an einer Schnur aufzuhängen; an dem Punkte, von welchem aus der Zirkel beschrieben seyn müßte, ist ein Bleiloth angebracht, welches die Grade des Fallens anzeigt; 3) (Schifff.), ein sonst gewöhnliches Werkzeug, die Polhöhe und Höhe anderer Gegenstände damit zu messen; 4) (Bauk.), einer der krummen Sparren an einem Kuppeldache.

Gradiren (Salzw.), eine Menge Sohle durch Verdünstung der wässerigen Theile in einen kleinen Raum bringen, wodurch die nun geringere Menge Sohle an Salzgehalt stärker wird, und dann mit einem geringeren Holzbedarf zu Salz gesotten werden kann. Am einfachsten geschieht dieß bei der Sonnengradirung, wo die Sohle in flache Kästen geschüttet, durch die Sonne und Luft fast ganz verdunstet werden kann, und das an den Kasten angeschossene Salz nur gesammelt und getrocknet zu werden braucht. Das Gradiren geschieht ferner durch Britschengradiren (Tafelgrad), indem man die Sohle auf einer wenig geneigten Fläche hinfließen läßt, wie dieß bei der Baader'schen Gradirung und zum Theil bei den Dachleckwerken der Fall ist; ferner durch Eisgradirung. Wenn das Gradiren so geschieht, daß die Sohle tropfenweis von einer Höhe herabfällt, so heißt dieß ein Leckwerk, wie dieß vorzüglich bei der Dornengradirung in den eigentlich sogenannten Gradirhäusern (s. d.) der Fall ist. Diese letztere Art ist die allgemeinste und verdient deßhalb den Vorzug, weil die meiste Sohle erdige Theile enthält, welche das Salz verunreinigen, sich aber bei der Dorngradirung an den Dornen anhängen.

Gradirhaus (Salzw.), 1) jede Vorrichtung, welche dazu dient, die Sohle zu gradiren; 2) die Gebäude, welche zur Dorngradirung nöthig sind. Sie gleichen einer langen Wand, daher Dornenwand, Gradirwand, welche 100—200 Fuß lang, 30—40

Fuß hoch und 6—8 Fuß breit ist. Diese Wände sind ein Fachwerk von Holz, die aufrechtstehenden Säulen (Dornsäulen) sind nicht nur durch Strebebänder, sondern auch durch Querlatten (Dornlatten) verbunden; die daraus entstehenden Fächer werden mit Schichten (Dornlager) von Schwarz- und Weißdorn, oder anderm dornichten Gesträuch (Dornbunden) so ausgelegt, daß die ganze Wand damit angefüllt wird. Die Dornbunde werden mit einer langen zugespitzten Stange (Dornstecher) in die Höhe gelangt. Da die Dornen von gleicher Länge seyn müssen, werden sie mit dem Beile, oder noch schneller mit dem Dornstümpfer, einer Art Rammelmaschine, an deren Block ein scharfes Eisen ist, abgehackt. Gewöhnlich sind 3 Gradirwände so vereinigt, daß unten 2 Wände neben einander gestellt werden, und die dritte oben auf beiden steht, dieß heißt ein Gradirbau. Durch Gradirmaschinen wird die Sohle auf die obere Seite der Gradirwand gehoben; diese Gradirmaschinen bestehen in einem Pumpwerk, welches bisweilen mit einem Druckwerk vereinigt ist und von einem Wasserrad, Tretrad oder Pferdegöpel, mittelst einer Stangenkunst, in Bewegung gesetzt wird. Bisweilen hebt man auch die Sohle in ein hohes Gebäude, nahe beim Wasserrade, und bringt sie durch Röhrenleitungen (Gradirröhren) auf die Gradirwände. Hier kommt die Sohle zunächst in den Sammelkasten und wird durch die Dachwasserleitung über die ganze Wand verbreitet. Da man bei starkem Winde die Hähne nur auf der Seite öffnet, von welcher der Wind kommt, so ist das Drehen oder Oeffnen der Hähne ein besonderes Geschäft, welches durch die Geschwindstellung oder Windhahnstellung erleichtert wird, indem eine Dachmühle die nöthigen Hähne öffnet und die übrigen verschließt. Jede Dornwand steht in einem großen Behälter (Sumpf), welche bei der obern Wand zur Dachwasserleitung der untern Wände dient; aus dem Sumpf der untern Wände wird die Sohle, wenn sie stark genug ist, in die Pfannen geleitet; ist sie nicht stark genug, so wird sie auf einen entfernten, aber niedriger stehenden Gradirbau geleitet, oder, wo dieß nicht möglich ist, durch Pumpen wieder auf die obere Wand gehoben. Das Herabträufeln der Sohle durch eine Wand heißt ein Fall, oder Gradirfall. Die in der Sohle enthaltenen erdigen Theile, größtentheils Gyps, kohlenstofffaurer Kalk, Talkerde, Eisenoxyd, worunter auch etwas Kochsalz bleibt, bilden einen Ueberzug an den Dornen, welcher in 3—6 Jahren 2—4 Linien dick wird, und Dornstein oder Leckstein heißt. Er macht zwar die Dornen unbrauchbar, nützt aber als Düngersalz, indem man die incrustirten Dornen auf großen Haufen (Dornschlagmeilern) verbrennt, und so die Dornasche gewinnt, oder den Dornstein mit Stangen losschlägt (Dornschlag), und ihn auf Dornmühlen klar machen läßt, welche laufende oder walzende Steine hat. Die ersten Gradirhäuser dieser Art erfand 1579 Matthäus Meth, Arzt zu Langensalza; doch waren sie statt der Dornen mit Stroh ausgesetzt, und die Sohle wurde mit Schaufeln an die Wände geworfen. Die Dorngradirung führte J. F. von Beust 1726 zu Neusulze ein. Vgl. Salzwerk.

Gradirwage, ein Werkzeug, durch dessen Einsenkung in einen flüssigen Körper dessen eigenthümliche Schwere bestimmt wird.

Gradiska, 1) (Gradisca) östreichische Stadt im görtzer Kreise, im illyrischen laibacher Gubernium, am Isonzo; 119 H., 800 E., Seidenspinnerei. 2) (Gradiska, Ogradiska, Stary Gradiska), Festung an der Save, der türkischen Festung Berbir gegenüber. 3) Regiments-

Bezirk in der östreichisch-slavonischen Militairgrenze; 30 2/4 QM. groß, mit 59.300 E. 4) (Neu-Gradiska, Uj Gradiska), Stabsort des gradiskaner Grenz-Regiments, an der Grenze des ungarischen Comitats, am Flusse Sumetlicza; 209 H., 1400 E.

Gradmessungen. Als Newton gelehrt, daß (vgl. **Abplattung der Erde**) wegen des Umschwungs der Erde um ihre Axe diese um den Aequator höher seyn müsse, und ihr Aequatorialdurchmesser um 1/230 größer sey als ihr Polardurchmesser, wollten die Franzosen dieß durch eine Messung in Frankreich untersuchen. Newton machte zwar bemerklich, der Unterschied zwischen einem Grade bei Dünkirchen und zwischen einem Grade bei Bayonne sey so klein, daß sie mit ihren unvollkommenen Instrumenten solches gar nicht finden könnten, ja sie fänden vielleicht das Gegentheil, und dann würde die Wissenschaft durch fehlerhafte Zahlen in Verwirrung gebracht. Allein man ließ sich nicht abhalten; die Messung ward vorgenommen, und was Newton vorhergesagt hatte, traf ein; denn das Resultat derselben war, daß die Polare größer sey, und daß die Erde eher einer Citrone gleiche als einer Pomeranze. Nachdem 40 Jahre lang hierüber leere Reden geführt worden, beschloß endlich die Akademie der Wissenschaften, einen Grad unterm Aequator und einen in Lappland messen zu lassen. Jetzt fand sich, daß der nordische Grad größer sey als der unterm Aequator, und daß Newton Recht gehabt. Allein es fragte sich nun, wie viel die Abplattung betrage? Die Theorie gab 1/230, wenn die Erde in einem völlig flüssigen Zustande war, als sie anfing, sich zu drehen. Die Berechnungen aber gaben immer andere Resultate, je nachdem man diese oder jene Messung dabei zum Grunde legte. Denn nicht allein in Amerika und Lappland waren Gradmessungen gemacht worden, sondern auch in Frankreich, England, Ungarn und Italien. Man schloß hieraus, daß die Erde kein völlig regelmäßiger Körper sey, sondern daß sie große örtliche Ungleichheiten habe. Obschon dieses möglich ist, so war der Schluß doch zu voreilig, weil die angeführten Ungleichheiten ebenso gut von den Fehlern der Messungen herrühren konnten, da man sehr unvollkommene Instrumente gebraucht und sehr kleine Bogen gemessen hatte. Als die Franzosen ihr neues Maß- und Gewichtsystem auf das Metre bauten, welches der 10millionste Theil vom Aequator bis an den Pol seyn sollte (ungefähr 3 Fuß 1 Zoll), mußten sie die Größe der Erde und die Größe der Abplattung sehr genau kennen. Sie maßen deßwegen in Frankreich nicht einen Bogen von einem Grad, sondern einen Bogen von 10 Grad, von Dünkirchen bis Formentera. (Vgl. **Delambre.**) Zu gleicher Zeit wurde in Schweden 1802 der Grad aufs Neue und mit bessern Instrumenten gemessen, als Maupertuis vor 80 Jahren gebraucht hatte, und so war denn die Größe und die Abplattung der Erde ziemlich genau bekannt. Seit dem Frieden hat man die Gradmessung, welche in England unter dem General Roy durch Mudge gemacht worden, mit der französischen in Verbindung gesetzt, und so ist denn ein Bogen von 20 Grad, der von den balearischen Inseln auf der Küste von Spanien über Frankreich und England bis zu den orcadischen Inseln geht, gemessen, dadurch aber die Größe der Erde und ihre Abplattung so genau bestimmt, als sie sich in Europa bestimmen läßt. Die Abplattung ist nämlich zu 1/304 gefunden. Auch in Indien hat Lambton eine Gradmessung begonnen. In Deutschland kann man keinen Bogen messen, der größer als etwa 7 Grad oder 105 Meilen ist, nämlich von Konstanz bis

Lübeck: es würde mithin nur von einem geringen Nutzen seyn, in Deutschland diese Messung vorzunehmen. Auch dann, wenn die Figur der Erde in Deutschland anders als in England wäre, müßte man, um diese örtlichen Ungleichheiten zu bestimmen, mit einer großen Sorgfalt verfahren, damit die Fehler der Messung nicht größer wären als die Ungleichheiten der Erde, sonst könnte man leicht die Abweichungen der Astronomen von der Wahrheit für Abweichungen der Erde von ihrer regelmäßigen Gestalt halten. Gradmessung eines Längengrades. Die Längengrade sind unterm Aequator am größten, und nehmen nach den Polen immer mehr ab. Auf dem Aequator hat ein Längengrad 15 deutsche Meilen, bei uns nur noch $8\frac{1}{2}$, und so kann man die Größe jedes Grades berechnen, sobald die Figur der Erde bekannt ist. Ist die Figur der Erde aber nicht ganz regelmäßig, so haben auch die Längengrade auf derselben Breite nicht überall dieselbe Größe, und man hat davon gesprochen, dieses ebenfalls durch eine Gradmessung zu untersuchen. Diese Aufgabe ist in den Dreiecken ebenso leicht wie die Messung eines Breitengrades, aber in dem astronomischen Theile ist sie gerade 15 Mal so schwierig. Der Längenunterschied zweier Orte wird in Zeit bestimmt, da der Ort, der 15 Grad nach Osten liegt, eine Stunde früher Mittag hat. Eine Stunde ist also 15 Grad, oder den Grad zu $8\frac{1}{2}$ Meile gerechnet, $127\frac{1}{2}$ Meile oder etwa 3 Mill. Fuß. Eine Zeitminute ist 50.000 Fuß, und eine Zeitsecunde 800 Fuß. Auf jede Zeitsecunde, um die man sich in der Uebertragung der Länge irrt, irrt man sich also um 800 Fuß. Bei einer Entfernung von 127 Meilen die Zeit bis auf 2 oder 3 Secunden sicher mit Raketen oder Blickfeuern zu übertragen, ist eine in der Astronomie fast unauflösliche Aufgabe, und während man bei den Dreiecken auf einem solchen Bogen nur etwa 200 Fuß Ungewißheit hat, hat man im astronomischen Theile der Messung vielleicht eine Ungewißheit von 2000 Fuß. — Die ältern franz. Gradmessungen leitete im Norden Maupertuis, im Süden aber Bouguer. Ausführlichere Notizen über die Gradmessungen gibt Delambre in s. »Astronomie,« III. Cap. 35; eine gemeinfaßliche Beschreibung der Operation aber findet sich in Bode's „Anleit. zur allgem. Kenntniß der Erdkugel," 2. A., Berlin 1803, S. 159 fg. Den neuesten Beitrag gab der engl. Capt. Edw. Sabine. Er stellte Beobachtungen der Pendellänge an vom 13° S. bis zum 80° N. Br. Danach berechnete er die Abplattung des Erdellipsoids zu $\frac{1}{288,4}$, und wenn man die Messungen von Sabine, Kater, und die neuere franz. durch Biot zusammenstellt, so findet man die Abplattung $= \frac{1}{289,1}$. S. Sabine's »Account of experiments to determine the figure of the Earth, by means of the penduling vibrating seconds in different latitudes» (Lond. 1815, 4.).

Grado (ital., Musik), stufenweis, wenn die Noten von einer Linie zur andern gehen. Aufwärts heißt es di grado ascendente, abwärts di grado descendente.

Gradual-Erbfolge (Rechtsw.), diejenige Erbfolge, wo der mit dem Erblasser dem Grade nach am nächsten stehende succedirt.

Graduirt (Graduirte Person), der in einer der Facultäten einen Gradus (d. h. die akademische Würde eines Baccalaureus, Licentiaten, Magisters oder Doctors) erhalten hat. Die Schrift, die er zur Erlangung dieser Würde schrieb, heißt Gradualschrift.

Gradus ad parnassum, d. h. ein Schritt zum Parnaß, bekannter Titel einer Sammlung von Synonymen, Epithetons und

poetischen Phrasen lateinischer Wörter, in alphabetischer Ordnung, als Schulbuch und zur Erleichterung poetischer Versuche in lateinischer Sprache sehr verbreitet. Verf. ist der Jesuit Aler. Erste Aufl., Köln 1702; neuere von C. H. Sintenis, 2 Thle., Züllichau 1822. G. comparationis (Gramm.), s. Steigerung (vgl. Comparativ). G. dejectio (röm. Ant.), Degradation.

Graecismus (lat.), 1) ein der griechischen Sprache eigenthümliches Wort, oder solcher Ausdruck, Wendung, Construction (vgl. Idiotismus); besonders 2) wenn solches in andern Sprachen, also eigentlich unrichtig, gebraucht wird. In gleichem Sinne redet man von Latinismen, Hebraismen, Gallicismen, Anglicismen ꝛc.

Graf war im ältesten Deutschland eine Art von Unterrichter, wozu das Volk, denn dieses wählte ihn wenigstens bei einigen Stämmen, einen Mann erkor, der in Geschäften grau worden, und daher nach einer gewöhnlichen Meinung Grau, Grave hieß, woraus unser heutiges Graf entstand. (S. Gau.) Andre leiten das Wort Graf von γραφειν, indem das alte gallisch-lateinische Wort graffare, von welchem Graffarius, Greffier, abstammt, so viel als schreiben bedeutet. Es könnte also Graf (in einigen Handschriften der fränkischen Capitularien Graphio) aus der Sprache der griech. Colonisten in Gallien entlehnt seyn. (Es ist aber unumstößlich gewiß, daß das Wort Graf von dem sächsischen gerefa, Einnehmer, und nachher Richter, kommt). Andre haben behauptet, die Franken hätten Grafen als Nachahmung der Römer eingesetzt, wahrscheinlich weil Graf im Latein. comes (Begleiter) heißt. Hadrian hatte stets einige Senatoren um sich, die mit ihm umherreisten; dieß Gefolge hieß Comitatus Caesaris, die vornehmsten darunter Comites. Aus ihnen besetzte der Kaiser verschiedene Stellen an seinem Hofe und schickte sie als Statthalter in Provinzen und Städte. Allein die deutschen Grafen sind älter als die Comites. Ehe die Franken die herrschende Nation wurden, hatte Deutschland schon seine Grafen, bei den Franken erhielten sie nur eine etwas veränderte Bestimmung. Nicht mehr von dem Volke, sondern, wie die Herzoge, von den Königen eingesetzt, wurden sie Richter über die Gaue und übten Regierungsrechte, nicht in eignem, sondern in des Königs Namen. Sie waren königl. Beamte, und man sieht aus der ihnen gegebenen Anweisung, die uns Markulf aufbewahrt hat, daß ihr Amt in Verwaltung der Justiz, Polizei und königl. Gefälle bestand. Die Grafschaften waren demnach Aemter und wurden deßhalb auch nicht nach einem Ort oder Bezirk, sondern von dem Namen der Grafen selbst benannt, z. B. die Grafschaft des Maracher u. s. w. Nach den Zeiten der Karolinger blieben Amt und Namen, man fing aber an, verschiedene Classen derselben zu unterscheiden. Vorzüglich zeichneten sich aus die Pfalzgrafen (von Pfalz, Hof), also Hofrichter, bei denen jeder Rechtshandel, ehe er vor den König kommen konnte, angebracht werden mußte, um zu sehen, ob es nothwendig sey, daß der König darüber entscheide; Markgrafen, Grenzvorsteher (von Mark, Grenze); Landgrafen (später als die vorigen, kommen erst im 11. Jahrh. vor) im Gegensatz der vorigen, Beamte des Innenlandes, wo kein Herzog war; Burggrafen, die nur über eine Burg und das zugehörige Gebiet gesetzt waren. Außerdem kommen aber noch vor: Zentgrafen, wahrscheinlich von der Zahl 100 (centrum), weil sie, die selbst unter den Grafen standen, anfänglich (denn späterhin waren sie bedeutender) über so viele Personen gesetz

waren; Dinggrafen, von Ding, Gericht, Gerichtshof, also Gerichtsbeamte; Holzgrafen, eine Art von Oberforstmeister, wie die Stallgrafen Oberstallmeister; Lehn-, Salz-, Deichgrafen erklären sich von selbst; Wicgrafen hatten ihren Namen von Wic (vicus), Dorf. (Spuren der ursprünglichen Bedeutung des Wortes Graf finden wir noch jetzt z. B. im Hanöverischen, Dänischen und Oldenburgischen, wo die Aufseher des Wasserbaues den Titel Deichgrafen, und im Hessischen, wo die Aufseher der landesherrlichen Schlösser [Schloß- oder Hausverwalter] den Titel Burggrafen führen.) Um widerrechtlichen Anmaßungen oder Unterschleifen dieser Reichsbeamten vorzubeugen, hielten die Könige und Kaiser oft selbst Gericht in den Provinzen oder schickten Sendgrafen dahin. Karls Capitularien enthalten genaue Vorschriften, wie diese dabei zu Werke gehen sollen. Allmälig aber wuchs die Macht der Grafen, sowie die der Herzoge, immer mehr (s. Fürsten, Gefolg), und sie fingen an, ihre Aemter erblich zu machen, sich der Gewalt der Kaiser zu entziehen, und die ihnen verliehene Macht nicht als kaiserl. Beamte, sondern als eigenthümliches Recht auszuüben. Da im 12. Jahrh. die Gauen als politische Eintheilung abkamen, erstreckte sich die Verwaltung der Gerichtsbarkeit der Grafen nur auf die eignen Güter, die sie in ihren Amtssprengeln hatten, und auf die Personen, die ihnen mit der Schutzherrlichkeit und Erbgerichtsbarkeit angehörten. Hatten sie in ihren Sprengeln viele solche Güter und Personen, so entstanden daraus Herrschaften, und mehre Grafen verwechselten den gräflichen Titel mit dem eines Herrn oder Dynasten, oder nannten sich, wenn sie jenen beibehielten, nicht mehr nach ihrem Sprengel, sondern nach ihren Allodialgütern, nicht mehr z. B. Grafen im Riesgau, sondern Grafen von Oettingen. Dabei blieben aber viele im Besitz gewisser Rechte, die sie ehemals als kaiserl. Beamte in ihren Sprengeln auszuüben hatten, wohin vorzüglich der Wildbann (Jagd- und Forstgerechtigkeit), der Blutbann oder Cent (Recht über Leben und Tod; diese beiden Bänne nannte man die Grafenbänne oder Regalien, weil sie vordem im Namen der Könige ausgeübt wurden), der Zoll und das Geleite gehören. Durch alles Dieses wurde der Grund zur Landeshoheit der Grafen gelegt. Als die Vasallen und Beamten diese endlich ganz von den Kaisern erlangt hatten (s. Fürsten), gab es daher regierende Grafen, Landgrafen, von denen mehre späterhin zur herzogl., urfürstl. und königl. Würde aufstiegen. Alle diese mit Landeshoheit versehenen Grafen gehörten, nachdem die Einrichtung des deutschen Reichs sich befestigt hatte, zum hohen Adel (von denen viele späterhin in den Fürstenstand erhoben wurden), und als Reichsgrafen nahmen sie Theil am Reichstage, hatten aber im Fürstenrathe Curiat-, nicht Virilstimmen, d. h. eine ganze Körperschaft zählte für eine Stimme. Bis zum westfälischen Frieden gab es 2 Grafenbänke, die der wetterauischen und schwäbischen Grafen, die also für 2 Stimmen zählten; nach jenem Frieden kamen, wegen der Religionsverschiedenheit, noch 2 Grafenbänke, die fränkische und westfälische, hinzu, sodaß von da an die Grafen 4 Curiatstimmen im Fürstenrathe hatten.

Graff (Anton), geb. 1736 zu Winterthur; Portraitmaler; starb 1813 zu Dresden als königl. sächs. Hofmaler und Prof. der Kunstakademie; hatte J. Ulrich Schellenberg zum Lehrmeister und verdient mit Recht unter die ersten Portraitmaler seiner Zeit gesetzt zu werden. Zeichnung, Charakter und Colorit sind an seinen Gemälden gleich lo-

benswerth und befriedigen den Kenner. Die Zahl seiner Portraits, unter welchen die männlichen den Vorzug verdienen, und Familiengemälde belief sich schon 1796 auf mehr als 1100. Eine interessante Sammlung derselben aus des Buchhändlers Reich Nachlaß besitzt jetzt die leipziger Universitätsbibliothek.

Graffigny (Françoise d'Issembourg d'Apponcourt), geb. 1694 zu Rouen; war an François Hugo de Graffigny, Kammerherrn des Herzogs von Lothringen, sehr unglücklich verheirathet und begab sich, als dieser, schlechter Aufführung halber, verhaftet ward, nach Paris, wo sie, durch geistreiche Männer ermuntert, sich der Schriftstellerei widmete. Vorzüglichen Beifall fanden ihre »Lettres péruviennes,« 2 Bde., Paris 1774 (deutsch unter dem Titel: »Zilia oder Briefe einer Peruanerin,« Berlin 1801). Rühmliche Erwähnung verdienen auch ihre Lustspiele: »Cenie« und »Ziman et Zenise,« welche man in ihren Werken (Paris 1788, 4 Bde., 1798, 3 Bde.) findet. Sie st. zu Paris 1758.

Graffito (ital., Malerk.), Frescomalerei, wo die Wand schwarz grundirt, mit Weiß übergangen, dann die Zeichnung darauf gesetzt und auf den Contouren derselben die weiße Decke weggenommen wird, sodaß der schwarze Grund in Linien durchscheint und die Figuren bildet.

Grafton, 1) (Henry Fitz-Roy, Herzog von), natürlicher Sohn des Königs Karl II., von Barbara Villers, Herzogin von Cleveland; wurde 1672 zum Grafen von Ewston und 1675 zum Herzog von Grafton, 1680 zum Ritter vom Hosenband und 1681 zum Viceadmiral von England ernannt, widerrieth Jakob II. die Verbindung mit Frankreich, leistete Wilhelm III. große Dienste und st. 1690 an einer Wunde, die er bei der Belagerung von Cork in Irland erhalten hatte. 2) (August Heinrich Fitz-Roy, Herzog von), geb. 1735 od. 36; studirte zu Cambridge, wurde 1765 Staatssecretair und im folgenden Jahre Lordschatzmeister. Von Wilkes aber heftig angegriffen, legte er diese Stelle 1770 nieder, wurde darauf Kleinsiegelbewahrer, bis ihn 1775 Lord North, gegen dessen Projecte er sich heftig auflehnte, ebenfalls zwang, sich aus dem Staatsdienste zu entfernen. Während des nordamerikanischen Krieges war er ein eifriger Anhänger der Opposition und erhielt daher, da diese über ihre Gegner den Sieg davon trug, die zuletzt besessene Stelle wieder. Er st. 1811, nachdem er sich zuvor in den Schoß seiner Familie zurückgezogen hatte.

Graham, 1) (Georg), geb. zu Hasgills im Cumberland 1678; kam bei einem Uhrmacher in die Lehre und machte bald so ausgezeichnete Fortschritte, daß er einer der besten Mechaniker aller Zeiten wurde, die trefflichsten mathematischen Instrumente für die Sternwarte zu Greenwich und für die französ. Astronomen, die die Gradmessungen unternehmen sollten, fertigte und dadurch dieselben in den Stand setzte, die wichtigsten astronomischen Entdeckungen zu machen. Auch lieferte er sehr gute astronomische Uhren, war selbst beobachtender Astronom und schrieb mehre Abhandlungen über Pendel ꝛc. Er st. 1751 und ward in der Westminsterabtei begraben. 2) s. Montrose. 3) (Katharina Macaulay, geb. Sawbridge), geb. 1733; verheirathete sich zuerst mit D. Macaulay und dann mit D. Graham, der sie auf eine unwürdige Weise behandelte. Sie st. 1791 und hinterließ mehre moralische, pädagogische und historische Schriften, unter denen sich auszeichnen: »History of England from the accession of James I. to the elevation of the house of Hannover,« 8 Bde., London 1763—

83, 4.; »History of England from the revolution to the present time,« ebend. 1778, 4.

Graham's himmlisches Bett, eine Charlatanerie eines Doctors Graham in Schottland, der 1780 in London einen Tempel der Gesundheit anlegte, wo dieses himmlische Bett stand. Es war auf das schönste und üppigste mit Gold und Seide geziert; indem man sich hineinlegte, athmete man die feinsten Wohlgerüche und hörte eine ferne, bezaubernde Musik. Außerdem erregten noch die schönsten nackten Statüen, die im Zimmer standen, die Sinne. Dieses Bett sollte angeblich die Kraft haben, das verlorne Zeugungsvermögen wieder herzustellen. Für den Gebrauch einer Nacht nahm er anfangs 330 Thlr., später wurde er wohlfeiler damit, es kam jedoch allmälig aus der Mode und Graham mußte daher das Bett zerschlagen.

Gral (heiliger), ein berühmtes romantisches Epos, aus dem frühern Sagenkreise des Mittelalters hervorgegangen. Dieser Kreis, zwar die biblische Geschichte berührend, aber ursprünglich schon die Grenzen geschichtlicher Wirklichkeit überschreitend, fortgezogen durch fromm schwärmerische Sehnsucht nach Unbekanntem in das Gebiet der willkürlichsten Dichtung; er ermangelt fast aller epischen Wahrheit und sinnlicher Anschaulichkeit, fesselt aber das Gemüth durch zauberische Farben und Töne; die aufgeregte Einbildungskraft wähnet bald, in dieser Welt der Wunder und Zeichen einheimisch zu seyn. Ein Wiederschein morgenländischer Gefühle, Ansichten und Erfahrungen ist darin nicht wohl zu verkennen. Unter dem heiligen Gral (Sang real, Sanguis realis) wird die aus einem Edelsteine verfertigte Schüssel verstanden, von welcher Jesus Christus mit den Jüngern bei Einsetzung des Abendmahles gespeist, und in welche Joseph von Arimathia das aus den Wunden des Gekreuzigten fließende Blut aufgenommen hatte; sie wurde für ein Geschenk der Königin von Saba an König Salomo gehalten, soll zur Zeit des Weltheilandes ein Besitzthum des Nikodemus gewesen und späterhin nach Cäsarea und von da, während der Kreuzzüge, nach Genua gekommen seyn; 1806, als Genua französisch ward, brachte man sie nach Paris. Das heilige Kleinod hatte große Wunderkräfte: sein Tempel war im dichterischen Schlosse Montsalvatsch (Mons Salvatoris, Heilandsberg), und die in alle Weltgegenden, auch nach Indien und Persien fahrenden Ritter aus der Nachkommenschaft und großen Geheimschulen der Tafelrunde (s. d.) strebten nach dessen Besitz; es war verschwunden im Oriente; seine Hüter und Verehrer lebten im Abendlande. Die herrlichsten und thatenreichsten Ritter müheten sich darum; unter ihnen glänzte Lanzelot, Parcifal, Titurel, Lohengrin hervor. Alles, was von diesen geschieht und gesehen wird, ist so ungeheuer, daß der letzte Schimmer der Wahrscheinlichkeit darin erlischt; Menschen, Thiere, Pflanzen, Länder, Gebäude und Gärten sind freie, wundersame Gebilde einer riesenhaft schöpferischen Einbildungskraft. Chretien von Troyes hat sich zuerst in die Höhen dieser Wunderwelt aufgeschwungen. Wenige Dichter haben indeß die Gesammtheit dieses Sagenkreises zu umfassen gesucht; die meisten wählten sich einzelne Theile desselben zur Bearbeitung.

Grammatik, ein Theil der Philologie, lehrt die Natur und Eigenheiten der Worte einer Sprache und ihre Verbindung kennen; wenn sie zugleich die Gründe entwickelt, welche überzeugen, daß es so und nicht anders seyn könne, und nach welchen alle Sprachen sich ausbilden: so bekommt sie den Namen philosophische Grammatik;

begnügt sie sich aber bloß mit Aufstellung der Regeln, so heißt sie gemeine Grammatik. Dergleichen sind unzählige geschrieben worden. Den ersten Versuch einer philos. Grammatik machte Kaspar Schupp (Scioppius), welche durch Tobias Gutberleth 1704 zu Franecker und 1712 desgleichen zu Augsburg von Joh. Chr. Herzog aufs Neue herausgegeben worden ist. Dahin gehört auch „Gerhard Ioann. Vossii Aristarchus s. de arte grammatica libri VII," ed. 2da. Amst. 1662. 4. und „Buffier Grammaire raisonnée" á Bruxelles 1711. Beattie's „Theorie der Sprache," im 3ten Theile seiner moralischen und kritischen Abhandl., aus dem Engl. mit Zusätzen, Gött. 1790. 8. u. a. m. Die Grammatik zerfällt natürlich in folgende Theile: 1) Orthoëpie und Orthophonie, welche die rechte Aussprache der Sylben und Worte, nach dem herrschenden Gebrauche, lehrt. Denn nirgends gilt das usus est tyrannus mehr als in den Sprachen. So vieles auch ehemals über die Aussprache der alten Sprachen, namentlich der griechischen und lateinischen, gestritten und geschrieben worden ist und zum Theil noch geschrieben wird, so ist doch Alles vergebens. Man thut daher wohl am besten, wenn man sich nach dem Gebrauche füget. So schätzenswerth in mancher andern Beziehung Untersuchungen über die Sprache seyn mögen, die von Idealen ausgehen, so wenig nützen sie doch gewöhnlich dem täglichen Leben und sollten daher nie als Gesetze aufgedrungen werden, wo schon der Gebrauch dergleichen festgesetzt hat, weil das Vertauschen der einen Form mit der andern mit zu viel Zeitverlust erkauft werden muß und doch den herrschenden Gebrauch nicht aufhebt, da nicht der Gelehrte, sondern das Volk die Sprache macht und fest hält. Von jeher sind daher auch alle Versuche, welche in dieser Rücksicht gemacht worden sind, sogar neuere, noch lebende Sprachen, idealisch auszubilden und zu vervollkommnen, bloß Versuche für die Schule geblieben, und beweisen höchstens die Perfectibilität auch dieser menschlichen Fertigkeit. 2) Die Prosodie lehrt die Quantität, den Ton und Accent der Sylben. Sie ist nicht nur dem Dichter unentbehrlich, auch der Redner bedarf ihrer. Diese beiden Theile der Grammatik betrachtet man gewöhnlich als untergeordnete: 3) der Etymologie. Diese macht aufmerksam auf die Abstammung der Wörter, ihre ursprüngliche Bedeutung und die daraus abgeleiteten. Sie ist sehr viel umfassend, und sollte durchaus nicht compendiarisch, noch weniger wegwerfend behandelt werden. In ihrem Dienste stehen hauptsächlich Wörterbücher (Lexica, Glossaria, Idiotica, Onomastica) aller Art. (S. Wörterbuch.) Gewöhnlich hängt der Theil der Grammatik, welcher von der 4) Motion der Wörter handelt, mit der Etymologie zusammen; der Erste, der ihn mit Recht davon trennte, scheint Adelung: „Kurzer Begriff aller menschlichen Fertigkeiten und Kenntnisse," Th. 4. S. 225. Die Motion theilt nämlich die Wörter einer Sprache in verschiedene Classen, je nachdem sie durch die Declination, Comparation und Conjugation einer Veränderung fähig sind, oder unverändert bleiben. 5) Syntax, lehrt, wie man die Wörter richtig mit einander verbinden müsse, um deutlich, treffend und schicklich zu reden oder zu schreiben. Einige theilen ihn in den einfachen, der allein in die Grammatik gehört, figürlichen und zierlichen, von welchen beiden nur in der Rhetorik die Rede seyn kann. 6) Dialektologie, welche die Verschiedenheit der Aussprache verschiedener Stämme eines und des nämlichen Volkes kennen lehrt. Dergleichen Verschiedenheit findet sich in allen Sprachen, und der Philolog

kann ihre Kenntniß nicht entbehren. Vergl. Sprache und Sprachregellehre.

Gramme, die Einheit des Gewichts in Frankreich, welches die ehemaligen Gros oder Quentchen ersetzt. Es werden daraus durch Multiplication oder Division alle größere und kleinere Gewichte gemacht. So ist z. B. das Dekagramme ein Gewicht von 10 Grammen, so viel als $2^2/_3$ Quentchen; das Hektogramme ein Gewicht von 100 Grammen, macht $1^1/_4$ Unze; das Kilogramme ein Gewicht von 1000 Grammen, 2 Pfund und fast 6 Quentchen; das Myriagramme ein Gewicht von 10.000 Grammen, beinahe $20^1/_2$ Pfund. Das Decigramme ist ein Zehntheil des Gramms, beinahe 2 Grän schwer; Centigramme $^1/_{100}$ des Gramms, beinahe $^1/_5$ Grän; Milligramme, ein Tausendtheil des Gramms, beinahe $^1/_{80}$ Grän; es vertritt die Stelle des ehemaligen Karats.

Grammont (Antoine, Herzog von), ein berühmter franz. Feldherr, zeichnete sich in der Belagerung von Mantua 1630 aus, wobei er eine tödtliche Wunde erhielt, heirathete dann eine Nichte des Cardinals Richelieu, diente 1635 mit Auszeichnung in Deutschland; die beiden folgenden Jahre in Flandern und Elsaß und befehligte 1638 die franz. Armee in Piemont. Seine Heldenthaten bei den Belagerungen von Arras, Bapaume und la Bassée verschafften ihm 1641 den franz. Marschallsstab. Wahrscheinlich auf Befehl des Cardinals Richelieu, ließ er sich 1642 in Flandern bei der Abtei Honnecourt schlagen, verbesserte aber diesen Unfall durch die Wegnahme von Philippsburg 1644 und die Schlacht von Lens 1642. Nach beendigtem Kriege ging er 1657 als franz. Gesandter nach Frankfurt zur Kaiserwahl und kurz darauf nach Madrid, um für Ludwig XIV. eine spanische Prinzessin zur Gemahlin zu begehren. Aus Dankbarkeit verlieh ihm der König 1663 den Herzogtitel und erhob ihn zum Pair. Er starb zu Bayonne 1678 und hinterließ Memoiren, die sich auf seine Gesandschaftsposten beziehen.

Grammont (Philibert, Graf v.), Sohn des Vorigen. Sein Großvater war Gemahl der schönen Corisandre d'Andouins, und er scheint auf ihr Verhältniß mit Heinrich IV. in s. von Hamilton (s. d.) herausg. Memoiren anzuspielen, wo er behauptet, es habe nur von seinem Vater abgehangen, Heinrichs IV. Sohn zu seyn, da der König ihn habe anerkennen wollen, was aber von Jenem abgelehnt worden sey. Er diente in früher Jugend unter Condé und Turenne; auch machte er den Krieg in Holland mit, und zeichnete sich überall durch Tapferkeit aus, wiewohl er nie weder Heere befehligte noch Unterhandlungen leitete. Er stieg nach und nach zu Ehren und Würden, fiel aber in Ungnade, als er es wagte, Ludwig XIV. die Liebe der schönen Lamotte Houdancour streitig zu machen. Aus Paris verwiesen, ging er, 2 Jahre nach Karls II. Rückkehr, an dessen üppigen Hof, seine Munterkeit, sein lebhafter Hang zu Vergnügungen, sein Witz, sein Glück und noch mehr seine vielleicht nicht all zu redliche Geschicklichkeit im Spiele unter der herrschenden Liederlichkeit großen Beifall finden mußten. Saint-Evremont, der geistreiche Epikuräer, dessen Held Grammont war, Bussy Rabinton und Hamilton, Grammont's Schwager, versichern, Grammont sey in seinen Liebeshändlen mehr unternehmend als glücklich gewesen, aber bei der Freigebigkeit, die er in seinen Verschwendungen zeigte, besaß er doch Mittel, Weiber zu fesseln, die es mit den Herzenseigenschaften nicht so genau nahmen. Grammont's Gemahlin war Hofdame

der Königin von Frankreich, gefiel aber nicht allgemein am Hofe. Grammont setzte den Epikuräismus, worin St.-Evremont sein Lehrer gewesen war, so lange als möglich fort, ohne auf den frommen Rath seiner Frau viel zu achten, bis er in seinem 75. Jahre von schwerer Krankheit befallen ward. Nach seiner Genesung soll er den Bemühungen, ihn zu bekehren, williger entgegen gekommen seyn. Er starb, 86 J. alt, 1707. Eine seiner beiden Töchter heirathete den Grafen v. Strafford.

Gran, eig. ein Gerstenkorn (vom lat. granum), dann überhaupt ein gewisser Theil vom Ganzen; i. d. Geom. ein Längenmaß, der 10te Theil eines Zolles, der 100ste Theil eines Schuhes und der 1000ste Theil einer Ruthe; es wird so bezeichnet ‴) oder 3) —; in den Apotheken ist es ein besonders übliches kleines Gewicht, so schwer, wie ein Gerstenkorn (granum); es beträgt den 20sten Theil eines Scrupels oder den 60sten Theil eines Quentchens.

Gran, Hauptort der gleichnamigen Gespannschaft Ungarns, am Einfluß der Gran in die Donau, eine königl. Freistadt, hat ein festes Bergschloß, an dessen Fuß die erzbischöfl. Wasserstadt, bei der eine fliegende Brücke ist. Unter den 5 Kirchen zeichnet sich aus die große und prachtvolle Metropolitankirche, erbaut von dem jüngst verst. Cardinal-Erzbischof Alex. v. Rudnay, welche aber noch nicht vollendet ist. Gran hat ein kathol. Gymnasium, Hauptschule, Hospital, über 5500 unadelige Einw., die sich besonders mit Tuchweberei und Färberei beschäftigen. Der Erzbischof von Gran ist Primas in Ungarn, oberster Geh.-Rath, geb. Legat des apostolischen Stuhls zu Rom und seit 1714 Reichsfürst; er hat das Recht, den König zu krönen und den Adelstand zu ertheilen; die Residenz ist Tyrnau (gewöhnlicher Presburg), wohin auch das aus 24 Capitularen bestehende Metropolitanstift verlegt wurde, als die Festung Gran 1543 in die Gewalt der Türken kam, denen sie erst 1683 entrissen ward. Es sind hier auch warme Bäder. Gran ist der Geburtsort des h. Stephan, Königs von Ungarn und Stifters jenes Erzbisthums.

Granada, 1) (Ober-Andalusien), Königreich in Spanien, längs des mittelländ. Meeres, zwischen Cordova, Jaen, Murcia und Sevilla; 454½ QM. groß, mit 844.000 E., ist durch die Gebirge Sierra Nevada und las Alpujarras größtentheils bergig. In demselben Marmor, Alabaster, Edelsteine, Granaten, Eisen und andere Erze. Galläpfel-, Kermes-, Wein-, Obst-, Flachs-, Hanf-, Oliven-, Seiden- und Baumwollenbau. Das Königreich ist in die 3 Provinzen: Granada, Mala und Almeria, getheilt. Granada war zu der Römer Zeit Theil von Hispania beatica. Bei der Eroberung Spaniens durch die Mauren unter der Familie der Ommaijaden wurde es ein integrirender Theil des Königreichs Cordova. Muhammed Abusaid entriß 1231 den Almohaden diese Provinz und stiftete hier ein besonderes arabisches Reich, das unter vorzüglichen Regenten, aber unter steten Fehden mit den Christen in Spanien (vergl. Zegris und Abenzerragen) bis 1492 bestand, bis es, das letzte arabische Reich der Halbinsel, von Ferdinand dem Katholischen erobert wurde. Der letzte Sultan, Ali Abdallah, sich nach Afrika, mit ihm ein Theil seiner Unterthanen, und was nicht gefolgt war, vertrieb in der Folge der Fanatismus und die Inquisition. Granada, die blühendste Provinz Spaniens, wurde dadurch einer Wüste gleich, und die Herrlichkeit der Hauptstadt war dahin. — Die Hauptstadt des Königreichs, Granada, liegt am Fuße der Sierra Nevada und an den Ufern des Xenil und Darro, mit 70.000

Einw. in 12.000 Häusern; zu Zeiten der Mauren soll sie 400.000 Einw. gehabt haben. Sie besteht aus 4 Theilen: das eigentliche Granada, der schönste und volkreichste Theil, mit vielen schönen Gebäuden, Plätzen und Springbrunnen; Alhambra ist die auf einem Hügel gelegene Festung; Albayzim und Antequerula sind Vorstädte, meist von Seidenarbeitern und andern Handwerkern bewohnt. Die meisten guten Häuser haben nach maurischer Art Springbrunnen auf den Höfen; die Höfe selbst werden mit Leinwand überzogen und gewähren so einen kühlen Aufenthalt im Sommer. Granada hat zwar viele schöne Gebäude, eine Universität, gelehrte Gesellschaften u. s. w., bei weitem das Interessanteste aber ist der Hügel Alhambra. Er erhält erstlich einen von Karl V. erbauten, jetzt aber schon sehr verfallenen Pallast, dann das eigentliche Alhambra, den Pallast der maurischen Könige (jetzt Magazine und Pferdeställe). Obwohl ein Theil desselben beim Bau jenes Pallastes abgebrochen wurde, so zeigt doch das noch Vorhandene Spuren der größten Schönheit. Das Aeußere ist nicht auffallend, und mit festen Mauern und Thürmen umgeben; im Innern aber findet man zwei mit Marmor gepflasterte und mit Säulengängen umgebene Höfe, in deren Mitte herrliche Wasserbecken sich befinden. Die Zimmer sind zum Theil noch wohl erhalten, und in vielen befinden sich Springbrunnen, ebenso lieblich durch den Anblick als erfrischend durch die Kühlung, welche sie verbreiten. Auf dem Gipfel des Hügels befindet sich noch ein altes maurisches Lustschloß, das Generalife, von herrlichen Gärten mit vielen Springbrunnen umgeben. Außerdem ist noch merkwürdig: die prächtige Domkirche 425 Fuß lang, 249 breit; der Hochaltar unter einer von 22 Säulen getragenen Kuppel, mit einer Capelle, in der Ferdinand der Katholische und seine Gemahlin Isabella und ihr Schwiegersohn Philipp der Erste mit seiner Gemahlin Johanna begraben liegen, die Soto de Roma, mehre Springbrunnen, und außerhalb der Stadt zu St.-Hieronymus das kostbare Grabmal des großen Feldherrn Gonsalvo (s. d.). Sitz der k. Kanzlei, einer Intendanz und eines Erzbischofs. Diese Stadt war die letzte Besitzung der Mauren in Spanien und wurde ihnen erst unter Ferdinand und Isabella 1492 entrissen. Die Belagerung gab zur Gründung einer kleinen Stadt in der Nähe, Santa Fe (der heilige Glaube), Gelegenheit, welche die Spanier deßhalb anlegten, um den Mauren jede Hoffnung zu benehmen, daß die Belagerung könne aufgehoben werden. Die Ebene, die sich von Granada aus Xenil entlang erstreckt, la Vega de Granada, gleicht einem großen Garten und gehört zu den reizendsten Punkten in Spanien. Sie ist so reich an Maulbeerbäumen, daß bloß die Blattpflückung derselben für die hiesigen Seidenwürmer 3500 Dublonen Pacht gibt. Sie trägt Alles, was das südlichste Europa in Vollkommenheit erzeugt. In der Nähe die Trümmer der Stadt Illiberis. — Neugranada oder das goldene Castilien, s. Südamerika.

Granat, eine zum Kieselgeschlecht gehörige Steinart, hat ihren Namen vom lat. Granum, weil sie am meisten in rundlicher Gestalt vorkommt, und ist von mannigfacher rother, auch schwarzbrauner und olivengrüner Farbe. Nach den Hauptfarben unterscheidet man drei Arten, wovon die erstere edler, die anderen gemeiner Granat genannt werden. 1) Rother (orientalischer) Granat; 2) brauner (Eisen-) Granat; besonders schön am St.-Gotthard; 3) grüner Granat (grüner Eisenstein), dessen gemeine Abarten häufig in Thüringen und Meißen,

auch nebst dem braunen Granat am harzer Spitzenberge. Der böhmische Granat (Pyrop) ist roth, größtentheils durchsichtig, glasglänzend, findet sich am öftersten in Körnern, lose oder eingewachsen in Serpentin, Glimmer ꝛc., doch auch krystallisirt, in den meisten europäischen Ländern, am schönsten in Böhmen, wo die größern durchsichtigen wie andere Edelsteine geschnitten und gefaßt; die kleinern aber auf Mühlen geschliffen und zu Halsschnuren durchbohrt werden, welches letztere mit Diamanten geschieht. Sie übertreffen sogar die orientalischen an Feuer und Schönheit der Farbe. Die ganz kleinen Granaten werden als Ausschuß theils in den Apotheken zum Tariren, theils zu Gartenverzierungen, theils gestoßen anstatt des Schmirgels zum Schleifen weicherer Steine pfundweise verkauft. — Granatschalen, große Granaten, welche ausgehöhlt (geschlägelt, geschliffen) worden sind, damit sie mehr Glanz erhalten und den Rubinen ähnlich werden.

Granatbaum, ein in beiden Indien, im Morgenland, in Nordafrika und in Südeuropa wachsender Fruchtbaum, trägt rundliche Aepfel (Granatäpfel) von der Größe einer Orange, äußerlich von dunkelrother, inwendig von gelbbrauner Farbe mit vielen röthlichen Kernen. Es gibt deren von süßem, sauerm und weinsauerm Geschmacke, und sie werden zur Arznei und Labung gebraucht. In unserm nördlichen Klima zieht man den Baum nur wegen seinen schönen hochrothen Blüthen (die aus dem Süden kommenden, welche man in feine und gemeine theilt, dienen als Zahnpulver und zur Arznei). Die Schale der Frucht wird als Heilmittel und zum Gerben, wie auch zum Schwarzfärben gebraucht.

Granaten (franz. grenades), eiserne Hohlkugeln, welche kleiner sind als die Bomben. Bei einigen Artillerien werden sie nach dem Gewicht einer steinernen Vollkugel, bei andern nach ihrem Durchmesser in Zollen benannt. Die Grenaden haben nach ihrer verschiedenen Bestimmung auch verschiedene Benennungen. 1) Haubitzgrenaden, werden, wie der Name zeigt, aus Haubitzen geworfen. Ihre vorzüglichste Bestimmung ist, lange Linien von Truppen oder Verschanzungen durch Rikoschetts zu bestreichen, Truppen hinter Anhöhen und Brustwehren zu beunruhigen, wo sie von den Kanonen mit den gewöhnlichen Ladungen nicht können getroffen werden, Städte, Dörfer, Magazine u. dgl. anzuzünden ꝛc. In der Entfernung von 2000 Schritten und noch weiter bedient man sich ihrer bloß im Bogen; auf 1000 bis 1600 Schritte rikoschettirt man mit voller Ladung. Auf noch geringern Entfernungen nimmt man schwächere Ladung und tempirt die Bründer kürzer. 2) Kanonengrenaden, sind meistens concentrisch, und man schießt sie aus den schweren Kanonen, sowohl wegen des bessern Treffens, als auch, um mit der Wirkung des Zerspringens eine größere Percussionskraft zu verbinden. 3) Handgrenaden, haben die Größe einer vierpfündigen Kanonenkugel, werden aber jetzt nicht mehr, wie sonst, im wirklichen Infanteriegefecht mit der Hand geworfen, sondern sie werden vorzüglich in Festungen gebraucht, um sie entweder einzeln auf den stürmenden Feind, oder als Wachteln auf die Spitzen der Laufgräben zu werfen. 4) Hebespiegelgrenaden, Wachteln, eine Anzahl Handgrenaden, die aus einem Mörser auf einmal geworfen werden. a) Der Mörser wird mit einer kalibermäßigen Bombe geladen, die auf gewöhnliche Art gefüllt ist. Auf diese kommt ein hohl ausgedrehter Hebespiegel mit einem in seiner Mitte befindlichen Loche für die Brandröhre der Bombe. Um dieses

Loch her sind eine Anzahl halbkugelförmiger Vertiefungen für die hineinzulegenden Handgrenaden befindlich, aus deren Brandröhren lange Lubelfäden herabhängen, damit man ihrer Entzündung gewiß versichert seyn kann. b) Gewöhnlich bleibt aber die Bombe ganz weg, und man setzt einen halbkugelförmig abgedrehten und mit einem Loche für das Leitfeuer versehenen Hebespiegel in den Mörser: in der Oberfläche dieses Hebespiegels sind ebenfalls halbkugelförmige Vertiefungen, in welche die Grenaden gelegt und durch darauf geschüttetes Mehlpulver angefeuert werden. c) Man füllt einen hohlen hölzernen Cylinder mit 3 Lagen zweizündiger Handgrenaden und wirft ihn so gegen die Spitzen der feindlichen Laufgräben. Diese Art heißt auch Grenadhagel, Sprengkugel, Transchenkugel, Rebhühnergrenaden. 5) Wallgrenaden, Sturmgrenaden, waren ehemals Grenaden von großem Kaliber, die man bei Vertheidigung der Bresche auf die Stürmenden herabrollen ließ. Bisweilen wurden sie auch aus 6 Mauerziegeln zusammengesetzt und mit geschmolzenem Zeug überzogen, daß sie eine runde Form erhielten. Jetzt bedient man sich zu diesem Zwecke der schweren Bomben von 70 bis 100 Pfunden.

Grandes. Im castilischen Reiche gab es, wie in Aragon, eine Stufenfolge unter den Edlen des Landes, die theils zum hohen, theils zum niedern Adel gehörten. Jenen bildeten die Ricos Hombres (wörtlich: reiche Männer), diesen die Ritter (Cavalleros) und die Edelbürtigen (Hidalgos). In der Entstehungsart der neuchristlichen Staaten, welche in fortdauerndem Kampfe gegen die Araber sich bildeten und vergrößerten, war es gegründet, daß der hohe Adel, die Abkömmlinge der Männer, die den ersten Waffenbund zur Befreiung des Vaterlandes geschlossen hatten, einen bedeutenden Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten erhielt. Der König war durch sie beschränkt in seiner Gewalt, sie standen ihm als geborene Rathgeber zur Seite und hatten die ersten Ansprüche auf die höchsten Staatsämter. Schon im 13. Jahrh. ward dieser Anspruch derjenigen Adelsgesellschaften, die sich durch Reichthum und alten Besitz der Fürstengunst vor andern die Achtung des Volks erworben hatten, gesetzlich zuerkannt, und selbst der Name Grandes kommt um diese Zeit schon in dem Gesetzbuche (La siete partidas) vor, welches Alfons X. dem castilischen Reiche gab. Jene Auszeichnung gebührte nur den Ersten unter dem hohen Adel, denn Viele wurden zu diesem gerechnet, die nicht Grandes hießen; aber keiner ward Grande genannt, der nicht Rico Hombre war, d. i. aus einem angesehenen altadeligen Geschlechte stammte. Grandes hießen theils die Verwandten des königl. Hauses, theils diejenigen durch Güterreichthum ausgezeichneten Männer aus dem hohen Lehnadel, welchen der König durch Ertheilung des Banners das Recht gegeben hatte, Kriegsvölker als ihre Söldner zu werben, und dieß gab ihnen ein Vorrecht vor den Ricos Hombres, der in der Regel auf ihre Nachkommen forterbte. Sie theilten, als Ricos Hombres, alle Vorrechte des hohen Adels; sie besaßen, wie dieser, gewisse Soldgüter (Königslehne, Herrenlehne genannt), für deren Einkünfte sie dem Könige mit einer verhältnißmäßigen Anzahl von Lanzen (deren jede aus einem Ritter mit 4—5 gerüsteten Leuten bestand) dienen mußten, und konnten diese Lehne nur in gewissen gesetzlich bestimmten Fällen verlieren; sie waren, da sie dem König im Kriege mit Hab und Leben dienten, frei von Steuern; sie durften, ohne besondern Auftrag des Königs, vor keinen bürgerlichen oder peinlichen Richter gefordert werden, und

konnten während der Anarchie des Mittelalters sammt ihren Vasalen ungehindert das Reich verlassen, und dem vaterländischen Gesetze und der Lehnspflicht sich entziehen, um einem andern Fürsten, selbst gegen ihren vorigen Gebieter, zu dienen, ohne daß es ihnen als Hochverrath zugerechnet ward. Außer diesen allgemeinen Vorrechten des hohen Adels und dem Anspruche auf die höchsten Staatswürden, standen den Grandes noch einige Auszeichnungen zu, worunter besonders das Recht gehörte, bei allen öffentlichen Handlungen in Gegenwart des Königs, nach dessen Erlaubniß, das Haupt zu bedecken: ein altes Vorrecht in Spanien, das aus dem Geiste einer beschränkten Feudalmonarchie hervorging, aber auch den Adelswürden, den sogenannten Titulos (Betitelten, d. i. Herzogen, Grafen) zustand. Der König nannte sie: mein Vetter (mi primo), während er die übrigen Besitzer hoher Adelswürden nur: mein Verwandter (mi pariente) nannte. Auf den Reichstagen saßen sie unmittelbar nach den Prälaten, vor den Titulos. Sie hatten freien Zutritt in den Pallast und die Gemächer des Königs, und bei feierlichen Handlungen in der königl. Capelle saßen sie zunächst am Altare. Ihre Gemahlinnen theilten die äußern Vorzüge der männlichen Würde, die Königin stand vor ihnen von ihrem Sitze auf, sie zu empfangen, und es wurden Kissen für sie auf den erhöhten Polstersitz (estrado) gelegt. Seit Ferdinand und Isabella, durch den kraftvollen Ximenes geleitet und unterstützt, die Macht des Lehnadels gebrochen hatten, wurden die alten Vorrechte des hohen Adels geschmälert, und am Ende des 15. Jahrh. verlor sich der Name der Ricos Hombres mit ihren Vorrechten. So wenig Ferdinands Nachfolger, Karl V., im Allgemeinen das Streben nach unumschränkter Königsgewalt aufgab, so fand er doch manche Veranlassung, einige von den Großen des Reichs sich zu verbinden, und andere für die wichtigen Dienste, welche sie ihm bei der Unterdrückung des Aufstandes der Stadtgemeinden geleistet hatten, zu belohnen. Was alter Gebrauch in der Achtung des Volks befestigt hatte, ward von ihm auch durch den Namen Grandezza ausgezeichnet und zu einer besondern Adelswürde erhoben, deren Vorrechte meist nur in äußern Auszeichnungen bestanden. Denn die Macht, welche der Lehnadel in frühern Zeiten besessen, sollte er nicht wieder erhalten, und was unter Ferdinand und Isabella schlau begonnen war, sollte standhaft durchgeführt, aus dem unabhängigen Lehnadel ein abhängiger Hofadel gemacht werden. Es gibt 3 Classen der Grandes. Einigen befahl der König, sich zu bedecken, ehe sie ihn angeredet hatten; dieß waren die Grandes der ersten Classe; Andre erhielten den Befehl, sobald sie geredet hatten; und sie hörten seine Antwort mit bedecktem Haupte: die Grandes der zweiten Classe und wieder Andre empfingen des Königs Befehl erst nach seiner Antwort: die Grandes der dritten Classe. In neuern Zeiten war dieser Rangunterschied zwar veraltet, aber es gab doch noch drei, wenn auch nur unwesentlich verschiedene Classen von Grandes. Alle genossen bis auf die neueste Staatsveränderung, außer dem angegebenen Vorrechte noch die Vorzüge, daß sie den Excellenztitel führten, und daß, wenn sie durch den Saal der Garden im königl. Pallaste gingen, mit dem Fuße gepocht ward, um den Schildwachen ein Zeichen zu geben, das Gewehr vor ihnen zu präsentiren. Andre Auszeichnungen hatten sie nicht vor dem übrigen hohen Adel. Sie bildeten keinen besondern Verein, wie ehedem die Herzoge und Pairs in Frankreich, und keine hohe Würde war ihnen ausschließend bestimmt, ausgenommen

die Würde eines Oberstallmeisters, eines Oberkammerherrn und eines Hauptmanns der Hellebardierer-Garde, aber selbst bei der Ernennung zu diesen Hofämtern war des Königs Willkür im Grunde nicht beschränkt.

Granit, eine Urgebirgsart, bestehend aus einem Conglomerat von kleinen Stückchen Quarz, Feldspath und Glimmer, welche in und mit einander, ohne fremdartigen Bindeteig, verwachsen sind. Diese einzelnen Bestandtheile sind bei den verschiedenen Arten von verschiedener Größe und Korn (der Feldspath ist am häufigsten auskrystallisirt) und können nur zu gleicher Zeit niedergeschlagen und verbunden worden seyn. Granit macht den Hauptkern der Erde aus, auf den sich die übrigen Gebirgsarten gelagert haben, und ist überall verbreitet. Derselbe kommt daher auch bei allen Spitzen der Hochgebirge zum Vorschein und überall, wo man tief genug gräbt, stößt man auf Granit. Einzelne Granitblöcke kommen auch in den tiefsten Niederungen des Niederlandes, so z. B. in dem Sande von Nord-Deutschland und in den Sümpfen Finnlands vor. Blumenbach unterscheidet (wie bei dem Gneis) einen eigentlichen Granit, einen Aftergranit (z. B. statt des Glimmers Hornblende enthaltend), einen übermengten Granit (noch eingesprengte Massen enthaltend) und einen Halbgranit (wo einer jener Theile fehlt). Der Granit bricht zum Theil in ungeheuern Blöcken. Schon in früher Zeit diente der Granit, namentlich der ägyptische rothe, zu Kunstwerken der verschiedensten Art, welche Arbeiten meist nicht polirt wurden. Die Runensteine der alten Nordländer sind wenig, oder gar nicht zugehauene Granitblöcke. Das Fußgestell der bekannten kolossalen Bildsäule Peters des Großen zu Petersburg besteht aus einem, 30.000 Ctr. schweren Granitblocke. In neuerer Zeit verwenden die Steinmetzen den Granit, obwohl derselbe eine vortreffliche Politur annimmt, im Ganzen seltner, indem die Arbeiten zu mühsam und zu theuer sind; indessen zersägt und polirt man die Blöcke und Geschiebe der schönern Granitabänderungen, besonders des Schriftgranits, zu Tischplatten, Reibschalen, Dosenstücken ꝛc. Als Material zum Bau von Häusern, Kirchen, Brücken, Wasserleitungen ꝛc., zum Pflastern der Straßen, zu Ecksteinen ꝛc., wird der Granit häufig benutzt; endlich auch zu Mühlsteinen, Zapfenlagern, zu Gußsteinen auf Messingwerken ꝛc.

Granitelle, Granit mit ganz kleinem Korn. Granitin, so viel wie Apsit, oder Granit, der mehr als seine Hauptbestandtheile hat. Granitoid, Steine, die Aehnlichkeit mit Granit haben, ohne Granit selbst zu seyn.

Gransee, preuß. Stadt im Reg.-Bez. Potsdam in der Provinz Brandenburg, Kreise Ruppin; mit 386 H. und 2200 E., Wollen- und Leinenzeuchweben. Auf dem Luisenplatz das Denkmal der Königin Luise, eine gothische Kapelle.

Granson (Schlacht bei), am zweiten März 1476. Grandson oder Grandsee, ein Städtchen von 850 Einw. im Canton Waadt, am südwestl. Ufer des neuenburger See's. Gegen Morgen liegt das alte Schloß mit einer herrlichen Fernsicht; im Hafen steht ein Fels, ehemals dem Dienste des Neptun geweiht; die Hauptkirche ist ihres Alterthums wegen merkwürdig. Hier wurde Karl der Kühne von Burgund von den Schweizern geschlagen. Dieser Fürst, sonst auch der Verwegene genannt, grollte schon lange gegen das benachbarte freie Land, das er unter seine Botmäßigkeit zu zwingen hoffte. Sein Reichs-

marschall, der Graf Ramont von Savoyen, bestärkte ihn in seinem Vorhaben, weil er selbst in Fehde war mit Bern und Freiburg. Der König von Frankreich nahm sich der bedrohten Eidgenossen an, allein sein Wort war vergebens bei dem stolzen Burgunder. Auch die Anerbietungen der Schweizer, Alles zurück zu geben, was sie ihrem Gegner abgewonnen hätten, blieben erfolglos. Mit starker Heeresmacht brach der Feind zu Anfang des Jahrs 1476 durch die Gebirgspässe des Jura in das friedliche Land ein, überschwemmte es mit seinen Scharen, eroberte mehre Städte und erschien siegreich vor den Thoren von Grandson. Die Besatzung der Stadt, 450 Mann, wahrte ihre Pflicht und schlug sich heldenmüthig. Darüber entbrannte des Herzogs Zorn, er nahm am 21. Febr. Grandson mit Sturm, und was nicht erlag unter dem Schwerte der Sieger, wurde zur Hälfte aufgehängt, zur Hälfte in den See gestürzt. Ueber diese Unthat wuchs den verzagten Schweizern ein Rieseumuth, sich an den Barbaren zu rächen; sie riefen zusammen 18.000 Männer, nach Landesart bewaffnet, rückten gegen Grandson und trafen am zweiten März mit dem 50.000 Mann starken Heere der Burgunder unfern der Stadt zusammen. Der Herzog war den Schweizern ein Kleines entgegen gezogen und hatte sich, die Eidgenossen verachtend, unvorsichtig in einen tiefen und engen Gebirgsweg gewagt, als er plötzlich angegriffen wurde. Ein grimmiger Kampf erhob sich; hier focht gerechter Verzweiflungsmuth für des Landes Errettung, dort gewaltiger Streitmuth um Ehre und Glück. Aber den Burgundern half hier nicht die fertige Waffenübung, nicht des kriegserfahrnen Herzogs Todesverachtung, nicht ihrer Mannschaft Ueberzahl, nicht der früheren Siege Gedächtniß. Die Schweizer schlugen den Widerstand mit gräßlicher Erbitterung nieder, würgten, was nicht fliehen konnte, nahmen des Herzogs Kriegscasse und Edelsteine und all sein Geschütz und Gepäck. Da floh der Burgunder in wilder Hast aus dem befreiten Lande und schwur der Bauern Uebermuth schrecklich zu demüthigen (vgl. Murten). Die Sieger erschienen vor Grandson, und da sich die burgundische Besatzung nicht ergeben wollte, nahmen sie die Festung mit Gewalt. Sie vergalten Gleiches mit Gleichem und rächten sich grausam; die Hälfte der Besatzung hängten sie auf, die andere Hälfte stürzten sie in den See.

Granuliren (granulatio), 1) (Pharm.), leichtflüssige Metalle in kleine Körner verwandeln, indem sie geschmolzen in die mit Kreide ausgestrichene Granulirbüchse (eine hölzerne, inwendig gereifte Büchse, von der Gestalt einer gewöhnlichen Apothekerbüchse, welche jene auch ersetzen kann) heftig bis zum Erkalten geschüttelt, die hinreichend feinen Körner von den gröbern gesondert werden, welche Operation so oft wiederholt wird, bis die erforderliche Quantität gefertigt ist. 2) (Hüttenw.), ein Metall, um es zu probiren, in kleine Körner bringen; man gießt in dieser Absicht das geschmolzene Metall durch einen Besen oder Durchschlag in kaltes Wasser. Man hat dazu auch eine Granulirmaschine oder Granulirwalze, eine Wanne mit einer kleinen Walze, auch welche dünnes Reisig gebunden und welche mit einer Kurbel herumgedreht werden kann, während man das Metall auf die Walze gießt.

Granvella, 1) (Nic. Perennot de), geb. 1486 zu Ornans in der Grafschaft Burgund, studirte zu Dole, ward anfangs Advokat zu Ornans, dann 1518 Parlamentsrath zu Dole, trat 1519 in die Dienste Karls V., der ihn 1530 zum Kanzler ernannte, führte 1540 den Vorsitz

Bristouchill auf St.-Christoph und die Hinwegnahme der Inseln Nevis und Montserrat waren die Waffen Grasse's immer von einem glücklichen Erfolge gewesen; allein als er von Martinique unter Segel ging, um seine Vereinigung mit den Spaniern zu bezwecken, und Jamaica zu nehmen, ging ein finsterer Unstern über seinem Haupte auf. Unterwegs traf er auf die weit stärkere englische Flotte unter Rodney. Die Seeschlacht, auf welche er sich einließ, um ein einzelnes Schiff seiner Escadre zu retten, fiel so unglücklich für ihn aus, daß er sammt seinem Admiralschiffe, die Stadt Paris, den Engländern in die Hände fiel, und von da nach England gebracht wurde, wo er bis zum Abschlusse des Friedens blieb, nach welchem er in sein Vaterland zurückkehrte, und allda den 11. Januar 1788 starb. Seine Memoiren, welche er schrieb, um sich über den Verlust der Schlacht zu rechtfertigen, hatten wenig Einfluß auf die öffentliche Meinung.

Gräßlich, Grausig (Aesth.). Grausen ist der höchste Grad einer dauernden Furcht vor einer großen Gefahr, die sich durch ein fortgesetztes Schauern der Haut zu erkennen gibt, wie es sonst der Frost erregt. Grausig und Gräßlich ist Dasjenige, was durch seine Häßlichkeit den höchsten Grad des sinnlichen Abscheues und Ekels erregt, sodaß die Haut schaudert und die Glieder erstarren. Gräßlich ist der Anblick eines verwesenden Todten, gräßlich das Schlangenhaupt der Medusa. Gräßlich kann eigentlich nur etwas Sichtbares seyn; bloße Schilderungen solcher Gegenstände werden nie diese starke Wirkung, sondern bloß Ekel erwecken. Aber der dramatische Dichter würde den größten Mangel alles Geschmacks und Gefühls verrathen, wenn er etwas Gräßliches auf die Bühne bringen wollte; jeder Zuschauer müßte sich mit Abscheu wegwenden. Auch auf moralische Gegenstände hat man diesen Ausdruck angewandt, und nennt solche Handlungen gräßlich, die durch ihre Unnatürlichkeit jedes, auch das roheste Gefühl empören, und zugleich auf eine Art verrichtet werden, die sinnlich häßlich ist; so ist Vater- oder Muttermord eine gräßliche Handlung. Sie mag die Dichtkunst allerdings darstellen, um den höchsten Abscheu davor zu erregen, und kann es auch; nur muß sie die zu grelle Ausmalung des Ekelhaften vermeiden.

Gratian, s. Kanonisches Recht.

Gratianus, 1) Valentinians I. und der Severa Sohn, schon im neunten Jahre von jenem mit dem Purpur bekleidet; folgte 375, nebst seinem 4jährigen Stiefbruder, Valentinianus II., in den Abendländern seinem Vater, und ward so Mitkaiser seines Oheim Valens, dem er, nach Besiegung der Germanen, da jener schon bei Adrianopel gegen die Westgothen 378 Schlacht und Leben verloren, zu Hülfe kommen wollte, als er die Nachricht von dessen Tode erhielt. Zum Widerstande zu schwach rief er den Theodosius (dessen Vater er unschuldig hatte hinrichten lassen) aus Spanien als Feldherr nach Thrakien und ernannte ihn bald darauf 379 zum Augustus des Orients. Während dieser nun da glücklich Krieg führte, ergab sich Gratianus den Vergnügungen und ließ sich von Geistlichen beherrschen. Da erhob sich 382 Maximus aus Britannien gegen ihn, drang in Gallien ein, und Gratianus von den Seinigen verlassen, ward 383 getödtet. Gratianus war der erste römische Kaiser, der die Würde eines Pontifex maximus nicht annahm. 2) Gratianus, wurde von den römischen Legionen in Britannien gegen Honorius zum Kaiser ausgerufen, von denselben aber schon nach 4 Monaten getödtet, und Konstantin dafür ernannt.

Gratius, mit dem Beinamen **Faliscus**, aus Falerii in Etrurien, ein Schriftsteller des Augusteischen Zeitalters und Freund des Ovid, der seiner rühmlichst gedenkt. Er hinterließ ein Lehrgedicht über die Jagd: „Cynegeticon", welches jedoch nicht ganz auf uns gekommen ist. Ausgaben: Leipzig 1659, 4.; mit Bemerkungen von Janus Ulitius, London 1699, 8.; cum not. var. Mietau 1775, und in Burmanns Sammlung der „Poet. lat. min.", Leyden 1731, 2 Bde. 4. Die erste Entdeckung dieses Gedichts wird gewöhnlich dem Sannazar zugeschrieben.

Graubündten, in ältern Zeiten hohen Rhätien, einer der merkwürdigsten Cantone der schweizerischen Eidgenossenschaft, in der Rangordnung der fünfzehnte, liegt in der östlichen Schweiz, grenzt im N. an Glarus, St.-Gallen und den Vorarlberg; im O. an Tirol; im S. an das Veltlin, Mailand und den Canton Tessino; im W. an den Canton Uri, und enthält einen Flächenraum von 140 QM. Dieser von den höchsten Gebirgen umgebene und durchschnittene Canton ist bis jetzt von Fremden am wenigsten besucht und überhaupt noch wenig bekannt. Die Alpen erheben sich bis 11.000 F., die Schneelinie bis 8200 und 8400 F. Man zählt 241 Gletscher (welche 60—65 Q.Stunden bedecken), 160 Haupt- und Nebenthäler, 56 Wasserfälle. Hier entspringen der Inn und der Rhein. In dem volkreichsten Thale Engadin hat der niedrigste Theil zu Martinsbrück 3234 F.; das höchstgelegene hat 5600 F. Meerhöhe. Die klimatischen Verhältnisse wechseln daher in Graubündten auffallend. Im ganzen Lande kennt man außer Alpenwirthschaft (der Canton hat 120.000 Stück Hornvieh, 150.000 Schafe, 60—70.000 Ziegen) und wenigem Ackerbau beinahe keine andere Betriebsamkeit, ausgenommen, daß die Einwohner des Ober-Engadin, eines großen südöstlichen Thales, sich in ganz Europa als Kuchenbäcker oder sogenannte Schweizerbäcker zerstreuen, mit dem erworbenen Gelde aber gern wieder in die Heimath zurückkehren. Der Handel der Graubündtner wird durch die Engpässe ihrer Grenzen ungemein gehindert. Man führt hauptsächlich nach Mailand Vieh, Käse, Steinkohlen und seltene Fossilien aus; man nimmt dafür Korn, Salz, Leinwand und Tücher vom Auslande. Die Bevölkerung des Cantons ist ungefähr 98.000 Seelen, wovon 37.000 kathol. Religion; die übrigen bekennen sich zur helvetisch-protestantischen Kirche. Aber die Geistlichen der Letztern müssen nebenher sich auf den Handel legen. Die Einwohner von drei verschiedenen Völkerstämmen reden auch drei verschiedene Sprachen; zur deutschen Sprache gehören etwa 30.000, zur romanischen oder ladinischen (einem Ueberbleibsel der alten Romana rustica) 40.000 und zur italienischen 13.000. Die Landesschulen bedürfen noch vieler Verbesserungen. Für angenehme und nützliche Unterhaltungen sorgen viele Lesegesellschaften und die lat. Cantons-Schule zu Chur verdient den bessern ähnlichen Anstalten in der Schweiz gleich gestellt zu werden. — Das Land zerfällt in drei Theile: der obere oder graue Bund, entstanden 1424, als die Jahrhunderte lang von Adel und Geistlichkeit gedrückten Einwohner des nordwestlichen Theiles dieses Joch abschüttelten. Der Gotteshausbund, welcher die mittlern und südöstlichen Gegenden umfaßt, entstand ebenso bald nachher, und 1436 der Bund der 10 Gerichte oder der nordöstliche Theil; 1471 traten alle drei zusammen in einen allgemeinen und ewigen Bund, und seitdem erhielt Rhätien seinen jetzigen Namen. Graubündten gehörte bis 1798 zu den zugewandten Orten, ist aber seitdem ein Canton. — Die Räthe und Gemeinden dieses rein demokratischen

tern verschaffte ihm die durch Hasse's Abgang erledigte Stelle eines Tenoristen zu Braunschweig. Da hier die Arien seiner ersten Rolle, wie Schurmann sie componirt hatte, nicht nach seinem Geschmack waren, verfertigte er eine andre Musik für selbige und sang sie zur großen Zufriedenheit des Hofes (im Carneval 1725). Man gab ihm nun den Auftrag, die Oper für den nächsten Sommer in Musik zu setzen, und zugleich den Posten einer Vicecapellmeisters. Unterdeß fuhr er fort, in jeder Oper bald seine eigenen, bald fremde Compositionen zu singen. So verlebte er, allgemein geachtet, mehre Jahre, bis ihn der Kronprinz von Preußen sich vom Herzog Ferdinand Albrecht erbat und ihn 1735 als Kammersänger bei seiner Capelle zu Rheinsberg anstellte. Hier faßte er Cantaten für die Concerte des Prinzen ab, welche er zugleich als Sänger vortrug. Als der Prinz 1740 den Thron bestieg, ernannte er ihn zu seinem Capellmeister und schickte ihn nach Italien, um für die neu zu errichtende Oper die nöthigen Sänger und Sängerinnen anzuwerben. Graun ließ sich auf dieser Reise auch in seinen eignen Compositionen mit Beifall als Sänger hören. Nach seiner Rückkehr vermehrte der König sein Gehalt auf 2000 Thlr., und Graun beschäftigte sich seitdem ununterbrochen mit Compositionen für die Oper, bis er 1759 starb. Sein Hauptvorzug als Sänger bestand in dem Vortrag des Adagio, wiewohl er auch kräftige Partien mit Geschmack und Leichtigkeit vortrug. Seine Stimme war ein hoher Tenor, dem es wohl an Nachdruck, aber nicht an Anmuth gebrach. Der König vergoß Thränen, als er den Tod Graun's zu Dresden erfuhr. Man zählt ihn zu den verständigsten und gründlichsten Tonsetzern. Die ersten Compositionen, welche man von ihm kennt, sind die Motetten, welche er in Dresden für die Kreuzschule componirte. Später componirte er für den Cantor Reinhold eine Menge Kirchenstücke. Die Zahl seiner Werke, die er in Braunschweig, Rheinsberg und Berlin verfertigte, ist sehr groß; es sind darunter gegen 30 Opern. „Die Schilderung des übermäßig Großen und Starken," sagt Speth in seinem trefflichen Werke: „Die Kunst in Italien", 3. Thl. S. 392, lag nicht im Umfange seines Genies. Die Empfindungen des Zärtlichen sagten ihm mehr zu, mehr die sanften als die starken Leidenschaften. Das Rührende war eigentlich sein Fach; seine Musik zu Ramler's Passionsoratorium: „Der Tod Jesu", ist sein Meisterwerk wegen der darin befindlichen Recitative und Chöre. Hier konnte er seine liebliche, angenehme Melodie, seinen rührenden Gesang entwickeln. Sein Styl ist klar, faßlich, voll edler Simplicität, aber seine Begleitung reell und mannigfaltig."

Graupen, beim Bergbaue, die gröbsten Stücke der gepochten Erze auf den Pochwerken; auch kleine Stückchen Erz oder Metall, welche man in lockerer Gestalt oder anderen Erz- und Steinarten einverleibt findet.

Grausamkeit (Psychol.), herrschende Neigung, fühlenden Wesen (also auch Thieren) ohne allen, oder ohne hinreichenden Grund, Schmerzen zu machen und daran Vergnügen zu finden; ist in ethischer Hinsicht ein Charakterfehler, und da sie nur dann hervortritt, wo alle edlern Keime der Menschennatur erstickt sind, immer verabscheuungswürdig. Wo dagegen dieser Keim noch gar nicht entwickelt ist, ist eine Handlung, wenn sie auch durch das unnöthige Leiden, das einem fühlenden Wesen zugefügt wird, den äußern Charakter einer grausamen hat, doch keine Grausamkeit, wie die Martern, welche unverständige

Kinder in ihren Spielen Thieren zufügen. Nur uneigentlich sagt man auch, daß Raubthiere gegen andere Thiere grausam sind. Hauptquellen der Grausamkeit sind: Stumpfheit des Geistes, die alles Mitgefühl ausschließt, und roher Egoismns. Herrschsucht, Fanatismus, Rachsucht, Eifersucht führen zu ihr, indem sie den Egoismus steigern und keinem wohlwollenden Gefühle Raum lassen.

Grave, 1) Festung in der niederländischen Prov. Nieder-Brabant, an der Maas; 1600 Ew. 2) Flecken im franz. Depart. Ober-Alpen, Bez. Briançan; 1800 Ew.

Grave (Tonk.) bezeichnet eine langsame, ernsthafte Bewegung, wodurch meistens das Feierliche, Pathetische ausgedrückt wird.

Grave, ein kleiner Landstrich im franz. Departement der Gironde, berühmt durch seinen Weinbau (Graveswein, der, weil er sich sehr gut auf langen Seereisen hält, fast nach allen Ländern versandt wird). Es gibt weißen und rothen, der auf einem mehr oder weniger steinigen Boden wächst, wenig oder keinen Göhr, aber viel Blume (bouquet) hat. Man theilt sie in 4 Sorten ein, deren Preise zwischen 350 und 150 Francs wechseln; der vorzüglichste ist der Haut-Brion. Auch rechnet man zu dem Graves den schönen St.-Emillion an der Dordogne, bei Libourne, der größtentheils nach dem Norden versendet wird.

Gravelines (Grevelingen), Stadt im französ. Departement Nord, Bez. Dunkerque, an der Mündung der Aa in den Pas de Calais; 260 H., 3600 E., Stärkefabrik, Hafen, Schiffbau, Fischerei, Schifffahrt, Leuchtthurm.

Gravesande (Wilhelm Jakob), Philosoph und Mathematiker, geb. 1688 zu Herzogenbusch in Holland, und aus einer Patricier-Familie zu Delft stammend, welche unter ihrem vollen Namen: Storm van's Gravesande, durch ihre treue Anhänglichkeit an den Prinzen von Oranien, berühmt ist; studirte zu Leyden anfangs die Rechte, wandte sich jedoch bald zu den Naturwissenschaften und gab als Ergebniß seiner Forschung seinen „Versuch über die Perspective" heraus, welchem nicht sowohl die Theilnahme des Publikums, sondern auch der Beifall Bernoulli's in hohem Grade zu Theil ward. Nachdem er sich die juristische Doctorwürde erworben, gab er von 1713 bis 1722 in Verbindung mit mehren jungen vaterländischen Gelehrten das „Journal littéraire" heraus, welches später in Leyden unter dem Titel: „Journal de la république des lettres", fortgesetzt wurde. Die Beiträge, welche Gravesande zu diesem poetischen Werke lieferte, gaben demselben besonders Berühmtheit, und seine Abhandlungen über die Construction der pneumatischen Maschinen, über die Theorie der Kräfte und über den Stoß in Bewegung gebrachter Körper, über die Bewegung der Erde ꝛc. interessirten die Mathematiker ebenso wie seine Betrachtungen über die Freiheit der Philosophen. Gravesande hielt es nicht für durchaus unmöglich, eine Maschine zu verfertigen, die in ununterbrochener Bewegung durch sich selbst seyn könne: ein Grundsatz, den er später in einigen kleinen Gelegenheitsschriften näher entwickelte und durch Gründe zu belegen suchte. Bei seiner Reise nach London (1715), als damaliger Gesandtschaftssecretair, ward er Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften. Damals machte er auch die Bekanntschaft mit dem Bischofe von Salisbury, Burnet, und Andern. 1717 ertheilte man ihm in seinem Vaterlande die Stelle eines Professors der Astronomie und Mathematik zu Leyden und später

die eines Professors der Philosophie, welche Plätze er würdevoll ausfüllte. Wie sehr sich sein Ruhm ausbreitete, davon finden wir darin einen Beleg, daß ihn der Landgraf von Hessen-Kassel zwei Mal (1721 und 1722) zu sich berief, um sein Urtheil über das von Orphireus damals aufgestellte Perpetuum mobile zu vernehmen. Durch den Verlust zweier hoffnungsvoller Söhne wurde er so sehr gebeugt, daß er am 28. Februar 1742 in einem Alter von 55 Jahren starb. Gravesande besaß einen penetrirenden und umfassenden Geist; während dem Gerede mehrer Menschen konnte er wichtige Probleme lösen. Aus Anhänglichkeit an sein Vaterland schlug er mehre Anerbietungen von auswärtigen Höfen aus und diente demselben während des spanischen Successionskrieges theils durch seine Rathschläge bei finanziellen Angelegenheiten, theils durch seine Kunst im Dechiffriren aufgefangener Depeschen. Für Newton hatte er eine ungemeine Verehrung; doch war er deßwegen nicht so blind, um nicht bei weiterm Studium Leibnitz in den Punkten beizupflichten, wo derselbe mit Recht andrer Meinung wie der Engländer ist. Nicht minder groß waren seine Verdienste in der Philosophie, wo er sich der von Spinoza und Hobbes aufgestellten fatalistischen Lehre von der Vorherbestimmung mit aller Kraft widersetzte. Von seinen trefflichen Schriften nennen wir nur, außer den schon erwähnten: 1) „Physices elementa mathematica, experimentis confirmata" (nebst einer Einleitung in die Newton'sche Philosophie, Haag, letzte Ausg. 1742, ins Engl. und Franz. übers.); 2) „Matheseos universalis elementa etc." (Leyden 1727); 3) „Introductio ad philosophiam, metaphysicam et logicam" (in 3 Aufl., Leyden); 4) „Arithmetica universalis, de Newton" (Haag 1732).

Gravina (Karl, Herzog von), span. Admiral, geb. zu Neapel 1747, war, vorgeblich, ein natürlicher Sohn König Karls III., der ihm den Herzogstitel verlieh, nahm Seedienste und bewies bei seiner ersten Unternehmung gegen Algier, unter dem berüchtigten Barcello, großen Muth. In der Folge sicherte er mit 2 Fregatten die spanischen Küsten gegen die Anfälle der Barbaresken. Im franz. Revolutionskriege erhielt er, nach der Befreiung des Schlosses Roses, den Titel Contreadmiral und befehligte die vereinigte französisch-spanische Flotte in der Schlacht bei Trafalgar, die wider seinen Rath unternommen worden war. Er starb an den Wunden, die er in derselben erhalten hatte, zu Anfang des Januar 1806.

Graviren, die Kunst, auf Metalle oder edle Steine Zeichnungen zu stechen und einzugraben; ein Zweig der Bildhauerkunst, der wiederum nach dem Stoffe und der Manier sich verschieden theilt. Ursprünglich gravirte man auf Holz, hieraus entstand der Holzschnitt; dann auf Metalle mit Scheidewasser, dieß nannte man Aetzkunst; schwarze Kunst heißt es, wenn man mit dem Schabmesser, dem Polirer oder Wolfszahn und dem Punzen arbeitet. Gravirt man auf Stein, sodaß es Handzeichnungen nachahmt, so nennt man dieß Lithographie; Steinschneidekunst aber, wenn man in edle Steine Bildwerke gräbt; entweder sind dieß Cameen, in erhobener Arbeit, oder Gemmen, in vertiefter Arbeit, Intaglio's, von welchen auch Abdrücke oder Pasten in Wachs, Siegellack oder einer Art von Schwefelmasse gemacht werden. Noch gehört hierher das Graviren der Petschafte, das Stempelschneiden bei Münzen. Der berühmteste Steinschneider des Alterthums war Pyrgoteles. Nur er durfte den Alexander in Stein schneiden, sowie nur Apelles ihn malen, nur Lysippus seine Statue bilden durfte.

2) Gravíren, beschweren, zur Last fallen, zu Schulden kommen; daher Gravantia, beschwerende Umstände, z. B. bei einem Angeschuldigten, die ihn des Verbrechens noch verdächtiger machen ꝛc.

Gravis, s. Accent.

Gravitation, die Schwerkraft, der Druck der eigenthümlichen Schwere eines Körpers. Das von Newton zuerst in seiner Allgemeinheit geltend gemachte Princip, nach dem alle körperliche Massen ein Streben haben, einander, und zwar im Verhältniß ihrer Massen, sich zu nähern, oder einander anzuziehen. Alle Phänomene der Schwere beruhen auf ihr; vorzüglich folgereich ist aber das Princip der Gravitation für die Astronomie, wo eine Menge der verwickeltsten Probleme durch dasselbe Erklärung erhalten. Das Hauptgesetz hierbei ist: die Gravitation eines Körpers verhält sich zu dem andern direct, wie die Masse des andern, und umgekehrt, wie das Quadrat der Entfernung beider Körper. Da alle Gravitation eine gegenseitige ist, so gravitiren nicht nur die Planeten gegen die Sonne (werden von ihr angezogen), sondern die Sonne gravitirt auch gegen die Planeten; ebenso gravitirt die Erde gegen den Mond, wie dieser gegen die Erde. In dem Umlaufe der Himmelskörper um einander ist die Gravitation die eine der beiden Bewegungskräfte. Liefe nur ein Planet um die Sonne, so würden beide Körper um einen gemeinschaftlichen Punkt (Gravitationspunkt), der sich aus dem Verhältnisse ihrer Massen gegen einander ergäbe, Ellipsen beschreiben. Kommt aber noch ein dritter Körper (wie bei der Bewegung der Erde der Mond) hinzu, so wird die Ausmittelung des gemeinschaftlichen Gravitationspunktes schwieriger, und es geht daraus für die Astronomie die Aufgabe der drei Körper hervor. Eine der sinnreichsten Anwendungen der Gravitationstheorie ist die Bestimmung der Massen der Himmelskörper. Man kann sich bei Kugelkörpern die ganze Masse im Mittelpunkte zusammengedrängt denken und also aus der Stärke der Gravitation auf die Masse des anziehenden Körpers schließen. Die Stärke der Gravitation aber verhält sich wie der Raum, durch den der schwere Körper in einer bestimmten Entfernung in der ersten Secunde fällt. Der aus Berechnung sich ergebende Satz ist nun: Die Massen verhalten sich wie die Cubikzahlen der Axen von den Bahnen, dividirt durch die Quadratzahlen der Umlaufszeiten; die Massen aber durch die Volumina, oder körperlichen Räume dividirt, geben die Verhältnisse der Dichtigkeiten. Seine weitere Ausbildung verdankt dieß System vorzüglich Laplace. — Newton's Gravitationstheorie ist entwickelt in seinen »Principia mathematica philosophiae naturalis» (London 1687). Maclaurie (»An account of Sir Newton's philosophical discoveries,» Lond. 1748), und Pemberton (»A view of Newton's philosophy» Lond. 1728) gewähren brauchbare Uebersichten; leichter sind Voltaire's »Elémens de la philosophie de Newton, mis à la portée de tout le monde» (Lausanne 1773). — Laplace's Forschungen über diese Materie enthält sein »Traité de mécanique célestе» (bis jetzt 5 Bde. 4.). Auch auf der Erde gravitirt nicht nur der einzelne schwere Körper gegen die Erde als Masse, sondern die Erde als Ganzes (wiewohl gegen Geringfügigkeit unmerklich) gegen einzelne abgelöste Körper auf ihr. Auch alle Einzeltheile unter sich gravitiren gleichmäßig; daher würde ein einzelner Körper, in die Tiefe der Erde bis zu deren Mittelpunkte versenkt, seine Schwere allmälig ganz verlieren. Die Richtung der Schwere geht genau

dem Erdmittelpunkte auch nur insofern, als die Massenanziehung eine gleichmäßige ist. In der Nähe von Bergen fallende Körper werden daher von ihrer (perpendiculairen) Richtung um etwas abgelenkt, indem auch die Bergmasse ihre Anziehungskraft auf sie äußert; diese Ablenkung beträgt jedoch nach Versuchen, die man über die Seitenanziehung der Berge, insbesondere Maskelyne am Berge Schallien in Schottland anstellte, nicht so viel, als nach den Berechnungen zu erwarten wäre, woraus man zu dem Schlusse sich berechtigt geglaubt hat, daß die Erde in ihrem Innern nicht nur durchaus massiv, zugleich auch, wahrscheinlich wegen eines reichlichen, auf ⅓ bis ¼ anzuschlagenden Metallgehalts, wenigstens 4½ Mal dichter als das Wasser sey. Diese Dichtigkeit muß indessen, nach Berechnungen, welche Cavendish bekannt gemacht hat, und die sich auf einen von Coulomb erfundenen Apparat gründen, der wesentlich in einer feinen Drehwage besteht, an welcher Bleikugeln aufgehangen sind, die, mittelst ihnen genäherter Bleimassen, durch einfache Attraction in fibrirende Bewegung gesetzt werden, noch etwas höher, nämlich zu 5,48 gegen die specifische Schwere des Wassers geschätzt werden.

Grävius (Joh. Georg, eigentlich Gräfe), berühmter Philolog und Kritiker, geb. 1632 zu Naumburg a. d. Saale, bezog die Universität Leipzig, um die Rechtswissenschaften zu studiren, entschied sich aber mehr für das Studium der Alterthumswissenschaften. Auf einer Reise nach Ostfriesland machte er die Bekanntschaft mit Salmasius, Heinsius und Friedrich Gronovius. Der Eindruck, welchen die Bekanntschaft mit diesen geistreichen Männern bei ihm zurückließ, fesselte ihn an Holland. Die bessere Latinität war damals sehr gesunken. Statt Cicero hatte man sich den Ennius, Plautus u. a. Lateiner zu Gewährsmännern genommen. Grävius, von solchen Lehrern gebildet, welche die lateinische Sprache in zerhackten Perioden herabwürdigten, lernte bei Gronovius die Forderungen der bessern Latinität kennen. Er verließ daher das Studium der Jurisprudenz und widmete sich in Deventer der Philologie. Unter David Blondel und Alexander Morus setzte er in Amsterdam seine Studien fort und legte hier auf Antrieb seiner Lehrer das reformirte Glaubensbekenntniß ab. 1656 nahm er den Ruf eines Professors nach Duisburg an. Nach einem zweijährigen Aufenthalte daselbst übernahm er die Stelle eines Directors am Gymnasium zu Deventer. Drei Jahre darauf ging er als Professor der Geschichte nach Utrecht ab. Die glänzendsten Anerbietungen mehrer Höfe Europa's, welche sich um seinen Besitz bewarben, schlug er aus, und hatte bis ans Ende seiner Tage (11. Jan. 1703) das Vergnügen, sich von den höchsten Monarchen besonders geehrt zu sehen. Die von Grävius besorgten Ausgaben des Hesiod, Cicero, Catull, Tibull, Properz, Justin, Sueton, Florus, Cäsar a. a. classische Autoren befestigten seinen Ruhm als eines gründlichen und — was zu seiner Zeit selten war — auch eleganten Sprachforschers, und sein »Thesaurus antiquitatum romanorum« (Utrecht 1694—99, 12 Bd., Fol.), sowie der nach seinem Tode von Burmann beendete »Thesausus antiquitatum et historiarum Italiae« (Leyden 1704—23, 9 Thle., Fol., in 30 Bdn.) und der «Thes. antiq. et histor. Sicil., Sardin., Corsicae» (Leyden 1723—25, 14 Bde., Fol.) gereichen ihm wahrhaft zur Ehre. — Sein hoffnungsvoller Sohn, Theodor Georg Grävius, 1691 zum Magister Legens der Beredtsamkeit zu Utrecht ernannt, starb zu frühe, um die schönen Hoffnungen zu verwirklichen, zu denen er berechtigte.

Gray (Johanna), älteste Tochter der Marquise von Dorset, Enkelin der Herzogin von Suffolk (früher Gemahlin Ludwigs XII.), Urenkelin König Heinrichs VII. von England. Sie verheirathete sich mit dem Lord Guilford, dem Sohn des damals allmächtigen Ministers Dudley, Herzog von Northumberland, und durch die Bemühung dieses kam es dahin, daß Eduard VI., Sohn Heinrichs VIII. und Enkel Heinrichs VII., seine Schwestern Maria und Elisabeth, die schon früher von dem erkauften Parlamente für Bastarden erklärt waren, vom Throne ausschloß (besonders weil Maria dem Katholicismus sehr geneigt war, Eduard VI. und Northumberland aber den Protestantismus begünstigten), und Johanna Gray, die dann allerdings die nächsten Ansprüche hatte, für seine nächste und natürliche Thronfolgerin erklärte. Eduard VI. that dieß, indem er seinem Ministerium seine Meinung eröffnete und, als dieses einwandte, daß Ersteres ungesetzmäßig und mehren Parlamentsacten widersprechend sey, befahl er, ihm als König zu gehorchen. Nach dem Tode Eduards VI., der den 6. August 1553 erfolgte, wollte Northumberland diesen geheim gehalten haben, bis er sich der Personen der Maria und Elisabeth bemächtigt hätte; Maria ward aber gewarnt und entging der Falle. Northumberland mußte nun offen handeln, er erschien vor Johanna, die in stiller Zurückgezogenheit nur den Wissenschaften gelebt hatte, und begrüßte sie als Königin. Nur ungern und die Ungerechtigkeit, die dadurch den Prinzessinnen Maria und Elisabeth zugefügt würde, beklagend, nahm diese die Krone an und wurde nun in London als Königin ausgerufen; nicht so im übrigen England, wo Maria als Königin anerkannt ward. Sogleich rückte Northumberland mit 6000 Mann gegen die Armee Mariens aus, allein das Heer Mariens war noch einmal so stark, und Northumberland schrieb daher nach London um Verstärkung. Der Geheimerath, der bis jetzt in einer Art Gefangenschaft im Tower eingeschlossen gewesen war, erkannte, als er, um ein Heer zu schaffen, in Freiheit gesetzt wurde, sogleich Maria an, und das ganze Volk folgte seinem Beispiele. Northumberland selbst mußte nachgeben und Marien huldigen. Diese ließ ihn jedoch, seinen Bruder, vier seiner Söhne, mehre Große und Johanna Gray in den Tower setzen und Northumberland mit mehren seiner Anhänger hinrichten. Während dieser Vorgänge hatten Johanna und ihr Gemahl bereits eben daselbst gelebt, und der Herzog von Suffolk, ihr Vater, wollte diese Festung gegen die anrückenden Truppen der Maria vertheidigen; allein gezwungen, die Thore zu öffnen, waren somit auch Johanna und Guilford in die Hände der Siegerin gefallen, und beide wurden jetzt an demselben Orte als Gefangene bewacht, wo sie kurz vorher im Glanze der Majestät gewohnt hatten. Ein Spruch des Parlaments verurtheilte die unglücklichen Gatten, deren einziger Fehler der war, den ehrgeizigen Absichten ihrer Verwandten nicht genug Widerstand geleistet zu haben, zum Tode; Maria bestätigte jedoch aus Staatsgründen dieß Mal das Urtheil nicht. Johanna und Guilford blieben bloß in strenger Haft. Vielleicht wäre auch eine lebenslängliche Gefangenschaft ihr Loos geblieben, hätte sich nicht Johanna's eigner Vater, der Herzog von Suffolk, dem Maria schon einmal verziehen hatte, an die Spitze einer unzufriedenen Partei gestellt, worin die Königin und ihre Räthe nichts Anders als den Versuch, seine Tochter wieder auf den Thron zu setzen, erblicken konnten. So wenig Johanna davon wußte, so entfernt ihr Herz davon war, so beschleunigte dieß

doch den Befehl, sowohl Johanna als ihren Gemahl aus der Welt zu schaffen. Sie empfing die Nachricht mit großer Gelassenheit und beklagte viel mehr als sich den jungen Gatten, und besonders den unglücklichen Vater, den der Vorwurf peinigte, seine Tochter aufgeopfert zu haben. Man hoffte, sie würde im Angesichte des Todes zu der kathol. Kirche übertreten; dem Propst von Windsor, D. Feckenham, einem gelehrten und fein gebildeten Manne, wurde der Versuch aufgetragen. Johanna empfing ihn mit einer Milde und Zartheit, die ihn selbst tief bewegte. Sie vertheidigte ihren Glauben mit Gewandtheit und Beredtsamkeit. Das Blutgerüst ward innerhalb des Towers errichtet. Feckenham wich nicht von ihrer Seite; ihr Gebetbuch in der Hand, achtete sie wenig auf seine Zusprache. In einer kurzgefaßten Rede klagte sie sich nochmals der übereilten Annahme der Krone an, wiewohl ihr Herz sich nie darnach gesehnt, und demüthigte sich vor Gott, der sie durch Leiden der Anhänglichkeit an das Irdische habe entreißen wollen. Den Nachrichter bat sie, schnell mit ihr zu enden. Sie verband sich die Augen, streckte das Haupt willig auf den Block hin, und unter dem brünstigen Gebet: „Herr! in Deine Hände befehle ich meinen Geist!" ward es vom Körper getrennt (12. Febr. 1554). Sie war in einem Zeitraume von 59 Jahren die dritte Königin, welche England auf diese Art enden sah. In der Capelle des Towers wurde sie neben Guilford bestattet. Siebzehn Jahre war die unglückliche Fürstin alt. Aeußere und innere Reize schmückten sie im gleichen Grade. Sie las und schrieb Griechisch und Lateinisch, war sanft und wohlthätig und ein Muster ehelicher Zärtlichkeit. In der Nacht vor ihrem Tode schrieb sie einen Trostbrief an die Gräfin Pembrocke, ihre Schwester, und einen an ihren Gemahl, den sie noch den Schmerz hatte, zum Tode führen zu sehen. Am 17. Febr. wurde auch ihr Vater enthauptet. Mehre Dichter (u. A. Rowe und Wieland) haben das Schicksal dieser Fürstin als Stoff einer Tragödie behandelt; da aber Johanna Gray ein durchaus mehr leidender als handelnder Charakter ist, so hat der Erfolg gezeigt, daß die Katastrophe ihres Unterganges sich ebenso wenig zu einer dramatischen Darstellung eignet, wie das Ende der Anna Boleyn.

Gray (Thomas), Englands Pindaros, und durch einige seiner Gedichte, besonders aber durch seine berühmte Elegie auf einem Dorfkirchhofe (»Elegy written on a Country-churchyard») durch Gotter, Kosegarten und Seume in Deutschland bekannt, geb. 1716 zu London, vollendete seine Studien zu Cambridge und zog von da nach London, um daselbst die Rechtswissenschaften zu studiren. Hier knüpfte er mit Gilbert West, dem nachher bekannt gewordenen Dichter, ein vertrautes Freundschaftsverhältniß an. Durch die Verbindung mit der Familie Walpole, die vom Glück besser bedacht war als er, erhielt er Gelegenheit, ins Ausland zu reisen und sich einige Zeit in Italien aufzuhalten. Seine Briefe, welche er über Italien schrieb, gehören zu den geistreichsten und elegantesten Reisebeschreibungen. 1741 betrat er wieder sein Vaterland, wo er Cambridge zu seinem Aufenthaltsorte wählte. Er war schon über 40 Jahre alt, als er zum Lehrer der Geschichte und der neuern Sprachen an der Universität daselbst ernannt wurde. In den letzten 10 Jahren seines Lebens beschäftigte er sich noch fleißig mit der Naturgeschichte. Er starb 1771. Gray ist unstreitig einer der vorzüglichsten Dichter aus der jüngern Periode der englischen Literatur. Sein poetischer Nachlaß ist nicht groß, und mehre

Gedichte, die er angefangen, sowohl in englischer als in lateinischer Sprache, sind unvollendet geblieben. In allen denen, die er selbst dem Publikum mitgetheilt hat, ist poetisches Feuer und Würde des Gefühls vereinigt mit kräftigen Gedanken und einer classischen Eleganz der Sprache und des Styls. Was sie außerdem noch auszeichnet, ist eine philosophische Tendenz, die sich in Betrachtungen über das Ganze des menschlichen Lebens mit melancholischem Ernste verbreitet. Gray's Oden übertreffen fast alle früheren und späteren in der englischen Literatur, die mit unzähligen mißlungenen Oden überladen ist. Etwas ganz Neues in diesem Theile der Literatur waren die nordischen oder altbritischen oder walischen Sagen und Mythen, die Gray mit wahrhaft lyrischer Begeisterung und ohne Künstelei in das Gebiet der englischen Odenpoesie herübergezogen hat. Gegen den Charakter der Ode, im strengeren Sinne, fehlt aber auch Gray, wie die meisten englischen Odendichter, bald durch ein übertriebenes Pindarisiren, bald durch eine zu üppige Fülle von Worten und Bildern. Auch die Gedanken in seinen Oden sind mehr treffend und feierlich als neu und hinreißend. Einige dieser Oden können füglich auch Lieder genannt werden. Seine Elegie auf einem Dorfkirchhofe ist einzig in ihrer Art; ein melancholisches Gemälde der höchsten und edelsten Bestrebungen des menschlichen Geistes im Contraste mit den zufälligen Beschränkungen des Genies und der Seelengröße. Tadeln könnte man an diesem trefflichen Gedichte, daß es für die ungeschmückte Sprache des Gefühls fast zu sorgfältig geglättet und gefeilt ist. Die beste Ausgabe der »Poems of Gray« ist die von Gilbert Wakefield, London 1786, in Octav. Man hat auch eine Ausgabe von Will. Mason, 1778 mit biographischen Notizen.

Gray, 1) Bezirk im französ. Departement Ober-Saone; 36 QM. groß, mit 83.000 E. 2) Bezirks-Hauptstadt an der Saone; Schloß, 608 H., 6900 E., Bibliothek, Eisenwerke, Handel mit Eisen, Wein und Getreide.

Grätz, Hauptstadt des Herzogthums Steiermark (östr. Kaiserstaat) und eines Kreises dieses Landes, liegt auf beiden Seiten der Mur, die eigentliche Stadt auf dem linken, die Vorstadt Grieß, durch zwei Brücken mit jener verbunden, auf dem rechten Ufer, hat 2700 Häuser, unter diesen an 55 Palläste, auf einem steilen Berge ein Schloß, dessen Befestigung 1809 von den Franzosen gesprengt worden; sehenswürdig sind unter Andern die Katharinenkirche mit dem Mausoleum Ferdinands II. und das von Joseph II. 1787 erbaute Spital. Grätz ist der Sitz der höhern Landesbehörden und seit 1787 des Bischofs zu Seckau (Seggau), dessen Domcapitel und Kathedrale zu Seggau sind; hat seit 1827 eine Universität mit einer Sternwarte, Naturaliensammlung und einer Bibliothek von 100.000 Bdn.; ferner das vom Erzherzog Johann gestiftete Johanneum oder Museum der Naturgeschichte und des öffentlichen Unterrichts mit einer Bibliothek, wissenschaftlichen und artistischen Sammlungen und einem botan. Garten; Gymnasium, Hauptnormalschule ꝛc.; mehre trefflich eingerichtete öffentliche und Privatunterrichtsanstalten, eine öffentliche Bibliothek mit 70.000 Bdn. und 3500 Handschriften; ferner ein Theater ꝛc. Bemerkenswerth ist auch insbesondere die Cultur der Einw. des höhern und des Mittelstandes. Von den 40.000 Einw. werden an 12.000 durch die Zitz- und Cattunfabriken beschäftigt. Auch gibt es hier Seidenmanufakturen, Leder-, Stahlwaaren- und Steingutfabriken, beträchtlicher Handel,

jährlich zwei Messen. — 2) (poln. Grodzisko), Stadt im bucker Kreise des Regierungs-Bezirks Posen, preuß. Großherzogthum Posen, mit einer kath. und einer evang. Kirche, einem Kloster für Bernhardinermönche, 350 H. u. 3450 Einw., die sich mit der Brauerei, welche eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, mit der Gerberei und Tuchweberei beschäftigen.

Grazie, Reiz (Aesth.), die Schönheit in der Bewegung, sofern sie Liebe und Zuneigung des Herzens erweckt, weil sie Abdruck und Ausdruck der innern Schönheit des Herzens ist. Es gibt eine Schönheit, die diesen Reiz nicht hat, die aber deßhalb auch den Betrachter ziemlich kalt läßt, und die Schiller recht gut die architektonische genannt hat. Sie besteht bloß in Regelmäßigkeit, Ordnung, Ebenmaß und schicklicher Größe; man sieht häufig Gesichter, die sehr regelmäßig und deren einzelne Theile alle schön und auch zusammenstimmend sind, die aber deßhalb doch nicht gefallen, weil ihnen dieser Reiz, dieses einschmeichelnde, dieses innere Leben fehlt. Es gibt aber auch eine Schönheit, die diese Grazie nicht haben kann, das Große und Erhabene, weil dieses etwas ganz Anderes wirken soll. Der eigentliche Charakter der Grazie ist das Leichte, was aber doch nicht ohne Würde seyn darf, das Lebendige, Seelenvolle, und vorzüglich ist sie der weiblichen Schönheit eigen. Es gibt aber auch eine sittliche Grazie, die in dem Ausdrucke schöner sittlicher Neigungen und Tugenden, des süßen Verlangens, das durch Unschuld und Scham gefesselt ist, und milder, wohlwollender Gefühle besteht, und die man Liebreiz und Holdseligkeit nennt. Diese sittliche Grazie soll, wenn sie auch nicht eigentlich dargestellt ist, doch überall in einem Kunstwerke der Rede durchschimmern; nur wenn dieß der Fall ist, wird man ihm überhaupt Grazie beilegen können, und bei keinem Dichter ist Das wohl mehr der Fall, als bei Herder. Schon die Erfindung, der Stoff kann Grazie haben, obwohl nie ohne Mithülfe der Form und des Ausdrucks; so sind viele Idyllen von Geßner, und in noch weit höherem Grade die Paramithien von Herder reizende Dichtungen. Aber vorzüglich soll der Ausdruck überall Grazie haben — wo nicht höhere Gesetze es verbieten — und er erhält ihn auch durch das Leichte, Lebendige und Seelenvolle, durch Wohllaut und Bewegung — „zur Gespielin gab dem Herzen ich sie" sagt Klopstock — und nirgend spielt dieses innere geistige Leben sichtbarer, nirgends spiegelt sich die Grazie des Gemüths treuer und wahrer, nirgends läßt die innere Harmonie sich schöner in äußerer vernehmen, als in Herder's Liedern und fast noch mehr in seiner Prosa. Man kann nichts Lieblicheres lesen als seine Dichtungen: die Lilie und die Rose, der sterbende Schwan, Echo. („Zerstreute Blätter." 1. Sammlung.) — Unter den Alten war es Praxiteles, der in seiner knidischen Venus und in seinen idealischen Anadyomenebildern und Niobegruppen sich zur Grazie erhob, und mit ihm begann die Zeit des schönen Styls in der griechischen Kunst. Den höchsten Zauber der Anmuth unter den Neuern erreichte Correggio in seinen Bildern. Von ihm sagt Mengs: „Seinen Sinn hatten die Grazien erschaffen; das Traurige ist in ihm, wie das Weinen der Kinder, so gleich wieder zum Lachen wird, sein Grausames, wie der Zorn eines verliebten Mädchens." — Winckelmann unterscheidet eine hohe und eine gefällige Grazie; jene herrschte, nach ihm, in den Werken des Phidias und Polyklet, diese in denen des Parrhasius, Apelles und Praxiteles. — Wo die ursprüngliche Keuschheit des Sinnes untergegangen, da entstehet die

künstliche Grazie, die, wenn Verschönerung ihr Zweck ist, Zierlichkeit heißt, und in ihrer völligen Entartung zur Affectation wird.

Grazien oder Charitinnen sind nach der Mythologie die Töchter des Zeus und der Okeanide Eurynome. Schon der Name Charis, was angenehm ist und was angenehm macht, deutet uns an, was die Griechen sich unter diesen Göttinnen dachten; und so bezeichneten sie denn auch jegliche süße Gabe zu gefallen: Anmuth, Heiterkeit, Wohlwollen des Herzens, naive Unschuld, gefällige Mittheilung. Von ihnen singt Pindar: „Sie verleihen den Sterblichen alles Schöne und Süße, und durch sie wird ein Mann weise, schön und glänzend an Ruhm.“ Aglaia, Euphrosyne und Thalia sind die Namen der Holden; sie thronen auf dem Gipfel des Olymps neben den Musen, preisen den Vater der Götter und beglücken und verschönern die Tage der Unsterblichen, die keinen festlichen Reigen führen und kein Freudenmahl genießen ohne ihre Gegenwart. Eine ältere Sage bestimmt sie zu Zofen der Götterkönigin Juno; eine spätere aber macht sie zu Dienerinnen und Begleiterinnen der holden Liebesgöttin, die sie umtanzend zum Bade führen, mit duftigem Balsam salben und, wenn Venus dem Bade entsteigt, sie schmücken mit goldenem Geschmeide und den Reiz der schönen Gliedmaßen durch die Umhüllung prachtvoller Gewande erhöhen. Sie umgeben wie ein milder Schimmer den strahlenden Glanz der Schönheit ihrer Gebieterin, die durch sie die Herzen erobert und fesselt. Sie selbst sind anspruchlos und wollen nur Andern durch ihre Dienste nützen, nicht selbst durch ihre Reize herrschen. — So schildert sie uns Homer, dem die Dichtung des Hesiod am nächsten kommt, der jedoch ihren Wirkungskreis viel enger zog. Ihm waren sie nur ein Sinnbild der höchsten Anlage zu gefallen; bei ihm streben sie nur dahin, das gesellschaftliche Vergnügen durch Heiterkeit, Wohlwollen und durch die Gabe gefälliger Mittheilung zu befördern. Bei den spätern Dichtern wurde die Sage immer mehr ausgebildet. Ihre Thätigkeit schränkte sich nicht bloß auf die sinnlichen Freuden der Liebe und Gesellschaftlichkeit ein, sondern auch das Gebiet der geistigen Schönheit und der Kunst stand unter ihrer Obhut. Die ernsten Lehren der Weisheit, die schönen Gebilde der Poesie, die Meisterstücke der Malerei und Bildhauerkunst, die hinreißenden Worte des Redners übergossen sie mit dem Zauber der Anmuth; ja im Alterthum war dem Vulkan schon eine Charis zugesellt. — Bei einem Volke, wie die Griechen, das so leidenschaftlich das Schöne liebte, genossen natürlich die Göttinnen des Schönen und Anmuthigen eine große Verehrung. Sie hatten eine große Anzahl von Tempeln, theils allein, theils mit andern Gottheiten gemeinschaftlich, namentlich mit der Venus, den Musen, dem Amor, Merkur und Apollo. Ihre Feste hießen Charisien und wurden mit Tanz gefeiert. Uebrigens schwur man bei den Charitinnen und weihte ihnen beim Mahle den ersten Becher. In den ältesten Zeiten, als die Kunst noch in ihrer Kindheit stand, waren die Bilder der Charitinnen, wie die der meisten Gottheiten, rohe, unbehauene Steinblöcke. Als die Kunst zu einem höheren Grad der Vollkommenheit stieg, stellte man sie auch in regelmäßigern Formen dar, aber immer völlig mit Kleidern umhüllt. So waren die goldenen Bildsäulen in Smyrna, die marmornen zu Athen und die im Tempel zu Elis, wo die eine mit einer Rose in der Hand, die andere mit einer Myrte (Sinnbildern der Schönheit und Liebe), die dritte mit einem

Würfel (Symbol harmloser Jugend) vorgestellt war. In der Folge, als die Liebe zu schönern Formen in der Kunst vorwaltete, bildeten die griechischen Künstler sie nackt, wie sie auch gewöhnlich auf Basreliefs und Gemmen erscheinen, die eine vorwärts, die andere seitwärts, die dritte von hinten gewendet, mit den Armen liebevoll sich umschlingend; in solcher Stellung pflegt man sie größtentheils in den Ueberresten der alten Kunst zu finden. Ruhe und Heiterkeit herrscht auf ihrem Antlitz; ein seelenvolles Lächeln ist gleichsam über ihre ganze Gestalt ausgegossen, und der Geist der Anmuth und der Freude schimmert, wie durch einen dünnen Schleier, aus ihnen hervor.

Great Berk Hamsted, Flecken am Boulburne in Hartfordshire in England; Schloß, 450 H., 2300 Einw. Die ehemalige Residenz der angelsächsischen Könige von Mercia.

Great Grymsby, Burgflecken in Lincolnshire in England, an der Mündung der Humber; 687 H., 3100 Einw., Hafen, Handel mit Salz und Kohlen.

Great Marlow, Marktflecken in Buckinghamshire in England, an der Themse; 490 H., 3550 Einw., Spitzenklöppeln, Papiermühlen, Drahthütten, Fingerhutfabrik, Messing- und Kupferwerke.

Grebber, 1) (Peter), geb. zu Harlem 1600, ein gleich trefflicher Historien- und Portraitmaler. 2) (Maria), Schwester des Vorigen, eine gute Perspectivmalerin und Baukünstlerin.

Grebenstein, kurhessische Stadt und Amt in der Prov. Niederhessen, unweit Kassel, an der Esse; 309 H., 2500 Einw., Leinweberei. Gefecht 1762 zwischen den Alliirten und Franzosen.

Grec (spr. greck), griechisch; à la grecque, auf griechische Weise, nach griechischer Art oder Sitte; in der Baukunst nennt man à la grecque eine im Geschmack altgriechischer Gebäude verzierte Leiste, Bordüre, in welcher sich eine Verzierung aus gebrochenen oder verschlungenen Linien immer wiederholt.

Grecaglia (Grecowein), (Weinh.), ein im Neapolitanischen wachsender, dem griechischen ähnlicher, süßer, leicht berauschender weißer Wein.

Grécourt (Jean Baptiste Joseph Willart de), geb. 1683 zu Tours; studirte zu Paris und erhielt 1697 ein Kanonicat an der Kirche St.-Martin in seiner Vaterstadt. Allein sein unruhiger und lebhafter Geist bewog ihn, dieß Amt bald wieder niederzulegen und sich nach Paris zu begeben, wo er sich vorzüglich die Gunst des Marschalls d'Estrées erwarb. Grécourt's Sinnlichkeit fand volle Befriedigung, als ihn dieser mit sich nach dem Schlosse Veret in Bretagne nahm. Sein Hang zu Genüssen und seine zügellose Einbildungskraft verleideten ihm jedes ernstere und anhaltende Studium; seine ganze Beschäftigung bestand darin, Erzählungen, Epigramme und andere kleine Gedichte zu verfertigen, und seinen Freunden mit der ihm eigenthümlichen Anmuth vorzulesen. In dieser Kunst war er ein solcher Meister, daß die ganze Feinheit seiner Poesien sich erst durch seinen Vortrag fühlbar machte. Dieses Talent und seine lustigen Einfälle machten ihn angenehm; aber seine Neigung zur Satyre zog ihm auch manchen Feind zu. Er starb zu Tours den 2. April 1745. Seine sämmtlichen Gedichte sind nach seinem Tode oft gedruckt worden. Sie enthalten außer mehren mittelmäßigen Fabeln, Epigrammen, Liedern und andern kleinen Gedichten 91 poetische Erzählungen (contes) und ein in lateinischer Sprache abgefaßtes und wider den Jesuitenorden gerichtetes

Gedicht „Phllotanus.“ Grécourt's Poesien sind lebhaft und witzig, aber auch sehr frivol. Es gibt eine Ausgabe seiner Werke in 4 Bdn., 12. (Paris 1761).

Green (Nathanael), Generalmajor der vereinigten Staaten Nordamerika's, geb. zu Warwick in der Provinz Rhode-Island um 1740, nahm, gleich zu Anfange der Revolution, Kriegsdienste, ob er gleich Quäker war, und trug viel zu den Siegen bei Trenton, Prinztown 1777, Germantown und Monmouth bei, befehligte dann eine Zeitlang das Heer in Südcarolina, bewerkstelligte auch 1781 den meisterhaften Rückzug vor den überlegenen Streitkräften des englischen Generals Cornwallis, und, obwohl er in Nordcarolina die Schlacht von Guilford verlor, machte er doch durch vorsichtige Maßregeln den Engländern das weitere Vordringen unmöglich. Auf gleiche Weise verfuhr er nach der Schlacht von Camden. Diese großen Dienste bewogen daher auch den nordamerikanischen Congreß, ihm nach dem Siege von Eutaw-Springs, als Beweis der Zufriedenheit, eine eroberte Fahne und eine goldene Medaille zu verehren. Nach geschlossenem Frieden kehrte er nach Rhode-Island zurück, trug daselbst viel zur Beruhigung der Gemüther bei, und begab sich dann auf seine Güter in Georgien, wo er 1796 starb. Das dankbare Vaterland ließ ihm ein Denkmal setzen.

Greenock, Stadt in Südschottland in Renfrewshire, am Clyde, mit dem Vororte Gouvok, Fort Jervis; 1685 H., 22.100 Einw., Hafen, Schiffsdocken, Häringsfischerei, Zucker- und Seifensiedereien, Segeltuchfabriken, Tauschlägereien, Schiffbau, Handel. Am entgegengesetzten Ufer des Clyde der Badeort Helensburgh.

Greenwich, Stadt in der Grafschaft Kent, am südlichen Ufer der Themse, dessen Park einen lieblichen Spaziergang darbietet, und dessen prachtvolles Hospital für Seeleute und die königl. Sternwarte bekannt genug sind, zählt über 18.000 Bewohner. Das Hospital für 2500 invalide Matrosen ist eins der schönsten Gebäude in England; die Reinlichkeit im Innern, die vortreffliche Verpflegung und Bekleidung der Invaliden, die jeder ein eignes kleines Cabinet bewohnen und außer der sehr guten Kost noch ein kleines Taschengeld erhalten, haben wohl ihres Gleichen nicht in der Welt. Außerdem erhalten 2500 Expectanten jeder jährlich 7 Pf. St. bis zu ihrer Aufnahme. Auch Ausländer haben Ansprüche auf diese Wohlthat, wenn sie 2 J. in britischem Sold gestanden. Die 150 Aufwärterinnen müssen sämmtlich Witwen von Seeleuten seyn. Davon bekommt jede jährlich 8 Pfd. Lohn, nebst völlig freiem Unterhalt. Ueber diese treffliche Anstalt führen die ersten Staatsbeamten von England, die Erzbischöfe, der Lord Kanzler und der Lord Mayor von London, die Oberaufsicht. Die Einkünfte der Anstalt werden theils aus wohlthätigen Stiftungen, theils aus Strafgeldern, theils aus den Beiträgen genommen, die jeder Matrose zu 6 Penny monatlich entrichten muß. Die Kosten des Unterhalts eines jeden Invaliden schätzt man auf 27 Pf. 10 Sh. jährlich. Mit dieser Anstalt ist eine Schule für verwaisete Kinder von Seeleuten verbunden, wo sie zum Seedienst vorbereitet werden. Auf einem Hügel im Park steht die große Sternwarte, von welcher man eine herrliche Aussicht über die Themse hat. Sie wurde 1675 von Karl II. erbaut; durch sie ziehn die englischen Geographen und Seefahrer den ersten Meridian (17° 40′ von Ferro). Hier haben zum Theil sehr berühmte Astronomen gelebt. Auf Flamstead, den ersten,

folgte Halley, auf diesen Bradley, dann Bliß und Maskelyne; der jetzige heißt Pond. In Greenwich steht die Trafalgarsäule, ein Octogon mit einer Schiffskrone.

Greffier (fr.), 1) in den vereinigten Staaten von Holland ehemals der erste Staatssecretair; 2) in Frankrich und England der Secretair in den höchsten Justizcollegien; 3) ebenda bei bürgerlichen Gerichten Gerichtsschreiber.

Greff von Zwickau (Joachim), war 1545 Schullehrer zu Dessau und schrieb: »Tragedia des Buchs Judith, in deutsche Reime verfasset,« Wittenberg 1536; »Mondus, ein schön newes kurzes spiel von der welt Art und Natur,« ebend. 1537; „Lazarus, vom Tode durch Christum am vierdten Tag erweckt," ebend. 1545, u. a. m.

Greflinger (Georg), aus Regensburg gebürtig, st. 1677 zu Hamburg als kais. gekrönter Poet und Notar. Er schrieb, zum Theil u. d. N. Seladon, »Deutsche Epigrammata,« Danzig 1645; „Weltliche Lieder, nebst einem Anh. schimpf- und ernsthafter Gedichte," Frankfurt a. M. 1651; „Poetische Rosen und Dörner, Hülsen und Körner," Hamb. 1655; „Seladonische Musen," ebend. 1663, u. a. m.

Gregoire (Henri, Graf), constitutionneller Bischof von Blois, geb. 1750 zu Vetro unweit Luneville, widmete sich außer den theolog. Studien auch früh dem Völkerrecht und den Staatswissenschaften; ward Professor zu Pont-à-Mousson, dann Landpfarrer zu Embermenil, 1789 von der Geistlichkeit des Bezirks Nancy zum Abgeordneten für die constituirende Versammlung gewählt. Auf diesem Schauplatze entwickelte der feurige, leicht erregbare Mann alsbald eine lebhafte Thätigkeit. Er war es, der auf die Vereinigung der Geistlichkeit mit dem Bürgerstande antrug, er war in der berühmten Sitzung im Ballhause zu Versailles einer der lautesten Sprecher, machte in der entscheidenden Nacht des 4. Augusts, die zwischen dem alten und neuen Frankreich eine weite Kluft aufriß, den Antrag, auch die Annaten abzuschaffen, wie die Adelsvorrechte und alle Monopole vernichtet wurden, und wie früher in einer beredten Schrift (»Essai sur le régéneration physique, morale et politique des juifs,« Metz 1789) forderte und erhielt er nun auf der Rednerbühne das Bürgerrecht für die Juden. Schon damals sprach er bei vielen Gelegenheiten seine Abneigung gegen das monarchische Prinzip in der Versammlung aus. Von den Gemeinden des Sprengels Blois nach den neuen Gesetzen über die Kirchenverfassung zum Bischof ernannt, war er der Erste, der den Bürgereid ablegte, den er als kathol. Bischof nicht leisten konnte, weil er die Priester vom Centrum unitatis der Kirche, dem Papste, trennte. Gregoire, sich über Dieses dreist hinwegsetzend, verfocht und empfahl in einer eignen Schrift den gethanen Schritt seinen Mitpriestern auf das Eifrigste. Er war so der Stifter eines Schisma in der gallicanischen Kirche. 1791 wurde er zum Präsidenten eines Vereins der Freunde der Schwarzen ernannt und trug viel zur Abschaffung der Negersklaverei bei. Nach Ludwigs XVI. unglücklicher Flucht erklärte er sich gegen ihn und verlangte, daß er von einem Convente gerichtet werde; als Abgeordneter im Nationalconvent 1792 trug Gregoire durch seine heftige Rede, worin er die Geschichte der Könige das Märtyrerbuch der Völker nannte, viel zu deren Beschlusse bei, der die Königswürde abschaffte und die Republik gründete. Während des Prozesses des Königs war er in Savoyen, um diese Provinz zu organisiren, überschickte aber mit seinen zwei Collegen eine schriftliche Erklärung, daß

Ludwig ohne Appellation an das Volk (jedoch mit absichtlicher Weglassung der Worte: „zum Tode") verurtheilt werde. Seine Abneigung gegen das Königthum, die in der Leidenschaftlichkeit der Partei, welcher er hingegeben war, ihre Wurzel hatte, verrieth er auch in seiner kleinen Schrift über die Freiheitsbäume (1794). Von seiner Sendung zurückgekehrt nahm Gregoire wieder lebhaften Antheil an den Verhandlungen des Nationalconvents und war besonders in dem Ausschusse für den öffentlichen Unterricht thätig, wie seine Berichte über Erziehung, über Volkslehrbücher, über Anlegung von botanischen Gärten, Musterwirthschaften und Volksbibliotheken beweisen. Auch veranlaßte er die Errichtung des Längenbureau, des Conservatoriums der Künste und Handwerke. Mit Eifer widersetzte er sich der Zerstörungssucht, die in der Schreckenszeit gegen Kunstdenkmale wüthete; ebenso widersetzte er sich mit Entschlossenheit der Abschaffung der kathol. Religion und erlangte von dem furchtbaren Wohlfahrtsausschusse die Freiheit der auf den Pontons zu Rochefort verhafteten eidweigernden Priester. Nach der Auflösung des Convents ward er im Sept. 1795 Mitglied des Raths der Fünfhunderte. Im nämlichen Jahre suchte er die constitutionnelle kathol. Kirche wieder herzustellen und veranstaltete deßhalb 1797 ein Nationalconcilium der constitutionnellen Bischöfe in Paris. Nach dem 18. Brumaire kam er in das gesetzgebende Corps. Nach dem Abschluß des Concordats mit dem röm. Stuhle erhielt Gregoire vom Papste den Befehl (wie auch alle andern constitutionnellen Bischöfe, gemäß Uebereinkunft mit der franz. Reg.), sein bischöfliches Amt niederzulegen, und er gehorchte, zugleich aber erklärend, daß er seine von dem Volke ausgegangene Ernennung stets für gesetzlich und rechtmäßig halten werde. 1801 ward er Mitglied des Erhaltungssenats. Napoleon ernannte ihn zum Reichsgrafen und Commandanten der Ehrenlegion; Gregoire fiel aber bei ihm wegen seiner republikanischen Gesinnung in Ungnade. Er beschäftigte sich in seiner Zurückgezogenheit mit der Literatur und gab mehre schätzbare Schriften heraus. 1813 machte er eine Reise nach England und war 1814 einer der Ersten, welche für Napoleons Thronentsetzung stimmten. Er sprach nun über die Nothwendigkeit, der Freiheit des Volkes eine sichere Bürgschaft zu verschaffen, ehe man den zurückgekehrten Bourboniden huldigte; doch seine Stimme ward nicht gehört. Als die Charte eingeführt ward und der Senat in die neue Pairskammer überging, wurde Gregoire mit mehren Andern davon ausgeschlossen. Nach Napoleons Rückkehr gab Gregoire als Mitglied des Instituts seine Stimme gegen die Wiederherstellung des Kaiserreichs. Nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. ward er bei der neuen Einrichtung des Instituts, an dessen Stiftung er bedeutenden Antheil gehabt hatte, nicht wieder unter die Mitglieder aufgenommen. Er lebte zurückgezogen in Auteil bei Paris, als 1819 der Verein der Liberalen, welcher dem Einflusse der Minister auf die Wahlen entgegenzuarbeiten suchte, den Wählern des Departements Isère Gregoire als Abgeordneten zur Deputirtenkammer vorschlug. Seine Wahl erregte die heftigste Bewegung. Die Royalisten verbreiteten Schmähschriften gegen ihn und riefen, leidenschaftlich übertreibend, die Erinnerung an seine frühere politische Laufbahn zurück, wobei besonders auch Chateaubriand thätig war, der in seiner heftigen Flugschrift die charakteristische Phrase anbrachte: „Man behaupte, der Abbé Gregoire opfere alle Morgen die Hostie ohne Makel mit derselben Hand, mit welcher er seinen König umbrachte; möge er durch dieses doppelte

den ist, die armen Einwohner gegen die kaiserlichen Bedrückungen. Auch dem stolzen Patriarchen von Konstantinopel, Johannes, der von dem Kaiser begünstigt war, der Rom, als durch den Einbruch der Longobarden, vernichtet betrachtete und deßhalb glaubte, ohne Widerspruch den Titel eines ökumenischen Bischofs annehmen zu dürfen; auch Diesem widerstand Gregor allein, und den Primat der römischen Kirche hielt er durch seine Rücksichtslosigkeit in der Ausführung Dessen, was er für seine Pflicht hielt, aufrecht. Er war ein Diener seines Berufes; den Forderungen dieses Berufes folgte er unbedingt, und ihm stand es deßhalb wohl an, seinen göttlichen Beruf berücksichtigend, sich servus servorum Dei, Diener der Diener Gottes, zu nennen. Während Gregor alle Hände voll zu thun hatte, um, was noch von dem Gebäude der römischen Herrschaft und Kirche im Abendland übrig war, zu schützen und zu erhalten, eröffnete sein Geist seiner Thätigkeit, als wäre sie nicht schon sattsam in Anspruch genommen, neue Felder. Er hatte angelsächsische Gefangene kennen gelernt und den Plan gefaßt, die Angelsachsen dem Christenthum zu gewinnen. Er wollte die Mission selbst übernehmen, allein seine Erhebung auf den päpstlichen Stuhl hinderte ihn daran; er mußte sich nun Anderer bedienen (596). (Vgl. Augustin.) Das Unternehmen glückte vollkommen. Auch die Feindschaft gegen die Longobarden hinderte ihn nicht, fort und fort Sorge zu tragen, daß sie, die zum größten Theil noch Heiden oder Arianer waren, zur kathol. Kirche bekehrt wurden (seit 601). „Wenn Gregor übrigens Etwas für die Herrschaft der Päpste gethan hat (sagt der protestant. Geschichtschreiber Leo in seinem classischen Werke: „Gesch. von Italien," I. Bd., S. 154), so hat er es in der innigsten Ueberzeugung und der richtigen Ueberzeugung gethan, daß ohne dieselbe Alles in Barbarei untergehen und die christliche Kirche in den elendesten Zustand versinken, alle christliche Bildung vergehen werde. Dieß standhafte Halten und Widerstreben Gregors ist mehr werth als Karl Martell's Schlacht gegen die Mohammedaner." — Gregors Pontificat ist eine der glänzendsten Perioden in der Geschichte des kathol. Christenthums. Des großen Papstes Wachsamkeit erstreckte sich über alle Kirchen des christlichen Erdkreises. Voll heiligen Eifers in Aufrechthaltung heiliger Kanons und kirchlicher Satzungen, wachte er als wahrer oberster, apostolischer Hirt über die Reinheit der Lehre, der Zucht und dem Wandel aller Bischöfe. Gregor der Große war der Erste, der nicht nur in Rom, sondern auch in andern Gegenden, wo die Päpste große Ländereien hatten, Waisenhäuser, Armenschulen und verschiedene andere bis dahin noch unbekannte Wohlthätigkeitsanstalten gründete. Er gründete in Rom eine Gesangschule, worin er selbst zu Zeiten mit vieler Strenge lehrte, und verbesserte zuerst die Liturgie. Der Gregorianische Gesang führt von ihm seinen Namen, und das Gregoriusfest wurde später ihm zu Ehre und Gedächtniß gehalten. Man gibt ihm die vorsätzliche Verbrennung classischer Schriften des Alterthums, besonders mehrer Bücher des Livius, sowie die vorsätzliche Zerstörung mehrer herrlicher Monumente schuld, damit die Aufmerksamkeit des Volks sich nicht dahin richte; jedoch ist dieß eine reine Unwahrheit. Er st. 604. Kein Papst, und nur wenige der Väter haben die Welt mit so vielen Schriften bereichert als Gregor der Große; sie sind größtentheils auf uns gekommen: ein Commentar über das Buch Hiob; zwei und zwanzig Homilien über den Propheten Ezechiel; vierzig Homilien über die Evangelien, wahre Muster frommer,

nur die Belehrung und Erbauung der Zuhörer bezweckender Kanzelvorträge, voll hoher Einfalt, bloß Sprache eines überströmenden Herzens; das berühmte Pastorale oder das Buch von dem Hirtenamte, ein herrliches Werk, das von ganzen Concilien den Bischöfen und Priestern zum Lesen empfohlen ward; vier Bücher Dialogen; das Buch von den Sacramenten, woraus man ersieht, daß die beim feierlichen kathol. Gottesdienste üblichen Ceremonien schon bei dem christlichen Alterthum im Brauche waren; zwölf Bücher Briefe an Personen aus allen Ständen und Classen, ebenso belehrend durch ihren Inhalt als anziehend und unterhaltend durch die Mannigfaltigkeit der Gegenstände. Die Kritik bemerkt, daß die Schriften dieses Papstes unverkennbare Spuren des verderbten Geschmacks seines Zeitalters tragen. Es mag seyn, in Ansehung der Schreibart und besonders auch gewisser Ausdrücke, deren er sich bisweilen bedient. Indessen ist es doch nicht minder wahr, daß eine männlich kräftige Sprache, die alles Schwankende und Unbestimmte vermeidet, jeden überflüssigen Redeschmuck verschmäht, ebenfalls ihre Verdienste hat. Gregors Werke athmen durchaus einen Geist der Weisheit, der Furcht des Herrn, der Demuth, Kraft und Salbung, wie man ihn in den Schriften älterer Kirchenväter nicht immer findet. (Mehr über Gregor d. Gr. s. in dem trefflichen Werke „Gesch. d. Rel. Jesu von F. L. Gr. Stolberg, fortges. v. Fr. v. Kerz," 20r. Bd. Mainz 1829.)

Gregor VII., einer der größten Männer, welche auf dem Stuhl Petri gesessen, hieß vor seiner Wahl Hildebrand. Das Jahr und der Ort seiner Geburt sind zweifelhaft. Einige nennen Siena, Andre Saone im Toscanischen und noch Andre Rom als seinen Geburtsort. Soviel ist gewiß, daß er seine Kindheit in Rom verlebte, als ein junger Mann eine Reise nach Frankreich machte, hier mit dem Kloster zu Clugny in Verbindung kam und um 1045 nach Rom zurückkehrte. Bekannter wird seine Geschichte von der Zeit an, wo er sich wieder in dem Kloster zu Clugny eingeschlossen hatte, und hier dem Papste Leo IX. auf seiner Reise durch Frankreich bekannt ward. Er begleitete ihn nach Rom und spielte von dieser Zeit an, obgleich im Hintergrunde, eine bedeutende Rolle, indem er, vermöge der Herrschaft, welche große Geister über gewöhnliche Menschen ausüben, die Schritte dieses und mehrer nachfolgenden Päpste leitete. Auf seinen Betrieb ward auf einem Concilium zu Rom unter Nicolaus II. die Papstwahl geordnet. Als Alexander II. nach zwölfjähriger Regierung gestorben (1073), wählte man bei zahlreicher Versammlung den Cardinal Hildebrand. Aber dieser verweigerte, wider alles Erwarten, die Annahme der hohen Würde. Da sprach Hugo Candidus: „Das ganze Volk weiß die Gefahren, aus welchen du die Kirche errettet, und wie du sie erhöhet hast." Alsbald ward die Wahl verlesen, während Hildebrand unter Thränen noch um Loslassung bat. Alles umsonst. Selbst Heinrich IV., an welchen er sich mit der Bitte wendete, die Wahl nicht zu bekräftigen, schlug ihm sein Gesuch ab, weil er sich der Demuth des Prälaten freute. So bestieg denn Hildebrand als Gregor VII. den heiligen Stuhl. — „Jetzt arbeitete er mit aller Kraft seines festen Willens, mit der Sicherheit, die nur die Ueberzeugung von einer guten Sache eingibt, und mit der unerschütterlichen Standhaftigkeit, die selbst durch das Unglück erhöht wird, an der Ausführung jenes Entwurfs, für den er schon vorher wirksam gewesen war. Das Ziel seines Lebens war kein geringeres, als die Rechte der Kirche, ihre völlige

Unabhängigkeit von jeder Staatsgewalt und von allem Einflusse der weltlichen Macht über jeden Streit zu erheben. Er ging von dem wahren und einfachen Gedanken aus, daß, wenn die Päpste die Nachfolger Christi seyn sollten, sie die Vorsteher seines Reiches, der ganzen Christenheit, wären, dessen höchster Zweck die Erhebung zur Sittlichkeit und zu geistiger Reinheit sey. Diesen Zweck als den einzigen geltend zu machen, dem jede irdische und politische Rücksicht untergeordnet werden müßte, war in seiner Vorstellung die erhabene Bestimmung eines wahren Papstes. Um die Verwirklichung dieser Idee, nicht um die Befriedigung eines eitlen Ehrgeizes oder sinnlicher Triebe war es einem Manne zu thun, den die nüchterne Klügelei einer modischen Afterweisheit und eine unverzeihliche Verwirrung von Begriffen, die auf seine Zeit keine Anwendung finden, nur zu oft ungerecht herabgesetzt und falsch gewürdiget hat." (S. Rühs's „Handbuch der Geschichte des Mittelalters." Berlin 1816. S. 367 ff.) Zuerst richtete Gregor sein Augenmerk auf eine durchgreifende Verbesserung und Verjüngung des geistlichen Standes selbst. Die Klage über die Sittenlosigkeit des Clerus war allgemein: viele unwürdige und lasterhafte Männer hatten sich durch Geld und andere verwerfliche Mittel geistliche Pfründen und Stellen erworben. Dieser Simonie mußte durchaus ein Ende gemacht werden; und Gregor richtete, nicht wie bisher von seinen Vorfahren geschehen war, seine Angriffe bloß gegen die Käufer, sondern auch gegen die Verkäufer. Schon 1074 erschien sein Verbot der Simonie und der Priesterehe, und 1075 das Decret, worin allen Geistlichen bei Strafe des Verlustes ihrer Aemter verboten ward, die Investitur über irgend ein kirchliches Amt aus der Hand eines Laien zu empfangen, und allen Laien bei Strafe des Bannes verboten ward, einem Geistlichen die Investitur zu ertheilen. Dieser Beschluß wurde auch sogleich an mehren Personen in Frankreich, Italien und Deutschland vollzogen. Selbst vom Hofe des deutschen Königs wurden fünf, auf deren Anrath geistliche Stellen waren verkauft worden, von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, und, wenn sie bis zum vierten Monat nicht vor dem römischen Stuhl zur Buße kämen, sofort der Bann auf sie gelegt. Damit wollte Gregor wohl auch dem Könige ein ermahnendes Vorzeichen seiner Handlungsweise geben. Zwar hatte dieser schon im Herbste 1073 an den Papst geschrieben: „Weil das Reich und Priesterthum, um gut zu stehen, gegenseitiger Hülfe bedürfen, so ist Eintracht und Liebe unter den Gliedern nothwendig. Freilich habe ich in Allem dem Priesterthume noch nie weder Recht noch geziemende Ehre zugelassen, und das von Gott mir verliehene Rachesschwert nicht gegen die Schuldigen zur richterlichen Strafe gezogen. Nun aber bin ich in mich gekehrt und bekenne in eigener Anklage Euch als dem nachsichtigen Vater mein Vergehen. O wie lasterhaft und unglücklich habe ich, theils durch Eingebung schmeichelnder Kindheit, theils aus Freiheit meiner gewalthaberischen und herrschsüchtigen Macht, theils durch Verführung Anderer, deren Rath ich befolgte, gesündiget im Himmel und vor Euch, und bin nicht würdig des Namens Eures Sohnes. Ich habe nicht nur Kirchengut angefallen, sondern auch an die Unwürdigsten und von simonischer Galle Erbitterten Kirchen verkauft, und diese, nicht wie es sich ziemte, vertheidigt. Nun aber bitte ich, da wir allein ohne Eure Autorität Kirchen nicht verbessern können, Euch darin, wie in allen Dingen, demüthig um Euren Rath und Beistand. Mit aller Sorgfalt soll in Allem Eure Belehrung be-

folgt werden." — Aber wer diese Belehrung nicht befolgte, sondern vielmehr in seiner bisherigen Ungerechtigkeit fortfuhr, war Heinrich; und alles Mahnen des Papstes durch sich und Andere war vergeblich. Die Spannung zwischen Beiden wurde immer größer. Der König entließ nämlich nicht jene gebannten fünf Räthe und nahm die simonistischen Bischöfe in Schutz; worauf der Papst 1076 an den Despoten Deutschlands schrieb, daß, wenn er den kirchlichen Beschlüssen nicht Folge leiste, das Schwert des Fluches ihn von der Gemeinschaft der Kirche trennen sollte. Diese Drohung des Bannes brachte den Zorn des Königs in vollen Ausbruch. Er sandte die Abgeordneten des Papstes auf eine schimpfliche Weise zurück und rächte sich an ihm, indem er einen Räuber, Namens Cencius, Sohn des damaligen Präfecten Roms, gegen Gregor aufhetzte. Cencius bemächtigte sich des Papstes in der Kirche St. Maria Maggiore eben als dieser im Begriff war, das Opfer des neuen Bundes darzubringen. Er wurde in einen Thurm gesperrt, von wo ihn Cencius an den Kaiser nach Deutschland schicken sollte. Die Römer, durch eine solche Gewaltthat empört, erstiegen den Thurm und befreiten ihr geistl. Oberhaupt. Heinrich IV. berief um dieselbe Zeit (1076) eine Synode von Bischöfen und Aebten nach Worms, von welcher der Papst auf den Vorwand des allerschändlichsten Lebenswandels, belastet mit unerhörten und unglaublichen Gräuelthaten, abgesetzt wurde. Gregor hielt seiner Seits eine Synode in Rom von 110 Bischöfen, welcher er das Absetzungsdecret mit bewunderungswürdiger Fassung vorlas. Nun sprach der Papst davon, wie er sonst den König freundlich und schonend behandelt und väterlich zurecht gewiesen. Nachdem erhob sich die ganze Versammlung und ermunterte den Papst, über den König als einen Lästerer, Dränger und Tyrannen den Bann zu sprechen, „sie wollten den Papst, ihren Vater, nie verlassen, ihm beständig helfend zur Seite stehen und selbst den Tod für ihn nicht scheuen." Da stand Gregor auf, sprach, auf allgemeinen Zuruf der Versammlung, den König in den Bann und begann also: „Heiliger Petrus, der Apostel Fürst! neige, wir flehen, zu uns dein Ohr: höre mich, deinen Knecht, den Du von Kindheit an ernährt, und bis zu diesem Tage aus der Hand der Gottlosen befreit hast, die mich um die Treue zu Dir gehaßt haben und noch hassen. Du bist mein Zeuge, und die Mutter Gottes, und St. Paulus, dein Bruder unter allen Heiligen, daß deine heilige Kirche zu Rom wider meinen Willen mich zu ihrer Regierung gezogen hat; daß ich es nicht für Raub geachtet, deinen Stuhl zu besteigen; und daß ich mein Leben lieber in der Pilgrimschaft hätte beendigen, als in weltlicher Gesinnung für zeitlichen Ruhm diese Stelle an mich reißen mögen. Kraft deiner Gunst und nicht um meiner Werke willen, glaube ich, gefiel und gefällt es Dir, daß das hauptsächlich Dir anvertraute christliche Volk mir gehorche, vorzüglich für deine, mir anvertraute Verwaltung; daß um deinetwillen von Gott mir die Gewalt zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden verliehen ist. Demnach, auf dieses Vertrauen gestützt, untersage ich, für die Ehre und Vertheidigung deiner Kirche, im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, kraft deiner Macht und Würde, Heinrich dem Könige, dem Sohne Heinrichs des Kaisers, der gegen deine Kirche mit unerhörtem Stolze sich erhoben, die Regierung des ganzen deutschen Reichs und Italiens, und entbinde alle Christen des Eids, den sie ihm gegeben oder geben werden, und ver-

biete, daß Jemand ihm als Könige forthin diene. Denn es ist gerecht, daß, wer die Ehre deiner Kirche zu vermindern sucht, die eigene Ehre, die er zu haben scheint, verliere. Und weil er wie ein Christ zu gehorchen verschmäht, nicht zum Herrn zurückkehrt, den er durch Gemeinschaft mit Gebannten und durch viele verkehrte Thaten verlassen, und meine Ermahnungen, die ich ihm zu seinem Heile gegeben, verschmäht — wovon du Zeuge bist — und sich von deiner Kirche, im Beginn sie zu trennen, losgerissen: so binde ich ihn an deiner Statt mit den Banden des Fluchs, auf daß alle Völker wissen und prüfen, daß du bist Petrus, und Jesus der Sohn des lebendigen Gottes, der auf diesen Felsen seine Kirche erbaut hat, und daß die Pforten der Hölle Nichts gegen sie vermögen werden." Dieser Ausspruch hätte indessen keine Wirksamkeit gehabt, wenn Heinrich IV. sich Deutschlands und Italiens hätte versichern können; aber sein schlechtes Betragen, seine Ungerechtigkeiten und seine halsstörrige Verachtung gegen alle Rechte der Religion und der Kirche hatten ihm unzählige Feinde zugezogen. Die Fürsten Deutschlands waren bereit, an seiner Statt ein neues Reichs-Oberhaupt zu wählen, und Heinrich, dem dieses nicht entging, suchte ihnen zuvorzukommen und sich mit dem Papste auszusöhnen. Als er in Canossa, wohin sich der Papst zurückgezogen hatte, angekommen war, mußte er drei Tage lang, mit bloßen Füßen und mit einem Bußrocke angethan, auf dem Burghofe dieses festen Schlosses verweilen; denn sein unbeständiger Geist, der so oft schon Proben der Falschheit und Verstellung gegeben hatte, ließ an seiner wahren Bekehrung zweifeln und befürchten, daß er sich nur aus Furcht, die Krone zu verlieren, zu diesem Schritte entschlossen habe, und daß er sein altes Wesen wieder treiben werde, wenn er sich derselben versichert halten könnte. Am vierten Tage erlaubte ihm der Papst endlich, vorkommen zu dürfen. Nachdem er ihm mit ebenso viel Ernst als Liebe sein Unrecht vorgehalten hatte, ertheilte er ihm die Lossprechung, indem er ihm das Versprechen abnahm, daß er von nun an sich der Kirche und ihrem Oberhaupte unterwerfen und in Augsburg die fernere Entscheidung des Papstes abwarten wolle. Die Lombarden aber, welche nun den stolzen Heinrich, der sich so verdemüthigt hatte, verschmäheten, faßten den Entschluß, den Sohn Heinrichs IV., der damals noch ein Kind war, als König anzuerkennen. Diese Verschwörung bewog ihn, den Vertrag, den er mit dem Papste eingegangen war, vierzehn Tage nach der Uebereinkunft, zu brechen. Hierauf wurde er wiederholt aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, und Rudolf, Herzog von Schwaben, zum König erwählt (1077). Der neue König aber hatte das Unglück, in der berüchtigten Schlacht von Merseburg gefangen und tödtlich verwundet zu werden. Nun ließ Heinrich IV. den Papst in einer Synode zu Brixen absetzen und einen Gegenpapst, Clemens III., 1080 wählen, eilte nach Rom und setzte den neuen Papst auf den Thron. Gregor, welcher in der Engelsburg drei Jahre lang wie im Gefängnisse lebte, konnte durch Nichts bewogen werden, die Rechte der Kirche zu verletzen. Endlich befreite ihn Guiscard, Herzog der Normänner, die Römer aber nöthigten ihn, weil Roberts Soldaten die Stadt geplündert hatten, Rom zu verlassen. „Aber nie zeigte er sich größer, als in diesem Augenblicke, wo die Römer ihn zwangen, nach Salerno zu fliehen, wo Forderungen und Vorwürfe aller Art ihn bestürmten, wo sein gesammtes Thun laut als verwerflich bezeichnet wurde. Denn er wollte den Grafen Hermann von Luxemburg, welchen die Deutschen gegen Hein-

rich erwählt hatten, nur dann als König anerkennen, wenn er dem römischen Stuhle Gehorsam schwüre; er wollte den Kaiser, ohne Aussöhnung mit der Kirche und ohne ein Bekenntniß seiner Vergehen nicht vom Banne lösen; er verweigerte dem Herzog Guiscard, der ihn doch allein schützte, die Abtretung eines kleinen, in Besitz genommenen Theils vom Kirchenstaate, mißbilligte laut dessen ungerechtes Verfahren und versprach nur vor der Hand darüber zu schweigen. Auch körperliche Leiden, welche jetzt über Gregor hereinbrachen, konnten seinen Muth nicht schwächen; er äußerte auf seinem Krankenbette: „Ich liebte die Gerechtigkeit, und haßte das Böse; deßhalb sterbe ich in der Verbannung!" und bald nach diesen Worten verschied er am 25. Mai 1085, in der festen Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit und Heilsamkeit seiner Unternehmungen." S. Friedrich von Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit." (Leipz. 1823.) Bd. I. S. 33. — Vergl. Joh. Voigt „Hildebrand als Papst Gregorius der Siebente und sein Zeitalter, aus den Quellen dargestellt." Weimar, 1815. — Lambertus von Aschaffenburg „Geschichten der Deutschen" durch F. B. von Buchholz. Frankf. a. M. 1819. — Hinsichtlich der Folgen, welche aus der Standhaftigkeit des kraftvollen Papstes hervorgegangen sind, sagt Joh. von Müller in seinen „Reisen der Päpste": „So kühn gebrauchte Gregorius die Zeit, stiftete aber die Hierarchie und Reichsfreiheit; er gab der zerstreuten Geistlichkeit ein Band; viele tausend Menschen, die keine Macht hatten, als Worte, erhob er aus dem Staub in hohen unverletzbaren Rang und erleichterte das Joch, das die alten Franken auf die deutschen Provinzen gelegt. Es ist eine unwiderstehlich scheinende Macht, welche auf angestammter Waffengewalt beruht: er brach sie. Eine andere Macht beruht auf des Geistes Kraft und Muth: die war seine Waffe, diese gab er den Prälaten, diese gab er den Großen. Zwei oder drei mögen Gregorium verdammen; die andern sehen gern, was der Mensch vermag gegen zufällige Gewalt." Und ein anderer geistreicher Schriftsteller unserer Zeit bemerkt: „Ohne Gregors Dazwischenkunft, was wäre am Ende aus der abendländischen Kirche geworden, wenn alle ihre hohen Aemter und Würden bloß den unreinen Händen von Simonisten, Ehebrechern und Geizhälsen wären überliefert worden? Dieser über alle Maßen schändliche Trafik hatte so tiefe Wurzeln gefaßt, daß noch lange nach Gregor, trotz aller Anstrengungen der Päpste, Ferdinand der Arragonese sich erkühnte, das Bisthum Tarent für 30.000 Ducaten an einen Juden zu verkaufen, der seinen Sohn für einen Christen ausgab. An seine Jäger und an anderes ganz gemeines Gesindel übergab eben dieser Wüterich Abteien und die einträglichsten Pfründen, bloß mit der Bedingung, für seine Jagdlust eine Anzahl Hunde und Stoßvögel zu unterhalten." — Wir schließen uns in unserm Urtheile an den frommen und gelehrten Muratori an, welcher in seiner „Geschichte von Italien" sagt: „Alle wider Gregor VII. ausgestreuten Verleumdungen sind durch das tadellose Leben, welches er allezeit führte und durch seinen Eifer für die Reinigkeit der Kirchenzucht offenbar widerlegt worden. Ob aber die von ihm zu diesem lobenswerthen Entzwecke angewendeten Mittel auch allezeit lobenswerth waren, kann ich ohne Verletzung meiner dem Kirchenoberhaupte schuldigen Ehrerbietung weder untersuchen, noch viel weniger bei meinen geringen Einsichten entscheiden." Die Kirche verehrt Gregorium als einen Heiligen und feiert sein Fest am 25. Mai, als am Jahrestage seines Todes. Man hat von ihm neun Bücher Briefe, voller Kraft und unerschüt-

terlicher Festigkeit, die ein Hauptcharakterzug dieses Vorstehers der Kirche Christi war, und unumgänglich nothwendig zunächst in jenen Zeiten.

Gregorianischer Gesang. Mit dem Papste Gregor dem Großen (591—604) beginnt eine wesentliche neue Reform im Kirchengesange. Zuerst hält man dafür, daß er, zur deutlicheren Unterscheidung aller Arten von Gesängen, die durch den Erzbischof Ambrosius (380) festgesetzten vier authentischen Tonarten (nämlich die dorische, die phrygische, die lydische und mixolydische) noch mit den vier ersten plagalischen (Nebentonarten, als der hypodorischen, hypophrygischen ꝛc.) der Griechen vermehrt, und so die Zahl auf acht Tonarten — die acht Kirchentöne — bestimmt hat, die noch jetzt in unserm von Gregor benannten Gregorianischen Kirchengesange bestehen. Dann soll er auch die früher üblichen fünfzehn Tonzeichen, womit ein Umfang von zwei vollen Octaven bezeichnet wurde, nur auf sieben, zur Bezeichnung der innerhalb einer Octave liegenden wesentlich verschiedenen Töne zurückgeführt haben. Er bediente sich hierzu der sieben ersten Buchstaben des größeren lateinischen Alphabets, um die sieben tieferen, und ebenso vieler kleineren, um die höheren Töne zu bezeichnen; der fünfzehnte Ton wurde endlich durch das doppelte kleine a angedeutet nach folgendem Schema:

A B C D E F G a b c d e f g aa.

Zur näheren Charakterisirung aber der Höhe und Tiefe eines Tones hatte auch er sich noch keines anderen Merkmales bedient, als dessen, welches in der Reihenfolge der Buchstaben selbst lag, und die etwa so über den Text zu stehen kamen:

d b c d e d c c b a bc a a a G GG

Sit nomen Do — mini be — nedic — tum in Sae — cula.

Wodurch sich aber der Gregorianische Kirchengesang am eigenthümlichsten von dem früheren unterscheidet, ist das völlig gleiche Verhältniß, in welchem alle seine Töne gesungen werden, sodaß weder Rhythmus noch Metrum dabei beobachtet ist. Dadurch erhielt er eine Art von Feierlichkeit, die der Würde der Kirche überhaupt nicht nur angemessen, sondern ihn auch zu seiner eigenthümlichen Bestimmung, von ganzen Gemeinden leicht gesungen zu werden, geschickt macht. Aus diesen Elementen bestand nun der sogenannte Gregorianische Kirchengesang, den man jetzt Cantus planus oder firmus, auch choralis genannt hat, und dessen Eigenthümlichkeit wir in den höchst einfachen, freien, weniger gebundenen Gang setzen, womit er sich einstimmig, mittelst einzelner zu einander melodischer, aber noch nicht zu einem völligen Gedanken melodisch verbundener Töne breit und ruhig fortbewegt, und so den Kirchenstyl im Allgemeinen durch Würde und feierlichen Ernst charakterisirt. Zu Gregors weiteren Verdiensten um die reinere Erhaltung des Kirchengesanges zählt man noch sein Antiphonarium, das er mit Auswahl des Besseren schon vorhandener Melodien zusammengetragen, das Gesammelte vielleicht da und dort nach seiner Weise verbessert, geordnet und mit neuen Gesängen bereichert hat. Sonst wird ihm auch noch die Art der Einrichtung der Antiphonen, Responsorien, des Introitus und Alleluja, der Versetten, Tracten, Gradualen, Offertorien und Communionen zugeschrieben.

Gregorio Allegri. Unter den großen Meistern im Kirchenstyl, die das 17. Jahrh. verherrlicht haben, glänzt Dieser, ein Stern erster Größe am römischen Kunsthimmel, wie ein Jahrh. früher Palestrina (s. d.) unter seinen Zeitgenossen, mit dem er hinsichtlich der erha-

denen, würdevollen Einfachheit der reinsten Harmonie ganz auf gleicher Stufe steht. Er war zu Rom 1590 geboren, Schüler Nannini's, ward Sänger in der päpstlichen Capelle und starb in seiner Vaterstadt 1640. Besonders berühmt hat ihn das Miserere gemacht, welches jährlich in der heil. Woche Mittwoch Nachmittags um 3 Uhr in zwei Chören von 9 Sängern einstimmig in der Sixtinischen Capelle in Rom gesungen wird. Die Composition wurde sonst so heilig gehalten, daß Derjenige den Bann befürchten mußte, der sie abzuschreiben gewagt hätte. Mozart übertrat jedoch das Verbot, indem er nach zweimaligem Hören eine mit dem Original übereinstimmende Copie aufsetzte. 1771 erschien es zu London im Stich und 1810 zu Paris in der »Collection des classiques.» 1773 empfing der König von England eine Abschrift von dem Papste selbst zum Geschenk. Nach der Behauptung des gegenwärtigen Capellmeisters oder Chordirectors Baini soll das Miserere von Allegri nicht vollständig in Stimmen gesetzt worden seyn, sondern nur die Baßstimme der ersten 18 oder 20 Takte, alles Uebrige aber soll eine successive Zuthat der Sänger seyn. Zu Anfang des 18. Jahrh. sey aber die damalige Singweise auf päpstlichen Befehl als Norm festgesetzt worden. Nie aber habe eine Partitur existirt. S. Sievers in der „Cäcilie," 1825, Nr. 5. Ueber jenes Kunstwerk sagt Speth („Die Kunst in Italien," 3. Thl., München 1823): „Sein Miserere ist wohl sein vorzüglichstes Werk, vielleicht weniger künstlich, aber eben darum um so kunstreicher, wenn wir anders auch hier die Kunst nicht in die Wissenschaft allein und den prahlerischen Aufwand aller in ihrem Reiche liegenden contrapunctischen Gelehrsamkeit, sondern wie es einem ästhetischen Werke ziemt, in die ruhige harmonische Entwickelung eines gefühlreichen Ganzen setzen, wobei unser Ohr nicht mehr materielle Töne hört, sondern diese mit den in uns geweckten Empfindungen zugleich in eine Harmonie zusammen klingen. Dieß dünkt uns die wunderbare Kraft der Harmonie dieses Miserere, daß sie zugleich unser Inneres mit sich dahin nimmt und in sich auflöset, in dieses setzen wir ihren wesentlichsten Charakter, aber auch die größte und schwerste Kunst. Und wodurch ward diese Wirkung erzielt? Durch klare deutliche Auseinandersetzung aller Theile mittelst einer mäßigen aber gewichtigen Anzahl von Noten ohne Mangel, ohne Ueberfluß, aber jede an ihrer Stelle mit richtig modulirten und ebenso richtig abgemessenen Klängen, die anfänglich zu einzelnen für sich bestehenden Chören verbunden, am Schlusse sich in den gewaltigen Strom einer einzigen breiten Tonmasse zu einer unwiderstehlichen Wirkung ergießen. Daß aber auch von der großartigen und präcisen Ausführung dieses Tonstückes ein großer Theil seines Zaubers herrühre, unterliegt keinem Zweifel."

Gregorius (St.), der erste Patriarch von Armenien im dritten Jahrh., der den größten Theil der Armenier zum christlichen Glauben bekehrte, und einer der vornehmsten Heiligen der griechischen Kirche; ihm zu Ehren wurde 1330 in Armenien von dem Dominicanermönch Dominicus von Bologna ein Orden unter dem Namen der vereinigten Brüder des heil. Gregorius des Erleuchteten gestiftet.

Gregorius (St.) Neocäsariensis, genannt der Thaumaturg oder Wunderthäter, lebte im dritten Jahrh. zu Neocäsarea; von heidnischen Eltern geboren, bekannte er sich nach deren frühzeitigem Tode zum Christenthum (231), erhielt obigen Beinamen durch die Menge der Wunder, die er verrichtet haben soll. Er war ein Schüler des

Origenes und sehr beredt. Seine Schriften erschienen zuerst griechisch und lateinisch, mit erläuternden Bemerkungen herausgegeben von G. Vossius, Mainz 1604.

Gregorius von Nazianz (Gregorius Nazianzenus), geb. 328 zu Azianzos, einem Flecken bei Nazianz in Kappadokien; studirte zu Cäsarea und Alexandrien, begab sich dann mit dem heil. Basilius nach Athen, zog sich mit ihm in die Wüste zurück, verachtete die vortheilhaften Anerbietungen des Kaisers Julian, ward dann durch seinen Freund Basilius, der Erzbischof von Cäsarea geworden war, Bischof von Sasima (eine armselige Stelle), dann Coadjutor seines Vaters, der Bischof zu Nazianz war, jedoch ohne Aussicht, ihm nachzufolgen, zog sich nach dessen Tode nach Seleukia zurück und ging dann nach Konstantinopel. Hier wurde er einer der treuesten Anhänger des Anastasius und einer der heftigsten Gegner der Arianer. Durch den Kaiser Theodosius ward Gregorius um 378 zum Erzbischof ernannt. 381 berief Theodosius das konstantinopolitanische Concilium. Auf demselben fand Gregorius neuen Widerstand und neue Anfechtungen, er bot daher seinen Feinden die Niederlegung seiner Würde an. Diese ward angenommen und Gregorius zog sich nun in die Wüsten von Kappadokien zurück, wo er um 389 starb. Er hinterließ zwei Reden gegen den Kaiser Julianus, 55 andere Reden, 105 Gedichte (mehre hiervon in der griechischen Anthologie) und 135 Briefe. Das dramatische Gedicht *Χριστὸς πάσχων*, der leidende Christus, größtentheils ein Cento aus Euripideischen Versen, ist untergeschoben (vgl. »Drama christ., quod *Χριστὸς πάσχων* inscribitur, num Gregorio Naz. tribuendum sit, quaest. propros. Eichstadius,» Jena 1816, 4.). Seine Werke erschienen Basel 1550, ferner gr. u. lat. von Jac. Billius, 2 Bde., Par. 1609, 11 u. 30, Fol., ferner 2 Bde., Venedig 1753, Fol., von Clemencet, 1 Bd., Paris 1778, Fol.

Gregorius Nyssenus, geb. im 4. Jahrh. zu Nyssa in Kappadokien, jüngerer Bruder Basilius des Großen, großer Redner und eifriger Vertheidiger des nicäischen Glaubensbekenntnisses; st. 394 als Bischof seiner Vaterstadt. Seine Briefe und Abhandlungen erschienen zuerst 1579 und 1605 zu Paris und 1615 u. 38, 3 Bde., Fol., durch Morelli herausgegeben.

Gregorius von Tours (Gregorius Turonensis), geb. 644 zu Auvergne, wurde 573 Erzbischof von Tours; zeigte sich während der Regierung Chilperichs und Fredegundens als ein Mann von festem Charakter und st. 593. Er hinterließ, nebst 7 Bdn. Wunder- und Heil.-Geschichten, eine »Hist. eccl. Francorum libri X.,» die bis 595 geht und als das einzige Geschichtswerk dieser Zeit, trotz seinen Mängeln und Ungereimtheiten, nicht ohne Werth ist.

Gregorius, Bischof (Metropolitan) zu Korinth um 1150; schrieb ein Werk von den Dialekten in griechischer Sprache, Compilation aus Scholien und Glossarien, herausgegeben in Aldus Cornucopiae, Venedig 1496, Fol., lat. hint. Stephanus Thesaurus, auch hinter Scapula, dann v. Gisb. Kön., Leyden 1766, nebst einigen andern Schriften über die Dialekte, mit Anm. And. u. den seinigen v. G. H. Schäfer, Leipz. 1811 und einem Comment. über Hermogenes, de methodo, am achten Bande von Reiske's griechischen Rednern beigedruckt.

Gregorius, Patriarch der griechischen Kirche des Orients — das Opfer der fanatischen Politik der Pforte — geb. 1739 und erzogen

in Dimitzana, Stadt in Arkadien auf Morea, studirte in mehren Klöstern, zuletzt auf dem Berge Athos, lebte als Einsiedler, wurde dann Erzbischof zu Smyrna und 1795 Patriarch in Konstantinopel. Als sich 1798 die Franzosen Aegyptens bemächtigt hatten, gab man den Griechen geheime Verbindungen mit den Franzosen Schuld und der Pöbel forderte den Kopf des Patriarchen; allein dieser hielt durch seine Hirtenbriefe die Griechen ab, sich für die Franzosen zu bewaffnen; und Selim III. selbst erklärte dessen Unschuld, verwies ihn jedoch, um ihn zu schützen, auf den Berg Athos. Bald nachher ward er wieder in seine vorige Würde eingesetzt. Als aber 1806 das Glück der russischen Waffen und die Erscheinung einer engl. Flotte vor Konstantinopel die Wuth der Muselmänner aufs Neue gegen die Griechen aufreizten und das Leben des Patriarchen bedroht wurde, obgleich er auch jetzt durch seine Ermahnungen die Griechen von jeder unruhigen Bewegung abgehalten hatte, so verwies ihn Selim nochmals zu seiner Sicherheit auf den Berg Athos; nach einiger Zeit ward Gregorius das dritte Mal zum Patriarchen erwählt. Die apostolischen Tugenden der Demuth, Liebe und Mildthätigkeit erwarben diesem Prälaten allgemeine Verehrung; er lebte einsam, hielt streng auf Sittlichkeit bei den griechischen Geistlichen und widmete seine Einkünfte frommen Zwecken, den Armen ohne Unterschied des Glaubens, den Schulen, der Wiederherstellung der Buchdruckerei zu Konstantinopel und dem Drucke nützlicher Schriften. Vorzüglich beförderte er die Anlegung von Schulen wechselseitigen Unterrichts zu Chios, Patmos, Smyrna, Athen, Sparta (Mistra) und Kandia. Seine Predigten und Hirtenbriefe zeugen ebenso für seine Frömmigkeit und Toleranz als für seine Menschenkenntniß. Er übersetzte die Briefe des Apostels Paulus in das Neugriechische und schrieb dazu eine Erklärung. Dabei ermahnte er seine Mitbrüder stets zur ruhigen Ergebung in den Willen Gottes und zum Gehorsam. Als aber 1821 der Aufstand der Griechen in Morea, seinem Geburtslande, ausbrach, ward auch er der Pforte verdächtig; und nur die Hoffnung, die schon beschlossene allgemeine Ermordung der Griechen in Konstantinopel zu verhindern, konnte ihn bewegen, den vom Divan drohend verlangten Bannfluch am 21. März 1821, über Ypsilanti's, Suzzo's und alle Theilnehmer an dem Aufstande auszusprechen. Zugleich erließ er einen Hirtenbrief an die Geistlichkeit, der den Gläubigen Gehorsam gegen die Pforte zur Pflicht machte. Nach der Hinrichtung des Fürsten Moruſi ward die Familie desselben vom Großvezier seiner Aufsicht übergeben. Ohne sein Wissen, vielleicht mit Hülfe eines Geistlichen im Pallaste des Patriarchen, rettete sich die Familie durch den Beistand des russischen Gesandten auf ein Schiff, das sie nach Odessa brachte. Der Greis ahnete sogleich, daß dieß sein Todesurtheil sey. Er ging auf der Stelle zum Großvezier, dem wilden Benderli Ali Pascha, um ihm den Vorfall anzuzeigen; allein dieser warf auf ihn die Schuld. Indeß erfolgte weder Verhaftung noch Untersuchung. Der Großvezier wollte durch eine in der türkischen Geschichte bisher unerhörte Gewaltthat Schrecken unter allen Griechen verbreiten. Diese waren schon Wochenlang dem fanatischen Pöbel der Hauptstadt preisgegeben, daher am ersten Tage des Osterfestes (22. April) nur wenige die Kirche zu besuchen wagten. Der Patriarch verrichtete das Hochamt, umgeben von seinen Bischöfen, mit der gewöhnlichen Feierlichkeit; als er aber aus der Basilika trat, umringten ihn Janitscharen und schleppten die Bischöfe fort; doch hielt sie eine

natürliche Scheu vor dem ehrwürdigen Greise ab, sofort Hand an ihn zu legen. Ihr Anführer mußte sie an den Befehl des Großherrn erinnern, worauf sie den Patriarchen in seinem Festgewande vor der Hauptpforte der Kirche aufknüpften. Dasselbe geschah mit den drei Bischöfen und mit acht Geistlichen des Patriarchats, die sämmtlich in ihrer Amtskleidung vor den Kirchen oder vor dem Pallaste aufgehangen wurden. An der Brust des Patriarchen war ein Jafta (das Todesurtheil) befestigt, welcher ohne Verhör und Beweis dem Patriarchen Schuld gab: „Er habe um den Aufstand seiner Landsleute in Morea gewußt und sey höchst wahrscheinlich das geheime Haupt der Verschwörung gewesen; daher die ganze griechische Nation, obwohl sich Unschuldige in ihr befänden, dem Zorne Gottes und ihrer gänzlichen Vernichtung nicht entgehen könne.“ Erst am 24. ward der Leichnam abgenommen und den gemeinsten Juden überlassen, die ihn durch die Straßen schleppten und ins Meer warfen, jedoch, durch die Griechen mit Geld gewonnen, nicht ganz versenkten, sodaß ihn griechische Matrosen des Nachts herausziehen und nach Odessa bringen konnten. Hier ward nach erhaltener kaiserl. Genehmigung am 29. Juni a. St. das Märtyrerthum des Patriarchen von dem russischen Archimandriten Theophilus durch ein prachtvolles Leichenbegängniß gefeiert, wobei ein griechischer, durch Beredtsamkeit ausgezeichneter Geistlicher, Pater Konstantin Oekonomos, der sich nach Odessa gerettet hatte, die (nachher ins Russische und Franz. übers.) Leichenrede hielt. Diese Schmach der Barbarei an dem Oberhaupte der Kirche, an einem frommen 80jährigen Greise verübt, hatte die Entweihung und Zerstörung vieler griechischen Kirchen und die wildesten Ausschweifungen gegen die Griechen in Konstantinopel zur Folge, brachte aber statt zu schrecken, die entgegengesetzte Wirkung hervor. Die Begeisterung der Hellenen für die Sache des Glaubens und der Freiheit stieg bis zur Schwärmerei, und der Krieg ward nun auch von ihrer Seite mit der wildesten Erbitterung geführt.

Gregoriusfest, ein ehedem in mehren Gegenden, besonders in Sachsen beliebtes Schul- und Jugendfest, welches gegen Ostern gehalten wurde. Gewöhnlich zogen die Schüler, auf eigne Weise, als Bergleute, Essenkehrer, Jäger u. s. w. gekleidet, durch die Stadt; an andern kleinern Orten erschienen sie nur mit Bändern aufgeputzt, und jeder gab durch Hersagung eines Reimes vor den Häusern der Vornehmern zu erkennen, welche Standesperson aus der bürgerlichen Gesellschaft er vorstelle. Einer war ein Arzt, oder vielmehr Quacksalber, mit einem Arzneikasten; ein anderer ein Corporal mit einem Degen und Stocke; ein Dritter, mit einer Trommel versehen, stellte einen Tambour u. s. w. vor. Dieses Fest war unstreitig eine Nachahmung des bei den Griechen unter dem Namen Panathenäen bekannten Volks- und Freudenfestes. Auch zu Rom feierte man jährlich zwei Minervenfeste durch feierliche Umgänge. Diese Feste erhielten durch die Länge der Zeit eine Heiligkeit und ließen sich nach dem Uebergange heidnischer Völker zum Christenthume schwer abschaffen. Daher verordnete Papst Gregor IV. 828, daß zur Ehre eines seiner Vorgänger, Gregor I., welcher die erste Singschule in Rom gestiftet hatte, um die Zeit, da das große Minervenfest fiel, ein eignes Schul- und Kinderfest unter dem Namen des Gregoriusfestes gehalten wurde. — **Gregoriussingen** nennt man den Umgang, welchen jährlich nach Ostern die Dorfschulmeister, besonders in Sachsen, in Begleitung ihrer Schulkinder

durch das Dorf halten, wobei vor jedem Hause ein Lied oder eine sogenannte Arie abgesungen wird, wofür dem Schullehrer eine Kleinigkeit an Geld gereicht wird, die als ein Theil seiner Besoldung in Anschlag gebracht ist. In mehren kleinen Städten, wo sonst dieses Gregoriussingen auch gewöhnlich war, ist diese den Schullehrerstand herabwürdigende Bettelei mit Recht abgeschafft und die Lehrer sind auf andere Weise entschädigt worden.

Greif, ein bekanntes Wunderthier des Alterthums, von dem die Sage sich sogar noch über die Zeiten des Mittelalters hinaus erhalten hat. Nach der gewöhnlichen Beschreibung hatte es den Leib, die Füße und Krallen eines Löwen, Kopf und Flügel eines Adlers, Pferdeohren und statt der Mähne einen Kamm von Fischflossen; der Rücken war befiedert. Aelian besetzt den Rücken mit schwarzen, die Brust mit rothen und die Flügel mit weißen Federn; Ktesias gibt ihm blaue, glänzende Nackenfedern, einen Adlerschnabel und feurige Augen. Spätere Schriftsteller setzen noch Manches hinzu. Nach dem Verfasser des Buchs: »De rerum natura,« ist er größer als ein Adler, hat an den Vorderfüßen große Adlersklauen, an den Hinterfüßen Löwenklauen, und legt in sein Nest einen Achat; aus den Klauen macht man Trinkgefäße. Er ist so stark, sagt Ktesias, daß er im Kampfe mit allen Thieren Sieger bleibt, den Löwen und Elephanten ausgenommen. Die griechischen Tragiker bedienten sich unter andern der Greifen als schwebenden Zugespans vor dem Wagen der Götter, wahrscheinlich, um dem Maschinenmeister der griechischen Schaubühne die Luftfahrten der Götter zu erleichtern. So läßt Aeschylus im „Prometheus" die Töchter des Oceans auf einem mit Greifen bespannten Wagen durch die Luft fahren. Die alten griechischen Dichter setzten die Greifen nach dem Westlande, wo sie auf den rhipäischen Gebirgen (den Pyrenäen, Alpen und andern Bergketten des westlichen Europa, welche man damals in Ein Gebirge zusammendrängte) das Gold bewachen; eine Sage, die durch Erzählungen der Phokäer und des Samiers Koläus von ihren Schiffsreisen im westlichen Europa ebenso entstand, wie die Fabeln des mittlern Zeitalters von den Wundern der neu entdeckten oder noch unbereisten Länder. Mit den Arimaspen, welche das Gold, das die Greifen hüteten, holen wollten, und dabei auf schnellen Rossen ritten, lebten die Greifen in Feindschaft, sowie auch mit den Pferden selbst. Indien machte man zu seinem Vaterlande. Er nistet, sagt Ktesias, auf den Bergen, kann jung, aber nicht erwachsen gefangen werden. Die Baktrer, Nachbarn der Indier, halten ihn für den Hüter des Goldes, welches er selbst ausgräbt, und sein Nest davon macht. Er fürchtet Diejenigen, welche das Gold suchen, und vertheidigt seine Jungen gegen sie. Man geht daher nur des Nachts aus, um Gold zu suchen, und allemal in großer Gesellschaft und bewaffnet. Ueber die Entstehung der Idee von diesem fabelhaften Vogel ist viel gemuthmaßt worden. Namentlich hat der Graf von Veltheim in seiner Abhandlung von den goldgrabenden Ameisen und Greifen der Alten, und Böttiger in seinen Vasengemälden sehr viel Sinnreiches darüber gesagt. Letzterer stellt in verschiedenen Stellen seiner Vasengemälde sehr fruchtbare und ganz das Gepräge der Wahrheit tragende Ideen auf, um die Entstehung der Greifen und ähnlicher Wunderthiere zu erklären. Die Greifen, Chimären und andere Ungeheuer sind auf keine andere Art als durch die indische Tapetenwirkerei entstanden. Die Indier ergötzten sich schon von den ältesten Zeiten

her an der seltsamsten Zusammensetzung ihrer heiligen Thiere mit Pflanzen und andern Thieren und webten sie in ihre Teppiche und buntfarbenen Stoffe. Als daher die Griechen an dem Hofe des persischen Königs, z. B. Ktesias, und im Heerzuge Alexanders, z. B. Kallisthenes, solche Teppiche erblickten, so glaubten sie, es müsse in dem wunderbaren Indien wirklich dergleichen Geschöpfe geben, und nahmen daher keinen Anstand, die Naturgeschichte damit zu bereichern. Aus jenen indischen Zeichnungen auf Teppichen entstanden überhaupt die nachherigen Arabesken und Grotesken, und so wären also die Greifen, Chimären u. s. w. nichts anders als Arabesken. In einer andern Stelle scheint der gelehrte Alterthumsforscher anzudeuten, daß dem Greifen und der Chimäre überhaupt die Figur des Straußen zum Grunde liege, den schon Diodor als ein von der Natur selbst gemischtes Wunderthier nennt. Das Wort *Γρύψ* (Greif) erklärt er für asiatischen Ursprungs. Ursprünglich kam also wohl die ganze Idee von Greifen aus Indien, und die Griechen erhielten sie zuerst durch die Abbildungen auf Teppichen, welche sie aus Asien bekamen.

Greifenberg, Kreis im Reg.-Bez. Stettin, preuß. Provinz Pommern, auf 14 QM. 28.000 Bewohner zählend, ist eine nicht ganz unfruchtbare Ebene, mit vielen Gewässern bedeckt. Die gleichnamige Kreisstadt, schon nach der Mitte des 13. Jahrh. zur Stadt erhoben, welche in früherer Zeit unter den Städten Hinterpommerns eine nicht unbedeutende Rolle spielte, liegt an der Rega, mit 2950 Einw., die außer Tuchweberei und Hutfabrikation eine ganz ausgezeichnete Leinewand liefern. 2) Offenes Städtchen an der Sarnitz, im angermünder Kreise des preuß. Reg.-Bez. Potsdam, Sitz des Landraths, mit 1100 Einw., die sich mit der Verfertigung von Strohhüten und Töpfergeschirr beschäftigen und Tabacksbau treiben.

Greifenfeld (Peter, Graf von), hieß eigentlich Schuhmacher, und war der Sohn eines Weinhändlers zu Kopenhagen. Durch vorzügliche Talente stieg er unter König Friedrich III. von Dänemark bis zum Cabinetssecretair und regierte unter Christian V. von Dänemark als Premierminister. Eine Menge guter Einrichtungen, worunter besonders Verminderung der See- und Landzölle, die Stiftung einer westindischen Compagnie und die bessere Einrichtung des Heeres machten ihn in und außer Landes berühmt, sodaß ihn Kaiser Leopold I. 1674 zum Reichsgrafen ernannte und Friedrich Wilhelm I. von Preußen ihm die Insel Rügen als Reichsfürstenthum anbot. Ungeachtet seiner großen Verdienste aber entging er der Verleumdung nicht; er wurde im März 1676 verhaftet und starb den 12. März 1699 zu Drontheim im Gefängniß.

Greifenhagen, 17 QM. großer Kreis im stettiner Reg.-Bez., preuß. Prov. Pommern, fruchtbar an Flachs, Taback, Getreide, ausgezeichnetem Obst ꝛc., bevölkert von 84.000 Menschen in 3 Städten, 117 Dörfern ꝛc., mit der gleichnamigen im 13. Jahrh. gegründeten Kreisstadt, zwei Meilen von Stettin, an der Regelitz, zwei Kirchen, Stadt- und Bürgerschule, 490 Häuser und 4400 Einw., die städtische Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht treiben und darin durch 5 jährliche Märkte unterstützt werden.

Greifenson (Samuel v. Hirschfeld), geb., wie er selbst erzählt, 1622 im Spessart, machte als Musketier einen Theil des dreißigjährigen Krieges mit und starb um 1668. Er ist der Verfasser des zu seiner Zeit weitberühmten und auch jetzt noch merkwürdigen Romans:

„Abentheuerlicher Simplicissimus, d. i. Beschreibung des Lebens eines seltsamen Vaganten, genannt Melchior Sternfels von Fuchshaim" (unter dem angenommenen Namen Schleifheim von Sulzfort). Bei Lebzeiten desselben kamen nur fünf Bücher dieses Romans heraus, Mömpelgart 1669; dann besorgten seine Freunde eine Ausg. nach des Verf. Tode, Nürnberg 1684, 6 Thle. Wenige Bücher haben ein so allgemeines Aufsehen gemacht wie der Simplicissimus; bis 1725 zählen wir neun Auflagen, Fortsetzungen und Zusätze und eine große Menge von Nachahmungen desselben. Für uns ist er anziehend als ein derbes und frisches Lebensgemälde der bunten, bewegten und gräuelvollen Zeit des dreißigjährigen Krieges, gewürzt durch manche sinnreich naive und vorlaut drollige Betrachtung mit satyrischem Ueberzuge, dem jedoch eine wohlwollende Ironie den bittern Beigeschmack benimmt. 1822 hat Friedrich Weisser diesen Roman im Gewande des 19. Jahrh. herausgegeben (Berlin, 2 Thle.).

Greifswald, Kreis im Reg.-Bezirk Stralsund der preußischen Provinz Pommern, 18¼ QM. groß, mit 37.000 Einw. in 4 Städten und 219 Dörfern ꝛc., bildet eine Landschaft, deren Boden im Ganzen sehr ergiebig und nur wenig mit sandigen Strichen, aber mit vielen Anhöhen abwechselt. Allerhand städtische Gewerbe, Manufakturen und Fabriken, Handel, Schifffahrt, Ackerbau und Viehzucht beleben die Thätigkeit der Einwohner dieses Kreises. Die Hauptstadt ist **Greifswald** (54° 6′ N. Br.), 3½ Meilen von Stralsund und 82 Meilen von Berlin entfernt, an der Ryk und etwa eine Stunde von der Ostsee, hat drei Kirchen, außer der Universität ein Gymnasium, ein Landschullehrerseminar und mehre Elementarschulen, ein Waisenhaus, Landeslazareth, viele wohlthätige Stiftungen, Schauspielhaus, in 925 Häusern 8500 Einw., die durch Tabacks-, Leder- und Oelfabrikation, Salz- und Seifensiedereien und einen ziemlich ansehnlichen Seehandel ihren Unterhalt erwerben. Greifswald ist der Sitz vieler und hoher Gerichtsbehörden, als: eines Oberappellations- und höchsten Gerichts für Neuvorpommern und Rügen, mit einem Präsidenten, 5 Oberappellationsräthen, 5 Procuratoren, 44 immatriculirten Advokaten, 30 immatriculirten Notarien, von denen 8 auctoritate Caesarea creirt sind. Dem Oberappellationsgericht steht ein Hofgericht zur Seite mit einem Director, 4 Assessoren, 5 Procuratoren und 56 immatriculirten Advokaten, von denen 52 zugleich Notarien bei dem Oberappellationsgericht sind; zugleich ist auch den Advokaten des zuletzt genannten Gerichtshofes gestattet, als Sachwalter beim Hofgericht zu erscheinen. Diesen beiden Hauptgerichtshöfen schließen sich noch ein Kammer-, Kreis-, Waisen- und Stadtgericht an. Zugleich erwähnen wir noch des (fast nur auf Ehesachen beschränkten) Consistoriums. Die Justizverfassung ist bis jetzt unverändert geblieben und nicht der in den alten preuß. Provinzen conformirt. Endlich ist Greifswald noch der Sitz des Landraths, eines Hauptzollamts und eines Superintendenten. — Die erste Veranlassung zur Stiftung der **Universität** scheint der Aufenthalt während der Unruhen 1435—43 geflüchteter rostockischer Professoren gegeben zu haben. Sie ward 1455 von dem pommerschen Herzog Wratislaw IX. wolgastischer Linie, mit Zustimmung des Herzogs Otto III. stettinischer Linie, auf Anrathen und unter Mitwirkung des greifswaldischen Bürgermeisters Heinrich Rubenow gestiftet. Die Fundationsbulle des Papstes Calixtus III. ward unter dem 29. Mai 1456 und in demselben Jahre die Bestätigungsurkunde des Kaisers Friedrich III.

ausgefertigt. Am 17. Oct. ward die Universität inaugurirt und am folgenden Tage trat der erste Rector, Heinrich Rubenow, sein Amt an; er inscribirte beinahe 300, unter denen der Fürst Wratislaw selbst, zwei Bischöfe, drei Aebte und andere vornehme Personen sich befanden. Als im Anfange des 16. Jahrh. die Kirchenverbesserung auch in Pommern, namentlich in Stettin, Stralsund und Greifswald, Beifall fand, widersetzte sich der Herzog Georg und der Bischof von Kamin derselben, welches die Folge hatte, daß 12 Jahre hindurch keine Vorlesungen gehalten wurden. Im Nov. 1539 richtete Herzog Philipp I. die Universität wieder auf; jedoch war bis 1556 ihre Existenz sehr schwankend. Da indeß durch den augsburgischen Religionsfrieden 1555 die Annahme der Reformation im Lande gesichert wurde, so mußte dieß auch auf den Zustand der Universität einen vortheilhaften Einfluß haben. 1564 ward ihr das Dominicanerkloster eingeräumt. 1568 ward die erste Visitation der Universität gehalten. 1591 begann der Bau des vormaligen Collegiengebäudes und 1604 ward die Bibliothek gegründet. Vielfache Schenkungen hatten die Einkünfte der Universität bereits ansehnlich erhöht, als der letzte pommersche Herzog, Bogislaus XIV., 1634 das Amt Eldena mit den dazu gehörigen Gütern, Einkünften und Gerechtigkeiten, derselben zu ewigen Zeiten schenkte; daher konnte sie die Drangsale des 30jährigen Kriegs überleben, zumal da der neue Landesherr, der König von Schweden, sich den Flor dieser Lehranstalt sehr angelegen seyn ließ. Der Vorschlag, sie nach Stettin zu verlegen, ward nicht ausgeführt. 1747 ward das alte Collegiengebäude abgebrochen und 1750 das neue eingeweiht. Die Verfassung ist seitdem mehrmals näher bestimmt worden. Unter der Aufsicht des Kanzlers, jetzt des Fürsten Putbus (den bei feierlichen Promotionen in allen Facultäten der jedesmalige Superintendent, als Prokanzler vertritt) führt der Rector und der akademische Senat oder das Consilium, das aus allen ordentlichen Professoren besteht, das Regiment der Universität; nur die Institute stehen unter der Aufsicht des Ministeriums der geistlichen-, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten. Alle Studenten- und Disciplinarsachen untersucht und entscheidet der Rector mit dem Syndicus; bei Strafen, die härter sind, als vierzehntägiger Carcerarrest, votiren auch die Senioren der vier Facultäten. Uebrigens hat die Universität volle, sowohl Civil- als Criminalgerichtsbarkeit auch über alle Universitätsverwandte, die nicht Studenten sind, sowie über ihre Angehörigen und Bedienten; die dahin einschlagenden Verhandlungen leitet Namens des Rectors und Consils der jedesmalige Decan der Juristenfacultät. Die Universität hat das Patronatrecht über sieben Landkirchen und bei den drei städtischen Pastoraten, sowie bei allen ordentlichen Professuren (diese, wie jene, besetzt der König) das Recht der Präsentation. Die wissenschaftlichen Institute, die Bibliothek, das anatomische und zoologische Museum, der botanische Garten, das medicinische und chirurgische Klinikum, die philologische Gesellschaft ꝛc. gedeihen immer mehr. Die Zahl der Stipendien beträgt jährlich etwa 1300 Thaler preuß. Cour. Zu den Beneficien gehört besonders das 1562 gestiftete und von Zeit zu Zeit erweiterte Convictorium. Das Vermögen der Universität wird von einer besondern Administration, unter der Aufsicht des Kanzlers verwaltet. Eine Geschichte der Universität, welche jetzt etwa 200 Studenten zählt, gibt es nicht. — Da wo jetzt Greifswald liegt, sah man ehedem nur einen Wald, auf der Grenze des Fürstenthums Rügen und der Grafschaft

Gützkow, der von dem rügischen Fürsten Jaromir nebst andern Stücken Landes dem 1207 von ihm gestifteten Cistercienserkloster Hilda oder Eldena geschenkt ward. Ungefähr 1223, als die wendischen Einwohner von den Ankömmlingen aus Sachsen immer mehr gedrängt wurden, ließ der Abt den Wald aushauen und baute daselbst die Stadt nach deutscher Art, welche anfangs nur Wald oder Wold hieß. Als späterhin im 14. Jahrh. die Einwohner der Stadt wegen der günstigen Lage derselben am Rykflusse und der Nähe des Hafens Wyk, gleich den Bewohnern der ganzen Ostseeküste, durch Handel sich bereicherten, wußte der Abt sie nicht mehr in der frühern Abhängigkeit zu erhalten; er gab sie daher dem Fürsten von Pommern zur Lehn, dessen Wappen zur Veränderung des Namens in Greifswald (Grypswold) Veranlassung gab. Durch den westfälischen Frieden kam die Stadt 1648 unter schwedische Botmäßigkeit. 1715 fiel sie an Dänemark, ward aber 1721 an Schweden zurückgegeben. In Folge des Befreiungskrieges ward sie 1815, sowie das gesammte diesseitige Pommern, mit dem preußischen Staate vereint. — Die andern Städte des greifswalder Kreises sind außer Wolgast (s. d.) Gützkow (1800 Einw.) und Lassahn (1500 Einw.).

Greisenalter (senectus, bei dem weiblichen Geschlechte Matronenalter, anilitas, Physiol.), ist die in dem naturgemäßen Rückschreiten begriffene Periode des menschlichen Lebens. Der Blutumlauf wird verzögert und die Wärmeerzeugung vermindert, die Ernährung sparsamer, eine allgemeine Schwäche und Unthätigkeit sowohl des ganzen Körpers, als vieler seiner Theile, besonders der Muskeln, der Haut, der Lungen, des Magens, der Geschlechtstheile, tritt immer mehr hervor. Die Zeugungs- und Conceptionsfähigkeit verlieren sich allmälig ganz, alle Ab- und Aussonderungen gehen sparsam von Statten, der Körper magert ab und schrumpft immer mehr zusammen, wie besonders in den äußerlichen Hautbedeckungen, vornehmlich des Gesichts, in den hier sich bildenden Runzeln und Falten zeigt. Meist gehen auch die Zähne und Haupthaare verloren, oder letztere ergrauen und werden endlich ganz weiß; die Knochen werde spröde und zerbrechlich, und auch Weichtheile zur Verknöcherung geneigt; die Gelenke verlieren ihre Beweglichkeit und werden steif; der Rücken bekommt Neigung sich zu krümmen ꝛc. Ebenso wie im Körperlichen deutet sich die Lebensabnahme auch in den Geisteskräften an, zunächst in den Sinnen, die, besonders Auge und Ohr, die Eindrücke der Außenwelt mehr oder weniger unvollkommen aufnehmen. Die Einbildungskraft verliert ihre Stärke; das Gedächtniß wird ebenfalls und vorzüglich für neue Eindrücke schwächer, dagegen es die früher aufgenommenen oft treu bewahrt. Am längsten behauptet sich die Urtheilskraft in ihrer Stärke, ja erlangt, bei weise benutztem Leben, in dieser Lebensperiode oft ein Uebergewicht, sodaß in der Ueberlegenheit der Vernunft im Greisenalter das Leben hier erst in den Zustand seiner vollen Reife und zu seinem dritten und höchsten Culminationspunkt gelangt. Doch unterliegt auch diese in den spätesten Lebensjahren der allgemeinen Hinfälligkeit, und es tritt endlich ein allgemeiner Zustand körperlicher und geistiger Kräfteverzehrung ein, den man als Marasmus bezeichnet, und der in seinem Fortgang, auch ohne Hinzutreten von krankhaften Erscheinungen, wie besonders Schlagfluß, Fußzehenbrand u. a. m., in den natürlichen Tod übergeht. Der Zeitraum, von dem das Greisenalter anhebt, die Dauer seiner ersten Periode, in der das Leben sich noch immer in überlegener Kraft,

wiewohl unter fortgehendem Sinken, behauptet, sowie der Eintritt der zweiten Periode des hinfälligen Alters (senectus decrepita), ist nach der Individualität, Organisation und Lebensart der Menschen sehr verschieden. Gewöhnlich rechnet man den Anfang des Alters bei Männern vom 60. Jahre, bei Weibern etwas früher, wohl selbst von der Periode des Aufhörens der Menstruation an. Gleichwohl zeigen sich die Erscheinungen eines vorrückenden Alters, unter ungünstigen äußern Einwirkungen (Sorge, Kummer, Krankheiten, Ausschweifungen), bei ursprünglich nicht ganz robustem Körper, oft schon früher; auch spricht man wohl von jungen Greisen, die schon in den besten Jahren altern. Der bei weitem kleinere Theil Menschen erreicht überhaupt ein hohes Alter. Angeborne Schwächlichkeit und zu viele ungünstige, oft nicht einmal abwendbare Einwirkungen der Lebensart und äußerer Verhältnisse, ansteckende und zufällige Krankheiten ꝛc. kürzen das Leben so ab, daß höchstens nur etwa $^1/_4$ zum Greisenalter gelangt, d. i. 60 J. alt wird, kaum $^1/_{20}$ aber bis zu 80 J. kommt, von wo an das Leben so schnell sinkt, daß kaum $^1/_{100}$ bis zu 86 und kaum $^1/_{1000}$ zu etwa 95 Jahren gelangt, dagegen es allerdings bei ursprünglich guter, von gesunden Eltern herstammender Körperbeschaffenheit und schon früh beginnender, den Mittelweg zwischen Verzärtelung und allzu strenger Abhärtung haltender Erziehung und naturgemäßer Lebensart allerdings bedeutend verlängert werden kann. Besonders müssen ältere Personen ein zweckmäßiges und ihrer Natur angemessenes Verhalten beobachten. Schon die Abnahme ihrer körperlichen und geistigen Kräfte führt sie darauf hin, daß auch die denselben früher zugemutheten Anstrengungen in demselben Maße vermindert werden müssen. Hierauf nimmt selbst die bürgerliche Gesellschaft in der Gesetzgebung Rücksicht, indem sie Greise von beschwerlichen Geschäften und Verrichtungen, z. B. vom Militairdienst, befreit und ihnen das Recht gibt, Dienstentlassungen und Unterhalt zu fordern. Daher soll man im Alter nicht in neue Geschäftskreise eintreten, sondern lieber in der früher gewohnten Bahn und mit nur mäßiger Kunstanstrengung fortschreiten. Eine vorzügliche Pflege und Aufmerksamkeit verlangt dann auch der durch das Alter geschwächte Körper und namentlich diejenigen Theile, welche hier vorzugsweise an Kraft verlieren. Zu den letztern gehören meist die Verdauungs- und Harnwerkzeuge; daher leicht verdauliche, vielen Nahrungsstoff enthaltende Nahrungsmittel, bei verminderter Harnabsonderung Kerbel, Petersilie, Spargel ꝛc. und der mäßige Genuß eines guten, nicht sauren Weins hier am besten bekommen. Sehr sind dann auch wärmeres Verhalten und der Gebrauch warmer, auch wohl aromatischer Bäder zu empfehlen.

Greitz, 1) Herrschaft im Voigtlande, den Fürsten von Reuß, älterer Linie gehörig; 7 QM. groß, mit 23.400 E. 2) Haupt- und Residenzstadt darin, an der Elster; Schloß, 566 H., 6250 Einw., Tuch-, Wollen-, Baumwollenzeuch-, Strumpf-, gedruckte Flanell- und Kasimirmanufakturen, Baumwollenspinnerei, Hutfabriken, Handel.

Greil, 1) hellglänzend; 2) (Färber), von Farben, welche sehr in das Auge fallen, besonders bei Roth und Gelb; 3) (Maler), von Gemälden, in welchen die hellen Farben zu wenig mit matten Farben gemildert sind, oder die hellsten Lichter dem dunkelsten Schatten zu nahe stehen; 4) (Musik), von Tönen, welche zu hell klingen und dem Gehör wehe thun; 5) (Hüttenwerk), von geschmolzenem Eisen, zu spröde.

Grelot (fr. au grelot, Waarenk.), platter, weißer, oder sogenannter Klosterzwirn, zum Stricken und zur Filetstickerei brauchbar.

Grelots (fr., Hdlgsw.), Schellen von Metall; es gibt silberne und von andern Compositionen; sie werden im Handel mit den Negern gebraucht.

Gremiale (Kirchenw.), seidenes Tuch, das des auf dem Bischofsstuhl sitzenden Bischofs Schoß bedeckt.

Gremium (lat.), 1) Schoß; daher 2) die Mitte; 3) Collegium, Capitel, Zunft, Geschlecht. Hievon: aus dem Gremium wählen, einen Vorsteher aus einer Gesellschaft wählen.

Green (Friedr. Albr. Karl), geb. zu Bernburg 1760, früher Apotheker; wurde 1785 zu Halle Doctor der Medicin, 1786 außerordentlicher und 1788 ordentlicher Professor daselbst, starb das. 1798; geachtet als Chemiker, besonders durch sein schätzbares „Handbuch der gesammten Chemie," 4 Thle., Halle 1787—1794, 4. Aufl. 2 Thle., das. 1819; „Grundriß der Naturlehre," ebend. 1787, 6. Aufl. 1820; „Handbuch der Pharmakologie," 2 Thle., ebend. 1791—1792, 3. Aufl. 1813 u. m.; gab auch „Journal der Physik," 8 Bde., Leipz. 1790—1794, „Neues Journal," 4 Bde., 1795—1798, heraus.

Grenache (Weinh.), ein schöner, dunkelrother, dicker Roussillon-Wein, der im ersten Jahre dem Alicantwein gleich kommt, sich später dem Tinto de Rota nähert, und nach 6 bis 7 Jahren dem Capwein ähnlich wird.

Grenada, britische Antillen-Insel in Westindien, zwischen Tabago und den Grenadinen; 8½ QM. groß, mit 32.600 Einw., worunter 24.900 Sklaven. Fruchtbarer Boden wechselt mit Bergen; auf einem derselben ein See. Ausfuhr von Zucker, Kaffee, Cacao, Indigo, Baumwolle, Rum und andern westindischen Erzeugnissen. Die Hauptstadt ist Georgetown.

Grenade, 1) Stadt im franz. Depart. Landes, Bez. Mont de Marsan, am Adour; 215 H., 1350 Einw., Wollenzeuchweben, Lederbereitung. 2) Stadt im franz. Depart. Ober-Garonne, Bez. Toulouse, an der Garonne; 615 H., 3500 Einw., Wollenzeuchweben, Hutfabriken, Wein- und Seidenbau, Handel.

Grenadillen (Grenadinen), Gruppe von 30 kleinen Antillen-Inseln in Westindien, nördlich von Grenada; zusammen 2½ QM. groß, mit 2300 Einw. Sie machen mit Grenada und St.-Vincent ein britisches Gouvernement aus. Meistens sind sie nackte Felsen, wenige sind angebauet, Zucker und Baumwolle die Haupterzeugnisse. Die vornehmsten dieser Inseln sind: Cariacou, im Meerbusen von Mexiko, mit dem Hauptort Hillsborough; Ronde, Belonja, Balesso, Cancnane, Union, Maillerot, Moustique.

Grenoble, wohlgebaute Hauptstadt des franz. Depart. Isere, sonst der Dauphiné, an der Isere, welche die Stadt in zwei ungleiche Theile theilt; die eigentliche Stadt liegt am linken Ufer. Sie ist befestigt und hat eine starke Citadelle. Es werden hier von ungefähr 1000 Arbeitern gute Handschuhe gemacht, auch Hüte, Hanfhecheln (wovon hier die größte Fabrik in ganz Frankreich) u. s. w. Von Bergen umgeben, an einem reißenden Strome, kann die Stadt nur wenig Handel führen. Man zählt etwa 25.000 Einw. Grenoble ist der Sitz eines Bischofs, hat viele Kirchen, worunter die Kathedrale sich auszeichnet, königl. Gerichtshof, Handelsgericht, Akademie für Rechtswissenschaften, mehre höhere Bildungsanstalten, eine Artillerieschule,

öffentliche Bibliothek von 60.000 Bänden, Museum, gelehrte Gesellschaften, Kunstsammlungen. Grenoble ist der Geburtsort mehrer berühmter Männer. Die Umgegend heißt Graisivaudan. Grenoble hat seinen Namen von Gratian, der es unter dem Namen Gratianopolis zur römischen Colonie machte; früher war es Stadt der Allobroger, folglich kann es nicht das Culao der Römer, für das es meist gehalten wird, seyn. Im 4. Jahrh. erhielt Grenoble einen Bischof, dann war es bald in Gewalt der Burgunder, bald der Franken, kam dann zum deutschen Reich und ward Hauptstadt der Dauphiné. Die Bischöfe, zu deutschen Reichsfürsten ernannt, lagen indessen immer mit den Dauphins über die Gerichtsbarkeit der Stadt in Streit. Mit der Dauphiné kam Grenoble unter Ludwig XI. an Frankreich. Dieser König errichtete 1453 ein Parlament zu Grenoble, das gleiche Rechte mit dem zu Paris genoß. Die Befestigungen wurden vom Chevalier de Ville angelegt und von Vauban vermehrt. Jetzt sollen sie noch verstärkt werden, sodaß Grenoble ein Platz ersten Ranges und ein großer Waffenplatz werden wird. — Etwa 4 Stunden nördlich von Grenoble liegt in einer äußerst rauhen und wilden Gegend die große Carthause, la grande Chartreuse; ehemals der Hauptort des durch seine strengen Büßungen und sein Schweigen bekannten Carthäuserordens; der h. Bruno stiftete ihn im 11. Jahrhundert.

Grenville (Georg), geb. 1702 von einer alten Familie aus der Grafschaft Buckingham; kam sehr jung in's Parlament, wurde 1754 Schatzmeister der Marine, brachte 1757 die Bill für die regelmäßige Bezahlung der Kosten dieses Ministeriums in Vorschlag, erhielt 1763 den Titel Lordschatzmeister, trat 1773 in's Ministeriums und starb um 1775. Man hat von ihm: „Betrachtungen über den Handel und die Finanzen Englands," 1766; 2) „Gemälde von England hinsichtlich seines Handels und seiner Finanzen," Paris 1769, 8.

Grenzbild (Bildh.), eine menschliche Statue, deren unterster Theil in einer Scheide zu stecken scheint. Solche Grenzbilder wurden sonst häufig zu Verzierungen der Alleen großer Gärten gebraucht.

Grenzcordon (Kriegsw.), ein Cordon von bewaffneter Mannschaft, die entweder um das Einpaschen verbotener Waaren zu verhüten, oder um die Verbreitung einer im Nachbarstaate herrschenden ansteckenden Krankheit zu hindern, oder auch aus politischen Gründen an der Grenze eines Staates gezogen ist.

Grenzgötter (Myth.), Dii terminales. Vorzugsweise nannte man so diejenigen Götterbilder, welche die Feldmarken zusammengrenzender Städte ausmachten. Ihre Stellen nahmen späterhin Heiligenbilder, Kreuze ꝛc. ein. Man opferte ihnen nur Feldfrüchte, (liba cerealia), niemals Thiere.

Gresham (Sir Thomas), der Gründer der londoner Börse, Sohn des Lord Mayors dieser Stadt, geb. 1519, machte zu Cambridge seine humanistischen Studien und widmete sich der Handlung. Eduards VI. Vormund, beständig in Geldverlegenheiten, gebrauchte den reichen und gewandten jungen Kaufmann zu Regulirung seiner Geldangelegenheiten in Antwerpen, und Gresham mußte für die Regierung an 40 Male nach jenem Orte reisen, wo damals die Rothschild jener Tage wohnten. Von Elisabeth ward Gresham zum Ritter ernannt (1559); auch dieser Königin Geldgeschäfte besorgte er im Auslande. Dadurch wuchs sein Vermögen, und er beschloß, einen Plan auszuführen, den bereits sein Vater gefaßt hatte. Die Kaufleute Londons hatten nämlich noch

keinen Versammlungsort, woselbst sie sich über ihre Geschäfte besprechen, Handel abschließen konnten ꝛc. Um ihnen ein solches, den Verkehr erleichterndes Zusammenkommen zu verschaffen, erbat sich Gresham einen Platz, und ließ nach dem Muster des Börsengebäudes in Antwerpen ein ähnliches aufführen, welches noch jetzt eine Zierde Londons ist. Den 7. Juni 1556 ward der erste Stein dazu gelegt, und schon 1569 das Ganze vollendet, worauf es den 29. Jan. 1570 von der Königin Elisabeth besucht und „königliche Börse" (»The royal exchange«) genannt wurde. Auf Greshams Rath fing Elisabeth an, die Staatsgeldgeschäfte nun auch mit inländischen Kaufleuten abzumachen, wodurch Englands Handelsstand ungemein gewann. In seinem Testamente (1575) bestimmte Gresham das prachtvolle Hotel, welches er in der Stadt bewohnte, zu einem wissenschaftlichen Collegium. Es sollte nämlich das halbe Börsengebäude dem Lord Mayor und der Gemeinde von London, die andere Hälfte aber der Kaufmannsgilde unter der Bedingung gehören, daß sie für alle Zeiten 7 Professoren (der Theologie, der Jurisprudenz, der Medicin, der Astronomie, der Geometrie, der Musik und der Rhetorik) jeden mit 50 Pf. Sterl. jährlich besoldeten, und daß diese Lehrer in dem von ihm bewohnten Hotel Wohnung und Raum zu ihren Vorlesungen erhielten. Dabei setzte er noch mehre milde Stiftungen für Kranke, Gefangene und andere hülfsbedürftige Personen aus. Er starb den 21. Nov. 1579. Man befolgte seine Anordnungen pünktlich, sodaß in seiner ehemaligen Wohnung bis gegen das Ende des 18. Jahrh. die von ihm festgesetzten Vorlesungen in den genannten Wissenschaften gehalten wurden. Um diese Zeit ward das Gresham'sche Gebäude niedergerissen, um durch ein anderes ersetzt zu werden, bei welcher Gelegenheit die ganze Lehranstalt in die untern Säle der Börse verlegt ward. Gresham war ein geistreicher und wissenschaftlich gebildeter Mann. Das Volk nannte ihn wegen seines Reichthums und seiner Verbindung mit dem Hofe häufig nur den „königlichen Kaufmann."

Gresset (Jean Baptiste Louis), geb. zu Amiens 1709; wurde Jesuit, trat aber im 26. Jahre aus diesem Orden, wegen der Sensation, welche sein Gedicht »Vert-vert« (deutsch von Schmidt, Danzig 1826); die poetische Epistel: »La chartreuse« u. a. Gedichte machten. Im J. 1748 begab er sich von Paris nach Amiens, und bekleidete dort eine sehr einträgliche Finanzstelle. Im J. 1774 ging er wieder nach Paris und empfing von Ludwig XVI., dem er bei seiner Thronbesteigung Glück wünschte, den St.-Michaelsorden und das Adelsdiplom. Der Herzog von Orleans ernannte ihn zum Historiographen des St.-Lazarus-Ordens. Er starb in seiner Vaterstadt 1777, ohne Kinder zu hinterlassen. Die Annehmlichkeit seines Umgangs, die Unwandelbarkeit seiner Grundsätze, die Redlichkeit seines Charakters gewannen ihm ausgezeichnete Freunde. Sein »Vert-Vert« ist ein durch Witz, Leichtigkeit und Anmuth ausgezeichnetes Werk, dessen Werth um so größer erscheint, als der Stoff selbst wenig Hülfsmittel darbot. „Dieses Gedicht," sagt d'Alembert, „würde unter den Händen eines Andern eine fade und abgeschmackte Posse geworden seyn, und in dem Bezirke des Klosters, wo es erzeugt wurde, sein Grab gefunden haben. Gresset besaß in seiner Eingezogenheit die Kunst, das rechte Maß des Scherzes zu treffen, das einen so unbedeutenden Gegenstand in den Augen der feinen Welt anziehend machen konnte." Er hatte es noch mit einem Gesange, »L'ouvroir des nones,« überschrieben, vermehrt;

verbrannte ihn aber in seiner letzten Krankheit. Auf »Vert-Vert« folgte »La chartreuse.« Diese Epistel verräth einen originellen Charakter, eine milde Philosophie; man findet darin Harmonie, und eine an Ueppigkeit grenzende Fülle des Ausdrucks. Von geringem Werthe sind seine „Epistel an den Pater Bougeant" und »Les ombres.« Kräftiger und sorgfältiger gearbeitet ist die Epistel an seine Schwester über seine Genesung. Gresset wollte von der leichten Poesie sich zur Tragödie erheben, aber sein „Eduard III.," der 1740 aufgeführt wurde, ist nicht wieder auf dem Theater erschienen. Die Intrigue ist kalt und der Styl noch kälter. In dem „Sidney," der 1745 aufgeführt wurde, ist die Intrigue schwach und die Verknüpfung gemein; doch finden sich schöne Verse darin. »Le méchant,« der 1747 mit großem Erfolge gegeben wurde, ist wegen der Leichtigkeit, Mannigfaltigkeit und schönen Versification, wegen der Lebendigkeit und Fülle des Witzes und der Wahrheit der Charaktere eine der besten franz. Komödien. Sie wäre vollkommen, wenn eine gleiche Fülle des Komischen diese schönen Eigenschaften krönte. Unbedeutender sind seine Oden, seine Uebersetzungen der Eklogen Virgil's und sein »Discours sur l'harmonie.« Eine Ausgabe seiner Werke erschien zu Amsterdam 1782, 2 Bde.

Gretna- (eigentlich Graitney-) Green, ein Pfarrdorf in der schottischen Grafschaft Dumfries, an der Straße nach England gelegen, ist wegen vieler Liebes-Abenteuer berühmt. Da es in Schottland keines Aufgebotes, keiner Einwilligung der Eltern und keines Priesters zur Trauung bedurfte, sondern nur die Erklärung des liebenden Paares vor einem Friedensrichter, ledig und nicht in verbotenem Grade verwandt zu seyn, um sich ehelich zu verbinden, so nahmen bedrängte Liebende, um den Hindernissen ihrer Wünsche auszuweichen, hierher ihre Zuflucht, um getraut zu werden. Der Ausspruch des Friedensrichters war hinlänglich, der abgeschlossenen Ehe den Stempel der Rechtsgültigkeit aufzudrücken. Wer daher in England, wo andere Gesetze gelten, nicht an das Ziel seiner Wünsche kommen konnte, eilte mit seiner Geliebten nach Gretna-Green. Ein Grobschmied, der zugleich Friedensrichter war, knüpfte während einer langen Reihe von Jahren viele solcher Verbindungen. Man rechnet, daß hier jährlich 65 solcher Vermählungen geschlossen wurden, was, jede zu dem gewöhnlichen Preise von 15 Guineen gerechnet, ein jährliches Einkommen von 1000 Pf. St. gab. Er starb 1827, bald nach dem Entführungsprocesse der Miß Turner und Wakefield. Die neuern Strafgesetze gegen unbefugte Verehelichungen, die mit Verbannung bestraft werden sollen, werden diesem Mißbrauche ein Ende machen.

Grétry (André Emil Modeste), berühmter französischer Tonkünstler, war zu Lüttich 1741 geboren. Seine Liebe zur Musik entwickelte sich schon in zarter Kindheit. Kaum 4 Jahre alt, hätte ihn seine Neigung zu den Tönen bald sein Leben gekostet. „Ich war allein," erzählt er, „das Brausen eines eisernen Topfes zog meine Aufmerksamkeit auf sich; ich tanzte nach diesen Tönen. Bald aber ward ich neugierig, zu sehen, wie dieses periodische Rollen im Topfe entstehe. Er fiel um, und zwar in ein heftiges Feuer von Steinkohlen; die Explosion war so heftig, daß ich, fast am ganzen Leibe verbrannt, erstickt hinsank." Dieses Unfalls Folge war eine auszehrende Krankheit für ihn, und eine Augenschwäche auf Lebenszeit. An Leclerc erhielt er einen vortrefflichen Musiklehrer. Noch folgereicher für ihn war aber der Zutritt, den ihm sein Vater bei dem Orchester einer

Truppe italienischer Operisten verschaffte, die sich in Lüttich aufhielten, und Opern von Pergolesi, Buranello und andern tüchtigen Meistern aufführten. Dieses war die Quelle, aus welcher Grétry seine Leidenschaft für die Musik und besonders für die italienische schöpfte. Ein Unfall nöthigte ihn, dem Gesange, den er bisher mit Auszeichnung betrieben, zu entsagen und sich ausschließend auf die Composition zu legen. Eines gewissen Renckin's oder Reinikin's lichtvoller Unterweisung nach Rameau's Grundsätzen verdankte er die ausgezeichneten Fortschritte, die er in der Setzkunst machte. Im März 1759 trat er mit mehren Commilitonen eine Bildungsreise nach Italien an. In Rom genoß er zwei Jahre lang den Unterricht des Casali. In Anwendung des Contrapunkts ward Pergolesi sein Vorbild. Bald trat er hier mit seinen ersten Versuchen hervor. Einige Symphonien und Opernscenen machten ihn so vortheilhaft bekannt, daß ihm von den Directoren des Theaters Aliberti die Composition zweier Intermezzo's, »Le Vendemiatrici« betitelt, aufgetragen wurde. Seine Arbeiten wurden mit großem Beifall aufgenommen. Wenn auch die Ehrenbezeugungen, die er einerntete, den Neid der jungen römischen Artisten erregten, so wurde Grétry durch das erfreuliche Urtheil Nic. Piccini's für die Ausbrüche dieser Eifersucht hinlänglich entschädigt. Durch einen Künstler, Namens Melon, aufgemuntert, entschloß er sich zu einer Reise nach Paris. 1767 verließ er Rom und langte zu Genf an. Hier setzte er, in Ermangelung eines andern Textes, die Operette »Isabelle et Gertrude« von Favart in Musik, welche sich einige Zeit mit Beifall hielt. In Paris hatte er zwei Jahre lang mit den Talenten seiner Nebenbuhler zu kämpfen. Vergeblich suchte er noch immer nach einem Texte, bis er einen jungen Dichter fand, der ihm die Sammitische Hochzeit zur Grundlage eines Tonstückes lieferte. Das Stück mißfiel jedoch. Entschlossen, abzureisen, gelang es seinen Freunden endlich, Marmontel zu bewegen, für ihn eine Dichtung auszuarbeiten. Es war »Le Huron,« der 1768 die Bühne betrat. Das Stück gefiel ungemein, und schon am nächsten Morgen standen ihm mehre Dichter mit ihren Anträgen zu Gebote. Seine Muse war seit dieser Zeit unerschöpflich, und seine Regsamkeit kannte keine Grenzen. Er componirte vierzig Opern, von denen »Le tableau parlant«, »Zémire et Azor«, »L'ami de la maison«, »La fausse magie«, »Le jugement de Midas«, »L'amant jaloux«, »Les événemens imprévus«, »Colinette à la cour«, »La Carevane«, »Raoul«, »Richard Coeur-de-Lion«, »Anacréon chez Policrate« noch jetzt mit Beifall gegeben werden. Grétry hat, wie Pergolesi, die Declamation zum Muster des musikalischen Ausdrucks genommen; er strebte vornehmlich nach Wahrheit der Sprache und gefälligem Gesange. An Tiefe erreichte er Gluck nicht, auch wußte er die Fülle Mozart's nicht zu begreifen. 1790 gab er seine »Mémoires ou essai sur la musique« heraus. Der erste Band enthält das künstlerische Leben des Verfassers. Auch hat er eine Schrift »De la vérite« und »Reflexions d'un solitaire« geschrieben. Er starb den 24. Septbr. 1813 zu Ermenonville in Rousseau's Eremitage. Nach einem mehrjährigen Prozesse erlangte 1828 seine Vaterstadt Lüttich das Recht, Grétry's Herz in das ihm errichtete Denkmal aufzunehmen. Seine Statue, von de Livoy ausgeführt, ziert den Eingang der Opéra comique. Vergl. Heinrich Döring: „Ueber Grétry" (im weimarischen Modejournal, Juni 1819).

Gretser (Jak.), geb. 1560, gest. 1625, Jesuit zu Markdorf unter

das Stift Kostnitz gehörig; bekannt durch seine Streitsucht, daher er den Beinamen: Malleolus haereticorum erhielt. Seine zahlreichen, meist controversen Schriften füllen 17 Folianten, die als dessen »Opera omnia« zu Regensburg 1734—41 erschienen.

Greußen, Stadt in der Unterherrschaft der Grafschaft Schwarzburg-Sondershausen, an der Helbe; 370 H., 2200 Einw., Fries- und Flanellweberei.

Greuze (J. Bapt.), geistreicher Maler, geb. zu Tournus bei Mâcon 1726, bildete sich in Italien zum großen Meister und starb zu Paris 1805. An seinen Gemälden bewundert man vorzüglich das Colorit; doch wirft man ihm vor, immer nur dieselben Gesichtszüge dargestellt zu haben. Seine Gemälde haben immer einen moralischen Zweck, und stellen am meisten Familienscenen dar.

Greven, preuß. Flecken im westfäl. Reg.-Bez. und Kreise Münster, an der Ems; 620 H., 3400 Einw., Leinweberei, Handel und Schifffahrt.

Grevenbroich, Kreis des Reg.-Bez. Düsseldorf (preuß. Rheinprovinz), besteht aus den Herrschaften Wickrath, Elsen, Dyck und Wevelinghoven, aus Theilen des Erzstifts Köln und Herzogthums Jülich und enthält auf etwas mehr als 4 QM. in einer Stadt, einem Flecken, 23 Dörfern ꝛc. mit 23 kathol. und 5 evangel. Pfarrkirchen, 8 Synagogen, 30 kathol., 10 evangel. und 2 jüdischen Elementarschulen; 32.000 Einw., außer 5030 Evangelischen und 730 Juden, kathol. Glaubens. Der Kreis ist eine ganz ebene Landschaft, deren fruchtbarer Boden, von der Erft, Niers und Gilbach bewässert, Getreide aller Art, Hülsenfrüchte, Buchweizen, Kartoffeln, Lein- und Rübsamen und viel Flachs erzeugt. — Sitz der Kreisbehörde ist Grevenbroich, eine Stadt an der Erft, von den Spaniern 1614 eingenommen, hat ein Schloß, 700 Einw., Tuch-, Baumwollenzeuch- und Garnfabrikation, Papiermühle, Maschinenbauwerkstätte, Lohgerberei, Ackerbau, Viehzucht, 2 Jahrmärkte. Der berühmte gelehrte Teschenmacher lebte hier. Das Schloß gehörte anfänglich den Grafen von Broich und kam nach dem Aussterben derselben mit der Stadt u. s. w. an die Grafen von Jülich, welche hier einige Zeit residirt haben. — Zum Kreise gehört noch der Flecken Hülchrath (500 Einw.), ehemals der Hauptort einer Grafschaft, mit der Ruine eines alten Schlosses; ferner das Schloß Dyck, dem Fürsten von Salm-Reiferscheid gehörig, mit einem schönen botanischen Garten.

Grevenmachern (Gravenmachern), Stadt im Großherzogthum Luxemburg, an der Mosel, 300 H., 2000 Einw., Weinbau, Weinhandel.

Grevesmühlen (Greifsmühlen), Stadt in Mecklenburg-Schwerin; 331 H., 2100 Einw., Leinweben.

Gribeauval (Jean Baptiste Vaquette de), ein vortrefflicher Kriegsmann seiner Zeit, geb. 1715 zu Amiens, nahm bei dem Regimente Royal Artillerie-Dienste, schwang sich bald zur Würde eines Offiziers bei der Pionier-Compagnie empor, und erhielt nicht lange darauf (1752) von dem Kriegsminister d'Argenson den ehrenvollen Auftrag, in Berlin die von Friedrich II. eingeführte leichte Regiments-Artillerie zu besichtigen. Bei seiner Zurückkunft stattete er nicht nur einen ausführlichen Bericht über den Zweck seiner Sendung ab, sondern lieferte auch gediegene Beobachtungen über die Grenzen und Festungen der Länder, die er bereiset, in mehren Abhandlungen. Die

Dienste seines Vaterlandes vertauschte er bald, mit Bewilligung seines königl. Gebieters, mit östreichischen zur Zeit des siebenjährigen Krieges, als Maria Theresia geschickte Artillerie-Offiziere suchte. Ihm vorzüglich verdankt es Oestreich, daß bei der Belagerung von Glatz dieser wichtige Punkt nicht in die Hände der Preußen fiel. Auch selbst dem großen Friedrich bot er rühmlichst die Spitze. Bei der Belagerung von Schweidnitz, welches Unternehmen Friedrich II. selbst leitete und wo Gribeauval unter dem Marschall Guasco befehligte, hielt sich Gribeauval lange durch treffliche Gegenanstalten in Betreff des Systems, welches der große Preußenkönig bei den Minen befolgte. Er mußte aber am Ende unterliegen und gerieth in Gefangenschaft. Sein hoher Feind behandelte ihn mit achtungsvoller Auszeichnung und zog ihn sogar an seine Tafel. 1762 von der Kaiserin zum Feldmarschall-Lieutenant und Großkreuz des Marien-Theresien-Ordens creirt, kehrte er auf Antrieb Choiseuls mit dem Frieden in sein Vaterland zurück, wo er als Marechal de Camp und Generalinspector der Artillerie angestellt wurde und sich hier viel Verdienst um das Genie-, Fortifications- und Artillerieweſen erwarb. Noch vor dem Ende seiner Tage fiel er durch Choiseul und Bellegarde in der Gunst des Königs, wurde aber mit der Thronbesteigung Ludwigs XVI. zum Oberaufseher des großen Arsenals ernannt und starb 1789, als Mensch und Krieger gleich geachtet. Gribeauval hatte auf die franz. Artillerie ungemeinen Einfluß. Er setzte die Länge der Kanonen auf 18 Kaliber und stellte 1764 zu Strasburg große Versuche an, nach welchen die Schußweite des Feldgeschützes bestimmt auf 1250 Schritte festgesetzt wurde. Gribeauval fand viele Widersacher, unter Andern auch St.-Auban und du Puget, und 1772 war das alte System beinahe wieder in vollem Gange. Aber der Kriegsminister Mony führte es 1774 auf das Neue zurück, das noch jetzt in Frankreich zur Norm dient. General Thiebault sagt darüber: „Gribeauval machte das Positionsgeschütz ebenso beweglich als das Liniengeschütz, indem er das Gewicht und die Länge der Feldstücke (12, 8 und 4Pfünder), und die Länge und Form der Laffetten verminderte, den Spielraum nach Maßgabe der Geschütze auf 1, 1½ und 2 Linien herabsetzte, die Schußweiten der Kugeln und Kartätschen feststellte, über die Wirkungen der letzten Proben anstellte, die Chargirungen bestimmte, die Anzahl der Bataillonskanonen mit der der Oestreicher und Preußen in Verbindung brachte, das Langtau einführte, die Munitionskarren gegen vierrädrige Wagen vertauschte, den 12, 8 und 4Pfündnern, sowie den Haubitzen Kastenprotzen gab, die Richtschraube und den Aufsatz zum Richten einführte, die Menge der Bedienungsmannschaft verminderte, in der ganzen franz. Artillerie einerlei Construction der Geschütze und Fuhrwerke einrichtete und endlich den Empfang derselben, der Vorrathssachen und der Geschosse u. s. w. auf einen regelmäßigen Fuß brachte."

Gribojedow (von), russischer Staatsrath, dramatischer Dichter und Diplomat, geb. um 1789, wurde ermordet in Teheran am 12. Febr. 1829. Dieser geistvolle Mann hatte sich mit der englischen, französischen und deutschen Literatur bekannt gemacht, und durch Reisen und im Umgange mit der höhern Gesellschaft in Petersburg und Moskau bildete sich sein Talent der Beobachtung und sein Geschmack. Nach mehren glücklichen Versuchen gründete er seinen Ruf als dramatischer Dichter durch das auf der petersburger und der moskauer Bühne mit Beifall aufgenommene Lustspiel in Versen: „Leiden durch Bildung,"

in vier Aufzügen (in deutsche Jamben übersetzt von Karl von Knorring, im dritten Hefte der „Russischen Bibliothek für Deutsche," Reval, 1831). Charakterzeichnung, Witz, Satyre und viele aus dem Leben der Nation gegriffene Züge, welche die Thorheiten einer eitlen Bildungssucht bezeichnen, empfehlen dieses Lustspiel, das die Russen der berühmten »School for Scandal» von Sheridan an die Seite setzen. Wenn jedoch der britische Dichter nur einen Theil der sogenannten guten Gesellschaft vor unsern Augen vorüberführt, so hat der russische Dichter die meisten Seiten derselben glücklich aufgefaßt und einige selbst in den untergeordneten Personen des Stücks witzig dargestellt. Ungeachtet nun der komischen Wirkung wegen die Farben oft stark aufgetragen sind, so fehlt es doch nicht an mannigfachen Localbeziehungen, die in Rußlands Hauptstädten leichter als anderwärts begriffen werden. Uebrigens ist der Einfluß der französischen Literatur bei diesem Lustspiel nicht zu verkennen, obgleich es im Plane eigenthümlichen Werth hat und neu ist. Durch seine Leistungen in einigen frühern Staatsämtern der Regierung empfohlen, ward Gribojedow nach dem mit Persien am 22. Febr. 1828 abgeschlossenen Frieden von Turkmantschai als Gesandter an den Hof von Teheran geschickt. Hier äußerte sich unter dem Volke die größte Unzufriedenheit mit den Friedensbedingungen. Zwar hatte der Kaiser von der dem Schah auferlegten Kriegscontribution 12 Mill. Papierrubel erlassen; allein dessenungeachtet suchten die Großen des Reichs den alten Schah zu bewegen, den Frieden zu brechen und sich mit der Pforte, an die Rußland den Krieg erklärt hatte, zu verbünden. Die Geistlichkeit klagte Feth-Ali-Schah laut der Feigheit und des Verraths beim Volke an, und es brachen in den westlichen Provinzen bei Eintreibung des zur Contributionszahlung nöthigen Geldes mehre Aufstände aus. Unter diesen Umständen glaubte Gribojedow, rasch, durchgreifend und heftig, wie er war, in keinem Punkte Nachgiebigkeit zeigen zu dürfen. Auch mochten einzelne bei der russischen Gesandtschaft angestellte Personen oder von der Dienerschaft durch ihr Benehmen das über den schimpflichen Frieden aufgebrachte und vielleicht von fremden Emissairs aufgereizte Volk noch mehr erbittert haben. Als nun der Gesandte, das ihm zustehende Recht des Asyls behauptend, die Auslieferung eines von den persischen Behörden verfolgten, aus der an Rußland abgetretenen Provinz Erivan gebürtigen Armeniers, der in seiner Wohnung Schutz gesucht hatte, verweigerte, und zwei georgische Frauen, die von den Persern als Sklavinnen zurückverlangt wurden, weil sie Rußlands Unterthanen wären, nicht herausgeben wollte, so brach der Nationalhaß aus. Ein Volkshaufe versammelte sich vor der Wohnung des Gesandten und forderte mit Wuthgeschrei die Auslieferung des Verbrechers und der beiden Sklavinnen. Als dieß nicht erfolgte, so stürmte das Volk gegen die Thür. Nun schossen, nach englischen Berichten, die Gesandtschaftskosaken auf den Pöbel, wodurch sechs Menschen getödtet wurden. Dieß gab das Zeichen zum Aufruhr. Die Leichname wurden in den Moscheen ausgestellt, die Mollahs riefen die Gläubigen auf zur Rache und nun erstürmte das wüthende Volk den Pallast des Gesandten. Nach russischen Berichten (vom 28. März 1829) hatte ein heftiger Streit zwischen den Bedienten des Gesandten und einigen Leuten aus dem Volke stattgefunden. Während des Zankes sammelten sich müßige Menschen vor dem Hause des Gesandten und mischten sich in den Streit. Einige darunter wurden getödtet.

Alsbald kam vom Bazar eine ungeheure Volksmenge herbei, stieß die Thore des Hotels ein, erstieg die Mauer trotz dem großen Widerstande der Kosaken und der persischen Garde, die vier Mann bei diesem Angriffe verlor, und drang in die niedern Gemächer, wo sie Alles niederstieß, was ihr in den Weg kam. Zu spät eilte der Schah selbst in Begleitung seines Sohnes Selu Sultan, des Gouverneurs von Teheran, an der Spitze einer beträchtlichen Truppenzahl herbei. Griboiedow, der zweite Gesandtschaftssecretair, Karl von Adelung (Sohn des petersburger Gelehrten), ein deutscher Arzt, ein Dolmetscher und 15 Leute des Gefolges waren bereits den Streichen der Mörder erlegen. Der erste Legationssecretair Malzow und drei andere Personen, die einen entferntern Hof des Gesandtschaftsgebäudes bewohnten, entkamen allein dem Gemetzel. Um das Unglück zu entschuldigen, sandte der Schah, nachdem er in Teheran eine achttägige Trauer angeordnet hatte, seinen Enkel, den Prinzen Khosrew Mirza, den jüngern Sohn des Abbas Mirza, in das russische Hauptquartier nach Tiflis zu dem General Paskewitsch (19. Mai). Von hier begab sich der Prinz über Moskau (26. Juli) nach Petersburg. Ueberall, auch in Zarskoje Selo (11. Aug.) wurde er mit großer Aufmerksamkeit behandelt. Endlich erhielt er in Petersburg am 22. Aug. 1829 (am 21. des Monden Safear 1245) beim Kaiser, unter Beobachtung eines besondern, ihm vorgeschriebenen Ceremoniels, eine feierliche Audienz, bei welcher der Prinz den Schmerz des Feth-Ali-Schah wegen des von den Persern begangenen Frevels bezeigte, indem er zugleich bat, das unglückliche Ereigniß der Vergessenheit zu widmen und die Freundschaft mit Persien fortdauern zu lassen. In Folge dieser Genugthuung ward der Fürst Dolgorucki als russischer Gesandter an den Hof zu Teheran geschickt. In Teheran wurde dieser Gesandtenmord durch die Verbannung des Oberpriesters, des Hauptanstifters des Auflaufs, und durch körperliche Bestrafung und Verstümmelung von etwa 1500 Personen geahndet. Viele hatten sich der Strafe durch die Flucht entzogen. Die Leiche des ermordeten Gesandten wurde in Tiflis am 29. Juli 1829 im Kloster des heil. David feierlich beigesetzt. Seine Mutter und seine Witwe erhielten jede eine jährliche Pension von 5000 Rubel, und jede außerdem eine Summe von 30.000 Rubel in Banknoten.

Griechenland, das alte. Die große Halbinsel, die sich vom Hämos abwärts tief in das mittelländische Meer erstreckt und im Osten von dem ägäischen, im Westen von dem ionischen Meere bespült wird, trug in der ältesten Geschichte keinen gemeinschaftlichen Namen. Homer nennt bloß die eingebornen Völker. Ursprünglich kam der Name Hellas zuerst in Thessalien auf, wo die Gegend am Peneios (später Phthiotis) diesen Namen führte, und verbreitete sich von da aus zuerst über die Länder des Festlandes, die im Süden Thessaliens lagen. Während der Perserkriege verstand man auch den Peloponnesos unter Hellas, und zur Zeit Philipps von Makedonien wurden alle Länder des Festlandes und der Inseln des ägäischen Meers, worin die Sprache der Hellenen Landessprache war, mit diesem allgemeinen Namen bezeichnet. Hellas, oder was die Römer Graecia, die Deutschen Griechenland nennen, begriff mithin a) im weitern Sinne Alles, was Thrakien und Illyrien im Süden lag, mit Einschluß Makedoniens, des Peloponnesos und der Inseln des ägäischen Meeres, b) im engern dagegen verstand man, besonders seit dem Aufhören der mythischen Zeit, bis auf Philipp von Makedonien, die süd-

lichern republikanischen Staaten, also dieselbe Halbinsel, mit Ausschluß Makedoniens, Thrakiens und des Archipels, c) im engsten nicht einmal mit Einschluß des Peloponnesos unter diesem Namen. Dieses Hellas im weitern Sinne bildete die südöstliche Halbinsel Europa's, wurde von dessen südlichen Donauländern durch die akrokeraunischen und kambunischen Gebirge getrennt, hatte im Osten das ägäische, im Westen das ionische, im Süden das mittelländische Meer zu Grenzen und innerhalb derselben und mit Zurechnung der dazu gehörigen Inseln und Eilande einen Flächeninhalt von 2188 QM., wovon 1389 auf das Festland, 402 1/2 auf den Peloponnes und 396 1/2 auf Kreta, Euböa, die Eilande, Sporaden und ionischen Inseln kamen. Ein ziemlich hohes Gebirge durchstreicht das Festland Griechenlands und erstreckt seine Zweige in vielen Vorgebirgen bis in das Meer; der höchste Punkt desselben ist der Pindos, und im Peloponnes erhebt sich das Land zu einer Gebirgsgegend. An mehren Orten tritt das Meer in langen Busen in das Land hinein. Dieß scheint die Folge eines plötzlichen Einbruchs des Meers zu seyn, und dieselbe Revolution riß wahrscheinlich die Inseln des Archipels vom festen Lande ab. Alle Flüsse haben nur einen kurzen Lauf; selbst die größern: der Strymon, der Haliakmon, der Peneios, der Spercheios, der Kephissos, der Eurotas und der Alpheios konnten doch nur für geringe Fahrzeuge schiffbar seyn. Indeß grenzen die Meere so nahe zusammen, daß keine künstliche Wasserverbindung nöthig ist. Das Klima ist abwechselnd rauh und mild, da Gebirg und Thal wechseln, allein sehr angenehm und gesund. Ein Leben von mehr als hundert Jahren ist hier nichts Seltenes. Die Lage begünstigt die edelsten tropischen Früchte in Thälern und Ebenen, während die Wolkengipfel der Berge mit den Pflanzen der Polarländer bedeckt sind. In Athen fällt das Thermometer fast nie unter den Gefrierpunkt, noch steigt es über 25° Reaum. Auf den Inseln kühlt jeden Abend zur nämlichen Stunde ein sanfter Seewind die Hitze des Tages ab. Dagegen ist in den Ebenen Thessaliens, die 1200 Fuß über der Meeresfläche liegen, und noch mehr auf den Gebirgen Arkadiens der Winter so streng wie in England. Die Fruchtbarkeit ist ebenso groß als mannigfaltig. Selbst da, wo der Boden zum Ackerbau wenig tauglich ist, treibt er von selbst Thymian, Majoran und eine Menge aromatischer Kräuter, die eine reiche Weide geben. Von Waizen allein hat Griechenland 6 Arten, von Oliven 10. Vielleicht ist es das Vaterland des Weinstocks, besonders der kleinen Beeren, die den Namen von der Stadt Korinth erhalten haben. Man kennt 40 Arten griechischer Trauben. Berühmt ist der griech. Honig (s. Hymettos). Griechenland hat Alles, was es braucht, und fehlen ihm Bedürfnisse, so hat kein Land so bequeme Küsten, Buchten und Häfen für den Handel mit drei Welttheilen, als Griechenland. — Hellas ward Anfangs von zwei verschiedenen Volksstämmen, den Pelasgern und Helenen, bewohnt. Diese zerfielen später in so viele Staaten, als bedeutende Städte in Griechenland waren, und der trojanische Krieg, später die olympischen, isthmischen und nemeischen Spiele bewirkten, daß sich die Bewohner Griechenlands, obgleich fortwährend in sehr viele kleine Staaten zersplittert, zu Einem, das nach Hellen jetzt den Namen Volk der Hellenen annahm, vereinten. Von den nach Italien ausgewanderten pelasgischen Stämmen wurden die Hellenen indessen Graeci (deutsch Griechen) genannt, welcher von Gráikos, Sohn des Thessalos, angeblich stammende Name erst Eigenname einiger klei-

nen pelasgischen Stämme in Epiros war und dem ganzen Volke von den nach Italien Ausgewanderten beigelegt wurde. Von hoher Körperschönheit in beiden Geschlechtern, war dieses Volk auch geistig das vollkommenste, das die Geschichte kennt; Tapferkeit, Unternehmungsgeist, Großmuth, Edelsinn, Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit, Gastfreundschaft gegen Einheimische und Fremde einten sie mit Religiosität, mit einer reichen Phantasie, die die Griechen früh zu trefflichen Dichtern machte, mit Forschergeist, der sie die meisten Wissenschaften, wenn auch nicht erfinden, doch weiter ausbilden ließ, und mit dem Kunstsinn, der jedem Werke des Fleißes, jedem, auch dem unbedeutendsten Geräth, eine schöne, durchaus ästhetische Form zu geben vermochte, und vermöge dessen Phidias den olympischen Jupiter schuf, der Baukünstler die zierlichsten, oft nachgeahmten, nie erreichten Gebäude emporsteigen ließ und der unbedeutendste Töpfer die Gefäße bildete, die wir noch jetzt als hetrurische Vasen bewundern. Diese geistige Vollkommenheit der Griechen gründete sich vornehmlich auf die Gewohnheit des Hellenenvolks, in Allem sein eigener Lehrer zu seyn und nur mit Freiheit und Selbständigkeit von Andern zu lernen. Sein Vorbild war die Natur, durch deren Anschaun es zur Erkenntniß kam; aus der Natur gingen die griechischen Religionsideen hervor, nach denen die Götter nicht wie in Asien in mythisches Dunkel gehüllte Dämonen, sondern als menschlich denkende und fühlende, nur weit höher als die Menschen stehende Wesen waren. Diese Idee kam der von Einem Gotte weit näher und bereitete die Erkennung und Verehrung von diesem vor, wie auch einzelne Philosophen in der schönsten Zeit Griechenlands die Idee Eines Gottes auffaßten und bereits lehrten. Die Ceremonien des Gottesdienstes waren fröhlich und heiter, mit Blumen bekränzte Opfer fielen unter Gesängen und Tänzen vor den schön geschmückten Altären und kein Menschenblut befleckte dieselben. Obgleich mit mancherlei Aberglauben vermischt, war doch die griechische Religion durch Augurenwesen u. dgl. Priestermährchen lange nicht so untermischt, wie die später aus der griechischen hervorgegangene römische. Die Sittenlehre der Griechen war rein und der späteren christlichen in vielen Regeln ähnlich. Schon die sieben Weisen stellten dieselbe in ihren Denksprüchen auf; sie gebot, die Götter durch gewisse Gebräuche zu ehren, Gastfreundschaft zu beobachten, das Eigenthum und das Leben des Mitbürgers zu achten, Verwandtenmord aber durch Blutrache zu ahnden, selbst den Mörder jedoch zu schonen, wenn er bei den Bildern der Götter Zuflucht suchte. Noch mehr bildeten diese Moral Sokrates und dessen Nachfolger aus. List und Rache gegen den Feind war erlaubt. In seinem Hause war jeder Familienvater Herr. Er herrschte und regierte dort. Die Frauen spielten eine sehr untergeordnete Rolle, doch war ihnen die Freiheit, sich öffentlich und verschleiert zu zeigen, nicht benommen, wohl aber nahmen sie keinen Theil an der Regierung des Staats und auch nicht an den öffentlichen Spielen. Später fanden jedoch in Letzterem Ausnahmen Statt. Keuschheit war nicht ausdrücklich geboten. Der Hausherr wahrte seine Frauen zwar vor der Verführung und strafte auch wohl, war die Verführung geschehen, die Schuldige; dem Verführer brachte seine That aber keine Schande, dieser dankte vielmehr öffentlich durch förmliche Opfer den Göttern für seinen Sieg. Oeffentliche Buhlerinnen waren vom Staate privilegirt. Die Freiheit des Umgangs zwischen beiden Geschlechtern schloß die verbrecherische Knabenliebe nicht aus, deren Gestattung nur

der heiße südliche Himmel und die Gewohnheit erklären, nicht entschuldigen können. Sie war in Griechenland so zu Hause, daß man dieß Laster noch jetzt mit dem Namen „griechische Liebe" bezeichnet. Oeffentliche und Privatgeschäfte wurden in Griechenland auf offenem Markte abgemacht. Der reine Himmel des Landes begünstigte diese Sitte und die Bauart der Häuser machte sie nöthig. Diese Oeffentlichkeit der Geschäfte und die Theilnahme des ganzen Volks an denselben, verbunden mit der glücklichen Lage des Landes, das lange Zeit von keinem fremden Eroberer unterjocht ward, waren die Ursachen der glühenden Vaterlandsliebe der Griechen in ihrer goldenen Zeit, die kleine griechische Heere gegen große fremde unüberwindlich machte und einen Timolcon, Solon und Lykurg Kronen ausschlagen ließ. Sie und die immerwährenden Kriege der griechischen Staaten gegen einander veranlaßten zugleich die Griechen zum Nachdenken über das Wesen des Kriegs, und ihre Lebhaftigkeit des Geistes, verbunden mit ihrem natürlichen Talente, ließ sie bald taktische Einrichtungen ersinnen, die die griechischen Hülfsvölker zu den geschätztesten machten und später Alexander Gelegenheit gaben, die halbe damals bekannte Welt zu erobern. Die Staatsverfassung Griechenlands war aus der patriarchalischen entstanden; die Familienväter einer Stadt traten über Staatsangelegenheiten berathend zusammen, und der Tapferste und Weiseste leitete diesen Rath gleichsam als Familienvater des Ganzen, als König. Später erbte die Königswürde vom Vater auf den Sohn. Die Könige überhoben sich indessen der Gewalt und wurden daher abgesetzt oder beschränkt, und so entstanden kleine Republiken. Abgaben gab es Anfangs in denselben nicht; Jeder zog ohne Sold in das Feld, Jeder bekleidete, vom Staate dazu aufgefordert, unentgeltlich obrigkeitliche Stellen und fühlte sich dadurch geehrt. Erst später änderte sich das. So waren die Sitten eines Volkes, das der ganzen folgenden Zeit zum Muster und Vorbilde diente, dem Europa das Beginnen seiner Bildung verdankt, das die meisten Wissenschaften und Künste auf eine bewundernswürdige Stufe der Vollkommenheit brachte, und dessen Name ehrenvoll genannt werden wird, so lange man eine Spur europäischer Cultur kennt. Es versteht sich, daß diese Sitten in den verschiedenen Staaten Griechenlands von einander abwichen und deßhalb hier auch nur oberflächlich angedeutet werden konnten. Stellte nun der angeführte griechische Charakter größtentheils die angegebenen Lichtpunkte dar, so war er dessen ungeachtet nicht ohne Fehler; vorzüglich warfen die Alten den Griechen Hinterlist und Untreue im öffentlichen wie im Privatleben vor; auch Unbeständigkeit lag in ihrem Charakter. — Das Volk der Hellenen breitete sich bald weit über seine eigentlichen Wohnsitze aus, und gründete nach allen Seiten hin Colonien (s. Griech. Colonien). — Man theilt das feste Land in Nordgriechenland, Mittelgriechenland oder Hellas im engern Sinne und den Peloponnes. I. Nordgriechenland umfaßt a) Thessalien (s. d.) (jetzt Janiah), b) Epirus (s. d.) (jetzt Albanien), c) Makedonien (jetzt Makdonia oder Filiba Vilajeti), erst seit Philipp und Alexander zu Griechenland gerechnet; es machte gleichsam ein Mittelglied zwischen Griechenland und Thrakien, dem Nordlande im Sinne der Griechen, welchem Makedonien selbst früher beigerechnet wurde. II. Mittelgriechenland oder Hellas (jetzt Livadien) enthielt: a) Akarnanien, hatte rohe und kriegerische Einwohner, keine bedeutenden Flüsse und Berge, b) Aetolien (s. d.), c) Doris oder

Doris Tetrapolis (ehemals Dryopis), d) Lokris (s. d.), mit dem Paß von Thermopylä, e) Phokis, vom Kephissos bewässert. Hier erhob sich der Parnassos, unter welchem Delphi (s. d.) lag. f) Böotien (s. d.), g) Attika (s. d.), h) Megaris mit der Stadt Megara, die kleinste aller griechischen Landschaften. III. Die Halbinsel des Peloponnes (jetzt Morea, 402 QM., 300.000 Einw., hatte im Alterthume 205 Städte und gegen 2.200.000 Einw.), zu welcher durch Megaris der korinthische Isthmus führt, umfaßte: a) das Gebiet von Korinth (s. d.) mit der Stadt gl. Namens, früher Ephyra genannt; b) das kleine Gebiet von Sikyon, mit der alten Stadt gl. Namens; c) Achaia, zuerst Aegialos, dann Jonia genannt, hatte in seiner Ausdehnung längs des korinthischen Meerbusens bis zum Flusse Melas 12 Städte; d) Elis, vor dem Alpheos durchströmt; erstreckte sich von Achaia südwestlich an der Meeresküste hin. Vor Elis und Kyllene ist Olympia (s. d.) berühmt; e) Messenia mit dem Flusse Pamisos, unterhalb Elis an der Meeresküste bis zur Landspitze hinreichend, mit der Stadt Messene und den Grenzfestungen Ithome und Ira; f) Lakonia, Lakonica, Lakedämon, ein Gebirgsland (der Taygetos), vom Eurotas durchströmt, wird von dem messenischen, lakonischen und argolischen Meerbusen von drei Seiten bespült. Hauptst. Sparta (s. d.); g) Argolis (s. d.); h) Arkadien (s. d.). Die zu Griechenland gehörigen Inseln liegen I. im ionischen Meere, an der West- und Südseite des festen Landes. 1) Korkyra (Korfu), 2) Kephalonia, 3) Asteris, 4) Ithaka (Teaki), 5) Zakynthos (Zante; St.-Maura ist die ehemals mit dem festen Lande von Akarnanien zusammenhängende Halbinsel Leukadien), 6) Kythera (Kerigo), 7) die Inselgruppe des argolischen Meerbusens, 8) die Pelopsinseln beim Gebiet von Trözen, unweit desselben Sphäria, Kalauria (Poro), 9) Aegina, 10) Salamis (Koluri) und mehre umliegende, 11) Kreta (Kandia). II. Im ägäischen Meere an der Süd- und Ostseite des festen Landes, im sogenannten Archipelagus, lagen: 1) Karpathos (Skarpento), 2) Rhodos, 3) Kypros, 4) die Kykladen, d. i. Delos umliegende Inseln, die westlichen, und 5) die Sporaden, d. i. zerstreut liegende, die östl. des Archipelagus. Zu den Kykladen gehören Delos (Sdilli), Rhenäa, Mikonos, Tenos (Tine), Andros, Gyaros; Keos (Zea), Syros, Kythnos (Thermia), Seriphos, Siphnos, Kimolis (Argentiere), Melos (Milo), Thera (Santorin), Jos, wo Homer begraben seyn soll; Naxos, früher Dia, Paros (Pario) u. a. m. Zu den Sporaden gehörten Kos (Stanchio, Stingo), Parmakusá, Patmos (Palmo, Palmosa), Samos, Chios (Scio), mit mehren kleinen umliegenden Inseln, Lesbos (Mitylene), wo die umliegenden kleinern Inseln Hekatonnisoi, d. i. hundert Inseln, heißen, Tenedos (Bokthscha Adassi), Lemnos (Stalimene), Imbros (Lembro), Samothrake, Thasos; und der Küste Griechenlands näher Skyros, Euböa (Negroponte). — Das alte Makedonien war in seinem Innern rauh, waldig und arm, und erzeugte nur in den Küstengegenden Wein, Oel und Baumfrüchte; ebenso Epiros. Dagegen war Thessalien ein fruchtbares, schön bewässertes Thal, das treffliche Pferde lieferte; Böotien, ebenso fruchtbar, war reich an schönen Rinderheerden. Der Boden von Lokris war mittelmäßig; desto fruchtbarer war Doris und noch mehr Phokis, welches guten Wein, schönes Oel und Krapp in Fülle hervorbrachte. Aetoliens rauhe Gebirge ließen weder Viehzucht noch Ackerbau gedeihen. Akarnanien, die Seeküste von Attika und das bergige Megaris waren ebenso wenig er-

girbig als Achaia. Argolis hatte einen fruchtbaren Boden, und in Lakonien, Messenien und Elis blühten Ackerbau und Viehzucht; Arkadien war ein gebirgiges Hirtenland. Die griechischen Inseln waren, unter einem glücklichen Himmel, größtentheils mit Wein, Obst und Feldfrüchten reichlich ausgestattet. Die oben angegebene Eintheilung bestand nur, so lange Griechenland aus republikanischen Staaten zusammengesetzt war, unter makedonischer Herrschaft verwischte sich dieselbe immer mehr und mehr, bis sie endlich mit Entstehung des achäischen und ätolischen Bundes und noch mehr durch die Eroberung Griechenlands durch die Römer ganz verrückt ward. Unter den römischen Kaisern verschwand auch der Name Hellas, und die Halbinsel, die diesen Namen im engern Sinne geführt hatte, nahm den Namen Achaia an. Vgl. „Hellas, oder geograph. antiquar. Darstellung des alten Griechenlands und seiner Colonien, mit Rücksicht auf die neuern Entdeckungen." Von F. K. G. Kruse (Leipz. 1826, 2 Bde. mit Atlas). In dem „Tagebuch einer Reise durch Griechenland und Albanien" (Berlin 1826) findet man mit Hinweisung auf das alte Griechenland eine besonders in militairischer Hinsicht sehr befriedigende Beschreibung des jetzigen. Den alten und neuen Zustand von Griechenland beschreiben: Gell und Dodwell (dieser 1821 von Sickler übersetzt mit Anmerkungen), mit den Schriften der Alten in der Hand, geographisch-topographisch und historisch. Dodwell's Begleiter Pomardi hat (Rom 1820) einige Zusätze gegeben. Chandler, Stuart, Revett haben die Reste architektonischer und plastischer Kunst der Griechen genau dargestellt. Spohn und Wheler, Le Chevalier, Choiseul-Gouffier, zum Theil auch Clarke und Turner haben einzelne weniger bekannte Gegenden und merkwürdige Plätze sorgfältig aufgenommen. Siehe auch J. Horner's „Bilder des griechischen Alterthums, oder Darstellung der berühmtesten Gegenden und wichtigsten Kunstwerke des alten Griechenlands" (Zürich 1824 fg.).

Als sich das oströmische Reich von dem weströmischen unter Arkadius und Honorius schied, kam der Name der Griechen wieder in Aufnahme, und man verstand das sonstige Hellas im weitern Sinne darunter, dehnte aber auch wohl den Namen auf alle Besitzungen der byzantinischen Kaiser zwischen dem adriatischen Meere, dem Archipel und dem schwarzen Meere aus. Das neuere Griechenland nebst Morea und den Inseln (2000 QM.) zählt etwa 4 Mill. Einwohner, wovon ½ Mill. in Morea und Negropont. Rechnet man hierzu die Griechen in Kleinasien, Rußland, Deutschland, der europäischen Türkei, so darf man wohl die Anzahl aller jetzt lebenden Griechen zu 4 Mill. annehmn. Man bezeichnet sie mit dem allgemeinen Namen Griechen, obgleich sie keinesweges reine Abkömmlinge der alten Hellenen, sondern durch Einwanderungen der Bulgaren und anderer germanischer und slavischer Völker, sowie durch Berührung mit den Römern und neueren Italienern vermischt sind. Besonders gilt dieß von den nördlichen Gegenden der Türkei, wo mehr barbarisches als hellenisches Blut in den Adern der sich Griechen Nennenden wallen möchte. Am reinsten hat sich der griechische Stamm wohl noch auf den Inseln des Archipels erhalten. Das Volk, welches sich jetzt Griechen nennt, zeichnet sich durch schöne Bildung, geraden Gang, offenen Blick, Reinlichkeit, den eigenthümlichen, höchst nationellen, von der Tracht der Alten aber abweichenden Anzug, besonders beim weiblichen Geschlechte aus, ist, wie die alten Griechen, tapfer, großmüthig, beredt, freiheit-

liebend, aber auch, auch wie sonst, leichtsinnig, prahlerisch, wankelmüthig, unruhig und durch langen und harten Druck unter ihren Zwingherren, den Türken, mißtrauisch, zurückhaltend, äußern Schein von Wohlhabenheit vermeidend. Wie alle rohen Völker sind die Griechen höchst rachsüchtig und wohl grausam gegen ihre Unterdrücker. Sie haben ihre eigene altchristliche Religion, ihre eigene, aus der altgriechischen entstandene Sprache, beschäftigen sich vorzüglich mit Handel und Schifffahrt (die meisten Matrosen der türkischen Flotte waren Griechen) und theilen sich in mehre Stämme, die, nicht zum Wohle des ganzen Volkes, oft als abgesonderte Völker sich darstellen, z. B. Mainotten, Sulioten, Sphagioten, Paramythioten, Filioten, Agrapher, Insulaner ꝛc. Ueber die Sitten und Gebräuche der jetzigen Bewohner Griechenlands und der Inseln des Archipels enthalten Hughe's, Hollands, Baudoncourt's, Leake's, Douglas's, Castellans Reisen, auch Galt (Briefe aus der Levante) gute Beobachtungen; das Hauptwerk ist Pouqueville's (ehemals französischen Generalconsuls bei Ali Pascha) »Voy., dans la Grèce« (Paris 1820, 6 Bde.). Zur neuern Culturgeschichte der Hellenen enthält Iken's „Hellenion ꝛc." Beiträge. Alle Cultur, welche die Griechen der Emancipation würdig mache, spricht ihnen Will. Gell ab in seinem »Narrative of a journey in the Morea« (London 1823). Das Gegentheil zeigt Ed. Blaquière in seinem »Report on the present state of the greek confederation etc.« (London 1823). Von P. O. Broendsted's »Voyages dans la Grèce, accompagnés de recherches archéologiques« (mit Kpfrn., Paris 1826, Coquerell's Zeichnungen von Tardieu gestochen, deutsch bei Cotta, 4., engl. in London) ist die 2. Abth. 1829 erschienen.

Die Geschichte der Griechen läßt sich in 3 Hauptperioden: ihres Anfangs, ihrer Blüthe und ihres Verfalls, eintheilen. Die erste erstreckt sich von dem frühesten Ursprunge der Griechen um 1800 vor Chr. bis auf Lykurg, 875 vor Chr., die zweite reicht von da bis zu ihrer Unterjochung durch die Römer, 146 vor Chr., die dritte zeigt uns die Griechen als ein überwundenes Volk, in zunehmendem Verfall, bis endlich seit 300 nach Chr. im byzantinischen Reiche das alte Griechenland verschwindet. Die ersten Bewohner des heutigen Griechenlands wanderten aus Asien, und höchst wahrscheinlich aus den Gegenden zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, oder dem Kaukasus, über Kleinasien und den Hellespont und den Bosporus ein. Gewöhnlich nimmt man zwei Hauptauswanderungen an, wovon die frühere die Gegenden um das Marmormeer, oder Phrygien und Thrakien, bevölkerte, die spätere aber bis an die südlichste Spitze des eigentlichen Griechenlands vordrang; einige Stämme kamen selbst bis nach Italien, wo nach den Namen ihrer Anführer, Oenotros und Peuketos, einige Gegenden benannt wurden. Die ersten Auswandrer werden der phrygisch-thrakische Stamm, die zweiten aber Pelasger genannt. Nach einer andern Sage soll Griechenland seine Bewohner unmittelbar zu Lande aus Kleinasien erhalten haben, mit welchem es damals durch ein großes, später, vielleicht beim Durchbruch des schwarzen Meeres in das mittelländische, untergegangenes Land, Lektonien genannt, wovon die Inseln im ägäischen Meere die schwachen Ueberbleibsel wären, zusammengehangen haben. Lange Zeit brachten die wilden Pelasger mit Hin- und Herzügen in dem neu besetzten Lande zu, wobei sie sich zuletzt am meisten in den später Thessalien genannten Gegenden gesammelt zu haben scheinen. Hier betrafen sie verschiedene verwüstende

Naturereignisse, von welchen zwei große Ueberschwemmungen, die erste die ogygische Fluth, die zweite die deukalionische, am meisten in der Erinnerung blieben. Beide mögen wohl die wilden Stämme theils zerstreut, theils vernichtet haben, sodaß Deukalion (s. d.), entweder selbst einer der Uebriggebliebenen, oder an der Spitze neuerer Einwanderer, die Zerstreuten wieder sammelte und sie zu den ersten schwachen Schritten menschlicher Bildung anleitete. Sein Sohn Hellen gab einem Stamm seinen Namen, welcher später der Gesammtname aller gebildeten Pelasger, Hellenen (was wir Griechen nennen), wurde. Von seinen Söhnen Aeolos und Doros, und von den Söhnen des dritten Bruders Xuthos, welche Jon und Achaios hießen, erhielten die Hauptstämme der Griechen die Namen Aeolier, Dorier, Jonier und Achaier, wovon die beiden der Dorier und Jonier bei weitem die berühmtesten in der Geschichte geworden sind. Der Name Griechen, womit die neuern Sprachen und die lateinische (Graeci) dieses Volk belegen, war ursprünglich nur der Name eines kleinen, nach Italien ausgewanderten Stammes, welchen die Römer wahrscheinlich zuerst kennen lernten. Das Land, in welchem die Pelasger sich niederließen, war wild und rauh, voller Wälder und Moräste, und mochte wohl damals (vielleicht 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung) noch deutliche Spuren des erst vor kurzem erfolgten Zurücktritts der Gewässer tragen. Die Ankömmlinge selbst waren in einem noch völlig wilden Zustande, sodaß die Sage selbst den Namen Dessen, der sie mit dem Feuer bekannt gemacht haben soll, Phoroneos, aufbewahrt hat. Jagd und etwas Viehzucht, Fischerei und, wo sich die Gelegenheit dazu darbot, Seeräuberei, waren ihre Beschäftigungen; Höhlen und rohe Hütten ihre ersten Wohnungen; alle Gewerbe, alle bürgerliche Verfassungen waren ihnen unbekannt. So irrten sie in den Wäldern und Bergen und an den Küsten umher, als eine Reihe von Ankömmlingen aus entlegenen und schon gebildeteren Ländern die Wohlthäter dieser Wilden und die ersten Gründer der geselligen Bildung unter ihnen wurden. Als den ältesten von diesen nennt die Sage den Inachos, welcher über 1850 Jahre v. Chr. übers Meer gekommen und die älteste Stadt Griechenlands, Argos, gegründet haben soll. Beinahe hundert Jahre später erschien Kekrops aus Aegypten; er landete in dem spätern Attika, und soll die dort herumstreifenden Wilden gesammelt, die Ehe unter ihnen eingeführt, ihnen einige Gesetze gegen den Mord gegeben, und die Anlage menschlicher Wohnungen an dem Ort begründet haben, wo später sich das prächtige Athen erhob. Kadmos aus Phönikien kam 1500 v. Chr. in die Gegend, wo nachher Theben stand; auch er brachte den dortigen Pelasgern die ersten Züge geselliger Bildung bei, und soll ihnen die erste Kenntniß nicht allein der Metallbearbeitung, sondern auch der Buchstabenschrift gegeben haben. Eine zwar allgemein angenommene Sage, welche aber dadurch sehr zweifelhaft wird, daß 500 Jahre später in den Gedichten Homers gar keine oder doch nur unendlich dunkle Spuren jener so höchst wichtigen Kunde sich zeigen. Merkwürdig ist noch, daß Kadmos gerade zu der Zeit nach Griechenland kam, wo die Siege Josua's die phönikischen Stämme aus Canaan vertrieben, und wahrscheinlich dadurch manche Auswanderung dieser schon schifffahrtkundigen Völker veranlaßten. Kurz nachher brachte Danaos eine Colonie Aegypter nach Argos, und ums Jahr 1350 v. Chr. erlangte Pelops mit seinen Phrygiern ein solches Ansehen in jenen Gegenden, daß die ganze Halbinsel von ihm den

Namen Peloponnesus (Insel des Pelops) erhielt. Unendlich groß war der Einfluß dieser Fremdlinge und ihrer höheren Bildung auf die rohen Pelasger. Durch sie ward der Ackerbau und feste Wohnsitze eingeführt; sie brachten die Cultur des Obstes und des Weines, die Kenntniß und den Gebrauch der Metalle, vielleicht sogar die Buchstabenschrift mit; durch sie wurden die ersten Schritte zur bürgerlichen Ordnung und zur Gründung künftiger Staaten gethan. In ganz Griechenland erhoben sich Städte, die Familien verwandter Stämme vereinigten sich enger, und schon zeigten sich die ersten Spuren eines allgemeinen, alle pelasgischen Stände umfassenden Bandes in der Einrichtung der Amphiktyonen. Dieß war die Versammlung Abgeordneter aus mehren griechischen Stämmen, welche sich an den Grenzen des eigentlichen Griechenlands und Thessaliens, bei den Thermopylen vereinigten, um die Streitigkeiten der Stämme zu schlichten und selbst im Kriege noch das Gefühl der Bundesverwandtschaft durch Aufrechthaltung milderer Sitten zu bewahren. Der Einfluß der Amphiktyonen sank in der Folge, als einzelne griechische Staaten zu überwiegender Macht gelangten. Jene Fremdlinge brachten, außer den Kenntnissen des bürgerlichen Lebens, den Pelasgern noch die ausgebildeteren religiösen Ansichten ihrer Völker mit, und aus diesen ägyptischen, phönikischen und phrygischen Lehren, mit dem rohen Naturdienst der Pelasger verschmolzen, erwuchs in der Folge durch die Alles verschönernde und bildende Kraft des griechischen Sinnes jene allgemein bekannte blühende Mythologie der Griechen. Noch aber blieb viel zu thun, das rauhe Land zu besiegen, von gefährlichen Raubthieren zu säubern, den Anfall roher Horden abzuwehren und besonders die Küsten gegen die Seeräuber aus Phrygien, Karien, Phönikien zu sichern. Die Sage hat die Namen vieler Helden verewigt, welche sich diesen wohlthätigen Geschäften widmeten; unter diesen leuchten am meisten hervor: Herkules (Herakles), auf dessen Haupt die Dichtung wohl die Thaten Vieler mag gehäuft haben; Theseus, König von Athen, und Minos, König von Kreta, welcher die Kenntniß der Schifffahrt dazu benutzte, die Inseln und Küsten von den Seeräubern zu befreien, und das erste Vorbild eines gesetzlich geordneten Staates aufstellte. Zu gleicher Zeit zeichneten sich durch friedlichere Künste aus: Dädalos, ein Meister in der Bildhauerei, dem die Sage daher zuschreibt, er habe die Statuen wandeln gelehrt, der wahrscheinliche Erfinder der Segel auf den Schiffen, daher die Sage von den Flügeln, womit er seine Flucht aus Kreta bewerkstelligt; der vergötterte Aeskulap (Asklepios) und Chiron übten die Heilkunde, und erhabene Sänger, meist aus Thrakien: Orpheos, Linos, Musäos, deren Werke aber untergegangen, sangen den Ursprung der Götter und der Welt und lehrten die Pflichten der Menschen. Schon damals soll der Grund zu jenen geheimnißvollen Verbindungen, Mysterien, gelegt worden seyn, in welchen, wie es scheint, den Eingeweihten reinere Religionsbegriffe, als die der großen Menge, gelehrt und durch feierliche Gebräuche und heilige Gesänge dargestellt und ausgesprochen wurden. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß viele der gebildeten Ankömmlinge aus Aegypten und Phönikien waren, wo eine höhere Weisheit und tiefere Kenntnisse der Natur schon längst als das geheimnißvolle Eigenthum der Priester bewahrt wurden. — Mit den Anfängen einer bessern Cultur erwachte in Griechenland ein schöner ritterlicher Heldensinn, welcher viele Einzelne zu großen Thaten, zur Rettung der unterdrückten Un-

schuld, zur Bekämpfung gefährlicher Thiere, zur Sicherung des Landes gegen wilde Räuber antrieb und oft Mehre zu kühnen gemeinsamen Unternehmungen begeisterte. So wagten die Argonauten (s. d.) (von ihrem Schiffe Argo also benannt) unter des Thessaliers Jason Anführung den für die damalige Zeit unerhörten Zug nach dem Wunderlande Kolchis, am schwarzen Meere, wohin die Lust an Abenteuern sie wohl mehr noch, als die Sage von den dortigen Schätzen (das goldene Vließ) lockte. So verbündeten sich sieben Fürsten aus dem Peloponnes, um dem von seinem Bruder Eteokles unterdrückten Polynikes, beide Söhne des Oedipos, zu rächen, und die Söhne der dabei umgekommenen Helden führten einen zweiten Zug gegen Theben, um ihre Väter zu rächen. Das Unglück der Familie des Lajos, seines Sohnes Oedipos (s. d.) gab später den größten Dichtern einen herrlichen Stoff zu ihren Darstellungen, unter welchen wir besonders einige Tragödien des Aeschylos und des Sophokles bewundern. Das größte und zugleich das erste wahre Nationalunternehmen der Griechen in jener Heldenzeit war der trojanische Krieg, zu welchem sich, 1184 v. Chr., alle Könige und Fürsten der verschiedenen griechischen Stämme verbanden, um den Raub der Helena, der Gemahlin des Menelaos, Königs von Sparta, an ihrem Entführer, dem Paris, Sohn des trojanischen Königs Priamos (s. dd.), zu rächen. Alle griechischen Stämme standen damals unter Anführern, welche zwar Könige genannt werden, aber zum Theil nur eine sehr beschränkte Macht besaßen; unter Allen leuchtete Agamemnon, der Bruder des Menelaos, König von Argos und Mykenä, durch die Ausdehnung seiner Macht hervor, und seinem überwiegenden Einfluß auf die minder mächtigen Fürsten ist wohl vorzüglich die Vereinigung aller Griechen zuzuschreiben, zur Rache einer damals gar nicht ungewöhnlichen That, wo Seeräuberei noch keineswegs zu den ehrlosen Gewerben, sondern vielmehr zu den Heldenthaten gezählt wurde. An der nordwestlichen Spitze von Kleinasien lag die für die damalige Zeit große und mächtige Stadt Troja (s. d.) oder Ilion, deren Beherrscher ihre Macht über weitläufige Gegenden Kleinasiens und selbst des gegenüber liegenden Thrakiens ausgedehnt hatten. Nach allen Umständen zu urtheilen gehörten die Trojaner zu dem thrakisch-phrygischen Stamme der Pelasger, waren also den Griechen in Sprache und Sitten verwandt, aber ihnen in der Cultur vorangeschritten. Gegen dieses mächtige Reich zogen die verbündeten Griechen unter Agamemnons Anführung, wenn der Dichtung zu trauen ist, mit 1200 Schiffen und etwa 100.000 Mann. Wie sehr aber die Kriegskunst bei den Griechen noch in der Kindheit war, zeigt sich dadurch, daß sie mit weit überlegener Macht doch zehn Jahre vor Troja zubrachten und mehre ihrer berühmtesten Helden einbüßten, ehe es ihnen und doch nur durch List gelang, Troja zu zerstören. Was sich von den Trojanern rettete, floh zum Theil in entlegene Gegenden, und die Sage, welche sich an diese Begebenheit vor allen andern geheftet hat, schreibt den entflohenen Trojanern nicht allein die Gründung mehrer Städte in Italien und den Ursprung des römischen Volkes, sondern selbst, wenigstens im Mittelalter, den Ursprung anderer noch jetzt vorhandenen Völker, vorzüglich der Franken zu. Der trojanische Krieg, wieviel man auch von den einzelnen Begebenheiten desselben der Alles vergrößernden und verschönernden Dichtkunst (vgl. Homer) zurechnen will, bildet immer eine entscheidende Epoche in der griechischen Geschichte. Mehre der

dazu versammelten Helden und Fürsten fanden im Kriege selbst, noch mehre bei der Heimkehr, den Tod; einige wurden in entlegene Gegenden durch Stürme verschlagen, und die meisten von denen, welche wirklich heimkehrten, fanden ein ihnen seit zehn Jahren entfremdetes Geschlecht und eine feindselige Stimmung, welche einigen den Tod in der Mitte der Ihrigen bereiteten, andere zur Auswanderung zwangen. Alle Stämme Griechenlands geriethen in eine unruhige Bewegung, wozu am meisten der Einfall der Herakliden, Nachkommen des aus Mykenä verdrängten Herrschergeschlechts des Herkules (s. d.), mit den ihnen verbündeten wilden Doriern in den Peloponnes, 80 Jahre nach dem trojanischen Kriege, beitrug. Die Herakliden und Dorier erwarben und behaupteten die Herrschaft über Sparta, und mehre Völkerschaften wurden bei diesen Unruhen aus ihren frühern Sitzen gedrängt und genöthigt, andere, theils in Griechenland selbst, theils in entfernten Gegenden zu suchen. Dieser Zeitraum von 200 Jahren nach jenem Kriege ist daher durch die Entstehung der meisten und wichtigsten griechischen Colonien merkwürdig. Aeolier, von den Herakliden in Thessalien gedrängt, waren die ersten, welche die durch den trojanischen Krieg bekannt gewordene und verödete fruchtbare Küste Kleinasiens zu neuen Wohnsitzen aufsuchten, und daselbst mehre Städte, worunter Kyme oder Cumä und Smyrna die wichtigsten waren, anlegten. Bald nachher folgten ihnen die aus dem Peloponnes verdrängten Jonier, nachdem sie eine Zeitlang bei ihren Stammgenossen in Attika Aufnahme gefunden, und gründeten auf dem, nach ihnen Jonien benannten, mittleren Theile der Küste von Kleinasien 12 Städte, worunter Ephesos und Milet die berühmtesten geworden. Dorier endlich ließen sich auf den Inseln Rhodos und Kos und auf dem südlichen Theile jener Küste nieder, wo Halikarnaß und Knidos ihre bedeutendsten Städte wurden. Auch von einzelnen Städten Griechenlands gingen ähnliche Niederlassungen aus, worunter Byzanz, das heutige Konstantinopel, merkwürdig genug fast im nämlichen Jahre mit seiner spätern Nebenbuhlerin Roma, von Korinth und Megara aus gegründet war. Aehnliche Auswanderungen und Ansiedelungen fanden auch nach einer westlichen Richtung Statt. Der untere Theil von Italien und die Küsten des fruchtbaren Siciliens bedeckten sich mit griechischen Pflanzstädten, daher jenen Ländern der Name Groß-Griechenland (s. d.) ward. Von den Korinthiern ward das bald mächtige Syrakus, 731 v. Chr.; von den Argivern Kroton; von den Achäern das weichliche Sybaris; von den Lakedämoniern Tarent gegründet. In dem nämlichen Zeitraume ward die königliche Würde in allen griechischen Staaten, mit Ausnahme Sparta's, welches seine sehr beschränkten Könige bis zu seinem Untergange beibehielt, abgeschafft, theils durch unruhige Bewegungen des nach Freiheit dürstenden Volkes, theils durch den anderweitig erfolgten Untergang der bisher geachteten Fürstengeschlechter. In tausend verschiedenen und oft wechselnden Gestalten traten mehr oder weniger demokratische Formen an die Stelle der einst patriarchalischen, zuletzt aber drückend gewordenen königlichen Macht. Von einer durch heilige Gesetze und Verfassung gemilderten und geordneten Monarchie haben die Griechen und überhaupt die Alten nie etwas gewußt. Wie überall in der Geschichte, so war auch für Griechenland der Zeitpunkt der erwachenden Freiheit zugleich der, wo die raschesten Schritte zu höherer Cultur, zu Künsten, Wissenschaften und Handel gemacht wurden. Am schönsten und zuerst blühten die

Pflanzstädte Kleinasiens auf. Hier, unter dem glücklichen Klima Joniens, hatten schon Homer und Hesiodos gelebt. Auf den nahgelegenen Inseln blühte die Dichtkunst und wurde durch die lyrischen Gesänge des Alkäos und der Sappho verherrlicht. In Jonien lebten die ersten Erforscher der Natur, wie Thales aus Milet und die wegen ihrer bürgerlichen Weisheit vorzugsweise benannten sieben Weisen, zu welchen auch Solon, der Gesetzgeber Athens, gehörte. Die Jonier rissen bald den Handel an sich, welchen früher Phönikier und Karier in diesen Gegenden geführt; sie bevölkerten die Küsten des schwarzen Meeres mit 80 neuen Pflanzstädten, und ihre Schiffe gingen nach Gallien und Spanien, wo sie ebenfalls Niederlassungen, die berühmteste ist Massilia, das heutige Marseille, gründeten. Auch das Mutterland kam nach langen Stürmen und bürgerlichen Unruhen endlich zu einem bleibenderen Zustande, in welchem die Anfänge der Künste und des Handels gedeihen. Korinth zeigte die ersten Prachtwerke der Baukunst und Athen erhob sich durch Handel und Seemacht. Ungeachtet durch so viele Regierungen die Griechen von einander abgesondert waren, so knüpften doch wieder Nationalbanden sie zu einem Ganzen, als: eine gemeinschaftliche Sprache und Religion (das Staatsorakel zu Delphi), die heiligen Kampfspiele, insbesondere die olympischen (s. d.), und der Reichstag der Amphiktyonen (s. d.). Doch waren die kleinen Völkerschaften zu keinem System föderirt, noch hatten sie sich einander ihre Verfassung, ihr Gebiet, ihre Freiheit und Unabhängigkeit garantirt und daher sich weder gegen auswärtige Mächte noch gegen innere Usurpatoren (Tyrannen) gedeckt. Nur durch den Geist der beiden anführenden Staaten, Sparta und Athen (s. d., vgl. Hegemonie), die durch ihr Uebergewicht gleichsam die Nation selbst ausmachten, durch ein gewisses Kraftgefühl und bisweilen durch ein gemeinschaftliches Interesse, das aus dem Bedürfniß der Vertheidigung bei äußern Angriffen entstand, war dieser Mangel allgemeiner Staatsverbindung ersetzt. Sparta und Athen erhielten von eigenen Gesetzgebern ihre Organisation (s. Lykurg, Drakon, Solon). Jenes legte durch die Eroberung von Messenien, nach 50jährigen Kriegen (s. Messenische Kriege), den Grund zu seiner politischen Größe. Athen war der Schauplatz innerer Parteistreitigkeiten zwischen Volk und Aristokraten, bis sich Peisistratos (s. d.) der Oberherrschaft bemächtigt hatte (561 v. Chr.). Die Unruhen, die nach Vertreibung der Peisistraden die Republik aufs Neue erschütterten (510 v. Chr.) und zur Einführung des Scherbengerichts (s. Ostrakismos) Veranlassung gaben, sowie die kleinen Kriege, in welcher die Athener wegen Hippias (s. d.) mit den Lakedämoniern verwickelt wurden, hatten das Gute für die Griechen, daß sie ihre Kräfte in Thätigkeit erhielten und sie zum großen Kampf für Freiheit und Vaterland vorbereiteten, als Asien gegen die Vormauer Europa's losstürmte. In Kleinasien waren nämlich die griechischen Colonien unter die Herrschaft des lydischen Krösus und bald nachher des Cyrus gekommen; selbst Altgriechenland wurde von Persiens Beherrschern, Darius und Xerres, mit gleicher Knechtschaft bedroht. Da zeigte sich der Heldenmuth der freiheitliebenden Griechen in seinem herrlichen Glanze. Athen und Sparta widerstanden fast allein den ungeheuren Heeren der Perser, und die Schlachten bei Marathon, Thermopylä und Platää, sowie die Seetreffen bei Artemisium, Salamis und Mykale lehrten die Perser, daß Griechenland nie zu ihren Eroberungen gehören werde. Die

Siege, die die Griechen erfochten, gaben dem hellenischen Geiste den hohen Schwung, daß er größtentheils erst nach dieser Zeit in veredelndem Hochgefühl die vollendeten Werke der schönen Kunst schuf, welche Jahrhunderte hindurch die idealische Norm für Alles geblieben sind, was auf anderm Boden für Wissenschaften und Künste blühte und reifte. Aber jene Siege, die ihre Namen verewigt, entwickelten auch den ersten Keim des Sittenverderbnisses, und das Ende der persischen Kriege ist der Anfang der Ausartung der Griechen. Die reiche Beute, die sie von den Asiaten gemacht hatten, erweckte in ihnen den Hang zur asiatischen Ueppigkeit. Sie lernten durch die Ausbreitung der Schifffahrt und Handlung die Gegenstände des verfeinerten Lebensgenusses kennen und den Reichthum als ein Mittel, die neuen Bedürfnisse zu befriedigen. Selbst die Nationalzusammenkünfte bei den heiligen Spielen, zumal den olympischen, so wirksam sie die Ausbildung der Griechen beförderten, fingen an schädlich zu werden, indem sie dem Luxus Nahrung gaben und durch ihren Aufwand die Kassen der Staaten und der einzelnen Familien erschöpfen halfen. Mit der Furcht vor fremder Unterjochung, die Griechenland allein in Einigkeit erhalten hatte, verschwand der innere Friede. Ueberall war die Volksregierung die Quelle unaufhörlicher Zwistigkeiten in den Städten und die Ursache immer weiter verbreiteter Unruhen unter den Griechen. Sie hatten bei ihrer Zersplitterung seitdem kein gemeinsames, sondern stets ein getheiltes Interesse und Vaterland; jeder Bürger liebte vorzugsweise nur den kleinen Staat, in welchem er geboren und erzogen, bei dem er selbst mitwirkendes Glied war. Hierdurch wurden häufige Collisionen und gegenseitige Spannungen der Nachbarstaaten unvermeidlich. Diese verschiedenen politischen Interessen trennten und entzweiten Griechenland mit den beiden Hauptstaaten, Sparta und Athen. Jenes hatte, um seine Grundverfassung zu erhalten, auf jede Idee von Vergrößerung Verzicht gethan und daher keinen weitern Antheil an der weitern Fortsetzung des Kriegs gegen die Perser genommen, wodurch aber Athen, auf Kosten seiner Bundesgenossen, der Insulaner (als Skyros, Naxos, Thasos), die Herrschaft zur See gewonnen, sodaß es selbst Asien den (Kimonschen) Frieden dictirt hatte (449 v. Chr.). Sein Glück und der Reichthum, der ihm dadurch zugeflossen, erhöhete, zumal unter Perikles (s. d.), das stolze Zutrauen auf seine Kräfte, aber auch seinen Uebermuth gegen andere griechische Staaten (wie Megara, Samos, Euböa, Byzanz, Korinth). Sparta sah sich seines Vorranges beraubt und Griechenland mit Unterdrückung bedroht. Der erste peloponnesische Krieg (s. d.) brach aus (431 v. Chr.) und die Oberbefehlshaberschaft von Griechenland (Hegemonie), die Athen seit Aristides (s. d.) behauptete, und die so viele Besorgniß erregt hatte (470—406 v. Chr.), ging durch Lysander (s. d.) an die rauhen Spartaner über (404—371 v. Chr.), unter deren härterm, militärischem Joche sofort die eroberten Inseln und Städte seufzeten, und deren Habgier jetzt um so unersättlicher war, da Lykurgs Gesetze in Ansehung des Goldes und Silbers nicht mehr galten und der Krieg gegen Persien (s. Artaxerxes Memnon) ungewöhnliche Hülfsmittel erheischte. Agesilaos (s. d.) würde 60 Jahr früher als Alexander der Große Persien erobert haben, wenn nicht das persische Geld und die Hoffnung zur Freiheit die Griechen erweckt und seinen Plan vereitelt hätten. Der korinthische Krieg erfolgte (394 v. Chr.). Sparta siegte über die verbundenen Griechen bei Koroneä und rächte sich an

ihnen durch den schimpflichen antalkidischen Frieden, der seiner Form nach nicht weniger als durch seinen Inhalt ein Werk der Willkür war; der persische Monarch war Garant des Friedens, dessen Vollziehung Sparta überlassen wurde, das auf diese Weise sein verhaßtes Ansehn in Griechenland erhielt. Athen ließ sich den Frieden gefallen, weil es einige ihm unterworfene Inseln behielt, oder noch nicht mächtig genug war, sich gegen seine Rivalin zu behaupten. Theben (s. d.) aber trat gezwungen dem Tractate bei, da es seine Hoheit über die Städte in Böotien verlor. Die Lakedämonier ließen ihm nach der hinterlistigen Einnahme von Kadmea ihren Stolz und ihre gebieterische Härte fühlen; daher thebanischer Krieg, wodurch ihre Macht nach dem Verlust von Messenien zur Kraftlosigkeit herabsank. Ihre Stelle in der Hegemonie nahmen sofort die Thebaner ein (371—62 v. Chr.), aber nur so lange, als der große Mann lebte (s. Epaminondas, vgl. Pelopidas), auf dem allein ihre Stärke ruhte. Mit seinem Tode erlosch auf kurze Zeit die Fackel des Bürgerkrieges in Griechenland, an dessen nördlicher Grenze sich aber unterdeß eine Macht gebildet hatte, die zwar als barbarisch verachtet, doch bald den Griechen furchtbar wurde. Philipp von Makedonien (s. d.) machte den Anfang zur projectirten Unterjochung Griechenlands mit der Wegnahme von Amphipolis und einiger andern griechischen Besitzungen an der thrakischen Küste, wodurch er sich die See öffnete. Athen, für dessen Handel sie wichtig waren, befand sich außer Stand, Philipps erste Feindseligkeiten zu hindern, denn es war im Krieg (Bundesgenossenkrieg, 358—56 v. Chr.) gegen Byzanz und die Inseln Chios, Kos, Samos, Rhodos verwickelt, die sich seiner Herrschaft zu entziehen suchten, und mußte zuletzt mit ihnen auf von den Bundesgenossen vorgeschriebene Bedingungen Frieden schließen, weil der persische König mit Hülfsleistung drohte und kein Chabrias, noch ein Iphikrates die Kriegsoperationen leitete, sondern Chares. Im phokischen Kriege, der hierauf Griechenland verheerte (356—46 v. Chr.), nahm Philipp gegen die Phokäer und ihre Bundesgenossen, die Athener, um so lieber Antheil, weil er sich unter religiösem Vorwand einmischen und Olynthos und der übrigen Städte auf der chalkidischen Halbinsel sich bemächtigen konnte, wodurch er sich den Weg nach Griechenland bahnte. Vergebens kämpfte Demosthenes mit stürmender Beredtsamkeit gegen die Indolenz seiner ausgearteten Landsleute; während sich Athen durch trügerische Unterhandlungen einschläfern ließ, hatte Philipp seine Eroberungen gesichert; ohne Widerstand ging er durch Thermopylä, versammelte zu Delphi die Amphiktyonen und ließ den Phokäern das Strafurtheil sprechen, wodurch sie ihre zwei Stimmen auf dem Reichstag verloren, welche seitdem Makedonien erhielt, das sich nun unmittelbar in die innern Staatsangelegenheiten der Griechen mischen und durch seine Bundesgenossen, die Thebaner und Thessalier, die Beschlüsse des Reichstages lenken konnte. Seine geheimen Agenten und bestochenen Anhänger in allen beträchtlichen Städten unterließen außerdem nichts, Philipps Einfluß zu vermehren oder seine widerrechtlichen Eingriffe zu entschuldigen. Phokion hemmte noch die raschen Fortschritte seiner Waffen auf Euböa und gegen Byzanz und rieth zum Frieden mit Philipp, selbst wie dieser ins Herz von Griechenland eingedrungen war und Elatea überfallen hatte. Aber die Einnahme dieser Stadt und Demosthenes Aufruf setzte Griechenland auf einmal in Bewegung. Athener, Thebaner, Achäer, Korinthier u. a. Völker vereinigten ihre

Heere auf dem Schlachtfelde bei Chäronea (s. d.), aber Philipps Sieg (3. Aug. 338 v. Chr.) ward das Grab der griech. Freiheit und der Anfang der makedonischen Herrschaft in Griechenland. Der Sieger versammelte sofort die griechischen Abgeordneten zu Korinth und ließ sich zum Oberfeldherrn der griechischen Bundesarmee ernennen, womit er die Eroberung des persischen Reichs unternehmen wollte (336 v. Chr.). Diese Eroberung war aber seinem Sohne vorbehalten (s. Alexander d. Gr.), dem sich Griechenland nach Thebens Schicksal aufs Neue unterwerfen und nach Antipaters Sieg unterworfen bleiben mußte. Allein nach seinem Tode und bei den fortwährenden Streitigkeiten der Feldherren versuchte es Griechenland wieder, sich zur Unabhängigkeit zu erheben (322 v. Chr.), wiewohl mit keinem glücklichern Enderfolg (lamischer Krieg); die getheilten und übel geleiteten Versuche zur Wiedererlangung der Freiheit stürzten es nur tiefer in die Knechtschaft; Athen besonders mußte die Rache des Siegers empfinden, das aber auch keiner Freiheit fähig war (s. Phokion, Demetrios Phalereos, Demetrios Poliorketes). In diese Zeit fallen noch verschiedene Raubzüge gallischer Völkerschaften, welche schon eine Zeitlang an der obern Donau, im heutigen Oestreich und Illyrien, gehaust hatten, und von welchen besonders der eine (278) merkwürdig ist, wobei die Gallier unter der Anführung eines Brennus durch Makedonien bis ins Herz von Griechenland verwüstend eindrangen, bei den Thermopylen von den Athenern zurückgeschlagen wurden und bei einem Versuche, den Tempel zu Delphi zu plündern, durch Ungewitter und Sturm geschreckt, eine bedeutende Niederlage erlitten. Die Gallier wendeten sich darauf ostwärts, und ließen sich in einem Theile von Kleinasien, am schwarzen Meere nieder, der von ihnen den Namen Galatien erhielt. Auch Pyrrhus, der abenteuerliche König von Epirus, vermehrte die Verwirrung in Griechenland, theils durch Angriffe auf Makedonien, theils durch einen Einfall in den Peloponnes, wo er vor Sparta einen der ältern Zeit würdigen Widerstand und in Argos, bei nächtlicher Erstürmung der Stadt, 272 den Tod fand. — Seit Antigonos Gonatas die makedonische Oberherrschaft wieder hergestellt hatte (266 v. Chr.), behandelten die Könige die Griechen unter dem Titel von Bundesgenossen wie Untergebene und schützten selbst die kleinen Tyrannen, die sich in vielen Städten der Regierung bemächtigt hatten. — Der alte Bund zwischen den achäischen Städten, welcher lange Zeit unbedeutend geblieben, ward in diesen Zeiten der Verwirrung und der Gefahr auf's Neue begründet und lockte bald durch den Schutz, welchen er der Freiheit zu gewähren schien, mehre bedeutende Städte, ihm beizutreten. Zu diesen gehörten Argos, Sikyon, Korinth und selbst Athen. Nur Sparta, neidisch auf die Macht des Bundes, blieb ihm stets abgeneigt und schloß sich lieber an den Bund der ätolischen Städte, welcher sich aus gleichen Gründen in der nämlichen Zeit gebildet hatte. Die Spartaner waren damals in allen Dingen von ihrer alten Verfassung abgewichen und gänzlich ausgeartet; ihr letzter bedeutender König Kleomenes suchte soviel als möglich die alten Lykurgischen Einrichtungen wieder herzustellen und erfocht bedeutende Vortheile über die Achäer. Als aber diese in der Noth Antigonus II. von Makedonien zu Hülfe gerufen, ward Kleomenes bei Sellasia 222 gänzlich geschlagen; er mußte nach Aegypten fliehen und gab sich den Tod. Die Achäer beherrschten nun zwar scheinbar den Peloponnes, waren aber in der That von Makedonien abhängig und kaum im

Stande, sich der beständigen Angriffe der Aetolier zu erwähren. Philipp, Antigonus Nachfolger, hatte sich indeß mit Hannibal gegen die Römer verbündet, welche dagegen den bedrängten Aetoliern Hülfe sendeten, ohne daß von beiden Theilen irgend etwas Bedeutendes geschah. Als aber Rom jenen furchtbaren Feind entfernt und gedemüthigt, kehrte es seine Waffen gegen Philipp, welcher, nachdem er zwei Jahre lang manche Gelegenheit zu siegen unbenutzt gelassen, vom römischen Consul Quintius Flaminius in Thessalien bei Kynoskephalä 198 geschlagen und zu einem Frieden gezwungen wurde, welcher ihn in der That schon in römische Abhängigkeit brachte. Das übrige Griechenland ward von den Römern auf den isthmischen und nemeischen Spielen feierlich für frei erklärt; doch trat Rom von nun an als mächtige Schiedsrichterin in allen griechischen Angelegenheiten auf. Kein Staat fühlte sich mehr gekränkt durch die Abhängigkeit von Rom als der ätolische Bund, welcher doch zuerst die Freundschaft der Römer gesucht. Als daher Antiochus, König von Syrien, von den Römern beleidigt und von dem zu ihm geflohenen Hannibal aufgereizt, Rom den Krieg ankündigte und ein Heer nach Griechenland schickte, erklärten sich die Aetolier für ihn, mußten aber dafür nach der bald erfolgten Niederlage der Syrier strenge büßen und sich den härtesten Bedingungen unterwerfen, 189 v. Chr. Die einzige Macht in Griechenland, welche noch mit Hoffnung eines Erfolges sich Rom widersetzen konnte, Makedonien, war jetzt nach dem Tode Philipps in den Händen seines unehelichen Sohnes Perseus. Mehre Jahre rüstete er sich im Stillen, aber er verstand es nicht, seine Macht zu gebrauchen, selbst als Rom ihm unbedeutende Feldherren entgegenstellte. Als aber endlich Paulus Aemilius nach Makedonien gesendet worden, ward der Krieg in wenigen Wochen durch die Schlacht von Pydna 168 beendigt, ganz Makedonien erobert und Perseus, welcher sich feigherzig auf der Flucht ergeben, zu Rom im Triumph aufgeführt und starb im Kerker. Makedonien war für jetzt noch in vier Provinzen getheilt, welche sich selbst regieren sollten; die Römer sahen voraus, daß ihnen die Beute nicht entgehen könnte. Nur der achaische Bund war noch übrig und hatte an Philopömen (s. d.) den letzten griech. Feldherrn gehabt. Die Römer hatten aber dafür gesorgt, daß die Achaier an Sparta einen beständigen Feind behielten, um jeden Augenblick als Vermittler auftreten zu können, und hatten überdieß unmittelbar nach dem Kriege mit Perseus 1000 edle Achaier als Geißel nach Rom geführt, welche dort 17 Jahre behalten wurden. Ein letzter Krieg der Achaier mit Sparta veranlaßte endlich die Römer, den Consul Mummius nach Griechenland zu senden, welcher die Achaier schlug, Korinth belagerte und den Flammen und der Plünderung preisgab, den achaischen Bund auflöste und 146 v. Chr. ganz Griechenland in eine römische Provinz, unter dem Namen Achaia, verwandelte, welche alle griechischen Länder südlich von Epirus und von Thessalien umfaßte. Das folgende Jahr hatte Makedonien, wo verschiedene Kron-Prätendenten aufgetreten und Unruhen erregt hatten, das nämliche Schicksal. Von nun an theilte Griechenland ohne alle Selbständigkeit das Schicksal des römischen Reichs und hatte noch bis auf die Zeiten Augusts harte Unfälle zu erdulden. Mithridates (s. d.), König von Pontus in Kleinasien, der gefährlichste Feind der Römer, hatte nicht allein alle in Asien befindlichen Römer (es sollen über 100.000 gewesen seyn) ermorden lassen, sondern schickte auch mächtige Heere

nach Griechenland, welche die Griechen und vorzüglich die Athener als Befreier aufnahmen, 88 v. Chr.; dafür aber vom Sulla, welcher die Feinde schlug, Athen belagerte und mit großem Blutvergießen eroberte, hart gezüchtigt wurden. Vierzig Jahre lang verwüsteten kilikische Seeräuber, deren Macht bis auf 1000 Schiffe angewachsen war, alle Küsten und Inseln Griechenlands, wobei viel herrliche Tempel geplündert und vernichtet wurden, bis sie endlich vom Pompejus, 17 v. Chr., gänzlich unterjocht wurden. Ein Theil von ihnen wurde in dem nun schon entvölkerten Peloponnes angesiedelt. Auch in den folgenden Bürgerkriegen Roms wurde Griechenland hart mitgenommen. Der große Streit zwischen Cäsar und Pompejus ward in Griechenland, bei Pharsalus in Thessalien, 48 v. Chr., ausgefochten; ebenso war Griechenland ein Theil des Kriegsschauplatzes zwischen dem Antonius und Octavius und den Mördern Cäsars, Cassius und Brutus, und endlich zwischen Octavius und Antonius selbst. Der siegende Octavius (Augustus) behandelte indeß die Griechen noch schonend genug, sowie auch früher Cäsar gethan, der selbst Korinth wieder aufbauen ließ. Jetzt folgte eine ruhigere Zeit, freilich in gänzlicher Ohnmacht, bis zum Nero, welcher Griechenland besuchte, und, von der niedrigen Schmeichelei der gänzlich entarteten Griechen entzückt, ihnen alle Abgaben erließ und einen Schein von Freiheit gab, den sie aber gar bald, unter Vespasian, wieder verloren und wie früher von einem römischen Proconsul beherrscht wurden. Unter allen Städten Griechenlands hatte Athen noch immer einen Schatten seines alten Glanzes, ja selbst von Freiheit erhalten. Es hatte noch seine eignen Archonten, seinen Senat, die aber freilich nur nach dem Willen der Römer herrschten, und die Wissenschaften wurden dort noch immer geliebt und gepflegt, sodaß viele bedeutende Römer hier studirten und sich auch wohl ganz daselbst niederließen. Besonders wurde es vom Hadrian begünstigt. Indeß war der Charakter der Nation jetzt so tief gesunken, daß die Römer einen Griechen in der Regel als das feilste und nichtswürdigste Geschöpf verachteten. Asiatischer Luxus hatte sie ganz verdorben; das ehemalige Gefühl von Freiheit und Selbstständigkeit war erstorben und niedriger Sklavensinn an seine Stelle getreten. Die Nation ward immer ausschweifender, ärmer, verächtlicher, unbedeutender, und zu Aurelians Zeiten, gegen den Anfang des vierten Jahrhunderts, war kaum noch eine Spur von derselben vorhanden, da zugleich die barbarischen Völker jetzt anfingen, ihre verheerenden Verwüstungen auch in Griechenland auszubreiten. Auch selbst in dieser Periode gänzlicher politischer Nichtigkeit und der äußersten Entartung, hatten dennoch die Griechen einige nicht unbedeutende Schriftsteller, besonders in der Geschichte und in den mathematischen Wissenschaften, welche aber größtentheils weder im eigentlichen Griechenlande geboren waren, noch darin lebten. Im dritten Jahrhundert ward Griechenland zwei Mal, 257 und 266, von den über die Donau in das sinkende römische Reich hereingebrochenen Gothen verwüstet und Athen selbst von ihnen erobert. Als 330 Konstantin den Sitz seines Reichs nach Byzanz verlegt, welches nun Neu-Rom oder Konstantinopel genannt wurde und vorzüglich unter einem seiner Nachfolger, dem zum Heidenthum zurückgekehrten Kaiser Julian, 361—63, hatte Griechenland ruhigere Zeiten, und griechische Sprache und Bildung herrschten immer mehr an dem Hofe dieser nur noch dem Namen nach römischen Kaiser. Die endliche Theilung des Reichs nach Theodosius, unter seine Söhne

Arkadius, dem das morgenländische, und Honorius, dem das abendländische Reich zufiel, 395, führte zwar einen neuen Einfall barbarischer Völker, der Westgothen unter Alarich, von Italien aus, herbei; seitdem aber blieb es lange Zeit verschont, während das immer schwächer werdende Reich an allen seinen Grenzen von Feinden bestürmt wurde. Aber das alte Griechenland war kaum mehr zu erkennen, in allen seinen Theilen war es verwüstet, verödet und entvölkert, und selbst die edle Sprache fing an, durch die Einmischung vieler barbarischen Fremdlinge zu entarten. Kaum gibt es in der ganzen Weltgeschichte einen Zeitraum, welcher durch schändliche Laster und Verbrechen der Großen und Ausartung und sittliches Verderben des Volks einen so widerwärtigen Anblick gewährte, als die Zeit von Konstantin bis auf die Eroberung von Konstantinopel. Hof-Intriguen, von Weibern und Verschnittenen geleitet, von Verrath und Meuchelmord begleitet, bestimmten gewöhnlich die Thronfolge; und geistlose theologische Streitigkeiten, von Kaisern und Höflingen, von ehrgeizigen Bischöfen und Mönchen geführt, zerrütteten den unglücklichen Staat im Innern, während die mächtigsten Feinde seine Grenzen bedrohten und die schönsten Provinzen an sich rissen. Mehres über diese Periode, sowie Griechenlands Geschichte bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken s. Oströmisches Reich. — Außer den bekannten Werken über die griechische Geschichte von Mitford, Gillies, Barthélemi (Anacharsis) u. A. nennen wir noch Clinton's »Fasti Hellenici« (Oxford 1824, 2. Aufl. mit Zus. Oxford 1827), ein für die bürgerliche und literarische Chronologie Griechenlands von der 55.—124. Olympiade wichtiges Werk (von D. Krüger, Leipz. 1826, latein.); Wachsmuth's „Hellenische Alterthumskunde" (2 Thle., Halle 1826 fg.), und Jacowacky Rizo Nerulos's »Hist. moderne de la Grèce depuis la chûte de l'empire d'Orient jusqua la prise de Missolunghi.«

Griechische Colonien. Nächst den Phönikiern sind die Griechen das erste Colonialvolk der alten Welt (s. Colonien); denn nicht bloß auf allen großen und kleinen Inseln des ägäischen und ionischen Meeres, sondern auch auf den gegenüber liegenden Küsten dreier Erdtheile hatten sich sowohl europäische als asiatische Griechen in bedeutender Menge niedergelassen, größtentheils noch vor Kyros (700 – 550 v. Chr.). Die Ursachen, welche solche Niederlassungen veranlaßten, waren sehr verschieden; ursprünglich hatten sie aber ihren Grund in der Priesterherrschaft, der die Völker unterworfen waren, und in dem Castengeist, der sich immer weiter auszubreiten strebte; daher waren die ältesten Colonien immer Priestercolonien oder von priesterlichen Oberhäuptern in ferne Länder geführt, dieselben als unbewohnt einnehmend oder die Einwohner landeinwärts verdrängend, aber auch oft im Kampf unterliegend. Später, als die Staaten sich schon fester gegründet hatten, veranlaßte politisches und Handelsinteresse dergleichen Aussendungen. Es war eine Folge ihrer geographischen Lage, daß die Athenäer ihre Colonien nach Osten und die peloponnesischen Völker die ihrigen nach Westen verpflanzten. Die vorzüglichsten sind in geographischer Uebersicht folgende: A. auf den Küsten von Makedonien: a) an der Ostseite oder am ägäischen Meer, zwischen dem thermäischen und strymonschen Busen: 28 Städte, worunter Chalkis von euböischen Chalkidiern angelegt, Stagira, Akanthos, Olynthos, Amphipolis, von den Athenern erbaut, mit dem Hafen Eion, Potidäa eine Colonie der Korinthier, Menda, eine Colonie der euböischen Eretrier,

Kerkythos, Sana. Zwischen den Flüssen Strymon und Nestos sieben griechische Städte, darunter Philippi; b) an der Westseite, oder an der illyrischen Küste: Orikon, eine Colonie der Euböer, Apollonia von Korinthiern und korinthischen Korkyräern angelegt, sowie Epidamons (nachmals Dyrrhachium, Durazzo); B. an der Küste von Thrakien bis zu den Mündungen der Donau: Abdera, von den Klazomenern erbaut, Maronea, Doriskos, Kardia, zuerst von Milesiern und Klazomenern und dann von Athenern angebaut, Eläos. Am Hellespont: Madytos, eine lesbische Colonie, sowie Sestos, Krithote. Am Propontis und Bosporos: Perinth, nachher Heraklea, eine Colonie der Samier, Byzantium. Die Westküste des Pontus bis zum Ister hin war größtentheils von den Milesiern besetzt; Apollonia, Thynias, Odessos, Tomi, Istros oder Istriana, an der südlichsten Donaumündung, waren milesisch, Mesembria und Naulochos megarisch; C. an der Nord- und Ostseite des Pontos Euxinos und am mäotischen See: Ophiusa oder Tyrus am westlichen und Nikonia am östlichen Ufer des Tyras (Dniester), Ordessos, Borysthenes (Oltia, auch Miletopolis) am gleichnamigen Fluß (Dnepr), eine Hauptpflanzstadt der Milesier, sie trieb mit den Skythen Karawanenhandel bis gegen die Nordwestgrenze von China; Tanais (Asow), am Flusse gleiches Namens (Don), Phanagoria (Kiffl-Tasch), auf der Flußinsel Taman, Kepi (Kopyl), von den Milesiern erbaut, am Flusse Hypanis (Kuban), Dioskurias (nachher Sebastopolis), die berühmteste Handelsstadt in Kolchis, wo Kaufleute von 300 verschiedenen Nationen sich einfanden und die Römer selbst noch zu Plinius's Zeiten 130 Dolmetscher beim Handelsverkehr nöthig hatten; Phasis, an der Mündung dieses Flusses. Auf der taurischen Halbinsel (Krim) waren unter vielen andern: Chersoneses oder später Cherson, von pontischen Herakleer und Deliern, eine Hauptniederlage des nordischen Handels, Pantikapäum, auch Bosporos (Kertsch), Theodosia (Kaffa); D. in Klein-Asien: a) auf der Westküste: die drei Colonienländer und kleinen Staatensysteme: aa) Acolis, vom Hellespont südwärts bis über den Fluß Hermos; bb) Jonia, von Phokäa bis Milet, dieser berühmtesten unter allen griechischen Städten Klein-Asiens, besonders wegen der vielen (nach Seneca 75, nach Plinius über 80) von ihr gestifteten Colonien, Ephesos, Samos ꝛc.; cc) Doris, von Myndos bis Kaunos; b) auf der Nordküste, 23 Colonien. In Pontos: Trapezos, Kerasos, nachher Pharnakia, Colonie der Sinopenser; Amisos, von Milesiern erbaut und nachher von Athenern erneuert. In Paphlagonien: Sinope, milesisch, Armene, sinopisch, Kytoros, Kromnu, Sesamnos, Amastris. In Bithynien: Tium, eine milesische Colonie; Heraklea, mit dem Beinamen das Pontische (in Ponto), mit einem vortrefflichen Hafen und die Mutter vieler andern Colonien; Chalkedon, an der Erdspitze, die nach dem thrakischen Bosporos zuläuft, und Astakos, an einem Meerbusen, von Megarensern erbaut; Myrlea, nachher Apamea, eine kolophonische Pflanzstadt. In Nord-Mysien: Kyzion, Priapos, Lampsakos, Abydos ꝛc., milesische Pflanzörter; c) auf der Südküste. In Lykien: Telmissos, Patara, Myra. In Pamphilien: Phaselis, eine dorische Colonie, von Sindos auf der Insel Rhodos; Aspendos, am Flusse Eurymedon, von Argivern erbaut; Side, eine Pflanzstadt der Kumäner; Perga, Selga. In Kilikien: Soli, von Achäern und Rhodiern erbaut (in der Römerzeit Pompejopolis); E. auf den Küsten

von Unter-Italien (Magna Graecia): a) auf der Ostküste 22 Städte, darunter Locri, eine Colonie der epiknemidischen Lokrer (682 v. Chr.), berühmt durch ihren Gesetzgeber Zaleukos; Scylacium, von Athenern errichtet, Kroton, von Achäern gestiftet (701 v. Chr.); Petilia, von Philoktetes aus Melibóa in Thessalien erbaut, Sybaris, nach ihrer Wiederherstellung Thurii, von Trözenern und Achäern angelegt (720 v. Chr.), Heraklea, eine Colonie der Tarentiner, Tarentum, durch eine spartanische Colonie nach dem ersten messenischen Krieg entstanden (705 v. Chr.), Salentia, eine Colonie der Kreter, sowie Brundusium und Hyria; Elpia und Salapia, Pflanzstädte der Rhodier, Canusium, Arpi (Argos, Hippion) und Sipontum waren von Diomedes erbaut; b) auf der Westküste 12 Colonien, darunter Rhegium, von Chalkidiern aus Euböa und von messenischen Flüchtlingen erbaut (741 v. Chr.), Skydros von Sybariten angelegt, sowie Laos und Posidonia (nachher Pästum); Pyxos (bei den Römern Buxentum), von sicilischen Messeniern erbaut, Hycla, nachher Velia oder Elea, eine Colonie der campanischen Cumaner; Kyme oder Cumä, die älteste aller griechischen Colonien im westlichen Europa, von euböischen Eretiern und Chalkidiern angelegt (1049 v. Chr.); F. auf Sicilien, 21 Colonien: a) auf der Ostküste: Zankle (741 v. Chr.), von den Sikulern erbaut und hernach verlassen, von Griechen aus Samos und Chalkis besetzt, endlich von peloponnesischen Messeniern eingenommen und nun Messene oder Messana (Messina) genannt (658 v. Chr.), Naxos und Megara (Hybla), von Chalkidiern, Joniern und Dorern (meistens aus Megara) angelegt (732 v. Chr.); Leontini von Chalkidiern aus Naxos, nach Vertreibung der Sikuler, in Besitz genommen, Katana, Syrakusä, eine korinthische Colonie (731 v. Chr.) und mächtige Republik; b) auf der Südküste Kamarina, eine syrakusische Pflanzstadt, Gela (675 v. Chr.), eine Colonie der Dorer aus dem Peloponnes, aus Rhodos und Kreta; Akragas (bei den Römern Agrigentum), eine Colonie von Gela (578 v. Chr.), Selinus, von den hybläischen Megarensern angelegt, von ihr wieder Minoa; c) auf der Nordküste: Aegesta, auch Segesta, soll von Trojanern, zugleich aber auch von Griechen aus Italien und einigen Phokäern angelegt worden seyn; Himera, eine Colonie von Zankle; Thermä. Auf den liparischen oder Aeolus-Inseln hatten sich Knidier und Rhodier angesiedelt; G. auf der südlichen Küste von Gallien: Massilia (Marseille), von kleinasiatischen Phokäern angelegt (540 v. Chr.), die auf den benachbarten Küsten mehre Colonien errichteten, als Nikäa (Nizza) auf der ligurischen, Olba auf der sardinischen, Aleria auf Corsica ꝛc.; H. auf der südlichen Küste von Spanien: Emporiä, Rhoda (Roses), Saguntum. Jenseits der Herculessäulen hatten die Griechen keine Niederlassungen, bloß ein Kauffahrteischiff aus Samos, das nach Aegypten wollte, ward einst durch Sturm nach der Insel Tartessus verschlagen, an den Ausfluß des Bätis (Quadalquivir). Es tauschte seine Waaren gegen Gold ein, dessen Werth die Landeseinwohner nicht kannten. Wegen der Uebermacht der Carthager (s. d.) konnten die Griechen sich weder auf den Balearen noch auf den pithyusischen Inseln mit Erfolg anbauen. I. auf Afrika: Kyrene, die reiche Hauptstadt eines mächtigen Freistaats, von Spartanern angelegt; Naukratis am westlichen Nilarm, von Milesiern erbaut, der einzige ägyptische Handelsplatz unter den alten Pharaonen für die Griechen. (S. Hegewisch, „Geo-

graphisch-historische Nachrichten, die Colonien der Griechen betreffend," Altona 1808; Raoul Rochette, »Histoire critique de l'établissement des Colonies grècques,» 4 Bde., Paris 1813.)

Griechisches Feuer s. Feuer (griechisches).

Griechischer Freiheitskampf. I. Einleitung. Selten hat wohl in der Geschichte ein Volk, in ganz Europa sowohl, als wie in anderen Welttheilen, ein so allgemeines Interesse und lebhafte Theilnahme, und mit größerm Rechte erregt, wie die Neu-Griechen in ihrem Kampfe gegen die Pforte; denn wenn auch gleich hin und wieder darüber gestritten ward: ob ihr Ergreifen der Waffen ein Aufstand oder Empörung zu nennen sey, so glauben wir doch, es nur eine kraftvolle Appellation an die Würde der Menschheit oder rechtmäßige Zurücknehmung Dessen nennen zu dürfen, was ihnen durch gesetzlose Willkür der Waffen von einem ungläubigen, zügellosen und barbarischen Volke einst entrissen wurde; nämlich das lang besessene Eigenthum ihrer Väter und ihre ehrwürdig gewordene Freiheit. Sie stritten nicht, gleich Spanien, Neapel und Piemont und einst Frankreich, gegen ihre legitimen Monarchen; sondern nur gegen einen die Würde der Menschheit erniedrigenden Usurpator, und gegen ein Volk, das jeden Christen nur als ein bestimmungsloses Wesen, gleich einer Marktwaare, als ein Mittel seiner selbstsüchtigen Laune betrachtet. Schon seit 374 Jahren, wo Konstantin XI. von den Osmanen erschlagen wurde, und seit 110 Jahren, seitdem die damalige venetianische Republik Morea und die Inseln des Archipels abtreten mußte, seufzten die Einwohner des schönsten Landes von Europa, auf dessen classischem Boden alle Künste und Wissenschaften in staunenswerther Herrlichkeit einst blühten, unter dem despotischen Joche eines übermüthigen Volkes, das mit immer sich erneuernder Religionswuth, gepaart mit den größten Grausamkeiten, sie nur immer mehr verfolgte. Zeigt doch der tägliche Anblick der Natur, daß sich das geringste Wesen der Schöpfung gegen den Fußtritt des Menschen krümmt; warum wollten wir es denn einem von grausamer Willkür fast zerknirschten Volke, welches seine Nationalität, seinen Charakter und seine Begeisterung für alles Hohe und Edle Jahrhunderte hindurch bewahrte, zum Verbrechen anrechnen, wenn es, endlich des Tretens müde, sich gegen den übermüthigen Unterdrücker zur Wehr stellte! Heterogene Principe lassen sich selten einigen; ebenso wenig werden auch die Paniere des Kreuzes mit den Roßschweifen des Halbenmondes im Einklange bestehen können, da der Glaube der Christen, den die Griechen unter allen Drangsalen und Martern, gleich den heiligen Bekennern, treu behaupteten; sowie Sitten und Charakter beider Völker einen zu schroffen und gegenseitig abschneidenden Gegensatz bilden. Hätten die Griechen unter dem Scepter eines gebildeten europ. Staates gestanden, längst würde der alte schöne Sinn und Geist, der bisher schlummerte, zu einem schönern Leben wieder erwacht seyn; längst würden die unter langer Knechtschaft mitunter entarteten Griechen ihre alte Thatenfrohheit wieder erlangt haben. Allein die Türkei ist kein Staat zu nennen; wo Willkür des Sultans, Barbarei, Vertreibung aller wissenschaftlichen Cultur, und durch den Koran sogar anbefohlene Unterdrückung der christlichen Religion das Herrscheramt verwalten; wo der Uebermuth einzelner Pascha's, die selbst, wie das (nun vernichtete) Corps der Janitscharen, dem Großherrn den Gehorsam aufkündigen, und ihn wohl gar ermorden, wie Selim III.; wo kein Gesetz herrscht, und das Recht nur auf

Kosten der Sittlichkeit erkauft werden kann: da gibt es keine Staatsbürger, und Das ist kein Staat, der nur, gleich einem morschen Gebäude, durch brutale Gewalt zusammengehalten wird. Das Vaterland der Griechen ist nie durch einen Vertrag unter die Herrschaft der Ungläubigen gekommen; nur die Gewalt der Waffen hat es erobert; selbst als 1718 im passarowitzer Frieden die Republik Venedig die Halbinsel Morea abtrat, hielt es die Pforte durch kriegerische Macht besetzt, daß sich die unbeschützten Bewohner nicht widersetzen konnten. Immer gab es auch viele entartete Griechen, die sich aus Vortheilerstrebender Kriecherei in Konstantinopel unter dem Scepter des Großherrn beugten, und in der luxuriösen Hauptstadt, in der Nähe des Serails, ihr Vermögen verschwelgten und ihren Geist im Genusse sinnlicher Vergnügungen entnervten, wie die Fanarioten (s. d.), die reiche Familie der Fanats, und durch knechtische Dienste dem Sultan den Hof machten; aber auch noch freie, ihrer ehrwürdigen Altvordern würdige Stämme gab es in den Gebirgen der Halbinsel, wie die Montenegriner, die Sulioten, die Mainotten (s. d.) ꝛc., auf denen noch der Geist eines Kodros, Miltiades und anderer volksthümlichen Heroen ruhte; die stets mit den Türken in offener Fehde lebten, wie die heldenmüthigen Klephten (s. d.), deren Thaten noch jetzt, wie die eines Hermann in den Bardenliedern der Deutschen, in herrlichen Romanzen aus dem Munde von ganz Griechenland gleich einem Bardiet ertönen, wenn es gilt, die Kämpfer anzufeuern. Dem sogenannten griechischen Adel, von den Türken unterjocht und mit dem Namen Rajahs belegt, fiel das schlimmste Loos; ihr Leben und Vermögen hing stets nur von der wetterwendischen Laune des Pascha's ab, der diese Güter nicht selten seinem Durst nach Reichthum, seinem Hange zur Wollust und seiner Lust an Grausamkeiten hinopferte. Obgleich die Griechen, als fast ausschließlich gewerbetreibende Classe, faß alle Arbeiten und Handwerke verrichteten, und größtentheils den Handel betrieben, so wurden sie darum nie von den Türken geachtet; vielmehr nur schlechthin Giaurs (Ketzer) genannt, und nur für Bezahlung einer ansehnlichen Steuer, Haratsch, ihnen das Leben gesichert. Nur gegen fast unerschwingliche Abgaben war es ihnen gestattet, ihre dem Einsturze drohenden Kirchen wieder aufzubauen und darin ihre gottesdienstliche Andacht auszuüben. Wer möchte sich darüber wundern, wenn unter der Geißel eines solchen harten Druckes das griechische Volk fast seine früherhin so gepriesene herrliche Nationaleigenthümlichkeit verlor; stets mehr verwilderte, den Charakter der Hinterlist, die Maske der Betrügerei und den Trotz eines Räubers annahm, sodaß nur wenig Gebildete jenes schöne Hellas bevölkerte, wo einst die classische Bildung ihren Culminationspunkt erreichte? Doch das Gefühl der Liebe für's Vaterland erlosch in dem tiefgebeugten Herzen der Edlern nicht, und als der erste Ruf der heiligen Freiheitstrompete erscholl, fand sich auch der Kern jener heldenmüthigen Griechen wieder, die einst unter Leonidas bei Thermopylä einmüthig lieber den Heldentod für's Vaterland starben, als daß sie die Ketten eines orientalischen Siegers trugen. Aus einem flüchtigen Blicke auf den türkischen Staat und seine Politik ergibt sich, daß die Türken weit hinter den übrigen europäischen Staaten zurückgeblieben sind. Kann man ein Volk eine Nation nennen, welches nur aus Kriegern und Sklaven unter seinen Befehlshabern und Ulema's besteht, die es nach Willkür behandeln; wo das höchste Staatsoberhaupt, der Sultan, im Grunde

nur ein Schatten von Macht ist. Was besonders die Ohnmacht desselben darlegt, ist die außerordentliche Gewalt und die drückende Vormundschaft der Pascha's oder Statthalter, besonders in den entlegenen Provinzen, die sich mit jedem Augenblicke empören, selten durch Gewalt, häufig nur durch Hinterlist mit dem Dolche gestraft werden können, wie dieß in neuester Zeit mit dem Pascha Ali von Janina der Fall war; und wie sehr hat die Pforte sich jüngst vor dem siegreichen Mehemed Ali verdemüthigen müssen? So hält sich der türkische Staat nur noch mit Mühe durch den Bund anderer Staaten Europa's und durch das Bestreben jener christl. Mächte, das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten: seine eigenen Stützen sind längst schon gebrochen.

II. Erster Versuch der Griechen zum Aufstand, oder das sogenannte Katharinen-Projekt. Müde der drückenden Last ihrer Ketten, beschlossen die Griechen, sie mit Gewalt zu zerbrechen, und schon 1790 geschah der erste Versuch dazu. Katharina II. sandte damals die Strahlen ihrer Herrscherweisheit von dem russischen Kaiserthron in die Cabinette Europa's. Dem System Peters des Großen getreu, der seine glorreichen Waffen stets auf Rechnung der Türkei auszubreiten wußte, suchte auch sie die Fackel der Empörung im Peloponnes anzuzünden. Zu diesem Zwecke sandte sie einen gewissen Lambros-Katechioni aus Spezzia auf diese Halbinsel, um eine allgemeine Bewaffnung zu versuchen, zu welchem Ende sie 6 Mill. Rubel (damals mehr als 200.000 Dukaten) zahlte. Katechioni erhielt eine goldene Hand, die er stets als Zeichen ihrer Schutzes über der Stirn tragen sollte. Sie schickte 1790 einen Griechen, Namens Sottiri, nach dem Archipel, um dort ganz Griechenland unter die Fahne der Empörung zu rufen; einen gewissen Psaro und andere Emissäre nach Sicilien, um von dort aus die Griechen mit Waffen und Munition zu versehen. Drei Abgeordnete der Griechen kamen nach Petersburg und legten am Throne der Kaiserin eine Bittschrift und einen Operationsplan nieder, deren Willfahrung und Ausführung sie von der weit hinaussehenden Kaiserin erflehten. Am Schlusse derselben erbaten sie sich einen russischen Prinzen zum Fürsten. Alle diese Anstrengungen waren jedoch fruchtlos, und der Friede senkte sie in ein noch tieferes Grab der Sklaverei zurück. Da trat Rigas (s. d.), ein hochherziger, in Wien sich aufhaltender Grieche auf, dichtete Nationalgesänge, übertrug die besten patriotischen Hymnen aus der französischen Revolution ins Neugriechische, errichtete einen Verein der gebildetsten Männer aus dem Volke und suchte Alles aufzubieten, die Springfedern des Nationalsinnes unter seinen Mitbrüdern aufzuregen und sie zur Thatenlust anzufeuern, das Joch der auf ihnen lastenden Tyrannei zu zerreißen. Die ausgestreueten Samenkörner waren auf keinen Felsen gefallen; die Krisis nahte, um zur Frucht aufzuschießen. Rigas begab sich mit einigen Freunden nach Triest, um nach Griechenland überzuschiffen. Da wurde der Plan durch den Griechen Ekonomos in Wien verrathen, und Rigas mit sechs Andern in Triest verhaftet und nach Wien gebracht. Rigas, Orgely und Anton von Koroneos wurden der türkischen Regierung ausgeliefert, welche sie auf gut türkisch ohne Weiteres nach Belgrad schleppen und daselbst zwischen Bretern zersägen ließ. So endeten die ersten Versuche der unglücklichen Griechen, sich ein glücklicheres Loos zu erkämpfen; verderblich für mehre Edle und auch für das Volk, denen der orientalische Despot den Fuß nun noch tiefer auf den Nacken setzte.

III. Vorbereitungen zum letzten Kampfe. Ungeachtet dieses mißlungenen Versuchs fuhren die Griechen dennoch fort, im Geheimen auf die große Katastrophe, die erfolgen sollte, hinzuarbeiten. Zur Aufklärung und Bildung des Volkes wurden die Atheneen, Gymnasien, Lyceen verbessert und vermehrt; Bibliotheken und neue Dorfschulen errichtet; die wechselseitige Lehrmethode eingeführt und mit jedem Jahre eine steigendere Zahl griechischer Jünglinge auf die Universitäten nach Deutschland und Italien geschickt, wozu sich 1815 eine eigene Gesellschaft zu Athen, unter dem Namen der Philomusen, bildete, die 1820 über 300 Mitglieder, meistens aus Griechen bestehend, zählte. Mehre Gelehrte, besonders Korai (s. d.), dann die Bambas, Gorgorios, Gazy, Kumas, Mustorydy u. A. m. leiteten schon seit mehren Jahren den öffentlichen Unterricht und bereicherten die neu aufgrünende Literatur (s. Neugriechische Literatur), durch deren Verbreitung sie den Geist des Volkes zu erstarken und zu kühnen Thaten anzuflammen suchten, wie einst der edle Rigas, mit Uebersetzung französischer und deutscher Classiker. Alle diese herrlichen Anstalten versanken jedoch in dem wüthenden Freiheitskampfe in ihr voriges Nichts zurück; nur allein die Schule auf dem Berge Athos hat sich erhalten. Schon 1809 hatte sich zu Paris eine Verbindung zum Besten der Griechen gebildet. Selbst Napoleon interessirte sich für sie. 1814 trat eine Gesellschaft zu eben dem Zwecke in Wien zusammen. 1815 wurde von einigen Griechen, Nikolas Skupho, Galaty aus Korfu und noch sieben Andern zu Moskau eine geheime Verbindung unter dem Namen Hetairie (Verbrüderung) geschlossen, die ebenfalls die Befreiung Griechenlands zum Zweck hatte. Doch auch sie wurde bald verrathen, Galaty gefangen genommen und aus Rußland verwiesen, worauf sich die Mitglieder dieser politischen Verbrüderung zwar zerstreuten, aber den Zweck ihrer Verbindung selbst nicht aufgaben. Sie wandten sich in die Moldau, Walachei, Konstantinopel, Morea ꝛc. und nahmen verschiedene Richtungen. Vorzüglich aber wurde Odessa der Sitz der Hetairie, von wo aus sie sich immer weiter verbreitete (s. Hetairie). Zu ihrem Oberhaupte wählte sie, nachdem mehre Andere die Ehre, wie z. B. der russische Minister Graf Kapodistrias, ausgeschlagen hatten, den Fürsten Alexander Ypsilanti. Dieser Fürst, zugleich kaiserlich-russischer Generalmajor, nahm diese Stelle, die der Zufall ihm übergab, ohne Weiteres an und versicherte den Verbündeten zugleich den Schutz des russischen Kaisers, mit dem er mehre Unterredungen gehabt zu haben vorgab. Dadurch gewann er bald die Herzen Aller und rief den Aufstand in's Leben, der sich bald aller Edlen auf dem Gebiete des schönen Hellas mittheilte. Leider zeigte sich jedoch späterhin, daß dieß meist Erdichtungen waren; indem der russische Kaiser, von Laibach aus, ihn aus den Listen der Armee und dem Unterthanen-Verbande ausstreichen ließ und für immer die Rückkehr in's russische Reich untersagte. Ypsilanti's Benehmen ist überall und scharf getadelt worden und das mit Recht. Man sagt, daß er pflichtwidrig gehandelt, weil er das Feuer der Insurrection zu früh angezündet und selbst das russische Cabinet in nicht geringe Verlegenheit gebracht habe. Seine Vorspiegelungen hatten jedoch den Erfolg, daß die Hetairie sich immer weiter ausbreitete und in zahlreicher Menge Anhänger zu ihrem Panier heranströmten, sodaß beschlossen wurde, mit einem Aufstand in der Moldau die Herrschaft der Pforte über Griechenland zu vernichten.

IV. Aufstand und Kampf in der Moldau und Walachei. Der bisherige Hospodar in der Moldau und Walachei, Alexander Suzzo, war gestorben und an seine Stelle wurde am 1. Febr. 1821 der Fürst Karl Kallimachi ernannt. Die bisher schon hart gedrückten Einwohner der beiden Provinzen fürchteten nun noch härtere Erpressungen wie unter seinem Vorgänger, und überall entstand Unzufriedenheit und der Wunsch, das verhaßte Joch zu zernichten, in welchem Vorsatze sie durch den Glauben an die Unterstützung Rußlands noch mehr bestärkt wurden. Ein junger Mann, ehemals russischer Offizier, Theodor Sludzier Wladomirsko, aus einem Bauerndorfe gebürtig, der sich durch Getreidehandel einiges Vermögen erworben hatte, und mit seiner angestammten Tapferkeit und Kühnheit nur auf Abenteuer dachte, hatte sich schon seit längerer Zeit, auf einen solchen Zeitpunkt lauernd, einen großen Anhang unter den Bauern erworben; und wenn auch eigentlich stets Feind der Griechen, suchte er doch aus diesem Augenblicke der Unzufriedenheit Nutzen zu ziehen. Er ging von Bucharest aus am 30. Januar 1821 mit 50 bis 60 Panduren ab, durchzog das Land, und wiegelte die Einwohner gegen die Türken auf. Sein Plan gelang ihm bei dem vorgespiegelten Versprechen von Aufhebung aller Lasten und Steuern, Einsetzung in ihre alten Rechte, dem Schutze Rußlands, und bald gingen die von den Bojaren gegen ihn abgesandten Arnauten ebenfalls zu ihm über, sodaß seine Schaar binnen kurzer Zeit, mit den 1000 Mann des ebenfalls übergetretenen Kaminar Sawa, sich auf 4 bis 5000 Mann verstärkte, mit denen er mit unglaublicher Schnelle die ganze kleine Walachei sich zu unterwerfen wußte. Jetzt setzte auch der Fürst Alexander Ypsilanti mit seinen beiden Brüdern Nikolas und Georg, dem Fürsten Georg Kantakuzeno und einer Begleitung von ungefähr 20 Personen über den Pruth, und kam am 22. Febr. 1821 in Jassy an. Sogleich ließ er einen vom 7. März (23. Febr. a. St.) datirten Aufruf überall ausbreiten, in welchem er erklärte, daß alle Griechen sich gegen das Joch der türkischen Tyrannei aufgelehnt, und daß in diesem Kampfe sie eine große Macht beschützen würde. Zugleich befahl er den Ephoren (Anführer und Ordner der verschiedenen Abtheilungen der Hetärie) zu Odessa und Kischnew, Waffen und Kriegsvorrath nachzusenden, und alle Leute, die zu seiner Fahne eilen wollten, zu unterstützen. Am 28. Febr. (12. März) kamen auch Demetrios Ypsilanti und Alexander Kantakuzeno in Kischnew an. Durch den Aufruf Ypsilanti's stieg die Begeisterung der Griechen noch höher, und von allen Seiten strömten sie, selbst auf den gefahrvollsten Wegen, den Panieren der Freiheit zu. Wer einiges Vermögen hatte, unterstützte die Unbemittelten, oder übergab es der allgemeinen Casse, und behielt nur soviel zum Gebrauche übrig, die Reise zu Ypsilanti's Corps anzutreten, der währenddem eine sogenannte geweihte Schaar, gleich den alten Thebanern, errichtet hatte, die in schwarzer Tracht, gleich dem ehemaligen Braunschweigischen und Lützowischen Freicorps gekleidet, mit Todtenköpfen auf den Schultern, als Rächer der Unterdrückten, dem Vaterlandstode jubelnd entgegen zogen. Noch waren keine Feindseligkeiten vorgefallen; bis endlich durch den Zwist eines Türken mit einem Arnauten in Galacz, wo Ersterer den Letzteren mißhandelte, ein allgemeiner Auflauf sich durch die Straßen wälzte, bei welchem einige hundert Türken niedergehauen, ein mit Kriegsgeräthe beladenes Schiff weggenommen und mehre Türken als Gefangene hinweggeführt; worauf

denn auch in Jassy Unordnungen ausbrachen, und von dem wüthenden Pöbel an 30 Türken ermordet wurden. Dieser zu frühe Einfall Ypsilanti's in die Moldau wirkte nachtheilig auf alle lange vorhergefaßte Plane. Der russische Gesandte und der österr. Internuntius bei der Pforte erklärten unumwunden: daß ihre Monarchen keinen Antheil an den innern Unruhen des türkischen Reichs nehmen würden. Die Pforte ersah endlich aus mehren aufgefangenen Briefen der abgesandten Couriere, was man gegen sie im Schilde führe; und nun erfolgten die grausamsten Maßregeln gegen alle Griechen, die wir späterhin anführen, jetzt aber mit dem kurzen Feldzug in der Moldau und Walachei fortfahren werden. Der Fürst Alexander Ypsilanti hatte ungefähr 3600 Mann gesammelt, unter denen sich die oben erwähnte geweihte Schaar von 250 Mann und eine Eskadron Uhlanen von 70 Mann befand, mit denen er zu Trigovista und in der Gegend sich aufhielt; zu Galacz befanden sich angeblich 2600 Griechen mit 28 Stück Kanonen, und in Jassy 1400 Mann; die Ersteren wurden jedoch, noch ehe sie ihr Ziel erreichen konnten, von den Türken überfallen und niedergehauen. Ungeachtet der geringen Streitkräfte, die Ypsilanti hatte, würde er dennoch mehr vollführt haben, wenn nicht bald Verrath sich unter den verschiedenen Hauptleuten eingeschlichen hätte, von denen besonders der oben erwähnte Theodor als Hauptanstifter in der Geschichte gebrandmarkt wird, der auch deßhalb in seinem Zelt, in der Mitte seiner Moldauer verhaftet, nach Trigovista geführt und daselbst auf Ypsilanti's Befehl hingerichtet wurde. Die geweihte Schaar rechtfertigte ihren Namen, und that Wunder der Tapferkeit; sie starb endlich lieber in der unglücklichen Schlacht bei Dragaschan (19. Juni 1821) einmüthig den Heldentod für das blutende Vaterland, als daß sie ein Leben voll Schande getragen hätte. Der heldenmüthige Anführer Jordaki wurde mit seinem Häuflein in einem Kloster bei Seco eingeschlossen, verdoppelte die Streiche seiner Waffen in seiner verzweiflungsvollen Lage lange, und da er sah, daß er der Uebermacht weichen mußte, sprengte er sich, gleich dem Helden Zrini, mit den Seinigen in die Luft; die beiden letzten Gefechte bei Skutari lieferten ebenfalls kein glückliches Resultat der Griechen, und so endete mit dem 1. Aug. 1821 eine unüberlegt begonnene Unternehmung mit der Verwüstung beider Provinzen, die einer langen Zeitreihe von Jahren bedürfen werden, um aus ihrem Schutte emporzusteigen. Alex. Ypsilanti wollte sich mit seinen beiden Brüdern über Triest nach Griechenland begeben, ging deßhalb nach Hermannstadt, wo er aber verhaftet und auf die Festung Munkatsch gebracht wurde. Seine übriggebliebenen Truppen zerstreuten sich nach allen Seiten. (Man sehe weitläuftiger über diesen Krieg in der Moldau und Walachei: die Denkschrift des Fürsten Kantakuzeno in den „Briefen eines Augenzeugen der griechischen Revolution v. J. 1821." Halle 1824.)

V. Folgen des Aufruhrs der Moldau und Walachei in Konstantinopel. Dieser zu frühe Aufstand Ypsilanti's hatte sehr verderbliche Folgen für die Griechen. Obgleich der russische Gesandte und der österr. Internuntius, nachdem Ypsilanti's Aufruf in Konstantinopel bekannt wurde, erklärt hatten, daß ihre Monarchen keinen Theil an den innern Unruhen des türkischen Reichs nehmen würden, so blieb dennoch die Pforte immer mißtrauisch gegen die Gesandten obiger Mächte. Ungeachtet ein Engländer dem Gesandten seines Hofes die Verschwörung angezeigt, und dieser sie der Pforte mitgetheilt

hatte, verordnete sie eine, allen Verträgen entgegenstreitende Durchsuchung der russischen Schiffe, und dadurch wurde mancher ernsthafte Notenwechsel zwischen dem russischen Gesandten, Baron v. Stroganow, und dem Reis-Effendi veranlaßt; wie auch noch nicht alle Mißhelligkeiten wegen Verletzungen der Verträge von Kainardschi ꝛc. beigelegt worden waren. Die Griechen hätten daher, wenn sie alle zu gleicher Zeit gegen die ottomanische Pforte aufgestanden wären, keinen bessern Augenblick ergreifen können; denn die hohe Pforte befand sich von allen Seiten bedroht. Der mächtige Pascha von Janina war im Aufstande begriffen; sowie auch in Aegypten Mehmed Ali trotzte und Tribut verweigerte; mit Persien drohte, wie es auch späterhin der Fall wurde, der Krieg auszubrechen, da der älteste Sohn des Schachs, Mahomed Ali Mirza, auf mehre türkische Provinzen Anspruch machte. Dennoch stand die Pforte von ihrem grausamen Systeme gegen die Griechen nicht ab, sondern ließ stets neue Bey's einsetzen, die jede Expressung erneuerten. Das Aergste fürchtend nach Ali's Fall, beschlossen die Griechen, das Aeußerste für ihre Freiheit zu wagen; nur fehlte es noch an Mitteln, deren die der Sache beigetretenen Hellenen nicht genug hatten, da die reichen Fanarioten in Konstantinopel sich um nichts bekümmerten, und nicht einmal von dem Vorhaben etwas wußten. Zu gleicher Zeit sollte, nach dem Plane der Hetäristen, die Revolution im ganzen europäischen Griechenland ausbrechen; auch in Konstantinopel selbst, wo schon mehre Ephoren (Führer der Angelegenheiten der Verbrüderung) vieles vorbereitet hatten. Man wollte den vorzüglichsten Theil der Stadt in Brand stecken, und dann den Sultan, der mit den Offizieren des Divans stets bei solchen Gelegenheiten erscheint, gefangen nehmen, dann sich des Artillerieparks von Thophana, in dem schon über 200 Griechen arbeiteten, bemächtigen, ebenso des Arsenals (Tersana) und der Flotte, deren zweiter Befehlshaber, Konstandi Giusto, ein Grieche, mit einverstanden war. Alles war schon zum Aufbruch bereit, die Nacht anberaumt, als die Zögerung zweier Ephoren, Makros und Kambaris, die zwei Ladungen mit Oel, nach Odessa bestimmt, gern retten wollten, den Plan vereitelten; denn ihre an Ypsilanti abgesandten Couriere waren es, die ergriffen, und durch deren Briefe die Verschwörung entdeckt wurde. Die Wuth des Sultans stieg auf's Höchste; in Konstantinopel nahm man die strengsten Maßregeln gegen alle daselbst befindlichen Griechen. Der Ephore Makros war einer der Ersten, der sich nach Odessa begab, wohin ihm noch mehre nachfolgten; der obengenannte Konstandi Giusto war nicht so glücklich; er wurde gefangen und mit 20 seiner Verwandten aufgeknüpft. Umsonst versammelte der ehrwürdige Patriarch Gregorius das heilige Collegium und die vornehmsten Griechen des ganzen Landes (denn auch Morea war schon im Aufstand begriffen); er war nicht im Stande, den Aufruhr zu unterdrücken; vergebens schleuderte er den Bannstrahl gegen alle Griechen, die daran Antheil nehmen würden; aber das lange unter der Asche glimmende Feuer war einmal ausgebrochen, und die Flamme in ihrem raschen Laufe nicht mehr zu hemmen. Jetzt war der Wuth der Türken kein Damm mehr entgegenzusetzen, und ihr erster Grimm fiel auf die Religion und ihre Diener. Der Patriarch Gregorius (s. d.) wurde mit mehren Bischöfen an der Kirchenthüre aufgeknüpft, sein Leichnam alsdann den Juden vorgeworfen. Schande jenem knechtischen Volke auf ewig, daß es die Leiche dieses ehrwürdigen Greises im

geistlichen Schmucke in den Straßen herumschleppte, und mit allen nur erdenklichen Schmähungen überhäufte, und ihn dann erst für 100.000 Piaster einigen Griechen überließ, die ihn nach Odessa brachten, wo er mit Zustimmung des russ. Kaisers mit allen ihm gebührenden Ehrenbezeugungen beerdigt wurde. Die Ermordungen der Griechen in Konstantinopel gingen nun immer weiter; nichts wurde verschont, kein Geschlecht, kein Alter; Jungfrauen und Weiber auf den Straßen mit bestialer Wuth geschändet, und dann entweder niedergestoßen oder zur ewigen Sklaverei verdammt; Kinder und Mütter ins Meer geworfen; kein Grieche war auf der Straße mehr sicher, und nur mit Mühe rettete Baron von Stroganow Mehren das Leben, wie z. B. dem Banquier Danesy (denn man durfte nur reich seyn, um auf den geringsten Verdacht hingerichtet zu werden); ja, der wüthende Pöbel achtete kein Völkerrecht mehr, brach in die Wohnung des russischen Gesandtschaftsraths Fonton ein und zerstörte Alles; der Fürst Muruß ward beim Ausgang aus dem Divan im Serail enthauptet. Zu Adrianopel wurde der Patriarch Cyrillus (3. Mai) und der Erzbischof Proïsos ermordet, und überall mehre griechische Kirchen entweiht und niedergerissen. Am 31. März erließ der Sultan, um das Schreckenssystem zu vollenden, einen Hatti-Scheriff, worin er alle Muselmänner aufforderte, sich für Erhaltung des vom heiligen Mahomed begründeten Reichs gegen die Rebellen zu bewaffnen, und sich in Feldlager zusammenzuziehen; auch brachte der am 10. April ernannte neue Großvezier Benderli Ali Pascha ein zuchtloses asiatisches Heer an den Bosporus, das noch ärger, als die Türken, Gräuel des Entsetzens verbreitete. Die Grausamkeiten des Hatti-Scheriff hatten kein Ziel, und trotz allen Vorstellungen der fremden Gesandten, standen, nachdem der wilde Großvezier (1. Mai) seine Stelle verloren hatte, doch der Sultan Mahmud mit seinem Günstling Halet Effendi nicht von ihren Grausamkeiten ab; und Mahmud nahm später, um die Janitscharen, die Halet wegen neuer Einrichtungen haßten, zufrieden zu stellen, drei aus ihrer Mitte in den Divan auf, wodurch er seinem Ansehen nicht wenig schadete. Der russische Gesandte, Baron von Stroganow, sah alle seine Bemühungen scheitern; sein Ultimatum wurde nicht beantwortet; der Handel Rußlands auf dem schwarzen Meere durch Sperrung des Bosporus gänzlich gehemmt; er erklärte daher dem Divan, „daß, wenn die Pforte ihre grausamen Verfolgungen der Griechen nicht einstellen, sein Monarch gewiß den Griechen in jeder Hinsicht Beistand bewilligen würde," brach darauf mit dem Reis-Effendi am 18. Juli alle Verhandlungen ab, und schiffte sich darauf am 31. Juli nach Odessa ein. Die Horden der Janitscharen und die der Asiaten fuhren wie bisher in ihrem Schreckenssystem, besonders am 27. Juni und am 2. Juli in Konstantinopel, zu wüthen und zu morden fort. Der Reis-Effendi sendete darauf eine schriftliche Gegenantwort nach Petersburg, und endlich brachte vorzüglich der englische Gesandte Lord Strangford es beim Sultan so weit, daß er die Bewaffnung der Muselmänner aufhob, und mit Strenge in Konstantinopel gegen die Wüthenden verfuhr; allein der furchtbare Aufruf war schon zu weit im platten Lande verbreitet, und hier mordeten die Landleute Alles, was nur den Namen Grieche führte. Der Sultan verhieß den Griechen Amnestie; wie konnten sie aber den Worten eines Tyrannen trauen, der beim Versprechen einer ähnlichen Amnestie bei dem mit der Kaiserin Katharina II. abgeschlossenen Frieden dennoch 200.000 Pelo-

ponnesier schändlich ermorden ließ; wo in Konstantinopel noch immer die Hinrichtungen fortdauerten; wo der zum Hospodar der Walachei ernannte Fürst Kallimachi mit seiner Familie nach Kleinasien verbannt, und hier ein Opfer des Schrecks über den Tod seines Bruders wurde, und alle edle Fanariotenfamilien, trotz der Nichttheilnahme an der Empörung, vernichtet worden waren. Die Griechen bestanden, noch mehr gereizt durch alle diese sie schrecken sollende Hinrichtungen, desto fester in ihrem Entschluß, lieber ins Schattenreich hinabzusteigen, als eine solche Amnestie anzunehmen, wobei wohl auch im Hintergrunde die Hoffnung auf Rußlands Schutz, der ihnen schon in dem Frieden geworden war, mit zur Stütze diente.

VI. Aufstand der Griechen im Peloponnes. 1) Kampf 1821. Hatte der Aufruf Ypsilanti's die Peloponnesier schon begeistert, so wurden sie nach den Vorgängen in Konstantinopel ꝛc. zur glühendsten Rache entflammt; doch war noch kein Aufstand erfolgt, bis endlich auch hier der blinde Fanatismus der Türken die Völkerschaften zu den Waffen rief. Der erste Aufstand brach am 23. März 1821 in der Provinz Achaja aus, wo mehre Türken niedergehauen und einige 80 gefangen genommen wurden. Den Tag darauf loderte in Patras die Flamme der Insurrection auf, wo die Türken die Ermordung der Griechen beschlossen und deßhalb Streit mit ihnen anfingen, auch viele unbarmherzig hinschlachteten und den Rest zwangen, sich in die feste Citadelle zu flüchten, woselbst sie sich hartnäckig vertheidigten. Als dieser Vorfall bekannt wurde, da war kein Halten mehr, und die ganze Halbinsel stand einmüthig auf; vergebens versammelten sich zu Tripolitza die Primaten, Bischöfe und die Ortsbehörden, um die Ordnung wieder herzustellen. Dem gegebenen Beispiele folgten schnell die Inseln Spezzia, Hydra und Ipsara. Sie rüsteten sehr bald eine Flotte von circa 180 bis 200 Briggs von 10 bis 12 neunpfündigen Kanonen, und steckten die Flagge der Hetärie auf. Auf der Insel Spezzia stellte sich sogleich die heldenmüthige, 40 Jahr alte Witwe Bublina an die Spitze, und bald machten sie alle Gewässer unsicher, sodaß sie selbst den europäischen Handelsschiffen gefährlich wurden, die sich genöthigt sahen, bewaffnete Fahrzeuge mitzugeben; sowie sie auch die Dardanellen schlossen, und kein türkisches Schiff ohne Gefahr auslaufen konnte. Die ersten, die ihrem Beispiele folgten, waren die Inseln Samos und Tine, die aber schonungslos alle Türken ermordeten, wodurch Repressalien an den Griechen in Smyrna, die besonders durch den französischen Consul David beschützt und viele gerettet wurden, und auf den noch nicht in Aufstand begriffenen Inseln genommen, und viele Griechen ermordet wurden. Die Mainotten, Abkömmlinge der alten Spartaner, verließen ihre Berge; überall fanden Bewaffnungen Statt, und an die Spitzen der Haufen stellten sich ein ehemaliger russischer Major, der wilde Kolokotroni, der bis dahin auf eigene Hand von den Bergen herab, stets mit den Türken gekriegt hatte, und Peter Mauro Michali. Vergebens suchten die Statthalter von Morea diese Haufen zu entwaffnen; und eine grausame Hinterlist der Bey's fachte die Flamme der Zwietracht noch mehr an. Diese luden nämlich alle Bischöfe und vornehme Griechen zu einer Versammlung nach Tripolitza ein, um über das Wohl des Vaterlandes zu berathschlagen; diejenigen, die den gleißnerischen Worten trauten, wurden überfallen und ins Gefängniß geworfen. Der Erzbischof von Patras, Germanos, hatte diesen Lockungen weniger getraut; er besprach

sich mit den Uebriggebliebenen, und pflanzte die Fahne des heiligen Kreuzes auf. Dieß gab der Sache den Ausschlag. Glühende Begeisterung ergriff Alles, und jeder Grieche ward ein Held; überall sammelten sich neue Haufen, unter Germanos Banner zuerst Achaja's Bewohner; nur mit ihren Messern bewaffnet, wurden dennoch bald die Bodunioten (eine kriegerische Völkerschaft in der Nähe von Mistris) unterworfen; die Labioten vertrieben; überall die Türken angegriffen, in die Festungen gejagt und Waffen in Menge erobert. „Von Europa verlangen wir nichts als Waffen, Geld und Rath!" sagte der hochherzige Oberanführer Peter Mauro Michali, in einer am 6. April 1821 im messenischen Senat zu Kalamata erlassenen Kundmachung, worin er erklärt: „der Peloponnes habe das Joch der Türken abgeworfen, um das alte Vaterland wieder erstehen zu lassen und den heilig verwahrten Glauben zu retten!" Da erscholl die Kunde auch nach Europens andere Länder, und schnell ergriff sie Aller Herzen. In Deutschland, der Schweiz, Frankreich, dem freisinnigen England, bildeten sich Hülfs-Vereine, an deren Spitze sich manche wackere Männer stellten, und Hunderte von Jünglingen, die noch im Busen das Gefühl trugen, mit dem sie den heiligen Freiheitskampf für Europa gefochten, entglühten von Neuem und strömten von allen Seiten hin, ihren gedrückten christlichen Mitbrüdern zu helfen; leider aber auch so mancher Abenteurer, den eigennützige Absichten oder Verfolgungen irgend einer Art dorthin trieben, und dem Ruf der Anderen, sowie der Sache selbst schadeten. Immer wüthender wurde auf der Halbinsel der Kampf, und als endlich die über die steten Niederlagen aufgebrachten Türken am 15. April 1821 unter dem Wütherich Jussuf Selim Pascha von Lepanto in Patras alle griechischen Einwohner ermordeten, und die Stadt, eine der blühendsten Handelsstädte, in Asche legten, da hörte alle Kriegsordnung auf, und es wurde nur ein Morden und Brennen. Der türkische Oberfeldherr in Epirus, Churschid Pascha, der den wilden Ali in Janina belagerte, sendete Truppen nach dem aufgestandenen Morea und Thessalien, sowie gegen die Sulioten, ein tapferes Gebirgsvolk, die dem Ali bisher beigestanden hatten, doch von ihm betrogen, nun dem allgemeinen Aufstande beigetreten waren. Sie schlugen die Türken und besetzten die Festung Kiapta, sowie sie ihre Stadt Suli wieder einnahmen. Ueberall siegten die Griechen, und auch Korinth mußte sich dem Mönch Gregorius, der, wie einst seine Brüder in Spanien gegen den Unterdrücker, das Scapulier mit dem Schwerte vertauscht hatte, ergeben. Alle Provinzen erhoben sich jetzt, und traten auch unter ihrem alten Namen wieder auf; so hörte man wieder die Jahrhunderte lang verloschenen Benennungen: Phokis, Attika, Böotien, Akarnanien, Aetolien ꝛc. Die Aetolier traten unter Rhangos auf; die Akarnanier unter den Gebrüdern Hyskos, und schnell sahen sich die Türken gezwungen, sich in Arta zu werfen, und Salonas den siegenden Griechen zu überlassen. In Thessalien hatte der, wegen seiner Schnelligkeit im Laufen und Reiten, der zweite Achilles genannte Odysseus einige Armatolier gesammelt, sowie die Bauern von dem Archimandriten Anthymos Gazis unter die Fahne des Kreuzes gerufen wurden. In Euböa (Negroponte) wurden die Türken von den bewaffneten Bauern in die festen Plätze eingeschlossen; bei Vrachori, der Hauptstadt Aetoliens, wurden sie geschlagen, und Missolunghi, Anatoliko, Galaxide erobert, sowie mehre von Ali Pascha erbaute Vesten und Nigniza bei Preveza belagert; auch

griffen die Bewohner des athenienſiſchen Gebiets zu den Waffen, und belagerten Kariſto und mehre andere Feſtungen; ſowie die Bewohner der Halbinſel Kaſſandra ſich bewaffneten und am 28. Juni bis Salonichi vordrangen, doch mit weniger Glück, wie ihre Brüder; denn ſie wurden von vereinigten Türken und Juden in ihre Halbinſel zurückgedrängt; in Lariſſa ward der Paſcha eingeſchloſſen, und wurde nur durch den Paſcha von Salonichi befreit. Die Athenienſer wurden von Churſchid's Unterfeldherrn, Omer Vrione, der in Livadien eindrang, genöthigt, auf die Inſeln zu flüchten und die Akropolis den Türken zu überlaſſen; bald drangen jedoch die Griechen wieder vor, umlagerten die Akropolis und glaubten ſie auszuhungern; allein Omer Vrione eilte wieder herbei und entſetzte die Veſte am 30. Juli 1821, ſodaß ſich Athens Einwohner wieder nach Salamis flüchteten. Alle dieſe mitunter glücklichen oder unglücklichen Gefechte lieferten noch kein Ganzes, denn noch fehlte ein allgemeines Oberhaupt, und jeder Anführer eines Trupps focht für ſich allein, ohne Taktik, ohne geregelte Waffen, faſt ſtets nur mit dem Säbel in der Fauſt, auf Mord und Plünderung ausgehend. Am 7. (19.) Juni kam endlich Dem. Ypſilanti, von ſeinem Bruder mit einer Vollmacht und einem Aufruf an die Peloponneſier verſehen, von Odeſſa aus zu Hydra an, und mit ihm der Fürſt Kantakuzeno mit 60 jungen Griechen, die auf deutſchen Univerſitäten geweſen und ſich bei ihm in Trieſt verſammelt hatten. Im Peloponnes war eine einſtweilige Regierung (Geruſia genannt) aus 7, und den Häuptern der 24 (Klozas oder Velaty genannt) Bezirke, in denen der Peloponnes abgetheilt war, errichtet worden. Ypſilanti ſchrieb an dieſe Regierung, ging darauf am 11. (28.) Juni nach Spezzia, und einige Tage ſpäter nach dem Peloponnes, wo er zu Aſtros landete und ſich nach Vervena bei Tripolitza begab, wo ſich ein Lager von 4000 Mann und die Regierung befand; auch Theodor Kolokotroni ſtand mit 200 Mann daſelbſt. Statt daß hier jedoch etwas für Aufrechthaltung der Ordnung und eine beſſere Truppeneintheilung geſchehen ſollte, traten zwiſchen den eiferſüchtigen Griechen bald Uneinigkeiten ein. Kantakuzeno ging am 24. Juni zur Belagerung von Napoli di Malvaſia ab, und Ypſilanti, aufgebracht, daß ſich die Mitglieder der Geruſia nicht nach ſeinen Vorſchlägen fügen wollten, ging nach Kalamata, um ſich daſelbſt wieder einzuſchiffen, folgte aber einer ſpäteren Einladung der Belagerer von Tripolitza und begab ſich zu ihnen, wo er bis zur Einnahme der Feſtung blieb. Die Mitglieder der Geruſia zerſtreuten ſich darauf, und Griechenland blieb eine Zeitlang ohne alle Regierung bis zum Monat April 1822, wo ſie ſich wieder verſammelte, und jede Provinz und Inſel ſich ſelbſt regierte. Währenddem dieſe Gefechte auf der Halbinſel vorfielen, waren auch die Inſeln nicht müßig, und zur See mitunter noch glücklicher gegen die Türken. Am 19. Juli verließ das erſte türkiſche Geſchwader die Dardanellen, um die griechiſchen Schiffe anzugreifen; dieſe vermieden jedoch ſtets ein Gefecht, was ihnen bei ihren leichten, ſchnellſegelnden Schiffen nicht ſchwer wurde, und erwarteten nur einen günſtigen Augenblick, um mit ihren neu erfundenen Brandern den Türken bedeutenden Schaden zuzufügen, was ihnen auch am 8. Juni vollkommen gelang. An dieſem Tage war ein großes türkiſches Kriegsſchiff von 74 Kanonen bei Tenedos auf eine Untiefe gerathen; ſchnell legten ſie ihre Brander an, das Schiff flog in die Luft, und von 1200 Mann kamen nur 100 Mann, die ſich durch Bote gerettet hatten, da-

sich mit den Uebriggebliebenen, und pflanzte die Fahne des heiligen Kreuzes auf. Dieß gab der Sache den Ausschlag. Glühende Begeisterung ergriff Alles, und jeder Grieche ward ein Held; überall sammelten sich neue Haufen, unter Germanos Banner zuerst Achaja's Bewohner; nur mit ihren Messern bewaffnet, wurden dennoch bald die Bodunioten (eine kriegerische Völkerschaft in der Nähe von Mistris) unterworfen; die Labioten vertrieben; überall die Türken angegriffen, in die Festungen gejagt und Waffen in Menge erobert. „Von Europa verlangen wir nichts als Waffen, Geld und Rath!" sagte der hochherzige Oberanführer Peter Mauro Michali, in einer am 6. April 1821 im messenischen Senat zu Kalamata erlassenen Kundmachung, worin er erklärt: „der Pelponnes habe das Joch der Türken abgeworfen, um das alte Vaterland wieder erstehen zu lassen und den heilig verwahrten Glauben zu retten!" Da erscholl die Kunde auch nach Europens andere Länder, und schnell ergriff sie Aller Herzen. In Deutschland, der Schweiz, Frankreich, dem freisinnigen England, bildeten sich Hülfs-Vereine, an deren Spitze sich manche wackere Männer stellten, und Hunderte von Jünglingen, die noch im Busen das Gefühl trugen, mit dem sie den heiligen Freiheitskampf für Europa gefochten, entglühten von Neuem und strömten von allen Seiten hin, ihren gedrückten christlichen Mitbrüdern zu helfen; leider aber auch so mancher Abenteurer, den eigennützige Absichten oder Verfolgungen irgend einer Art dorthin trieben, und dem Ruf der Anderen, sowie der Sache selbst schadeten. Immer wüthender wurde auf der Halbinsel der Kampf, und als endlich die über die steten Niederlagen aufgebrachten Türken am 15. April 1821 unter dem Wütherich Jussuf Selim Pascha von Lepanto in Patras alle griechischen Einwohner ermordeten, und die Stadt, eine der blühendsten Handelsstädte, in Asche legten, da hörte alle Kriegsordnung auf, und es wurde nur ein Morden und Brennen. Der türkische Oberfeldherr in Epirus, Churschid Pascha, der den wilden Ali in Janina belagerte, sendete Truppen nach dem aufgestandenen Morea und Thessalien, sowie gegen die Sulioten, ein tapferes Gebirgsvolk, die dem Ali bisher beigestanden hatten, doch von ihm betrogen, nun dem allgemeinen Aufstande beigetreten waren. Sie schlugen die Türken und besetzten die Festung Kiapta, sowie sie ihre Stadt Suli wieder einnahmen. Ueberall siegten die Griechen, und auch Korinth mußte sich dem Mönch Gregorius, der, wie einst seine Brüder in Spanien gegen den Unterdrücker, das Scapulier mit dem Schwerte vertauscht hatte, ergeben. Alle Provinzen erhoben sich jetzt, und traten auch unter ihrem alten Namen wieder auf; so hörte man wieder die Jahrhunderte lang verloschenen Benennungen: Phokis, Attika, Böotien, Akarnanien, Aetolien ꝛc. Die Aetolier traten unter Rhangos auf; die Akarnanier unter den Gebrüdern Hyskos, und schnell sahen sich die Türken gezwungen, sich in Arta zu werfen, und Salonas den siegenden Griechen zu überlassen. In Thessalien hatte der, wegen seiner Schnelligkeit im Laufen und Reiten, der zweite Achilles genannte Odysseus einige Armatolier gesammelt, sowie die Bauern von dem Archimandriten Anthymos Gazis unter die Fahne des Kreuzes gerufen wurden. In Euböa (Negroponte) wurden die Türken von den bewaffneten Bauern in die festen Plätze eingeschlossen; bei Vrachori, der Hauptstadt Aetoliens, wurden sie geschlagen, und Missolunghi, Anatoliko, Galaxide erobert, sowie mehre von Ali Pascha erbaute Vesten und Nigniza bei Preveza belagert; auch

griffen die Bewohner des athenienſiſchen Gebiets zu den Waffen, und belagerten Kuriſto und mehre andere Feſtungen; ſowie die Bewohner der Halbinſel Kaſſandra ſich bewaffneten und am 28. Juni bis Salonichi vordrangen, doch mit weniger Glück, wie ihre Brüder; denn ſie wurden von vereinigten Türken und Juden in ihre Halbinſel zurückgedrängt; in Lariſſa ward der Paſcha eingeſchloſſen, und wurde nur durch den Paſcha von Salonichi befreit. Die Athenienſer wurden von Churſchid's Unterfeldherrn, Omer Vrione, der in Livadien eindrang, genöthigt, auf die Inſeln zu flüchten und die Akropolis den Türken zu überlaſſen; bald drangen jedoch die Griechen wieder vor, umlagerten die Akropolis und glaubten ſie auszuhungern; allein Omer Vrione eilte wieder herbei und entſetzte die Veſte am 30. Juli 1821, ſodaß ſich Athens Einwohner wieder nach Salamis flüchteten. Alle dieſe mitunter glücklichen oder unglücklichen Gefechte lieferten noch kein Ganzes, denn noch fehlte ein allgemeines Oberhaupt, und jeder Anführer eines Trupps focht für ſich allein, ohne Taktik, ohne geregelte Waffen, faſt ſtets nur mit dem Säbel in der Fauſt, auf Mord und Plünderung ausgehend. Am 7. (19.) Juni kam endlich Dem. Ypſilanti, von ſeinem Bruder mit einer Vollmacht und einem Aufruf an die Peloponneſier verſehen, von Odeſſa aus zu Hydra an, und mit ihm der Fürſt Kantakuzeno mit 60 jungen Griechen, die auf deutſchen Univerſitäten geweſen und ſich bei ihm in Trieſt verſammelt hatten. Im Peloponnes war eine einſtweilige Regierung (Geruſia genannt) aus 7, und den Häuptern der 24 (Klozas oder Velaty genannt) Bezirke, in denen der Peloponnes abgetheilt war, errichtet worden. Ypſilanti ſchrieb an dieſe Regierung, ging darauf am 11. (28.) Juni nach Spezzia, und einige Tage ſpäter nach dem Peloponnes, wo er zu Aſtros landete und ſich nach Vervena bei Tripolitza begab, wo ſich ein Lager von 4000 Mann und die Regierung befand; auch Theodor Kolokotroni ſtand mit 200 Mann daſelbſt. Statt daß hier jedoch etwas für Aufrechthaltung der Ordnung und eine beſſere Truppeneintheilung geſchehen ſollte, traten zwiſchen den eiferſüchtigen Griechen bald Uneinigkeiten ein. Kantakuzeno ging am 24. Juni zur Belagerung von Napoli di Malvaſia ab, und Ypſilanti, aufgebracht, daß ſich die Mitglieder der Geruſia nicht nach ſeinen Vorſchlägen fügen wollten, ging nach Kalamata, um ſich daſelbſt wieder einzuſchiffen, folgte aber einer ſpäteren Einladung der Belagerer von Tripolitza und begab ſich zu ihnen, wo er bis zur Einnahme der Feſtung blieb. Die Mitglieder der Geruſia zerſtreuten ſich darauf, und Griechenland blieb eine Zeitlang ohne alle Regierung bis zum Monat April 1822, wo ſie ſich wieder verſammelte, und jede Provinz und Inſel ſich ſelbſt regierte. Währenddem dieſe Gefechte auf der Halbinſel vorfielen, waren auch die Inſeln nicht müßig, und zur See mitunter noch glücklicher gegen die Türken. Am 19. Juli verließ das erſte türkiſche Geſchwader die Dardanellen, um die griechiſchen Schiffe anzugreifen; dieſe vermieden jedoch ſtets ein Gefecht, was ihnen bei ihren leichten, ſchnellſegelnden Schiffen nicht ſchwer wurde, und erwarteten nur einen günſtigen Augenblick, um mit ihren neu erfundenen Brandern den Türken bedeutenden Schaden zuzufügen, was ihnen auch am 8. Juni vollkommen gelang. An dieſem Tage war ein großes türkiſches Kriegsſchiff von 74 Kanonen bei Tenedos auf eine Untiefe gerathen; ſchnell legten ſie ihre Brander an, das Schiff flog in die Luft, und von 1200 Mann kamen nur 100 Mann, die ſich durch Boote gerettet hatten, da-

von; panischer Schrecken ergriff die Türken, und schnell segelte die Flotte nach den Dardanellen zurück. Nach diesem ersten glücklichen Erfolge wurden sie kühner, und am 15. Juni landeten die Ipsarioten, eins der kühnsten Inselvölker, in Kleinasien, wo sie sogleich die blühende, wohlhabende, noch tief in Ruhe lebende griechische Handelsstadt Aywali (das alte Kydonia) eroberten; allein leider nur, um ihren Brüdern dadurch zu schaden; denn die zum Abzug gezwungenen Türken verbrannten die Stadt, und überließen den Eroberern nur einen Aschhaufen, dessen 35.000 Einwohner entweder ums Leben gekommen waren, oder in der Ferne sich eine neue Wohnung suchen mußten. Die Türken wurden dadurch noch mehr gereizt, und neue Ermordungen von Griechen begannen in Kleinasien sowohl wie in Konstantinopel. So wurden die Einwohner von der, bisher dem Aufstand fremd gebliebenen Insel Kandia entwaffnet und der Bischof mit mehren Prälaten ermordet. Die Sphakioten, Bewohner der Insel Sphakia, Kandias Sulioten, und auch die Bauern zogen sich in die Gebirge zurück; und selbst noch im J. 1822, durch ägyptische Truppen unterstützt, gaben sich die Türken vergebliche Mühe, sie von ihren Höhen zu verjagen; im Gegentheil nahmen sie die Stadt Kanea Ende 1822 ein, und die Türken saßen in den Städten Kandia und Retimo fest, wo nebst dem Kriegsunglück noch die Pest schreckliche Verheerungen anrichtete. Auch die Griechen zählten bald darauf einen schwer zu ersetzenden Verlust, bei dem Mangel an tüchtigen Anführern, ihren tapferen Balleste, ehemaligen franz. Offizier aus Marseille. 1823 landeten abermals die Türken und mit ihnen der ägyptische Admiral Gibraltar, einige tausend Mann stark, eroberten (im September) Kanea wieder, und blieben bis Ende des Jahres Meister der Insel. Im Nov. 1821 fingen die Türken auch auf Cypern, was bisher ruhig sich verhalten hatte, die Entwaffnung der Griechen an, und in der Stadt Larnika mordeten sie dieselben nebst ihrem Erzbischof und andern Prälaten; wer von den Einwohnern konnte, der rettete sich; sie traten bald enger zusammen, und die Rache der Türken verbrannte im Aug. 1822 62 Dörfer, wodurch zwar die Ruhe hergestellt, aber auch auf dem ganzen blühenden Eilande Todtenstille herrschte. Rhodos, Pergamos, Scala nouva, woselbst die Griechen mehre Landungen gemacht hatten, erfuhren ein gleiches schreckliches Schicksal; ebenso wie es schon oben in Smyrna erwähnt worden, woselbst jedoch im Nov. 1821, vorzüglich durch die Bemühungen der Consuln und der Befehlshaber der englischen, französischen und östreichischen Schiffe, die Ruhe wieder hergestellt; da der Pascha streng darauf hielt, und sie seitdem auch nicht mehr oder doch nur höchst selten und unbedeutend unterbrochen wurde. Wurde es hier einigermaßen Ruhe, so erging es in der europäischen Türkei, besonders in der Hauptstadt, desto schrecklicher den unglücklichen Griechen; abermals hatte der Sultan am 20. Sept. 1821 einen neuen Hatti-Scheriff erlassen, und allen seinen Unterthanen die Bewaffnung gegen die Giaurs geboten, jedoch nicht in Konstantinopel bekannt machen lassen; und immerwährende Feuersbrünste, besonders wenn Nachrichten von verlornen Gefechten ihre Wuth anfachten, waren die Rache des aufgereizten Pöbels. Kapudan Pascha, Kara Ali, Befehlshaber der großen türkischen Flotte, war, nachdem der erste Schrecken von Tenedos vorüber gegangen, glücklich genug gewesen, die Gewässer in Verbindung mit ägyptischen, tunesischen und algierischen Schiffen von den griechischen Flottillen zu

reinigen, hatte dann die türkischen Festungen auf der Halbinsel Morea mit Munition und Lebensmitteln versehen, am 20. Okt. 1821 das Städtchen Galaxidi am Golf von Lepanto verbrannt, und kehrte nun als Sieger mit einigen weggenommenen Barken am 22. Oktober in die Dardanellen zurück, ohne jedoch was Wichtiges gewonnen zu haben; denn sogleich sperrten die Griechen wieder die Dardanellen, und blieben Herr auf dem ägäischen Meer und dem Golf von Salonichi. Demetrius Ypsilanti war währenddem im Lager vor Tripolitza nach langen Streitigkeiten, und nachdem er abermals russischen Beistand und die neue Erschaffung eines griechischen Staats zugestanden hatte, am 24. Juli 1821 zum Archistrateg des Peloponnes ernannt, und an die Spitze aller Hellenen des Archipels und aller bereits befreiten Provinzen Moreas gestellt worden. Der Fürst Kantakuzeno hatte der Festung Monembasia (Napoli di Malvasia) hart zugesetzt; sie ergab sich endlich nach langwieriger Vertheidigung und fast gänzlicher Aushungerung. Die Griechen fanden daselbst 60 Kanonen, 8 Mörser, 8 bis 9000 Kugeln, 600 Bomben, 600 Tonnen Schießpulver und einige Kisten mit fertigen Patronen, und Blei zu Flintenkugeln, Alles jedoch in schlechtem, fast unbrauchbarem Zustande. Kurz darauf eroberte Demetr. Ypsilanti auch die Veste Navarino am 1. bis 13. Aug.; trotz der Capitulation wurde dennoch die Stadt geplündert, die Besatzung niedergehauen, und nur Weiber und Kinder verschont. So ging es fast überall, und die Griechen, der Plünderungssucht ihrer Capitaine und der eigenen Raubsucht folgend, mordeten ebenso wie die Türken, sodaß der Fürst Ypsilanti der Regierung erklärte, daß wenn der Krieg nicht nach den Gesetzen des Völkerrechts geführt, und ihm volle Macht gegeben würde, alle Zügellosigkeiten zu verhindern, er gleich der Theilnahme am Freiheitskampfe entsagen wolle. Die Regierung sah selbst das Verderben ein, das ihr ein ferner so fortgeführter Krieg bringen müsse, und ertheilte endlich dem Fürsten Dem. Ypsilanti volle, fast diktatorische Gewalt. Fürst Kantakuzeno bekam ebenfalls neue Streitigkeiten mit den Poliarchen wegen der Verproviantirung der Veste Malvasia, und als man ihm diese abschlug, reiste er am 29. Juni nach Spezzia und Hydra, um daselbst die Organisation eines Nationalsenats zu bewerkstelligen. Es wurden Abgeordnete nach dem Peloponnes gesendet, mit denen er zurückkehrte, und am 20. August wurde eine Versammlung der ehemaligen Gerusia aller Bezirksvorsteher nach Jarachowa, ein 2 Stunden von Tripolitza entferntes Dorf, berufen, woselbst durch thätige Mitwirkung des edlen Fürsten Maurokordato sich endlich der Congreß von Kalamata mit den Hydrioten und Spezzioten, sowie den Abgeordneten von ganz Griechenland vereinigten, und eine baldige Versammlung zu Kalamata im nächsten Jahre beschlossen. Tripolitza, eine der Hauptfestungen der Türken in der Ebene von Mantinea, wurde noch immer von den Griechen unter Demetr. Ypsilanti hart belagert, und hätte sich bald ergeben, wenn sich nicht eine türkische Flotte zum Entsatz gezeigt hätte. Am 6. Okt. wurde jedoch die Veste mit Sturm eingenommen, und 2000 Albanesern der Abzug vergönnt; dem tapfern Kiaja Bey gelang es zwar, den letzten Posten auf Capitulation zu ergeben, allein die Wuth der Griechen war zu groß, als daß sie die Bedingungen halten konnten, und 8000 Muselmänner fielen als Opfer der Rache. Die beste Beute, die die Griechen hier machten, war das schwere Geschütz, welches noch in brauchbarem Stande war. Die Sitzung der einstwei-

ligen Regierung wurde hierher verlegt, bis sie späterhin nach Argos kam. In Thessalien war Odysseus nicht minder glücklich, und schlug mit mehren Anführern, Perevos u. A., am 5. Sept. ein aus Makedonien herangerücktes Heer bei Thermopylä mit ansehnlichem Verluste in die Flucht. Unglücklich dagegen ging es der Halbinsel Kassandra, die am 11. November durch den Pascha von Salonichi mit Sturm erobert wurde. 3000 Hellenen büßten die unter sich gehabte Uneinigkeit mit ihrem Leben; ihre Weiber und Kinder wurden zu Sklaven und das Land zu einer Wüste gemacht, bis auf die Mönche auf dem Berge Athos, die, von den Türken selbst als heilig betrachtet, ihr Leben durch eine starke Geldbuße erhielten. Am 13. Novbr. erstürmte auch Churschid Pascha die Veste Lathariza, und der alte Ali setzte sich auf seinem letzten Schlosse im See von Janina fest. So weit gediehen die Sachen Griechenlands im J. 1821; am Schlusse desselben einigten sich die verschiedenen Regierungen immer mehr; Ypsilanti erhielt einstimmig in Morea, Odysseus in Thessalien und dann auch in Attika, und der Fürst Maurokordato in den albanesischen Provinzen den Oberbefehl. Man versuchte auch, den Fürsten Kantakuzeno nach Petersburg an den Kaiser abzuschicken, um dessen Schutz anzuflehen; doch vergebens, er konnte keinen Paß dahin erhalten; auch hätte wohl das System Europa's sich nicht dazu verstehen mögen. Den Vicekönig von Aegypten suchten die Griechen vergebens zu einer Neutralität zu bewegen, indem er im Gegentheil bei diesem Kampfe noch Kreta zu erhalten glaubte.

2) Feldzug 1822. Die erste glückliche Begebenheit im Anfang des Jahres 1822 war für die Griechen am 26. Jan. die Einnahme Akrokorinths durch Capitulation. Währenddem auf allen Seiten die Griechen mit immer höherm Muthe und Feuer für ihre Freiheit fochten, und die Islams alle mögliche Kräfte aufboten, um sie wieder in die alten Ketten zu schmieden, waren auch die Erben des Landes, und besonders Maurokordato, der mit hohem Vaterlandssinn auch eine treffliche Erziehung vereinte, sowie die Primaten nicht müßig, für den Grundstein einer Verfassung des neu entstandenen Reichs der Hellenen thätig zu seyn; denn so lange keine feststehende Regierung vorhanden, und die Volkshaufen sich selbst und dem Willen der Bandenanführer überlassen waren, konnte wohl an kein Gedeihen des so herrlich begonnenen Werkes gedacht werden. Mit Mühe gelang es ihm, eine einstweilige Verfassung zu Stande zu bringen, dann am 10. Januar 1822 zu Epidauros die erste griechische Nationalversammlung zu halten, und am griechischen Neujahrstage (13. Jan.) eine Interimsverfassung aufzustellen. Hierzu hatten alle griechische Provinzen 67 Abgeordnete gesandt, und somit hier alle bisher einzeln getrennt gewesenen Regierungen in eine Central-Versammlung vereinigt worden. Die Grundbestimmungen derselben waren: 1) alle Provinz-, Bezirks- und Gemeindevorsteher nur auf ein Jahr zu erwählen; 2) Gesetze können nur durch übereinstimmende Beschlüsse des berathschlagenden und vollziehenden Raths gegeben werden; 3) Letzterer vollzieht dieselben, und ernennt zugleich die 8 Minister; 4) die Rechtspflege ist unabhängig, und soll in drei Stufen von dem obersten Gerichtshofe, den Provinzgerichten und den Cantonalgerichten verwaltet werden. Vom Congreß wurden sodann 33 Mitglieder des berathschlagenden und 5 Glieder des vollziehenden Raths; Maurokordato zum Präsidenten (Proëdros) und zum Staatssecretair des Vollziehungs-

raths Theodor Negris ernannt; Ypsilanti, dessen Absichten auf diese Stelle gerichtet seyn mochten, machte von der ihm ertheilten Würde des Vorsitzes in der berathschlagenden Kammer keinen Gebrauch. Zum Beschluß erklärte am 27. Januar 1822 der Congreß zu Epidauros in einem Manifest die Vereinigung Griechenlands zu einem unabhängigen Föderativstaate. Im Anfang nahm die Central-Regierung in Korinth, und später in Argos ihren Zusammenkunftsort. Mit innerm Grimme sahen die Anhänger des Islams das allmälig immer sich mehr befestigende Griechenland an. Und um so mehr mußte dieser steigen, da die Pforte ihre Kräfte nach mehren Seiten, am Euphrat gegen die Perser, und hier zwar ohne Glück, da letztere eine Stadt nach der andern eroberten; an der Donau, zu Beobachtung des in Bessarabien stehenden russ. Heeres, vertheilen mußte. Doch als Ali Pascha von Janina, durch falsche Versprechungen getäuscht, sich ergeben hatte, und darauf am 5. Februar 1822 von Mehemet Pascha von Morea erstochen wurde, der dem sich Widersetzenwollenden den Fetwa (Todesurtheil) des Sultans vorzeigte: da erhob sich der Muth der Pforte wieder, und sie beschloß, alle noch übrigen Kräfte gegen die Griechen aufzubieten. Noch immer kannte sie jedoch Rußlands Absichten nicht, und erst da, nach unsäglicher Mühe, die Gesandten Englands und Oestreichs sie von den friedfertigen Gesinnungen des Kaisers Alexander überzeugten, ließ sie auf dessen Verlangen mehre griechische Kirchen wieder aufbauen und herstellen; auch ernannte sie einen neuen Patriarchen, den Bischof Althymos von Chalkedonien, ließ ihn einweihen, und befahl ihm überall die gebührende Achtung zu erweisen. Doch die Griechen kannten der Türken Falschheit, und nichts konnte sie zur Annahme einer Amnestie bewegen. Nach langen Discussionen mit Rußland zog endlich die Pforte ihre asiatischen Horden aus den Fürstenthümern Moldau und Walachei zurück, die es im Mai unter gewohnter Plünderung und Brand verließen; auch die europ. Truppen mußten Jassy räumen, welches sie am 10. August 1822 niederbrannten und ausplünderten. Darauf wurden die Griechen von allen Stellen im Fürstenthume ausgeschlossen; und aus dem Stamme der Bojaren, für die Walachei Ghika, für die Moldau Stourdza, zu neuen Hospodaren, unter der Oberherrschaft türkischer Seraskiers ernannt. Ueberzeugt durch die frühern Begebenheiten, daß nur Einigkeit und ein gleichmäßiger Angriff oder Vertheidigungsplan ihnen etwas nützen könne, hatten sowohl die Türken als Griechen einen gewissen Kriegsplan entworfen. Churschid Pascha, der nach Ali's Falle die Hände mehr frei hatte, wollte Verstärkungen aus Rumelien zu sich nach Thessalien kommen lassen, um Morea und Livadien wieder zu unterwerfen; auch sollte Hali Bey die noch besetzten türkischen Festungen auf Morea verstärken, und dann sollte Jussuf Pascha von Patras und Lepanto aus seinen Angriff auf den Isthmus und den Einfall in Morea unterstützen. Beide Absichten mißlangen gänzlich; die tapfern Sulioten hielten Churschid in Epirus auf; die Flotte richtete ebenfalls nichts aus, und Kolokotroni schloß die eben gelandeten Truppen in Patras ein, und sendete Verstärkungen nach Akarnanien. Dennoch würde vielleicht die Halbinsel nicht in die Länge haben widerstehen können, wenn nicht ein neu ausgebrochener Aufstand der Insel Chios die Macht der Türken abermals zertheilt, und den Pascha von Morea abgezogen hätte. Diese Insel, eine der blühendsten und volkreichsten des Archipels, war bisher dem ganzen Kriege fremd ge-

blieben, ungeachtet auch sie unter dem härtesten Drucke seufzte. Am 23. März 1822 erschien plötzlich eine griechische Flotte von Samos unter Logotheti an der Küste, und nun griffen auch hier die Einwohner zu den Waffen; viele Türken wurden ermordet, und die andern gezwungen, sich nach der Citadelle der Stadt zurückzuziehen, aus der sie jedoch 80 Geißeln aus den vornehmsten Familien mit sich nahmen. Kaum erfuhr dieß Kapudan Pascha, so beschloß er seine Unternehmung auf Morea aufzugeben, und mit der ganzen großen türkischen Flotte aufzubrechen, um die Insel Chios zu züchtigen. Am 11. April erschien er an der Küste, und bot den Einwohner Amnestie an, die aber, wie vorauszusehen war, von ihnen ausgeschlagen wurde. Hierauf setzte er 50.000 Mann der wildesten asiatischen Truppen an's Land; die Einwohner mußten trotz der heldenmüthigsten Gegenwehr unterliegen, und nun begann ein Morden, Plündern und Brennen, wie früher in Konstantinopel, und binnen Kurzem war die herrliche Insel nichts als ein Aschenhaufen, aus dem die verunstalteten Leichen gräßlich hervorstarrten. Nur wenige wurden durch die Befehlshaber der europäischen Schiffe, sowie durch den französischen Konsul Digeon ihrem Verderben entzogen; der Rest floh in die Gebirge, und setzte hier den Kampf der Verzweiflung fort, währenddem ein Theil der Samier auf ihren Schiffen entfloh. Nach langer Anstrengung, und mittelst eines Hirtenbriefs des Erzbischofs, gelang es den europ. Consuln, die Chioten gegen Zusicherung der übrigen Geißeln, zur Annahme der Amnestie des Kapudan Pascha zu bewegen; allein auch hier wurde nicht Wort gehalten, und noch stets mit unerhörter Grausamkeit gewüthet; über 41.000 Chioten, besonders weibl. Geschlechts, wurden nach allen möglichen Mißhandlungen in die Sklaverei geschleppt. Jetzt wollte Kapudan Pascha auch die andern Inseln, Ipsara, Samos und Tine züchtigen. Die Ipsarioten hatten jedoch solches schon vorhergesehen, machten schnell mit den Hydrioten gemeinschaftliche Sache, schifften ihre Familien ein, um sie im Fall der Noth nach Morea zu flüchten, und umzingelten nun die türkische Flotte von allen Seiten. Ungefähr 70 bis 80 an der Zahl, zwar nur kleine Schiffe, doch deßhalb durch ihre Schnelligkeit den Türken noch schädlicher, führten sie noch mehre Brander (Hephästia genannt) bei sich, die ein Einwohner aus Korfu erfunden hatte. Der kühne Capitain Georg, ein Ipsariote, nahm 43 Ipsarioten und Hydrioten mit sich, und nachdem sich Alle hatten zum Tode bereitet, flogen sie mit ihren leichten halben Kanonierschaluppen (Skampavias genannt) mitten in die noch auf der Rhede von Chios liegende türkische Flotte. Capitain Georg leitete selbst das Steuer seiner Branders, und heftete ihn in der Nacht vom 18. zum 19. Juni 1822 an das große Admiralschiff und an ein großes Linienschiff. Der Kapudan Pascha flog mit dem Admiralschiff und 2268 Mann in die Luft; er wurde schwer verwundet an die Küste gebracht, und starb daselbst. Das andere Linienschiff hatte sich gerettet. Die sich noch auf der Insel befindlichen Türken waren im ersten Augenblicke vom Schrecken betäubt; doch bald erstieg ihre Wuth den höchsten Gipfel, und nun wurde nichts Lebendes mehr verschont, Alles niedergemacht, und selbst die der Pforte jährlich ansehnliche Summen einbringenden Mastixdörfer in Asche gelegt. Als die Nachricht von diesem Schlage nach Konstantinopel kam, gingen die Türken hier so weit, daß sie mehre dort wohnende Chioten an sich kauften, und sie durch alle nur erdenkliche Martern langsam morden

ließen; auch wurden viele chiotische Kaufleute theils heimlich, theils öffentlich erwürgt. Hierdurch gab die Pforte den Griechen auf der Halbinsel einen neuen Beweis, wie Vieles sie für ihre Zukunft zu fürchten hatten. Ein gleiches Schicksal mit Chios hatte Makedonien, dessen griechische Bewohner sich gegen die Ausschweifungen der zu Churschid's Heere stoßenden, durchziehenden asiatischen Horden empörten, unter den griechischen Capitains Diamantis und Tassos des Olymps Pässe besetzten, und am 24. Mai 1822 Kara-Veria, einen der wichtigsten Plätze Makedoniens, eroberten. Doch nicht lange erfreuten sie sich ihres Sieges, denn Abbolubut, Pascha von Salonichi, rückte gegen sie an, und schlug bei Niausta sie mit seiner Reiterei in die Flucht. Jetzt ließ der Bluthund Abbolubut mehr denn 1½ Hundert Dörfer niederbrennen, und wie auf Chios alles Lebende ermorden; ja es wurde so arg gewüthet, daß er sich selbst rühmte, in einem Tage 1500 Weiber niedergemacht zu haben. An 5000 christliche Familien kamen in diesem Gemetzel um, sodaß selbst Sultan Mahmud über dieses grausame Verfahren aufgebracht wurde und den Pascha erdrosseln lassen wollte. Es war jedoch nur bloß eine augenblickliche Regung des Gefühls; denn nachdem er sich, von seinen Trabanten umgeben, in seine Veste Salonichi zurückgezogen hatte, und so dem ersten Zorn des Sultans entging, wurde er späterhin zum Seraskier von Rumelien ernannt, und zog im Jahr 1823 mit 15.000 Mann von Larissa bis nach Zeitun. Durch alle diese Vorfälle erkannte endlich dennoch die Pforte die Macht der Griechen und den Kampf ihrer Verzweiflung, und um sie nicht noch mehr zu reizen, beschloß der Divan, ein einigermaßen billigeres System, wie früherhin, anzunehmen, und an alle Pascha's erging der strenge Befehl des Sultans, mit der größten Sorgsamkeit für Aufrechthaltung der Ruhe und Steuerung des Mordens und Plünderns thätig zu seyn. Besonders galt dieses dem Pascha zu Smyrna, und auf Cypern, wo ein weniger wüthender Unterbeamter des Pascha von Aegypten, Salih Bey, schon seinen Bezirk vor der Mordsucht der Türken geschützt hatte, und der Statthalter Seid Mehemet endlich anfangs 1823 die Ruhe gänzlich wieder herstellte. Auf Chios mußte Jussuf Bey, der neue Statthalter, den der Amnestie trauenden, zurückgekehrten Chioten ihre Ländereien wiedergeben. Während diesen blutigen Vorfällen hatte sich die hellenische Centralregierung zu Korinth festgesetzt; Fürst Maurokordato war Chef des Vollziehungs-Raths, und gab, mit den Provinzialbehörden in Verbindung, sich alle Mühe, durch ein Gesetz vom 30. April 1822 (dem ersten Jahre der Unabhängigkeit) die Verwaltung des Landes einigermaßen zu bilden, mehr Ordnung in die streitenden Massen zu bringen, und vor allem, bei dem immer mehr überhandnehmenden Geldmangel, Anleihen zu eröffnen; auch gab er am 7. (19.) Mai 1822 ein Gesetz, in welchem den Soldaten Ländereien versprochen wurden; ferner sollte, da es bisher nur Zölle und keine directe Steuern gab, eine Abgabe auf die verschiedenartigen Erzeugnisse des Bodens gelegt werden. Doch seine Mühe war vergebens; und besonders der letzte Vorschlag fand bei den Anführern, die Niemanden gehorchen wollten, außerordentlichen Widerspruch. Weder Kolokotroni, noch Odysseus, — der sogar so weit ging, zwei an ihn abgeschickte Offiziere, Obrist Haverino Palasca und Cap. Aleris Ruzzo, niederhauen zu lassen — stimmte bei; selbst Mauro Michali versagte seine Einwilligung, und auch Ypsilanti gehorchte nur höchst ungern. Sie alle haßten Maurokordato, der

Proëdros geworden war, ohne sich vorher im Kampfe bewährt zu haben; dennoch erhielt er, besonders durch Einfluß des Staatssecretairs Negris, die volle Militair- und Civil-Gewalt, und die oberste Leitung des Zuges nach Epirus. Am 8. Juni vereinigte er sich mit 2000 Peloponnesiern und dem 300 Mann starken, unter Commando des Generals Normann stehenden Philhellenencorps mit den Albanesern, unter dem Chiliarchen Markos Bozzaris (s. d.), um Westhella's Waffenplatz, Missolunghi, zu decken, sich zum Meister von Arta zu machen und das belagerte Suli zu entsetzen. Gegen ihn standen hier der Pascha von Arta, Ruschid, der von Janina, Omer Vrione, und am 17. Juni brach endlich der Oberfeldherr Churschid Pascha über Trikali nach Larissa auf, nachdem er vergebens im Mai seine Macht gegen die Thermopylen gewendet hatte. Der Entsatz von Suli gelang; allein die Verrätherei des Capitain Gozo, der feig entfloh, bereitete bei Peta am 16. Juli den tapfern Griechen und den heldenmüthigen Philhellenen ein schauderhaftes Grab; lange hielten sie gegen die ungeheure Uebermacht Stand, und erst nachdem sie an 150 Mann, ihre Kanonen und ihr Gepäck verloren hatten, warfen sich Normann und Bozzaris mit dem Rest in die Gebirge; auch mancher edle deutsche Jüngling büßte hier seinen Hochsinn mit dem Leben. Maurokordato ließ alle waffenfähige Männer auffordern, doch ohne Erfolg; Uneinigkeit verbreitete sich täglich mehr; Jeder wollte für sich handeln und Keiner den Andern unterstützen; besonders stark war die Uneinigkeit unter den Albanesern; der griechische General Varnakioti verrieth sein Vaterland, zum Feinde übergehend, und so erlangten die Türken bald wieder mehre Vortheile. Am 20. September ward das ganz eingeäscherte Suli denselben übergeben, ein großer Theil der Einwohner, ungefähr 1800, flüchtete sich unter britischen Schutz nach Kephalonia, der kühnere Theil zog in die Gebirge, und hatte noch Ende des Jahres, mit den Griechen vereint, das Glück, die Unterstadt wieder zu erobern. Maurokordato sah ein, daß er sich nicht mehr im Felde halten konnte; zog sich am 5. November mit 300 Mann und 22 Sulioten unter dem tapfern Markos Bozzaris nach Missolunghi zurück, entschlossen, daselbst im Heldenkampfe für sein Vaterland mit demselben unterzugehen, und wurde auch sogleich von Omer Vrione und Ruschid mit 10.000 Mann eingeschlossen. Die Veste Akropolis war währenddem nach 4monatlicher hartnäckiger Vertheidigung und Aushungerung am 19. Juni 1822 durch die Griechen erobert worden, die hier leider ihre gerechte Sache durch Nichthaltung der Capitulation befleckten. Jetzt sandte Jussuf Pascha von Patras und Lepanto aus Truppen gegen Korinth, und nachdem Churschid zu Larissa frische Truppen aus der Bulgarei und Rumelien an sich gezogen, beabsichtigte er durch Livadien gegen den Isthmus zu ziehen, um sich daselbst mit Omer Vrione und Jussuf zu vereinigen. Durch den Haß, welchen Odysseus und Kolokotroni gegen die Regierung hegten, mußte das unglückliche Livadien viel leiden, und der Erstere ließ 25.000 Mann unangefochten durch die Thermopylen ziehen. Dieses Heer verwüstete ganz Livadien, ungeachtet einer angekündigten Amnestie, und besetzte am 19. Juli Korinth, welches dessen Befehlshaber, ein Priester, Achilleus, feig genug war, zu räumen. (Späterhin soll er aus Verzweiflung hierüber sich selbst ermordet haben.) Jetzt glaubte Odysseus sich genug gerächt zu haben, und als Churschid Pascha, glücklich gleich den vorausgezogene Truppen durch die Thermopylen

nachfolgen wollte, schlug ihn Odysseus 3mal hintereinander mit großem Verlust, und trieb ihn bis nach Larissa zurück. Der Sultan, aufgebracht über diese Verluste, sendete den Kapidschi Baschi nach Larissa mit dem Todesurtheil des Pascha ab, doch Churschid war schon vor Ankunft desselben am 29. Nov. gestorben. Sein vorausgegangenes Reiterheer hatte sich mit 5000 Mann von Jussufs Heere verstärkt, die Regierung war bei seinem Anrücken aus Argos geflohen, und es gelang ihm, Verstärkungen nach Napoli di Romania zu senden. Jetzt endlich sahen die verschiedenen Anführer ein, daß nur Einigkeit allein das drohende Ungewitter von ihnen ablenken könne. Vor Napoli di Romania stand Nikolas Nikitas; er hatte es fast schon bis zur Capitulation gedrängt, als es die unerwartete Hülfe erhielt, er zog sich also mit Ypsilanti und Mauro Michali auf die Berge bei Argos zurück, das ganze ebene Land hinter sich her verwüstend, und Ypsilanti glückte es von der Burg Argos, die Fortschritte des Feindes zu hemmen. Zu gleicher Zeit wurde durch die griechische Flotte der Entsatz von Nauplia vereitelt, und ein dorthin bestimmtes österr. Schiff mit Lebensmitteln, die Pässe des Geranion aber durch Odysseus genommen. Kolokotroni verließ Patras, erließ überall einen Aufruf zur Bewaffnung, stellte sich an die Spitze der zahlreich herbeigeströmten Schaaren, und schnitt die Türken von der Verbindung mit Thessalien und Churschid ab. Am Ende des Monats Juli besetzte er die Pässe zwischen Patras, Argos und Korinth. Ueberall eingeschlossen, wurden nun die Türken vom 1. bis 8. August von allen Seiten durch immerwährende kleine Gefechte beunruhigt, ihre Zahl vermindert, und soweit dem Verhungern nahe gebracht, daß sich der türkische Oberfeldherr Drama Ali (oder Tschar Hadschi Ali Pascha) Morea zu räumen erbot; denn schon lange lebten seine Truppen nur von Pferdefleisch. Sein Antrag wurde jedoch verworfen. Zur Verzweiflung gebracht, versuchte er nun das Letzte, nämlich sich durchzuschlagen. Doch am 9. und 10. August wurde er von Nikitas im Passe von Tretes in der Nacht überfallen, und in einem solchen Grade auf's Haupt geschlagen, daß nur 2000 Mann, nachdem sie Geschütz und Gepäck verloren hatten, nach dem Isthmus entkamen, wo sie Ypsilanti vernichtete; der andere sich nach Patras ziehende Heerhaufe fiel in Kolokotronis unsanfte Hände, und die Letzten endlich bei Nauplia am 26. August unter das verheerende Schwert der Mainotten. 20.000 Mann kostete dieser Schlag die Türken; die Truppenzahl, welche den Isthmus und Akrokorinth besetzt hielt, und nach Patras durchzukommen glaubte, erlag dem Arme des tapfern Nikitas, dem man den Namen Türkenfresser beilegte. Die Veste Akrokorinth allein behielten 500 Türken noch bis zum November 1823 besetzt. Auch in Epirus nahmen die Angelegenheiten der Griechen wieder eine günstigere Wendung. Mehre albanesische Stämme entsagten der Pforte; am 20. November wurde Missolunghi von der Seeseite befreit; die Bergschluchten der Chimära von den Sulioten, und die Küsten des Golfs von Lepanto von Maurokordato behauptet; nirgends fand die Amnestieverkündigung Omer Vriones Vertrauen; am wenigsten bei den Bergbewohnern. In Aetolien verlor er überall, und die ganze Gegend wurde von den griechischen Bauern verheert, die von den Gebirgen aus immer ihre Feinde überfielen. Endlich rückte er am 7. November 1822 vor Missolunghi, griff es mehre Male mit Sturm an, und wurde beim letzten Versuch (6. Jan. 1823) mit Verlust seines ganzen Geschützes zurückgeschlagen,

sodaß er sich genöthigt sah, schleunig die Belagerung aufzuheben, und, da ihm auch die Päße von Böotien und Thessalien keinen Schutz mehr gewährten, sich bis nach Vonizza zurückzuziehen. Kolokotroni erstieg mit Freiwilligen am Feste des h. Andreas am. 29. Nov. a. St. (12. Dez.), an welchem Tage sich die Türken in dem fast ausgehungerten Napoli di Romania zu einem Kriegsrath versammelten, die dasselbe dominirende Veste, Palamidi, und bekam dadurch auch die Stadt. Er hielt treu die Artikel der Capitulation, und ließ die türkische Besatzung nach Scala nuova escortiren. Ebenso glücklich, wie der Feldzug von 1822 für die Griechen zu Lande gewesen, war er es auch zur See. Vier Wochen lang hatte die große türkische Flotte sich im Golf von Lepanto aufgehalten, und vergebliche Angriffe auf Missolunghi gemacht, bis sie sich endlich genöthigt sah, da die Pest sich schon zeigte, am 1. September diese Gewässer zu verlassen. Auch scheiterte ihr Versuch, die Linie der griechischen Schiffe von 57 Briggs zu durchbrechen, und sie legte nun abermal am Eingange der Dardanellen bei Tenedos Anker. Hier ergriff sie zum zweiten Mal das Verderben. Die kühnen Anführer Konstantin Kanaris und Georg Minaulty nahmen siebzehn Tapfern ihrer Landesleute (Ipsarioten), als Türken verkleidet, auf 2 Brandern mit, und mit vollen Segeln, als flöhen sie vor den sie mit blinden Schüssen verfolgenden griechischen Schiffen, gelangten sie mitten in die türkische Flotte. Beide Brander wurden glücklich am Admiralschiff und am Linienschiff des Kapidan-Pey angebracht; beide fingen an zu brennen, das erstere rettete sich jedoch glücklich, letzteres flog mit 1800 Mann in die Luft. Der Kapudan Pascha, Kara Mehemed, war glücklicher als sein Vorfahrer, und schon vor der Explosion ans Land gekommen. Ein Kriegsschiff von 36 Kanonen fiel den Siegern in die Hände, mehre Fregatten scheiterten an Asiens Küsten, der Sturm that das Seinige dazu, und von 85 theils großen, theils kleinen Schiffen erreichten nur 13, in fast unbrauchbarem Zustand die Dardanellen wieder. Die 17 tapfern Ipsarioten kehrten nach ihrer Insel wohlbehalten zurück, und ihren muthigen Anführern wurden von den Ephoren Schiffskronen aufgesetzt; selbst ein englisches Schiff begrüßte die Helden mit Glückwünschen. Auf solche echt altgriechische Art ehrten die Griechen ihre Tapfern; ist es ein Wunder, wenn es so viele gab? Am 23. Dezbr. beschlossen die Griechen ihren Seefeldzug mit der Einnahme der Insel Chios, verließen sie aber im Anfang des Jahres 1823 wieder, noch ehe die neu ausgerüstete türkische Flotte ankam. In allen Gewässern des Archipels waren die Griechen jetzt von Neuem Herr, und setzten wieder ihr Blokadesystem der Dardanellen fort, welches von mehren europ. Monarchen, besonders von England, woselbst sich Griechenland anbetreffend seitdem Canning ins Ministerium getreten war, in politischer Hinsicht Vieles gemindert hatte, anerkannt wurde. Ungeachtet aller dieser Vortheile wurde die innere Ruhe der Halbinsel fortwährend durch die ewige Hab-, Händel- und Herrschsucht der Capitains gestört, und die Regierung konnte sich nicht einmal in Napoli di Romania unter dem Schutz der Veste Palamidi (seit der Eroberung Andreasburg genannt) niederlassen. In Konstantinopel herrschte über den unglücklichen Ausgang dieses Feldzuges erst Schrekken, der dann in die unbändigste Wuth ausbrach. Dazu kamen noch mehre Unfälle in Asien, die Griechen hemmten die Zufuhr, und bald wurde in der Hauptstadt der Mangel sichtbar. Was die Unzu-

friedenheit auf den höchsten Gipfel brachte, waren die Verordnungen des Sultans gegen allen Kleideraufwand, sowie der strenge Befehl, das Gold und Silber in die Münzen abzuliefern. Vollendet wurde die allgemeine Unzufriedenheit durch die Herabsetzung des innern Münzwerthes bei der allgemeinen Handelsstockung. Ueberall murrten die Janitscharen, und zeigten einen verderblichen Empörungsgeist; sie sollten nach Morea ziehen, und weigerten sich hartnäckig es zu thun. Der Günstling Mahmuds, Halet Effendi, der demselben vorschlug, sie durch asiatische Truppen zu zwingen, und europäische Kriegszucht einzuführen, war ihnen vorzüglich verhaßt; die Janitscharen tobten so lang, bis der Sultan sich gezwungen sah, Halets Anhänger, den Mufti, den Großvezier Salih-Pascha, sowie mehre andere hohe Beamten abzusetzen. Halet verbannte er am 10. Nov. nach Asien. Doch Alles blieb fruchtlos. Er mußte ihn hinrichten lassen, und unter dem grausamsten Jubel der Janitscharen und des wüthenden Pöbels prangten am 4. Dezbr. 1822 Halets und seiner Anhänger Köpfe auf der Spitze der Thore des Serails. Abdullah Pascha, ein Anhänger der Janitscharen, wurde zum Großvezier ernannt, und der Sultan sagte ihm dabei folgende gewichtigen Worte: „Nimm deine Gedanken recht zusammen, denn Gott weiß, die Gefahr ist groß!"

3) Kampf der Griechen 1823. Noch immer hatten die Griechen auf den Schutz und den Beistand der europäischen Mächte gehofft, und die Regierung Korinths hatte am 15. April 1822 eine Denkschrift an die alliirten Mächte, jedoch ohne Erfolg, erlassen. Denn weder in Wien noch in Verona geschah um so weniger etwas für die Sache der Griechen, da die Pforte in ihren Manifesten vom 28. Febr. und 18. April 1822 mildere Gesinnungen anzunehmen schien, und die immerwährenden Uneinigkeiten der griechischen Anführer ihre Sache in kein günstiges Licht setzten; und Alles, was geschah, waren mehre Eröffnungen an die hohe Pforte, sie zu mildern Maßregeln zu bewegen. Der Abgeordnete der Griechen, Graf Metaxa, kam nur bis Roveredo; er schrieb auch von Ankona aus am 2. Januar 1823 an den Papst Pius VII., ihn um Schutz für Griechenland anflehend, und erklärte in dieser Zuschrift, ebenso wie die Regierung zu Argos (29. Aug. 1822) an den Congreß zu Verona gethan hatte, daß die Griechen ihre Rechte der Prüfung des Congresses unterwerfen wollten, und sie nichts als eine dauerhafte, weise christliche Regierung wünschten, doch nie und unter keinem Falle je wieder mit der Pforte eine Verbindung eingehen würden. Alles war vergebens, und dem einmal vorgenommenen System der beiden Congresse zufolge, erfolgte keine Antwort darauf. Maurokordato mit Negris vereint, gaben sich alle mögliche Mühe, endlich einmal Einheit und Festigkeit in den bisherigen Chaos zu bringen, doch an Kolokotronis wildem, eigensüchtigen Charakter und Ehrgeiz scheiterten alle noch so weise gefaßten Plane. Er verweigerte der Regierung den Einzug in Napoli di Romania, ja er ging so weit, eine förmliche Verschwörung gegen dieselbe einzuleiten, indem er mehre gleich ihm gesinnten herrschsüchtige Capitains zu einer Theilung Morea's in erbliche Fürstenthümer zu bereden suchte. Mit großer Mühe gelang es der Regierung, einen Bürgerkrieg zu vermeiden, und sie schrieb endlich eine zweite Volksversammlung im Januar 1823 nach Astro aus. Durch die im vorigen Jahre am 21. Novbr. und am 3. Dezbr. ergangenen Wahlgesetze waren bereits zwei Wahlstufen zu Ernennung der Abgeordneten des

Volks ernannt worden, nämlich die der Geronten oder Aeltesten (Einem auf 10 bis 30 Familien) und jene der Senatoren auch Eſtarchien. Von Verona aus kam endlich um diese Zeit durch die englische Gesandtschaft die Botschaft an die hohe Pforte und zugleich an die Griechen: daß sich die Griechen ihrem rechtmäßigen Herrn, dem Sultan, unterwerfen sollten, worauf denn die Türken von Neuem außerordentliche Zurüstungen zu Wasser und zu Lande gegen Morea begannen. Jetzt sahen die Griechen endlich ein, daß eigene Kraft nur das Mittel zur Wiedererlangung ihrer Selbständigkeit und Freiheit sey. Endlich gelang es Maurokordato, mehr Eintracht unter die Häupter zu bringen, die auch durch die dem Allgemeinen drohende Gefahr dazu bewogen wurden. Zu Astro trafen jetzt immer mehr Abgeordnete ein, sodaß am 14. März die Nationalversammlung mit 100 Abgeordneten eröffnet wurde. Auch Odysseus fand sich von Tripolitza aus mit mehren Capitains ein, und selbst Kolokotroni unterwarf sich der Versammlung, die Mauro Michali zum ersten Vorstande, den Bischof Praßhanes zum zweiten, und den Theodor Negris zum Kanzler erwählt hatte. Der 31. März 1823 war der wichtige Tag, an welchem sich endlich die verschiedenen Parteien über die neue Verfassung und Verwaltung einigten. Es wurden die neuen Mitglieder des gesetzgebenden und vollziehenden Raths gewählt; der Hydriote Kondorioti wurde Vorstand des erstern, und Petro Bei von Maina des letztern. Der erste Beschluß, den Beide nahmen, war, eine Steuer von 40 bis 50 Millionen Piaster zur Ausrüstung von 50.000 Mann und 100 Kriegsschiffen erheben zu lassen. Was übrigens im Congresse zu Epidauros festgesetzt worden war, bildete auch hier die Grundlage, und nur sehr Weniges, Unbedeutendes wurde umgeändert. Statt der Provinzial-Regierungen wurden Präfecte eingesetzt, und einem jeden dieser Präfecten (Eparchen), der jedoch ein nicht in der Provinz Einheimischer seyn mußte, von jeder Provinz (Eparchie) noch zwei Räthe an die Seite gestellt. Im Allgemeinen nahm man das französische Kriegsgesetz mit den für die Nationalität nöthigen Umänderungen an, und man beschloß die Abfassung eines allgemeinen Strafgesetzbuches. Am 23. April 1823 machte die Versammlung das neue Verfassungsgesetz von Astro bekannt; die errichtete National-Regierung hatte ihren Sitz zu Tripolitza am 20. April genommen, und ging nun auseinander. Wer hätte nun nicht glauben sollen, daß jetzt nach so vielerlei Erfahrungen endlich die Einigkeit hergestellt seyn würde; keineswegs war es der Fall, und die Volkshäupter noch immer in Zwiespalt, weßhalb auch öftere Wechsel in dem Regierungspersonale vorfielen. Maurokordato ward nach Kurzem Präsident, Kolokotroni Vice-Präsident, der Staatssecretair Negris erhielt seine Entlassung, auch Demetrius Ypsilanti wurde von den Geschäften entfernt und als untauglich für dieselben erklärt. Das Einzige, worin die Hellenen einig blieben, war der feste Entschluß, lieber auf dem Boden ihres Vaterlandes zu sterben, als irgend eine Amnestie der Türken anzunehmen. Obgleich die europäischen Mächte sich der griechischen Sache, ihrem System gemäß, nicht öffentlich annehmen konnten, so entstanden dennoch immer mehr Privat-Hülfsvereine, ja selbst in Nord-Amerika fand die Sache der Griechen außerordentliche Unterstützung. Schon im April 1822 hatte eine amerikanische Fregatte Kriegsbedürfnisse und Geschütz nach Hydra gebracht, und eine amerikanische Escadre kreuzte im Archipel, um sich der flüchtigen Griechen anzunehmen. Bei der hohen Pforte waren

noch immer die Mißhelligkeiten mit dem russischen Cabinet nicht beseitiget; letzteres bestand fest auf die Räumung der Moldau und Walachei von den türkischen Truppen, und protestirte gegen alle Durchsuchung der nach dem schwarzen Meere durchgehenden Schiffe, worüber Lord Strangford manche Unterhandlung mit dem Divan hatte, bis er endlich am 30. August 1823 es dahinbrachte, daß Oestreich und England die Untersuchung der Schiffspässe zugaben, und daß eine neue Verbindung mit Rußland in diplomatischer Hinsicht eingeleitet wurde, zu welchem Ende der russische Etatsrath von Minciaky von Petersburg abgesendet und am Ende Dez. 1823 in Bucharest eingetroffen war. Dennoch hatte unterm 7. Novbr. der Reis-Effendi dem östreich. Internuntius wegen abermaliger Anfrage um Räumung der Fürstenthümer eine ausweichende Antwort gegeben. Die Unterhandlungen mit Rußland durch den Gesandten von Tatitschew begannen im Dezember. In Konstantinopel hatte sich beim Volke noch immer die Wuth über die unglücklichen Ereignisse des vorigen Jahres nicht gelegt, und da strenge darauf gehalten wurde, daß keine Mordthaten mehr geschahen, so übte der Pöbel seine Rache am Leblosen, und jeder Tag bezeichnete fast eine neue Brandstätte in dem ungeheuern Stambul. Am 1. März 1823 fing der Brand in den griechischen Magazinen an, welche die Türken in die Asche zu legen gedachten; allein als ob der Finger Gottes seine Wunderkraft an seinem christlichen Volke erwies, trieb der Wind den Brand an die Wohnungen der Anstifter, und ob er sich gleich 4 Mal wieder den christlichen Wohnungen näherte, so wurde er doch stets schnell wieder zurückgeworfen. So brannten 1000 türkische Häuser nieder, ein Theil des Arsenals und ein Theil der Stückgießerei wurden ebenfalls ein Opfer der wüthenden Flammen. Starres Entsetzen ergriff die Islams, und wüthend riefen sie aus: „Gott ist mit den Giaurs!" Der Sultan ließ seine Wuth an den Oberbeamten aus, und der Groß-Vezier Abdullah wurde abgesetzt; seine Stelle betrat Pascha Ali Bey, ein Feind der Janitscharen. Diese hierüber aufgebracht, erregten am 13. Juli abermals eine Feuersbrunst, durch welche 1500 Privathäuser und 3 türkische Fregatten in Asche gelegt wurden. Mit der größten Strenge wurde jedoch jetzt auf Ordnung gehalten, und da aus Asien die Nachrichten günstiger wurden, so erließ der Großherr einen abermaligen Hatti-Scheriff, in welchem er alle Türken von 15 bis 60 Jahren aufrief, die Waffen zu ergreifen, um einen Vertilgungskampf gegen Morea zu kämpfen. Hier waren die Griechen auch nicht müßig gewesen, und immer suchte die Regierung sich zu befestigen, und sowohl die Armee als das Finanzwesen zu ordnen. Maurokordato bekam den Oberbefehl über die Landmacht, dessen erstes Regiment der Rest des aufgelösten Philhellenen-Corps bildete, von welchem noch der Obristlieutenant von Mandelsloh, und die Hauptleute von Specht und von Luptow, sowie der Chef der Artillerie, Obrist von Stierz, übrig geblieben waren. General Normann war am 23. Nov. 1822 zu Missolunghi an den bei Tripolitza erhaltenen Wunden gestorben. Zur Fahne wählte sich die griechische Armee ein weißes Kreuz auf blauem Grunde mit Minerva's Eule. Allmälig suchte man auch mehr regelmäßige Kriegskunst und eine festere Taktik einzuführen; denn bisher fochten die Griechen immer nur noch nach ihrer alten Art Bandenweise mit schnellem Anlauf und heldenmäßiger Kühnheit, und immer nur zu Fuß, da es fast noch ganz an Cavallerie, sowie auch an Artillerie fehlte. Die Seemacht wurde durch den

Hydrioten Orlandi, Seeminister, bald in besseren Zustand gebracht; zum Ober-Admiral wurde der Hydriote Miaulis Kondorioti, und zu Vice-Admiralen der Hydriote Manuel Tumbasis, der Spezziote Georg Demitrakki und der Ipsariote Nikolas Apostolos ernannt. Um nun aber auch das Verdienst mit Ehren krönen zu können, wurde ein Verdienstorden (hellblaues Kreuz) gestiftet. Durch die rastlosen Bemühungen Orlandis stieg die griechische Flotte bald auf 403 mit Kanonen versehene Schiffe, unter denen das größte ein Zweidecker von 26 Kanonen war, und den Namen Herakles führte. So gut nun auch die Einrichtung der Land- und Seemacht von Statten ging, einen desto langsamern Gang nahm die Ordnung des Finanzsystems bei den ewigen Streitigkeiten zwischen den Hellenen und den Insulanern, besonders den Hydrioten, die noch Soldrückstände zu fordern, und auch keinen Antheil von der Beute von Nauplia hatten. Diese Uneinigkeiten gingen so weit, daß das ganze Jahr hindurch, außer einigen Landungen der Ipsarioten und Samioten an Kleinasiens Küsten, die wenig oder gar keinen Vortheil einbrachten, wenig zur See gethan, und nur ein Gefecht (am 22. März 1823) vorfiel, wo eine türkische nach Kandia bestimmte Flotte von den Griechen angegriffen und geschlagen wurde. Die türkische Flotte unter Kapudan Pascha, die im Juni auszog, wurde von den Griechen vermieden, und es gelang ihr daher ohne Mühe, zum großen Schaden der Landmacht, Karisto und Negroponte auf Euböa, und Patras, Koron und Modon auf Morea, sowie auch Lepanto mit Truppen verstärken und mit Lebensmitteln zu versehen, wodurch die Türken neuen Muth, und die Griechen nicht wenig zu thun bekamen. Maurokordato, oberster Heerführer, brachte es endlich dahin, daß der wilde Kolokotroni sich wieder mit der Regierung vereinigte; er wurde zum Vice-Präsidenten ernannt und zweiter Heerführer; in Westhellas erhielt der tapfere Anführer der heldenmüthigen Sulioten, Markos Bozzaris (der einst in franz. Diensten stand, und erst 1820 in sein Vaterland zurückgekommen war), und in Osthellas der schon oft erwähnte Odysseus den Oberbefehl. Unter allen mit den Griechen verbündeten Gebirgsvölkern waren die Sulioten nicht allein die tapfersten, sondern auch die zuverlässigsten; die Albaneser hingegen wetterwendisch und jeder Partei ergeben, auf deren Seite sie den meisten Vortheil glaubten. Als jedoch im Jahre 1823 der Pascha von Skutari mit einer ansehnlichen Macht gegen die Griechen ins Feld rückte, ging der größte Theil der Albaneser zu ihren griechischen Brüdern über. Der Grieche Diamantis hatte sich am 23. Febr. 1823 der schon oft genommenen und wieder verlorenen Halbinsel Kassandra bemächtiget, und ging auf Seres und Salonichi los, sah sich jedoch bald wieder genöthigt, vor den aus Rumelien heranrückenden Truppen sich zurückzuziehen. Zu selbiger Zeit wurde Mehemed Pascha, zweiter Nachfolger des Seraskiers Churschid, der den Rest dessen Heeres bei Larissa gesammelt hatte, durch den Aufstand im östlichen Thessalien wieder nach dem südlichen zurückgedrängt. Die außerordentlichen Zurüstungen zu einem verderblichen Feldzug für die Griechen hatten fünf Monat lang unabläßlich die Pforte beschäftiget, und im Monat Juni zog ein Heer von 25.000 Mann, das sich bei Larissa versammelt hatte, unter Anführung des Seraskiers von Rumelien gegen die Griechen aus, mit dem festen Vorsatz, dem schon zweijährigen Kampfe ein Ende zu machen. Der Seraskier sah ein, daß die früher Statt gefundenen Verwüstungen nur nachtheilig auf

die eigenen Truppen zurückwirken mußten, und mit mehr Schonung, denn bisher, rückte er, seine Macht in zwei Colonnen theilend, gegen Livadien an. Die Griechen hatten sich bei Megara aufgestellt, unter Maurokordatos und Mauro Michalis Anführung, und bei Platäa vereinigten sich die peloponnesischen Truppen mit denen des Odysseus und des Nikitas, über welche Kolokotroni den Oberbefehl bekam; und so vereiniget rückten sie auf den Seraskier von Rumelien los. Odysseus traf zuerst auf die Feinde, hatte mehre kleine Scharmützel, bis er endlich bei den Thermopylen die Abtheilung des Mehemed Pascha in die Flucht schlug. Vereiniget mit Kolokotroni, wurde nun am 7. Juli das zwischen den Städten Livadia und Theben bei dem St.-Lucas-Kloster aufgeschlagene Lager des Mustapha Pascha angegriffen, und nach einem äußerst hartnäckigen und blutigen Kampfe errangen Odysseus und Nikitas den Sieg. Ersterer verfolgte den Feind unablässig, und am 17. Juli in der Ebene von Chäronea sie erreichend, schlug er sie abermals mit ungeheurem Verlust zurück. Schnell zog der Seraskier neue Streitkräfte an sich und rückte wieder vor, indem gleichzeitig Jussuf Pascha und Omer Vrione, von der Flotte des Kapudan Pascha bei Patras unterstützt, gegen Missolunghi, und der Pascha von Skutari durch Westhellas über Brachori, Vonizza und Salona nach der Halbinsel Morea ziehen sollten. Keiner von allen diesen Planen des Seraskiers gelang; denn vergebens griff er Volos und die Halbinsel Trikori an, er wurde überall zurückgeschlagen; 8000 Albaneser fielen von Jussuf Pascha ab und verhinderten sein Vordringen; endlich überfiel der heldenmüthige Bozzaris des Nachts am 20. Aug. 1823 den Pascha von Skutari, der mit 20.000 M. im Lager bei Karpinissi stand, und mit seinen Truppen, meistens Albanesern, Agrapha's Berge schon besetzt hatte, und drohend auf Aetolien herniedersah, um Mitternacht. Von vier Seiten wurde das Lager angegriffen, Bozzaris selbst drang mit 500 Sulioten mitten hinein bis zum Zelte des Pascha's. Hier aber ereilte den Helden sein Schicksal; denn in demselben Augenblick, als er den Pascha von Delvino gefangen nahm, traf ihn die tödtende Kugel, und seines Heldenruhms würdig, sank er auf die Leichen seiner erschlagenen Feinde. Wüthend und bereitwillig, mit jedem Opfer den Tod ihres Anführers zu rächen, stürmten nun die Sulioten unter Anführung Konstantins, Bozzaris Bruder, auf den Feind an, und errangen einen vollständigen Sieg, wobei alles Gepäck und Geschütz der Türken in ihre Hände fiel. Noch erlebte Markos diese Nachricht, und mit den Worten: „Konnte ein Sulioten-Anführer eines schönern Todes sterben?" schlossen sich die Augen des Helden. Der Erfolg dieses Ueberfalls war ein Abfall der Albaneser, ein Aufstand der Montenegriner zu Gunsten der Griechen, wodurch der Pascha sich genöthigt sah, nach Skutari zurückzugehen. Die große türkische Flotte hatte bisher noch immer im Meerbusen von Patras gelegen, sah sich aber endlich am 30. August, da abermals die Pest am Bord ausgebrochen war, gezwungen, wieder nach dem Archipel zurückzukehren. Wenig Bedeutendes geschah jedoch hier, außer einem Gefecht am 23. Oktbr. a. St. bei der Insel Skiathos im Meerbusen von Volo, bei welchem Miaulis einige Fahrzeuge eroberte und eine türkische Fregatte verbrannte. Die türkische Flotte zog darauf bei den Inseln vorbei, ohne irgend etwas zu unternehmen, und kehrte Ende Oktbr. nach den Dardanellen zurück. Zwischen den Spezzioten und Hydrioten gab es indeß fortwährende Uneinigkeiten über die Thei-

lung der Beute einiger eroberten Schiffe. Die Athenienser hatten sich während den Kämpfen in Morea und Livadien auf die Insel Salamine begeben, und nur die Akropolis blieb noch durch den Feldherrn Gura besetzt; auch die Regierung mit dem Grafen Panuzzo Notare, Vorstand des berathschlagenden Raths, begaben sich auf Salamine, und von hier aus erst im November 1823 nach Nauplia und Argos. Die Sperrung von Missolunghi wurde im Monat Novbr. durch Maurokordato aufgehoben, und die Türken geschlagen; auch Korinth fiel in diesem Monat durch Capitulation an die Griechen, sowie ebenfalls Mustapha Pascha, der bei einem von Jussuf Pascha unterstützten Angriff auf Anatoliko und Missolunghi von Andreas Metaxa zurückgeschlagen wurde. Den Beschluß des Feldzuges machten die Unterhandlungen des Omer Vrione, der wegen seinen erlittenen Niederlagen enthauptet werden sollte, und nun zu den Griechen bei Patras übergehen wollte. Mustapha Pascha zog sich nach Janina zurück. Somit war der dritte Feldzug der Griechen abermals zu ihrem Vortheile beschlossen; wenig geschah noch, nur einige kleine Gefechte in Thessalien und Epirus, sowie ein Theil der griechischen Flotte bis in den Golf von Smyrna vordrang, und ein anderer Theil auf Chios landete. So weit war die Sache der Griechen am Schlusse des Jahres 1823, und Europa sah mit Staunen, was ein kühnes, freiheitathmendes Volk, selbst ohne die gehörigen Hülfsmittel zu thun im Stande sey.

Feldzug 1824. Immer drohender wurde die Gefahr für Griechenland. Der 1823 mit Persien geschlossene, im Januar 1824 durch England bestätigte Frieden, die Räumung der Moldau und Walachei von türkischen Truppen gaben, verbunden mit der im Juli 1823 erfolgten nochmaligen Berufung aller Muselmänner von 15—60 Jahren zur Vertheidigung des Glaubens, den Türken neue Streitkräfte in die Hände, und die Ernennung Ghaleb Paschas zum Großvezier (dem h. seit 1821) ließ erwarten, daß das gemäßigtere System in Konstantinopel siegen, und man daher mit mehr Umsicht handeln werde, als bisher. Rußland hatte, als die wichtigsten seiner Forderungen befriedigt waren, in der Person des Herrn von Minciacky, einen neuen interimistischen Geschäftsträger im Jan. 1824 nach Konstantinopel geschickt, und so war auch die letzte Hoffnung auf russische Hülfe vereitelt. Die Unterstützung, welche besondere Vereine in England und einzelne Briten, wie Lord Byron, den Griechen durch Anleihen (die griech. Anleihe zu London von 80.0000 Pf. Sterl. ward zu 59 für 100 abgeschlossen), Waffensendungen und persönlichen Beistand leisteten, machte die Pforte unwillig, und sie verlangte am 9. April, daß die brit. Regierung ihren Unterthanen alle Theilnahme an der griech. Sache verbieten solle. Indeß waren bereits die brit. Offiziere, welche unter der griech. Fahne gefochten hatten, zur Rückkehr nach England aufgefordert worden. Das gute Vernehmen mit Rußland, schien hierauf noch mehr hergestellt zu seyn, da eine große Zahl neutraler Transportschiffe, russische, österr. u. a., für den Kapudan Pascha gemiethet wurden, der den 28. April aus den Dardanellen segelte, um Ipsara und Samos zu zerstören. Zu gleicher Zeit hatte Derwisch, Pascha von Widdin, als Seraskier Walissy, d. h. Oberbefehlshaber der ottomanischen Truppen, den Befehl erhalten, in Morea einzudringen, während der Pascha von Negroponte an der Küste von Attika und Omer Briones (in der Folge Pascha von Salonichi), an der Westküste von Hellas den Feldzug eröffnen sollten. Auch war es

der Pforte durch glänzende Zusicherungen gelungen, den Vizekönig von Aegypten, Mohammed Ali, zu bewegen, daß er von seinem durch franz. Offiziere auf europäischem Fuß eingerichteten Heere 20.000 Mann, unter dem Befehl seines Sohnes Ibrahim Pascha, nebst einer Flotte, deren Transportschiffe ebenfalls aus gemietheten russ., österr., span. und italienischen Fahrzeugen bestanden, zur Unterwerfung der Griechen dem Großherrn zu Hülfe schickte. Ein Brand in Kairo verzögerte jedoch den Abgang der Expedition um einige Monate.

Unterdessen war in Griechenland nach dem glorreichen Ausgange des Feldzugs von 1823, der frühere Zwiespalt aufs Neue ausgebrochen. Die Partei des Maurokordatos, welche an der Stelle der Häupter der Hetairisten getreten war, bestand aus hydriotischen Kaufleuten, und aus den aufgeklärtesten Männern der Nation, sie bemühten sich, eine gesetzlich freie Verwaltung zu begründen und die Finanzen zu ordnen. Maurokordatos war Präsident des gesetzgebenden Körpers, hatte sich aber, von der Militairpartei, die in Morea das Uebergewicht hatte, zurücktretend, nach Westhellas begeben. Die Häupter jener Militairpartei, die Kapitains schienen sich an die Stelle der ehemaligen türkischen Paschas und Bedrücker des Landes setzen zu wollen. Einer der Ersten war Kolokotronis, durch Siegesruhm (v. J. 1822) der Mächtigste im Vollziehungsrathe. Von Tripolizza aus, in der Mitte der Halbinsel, vertheilte sich seine Faction nach allen Seiten. Panos (sein Sohn), einer der schönsten Männer eines schönen Volkes, befehligte zu Nauplia, dem Sitze des Raths; die Besatzung von Akrokorinth bestand aus den Anhängern jenes stolzen, kühnen und reichen Feldhauptmannes. Nach Kolokotronis kam Mauromichalis, ehemals Bei der Mainotten, dem Namen nach Vorstand des Vollziehungsrathes. Negris, der gewesene Minister der auswärtigen Angelegenheiten, hatte sich zu Odysseus begeben, der zu Athen und in ganz Osthellas eine von der Centralregierung ziemlich unabhängige Stellung behauptete (Negris starb 1825 zu Nauplia). Diese Kapitains erhoben, ohne sich an Regel und Ordnung zu binden, Alles, was sie für sich, und ihre Palikaris brauchten, sodaß nur in dem Seewesen zu Hydra und in Westhellas, wo Maurokordatos befehligte, eine geordnete Verwaltung möglich war. In Missolunghi griff Lord Byron, als neuer Mitbürger, thätig ein; er und der Oberst Stanhope organisirten die Artillerie; Byron selbst legte Schulen und Druckereien an. — Unterdessen bemühte sich der zu Kranidi (am östlichen Ufer des Golfs von Argolis) versammelte gesetzgebende Senat, der Willkür, mit welcher die Glieder des Vollziehungsraths verfuhren, Einhalt zu thun. Der Bericht über die Anklagepunkte gegen den Präsidenten Mauromichalis und andere Räthe, vom 31. Dezbr. 1823, enthielt so auffallende Thatsachen von Despotie und Eigennutz, daß der Senat den bisherigen Vollziehungsrath auflöste und zu Mitgliedern des neuen den Hydrioten Georg Konduriotis als Präsidenten, und den Spezzioten Panajotis Botassis als Vizepräsidenten ernannte; Beide waren gute Patrioten und die einflußreichsten Einwohner ihrer Inseln, übrigens aber ohne ausgezeichnete Talente. Johann Koletti war das dritte, und Nikolas Londos das vierte Mitglied. Die fünfte Stelle, welche später Anagnostes Spiliotakis erhielt, war dem Kolokotroni bestimmt, der sich aber, ungeachtet Lord Byrons Vermittelung beharrlich weigerte, den Senat und Vollziehungsrath anzuerkennen. Dieser letzte erklärte nunmehr, den 14.

März 1824, Nauplia zur Hauptstadt von ganz Griechenland und zum Sitz der Centralregierung. Allein Panos verschloß derselben die Thore; er ward daher als Rebell behandelt, und Nauplia zur See und zu Lande eingeschlossen, Akrokorinth und mehre Kapitains, wie Nikitas u. A., unterwarfen sich der Regierung. Selbst Kolokotronis räumte mittlest Vertrags Tripolizza am 15. April. Hierauf nahm der Senat, und am 22. Mai auch die Regierung ihren Sitz zu Argos. Endlich bewirkte der Uebertritt der Besatzung des Hauptforts von Nauplia den Abschluß eines Vertrags mit Kolokotronis, der sich mit allen seinen Anhängern, gegen Zusicherung einer völligen Amnestie, unterwarf. Nunmehr übergab Panos am 19. Juni Nauplia mit der Citadelle Palamedes, wohin sofort der Senat und Regierung ihren Sitz verlegten. Eine allgemeine Amnestie endigte den Bürgerkrieg. — Währenddem arbeiteten die Griechen in Westhellas an der bessern Befestigung von Anatolikon und Missolunghi, dem Bollwerke des Peloponnes. Da entdeckte man in dieser Stadt eine Verschwörung, den Platz dem Jussuf Pascha zu überliefern. Die Sulioten, mit Lord Byrons neuen Einrichtungen, und mit dem Einflusse der Fremden überhaupt sehr unzufrieden, beginnen grobe Ausschweifungen. Man schickte eine große Anzahl derselben aus der Stadt, die hierauf, unter Anführung eines gewissen Karaiskaki, sich am 12. April des Forts Wassiladi bemächtigten. Das Volk nahm jedoch an dieser Rebellion nicht Theil, und eine Abtheilung Truppen, unter Botsaris, Sturnaris und Trokas, schlugen die Aufrührer, nahmen Wassildi wieder und die Verräther flüchteten sich endlich zu Omer Briones. Dieser Aufstand vereitelte die unternommene Belagerung von Lepanto. Lord Byrons Gesundheit litt durch diese Ereignisse und er starb nach einer 10tägigen Krankheit den 19. April 1824. Ostern, sonst das Fest der Freude, ward durch eine allgemeine Trauer von 21 Tagen gefeiert. Des Dichters Herz blieb in Missolunghi, und seine Tochter ward von Griecherland adoptirt.

Der Feldzug sollte beginnen. Die Griechen waren unter sich entzweit; ihre Verbindung mit England war unterbrochen und der Lord Obercommissair der ionischen Inseln erlaubte nicht, daß die Gelder der Anleihe in Zante einstweilen niedergelegt wurden. Unterdessen fand aber auch der türkische Oberbefehlshaber große Hindernisse. Der Pascha von Salonichi wollte ihm nicht gehorchen. Die Paschen von Scodra und Janina konnten, von den frühern Verlusten erschöpft, nicht sogleich mit frischen Truppen zu ihm stoßen. Er blieb daher länger als einen Monat unthätig zu Larissa. Die vom Kapudan Pascha versuchte Landung auf der thessalischen Insel mißlang; doch warf er einige Tausend Janitscharen in die Festung von Negroponte, wo Odysseus und vorzüglich Diomantis den Winter über die Türken mehrmals geschlagen hatten. Nun erst rückte Derwisch ins Feld. Zwar wurde sein Unterbefehlshaber Bekir Pascha von Odysseus und Nikitas am 1. Juni bei Zeituni geschlagen; allein ein anderer Heertheil vereinigte sich mit den Türken von Negroponte und besetzte die Landschaft Attika; Gouras, ein Unterbefehlshaber des Odysseus, mußte sich in die Citadelle von Athen zurückziehen. Gleichzeitig hatte Ismail Gibraltar, der Admiral der ägyptischen Flotte, Kandia unterjocht. Der Statthalter Tumbasis rettete nur einige Greise, Weiber und Kinder nach Hydra; einzelne griechisch-kandiotischen Banden zerstreuten sich in den Gebirgen. Darauf unternahm Ismail Gibral-

tar den Angriff auf die Insel Kassos. Die tapfern Bewohner schlugen am 8. Juni den Feind zurück; allein am 10. wurden sie auf einem andern Punkte der Insel, wo sie es nicht erwarteten, nochmals mit großer Uebermacht angegriffen. Der hartnäckigste Widerstand endigte mit ihrer Vernichtung. Der Feind machte eine unermeßliche Beute. — Während Dieses geschah, rüstete sich Khosrew, der Kapudan Pascha, bei der Insel Mitylene, zu einem Angriff auf Ipsara und Samos; 20.000 Asiaten, zur Landung bestimmt, lagerten an der Küste von Smyrna, wo sie, ohne Sold und Lebensmittel, die wildesten Plünderungen verübten und wehrlose Griechen ermordeten. So kamen mehre Tausende in Pergamos um, wo Mord und Plünderung 36 Stunden währten.

Das kleine, stark befestigte Felseneiland Ipsara, hatte sich der Pforte furchtbar gemacht durch die Zahl seiner Schiffe und Brander, auf welchen die kühnsten und tapfersten Insulaner des Archipels Tod und Schrecken bis in die Dardanellen trugen. Khosrew besaß genaue Kunde von den Verschanzungen und Batterien der Insel. Ehe er mit 14.000 Kerntruppen, meistens Albaneser, die Ismail Pliassa, ein Neffe des bekannten Ali Pascha von Janina, befehligte, den Angriff unternahm, bot er dreimal den Ipsarioten Verzeihung und Schutz an. Sie verwarfen alle Vorschläge. Fünftausend Griechen und Albaneser besetzten die wichtigsten Punkte; auch die Frauen rüsteten sich zum Kampfe. Nun verließ Khosrew, früh am 3. Juli, die Rhede von Mitylene, mit 2 Linienschiffen, 6 Fregatten, 10 Korvetten, mehren Briggs und Goeletten, einer großen Zahl neugebauter Kanonierschaluppen und mehr als 80 europ. Transportschiffen. Seine Flotte umzingelt die Insel; die Kriegsschiffe beginnen das Feuer auf die Stadt und die Batterien des Forts. Während hier der Hauptangriff zu seyn scheint, gelingt die Landung an der entgegengesetzten Küste, auf einer sandigen Landzunge, wo ein Bataillon Albaneser, unter dem Verräther Goda, eine Strandbatterie nach kurzem Widerstand feig verläßt. Die Türken erstürmen darauf die Stadt. Sie konnte sich nicht halten. Nun retten die Primaten und Ephoren auf die Schiffe und Barken im Hafen Greise, Weiber und Kinder. Einige Fahrzeuge versinken, andere werden von den Türken genommen; einzelne Flüchtlinge werden von zwei französischen Fregatten aufgenommen; die übrigen entkommen unter Apostolis Führung nach Hydra (später wies die Regierung den Ipsarioten den Hafenbezirk Piraeus bei Athen als Heimath an). Unterdessen wird die Stadt auf allen Seiten angegriffen; die Griechen kämpfen von Straße zu Straße, von Haus zu Haus. Mord und Plünderung dauern die ganze Nacht. Am Morgen des 4. Juni hielten sich noch zwei kleine Forts und das Kloster-St. Nikolaus. Nach hartem Kampfe ziehen sich die Tapfern, sämmtlich entschlossen zu sterben, in das letzte Fort, Tabia, zurück; schon erstürmen die Türken die Wälle, da zünden jene die Pulverminen an; die Erde zittert und Ipsara wird das Grab der ipsariotischen Helden und der Sieger.

Dieser Schlag öffnete den Griechen die Augen. Das Volk und alle Behörden erheben sich zum vereinten Widerstande, Hydra und Spezzia bemannen ihre Schiffe. Ipsara wird von dem tapfern Miaulis wiedergenommen (den 15. Juli); die Schiffe daselbst gerettet, der Felsen verlassen. Mit geringerer Macht wird der Feind bei Samos (s. d.), Kos, Chios zurückgeschlagen; selbst bei Kandia leidet er Ver-

lust, und die Griechen leisten hier Widerstand in den Stellungen von St.-Rumili, Trypiti, Mirabello und Lassidi. Gleiches Glück auf dem Festlande. Gouras siegt über die Barbaren bei Marathon. Der türkische Oberfeldherr, Derwisch Pascha, geschlagen im Juli, Aug. und Septbr., bei Gravia, bei Amplani, in der Landschaft Phocis, flieht mit Verlust seines Gepäcks nach Lariſſa zurück. Dadurch scheitert sein Plan, sich über Salona mit Omer Vriones zu vereinigen, gänzlich. In Westhellas vereitelt Maurokordatos durch kräftige Maßregeln alle Entwürfe des kühnen und listigen Omer Vriones, der zum dritten Male Arkarnanien und Aetolien überzogen hat. Darauf gehen die Griechen zum Angriff über und dringen bis an die Mauern von Arta vor. — Unterdessen führten die obern Behörden zu Nauplia laute Beschwerden gegen die Agenten einiger christlichen Mächte im Archipel. Diese schürten das Feuer der Zwietracht an, und hemmten den raschen Fortschritt der innern Verwaltung. Gleichwohl ordnete sich das Ganze immer mehr. Es wurden die Steuern, nach einer gerechten Vertheilung erhoben und die Staatsgüter regelmäßig verpachtet. Eine unter vortheilhaften Bedingungen geschlossene Anleihe gründete den Nationalkredit. Mit dem Vertrauen belebte sich wieder der Handel, und man erblickte die griechische Flagge wieder in Ankona, Livorno, Marseille, bis an den Ufern der Themse. Die Regierung beginnt aufs neue, ein europäisch geordnetes Heer zu bilden. Der franz. Militaircodex wird in Griechenland eingeführt. Die Rechtspflege überhaupt erhält eine bestimmte Form. In Missolunghi gibt es einen Gerichtshof und ein Appellationsgericht. Die Verhandlungen vor Gericht sind öffentlich. Uebrigens gilt Preßfreiheit. Vier Zeitungen erscheinen wöchentlich 2 Mal. Zu Missolunghi die Hellenische Chronik und der Telegraph; zu Hydra der Freund des Gesetzes (das Amtsblatt), und zu Athen die Ephemeriden. Der Freund nennt sich seit dem Oktober 1825 bloß Zeitung von Hydra. Theoklyt Farmakidi gab seit dem 19. Oktbr. 1825 eine griechische allgemeine Zeitung als Regierungsblatt heraus. Man sorgt zugleich für den öffentlichen Unterricht. Während Alles neu geschaffen werden muß, beginnt der zweite Theil des blutigen Feldzugs.

Die ägyptische Flotte war endlich am 19. Juli aus Alexandrien ausgelaufen; 9 Fregatten, 14 Korvetten, 40 Briggs und Goeletten, und 240 Transportschiffe mit 18.000 Landungstruppen. Ibrahim Pascha sollte Verstärkungen nach Kandia bringen und hierauf Morea überziehen. Unterdessen hatte sich die griechische Regierung mit den europäischen Mächten in ein feindliches Verhältniß versetzt. Der griechische Staatssecretair Rhodios lehnte in einem Schreiben an Canning die Vorschläge zu einer Vermittelung mit der Pforte ab. (Das Schreiben des Secretairs Rhodios vom $^{12}/_{24}$. Aug. 1824 an Herrn Canning, und Cannings Antwort vom 1. Dez. 1824 hat die Allgemeine Zeitung, 1825, Nro. 99., mitgetheilt.) Dagegen erzwang England durch seinen Lord-Obercommissair der ionischen Inseln, Sir Frederik Adams, am 15. Sept. die Zurücknahme der von der griechischen Regierung am 7. Juni erlassenen Kundmachung, nach welcher sie die europäischen an den Feind vermiethete Transportschiffe nicht als neutral, sondern als feindliche Schiffe behandelte. Die griechische Regierung erließ jedoch ein Manifest, in welchem sie sich über die schändliche Gewinnsucht der christlichen Kaufleute, welche das Gesetz der Neutralität zu Gunsten der Türken so offenbar verletzten, nach-

drücklich beschwerte. Die englische Regierung erkannte hierauf das von der griechischen Regierung in der gehörigen Form ausgeübte Blokaderecht an, und der östreichische Internuncius erließ an die Konsuln seines Staats den Befehl, jedes neutralwidrige Schiffmiethen zu verhindern. Demungeachtet überließen einzelne christliche Capitaine, und in der letzten Zeit hauptsächlich französische, aus schändlichem Eigennutz ihre Schiffe den Aegyptern und führten christliche Gefangene aus Griechenland in die Sklaverei nach Afrika: ein empörendes Verfahren, welches in der französischen Pairskammer 1826 Chateaubriand rügte, und hierauf gesetzlich verboten wurde.

Während Dieses geschah, hatten am 4. Septbr. die ägypt. und die türk. Flotte in dem Golf von Budrun sich vereinigt, und nun entspannen sich einzelne Gefechte mit der griechischen Flotte; am 10. Septbr. dauerte der Kampf bei Naxos den ganzen Tag: vielleicht das erste Seetreffen, das diesen Namen verdient. Der unerschrockene Kanaris sprengte mit seinem Brander eine ägyptische Fregatte von 44 Kanonen und eine Brick in die Luft; die Griechen verloren 10 kleine Schiffe; endlich brach die ottomanische Flotte das Gefecht ab, und zog sich mit dem Verluste von mehren Transportschiffen am 21. Sept. nach Mitylene. Khosrew kehrte hierauf mit 15 Segeln nach Konstantinopel, und Ibrahim Pascha mit der übrigen Flotte in den Golf von Budrun zurück. Er versah aufs neue die Inseln, besonders Kandia, welches sein Vater bereits als einen Bestandtheil seines Vicekönigreichs ansah, mit Truppen und Lebensmitteln. Bald nachher griff ihn Miaulis, am 25. Nov., auf der Höhe von Kandia an. Ibrahim verlor eine Fregatte, 10 kleine Kriegs- und 15 Transportschiffe; auch durch die Pest geschwächt, welche am Bord der Schiffe ausgebrochen war, zog er in die Häfen von Rhodos, wo er seinen in Europa wohl bekannten Admiral Ismail Gibraltar durch den Tod verlor. Sein Plan, Morea anzugreifen, war für dieses Jahr vereitelt.

Nach so ruhmvollen Anstrengungen der griechischen Flotte störte die trotzige Ehrsucht der Militairfaction abermals die Eintracht auf der Halbinsel. Als die Wahlen zu der dritten Regierungsperiode im Okt. ihren Anfang nahmen, bestand der gesetzgebende Rath zu Nauplia aus 63 Mitgliedern. Maurokordatos legte seine Stelle als Präsident des Senats nieder, die Panuzza Notaras erhielt; Kolokotronis und dessen Anhänger fielen bei der Wahl des Vollziehungsrathes durch. Die vorigen Mitglieder wurden bestätigt. Allein unglückliche Ereignisse hemmten die Thätigkeit der Regierung. In Nauplia entstand ein pestartiges Nervenfieber, an welchem der Vicepräsident Botassis und Manuel Tumbasis starben; der Präsident Konduriotis begab sich deßwegen nach Hydra. Zu gleicher Zeit brach im Novbr. 1824 ein Bürgerkrieg aus. Kolokotronis hatte der erneuerten Wahl des Vollziehungsraths öffentlich widersprochen, und die Truppenbefehlshaber auf seine Seite gezogen. Sofort verließen die Generale Kanellas, Papaganopulos, Andreas Londos und Notarapulos die ihnen aufgetragene Belagerung von Patras; ihre Truppen zerstreuten sich; sie selbst mit ihren Anhängern stellten sich unter die Fahnen des Aufruhrs in Tripolizza, wo Panos Kolokotronis an ihre Spitze trat. Nun kehrte Konduriotis am 9. Dez. nach Nauplia zurück und rief aus Attika die Heerführer Gouras, Tassos u. A. nach Korinth; Koletti übernahm den Oberbefehl, Christos und Maurogeni zogen vor Tripolizza. Die Rebellen wurden in mehren Gefechten geschlagen; Panos Kolo-

kotronis blieb und seine Anhänger zerstreuten sich. Die bekannte Amazone Bobelina, Kolokotronis Anhängerin, fiel durch den Dolch eines Griechen, wie es heißt, des Geliebten ihrer Tochter, dem sie deren Hand versagt hatte; Odysseus, welcher mit den Türken auf Negroponte in geheime Verbindung getreten war, erlitt von Gouras eine Niederlage, wurde gefangen, und in einen von ihm selbst zum Schutze Athens gebauten Thurm gesperrt; der Versuch zu entspringen, mißlang; er stürzte in die Tiefe und blieb todt. Kolokotroni, der Vater, sah sich jetzt von Allen verlassen, und sandte im Dezbr. 1824 seine Unterwerfung ein. Die übrigen Anstifter des Aufruhrs entflohen nach den ionischen Inseln; Einige ergaben sich, Andere wurden ergriffen, und nebst dem alten Kolokotronis nach Hydra in ein Kloster gebracht, wo sie von einer Commission gerichtet werden sollten. Der Mainotten-Bei Pietro Mauromichalis ward freigesprochen. Die Regierung bemühte sich nunmehr, den Gehorsam des Heeres gesetzlich zu befestigen, und traf Anstalten, um Patras, Modon und Koron aufs neue einzuschließen. Omer Briones trat mit den Griechen in Unterhandlungen, brach sie aber im J. 1825 ab, und erhielt das Paschalik Salonichi.

Der Feldzug 1825 ward mit Ibrahim Paschas Landung in Morea eröffnet, während Reschid Pascha Missolunghi belagerte, und der Kapudan Pascha beide mit seiner Flotte unterstützte. In dieser Gefahr wurde Griechenlands Untergang durch die Capitains selbst befördert. Ibrahim Pascha landete nämlich ungehindert, am 22. Febr. 1825, mit 4500 Mann zwischen Koron und Modon, und verstärkte sich im Anfang des März auf 12.000 Mann. Sein Heer war durch europäische Taktik, französische Anführer, die Waffe des Bajonnets und eine geordnete Reiterei, den Hellenen weit gefährlicher, als die undisciplinirten Schaaren der Türken. So begann Ibrahim die Belagerung von Navarino, dem Schlüssel zum Innern des Peloponnes. Vergebens griff Miaulis mit seiner Flotte in der Nacht vom 12. zum 13. Mai die feindliche Flotte an, wo er eine ägyptische Fregatte, 2 Corvetten, 3 Bricks und mehre Transportschiffe verbrannte. Vergebens that Maurokordatos mit persönlicher Gefahr Alles, um den Muth der auf das Aeußerste gebrachten Besatzung von Navarino zu beleben. Konduriotis fand, als er zum Entsatz auf der Landseite heraneilte, keinen Gehorsam. So war die Unthätigkeit der Capitaine, welche den Hydrioten und der Regierung keine Folge leisteten, Schuld daran, daß Navarino am 18. Mai capitulirte, worauf Ibrahim unaufgehalten gegen Tripolizza vordrang. In dieser Noth sah sich die Regierung genöthigt, den alten Klephten-Anführer vom Berg Otenos, Kolokotronis, nebst allen seinen Anhängern zu begnadigen, um ihm, nachdem er feierlich Treue und Gehorsam angelobt hatte, den Oberbefehl im Peloponnes zu übertragen. Dieß geschah am Ende des Mais 1825. Unterdessen war Reschid Pascha, nachdem er bei Salona die Griechen geschlagen hatte, in Akarnanien und Aetolien eingedrungen. Am 22. April begann die dritte Belagerung von Missolunghi und Anatoliko. Allein der Kapudan Pascha langte nicht zeitig genug an, um den Angriff von der Seeseite her zu unterstützen. Er verlor im Mai bei Capo d'Oro gegen den griechischen Admiral Sachturis mehre Schiffe, und erreichte Modon erst am Ende dieses Monats. Ibrahim hatte bereits Kalamata genommen und Tripolizza, das die Griechen vor ihrem Abzuge angezündet, besetzt. Er drang hierauf

nach allen Seiten hin zerstörend vor, und erreichte sogar Argos. Auch Nauplia wurde von ihm bedroht. Allein nach einem Gefechte bei den Mühlen, zwei Stunden von der Hauptstadt, mußte er sich unter fortwährenden Gefechten mit Kolokotronis Schaaren bis Tripolizza zurückziehen. Dieß blieb der Mittelpunkt seiner Unternehmungen. Da auf seine Aufforderung, sich zu unterwerfen, um Schutz zu finden, auch nicht ein griechisches Dorf Gehorsam leistete, so ließ er Alles verwüsten, die Männer niederhauen, Weiber und Kinder aber als Sklaven nach Aegypten führen.

Glänzender bewährte sich der Heldengeist der Hellenen in Missolunghis Vertheidigung. Die Besatzung wies alle Aufforderungen fränkischer Vermittler zur Uebergabe von sich. Noto Botsaris stand an der Spitze der Tapfern; der mehrtägige Sturm, den die Türken mit 35.000 Mann zu Lande, und mit 4000 zu Wasser unternahmen, ward am 2. Aug. 1825 gänzlich zurückgeschlagen. Die Türken verloren 9000 Mann. Während des Sturmes traf auch Miaulis ein, verbrannte mehre türkische Schiffe und zwang die Flotte zum Rückzuge. Die Belagerung ward am 12. Okt. 1825, fünfthalb Monate nach Eröffnung der Laufgräben, aufgehoben; seitdem fand nur eine Einschließung statt. Ibrahim Pascha breitete dagegen seine Waffen immer weiter aus. Die Regierung befand sich in der größten Gefahr. Sie hatte selbst in England bei den Hülfsvereinen fast alles Vertrauen verloren, weil die Gelder der englischen Anleihe nicht zweckmäßig angewendet worden waren. Da faßte die Regierung, auf welche die englische Partei durch den Staatssecretair Maurokordatos vielen Einfluß ausübte, nach einer mit dem britischen Commodore Hamilton gehabten Unterredung, am 24. Juli 1825 den Beschluß, sich Englands Schutz zu übergeben. Allein noch ehe die griechischen Abgeordneten in London eintrafen, erließ die britische Regierung, am 30. Sept. 1825, eine bestimmte Neutralitätserklärung, nach welcher die Absendung britischer Hülfsexpeditionen von Privatvereinen nicht mehr gestattet war. Ueberhaupt verbot schon die ganze Lage der europäischen Politik jeder einzelnen Macht die Zusage einer unmittelbaren Dazwischenkunft. Wenigstens hatte die engl. Regierung durch ihren Consul zu Alexandrien den engl. Schiffern verboten, für Rechnung des Pascha's Kriegsbedürfnisse aus Aegypten nach Griechenland überzuführen. Indeß schien England das Visitationsrecht der Griechen anzuerkennen. Jene Erklärung beruhigte den Divan, und der neue englische Gesandte, Stratford-Canning, begab sich endlich auf die Reise nach Konstantinopel, verweilte aber unterwegs sehr lange, und hatte im Jan. 1826 mit Maurokordatos und andern hellenischen Staatsmännern auf Hydra eine Unterredung, um sich von der Lage des Ganzen zu unterrichten. Er begab sich dann nach Smyrna, und segelte von hier am 15. Jan. in die Dardanellen, traf aber erst in den letzten Tagen des Februars zu Konstantinopel ein.

Um diese Zeit (März 1826) verhandelte der Herzog v. Wellington, als außerordentlicher Botschafter zu St.-Petersburg, nebst dem dort befindlichen, ehemals in Konstantinopel angestellt gewesenen Lord Strangford, mit dem russischen Cabinet über die griechische Angelegenheit. Denn am Ende des J. 1825 schien sich in den Cabinetten der ersten europäischen Mächte der Gedanke an die Herstellung eines unabhängigen Griechenstaats immer mehr auszubilden. Dazu mochte denn wohl der erfolglose Ausgang des unter so günstigen Aussichten begon-

nenen türkisch-ägyptischen Feldzugs viel beitragen. Der Kapudan Pascha hatte nämlich am Ende des Augusts in Alexandrien, wo der kühne Kanaris am 10. August mit drei Brandern in den Hafen eingedrungen war, um die ägyptische Flotte zu verbrennen, den Oberbefehl über die ägyptische Flotte übernommen und am 5. Novbr in Navarino frische Truppen ans Land gesetzt; er hatte sich hierauf gegen Missolunghi gewandt, um die Einschließung dieses Platzes von der Seeseite zu bewirken. So begann, gemeinschaftlich mit Ibrahim, Reschid Pascha einen Winterfeldzug; allein auch dieser führte keine Entscheidung herbei. Alles schien zwar den Untergang der griechischen Sache zu beschleunigen. Die griechische Flotte (73 Kriegsschiffe und 23 Brander) war zu spät vor Navarin angekommen; die Regierung hatte kaum 6000 M. unter den Waffen; die Capitaine verthaten das Geld, für welches sie Truppen ausrüsten sollten, in Nauplia; die Vorsteher der französischen und nordamerikanischen Philhellenen-Commirées, General Roche und Townshend Wgshington, wirkten öffentlich und insgeheim den Schritten der englischen Partei entgegen, welche in der Regierung die Oberhand hatte; die Mitglieder des Senats und des Vollziehungsraths standen zum Theil in keiner persönlichen Achtung; der Staatssecretair Maurokordatos, der fast allein mit Einsicht und Klugheit auf Ordnung hielt, und deßhalb von allen Parteien angefeindet wurde, hatte wenig Einfluß; die Insulaner allein boten in der gemeinsamen Gefahr zur Rettung Moreas die letzten Kräfte auf, mußten aber zugleich für die eigene Vertheidigung sorgen. Demungeachtet gelang es ihrer Flotte, die am 24. Nov. bei Missolunghi eintraf, diesen Platz, der zum vierten Male belagert wurde, und dessen Besatzung abermals einen von der See- und Landseite versuchten Sturm abgeschlagen hatte, mit Kriegsbedarf und Lebensmitteln zu versehen. Es war nämlich zu gleicher Zeit Gouras aus Livadien gegen Salona vorgedrungen, und hatte die Türken aus diesem wichtigen Punkte (am 7. Nov.) vertrieben, worauf er das Belagerungsheer des Reschid Pascha im Rücken angriff. Auch ward ein von Ibrahim Pascha gegen Korinth abgesandtes Corps von Nikitas gänzlich aufgerieben. Hierauf erließ die provisorische Regierung im Dec. 1825 einen Aufruf zu freiwilligen Beiträgen für die Ausrüstung einer neuen Flottenabtheilung zu Hydra, um Missolunghi zu retten. Durch die Abtheilung verstärkt, erschien Miaulis im Jan. 1826 in den Gewässern von Missolunghi; das von ihm am 8. Jan. dem Kapudan Pascha beim Cap Papa gelieferte glückliche Seegefecht aber soll nach dem östreich. Beobachter gar nicht stattgefunden haben. Unterdessen trafen Reschid und Ibrahim Pascha Anstalten zu einer neuen Belagerung, die der Letzte selbst leitete; auch hatte Ibrahim zu diesem Zwecke, als Statthalter von Morea, Patras in Besitz genommen, nachdem der tapfre Jussuf Pascha zum Statthalter von Aidin (Magnesia) in Natolien ernannt worden war. Auch der Kapudan Pascha erschien aufs neue vor Missolunghi; einige Versuche der griechischen Flotte, sie wieder mit Lebensmitteln und Kriegsvorräthen zu versorgen, mißlangen; darauf ließ der Kapudan Pascha am 27. Jan. durch den Commandanten einer englischen Corvette, die Behörden der Stadt unter Androhung eines Sturms, zur Uebergabe auf Bedingungen auffordern; allein sie lehnten den Antrag ab, indem die Griechen nur zwischen der Freiheit und dem Tode wählen könnten. Bald nachher fiel ein neues Gefecht zwischen beiden Flotten, im Golf von Patras, am 27.

und 28. Jan. vor, wo ein englischer Fregatten-Capitain, Spencer, die große Unerfahrenheit der Türken beobachten konnte; der Kapudan Pascha verlor durch griechische Brander (unter Kanaris) eine Fregatte und mehre kleine Fahrzeuge. Er legte bald darauf, nach einem Zwiste mit Ibrahim Pascha, der seine Zurückberufung vom Divan verlangt hatte, den Oberbefehl über die Flotte nieder, und begab sich zu Lande über Janina nach Konstantinopel. In Folge jenes Gefechts gelang es den Griechen, Missolunghi, aber nur auf einige Wochen, mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf zu versehen. Ein späterer Versuch, am 12. Febr., ward durch die türkisch-ägyptische Flotte vereitelt. Unterdessen waren die am Ende des J. 1825 vom Divan nach Griechenland abgesandten Commissarien, Hußni Bei und Redschid Effendi (der Agent des Vicekönigs von Aegypten) zu Lande über Monastir (Bitoglia), im Lager vor Missolunghi eingetroffen, um den Fall dieses Platzes zu erwarten, und dann nach den Umständen zu handeln. Vergleichsvorschläge, welche die Pforte der griechischen Regierung machen sollte, durfte man jedoch von dieser Sendung nicht erwarten. Reschid Pascha verließ um diese Zeit Akarnanien und zog sich gegen Livadien, um Gouras und den Obersten Fabvier, welcher ein Corps von 1000 Griechen auf europäischen Fuß gebildet hatte, zu beschäftigen. Ibrahim leitete jetzt allein die Belagerung. Er hatte 25.000 Mann, darunter gegen 9000 Mann regulaire Truppen, und 48 in Frankreich erkaufte Feuerschlünde, aus welchen Pierre Boyer, ein ehemaliger bonapartischer, durch seine in Aegypten, St.-Domingo und Spanien verübten Grausamkeiten bekannter General, Missolunghi seit dem 24. Febr. beschoß. Nach mehrtägigem Bombardement bot Ibrahim den Befehlshabern der Festung wiederholt große Summen für die Ueberlieferung des Platzes an; er wollte ihnen sogar gestatten, die Kanonen und alles bewegliche Eigenthum mit sich zu nehmen; allein seine Vorschläge wurden verworfen, und die Besatzung bereitete sich zum Tode oder zum Siege. Hierauf stürmte Ibrahim die Werke von Missolunghi vom 28. Februar bis zum 2. März. An diesem Tage griff er den Platz von der See- und Landseite an, ward aber mit einem Verluste von 4000 Mann gänzlich zurückgeschlagen. So schien Missolunghi, das nur noch auf wenig Tage Lebensmittel hatte, durch hellenischen Heldenmuth zum fünften Male befreit. Allein nun wandte Ibrahim seine Angriffe auf die Außenwerke Missolunghis von der Seeseite. Er drang mit Kanonierschaluppen und schwimmenden Batterien in die Lagunen ein, erstürmte am 9. März 1826 die kleine, auch des Fischfangs wegen wichtige, Insel Wassiladi, wo die Besatzung von 110 Mann den Heldentod starb. Eine in die Pulverkammer des Forts gefallene Bombe, wodurch die Munition in Brand gerieth, hatte den Fall dieses Punktes entschieden. Hierauf nahm Ibrahim am 13. März 1826 die unweit Missolunghi gelegene, befestigte Insel Anatoliko mit Capitulation, nachdem er ein befestigtes Kloster auf der Landseite, Namens Kundro, welches jene Insel schützte, erstürmt hatte, wo die Besatzung von 400 Mann niedergehauen wurde. — Nach diesen Unfällen konnte Missolunghi nur durch die Ankunft der griechischen Flotte, welche sich in Hydra mit Lebensmitteln versorgen mußte, und durch das Vordringen des Truppencorps unter Gouras und Fabvier von Salona her gerettet werden. Allein Reschid Pascha hielt Gouras Schaaren auf, und Missolunghi — der Vorwall des Peloponnesos — fiel glorreich den 22. April 1826.

nenen türkisch-ägyptischen Feldzugs viel beitragen. Der Kapudan Pascha hatte nämlich am Ende des Augusts in Alexandrien, wo der kühne Kanaris am 10. August mit drei Brandern in den Hafen eingedrungen war, um die ägyptische Flotte zu verbrennen, den Oberbefehl über die ägyptische Flotte übernommen und am 5. Novbr in Navarino frische Truppen ans Land gesetzt; er hatte sich hierauf gegen Missolunghi gewandt, um die Einschließung dieses Platzes von der Seeseite zu bewirken. So begann, gemeinschaftlich mit Ibrahim, Reschid Pascha einen Winterfeldzug; allein auch dieser führte keine Entscheidung herbei. Alles schien zwar den Untergang der griechischen Sache zu beschleunigen. Die griechische Flotte (73 Kriegsschiffe und 23 Brander) war zu spät vor Navarin angekommen; die Regierung hatte kaum 6000 M. unter den Waffen; die Capitaine verthaten das Geld, für welches sie Truppen ausrüsten sollten, in Nauplia; die Vorsteher der französischen und nordamerikanischen Philhellenen-Commitées, General Roche und Townshend Washington, wirkten öffentlich und insgeheim den Schritten der englischen Partei entgegen, welche in der Regierung die Oberhand hatte; die Mitglieder des Senats und des Vollziehungsraths standen zum Theil in keiner persönlichen Achtung; der Staatssecretair Maurokordatos, der fast allein mit Einsicht und Klugheit auf Ordnung hielt, und deßhalb von allen Parteien angefeindet wurde, hatte wenig Einfluß; die Insulaner allein boten in der gemeinsamen Gefahr zur Rettung Moreas die letzten Kräfte auf, mußten aber zugleich für die eigene Vertheidigung sorgen. Demungeachtet gelang es ihrer Flotte, die am 24. Nov. bei Missolunghi eintraf, diesen Platz, der zum vierten Male belagert wurde, und dessen Besatzung abermals einen von der See- und Landseite versuchten Sturm abgeschlagen hatte, mit Kriegsbedarf und Lebensmitteln zu versehen. Es war nämlich zu gleicher Zeit Gouras aus Livadien gegen Salona vorgedrungen, und hatte die Türken aus diesem wichtigen Punkte (am 7. Nov.) vertrieben, worauf er das Belagerungsheer des Reschid Pascha im Rücken angriff. Auch ward ein von Ibrahim Pascha gegen Korinth abgesandtes Corps von Nikitas gänzlich aufgerieben. Hierauf erließ die provisorische Regierung im Dec. 1825 einen Aufruf zu freiwilligen Beiträgen für die Ausrüstung einer neuen Flottenabtheilung zu Hydra, um Missolunghi zu retten. Durch die Abtheilung verstärkt, erschien Miaulis im Jan. 1826 in den Gewässern von Missolunghi; das von ihm am 8. Jan. dem Kapudan Pascha beim Cap Papa gelieferte glückliche Seegefecht aber soll nach dem östreich. Beobachter gar nicht stattgefunden haben. Unterdessen trafen Reschid und Ibrahim Pascha Anstalten zu einer neuen Belagerung, die der Letzte selbst leitete; auch hatte Ibrahim zu diesem Zwecke, als Statthalter von Morea, Patras in Besitz genommen, nachdem der tapfre Jussuf Pascha zum Statthalter von Aidin (Magnesia) in Natolien ernannt worden war. Auch der Kapudan Pascha erschien aufs neue vor Missolunghi; einige Versuche der griechischen Flotte, sie wieder mit Lebensmitteln und Kriegsvorräthen zu versorgen, mißlangen; darauf ließ der Kapudan Pascha am 27. Jan. durch den Commandanten einer englischen Corvette, die Behörden der Stadt unter Androhung eines Sturms, zur Uebergabe auf Bedingungen auffordern; allein sie lehnten den Antrag ab, indem die Griechen nur zwischen der Freiheit und dem Tode wählen könnten. Bald nachher fiel ein neues Gefecht zwischen beiden Flotten, im Golf von Patras, am 27.

und 28. Jan. vor, wo ein englischer Fregatten-Capitain, Spencer, die große Unerfahrenheit der Türken beobachten konnte; der Kapudan Pascha verlor durch griechische Brander (unter Kanaris) eine Fregatte und mehre kleine Fahrzeuge. Er legte bald darauf, nach einem Zwiste mit Ibrahim Pascha, der seine Zurückberufung vom Divan verlangt hatte, den Oberbefehl über die Flotte nieder, und begab sich zu Lande über Janina nach Konstantinopel. In Folge jenes Gefechts gelang es den Griechen, Missolunghi, aber nur auf einige Wochen, mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf zu versehen. Ein späterer Versuch, am 12. Febr., ward durch die türkisch-ägyptische Flotte vereitelt. Unterdessen waren die am Ende des J. 1825 vom Divan nach Griechenland abgesandten Commissarien, Hußni Bei und Redschid Effendi (der Agent des Vicekönigs von Aegypten) zu Lande über Monastir (Bitoglia), im Lager vor Missolunghi eingetroffen, um den Fall dieses Platzes zu erwarten, und dann nach den Umständen zu handeln. Vergleichsvorschläge, welche die Pforte der griechischen Regierung machen sollte, durfte man jedoch von dieser Sendung nicht erwarten. Reschid Pascha verließ um diese Zeit Akarnanien und zog sich gegen Livadien, um Gouras und den Obersten Fabvier, welcher ein Corps von 1000 Griechen auf europäischen Fuß gebildet hatte, zu beschäftigen. Ibrahim leitete jetzt allein die Belagerung. Er hatte 25.000 Mann, darunter gegen 9000 Mann reguläre Truppen, und 48 in Frankreich erkaufte Feuerschlünde, aus welchen Pierre Boyer, ein ehemaliger bonapartischer, durch seine in Aegypten, St.-Domingo und Spanien verübten Grausamkeiten bekannter General, Missolunghi seit dem 24. Febr. beschoß. Nach mehrtägigem Bombardement bot Ibrahim den Befehlshabern der Festung wiederholt große Summen für die Ueberlieferung des Platzes an; er wollte ihnen sogar gestatten, die Kanonen und alles bewegliche Eigenthum mit sich zu nehmen; allein seine Vorschläge wurden verworfen, und die Besatzung bereitete sich zum Tode oder zum Siege. Hierauf stürmte Ibrahim die Werke von Missolunghi vom 28. Februar bis zum 2. März. An diesem Tage griff er den Platz von der See- und Landseite an, ward aber mit einem Verluste von 4000 Mann gänzlich zurückgeschlagen. So schien Missolunghi, das nur noch auf wenig Tage Lebensmittel hatte, durch hellenischen Heldenmuth zum fünften Male befreit. Allein nun wandte Ibrahim seine Angriffe auf die Außenwerke Missolunghis von der Seeseite. Er drang mit Kanonierschaluppen und schwimmenden Batterien in die Lagunen ein, erstürmte am 9. März 1826 die kleine, auch des Fischfangs wegen wichtige, Insel Wassiladi, wo die Besatzung von 110 Mann den Heldentod starb. Eine in die Pulverkammer des Forts gefallene Bombe, wodurch die Munition in Brand gerieth, hatte den Fall dieses Punktes entschieden. Hierauf nahm Ibrahim am 13. März 1826 die unweit Missolunghi gelegene, befestigte Insel Anatoliko mit Capitulation, nachdem er ein befestigtes Kloster auf der Landseite, Namens Kundro, welches jene Insel schützte, erstürmt hatte, wo die Besatzung von 400 Mann niedergehauen wurde. — Nach diesen Unfällen konnte Missolunghi nur durch die Ankunft der griechischen Flotte, welche sich in Hydra mit Lebensmitteln versorgen mußte, und durch das Vordringen des Truppencorps unter Gouras und Fabvier von Salona her gerettet werden. Allein Reschid Pascha hielt Gouras Schaaren auf, und Missolunghi — der Vorwall des Peloponnesos — fiel glorreich den 22. April 1826.

Jetzt schien die Gründung eines ägyptisch-afrikanischen Militairstaats in Europa entschieden. Denn Ibrahim hatte den Kapudan Pascha, Jussuf Pascha und den Roschid Pascha entfernt; er war im Besitz von Modon, Koron, Navarino und Patras. Kam nun auch Nauplia in seine Gewalt, so machte er sich bald zum Herrn der Inseln des Archipels. Der Pforte war es dann nicht möglich, diesen mächtigen Satrapen in der Unterwerfung zu erhalten; und all Dieses hätte der Vizekönig von Aegypten französischen Artillerieoffizieren verdankt!

Allein eben diese Gefahr bestimmte die Cabinette zum Handeln. Dazu kam die Begeisterung der Völker. Das Schicksal Missolunghis, unter dessen Trümmern, nachdem 1800 Hellenen unter Noto Botsaris und Kitzos Tsavellas nach Salona und Athen hin sich durchgeschlagen hatten, die Zurückgebliebenen freiwillig sich begruben, erregte in ganz Europa die lebhafteste Theilnahme; aber nur in Frankreich durfte diese zuerst laut und thätig sich beweisen. Hier zählte die zu Paris 1825 gebildete Société philanthropique en faveur des Grecs die angesehensten Männer (Chateaubriand, Choiseul, Dalberg, Math. Dumas, Fitz-James, Laffitte, Lainé, Alex. v. Lameth, Larochefoucault-Liancourt, Cas. Perrier, Sebastiani, Ternaux, Villemain und viele Andere) zu Mitgliedern. Sie hatte im Februar aufs neue 60.000 Franken für die Versorgung Missolunghis mit Lebensmitteln verwendet; sie erhielt zu demselben Zweck von Amsterdam 30.000 Fr. Der Genfer Eynard wies 12.000 Fr. an. Der Herzog von Orleans unterzeichnete mehrmals beträchtliche Summen; vierzig Frauen aus der höhern Ständen sammelten persönlich Beiträge, und fast in allen Salons zu Paris war es Sitte, daß die Hausfrau eine Sammlung für die Griechen veranstaltete. Darauf folgte Deutschland. Hier unterzeichnete ein König — Ludwig von Baiern — Beiträge, und erlaubte seinen Kriegern — an ihrer Spitze stand der edle Oberst von Heidegger — für Griechenlands Sache zu kämpfen. Es erhob sich die Stimme der Dichter; es bildeten sich neue Griechenvereine, z. B. in Sachsen; alle traten mit dem edlen Eynard in Verbindung. Griechische Waisen wurden in Deutschland, in der Schweiz und in Frankreich erzogen.

So nahte endlich, als der Jammer des Landes aufs höchste gestiegen war, den Griechen langsam die Rettung. Es hatte nämlich Wellington auf Canning's Geheiß in Petersburg das Protokoll vom 4. April 1826 unterzeichnet, welches das Einschreiten der 3 Hauptmächte zu Gunsten Griechenlands vorbereitete. Aber erst wollte der Kaiser von Rußland seine Irrungen mit der Pforte schlichten. Dieß geschah durch den Vertrag von Ackerman am 6. Okt. 1826. Darauf schloß England mit ihm und Frankreich gemeinschaftlich, zu London am 9. Juli 1827 den Pacificationsvertrag Griechenlands. Canning wollte die Entscheidung der griechisch-türkischen Frage leiten, ohne daß Rußland in einen Landkrieg mit der Pforte verwickelt, und Europa dadurch von einem allgemeinen Kriege bedroht würde. Sein Tod und seines Nachfolgers (Wellington) schwankende, ja zweideutige Politik vereitelten zum Theil Canning's edle Entwürfe.

Unterdessen hatte das ägyptische Heer fast alle Theile von Morea durchzogen und in eine Einöde verwandelt, ohne auch nur ein einziges griechisches Dorf unter seinen Gehorsam zu bringen. Familien von allen Punkten Griechenlands drängten sich unter den Mauern

Nauplias zusammen, und duldeten lieber alle Gräuel des Elends und Hungers, als irgend einen Vertrag mit ihren muselmännischen Henkern einzugehen. Durch die Verzweiflung wurden freilich manche dieser Unglücklichen zur Seeräuberei getrieben. Indeß bestanden die meisten Corsaren in den griechischen Gewässern, die nicht einmal die griechische Flagge verschonten, aus Uebelthätern und Verwiesenen aus den ionischen Inseln, aus Dalmatien und Italien. Neue Schaaren von Kriegern drangen aus den Gebirgen hervor, und Kolokotronis griff mehrmals das von 3000 Aegyptern, unter Soliman Bei (dem franz. Renegaten la Seve) vertheidigte Tripolizza an. Einfluß des Klima und Seuchen hatten das ägyptische Heer geschwächt. Dessen ungeachtet konnte Tripolizza nicht erobert werden. Indeß traf die im Jan. 1826 zusammenberufene Volksversammlung zu Megara mehre Maßregeln zur Einrichtung der innern Verwaltung, besonders in Hinsicht der Rechtspflege und der Staatseinnahme. Zugleich ward ein Zug nach Negroponte vorbereitet und der in Kandia 1825 wiederausgebrochene Aufstand der Griechen unterstützt, wo Karabusa von ihnen genommen wurde. — Allein Mangel an Geld und Lebensmitteln, vorzüglich aber der Zwist der Heerführer, das Mißtrauen der von ihren Anführern getäuschten Palikaren, und der Undank der Hellenen gegen die Philhellenen oder Taktiker waren Schuld, daß keine wichtige Unternehmung gelang. So geschah es, daß Athen, nachdem die Griechen in dem Kampfe, der Athen entsetzen sollte, feig geflohen waren, am 7. Juni 1827 mit Capitulation an Reschid Pascha überging. Vergebens war Lord Cochrane, durch die schlechte Bauart der von den Griechen theuer bezahlten Dampfschiffe in England lange aufgehalten, endlich in Griechenland als Admiral an die Spitze der Seemacht, und General Church an die Spitze der Landmacht, Beide im Dienste der Republik, getreten. Die Osmanen blieben im Besitz von ganz Ost- und Westhellas. Die Noth vermehrte noch ein blutiger Parteienkampf in Nauplia selbst. Hier beschoß Grivas, im Besitz der Feste Palämede, die Stadt, um Sold zu erpressen. Die Nationalregierung flüchtete sich auf die Insel Aegina. Jetzt wandte sie ihre Blicke nach Rußland. Sie wählte den Grafen Kapodistrias (s. d.) zu ihrem Präsidenten. Dieser Staatsmann nahm darauf (13. Juli 1827) seine Entlassung aus dem russ. Dienste, konnte aber erst am 22. Jan. 1828 seinen hohen Posten antreten.

Unterdessen hatten die Gesandten der 3 Mächte am 16. Aug. der Pforte den londoner Pacificationsvertrag übergeben und darauf bis zum 31. Aug. Antwort verlangt. „Griechenland," schlugen sie vor, „sollte sich selbst regieren, jedoch der Pforte Tribut bezahlen." — Europa durfte jetzt um so mehr Griechenlands Selbständigkeit von der Pforte verlangen, damit die Seeräuberei in den griechisch-türkischen Gewässern aufhörte, welche die mit vielen Kosten verbundene Ausrüstung von Kriegsgeschwadern nöthig machte, damit kein ägyptisch-afrikanischer Sklaven- und Räuberstaat Europas schönes Inselmeer beherrschte, damit endlich gesetzliche Ordnung an die Stelle blutiger Anarchie träte, welche zu unterdrücken die Pforte selbst weder die Einsicht hatte noch die Kraft. — Die hellenische Regierung proclamirte sofort (am 25. Aug.) den nach dem londoner Vertrage eingetretenen Waffenstillstand; allein der Reis-Effendi wies am 31. Aug. jede Intervention der 3 Mächte zurück. Hierauf setzten die Griechen ihrerseits die Feindseligkeiten fort, und die türkisch-ägyptische Flotte lief (9. Sept.)

in die Bai von Navarin ein. Darauf erschien am 13. ein britisches Geschwader, unter Admiral Codrington, vor der Bai; mit ihm vereinigte sich am 22. ein französisches unter dem Admiral Rigny und ein russisches unter dem Grafen Heyden. Sie verlangten von Ibrahim Pascha kategorisch die Einstellung der Feindseligkeiten. Er versprach dieß und lief mit einem Theile der Flotte aus, ward aber genöthigt, in die Bai zurückzukehren. Als er nun die Verwüstungen in Morea fortsetzte und auf die Beschwerden der Admirale keine Antwort gab, so liefen die 3 Geschwader in die Bai ein, wo die türkisch-ägyptische Flotte in Schlachtordnung stand. Von türkischer Seite fielen die ersten Schüsse, welche 2 Engländer tödteten. Dieß war das Zeichen zu einer mörderischen Schlacht (20. Okt. 1827). Codrington vernichtete die osmanisch-ägyptische Armada von 110 Schiffen, ein Theil ward verbrannt, ein Theil auf den Strand gejagt, die übrigen zum Fechten unbrauchbar gemacht. Keines strich die Flagge. Europa feierte den Sieg mit Hochgefühl. Nur der König von Großbritannien nannte ihn im Parlamente (30. Jan. 1828) ein verhängnißvolles Ereigniß!

Nun trat eine unfreiwillige Waffenruhe ein. Desto ärger trieben die Seeräuber ihr Unwesen. Darum erließen die Admirale der drei verbündeten Geschwader eine heftige Erklärung an den gesetzgebenden Rath der Hellenen, und nach blutigen Strafen gelang es endlich, durch gemeinschaftliche Maßregeln die Sicherheit der Meere herzustellen, besonders nachdem die Briten den Hauptsitz der Corsaren zu Karabusa auf Kandia (28. Febr. 1828) zerstört hatten. Die Hellenen gingen jetzt zum Angriffskriege gegen die Osmanen über; allein ihre Unternehmung auf Scios, wo sie die Citadelle vergeblich belagerten (vom Nov. 1827 bis zum 13. März 1828), war ebenso zwecklos als für die Bewohner verderblich.

Im dumpfen Zorn über den Tag von Navarin legte die Pforte auf alle Schiffe der Franken in Konstantinopel Beschlag (2. bis zum 19. Nov.), und hob (8. Nov.) alle Verbindung mit den Gesandten der verbündeten Mächte auf, bis Entschädigung für die verlorene Flotte gegeben sey. Zugleich rüstete sie sich zum Kriege. Ueberhaupt entfaltete der Sultan, seit der Aufhebung der Janitscharen im Juni 1826, eine außerordentliche Willens- und Thatkraft, um ein neues Heer auf europäische Art einzurichten; er leitete persönlich die Uebung desselben und feuerte durch alle Mittel, die ihm zu Gebote standen, den Muth der Moslem an. Daher verließ am 4. Dez. 1827 der russ. Botschafter, Ripeaupierre, dann am 8. Dez. der französische, Guilleminot, und der britische, Stratford-Canning, Konstantinopel. Nun bot zwar die darüber betroffene Pforte in einer Note vom 15., welche sie dem Grafen Ribeaupierre, den widrige Winde im Bosporus zurückhielten, nachschickte, zu versöhnenden Maßregeln die Hand; allein damit stimmte der zum Kriege auffordernde, Rußland vielfach beschuldigende Hattischerif des Padischah an alle Paschas vom 20. Dezbr. nicht überein. In demselben sagte der Großherr: „Die Pforte habe sich gestellt, als ob sie Das glaube, was die Minister der drei Mächte ihr gesagt." — „Es müsse den wahren Moslems einleuchten, daß die Pforte nur, um Zeit zu gewinnen, bisher freundschaftlich zu Werke gegangen sey." Aus allen Theilen des Reichs wurden jetzt die Ayans — ein bisher ungewöhnliches Verfahren — nach Istambol berufen, wo man im Jan. 1828 mit ihnen die Vorbereitung zum Kriege besprach. Zugleich wurden alle Moslem von 19—50 Jahren zum Kriege

aufgeboten (30. Dezbr.). Auch ließ sich Mahmud auf die Nachricht, daß Persisch-Armenien in die Gewalt der Russen gefallen sey, durch hinterlistige Vorstellungen der unduldsamen nicht unirten Armenier verleiten, alle katholische Armenier aus Galata und Pera zu verjagen, sodaß binnen 14 Tagen (im Jan. 1828) 16.000 derselben in dem traurigsten Zustande nach Asien auswandern mußten.

Unterdessen hatte der Präsident der Hellenen, Graf Kapodistrias, den talentvollen Trikupi zu seinem Staatssecretair ernannt, und sowohl ein Panhellenion als obersten Nationalrath zu Nauplia (4. Febr. 1828) errichtet, als auch eine hellenische Nationalbank (14. Febr.) vorbereitet und das Heerwesen neu geordnet. Indeß konnte hier der Uebergang in einen bessern Zustand nur langsam erfolgen. Ohne den Beistand Frankreichs und Rußlands, welche den jungen Freistaat, jedes mit 6 Mill. Fr. — nach der Versicherung des »Courrier de Smyrne« als Darlehn, oder nach A. mit 500.000 Fr. (Frankreich mit 250.000 Fr.) monatliche Subsidien — unterstützten, würde die Verwaltung Nichts haben bewirken können. Das Pacificationswerk selbst hatte keinen Fortgang, weil die Pforte jeden Vorschlag verwarf, und England die Schlacht von Navarin sogar zu mißbilligen schien. Codrington ward späterhin abberufen, und Malcolm trat an seine Stelle. In dieser Ungewißheit ließ Jener es geschehen, daß Ibrahim eine Menge Transportschiffe mit griechischen Sklaven vor seinen Augen nach Aegypten sandte.

Dagegen trat jetzt Rußland selbstthätig auf. Der Minister Nesselrode erklärte (27. Febr.) an Frankreich und Großbritannien, daß sein Monarch wegen Verletzung des Tractats von Akerman und wegen des beleidigenden Hattischerifs vom 20. Dec. Genugthuung von der Pforte für sich fordere, übrigens aber in Hinsicht Griechenlands mit ihnen gemeinschaftlich handeln wolle. Hierauf erließ der Kaiser Nicolaus am 14. März 1828 eine Kriegserklärung gegen die Pforte. Vgl. über diesen Krieg den Art. Osmanisches Reich.

Bisher wurden die Unterhandlungen in Konstantinopel mit dem Reis-Effendi von dem niederländischen Gesandten, Baron van Zuylen, geführt. Dieser stellte dem Reis-Effendi die Erklärung Frankreichs, Großbritanniens und Rußlands vom 11. Aug. 1828 zu, welche der Pforte den Beweggrund und den Zweck der franz. Expedition nach Morea zu erkennen gab. Das franz. Cabinet hatte nämlich, mit dem londoner einverstanden, zur Vollziehung des londoner Vertrags beschlossen, ein Truppencorps nach Morea zu schicken, während der britische Admiral Codrington mit dem Vicekönige von Aegypten zu Alexandrien am 6. Aug. 1828 einen Vertrag abschloß, nach welchem Ibrahim Pascha mit seinen ägyptischen Truppen Morea räumen und die gefangenen Griechen freigeben sollte. Auch die schon in Aegypten befindlichen griech. Sklaven sollten freigelassen oder losgekauft werden. Es durften jedoch 1200 M. zur Besetzung der Festungen in Morea zurückbleiben. Um Ibrahim zur Räumung zu nöthigen, war der französische General Maison am 29. Aug. fg. mit 14.000 M. in der Bucht von Koron, bei Petalidi, gelandet. Nach einer gütlichen Unterhandlung räumte Ibrahim Navarin und schiffte sich am 4. Oct. 1828 mit etwa 21.000 M. ein, welche er nebst den Trümmern der Flotte nach Alexandrien führte; doch ließ er in den messenischen Festungen 2500 M. Türken und Aegypter als Besatzung zurück. Nun besetzte Maison die Stadt Navarin ohne Widerstand. Darauf griff er die türkischen

Festungen in Messenien an. Die Besatzungen leisteten weder Widerstand, noch wollten die Commandanten capituliren; also wurden am 6. Oct. die Citadelle von Navarin, am 7. Oct. Modon und am 9. Oct. Koron fast ohne Widerstand von den Franzosen besetzt. Die Besatzungen erhielten freien Abzug. Patras mit 3000 M. capitulirte am 5. Oct. ebenfalls ohne Widerstand, und die Fahnen der drei Mächte des londoner Vertrags wehten neben der helleniſchen Nationalfahne auf den Wällen der befreiten Städte. Nur die Besatzung des Schlosses von Morea (an den kleinen Dardanellen, nordöstlich von Patras, dem von Lepanto gegenüber) verwarf die Capitulation von Patras. Sie ermordete den Pascha, und der franz. General Schneider mußte förmlich Bresche schießen, ehe die Türken am 30. Oct. auf Gnade und Ungnade sich ergaben. Sämmtliche Türken wurden jetzt von dem franz. Admiral Rigny nach Smyrna geführt. Die Commandanten von Koron, Modon und Patras aber (Achmet Bey, Mustapha und Jacobi) flüchteten sich nach Frankreich, um dem Zorne des Sultans zu entgehen. Hierauf wurde der Golf von Lepanto für neutral erklärt, jedoch das Fort von Lepanto (in Rumelien) nicht gehindert, die gewöhnlichen Zölle zu erheben.

Ueber Morea hinaus ward von den Franzosen nichts Feindliches gegen die Türken unternommen, weil der Sultan sonst den Krieg an Frankreich erklärt haben würde. Dieß suchten aber England und Frankreich zu vermeiden, damit sie in dem Kriege der Pforte mit Rußland ihre Vermittelung geltend machen könnten. Daher wollte England das Gebiet des helleniſchen Staats auf Morea und die Cykladen beschränken; dagegen schlugen der russische und der französische Botschafter in Poros vor, die Grenzen der wiedergeborenen Nation von Negroponte an bis zum Golf von Arta auszudehnen. Vergebens rieth jetzt auch Preußen durch einen außerordentlichen Gesandten, den Hrn. v. Canitz, der Pforte, nachzugeben und an den Verhandlungen zu Poros Theil zu nehmen. Der stolze Mahmud verlangte im Gegentheil die Rückkehr des französischen und des britischen Gesandten nach Konstantinopel. Die Botschafter der drei Höfe verließen daher Poros und begaben sich im Jan. 1829 nach Neapel. Um jedoch Morea vor neuen Einfällen der Türken zu schützen, vereinigten sich die drei Höfe zu London (16. Nov. 1828), in welcher sie ihr anzeigten: „daß sie, da ihre verbündeten Streitkräfte sich anschickten, sich aus Morea zurückzuziehen, nachdem sie ihre friedliche Sendung daselbst vollbracht hätten, bis zu der Zeit, wo eine definitive Uebereinkunft durch gemeinschaftliche Zustimmung mit ihnen das Schicksal der Provinzen, welche die Allianz militairisch habe besetzen lassen, geordnet haben würde, — Morea und die cykladischen Inseln unter ihre provisorische Garantie stellten, und aus diesem Grunde den Eintritt irgend einer Militairmacht in dieses Land als einen Angriff gegen sich selbst betrachten würden; sie forderten daher die Pforte auf, sich mit ihnen über die endliche Pacification Griechenlands zu verständigen.“ Diese Note überbrachte der franz. Agent Jaubert nach Konstantinopel. Als auch dieß nicht zum Ziele führte, Rußland aber und Frankreich eine Erweiterung der Grenzen Griechenlands verlangten, so wurde in dem Friedensprotokolle vom 22. März 1829 die Grenze Griechenlands bis zu den Meerbusen von Arta und Volo ausgedehnt.

Die Griechen setzten unterdessen die Feindseligkeiten fort. Der helleniſche Großadmiral Cochrane kam nach 8monatlicher Abwesenheit

den 30. Sept. am Bord des neuen griech. Dampfschiffes, Hermes, in Poros an, und Demetrius Ypsilantis drang an der Spitze von 5000 M. (unter ihm dienten die Chiliarchen, Kolokotronis, Tsavellas, Dentzel, Brathos u. A.) in das eigentliche Hellas (Livadien) ein, schlug die Türken unter Mahmud Pascha bei Lomotico am 3. Nov., eroberte hierauf am 3. Dez. Salona, dann die Städte Lepanto und Livadia, und General Church am 17. März 1829 Vonizza; Anatoliko und Missolunghi capitulirten am 17. Mai 1829. Der bisherige Befehlshaber der Türken, Reschid Pascha, war nach Konstantinopel berufen worden. — Auch auf Kandia brach der Aufstand der Griechen wieder aus, was die Ermordung vieler Griechen in Kanea (14. Aug. 1828) zur Folge hatte, worauf die Engländer diesen Hafen sperrten. Ein Moreote, Hadschi Michalis, welcher später im Kampfe umkam, war der Urheber des erneuerten Kampfes gewesen. Mustapha Pascha, der Befehlshaber der ägyptischen Truppen auf Kandia, hatte Mühe, der Erbitterung der Türken gegen die hellenischen Bewohner der Städte Einhalt zu thun. Die Griechen bemächtigten sich jedoch fast des ganzen offenen Landes von Kandia, und eine ägyptische Flotte, welche Truppen des Vicekönigs nach Kreta bringen sollte, ward von der russischen zur Rückkehr genöthigt. Da nun zugleich der russ. Contreadmiral Ricord mit einem Linienschiffe und 3 Fregatten bei Tenedos die Dardanellen seit dem 14. Nov. 1828 blockirte, so rüsteten die Griechen eine Menge Caperschiffe aus, um alle Zufuhr nach Konstantinopel abzuschneiden. Die Hauptstadt litt bald an Lebensmitteln großen Mangel, bei welcher Gelegenheit der niederländische Gesandte die Nothleidenden sehr unterstützte. Allein der Sultan ward dadurch so wenig zum Nachgeben genöthigt, daß er vielmehr alle nicht aus Konstantinopel gebürtige und daselbst nicht ansässige Griechen und Armenier (etwa 25.000 Köpfe) aus der Hauptstadt verwies, und am 29. Nov. in allen Moscheen durch einen Firman den Moslim ankündigte, daß sie — was bisher nie der Fall gewesen war — auch während des Winters unter den Waffen und im Felde bleiben sollten.

Jetzt stand, nach 7jährigem Todeskampfe, das hellenische Volk zwar unter dem Schutze der 3 ersten europäischen Mächte; allein Mahmud weigerte sich dennoch, sein Vernichtungsurtheil zu widerrufen, das er aussprach, als er vor wenig Jahren dem Dram-Ali befahl, ihm die Asche des Peloponnesos zu bringen; denn — England zögerte, die Sache der Menschheit zu entscheiden. Selbst die Franzosen schienen sich zurückzuziehen. Der größte Theil ihrer Expedition verließ Morea, wo Seuchen und Entbehrungen viele Menschen hingerafft hatten, im Jan. 1829. Doch dauerten die Geldunterstützungen fort. Auch ward vom franz. Minister des Innern eine wissenschaftliche Expedition von 17 Franzosen in 3 Sectionen, denen die königl. Akademie Verhaltungsregeln gab, nach Morea veranstaltet. Endlich ließ die franz. Regierung mehre hundert Hellenen in Aegypten aus der Sklaverei loskaufen, und der König von Frankreich übernahm die Erziehung der verwaisten Kinder. — Morea selbst war das Bild der Zerstörung. Die Olivenwälder hatte Ibrahim, soweit seine Araber streiften, niedergebrannt, und das hellenische Volk war im Elend wie in der Verwilderung tief versunken. Erst nach zahllosen Schwierigkeiten gelang es dem klugen Kapodistrias — er hatte selbst mit Verrath und Undank zu kämpfen — die größten Hindernisse einer geordneten Verwaltung wenigstens zum Theil zu besiegen. Er theilte für diesen Zweck am

25. April 1828 den hellenischen Staat in 13 Departements. Sieben davon bilden den Peloponnes (403 Q.-M., 600.000 Einw.); das 8. die Nordsporaden (5 Q.-M., 6200 E.); das 9. die Ostsporaden (15 Q.-M., 58.800 E.); das 10. die Westsporaden (8 Q.-M., 40.000 E.); das 11., 12. und 13. die Nord-, die Central- und die Südcykladen (55½ Q.-M., 91.500 E.). Das Ganze also: 487 Q.-M., 796.500 E. Das Panhellenion erhielt 3 Sectionen: die der Finanzen, des Innern und des Krieges; jede bestand aus 7 Mitgliedern, und die 3 Secretaire dieser Sectionen machen das Ministerconseil des Präsidenten aus. An die Stelle des Secretairs der auswärtigen Angelegenheiten, Trikupi, trat jetzt Nicol. Spiliadis. Der erste diplomatische Agent bei der hellenischen Regierung, der Bevollmächtigte der brit. Regierung, Dawkins, übergab dem Präsidenten (am 19. Nov. 1828) sein Beglaubigungsschreiben, und der franz. Oberst Fabvier kehrte aus Frankreich nach Morea zurück, um das hellenische Nationalheer zu organisiren, verließ aber, weil man seine Anordnungen nicht befolgte, Griechenland für immer, worauf im Aug. 1829 General Trezel als Generaldirector der regulairen Truppen von Griechenland angestellt wurde. Endlich gaben Rußlands Waffen die Entscheidung. Vgl. Osmanisches Reich. Durch den 10. Art. des Friedens von Adrianopel (14. Sept. 1829) erklärte die Pforte ihre Annahme des londoner Pacificationsvertrags wegen Griechenland vom 6. Juli 1827, sowie des londoner Protokolls vom 22. März 1829.

So ward die griechisch-europäische Frage, deren Lösung Canning der britischen Staatskunst vorbehalten hatte, in der Ebene von Adrianopel durch Rußland entschieden. Alle noch übrigen Schwierigkeiten aber hinsichtlich der Aufrichtung des neuen griechischen Staats hatte Wellingtons's türkisch-britische Politik hineingelegt. England bestand nämlich darauf, daß bloß Morea und die Cykladen, mit Ausschluß Akarnaniens, Attika's, der Sporaden (Samos, Chios u. s. w.) und Kandias, eine unter der Hoheit der Pforte stehende tributbare Provinz mit eigner Verwaltung bilden sollten. Rußland dagegen und Frankreich wollten diesem Staate festere Grenzen im Norden zwischen den Meerbusen von Vola und Arta, welche durch eine Gebirgskette von ungefähr 55 Stunden zusammenhängen, anweisen; denn innerhalb dieser Linie und dem Isthmus von Korinth befänden sich 180.000 Griechen und kaum 8000 Türken. Endlich gab Wellington theilweise nach, und die Bevollmächtigten von Großbritannien, Frankreich und Rußland nahmen in dem zur Vollziehung des Trakats vom 7. Juli 1827, am 22. März 1829 zu London unterzeichneten Protokolle obige Punkte als die Continentalgrenze an, bestimmten den von Griechenland jährlich an die Pforte zu entrichtenden Tribut auf 1.500.000 Piaster (125.000 Thaler), und setzten fest, daß Griechenland, unter der Suzerainetät (Lehnsherrlichkeit) der Pforte eine auf Religions- und Handelsfreiheit, Wohlstand und Ruhe abzweckende innere Verwaltung genießen, diese aber sich so viel als möglich den monarchischen Formen nähern und einem christlichen Fürsten, erblich nach dem Rechte der Erstgeburt, übertragen werden sollte. Den künftigen Fürsten von Griechenland wollten die drei Höfe mit der Pforte gemeinschaftlich wählen, jedoch nicht aus den Familien der drei Höfe. — Bei Uebersendung einer Abschrift dieses Protokolls an die griechische Regierung verlangte der britische Resident, Dawkins, zu Aegina am 18. Mai 1829, daß die von dem Reis-Effendi am 10. Septbr. 1828

angekündigte Fortdauer des bereits faktisch von Seiten der Türken eingetretenen Waffenstillstandes auch von Seiten der Griechen Waffenruhe zur Folge haben, und daß die griechischen Truppen innerhalb des nach der Acte vom 16 Novbr. 1828 unter die Garantie der drei Mächte gestellten Bezirks des griechischen Territoriums (s. S. 132) zurückgerufen werden sollten. Dieß war die erste diplomatische Mittheilung der Verhandlung der drei Mächte über Griechenlands Schicksal. Auch verlangte die Regierung der ionischen Inseln die Aufhebung der Blockade von Prevesa. Der Präsident antwortete darauf am 23. Mai, daß die griechische Regierung nicht den Acten des National-Congresses entgegenhandeln und auf das griechische Festland, das mit Morea ein Ganzes wie eine Nation ausmache, verzichten könne, daß jener factische Waffenstillstand der Türken nur eine defensive Stellung sey, die sie zu jeder Zeit verlassen könnten, indem die Pforte die Vermittelung der drei Mächte stets abgelehnt, folglich in einen Waffenstillstand mit Griechenland nicht eingewilligt habe. In Folge dieser Antwort setzten die Hellenen den Krieg gegen Athen und die Blockade der Insel Negroponte fort. Des Präsidenten Erklärung ward durch die am 23. Juli 1829 zu Argos eröffnete (4.) griechische Nationalversammlung am 3. Aug. vollkommen gebilligt. Gleichzeitig unterhandelten Sir Robert Gordon und Graf Guilleminot mit der Pforte über die Vorschläge des Protokolls vom 22. März. Allein der Sultan zeigte sich (zum 14. Male) unerbittlich; auch Wellington schien nicht geneigt, mit mehr Nachdruck zu handeln. Erst nach den Siegen der Russen entschloß er sich dazu, Mahmud aber bequemte sich erst, nachdem die Russen den Balkan überschritten hatten, über die griechische Frage zu unterhandeln; allein unter noch härtern Bedingungen, als das Protokoll enthielt. Endlich zerhieb der 10. Art. des Friedensschlusses von Adrianopel den gordischen Knoten der Triple-Allianz. Nun nahmen die Conferenzen in London wieder ihren Anfang. Wellington willigte in die Souverainetät des künftigen Fürsten von Griechenland und in die völlige Unabhängigkeit des neuen Staates von der Pforte. Dagegen bewirkte er, daß das londoner Protokoll vom 3. Febr. 1830 das griechische Gebiet verkleinerte, wodurch der Staat mittelbar von fremdem Schutze (dem brittisch-ionischen) abhängig werden muß. Es sollte nämlich die Grenzlinie von der Mündung des Flusses Aspropotamos an diesem Flusse hin bis auf die Höhe des Sees Arghelo-Castro laufen, diesen See, sowie die von Vrachori und Saurowina durchschneiden, sich dann gegen den Berg Artolino wenden, hierauf dem Kamme des Berges Aros, dem Thale von Kalouri und dem Kamme des Berges Oeta folgen bis an den Golf von Zeituni, an der Mündung des Sperchios. Zu Griechenland gehören demnach: Negroponte nebst den Teufelsinseln, die Insel Skyro und die Cykladen (36—39° Br. und 26—29° L. östlich von Greenwich). Zugleich ward dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg die erbliche Würde eines „souverainen Fürsten von Griechenland" angetragen. Dieser machte zwar einige Bedingungen (er verlangte Samos und Kandia für Griechenland, ferner Truppen, Geld und Bürgschaft), konnte jedoch jene Erweiterungen des Gebiets nicht erlangen. Hierauf nahm er am 11. Febr. die Würde an, und ward durch das Protokoll vom 20. Febr. förmlich als souverainer Fürst von Griechenland anerkannt. Auch die Pforte erklärte am 23. April 1830 ihre Einwilligung in diese Bestimmungen. Allein zu Wellington's bit-

term Verdrusse gab Prinz Leopold schon am 21. Mai 1830 seine Entlassung. Er hatte nämlich aus den Briefen des Präsidenten Kapodistrias und in Paris durch Hrn. Eynard, sowie aus des Generallieut. Sir Rich. Church's »Observation on a eligible line of frontier for Greece, as an independent state« (London 1830, dem Parlamente und ihm gewidmet) sich überzeugt, daß die griechische Regierung die für Griechenlands Sicherheit so gefahrvolle Grenzlinie, welche mehr als einen halben Breitengrad und mehr als ein Drittheil dem Festlande des griechischen Staats entziehe, nicht anerkennen, und daß die Nation nur durch Gewalt genöthigt, die von ihr bereits besetzten wichtigen Punkte in Arkananien und Thessalien räumen werde; der Prinz wollte also nicht gegen den Willen der Griechen an die Spitze des neuen Staates treten, noch weniger seine Regierung mit Zwangsmaßregeln zur Verkleinerung des bereits freigewordenen griechischen Festlandes beginnen. Auch mochten die nach dem bald zu fürchtenden Tode des Königs Georg IV. England bevorstehenden Veränderungen des Prinzen Leopold Entschluß bestimmen.

Unterdessen fuhr Kapodistrias fort, die Verwaltung des griechischen Staats zu ordnen. Die Regierung hatte vorläufig seit dem 21. Okt. 1829 ihren Sitz wieder in Napoli di Romania genommen, und am 10. Okt. als Landesmünze einen Phönix in Silber (an Werth ein Frank) von 100 Leptinen in Kupfer (gleich einem Para oder Centime) prägen lassen, sodaß 6 Phönix einen spanischen Piaster gelten. Auch ward 1830 ein griechischer Orden, der des heiligen Erlösers, errichtet. Uebrigens kann die Verwaltung des jungen Staates ohne Unterstützung an Truppen und Geld nicht bestehen. Rußland, Frankreich und Eynard gaben bisher Geld; Rußland beschützte die Regierung durch seine Flotte, Frankreich durch Truppen. Die Ausgaben des griechischen Staates beliefen sich von Januar 1828 bis zum April 1829 auf 23.787.022 türkische Piaster, die Einnahme aber nur auf 8.539,969; das Fehlende ward durch russische Subsidien (4.383.000), französische (8.255,000) und andre Zuschüsse herbeigeschafft. Ueber die Geschichte des freien Griechenlands unter der Verwaltung Kapodistrias, s. d. Art., sowie die Geschichte des jungen Staates unter König Otto im Art. Neugriechischer Staat erzählt wird.

Zur Geschichte des Hellenenkampfs enthaltenen Beiträge: Raffenel's (Herausg. des »Spectateur oriental« zu Smyrna, den nach ihm Tricorni fortsetzte) »Histoire des événemens de la Grèce« (Paris, 1822), vgl. die Berichtigungen im „Lit. Conv.-Blt." (März 1823); — »Considérations sur la guerre actuelle entre les Grecs et le Turcs, par un Grec« (Paris 1821); Oberst Voutier, der 1821 und 1822 in Griechenland mitfocht, gab in Paris 1823 »Mémoires sur la guerre actuelle des Grecs« heraus; Agratis, »Précis des opérations de la flotte grecque, durant la révolution de 1821 et 1822« (Paris 1822) (größtentheils nach dem Seejournal des Hydrioten J. Tombasis, der als Befehlshaber der Flotte in einem Seetreffen im März 1822 blieb). Der schwedische Artilleriemajor Nils Fr. Aökling, der 1822 unter den griech. Fahnen diente, Befehlshaber in Navarin war und 1823 nach Stockholm zurückkehrte, schrieb einen „Versuch einer Geschichte des griechischen Revolution." (Stockh. 1824). Allgemeinern Inhalts ist das Werk des Prof. Münch: „Die Heereszüge des christlichen Europa's wider die Osmanen und die Vers. der Griechen zur Freiheit" (Basel 1822 fg., 5 Thle.). — Dr. Sickler's „Ana-

Kastia" (4. H., 1822) war diesem Gegenstande gewidmet; so auch Dr. Schott's und Mebold's „Taschenbuch für Freunde der Geschichte des griechischen Volks" (1823 fg.). — Ed. Blaquière, der an Ort und Stelle beobachtete, schrieb; »The Greek revolution, its origin and progress, together with some remarks on the religion etc. in Greece« (Lond. 1824, mit Kpfrn.; deutsch, Weimar 1825). Marine Raybaud, Stabsoffizier im Philhellenencorps, gab »Mémoires sur la Grèce, p. servir a l'histoire de la guerre de l'indépendance 1821 et 1822« mit topograph. Planen (Paris 1825, 2 Thle.) heraus. Dann erschien vom Obersten Leiceſter Stanhope: »Greece, during Lord Byron's residence in that country in 1823 and 1824« (Paris 1825, 2 Thle.). — Pouqueville's »Hist. de la régéneration de la Grèce etc.« (Geschichte von 1740—1824) mit Charte und Portr. (Paris 1824, 2. A., 1826, 4 Thle.) ist mit Villemain's »Lascaris« (Paris 1826) zu verbinden. Die Gerechtigkeit der griechischen Sache und warum man diese nicht mit Empörung gegen die legitime Autorität verwechseln dürfte, zeigt aus dem religiös polit. Gesichtspunkte eine dem Hrn. von Stuvdza beigelegte Schrift: »La Grèce en 1821 et 1822. Correspondance politique, publiée par un Grec« (Paris 1823, übers. m. Anm. vom Professor Krug). Aler. Sutzo's »Hist. de la révolution grecque« (Paris 1829) geht bis zum Frühjahre 1827. Vollständiger sind: Jourdain's »Mém. historiques et militaires sur les événemens de la Grèce depuis 1821 jusqu'au compat de Navarin« (Paris 1828, 2 Bde.). Ueber den innern Zustand der griechischen Verwaltung geben die Briefe des Hrn. Jam. Emerson, Agenten des griechischen Vereins in London, an Hrn. Joſ. Hume, den Vorstand desselben (London, den 3. Nov. 1825), und das Sendschreiben des Hrn. Lytton Bulwer (der im J. 1824 nebst Hrn. Hamilton Browne, als Commissair der griechischen Anleihe in London nach Griechenland sich begab) an die provisorische griechische Regierung vom 9. Nov. 1825 (s. »Journ. de Frankf.,« 1825, Nr. 349), sehr niederschlagende Nachrichten. Vergl. Jac. Neroulos Rizo: »Histoire moderne de la Grèce, depuis la chûte de l'Empire d'Orient jusqua'à la prise de Missolunghi« (Genf 1828).

Griechen-Hülfsvereine (Philhellenenvereine). So wurden jene Vereine in den verschiedenen Ländern Europa's genannt, die aus eigenem Antriebe zusammentraten, um, wie der Aufruf der Griechen erscholl, zu deren Hülfe theils durch Geld, theils durch Waffen und durch Mannschaften mitzuwirken. Zuerst trat der Professor Krug in Leipzig auf, stellte den Kampf der Griechen in das rechte Licht, und am 1. August 1821 erschien von ihm ein „Aufruf an die deutschen Mitbürger zu Bildung von deutschen Hülfsvereinen für Griechenland", der überall den größten Beifall fand. Schnell traten mehre würdige Männer auf, um solche Vereine zu bilden. In Stuttgart unterzeichneten sich zuerst zu diesem Zwecke beim Buchhändler Erhard über 100 Mitglieder, die am 14. August einen Ausschuß wählten, und den Prokurator D. Schott, Mitglied der würtembergischen Ständeversammlung, zum Vorstand desselben ernannten. Der Anstoß war einmal gegeben, und jetzt breiteten sich die Vereine immer mehr aus. Am 18. August schlug der Professor Thiersch in München, in einer eigenen damals herausgegebenen Broschüre vor, eine deutsche Legion für Griechenland zu bilden, zu deren Sammelplatz man Volo an der theſſalischen Küste bestimmte; allein diesem Plane wurde von den Regierungen entgegen-

gearbeitet, und von mancher auch nicht einmal die Hülfsvereine gebilligt; doch blieb der Verein von Stuttgart immer fest, und erhielt von Tage zu Tage einen immer größeren Umfang. Mit allen Seehäfen und mit Griechenland selbst knüpfte er Verbindungen an, und Marseille wurde zum Einschiffungsort gewählt. Ueberall sandte er Emissaire aus, und Viele bemühten sich nur um dieser Sache willen Neugriechisch zu lernen. Viele Hunderte von jungen Leuten strömten herbei; vorzüglich wurde auf gewesene Militairs, Aerzte und Wundärzte Rücksicht genommen, jedoch Keiner nach vorhergegangener Prüfung angestellt; wer mittellos war, wurde von den zahllos eingegangenen Geldbeiträgen unterstützt; sowie auch unglückliche Griechen, die nach ihrem Vaterlande zurückkehren wollten, besonders durchgeholfen. Auch an anderen Orten wurden sie von Griechenfreunden unterstützt; das Haus Sieveking Tandon u. Comp. in Marseille übernahm alle Geschäfte der Vereine. Endlich am 24. Okt. 1821 war es schon so weit gediehen, daß die erste Expedition von Marseille mit dem vom Capitain Verité befehligten Schiffe St.-Lucia, 31 Mann stark, unter Anführung des Hauptmanns v. Liesching, unter Segel ging, und am 8. Nov. zu Kalamata complet gerüstet und gewaffnet ans Land stieg. Nach den von dem Vereine angenommenen Statuten sollte sich jede Philhellenen-Abtheilung (diesen Namen erhielten die nach Hellas Ziehenden) ihre Anführer selbst wählen; leider ist dieser Bestimmung nicht nachgekommen und dadurch manche Unzufriedenheit erregt worden. Am 11. Jan. 1822 gingen abermals 35 Mann ab, und kurz darauf der General Normann (s. d.) mit einem besonders gut ausgerüsteten Trupp von 49 Mann, der den Stamm des Philhellenen-Corps bildete, welches sich später bei Arta so rühmlich schlug, doch auch leider aufgerieben wurde. Immer mehre Vereine bildeten sich jetzt; vorzüglich thätig waren Basel, Bern und Zürich, dann Heidelberg, Freiburg, Darmstadt; in letzter besonders der Commerzienrath Hoffmann, der selbst Reisen nach Marseille unternahm, um darauf zu sehen, daß Alles in gehöriger Ordnung gehe; und durch diese Vereine wurden bis zum Jahr 1823 mehr denn 300 Mann nach Griechenland eingeschifft. Was die Vereine hofften und zu bewirken suchten, ging dennoch wenig in Erfüllung, und mag man auch für die Griechen sagen, was man will; die Ankommenden wurden nicht allein sich selbst ohne alle Unterstützung überlassen, sondern nicht undeutlich schien ihnen mancher Blick zuzurufen: „Geht hin, wo ihr hergekommen!“ Hieran waren aber auch theils mehre Unwürdige, die aus Abenteuerungs- oder Beutesucht sich unter die mit edlem Muthe und Eifer hingehenden Besseren gemischt hatten schuld; mehre ehemalige Offiziere, die dort gleich in höheren Rang zu treten hofften, sahen sich getäuscht, und verbreiteten nur noch mehr Unzufriedenheit. Viele kehrten darauf zurück, schilderten das Benehmen der Griechen und ihre Aufnahme, und so wurde, zum Glück und Freude vieler Eltern, mancher edle Jüngling seinem Vaterlande erhalten. Am 15. Sept. 1822 traten nun mehre Vereine, Darmstadt, Heidelberg, Zürich, Basel und Stuttgart, an letzterm Orte zu Einem zusammen, um eine größere Expedition auszurüsten. Ein Grieche, Namens Kephalos, hatte sich in Darmstadt eingefunden, und ihm wurde die Führung einer Expedition von ganz complet ausgerüsteten 150 Mann aller Waffengattungen und auch Handwerker, nebst Kriegs-Munition, chirurgischen Instrumenten und anderen nöthigen Sachen anvertraut, die am 22. Nov. 1822 unter Hoffmanns besonderer Anlei-

tung abführen. Wie sie nach Griechenland kamen, sahen sie sich noch ärger getäuscht wie die Früheren. Die Regierung nahm gar keine Notiz von ihnen; Kephalos wurde als feiger Betrüger entlarvt, und als er sogar die Philhellenen gegen einander führen wollte, überfallen und verjagt, indem er selbst in vollem Ueberfluß lebend, seine Untergebenen darben ließ; worauf sich dann diese zerstreuten und meistens in den armseligsten, unglücklichsten Umständen endlich in ihr Vaterland zurückkehrten. Die Einschiffungen hörten nun auf, aber nicht die Beiträge für die Hülfsvereine; bis zu Ende d. J. 1823 waren an 30 bis 36.000 Gulden verausgabt worden. Späterhin wurde den Griechen, die durch Deutschland nach ihrem Vaterlande zurückkehren wollten, der Eintritt an den französischen Grenzen untersagt, und dann auch in Würtemberg, worauf sie sich meistentheils in Hamburg, Amsterdam und Rotterdam einschifften. In New-York ward 1823 ein amerikanischer Griechen-Hülfsverein gestiftet. Genf, Haag, Hamburg, Stockholm u.-a. Städte blieben nicht zurück. 1823 errichtete die Société de la morale chrétienne zu Paris einen Hülfsausschuß, der auch in Marseille einen Verein stiftete, um arme Griechen in ihr Vaterland zurückzuschicken. 1825 entstand in Paris die Société philanthropique en faveur des Grecs, an deren Spitze die Herzoge von Choiseul, Fitzjames, Dalberg, Larochefoucault, Vicomte Chateaubriand, die Herren Laffitte, Ternaux, André u. A. sich befinden. Sie sandte am 5. Sept. 1825 die erste Unterstützung von Marseille nach Griechenland ab, die meistens aus Artillerieoffizieren und Arbeitern bestand, und von dem Obristlieutenant Maxime Raybaud geführt wurde. Dieser nahm alles Nöthige mit, um in Griechenland eine Stückgießerei und ein Zeughaus zu errichten. Missolunghis Vertheidigung erregte hier, wie in ganz Deutschland, die hülfreichste Begeisterung. Die ansehnlichsten Beiträge gaben der Herzog von Orleans und Herr Eynard. Letzterer war zugleich der thätigste Vermittler zwischen mehren Vereinen und den griechischen Behörden. In Deutschland bildete sich der dritte öffentliche Verein für unglückliche Griechen zu Dresden 1826. Denn in Aller Herzen ertönte der Ruf der Dichter: Tiedge, Wilh. Müller, Amalie v. Helwig. Darauf entstanden in Leipzig, Berlin, München u. a. a. O. ähnliche Vereine. In Baiern handelte der König „als Mensch und als Christ" für die Unterstützung der Griechen, und erlaubte seinen tapfern Kriegern (dem Obersten von Heidegger als Führer) nach Griechenland zu ziehen. In England erhob zuerst der Prediger Hughes seine Stimme für die Hellenen; dann Lord Erskine in seinem Sendschreiben an Lord Liverpool. Canning war stets ein Freund der Griechen. 1824 bildete sich in London ein Hülfsverein; es kamen Anleihen zu Stande; Dampfschiffe wurden hier wie in Amerika gebaut; allein Ränke, Mißtrauen, nachtheilige Berichte über die Lage der Griechen, störten und hinderten viele Maßregeln. Doch ließen sich hochherzige Männer, wie Lord Byron, dadurch nicht irren. Insbesondere war der Oberste Stanhope sehr thätig, bis ihn Englands strenge Neutralität zurückrief. Unter den tapfersten Philhellenen muß der Vertheidiger der Akropolis, der franz. Oberste Fabvier, vor Allen genannt werden. Seit dem April 1827 griffen auch Lord Cochrane an der Spitze der griechischen Seemacht, und Gen. Church, an der Spitze der griech. Landmacht, in die Sache der Hellenen kräftig ein. Andre Philhellenen, Deutsche und Schweizer vorzüglich, haben für dieselbe bereits ihr Leben eingesetzt. Den Dank der Griechen hat schon

im Juni 1823 der damalige hellenische Staatskanzler Maurokordatos den deutschen und schweizerischen Vereinen öffentlich bezeugt. Drei Mitglieder des züricher Vereins, Joh. Kasp. Orelli, Bremi und Hirzel, erhielten das hellenische Bürgerrecht.

Griechische Kirche, auch orientalische Kirche, zum Unterschied von der lateinischen oder abendländischen so genannt, stand, außer im Verbande mit der Mutterkirche zu Rom, seit dem 5. Jahrh. unter den Patriarchen von Konstantinopel, Alexandria, Antiochien und Jerusalem. Seit der Gründung des neuen Roms in Konstantinopel und der Erhebung des daselbst Bischofs auf den Kirchenversammlungen zu Konstantinopel, 381, und zu Chalcedon, 451, zum zweiten Patriarchen der Christenheit nach dem römischen, strebten die Bischöfe der neuen Kaiserstadt fast unablässig dahin, daß auch die oberkirchliche Würde der ganzen Christenheit, von der römischen Kirche auf die konstantinopolitanische übertragen würde. Diesem arbeiteten aber die Päpste, als solche — nicht als Patriarchen des Abendlandes oder der lateinischen Kirche — mit Kraft und Würde entgegen. Mehre Kaiser der damaligen Zeit despotisirten nicht allein den Staat, sondern meist auch die Kirche. Sie wollten die spitzfindigsten Religionsfragen selbst entscheiden, und geboten in ihren Edicten, was ihre Unterthanen glauben und was sie verdammen sollten, unbekümmert um die Entscheidungen der allgemeinen Concilien, deren Lehre sie gewöhnlich mit denen der Häretiker zu vereinigen suchten. In diesem Sinne war die u. d. N. Henotikon vom Kaiser Zeno 482 bekanntgemachte Glaubensformel verfaßt, weßhalb auch Papst Felix II. (vgl. d.) über die eutychianisch gesinnten Patriarchen zu Konstantinopel und Alexandrien, als vornehmste Werkzeuge des Henotikons, als Liebe und Sanftmuth Nichts fruchteten, um sie zur reinkatholischen Lehre zurückzuführen, 484 den Bannfluch aussprach, wodurch beide Kirchen auf mehre Jahre von Rom getrennt wurden. Erst als der rechtgläubige Justinus den Kaiserthron bestiegen, kam 519 die Aussöhnung mit der Mutterkirche wieder zu Stande. Schon im letzten Viertel dieses Jahrh. entstand abermals Zwiespalt zwischen dem Papst (Pelagius II. und Gregor d. Gr., s. d.) und dem Patriarchen Johannes von Konstantinopel, der voll Eitelkeit und Anmaßung sich den Titel eines „allgemeinen Bischofs" beilegte. Die Irrlehre der Monotheliten, welche an dem konstantinopolitanischen Patriarchen Sergius den eifrigsten Vertheidiger fand, führte abermals eine Spaltung in der Kirche herbei, da die lateinische Kirche dem orthodoxen Lehrbegriffe treu blieb. Auf der 6. allgemeinen Kirchenversammlung, 680 unter Kaiser Konstantin Pogonatos und dem Papst Agatho zu Konstantinopel gehalten, ward die römische Kirche wieder als die Mutter und Oberin aller übrigen anerkannt und so die Spaltung abermals gehoben. 691, unter Papst Sergius, versammelten sich die morgenländischen Bischöfe, ohne vom Papste zusammenberufen zu seyn, zu Konstantinopel (concilium in trullo oder Quinisextum) und setzten 103 Verordnungen fest, welche, weil manche den überlieferten Kirchensatzungen entgegenstanden, vom Papste nicht bestätigt und also von der lateinischen Kirche nicht angenommen wurden. Nun kam unter dem Religionsdespotismus des Kaisers Leo Isaurikos 730 die von ihm ausgegangene Bilderstürmerei hinzu, welche den Bannfluch des Papstes über den Tyrannen und die seine Befehle vollziehenden orientalischen Bischöfe ꝛc. zur Folge hatte. Neue Spaltung entstand durch den hochmüthigen und ränkevollen konstant. Pa-

triarchen Photius (s. d.), der sich, den h. Ignatius verdrängend, zu jener Würde erschwungen hatte, 862, vom Papste aber nicht bestätigt wurde. Photius dagegen erklärte auf einer Synode 866, daß, seit die Kaiserwürde von Rom nach Konstantinopel übergegangen sey, der Primat der röm. Kirche auch an der Kirche von Konstantinopel hafte; schloß den Papst von der Kirchengemeinschaft aus und entsetzte ihn seiner Würde. Er machte auch den Lateinern zum Vorwurfe, daß sie in das Symbolum vom Ausgang des h. Geistes das Wort »filioque« („und vom Sohne") eingeschaltet (3 allgemeine Concilien im Orient, nämlich das 2. von Konstantinopel 553, das 3. von Konstantinopel 680 und das 2. von Nicäa 787 hatten hinsichtlich dieser Einschaltung nicht die geringste Vorstellung gemacht), die Priesterehe nicht duldeten, das Chrisma wiederholten und Sonnabends, als am jüdischen Sabbath, fasteten. Auch machten sich der Papst und der konstant. Patriarch die Patriarchalrechte über die neubekehrten Bulgaren gegenseitig streitig. Die Kirchengemeinschaft zwischen den Griechen und Lateinern ward hierdurch immer lockerer. Endlich fachte der konstant. Patriarch Michael Cerularius 1053 das Feuer der Zwietracht zwischen seiner Kirche und der von Rom wieder an, indem er, außer den von Photius gerügten Punkten, auch wegen des Gebrauchs ungesäuerter Brote beim Abendmahl, wegen des Genusses vom Blute erstickter Thiere, die Lateiner aufs Neue verketzerte. Selbst Voltaire konnte sich nicht enthalten, hierüber auszurufen: „Sonderbare Gründe, um das Morgen- und Abendland mit einander zu entzweien!" Papst Leo IX. beantwortete bündig die Vorwürfe Michael's, verfaßte eine vortreffliche Schutzschrift für die von den Lateinern beobachtete Kirchenpraxis und sprach das Anathem über den Patriarchen aus. Dieser that ein Gleiches über Leo IX., und so blieb die durch Michael Cerularius vollendete Spaltung zwischen den Kirchen des Morgen- und Abendlandes, aller zur Wiedervereinigung gemachten Versuche ungeachtet, bis auf unsre Zeiten bestehen. Die Eroberung von Konstantinopel durch franz. Kreuzfahrer und Venetianer 1204, und die harten Bedrückungen, welche die Griechen von diesen Lateinern und den päpstl. Legaten erdulden mußten, auch daß man ihnen lateinisch gesinnte Bischöfe aufdrang, konnten ihre Erbitterung nur vermehren, und obgleich der griechische Kaiser Michael II. Paläologos, der 1261 Konstantinopel wieder erobert hatte, den Primat des Papstes anerkennen wollte, und durch seine Gesandten und einige seiner Ergebenen aus der griechischen Geistlichkeit die Glaubenstrennung auf der Kirchenversammlung zu Lyon 1274 abschwören ließ, auch 1277 zur Befestigung des Vereins mit den Lateinern eine Synode zu Konstantinopel gehalten ward: so widersetzte sich doch die Masse der griechischen Geistlichkeit diesem Schritte; und da Papst Martin IV. 1281 selbst den Kaiser Michael aus politischen Beweggründen in den Bann gethan, stellten die 1283 und 1285 zu Konstantinopel von den griechischen Bischöfen gehaltenen Synoden ihre Lehre und die Absonderung von den Lateinern wieder her. Johannes V. Paläologos machte, während Sultan Murad den größten Theil seines Reichs mit den Waffen in Besitz nahm, neue Versuche zur Vereinigung der Griechen mit der kathol. Kirche, und ging selbst nach Rom, wo er vor dem Papst Innocenz VI. die griechische Spaltung abschwor, aber bei der Geistlichkeit und der Nation konnte sie, des eingewurzelten Hasses gegen die Lateiner wegen, nicht aufgehoben werden. Den letzten Versuch machte endlich der von den Türken aufs äußerste be-

drängte griechische Kaiser Johann VII. Paläologos, nebst seinem Patriarchen Joseph, auf der 1438 erst zu Ferrara, und im folgenden J. zu Florenz unter dem Vorsitz des Papstes Eugen IV. (s. d.) gehaltenen Kirchenversammlung; allein die daselbst getroffene Vereinigung wurde von der griechischen Geistlichkeit und dem Volke durchaus verworfen, sodaß es in der That bei der noch jetzt fortwährenden Trennung beider Kirchen blieb. Die Einmischung der griechischen Kaiser, welche immer das meiste Interesse bei diesen Vereinigungsversuchen gehabt hatten, hörte mit dem Sturz ihres Kaiserthums und der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken 1453 von selbst auf, und die Bemühungen des Papstes, die griechische mit der römischen Kirche wieder zu vereinigen, konnten seitdem nur den Erfolg haben, einzelne Gemeinden in Italien, wohin sich viele Griechen vor den Türken geflüchtet hatten, in Ungarn, Galizien, Polen und Litthauen mit der röm. Kirche zu vereinigen, welche jetzt unter dem Namen unirte Griechen bekannt sind. Zum Gebiete der griechischen Kirche gehörten bis in das 7. Jahrh. außer Ostillyrien, dem eigentlichen Griechenlande mit Morea und dem Archipelagus, Kleinasien, Syrien mit Palästina, Arabien, Aegypten und zahlreiche Gemeinden in Mesopotamien und Persien; allein durch die Eroberungen Mohammed's und seiner Nachfolger verlor sie seit 630 fast alle ihre Provinzen in Asien und Afrika, und selbst in Europa wurde die Zahl ihrer Anhänger durch die Türken im 15. Jahrh. beträchtlich vermindert. Auf der andern Seite fielen ihr jedoch mehre slavische Völkerschaften, und besonders die Russen zu, welche der Großfürst Wladimir der Heilige 988 zur Annahme des griechisch-christlichen Glaubens nöthigte. Dieser Nation verdankt die griechische Kirche auch das symbolische Buch, welches nebst den Kanons der ersten und zweiten nicänischen, der ersten, zweiten und dritten konstantinopolitanischen, der ephesischen und chalcedonischen allgemeinen Kirchenversammlungen, und der 692 zu Konstantinopel gehaltenen Trullanischen Synode für die griechischen Christen allein Autorität in Glaubenssachen hat. Nachdem der Patriarch Cyrillus Laskaris zu Konstantinopel die in seinem Glaubensbekenntniß merkbare Annäherung an den Protestantismus 1629, mit dem Tode gebüßt hatte, wurde 1642 von Pet. Mogilas, Metropoliten zu Kiew, eine Darstellung des Glaubens der Russen in griechischer Sprache abgefaßt, u. d. Titel: „Orthodoxes Glaubensbekenntniß der katholischen und apostolischen Kirche Christi" von sämmtlichen Patriarchen der griechischen Kirche, zu denen seit 1589 der fünfte Patriarch zu Moskau hinzugekommen war, 1643 unterzeichnet und bestätigt, 1662 griechisch und lateinisch mit einer Vorrede des Patriarchen Nektarios von Jerusalem in Holland gedruckt, 1696 vom letzten russischen Patriarchen Adrianus zu Moskau, und 1722 auf Befehl Peters d. Gr. von der heil. Synode herausgegeben, nachdem es vorher 1672 auf einer Synode zu Jerusalem und 1721 in dem von Theophanes Procowiez abgefaßten geistlichen Reglement Peters d. Gr. für das allgemein gültige symbolische Buch der griechischen Kirche erklärt worden war. Diese Kirche erkennt, wie die katholische, eine doppelte Quelle des Glaubens, Bibel und Tradition an, unter welcher letztern sie solche Lehren versteht, die die Apostel bloß mündlich vorgetragen, und die griechischen Kirchenväter, besonders Joh. von Damask, wie auch die sieben genannten allgemeinen Kirchenversammlungen bestätigt haben. Die übrigen noch in der römisch-katholischen Kirche gültigen Kirchenversammlungen erkennt sie

nicht an. Ihre Lehrsätze gibt sie für durchaus gültig und so nothwendig aus, daß man sie ohne Verlust der Seligkeit nicht ableugnen könne. Ganz eigenthümlich ist ihr die Lehre, daß der heilige Geist nur vom Vater ausgehe, wodurch sie von den Katholiken und Protestanten, welche übereinstimmend ein Ausgehen des heil. Geistes vom Vater und vom Sohne annehmen, abweicht. Von der katholischen Kirche, mit der sie die 7 Sacramente, Transsubstantiationslehre, Meßopfer, Marien-, Heiligen- und Bilderverehrung, den Glauben an die Heiligkeit der Reliquien, Gräber und Kreuze, an die Verdienstlichkeit des Fastens und anderer guten Werke, die hierarchischen Abstufungen der geistlichen Weihen, das Ehehinderniß durch geistliche Verwandtschaft und das Klosterleben gemein hat, unterscheidet sie sich besonders noch dadurch, daß sie die Apokryphen den kanonischen Büchern der Bibel nicht gleich stellt, keinen sichtbaren Statthalter Christi, kein Fegfeuer, keine überverdienstlichen guten Werke, keine Indulgenzen und Ablässe statuirt (doch wird den Verstorbenen bisweilen, auf Ansuchen und zur Beruhigung ihrer Hinterlassenen, ein gedruckter Ablaß gegeben), dagegen mit Kirchenstrafen und Absolutionen, mit den Fasten (Mittwochs und Freitags wöchentlich, große Fasten von Estomihi bis Ostern, der die Butterwoche, Serageſimä, vorangeht, Apostel Petersfasten von Pfingsten bis Peter Paultag [29. Juni], Muttergottesfasten vom 1—15. August [Mariä Himmelfahrt], Philippsfasten vom 15. Nov. [Philippstag] bis Weihnachten, Tag der Enthauptung Johannis und Kreuzerhöhung durchaus ohne Fleisch, Milch, Butter und Eier) es genauer nimmt, die Firmung (Chrisma) jedem Popen anvertraut und gleich mit der durch dreimaliges Untertauchen des ganzen Körpers vollzogenen Taufe verbindet, beim Abendmahle, das auch Kinder bald nach der Taufe empfangen, ungesäuertes Brot und mit Wasser vermischten Wein braucht und diesen auch den Laien reicht (Brocken Brot mit dem Weine zusammen in Löffeln, nur Geistliche trinken aus dem Kelche), den Weltgeistlichen die Ehe mit einer Jungfrau vor ihrer Weihung erlaubt, nur keine zweite Ehe (Witwer treten in den Mönchsstand) und den Laien keine vierte Ehe, doch Ehescheidungen erlaubt, keine gehauenen, gegossenen oder geschnitzten (Statuen), sondern nur gemalte, mit Edelsteinen ausgelegte Bilder Christi und der Heiligen als Gegenstände religiöser Verehrung (in russischen Kirchen findet man jedoch plastische Kunstwerke an Altären), beim Gottesdienst nur Vocalmusik durch Sängerchöre und in den Kirchen keine Sitze für die Gemeinde duldet und die Oelung jedem Kranken als Heilmittel gestattet. Außer den allgemein üblichen Christenfesten feiert sie als hohe die Wasserweihe den 6. Jan., zum Gedächtniß der Taufe Jesu im Jordan, und den orthodoxen Sonntag (Estomihi), mit Litanei zur Verfluchung der Ketzer und zur Ehre der kaiserlichen Beschützer, Prälaten und Märtyrer ihres Glaubens. Ihr Fußwaschen am grünen Donnerstage ist nur eine Ceremonie der Geistlichen unter sich. In ihrer Liturgie herrscht die Messe vor, Vorlesen von Perikopen, Gebeten und Legenden, Recitiren der Glaubensbekenntnisse und Responsorien im Wechsel mit der Gemeinde füllen den Rest des Gottesdienstes. Nur russische Geistliche haben seit 1682 angefangen, freie Predigten zu halten; sonst wurde entweder gar nicht gepredigt oder bisweilen eine Homilie aus alten Sammlungen vorgelesen, was noch jetzt in Rußland größtentheils und unter den Griechen außer Rußland durchgängig geschieht. Katechesen sind Seltenheiten und die Anstalten zum Religionsunter-

richte ungenügend. Kirchensprache ist unter den Nationalgriechen die griechische, bei den Russen und andern slavischen Völkern dieses Glaubens die altslavonische, in der sie die Kirchenbibel und die aus 20 Foliobänden bestehende Kirchenagende haben, bei den Georgiern die altgeorgische. Die Geistlichkeit theilt sich in die höhere (Patriarchen, Metropolitane, Erzbischöfe und Bischöfe, unter dem gemeinsamen Namen Archireis), welche ehelos leben muß, und die niedre, Kloster- und Weltgeistlichkeit. Jene ergänzt sich aus dem Mönchsstande, daher dieser (Archimandriten oder Aebte, Igumenen oder Prioren, Hieromonachi und Hierodiaconen [ordinirte Mönche] und gemeine Brüder, zusammen schwarze Geistlichkeit) als einzige Pflegerin der Wissenschaften über der Weltgeistlichkeit (weiße G.) steht, deren Stufen Priester (Papa's, Popen) mit ganzen Weihen, ordinirte Diaconen, Subdiaconen und Lectoren sind. Die unteren Kirchendiener, Sänger, Küster, Sacristane ꝛc. gehören zwar zum Clerus, werden aber nicht ordinirt. Für die Mönche und nicht zahlreichen Nonnen gilt die Regel des heil. Basilius mit Zusätzen. Verschiedene Mönchsorden gibt es nicht, daher auch kein Ordensverband und keine Generale oder Provinziale; alle Klöster stehen unter den Bischöfen. Die unter türkischer Hoheit, im Königreich Griechenland und unter östreichischer Hoheit lebenden nicht unirten Griechen erkennen den ökumenischen Patriarchen zu Konstantinopel als ihr geistliches Oberhaupt; jedoch beschränkt sich sein Ansehen außerhalb seines Sprengels auf den Genuß gewisser Ehrenvorzüge, die Erhaltung der Gemeinschaft des Glaubens und die Ausübung des Schutzrechts gegen Gewissenszwang. In seinem, die ganze europäische Türkei, Griechenland, Klein-Asien, die Inseln des Archipels und die sieben Inseln umfassenden Sprengel hat er nicht nur geistliche Obergerichtsbarkeit, sondern im türkischen Reiche auch insofern weltliche, als er Haupt des Gesetzes der Griechen, Bürge ihrer Treue gegen den Sultan und oberste Instanz der von den Bischöfen und Priestern geübten bürgerlichen Gerichtsbarkeit über die griechischen Christen ist. Er präsidirt in der Synode, welche die griechische Kirche im türkischen Reiche regiert und aus den übrigen Patriarchen, 12 Metropolitanen und Bischöfen und 12 vornehmen weltlichen Griechen besteht. Sie wählt die Erzbischöfe (Metropolitane, wenn sie in Städten wohnen, doch meist ohne Metropolitangewalt) und Bischöfe. Da viele bischöfliche Kirchen eingegangen sind und in der Türkei neue Kirchen nicht gebaut werden dürfen, rechnet man jetzt nur 40 Erzbischöfe und 120 Bischöfe unter diesem Patriarchen, der von ihren Abgaben lebt, wie sie von ihren Gemeinden. Die Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem haben zwar den Rang gleich nach ihm und unabhängige Verwaltung ihrer Sprengel, doch fast gar keinen Einfluß auf dieselben, da sie aus Armuth zu Konstantinopel von der Gnade des dortigen Patriarchen leben. Die griechischen Erzbischöfe und Bischöfe in Syrien und die Priester der griechischen Gemeinden zu Kairo und Alexandrien sind in ihrer höchst armseligen Lage kein Gegenstand der Eifersucht ihrer Patriarchen und daher meist sich selbst überlassen. Der bekannte Druck, unter dem die Griechen in der Türkei leiden, hat auch ihre Geistlichkeit herabgewürdiget. In einigen Gegenden zeichnen sich die Mönche durch fleißigen Anbau ihrer Aecker und gute Sitten aus, dagegen aber sind sie meistens unreinlich und auf eine unbegreifliche Weise unwissend. Die Papas, ebenso unwissend wie sie, von den gemeinsten Sitten, voll Habsucht

und Aberglauben, tragen am meisten dazu bei, das unglückliche Volk in der tiefsten Unwissenheit zu erhalten. Nur in den Klöstern, besonders auf dem Berge Athos, und unter den Bischöfen findet man Belesenheit in den griechischen Kirchenvätern, doch nicht eigentliche theologische Gelehrsamkeit. Die Fasten pünktlich zu beobachten, das gilt bei dem Volke für den einzigen Beweis der Frömmigkeit; der größte Verbrecher würde sich ein Gewissen daraus machen, das Fasten zu brechen; für jede Sünde ist für Geld leicht Absolution zu erhalten. Bei solcher beklagenswerthen Unwissenheit darf uns der Glaube an Zauberei, Beschwörung, an die Wirksamkeit des bösen, neidischen Blicks und an die Kraft unzähliger abergläubischer Mittel dagegen nicht wundern. Etwas besser steht es um die Griechen unter östreichischem Scepter in Dalmatien, Slawonien, Kroatien, Ungarn, Siebenbürgen und Galizien mit der Bukowina, von denen $2\frac{1}{2}$ Millionen nicht unirt sind. Diese haben wohldotirte Metropolitane zu Karlowitz in Kroatien und Sebenico in Dalmatien, und Bischöfe zu Arad, Bacs, Ofen, Verschetz, Temeswar, Pacraz, Hermannstadt und Czernowitz, und bürgerliche und Religionsfreiheit. Herrschend ist die griechische Kirche nur im russ. Reiche und im griech. Staat. Sonst abhängig vom Patriarchat zu Konstantinopel erhielt sie in Rußland daher 1588 ihren ersten Patriarchen zu Moskau (Hiob), und der letzte Rest dieser Abhängigkeit verschwand, da 1660 der Patriarch zu Konstantinopel auf das Recht der Bestätigung des russischen Verzicht leistete. Peter d. Gr. hob 1702 das russische Patriarchat auf und brach dadurch die Gewalt der Hierarchie und Intoleranz in Rußland. Die nöthige Verbesserung der Kirchenagenden hatte schon der Patriarch Nikon auf dem Concilium zu Moskau 1654 durchgesetzt. Das letzte Concilium hielt die russische Kirche 1720 zur Einsetzung einer immerwährenden heiligen Synode, welche 1721 in Thätigkeit trat. Durch dieses, aus Bischöfen und weltlichen Räthen zu Petersburg bestehende Collegium regiert der Kaiser die russische Kirche auf ähnliche Weise, wie protestantische Fürsten ihre Landeskirchen durch Oberconsistorien. 4 Metropolitanen, von Petersburg mit Nowgorod, von Kiew mit Galicz, von Kasan mit Swijaschk und von Tobolsk mit Sibirien, 11 Erzbischöfe, deren Würde nicht an ihre Sitze gebunden, sondern persönlich ist, und 19 Bischöfe verwalten ohne andern als den durch ihre Titel bestimmten Unterschied des Ranges die 36 Diöcesen (Eparchien) Rußlands unter unmittelbarer Aufsicht der heil. Synode. Darin sind 483 bischöfliche und Klosterkathedralen, 26.598 andere Kirchen, mit beinahe 100.000 Weltgeistlichen, 387 Mönchsklöster mit 4900 Mönchen, 91 Nonnenklöster mit 1700 Nonnen und 58 geistlichen Schulen bei den vorzüglichsten Mönchsklöstern mit 20.000 Studierenden (meist Söhnen der Weltgeistlichen), worunter 4000 auf 4 Akademien mit 50 Lehrern, 20.000 auf 36 Seminarien mit 297 Lehrern und 2000 auf 18 niedern Schulen mit 80 Lehrern sich befinden. Die Bildungsanstalten der russischen Geistlichkeit ermangeln noch großentheils der gelehrten Hülfsmittel, welche die Seminarien zu Petersburg und Moskau aus der deutschen, französischen und englischen Literatur besitzen. Sonst beschränkte sich ihr Unterricht auf griechische Kirchenväter, slawonische und russische theologische Schriften, jetzt wird darin neben der Theologie Latein, Deutsch, classische Philologie, Philosophie, Rhetorik und Mathematik gelehrt. Der geistliche Stand ergänzt sich nur aus den Söhnen der niedern Weltgeistlichkeit; die ihnen beigebrachte Schulbil-

dung geht aber meist unter der Last des täglichen Meß- und Ceremoniendienstes im Amte verloren. Die, meist massiv und in Kreuzform gebauten Kirchen zeichnen sich durch alterthümliche Pracht aus. Eine zierliche Bretwand (Ikonostas, Bilderschirm), woran die Bilder Christi, Mariens und der Heiligen angebracht sind, trennt den Altar vom Schiff der Kirche. An dem (königlichen) Thore dieser Wand fungiren die Geistlichen und öffnen es während des am Altar gefeierten Hochamts. Die slawonischen Bibeln werden dem Volke zum Kirchengebrauche nur im Auszuge gegeben, doch hat die jetzt ruhende Bibelgesellschaft auch viele russische Bibeln verbreitet (vgl. Pinkerton on the present state of the Greek Church in Russia, London 1818). Im Ganzen steht die griechische Kirche, die auch in Polen nicht unirte Bekenner hat, in der theologischen Bildung und Fähigkeit zu zweckmäßiger Seelsorge noch sehr hinter den abendländischen Kirchen zurück. Ihr Verhältniß zu den protestantischen, deren Literatur sie gern benutzt, ist freundlicher als zu der katholischen. Doch übt sie seit Peter d. Gr. in Rußland Toleranz gegen Parteien und Sekten aller Art. In der Türkei und im griechischen Staate ist der Haß zwischen Griechen und Anhängern der römischen Kirche in alter Kraft; unbedenklich gibt der Grieche seine Tochter einem reichen Muselmanne zur Frau, obwohl die Kinder den Glauben des Vaters annehmen müssen, und würde sich schwerlich entschließen, sie einem Katholiken zu geben. Hinsichtlich der Nichtannahme des Gregorianischen Kalenders — sagt ein geistreicher Schriftsteller — wollen die Griechen und Russen lieber mit dem ganzen Sonnensystem im Widerspruch leben, als auch nur in einer Beziehung sich an die römische Kirche anzuschließen. — Von der herrschenden Kirche haben sich 1152 die Roskolniken, d. i. Abtrünnige, getrennt, die sich selbst Starobriadzy, die bei alten Gebräuchen bleiben, und Starowjerzi, d. i. Altgläubige, nennen. Viele Kosakenstämme und ein großer Theil der Bewohner Sibiriens bekennen sich zu dieser Partei, die 300.000 Seelen zählt. Diese nach und nach in zwanzig verschiedene Parteien zerfallene Sekte bildet keineswegs eine geschlossene kirchliche Gesellschaft mit eignen Symbolen und Gebräuchen, sondern einzelne von einander unabhängige Gemeinden, welche sich durch Beibehaltung der unveränderten slawonischen Agende und Liturgie und der alten Kreuzbezeichnung von der griechischen Mutterkirche unterscheiden, selbstgeweihte Geistliche haben, und durch frühere Verfolgungen gedrängt, größtentheils in die östlichen Provinzen des russischen Reichs gewichen sind. Die einzelnen Parteien derselben halten mehr oder weniger an den, den Roskolniken überhaupt zugeschriebenen Eigenheiten, daß sie den Gebrauch des Tabacks und der starken Getränke für sündlich erklären, noch strenger als die orthodoxe Kirche fasten, den Eid verweigern und aus ähnlichen schwärmerischen Gründen, wie sonst die Wiedertäufer, zu Empörungen gegen die Obrigkeit geneigt sind. Pugatscheff, selbst ein Roskolnik, fand bei seiner Empörung unter ihnen den meisten Anhang. Jetzt haben sie viel von diesen und andern Schwärmereien in Rücksicht der Ehe, der Kleidung, des Priesterstandes und Märtyrerthums nachgelassen und scheinen sich allmälig wieder unter die Orthodoxen zu verlieren. Ein Zweig dieser Sekte sind die Philipponen, die in Neuostpreußen einige Gemeinden bilden. Sie weichen darin von der griechischen Kirche ab, daß sie statt der Popen Aelteste haben, von denen sie keine Absolution annehmen, Firmung und Ehe für keine Sacramente, und die Trauung

für unnöthig halten, den Eid und die Kriegsdienste verweigern, und die alten Agenden und Kreuzeszeichen unverändert lassen. Am weitesten haben sich vom Glauben der griechischen Kirche entfernt die Duchoporzy, eine auf den Steppen jenseits des Dons angesiedelte Sekte, die die Trinitätslehre verwirft und nur die Evangelien annimmt, keine Kirchen und Priester hat und den Eid wie die Kriegsdienste für unerlaubt hält. Ihnen ähnlich sind die unpopischen Russen im Gouv. Archangel und Catharinoslaw, die weder Christum noch die Heiligen verehren, selbst die Taufe verwerfen, und weder Priester noch Kirche haben. Ueber die alten von der katholischen Kirche ausgegangenen, schismatischen und ketzerischen Religionsparteien in Asien und Afrika s. Kopten, Habesch, Jakobiten, Nestorianer, Maroniten, Armenier. S. H. J. Schmitt: „Die morgenländ. griech.-russ. Kirche" (Mainz 1827). — Unirte Griechen sind griechische Christen, welche die römisch-katholische Kirche unter gewissen Bedingungen mit sich vereinigt (unirt) hat. Sie unterscheiden sich von der griechischen Kirche dadurch, daß sie alle Dogmen der katholischen Kirche anerkennen; übrigens haben sie ihre innere Kirchenverfassung, die Namen der geistlichen Würden, die Verstattung der Ehe, der Bärte und Mützen für ihre Priester, die alte Liturgie mit Beibehaltung der griechischen Sprache beim Gottesdienste, die strengeren Fasten und die Austheilung des Abendmahls in beiden Gestalten noch mit der griechischen Kirche gemein. Solche unirte Griechen sind in Italien, besonders zu Venedig und Rom, im südlichen Neapel und Sicilien, in den östlichen Grenzländern der östreichischen Monarchie, wie in Siebenbürgen, Ungarn, Kroatien, Slawonien, Dalmatien u. s. w., wo Hunderttausende griechische Christen theils durch Eroberungen, theils als Flüchtlinge, welche unter östr. Scepter Schutz vor dem türkischen Despotismus suchten, einheimisch wurden, und im östlichen Polen, zu dessen alten Einwohnern sie gehören. Im Ganzen wird die Anzahl dieser mit der katholischen Kirche verbundenen Griechen auf zwei Mill. geschätzt.

Griechische Kunst. 1. Periode, bis auf die persischen Kriege. Die während des Homerischen Zeitalters in der bürgerlichen Cultur gemachten Fortschritte äußerten bald ihren Einfluß auf die bildenden Künste. Die Wohlhabenheit der Volksfürsten verlangte größere Bequemlichkeit, kunstvollere Arbeit an Waffen und Geräthschaften; Architekten und andere Künstler wurden zu neuen Erfindungen aufgemuntert, sie selbst wurden geehrt, und vererbten ihre Kunst auf ihre Familie. Große Beförderungsmittel waren der religiöse Cultus (Tempel, Bildsäulen, Weihgeschenke ꝛc.), der Wettstreit der einzelnen Bürger, das Vaterland und die Vaterstadt zu verherrlichen, die vom Klima, der Beschaffenheit des Landes, der frühzeitigen Verbindung mit dem Auslande gewährten Vortheile, auch die vielfache Gelegenheit, die schönsten Formen der Natur zu beschauen und die dadurch herbeigeführte Erhebung zu einer der freiwirkenden Natur angemessenen Idee von Vollkommenheit; all Dieses in harmonischer Einwirkung auf ein mit herrlichen Geistesgaben ausgestattetes Volk. Zunächst verbreitete sich die griechische Kunst auf der kleinasiatischen Küste und den nahen Inseln, blühte vorzüglich in Jonien, auf Chios und auf Samos (hier zuerst gegossene Bilder von Bronze), doch auch in Groß-Griechenland und Sicilien (Tarent, Sybaris, Posidonia, Syrakus) und in Griechenland (Argos, Delphi, Sikyon, Korinth, Olympia,

Epidauros, Amyklä, Aegina). 2. Periode, bis auf Alexanders Tod. Das in den persischen Kriegen gewonnene Bewußtseyn seiner Kräfte, die begründete Freiheit, die errungene Hegemonie, das durch Handel, Manufakturen und Wissenschaften erschaffene Uebergewicht, die erbeuteten Schätze ließen das für äußere Eindrücke so empfängliche Volk, die Athener, schnell seine Aufmerksamkeit auch auf solche Werke richten, die den Lebensgenuß erhöhen und den öffentlichen Ruhm verherrlichen; eine Neigung, welche von einsichtsvollen Demagogen sehr bald zur Erreichung politischer Zwecke benutzt und eifrigst unterhalten wurde (Kimon, Polygnotos). Unter Perikles ward Athen der Sammelplatz aller Wissenschaften, Künste und Gewerbe und durch die Errichtung und Verfertigung einer Menge von Tempeln, öffentlichen Gebäuden, Statuen ꝛc., sowie durch Vervielfältigung geschmackvoller Lustbarkeiten und Feste die prächtigste und schönste Stadt (Odeon, Parthenon, Propyläen). Auch außerhalb Athen wurden prächtige Gebäude aufgeführt; der ionische Minerventempel am Ilissos, der Tempel der Minerva Sunias auf Sunion, der Ceres- und der Proserpinatempel zu Eleusis, vornehmlich der neue Jupitertempel zu Olympia. Veranlassungen, Hülfsmittel, Aufmunterungen schufen Großes; es bildeten sich Kunstschulen (Aegina, Sikyon, Korinth), entstanden Wettstreite der Malerei (Delphi, Korinth), Architektur, vor Allem Plastik und Sculptur erreichten ihre Vollendung (Phidias, Polyklotos, Myron, die beiden Pythagoras). Hellenische Bürgerkriege, fremde Einmischung, Verlust der Unabhängigkeit, eine seine reichern Mitbürger tyrannisirender, unaufhörlich sinnliche Ergötzungen, Schauspiele, Wettkämpfe, Opfermahlzeiten ꝛc. verlangender Pöpel in Athen, Verschwendung der öffentlichen Gelder, ähnliche Ueppigkeit und Verschwendungssucht in Sparta und andern Staaten brachen doch nicht die Blüthe der Künste, namentlich in Athen, besonders nachdem Konon die Kraft dieses Staates wieder erweckt hatte, und noch mehr, seitdem Demosthenes, Lykurgos und Phokion des Perikles Zeiten zurückzuführen bemüht waren. Der früher von Alkibiades begründete Privatluxus ging jetzt mit der öffentlichen Verschwendung zwar in gleichen Schritten fort, veranlaßte aber eine, wenigstens für den Künstler in vieler Hinsicht vortheilhafte Prachtliebe. Die Kunst wurde vervollkommnet in Hinsicht der Zeichnung und Farbengebung, der Symmetrie und Idealisirung (Praxiteles, Skopas, Kephissodoros). Mit Alexanders Zeitalter endigte sich die Blüthe der griechischen Kunst auf eine sehr würdige Art, wozu des Eroberers glänzende Ermunterungen und die in Griechenland nun herrschende Ruhe wirkten. Alexander beförderte den Geschmack am Ungeheuern und Riesenmäßigen, namentlich in der Baukunst; doch wurde auch die Kunst im Kleinen geschätzt, wie an den Stempeln der Münzen und an den geschnittenen Steinen. Aber die höchste Ausbildung erreichte jetzt die Malerei in Darstellung der Ideals reizender Schönheit (Euphranor, Lysippos, Chares; Zeuxis, Parrhasios, Apelles, Pyrgoteles). In der Darstellung des Idealen mit Aufopferung des Individuellen liegt das Eigenthümliche der griechischen Kunst. Hierbei leitete den Griechen sein tiefes Gefühl für Humanität, nach dem er die Menschheit im Menschen so glücklich auffaßte und sie in seinen Kunstgebilden so vielseitig darstellte. Auf diese Art war es aber auch ihm allein möglich, einen bleibenden Typus für die Kunst aufzustellen. Der Natur der Sache gemäß gestattete dieser Idealstyl dem Künstler eine, aus seiner Sub-

jectivität herfließende eigenthümliche Behandlungsweise (Manier). Mangel an selbstthätiger Kraft und Bildung aber veranlaßte sehr bald Nachahmung der Manieren berühmter Künstler, und diese mußten um so unvollkommner ausfallen, je ängstlicher man in der Regel das große Vorbild zu copiren suchte (das Manierirte). Sowie jeder gute Künstler, so hat auch gewissermaßen jedes Volk seine Manier, welche aber, nach einem fehlerhaften Sprachgebrauche, der Styl derselben genannt wird. 3. Periode bis zur Eroberung Griechenlands durch die Römer. Die nach Alexander folgenden politischen Stürme führten den allmäligen Fall der griechischen Kunst herbei. Ursachen waren: sinkender Wohlstand, Mangel an Aufmunterung und Unterstützung, Verschwinden des alten Geistes und des den Künstler entflammenden Enthusiasmus, Mißbrauch der Kunst zur Schmeichelei (dem Antigonos und dem Demetrios Poliorketes errichteten die Athener goldene Kolosse, dem Demetrios Pharlereos 316 Statuen, dem Attalos die Sikyonier einen Koloß), die Unmöglichkeit, die vollendeten Ideale zu übertreffen, der Fortgang des Geschmacks am Kolossalen und Ueberladenen sowohl als am Kleinlichen und Verzierten, die Aufnahme ausländischer Ideen in den griechischen Kunstkreis, die häufige Auswanderung der Künstler, bes. nach dem Kunstgebilde raubenden Rom. Hier, sowie in Alexandrien und Antiochien, lebte die griechische Kunst fort, und das glänzende Hoflager der Ptolemäer in jener und der Seleukiden in dieser Stadt gab den griechischen Künstlern durch die daselbst aufgehäuften Reichthümer und Kunstschätze, noch mehr aber durch die Liebhaberei jener Fürsten an prachtvollen Aufzügen und Kunstausstellungen hinlängliche Gelegenheit, sich durch Beweise von Kunstfertigkeiten beliebt zu machen. Daß die Künstler hierbei weniger auf die Forderungen der Kunst, als auf den Geschmack ihrer fürstlichen Beschützer Rücksicht nahmen, war bei den jetzt bestehenden Verhältnissen eine unerläßliche Pflicht. Unter den übrigen kunstliebenden Fürsten verdienen, außer mehren Beherrschern von Syrakus, besonders Attalos I. und noch mehr sein Nachfolger Eumenes II. erwähnt zu werden. Kurz nach des Letztern Zeitalter (120 v. Chr.) vertrieb die Tyrannei des Ptolemäos Physkon eine Menge Gelehrte und Künstler aus Aegypten nach Griechenland. Die berühmteste Kunstschule war um diese Zeit auf Rhodos (Apollonios und Tauriskos). Andere unterscheiden folgende Hauptepochen: a) die des ältern, b) die des hohen und schönen, c) die des reizenden Styls, d) die der Entartung; Meyer auch: a) Vom Anfange der Kunst bis ungefähr 800 v. Chr.; b) bis um 540 (alter Styl); c) bis auf Phidias (gewaltiger Styl); d) bis auf Lisippos und Apelles. Vergl. Baukunst, Bildhauerkunst, Malerei und Musik. Wir nennen hier nur ein Hauptwerk über das Ganze: Heinr. Meyer's „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen," 3. Abtheilung. Dresden 1824.

Griechische Literatur. In ein kaum erhellbares Dunkel verlieren sich die Anfänge der griechischen Literatur, d. h. der Bildung der Griechen durch Werke der Sprache und Schrift. Gab es auch in frühern Zeiten keine eigentliche Literatur in Griechenland, so mangelte es doch keineswegs an Anstalten, von denen Das ausging, was man nicht mit Unrecht literarische Bildung nennen kann, wofern man sich nur von dem Vorurtheil entwöhnt hat, daß in geschriebenen Buchstaben allein das Palladium der Menschheit bestehe. 1. Periode

von den ältesten Zeiten bis auf Troja's Zerstörung, 1814 v. Chr. Wie bei jedem Volke, so schloß sich auch bei den Griechen die geistige Entwickelung an die Gestaltung der politischen Verfassung an (vgl. daher mit dem Folgenden Griechenland [Gesch.]). Durch die Natur des Landes gleich Anfangs zu einer vielseitigen Bildung veranlaßt und genöthigt, erhielten die Griechen, bei dem losen Zusammenhange ihrer ältesten bürgerlichen Verfassung, die Freiheit einer harmonischen Entwickelung ihrer Kräfte, während der gemeinschaftliche Cultus von Nationalgottheiten und die politisch-religiösen Anstalten (Orakel, Mysterien ꝛc.) bedeutenden Einfluß äußerten. 2. Periode, von Troja's Zerstörung bis auf Solon's Gesetzgebung, 594 v. Chr. Ein Drängen und Umherziehen der hellenischen Stämme, von 1180—1050, wodurch Aeoler, Jonier und Dorier auf die östlichen Küsten des ägäischen Meeres und die Inseln desselben kamen, und bürgerliche Cultur unter den neueingewanderten Stämmen bewirkt wurde, und das Entstehen republikanischer Verfassungen in den meisten hellenischen Staaten, was zum Theil neue Auswanderungen, westlich von dem Mutterlande (nach Unter-Italien, Sicilien ꝛc.) veranlaßte, verbreitete sich griechische Sprache, in ihren verschiedenen Dialekten, und Literatur. 3. Periode, von Solon bis Alexanders Thronbesteigung, 336 v. Chr. Der Ausgang der persischen Kriege begründete Griechenlands Größe und Athens Hegemonie in der Politik, wie in Wissenschaft und Kunst, in welchen beiden letztern es dieselbe behauptete, während die in der ersten an Sparta und später an Theben überging. 4. Periode, bis auf Korinths Zerstörung, 146 v. Chr. Die von Alexander d. Gr. bewirkte Weltrevolution, die durch Privathändel des makedonischen Hofes erregten Unruhen im europäischen Griechenland, der neue Verhältnisse erregende ätolische, und noch mehr der achäische Bund, das hierauf Rom zugewandte Principat von Griechenland, was alles die Streitigkeiten zwischen den einzelnen griechischen Staaten nährte, nach und nach ihre Abhängigkeit in völlige Unterwürfigkeit verwandelte, bis ihnen, nach Korinths Zerstörung, auch der letzte Schimmer der Freiheit genommen ward, erhob, an Athens Stelle, das durch seine Lage, wie durch den Handel gleich begünstigte Alexandrien zur tonangebenden Stadt auch in der Literatur (vgl. Alexandrinisches Zeitalter). 5. Periode bis Konstantin d. Gr., 306 n. Chr. Seit Roms Weltherrschaft, das alle berühmte Gelehrte vereinigte, aber die Beschäftigung mit griechischer Literatur kaum für etwas mehr, als Liebhaberei einzelner Großen gelten ließ, wurde der griechischen Gelehrten Bestrebungen wenig befördert, und das Augustische Zeitalter konnte, bei dem gesunkenen Geschmack der Griechen, nur für römische Literatur günstig seyn. Desto vortheilhafter war der Zeitraum kurz vor und unter den Antoninen, wo sich durch den Eifer der Regenten ein Gelehrtenstand bildete, der sich, außer den bisherigen Sitzen der Literatur, besonders über Gallien und Spanien verbreitete. 6. Periode bis auf die Eroberung von Konstantinopel, 1453. Als die Residenz nach Byzanz verlegt, dadurch eine Staatsordnung gebildet war, bei der die herrschende Religion, das Christenthum, einen bedeutenden Einfluß auf die gesammte Cultur erhielt, Barbaren in das römische Reich einfielen, Kriege der Gegenkaiser es von innen und außen zerrütteten, ja endlich, nach der Theilung desselben, das oströmische (griechische) Reich durch eine Menge schwacher Regenten,

durch kirchliche Streitigkeiten, oft wiederholte Empörungen, immer höher steigendes Sittenverderbniß im Innern zerrüttet war, bis es endlich (1453) Besitzung der Osmanen ward, in dieser Zeit mußte die griechische Literatur eine sehr ärmliche Gestalt haben. Zwar wurde bald der bisherige Sitz der heidnischen Gelehrsamkeit, Alexandrien, unter Theodosios d. Gr., von christlichen Gelehrten eingenommen, welche die bisher üblichen Studien fortsetzten; aber zu schnell zerstörte (638) der fanatische Eifer der Araber die literarischen Einrichtungen dieser Stadt. Mehre Regenten, wie Basilios, Konstantin VII. und unter den Komnenen besonders Alexios I. waren eifrige Beschützer der Gelehrten; allein der Eifer dieser Letztern beschränkte sich größtentheils nur auf sehr willkürlich verfertigte Auszüge aus frühern Werken.

Die Poesie der griechischen Vorzeit war religiösen Ursprungs und Inhalts und scheint durch Priester aus Lykien nach Thrakien gebracht und dann nach Thessalien und Böotien verpflanzt worden zu seyn. Sie bestand in Götterspr üchen der Seher und Sibyllen, in gottesdienstlichen Gebeten und feierlichen Gesängen, in Ausbrüchen begeisterter Frömmigkeit, verbunden mit Musik und Tanz, in Sittensprüchen und in sinnbildlichen Betrachtungen über Natur und Welt, auch in Verherrlichung der Lieblinge der Gottheit, oder in Kosmogonien, Theogonien oder Herogonien. Vielleicht waren bei Mysterien und unter den religiösen Brüderschaften eigenthümliche Feierlieder im Gebrauche, welche nach dem Stifter oder Vorsteher derselben benannt wurden, und es kamen so die mythischen Namen Eumolpos, Thamyris, Philammon, Melampos, Olenos, Linos u. A. auf die Nachwelt. Als Hauptmuster waren vorzüglich berühmt der mythische Orpheus (1250) und sein Zögling Musaios. Die unter Beider Namen auf uns gekommene Dichterwerke sind aus späterer Zeit. Dem Orpheus werden beigelegt: Hymnen im alterthümlichen Tempelstyl, reich an mythischen Ueberlieferungen und Andeutungen, nach Einigen von Onemakritos (555), wahrscheinlicher von Mehren im alexandrinischen Zeitalter, verfaßt; „Argonautika", von einem Alexandriner des christl. Jahrh.; „Lithika", von den geheimen Kräften der Steine, nicht vor dem 4. christl. Jahrh. verfertigt. Unter zahlreichen Bruchstücken ist das über Erdbeben das bedeutendste. Unter Musaios's Namen sollen Onomakritos's „Orakel" in Umlauf gebracht worden seyn. Der gleichnamige Verfasser des freundlichen, schmuckreichen erotischen Epos „Hero und Leander" lebte spät (500? n. Chr.). Zuerst im ionischen Vorderasien trat die Poesie aus den Grenzen des religiösen Lebens in das weltliche über. Das Epos mit dem ihm nun eigenthümlich gewordenen heroischen Vers verherrlichte die Helden der Vorzeit; das von den Aiolern ausgegangene didaktische Epos nahm den Ton der Reflexion an. Bald wurden auch Betrachtungen über äußere Lebensverhältnisse angestellt und im verkleinerten heroischen Sylbenmaß, dem elegischen, ausgedrückt. Aus der Spruchpoesie entwickelte sich die tadelnde Hervorhebung menschlicher Gebrechen und Lächerlichkeiten; es entstand der Jambus. Das Epische und Jambische flossen in der Lyrik zusammen; die höhere Lyrik mit 3gliedrigem Strophenbau gehört den Dorern; die leidenschaftliche Lyrik des verzehrend heißen Gefühles den Aiolern; die tändelnd leichte den Joniern. Das Drama vereinte Epos, Jambus und Lyrik in sich mit dialogischer Wechselwirkung, und diese Einheit gelangte in Athen zu reifer Vollendung. Daneben bildete sich die Kunstgestalt der Dithyramben, Sillen und Epigramme aus. Durch Barden, welche im Heldenzeitalter großes Ansehen genossen und zünftige

Vereine und Schulen gebildet zu haben scheinen, wurde Poesie aus dem heiligen Tempelkreise in das weltliche Leben eingeführt und zur religiös mythischen Feier großer Menschenthaten und zur Darstellung des Göttlichen in seiner nähern Beziehung auf das Irdische gestaltet. Obgleich die Lyrik älter ist, so mußte doch aus demselben Grunde, welcher das höhere Alterthum der monarch. Regierung erklärt, das Epos zuerst ausgebildet werden. Im ionischen Vorderasien verherrlichten Barden die Unternehmung der griech. Helden gegen Troja nicht lange nach dieser, die allgemeinste Volkstheilnahme erregenden Begebenheit. Was mehre, Einer Schule angehörige, von Einer Idee begeisterte, mit gleicher Vorbildung ausgestattete Dichter über diesen Gegenstand mitgetheilt und theils durch Vollständigkeit der einzelnen, sich wechselweise ergänzenden Bestandtheile, theils durch innere Trefflichkeit der Darstellung zum geistigen Gemeingute des für Nationalehre empfänglichen Volkes erhoben hatten, bildete eine Reihe epischer Gesänge, welche eine sie verbindende Zusammenstellung zuließ, und nach dem geachtesten Barden, Homeros, der die Idee angegeben und dadurch die Ausführung geleitet hatte, benannt wurde. Diese epische Sammlung hat sich in einer, vom religiösen Volksgefühl beschützten Ueberlieferung erhalten, nicht ohne jüngere Zuthat in der Form, aber in unverletzter Echtheit des mythologisch-heroischen Stoffes; sie ist der Inbegriff des mythologischen Geistes der Griechen, das Muster der vollendeten epischen Sprache; für die hohe Alterthümlichkeit des Inhalts gibt schon hinreichendes Zeugniß, daß des Republikanismus nirgends Erwähnung geschieht. Ueber Homeros's Leben herrscht räthselhafte Dunkelheit; sein Zeitalter ist ungewiß (907? v. Chr. oder 277 J. nach Trojas Eroberung); die spätern Sagen und Deutungen gewähren geringern Aufschluß, als in den seinen Namen tragenden Werken gefunden wird. Wir besitzen 2 echt Homerische Epopöen; die „Ilias" in 24 Rhapsodien besingt die Genugthuung, welche Zeus seinem von Agamemnon beleidigten Sohn Achilleus vor Troja verschaffte; „Odyssee" in 20 Rh. stellt die Abenteuer des Odysseus dar. Jahrhunderte lang erhielten und verbreiteten sich diese Homerische Gedichte durch mündliche Barden- oder Rhapsoden-Ueberlieferung und lebten in den Herzen des Volkes. Kunde von ihnen und vermuthlich Bruchstücke soll Lykurgos durch eine Homeriden-Familie des Kreophilos auf Kreta erhalten (890?) nach Griechenland gebracht haben; dem attischen Gesetzgeber Solon und den Pisistratiden, 590 bis 512, wird das Verdienst zugeschrieben, beide Epopöen in Griechenland bekannt gemacht zu haben. Die 30 Homerischen Hymnen sind zum Theil sehr alt, viele als Prooemien zu betrachten; die Epigramme kündigen bald ihren jüngern Ursprung an; die „Batrachomyomachie" oder der „Froschmäuslerkrieg", soll Sigres aus Halikarnaß, 590, verfaßt haben. Dem Vorgange der Homeriden folgten (777 fl.) mehre Dichter in der Wahl eines bestimmten Kreises, dessen Stoff bald aus den ältesten Zeiten, bald aus den spätern Zeiten bis zur Rückkehr des Odysseus entlehnt wurde; so entstanden epische Darstellungen des Titanenkampfs, der Argonautenfahrt, der Dionysia, des Herakles, Theseus, der thebanischen Unruhen u. s. w. Diese Cyklische Dichter (s. d.) sind meist nur dem Namen nach bekannt und ihre Werke einigermaßen aus den Nachahmungen und Umbildungen im 5. christlichen Jahrh. Sie bereiteten den Uebergang zur Historie vor und verlieren sich, nach 550, als diese reifer ausgebildet wurde. Noch gab es mehre im Alterthume berühmte epische Dichter, von denen wir kaum etwas weiter

als die Namen wissen. Bruchstücke sind erhalten aus Epimenides's aus Kreta (Ol. 46) epischen Gesängen; Panyasis's (Ol. 79) „Herakleia" und die meisten aus Antimachos's aus Kolophon (Ol. 94) „Thebaide" und Elegien. Zu dem epischen Kanon der alexandrinischen Kritiker Aristophanes und Aristarchos gehörten Homeros, Hesiodes, Peisandros, Panyasis und Antimachos. Eine ähnliche Bewandtniß scheint für das, mit dem Namen des Hesiodes aus Kumä in Aiolien, von wo er nach Askra in Böotien gewandert seyn soll, wahrscheinlich fast eines Zeitgenossen des Homeros, bezeichnete aiolische Epos angenommen werden zu dürfen; theils war es der Tempelpoesie näher verwandt, theils umfaßte es die Beschäftigungen des häuslichen Stillebens und blieb in nationaler Feierlichkeit und Kraft weit hinter den Homerischen zurück. Die Zusammenfügung einzelner Bestandtheile von verschiedenen Urhebern ist bei ihm sichtbarer. Aus dieser Hesiodischen Bardenschule sind auf uns gekommen: „Sittliche Lebens- und Haushaltungsvorschriften," offenbar mehre sehr alte epische und gnomische Bruchstücke zu einem Ganzen vereinigt; „Theogonie," eine Zusammenstellung merkwürdiger Bruchstücke über Götter, Welt und Heroen, aus sehr verschiedenen Zeitaltern; Bruchstücke aus epischen Sagen von berühmten Männern und Weibern des Heldenzeitalters; darunter am bedeutendsten das „Schild des Herakles." In den Zeiten der werdenden Freiheit sprach sich das bewegte Gefühl des Einzelnen in kräftiger Eigenthümlichkeit aus; das Pentameter trat zum Hexameter hinzu; mit dem Distichon, der ersten einfachen lyrischen Strophe, entstand die ionische Elegie, den Uebergang zur Lyrik vermittelnd; sie hielt sich an äußerlich gegebene Verhältnisse, des Gemeinwesens Wohl und Gefahren, oder den Genuß des Lebens, oder die Belehrung sittlicher Weisheit erfassend; daher ist sie bald kriegerisch und politisch, bald erotisch, bald didaktisch; erst später durch den Athener Simonides, trauernd und tröstend; und an sie schließt sich unmittelbar das Epigramm, welches von dieser Zeit an fruchtbarer und glücklicher als andre Dichtarten angebaut worden ist. Des vorherrschenden sententiösen Charakters wegen werden die elegischen Dichter Gnomiker benannt. Kallinos aus Ephesos (715?) scheint die patriotisch kriegerische Elegie eingeführt zu haben; Tyrtaios, der milesische Athener, 647, sang herrliche Kriegslieder, durch Verein tief ergreifender Macht und lieblichen Wohllauts wundersam wirkend, von denen 5, nebst mehren Bruchstücken, übrig sind. Der Kolophonier Mimnermos, 600, welcher vielleicht der Dichtart den Namen gab, zeichnete sich durch schmeichlerische Milde und üppige Weichlichkeit aus. Von dem Gesetzgeber Solon, 594, haben sich viele Bruchstücke, vaterländischen Geist, Kriegslust, Streben nach sittlicher Veredlung ausdrückend, zum Theil auch in Jamben erhalten. Unter Theognis's aus Megara, 550, Namen ist eine elegisch-gnomische Blumenlese von mehren Verfassern aus verschiedenen Zeitaltern auf uns gekommen. Von dem Milesier Phokilides, 550, sind wenige Bruchstücke erhalten; das ihm beigelegte Lehrgedicht ist eine späte christliche Compilation. Die dem Pythagoras, 550, zugeschriebenen „Goldenen Sprüche," im ionischen Dialekte, sind von einem jüngern Pythagoräer verfaßt. Der Alexandriner Hierokles, 450 n. Chr., schrieb einen Commentar darüber. Simonides aus Keos, st. 694, berühmt durch seine Gedächtnißkunst, stimmte den elegischen Trauerton an, pries gefallene Helden, tröstete in Widerwärtigkeiten und sang auch patriotische Feierlieder. Von vielen Andern sind nur kleine Bruchstücke vor-

handen; über diese 7 Weisen und philosophischen Lehrdichter s. später unter Philosophie. Ebenfalls Frucht der bürgerlichen Freiheit war die öffentliche Rüge menschlicher Gebrechen und Thorheiten oder Lächerlichkeiten oder Schlechtigkeiten. Dazu diente der Jambus, ein uralter, aus dem wirklichen Leben hervorgegangener Rhythmus, zu dem die ganze Sprache sich hinneigt, und welche in einer festen Regel die Annäherung zum Strophischen begünstigte. Der in den alexandrinischen Kanon aufgenommenen züchtigenden Jambendichter waren drei: Archilochos aus Paros, 715, Sohn des Telesilles, bei vielen Widersprüchen in den ihn betreffenden Ueberlieferungen, hochberühmt im Alterthum, und dem Homeros zur Seite gestellt, gab dem Trochäus, katalektischen Tetrameter seine Vollendung, dem Nachgedicht Kunstgestalt, und wurde Muster der ionischen Lyrik in Hymnen und Skolien. Simonides von Amargos, 666, schilderte launig spottend den Ursprung und die Eigenschaften der Weiber. Hipponax aus Ephesos, 500, bitter schmähsüchtig, Erfinder des Choliambus. Gleichzeitig bildete sich durch öffentliche und gesellschaftliche Verhältnisse die Lyrik aus, nahe verwandt der uralten religiösen Poesie. In Beziehung auf öffentliches Leben bestand sie in Hymnen, Päanen, Prooimien, Epinikien und Epänen; für das Privatleben waren Liebe und Wein, gesellschaftliche Freuden und Genüsse ihr Gegenstand, und da gab es Erotika, Sädika, Parthenika, Epithalamien. Die Skolien verhalten sich zur Lyrik, wie das Epigramm zum Epos; die Tafelgesänge, singbar nach bekannten Weisen, hatten meist nur eine einzige Strophe; Terpandros aus Antissa, 650, soll sie eingeführt haben, wahrscheinlich wurden sie bisweilen aus dem Stegreife gedichtet. Der Dithyrambus, ein großes rhythmisches System, wurde von einem Kreise zugleich gesungen. Als Urheber desselben wird der aiolische Arion aus Methymna, 624, genannt; berühmte Dithyrambendichter waren Lasos aus Hermione, 500, und Jon aus Chios, 499; die berühmtesten Pindaros und Bakchylides. Die griechischen Lyriker theilten sich in zwei, wesentlich verschiedene Kreise, die ionischen und aiolisch-dorischen. Die ionische Lyrik ist tändelnd leicht und hat rhythmische Einfachheit. Ihr Haupt und Muster ist Anakreon aus Teos, l. 500, mit naiver Laune und süßer Würde frohsinnigen Lebensgenuß und das sinnliche Schöne feiernd, im Wandel nüchtern weise, im Gesange begeistert trunken. Seine Elegien, Jamben, Trinklieder sind verloren; allein übrig sind echte Epigramme in Brunk's »Annalec l.« p. 16. Die auf uns gekommenen Anakreontischen Gedichte haben kaum eine Spur des Jonismus, enthalten auch Nichts, was mit den von Strabon, Athenaios, Grammatikern und Scholiasten angeführten Bruchstücken oder Horazischen Nachahmungen übereinstimmte; sie sind in seinem Geiste, nach seinem Muster gedichtet; theils ältern, theils jüngern Ursprungs, viele von ausgezeichneter Anmuth und zauberhafter Kindlichkeit. Die aiolisch-dorische Lyrik geht von glühend heftiger Leidenschaftlichkeit des Gefühles aus, und findet in der sinnvollen Tiefe des ernsten dorischen Gemüths, und in dessen begeisterter Erhebung zum idealisch Großen ihre Vollendung mit vielfach wechselnden Weisen in dreigliedrigem Strophenbau, Strophe, Antistrophe und Epodos. Sie hielt sich unabhängiger von politischen Beziehungen, und drückte die eigenthümliche Empfindung des Einzelnen, der den Nationalgeist in sich aufgenommen hatte, lebendig kräftig aus. Alkman, freigelassener Sohn eines spartanischen Sklaven aus Lydien, l. 633, sang Hymnen, Päanen, Hymenäen, Ero-

tika, Parthenien, nach dorischer Sitte und gab der höhern Lyrik ihre Kunstgestalt. Nach ihm bildete sich der Dithyrambendichter Arion aus Methymna, 624. Alkaios aus Mitylene, 600, ebenso tapfer als lebensfroh, vermuthlich Erfinder des Barbiton, Schöpfer eines nach ihm benannten strophischen Rhythmus, sang kriegerische Lieder voll Freiheitsliebe und Tyrannenhasses, Hymnen und Erotika. Sappho von Mitylene (nach 600) kennen wir nach ihrem üppig, reichen und innigen Gefühl aus zwei Oden an die Stärke und Bruchstücke. Nur Fragmente besitzen wir von dem kriegerischen Stesichoros aus Himera, st. 556. In der Umgebung von Korinna und Myron, des Lasos und vieler andrer ausgezeichneter Sänger erhob sich mit himmlischer Kraft Pindaros der Thebaner, st. 424, der Ausleger des Göttlichen und der heiligen Sagen des Volkes, seine wahrhaft prophetischen Gesichte, Ahnungen, Betrachtungen nach fest kühnem Entwurfe ausströmend in die feierlich gestimmten Herzen seiner Zeitgenossen, wie der für das Höhere empfänglichen Nachwelt. Wir haben von ihm 45 Siegeshymnen, welche spätere Grammatiker in olympische, pythische, nemäische und isthmische eingetheilt haben, und Bruchstücke aus Oden, Hymnen, Dithyramben. Als Uebergang vom gnomischen Epos zur Staatsberedtsamkeit kann der Apolog betrachtet werden. Dieser sinnbildliche Ausdruck einer allgemeinen Belehrung bildete sich in den für Rathschläge empfänglichen Kreisen des gesellschaftlichen Vereins aus, und die Versinnlichungsmittel der sittlichen oder politischen Wahrheit, welche erörtert werden sollte, wurden aus der Natur, besonders aus dem den Menschen auf niedern Stufen der Cultur mehr befremdeten Thierwelt entlehnt. Als den fruchtbarsten und sinnreichsten Fabulisten nennt das griech. Alterthum den Aisopos, nach Herodot einen phrygischen Sklaven in Samos, welcher bei mehrfachen Veranlassungen den Apolog als Ueberredungsmittel angewendet und angemessen dem bürgerlichen Zwecke, in prosaischer Umgangssprache vorgetragen zu haben scheint; seine Darstellungen mögen in zahlreichen Ueberlieferungen erhalten und dem Grundgedanken nach in Nachbildungen auf uns gekommen seyn; vollständige echte Ueberbleibsel sind nicht vorhanden. Die Gattung wurde nach ihm benannt und sehr bald müssen kleinere Sammlungen oder Fabeln-Anthologien entstanden seyn und natürlich in dichterischer Form; so finden wir sie bei Aristophanes, Xenophon, Aristoteles u. A.; Sokrates versificirte einige Fabeln. Als eine der ältesten Sammlungen wird die des Demetrios Phalereios, 300, von Diogenes aus Laerte aufgeführt. Babrios (275? oder 300?) brachte die Aisopischen Fabeln in Choliamben; seine im 12. Jahrh. n. Chr. noch vorhandene Sammlung muß Grundlage der sie verdrängenden gewesen seyn, und dient auch jetzt noch zur kritischen Richtschnur, insoweit die Annäherung zur Wiederherstellung der Babriosischen Choliamben gelingen kann. Ignatios, Magister und Diakon (im 9. christl. Jahrh.), wandelte die Choliamben in Senarien um und führte jede Fabel auf tetrastische zurück. Von prosaischen Sammlungen sind uns bekannt: die des Grammatikers Dositheos, 200 n. Chr.; die barbarische des Syntipar, v. 1300, und die des konstantinopolitanischen Mönchs Maximos Planudes, 1350, welche 149 Fabeln enthalten und die Grundlage unserer gewöhnlichen Ausgaben ausmacht. — Die griech. Poesie war mit dem öffentlichen Leben zu innig verbunden, als daß sie den Untergang der bürgerlichen Freiheit hätte überdauern können. Außer mehren, in der Anthologie erhaltenen Epigrammen, einiger Skolien von Aristoteles, Krates von

Theben u. A. und einem ausgezeichnet schönen (von Athenaios aufbewahrten) Ueberbleibsel des Hermesianax aus Kolophon, der mit seinem Zeitgenossen Phanokles, 284, die erste Stelle unter den spätern Elegikern einnimmt, sind nur noch Bruchstücke einiger Komiker vorhanden, von welchen Mehre, z. B. Apollodores von Athen, 320, Diphilos von Sinope, 300, u. A. dem Namen nach bekannt sind. Von dem fruchtbaren, anmuthig witzigen Alexis aus Thurion, 325, steht Vieles in Athenaios's und Stobaios's Compilationen. Noch mehr Bruchstücke besitzen wir aus den Lustspielen des durch Feinheit des Scherzes und treue Sittenschilderung ausgezeichneten Atheners Menandros, geb. 342, st. 290, welchem Vorbilde Terentius folgte, und seines in komischer Kräftigkeit ihm überlegenen Nebenbuhlers Philemon aus Soli, st. 162. Von Sicilien, welches auch einige Tragiker erzeugte, gingen die durch Sophron, dem Zeitgenossen des Euripides, meisterhaft bearbeiteten Mimen aus, dialogisirte Lebensgemälde in rhythmischer dorischer Prosa, theils ernsten, theils scherzhaften Inhalts, von denen wir Nachbildungen in den Theokritischen Adoniazousen haben. Einen eigenen Kreis bilden die alexandrinischen Dichter, sämmtlich, nur die vom sicilischen Naturleben ergriffenen Bukoliker ausgenommen, mehr durch Gelehrsamkeit, Kunstfleiß und sprachliche Correctheit, als durch freischaffende Begeisterung und gemüthliches Gefühl ausgezeichnet. Von den in den alexandr. Kanon aufgenommenen sieben Epikern, Lykophron, Theokritos, Kallimachos, Aratos, Apollonios der Rhodier, Nikandros und Homeros aus Byzanz, sind nur des zuletzt Genannten Werke ganz verloren. Die Epiker Lykophron und Apollonios haben schwere mythische Stoffe zur Bearbeitung gewählt und mit vielseitiger Belesenheit untersucht und gesammelt; die didaktischen Dichter Aratos und Nikandros sind mit den von ihnen dargestellten wissenschaftlichen Gegenständen gründlich genug bekannt, ohne jedoch dichterischer Veranschaulichung derselben mächtig zu seyn; Kallimachos's Hymnen strömen voll alterthümlichen Kenntnissen über; die Bukoliker Theokritos, Bion und Moschos dürfen Dichterruhm im strengern und durch classische Vorgänger bestimmten Sinne in Anspruch nehmen. Die merkwürdigern alexandrinischen Dichter folgen der Zeitordnung nach also auf einander: Philetas aus Kos, 300, aus dessen grammatischen Schriften, gelehrten Elegien, welche Propertius vor Augen gehabt hat, und Epigrammen Bruchstücke vorhanden sind. Als unerfreuliche Zeichen des ausartenden Geschmackes sind die figurirten Epigramme des Rhodiers Simmias, 300, und Dosiadas, vielleicht seines Zeitgenossen, zu betrachten. Von des Phliasiers Timon, 220, Sillen, 3 B., einem sarkastischen Spottgedichte auf die dogmatischen Philosophen, in Hexametern, sind Bruchstücke auf uns gekommen. Lykophron aus Chalkis, 275, Erfinder des Anagramms, verfaßte ein prophetisches Monodrama in Jamben, „Kassandra", voll mythologischer Gelehrsamkeit und absichtlicher Dunkelheit, welche auch auf die Sprache übergegangen ist. Kallimachos aus Kyrene, 275, Mitglied und Lehrer im alexandrinischen Museum, hinterließ viele gelehrte, grammatische, mythologische, historische Schriften, welche verloren sind, Elegien, von Propertius nachgeahmt, aus denen wir Bruchstücke haben, 3 gelehrte und für mythologische Studien ergiebige, durch elegante Correctheit ausgezeichnete, bis auf das dorisch geschriebene Bad der Pallas, in ionischem Dialekte abgefaßte Hymnen und 73 Epigramme; die Scholien dazu sind aus jüngerer Zeit. Aratos aus Soli in Kilikien, 275, wurde durch den makedonischen König

Antigonos Gonatas veranlaßt, die Stellung und Bewegung der Gestirne, Phainomena, Diosemeia, in Hexametern darzustellen. Die Anlage und Darstellung dieses, durch musterhafte Sprache ausgezeichneten Lehrgedichts haben großen künstlerischen Gehalt; an dichterischem Werthe steht der zweite Theil desselben dem ersten nach. Das seinem Zeitgenossen Manethon aus Diospolis zugeschriebene Lehrgedicht von den Wirkungen der Gestirne in 6 B. wird, nach Th. Tyrwhitt's und G. Hermann's Ansicht, in das christl. Jahrh. zu verweisen seyn. Die von Josephus und in Synkellos's Chronographie erhaltenen Bruchstücke aus der Manethonischen chronologisch wichtigen, in Hinsicht auf Glaubwürdigkeit nicht unangefochtenen ägyptischen Chronik stehen in Scaliger's »Oss. de emendat. temp.« Theokritos aus Syrakus, 275, der einige Zeit in Alexandrien, meist in Sicilien lebte, gab der in Sicilien einheimischen bukolischen Poesie ihre Vollendung. Die unter diesem Namen erhaltenen, meist in dorischem, ionisch verfeinerten Dialekte geschriebenen 30 Idyllen sind dem Inhalte und Tone nach sehr verschieden, der Mehrheit nach veredelte Natur- und Gesellschafts-Gemälde, zu welchen letztern die Sophronischen Mimen das Vorbild waren; einige, z. B. 13, 22, 24, 25, sind epische, andere auf Veranlassungen im Hofleben verfertigte Gedichte. Wenn auch die Arbeiten mehrer Dichter unter einen Gattungsnamen vereinigt worden sind, so lassen sich doch die dem Theokritos selbst angehörigen ausmitteln, und an eigenthümlicher Treffichkeit, naiver Einfachheit und lebendiger Anschaulichkeit, mit zarter Anmuth und strenger Richtigkeit verbunden, sicher genug erkennen. Bion aus Smyrna und Moschos aus Syrakus, Theokritos's Zeitgenossen, unterscheiden sich durch reichgeschmückte dorische Sprache; in den Gedichten des Erstern waltet anmuthige Leichtigkeit und Lebenswärme. Von dem Stoiker Kleanthes aus Assos, 265, besitzen wir einen gedankenreichen Hymnus an Zeus; von Rhianos aus Kreta, 225, einem der besseren Homerischen Kritiker und geachteten fruchtbaren Dichter, sind Epigramme und Bruchstücke erhalten. Ebenso haben wir nur Bruchstücke von Euphorion's aus Chalkis Dichterwerken. Apollonios der Rhodier, aus Taukratis, Kallimachos's Schüler, ein gelehrter Grammatiker, stellte in einem Epos von 4 B. die Sagen über die Argonautenfahrt dar. Reichthum des mythischen Stoffes, besonnene Anordnungen desselben, preiswürdige kunstgerechte Sprache, geben dem Werke bedeutenden Werth; aber es ermangelt dichterischer Begeisterung und Kraft. Der Kolophonier Nikandros, 160, welcher am pergamenischen Hofe lebte und unter dessen verlornen Werken Georgika und Metamorphosen waren, wählte die Schilderung der Gifte im Thier- und Pflanzenreiche und deren Gegenmittel, einen für dichterische Behandlung kaum geeigneten Stoff, zum Gegenstande zwei hexametrischer, durch schmuckreiche Correctheit der Sprache ausgezeichneter Lehrgedichte, „Theriaka" und „Alexipharmaka", worüber alte Scholien, welche für die Geschichte der griech. Natur- und Heilkunde beträchtliche Ausbeute gewähren, und des Soph. Euteknios Metaphrase vorhanden sind. Meleagros aus Gadara in Syrien, 100, behauptet unter den geistvollen Dichtern dieses Zeitraums eine der ersten Stellen; seine uns erhaltene 128 kleine Gedichte sind voll zarter Anmuth und Lieblichkeit. Auch sammelte er eine Anthologie, einen Kranz epigrammatischer Gedichte von 44 Verfassern, nach alphabetischer Ordnung der Dichternamen, welche jetzt verlorne Sammlung die Grundlage der folgenden war. Der Thessalonicher Philippos (1 n. Chr.)

behielt in seiner Sammlung die alphabetische Ordnung bei und nahm mehre spätere Epigramme auf; sie ist nicht mehr vorhanden, so wenig wie die von Straton aus Sardes (130 n. Chr.) getroffene Auswahl der auf Knabenliebe sich beziehenden Gedichte, und die von Agathias aus Myrina (390 n. Chr.) nach Inhaltsfächern geordnete Sammlung. Die letzte legte Konstantinos Kephalas (910 n. Chr.) bei der seinigen zu Grunde, ließ manche Gedichte aus und nahm andere in frühern Sammlungen auf. Vgl. Fr. Schlegel, „Geschichte der Poesie der Griechen und Römer", Berlin 1798; Hartmann, „Versuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie von den ältesten Zeiten an", Leipzig 1797, 98; „Charakter der vornehmsten Dichter aller Nationen", Leipzig, seit 1792, 8 Thle.

Das Drama entwickelte sich aus Epos und Lyrik. Die dithyrambischen Chöre an den festlichen Dionysien, verbunden mit Tanz und Mimik, bereiteten die Erfindung vor; dithyrambische Sängerschulen richtete Arion in Korinth ein und ähnliche mögen in Athen gewesen seyn; diese scheinen, um Silen und sein Satyrengefolge zu versinnlichen, sich mit Bocksfellen bekleidet zu haben; daher, oder weil der Bock der Preis für den Sieger im Wettstreite war, der Name Tragödie. Frühzeitig entstand der Gebrauch, daß der Chorgesang durch einen auf die Feier des Tages sich beziehenden und der wirklichen Welt bald näher tretenden Monolog hervorgehoben wurde. Thespis, 594, scheint den epischen Monolog hervorgehoben zu haben; die heitere Scherzhaftigkeit des Inhalts wurde durch die Wahl ernsterer Stoffe verdrängt oder beschränkt, und so wurde aus dem ursprünglichen Satyrendrama ein mythologisches Heldenspiel oder die Tragödie, welcher Phrynichos, 509, mehr Ausbildung gab. Aber bald entschied die Sehnsucht des Volks die Rückkehr des Satyrendrama; Pratinas aus Phlius, 500, gab ihm seine Kunstgestalt. Es bestand nun neben der Tragödie und wurde in die Tetralogie aufgenommen. Zu gleicher Zeit mit Thespis hatte Susurion auf dem Lande das Lustspiel aus phallischen Chören gebildet und zog mit diesen in den Weilern herum; bald fand es willkommnen Eingang in Athen und erhielt durch den Syrakusaner Epicharmos, 486, reifere Kunstgestalt. Dem Mimenspiel, aus welchem späterhin die bukolische Poesie erwuchs, gab Sophron, 431, zu Syrakus seine Vollendung. Seit Aristoteles kamen Didaskalien (s. d.), kritische Repertorien der dramat. Arbeiten auf. 2. Die Tragödie wurde von Aischylos aus Eleusis, geb. Ol. 63, 3; st. Ol. 31., zum dichterischen Kunstwerke erhoben. Er wandelte den Monolog in Dialog um und veredelte das Aeußere der Aufführung; der Stoff der einfachen Handlung ist, mit Ausnahme der vom vaterländischen Hochgefühl eingegebenen „Perser", aus der mythisch epischen Zeit entlehnt; die Charaktere sind idealisch, Darstellung und Sprache kühn lyrisch, der Chor vorherrschend. Von 75 Tragödien sind 7 erhalten; von den Satyrenspielen keins. Sein Schüler und Nebenbuhler Sophokles aus Athen, l. 449, führte den dritten Schauspieler ein, beschränkte den im edelsten Tone der Religiosität gehaltenen Chor, fesselte die Gemüther durch sittliche Rührung in der Darstellung, lebendige Wahrheit der Charaktere und große Würde der Handlung, und gab der Sprache vollendete Einfachheit und ergreifende Lebendigkeit. Von mehr als 100 Trauerspielen haben wir 7; das von E. F. Mathäi bekannt gemachte Bruchstück der „Klytämnestra" ist erwiesen unecht. Euripides aus Salamis, l. 440, Schüler des Anaxagoras, Freund des Sokrates, Kenner des menschlichen,

besonders weiblichen Herzens, erstrebte unmittelbare sittliche Wirksamkeit, verfiel in breites Rhetorisiren und hielt den Chor in zu geringer Verbindung mit der Handlung, ist reich an Sittensprüchen. Von 75 Tragödien sind 19 erhalten und mehre Bruchstücke, darunter der Anfang der „Danae." 3. Das Satyren-Drama, in seiner Mischung des Ernstes und Scherzes der Wahrheit des vielgestaltigen Lebens ähnlich, war bei dem Volke sehr beliebt und wurde von vielen der vorzüglichsten dramatischen Dichter bearbeitet. Erhalten ist allein der „Kyklope" des Euripides vollständig. 4. Die Komödie hatte in ihrem Ursprunge ein Recht auf die Gebundenheit und gestaltete sich bald zum Gegensatze der Tragödie; diese lebte episch-aristokratisch in der Vergangenheit, die Komödie in der republikanisch-lyrischen Gegenwart, bald fortschreitend zu demokratisch-muthwilliger Ausgelassenheit, welche ohne Schonung die öffentliche Meinung über Personen und Ereignisse ausspricht. Die alte Komödie, mit einem Chor, von verschiedener politischer Richtung und Wirksamkeit, endete mit Athens Selbständigkeit, 404; die mittlere behielt zwar den politischen Charakter bei, barg aber die Persönlichkeiten unter erdichteten Namen, mäßigte den Tadel und spöttische Ausfälle und näherte sich der allgemeineren Charakterzeichnung; aus ihr ging, nach 338, die neuere hervor, welche keinen Chor hatte, erdichteten Stoff aus dem häuslichen Leben darstellte, und durch regelmäßigere Anlegung eines Planes in der Entwickelung der dramatisirten Begebenheiten sich auszeichnete. Von den sehr zahlreichen Werken der attischen Komiker sind nur einige eines Dichters, des ausgezeichnetsten, auf die Nachwelt gekommen: Aristophanes, l. 431, glänzt durch überschwenglich reichen Witz, unerschöpfliche Laune, vollendet schönen Ausdruck, wie ein Gestirn der ersten Größe am literarischen Kunsthimmel des ganzen classischen Alterthums; daß sein Spott nicht bloß Sünder und Schelme trifft und die ungeheure Lustigkeit auch in schamlose Possenreißerei übergeht, der Witz bisweilen den sittlichen Anstand verletzt, kann nur durch die Eigenthümlichkeit des Zeitalters und Volkssinnes gerechtfertigt werden. Von 54 Lustspielen haben sich 11 erhalten, lauter Meisterstücke in ihrer Art, Sittengemälde vom höchsten politischen, geschichtlichen und statistischen Interesse; sie gehören alle, bis auf den in gemischter zwiefacher Recension vorhandenen „Plutus," zur alten Komödie. Vgl. A. W. Schlegel, „Vorlesungen über dramat. Kunst und Literatur," 2 Thle., Heidelb. 1809.

Beredtsamkeit. Wie das freie Gemeindewesen befestigt und geordnet war, und öffentliche Verhandlungen über gesellschaftliche Angelegenheiten Statt fanden, gewann die Wirkung auf den Willen des Volkes durch Rede eine immer höhere Bedeutung. Es läßt sich selbst in Ermangelung ausdrücklicher Zeugnisse kaum bezweifeln, daß in den ionischen Pflanzstädten, welche jeden geistigen Fortschritt zum Edleren begünstigten, und im vervollkommneten bürgerlichen Verkehr die Rechte des Verstandes und mit diesen das Gedeihen der Prosa hervortreten ließen, die natürliche Beredtsamkeit zuerst geübt worden ist. Aber zum eigentlichen Schauplatz der Redekunst erhob sich Athen und behauptete darin ein volles Jahrhundert (Olym. 90 bis 114) unbestreitbaren classischen Ruhm. Sie begann in einfacher Kunstlosigkeit seit Solon's Zeiten; Themistokles, Kimon, Perikles, Alkibiades und mehre ihrer Zeitgenossen stellten große Redemuster gedankenreicher Kürze, der gehaltvollen Belehrung und Ueberzeugung im Staatsleben auf. Durch die Sicilier Korax, Tisias, Empe-

dokles und besonders Gorgias wurde das kunstmäßige Studium der Beredtsamkeit in Athen eingeführt; es entstanden redneriſche Bildungsanſtalten der Sophiſten Protagoras aus Abdera, Hippias aus Elis, Prodikos aus Keos u. m. A., welche ihre Zöglinge an erdichteten Aufgaben übten und den allmächtigen Zauber des rechten und ſchönen Ausdruckes lehrten. Mit Antiphon trat eigentlich die Kunſt aus der Schule in das Leben über, erhielt ihre theoretiſche Vollendung durch Iſokrates, nahm mit den Gefahren der Freiheit an gediegener Kraft zu und erſtarb mit ihr, ohne die ſie kein wahres Leben haben kann. Viele Werke der attiſchen Redner ſind verloren, oder nur aus Bruchſtücken, welche aus Hiſtorikern, Philoſophen und beſonders Grammatikern und Scholiaſten geſammelt zu werden verdienen, bekannt. Die berühmteſten Redner, von welchen ſich Ueberbleibſel erhalten haben, ſind folgende: der Leontiner Gorgias (ſt. um 398), Schüler des Empedokles, erregte durch Prunkreden die Aufmerkſamkeit des für jede Kunſtübung empfänglichen attiſchen Publikums und eröffnete eine ſophiſtiſche Unterrichtsanſtalt. Antiphon Rhamnuſſos, geb. 480, ſt. 411, Sohn des Redners Sophilos, Lehrer des Thukydides, ein vielthätiger Staatsmann, der durch Theramenes geſtürzt und zum Tode verurtheilt wurde, der erſte Meiſter in der kunſtmäßigen politiſchen und gerichtlichen Beredtſamkeit, arbeitete gegen Bezahlung gerichtliche Reden für Andere aus; ſeine Darſtellung empfiehlt ſich durch Erfindung und Ueberredungskunſt. Andokides, geb. 468, ſt. n. 397, ein Ariſtokrat, der ſeine geſchäftige Theilnahme an Staatsangelegenheiten mit dem Exil büßte, iſt aus 4 Reden bekannt. Lyſias, geb. 458, ſt. 379, Freund des Sokrates, ſcheint ſelten öffentlich geredet, meiſt für Andere gearbeitet zu haben. Iſokrates, geb. 436, ſt. 338, als Lehrer und Muſter gleich merkwürdig, voll heiligem Vaterlandsgefühl, welches ihn den Unglückstag bei Chäronea nicht überleben ließ; er war zu ſchüchtern, um öffentlich aufzutreten; Unterricht gab er in Chios und Athen. Wir beſitzen 21 Reden, unter welchen der öffentlich vorgetragene Panegyrikos und der Panathenaikos die gefeierteſten ſind; die Anordnung iſt anſpruchslos einfach, die Darſtellung überaus ſorgfältig und den Kunſtforderungen entſprechend; der Periodenbau hat vollendete Ründung und Euphonie; die Sprache iſt ohne Flecken; Wärme und Kraft werden oft vermißt, Correctheit nie. Von ſeinem Zeitgenoſſen, dem Eleaten Alkedamas, welchen alte Kunſtrichter prunkender Ueberladung bezüchtigten, haben wir 3 einfache Deklamationen über erdichtete Gegenſtände. Iſaios aus Chalkis, ſt. n. 357, Schüler des Lyſias und Iſokrates, lebte ohne Theilnahme an Staatsgeſchäften, ganz dem Unterrichte in der Beredtſamkeit und arbeitete Reden für Andre aus; ſeine Darſtellung iſt einfach ſchön, nicht ohne Kraft. Lykurgos, geb. 408, ſt. 328, wegen ſeiner feſten Rechtlichkeit allgemein geachtet, zeichnet ſich in der von 15 allein erhaltenen Rede gegen den Leokrates durch Kraft und Würde aus. Demoſthenes, geb. 384, ſt. 322, Schüler des Platon und des Megarikers Eukleides, des Iſaios und Iſokrates, groß durch Blick und Einſicht, größer durch begeiſterte Freiheitsliebe und unbeſtechlichen Eifer für des Volkes Gemeinwohl, beurkundet gründliche Sachkenntniß; die Anordnung des Stoffes iſt kunſtlos und doch für die beabſichtigte Wirkung auf das Beſonnenſte berechnet, die Ausführung den Bedürfniſſen und Forderungen des Volkes durchaus angemeſſen, daher nicht ſelten ſehr ausführlich, bisweilen hart und den Ton der niedern Umgangsſprache nicht verſchmähend.

Aeschines, geb. 393, st. n. 323, der weltmännische, aus Streben nach Einfluß und Bedeutsamkeit, sophistisch-tückische Nebenbuhler des Demosthenes, unterlag höfischen Versuchungen und lehrte nach seiner Verbannung die Beredtsamkeit auf Rhodos und Samos. Seine 3 geistreichen Reden haben helle Anschaulichkeit und bei reicher Kraftfülle viel Milde. Nach dem Untergang der griech. Freiheit ward die Beredtsamkeit zur künstlichen Rhetorik, wo von Sophisten, besonders in Asien, vornehmlich auf Rhodos, Redeübungen über erdichtete Gegenstände gehalten wurden und die Begierde, neu und originell zu seyn, den guten Geschmack verdrängte und eine mit Künsteleien überladene Schreibart veranlaßte. Nur wenige Redner lebten noch aus dem vorigen Zeitraum, Demades, Hyperides und Dinarchos. Bemerkenswerth ist noch Demetrios Phalereus. Zur Römerzeit ist an wahre Beredtsamkeit nicht mehr zu denken, obgleich es noch Veranlassungen gab, als Redner aufzutreten, wie bei gerichtlichen Verhandlungen, bei Feierlichkeiten, wo dem Kaiser das Volk vorgestellt wurde ꝛc. Die meisten rednerischen Versuche waren Schulübungen, größtentheils gleich fehlerhaft in der Wahl des Gegenstandes, wie in der Bearbeitung desselben. Indeß blühte jetzt die Theorie des prosaischen Ausdrucks und der Beredtsamkeit, wenn auch oft philosophische Neuigkeit und Scharfsinn mangelte (Hermogenes, Longinos, Aphthonios, vgl. Rhetoren und Grammatiker). Als eigentliche Redner, zwar Nachahmer der Alten, doch zum Theil ausgezeichnet, sind noch zu nennen: Dio Chrysostomos, Herodes, Nero, Lukianos, Aristides, Maximus Tyrius, Philostratos, Kallistratos, Athenäos, Libanios, Julianos, Himerios (vgl. Rhunken, „Hist. orat. gr.“, vor seiner Ausg. des Rutilius Lupus, und in Reiske's Ausg. der griech. Redner, 8 Bde., und Wolf's Prolegomena zu seiner Ausg. der Leptineischen Rede des Demosthenes).

Gleichzeitig gestaltete sich der Briefstyl. In griech. Sprache ist eine beträchtliche Anzahl von Briefen vorhanden, ältern, echten und unechten, und neuern Ursprungs. Die echten Briefe aus ältern Zeiten sind meist aus den Werken alter berühmter Schriftsteller, des Plato und Aristoteles, des Isokrates, Demosthenes und Aeschines, ausgehoben, und verrathen ihr Alterthum und ihre Echtheit durch den edlen, männlichen und einfachen Ausdruck. Die unechten sind häufig eine unschuldige Dichtung. Bald haben die philosophischen Schulen ihre Lehrsätze in Form von Briefen, denen sie die Namen der Stifter ihrer Schule vorsetzten, vorgetragen; bald haben Sophisten ihre Schüler unter berühmten Namen Briefe ausarbeiten lassen, um ihrem Geist und Styl Gewandtheit durch die Versetzung in eine fremde Denkart und Lage zu geben. Manche Briefe aus diesen Zeiten mögen auch Betrug seyn. Die neuern griech. Briefe sind erst aus dem vierten und den folgenden Jahrhunderten nach Christus, von Männern geschrieben, die sich den Ruhm des feinsten attischen Styls erwerben wollten, und daher mit Sprachschönheiten überladen, wie die Briefe von Alkiphron, Aristänetos, sowie des Theophylaktos Simokotta. Vgl. Schönbeyder, in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissensch.“, 5. Band.

Mit vorzüglichem Eifer beschäftigten sich eine Reihe sophistischer Schriftsteller (Erotiker) mit dem Roman. Nach den frühern Versuchen in dieser Gattung, unter denen die Milesischen Mährchen zuerst zu nen-

nen sind, erschienen im 2. und 3. Jahrh. bes. a) Reisemährchen, veranlaßt durch den, seit Alexanders Zügen rege gewordenen Hang nach der Kenntniß der wunderbaren Ferne (Antonius Diogenes und Jamblichos); b) Zaubermährchen, oder Geschichten von durch Magie in Thiere ꝛc. verwandelten Menschen; Geburten des blindesten Wunderglaubens jener Zeit (Lukios aus Paträ, vgl. Wielands Bemerkungen bei seiner Uebersetzung von Lukian's „Magischem Esel"). In den Anfang der Periode nach Konstantin gehören wahrscheinlich mehre der besten Romanschreiber, deren Zeit sich jedoch nicht genau bestimmen läßt, da sie meist pseudonymisch schrieben. Den meisten Werth hat Heliodoros, dann Longos, Charikon und Eustathios (vgl. Manso, „Ueber den griech. Roman", in dessen „Verm. Schriften", Leipzig 1801, 2. Theil).

Der Griechen Geschichte und Epos sind Erzeugnisse desselben geistigen Bedürfnisses, die Gegenwart durch lebendige Bilder der Vergangenheit zu edlern Bedeutung und kräftiger Regsamkeit zu erheben. Die Epiker vermittelten den Uebergang von diesem zu jener. Das himmlische Zauberspiel des religiösen Bilderlebens trat erbleichend vor dem behaglichen Genusse mannigfaltig froher und Kraftanstrengung aufregender Wirklichkeit zurück; die Alleinthätigkeit kindlich üppiger Phantasie wurde ermäßigt, indem der berechnende Verstand und die besonnene Betrachtung sich geltend macht; das Bewußtseyn der Gegenwart, ihre Bewegungen, Hoffnungen, Besorgnisse erfüllten das Gemüth; bürgerliche Theilnahme und Wißbegierde wurde geweckt, je wichtiger vielseitige Verbindungen und folgenreiche Herkömmlichkeiten und Rechte erschienen; zur Poesie des Lebens gesellte sich die Prosa. So war Geschichtschreibung bedingt und fand in dem öffentlichen Gebrauche der Schreibkunst bald eine wichtige Unterstützung. Das Bestreben der Epiker, ihrer Darstellung eines Sagenkreises Vollständigkeit und Einheit zu geben, auch wohl Zeitordnung dabei zu berücksichtigen, bereitete die Gestaltung der Historie vor; ihre Ausbildung verdankt dieselbe, s. Ol. 60—70, hauptsächlich den ionischen Pflanzstädten in Vorderasien, wo zuerst Freiheit und Wohlstand aufblühten und mannigfache Erfahrungen zum Vergleichen und Nachdenken aufforderten. Die ältern Sagensammler, Logographen, Mythographen, scheinen in Auffassung ihres Stoffes sich oft genau an Epiker und Epiker angeschlossen zu haben; so Aristeas aus Prokonnesos und Akusilaos aus Argos, dessen Hauptquelle die Hesiodischen Genealogien gewesen seyn sollen; so die Milesier Kadmos und Dionysios; die spätern wurden unabhängiger von ihnen; aber weit merklicher entfernten sie sich von den Lyrikern und Tragikern. Die Wahrnehmung vieler Abweichungen und Widersprüche in den Mythen und Ueberlieferungen veranlaßte die ersten Forschungsversuche und engere Beschränkung auf örtliche Kreise. Es wurde Sitte, die Gründung der Städte zu beschreiben, nicht bloß nach Sagen, sondern auch mit Benutzung der vorhandenen Denkmäler, Weihgeschenke, Inschriften und Feste; durch Handelsverkehr und politische Verbindungen erweiterte sich der Umfang der historischen Thätigkeit: benachbarte und entfernte Städte und Völkerschaften wurden in das Auge gefaßt, und Erde und Völkerkunde trat mit der Geschichte in Verbindung; der Milesier Dionysios war einer der Ersten, von welchen die allgemeine neuere Geschichte bearbeitet wurde. Vieles beruhte nur auf eigner Anschauung, eingezogener Erkundigung, angestellter Untersuchung und Prüfung; Manches wurde

bezweifelt, nicht selten über Einzelnes eine eigenthümliche Meinung geäußert. Die historischen Darstellungen wurden, wie die Gesänge, in Volksversammlungen bei religiösen Festen vorgetragen und gewannen durch öffentlichen Wetteifer fortschreitend an künstlicher Reife. Die Werke der Logographen vor Herodotos sind bis auf die, meist von Scholiasten erhaltenen Bruchstücke verloren gegangen. Die wichtigeren sind folgende: Kadmos aus Miletos, 521, schrieb die Geschichte seiner Vaterstadt und Joniens. Dionysios aus Miletos, 513, stellte die Sagenkreise von Dionysos, Herakles und Theseus dar und bearbeitete die neuere Geschichte, mit vorzüglicher Rücksicht auf Persien; Diodoros von Sicilien hat seine Vorarbeit benutzt. Hekataios aus Miletos, 509, bisweilen kritisch mißtrauisch gegen Sagen, gab in einer Art von geographisch-genealogischer Weltchronik Nachricht von fremden Ländern. Charon von Lampsakos, 500, schrieb über Perser, Aethiopier, Hellenen, und gab die erste ausführliche Kunde vom westlichen Europa. Xanthos aus Lydien, 500, erzählte die Geschichte seines Vaterlandes. Der Athener Pherekydes aus Leros, 509, sammelte die ältern Sagen Athens und anderer griech. Staaten. Der fruchtbare Hellanikos aus Mitylene, 450, schrieb über die meisten bekannten Länder, mit Benutzung der Vorarbeiten des Hekataios und Hippys aus Rhegium, 513, welcher eine, von Myes in Auszug gebrachte sicilische Geschichte in 12 Büchern verfaßt hatte. Den Uebergang von der Sagengeschichte zu der eigentlichen Geschichtschreibung (sofern diese auf Erkundigung an Ort und Stelle und Trennung der verschiedenen Meinungen beruht) macht Herodot, der durch sorgfältige Verarbeitung des, größtentheils auf Reisen gesammelten, historischen Stoffes und durch dessen epische Gestaltung in mehren, sich an einander anschließenden historischen Gemälden den Namen eines Vaters der Geschichte sich erwarb. Sein Nebenbuhler und Nachfolger, Thukydides, der erste eigentliche hellenische Historiograph, und der Sokratiker Xenophon stehen noch als große Muster da, an die sich andere, uns nur aus Fragmenten und durch Beurtheilung späterer Kritiker bekannte Geschichtschreiber anschlossen, wie Ktesias aus Knidos, 400, Arzt am persischen Hofe, schrieb die Geschichte Persiens und Indiens im morgenländischen Geiste, einheimische Quellen und Sagen benutzend, daher oft mit Abendländern in Widerspruch. Die rhetorisirende Manier gewann nun in historischen Darstellungen die Oberhand; einer der Ersten, welche diesen Ton angeben, scheint Philistos aus Syrakus, geb. 431, st. 358, gewesen zu seyn, dessen Geschichte Siciliens in 11 Büchern verloren ist. Theopompos aus Chios, 355, setzte in 10 Büchern die Geschichte des Thukydides fort, mit vielen Einschaltungen, und schrieb die Geschichte des Makedoniers Philipp in 58 Büchern. Ephoros aus Kumä, 355, verfaßte eine, von Diodor v. Sicilien benutzte, viel umfassende, methodisch geordnete, allgemeine Geschichte in 30 Büchern, von der Rückkehr der Herakleiden bis auf seine Zeit, wovon einige Bruchstücke erhalten sind. Die Geschichtschreiber des großen Alexandros sind uns nur aus spätern Benutzungen und Anführungen, Auszügen und Beurtheilungen bekannt. Unter ihren Werken waren die wichtigsten: die von dem treuen Eumenes aus Karsia und von dem erythräischen Diokles geführten Tagebücher, aus welchen Plutarchos einige Bruchstücke aufbewahrt hat; Ptolemaios Lagu Denkwürdigkeiten,

und Aristobulos aus Kassandria in Makedonien Geschichte des großen Königs, beide nach Alexandros Tode geschrieben, und von Arrianos zu Führern gewählt. Nach Alexander hatte die Geschichte ihren Charakter verloren, ihre Einfachheit, Würde und Begeisterung, besonders durch Hang zum Wunderbaren und Abenteuerlichen. Indeß gewann sie an Umfang des Stoffes und an kunstmäßiger Zusammenstellung der Begebenheiten durch Polybios, Dionysios aus Halikarnaß, Diodoros von Sicilien. Die Zeit nach Augustus charakterisirt genaue Erzählung und Vollständigkeit. Bei einigen Historikern finden sich auch pragmatische Reflexionen; allein sie sind schon durch den damaligen rhetorischen Geschmack verdorben und durch die Bedrückung, in der sie lebten, zu einseitigem Urtheile verleitet. Sie strebten sämmtlich, mit mancherlei Modificationen, dem Polybios in seiner pragmatischen und in seiner ganzen Manier nach, weßhalb ihr Styl weit gekünstelter und verschroben werden mußte. Indeß ist ihre Geschichtserzählung sehr reichhaltig und gewährt Interesse (Josephos, Plutarchos, Arrianos, Appianos, Pausanias, Aelianos, Dio Cassius, Herodianos). Vgl. „Vossius, de historicis gr. et lat.", Amsterdam 1658, Fol., und „Supplemente", Hamburg 1709, 8.; Creuzer, „Die historische Kunst der Griechen in ihrer Entstehung und Fortbildung", Leipzig 1803 (bis Thukydides). — Während der Zeit der Sagengeschichte gab es keine andere Chronologie, als Zeitrechnung nach Geschlechtern. Späterhin rechnete man in der Geschichte nach der Regierung der höchsten Magistratspersonen, nach der Eroberung von Troja und zuletzt nach Olympiaden. Diese letztere Zeitrechnung ward seit den Zeiten der Ptolemäer von den meisten Geschichtschreibern befolgt und seitdem von mehrern chronologischen Forschern mit den übrigen Arten, die Zeit zu berechnen, verglichen und dabei berichtigt (Timäos, Anaximander, Dem. Phalereos, Eratosthenes, Apollodor, Kastor, Marmora oxoniensia, Josephos, Ptolemäos, Julius Africanus, Eusebios, Synkellos u. A.).

Die Länderkunde der Griechen (vergl. Geographie, Geschichte der) behielt lange eine mythische Gestalt und war von herkömmlichen Ansichten und epischen Ueberlieferungen abhängig. In den philosophischen Schulen des Anaximander und Pythagoras scheint ein Theil der mathematischen Geographie hypothetisch bearbeitet worden zu seyn. Wenn man bei Hekataios, Charon, Hellanikos und Damastes wohl ausgebreitete aber nicht hinlänglich bewahrheitete Völkerkunde annehmen darf, so steht Herodot in wohlverdienter und dauerhaft steigender Achtung. Die Geographie wurde vornehmlich durch Entdeckungsreisen bereichert, welche der Handel veranlaßte, und in dieser Hinsicht verdienen Erwähnung: Hanno's Fahrt um die Westküste von Afrika, des Skylax Periplos Beschreibung der Küsten des Mittelmeers und des Pytheas von Massilien Entdeckungen im nordwestl. Europa. Durch Alexandros Eroberungszüge wurden der Erdkunde ansehnliche Bereicherungen zu Theil. Die Ptolemäer veranstalteten Seereisen nach Taprobana und Indien, von welchen die des Timosthenes vorzüglich reich an Ergebnissen zu seyn scheinen. Von den zahlreichen Reisebeschreibungen aus dem Zeitalter des Alexandros sind alle verloren, bis auf das von Arrianos aufbewahrte Tagebuch des Nearchos, welcher, 334, den indischen Ocean, von der Mündung des Indus an der persischen Küste hin, bis zum Euphrat beschifft hatte. Von den geographischen Arbeiten eines Agatharchides, 150, Artemidoros, 100, Skymnos, 90, Dionysios Periegetes (3 ?) haben sich, wie von den Cho-

rographien, z. B. Dikaiarchos, dieser Zeit, meist nur Bruchstücke erhalten. Der Alles umfassende und mit gründlichem Tiefblick ordnende Aristoteles brach die, durch frühere astronomische Wahrnehmungen bezeichnete Bahn der wissenschaftlichen Behandlung der, bisher meist von hypothetischer Kosmologie abhängigen Geographie. Nach ihm erfolgte die wissenschaftliche Verbindung zwischen Geographie und Astronomie durch alexandrinische Gelehrte, von welchen sich Folgende um Vervollkommnung der Geographie unmittelbares Verdienst erworben: Eratosthenes, geb. 276, st. 296, Hipparchos, um 161, und Poseidonios.

Die Philologie, wahre Polymathie oder Polyhistorie, entstand aus dem Bewußtseyn einer vergangenen Vollendung und jetzt unerreichbaren Herrlichkeit der Nationalliteratur, und aus dem Bestreben, für die Meisterstücke der Vorfahren allgemeine Achtung zu erregen und zu erhalten, sowie auch die Gründe der Bewunderung dieser classischen Werke zu erklären und geltend zu machen. Sie ist ein Inbegriff geschichtlich-alterthümlicher, grammatischer, kritischer und ästhetischer Untersuchungen. So kamen die Byzantiner Aristophanes und Aristarchos in Bestimmung eines Kanons der Classiker, nach einzelnen Fächern, in welchen sie als Muster galten, überein und nahmen etwa 60 in denselben auf; sie wurden von Mehrern Didaskalien, dramaturgische Sammlungen, entworfen. Viele beschäftigten sich mit kritischer Durchsicht und Textesberichtigung der vorhandenen Abschriften, Andere mit Erklärungen und Anmerkungen oder Wortbüchern, Andere mit einzelnen Untersuchungen, Viele mit Ausmittelung, Prüfung und Zusammenstellung der Sprachgesetze. Aristoteles hatte in vieler Hinsicht vorgearbeitet und die Wege bezeichnet, welche nachher verfolgt wurden. Die philologische Thätigkeit von Philetas, Lykophron, Kallimachos, Aratos, Kleanthes, Eratosthenes, Apollonios der Rhodier, Rhianos u. A. kennen wir nur aus Erwähnung. Als Philologen, deren Verdienst um Erhaltung und Erklärung der großen Classiker nicht verkannt werden kann, verdienen Erwähnung: Zenodotos aus Ephesos, 278; sein Schüler Aristophanes aus Byzanz, 250; Aristarchos aus Samothrake, 150; Dionysios der Thraker, 60; Didymos aus Alexandria, 30, u. A. Mit Sorgfalt und Vorliebe wurde auch die Mythologie von Vielen bearbeitet. Viele Werke darüber, darunter die des gelehrten Kallimachos, sind verloren. Erhalten hat sich jedoch Manches vom Athener Paläphatos (320?), dem pontischen Herakleides, dem Athener Apollodoros, 145, u. A.

Um die Mathematik erwarb sich die Philosophie große Verdienste. Die alte philosophische Schule diente zugleich zur ersten Ausbildung der mathematischen Kenntnisse (wobei man Arithmetik, Betrachtung der Eigenschaften der Zahlen, Logistik, praktisches Rechnen, Geometrie, Mechanik, Taktik, Musik und Astronomie unterschied), indem die einzelnen Theile der Mathematik bald als vorbereitende Kenntnisse, bald als wesentliche Theile der Philosophie in den Schulen derselben gelehrt wurden. Wenn auch manches Verdienst der spätern Zeit um diese Wissenschaft aus Mangel an historischer Kritik den Philosophen beigelegt worden, so verdankt doch namentlich die Astronomie der ionischen, die Arithmetik der Pythagoräischen, die Geometrie der akademischen Schule sowohl bedeutende Entdeckungen, als überhaupt ihre wissenschaftliche Form. Wir nennen hier Theodoros aus Kyrene, Meton, Euktemon, Archytas, Eudoxos, Aristoteles. Vollendet und zu einer förmlichen Wissenschaft erhoben ward die Mathematik in Alexandrien von Euklides, Archimedes, Apollonios aus

Perga, Pappos. Trigonometrie kannten die Griechen vor Christus nicht (vgl. Menelaos, auch Kästner, „Geschichte der Mathematik", Bd. 1, S. 512 ff.). — Die Mechanik soll Archytas zuerst methodisch abgehandelt haben; die ersten theoretischen, noch vorhandenen Schriften in diesem Fache rühren von Archimedes her. Außer diesem behandelten sie Hero Ktesibios, Hero Alexandrinus, Athenäos, Philo Byzantinus u. A. — Die meisten historischen Beiträge zur Taktik finden sich in den Geschichtschreibern, besonders im Xenophon. Unter den Frühern haben sie mehr wissenschaftlich behandelt: Aeneas Tacticus (53 n. Chr.), Onosander, Arrianos, Polyänos, Aelianos; unter den spätern die griech. Kaiser Mauritius und Leo VI. — Was die Musik betrifft, so soll Pythagoras zuerst die Tonlehre in die Disciplin der Größenlehre mit aufgenommen haben; andere Mathematiker haben die Untersuchungen über sie auf diese Weise fortgesetzt. Die meisten Schriften darüber sind verloren; nur 7 Schriftsteller haben sich erhalten, herausgeg. von Meibom, griech und latein., 2 Bde., Amsterdam 1652, 4. (vgl. [Martini] „Von den Musen der Alten", Leipzig 1767; Forkel, „Geschichte der Musik", Leipz. 1787, 4., 1. Th.). — Die Astronomie bestand lange in überlieferten Beobachtungen und in kosmologischen Vermuthungen. Die ionischen Philosophen Thales, Anaximandros, Anaximenes kannten die Ursachen der Aequinoktien, berechneten das Sonnenjahr und Sonnenfinsternisse und bestimmten die Sterngruppen. Pythagoras und seine Schüler nahmen die sphärische Ausdehnung der Erdoberfläche wahr. Kleostratos aus Tenedos, 550, schlug, um die Bewegung der Sonne und des Mondes auszugleichen, eine ungenügende 8jährige Periode für die Jahresrechnung vor, welche durch Euktemon's und Meton's neunjährigen Kreis oder die goldene Zahl (den 16. Juli 433) verbessert und durch Kallipos's, 330, Zusammenstellung vier metonischer Kreise noch mehr vervollkommnet wurde. Viel geschah von Anaxagoras, Platon und ihren Schülern für die Astronomie; der knidische Eudoxos legte Sternwarten zu Knidos und bei Heliopolis an; seine Beobachtungen lagen bei Aratos's Gedicht zu Grunde. Pytheas aus Marseille, 382, trug viele astronomische Sätze auf Erdkunde über. Unter den astronomischen Schriftstellern sind die bemerkenswerthesten: Aristarchos aus Samos, 264, lehrte die Bewegung der Erde um die unbewegliche Sonne, berechnete die Entfernung der Sonne von der Erde durch die Dichotomie des Mondes und erörterte die feinsten Grundlehren der Astronomie; Eratosthenes; Hipparchos, s. 125, berechnete die Länge des Sonnenjahres nach den in ihrem Vorrücken schärfer beobachteten Nachtgleichen und dem monatlichen Mondslauf, fand die Excentrität der Sonne von $1/24$ des Halbmessers ihrer Bahn und den Ort ihrer Erdferne in 240 der Zwillinge, stellte die ersten Sonn- und Mondtafeln auf und bestimmte nach einer eigenen Methode, Diagramma, Hipparchi, die Entfernung der Himmelskörper von einander und die Größe des Weltgebäudes. Vgl. „Gesch. der griech. Astronomie", von Schaubach (Göttingen 1802) und von Ideler (Berlin 1807). Ueber die mathem. Wissenschaften der Griechen überhaupt vergl. Heilbronner: „Historia matheseos", Leipzig 1742; Montucla, „Hist. des mathematiques", 2 Thle., Paris 1758, 4., u. A., 4 Bde., Paris 1748—1800, 4.; Bossut, „Versuch einer Gesch. der Mathematik", deutsch, mit Zusätzen v. Reimer, 2 Thle., Hamburg 1804; Kästner, „Geschichte der Mathematik", Th. 1 und 2, Göttingen 1796, 97 (in den Einleitungen).

Die ersten Keime der griech. Philosophie hatten einen mythisch religiösen Charakter und waren Hauptbestandtheile der priesterlichen Geistesbildung; sie gingen auf die epischen Barden über und finden sich am vollständigsten und volksthümlich gestaltet in den Homerischen und Hesiodischen Gedichten. Die Ergebnisse des angeregten Nachdenkens über Göttliches und Menschliches, über gesellschaftliche Pflichten und Rechte wurden durch Gesetzgeber, Lykurgos in Sparta, den lokrischen Zaleukos und den katanischen Charondas in Großgriechenland und Solon in Athen in das Leben eingeführt und durch Weise, von denen sieben vorzugsweise diesen Namen führen, in kurzen gehaltvollen Sprüchen, oder von Dichtern in Gnomen ausgedrückt und zur öffentlichen Ansicht erhoben. So war der Weg zur philosophischen Forschung gebahnt, welche bei einem zur geistigen Entwickelung vorzüglich geeigneten Volke rasche Fortschritte machen mußte und als Grundlage aller philosophischen Bestrebungen der folgenden Zeiten anerkannt wird. Sie ging im Freien von äußerer Naturbetrachtung aus und wurde bald durch den dorischen Pythagoras auf geistige Anschauung gerichtet; die Eleaten hoben den Gegensatz zwischen Vernunft und Erfahrung hervor, welchen die Atomisten auszugleichen suchten. Die Form blieb, auch lange nach Einführung der Prosa, dichterisch; die Mittheilung geschah mündlich; seit Thales, 600, wurden philosophische Schriften abgefaßt. Die ionische Philosophie war eigentliche Betrachtung des Lebens in der Natur und stellte dynamische Ansichten auf, in welchen tiefe Ahnung des Wesens der Natur liegt. Anaxagoras versuchte sie mit der mechanischen zu vereinigen, welches mißlingen mußte. Urheber der ionischen Naturphilosophie war der Milesier Thales, 600. Er nahm Wasser als Ursubstanz und eine selbstthätige Kraft oder Seele an. Ihm folgten Pherekydes aus Syros, 550, einer der ältesten Prosaisten; dessen Zeitgenosse, Anaximandros, der schon ein Unbegrenztes, Unvergängliches behauptet haben soll, und dessen Schüler Anaximenes, 520, der die Luft als Urelement geltend machen wollte. Einige Menschenalter später entstand die italische Schule in Kroton; ihr Stifter war Pythagoras aus Samos, 520, eine vielseitig gedeutete und mißverstandene räthselhafte wundersame Erscheinung, von unbestreitbar gewaltiger Wirksamkeit für die Menschheit, welche dieser Mann über das Sinnliche zum Göttlich-Sittlichen zu erheben suchte. Von seinen ältesten Anhängern sind nur meist verdächtige Ueberbleibsel vorhanden. Einen eigenthümlichen Weg verfolgte die eleatische Schule, welche das erste folgerichtige System aufstellte, trügerischer Erfahrung den Verstandesbegriff entgegen setzte und die vollkommenste Einheit des Universums behauptete. Ihr Stifter war Xenophanes aus Kolophon, 500, welcher in Elea lehrte; er fand die Vorstellung vom Werden unbegreiflich und behauptete das ewige Seyn des Wirklichen und Denkkraft als das einzige Wirkliche und begründete Pantheismus und Idealphilosophie. Parmenides aus Elea, 446, führte die Ansicht des Xenophanes dogmatisch durch. Sein Schüler Zenon aus Elea, 444, vertheidigte dieses System mit strenger Beharrlichkeit. Noch schärfer wurde dasselbe von Melissos aus Samos, 444, ausgesprochen. Die der eleatischen entgegengesetzte neuere eleatische oder atomistische, oder mechanische Schule lehrte Materialismus, erwarb sich aber um Naturkunde nicht geringes Verdienst. Leukippos aus Abdera oder Elea, 500, regte

den Grund zur Naturwissenschaft, indem er die Natur aus sich selbst zu erklären unternahm. Sein scharfsinniger Schüler Demokritos aus Abdera, 450, st. 404, suchte die Wahrheitskriterien der Erkenntniß zu berichtigen, begründete die Klugheitslehre und bereicherte die Naturlehre mit den Gesetzen von Schwere und Undurchdringlichkeit der Körper und mit genaueren Bestimmungen über die Bewegung. Seine Schüler und Anhänger von ihm waren Metrodoros aus Chios, Nausiphanes, Epikur's Lehrer, die Abderiten Protagoras der Sophist, Anaxarchos u. A. Herakleitos aus Ephesos, 500, der Dunkle, ging in der Kosmologie von ionischer Naturphilosophie aus und hielt Feuer für die Urkraft der Natur. Ein Geistesverwandter von ihm ist Empedokles aus Agrigent, 450. Anaxagoras aus Klazomenä, geb. 500, st. 425, Schüler des Hermotimos, begründete den philosophischen Theismus und Spiritualismus. Ihm folgten in der Grundansicht der kretische Diogenes v. Apollonia und der Milesier Archelaos. Im Zeitalter des Perikles, 444, wurde Athen die Heimath der im ionischen Asien gereiften Philosophie und der in Sicilien und Großgriechenland ausgebildeten, jetzt in einander verschmelzenden Dialektik und Sophistik. Den aus Platon's und Aristoteles's Schriften bekannten Sophisten galt die Wahrheit als etwas ausschließlich Subjectives, war aber bei aller ihrer Hinneigung zur Skepsis ein entschiedener Dogmatismus eigenthümlich. Sie blendeten in Prunkreden durch Vielwisserei, anmaßend absprechende Untrüglichkeit, eröffneten Schulen, welche ihrem Ehrgeize und ihrer Gewinnsucht reichliche Nahrung gewährten, und führten, bei leidenschaftlicher Aufregung der Gemüther und bei der mit dem Luxus überhand nehmenden Verschlechterung der Sitten, Zweifelsucht und raduliſtisch zudringliche Rechthaberei, aber auch das allgemeinere Bestreben, über die vorliegenden Aufgaben nachzudenken, und die Kunst, schön zu sprechen, in das Leben ein. Allerdings war ein sittlich-wissenschaftlicher Sinn ihnen in der Regel fremd und das Höhere und Heilige, welches die edlere philosophische Bestrebung nie aus dem Auge verliert, ging in äußerlichem Geräusch und in gemein weltlicher Absichtlichkeit unter. Aber doch ist das Verdienst dieser, gewöhnlich ihres Dünkels und der in dem Herzen der Jugend angerichteten Verwüstungen wegen, verrufenen Männer nicht gering zu achten; sie weckten die allgemeinere Theilnahme an philosophischen Bestrebungen, hoben die Beziehungen derselben auf Das, was dem Menschen das Nähere ist, glücklich hervor, und veranlaßten folgenreiche Forschungen über Gesetze des Denkens, über sittliche und politische Grundsätze, über Sprache, Redekunst und Poesie. Einige der berühmteren Sophisten sind: Gorgias, Protagoras der Abderite, Schüler des Herakleitos, Hippias von Elis, Prodikos aus Keos, 420, Polos aus Agrigent, Thrasymachos aus Chalkedon, Diagoras aus Melos, Kritias aus Athen. Die verführerischen Täuschungen und Gaukeleien der Sophisten bekämpfte der Athener Sokrates, geb. 463, st. 400, ein ethisch frommer Theist, die Menschheit mit uneigennütziger Liebe umfassend und ihre höhere Bestimmung ahnend. Unter seinen Schülern scheint Xenophon die Sokratischen Grundsätze am reinsten aufgefaßt und dargestellt zu haben. Als treue Anhänger werden noch genannt: Aeschines, Sohn des Lysias, Simon, Kriton u. A. Da die Sokratische Philosophie weder einen obersten Grundsatz an ihrer Spitze, noch wissenschaftlich bestimmte Grenzen hatte, so trennten sich ihre Anhänger

frühzeitig in mehre Sekten, von denen jedoch die meisten eine ethische Richtung und die Lehre vom höchsten Gute fest hielten. Die von dem Athener Antisthenes, 404, gestiftete, von dem seltsamen Diogenes aus Sinope, geb. 441, st. 324, in ihren Grundsätzen mit folgerichtiger Strenge auf das Leben angewendete und durch Krates und Hipparchia praktisch geltend gemachte kynische Schule, die Mutter der stoischen, erstrebte Unabhängigkeit von der Natur und Bedürfnißlosigkeit. Die kyrenäische oder hedonische Schule, des Epikurismus Vorgängerin, wollte alle Bedürfnisse befriedigt wissen, leitete Wohlseyn und Wahrheit vom inneren Sinne ab und sokratisirte sophistisch über Lebensgenüsse. Ihr Urheber war Aristippos aus Kyrene, 404; von dessen Enkel Aristippos Metrodidaktos wurden ihre Grundsätze vollständiger entwickelt, von Anikeris gemildert, von Hegesias, Theodoros und Euhemeros verschiedentlich verändert. Die von Euklides aus Megara, 400, gestiftete und von seinen Schülern, dem Milesier Eubulides und Stilpo aus Megara, 340, vervollkommnete megarische Schule nahm Vieles aus der elatischen auf und legte der Dialektik einen vorzüglichen Werth bei. Die von Phaedon aus Elis und Menedemos aus Eretia begründete elische Schule scheint in der Speculation einen eigenthümlichen Weg verfolgt zu haben. Pyrrhon aus Elis, 340, und noch schärfer der Phliosier Timon gingen vom Sokratischen Mißtrauen gegen das menschliche theoretische Wissen zum Skepticismus über. Aus der akademischen Schule, welche die praktischen Elementargrundsätze des Sokrates beibehielt, ging ein hochwichtiges wissenschaftliches System der Philosophie hervor. Ihr Haupt und Meister war Platon. Den sittlich praktischen Gesichtspunkt unwandelbar festhaltend, erstrebte er in der Philosophie, als Wissenschaft des Allgemeinen und Nothwendigen, das höchste Ziel der Menschheit, das Ideal der Vernunft, deren letzter Zweck nur Sittlichkeit seyn kann. Platon's Anhänger waren Jahrh. hindurch sehr zahlreich und bildeten mehre, besonders in Beziehung auf die Gewißheit der menschlichen Erkenntniß sich von einander unterscheidende Schulen. Die ältere Akademie, in welcher Speusippos, eine engere Verbindung des Platonismus mit dem Pythagoräismus beabsichtigend, Xenokrates aus Chalkedon, die Athener Polemon und Krates und Krantor aus Soli lehrten, blieb den Grundsätzen und Ansichten des Meisters im Wesentlichen treu und war eine geachtete Bildungsanstalt für denkende Köpfe und gute Bürger. Die mittlere und neuere Akademie, in der sich Arkesilaos aus Pitane, 300, Lakydes, 250, und Karneades, 155, Beide aus Kyrene, auszeichneten, die vierte, von Philon aus Larissa, 86, und die fünfte, von dessen Zeitgenossen Antiochos aus Askalon gegründet, näherten sich immer merklicher der von den Letztern ermäßigten Skepsis. Die Neu-Platoniker (s. 222 n. Chr.) glaubten an die wundersame Offenbarung des inneren Lichtes. Die Philosophie wurde in mehren Schulen mit fruchtbarem Erfolge bearbeitet; alle Denker gingen von Beobachtungen der menschlichen Natur aus, um sich zu höheren Grundsätzen zu erheben; bei vielen Eigenthümlichkeiten und bei wesentlichen Abweichungen von den Ansichten ihrer Vorgänger, schließen sie sich durch ethische Richtung und praktischen Geist an Sokrates an. Alle glauben an die Autonomie der Vernunft und an die Idee vom höchsten Gute; trennen sich aber sowohl in der praktischen Auffassung des Letztern als in der näheren Bestimmung der Vernunftgesetze. Aristoteles, dessen Intellectualsystem auf rationalem

Empirismus ruhete, Epikuros, der den Grundſätzen des Ariſtippos und Demokritos folgte, und die Stoiker, welche Kynismus mit Dialektik vereinten, waren Dogmatiker; die neueren Akademiker und die Schüler des Pyrrhon bekannten ſich zum Skepticismus. Mit dem Reichthum, mit der folgerichtigen Anordnung und ſtreng wiſſenſchaftlichen Bearbeitung des philoſophiſchen Stoffes vermehrten ſich Syſtemeneifer und Schulgeiſt, welche oft die Denkfreiheit beſchränkten und ſteife Anhänglichkeit am Buchſtaben zur Folge haben. Immer anſchaulicher tritt jetzt der Zuſammenhang hervor, in welchem die philoſophiſchen Beſtrebungen der neuern Zeit mit denen der Griechen ſtehen. Vgl. Stanley's, Brucker's, Meiners's, Tiedemann's, Buhle's, Eberhard's, Tennemann's und Fülleborn's Schriften über Geſchichte der Philoſophie

Die **Politik** war lange praktiſch geübt worden, bis Platon (in „De republica") ſie zu einer mit der Ethik verbundenen Wiſſenſchaft erhob. Er machte ſogar einen Verſuch über die Privat- und Staatswirthſchaft. Auch von Xenophon beſitzen wir eine Sammlung ſtaatswirthſchaftlicher Maximen. — Ueber die **Pädagogik** haben Ariſtoteles, Theophraſtos und Kleomenes (verlorne) Theorien hinterlaſſen. Plutarch's Schrift: „De educatione", iſt ſeiner unwürdig. — Von einer rohen **Naturkunde** ging auch bei den Griechen alles Wiſſen aus; ſie lehrte ſchon die Theogonie und Kosmogonie. Mit Thales fingen jedoch erſt die eigentlichen Speculationen über die Natur an. Die ioniſchen Philoſophen, die Pythagoräer, die Eleatiker beſchäftigten ſich emſig damit, doch, bis Sokrates, in einer halb poetiſchen Sprache und mythiſchem Gewand der Speculationen. Der wahre Vater der Naturforſchungen war Platon, der an Ariſtoteles einen Schüler zog, welcher in der Bearbeitung der Naturwiſſenſchaften Bahn brach, ja die eigentliche Naturkunde, beſonders die Zoologie, zur Wiſſenſchaft erhob, worauf ſein Schüler, Theophraſt, ſich um Botanik und Mineralogie verdient machte. Ganz andere Wege ſchlugen der Stoiker und Epikuräer in der Phyſik ein; jene nahmen 2 Grundurſachen, Gott und Materie, an; dieſe gingen zu Demokrit's Lehren von Atomen und dem Leeren zurück. Nach Ariſtoteles langer Stillſtand, dann Rückfall, Compilation, Wunderglaube, phyſikaliſche Thorheiten, alchemiſches Unweſen. Zu Alexandria ward für die Naturkunde geſorgt, auch Sammlungen für Mineralien angelegt; doch durch die Sucht nach dem Wunderbaren litt dieſe Wiſſenſchaft ſehr. Hierher gehören: Antigonos aus Kariſtos, Phlegon Trallianos, Apollonios Dyſkolos, Aelianos und die, dem Ariſtoteles untergeſchobene Schrift: „Von wunderbaren Erzählungen". Nützlicher und wichtiger ſind, obgleich nur Dichter, Nikander und die beiden Oppiane. — Bemerkungen über die **Landwirthſchaft** gab ſchon Heſiodos. Nach ihm beſchäftigten ſich mit ihr mehre Dichter und Philoſophen (ſelbſt Ariſtoteles; Alles verloren); übrig iſt nur des Baſſus Auszug. — Von einem Syſtem der **Medicin** konnte nicht eher die Rede ſeyn, als bis die Griechen mit der Philoſophie genauer bekannt wurden, da die Philoſophen, bei ihren Unterſuchungen über die Seele, auch den Körper in Betrachtung zogen, aus deren Schulen die erſten eigentlichen wiſſenſchaftlich gebildeten Aerzte hervorgingen. (S. **Medicin**, Geſch.) — Für eigentliche **Rechtswiſſenſchaft**, als Theorie, thaten die Griechen nichts. Erſt nach Konſtantin kann von einer eigentlichen literariſchen Rechtswiſſenſchaft die Rede ſeyn, da die von Zeit zu Zeit gegebenen neuen Conſtitutionen der

Kaiser, die Verschiedenheit in den Erklärungen der Rechtsgelehrten und die oft von einander abweichenden Uebersetzungen der lateinischen Gesetzgeber eine Reform nöthig machten, welche durch den Kaiser Basilios in den Basiliken ausgeführt wurde. — Die Theologie der Griechen ging, wie der ganze Philosophie, von der Dichterphilosophie aus und blieb auch immer ein Theil der letztern. Mit der Philosophie nahm sie durch Aristoteles die Gestalt eines Systems an und ward in der Metaphysik vorgetragen. Vgl., außer den allgemeinen Werken von Eichhorn, Meiners, Schöll, Wohnicke: „Fabricii bibliotheca latine;“ „Harles introd. in hist. gr. ling.“; Rienäcker, „Handbuch der Geschichte der griech. Literatur“; D. Beck: „Comm. de literis etc, Graecis.“ 1. Bd, 1. Thl., Leipzig 1789. Nachdem das Studium der altgriechischen Literatur untergegangen, erwachte es endlich in Italien im 15. Jahrh. wieder. Besondere Verdienste darum haben Barlaam, Petrarch, Leo Pilatus, Manuel Chrysoloras, Theodor Gaza, Joh. Argyropulus, Georg von Trapezunt, Demetrius Chalkondylas und die vor den Türken nach Italien fliehenden Griechen. Vgl. Wissenschaften, Wiederherstellung derselben.

Griechische Münzen. Zu ihnen rechnet man, außer den alten, Münzen des eigentlichen Griechenlands, die der Inseln, der kleinasiatischen Provinzen und die von Groß-Griechenland, sämmtlich mit griech. Aufschriften, welche oft schwer zu deuten sind, da die Buchstaben entstellt oder als Zahlzeichen angewendet wurden. Die ältesten sollen die vom Pheidon auf Aegina, etwa 900 J. v. Chr., geprägten seyn, doch sind sie nicht ganz von allem Verdachte frei. Die griech. Münzen zerfallen in Städtemünzen, die der griech. Könige und in die unter röm. Herrschaft geschlagenen. Die ältesten sind oft 4eckig, die neuern rund, die allerältesten nur auf einer Seite geprägt und tragen auf der Kehrseite Spuren des sogenannten Quadratum incusum, einer Erhöhung auf dem Amboß, worauf man das Metall legte und das sich eindrückte. Später ward es verschönert. Die Münzen der Städte sind in der Regel ehern, selten golden, die Könige haben viele goldene und silberne, wenig eherne schlagen lassen. Das Gold ist gemeiniglich 23 Karat 16 Gr.; das Silber ist ganz fein; das Gepräge ist größtentheils sehr schön und stellt bald Bildnisse, bald die verschiedenen Stadtzeichen dar.

Griechische Sprache und Schrift. Nicht von jeher wurde in Griechenland gesprochen, was wir griech. Sprache nennen, denn Griechenland war früher von Pelasgern bewohnt. Die alte Sprache der Pelasger kannte man aber schon zur Zeit Herodot's nicht mehr, der diese fremde Sprache von der hellenischen als verschieden angibt und hinzufügt, es sey wahrscheinlich, daß die Hellenen ihre ursprüngliche Sprache immer behalten haben (1, 57). Woher aber diese stamme, darüber sind die Meinungen getheilt, denn Einige wollen sie aus der Persischen, Andre aus der Scythischen ableiten; zwei Meinungen, welche sich jedoch vielleicht vereinigen ließen. Außer Griechenland wurde sie in einem großen Theile von Kleinasien, dem südlichen Italien und Sicilien gesprochen und in andern Gegenden, wohin sich griech. Colonien verbreitet hatten. Die Geschichte der griech. Sprache läßt sich in 6 Perioden theilen: a) Von der ersten Bevölkerung Griechenlands bis Orpheus und die Argonauten. Da Griechenlands Bewohner nicht ein Volk machten, so hatte fast jeder Ort seine Eigenheiten in der Mundart. Einwanderungen von

Colonien, Vertauschungen der Wohnplätze in Griechenland, Vermischung der Stämme und Dialekte und Aehnliches verlieh der Sprache einen Reichthum an Wörtern und Formen. b) Von Troja's Zerstörung bis Pherekydes oder Solon. In dieser Periode wurden die Wanderungen häufiger; es entstanden Republiken, erhoben sich Gesetzgeber, legten sich die Unruhen, vermehrte sich die Volksmenge, begann großer Verkehr mit Fremden und es blühte Cultur auf, besonders in den kleinasiatischen Colonien und auf den Inseln des ägäischen Meers. Hier erhielt die griech. Sprache ihre eigentliche Bildung. Ihre erste kunstmäßige Bildung erhielt sie durch die Poesie, zuerst bei den Joniern durch das Epos und den Hexameter, bald darauf auch bei den ernstern aolisch-dorischen Stämmen durch die lyrische Poesie. Gegen 500 J. lang war Poesie die einzige gebräuchliche Art der Rede in den Geisteswerken der Griechen. c) Von Solon bis Philipp von Makedonien. In dieser Periode gewannen besonders die kleinasiatischen Griechen an Reichthum und Macht, vornehmlich durch Handel, und hier, doch auch im eigentlichen Griechenland, vorzüglich in Athen, erlangte die griech. Sprache die höchste Ausbildung, als Organ der Künste und Wissenschaften, die der erwachende geistreiche und gesellige Luxus im Gefolge hatte. Durch die gerichtl. und polit. Beredtsamkeit erhielt die Sprache Rundung, prosaischen Wohlklang, Kraft und Nachdruck, durch die Sokratische Schule Geschmeidigkeit und Reichthum an Bezeichnung philosoph., besonders moralischer Begriffe und Beziehungen. Häufiger Verkehr zwischen den verschiedenen Stämmen, die ihre Mundarten unabhängig von fremdem Einflusse durch eigne Arten der Rede ausgebildet hatten, beförderte die Mannigfaltigkeit der Formen und die Gewandtheit der Sprache in Zusammensetzung, Ableitungen und Bezeichnungsarten. In dieser Zeit, wo die Griechen die feinste, tapferste und gelehrteste Nation ausmachten, war die Sprache auch der treueste Abdruck derselben. Bei dem Ueberfluß von Sachen, den ihr erhabener Geist umfaßte, mußte der Ausdruck von selbst folgen und zwar ein Ausdruck, der ebenso vollkommen war als die auszudrückende Idee. So vielseitig die Bildung der Nation war, ebenso vielseitig war auch die Sprache. So reich die poetische Sprache für die schalkhafte Laune eines Aristophanes, für die Feinheit eines Philemon oder Menander, für die Zartheit eines Theokrit oder Bion, für die Erhabenheit eines Sophokles oder Pindar war, so reich und geschmeidig war die Prosa. Demosthenes fand hier ebenso viel Stoff für die nervige Composition und die männliche Kraft einer ungekünstelten mit unwiderstehlicher Gewalt fortreißenden Beredtsamkeit, wie Isokrates hier seine Kunst in der größten Genauigkeit der Perioden und in der aufs feinste angemessenen Diction fand. Nicht weniger angemessen war diese Prosa für die Philosophie eines Plato, Xenophon und Aristoteles, so verschieden auch der Charakter dieser Männer in Hinsicht der Composition war. Insofern die griech. Sprache also die meisten Begriffe mit der größten Bestimmtheit, Deutlichkeit, Kürze und dem angenehmsten Wohlklange ausdrückt und durch ihre Biegsamkeit und Zusammensetzbarkeit einen mit dem Vorrathe von Ideen bei einer Nation in gleichem steigenden, immer neu zu erschaffenden, Reichthum in Poesie wie in Prosa erlaubt, ist sie die vollkommenste unter allen ältern Sprachen und in sehr vielen Hinsichten auch unter ihren jüngern Schwestern. d) Von Philipps Tode bis auf die Zerstörung Korinth's. Die hohen Vorzüge der griech. Sprache machen sich

immerfort geltend; aber mit seiner Freiheit verlor Griechenland auch seine hohe Genialität, Kraft und Energie, was sogleich auch auf die Sprache Einfluß hatte. Unter den vielen Veränderungen, die die Sprache trifft, ist besonders die Entstehung der peripatetischen und stoischen Sekte erwähnungswerth, die beide die attische Sprache zur philosophischen auszubilden strebten. Auch erreichte die dorische Mundart den höchsten Grad ihrer Verfeinerung. e) Von der Zerstörung Korinth's bis auf Konstantin den Gr. Des von den Römern unterdrückten Griechenlands Sprache ward üppig, gekünstelt und verlor ihre alte Simplicität und Kraft. f) Von Konstantin bis zur Eroberung Konstantinopel's durch die Türken. Zwar ist die griech. Sprache immer noch Sprache der Gelehrten und wird Hofsprache. Aber Aberglaube, Pfaffengeist, elende Regenten, Plünderungen, Verwüstungen der Barbaren unterdrückten endlich allen Geist für Kunst und Wissenschaft. Die Sprache verliert nicht nur ihre Reinheit und ihren alten Charakter, sondern stirbt nach und nach aus und hört auf, eine lebende Sprache zu seyn. An ihre Stelle trat die neugriechische Sprache. Das Neugriechische (Romanische) weicht vom Altgriech. in der Aussprache einiger Consonanten und Diphthongen, in der Accentuirung und in verschiedenen Declinations- und Conjugationsweisen ab. Doch nähert sich die Schriftsprache der neugriech. Schriftsteller immer mehr der Altgriechischen. Es scheint größtentheils aus dem Dialekt der Landleute entstanden zu seyn, welcher die meisten Spuren des aiolisch-dorischen Dialekts behielt. — Bei der Menge hellenischer Völkerschaften eines Hauptstammes läßt sich vermuthen, daß es verschiedene Mundarten (Dialekte) müsse gegeben haben, deren Kenntniß bei der griech. Sprache um so nothwendiger ist, da die Schriftsteller dieser Nation die Eigenheiten der verschiedenen Mundarten im Gebrauche einzelner Buchstaben, Wörter, Wortformen, Wendungen und Ausdrücke in die Schriftstellersprache übertrugen und zwar nicht bloß, um einen Sprechenden näher zu charakterisiren sondern auch, wenn sie in eigner Person schrieben. Gewöhnlich nimmt man, nach den 3 Hauptstämmen der Griechen, drei Hauptdialekte an, den aiolischen, dorischen, ionischen, wozu später der gemischte attische Dialekt kam: außer diesen aber noch mehre Nebendialekte. Die 4 Hauptdialekte lassen sich jedoch auf 2 zurückführen, den hellenisch-dorischen und den ionisch-attischen. Jener war der älteste, wie denn überhaupt durch das Dorische das Alte bezeichnet wurde. Die älteste dorische Mundart zeigt sich im aiolischen Dialekte, aus welchem auch die latein. Sprache abgeleitet wird. Der dorische Dialekt war hart und rauh, der ionische der weichste. Der aiolische Dialekt wurde gesprochen diesseits des Isthmus (außer in Megara, Attika und Doris), in den aiol. Colonien Kleinasiens und auf einigen nördlichen Inseln des ägäi. Meeres; der dorische im Peloponnes, den dorischen Vierstädten, den dorischen Colonien Kleinasiens und auf den Inseln des Archipelagus; der attische in Attika. In jedem dieser Dialekte hat man bedeutende Schriftsteller und Schriften. Zum ionischen Dialekte gehören zum Theil die Werke der ältesten Dichter, Homer's, Hesiod's, Theognis's u. s. w.; rein findet man ihn in Prosaikern, besonders Herodot und Hippokrates, im dorischen Dialekte sangen Pindar, Theokrit, Bion und Moschus; von dorischer Prosa ist nur wenig übrig, meist mathemat. und philosoph. Inhalts, im aiolischen Dialekte haben wir die Bruchstücke des Alkaios und der Sappho. Als Athen die Oberherrschaft in Griechenland erhalten

und ſich zum Mittelpunkt aller literariſchen Bildung erhoben hatte, wurde mit den attiſchen Meiſterwerken eines Aeſchylos, Sophokles, Euripides, Ariſtophanes, Thukydides, Xenophon, Platon, Iſokrates, Demoſthenes u. A., auch der attiſche Dialekt der allgemeine der Bücherſprache. Grammatiker unterſchieden nachher das Echtattiſche, wie es ſich in jenen Meiſtern des Atticismus findet, von dem Attiſchen des gemeinen Lebens und nannten dieß den gemeinen griech. oder hellen. Dialekt, und ſelbſt die ſpätern attiſchen Schriftſteller nach jener ſchönſten Blüthenzeit der Literatur Gemeingriechen oder Hellenen. Zu dieſen gehören Ariſtoteles, Theophraſt, Apollodor, Polybios, Plutarch und die übrigen ſpätern, unter denen doch manche echtattiſch ſchrieben, wie Lukian, Aelian und Arrian. Außer den Dramatikern hielten ſich aber die übrigen Dichter keineswegs ausſchließlich an den attiſchen Dialekt; die Dramatiker ſelbſt nahmen in ihren Chören, weil dieſe zu der älteſten Liturgie der Griechen gehörten, um des Feierlichen willen, etwas vom Doriſchen auf, und die übrigen Dichter blieben bei der Homeriſchen Sprache. Man muß demnach annehmen, daß die Griechen mit ihren verſchiedenen Mundarten bekannter waren als wir mit den unſrigen, wozu vielleicht das allgemeine Leſen des Homer, der Gebrauch eines religiöſen Rituals und der häufige Verkehr derſelben untereinander vornehmlich wirkten. Wahrſcheinlich aber hatten ſich die Dialekte in der früheſten Zeit noch nicht ſo von einander geſchieden, wie es ſpäterhin geſchah, und daraus muß man ſich die Eigenheiten der Sprache Homer's und Heſiod's erklären. „Im Homer und Heſiod", ſagt Matthiä, „kommen Wortformen und Ausdrücke vor, die von den Grammatikern für aioliſch, doriſch, attiſch, oder gar für Eigenheiten eines örtlichen Dialekts ausgegeben werden. Allein ſchwerlich waren ſie dieſes ſchon zur Zeit jener Dichter, die ſich eine ſolche Miſchung wohl ebenſo wenig würden erlaubt haben, als ſich jetzt ein Dichter erlauben würde, niederſächſ. oder oberdeutſche Provinzialismen unter einander zu miſchen. Die Sprache Homer's ſcheint vielmehr ganz die Sprache der Jonier zu ſeyn. Von dieſen im Homer gebräuchlichen Wortformen blieben aber nicht alle im reinen Dialekt, ſondern einige erhielten ſich nur im aioliſch-doriſchen, andre bloß im attiſchen Dialekt. Die Grammatiker nennen nur im Homer attiſch, aioliſch, doriſch u. ſ. w., was dieſes zu ihrer Zeit war". Die Zeit, wann die Veränderungen in den Hauptdialekten erfolgten, läßt ſich nicht beſtimmen; es geht aber aus all Dieſem hervor, daß man, um die griech. Sprache gründlich zu erlernen, den Gang der Bildung derſelben verfolgen und keine einſeitige Grammatik zum Grunde legen, ſondern ſich über alle abweichende Formen der Dialekte verbreiten müſſe; eine Mühe, welche dieſe an claſſiſchen Muſtern jeder Art ſo reiche und eben deßhalb ſo ausgebildete, biegſame, ausdrucksvolle, im Klange ſo liebliche, in der Bewegung ſo harmoniſche, in ihren grammatiſchen Formen und ganzem Bau ſo philoſoph. Sprache verdient und reichlich lohnt. Wann man angefangen habe, die Sprache durch Schrift zu bezeichnen, darüber hat lange Zweifel obgewaltet. Der gewöhnlichen Meinung zufolge brachte der Phönikier Kadmos die Buchſtabenſchrift zu den Griechen. Das Kadmiſche Alphabet beſtand aber nur aus 16 Buchſtaben; im trojaniſchen Kriege ſoll Palamedes noch 4 (ΟΞΦΧ) und ebenſo viel nachher Simonides aus Keos (ΖΗΨΩ) erfunden haben. Daß die bezeichneten acht Buchſtaben neuer ſind, iſt theils aus Nachrichten theils aus den älteſten Inſchriften gewiß. Weil die Jo-

nier dieſe Buchſtaben zuerſt aufnahmen und von dieſen die Attiker, ſo nannte man das Alphabet mit 24 Buchſtaben das ioniſche. Die Figuren der älteſten phönik. und griech. Buchſtaben weichen übrigens ſehr von den jetzt gebräuchlichen hebräi. und griech. ab. Es hat indeß nicht an Solchen gefehlt, welche behaupteten, daß vor Kadmos's Zeiten unter den Pelasgern ſchon die Schreibekunſt geübt worden ſey. Dieſe den Alten nicht unbekannte, jedoch durch keinen einzigen Schriftſteller von Gewicht beſtätigte Meinung hat in neuern Zeiten nicht unbedeutende Anhänger gefunden. Dagegen traten auch andre auf, welche die Schreibekunſt in Griechenland ungleich jünger machten. Der Erſte, der die Aufmerkſamkeit auf dieſe Seite lenkte, war der Engländer Wood in ſ. „Essay on the original Genius of Homer". Es iſt allerdings von großer Wichtigkeit für die Beurtheilung Homer's und zur Entſcheidung über vorhomeriſche Poeſie und Schriften, zu wiſſen, ob zu Homer's Zeiten die Schreibekunſt bekannt war, oder nicht. Wood's Meinung iſt, daß man wohl die Zeit, da in Griechenland der Gebrauch der Buchſtabenſchrift allgemein wurde und den Anfang proſaiſcher Schriften beinahe in eine Periode ſetzen könne, ungefähr 554 J. v. Chr. und ebenſo lange nach Homer. Zu Homer's Zeit wurden alle Kenntniſſe, Religion und Geſetze bloß durch das Gedächtniß erhalten und eben deßhalb in Verſen gebracht, bis mit der Schrift auch Proſa eingeführt wurde. Die Einwendung von mehren angeblich ältern Aufſchriften in Tempeln hat Wolf entkräftet, welcher in ſ. Prolegomenen zu Homer die Streifrage genauer beſtimmend in zwei verwandelte: 1) Wann wurden die Griechen überhaupt mit der Kunſt zu ſchreiben bekannt und 2) wann wurde ſie bei ihnen allgemein? Bei Unterſuchung der letztern Frage mußte beſtimmt werden, wann bequemere Materialien zum Schreiben verbreitet wurden und in welchem Jahrh. die Griechen die ſogenannte Schriftſtellerei aufnahmen? Wolf beweiſt nicht bloß, daß Homer von Dem, was er ſang, Nichts geſchrieben habe, indem man erſt nach ihm zum Schreiben ſich der Thierhäute und erſt gegen des Pſammetichus Zeit des ägyptiſchen Papyros bedient habe, ſondern auch, daß vor der Mitte des 6. Jahrh. vor Chr. dieſe Geſänge nirgend ſchriftlich vorhanden geweſen. Zu bemerken iſt übrigens, daß die Griechen anfänglich die Zeilen von der Rechten zur Linken, dann Boſtrophedon (ſ. d.), endlich allein von der Linken zur Rechten ſchrieben. Vgl. Böckh, „Staatshaushaltung", 2. Bd., S. 394 f.; W. Leake's „Researches in Graece", Bd. 1; „Remarks on the languages spoken in Graece at the present day", London 1814; Schmidt, „Neugriech. Sprachlehre", Leipzig 1808; Gaza, „Wörterbuch der altgriech. Sprache erklärt durch die neugriech.", 2 Bde., Wien 1809—13; Weigel, „Neugriech., deutſch-italien. Wörterbuch und deutſch-griech. Wörterbuch", Lpz. 1796 und 1804. Vgl. ferner Hezel, „Ueber Griechenlands älteſte Geſch. und Sprache", Weißenfels und Leipzig 1793; Hemsterhusii, „Or. de linguae gr. praestentia", Leyden 1720; Jehnichen, „De ingenio l. gr. philosophico", Wittenb. 1746, 4; Lolla, „Von dem Nutzen und der Schönheit der griech. Literatur", Wien 1777; Trendelenburg, „Vergleichung der Vorgänge der deutſch., latein. und griech. Sprache" (in den Schriften der mannheimer Geſellſchaft, 4. Thl.). Unter den grammatiſch. Schriften über die griech. Sprache nennen wir aus neuerer Zeit die von Weller, Fiſcher, Hülſemann, Trendelenburg, Hezel, Weckherlin, Buttmann, Matthiä, Thierſch, Roſt; unter den lexikographiſchen Werken die von Hederich, Erneſti, Schneider, Riemer, Reichenbach, Roſt, Paſſow.

Griesbach, ein Gesundbrunnen im badischen Kinzigkreise, liegt im Hintergrunde des schönen Renchthales, wo sich die Rench mit dem Griesbach vereinigt, ringsum mit hohen Gebirgen umgeben, besteht aus 20 Häusern, einer Kirche und einem alten Badehause, das in den letzten Jahren zum Theil neu hergestellt worden ist. Der Gesundbrunnen gehört zu den salinischen Stahlwassern. Zum Baden wird das Mineralwasser in einem großen Kessel erwärmt. Die Quelle ist mit Steinplatten gefaßt, bildet ein viereckiges Becken, das 3 Fuß 6 Zoll Tiefe unter dem Wasserspiegel und 1 Fuß 10 Zoll ins Gevierte hat. Der ausgeschöpfte Brunnen füllt sich in 1 Stunde 36 Minuten wieder völlig an; die Quelle liefert also in einem Jahr 4.543.980 Pfund. Für die Trinker ist an der Quelle eine geräumige Brunnenlaube errichtet.

Griesbach (Johann Jakob), lutherischer Theolog von ausgezeichnetem Verdienste, geb. zu Butzbach im Hessen-Darmstädtischen 1745, studirte zu Halle und Leipzig, unternahm dann 1769 und 70 eine gelehrte Reise durch Deutschland, Holland, England und Frankreich, lehrte von 1771 an zu Halle die Theologie, später zu Jena, wo er als geheimer Kirchenrath und erster Professor der Theologie 1812 starb. Um die kritische Erklärung des neuen Testaments sowohl, als durch eine Ausgabe desselben hat er sich einen bedeutenden Namen in der Theologie erworben. Das Eigenthümliche der Griesbachischen Textbearbeitung, welche sich bekanntlich von allen frühern unterscheidet, ist, daß bei ihr nicht bloß von aufgenommenen und verworfenen Lesarten die Rede ist, sondern auch die verschiedenen Grade der Wahrscheinlichkeit, wie sie nach Autorität und nach innern Gründen sich ergeben, bestimmt und durch leicht verständliche Zeichen unter dem Text angeführt werden. Neben der Kirchengeschichte und Exegese, sowie den dazu gehörigen Hülfswissenschaften stiftete er auch durch seine populaire Dogmatik großen Nutzen. Gabler hat Griesbach's „Opuscula academia“ (Jena 1824, 2 Bde.) herausgegeben. S. Griesbach's Leben, von Abeken, in den „Zeitgenossen“, H. VIII, 1825.

Grillenspiel (solitaire), ein 6 Zoll langes und breites Brettchen, wie ein Kreuz ausgeschnitten; in ihm 33 Löcher, wovon 9 in der Mitte und 6 auf jedem Flügel, so gestellt, daß sie nach der Länge und Breite 3 Reihen von 7 Löchern bilden. In diese Löcher werden 32 Stifte oder Kegel gesteckt, man schlägt nun die Kegel, indem man einen Kegel in gerader Linie über den andern in das daneben befindliche Loch steckt und den geschlagenen Kegel wegnimmt; wenn der Spieler das Spiel versteht, darf nur ein Kegel übrig bleiben, der durch den letzten Schlag in das mittelste Loch kommt. Vgl. Ringelspiel.

Grimaldi, genuesische Familie, die zu den vieren gehörte, welche sich in die Mitte des 14. Jahrh. die Herrschaft streitig machten. Mit den Fieschi's stand sie an der Spitze der Guelphen und breitete sich in der Provence und der Grafschaft Nizza in mehren Zweigen aus, die zum Theil noch existiren. Merkwürdig sind: 1) Antonio G., genuesischer Admiral; erhielt 1332 den Auftrag, Genua an den Catalouiern zu rächen; verheerte die catalonische Küste. 1353 wurde er von dem venetianischen Admiral Niccolo Pisani, der mit der aragonischen Flotte vereint war, geschlagen, worauf die Genueser die Oberherrschaft über ihre Stadt freiwillig an Johann Visconti, Oberherrn von Mailand, überließen. 2) Giovanni G., berühmt durch seinen Sieg am Po, den er 1431 über den

venetianischen Admiral Niccolo Trevisani erfocht. 3) Dominico G., Cardinal, Erzbischof und Vice-Legat von Avignon; lebte im 15. Jahrh. Ehe er diese hohen Würden erhielt, übertrug ihm Pius V. die Oberaufsicht über die Galeeren des Kirchenstaates, und wohnte, obschon bereits Bischof (1571), der Seeschlacht von Lepanto bei, bei welcher Gelegenheit er sich durch seinen Muth ausgezeichnet haben soll. Auch rühmen die Annalen der römischen Kirche von diesem kriegerischen Prälaten, daß es ihm gelungen sey, in seinem Sprengel das Gift der Häresie gänzlich zu unterdrücken. Er st. 1529 und hinterließ einen Band Briefe über diejenigen Ereignisse, bei denen er die Hand mit im Spiele hatte. 4) Sein Neffe, Geromino G., geb. 1597 zu Genua, wurde im 28. J. zum Vice-Legaten der Romagna, dann zum Bischof von Albano und Gouverneur von Rom ernannt. Urban VIII. sandte ihn als Nuncius nach Deutschland und Frankreich, und die guten Dienste, die er hier dem römischen Hofe erwies, erwarben ihm 1643 den Cardinalshut. Aus Dankbarkeit beschützte G. nach Urbans Tode dessen Familie und lud dadurch den Zorn von Innocenz auf sich, der, so lange er lebte, die Bulle nicht unterzeichnete, durch welche G. zum Erzbischof von Aix ernannt war. Erst unter Innocenz Nachfolger, Alexander VI., konnte er sein neues Amt antreten (1655), wo er die Sitten der ihm untergebenen Geistlichen zu bessern bemüht war. Er gründete zu diesem Zweck in Aix ein Seminarium für Geistliche, deßgleichen stiftetete er ein Hospital für Arme und vertheilte von seinem großen Vermögen an 100.000 Livres unter Hülfsbedürftige. Mehren Conclaven beiwohnend, trug G. besonders mit zur Wahl von Innocenz XI. bei, dessen Tugenden er verehrte. Obschon er später zum Dechanten des heil. Collegiums in Rom ernannt wurde, so konnte er sich doch nicht entschließen, die ihm anvertraute Gemeinde zu verlassen. Er starb in Aix 90 J. alt, 1685. 5) Nicolo G., geb. 1645, wurde 1706 von Clemens XI. mit dem römischen Purpur bekleidet. Er starb schon 1717 und hinterließ ein ungeheures Vermögen. 6) Noch ein Geronimo G., 1674 geb., ward mit dem Cardinalshut geschmückt. Früher sandte ihn der römische Hof nach Avignon, dann als Nuncius nach Brüssel, Polen und Deutschland. Später verwaltete er als Cardinal die Legatur Bologna. Er starb 1733. — Außer diesen Grimaldi's finden wir noch Gleichnamige, die sich in Wissenschaft und Kunst hervorthaten: 1) Giacomo G., ein Literator des 16. Jahrh., dessen Tiraboschi mit großem Lobe gedenkt. Er wurde zu Bologna geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und machte sich als Aufseher des Archivs der Peterskirche in Rom, durch die Ordnung verdient, welche er in das Ganze dieser kostbaren Sammlung brachte; auch suchte er die unter Paul V. aufgefundenen alten Inschriften durch erläuternde Bemerkungen zu erklären. Ein Verzeichniß seiner antiquarischen und philologischen Schriften findet sich im 4. Bde. der „Scriptor. Bolonesi". Er starb 1623. 2) Giovanni Francesco G., genannt Bologneſe, weil er in dieser Stadt geboren ward, lebte im 17. Jahrh. und zeichnete sich als Maler, Architekt und als Kupferstecher aus. In der erstgenannten Kunst hatte er sich Correggio zum Vorbilde gewählt; auch arbeitete er eine Zeitlang mit Albano zusammen. Vom Cardinal Mazarin nach Paris berufen, malte er mehre Fresco von Louvre. Als Architekt war er immer minder ausgezeichnet, und seine Arbeiten mit dem Grabstichel

sind sehr gesucht. Innocenz X. ließ ihn die Verzierungen der Frescos im Vatican und im Quirinal machen. Mehre seiner besten Gemälde findet man in der Kirche St.-Maria del Monte in Rom: auch das pariser Museum besitzt einige sehr ausgezeichnete von ihm. Er starb 1680, 74 J. alt. Ein Sohn von ihm, Alessandro, ist gleichfalls als Maler bekannt. 3) Francesco Maria G., Mitglied der Gesellschaft Jesu, wurde 1613 in Bologna geboren und zeichnete sich als Mathematiker aus. Er stand dem P. Riccioli in dessen mathematischen Arbeiten bei, und gab später ein Werk über die Mondflecken heraus, denen er andre Namen, als die ihnen von Hevelius gegebenen, beilegte. Noch hat man von ihm: „Physico-mathesis de lumine, coloribus et iride, aliisque annexis" (2 Bde., Bologna 1665, 4.). Dieser gelehrte Jesuit starb in seiner Vaterstadt 1663. 4) Francesco G., gleichfalls im 17. Jahrh. lebend, geb. im Königreich Neapel, trat zu der Gesellschaft Jesu, und ist als lat. Dichter berühmt. Man hat mehre bucolische und dramatische Dichtungen von ihm, die von seinem Talent zeugen. Er starb als Prof. der Rhetorik am Jesuitencollegium zu Rom, 1738, ungefähr 60 J. alt. 5) Ein andrer Peter G., gleichfalls Jesuit und aus Civita-Vecchia geb., lebte im 18. Jahrh. und war lange Missionair in Ostindien. Man erzählt von ihm, daß er bei seiner Rückkehr nach Europa eine Maschine erfunden habe, mittelst welcher er 1751 von Calais nach Dover innerhalb einer Stunde in der Luft dahingeschwebt oder „geflogen" seyn soll. Pigeron in seiner Uebersetzung des Werkes von Milizia, und Fontenai im „Dict. des Artistes", sprechen davon. Da sie jedoch nichts Näheres von der ganzen Sache angeben, auch bei der spätern Erfindung der Luftballons (1784) in den darüber erschienenen Schriften jener frühern Versuche nicht gedacht wird, so muß man allerdings einigen Zweifel in die Wahrheit jener, dem P. Grimaldi zugeschriebenen Luftreise setzen. 6) Konstantin G., geb. 1667 in Neapel, woselbst er 1550 starb, war Rechtsgelehrter, zeichnete sich aber auch durch seine bedeutenden Kenntnisse in der Geschichte, Medicin und Theologie aus. Am berühmtesten wurde er durch seinen Streit mit den Benedictinern, die als blinde Anhänger der Aristotelischen Philosophie, damals „Lettre apologetiche" herausgaben, in welchen sie gewaltig über Carteslus loszogen und sich in Schimpfen und Schmähen gegen ihre Gegner erschöpften. Grimaldi nahm sich des gelästerten Carteslus an und führte in einer bittern Gegenschrift die guten Patres ad absurdum. Noch lebte 7) im 18. Jahrh. ein Franz Anton G. (starb 1784) in Neapel, der sich durch gute Geschichtswerke über Neapel und dieses Landes Verfassung bekannt machte.

Grimm (Friedr. Melch., Freiherr von), geb. zu Regensburg 1723. Obwohl seine Eltern arm waren, gaben sie ihrem Sohne dennoch eine sorgfältige Erziehung, sodaß er mit dieser Ausstattung sich einen Rang in der Gesellschaft zu erwerben wußte. Nachdem er seine Studien beendigt, und in Deutschland für sein Trauerspiel „Banise" Spott und Tadel in reichem Maß eingeerntet hatte, begleitete er die Söhne des Grafen von Schomberg, Cabinetsministers des Königs von Polen, nach Paris. Er war Vorleser des Herzogs von Sachsen-Gotha, und befand sich in sehr beschränkter Lage, als J. J. Rousseau sein Freund ward. Beide begegneten sich in der entschiedensten Neigung zur Musik. Rousseau führte ihn bei Diderot, dem Baron Holbach, der Frau v. Epinay u. A. durch Geist und Geburt ausgezeichneten Personen ein, und es gelang

ihm allenthalben, sich in Gunst zu setzen. Der Graf Friesen machte ihn zu seinem Secretair mit einem anständigen Gehalt. Grimm kam jetzt noch mehr in die vornehmsten Gesellschaften und suchte sich besonders den Frauen zu empfehlen. Er verschmähte sogar die Schminke nicht, und zog sich dadurch den Spottnamen Tyran le blanc zu. Als die Ankunft der ital. Buffons in Paris alle Kenner und Freunde der Musik in zwei Parteien spaltete, erklärte sich Grimm für sie, und stand an der Spitze des Coin de la reine, so genannt, weil diese Partei sich im Paterre unter der Loge der Königin zu versammeln pflegte, während die Freunde Rameau's und der franz. Musik den Coin du roi bildeten. Grimm schrieb bei dieser Gelegenheit eine kleine Broschüre voll Geist, Salz und Geschmack: „Le petit prophète de Boemischbroda", und als die Gegner darauf zu antworten versuchten, schlug er sie durch seine „Lettre sur la musique française" völlig aus dem Felde. Aber dieser Brief gab ein so gewaltiges Aergerniß, daß Anfangs von Verbannung und Bastille die Rede war, bis endlich die Wuth sich legte, und dem Verf. statt dessen der Beifall aller Freunde der neuen Musik und der italien. Truppe zu Theil ward. Die Verbindungen Grimm's mit den Unternehmern der Encyklopädie, seine Verhältnisse mit den Großen Frankreichs, seine Kenntnisse, sowie die Geschmeidigkeit seines Geistes, öffneten ihm bald eine glänzende Laufbahn. Nach des Grafen Friesen Tode ward er Secretair des Herzogs von Orleans. Damals fing er an, seine literarischen Bulletins für mehre deutsche Fürsten, namentlich für den Herzog von Gotha, zu schreiben, welche unter dem Namen „Feuilles de Grimm", vielleicht in 20 Abschriften circulirten, und welche von allen, nur einigermaßen wichtigen Erscheinungen der franz. Literatur jener Zeit die geistreichsten Analysen enthielten. Friedrich der Gr., Gustav III. und die Kaiserin von Rußland gaben ihm die ausgezeichnetsten Beweise ihrer Hochachtung. 1776 ernannte ihn der Herzog von Gotha zu seinem bevollmächtigten Minister am franz. Hofe; damals ward er Baron, denn von Geburt war er ein Bürgerlicher. Er stand seinem neuen Posten wie ein Mann von Geist vor, ohne seine literarische Correspondenz zu unterbrechen, oder sonst seine Gewohnheiten zu ändern. Als die Stürme der Revolution es den fremden Ministern unmöglich machten, in Paris zu bleiben, begab sich Grimm nach Gotha. 1795 ernannte ihn die russische Kaiserin zu ihrem bevollmächtigten Minister am niedersächsischen Kreise. Diese Monarchin erhielt ihm ihre Gunst bis an ihren Tod und stand in ununterbrochenem Briefwechsel mit ihm. Auch unter Paul I. verwaltete Grimm seinen Posten, bis eine schmerzhafte Krankheit ihm ein Auge raubte, und ihn nöthigte, sich von allen Geschäften zurückzuziehen. Er verlebte nun in Gotha seine letzten Jahre, so viel ihm die Kräfte gestatteten, stets mit Kunst und Wissenschaft beschäftigt. Er starb daselbst 1807. Von seinen Schriften ist die wichtigste: „Correspondance littéraire, philosophique et critique", 10 Bde., Paris 1812, 1813, 4 Bde., London 1814, deutsch 2 Bde., Brandenburg 1820, 1823. 2) Johann Friedrich Karl G., geb. zu Eisenach 1737, starb als herzogl. goth. erster Leibarzt, mit dem Titel eines geheimen Hofraths, zu Gotha 1821. Außer einigen kleinern Schriften, besonders „Abhandlung von den Mineralwassern in Ronneburg", Altenburg 1770, ist er vorzüglich bekannt als gelehrter Uebersetzer von Hippokrates Werken, 4 Bde., Altenb. 1781—92 (unvollendet), denen eine Uebersetzung der Schrift des Hippokrates

„Ueber die Lebensordnung in hitzigen Krankheiten", Altenburg 1772, vorherging.

Grimma, ummauerte Stadt im leipziger Kreise des Königreichs Sachsen, in einer angenehmen Gegend an der Mulde, hat ein Schloß, mehre Kirchen, in 530 H. 3300 Einw., die Leinen- und Wollenzeugwebereien, Färbereien, Kattunfabriken, Stärkefabriken unterhalten und ansehnlichen Handel treiben. Merkwürdig ist Grimma durch seine Fürstenschule. Sie wurde hierher in ein ehemaliges Augustiner-Eremitenkloster, von Merseburg, wo sie nicht gedeihen wollte, 1550 verlegt und den 14. Sept. eingeweiht. Die Schule besteht aus 85 theils Frei-, theils Koststellen. Sämmtliche Schüler sind in 4 Klassen getheilt und werden von 5 Professoren und einigen andern Lehrern unterrichtet. Am 15. Sept. 1828 wurde das neue Gebäude dieser gelehrten Bildungsanstalt eingeweiht. Außerdem wurden wichtige Verbesserungen vorgenommen, obgleich diese Schule keine ansehnlichen Fonds hat, sodaß sie vor 1815, wie das Afranum zu Meißen, von Pforte einen Zuschuß erhalten mußte. Die Bibliothek ist 4000 Bde. stark. Hier studirten Samuel und Esaias von Pufendorf, v. Cramer (Kanzler in Kiel), Heberich, Tittmann (in Dresden) und andere berühmte und verdiente Männer. Noch ist zu bemerken, daß die Zahl der Schüler hier, sowie auf den Fürstenschulen zu Meißen und Schulpforte, sich nicht auf die Zahl der Stellen beschränkt, sondern daß mit königl. Erlaubniß auch Extraneer an dem Unterrichte Theil nehmen können.

Grimme, Kreis im Reg.-Bez. Stralsund der preuß. Provinz Pommern (16 QM., 27.500 Einw.), bildet unstreitig die fruchtbarste Landschaft Pommerns, und hat demnach einen höchst ergiebigen Ackerbau und eine sehr ansehnliche Viehzucht. Die gleichnamige Kreisstadt, schon im 11. Jahrh. erbaut, an der Trebel, zählt 2100 Einw. Die beiden andern Städte des Kreises sind Loitz (2000 Einw.) und Tribsees (1850 Einw.).

Grimoux (Johann), Maler aus der deutschen Schule, geb. zu Romont im Canton Freiburg 1680, gest. zu Paris 1740; war selbst sein Lehrer; ein sehr schätzbarer Maler nach Van Dyks Gemälden. Seine Gemälde sind von markiger, reizender Färbung und stellen größtentheils Büsten und Halbfiguren von Frauenzimmern vor, welche auf eine pittoreske Art bekleidet sind.

Griphi, alles Das, was man unter Räthsel, Logogryphen, Akrostichen u. s. w. versteht. Eigentlich bedeutet das Wort Griphos ein Netz, und man benannte damit bei den Griechen die nach der Abendmahlzeit zum Scherz aufgeworfenen Fragen und Aufgaben, weil ihre Auflösung die Gäste oft in Verlegenheit setzte, denn unbeantwortet zog es Strafe nach sich, daß ein mit Salz vermischtes Getränke in Einem Zuge ausgetrunken werden mußte; dagegen Derjenige einen Kranz zur Belohnung bekam, der die Auflösung gefunden hatte.

Grisaille, die Grau in Grau-Malerei (bei den Italienern Chiar oscuro), die nämlich bloß das Licht und den Schatten mit weißer und grauer Farbe darstellt. Dann heißt es auch ein Fehler im Colorit, wenn es eintönig, todt — grau ist.

Gritti, eine edle venetianische Familie, von welcher sich auszeichneten: 1) (Andrea), schloß 1501, in türkische Gefangenschaft gerathen, ein Bündniß zwischen Venedig und der Pforte, führte die venetianischen Armeen im Kriege gegen die Ligue vom Cambrai, siegte auch einige

Male, gerieth aber in die Gefangenschaft Gastons de Foix, der ihn nach Paris führte. Hier entzog er Ludwig XII. der Ligue und brachte 1513 ein Bündniß zwischen Frankreich und Venedig zu Stande. Er war dann von 1523 an Doge und starb 1538. Pietro Lando war sein Nachfolger. 2) (Ludovico), Sohn des Vorigen und einer Sklavin, geb. zu Konstantinopel, wo sein Vater gefangen saß; nahm türkische Dienste, genoß bei der Pforte eines großen Zutrauens, befehligte bei der Belagerung von Wien und später 6000 Mann, erhielt den Befehl über ein Heer, womit er 1531 Ofen vertheidigte, ward dann Statthalter von Ungarn, zog sich aber 1533 durch die Ermordung des Bischofs von Wardein den Haß des Volks zu, das ihn in Medwisch belagerte und nach der Einnahme dieser Stadt, 1534, grausam hinrichtete, indem man ihm des Morgens die Hände, des Mittags die Füße und Abends den Kopf abschnitt.

Grobhäusern, ein deutsches Kartenspiel, welches von 2 bis 8 Personen gespielt werden kann. Jeder der Mitspielenden bekommt zuerst 2 Blätter, die er nach Belieben behalten oder wegwerfen kann. Der Erste, welcher seine Karte behält, setzt den bestimmten Satz aus, welches ausbieten genannt wird; gewöhnlich ist Derjenige, welcher die Vorhand hat, dazu verbunden, er mag gute oder schlechte Karten haben. Der auszubietende Satz wird vor dem Anfange des Spieles durch Uebereinkunft bestimmt. Alle Andern, welche ihre Karten behalten, (mithalten), müssen dieselbe Summe setzen. Derjenige, welcher die Karten gegeben, oder, wenn er die seinigen weggeworfen hat, der ihm rechts zunächst Sitzende kann diesen Satz erhöhen (bessern), und so fort bis zu dem Ersten. Es steht dabei Demjenigen, der den ersten oder zweiten Satz mitgehalten hat, frei, seine Karten wieder wegzuwerfen, wenn sie ihm nicht gut genug dünken, um den durch das Bessern erhöhten Satz auf dieselben zu wagen. Wenn Keiner mehr bessert, so werden die Karten von neuem gemischt, nachdem die weggeworfenen hinzugethan worden sind, und jeder der Mithaltenden bekommt abermals 2 Karten. Der die Vorhand Habende oder der nach ihm Folgende bietet nun wieder aus, und Diejenigen, welche das Spiel zu gewinnen glauben, setzen die ausgebotene Summe. Der zuletzt Mithaltende kann nun bessern, und so der rechts nach ihm Folgende, wobei es, wie bei den ersten Karten, ebenfalls Jedem freisteht, mit Aufgebung der schon gesetzten Summe, von dem Spiele abzugehen. Die Vorhand und die nach ihr Folgenden können jedoch auch passen und wenn einer der Letztern ausbietet, wieder an dem Spiele Theil nehmen (aufstehen). Wenn Niemand mehr bessert, so zeigt jeder der Mithaltenden seine Karten auf, und der Gewinner zieht alle Sätze ein. Wenn Alle passen, so bleiben die Sätze stehen; Diejenigen, welche auch bei den ersten 2 Karten nicht mitgehalten haben, müssen dann die durch den Verlust des Spieles erwachsene Summe setzen und dasselbe wird wieder, wie vorher, gespielt, nur daß bei einem verpaßten Spiele auf die ersten 2 Karten nicht von Neuem ausgeboten, wohl aber gebessert werden kann. Das Spiel gewinnt Derjenige, welcher das höchste Gevierte (Kunststück), nämlich 4 Däuser, 4 Könige ꝛc. hat. Nach den Gevierten kommen die meisten Augen von der nämlichen Farbe (Fluß); der höchste Fluß ist von 41, indem das Daus 11, König, Ober, Unter 10 und die übrigen Karten nach ihrer Benennungen zählen. Wenn kein Gevierte und kein Fluß zugegen ist, so gewinnen 3 Däuser, 3

Könige ꝛc. und nach diesen 3 und zuletzt 2 Blätter von der nämlichen Farbe. Zwei Könige, 2 Ober ꝛc. gelten nichts. Bei gleichen Augen gewinnt die Vorhand. In manchen Gegenden stechen 4 auf einander folgende Karten (Krikelkrakel), wovon jedoch jede von einer andern Farbe seyn muß, z. B. Grünsieben, Rothacht, Schellenneun, Eichelnzehn, ein Geviertes. Der niedrigste Krikelkrakel, d. h. der von einer Sieben anfangende, übersticht die von der Acht, Neun ꝛc. anfangenden. Das Grobhäusern ist beinahe überall als Hazardspiel verboten, jedoch mit Unrecht, indem kein Bankhalten dabei stattfindet und jeder der Theilnehmer gleiche Vortheile hat.

Grolman (Karl Ludwig Wilhelm v.), großherz. hess. Staatsminister für das Depart. des Innern und der Justiz und Präsident der vereinten Ministerien, geb. den 23 Juli 1775 zu Gießen, wo sein Vater, der landgräflich-hessen-darmstädtische geh. Regierungsrath, Mitglied der Provinzialregierung war, zeichnete sich auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt durch Fleiß und Talent so aus, daß er, noch nicht 17 J. alt, die Landesuniversität beziehen konnte, wo er die Rechte studirte. Von hier ging Grolman nach Erlangen und kam 1795 nach Gießen zurück, wo er im Nov. den akademischen Grad annahm und den Lehrstuhl bestieg. 1798 ward er zum außerordentl. Prof., 2 Jahre darauf aber zum ordentl. Lehrer der Rechtswissenschaften daselbst ernannt; 1804 erhielt er den Charakter eines Oberappellationsgerichtsrath, und im Dec. 1815 die seit Koch's Tod, 1804, erledigte Kanzlerwürde der Landesuniversität. Auch war in ihm und seinen Brüdern 1812 die preuß. Adelswürde, welche andre Zweige der Familie schon länger führten, erneuert worden. 1816 ward Grolman nach Darmstadt berufen, um daselbst den Vorsitz bei der mit Abfassung einer neuen Gesetzgebung für das Großherzogth. Hessen beauftragten Commission zu führen. Am 31. Juli 1819 ernannte ihn der Großherzog, bei der Krankheit des Staatsministers und Directors des geh. Ministeriums, Freihr. v. Lichtenberg, zum Mitgl. des Staatsministeriums, unter Verleihung der Würde eines wirkl. Geheimenrathes, und nach dem Ableben des Freih. v. Lichtenberg zum Staatsminister. Hr. v. Grolman blieb einziger activer Staatsminister und leitete als solcher alle Zweige der Staatsverwaltung, das Militairwesen ausgenommen, bis zum April 1821, wo eine neue Organisation der obersten Staatsbehörden im Großherzogth. Hessen stattfand, nach welcher die Geschäfte des Staatsministeriums unter 3 von einander gesonderte Departements vertheilt wurden. Seitdem ist Hr. v. Grolman Staatsminister für das Depart. des Innern und der Justiz, und Präsident der vereinten Ministerien. — Während seiner länger als 20jähr. akadem. Laufbahn erwarb sich Hr. v. Grolman nicht nur Verdienste als Rechtslehrer, sondern auch als Schriftsteller. Seine wichtigsten Werke sind: 1) „Grundsätze der Criminalwissenschaft, nebst einer systemat. Darstellung der deutschen Criminalgesetze" (1798; 2. umgearb. A. 1865; die 4. 1826). Die darin aufgestellte Präventionstheorie veranlaßte weitere Forschungen nach einer tieferen Grundlage unseres peinlichen Rechts. 2) „Ueber die Begründung des Strafrechts und der Strafgesetzgebung, nebst Entwickel. der Lehre von dem Maßstabe der Strafen und der juridischen Imputation", 1799. Dieses Werk hatte vornehmlich zum Zweck, gegen Feuerbach und andre Gegner der Präventionstheorie den Beweis zu führen, daß derselben keineswegs, wie sie

behaupteten, die praktische Anwendung abgehe. 3) „Theorie des gerichtl. Verfahrens in bürgerl. Rechtsstreitigkeiten, nach gemeinen deutschen Rechten" (1800; 2. umgearb. A. 1803; die 3. 1818); nach dem Urtheile der Kenner unter Grolman's Werken das gelungenste. 4) „Handb. über den Code Napoleon, zum Behufe wissenschaftl. gebildeter deutscher Geschäftsmänner entworfen". Von diesem auf 10 Bde. berechneten Werke waren die 3 ersten 1810—12 erschienen, als die polit. Veränderungen in Deutschland am Ende des J. 1813 dessen Fortsetzung ein Ziel setzten. Unter Grolman's kleinern Schriften nennen wir seinen „Versuch einer Entwickelung der rechtlichen Natur des Ausspielgeschäfts", 1797, und eine processualische Schrift „Ueber olographe und mystische Testamente", 1814. Außerdem war er theils allein, theils in Verbindung mit andern Gelehrten, Herausgeber mehrer Journale, welche Erweiterung des Gebiets der Rechtswissenschaft und der Philosophie bezweckten. Hierher gehören: 1) „Magazin f. d. Philosophie des Rechts und der Gesetzgebung", seit 1798, und seit 1808 in Gemeinschaft mit dem gießner Prof v. Löhr fortgef. u. d. T.: „Magazin für die Philos. u. Gesch. des Rechts u. der Gesetzgebung". 2) „Journal zur Aufklärung über die Rechte u. Pflichten des Menschen u. Bürgers", herausgeg. 1799 u. 1800 in Gemeinschaft mit den Prof. zu Gießen S. C. E. Schmidt u. F. W. Snell. 3) „Bibliothek für die peinl. Rechtswissenschaft u. Geschichtskunde"; der 1. Bd. 1797 war von Grolman größtentheils selbst bearbeitet; an den folgenden 5 Bdn. haben L. Harscher von Almendingen und P. C. A. Feuerbach Theil genommen. Noch verdankt die Universität Gießen Grolman's zweijähr. Rectorat, 1810—12, die Errichtung des akadem. Disciplinargerichts, eine aus Mitgliedern der 4 Facultäten, unter Vorsitz des Rectors und aus dem Kanzler der Universität zusammengesetzten und die Ausrottung der Studentenverbindungen bezweckenden Behörden. Während Grolman's Ministerium erhielt das Großherzogthum Hessen eine stellvertretende Verfassung und eine neue Organisation der Staatsverwaltung. Auch wurde, unter der Leitung des Ministers, an einer neuen Civil- und Criminalgesetzgebung für das Land gearbeitet. Die Untersuchungssache gegen den Commerzienrath Hoffmann fällt in die letzten Jahre seines öffentlichen Lebens. Grolman starb den 14. Febr. 1829 zu Darmstadt, 53 Jahre alt.

Gröningen, Provinz des Königreichs der Niederlande, im Norden an das deutsche Meer, im Osten und Süden an das Königreich Hanover und im Westen an Friesland grenzend. Der Boden ist niedrig torf- und weidereich, durch starke Dämme gegen die Meeresfluthen geschützt, von Kanälen durchschnitten und von der Fivel, Hunse, Westwolderaa und Lauwerz durchflossen. Ihre Staatsabgaben betragen 1.300.000 Gulden. Sie wird eingetheilt in die Districte Gröningen (mit 52 000 Einw.), Appingadam, Winschoten. Die befestigte Hauptstadt **Gröningen**, am Zusammenlauf mehrer Flüsse, aus denen die Hunse ꝛc. entstehn, und an einem bis zu dem 4 Meilen entfernten Meere schiffbaren Kanal, mit tiefen Graben, hohen Wällen und 17 Bollwerken umgeben, 3 großen Plätzen und 26.000 Einw. Unter den Sehenswürdigkeiten der Stadt sind die 12 Kirchen, das Rathhaus, des Statthalters Pallast, das Haus der Stände, das Zeughaus, die Börse ꝛc. Gröningen ist der Sitz des Gouverneurs und der Dicasterien, hat ein Handelsgericht, eine Universität mit 5 Facultäten und 19 Professoren, botanischer Garten, lat.

Schule, Taubstummenanstalt, Akademie der Zeichnen-, Bau- und Schiffahrtskunst, Gesellschaft pro excolendo jure patriae, physikalisch-chemische Gesellschaft, naturforschende Gesellschaft, Schreibfedern-, Lein- und Wollenzeugfabriken, Handel mit Getreide, Fettwaaren und Vieh. Merkwürdige Belagerung 1672 durch den kriegerischen Bischof von Münster, Christoph Bernhard v. Galen, zu dessen Andenken jährlich am 28. Aug. bis 1772 ein Dankfest gefeiert ward.

Grönland, ein unter dänischer Landeshoheit stehendes Polarland mit einer Küstenstrecke (im Westen) von 300 M. und etwa 20.000 QM., das jetzt zu Amerika gerechnet wird. Seit Lieut. Parry 1810 aus der Baffinsbai durch die Lancasterstraße in das Polarmeer gesegelt ist, weiß man, daß Grönland nicht mit Amerika zusammenhängt, sondern eine Insel ist. So weit man es jetzt kennt, erstreckt es sich von 59° 38′ bis 78° n. Br. Nach Süden zu verengt es sich in ein Vorgebirge, Cap Farewell. Von da erstreckt sich die westliche Küste nordwärts bis zur Davisstraße und Baffinsbai. Eine durch die Mitte des Landes von S. nach N. laufende Gebirgskette theilt es in 2 Theile. Am Ende Augusts gefriert die See, und thauet erst im Mai wieder. Die strengste Kälte bringt der Nordostwind, der über die Eisfelder weht, daß das Fahrenheit'sche Thermometer 48° unter den Gefrierpunkt sinkt. Dagegen sind die Westwinde, die über die Davisstraße herwehen, immer feucht und mit Thauwetter verbunden. Im Norden ist ein Vulkan, der noch 1783 spie. Heiße Quellen und Spuren ausgebrannter Vulkane will man an mehren Orten bemerkt haben. So weit man absehen kann, besteht das Land aus höheren und niederen, mit Eis bedeckten und überall damit überzogenen sehr steilen Bergen und Felsen, von welchen jedoch schwerlich einer von außerordentlicher Höhe seyn mag, da nach allgemeiner Bemerkung die Berge um so niedriger werden, jemehr sie von dem Aequator sich nach den Polen zu entfernen. Die Grundlage aller Berge und Felsen ist feinkörniger Granit mit Gneis, Glimmerschiefer, Hornblende und Weißstein. Eingesprengt oder eingebettet sind seltene Fossile: eine Menge magnetischer Eisenstein, Gadolinit, Cirkon, Allanit, Schörl, Turmalin, die schönsten Granaten, Sodaliten, Dichroiten und Hypersthene von der schönsten himmelblauen Farbe. Scoresby fand hier alle Haupt- und Unterarten der Urgebirge, vom Gneis bis zum Thonschiefer. Uebergangsgebirgsarten sind hier zum ersten Male in so hohen Breiten nachgewiesen; von Flötzgebirgen sind wenigstens zwei Formationen, die der Steinkohlen und die des Trapp und Porphyr entdeckt, mit Ueberresten von Pflanzen, deren manche ein tropisches Ansehen haben. Die Küsten sind durch tiefe, weit ins Land vordringende Meerbusen oder Fiorden, eingeschnitten und mit einer namenlosen Menge kleiner Inseln und mit gefährlichen blinden Klippen besetzt. Die von den Spitzen der nahe liegenden Felsen herabstürzenden Eisgletscher verstopfen ganze Durchfahrten im Meere, und wenigstens ein großer Meerbusen ist jetzt mit einem Eisfelde ganz bedeckt. Mehre Arme des Meers, durch welche Grönland von Westen nach Osten zerschnitten war, sind jetzt durch Eis ebenfalls ganz verdämmt. Noch gehen da und dort Strömungen unter dem festen Eise hervor und treiben unter furchtbarem Getöse schwere Schollen Treibeis weit in das Meer. Das meiste Wasser erhält man in den Thälern aus geschmolzenem Schnee. Die bekanntesten Produkte sind: rother mit Goldtheilchen besetzter Bergkrystall, weißer deßgl., Kupfer, Asbestgebirge, Mar-

mor, Schwefel, Steinkohlen, mineralische Quellen; aus dem Pflanzenreiche findet man folgende: Wachholdersträuche, kleine Gebüsche von Birken und Weiden, Löffelkraut, in kaum glaublicher Menge, welches die Natur hier wohlthätig gegen die dem Polarländer furchtbarste Krankheit, den Skorbut, selbst auf kahlen Felsen wachsen läßt. Alle einfallende Hütten sind ganz damit bedeckt; es wird häufig als Gemüse und als Salat genossen und ist von der kräftigsten Wirkung; ferner Thymian, Heidelbeeren, Kartoffeln, 23 Arten Moos, worunter mehre eßbare. Unter der kärglichen Zahl von Landthiere sind zu bemerken: große Hunde, Rinder, Schafe, weiße Hasen, kleine Hirsche, Eisbären, weiße und bläuliche Füchse, Schneehühner, Raben, Falken, Adler, wilde Gänse, Schnepfen, Eider-, Land- und Wasservögel. Die See ist reich an vielen und mancherlei Thieren und gibt dem Grönländer die Hauptmittel zu seiner Erhaltung; besonders sind zu erwähnen: sehr viele Wallfische, Seehunde, Kabliaue, Robben, Biber, Wallrosse, Seekühe, Heringe ꝛc. — Grönland war schon vor 800 J., von Norwegen und Dänemark aus, durch 2 Colonien bevölkert worden, wovon die eine die West-, die andre die Ostküste inne hatte. Zu Lande bestand zwischen ihnen, der Gebirge wegen, keine Verbindung, sondern bloß zur See. Ein 1824 in Grönland gefundener Runenstein (jetzt im kopenhagner Museum für nordische Alterth.) beweist die frühe Entdeckung Grönlands von Skandinavien aus. Die westliche Colonie besteht, nach mancherlei Schicksalen, noch jetzt. Die Volksmenge im südl. Theile bis zum Strome Frith, 68°, betrug 1811—13, 3583; Nordgrönland zählte nicht über 3000 Eingeb. Vom 67—69° ist das Land unbewohnt. Die größeren Colonien heißen Logen. Das Schicksal der östl. Colonie, welche 1406 aus 190 Dörfern bestand und einen Bischof, 12 Kirchspiele und 2 Klöster hatte, ist seit jener Zeit in Dunkel gehüllt. Bis zu dieser Zeit waren 16 von Norwegen entsandte Bischöfe regelmäßig aufeinandergefolgt; der 17. erreichte, vom Eise abgehalten, das Land nicht mehr. Vergebens suchten dänische Seefahrer im 16. und 17. Jahrh. an der Ostküste zu landen. Der letzte, 1786 durch den Capitain v. Löwenörn in Auftrag der dänischen Regierung gemachte Versuch schlug ebenfalls fehl. Nur so viel weiß man, daß um die Mitte des 16. Jahrh. die Colonie noch bestand, obgleich sie schon damals seit 150 J. von der ganzen übrigen Welt getrennt gewesen war. Ein Reisender des 14. Jahrh., Nic. Zeno, beschreibt das damalige Grönland. 1818 sandte England, weil das Eis am Nordpol sich vermindert haben sollte, eine Expedition in das Polarmeer, die bis an den Nordpol vordringen sollte; allein sie kehrte ohne Erfolg zurück. Auf das Dunkel, welches seit Jahrhunderten die Ostküste von Grönland bedeckte, und das erst 1822 dem jüngern Scoresby theilweise aufzuhellen gelungen war, ist in neuester Zeit wieder ein Lichtstrahl gefallen. Der dänische Fregattencapitain Graah, der schon 1823 und 24 die Westküste aufgenommen hatte, ist im Auftrage seiner Regierung 1830 durch die Meerenge, welche das Festland, wo Staatenhuk liegt, von der Insel Sermensog trennt, längs der Ostküste von Grönland hingefahren und weit über die Grenzen hinausgekommen, innerhalb deren sich die alte Colonie von Isländern befunden haben soll, hat aber nicht die mindeste Spur davon angetroffen. Er schließt daraus, daß die Ansiedlung gar nicht östlich von Staatenhuk, sondern im südwestlichen Theile Grönlands, nach Julianenhaab hin, gelegen haben müsse, eine Meinung, die schon vor 40 Jahren Eggers aus-

gesprochen hat. Was gegen diese Behauptung spricht, ist der Umstand, daß die Bewohner jener Küste an Größe, Wuchs, Hautfarbe und Gesichtsbildung ganz von den Eskimos abweichen, dagegen aber den Europäern ähnlich sind. Ihre Zahl scheint im Abnehmen zu seyn. Auf der ganzen Strecke von 60—65° Br. hat Graah nicht mehr als etwa 600 Individuen angetroffen. Die Ostküste ist unfruchtbarer als die Westküste, und eigentlich nichts Anderes als ein mehr oder weniger abgeflachter Eisberg. Der engl. Capitain Sabine beschreibt die Ostküste von Grönland (s. s. bei Gradmessung angef. Werk) vom 72—76° N. Br., fand es, wegen des beständigen Eises, aber unmöglich, sich der Ostküste oberhalb des 74° zu nähern; übrigens entschieden seine Untersuchungen, daß es keine Strömung gibt, welche das Eis von jenen Küsten herabwärts treiben soll. Auch auf der Westküste von Grönland war in der Mitte des 14. Jahrh. durch die fürchterliche Pest, welche man den schwarzen Tod nennt, die Gemeinschaft mit Norwegen und Island unterbrochen worden. Unter der Königin Elisabeth entdeckten Forbisher und Davis diese Küste von Grönland aufs Neue; seitdem geschah nichts zur nähern Untersuchung des Landes, bis die dänische Regierung 1721 einen Prediger, Hans Egede, dergestalt unterstützte, daß er mit 2 Fahrzeugen im 64° 5′ landen und am Baalsflusse die erste europ. Niederlassung „Gute Hoffnung“ (Godhaab) gründen konnte. Egede fand daselbst einen Schlag Menschen, der wahrscheinlich von Westen her über die Davisstraße gekommen und den Eskimos in Labrador dem Stamm und der Sprache nach verwandt war. 1733 legte die Brüderunität, auf Antrieb des Grafen v. Zinzendorf, Niederlassungen und Missionen auf diesen unwirthbaren Küsten an. Jetzt gibt es auf der Westküste von Grönland 20 Pflanzorte, von denen der südlichste, Lichtenau, unter dem 60° 34′ N. Br. liegt. Gleich über ihm liegt der zweite Pflanzort, Julianens Hoffnung (Julianens Haab), in dessen Nähe man noch die Trümmer einer alten isländischen oder norwegischen Kirche sieht. Dann folgen immer nördlicher Friedrichs Hoffnung, Lichtenfels, Gute Hoffnung, Neuherrnhut, Zuckerhut, Holsteinburg, Egedesminde, Christians Hoffnung, Jakobhaven, Omenack und Upernawik im 72° 32′ N. Br., die nördlichste Niederlassung, welche aber jetzt, von Europäern verlassen, bloß noch von Grönländern bewohnt wird. Der Statthalter von Südgrönland hat seinen Sitz in Gute Hoffnung, und der von Nordgrönland in Guthaven auf der Disko-Insel, 70° N. Br. Auf der ganzen Küste sind 5 protestant. Kirchen, worin das Evangelium grönländisch und dänisch gepredigt wird. Die Brüder haben 3 Gemeinhäuser, in Lichtenau, Lichtenfels u. Neuherrnhut. — Die Ureinwohner, von den ältern normannischen Schriftstellern Skrellinger genannt, gehören zum Völkerstamme der Eskimo's, welcher über den ganzen Norden von Amerika bis an die westliche Küste hin sich verbreitet hat. Sie sind von kleiner Statur, haben schwarze lange, straffe Haare, schwarze Augen, große Köpfe, dünne Beine und eine braungelbe Körperfarbe. Die Weiber, von Jugend auf zum Lasttragen angehalten, bekommen dadurch so breite Schultern, daß sie, auch ihres Anzugs wegen, alles weibliche Ansehen verlieren. Das dem Grönländer von Natur zugetheilte Fett macht ihm die Härte seines Klima's erträglich. Sie halten die dortige Kälte bei sehr leichter Kleidung und mit bloßem Kopfe und Halse aus. In ihren Häusern sitzen sie sogar gewöhnlich bis auf die Beinkleider nackt und heizen durch ihre heißen Ausdünstungen der-

maßen ein, daß die ihnen nahe stehenden Europäer es weder vor Wärme noch vor Ekel lange aushalten können. Der Grönländer genießt fast alles Frische und Faulende, Reine und Unreine, selbst sein eignes Ungeziefer; jedoch nur selten und wenig rohes Fleisch. Trinkt er gleich keinen Thran in vollen Bechern, so ist ihm doch das Fett, welches beim Zerlegen der Seehunde herabtröpfelt, ein Leckerbissen. Er genießt den Kopf und die Schenkel des thranigten Seehundes, nachdem diese im Winter unter dem Schnee verwahrt und im Frühjahr wieder aufgehauet sind, in einem halb erfrornen und vermoderten Zustande; man nennt dieses Gericht Mikiak. Die Kleidung der Grönländer besteht gewöhnlich in einem Pelze von den Fellen der Seevögel oder der Rennthiere, die Haare gegen die Haut gekehrt. Hierüber trägt er ein großes Kleid von Seehundsfellen, fast in der Form eines Mönchsrocks, nur vorn ohne Oeffnung und wird zum Anziehen über die Schultern geworfen. Bei dem andern Geschlechte ist das Oberkleid weiter, damit im Rücken zugleich ein Kind Platz finden möge. Dieses wohnt darin, des Klima's ungeachtet, völlig nackt; ein um den Leib gebundener Riemen hindert das Durchfallen. Uebrigens ist die weibliche Kleidung der männlichen sehr ähnlich, nur das Oberkleid länger. Seit dem Verkehr mit den Europäern findet man bei den Vermögenden auch blaues Tuch. Beinkleider, Strümpfe und Schuhe sind von Seehundsleder. Die Männer tragen das Haar kurz, die Weiber hingegen rechnen ein langes Haupthaar für eine große Zierde, binden es über dem Kopfe zusammen und schmücken es oftmals mit Glasperlen. Nur als Zeichen der tiefsten Trauer schneiden sie es kurz. Ihr größter Putz besteht darin, daß sie sich die Haut des Kinnes, der Backen, der Hände und Füße mit schwarz gefärbten Fäden durchnähen. Im Sommer wohnt der Grönländer in Gezelten; das Winterhaus ist gewöhnlich auf mehre Familien eingerichtet. Sodann besteht das Ganze aus einem viereckigen Gebäude unweit des Strandes, dessen Wände von Steinen zusammengelegt und mit Moos ausgestopft sind. Das Dach ist aus Querbalken verfertigt und diese sind mit Heidekraut und Rasen bedeckt, zwischen die man Erde streuet. Dieß friert im Winter zusammen, läßt aber im Sommer den Regen durch. Für jede Abtheilung des Hauses, also für jede Familie ist eine große gemeinschaftliche hölzerne Pritsche, mit Fellen bedeckt, zum Schlafen und Sitzen eingerichtet; eine Lampe zum Kochen und Heizen voll Thran und darüber ein Kessel, beides von Tropfstein über den Kessel noch ein Rost zum Trocknen. Ein Rauchfang ist nirgends; hierzu dient ein langer Gang oder eine Gallerie vor dem ganzen Gebäude, die sich dann in einen einzigen kleinen, lothrecht daranstoßenden, hackenförmig angebogenen Eingang endigt. Man denke sich den Dunst der vielen Menschen, der Thranlampen, der darüber kochenden Kessel voll thranigter Fische, Seevögel und Seehunde, nebst mehren Ausleerungsgefäßen, letztere mit Vorsatz nicht ausgeleert, da der Grönländer die Felle mit Urin gerbt. Dieser unreinliche, dürftige Mensch ist dennoch stolz und blickt mit Verachtung auf den Europäer. Im Ganzen kann man diesem Polarmenschen weder gesunden Verstand noch Thätigkeit absprechen. Ihre Arbeit, ihre Erzeugnisse des Kunstfleißes sind nicht nur ihren Bedürfnissen völlig angemessen; sie sind überhaupt genommen nichts weniger als schlecht. Ihre Geräthe und Werkzeuge sind einfach aber sehr zweckmäßig. Sie bestehen in Pfeil und Bogen, in Lanzen, Wurfspießen und Harpunen. Ihre Kähne sind von

Bretern, mit Fischbein zusammengefügt und mit Robbenfell überzogen. Diese wissen sie selbst bei stürmischer See vortrefflich und sicher zu behandeln. Auch fahren sie über die gefrorne See 6 bis 8 Meilen weit vom Lande in Schlitten mit Hunden gespannt. Die Schnelligkeit dieser Thiere ist so groß, daß sie 14 deutsche Meilen in 9 bis 10 Stunden zurücklegen können. Die Sprache ist dieselbe, welche von den Eskimos an der Hudsonsbai geredet wird. Spuren derselben finden sich an der Nordwestküste von Nordamerika und bis zum Nutkasund. Bewundernswürdig ist in dieser Sprache die Mannigfaltigkeit der Formen für die Verben und die Pronomen. Die Declination ist leicht. Die Schreibart ist nicht hochtrabend, wie dieß bei mehren nordamerikan. Völkern der Fall ist, sondern einfach; indeß bedienen sie sich dennoch der Gleichnisse. Ihre Poesie ist ohne Sylbenmaß und ohne Reime; die kurzen Sätze werden nach einer gewissen Cadenz oder Tact gesungen. Dem gröbsten Aberglauben ergeben, verehren die Grönländer Zauberer, die ihre Priester und Aerzte zugleich sind. Vom höchsten Wesen haben sie nur rohe und unvollkommene Begriffe. Unter den sogen. Wilden ist der Grönländer einer der gutmüthigsten. Diebstahl, Trunkenheit, Schlägerei oder wohl gar Mord ist etwas Seltenes. Grobe Ausschweifungen scheinen ihnen sehr außerordentlich. Auch zeigt sich bei ihnen kein geringer Grad von wechselseitiger Liebe der Eltern und Kinder, welches nur bei den wenigsten Nationen Nordamerikas stattfindet. — Die Ausfuhr besteht in Fischbein, Thran, Speck, Barden, Robbenfellen, Fuchs-, weißen Bären- und Rennthierbälgen, Eiderdunen und Narwallhörnern. Dafür werden Mehl, Brot, Thee, Caffee, Bier Gemüse, Pulver, Blei, alle Eisenwaaren, Leinwand, Baumwolle, Tücher und Glaswaaren eingeführt; doch ist noch Vortheil bei diesem Tauschhandel, denn der Werth der grönland. Erzeugnisse, die jährl. nach Kopenhagen gehen, wird auf 200.000 Thlr., dagegen die Einfuhr in Grönland auf 85.000 Thlr. berechnet. S. Manby's „Reise nach Grönland 1821", a. d. Engl. von Michaelis (Leipzig 1823) und Cranz's „Historie von Grönland" (2 Th., Lpz. 1765—70).

Gronov (Gronovius), Kritiker und Philologen. Johan Friedrich G., einer der gefeiertesten Humanisten, welcher römische Schriftsteller in ihrer geistigen Gesammtheit tief und scharf auffaßte und als Kritiker und Ausleger einer der ersten Stellen behauptet, wurde zu Hamburg 1611 geboren. Er studirte zu Altorf, reiste dann durch Holland, England, Frankreich und Italien, ward Professor der Geschichte und Beredtsamkeit zu Deventer und Leyden und starb in letzterer Stadt 1761. Seine Ausgaben des Livius, Statius, Justin, Tacitus, Gellius, Phädrus, Seneca, Sallust, Plinius, Plautus u. A., sowie seine „Observationes" werden mit Recht geschätzt und sind üppig und reich an glücklichen Ansichten; sein „Commentarius de sesterciis" zeigt die gründlichste Kenntniß der römischen Sprache und Alterthümer, und seine Ausgabe von Hugo Grotius's Buche „De jure belli et pacis" wird wegen der Anmerkungen geschätzt. — Jakob G., Sohn des Vorigen, geb. zu Deventer 1645, durchreiste England und Italien, wurde vom Großherzog von Toskana zu Pisa angestellt, welches er aber 1679 verließ, um den Lehrstuhl seines Vaters in Leyden in Besitz zu nehmen, wo er auch 1716 starb. Er war ein guter Philolog, rüstig im Forschen, Sammlen und Streiten; gab den Tacitus, Herodot, Polybius, Pomponius Mela, Cicero, Ammianus Marcellinus heraus, und sammelte den schätzbaren

„Thesaurus antiquitatum graecarum“ (Leyden von 1697 an 13 Bde., Fol.), ſowie er auch die Sammlungen des Grävius (ſ. d.) zur Herausgabe förderte; allein er gab auch manche Blößen und ließ es ſich in ſeinem Dünkel beikommen, Männer von den verſchiedenſten Verdienſten, wie Henricus Stephanus, Spanheim, Voſſius, Salmaſius, Bochart, Grävius, anzugreifen und zu ſchmähen. — Lorenz Theodor G., Sohn von Johann Friedrich Gronov und Bruder des Vorigen, ſtarb ſehr jung, und ſchrieb: „Emdationes Pandectarum“ (Leyden 1685, 8); „Marmorea hasis colossi Tib. Caesarii erecti ob civitates Asiae restitutas post horrendos terrae tempores“ (ebendaſ. 1697, Fol.). — Abraham G., älteſter Sohn von Jakob, aus Leyden gebürtig, ſtarb daſelbſt 1775 im 80. Jahre als Univerſitätsbibliothekar und iſt als Herausgeber des Juſtin, Pomponius Mela, Claudius Aelianus und Tacitus bekannt. — Johann Friedrich G., 2. Bruder des Vorigen, als Botaniker bekannt, ſtarb 1760 und hinterließ „Flora Virginica“ (2 Thle.); „Index suppellectilis lapideae“ (Leyden 1750, 8.). — Lorenz Theodor G., Sohn des Vorigen, war Rathsherr zu Leyden und Mitglied mehrer gelehrten Geſellſchaften. Er ſtarb 1773 und hinterließ mehre hiſtoriſche Werke.

Gröpper (Johann), ein ausgezeichneter katholiſcher Theolog aus dem Reformationszeitalter, ſtammte aus einer durch gelehrte und angeſehene Männer berühmten Familie und wurde zu Soeſt in Weſtfalen 1501 geboren. Wegen der in dieſer Stadt entſtandenen Neuerungen zog ſein Vater nach Köln, wo der junge Gröpper ſich mit Eifer dem Studium der Wiſſenſchaften widmete und durch Talente begünſtigt die reißendſten Fortſchritte machte. Er trat in den geiſtlichen Stand, erhielt die Würde eines Doctors des Kirchenrechts und in der Folge die eines Propſtes zu Bonn, Scholaſters zu St.-Gereon, ſowie eines Domkapitulars zu Köln. Seine große Gelehrſamkeit ward durch ſeinen liebenswürdigen, edeln Charakter und die hohe Reinheit ſeines Wandels noch mehr verherrlicht. Er war des damaligen Kurfürſten Hermann von Wied vertrauter Rathgeber, und durch ſeine Bemühungen kam 1530 zu Köln eine Synode zu Stande, welche mehre heilſame Verordnungen gab und viele Mißbräuche abzuſtellen ſuchte. Auch war er auf Befehl des Kurfürſten bei dem Religionsgeſpräche zu Regensburg 1541; wie er aber merkte, daß der Kurfürſt ſich auf Luther's Seite neigte, widerſetzte er ſich ihm mit allem Ernſte, wodurch er ſein Anſehen und ſeine Aemter bei ihm verlor. Gröpper war eine der Haupturſachen, daß die Reformation in den kölniſchen Landen nicht eingeführt wurde, ſo viele Mühe ſich auch der Kurfürſt Hermann gab. Auch auf dem Concilium zu Trient erſchien er, und erhielt 1555 vom Papſt Paul VI. den Cardinalshut, den er aber aus Demuth wieder zurückſchickte. Er ſtarb zu Rom 1558 und liegt dort an der Seite Hadrians VI. in der Kirche St.-Maria de Anima begraben. Unter ſeinen Schriften wird am höchſten geſchätzt: „Institutio ad planioram religionis Christianae cognitionem“.

Groſchen, eine Silbermünze, von grossus, dick, genannt: dicke Münze, im Gegenſatz der dünnen Blechmünzen. Die älteſten bis jetzt bekannten Groſchen wurden in Trier 1104 geſchlagen. 1296 ſchlug man die erſten böhmer Groſchen zu Kuttenberg. In der Reichsmünzordnung von 1515 erhielten ſie die Abtheilung in 12 Pfennige. 1504 ſchlug zuerſt die Stadt Goslar die jetzigen kleinen Groſchen. — Die Marien-groſchen halten 8 Pfennige — der neuen preuß. Silbergroſchen gehen 30 auf einen Thaler.

Gros de Tours, ein vormals noch weit schwereres seidenes Gewebe, als es jetzt erscheint. In solchem, mit großen bunten Blumen geziert, prangten bei ihren Festen und Familientagen unsre Ahnenmütter und manchmal auch unsre männliche Vorfahren. Einst lieferte das meiste die Stadt Tours an der Loire, jetzt nicht mehr, seitdem sie der Hauptversorgungsort der aus Sparsamkeit oder Mißverständnissen mit der Luft, den Familien und der Lebensart des Vaterlandes unzufriedener Briten des Mittelstandes und der ärmeren Classen geworden ist.

Grossi (Ernst von), geheimer Medicinalrath und Professor der Klinik in München, wurde 1782 zu Passau geboren. Schon im 15. J. begann er zu Wien unter Frank und Störk das medicin. Studium, welches er später zu Halle und Berlin als Schüler Loder's, Reil's, Meckel's, Murstnna's fortsetzte. Nach erhaltener Doctorwürde ließ er sich zu Passau als praktischer Arzt nieder, gieng jedoch 1808 nach München, wo er als Prof. der chirurg. Schule bis 1814 angestellt war. Er wurde 1817 Medicinalroth daselbst und wirkte viel für einen medicin. Studienplan der bairischen Universitäten und für die Pharmacopoea bavarica. Darauf ward er 1824 Professor der Klinik an der Ludwigsuniversität zu München, wo er leider zu früh für die Kunst und Wissenschaft am 31. Dec. 1829 starb. Grossi war einer der ausgezeichnetesten Aerzte und klin. Lehrer Deutschlands. Er wurde von keinem seiner Collegen in der Diagnose übertroffen und nur wenige waren so gute und einfache Therapeuten als er. Seine Klinik war höchst lehrreich; Grossi hatte großes Lehrertalent und einen unendlichen Schatz von Gelehrsamkeit; nur zu viel von letzterer, um als glücklicher Reformator der deutschen Medicin aufzutreten, ein Urtheil, welches wir aus seinen hinterlassenen Werken („Opera medica posthuma", 2 Bde., Tübingen 1831) nehmen, deren Herausgabe Grossi's sonst so verdienten Ruf gewiß nicht erhöhen dürfte. In seinem klin. Unterrichte bediente sich Grossi des Lateinischen, das er trefflich sprach. Sein Eifer für die Medicin, deren Grenzen er weit steckte, war so groß, daß er in den letzten Jahren seines Lebens eine große wissenschaftliche Reise nach Frankreich, Spanien, Portugal und England unternahm, deren Resultate er, wie überhaupt die Früchte seiner tiefern Studien, leider nur dem engern Kreise seiner Schüler mittheilte. Die Zahl seiner Schriften ist sehr klein; außer einigen Aufsätzen in der „Medicinisch-chirurgischen Zeitung" erschien nur sein „Versuch einer allgemeinen Krankheitslehre, entworfen vom Standpunkte der Naturgeschichte" (2 Bde. München 1811). Die Dankbarkeit seiner vielen, vorzüglich in Baiern lebenden und ihm innigst ergebenen Schüler setzte ihm in der Nähe des münchner Krankenhauses eine Statue mit der Inschrift. „Imago viri nobilis, medici salutiferi, professoris egregii, docti naturae scrutatoris posita ab amicis et discipulis d. XXI. Jul. A. 1831.

Großadmiral, s. Admiral. — Großfürst hießen ehedem die Beherrscher der russischen Monarchie, gegenwärtig bekommen diesen Namen die männlichen Glieder der Dynastie ohne den Kaiser; Großfürstin ist der Titel ihrer weiblichen Glieder ohne die Kaiserin. — Großherr wird der türkische Kaiser genannt, weil er über mehre kleine Sultane oder souveraine Herren zu gebieten hat. — Großherzog, der vor andern den Rang hat, und zwischen diesen und den Königen mitten inne steht. Diesen Titel führen jetzt die Regenten von Toskana, Baden, Darmstadt, Kurhessen wegen Fulda, Weimar, Mecklenburg-Schwerin und

Strelitz, mit der Anrede königl. Hoheit. Der Herzog von Oldenburg und der König von Dänemark haben den Titel, der ihnen der Congreß zu Wien beilegte, bisher nicht angenommen. — Großhundert heißt im gemeinen Leben eine Zahl von 120, sowie Großtausend eine Zahl von 1200. — Großkreuz heißen diejenigen ersten und vornehmsten Ordensritter, welche unmittelbar auf den Großmeister oder das Oberhaupt des Ordens folgen. — Großprior, das Haupt eines Ritterordens in einem Lande, der aber unter dem Großmeister steht. Besonders gebraucht man diese Benennung bei den Malteserrittern, die in Frankreich vor der Revolution 6 Priorate besaßen. Der ehemalige Großprior von Deutschland hieß Johannitermeister durch Deutschland, hatte auf den Reichstagen eine Virilstimme, führte den Titel: Fürst des heiligen römischen Reichs und wohnte zu Heitersheim. Er verwaltete die Güter des Malteserritterordens in Deutschland, Böhmen, Ungarn und Dänemark; aber Böhmen, Mähren und Oestreich machte ein eigenes Großpriorat der deutschen Zunge aus, das große Einkünfte hatte und nur mit dem Obermeisterthum zu Heitersheim nur in geringem Zusammenhange stand. Der Johannitermeister stand unter dem Großmeister zu Malta, dem er alle Jahre gewisse Türkensteuern und Responsgelder lieferte, die man auf 170.000 Gulden berechnete. Auch England hatte vor 1550 einen Großprior dieses Ordens. Der Großprior von Castilien, das Haupt der Zungen von Castilien und Portugal, ist Großkanzler des Johanniterordens. — Großvezier, s. Vezier.

Großaventurhandel (Aventura grossa, Seeversicherungs- oder Assecuranzhandel). Die Waaren, welche der europäische Großhandel nach entfernten Weltgegenden versendet, müssen durch viele Hände gehen, ehe sie an den letzten Verbraucher gelangen, hierdurch wird der Preis derselben für diesen gar sehr erhöht; es ist daher natürlich, daß Jemand, der diese Waaren in Europa kauft, mit denselben in fremde Gegenden reis't und sie selbst in die Hände der Verbraucher bringt, dieselben viel weilfeiler geben kann und doch großen Gewinn dabei macht. Nun aber können die mit diesem Handel sich abgebenden Schiffer, Matrosen u. A. dgl. Geschäfte selten mit eigenem Vermögen machen, sondern sie müssen entweder die Waaren oder das Geld dazu borgen. Der in diesem Wege betriebene Handel heißt Großaventurhandel, und einen Vorschuß der Art machen, heißt auf Großaventure geben. Viel Aehnlichkeit mit diesem Geschäfte hat die Bodmerei. — Großaventurcontract heißt ein solcher Gesellschaftsvertrag zwischen zwei Personen, wo der eine die Waaren zur See versendet, der andere aber eine Summe Geld herschießt unter der Bedingung, wenn die Reise glücklich geht, einen namhaften Antheil an dem Gewinne zu erhalten, wenn aber das Schiff untergeht, die vorgeschossene Summe zu verlieren. Daher: Geld auf Großaventure geben, sein Geld auf ein Schiff oder dessen Ladung, in Hoffnung eines großen Gewinns wagen.

Großbeeren, Dorf 2 Meilen südlich von Berlin, im Reg.-Bez. Potsdam, mit 200 Einw. In der Geschichte des Freiheitskrieges ist Großbeeren ein berühmter Ort durch die denkwürdige Schlacht am 23. Aug. 1813. Napoleons Operationsplan, nach Aufkündigung des großen Waffenstillstandes im Sommer 1813 war tief durchdacht. Drei Heere sollten die Verbündeten in ihren Stellungen trennen. Das eine rückte nach Böhmen, das zweite nach Schlesien, das dritte nach Berlin. Den Oberbefehl über dieses letztere führte Oudinot; unter ihm befehligten

Regnier, Victor und Bertrand über Baiern, Würtemberger, Sachsen, Hessen-Darmstädter und Franzosen; Arrighi führte die Reiterei an. Das ganze Heer zählte 70.000 Mann und bestand aus der 4., 7. und 6. Heerabtheilung und der Division Durutte. Die Bestimmung dieser Streitmassen war, Berlin zu erobern. Die verschiedenen Corps vereinigten sich am 17. Aug. bei Luckau in der Niederlausitz, überschritten sofort die preuß. Grenzen und zogen die Reserve Cavallerie des Herzogs von Padua am 21. an sich. General Girard mit der Besatzung von Magdeburg sollte den Zug Oudinots unterstützen. Ihm entgegen stand als Hüter der Hauptstadt Preußens, Karl Johann, Kronprinz von Schweden, mit 22.000 Schweden, der 3. und 4. preuß. Heerabtheilung unter Bülow und Tauenzien, und den russ. Divisionen unter Czernitscheff, Woronzow und Winzingerode. Das Heer der Verbündeten, die Nordarmee, dem der Franzosen gleich, wurde noch durch den Landsturm unterstützt. Als der Feind heranrückte, stellte der Kronprinz seine kampfgierigen Scharen in eine Halbmondsstellung. Der äußerste linke Flügel stand bei Buchholz. Von hier zog sich die Linie über Mittelwalde, Kleinbeeren, Heinersdorf, Blankenfelde und Rühlsdorf bis Belitz und Treuenbrietzen. Hier schlossen sich die Russen bis Jüterbogk an. Am 23. Aug. griffen die Franzosen diese Stellung an. Bertrand, welcher bei Mittelwalde auf Tauenzien stieß, wurde von diesem nachdrücklich zurückgewiesen. Dagegen drang Regnier im Mitteltreffen vor und warf die Preußen bis hinter Großbeeren, wo die Verbindung der geschwankten Flügel der Verbündeten stattfand. Die größte Gefahr drohete der Hauptstadt auf diesem Punkte. Doch die Gefahr war nur vorübergehend. Nicht leicht war der Kampf, den der preußische Muth hier zu bestehen hatte. Grimmiger aber noch als den Feinden wuchs den Vaterlandsvertheidigern die Verzweiflung. Sie nahmen eine sächsische Batterie und griffen rasch die in Großbeeren haltenden Feinde an. Ein außerordentlicher Regen, welcher die Gewehre ganz durchnäßt hatte, gab der Entwickelung der Manneskraft rühmliche Gelegenheit. Mit den Bayonnetten und Kolben wurde gefochten, Großbeeren genommen und die darin befindlichen Sachsen niedergemacht oder gefangen. Da half es Nichts, daß der Herzog von Padua mit seinen Reitern heransprengte; er wurde zurückgeworfen und versprengt. Verzweifelt wehrte sich die Division Durutte, wurde aber überritten und in die Moräste gejagt. Oudinot zweifelte nicht daran, das Treffen wieder herzustellen und ließ die Reserven vorrücken. Sie entwickelten sich schnell, wurden aber ebenso bald von den Schweden und Russen angefallen; sie verloren Geschütz und Boden. Jetzt gab Oudinot das Unternehmen auf und zog sich mit einem Verluste von 2000 Gefangenen und 26 Kanonen nach Wittenberg, über 2000 Todte auf dem Schlachtfelde hinterlassend. Auch die Preußen hatten starken Verlust erlitten. Die Bewohner Berlins wetteiferten aber in der Verpflegung der Verwundeten. Girard wurde am 22. August von dem General Hirschfeld geschlagen, und so war Berlin gerettet. Auf dem Schlachtfelde vor dem Dorfe steht zur Erinnerung dieses glorreichen Streits nahe an der mit 7 Thürmen verzierten Kirche ein 18 Fuß hoher Obelisk mit einem Kreuze geschmückt. Jährlich wird von dem Geistlichen des Orts am Tage der Schlacht eine Gedächtnißfeier des Sieges zum Danke für die Hülfe des Höchsten abgehalten, und hierbei zugleich eine Sammlung für die in diesem Kampfe verwundeten und noch lebenden Krieger veranstaltet, deren Ertrag durch den zahlreichen Besuch der Berliner an diesem Tage vermehrt wird.

Großbritannien und Irland oder die drei vereinigten Reiche England, Schottland und Irland. Der Name Großbritannien für das vereinigte England und Schottland kam schon unter Jakob I. auf, wurde aber erst unter der Königin Anna gewöhnlicher. Ueber das Geographische s. England, Schottland und Irland; die Geschichte des erstern Landes sowie die Schottlands und Irlands bis auf Jakob I. ist ebenfalls unter diesen Art. dargestellt. Jakob, König von Schottland, aus dem alten schottischen Hause der Stuarte abstammend, Sohn der, 1587, enthaupteten Königin Maria, war der einzige nahe Verwandte der Elisabeth (seine Urgroßmutter Margaretha war eine Tochter Heinrichs VII. von England, des Großvaters der Elisabeth) und wurde von ihr, kurz vor ihrem Tode, zur Thronfolge in England bestimmt. Was in den vorhergehenden Zeiten durch blutige Kriege nicht hatte bewirkt werden können, daß Schottland den Königen von England unterworfen würde, das geschah jetzt auf die ruhigste Art; England erhielt einen schottischen König zum Regenten. Jakob I. wurde ohne Widerspruch als König von England anerkannt, aber nicht leicht hat ein Regent die Erwartungen, die man beim Antritt seiner Regierung haben konnte, so wenig erfüllt als er. Statt aus den politischen Umständen, besonders bei dem Friedensschlusse mit Spanien, 1604, den Vortheil zu ziehen, den er hätte erlangen können, beschäftigte er sich mit theologischen Streitigkeiten und mit Bücherschreiben. Er war, wider den Willen seiner Mutter, in der protestantischen Religion nach den Grundsätzen der in Schottland herrschenden presbyterianischen Kirche erzogen worden, aber als er König von England geworden war, änderte er seine Gesinnung und begünstigte, wie Elisabeth, die bischöfl. Kirche, indem er die Presbyterianer (Puritaner) unterdrückte. Dieses Benehmen, sowie seine Bemühungen, die königl. Gewalt auszudehnen und die Freiheiten des Parlaments und der Nation als Anmaßungen zu vernichten, gaben den beiden, anfangs mehr religiösen als politischen Parteien (Hof- und Landpartei) den Ursprung, welche in der Folge als Torys und Whigs die öffentliche Meinung in England so oft getheilt haben und noch jetzt theilen. Unter diesen Umständen geschah fast Nichts zum Besten des Landes. Jakob konnte selbst keine genauere Vereinigung seiner beiden Reiche, die bloß den Namen Großbritannien gemein hatten, bewirken. England und Schottland behielten jedes seine eigne Verfassung und sein eignes Parlament. In diesem unsichern Zustande hinterließ Jakob, 1625, den Thron beider Reiche seinem Sohne Karl I. Dieser war unstreitig ein Fürst, der Talente und viele gute Eigenschaften besaß, ein unbiegsamer Starrsinn und die unweisen Rathschläge seiner Freunde stürzten ihn ins Verderben. Sie reizten ihn, die Parlamente, die mit ihren Geldbewilligungen kärglich, dagegen reich waren an Beschwerden, besonders gegen den Herzog von Buckingham, aufzuheben, und 11 Jahre ohne Parlament zu regieren, wodurch er, um der dringenden Geldnoth abzuhelfen, zu willkürlichen Taxen und Anleihen gezwungen wurde, welche ebenso gesetzwidrig als verhaßt waren. Am Meisten trug zu seinem Verderben der unbiegsame Eifer bei, die englische Kirchenverfassung auch in Schottland einzuführen. Hier brach zuerst die Flamme der Empörung aus, und Karl, statt nach dem Rathe seines einzigen treuen und weisen Freundes, des Grafen v. Strafford, die Empörer mit Gewalt zu züchtigen,

ließ sich auf demüthigende Unterhandlungen ein. Ein endlich zusammenberufenes Parlament, meist aus wüthenden Puritanern bestehend, erzwang die Hinrichtung Strafford's und behandelte den König auf das Unwürdigste, der nun 1642, aber zu spät, zu den Waffen griff. Eine Empörung der Katholiken in Irland, die 1641 ausbrach, ward ebenfalls dem Könige zur Last gelegt und vermehrte die Wuth seiner Feinde. Drei Jahre lang ward der Bürgerkrieg mit ziemlich gleichem Erfolge geführt; als aber Karl von der Armee des Parlaments unter Fairfax und Cromwell bei Naseby 1645 geschlagen ward, war seine Sache vernichtet. Er floh zu den Schotten, die ihn anfänglich gut aufnahmen; als er aber auch jetzt noch auf Einführung der englischen Kirchenverfassung drang, ward er an das Parlament für 800.000 Pf. St. ausgeliefert. Oliver Cromwell (s. d.), geb. 1603, st. 1658, der sich mit tiefer Verschlagenheit zum Oberhaupt der wüthendsten Schwärmer unter den Puritanern erhoben hatte, wußte bald den König in seine Hände zu bekommen. Er ward nach London gebracht, vor ein unwürdiges Gericht gestellt, an dessen Spitze Cromwell stand, und von 13 Richtern zum Tode verurtheilt. Er starb mit edlem Gleichmuthe am 30. Jan. 1649. Sein Blut schien von dem Augenblicke an Viele auch der wüthendsten Feinde zu versöhnen; mit Schrecken und Theilnahme erfuhr man seinen Tod in den Provinzen, und noch jetzt wird sein Todestag als ein Tag der allgemeinen Trauer in England gefeiert. Im Auslande erregte dieses bis dahin beispiellose Verfahren nicht die geringste politische Bewegung, sondern bloß eine literarische Fehde, besonders von Seiten einiger niederländischen und franz. Schriftsteller, denen der Dichter Milton, Cromwell's geh. Secretair, antwortete. Des König's ältester Sohn Karl ward zwar in Irland und Schottland als König anerkannt, aber bald von Cromwell geschlagen, mußte er nach Frankreich fliehen. England war nun eine Republik, vom Parlamente, oder vielmehr von den Anführern der Armee, beherrscht. Unter diesen nahm Cromwell durch wirkliche Talente, aber auch durch die furchtbare Strenge seines Charakters, von der tiefsten Heuchelei begleitet, den ersten Rang ein. Seine Vorschläge waren Gesetze und bald ward er, nachdem er das Parlament auseinander gejagt, von seinen Officieren zum Protector von England, Schottland und Irland ernannt. Die unumschränkte Macht, womit er über alle Hülfsmittel des Reichs verfügte, die Thätigkeit und Kraft, womit er sie benutzte, machten ihn allen benachbarten Staaten furchtbar. Holland, welches den vertriebenen Stuart's günstig war, ward zuerst durch die berühmte Navigationsacte, 1651 (ein Gesetz, kraft welches auswärtige Produkte nur in englischen Schiffen nach England gebracht werden dürfen, und welches die rechte Grundlage der englischen Größe ausgemacht hat), tief in seinem Handel verwundet. Der Seekrieg, von 1652—54, ward von beiden Theilen mit unerhörter Erbitterung geführt, und im Ganzen zum entschiedenen Vortheile Englands. Spaniens westindische Besitzungen wurden verwüstet; Jamaica, die wichtigste englische Insel unter den Antillen, erobert und Dünkirchen von Frankreich abgetreten. So glänzend aber die Lage des Protectors nach Außen war, so traurig war sie im Innern. Das Volk fing an, zur Besinnung zu kommen, alle Parteien sahen sich in ihren Hoffnungen getäuscht, alle haßten den Protector, der unter dem Namen der Freiheit ihnen ein unerträgliches Joch aufgelegt hatte, und diese Stimmung wohl

kennend, sich von Feinden und Verschwörern umringt fühlend, brachte er seine traurigen Tage in beständiger Furcht hin, von Spionen und starken Wachen beständig umgeben. Seine Kräfte unterlagen endlich dieser ewigen Spannung, er starb 1658. Sein Sohn Richard ward zwar unweigerlich zum Protector ernannt, aber er hatte weder die Talente, noch die Neigungen, die seine schwierige Lage erforderte; er legte daher schon 1659 seine Würde freiwillig nieder und kehrte unangefochten in den Privatstand zurück. Der General Monk, der ein Truppencorps in Schottland befehligte, hatte indeß die günstige Stimmung im Volke benutzt, die Anhänger der Stuart's gesammelt, und auf seinen Vorschlag ward Karl II. ohne Widerrede vom Parlamente unter höchst günstigen Bedingungen zurückberufen; er hielt an seinem Geburtstage, den 8. Mai 1660, seinen Einzug in London. Weder gebessert, noch belehrt durch das Unglück seines Hauses, kehrte Karl auf den Thron seiner Väter zurück. Ausschweifende Vergnügungssucht und Prachtliebe, despotisch grausame Grundsätze, Undankbarkeit und Übel versteckte Rachsucht bezeichnen seinen Charakter und sein Leben. Gegen das Versprechen einer allgemeinen Amnestie (Vergebung) wurden nicht allein die noch lebenden Königsmörder hingerichtet und die schon gestorbenen, worunter auch Cromwell, ausgraben und die Gebeine an den Galgen gehenkt, sondern harte Verfolgung drückte alle Anhänger der republikanischen Grundsätze, vorzüglich die Puritaner, welche daher zahlreich nach Amerika auswanderten und den ersten Keim sowohl der künftigen Größe als auch der Freiheitsliebe jener Gegenden dahin brachten. Von Weibern und nichtswürdigen Günstlingen beherrscht, von franz. Einfluß gänzlich geleitet (er soll selbst ein Jahrgehalt von Frankreich bezogen haben), immer zu eigenmächtigen Handlungen geneigt, verscherzte er bald die Liebe des Volks. Der Verkauf Dünkirchens an Frankreich und die unpolitische Theilnahme an dem Kriege Frankreichs gegen Holland, waren nicht geeignet, ihm Achtung zu erwerben. Den Absichten des Königs, die kathol. Religion, zu welcher sein Bruder Jakob sich öffentlich bekannte, wieder einzuführen, setzte das Parlament, 1673, die Testacte (s. d.), durch welche die Katholiken von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen wurden, entgegen, sowie den willkürlichen Verhaftungen die Habeas-Corpus-Acte (s. d.). Karl handelte größtentheils nach Frankreichs Absichten; in den letzten 4 Jahren seines Lebens regierte Karl unumschränkt und ohne Parlament. Die engl. Seemacht, die unter ihm auf 83 Schiffe, darunter 58 Linienschiffe, vermehrt worden war, verfiel in den letzten Jahren. Dennoch ging diese Regierung ohne Unruhe, wenn auch nicht ohne heftige Spannung vorüber, so tief fühlte das Volk noch das an Karl I. begangene Unrecht. Jakob II., der seinem Bruder, 1686, auf dem Throne folgte und ein trefflicher Seemann war, gab ihr den vorigen Glanz wieder und vermehrte sie binnen drei Jahren auf 173 Schiffe. Weniger weise und für ihn selbst am nachtheiligsten waren seine übrigen Handlungen. Er wollte mit Gewalt die königl. Macht unumschränkt machen und die kathol. Religion wieder einführen. Als er aber den Grafen von Monmouth, einen natürlichen Sohn seines Bruders, welcher sich auf den Thron zu schwingen suchte, nach dessen Besiegung hinrichten ließ und bei dieser Veranlassung die Protestanten verfolgte, wendeten sich die Blicke des ganzen Volks auf die beiden protestantischen Töchter des Königs, wovon die älteste, Maria, mit Wil-

helm III. von Oranien, Statthalter der Niederlande, die jüngere, mit Georg, Prinzen von Dänemark, verheirathet waren; und als wider alle Erwartung die Königin 1688 einen Sohn gebar, erklärte diesen die öffentliche Stimme, wiewohl ohne allen Grund, für untergeschoben. Das ganze Volk rief Wilhelm und Maria auf den Thron; sie landeten 1688, und der als Herzog von York durch seine Tapferkeit ausgezeichnete Jakob entfloh mit seiner Familie nach Frankreich, ohne nur den geringsten Versuch des Widerstandes zu wagen. Dieser unblutige Thronwechsel wird in England mit dem Namen der Revolution bezeichnet. Jakobs spätere Versuche, mit französischer Hülfe wieder auf den Thron zu gelangen, wurden durch das Feldherrntalent Wilhelms, von der Liebe des Volks unterstützt, gänzlich vereitelt.

Wilhelm III. wurde zum König von England nur unter gewissen, durch die Bill of Rights (Erklärung der Rechte des Volks) bestimmten Einschränkungen der königl. Gewalt ernannt. Durch diese Regierungsveränderung wurde die alte Verfassung Englands hergestellt, und die Staatsverwaltung erhielt eine dem Wohl des Landes angemessenere Form. England erhielt seit dieser Zeit ein weit größeres Ansehen als vorher unter den europäischen Staaten. Wilhelm blieb fortwährend Statthalter der vereinigten Niederlande, wodurch die nähere Verbindung beider Länder entstand, die, zum größern Vortheile Englands, bis in die neuern Zeiten fortgedauert hat. Unter Wilhelm erhielten die bis dahin immer gedrückten Presbyterianer (Puritaner) völlige Gewissensfreiheit, die Preßfreiheit wurde festgesetzt, und, 1694, zu London die Bank von England — dieses Meisterstück der Finanzwissenschaft — mit einem Fonds von 1.200.000 Pf. St. errichtet. Damals wurde durch eine von der Bank an die Regierung gemachtes Darlehn von 900.000 Pf. der Anfang der fundirten engl. Nationalschuld gemacht. In dem 1689 begonnenen Kriege mit Frankreich, der durch den Frieden zu Ryswick, 20. Sept. 1697, geendigt wurde, erlitt die franz. Flotte bei la Hague, 1692, eine große Niederlage; seitdem erhob sich Englands Uebermacht zur See. Die engl. Flotte bestand bei König Wilhelms Tode, 1702, aus 225 Schiffen. Da er keine Kinder hinterließ, so wurde die Schwester seiner vor ihm verst. Gemahlin, Anna (s. d.), Jakobs II. Tochter, Königin. Die Regierung dieser, obwohl am Geiste schwachen Königin gehört unter die glänzendsten Perioden der engl. Geschichte. Der schon von Wilhelm durch die Verbindung mit Oestreich eingeleitete Krieg gegen Frankreich wegen der Thronfolge in Spanien (spanischer Successionskrieg) wurde am 15. Mai 1702 erklärt und theils zu Lande unter Marlborough, theils zur See mit vielem Glück geführt. Gibraltar wurde, 1704, erobert, und die spanische Seemacht im Laufe dieses Kriegs größtentheils vernichtet. Während desselben ward auch die, von verschiedenen der vorhergehenden Könige vergebens versuchte Vereinigung (Union) Englands und Schottlands in Ein Königreich, u. d. N. Großbritannien, 1707, zu Stande gebracht. Beide Nationen erhielten dadurch gleiche Rechte und Freiheiten und aus beiden ward, mit Aufhebung des bisherigen schottischen, ein gemeinschaftliches Parlament errichtet. Bald nachher wurde die Thronfolge in England, da Anna ihre 19 Kinder verloren hatte, mit Ausschließung der mit der Familie der Stuarte näher verwandten kathol. Häuser, Savoyen und Orleans, durch

eine Parlamentsacte, 1708, der verwitweten Kurfürstin von Hanover, Sophie, Enkeltochter Jakobs I. und ihren Nachkommen zugesichert. Der Friede zu Utrecht, 1713, das Werk der Königin Anna oder vielmehr der sie regierenden Partei, endigte den von England mit Glück geführten Krieg wegen der Erbfolge in Spanien. In diesem Frieden erhielt England von Frankreich verschiedene Besitzungen in Nordamerika, von Spanien Gibraltar und Minorca, auch beträchtliche Handelsvortheile durch den Assientotractat. Unter den verschiedenen Ursachen, welche England zu diesem, von Vielen getadelten Friedensschlusse bewogen, war der außerordentliche Aufwand, den der Krieg, besonders auch durch die an andere Mächte bezahlten Hülfsgelder, verursachte, keine der unerheblichsten. Englands Nationalschuld war durch denselben fast um 50 Mill. Pf. St. vermehrt worden. Aber England nahm auch nun den entscheidenden Ton an, den es seitdem in allen wichtigen Welthändeln geführt hat. Die tiefe Ruhe, welche dieser Friede eine Zeitlang für ganz Europa hervorbrachte, hatte auch für England wohlthätige Folgen. Der Gewerbfleiß wurde wieder geweckt und alle Künste des Friedens befördert. Anna starb den 12. Aug. 1714, und dem Parlamentsschlusse gemäß bestieg Georg Ludwig, Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg, Sohn der vorerwähnten Enkelin Jakobs I., u. d. N. Georg I. sogleich den engl. Thron. Diese Regierungsveränderung brachte auch einen Wechsel der Parteien hervor; die Whigs traten auf die Seite des Hofs und behielten die Oberhand; gegen die Torys, die Anhänger der Familie Stuart, wurden strenge Maßregeln ergriffen. Unter Georgs I. kluger und glücklicher Regierung gewann England an Macht und Ansehen; innere Unruhen wurden bald gedämpft, auswärtige Kriege, die der König scheute, verhinderte sein in Unterhandlungen großes und äußerst thätiges Talent, und sein friedlich gesinnter erster Minister, Robert Walpole (s. d.), unterstützten ihn dabei. Nicht ungegründet scheint indessen die Behauptung zu seyn, daß die 13 friedlichen Jahre seiner Regierung wohl die Mittel hätten verschaffen können, die damalige Nationalschuld, wo nicht abzutragen, doch wenigstens sehr zu vermindern. Georgs I. Sohn und Nachfolger, Georg II., 1727—60, setzte alle Verbindungen seines Vaters und dessen Entwürfe, das Gleichgewicht in Europa zu erhalten, fort. Er behielt den verdienstvollen Minister Walpole, bei, und unter ihm blühte der britische Handel zu einer nie geahneten Größe empor. Die ersten zwölf Regierungsjahre dieses Königs werden mit Recht das goldene Zeitalter Großbritanniens genannt. Das Uebergewicht Englands im Handel zog diesem Reiche den Neid aller seefahrenden Nationen zu, der sich in Spanien durch Wegnahme mehrer Kauffahrer in den westindischen Gewässern äußerte. Die Nation drang nun auf den Krieg, doch Walpole zog die friedlichen Unterhandlungen vor und ließ sich mit einer Entschädigungssumme von 95.000 Pf. St. für die gecaperten Schiffe befriedigen. Als aber der Zahlungstermin von den Spaniern nicht gehalten wurde, drang das englische Volk so ungestüm auf den Krieg, daß Walpole nachgeben mußte. Dieser unpolitische Krieg, 1739, wurde von Seiten Britanniens lange mit schlechtem Erfolge geführt. Nach der Eroberung von Portobello mißlangen in Westindien alle übrige Angriffe. Carthagena's Einnahme hinderten ausgebrochene Krankheiten im britischen Heere und die Uneinigkeiten der Offiziere; Anson büßte bei dem Cap Horn seine Flotte ein,

hätte. Das Bestechungssystem im Unterhause des Parlaments wurde immer allgemeiner, mit dem vergrößerten Luxus stieg der Durst nach Reichthümern und bald wurde kein Erwerbmittel mehr für schändlich geachtet, wenn es hinlänglich einträglich war. Bei dem vergrößerten Handel und der vermehrten Schifffahrt sank der Ackerbau und die Getreideausfuhr hörte gänzlich auf. Bei allen durch den Frieden erlangten Vortheilen und bei allem durch den erweiterten Handel bewirkten Wohlstande der Nation, war doch ein großer Theil der Engländer unzufrieden mit der Regierung; denn das Nationalgefühl war mehrfach durch die Maßregeln der am Ruder sitzenden Torys beleidigt, und daher hatte man nur Augen für ihre Fehler, übersah das Gute der Gegenwart, was man freilich mehr der Zusammentreffen vieler günstigen Umstände als der Klugheit der Minister zu danken hatte. Diese Unzufriedenheit fing an beunruhigend zu werden, als John Wilkes (s. d.) durch Wort und Schrift die Fehler des Landes aufdeckte. Er wurde des Landes verwiesen und es kam nicht zu einem Aufruhr, da das Volks, bei der allerdings stattfindenden Verwirrung der Finanzen nicht bedeutend gedrückt wurde. Der Wunsch, die Gewalt der Krone durch die Vermehrung der Staatseinkünfte zu erweitern, war wohl mehr als der gebrauchte Vorwand, die Nationalschuld zu vermindern, die Ursache, daß man daran dachte, die großen amerikan. Colonien mit Steuern zu belegen, und zu dem Ende die Stempelpapieracte daselbst in Kraft setzte, 1774. Ihre Einführung veranlaßte heftigen Widerspruch und das Parlament mußte sich zur Aufhebung dieser Acte entschließen, wodurch zwar die Ruhe wiedergestellt, aber den Amerikanern auch das Mittel gezeigt wurde, sich von allen Beschätzungen der brit. Regierung frei zu erhalten. Die großen Ländererwerbungen in Ostindien blieben das Eigenthum der ostind. Compagnie, da sich die Regierung nicht getraute, dieselbe auf eine zweckmäßige Weise zu verwalten. Sie wollte aber diese Begünstigung nicht umsonst gethan haben und bedang sich dafür also bei der neuen Bestätigung dieser Gesellschaft große jährliche Geldzahlungen aus, für die sie der Compagnie wiederum Handelsvortheile in den Häfen der nordamerik. Colonien gestattete, die den Colonisten drückend wurden und daher mit eine der Veranlassung des langen Krieges waren, in welchem die Nordamerikaner ihre Unabhängigkeit errangen. Während des Friedensstandes nach dem Frieden von Paris, wurden von der Regierung mehre kostspielige Expeditionen, um neue Entdeckungen in dem südlichen Ocean zu machen, ausgerüstet, wodurch der Erdkunde und der Naturgeschichte große Bereicherungen erwachsen sind. In diesem Zeitpunkte entstand auch zwischen Großbritannien und Spanien ein Streit wegen des Besitzes der Falklandsinseln, der indeß friedlich ausgeglichen und zum Vortheil des erstern entschieden wurde; doch wurden die Inseln bald darauf freiwillig von den Briten verlassen. Die Auflehnung gegen die Stempelacte hatte die Amerikaner ihre Kräfte kennen gelehrt und einen Keim zur Widersetzlichkeit zurückgelassen, der, da er in einem fruchtbaren Boden stand, bald frech empor wachsen mußte. An Trieb dazu ließen es weder die daselbst fungirenden Statthalter, noch auch die Minister fehlen, die noch immer in den Abgaben der Colonien eine Quelle zu finden hofften, aus der sie ihre Ausgaben zu Bestechungen bestreiten wollten. Townschend glaubte durch indirecte Auflagen sie fließend zu machen und beschwerte den Thee, Papier, Glas und Farben mit einem Zoll; aber die Widersetzlichkeit war

allgemein; Lord North (s. d.) als erster Minister, hob die Besteuerung, mit Ausnahme des Thee's auf, doch damit besserte er nichts, denn die Amerikaner wollten dem Mutterlande das Recht der Besteuerung nicht zugestehen, und deßhalb wurde zu Boston eine Ladung Thee in's Meer versenkt. Nun ergriff die Regierung strenge Maßregeln, sperrte den Hafen von Boston und vernichtete den Freibrief von Massachusets, wodurch aber die Zusammentretung eines Congresses aller Provinzen bewirkt wurde, auf dem man beschloß, sich den willkürlichen Maßregeln des Mutterlandes gemeinschaftlich zu widersetzen; an eine gänzliche Trennung von demselben aber wurde noch nicht gedacht. Nun entstand in England die Frage: ob man Amerika durch Bestätigung seiner alten Freiheiten beruhigen oder mit den Waffen in der Hand zum Gehorsam zwingen sollte, und gegen die Meinung weitersehender Häupter der Opposition ging der Wunsch der Minister, die Amerikaner mit Gewalt zu unterwerfen, durch. War diese Maßregel fehlerhaft, so war es die Art seiner Ausführung nicht weniger; denn man hatte nicht an die Schwierigkeit gedacht, die eine so ungeheure Ländermasse darbot, wenn sie unterworfen und im Gehorsam erhalten werden sollte, und glaubte, mit einer geringen Truppenmenge ausreichen zu können. Bei Lexington begann der erste blutige Vorfall. Der britische General Gage wurde, obgleich von England aus verstärkt, in Boston eingeschlossen, und nun trat Georgien dem Bunde der aufgestandenen Provinzen bei, die sich von der Zeit an, die 13 vereinigte nordamerikanischen Staaten nennen, ihre Unabhängigkeit erklären und den George Washington zum Befehlshaber ihrer Truppen ernennen. Canada wollten die Amerikaner mit Gewalt zwingen, ihrem Bunde beizutreten, doch, als ihr Angriff auf Quebek mißlang, zogen sie sich zurück. Dagegen gelang es ihnen, den Lord Hove aus Boston zu vertreiben. Als dieser deutsche Truppen (13.000 Mann) zur Verstärkung erhalten hatte, griff er Süd-Carolina, wiewohl vergeblich an. Doch setzte er sich in New-York fest, welches bis zu Ende des Krieges in den Händen der Briten blieb. In Washington besaßen die Insurgenten einen General, der alle Bedingungen erfüllte, die von dem Heerführer undisciplinirter Truppen zu einem langwierigen Vertheidigungskriege erfordert werden. Groß, wie er im Kriege, war Benjamin Franklin in der Gesetzgebung, der Verwaltung und in Unterhandlungen, und ihm gelang es, nachdem die Amerikaner 3 Jahre sich mit Erfolg vertheidigt hatten, mit Frankreich einen Handelstractat abzuschließen, der bald in ein Bündniß verwandelt wurde, wodurch diese Macht sich zu einem Beistande der Amerikaner gegen Großbritannien verpflichtete (1778). Frankreichs Hülfe war den Amerikanern höchst nothwendig; denn, wiewohl sie noch bis dahin großen Theils mit Glück gefochten hatten und ihr General Gates sogar den engl. General Burgoyne mit einem Corps von 6000 Mann gefangen nahm, so wurde doch die Kriegsmacht der Briten, die ihren anfänglichen Fehler eingesehen und deutsche Truppen in Sold genommen hatten, den Insurgenten immer furchtbarer. Dem bourbonischen Haustractat zufolge, mußte auch Spanien an dem Kriege Antheil nehmen, und ein Jahr darauf erklärte das brit. Cabinet den Holländern selbst den Krieg und zwang sie, sich mit Frankreich und den Amerikanern zu verbinden, da sie unter dem Scheine der Neutralität, diesen gegen das Mutterland Beistand leisteten, 1780. Frankreich schickte den Nordamerikanern eine sehr bedeutende Flotte, unter dem Admiral Estaing, zu Hülfe

die aber durch Stürme so übel zugerichtet wurde, daß sie der bei weitem geringern brit. Seemacht keinen Nachtheil zufügen konnte, sondern in den Hafen von Boston einlaufen mußte, um ausgebessert zu werden. Unterdessen führte der engl. General Clinton, von Philadelphia, wo er sich nicht mehr halten konnte, seine Truppen zu Lande nach New-York und dort wurden sie nach Georgien eingeschifft, welche Provinz sie nach vielem Blutvergießen eroberten. Unterdessen aber war eine neue brit. Flotte in den amerikanischen Gewässern angekommen, die mit der hergestellten franz. mit abwechselndem Glücke focht. Nachdem sich aber die span. Flotte mit der franz. vereinigt hatte, da konnte der tapfere Admiral Rodney sich nicht mehr gegen diese ihm bei Weitem überlegene Macht halten. Unterdessen hatte Washington den Briten unter Clinton und Cornwallis nur mühsam Widerstand geleistet und gerieth in die bedenklichste Lage, als sein Unterbefehlshaber Arnold zu den Briten überging. Doch noch zur rechten Zeit unterstützte ihn Frankreich mit Geld und Truppen, unter der Anführung des Generals Rochambeau, und nun geriethen die Briten auf dem Lande überall in Nachtheil, bis sie sich wieder sammelten und aller Tapferkeit des Marquis Lafayette ungeachtet, in Nordcarolina und Virginien vordrangen. Doch ihre Siege konnten zu keinem erwünschten Resultate führen, da sie mit jedem gewonnenen Treffen, mit jedem eroberten Landstriche immer schwächer wurden, da die Amerikaner ihre gehabten Verluste an Mannschaft schnell ersetzten und stets da, wo es eben nöthig war, eine Truppenmacht aufstellen konnten. So geschah es denn auch, daß General Washington durch kühne und gewagte Märsche den General Cornwallis mit seiner Heeresabtheilung von dem General Clinton ablockte und vereint mit Lafayette ihn gefangen nahm. Dieser Verlust der Engländer war von solcher Bedeutung, daß sie sich während der ganzen übrigen Dauer des Krieges, nicht mehr davon erholen konnten, sondern beinahe alles Land verloren und sich nur auf die Vertheidigung weniger ihnen noch übrig gebliebenen Städte beschränken mußten. Zur See war unter der Zeit der Vortheil bald auf der einen bald auf der andern Seite gewesen, doch ist nicht zu leugnen, daß der tapfere Rodney mit bei Weitem geringeren Streitkräften viel mehr ausrichtete als seine ihm sehr überlegenen Gegner. Er eroberte St.-Eustach und mehre andre franz. Inseln, die jedoch aus Mangel an hinreichender Besatzung bald wieder verloren gingen; die Franzosen nahmen dagegen Tabago, St.-Christoph, Nevis und Montserrat. Die vereinigte franz.-span. Flotte wollte auch Jamaica nehmen, doch Rodney gewann gegen Grasse, in den Antillen bei Guadeloupe, eine so entscheidende Seeschlacht, daß an dieses Unternehmen nicht mehr gedacht werden konnte. Die Abberufung des großen Rodney und die Ersetzung seiner Stelle durch den unthätigen Pigot war Ursache, daß dieser wichtige Sieg ohne weitere Vortheile blieb. In Ostindien waren die Briten lange überwiegend glücklich; besonders vermehrte die ostind. Compagnie ihren Länderbesitz durch die Einnahme der reichen Provinz Banaras. Der Sultan Hyder-Aly von Mysore leistete zwar, von Frankreich unterstützt, den Engländern tapfern Widerstand, doch da Hastings nach und nach alle Besitzungen der Franzosen in Ostindien eroberte, so mußte der Sultan sich zum Waffenstillstand bequemen. Auch gegen die Holländer behielten die Briten das Uebergewicht und eroberten Trinkonomale. Doch gewann der franz. Admiral Suffrein 4 Seeschlachten in den ostind. Gewässern

gegen die Briten, nahm ihnen Trinkonomale wieder ab, und der brit. Admiral Huges konnte sich gegen ihn nicht halten. Da Hyder-Aly's Sohn, Tippo-Saïb, den Krieg mit großem Nachdruck fortsetzte, so würde den Briten wahrschinlich ein großer Nachtheil durch ihn erwachsen seyn, wenn er nicht durch den Frieden der franz. Unterstützung beraubt worden wäre. In Europa eroberten die Franzosen unter den Befehlen des Herzogs von Crillon die Insel Minorca und die Spanier belagerten Gibraltar, das von Elliot tapfer vertheidigt wurde. Nach Minorca's Eroberung verstärkten die Franzosen die Belagerer und es wurden schwimmende Batterien erfunden, um diese Festung zur Uebergabe zu zwingen. Elliot zerstörte die schwimmenden Batterien durch glühende Kugeln und Lord Hove verproviantirte die Festung im Angesicht der vereinigten Flotte. Gibraltar war nunmehr unüberwindlich. Endlich gewannen die Whigs im Parlament wie im Cabinet wieder die Oberhand, Lord North mußte abdanken und nun waren die Hindernisse aus dem Wege geräumt, die von den Torys bis dahin der Beendigung des für Großbritannien so unpolitischen Krieges entgegen gestellt worden waren. Frankreich, obgleich es diesen Krieg ohne Glück geführt hatte, war ganz erschöpft und fühlte das Bedürfniß des Friedens am stärksten; Spanien bedurfte bei seinen zerrütteten Finanzen ebenfalls der Ruhe, und Holland verlor in seinen Handelsverhältnissen zu viel durch den Krieg, als daß es dessen Fortsetzung hätte wünschen sollen. Da nun alle kriegführenden Theile zum Frieden geneigt waren, so kam derselbe auch bald zu Versailles 1783 zu Stande. Er konnte unter den stattfindenden Verhältnissen von Seiten Großbritanniens nicht ohne Aufopferungen erlangt werden; doch diese waren nun scheinbar, wenn die Vortheile in Betracht gezogen wurden, die in Zukunft diesem Staate aus der Freiwerdung Amerika's erwachsen mußten. Einmal war England der kostspieligen Verwaltung und Vertheidigung der großen, ihm wenig einträglichen Ländermasse überhoben, dann war die Erweiterung des Handels mit dem neuen Freistaate gewiß; endlich aber hätten sich alle kriegführenden Seemächte auf eine lange Reihe von Jahren so geschwächt, daß sie nicht daran denken durften, mit Großbritannien zur See zu revalisiren. Zwar hatten sich die Staatsschulden Englands ungeheuer vermehrt (auf 240 Mill. Pf. St.), doch die Folge hat gezeigt, daß dieser Staat, weit entfernt, dadurch zurück gesetzt zu werden, vielmehr zu Entwickelung neuer Kräfte angeregt wurde und darin eine Quelle zur Vermehrung seines Nationalreichthums fand. Die Bedingungen des Friedens waren folgende: Die Unabhängigkeit des Freistaats der 13 vereinigten Provinzen wurde von Großbritannien anerkannt und ihnen die Freiheit der Fischerei an der Küste von Newfoundland bewilligt. Frankreich erhielt in Westindien St.-Lucie, St.-Pierre, Miquelon, Tabago, Gorée, die Colonien am Senegal in Afrika und die verlornen Länder in Ostindien zurück; ferner das Recht der freien Fischerei bei Terre Neuve, sowie auch die Befugniß, den Hafen von Dünkirchen herzustellen. Die Inseln Grenada, St.-Vincent, St.-Christoph und Dominique gab Frankreich zurück; Spanien behielt Minorca und die beiden Florida's, die übrigen Eroberungen wurden gegenseitig zurückgegeben. Holland mußte Negapatnam an Großbritannien abtreten, die übrigen Eroberungen wurden gegenseitig zurück geliefert.

Die Folgen des nordamerikanischen Krieges waren und sind unermeßlich. Jener große Kampf veranlaßte Englands Riesengröße, die fran-

zösische Revolution und mehre andere große unerwartete Begebenheiten, die seit der Zeit stattgefunden haben. Seit dem 30jährigen Kriege hat sich keine Begebenheit zugetragen, die tiefer und allgemeiner in die Geschichte der Menschheit eingegriffen hätte als der nordamerikanische Freiheitskampf. Kurz vor und während des nordamerikanischen Krieges, wurde von dem berühmten Cook die Welt drei Mal umschifft. Durch diese Expeditionen wurde sowohl die Erd- und Schifffahrts-, wie auch die Naturkunde bedeutend bereichert, und der Staat gewann durch die Anlegung neuer Colonien in Neu-Holland und Neu-Süd-Wales. Im Innern Großbritanniens fanden während des nordamerikanischen Krieges viele Volksbewegungen statt, die jedoch zu keinem offenbaren Aufstande kamen. Gefährlicher wurde ein Aufstand der Irländer, die nach dem Beispiele Amerika's sich frei machen wollten. Zum Glücke für Irland und für Großbritannien selbst, machte der Krieg in Amerika es unmöglich, diese Empörung mit Gewalt zu unterdrücken, wo dann ein blutiger Bürgerkrieg unvermeidlich gewesen wäre. Das Parlament mußte den Insurgenten freien Handel und einige angemessene bürgerliche Verhältnisse zugestehen, und dadurch wurden die billigen Wünsche der Irländer erfüllt, die sich nun auch beruhigten. Der Sieg der Whigs über die Torys im Parlamente hatte, wie bereits erwähnt, den Ministerwechsel zur Folge, aber er brachte auch bald den talentvollen William Pitt (s. d.) den Jüngern, den würdigen Sohn des großen Pitt Chatam, ans Staatsruder, welches ein Glück für Großbritannien war; denn in der bald folgenden verhängnißvollen Periode konnte es nur einem so talentvollen Minister, als Pitt war, gelingen, den Staat in seiner Würde und Größe zu erhalten und mitten im allgemeinen Sturme die Stelle unverrückt zu behaupten, worauf die Natur, Bildung und Umstände das meerbeherrschende Inselreich gestellt hatten. Pitt war der größte Staatsmann seiner Zeit und seiner Klugheit, seiner Kraft, seiner eisernen Consequenz, dankt Großbritannien das Uebergewicht, welches es gegenwärtig im europäischen Staatenbunde behauptet. Großbritannien war anscheinend gedemüthigt aus dem nordamerikanischen Kriege gegangen, in der That aber stand die Macht dieses Staates nie fester begründet als eben zu der Zeit; denn alle seine Feinde waren bis zur gänzlichen Ohnmacht erschöpft, während es zum Gefühl seiner Kräfte gekommen war und die Unerschöpflichkeit seiner Hülfsquellen hatte kennen lernen. Der vortheilhafte Handelstractat mit den nordamerikanischen Freistaaten vergalt reichlich deren frühern Besitz und der von Pitt eingereichte Sinking-Fund zeigte nicht nur die Möglichkeit der Tilgung der Nationalschuld, sondern stellte auch eine große Summe zur Disposition der Regierung, deren sie sich in Fälle bedienen konnte, wo es darauf ankam, rasch und kräftig zu verfahren. Pitt's Leitung der Staatsverwaltung war so besonnen, als kräftig, und in den europäischen Staatsverhältnissen wurde bald überall seine Wirksamkeit bemerkbar. Als die Gährung in Holland von Preußen gedämpft wurden, benutzte er das Unterliegen der Frankreich günstigen Patriotenpartei, um das alte freundschaftliche Verhältniß zwischen Großbritannien und Holland wieder herzustellen. Schweden rettete er, indem er gemeinschaftlich mit Preußen Dänemark abhielt, zu Gunsten Rußlands in jenes Land einzufallen. Spanien, welches sich der britischen Niederlassung im Nootkasund an der Nordwestküste von Amerika widersetzte, nöthigte er zu einem Vergleich, wodurch England im Besitz

der Fischerei und Dessen blieb, was es in jener Gegend besaß, und wovon der einträgliche Pelzhandel mit China abhing. Um diese Zeit wurde Port Jackson in Neusüdwales angelegt und Norfolkeiland angebaut. Als die französische Revolution ausbrach, blieb Großbritannien so lange, als solches mit seiner Ehre bestehen konnte, neutral, und benutzte klug Frankreichs innere Zerrüttung zur Erweiterung seines Handels. Nach Ludwigs XVI. Hinrichtung wurde der französische Geschäftsträger aus London verwiesen, worauf die französische Republik Großbritannien den Krieg erklärte (1. Febr. 1793). England verband sich mit Spanien, welches ebenfalls von den Franzosen eine Kriegserklärung erhalten hatte, und die Flotten beider Mächte vereinigten sich und eroberten Toulon, welches ihnen die Republikaner aber wieder entrissen. Außer dieser Eroberung, bei der die im Hafen befindlichen französischen Kriegsschiffe theils verbrannt, theils genommen wurden, richtete die vereinigte Flotte nichts weiter aus und trennte sich bald nach der Räumung von Toulon. Auf dem festen Lande kämpfte dagegen eine britische Heeresmacht in den Reihen der Alliirten gegen Frankreich. In Ostindien begann der Krieg zuerst gegen die französischen Colonien; zwei Jahre später gegen die holländischen und endlich auch gegen den von Frankreich aufgewiegelten Sultan von Mysore. Schon in den ersten Kriegesjahren waren die Franzosen aus allen ihren ostindischen Inseln vertrieben, und außerdem hatten die Briten ihnen auch Isle-de-France und Bourbon genommen. Als Holland gezwungen worden war, sich mit Frankreich zu verbünden, griffen die Briten auch dessen Colonien an und eroberten zuerst das Vorgebirge der guten Hoffnung, dann aber nach und nach alle holländisch-ostindischen Colonien. Nach diesem hatte Ripaud, ein französischer Caper-Capitain aus Isle-de-France, dem Sultan Tippo-Saib von Mysore einen Plan vorgelegt, die Briten aus Ostindien zu vertreiben, und diesen mächtigen Fürsten dafür so eingenommen, daß er nicht nur alle seine Kräfte zur Ausführung desselben anstrengte, sondern auch alle indische Fürsten gegen die Briten aufwiegelte. Das britische Gouvernement in Ostindien war genau von diesem Bündniß gegen sie unterrichtet, und griff, sobald es Verstärkungstruppen aus Europa erhalten hatte, den Sultan von Mysore an. Tippo-Saib verlor zwei Schlachten gegen die Briten, wurde darauf in seiner Hauptstadt Seringapatnam belagert und blieb auf dem Platze, als die Stadt erstürmt wurde (1799). Das ganze große Reich fiel nun in die Hände der Briten, die jedoch, aus einer wohlberechneten Politik, nur die Küstenländer und Seringapatnam für sich behielten, die übrigen Provinzen aber unter ihre Verbündeten vertheilten, die jedoch in Betreff dieser Länder abhängig von ihnen blieben. In Westindien hatten die Briten in kurzer Zeit alle französische Colonien, bis auf Cayenne und einen Theil von Guiana, verloren, wozu die von Frankreich verbreitete Lehre von den Menschenrechten und die dadurch bewirkten Aufstände der Neger und Mulatten besonders beitrugen. Frankreich, welches zum Wiederbesitz seiner Colonien zu gelangen wünschte, wiegelte Neger, Mulatten und auch die Caraiben zu Seeräubereien auf, die aber, wiewohl nicht ohne harten Kampf, von den Briten unterdrückt wurden. Durch Englands Unterstützung entzog sich dagegen St.-Domingo ganz der Herrschaft Frankreichs. Auch Surinam und Curaffao verloren die Holländer an England. In Afrika nahmen die Briten Gorée. In den europäischen Meeren ward die britische Flagge nicht weniger siegreich.

Corſica wurde 1796 genommen, und als dieſes, wie auch Toulon, aufgegeben werden mußte und den Briten beinahe alle italieniſche Häfen verſchloſſen waren, da ſtellte doch bald wieder ein Bündniß mit Neapel und der berühmte Seeſieg des tapfern Nelſon bei Abukir (1798), die Uebermacht Britanniens im Mittelmeere her. Die Küſte Frankreichs wurde von den Briten, von dem biscayiſchen Meere bis nach Dünkirchen, geſperrt und eine Landung der Emigranten bei Quiberon bewerkſtelligt. Durch Erſteres wollte Pitt Frankreich aushungern, durch das Andere eine Gegenrevolution bewirken; beide Plane mißlangen und ebenſo auch die in Gemeinſchaft mit den Ruſſen verſuchte Landung auf dem Helder. Die vollſtändige Vereinigung und Gleichſtellung Irlands mit England war ein Act der Gerechtigkeit, der um ſo nothwendiger wurde, da die nicht ohne Urſache mißvergnügten Irländer, von Frankreich ſtets zu Empörungen gereizt, viele Neigung blicken ließen, ſich unabhängig zu machen. Die Franzoſen hatten eine Landungsflotte auslaufen laſſen, die den Irländern Unterſtützung gegen die Engländer bringen ſollte, die aber, der Stürme und der Untauglichkeit ihrer Befehlshaber wegen, gar nicht zum Landen kam. Ein zweites Hülfsheer wurde ſpäter erwartet, doch da ſich die Ankunft deſſelben zu lange verzog, ſo brachen die Mißvergnügten allein los, und es entſtand ein heftiger Bürgerkrieg. Die Proteſtanten, die Minderzahl und von der Regierung und durch die Geſetze Begünſtigten, wurden von den Katholiken, der Mehrzahl, angegriffen, da dieſe den Vorzug Jener nicht ertragen wollten. Außerdem hatten aber alle Irländer über die Bedrückungen ihres Handels zu klagen. Die Inſurgenten erlitten mehre Niederlagen und mußten die Waffen niederlegen, doch waren ſie noch keineswegs beruhigt. Darum hielt die Regierung es für zweckmäßig, das irländiſche unabhängige Parlament, welches ſeit der Beendigung des nordamerikaniſchen Krieges beſtanden, hatte, aufzuheben und Irland als einen integrirenden Theil des britiſchen Reichs, mit gleichen Rechten und Pflichten, demſelben einzuverleiben (1801). Während der irländiſchen Unruhen fanden in England zwiſchen den Whigs und Torys die heftigſten Reibungen ſtatt und auf den Flotten brachen unter den Matroſen Aufſtände aus, die höchſt gefährlich für Britannien hätten werden können, wenn eine feindliche Macht im Stande geweſen wäre, ſie ſchnell zu benutzen. Da in Frankreich Anſtalten gemacht wurden, um in England zu landen, ſo mußte die britiſche Regierung höchſt koſtſpielige Vertheidigungsanſtalten treffen. Unter ſolchen bedenklichen Umſtänden wankte der ſtandhafte Pitt nicht einen Augenblick in ſeinen Grundſätzen oder Maßregeln. Nicht die Anfeindungen der Gegenpartei im Parlamente, nicht das Geſchrei des Volkes um Frieden, noch die drohenden Anſtalten der Feinde, verbunden mit den innern Unruhen, machte ihn furchtſam oder nachgebend, wie er dieſes bei den zum Schein angeknüpften Friedensverhandlungen mit Frankreich zu Lille gezeigt hatte. Während des ſo koſtſpieligen Krieges, in welchem Großbritannien 628 Kriegs- und bewaffnete Schiffe, 112.000 Seeleute und 250.000 Mann Landtruppen, doch bei letztern Milizen und Freiwillige eingerechnet, unterhalten mußte, ſtieg doch der Nationalreichthum dieſes Staats. Der Handel, die Manufakturen und Ackerbau vermehrten ſich, die Volksmenge wuchs und das Nationalvermögen hatte ſeit 50 Jahren um das Doppelte zugenommen; wogegen aber die Nationalſchuld während dieſes Zeitraums beinahe um das Achtfache geſtiegen war. Sir

betrug 1801 an 472.700.000 Pf. St.; dennoch stand der Staatscredit unerschütterlich, sodaß, als seit 1797 die Bank ihre Baarzahlungen suspendirte, dieses doch auf den Handel keine sonderlich nachtheilige Wirkung äußerte. Die von Rußland gestiftete bewaffnete Neutralität der nordischen Mächte, um die Rechte der neutralen Flagge zu beschützen, schien Großbritannien gefährlich werden zu wollen, verlor aber mit dem Tode Kaiser Pauls (1801), und nach der Seeschlacht, die Nelson den Dänen bei Kopenhagen lieferte, alle Wirksamkeit, und den Briten blieb das Recht, die Schiffe neutraler Mächte zu durchsuchen. Endlich wurde in England dennoch der Wunsch nach dem Frieden allgemein, und Pitt, der weder seinen Grundsätzen untreu werden, noch aber der Stimme des Volks länger entgegen seyn wollte, trat aus dem Ministerium, damit sein Freund Addington, der seine Stelle einnahm, den Frieden schließen könnte. Dieser kam zu Amiens (1802) zu Stande und die Bedingungen desselben setzten die Welt in Erstaunen. Großbritannien gab alle seine Eroberungen zurück und erhielt zur Entschädigung für seine unermeßlichen Kriegskosten nichts weiter, als von Holland Ceylon und von Spanien Trinidad. Diese beispiellose Nachgiebigkeit Großbritanniens läßt sich wohl nur aus der Absicht dieses Staats erklären, den befreundeten Continentalmächten einige Ruhe zu gönnen, damit sie neue Kräfte sammeln könnten, um sie bei einem neuen Kriege, dessen baldiger Ausbruch sich vorhersehen ließ, gegen Frankreich zu gebrauchen. Kaum hatten die Waffen ein Jahr lang geruht, als der Kampf aufs Neue begann. Bonaparte, als Oberhaupt des französischen Staats, hatte mancherlei Eingriffe in die Rechte der Continentalstaaten gemacht und ihnen mitten im Frieden Länder entrissen, England dagegen Malta, den Friedensbedingungen zuwider, nicht den Johanniterrittern ausgeliefert. Das britische Volk forderte laut den Krieg, die Regierung gewährte diese Forderung gern; der Krieg wurde erklärt (18. Mai 1803) und Pitt übernahm wieder die Leitung der Staatsgeschäfte. Frankreich besetzte sogleich Hanover, zwang seine Verbündeten, sich zu rüsten und machte selbst große Anstalten zu einer Landung in England. Diese Insel wurde mit einer beispiellosen Anstrengung in den Vertheidigungsstand gesetzt, und das ganze Volk war so einstimmig zur kräftigen Gegenwehr entschlossen, daß Bonaparte, wenn es ihm auch mit seinen Landungstruppen Ernst gewesen wäre, sicher Nichts ausgerichtet haben würde. Bonaparte's Absicht, durch sein vorgespiegeltes Landungsproject, die britische Seemacht in den europäischen Meeren zurück zu halten und sie an der Eroberung der Colonien zu hindern, mißlang; die Briten nahmen in Westindien St.-Lucie, Tabago, St.-Pierre und Miquelon, an der afrikanischen Küste Gorée und endlich die zur Eroberung von St.-Domingo bestimmte Flotte von 6000 M. Landungstruppen. Den Holländern wurde Demerary, Essequebo und Berbice in Westindien, in Südamerika Surinam genommen. In Ostindien hatte der französische Obrist Perron die Maratten-Fürsten gegen die Briten aufgewiegelt, deren mächtigster, Dowlut Rad Skindia, aber wiederholt von Wellesley geschlagen und zur Abtretung eines großen Landgebiets gezwungen wurde. Ein zweiter Feldzug, den Holkar, von den Franzosen verleitet, gegen die Briten machte, fiel ebenso siegreich für diese aus. Zwar wurden sie im Anfang einmal geschlagen, dann aber gewannen sie drei Schlachten, setzten sich in den Besitz der festen Plätze der Maratten-Fürsten, die sie endlich zu einem Frieden nöthigten, welcher der englisch-ostindischen Com-

pagnie abermals große Landstriche unterwarf, sodaß sie nunmehr ein von 50 Millionen Menschen bewohntes Reich besaß. Während die Briten in den fernern Welttheilen den Krieg gegen Frankreich mit dem glücklichsten Erfolge führten, waren sie in Europa nicht weniger thätig, die Macht ihres Gegners zu zertrümmern. Bonaparte, nunmehr Kaiser Napoleon, schien mit der Landung Ernst zu machen und verwandte zu der Ausrüstung dieser Expedition, nach glaubwürdigen Nachrichten, die ungeheure Summe von 154 Millionen Franken. Außerdem wurden in mehren franz. Häfen mit großem Aufwande und Eifer Seerüstungen betrieben; Frankreichs Caper thaten den brit. Kauffahrern großen Schaden, und es gelang sogar einer franz. Flotte, einige britisch-westindische Colonien zu brandschatzen. Pitt eilte daher, die Mächte Oestreich, Rußland und Schweden zu einem Kriege gegen Frankreich zu vereinigen, wozu diese bei den unerträglichen Anmaßungen des neuen Kaisers längst geneigt waren (1805). Die britische Regierung unterstützte die Verbündeten mit Geld und Hülfstruppen und rüstete Landungs-Expeditionen, um in dem Rücken der franz. Armeen eine Diversion zu machen, bei der Gelegenheit auch Hanover zurück zu erobern und die Franzosen aus Neapel zu vertreiben. Doch konnte all dieses nicht die Niederlage von Austerlitz verhindern, in Folge deren der Friede zu Pressburg geschlossen und England von seinen Alliirten verlassen wurde. Glänzender fielen um diese Zeit die britischen Unternehmungen zur See aus. Der vereinigten französisch-spanischen Flotte unter Villeneuve und Gravina wurde bei ihrer Rückkehr aus Westindien von Calder 2 Linienschiffe genommen, und nur ein dicker Nebel rettete die Uebrigen, die in Cadix einliefen. Bald darauf aber erschien Nelson vor diesem Hafen, lockte durch falsche Manövres die vereinigte Flotte aus demselben und lieferte ihr bei Trafalgar (21. Oct. 1805) eine Schlacht, worin von 33 Linienschiffen 16 zerstört, 6 unbrauchbar gemacht und 4 genommen wurden. Leider bezahlte Nelson diesen glänzenden Sieg, der ihm um so mehr Ehre machte, da er nur 27 Schiffe hatte, mit seinem Leben. Von dem übrig gebliebenen Rest der vereinigten Flotte nahm der Admiral Strachan noch 4 Schiffe. Der noch übrig gebliebene Theil der neu errichteten franz. Seemacht wurde im folgenden Jahr vollends vernichtet; denn Admiral Duckworth nahm auf der Rhede von St.-Domingo 5 Linienschiffe und Warren die beiden aus Ostindien rückkehrenden Schiffe des Admirals Linois bei Madeira. Preußen, welches sich geweigert hatte, an der dritten Coalition gegen Frankreich Theil zu nehmen, wurde nun von Napoleon gezwungen, Hanover in Besitz zu nehmen und Anspach und Baireuth abzutreten. Wiewohl die britische Regierung sehr gut wußte, daß Preußen keine Wahl blieb, so erklärte sie doch diesem Staate den Krieg und that ihm durch Capereien unermeßlichen Schaden. Doch währte dieser Krieg kaum ein Jahr, da sich die Umstände durch den Tod des großen Pitt (23. Jan. 1806), ganz unerwartet änderten. Karl Fox, das talentvolle Haupt der Oppositionspartei, kam nun ans Ruder der Regierung und knüpfte sogleich mit Frankreich Friedensunterhandlungen an, die vielleicht den Krieg beendigt haben würden, wenn dieser neue Minister nicht zu schnell seinem Vorgänger ins Grab gefolgt wäre. Die von ihm mit Frankreich gepflogenen Unterhandlungen hatten es offenbar gemacht, daß Napoleon Hanover, welches er Preußen so eben aufgedrungen, dieser Macht wieder entreißen und es Großbritannien als Preis

des Friedens zurückgeben wollte. Das preuß. Cabinet, durch diese Hinterlist empört, wurde nun leicht von dem britischen Ministerium zu einer neuen Coalition gegen Frankreich gezogen (1806), zu der auch Rußland und Schweden gehörten, und nunmehr fand England weiter keinen Beruf, an dem Frieden zu arbeiten, da ihm der Krieg ungleich vortheilhafter seyn mußte, so lange Frankreich noch Gegner auf dem Continent zu bekämpfen hatte. Während Preußen und Rußland mit Frankreich im Kriege begriffen waren, wurde das britische Ministerium verändert und Canning, Pitt's Schüler, trat an dessen Spitze. Er handelte ganz im Sinne seines Lehrers, doch wohl weniger rasch und kraftvoll. Er wollte die coalisirten Mächte mit einer Landung im Rücken der Franzosen unterstützen, doch die Ausrüstung dieser Expedition verzögerte sich so lange, bis sie überflüssig wurde. Zur See herrschte dagegen die gewöhnliche Thätigkeit, mehrentheils mit glücklichem Erfolge. Das Cap der guten Hoffnung wurde den Holländern zuerst, dann auch Curassao entrissen, und Spanien verlor, wiewohl nur auf kurze Zeit, Monte Video an die Briten. Doch ein Unternehmen gegen die Pforte mißlang, der Hauptsache nach, ganz. Frankreich hatte sich, der frühern Eroberung Aegyptens ungeachtet, wieder Einfluß bei der Pforte zu verschaffen gewußt, den es sowohl zum Nachtheile Rußlands als Großbritanniens benutzte, und letztere Macht verlangte deßhalb die Entfernung des franz. Gesandten. Diese Forderung zu unterstützen, wurde Admiral Duckworth mit 8 Linienschiffen vor Konstantinopel geschickt. Er sollte, im Fall einer Weigerung, feindselig gegen die Hauptstadt des Osmanen-Reichs verfahren, doch er fand durch franz. Anleitung die Anstalten zur Vertheidigung so gut getroffen, daß er, außer der Zerstörung einer Flottille, den Türken keinen Schaden mehr zufügen konnte und sich beeilen mußte, die Dardanellen zu passiren, um sich nicht den Rückweg aus dem Bosporus abgeschnitten zu sehen. Ein Versuch der Briten, sich in Aegypten festzusetzen, mißlang ebenfalls, und das von Malta aus besetzte Alexandrien mußte nach einem gegen die Türken bei Rosette verlornen Gefecht wieder freigelassen werden. Der weitere Krieg mit den Türken wurde noch einige Jahre durch Capereien fortgeführt und dann durch den Frieden das alte Verhältniß zwischen beiden Mächten wieder hergestellt. Das For'sche Ministerium hatte vor seinem Abgange noch einen neuen Finanzplan durchgesetzt, wodurch es möglich wurde, den Krieg mit Frankreich und dessen Verbündeten noch mehre Jahre fortzusetzen, und den Nachfolgern desselben kam diese Maßregel gut zu Statten; denn an einen Frieden war nunmehr, wo beide kriegführende Theile die Vernichtung ihres Gegners sich gegenseitig zum Ziel gesetzt hatten, nicht mehr zu denken. Napoleon glaubte das Mittel endlich gefunden zu haben, um Britanniens Macht gänzlich zu zertrümmern. Die Continentalsperre sollte Dieses bewirken. So weit seine Macht oder sein Einfluß auf dem Continente reichte, wurden die britischen Schiffe von allen Häfen ausgeschlossen, und nun zweifelte er nicht an dem unfehlbaren baldigen Sturze des stolzen Inselstaats. Er hatte sich geirrt und weder Großbritanniens Kräfte, noch den Gang des Handels gekannt. Der Continent verarmte und in dem Handel der Engländer war keine Abnahme zu spüren. Unter allen europäischen Mächten, auf die Napoleon seinen verderblichen Einfluß ausübte, litt Dänemark am Mehrsten. Zwar hatte es sich dem Continentalsystem nicht

angeschlossen, aber es war auf dem Wege, es zu thun, und sobald es sich mit Napoleon verbunden hatte, war für England nicht nur die Ostsee versperrt, sondern die ganz bedeutende dänische Flotte stand dem mächtigen Feinde Frankreichs zu Gebot. Hier konnte nur ein Gewaltstreich helfen, und die britische Regierung machte sich kein Bedenken daraus, ihn zu thun. Sie ließ durch ihren Gesandten, Jackson, die Auslieferung der dänischen Flotte bis zum Frieden fordern, und da, wie voraus zu sehen, Dänemark dieses Verlangen mit Unwillen verwarf, so wurde Kopenhagen von einer dazu schon bereit liegenden Flotte unter dem Admiral Gambier, die auch 32.000 Mann Landtruppen aussetzte, beschossen. Zu Lande und zu Wasser zugleich angegriffen, konnte sich die weitläufige Hauptstadt in der Länge nicht halten, und der Prinz-Regent von Dänemark mußte, um der gänzlichen Zerstörung derselben vorzubeugen, sich zur Auslieferung der ganzen Flotte nebst allen in den Arsenälen befindlichen Schiffsgeräthschaften verstehen (Sept. 1807). Dänemark erklärte darauf Großbritannien den Krieg, doch letzteres verlor dadurch Nichts, wohl aber erhielt es Veranlassung, St.-Thomas, St.-Croix und die Factorei Serampore, nebst den daselbst befindlichen Schiffen und Vorräthen zu nehmen. Rußland, welches des von England in Dänemark verletzten Völkerrechts wegen, den Briten den Krieg erklärte, litt nicht nur durch den unterbrochenen Handel einen empfindlichen Schaden, sondern ihm wurde auch in dem Hafen von Lissabon eine, aus 9 Linienschiffen bestehende Flotte genommen, und in der Ostsee eines (1808). Beinahe ganz Europa hatte nach und nach dem Continentalsystem beitreten müssen, nur Schweden war nicht dazu zu bewegen gewesen, und die pyrenäische Halbinsel öffnete den Briten seine Häfen. Napoleon wollte durch seinen Bruder auch in Spanien herrschen, und die Lage dieses Landes, nebst dessen überseeischen Besitzungen, konnten von einem so kraftvollen Despoten, als Napoleon es war, zum großen Nachtheile Englands benutzt werden; darum durfte dieses ihn seine Herrschaft auf der Halbinsel nicht begründen lassen. Es unterstützte zuerst Portugal, dann aber auch Spanien auf eine so kräftige Weise mit Geld und Truppen, daß diese Staaten ihre Unabhängigkeit nach einem langen Kampfe behaupten konnten. Diese außergewöhnlichen Anstrengungen bei einem höchst kostspieligen und mit der größten Erbitterung geführten Landkriege hemmten die Thätigkeit Englands zur See keineswegs. Die Schiffe aller, dem Continentalsystem beigetretenen Staaten wurden in großer Menge gecapert, vier Linienschiffe von der Brester-Flotte verbrannt, eine große franz. Convoy ward im mittelländischen Meere zerstört, dann wurden nach und nach Cayenne, Martinique, der Rest von St.-Domingo, die ionischen Inseln, Guadeloupe, St.-Martin, St.-Eustach, Amboina, Bourbon, Isle de France und endlich Batavia genommen, und die Schifffahrt aller Continental-Mächte hatte beinahe gänzlich aufgehört, während die britischen Schiffe ungehindert alle Meere durchsegelten und aller Sperren ungeachtet, doch nach wie vor — nur auf Umwegen — ganz Europa mit Colonial- und Manufactur-Waaren versorgten. Außer Spanien und Portugal wurde auch Sicilien gegen Napoleons Uebermacht von Großbritannien geschützt, und als Oestreich — freilich durch das britische Cabinet dazu aufgereizt — noch einmal mit Frankreich in die Schranken trat (1809), da wurde es mit Geld unterstützt. Das Ministerium behielt bei allem Wechsel der Personen stets seine Stimmung für den Krieg

mit Frankreich bei, und auch die eingetretene unheilbare Geisteszerrüttung des Königs und die darauf erfolgte Regentschaft des Prinzen von Wales änderte Nichts darin. Das Parlament billigte diese Grundsätze und das gesammte Volk stimmte ihm bei. Der Prinz-Regent, der mit geringen Ausnahmen vollkommen mit königlicher Gewalt regierte, belebte das Ministerium zu erneuerter Thätigkeit gegen den mächtigen Feind Britanniens, dafür war es aber auch ihm vorbehalten, das große Ziel, ihn zu vernichten, zu erreichen. Nachdem Napoleon mit Oestreich Frieden geschlossen hatte, konnte er seine ganze Macht gegen Spanien wenden, und doppelte Anstrengungen von Seiten Englands wurden nöthig, wenn die Halbinsel nicht von Frankreich unterworfen werden sollte. England ließ es nicht daran fehlen, und sein umsichtiger, gewandter Feldherr Wellington benutzte die ihm untergebenen Streitkräfte auf das Beste, um den sieggewohnten französischen Heeren Widerstand zu leisten. Die Nordamerikaner wollten sich dem strengen britischen Seerechte nicht unterwerfen, und da Napoleon sich nachsichtiger, als England gegen sie bezeigte, so gelang es ihm, sie in einen Krieg mit Großbritannien zu verwickeln. Dieser Staat hatte einen Kampf mit Nordamerika zwar zu vermeiden gewünscht, und zu dem Ende auch bereits einige Nachgiebigkeit gezeigt; die jedoch zu spät kam, um einen Bruch zu verhindern. Der Krieg währte zwei Jahre lang und wurde mehr auf dem festen Lande von Amerika, als zur See geführt. England war bei jeder Gelegenheit siegreich gegen die Vereinigten-Staaten, die sich vergebens auf Frankreichs Hülfe verlassen hatten und bei großem Verluste des Kampfes bald müde wurden. Sie machten Friedensvorschläge und es kam zu Gent, 24. Dez. 1814, ein Friede zu Stande, nach welchem Großbritannien sein Seerecht behauptete, seine Grenzen gegen die Freistaaten sicherte und diese von der Fischerei bei Terreneuve und von dem Handel mit Ostindien ausschloß. Während dieses Krieges hatte Rußland, mit aller Anstrengung, deren dieses unermeßliche Reich fähig war, sich zu einem neuen Kampfe mit Frankreich gerüstet, da es die Bedingungen, unter denen es im Frieden mit dieser Macht bleiben konnte, zu erfüllen, nicht im Stande war, ohne sich gänzlich zu Grunde zu richten. Frankreich zog gegen Rußland zu Felde und hatte, mit Ausnahme von Spanien, Portugal und Schweden, alle Continental-Mächte zu seinen Verbündeten. Es war ein Vernichtungskampf, dessen Ende vor dem gänzlichen Falle des einen oder des andern Theils nicht abzusehen war. Rußland öffnete den Briten seine Häfen, und diese unterstützten es mit Geld und Waffen. Durch Kälte, Hunger und Rußlands kluge Maßregeln verlor Napoleon das größte und schönste Heer, welches man je im civilisirten Europa gesehen hatte; seine Kriegsmacht war vollständig vernichtet, doch er besaß noch Hülfsquellen genug, eine neue zu schaffen, und es kam jetzt darauf an, das Joch der ihm unterworfenen Völker zu zerbrechen, ehe er seinen Verlust wieder ersetzt hatte. Hierin zeigte sich nun Großbritannien ausnehmend thätig. Es unterstützte Rußland und Preußen mit ansehnlichen Hülfsgeldern, mit Waffen und andern Kriegsbedürfnissen, und unterließ Nichts, um Völker und Fürsten gegen den Unterdrücker der Freiheit Europa's aufzureizen. Der lang genährte Haß der von dem französischen Zwingherrn gemißhandelten Nationen erleichterte ihre Vereinigung zur Abschüttelung der schmachvollen Ketten, und den Anstrengungen der drei großen Continental-Mächte, Rußlands

Oestreich und Preußen, denen sich nach und nach alle kleinern anschlossen, gelang es, Napoleons ungeheure Macht zu zertrümmern, wobei die britischen Krieger in Spanien thätig und ruhmvoll mitwirkten. In dem nun folgenden Frieden zu Paris, 30. Mai 1814, erhielt Großbritannien Malta, Tabago, St.-Lucie, Isle de France und die Sechellen; ferner von Holland Demerary, Essequebo, Berbice, das Vorgebirge der guten Hoffnung und Ceylon, und von Dänemark das an der Elbmündung gelegene Inselchen Helgoland, auch erhielt die königliche Familie ihr Stammland Hanover, mit Hildesheim und Ostfriesland vermehrt, wieder. Alle übrigen gemachten Eroberungen gab es zurück. Napoleons Rückkehr von Elba veranlaßte noch einen kurzen Krieg der verbündeten Mächte, bei dem ein englisch-hanöversches Heer, unter Wellington, in der berühmten Schlacht bei Waterloo oder Belle-Alliance den Sieg über Napoleon gemeinschaftlich mit Preußen erstritt. In dem Friedensschluß erhielt Großbritannien die Schutzherrschaft über die Republik der 7 ionischen Inseln, die es mit vieler Willkür und nicht ohne großes Murren der Einwohner dieser Staaten ausübt. Diese Friedensbedingungen, die, bei aller anscheinenden Mäßigung, das Uebergewicht der Briten zur See sichern, und England auch einen mächtigen Einfluß auf die Angelegenheiten des Continents gestatten, verhandelte der gewandte Lord Castlereagh. Großbritannien trat als Sieger aus diesem weit verbreitetsten und denkwürdigsten aller Kämpfe und war ungleich stärker zu Ende als zu Anfange des Krieges. Durch diesen Krieg war zwar die britische Nationalschuld um 432 Millionen Pf. St. vermehrt worden, doch hatte sich der Nationalreichthum, hatten sich die Quellen der Staatseinnahmen auch in so weit vergrößert, daß die unermeßliche Schuldenmasse von 796 Millionen den Staat nicht im mindestens in Verlegenheit setzt, sondern vielmehr zur Begründung seiner Größe beiträgt. Großbritannien besaß, nach Beendigung dieses Krieges, 535 Linienschiffe und Fregatten und 20.000 Handelsschiffe, und von beiden also mehr, als das gesammte übrige Europa. Der wiederhergestellte Friede hatte, wie dieses nicht anders seyn konnte, die Veränderung so mancher Verhältnisse im bürgerlichen Leben zur Folge, wodurch Reibungen veranlaßt wurden, die zwar bedenklich schienen, aber im Verfolg der Zeit die Besorgnisse nicht rechtfertigte, die furchtsame Politiker deßhalb hegten. — Sparsamkeit und Vermeidung aller außerordentlichen Ausgaben, besonders aller Kriege, ist daher seit 1815 das erste Gesetz der Verwaltung gewesen, und Englands Politik dadurch ebenso friedlich geworden, als sie vorher kriegerisch war. Obgleich dem Grundsatze, welcher von den übrigen europäischen Mächten ausgesprochen ist, daß das europäische Staatensystem berechtigt sey, gewaltsame Störungen des Bestehenden überall mit Waffengewalt zu unterdrücken, dem Rechte der bewaffneten Intervention, von der engl. Regierung förmlich widersprochen wurde: so hat man sich doch wohl gehütet, der entgegengesetzten Ansicht durch etwas mehr als eine bloß wörtliche Erklärung zu begegnen. Nur wo die Vergrößerung einer ohnehin schon kolossalen Macht zu befürchten war, in den Verhältnissen Rußlands mit der Türkei, hat das englische Cabinet vermittelnd eingegriffen. Mit dem Eintritte Canning's in das Ministerium der auswärt. Angelegenheiten, nach Londonderry's (s. d.) Selbstmord, am 12. Aug. 1822, entfernte sich die britische Politik von dem Gange der Continentalpolitik. Großbritannien blieb neutral in dem

spanischen Feldzuge Frankreichs 1823; es gestattete Privatpersonen, die Sache der Griechen zu unterstützen, und erkannte das Blokaderecht der griechischen Insurgenten an; es schloß mit den neuen amerikanischen Freistaaten, die es 1825 förmlich anerkannte, Handels- und Bundesverträge; es glich Portugal mit Brasilien aus; es unterstützte, als Portugals alter Alliirter, durch Truppensendung die Sache der Constitution und der Regentschaft seit dem Ende 1826, indem es Spanien hinderte, gewaltsam einzuschreiten; Canning hatte sich mit dem französ. Cabinette über die Beruhigung der Halbinsel vereinigt, und Oestreich, Rußland und Preußen überließen dem brit. und dem französ. Cabinette die Leitung dieser Angelegenheit. Zugleich vereinigte sich das britische Cabinet (4. April 1826 zu St.-Petersburg) mit dem russischen, und durch den Pacificationsvertrag zu London (6 Juli 1827) auch mit dem französischen, um die Pforte zum Nachgeben in der griechischen Sache zu bewegen und nöthigenfalls zu zwingen. Dagegen entstand über den Grundsatz der Reciprocität, welcher das Princip der Handelsfreiheit bedingte, eine Spannung mit den Vereinigten Staaten. Dieses Verhältniß, sowie der Einfluß der theokratischen Partei auf das franz. Cabinet, hemmte die raschere Entwickelung des polit. Systems, das Canning im Parlam. am 12. Dec. 1826 fast kühn andeutete, um so mehr, da er, nach Lord Liverpool's Krankheit, am 11. April 1827 an die Spitze des Ministeriums trat, und indem er sich mit den Wighs (Landsdown, Burdett, Brougham, Holland, Carlisle u. A.) förmlich vereinigte, die mächtige Partei der Torys (Wellington, Eldon, Bathurst, Westmoreland u. A.) zur Opposition aufrief. Nach des trefflichen Cannings (s. d.) Tod war Viscount Goderich, 17. Aug. 1827, erster Minister geworden, ein sehr redlicher, freigesinnter und geschickter Minister, aber ein schwacher, charakterloser Mann, der darum einer Tory-Partei, kräftig und ränkesüchtig, gleich der absoluten apostolischen Secte jenseits des Canals, keineswegs gewachsen war, da er sich mit den Ansichten, jedoch nicht mit der Geistesgröße seines hochherzigen Freundes Canning, dessen liberalem System angeschlossen hatte. Er nahm, getäuscht und ermüdet in seinen Bestrebungen, diesem Haltung zu verschaffen, seinen Abschied, und als wenn der Uebergang von den Wighs zu den Torys, aus dem Tage in die Nacht, weniger lästig hätte dem Auge der Nation werden sollen, so diente die kurze Zeit seiner Verwaltung dazu, sie auf die folgende vorzubereiten. Trotz Dessen war man wie verblendet, als plötzlich Herzog von Wellington, da er sich doch selbst 18 Monate früher, wahrscheinlich mehr aus Kenntniß seiner wenigen Fähigkeiten (Rednertalent geht ihm ganz ab) als aus Bescheidenheit, des erhobenen Postens eines ersten Ministers von Großbritannien nicht gewachsen erklärt hatte — dieser dennoch an die Spitze eines in seinem Geiste zusammengesetzten Ministeriums trat, seinen Posten als Chef des Heeres niederlegte und ihn an Lord Hill übergab. Die Nation war nicht bloß verwundert über die vom Könige getroffene Wahl, sondern erschreckt, und achtete sie den Herzog auch als den ersten europäischen Krieger und Feldherrn — nach Napoleon Bonaparte — so schenkte sie darum nicht seinen politischen Ansichten ihren Beifall, noch weniger konnte sie sich mit der Idee vertraut machen, daß ein tüchtiger Feldherr auch an sich ein tüchtiger Minister seyn müsse. Genug, der Herzog von Wellington ward erster Minister, und auffallend war es, daß der Herzog von Clarence, der Bru-

der des Königs und Thronfolger, gleichzeitig seinen Posten als Großadmiral niederlegte. Das Ministerium wurde nun mit Anhängern der Tory-Grundsätze besetzt, auch rief der Herzog einige Minister in dasselbe, welche wegen Mißverständnisse mit Herrn Canning aus dem Cabinet getreten waren, wie Herrn Peel und die Lords Bathurst und Ellenborough, dagegen traten später einige beibehaltene Anhänger der Canning'schen Grundsätze, wie Lord Dudley und Herr Huskisson, aus demselben. Abgesehen von der griech. Frage, die wir unter d. A. Griechischer Freiheitskampf berührt haben, machen wir, um diese Ansicht zu rechtfertigen, auf diese Art und Weise aufmerksam, in der man, abweichend von der frühern Cannings, die portugiesische Angelegenheit behandelte. Dieser, des alten Bundes mit Portugal gedenkend, sandte eilends eine Flotte in den Tajo zum Schutze der Legitimität, Wellington zog sie gerade in dem Augenblick, den 20. März 1828, zurück, als das zerrüttete Land ihrer am meisten zu seinem und der Verfassung Schutze bedurfte. Die energische Sprache, die der englische Botschafter eine Zeitlang führte, täuschte so wenig, wie die spätere Abberufung desselben von Lissabon, da man in der neueren Zeit von den Zögerungen und heimlichen Versuchen unterrichtet ward, Miguel den Absoluten, wenn gleich ein Usurpator, ein Franz Moor auf dem Thron, Pedro dem Legitimen aber Constitutionnellen vorzuziehen, denn Das diente ja besser in den apostolisch-absoluten Kram. Die Anerkennung der Sperre von Oporto, durch die man die Constitutionnellen dieser Stadt opferte, und Lord Strangfords Sendung nach Brasilien sind die authentischen Belege dazu. Er sollte die Heirath Don Miguels mit der jungen Königin von Portugal vermitteln, aber nach Dem, was geschehen, kann Don Pedro nur mit Widerwillen an eine solche Ausgleichung denken, wiewohl er sie früher, ehe sein Bruder in Europa zum verabscheuungswürdigen Ungeheuer wurde, selbst zuträglich fand. So stand Wellington im Sept. 1829, obgleich er mit Frankreich unter Polignac's Ministerium verbunden zu seyn schien, ohne entscheidenden Einfluß und ohne Achtung, fern von dem Gange des Schicksals.

In der innern Verwaltung trug jeder Schritt zum Bessern das Gepräge jener langsamen Entwickelung an sich, die überhaupt den Charakter der großbritannischen Gesetzgebung ausmacht und eine Folge jener fest verketteten Herrschaft der wenigen großen Landeigenthümer zu seyn scheint. Ungeachtet aller Ersparnisse, besonders der großen Reduction der Kriegsmacht, lasteten dennoch so große Bürden auf dem Volke, und durch die schlechten Ernten 1816 und 17 war die Noth der Fabrikarbeiter so gesteigert worden, daß 1819 eine wahre Verzweiflung sich dieser Classe der Nation zu bemächtigen schien. Das Recht der Engländer, sich zu versammeln, um über ihr gemeinschaftliches Interesse zu berathen, wurde von Demagogen, besonders dem bekannten Hunt benutzt, um eine gänzliche Reform der Parlamentswahlen und eine jährliche Erneuerung des Parlaments zu fordern. Schon wählten sie Deputirte zu einem neuen Parlamente, und man wußte nicht, was ein Haufe von Hunderttausenden vielleicht am nächsten Tage unternehmen werde. Daher wurden ernstere Maßregeln ergriffen. Eine solche Versammlung zu Manchester am 16. Aug. 1819 wurde von den Stadtbeamten durch die Landwehr (die Yeomanry, aus den wohlhabenden Bürgern bestehend) und Dragoner auseinandergetrieben, wobei Viele verwundet und getödte

wurden. Den Stadtbeamten wurde fast allgemein der Vorwurf gemacht, daß sie nicht nur ohne Noth Gewalt gebraucht hätten, sondern daß auch die Form keineswegs beobachtet worden sey. Es kam zu gerichtlichen Anklagen gegen die Beamten, welche aber nur mit Freisprechungen endigen konnten. Doch nahmen diese Bewegungen (s. Radical-Reformers) einen immer bedenklichern Charakter an, und das Ministerium fand sich genöthigt, dem Parlamente am Ende des Jahres außerordentliche Maßregeln vorzuschlagen, wie wenige Monate zuvor auch in Deutschland auf 5 Jahre beschlossen worden waren. Diese wurden gleichfalls auf 5 Jahre angenommen. 1) Verbot man das heimliche Exercieren; 2) den Besitz von Waffen; 3) gestattete man Volksversammlungen nur mit Genehmigung der Ortsbeamten und nur nach Pfarrgemeinden; 4) legte man den schweren Zeitungsstempel auf Flugschriften unter 2 Bogen und schärfte die Strafe gegen schriftliche Injurien, sowie gegen die Verbreiter aufrührerischer oder irreligiöser Schriften; endlich 5) beschleunigte man das gerichtliche Verfahren in Fällen geringerer Vergehungen. Der Tod des Königs Georg III. am 29. Jan. 1820 änderte in diesen Beziehungen nichts, so manche andre wichtige Folge er auch hatte. Die Gefahr des Radicalismus verschwand aber von selbst, sowie die Verminderung der Taxen, der vermehrte Absatz der Manufacturwaaren nach Außen, besonders nach dem spanischen Amerika, reichere Ernten und wohlfeilere Lebensmittel die Lage des Fabrikarbeiters wieder verbessert hatten. Besonders wirkte dahin auch die Zurücknahme der Bankrestrictionsbill (die Wiederherstellung der Baarzahlung der Bank), wodurch der reale Werth des Geldes sich verbesserte, welches vorzüglich auch der Classe der Fabrikarbeiter zu Gute kam. Es war nur noch als letzte Zuckung dieser Bewegungen zu betrachten, daß eine Bande verzweifelter Menschen (unter Anführung Arthur Thistlewood's, der sonst in bessern Umständen gelebt hatte, aber durch wüstes Leben ins Verderben gesunken war) sich zu Ermordung sämmtlicher Minister verschwor; sie wurden verrathen, und es ist ungewiß geblieben, ob nicht das Ganze von dem Anzeiger, einem gewissen Edwards, selbst angestiftet worden war, wenigstens haben die Minister nicht in Abrede gestellt, daß sie diesen Edwards als Spion gebraucht hatten. Thistlewood und 4 Verschworene büßten ihr Verbrechen mit dem Tode; 4 Andre wurden auf Lebenszeit nach Botanybay geschickt, jenem großen Ableiter aller moralischen Unreinigkeiten des Mutterlandes, in welchem sich manche verdorbene Säfte wieder veredeln. Wenn ein wahrhaft revolutionnairer Stoff in Altengland vorhanden gewesen wäre, und nicht bloß die wirkliche Noth jene Bewegungen der Radicalen hervorgebracht hätte, mit welcher sie auch wieder verschwanden, so würden sie eine gefährliche Wendung in dem Processe der Königin haben nehmen können. Dieser Proceß, welchen Fehler und Leidenschaften von beiden Seiten herbeigeführt hatten, und in welchem alle Schonung sowohl der Frauenwürde als der Fürstenehre mit Füßen getreten wurde, gab der Unzufriedenheit einen neuen Vereinigungspunkt. Er begann mit der Rückkehr der Königin nach England, am 6. Juni 1820, durch eine königl. Botschaft ans Parlament, die Aufführung der Königin zu untersuchen, worauf am 5. Juli der ministerielle Antrag auf eins jener unförmlichen persönlichen Strafgesetze (bill of pains and penalties) folgte, welche die engl. Gesetzgebung nicht zu ihrem Vortheil auszeichnen. Der Antrag ging da-

hin, zu verordnen, daß die Königin Karoline des Titels, der Rechte und Vorzüge einer Königin von Großbritannien verlustig und die Ehe des Königs mit ihr für aufgelöst zu achten sey. Was im Parlamente Beschimpfendes gegen die Königin vorkam, wurde reichlich vergolten durch Spottbilder auf ihren erlauchten Gegner, in denen sich Alles, was nur Bitteres und Boshaftes zu erfinden war, völlig erschöpfte. Der Widerwille gegen dieß Verfahren war so groß, daß die Minister es nicht wagten, die im Oberhause genehmigte Bill in Unterhaus zu bringen. Die Zeit war auch allzu gefährlich, die Revolutionen in Spanien, Portugal und Neapel waren rasch aufeinandergefolgt; die Ermordung des Herzogs von Berry (13. Febr. 1820)), die Catostreet-Verschwörung (23. Febr.) waren bedenkliche Zeichen. Dessenungeachtet ging die Krisis in England schnell genug vorüber; des Königs Popularität wurde durch seine Besuche in den Nebenstaaten wiederhergestellt, und die Königin war beinahe vergessen, als sie (7. Aug. 1821) starb. (S. Georg IV.) Eine tiefere Zerrüttung der innern Verhältnisse Großbritanniens zeigte sich 1822, als die Folgen jenes Mißverhältnisses hervorbrachen, welches sich zwischen dem großen Grundeigenthum und dem Stande der Anbauer des Bodens in den britischen Inseln vorfindet. Das Eigenthum des Bodens ist in sehr wenigen Händen vereinigt; außer der Geistlichkeit, welche etwa 6000 geschlossene Güter (estates) besitzt, und den Corporationen, deren Besitzungen auf eine gleiche Anzahl anschlagen kann, gibt es jetzt in England nur noch etwa 20.000 Grundeigenthümer. Das englische Rechtssystem, welches alles unbewegliche Vermögen dem ältesten Sohn allein zuspricht, ist schon an und für sich dieser Zusammenziehung des Grundbesitzes günstig, allein mehr noch hat der Druck des Krieges dahin gewirkt, denn 1786 waren noch 250.000 Grundeigenthümer vorhanden. Jetzt gibt es fast keine Bauern mehr, sondern nur Zeitpachter, deren ein Herr Coke allein 500 um sich versammelte. In Schottland ist der alte gemeinschaftliche Besitz der Stammgenossen auf das Oberhaupt allein übergegangen; in Irland sind durch die Confiscationen unter Elisabeth, Cromwell und Wilhelm III. die alten Besitzer fast ganz verdrängt und das Grundeigenthum unter wenige englische Familien vertheilt worden, sodaß man dort selbst zu den Parlamentswahlen bloße Zeitpachter zulassen mußte, weil es sonst an Wahlberechtigten fehlen würde. Außer ihren eignen Besitzungen hat die Geistlichkeit in England und Irland noch fast auf allen Grundstücken den Zehnten. Als nun von 1818 an auf einer Seite die hohen Getreidepreise herabsanken, auf der andern der Geldcurs durch die Wiederherstellung der baaren Zahlungen aus der Bank (1820) schwerer geworden war, drohte dem ganzen Stande der Zeitpachter, also in England dem wahren Kern der Nation, in Irland der großen Masse des Volks, ein unausbleibliches Verderben. Sie konnten bei dem Pachte nicht mehr bestehen, in England mußten sie einer allgemeinen Verarmung entgegensehen; in Irland entstand nach einer schlechten Ernte Hungersnoth. In Schottland bereitete sich eine Vertreibung der Urbewohner aus ihren alten Wohnsitzen vor; ein Herr Murrou vertrieb im April 1820 600 Familien aus ihren alten Pachtungen in der Grafschaft Roß, und in der Grafschaft Sutherland that die Marquisin v. Stafford ein Gleiches mit mehr als 15.000 Menschen, um die Pachtgüter in einträglichere Schafweiden zu verwandeln. In England erregte dieser Zustand des Ackerbaus, weil er einen größern

und kräftigern Theil der Nation ergriff, auch aus einer tiefern und beharrlichern Ursache kam, weit größere Besorgnisse als die Unruhen der Manufakturgegenden; die Mittel aber, welche man dagegen vorschlug, waren sehr verschieden. Die Minister deuteten die wahre Quelle des Uebels an, wie sie schon 1816 die gegen ihren Willen vom Parlamente beschlossene Aufhebung der Vermögenssteuer für einen Sieg der Reichen über die Armen erklärt hatten, dessen Folgen sich nunmehr entwickelten. Denn durch jenen Sieg war das ganze bewegliche Vermögen, das Geldeinkommen aus Capitalien und Colonialbesitzungen von allen Beiträgen zu den Staatscassen befreit, dadurch aber die Last fast ausschließlich auf die arbeitenden Classen und auf die Consumtion der Lebensbedürfnisse gewälzt worden. Das Reden der Opposition, daß die Noth eine Wirkung der übermäßigen Taxen sey, hatte daher eigentlich keinen Sinn; denn alle die noch möglichen Ersparnisse (besonders Aufhebung der Sinecuren, auch der geistlichen, konnten nicht gründliche Abhülfe gewähren, und man hätte mehr auf eine gerechtere Vertheilung der Abgaben hinwirken müssen, wozu aber die Opposition ebenso wenig Lust hatte als die Ministerialpartei. Das Hauptmittel, zu welchem es doch früher oder später einmal kommen muß, bleibt aber immer eine solche Regulirung der Verhältnisse des Grundeigenthums, daß dadurch der eigentliche Bearbeiter des Bodens wieder ein eignes, unwiderrufliches Recht an denselben bekommt, die Grundrente, welche er zu entrichten hat, fixirt wird, mit Einem Worte, daß der Pachter wenigstens Miteigenthümer, und eine größere Vertheilung des Grundeigenthums bewirkt wird. Vor einem solchen Gedanken würde freilich die herrschende Aristokratie der Grundeigenthümer wie vor der revolutionairsten aller Maßregeln zurückschrecken, obgleich sie wie Alles, was den Rechtszustand und die physische Existenz der Menschen sichert, gerade die erste aller antirevolutionairen wäre; sie nennt dieß Schrecken Heiligkeit des Eigenthums. Nicht einmal das so nahe liegende Mittel wagte man vorzuschlagen, welches durch den erhöhten Werth des Geldes zur Nothwendigkeit geworden war, nämlich die Pachtgelder, welche in den Zeiten verabredet waren, wo das Papiergeld um 15 Procent niedriger stand als nach Wiederherstellung der baaren Zahlungen der Bank, um diese 15 Procent gesetzlich herabzusetzen. Dieß blieb der eignen Billigkeit der Grundherren überlassen, und in der That haben die Zeitungen Viele genannt, welche ihren Pachtern 10, 15, ja bis 30 Procent freiwillig erlassen haben, von Denen aber, welche dieß nicht thaten, haben sie geschwiegen. Im Ganzen suchte die Grundherrenaristokratie den Schaden wieder auf den zweiten Haupttheil des Volks, die Fabrikarbeiter, zu werfen, indem sie Abgaben von der Einfuhr fremden Getreides verlangte und erhielt, wodurch das Sinken der Getreidepreise bis unter einen Preis, bei welchem ihre Pachter mit den hohen Pachtungen bestehen konnten, verhindert wird. Ein andres Mittel fanden Einige in den Einkünften der Geistlichkeit: Einkünfte, welche man in England als eine übermäßige, in Irland sogar als eine unnütze Last des Volks zu betrachten gezwungen ist. In England sind theils die Einkünfte der bischöflichen Kirche überhaupt viel größer, als sie nach Verhältniß der Volksmenge seyn sollten, theils aber ist auch die Vertheilung derselben im höchsten Grade ungleich und ungerecht. Sie werden im Ganzen auf 7.600 000 Pf. St. berechnet (Cove, „On the revenues of the church of England, with an inquiry into the necessity, justice

and policy of an abolition or communation of tithes", 3. Aufl., Lond. 1823) und sind also verhältnißmäßig weit größer als die Einkünfte der spanischen, italienischen und portug. Geistlichkeit. Auf 1000 Seelen kommen z. B. in Rußland für die Geistlichkeit nach dem „Remarks on the consumption of public wealth by the Clergy of every christian nation etc." (Lond. 1823) 15 Pf., in Frankreich jetzt 30, in den meisten protestantischen Ländern 50, in Spanien und Portugal 100, in England aber 1266 und in Irland gar 3250 Pf. St. Dieses Einkommen ist unter 2 Erzbischöfe, 18 Bischöfe und unter 10.500 andre kirchliche Präbendarien (worunter 5098 Rectorate oder Pfarreien und 3687 Vicarien) vertheilt. Davon aber sind bei weitem nicht alle mit wirklichen Amtsverrichtungen verbunden, sondern werden, wie ehemals die französische Abteien, nur als Pensionen und Sinecuren besessen. Die Zahl der Kirchen beträgt höchstens 5000, die Zahl der Familien, welche zur Geistlichkeit gehören, 16—18 000. Dabei ist die diensthuende Geistlichkeit erbärmlich besoldet; im J. 1814 waren unter 4406 Pfarreien 1657, deren Diensteinkommen noch nicht 60 Pf. St. betrug, und 1000, deren jährl. Gehalt weniger als 50 Pf. betrug. Im Ganzen beziehen die Pfarrer von den 7.600 000 Pf. St. der bischöfl. Kirche nur etwas über 500.000 Pf. oder $^1/_{15}$ der gesammten Einkünfte, und da die ärmern größtentheils von freiwilligen Beiträgen ihrer Pfarrkinder unterstützt werden, so sind die Mitglieder der reichsten Kirche der Welt noch genöthigt, vom Mitleiden Andrer zu leben. In Irland sind 4 protestantische Erzbischöfe, 22 Bischöfe, und eine Menge reich ausgestatteter Dechanien, Rectorate u. s. w. Alles dieß sind reine Sinecuren, weil unter der Volksmenge von 7 Mill. Menschen höchstens 400.000 zur englisch-bischöfl. Kirche gehören. Gleichwohl beziehen auch diese Herren ein Gesammteinkommen von 1.300.000 Pf. St., wofür sie für Staat und Kirche nicht das Geringste thun, und das in tiefer Armuth lebende Volk muß noch seine kathol. Geistlichkeit außerdem erhalten und behandelt dieß mit der Heiligkeit einer wahren Ehrenschuld. Mit diesen Einkünften der ganz unnützen protestantischen Geistlichkeit würde dem armen Irland große Erleichterung verschafft werden können, wenn nicht die Grundherren-Aristokratie in den Weg träte, denn die großen Landherrenfamilien betrachten diese Stellen als ihr Eigenthum, als eine Versorgungsanstalt für ihre jüngern Söhne, und die Bischöfe, Erzbischöfe und Dechanten sind meist Brüder und Vettern des Lords. Sie betrachten jeden Vorschlag, welcher diese Einrichtung antastet, als Kirchenraub, scheuen sich aber nicht, die Einkünfte der Kirche zu beziehen, ohne das Geringste für die Kirche zu thun. Ein Gesetz von 1803 schrieb den Präbendirten wenigstens eine strengere Residenz vor und setzte Strafen darauf, wenn er einer länger als 3 Monate ohne gesetzliche Ursache von seiner Kirche abwesend wäre, Strafen, welcher ein Jeder einklagen konnte. 1807 brachte ein Herr Wright wirklich 200 solcher Klagen bloß gegen Geistliche aus den drei Diöcesen London, Norwich und Ely an, welche ihm 80.000 Pf. Strafgelder eingetragen haben würden. Aber die Minister vereitelten seine Bemühung durch einen Parlamentsschluß vom Jahre 1813, wodurch alle diese Proceße gegen Geistliche niedergeschlagen wurden. Dessenungeachtet wird diese Angelegenheit durch jeden Vorfall, welcher ein übles Licht auf die hohe Geistlichkeit wirft, noch mehr anregt. Man fragt nach den Gründen der Beförderung und findet z. B. mit Erstaunen, daß der vorige

Erzbischof von Cashel vom Schiffslieutenant weg auf diesen erzbischöflichen Sitz erhoben wurde. Auch der ärgerliche Fall des Bischofs von Cloghee, welcher 1822 wegen eines unnatürlichen Lasters (weßhalb im Nov. 1807 zwei junge Leute, John Holland und William King, gehängt wurden) mit der Degradation davon kam, empörte die Gemüther um so mehr, als dieser unwürdige Prälat schon 1811, da er noch Bischof von Fermes war, eines solchen Vergehens beschuldigt wurde, es aber durch den Einfluß seiner Familien und seine Scheinheiligkeit bewirkte, daß der Angeber als Verleumder bestraft wurde.

Der Zustand des Landes weckte unter Wellington's Verwaltung immer mehr Besorgnisse. Die zunehmende Zahl der Verbrecher, besonders in den ackerbauenden Theilen Englands, verrieth die steigende Entsittlichung des Volkes, eine Folge der Noth und einer mangelhaften Gesetzgebung, besonders auch der drückenden Jagdgesetze, gegen deren Abschaffung die gesetzgebenden Jagdeigenthümer im Oberhause sich lange standhaft wehrten. In Irland störte die heftige Aufregung der Gemüther die Ruhe des Landes, seit die Hoffnung, von den Machthabern Abhülfe der Beschwerden zu erlangen, verschwunden war. Dem weitverbreiteten kathol. Vereine setzten die Verfechter des ausschließenden protestantischen Interesse andere Gesellschaften (orange societies) entgegen, und während diese auf die Fortdauer der alten Reichsbeschränkungen drangen, erklärte jener durch seine Redner, daß Aufregung sein Zweck sey, um den katholischen Bewohnern des Landes politische Rechtsgleichheit zu erringen. Bei dieser Stimmung der Gemüther ward im Febr. 1828 durch Lord John Russel der Antrag in das Haus der Gemeinen gebracht, die unter Karl II. gegebenen Gesetze aufzuheben, wodurch Alle, die von den Lehren der herrschenden anglikanischen Kirche abwichen, zu dem vollen Genusse ihrer staatsbürgerlichen Rechte nur unter Bedingungen gelangen konnten, welche die Gewissensfreiheit beschränkten. Der Antrag gewann, trotz dem Widerstande der Regierungsanhänger, die Stimmenmehrheit, und die Minister sahen sich genöthigt, der öffentlichen Meinung eine lange versagte Rechtsgewährung zu bewilligen, und als sie die Leitung der Angelegenheit selbst in die Hand nahmen, wurden mit Zustimmung des Oberhauses (am 28. April) die Test and corporation acts aufgehoben. Die starrsinnigen Verfechter dieser Beschränkungen erkannten wohl, daß die Aufhebung jener Gesetze, obgleich diese nur gegen protestantische Nichtanhänger der Landeskirche gegeben waren, doch den allgemeinen Grundsatz verkündeten, eine Abweichung von der herrschenden Kirche in Glaubenslehre oder in kirchlicher Gesellschaftsverfassung könne auf keine Weise zur Erlangung von öffentlichen Aemtern unfähig machen. Die nächste Folge dieses Sieges freisinniger Ansichten war der Antrag, den Burdett am 8. Mai machte, daß das Haus der Gemeinen die den Katholiken in Großbritannien und Irland entgegenstehende Gesetze in Erwägung ziehen möge, um durch versöhnende Ausgleichung den Frieden und die Kraft des Landes zu befestigen und den Bestand der protestant. Kirche selbst zu sichern. Mit einer Mehrheit von 6 Stimmen ging der Antrag durch, ward aber am 10. Jun. im Oberhause durch das Uebergewicht von 44 Stimmen verworfen. Dieser Niederlage ungeachtet, faßten die Freunde der Emancipation Hoffnung für die Zukunft, da Wellington seinem Widerspruche versöhnende Worte hinzufügte und den Wunsch einer friedlichen Lösung der schwierigen Frage aussprach. Was indeß in Irland vorbereitet

wurde, mochte jene Hoffnung noch mehr befestigen. Als in der Grafschaft Clare die Wahl eines neuen Repräsentanten angeordnet wurde, trat der kühne Verfechter des katholischen Interesse, der Katholik Daniel O'Connell, wider den ministeriellen Mitbewerber auf und wurde im Anfang des Juli mit überwiegender Stimmenmehrheit verfassungsmäßig gewählt. Wie wichtig dieser Sieg selbst den Machthabern erschien, verrieth einer der heftigsten Gegner der Emancipation, Peel's Schwager Dawson, der wenige Wochen nachher vor einer öffentlichen Versammlung in Irland erklärte, daß die Katholiken durch die Gewährung ihrer Ansprüche versöhnt werden müßten.

Während die Entscheidung dieser großen Frage heranrückte, sah sich die Regierung durch die Stimme der öffentlichen Meinung genöthigt, auch in andern Zweigen der Verwaltung die Grundsätze der verdrängten Machthaber nicht ganz zu verleugnen. Das von Huskisson befolgte Handelssystem wurde nicht verändert, und bei den Parlamentsverhandlungen über die Getreidegesetze nahm Wellington, trotz seinem früheren Widerstande, Canning's Plan eines, nach Verhältniß der in England steigenden oder fallenden Kornpreise zunehmenden oder abnehmenden Einfuhrzolles an, obgleich das neue Gesetz keine wirksame Erleichterung geben konnte, da der zum Schutze des britischen Landbaues verordnete hohe Zollansatz einem Verbote der Getreideeinfuhr gleich kam. Wie entfernt aber noch die Aussicht war, dem verderbten Wahlsystem abzuhelfen, zeigte sich bei den Verhandlungen über das, den Wahlflecken East Retford und Penryn wegen erwiesener Bestechungen zu entziehende Stimmrecht. Die Verfechter der Parlamentsreform wollten das verwirkte Wahlrecht großen Städten geben, die noch keine Vertreter hatten, wie Birmingham und Manchester, die Aristokratie der Grundeigenthümer aber und mit ihr Peel gegen Huskisson, stimmte für die Uebertragung desselben auf die nächsten Landbezirke, und ihr Einfluß war noch mächtig genug, den alten Mißbräuchen Schutz zu geben. Nach dem Schlusse des Parlaments rüsteten sich die Parteien zu dem bevorstehenden Kampfe über die Emancipation. Während der katholische Verein in Irland immer entschlossener für die Erreichung seines Zweckes wirkte, erhoben sich auch die Katholiken in England. Wie in Irland, bildeten sich nun auch hier protestant. Vereine, um jede neue Rechtsgewährung zu bekämpfen. Im October versammelten sich auf der Pennendenheide in der Grafschaft Kent über 60.000 Menschen, um die Frage zu besprechen, aber die Freunde der Emancipation wurden durch den Einfluß der Aristokratie noch einmal überstimmt. Der Herzog von Wellington hatte indeß die Gefahr erkannt, welche aus einem längern Widerstande gegen die Ansprüche der Katholiken in Irland entstehen mußte, und als es ihm gelungen war, den standhaften Gegner der Emancipation, seinen Amtsgenossen Peel, zur Aenderung seiner Ansichten zu bewegen, wurde beschlossen, daß der große Friedensantrag von der Regierung ausgehen sollte. Seit dem Schlusse der Parlamentssitzung hatte der Herzog von Wellington seinen ganzen Einfluß aufgeboten, die Abneigung des Königs zu besiegen, der ein Jahr früher gegen zwei Bischöfe seine, der Emancipation ungünstigen Gesinnungen laut erklärt und sie ermächtigt hatte, dieselben ihren Untergebenen bekannt zu machen. Was den Herzog und den Minister des Innern selbst genöthigt hatte, ihren Widerstand aufzuheben, die drohende Gefahr eines Aufruhrs, ward auch benutzt, den König zu gewinnen und ihre Bemühungen mußten

um so wirksamer seyn, je drohender die Aufregung war, welche der katholische Verein in Irland während der letzten Monate des Jahres 1828 unter dem Volke hervorrief. Erst wenige Tage vor der Eröffnung des Parlaments aber war der Widerstand des Königs besiegt, und diese Verhandlungen wurden von dem Herzog, um jede widerstrebende äußere Einwirkung zu verhüten, in einen so dichten Schleier gehüllt, daß seine Anhänger, fest in ihrem Vertrauen auf seine erklärten Grundsätze, durch die Thronrede am 5. Febr. überrascht wurden, worin der König dem Parlament empfahl, die Gesetze zu erwägen, welche die staatsbürgerliche Ungleichheit der Katholiken begründeten und zu untersuchen, ob die Aufhebung der gesetzlichen Beschränkungen mit der Erhaltung der Rechte der protestantischen Landeskirche vereinbar sey. Seines Einflusses auf das Parlament gewiß, brachte das Ministerium am 10. Febr. durch Peel den Antrag auf die Unterdrückung des katholischen Vereins in das Haus der Gemeinen, um die Ehre der Gesetze zu retten, welchen der Verein, durch die Schwäche der Regierung ermuthigt, so lange getrotzt hatte, und um den zu eröffnenden Verhandlungen über die Ansprüche der Katholiken den Schein völliger Unabhängigkeit von allem äußern Zwange zu geben. Ehe noch dieser Antrag ohne Widerstand durchgegangen war, hatte der Verein sich freiwillig aufgelöst, und die vorbereitende Handlung erschien nun in dem lächerlichen Lichte einer drohenden Stellung, welche das Unvermögen verbergen mußte, mit den kühnen Sprechern einer gereizten Volksmenge von 7 Millionen einen ernstlichen Kampf zu beginnen. Am 5. März brachte Peel die entscheidende Maßregel vor das Haus der Gemeinen. Der Sieg war gesichert, ehe der Kampf eröffnet wurde. Die Minister vereinigten sich mit den Freunden der Emancipation auf den Oppositionsbänken, und entschlossen, den Antrag durchzusetzen, benutzten ihren ganzen Einfluß, um Andere für die Meinung zu gewinnen, zu welcher sie selbst übergegangen waren, und man sah manche auffallende Beispiele plötzlicher Bekehrung. Nach dem erfolglosen Widerstande einiger unbeugsamen Gegner ward auch vom Oberhause der Antrag angenommen, den katholischen Staatsbürgern unter einigen beschränkenden Bedingungen den Genuß aller seither ihnen versagten staatsbürgerlichen Rechte zu gewähren. So verdankte Wellington der unvermeidlichen Nachgiebigkeit gegen den Drang der Umstände den Ruhm, eine versöhnende Maßregel vollzogen zu haben, die so viele treffliche Männer seit 50 Jahren aus Ueberzeugung und Rechtsgefühl verfochten und durch ihre Bemühungen der öffentlichen Meinung empfohlen hatten, sodaß nicht mit Unrecht von ihm gesagt worden ist, er sey zur zwölften Stunde zu den Arbeitern gekommen.

Gleichzeitig mit der Emancipationsfrage ward über den Gesetzentwurf verhandelt, die irländischen Freisassen, deren Ländereien 40 Schillinge eintrugen, ihres Stimmrechts zu berauben und das Wahlrecht an ein Einkommen von 10 Pf. Sterling zu binden. Die Absicht dieser Verfügung war, die Wahlen von dem entscheidenden Einflusse zu befreien, welcher nach den jüngsten Erfahrungen stets von der katholischen Geistlichkeit auf die dürftigen stimmberechtigten Katholiken ausgeübt werden konnte. In den Besorgnissen, welche dieser Einfluß erweckte, lag eine Hauptursache des Entschlusses der Regierung, die Emancipation selbst in ihre Hand zu nehmen. Die irländischen Mitglieder des Parlaments fürchteten für ihre Sitze, da der Einfluß auf die Ausübung des Stimmrechts ausschließend auf die Priester und den katholischen Verein überzugehen

schien, und der Vortheil, den die früher ganz von den Grundherren abhängigen Freisassen bei den Wahlen gewährt hatten, zu verschwinden drohte. Man wollte daher die Gewährung der Emancipation an die Bedingung knüpfen, daß die Zahl der Stimmberechtigten vermindert und dagegen die Achtbarkeit der Wähler erhöht werden sollte. Die Opposition ließ sich diesen Preis gefallen und der Antrag wurde zum Gesetz erhoben. In Irland aber erregte diese Beschränkung des Wahlrechts unter den Katholiken, welche sie hauptsächlich traf, ebenso viel Unzufriedenheit, als die Emancipation unter den fanatischen Protestanten, die von Neuem Vereine bildeten, und die Parteiwuth wurde so heftig, daß in mehren Gegenden des Landes blutige Kämpfe erfolgten. Zu gleicher Zeit reizte der Nothstand unter den Fabrikarbeitern, die Lähmung des Handelsverkehrs und das Sinken des Arbeitslohnes in mehren Grafschaften Englands, besonders in den Weberdistricten, zu gefährlichen Ruhestörungen. Die Weber drangen den Meistern einen erhöhten Arbeitslohn auf, erstürmten die Häuser der Fabrikanten und zerstörten die Maschinen. Das Uebel, das sich in diesen Erscheinungen verrieth, lag zu tief in dem gesellschaftlichen Zustande, als daß einzelne Maßregeln, wie die 1829 angeordnete Herabsetzung des Einfuhrzolles für rohe Arbeitsstoffe, allein hätten Abhülfe gewähren können, so lange das System der künstlichen Theurung fortdauerte, das zum Vortheil der Grundeigenthümer aufrecht erhalten wurde. Die unruhigen Weber in Macclesfield sprachen dieß bitter aus, als sie, in einem zahlreichen Haufen durch die Stadt ziehend, unter andern sinnbildlichen Andeutungen der Noth und Nahrungslosigkeit, ein kleines Brot, mit Trauerflor umschlungen, auf einer Stange und auf einer andern Zähne trugen, mit der Inschrift: „Zu vermiethen, die Eigenthümer brauchen sie nicht mehr". Wie hartnäckig Mißbräuche geschützt werden, wenn sie bevorrechteten Classen, mittelbar oder unmittelbar, Vortheil bringen, zeigte sich in vielen Erscheinungen. Brougham's Antrag auf Verbesserung der Rechtspflege, den er (1828) durch die Darlegung der empörendsten Ungehörigkeiten und Bedrückungen begründete, hatte nur zögernden Erfolg und hat noch immer nicht zu gründlicher Abhülfe geführt. Wie viel und kräftig war seit Bentham, Romilly und Mackintosh über die Mängel der Gesetzgebung Englands gesprochen worden, ehe Peel seit 1826 sich das Verdienst erwarb, das Chaos der widerstreitenden Criminalgesetze zu ordnen. Nicht minder eifrig waren seine Bemühungen, die Polizei der Hauptstadt zu verbessern, um Verbrechen wirksamer zu verhüten, eine Einrichtung, die gegen vielfältigen Widerspruch 1829 vollendet ward.

Die Rechtsgewährungen, welche die Katholiken errungen hatten, waren ein zu wichtiger Sieg über die hartnäckigen Beschützer alter Verfassungsformen, als daß sich nicht Hoffnungen auf tiefer eingreifende Verbesserungen des Gemeinwesen hätten regen sollen. Die Bahn war geöffnet; die lange vertheidigte alte Burg hatte eine Mauerlücke, und die Stürmer drangen voran. Das ahneten die besiegten Vertheidiger selbst, und merkwürdig war es, am Ende der Sitzung von 1829, entschiedene Torys, in der ersten Aufwallung des Unmuths, auf Abschaffung des Wahlfleckenmarkts (borough-market), der nun ja auch den Katholiken geöffnet sey, und selbst im Oberhause den Grafen von Winchelsea, den Gegner der Emancipation, auf die Unterdrückung derselben Mißbräuche, auf die Einführung dreijähriger Parlamente, auf die Trennung der Landeskirche

von dem Staate, auf die Vernichtung des Stimmrechts der Bischöfe im Oberhause, antragen zu hören. Sie dachten nicht, wie bald die öffentliche Meinung mit kaltem Ernste Forderungen machen würde, die sie nur in bitterer Ironie ausgesprochen. Volksversammlungen und Vereine, die in Irland so große Erfolge gehabt hatten, bildeten sich nun auch fast in allen Grafschaften Englands und sprachen über die Nothwendigkeit der Steuerverminderung, der Ersparnisse im Staatsdienste, die Abschaffung des Zehnten, der Verminderung des Aufwandes für die Landeskirche. Bedeutend war besonders die Volksversammlung zu Birmingham im Jan. 1830, wo mehr als 15.000 Menschen über des Landes bedrängte Lage Rath pflogen und eine Denkschrift genehmigten, welche unglücklichen Zustand des Volkes der schlechten Staatsverwaltung zuschrieb. Es wurde die Stiftung eines politischen Vereins in Birmingham beschlossen, um durch gesetzliche Mittel eine Parlamentsreform (s. d.) zu erlangen. Das Volk, sagt man, habe kein gesetzliches Mittel, die Regierung seinen Wünschen geneigt zu machen, als das Haus der Gemeinen, und um es mit wahren Volksvertretern zu besetzen, müsse das alte Wahlsystem verändert werden.

Die Eröffnung des Parlaments am 4. Febr. 1830 konnte solche Erwartungen wenig begünstigen. Gegen die Noth des Landes empfahl die Thronrede vorsichtige Maßregeln. Die Aussicht auf die Anerkennung Don Miguels, die sie eröffnete, schien die herrschende Meinung von den Grundsätzen der Minister in der Leitung der auswärtigen Politik zu bestätigen, und spätere Verhandlungen haben bewiesen, daß die Minister allerdings die Absicht hatten, Don Miguel als König anzuerkennen, sobald er durch die ihm angerathene Gewährung einer Amnestie für die ausgewanderten Portugiesen dem britischen Cabinet einen Vorwand gegeben hätte, die portugiesische Regierung für befestigt zu erklären. Jene Grundsätze, die deutlich verrathene Neigung, die Verbindung mit dem Machthaber in Portugal wieder anzuknüpfen, und das trügliche Spiel, das man mit Griechenland getrieben, gaben der Opposition den ersten Anlaß zu kräftigen Angriffen gegen das Ministerium. Schon am 23. Febr. trug Lord John Russel im Hause der Gemeinen auf Parlamentsreform an. Der Antrag wurde nur mit einer Mehrheit von 48 Stimmen verworfen, während die frühern Verhandlungen über solche Anträge die Zahl der Widersacher weit größer gewesen war, und es verrieth sich dem schärfern Beobachter, daß die Zeit eines ernsten Kampfes für diese große Lebensfrage nahte, und es nicht mehr das alte Spiel galt, das man seit 60 Jahren so oft wiederholt hatte. Die Abschaffung der Abgabe von Leder, Bier und Cider war ein Zugeständniß, das die Regierung den Stimmen brachte, die in den Versammlungen, selbst unter den Augen des Parlaments, über die Noth des Landes klagten. Der unruhige Zustand Irlands bereitete den Ministern neue Verlegenheiten. O'Connell hatte schon 1819 den Plan angekündigt, die Union zwischen Irland und England aufzuheben, um Irland wieder ein selbständiges Parlament zu verschaffen, und so leichter Anhänger gefunden, da sich bald zeigte, daß die Emancipation der Katholiken allein nicht hinreichend war, das tief liegende Uebel der Landesnoth zu heilen. Gegen die Verwaltung des Herzogs von Wellington erhoben sich immer lautere Stimmen in und außer dem Parlament. Er hatte zwei Feinde zu bekämpfen, den Groll der strengen Torys, die es ihm nicht verzeihen konn-

ten, daß er bei der Gewährung der Emancipation von seinen frühern Grundsätzen abgewichen war und die Whigopposition, welcher er besonders durch seine Leitung der auswärtigen Politik oft Anlaß zu Angriffen gab. Hatte er im Oberhause bei Gelegenheit einer vor das Parlament gebrachten Bitte um Abhülfe des Volkselends kalt geantwortet, das Volk sey an einen erkünstelten Reichthum gewöhnt und müsse zu den einfachen Gewohnheiten der Vorzeit zurückkehren, so antwortete der Volksverein in Birmingham, der Herzog habe seine 700.900 Pf. Sterl., das Geschenk des freigebigen Volkes, nicht in erkünsteltem Gelde erhalten und sollten die niedern und mittlern Volksclassen zu der alten Lebensweise zurückkehren, so möge auch der Herzog die Gehalte und Jahrgelder vermindern, die er mit seinen Verwandten aus dem Vermögen des Volkes nehme. In der öffentlichen Meinung war ihm besonders auch der Glaube nachtheilig, daß er zu der Erhebung des Fürsten Polignac mitgewirkt habe und heimlich die Absichten der absolutistischen Regierung begünstige, freien Staatseinrichtungen in der Fremde aber wie in der Heimath abhold sey. Der Mißgriff, gegen persönliche Beleidigungen in den Zeitungen vor den Gerichten zu klagen, hatte auch sehr nachtheilig gewirkt, ehe er, besser berathen, den unklugen Schritt zurückthat. Sein vorherrschender Einfluß im Parlament vereitelte indeß alle Angriffe der Widersacher, wie im März den Antrag, die feindliche Behandlung der Portugiesen zu tadeln, welche durch britische Schiffe waren verhindert worden, als Anhänger der, schon 1829 in England anerkannten jungen Königin auf der Insel Terceira zu landen. Der Antrag, den Robert Grant 1830 im Hause der Gemeinen machte, die alten Rechtsbeschränkungen der Juden aufzuheben, fand siegreiche Gegner, welche theils die Furcht äußerten, die Juden möchten sich des Wahlfleckenhandels bemächtigen, theils die Besorgniß aussprachen, sie würden ihr Genossenschaftsinteresse dem englischen Volksinteresse vorziehen, und so blieb der Vorschlag auf eine Aufgabe, welche die nächste Zukunft lösen soll. Es blieb auch nur ein Zeichen der Fortschritte der öffentlichen Meinung, daß selbst ein Mitglied des Oberhauses im Mai auf Untersuchung und Abhülfe der Mißbräuche in der Staatskirche Englands und Irlands, besonders in Beziehung auf Pfründenanhäufung und Zehntenabgaben, antrug. Als die Aristokratenpartei diesen Angriff auf ihre Bundesgenossin, deren reiche Einkünfte meist in die bevorrechteten Familien fließen, glücklich abgewehrt hatte, schlug das Haupt der englischen Kirche, der Erzbischof von Canterbury, mit besserm Erfolge als Scheinmittel vor, die Zehnten durch Verträge auf gewisse Jahre abzulösen, welche den Pfründenbesitzern keine Opfer auflegten.

Während in der ersten Hälfte des verhängnißvollen Jahres auch in England die Ereignisse reiften, lag der König im Schlosse zu Windsor auf dem Sterbebette. Das Geheimniß, in welches man die Fortschritte der Krankheit so lange als möglich hüllte, gab den Gegnern des Herzogs von Wellington Anlaß, ihn der ausschweifendsten Entwürfe zu beschuldigen, und selbst abenteuerliche Beschuldigungen fanden Glauben bei Manchen, die den Ehrgeiz des Machthabers kannten. Georg IV., weder geliebt noch geachtet, starb am 26. Juni und freudige Hoffnung begrüßte seinen Bruder, Wilhelm IV., der in dem Rufe freisinniger Ansichten stand. Noch vor des Königs Tode hatte der Prinz sich mit Wellington ausgesöhnt und glaubte nach seiner Thronbesteigung verpflich-

tet zu seyn, die Minister im Amte zu lassen, so lange sie durch die Stimmenmehrheit im Parlamente unterstützt würden. Die Widersacher des Herzogs aber wurden muthiger, und die Minister erlitten eine Niederlage im Parlament, als die Frage über die Ernennung einer Regentschaft auf den Fall, daß der kaum zum Throne gelangte König ohne Erben stürbe, verhandelt ward, obgleich des Herzogs Einfluß wenigstens so viel erlangte, daß nicht die vorläufige Anordnung einer Regentschaft für die Zukunft seine Allgewalt beschränkte. Bei der herrschenden Stimmung der Gemüther konnte der Eindruck nicht überraschen, den die Kunde von den Ereignissen in Frankreich auf das englische Volk machte. Daß der Kampf in den Straßen von Paris auch eine Umwandlung der öffentlichen Verhältnisse in England beschleunigen müsse, war ein Gefühl, welches bei der ersten Botschaft erwachte, und wenn man sah, wie der verbannte König von Frankreich an der englischen Küste und auf dem Wege zu seinem Zufluchtsorte mit dreifarbigen Fahnen empfangen wurde, ließ sich zuversichtlich verkündigen, daß, wie Lady Morgan sagte, „der alte zerbröckelnde Bau der Mißbräuche, wie Jerichos Mauern, bei dem siebenten Trompetenstoße zusammenstürzen werde vor der Stimme eines hochherzigen und freisinnigen Volkes“. Es war eine Wirkung dieser Stimmung, daß der König von England unter allen europäischen Fürsten zuerst die neue Regierung in Frankreich anerkannte, wie dieß wieder auf die Volksstimmung belebend zurückwirken mußte. Die Unzufriedenheit mit den Ministern ward immer lauter unter dem Volke ausgesprochen. Ist es auch wohl nur ein leeres Gerücht, daß der Herzog von Wellington um jene Zeit daran gedacht habe, sich mit Huskisson wieder zu vereinigen, so sahen doch Viele in dem erfahrenen Staatsmanne, den in jenen Tagen sein unglückliches Schicksal hinwegnahm, ein Mittel für das Ministerium, sich mit der öffentlichen Meinung zu versöhnen; aber mochte es dazu noch Zeit seyn oder nicht, es ist gewiß, daß der Sturz der Minister beschleunigt wurde, weil sie den Beistand entbehrten, den Huskisson's Geschäftskunde und seine einflußreiche Partei ihnen gewährt haben würden. Die Volksversammlungen und politischen Vereine wurden besonders in London und den Manufacturbezirken immer zahlreicher und wirksamer, und im Herbste gesellten sich zu diesen mächtigen Hebeln andere drohende Erscheinungen. Wie viel auch das Beispiel gelungener Aufstände in andern Ländern hier einwirken mochte, die arbeitende Volksclasse war in einer so bedrängten Lage, daß sie leicht verleitet werden konnte, durch Ungesetzlichkeit zu erlangen, was redliche Freunde des Vaterlandes so lange vergebens durch verfassungsmäßige Mittel erstrebt hatten. Es begann ein gefährlicher Krieg gegen das Grundeigenthum, und in mehren der fruchtbarsten und volkreichsten Gegenden Englands, besonders in Kent, wo das Elend der niedern Volksclasse hoch gestiegen war, wurden im October Brandstiftungen immer häufiger. Bettlerbanden vereinigten sich, Maschinen zu zerstören; Landkutschen und Reisende wurden geplündert, und überall mußte die freiwillige Reiterei sich bewaffnen, das Eigenthum zu schützen, da die bewaffnete Macht zu schwach war, die Ruhe des Landes zu erhalten. Bei dieser drohenden Aufregung waren einige Aristokraten im Nordenland verblendet genug, die Erbitterung des Landvolks zu reizen, als sie allen Hintersassen, die bei den Parlamentswahlen gegen

den Willen der Grundherren gestimmt hatten, den Pacht aufkündigten. Wenige Tage vor der Eröffnung des neuen Parlaments wurde der Herzog von Wellington in den Straßen der Hauptstadt von dem Pöbel so wüthend angefallen, daß er durch schnelle Flucht sich retten mußte. Der Zauber der Allgewalt des Gefürchteten war verschwunden. Die Thronrede des Königs am 2. Nov. gab keine Aussicht auf eine Aenderung der bisherigen Verwaltungsgrundsätze, und während der Graf Grey im Oberhause auf den nahenden Sturm hinwies und durch Erledigung der Beschwerden und Klagen, durch Sicherung der Liebe des Volkes, durch Hülfe und Erleichterung, durch gemäßigte Parlamentsreform ihn zu beschwören rieth, war das Ministerium mit seinen einflußreichsten Häuptern, Wellington und Peel, noch nicht zur Einsicht gekommen, daß irgend eine Veränderung unvermeidlich war, daß wenigstens die auffallendsten Ungehörigkeiten des alten Wahlsystems sich nicht erhalten konnten, und daß bei der entschlossenen Stimme der öffentlichen Meinung, die durch Europa schallte, das englische Volk nicht ein theilnahmloser Zuschauer bleiben und sich länger mit Staatseinrichtungen versöhnen würde, deren Ausartung eben jene Machthaber seitdem selber anerkannt haben. Der Herzog von Wellington aber, während er die heftig angefochtene Thronrede vertheidigte und durch das Zeugniß der Erfahrung die Behauptung zu unterstützen suchte, Europas Ruhe sey durch die Verträge von 1814 und 1815 gesichert worden, erklärte seinen festen Entschluß, sich jeder Parlamentsreform zu widersetzen, da kein Land in der Welt eine bessere gesetzgebende Versammlung als England habe. Fühlte er den Boden unter sich schwanken und wollte er durch dieses trotzige Auftreten sich selber täuschen? Nun fielen auch die Torys von dem abtrünnigen Verfechter der Emancipation ab, und laut erklärte der Graf von Winchelsea im Oberhause, die gefährliche Zeit erfordere tüchtigere Männer an der Spitze des Staaets als die Minister, die das Vertrauen des Volkes verloren hätten. Wellington konnte der mächtigen Vereinigung seiner Widersacher, der Whigs und Torys, nicht mehr widerstehen, und als die Regierung in der Nacht des 15. Nov. die Verhandlungen über die Civilliste des neuen Königs eröffnete, wurde gegen ihren Willen der Antrag der Opposition, den Entwurf der Minister durch eine besondere Commission des Hauses der Gemeinen prüfen zu lassen, mit bedeutender Stimmenmehrheit angenommen. Da fragte Hobhouse, ob die Minister nach diesem Ausdrucke der Gesinnungen des Hauses ihre Stellen behalten wollten. Es erfolgte keine Antwort, aber am nächsten Tage ward in beiden Häusern erklärt, daß alle Minister ihre Entlassung genommen hätten.

An die Spitze der Regierung trat Graf Grey, und ihm zur Seite standen Lord Althorp als Finanzminister, Lord Brougham als Kanzler, Palmerston als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Melbourne als Minister des Innern, Goderich als Colonienminister, Graham als erster Lord der Admiralität, und Andere, die zu denselben politischen Grundsätzen sich bekannten. Der durch Talent und Einfluß überwiegenden Mehrzahl nach gehörten die neuen Machthaber der Whigpartei an, welche mit Ausnahme des kurzen Ministeriums unter Fox, 1806, seit langer Zeit nicht am Staatsruder gewesen war und eben dieser langen Ausschließung wegen so viel an Geschäftskunde und Verwaltungsgeschicklichkeit entbehren mochte, als sie an freisinnigen Grundsätzen und rich-

ziger Erkennung der Zeitbedürfnisse vor den Torys voraus hatte. Durch ihr früheres politisches Leben hatten sie sich die Verpflichtung aufgelegt, nach ganz andern Grundsätzen zu handeln als ihre Vorgänger, und Grey, Brougham, Althorp und andere Mitglieder der Verwaltung waren seit vielen Jahren standhafte Verfechter einer Ausdehnung des Wahlrechts gewesen. Grey legte am 22. Nov. im Oberhause die Grundsätze seines Verwaltungssystems dar, und versprach, die Regierung sollte nicht mehr nach Begünstigungen geführt, in allen Zweigen des Staatsdienstes Einschränkung und Ersparung eingeführt, der Grundsatz der Nichteinmischung in die Angelegenheiten anderer Staaten strenge befolgt, und endlich der Entwurf eines neuen Wahlgesetzes vorgelegt werden. Diese Ankündigung ward als eine erfreuliche Bürgschaft aufgenommen, und obgleich nach der Vertagung des Parlaments im Dec. 1830 die Ruhe im Lande nicht sogleich hergestellt wurde, so trug doch die neubelebte Zuversicht ebenso viel dazu bei, den aufrührischen Geist zu unterdrücken, als die Bemühungen der Regierung, das Ansehen der Gesetze strenge zu handhaben. In den Volksversammlungen, auf welche viele der geachtetsten Männer Einfluß zu gewinnen wußten, wurden nun die öffentlichen Angelegenheiten mit Ruhe und Würde besprochen. Bei der Wiedereröffnung des Parlaments am 3. Febr. 1830 ward in beiden Häusern der Entwurf einer Parlamentsreform angekündigt, welche, wie Grey sagte, eine wirksame Maßregel seyn sollte, ohne die Grenzen weiser Mäßigung zu überschreiten. Lord John Russel, ein Mitglied des Cabinets, der in ungünstigen Zeiten jene Sache tapfer vertheidigt hatte, ward ausersehen, sie in einem günstigern Augenblicke im Hause der Gemeinen zu verfechten. Der 1. März war der wichtige Tag, wo das neue Grundgesetz vorgelegt wurde, von welchem man, wie später ein Redner sagte, nach hundert Jahren mit ebenso viel Ehrfurcht sprechen würde, als seine Zeitgenossen von dem großen Freibriefe des englischen Volkes sprächen. Derselbe Redner machte die treffende Bemerkung, die Bedürfnisse des Landes seyen in verschiedenen Zeiten verschieden gewesen, die ganze Geschichte Englands sey eine Reformgeschichte, und darin liege die Trefflichkeit der Grundverfassung dieses Staates, daß sie sich den Bedürfnissen des Volkes anbequeme. Es kann hier nicht der Ort seyn, das englische Wahlsystem nach seinem Ursprunge und seiner allmäligen Entwickelung und in seiner spätern Ausartung darzustellen, aber es wird zum Verständniß des neuen Gesetzes hinlänglich seyn, uns zu erinnern, wie die im 13. Jahrhundert eingeführte freie Wahl der Repräsentanten der Grafschaften und Städte, besonders seit dem 16. Jahrhunderte theils durch Vernachlässigung des alten Rechts, theils durch Einführung neuer Formen, allmälig so sehr beschränkt worden ist, daß von den 513 Repräsentanten, welche England und Wales bisher in das Haus der Gemeinen schickten, nur etwa 70 durch Volkswahl, die übrigen aber entweder durch den vorherrschenden Einfluß mächtiger aristokratischer Familien befördert, oder von einzelnen Besitzern der Ueberreste verödeter Wahlflecken (rotten boroughs, oder nomination boroughs) ernannt wurden. Eine Folge dieser Umwandlung der ursprünglichen Verfassung war, daß die Volksinteressen keine Vertreter hatten, und durch die Ernennungen der Mehrzahl der Repräsentanten das Interesse des Landeigenthums überwiegend wurde, während mehre Städte, die durch Gewerbthätigkeit und Handel volkreich und bedeutend geworden waren, ohne allen Antheil

an der Repräsentation blieben. Familienrücksichten und Bestechungen hatten bei den meisten Wahlen Einfluß, und um im Kampfe der Parteien sich zu erhalten, mußte auch die Regierung Wahlflecken zu ihrer Verfügung haben, daher Pitt mit Recht sagte, bei dem bestehenden System könne kein Minister ehrlich seyn. In Schottland war das Wahlrecht nicht minder beschränkt, sodaß eigentlich von Repräsentation gar nicht die Rede seyn konnte. Die 45 schottischen Mitglieder des Hauses der Gemeinen wurden von einer unbedeutenden Oligarchie gewählt, und in 30 Grafschaften betrug die Zahl der Wähler kaum 2500, bei einer Gesammtbevölkerung von dritthalb Millionen. In den Städten bestanden die Wähler aus den Mitgliedern der Stadträthe, die sich selbst wählten; 66 Städte hatten nur 1440 Stimmführer und Glasgow mit 200.000 Einwohnern 33 Wähler. Das Stimmrecht in den Grafschaften beruhte auf sogenannten Oberherrlichkeiten (superiorities), die ganz verschieden vom Landbesitz und in den meisten Fällen in Händen waren, die keine Ländereien besaßen. So war in der Grafschaft Bute der Obersheriff der einzige stimmberechtigte Freisasse, und wenn eine Wahl vorgenommen wurde, schlug er sich selber vor, unterstützte den Antrag und erklärte sich für einstimmig gewählt. Seit mehr als 60 Jahren waren von patriotischen Männern über 30 Versuche gemacht worden, dem Verderbniß zu steuern, die aber bei dem, im Hause der Gemeinen überwiegend gewordenen Interesse nicht eher Erfolg haben konnten, bis die Stimme der öffentlichen Meinung sich so mächtig als in unsern Tagen gegen die Mißbräuche erhob. Der Gesetzentwurf sollte den Hauptbeschwerden, der Ernennung von Repräsentanten durch Einzelne, der Wahl durch geschlossene Corporationen und dem Wahlaufwande gründlich abhelfen. Alle Wahlflecken, in welchen das Wahlrecht von Einzelnen ausgeübt wurde, verloren ihr Recht, und dazu gehörten alle, die nach der Zählung von 1821 nicht 2000 Einwohner hatten, überhaupt 60 Wahlflecken, das vielberüchtigte Old Sarum an der Spitze. Das zweite Verzeichniß enthält 47 Flecken, deren Einwohnerzahl nur 4000 betrug, und deren jeder nur einen Repräsentanten haben sollte. Durch diese Bestimmungen verloren 168 Mitglieder des Hauses der Gemeinen ihre Sitze. Das Stimmrecht ward an eine bestimmte Einnahme gebunden, aber selbst diejenigen Pachter, die früher nicht Antheil an den Wahlen gehabt hatten, wurden stimmfähig. Sieben große, nicht repräsentirte Städte, worunter Sheffield, Birmingham und Manchester, mit 45.000 — 160 000 Einwohnern, sollten jede zwei, und 20 andere, gleichfalls nicht vertretene Städte jede einen Repräsentanten wählen. Die Anzahl der Repräsentanten für London und für 27 ansehnliche Grafschaften wurde vermehrt. Sämmtliche stimmberechtigte Bürger sollten in Wahllisten eingetragen werden. Zur Vermeidung der Wahlkosten, die besonders dadurch veranlaßt wurden, daß die Wähler oft weit vom Wahlorte entfernt wohnten und auf Kosten der Bewerber abgeholt werden mußten, wurde jede Grafschaft in Bezirke abgetheilt, sodaß kein Wähler über 15 englische Meilen vom Wahlorte entfernt war. Wer in einer Stadt oder einem Wahlflecken stimmberechtigt war, sollte nicht bei den Wahlen für die Grafschaften stimmen. Auch in Schottland wurde sowohl für die Städte als für die Grafschaften die Stimmberechtigung von einer bestimmten Einnahme abhängig gemacht, das Wahlrecht erweitert und die Zahl der Repräsentanten auf 50 erhöht. Irland sollte

nur drei neue Repräsentanten erhalten. Die Gesammtzahl der Mitglieder des Hauses der Gemeinen wurde von 658 auf 596 herabgesetzt, und die Zahl der Stimmberechtigten in England, Schottland und Irland um 500.000 erhöht. Für Schottland sowohl als für Irland wurden besondere Gesetzentwürfe vorgelegt. Der Antrag der Minister fand lebhaften Widerstand, und es wurde hauptsächlich dagegen eingewendet, daß das neue Wahlgesetz den demokratischen Einfluß überwiegend machen, und den Umsturz der Verfassung herbeiführen werden, indem es den Grundsatz der Repräsentation nach der Volkszahl einführe, statt der althergebrachten Vertretung großer Grundeigenthumsmassen. Als endlich am 22. März über die zweite Lesung des Entwurfs abgestimmt ward, entschied für den Antrag der Minister nur die Mehrheit einer einzigen Stimme. Die Opposition betrachtete zwar dieses Ergebniß als eine Niederlage des Gesetzentwurfes, die Minister aber erklärten ihren Entschluß, daß das Gesetz der verfassungsmäßigen Berathung des Ausschusses unterworfen und die Hauptgrundlage des Plans, 60 Flecken ihres Wahlrechts zu berauben, beibehalten werden sollte. Bald nachher kündigte jedoch Lord Russel einige, auf neuere Bevölkerungsangaben gegründete Veränderungen des Entwurfs an, welche für einige jener Flecken Hoffnung erweckten, und um noch versöhnlicher sich zu zeigen, wurde sowohl die Zahl der Repräsentanten für volkreiche Grafschaften erhöht, als auch einzelnen Oertern das Wahlrecht ertheilt, wodurch die Gesammtzahl der Mitglieder des Hauses der Gemeinen wieder auf 627 stieg. General Gascoyne aber erklärte sich am 18. April auch gegen diesen Vorschlag; er wolle keinen Vorzug für Schottland und Irland gestatten und machte den Antrag, die Zahl der Mitglieder für England und Wales unverändert zu lassen. Dieser Versuch gehörte zu dem Angriffsplane der Opposition, welche die Fortschritte der Verhandlungen hemmen und den Gesetzentwurf im Ausschusse verstümmeln wollte, da es ihr nicht gelungen war, die zweite Lesung zu verhindern. Des tapfern Widerstandes der Minister und ihrer Anhänger ungeachtet, fand der neue Antrag so kräftige Unterstützung bei den Freunden des Wahlfleckenhandels, die ihre Sitze bedroht sahen, daß selbst die Hindeutung auf die Auflösung des Parlaments nicht wirkte, und Gascoyne am 19. April mit einer Mehrheit von 8 Stimmen siegte. Die Minister boten am folgenden Tage ihre Entlassung an, die der König ablehnte, und als sie am 21. in einer, die Verhandlung über die Reform betreffenden Nebenfrage noch einmal die Stimmenmehrheit gegen sich hatten, entschied sich der König alsbald für die Auflösung des Parlaments, die er am 22. April, als eben die überraschte Opposition in beiden Häusern einen heftigen Sturm erregte, in einer Rede ankündigte, worin er sagte, „er wolle die wahre Stimme seines Volkes vernehmen auf dem einzigen Wege, wie sie sich am angemessensten erklären könne, in der ausdrücklichen Absicht, diejenigen Veränderungen der Repräsentation zu bewirken, welche die Umstände zu fordern schienen, und welche auf die anerkannten Grundsätze der Constitution gestützt, sowohl die Rechte der Krone erhalten als die Freiheit des Volkes sichern könnten".

Dieser Schritt des Königs ward im ganzen Lande mit Begeisterung aufgenommen und war auch der einzige, den die Umstände gestatteten. Hatte die Opposition ihn für unnöthig und gefährlich erklärt, so erwies der Erfolg das Gegentheil. Eine Veränderung des Ministeriums, obgleich

Mancher kühn genug war, einen solchen Versuch anzurathen, würde unter den damaligen Umständen weit größere Gefahren gehabt haben, als die Auflösung des Parlaments bringen konnte. Die Minister schienen einen entschiedenen Sieg errungen zu haben. Gegner, die früher, vielleicht aus gewissenhafter Besorgniß, bedenklichen Neuerungen den Weg zu bahnen, den Gesetzentwurf bekämpft hatten, traten auf einmal zu den Verfechtern desselben über, da sie zu der Ueberzeugung gekommen waren daß die Wirkungen des neuen Gesetzes weit gefahrloser seyn würden, als die Folgen der Verwerfung des Entwurfs. Die Reihen der Widersacher wurden täglich dünner und die neuen Wahlen gaben überall ein so lautes Zeugniß von der Stimmung des Volks, daß jeder Unbefangene einsah, wie wenig die Feinde der Reform in dem Hause der Gemeinen auf den Sieg rechnen durften. In den Wahlkämpfen konnten die Gegner der Minister sich nirgend halten, außer den beiden engl. Universitäten, wo das kirchliche Interesse vorherrschte. Der Einfluß der Wahlflekkenbesitzer war überall vernichtet, der Sieg der Volkspartei vollständig. Während nun Alle erkannten, daß eine Befriedigung der Ansprüche des Volks unvermeidlich war und selbst entschiedene Torys nur noch fragten, ob die gebieterisch verlangte Veränderung der Repräsentation ganz nach dem Antrage der Minister gemacht werden sollte, erhoben die Freunde der Machthaber vielleicht umsonst den Ruf: „Die Bill, die ganze Bill, nichts als die Bill"! und die neugewählten Mitglieder des Parlaments mußten sich verpflichten, den Entwurf der Minister zu verfechten. Der König eröffnete am 14. Jul. 1831 die Sitzung und am 25. wurde der Gesetzentwurf mit einigen Veränderungen wieder vor das Haus der Gemeinen gebracht. Als man am 4. die zweite Lesung in Antrag brachte, eröffnete sich eine lebhaften Verhandlung, worin Mackintosh, Macauley und Burdett am kräftigsten für das Gesetz sprachen und Peel es am gründlichsten bekämpfte, und bei der Abstimmung am 6. Jul. siegten die Minister mit 307 gegen 231 Stimmen. Der Entwurf ging langsam durch den Ausschuß, wo er einige zweckmäßige Verbesserungen erhielt. Einer der merkwürdigsten Anträge während dieser Verhandlung ging von Hume aus, der 19 Repräsentanten für die außereuropäischen Colonien und Jersey, Guernsey und Alderney verlangte. Dieser Vorschlag, den schon Burke für unausführbar erklärt hatte, blieb zwar ohne Erfolg, aber mehre Gegner der Reform ergriffen auch die Gelegenheit, durch Unterstützung des hingeworfenen Antrags neue Schwierigkeiten herbei zu führen. Sie suchten den Gesetzentwurf bei jedem Schritte zu hemmen, wie es schien, in der Absicht, die Aufmerksamkeit des Volks zu ermüden, die allgemeine Begeisterung abzukühlen und Zeit zu gewinnen, um auf andern Seiten neue Widerstandskräfte zu bereiten. Erst am 21. September erfolgte die entscheidende Abstimmung und das neue Wahlgesetz ward mit einer Mehrheit von 109 Stimmen angenommen.

Was wird das Oberhaus thun? fragte nun ganz England. Es wird seine Pflicht thun, sagten die Torys und manche Zeichen schienen zu verkünden, daß den Ministern ein gefährlicher Sturm drohte. Der Ausgang des Kampfes in Polen, der überall den Verwandten jener Partei neue Zuversicht gegeben, blieb auch in England nicht ohne Rückwirkung und der Muth der Opposition erhob sich um soviel mehr, da sie Verbündete in den Frauengemächern am Hofe gefunden hatte. Am 22. Sept. wurde die Bill in das Oberhaus gebracht. Es war ein großer

Augenblick und Brougham auf seinen Sitz zurückkehrend, sprach die herkömmlichen Worte der Ankündigung mit so ernstem und so feierlichem Tone, daß Alle mit tiefer Stille zuhörten. Am 23. Oct. unterstützte Grey den Antrag auf die zweite Lesung des Gesetzentwurfs mit einer Rede, die seiner glänzenden Leistungen würdig war; aber auch seine Gegner entwickelten ihre Ansichten so gründlich, daß die Verhandlungen zu den anziehendsten und wichtigsten der ganzen Sitzung gehörten, und selbst der Lordkanzler, als er bei dem Schlusse derselben, am 7. Oct. mit den schärfsten Waffen seiner Ironie und mit demosthenischem Feuer für die Grundsätze der Bill kämpfte, einzelne Bestimmungen des Entwurfs einer neuen sorgfältigen Erwägung empfahl. An demselben Tage wurde die Bill mit einer Mehrheit von 41 Stimmen verworfen, zu welcher die Bank der Bischöfe 21 Stimmen beigetragen hatte. Wenige Tage nachher erklärte das Haus der Gemeinen auf den Antrag des Lords Edrington mit einer Mehrheit von 131 Stimmen seine feste Anhänglichkeit an die Grundsätze und Hauptbestimmungen der Bill und sein Vertrauen auf die Beharrlichkeit der Minister, welche durch die Einführung und Leitung dieses Gesetzvorschlags das Wohl des Landes bedacht hätten. Lord Althorp äußerte zugleich die Hoffnung, daß sich eine andre ebenso wirksame Reformmaßregel werde ausführen lassen, und noch entschiedener erklärte Brougham am 12. Okt. im Oberhause, daß die Reform nur auf kurze Zeit verschoben sey, daß sie durchgehen werde, durchgehen müsse und eine auf gleiche Grundsätze gebaute, umfassende Bill bald Landesgesetz werden solle. Aber nun erhob sich die große Frage: Was wird das Volk thun? In jener bewegten Zeit zeigten sich die achtbarsten Sprecher in den öffentlichen Blättern ihres Berufs würdig und Männer von allen Parteien waren eifrig bemüht, das Volk zu erinnern, daß es ebenso unklug und unnütz sey, zu Gewaltschritten überzugehen. Schwebte doch die Frage nicht zwischen dem Volke und der Regierung, sondern zwischen den beiden Zweigen der gesetzgebenden Gewalt. Daß trotz allem Widerstande eine Reform gewährt werden mußte, war offenbar und fast alle Mitglieder des Oberhauses, welche den Gesetzvorschlag zurückwiesen, hatten sich verpflichtet, eine gemäßigte Reform, wie sie es nannten, zu unterstützen. Die Mehrzahl des Volkes traute auf den Patriotismus und die Festigkeit des Königs, auf die Entschlossenheit und Kraft des Hauses der Gemeinen, auf die guten Absichten der Minister, auf die Gerechtigkeit der Sache und gewiß wirkte auch Brougham's ernstes Wort, daß der Sieg der großen Maßregel nicht erlangt werden könnte, wenn die Freunde der Reform sich nicht auch als Freunde der öffentlichen Ordnung bewährten. Die Regierung hatte nur zwischen zwei Wegen zu wählen. Der König konnte, das Vorrecht der Krone gebrauchend, durch die Ernennung neuer Mitglieder die Mehrheit im Oberhause sichern, aber er war diesem äußersten Mittel um so mehr abhold, da wenigstens 70 Ernennungen nöthig waren und auch Grey war nicht geneigt, darauf zu dringen. Es läßt sich nicht leugnen, daß eine solche Maßregel, zwar nicht dem Buchstaben, doch dem Geiste der Verfassung widerstritt, so lange noch nicht von einer Reform des Oberhauses die Rede war, die der nächsten Zukunft vorbehalten bleiben dürfte. Es war daher, um den Zwiespalt der beiden Zweigen der gesetzgebenden Gewalt zu heben, nur der Weg übrig, Unterhandlungen anzuknüpfen, einen veränderten Entwurf vorzulegen, und auf diese Weise die Unterstützung derjenigen Mit-

glieder des Oberhauses zu gewinnen, die sich für eine gemäßigte Reform erklärt hatten. Der König vertagte am 20. Oct. das Parlament, indem er seinen unwandelbaren Wunsch aussprach, diejenigen Verbesserungen des Wahlsystems eingeführt zu sehen, durch welche dem Volke der volle Genuß seiner Rechte gesichert werden könnte. Die Minister benutzten die Zwischenzeit, sich mit den gemäßigten Torys zu verständigen, wozu besonders Lord Wharncliffe und Graf Harrowby gehörten. Die Aufregung im Lande war indeß noch so lebhaft, daß die Ungewißheit des Erfolgs der großen Maßregel nach der Vertagung des Parlaments neue Zuckungen hervorrief, welche den krankhaften gesellschaftlichen Zustand verriethen. In mehren Gegenden wurde die Reformangelegenheit von Aufreizern benutzt, die niedern Volksclassen aufzuwiegeln; Plünderungen, Gewaltthaten und Brandstiftungen wurden wieder häufig, und am 29. Okt. gab die Ankunft des Parlamentsmitglieds Wetherell, der sich der Reform feindlich erwiesen hatte, Anlaß zu einem furchtbaren Auflauf in Bristol, welcher nur mit Waffengewalt unterdrückt werden konnte. Achtbare Männer vereinigten sich in den Grafschaften zu dem erklärten Zwecke, die Minister zu unterstützen, aber bedeutendere Erscheinungen wurden bald die polit. Vereine, die sich fast in allen Theilen des Landes bildeten. In London ward am 29. Oct. der Plan zu einer großen politischen Nationalunion (Grand central national political union) entworfen, in welcher Burdett den Vorsitz führte. Diese Vereine nahmen aber bald, durch minder besonnene Führer geleitet, eine Stellung an, welche das Ansehen der Regierung durch anmaßende Ueberwachung zu erschüttern drohte. Zu den gefährlichsten Erscheinungen dieser Art gehörte der Plan, eine Nationalunion der arbeitenden Volksclasse zu stiften, und es wurden mehre Beschlüsse entworfen, welche der ersten Versammlung zu London am 7. Nov. vorgelegt werden sollten: Abschaffung aller erblichen Vorzüge, freies Stimmrecht bei der Wahl der Volksvertreter für jeden volljährigen unbescholtenen Mann, Wahl auf Kuglung, Begründung der Wahlfähigkeit auf geistige Tüchtigkeit und sittliche Würdigkeit, ohne alle Rücksicht auf Vermögensbesitz, jährliche Parlamentswahlen. Nur das verständige Einschreiten des Ministers des Innern verhinderte die Ausführung dieses Entwurfs, doch wurden jene Beschlüsse bald nachher in der Versammlung eines Arbeitervereins in Manchester (The men of Manchester) angenommen, in welcher ein Redner die Minister schmähte, die Reformbill lächerlich machte, die Bischöfe verfluchte, und ein andrer ausrief, seine Lumpen seyen ehrvoller als alle Ehrenvorzüge der verdammlichen Aristokratie. Dieß machte die Vereine vorsichtiger; der große Verein zu Birmingham gab den bereits gefaßten Beschluß auf, sich durch Satzungen als dauernde Genossenschaft zu gründen, und Burdett schied aus der Union zu London, die aber dennoch am 30. Nov. beschloß, bei einer wiederholten Verwerfung der Reformbill das Haus der Gemeinen um die Verweigerung aller Steuern zu bitten.

Am 6. Dec. wurde das Parlament wieder geöffnet, und am 12. desselben Monats durch Lord Russel die dritte Reformbill dem Hause der Gemeinen vorgelegt. Sie hatte wesentliche Veränderungen erhalten, und die bedeutendsten Einwendungen der Gegner waren beobachtet worden, ohne den Hauptgrundsatz, die Erweiterung des Wahlrechts, aufzuopfern. Der Grundsatz des Bevölkerungsverhältnisses, von welchem der erste Entwurf das Wahlrecht der Flecken abhängig machte, war aufgegeben;

man glaubte in der Häuserzahl ein zuverlässigeres Merkmal ihrer Wichtigkeit gefunden zu haben; um aber nicht durch die Zahl geringer Häuser die Wahlrechtsansprüche bestimmen zu lassen, wurde zugleich verfügt, daß die Häuser nach dem Betrage der Grundsteuer geschätzt werden sollten. Die Zahl der Flecken welche ihr Wahlrecht verloren, wurde zu 56 bestimmt, dagegen wurden die wegfallenden Repräsentanten durch die Theilung mehrer Grafschaften und die Gewährung neuer Wahlberechtigungen ersetzt, sodaß die ursprüngliche Zahl der Mitglieder des Unterhauses unverändert bliebe, gerade der bestrittene Punkt, der die Auflösung des Parlaments herbeigeführt hatte, und endlich wurden auch dem vielvertheidigten Corporationsinteresse Begünstigungen gewährt, indem das Wahlrecht derjenigen Freisassen geschont wurde, die nach dem ersten Gesetzvorschlage ihre Berechtigung verlieren sollten. Am 18. Dec. bewilligte eine Mehrzahl von 162 Stimmen die zweite Lesung der Bill. Als am 20. Jan. 1832 die Berathungen im Ausschusse begannen, wiederholten die Gegner das alte Spiel, die Fortschritte der Bill zu verzögern; als aber am 28. Febr. ein Antrag der Opposition gegen die Vermehrung der Repräsentantenzahl für London war verworfen worden, erfolgte endlich am 23. März die Annahme der Bill mit einer Mehrheit von 116 Stimmen. Bei der Eröffnung der Verhandlungen im Oberhause am 26. März zeigten die Folgen der gepflogenen Unterhandlungen in den Erklärungen des Grafen v. Harrowby und des Lords Wharncliffe, die ihren Entschluß ankündigten, für die zweite Lesung zu stimmen, um dann den Gesetzvorschlag bei Ausschußverhandlungen einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. Sie und ihre Freunde sprachen entschieden für die Nothwendigkeit, auf diese Nachgiebigkeit des Volkes zu achten, und es verrieth in den Verhandlungen, daß diese Nachgiebigkeit aus der Furcht vor einer Vermehrung der Mitglieder des Oberhauses hervorging. Die Hoffnung auf eine Veränderung des Ministeriums mochte aber auch dazu beigetragen haben, und vielleicht war der Argwohn nicht ganz grundlos, der nicht bloß die Thätigkeit der Hofpartei, die der Herzog von Cumberland leitete, sondern auch auswärtigen Einfluß fürchtete, und damit die am 27. März erfolgte Ankunft des Fürsten Orloff in Verbindung brachte. Nach einem harten Kampfe ward endlich am 14 April die zweite Lesung der Bill durch eine Mehrheit von 9 Stimmen entschieden, wogegen der Herzog von Wellington und mehre andre Mitglieder des Oberhauses eine feierliche Verwahrung einlegten. Aber die geheime Wirksamkeit der Toryopposition und ihrer Verbündeten war nicht fruchtlos gewesen, und als die Mine geladen war, machte Lord Lyndhurst bei den Verhandlungen des Ausschusses am 7. Mai den Antrag, es solle zuerst über die Frage, welche Städte das Wahlrecht erhalten sollten, und dann über das Schicksal der Flecken, die zum Verluste der Wahlberechtigung verurtheilt waren, entschieden werden. Der Minister widersetzten sich diesem Antrage, der offenbar den Zweck hatte, den Hauptgrundsatz der Bill, die Wahlentziehung, zu schwächen, der aber bei der Abstimmung mit 151 gegen 116 Stimmen angenommen wurde. Nach dieser Entscheidung war die Bill nicht länger in den Händen der Minister, sondern kam unter die Leitung ihrer erklärten Gegner. Graf Grey und seine Amtsgenossen drangen nun auf die Ernennung neuer Mitglieder des Oberhauses, um sich die Mehrheit zu sichern, und als der König ihr Verlangen verweigerte, baten sie um ihre Entlassung. Der Herzog von Wellington erhielt vom Könige den Auftrag

ein neues Ministerium zu bilden, das die Bedingung erfüllen könnte, eine ausgedehnte Parlamentsreform durchzusetzen. Das Haus der Gemeinen faßte indeß auf den Antrag des Lord Edrington am 10. Mai mit einer Mehrheit von 80 Stimmen den Beschluß, den König zu bitten, in seinen Rath nur solche Männer zu berufen, die entschlossen wären, die von dem Hause der Gemeinen angenommene Bill in ihren wesentlichen Bestimmungen unverstümmelt durchzusetzen. Dieser Schritt war um so entscheidender, da trotz dem Verbote der Regierung die kühne Thätigkeit der polit. Vereine, und besonders der vielverzweigten Union zu Birmingham, zu gleicher Zeit der öffentlichen Meinung laute Worte gab. Die Stimme des Volkes, kräftig und einmüthig ausgesprochen, mußte siegen. Der Herzog vor Wellington erklärte dem König sein Unvermögen, ein Ministerium zu bilden, das die vorgeschriebene Bedingung erfüllen könnte. Der König knüpfte darauf mit dem Grafen Grey neue Unterhandlungen an, und am 15. Mai waren die entlassenen Minister wieder im Amte. Die Verhandlungen über die Reformbill wurden alsbald fortgesetzt. Der Unterstützung des Königs gewiß, und durch die Unterhandlungen mit der Gegenpartei vor entschiedenem Widerstande gesichert, konnten die Minister die Hauptgrundsätze der Bill siegreich durchführen, und waren nachgiebig in Nebenbestimmungen, die das Wesentliche der Maßregel nicht trafen. Am 4. Jun. wurde die dritte Lesung der Reformbill durch eine Mehrheit von 22 Stimmen im Oberhause entschieden, und am 7. desselben Monats war sie nach des Königs Genehmigung das neue Gesetz des Landes. Bald nachher erhielten auch die neuen Wahlgesetze für Schottland und Irland die Beistimmung des Oberhauses, wodurch die wichtigste Umwandlung, welche England seit 1688 erfahren hat, vollendet wurde.

Bei den Verhandlungen über diese große Angelegenheit wurde von den Gegnern ebenso standhaft behauptet, daß die Parlamentsreform ein gänzlicher Umsturz des Bestehenden, eine revolutionnaire Maßregel sey, als von den Vertheidigern die Behauptung verfochten wurde, sie sey nur eine Wiederherstellung des alten Wahlrechts und auf die Grundlage der ursprünglichen Verfassung gebaut, die unerschüttert bleiben solle. Aber selbst wenn man in dem Grundsatze des neuen Wahlgesetzes auch nur die Anerkennung des alten Rechts sieht, so wird doch allerdings das Bestehende völlig erschüttert, weil die ganze Grundlage des seitherigen Repräsentativsystems, der überwiegende Einfluß des Grundeigenthums, weggenommen wird, und wenn man der, von den Gegnern gebrauchten Bezeichnung das Gehässige nimmt, die sie haben sollte, so kann man sagen, es habe eine Revolution begonnen. Das Ziel der geöffneten Bahn liegt im Dunkel der Zukunft; aber so viel ist klar, daß sich diejenigen Begünstigungen, welche die Veränderungen der Reformbill auf ihrem beschwerlichen Wege durch die gesetzgebenden Versammlungen für das Interesse des Grundeigenthums noch gerettet haben, nicht lange werden halten können. Alle Volksinteressen werden bei den künftigen Wahlen immer mehr unabhängige und muthige Wortführer erhalten, und je kräftiger die Mehrheit des Hauses der Gemeinen sich gestalten wird, desto weniger kann es den Sonderinteressen gelingen, die Verwaltung wie bisher zum Vortheil der Aristokratie zu führen, wer auch an der Spitze des Staats stehen möge. Die Emancipation der Katholiken und die Parlamentsreform werden zunächst auf Irland entscheidend einwirken, und die von

der Regierung auf die drohenden Schritte der Irländer bereits während der Verhandlungen über die Reformbill eingeleitete Zehntenaufhebung wird der erste Schritt zu einer Umwandlung der Verhältnisse der herrschenden Kirche seyn. (Vgl. Irland.) Was der Erzbischof von Canterbury zur Beschwichtigung der öffentlichen Stimme in England bewirkt hat, wird nicht lange genügen, wenn die Vortheile, welche der Aristokratie seither aus dem Schatze der Kirche zuflossen, im Hause der Gemeinen nicht mehr ihre eigennützigen Verfechter finden, und bei der innigen Verbindung zwischen der Landeskirche und dem Staate muß die Lösung dieses Bandes zu den eingreifendsten Veränderungen führen. Mit diesen Verhältnissen steht in naher Beziehung die Einrichtung des öffentlichen Unterrichts, besonders auf den höhern Lehranstalten, deren unduldsamer Ausschließungsgeist und Gebrechlichkeit zu der Stiftung der Londoner Universität (s. d.) Anlaß gaben. Auch sie werden dem Zuge der Verbesserung folgen, wenn in die starren Formen des kirchlichen Lebens ein frischerer Geist eingeht. Die Lage der arbeitenden Volksclassen, die bei den jüngsten Umwandlungen als ein so mächtiger Hebel gedient hat, darf von dem neuen Parlament eine wirksamere Hülfe erwarten, als sie bisher gefunden hat; die Gesetzgebung über den Getreideverkehr, der noch unter so schweren Banden liegt, wird sich dem dringenden Volksbedürfnisse fügen müssen, und der ansehnliche Theil der Bevölkerung, welcher sich der Fabrikthätigkeit widmet und allein der Baumwollenmanufaktur 1.400 000 Menschen liefert, kann nicht länger unter dem Monopol der Ackerbauer leiden. Wie die Verhältnisse des Mutterlandes, werden dann besonders auch die entwickelten Zustände der Colonien Hülfe fordern, deren Verwaltung durch das Interesse der Aristokratie so kostbar geworden ist. Die Sklavenempörung auf Jamaica, die seit 1826 noch nicht beschwichtigte Unzufriedenheit in Canada, sind Zeichen der bevorstehenden Umwandlungen. Wird das in der neuesten Zeit so lebhaft angefochtene Monopol der ostindischen Compagnie vor der öffentlichen Meinung, die sich schon so laut für die Freiheit des Handels nach Indien erklärt hat, sich erhalten können? Sollte der 1834 erlöschende Freibrief der Compagnie nur mit großen Beschränkungen erneuert werden, so wird nicht nur der ganze Ostindisch-chinesische Handel (s. d.) eine andere Gestalt erhalten, sondern überhaupt der britische Handel neue Richtungen nehmen. So werden, wenn das Volksinteresse durch seine unabhängigen Wortführer Richtschnur der Verwaltung wird, wie die innern auch die äußern Verhältnisse nach ganz andern Grundsätzen geleitet werden, und England sich nicht mehr wie früher in Kriege verwickelt sehen, die jenem Interesse fremd sind und nur dem Vortheil der Oligarchie dienen.

Großbritannien und Irland. (Statistik und Staatsw.). Das Land zerfällt in die große Halbinsel 1. England und Schottland, unter dem gemeinschaftlichen Namen Großbritannien, 2 in die Insel Irland, 3. in die Inselgruppen Hebriden, Orkney's, Shetlands und Scillys, 4. in die Nebenländer und auswärtigen Besitzungen. Die sämmtlichen Bestandtheile 1., 2., und 3., liegen in unserer gemäßigten Zone, zwischen 7° 12′ bis 19° 23′ östl. Länge, und zwischen 49° 54′ 30″ und 60° 41′ nördl. Breite; sie werden in N. vom Nordmeer, im W. vom Ocean, in S. vom Canal und im O. vom Nord- und deutschen Meere umgeben. Südlich trennt die 128.214 Fuß breite Meerenge von Calais das Land

von Frankreich. Als Binnenwasser scheiden der St.-Georgs-Canal und das irische Meer Irland von dem Hauptbestandtheile, und Schottland die Pentlandstraße von den Orkney's; und das kaledonische Meer mit seinen großen und kleinen Minsh trennt letzteres Königreich von den Hebriden. Die Oberfläche der drei vereinigten Königreiche beträgt 5550 bis 5560 geogr. QM., oder nach den neuesten Berichten 71.281.907 Quadratäcker oder 111.377 engl. QM. Der Boden zerfällt nach den neuesten Vermessungsberichten, welche 71.281.907 Q. Acker angeben:

	Ackerland Q. Acker	Wiese Q. Acker	unbeb. Land Q. Acker	zusammen Q. Acker
England	10.200.000	14.200.000	7.932.400	32.332.400
Wales	900.000	2.600.000	1.252.000	4.752.000
Schottland	2.500.000	2.550.000	17.204.507	22.254.507
Irland	—	—	—	11.943.000
				71.281.907

Der britische Nationalreichthum, die Basis der britischen Macht, beruht theils auf den Erzeugnissen des Bodens, theils und hauptsächlich auf Gewerbfleiß und Handel. Der große Ackerbau wird sorgfältig betrieben, der kleine, der bloß durch die Familienhülfe, ohne Gesinde betrieben wird, nimmt durch Vertreibung und Auskauf der kleinen Besitzer immer mehr ab, besonders in Schottland, wo man das Hütten- und Gemeinheitsrecht der alten Landbewohner auskauft, und diese an die Küste zur Fischerei und Seenahrung versetzt; aber die Manufakturen und Fabriken entziehen ihm zu viel Hände, die Viehzucht und Jagdliebhaberei der großen Güterbesitzer zu viel Land, und der Speculationsgeist der Reichen zu viel Capital. Der britische Kunstfleiß ist am thätigsten in London und in den Manufakturstädten Birmingham, Leeds, Manchester ꝛc. in Wollen- und Baumwollen-, in Stahl- und Thonwaaren ꝛc. Ueber den Handel, die Seele der britischen Politik, s. Welthandel, Ostind. Compagnie, Großbritannisches Reich in Ostindien und Londoner Bank. Höchst wichtig ist die Canalschifffahrt. England und Schottland besitzen jetzt 103 Canäle, welche 2682½ engl. Meilen durchströmen und 300 Mill. Gulden gekostet haben. 93 von ihnen gehören England, 5 Schottland und 5 Irland an. Die vorzüglichsten dieser Wasserstraßen sind: 1) der Canal von Oxford, der die Themse mit dem Trent und der Mersey verbindet. 2) Der Themse- und Saverne-Canal. 3) Der Bridgewater-Canal zur Verbindung der Steinkohlengruben unweit Manchester, vermittelst der Mersey mit der Themse. 4) Der Canal von Wolverhumpton verbindet den Oxford-Canal mit der Saverne. 5) Der Leeds Canal verbindet die irische See mit der Nordsee. 6) Der Great-Trunk-Navigation, zweite Verbindung jener genannten beiden Seen. 7) Der neue Regenten-Canal, erst in den letzten Jahren eröffnet. 8) Der Grand-Junction-Canal. 9) Der Canal von Glasgow. 10) Der Canal, der Mittel- und Nord-Schottland verbindet. Unter den kleinen Canälen nennen wir noch die von Rochester, Diß, Hereford, Lancaster, Brecknok ꝛc. In Irland sind 5 Canalverbindungen, namentlich: der große königl. Dubliner-Canal, der Lagan- oder Legan-Canal, der Waterford-Canal und der Bonne-Canal. Außer den als Waffenplätze bestimmten Häfen (s. später) sind folgende anzuführen: a. in England und Schottland:

Aberdeen, wir ſetzen hier noch hinzu, wie ſein Molo 1200 Fuß lang iſt. St.-Andrews an der Nordſee, ſeine Rhede iſt unſicher. Briſtol, mit der großen Königsrhede. Brighton am Canal, er faßt 1320 Schiffe. Caermarten. Camblitow. Cheſter an der Ueberfahrt nach Irland. Chicheſter am Canal, unbedeutend. Cromatrie an der Nordſee, ſehr ſicher für 400 Schiffe. Dornok an der Nordſee. Dover, bekannter Hafenort wegen der Ueberfahrt nach Calais, Station der Packetboote. Dunbar in Schottland. Dundae an der Nordſee, mit Raum für 200 Schiffe. Durneß. Greenrock. Glydefrith. Graveſand, bekannter Landungsort. Holyvel am Dee. Hull an der Humber. Ipswich. Lancaſter, unbedeutend. Leith an der Nordſee, mit ſicherer Rhede. Linn an der Nordſee, durch Untiefen gefährlich. Liverpool, das Meiſterſtück der Hafenbaukunſt, mit 13 Docken. London, die weltberühmte Hauptſtadt. Milford, einer der vorzüglichſten Häfen des Reichs. Montroſe, mit Docken und Werften. Patrikshafen. Preſton. Shilds, der Hafen von Newcaſtle. Sunderland. Swanſea, mit ſchönen Molen. Thurſo. Wiek, mit einem Molo. Wigthowne. Witehafen. Yarmouth, unbedeutend. b. In Irland: Baltimore. Caſtehafen. Drogheda. Donegae u. d. Weſtküſte. Dublin, mit einem 30 F. breiten Molo. Dundalk. Galway. Limmerik. Londonderry. — Durch ſeine Colonien beſitzt Großbritannien in allen Erdtheilen die Schlüſſel und Schlöſſer zu allen Meeren; als ſolche betrachtet man für das mittelländiſche Meer die berühmte Felſenfeſtung Gibraltar. Sie bildet die ſüdlichſte Spitze von Andaluſien. Helgoland bewacht die Küſte Deutſchlands an der Elbemündung. Als Schlüſſel zum adriatiſchen Meere betrachtet man die ioniſchen Inſeln, die durch Korfu, St.-Maura, Zante und Aſſo treffliche Waffenplätze darbieten, und in dem Hafen von Korfu der britiſchen Marine eine gute Station zur Beobachtung zweier Meere geben. Malta iſt es für die Fahrt in die Levante. Die Bahamas, Cap. Breton, die Colonien auf den Spitzen von Süd-Afrika und Süd-Auſtralien, die Inſel Ceylon und Sidney-Town ſind dieſe wichtigen Punkte in den fremden Welttheilen. Noch lange wird der Reichthum der Colonien Englands Ueberfluß und furchtbare Macht ſichern. Neue erblühen in Neuholland (ſ. d.). Um ſich die Colonien zu erhalten, knüpft ſie die Regierung durch Handelsfreiheit und eignes Verwaltungsrecht an das Mutterland, das ſie vertheidigt. Die brittiſchen Colonien nennt der Art. Welthandel. Von den im letzten Kriege gemachten Eroberungen hat es Malta und Helgoland, die franzöſiſchen Inſeln Tabago, St.-Lucie (deren farbige Bewohner die Regierung 1829 vollſtändige bürgerliche und politiſche Rechte bewilligte) und Isle-de-France, die holländiſchen Beſitzungen auf Ceylon, das Cap, Demerary, Eſſequebo und Berbice, und die ſpaniſche Inſel Trinidad behalten. England ſtrebt fortgehend dahin, Handels- und Militairniederlaſſungen an der Mündung der großen Ströme zu erwerben. So in Hinterindien und auf der Halbinſel Malacca. Der engliſche Nationalreichthum iſt, wie dieſe Betrachtung ſeiner Quelle zeigt, ſehr ungleich vertheilt. Da die Reichen (immer der kleinere Theil) ihre Capitale weit mehr auf den auswärtigen Handel, auf die Colonien, auf Staatspapiere wenden, als auf den weniger einträglichen Landbau und ſelbſt Fabrikfleiß, ſo iſt eine große Menge Menſchen in England ohne Erwerb. Daher die vielen Auswanderungen und die große Anzahl der

Armen (über den zehnten Theil der ganzen Bevölkerung). Die fundirte und nicht fundirte Nationalschuld betrug 1820 882.280 327 Pf. Sterl.; 1828 betrugen die Zinsen der Nationalschuld 27.146 000 Pf. Der Tilgungsfonds, welcher 5 Mill. Pf. jährlich gab, ist seit 1828 zur Einnahme geschlagen. Die Taxen sind entweder jährliche, die jedes Jahr von Neuem bewilligt werden müssen, oder permanente, die ein für allemal bewilligt sind. Jene waren sonst die Malztaxe und die Landtaxe oder Grundsteuer. Diese aber war mit Pitt 1798 auf 20 Jahre permanent gemacht, oder vielmehr voraus verkauft und anticipirt. Die alten stehenden Taxen sind die Zölle (über 14 Mill. Pf.), die Accise (20½ Mill.), das Stempelpapier (7 Mill.), die Fenstertaxe, die Methkutschentaxe und die Pensionentaxe. Unter den neuen Taxen, die der Krieg hervorgebracht, war die vorzüglichste die Einkommentaxe (10 Proc. von jedem jährl. Einkommen über 200 Pf. und einer geringen Abgabe von jedem über 160 Pf.). Diese Taxe, welche 1813 14½ Mill. Pf. St. einbrachte, wurde, weil der Reichthum sie für sehr drückend erklärte, am 19. März 1816, gegen den Wunsch der Minister, mit einer großen Mehrheit der Stimmen abgeschafft.

Die britische Volksverfassung hat ebenfalls die 3 Stände, welche man in andern Ländern antrifft: I. den Herrenstand oder hohen Adel, die Nobility; II. die Ritterschaft, den niedern Adel, Gentry, und III. den Bürgerstand, die Commonalty; die Geistlichkeit macht keinen Stand im Volke aus, sondern gehört in ihren verschiedenen Stufen allen dreien an. Die englischen Gesetze und Sitten erkennen jedoch nur zwei Stände, den Adel, unter welchem bloß der hohe Adel verstanden wird, und die Gemeinen, zu welchem auch der niedere Adel gehört. Dieser Standesunterschied bringt keine Spaltung in den Verhältnissen des Volkes hervor, weil die Familien des Adels durchaus mit dem Bürgerstande verschmolzen bleiben, da das Adelsvorrecht nur immer auf den ältesten Sohn übergeht, weil der Weg zu den höchsten Stellen und Würden dem Verdienste wenigstens gesetzlich und in den wichtigsten Zweigen des öffentlichen Dienstes auch factisch offen steht, und weil der Adel kein Vorrecht genießt, durch welches in dem Nichtadeligen ein vernünftiges Selbstgefühl beleidigt, oder in den Leistungen für die Gesammtheit das Gesetz der Gleichheit verletzt würde. Die Stellung aller Stände gegen einander ist durch die Verfassung so gut geordnet, daß ein Jeder immer wieder des Andern bedarf, und der Vornehme den schönsten und belohnendsten Theil seines öffentlichen Wirkens nur durch Gunst und Vertrauen der Geringern erlangen mag. Keine Steuerfreiheit, keine Ungleichheit vor dem Gesetze macht den Adel zu einer Beschwerde für die übrigen Bürgern; nur von manchen Gemeindediensten sind die wenigen Lords frei, und ihr Recht, von dem Oberhause des Parlaments in Criminalsachen gerichtet zu werden, ist, weil die Gerechtigkeit nicht weniger streng als gegen Andre, wohl aber noch viel kostbarer ist, kein Gegenstand des Neides (vgl. Adel). Die erste Stufe des engl. hohen Adels ist die Herzogswürde; jetzt sind 13 englische, 8 schottische (wovon aber 2 zugleich engl. Herzogstitel haben) und ein irländ. Herzog vorhanden. Dann folgen die Marquis: in England 17, in Schottland 3, in Irland 12; nun die Grafen, Earls, in England 100, in Schottland 39, in Irland 74; die Viscounts, in England 22, in Schottland 4, in Irland 52; der Barone gibt es in England 134, in Schottland 39,

in Irland 74. Jeder vom hohen Adel wird auch Lord (Herr) genannt und ist Pair des Reichs. Die Lords machten im J. 1813 564 Familien aus (mit Einschluß der 6 Erzbischöfe und 42 Bischöfe), und das gesammte Einkommen des weltlichen hohen Adels schlug Colquhoun auf 5 Mill. Pf. St. an, das der geistlichen Herren auf 240.000 Pf. St. Der niedere Adel (Gentry) besteht, wenn man bloß auf die Bedeutung des Worts im gemeinen Leben sieht, aus allen Denen, welche nicht von gemeinen Handthierungen, Kleinhandel und dgl. leben, aber im gesetzlichen Sinne gehören dazu: 1) alle Diejenigen, welche von adeliger Herkunft sind, daher er auch allen jüngern Söhnen des hohen Adels und ihren Nachkommen zukommt, und 2) Alle, welche einen persönlichen Adel durch Aemter oder Würden erlangt haben. Dieser niedere Adel wird daher auch nie durch besondere Verleihung ertheilt, er ist eine von selbst eintretende Folge einer gewissen in der bürgerlichen Gesellschaft erlangten Stelle (vgl. Esquire, Knight). Der Unterschied zwischen dem niedern, theils persönlichen, theils Amts- und Realadel und dem Bürgerstande, der Commonalty, ist so gering, daß z. B. Blackstone in seinen berühmten „Commentarien über das engl. Recht" ihn selbst zu derselben rechnet. In dem hier angenommenen strengern Verstande aber gehören zum Bürgerstande zuerst alle Landeigenthümer, deren Gut einen jährl. Abwurf von wenigstens 40 Schill. gewährt (Yeomen), dann alle Handwerker und Tagelöhner (Tradesmen, Artificers und Labourers). Sie machen, wie überall, den großen Haufen des Volks aus; aber nirgends ist bittere Armuth und Ueberfluß in einem so schneidenden Contraste einander nahe gestellt, als in England. Der jährl. Bedarf einer Familie in den ärmsten Classen wird auf 45 Pf. St. und in den Städten auf 48 Pf. St. angegeben, und darauf $^3/_7$ der Bevölkerung ($7^1/_2$ Mill. von 18) beschränkt. Ein volles Drittheil des Volks (1.548.000 Menschen) hat aber nicht einmal diese nothdürftige Existenz, sondern muß von den Pfarrgemeinden $^2/_5$ ihres Bedarfs als Almosen erhalten. Diese Armentaxe betrug in England und Wales vom 6. März 1827 bis zum 5. März 1828, 7.715.055 Pf. St. Ein Fünftheil des Volks (hohe und niedere Staatsbeamte, Aerzte, Rechtsgelehrte, Lehrer aller Art, Capitalisten, Adel und Reiche, aber auch die sämmtl. Armen) trägt zu den jährl. neuen Erzeugnissen nichts bei, bekommt aber doch von ihrem Werthe ein volles Drittheil. Die Zahl der Familienhäupter nimmt Colquhoun auf $3^1/_2$ Mill. an, wovon zur königl. Familie 12, zum hohen Adel 564, zur Gentry 36.861, zum Civilstaatsdienste 21.500, zur Armee und Marine 222 500, zur Geistlichkeit 19.000, zu dem Stande der Rechtsgelehrten 19.000, Aerzte, Wundärzte und Apotheker 18.000, für den Landbau 1.302.000 (worunter nur 70.000 mittlere und 210.000 kleine Grundeigenthümer, 280.000 Pachter), für Handwerker, Handel und Manufacturen 1.506.774 gerechnet werden. Das Durchschnittseinkommen einer Familie des Mittelstandes (eines Arztes, Advocaten, mittlern Staatsbeamten) wird auf 4—400 Pf., der höhern Staatsbeamten oder wohlhabenden Gutsbesitzer auf 800—1000 Pf., der Baronets auf 3500 Pf. und des hohen Adels auf 10 000 Pf. angegeben; diese Angaben sind jedoch im Einzelnen großen Abweichungen unterworfen und scheinen bei den höhern Ständen zu gering zu seyn. Mr. Thellusson, welchem sein Großvater ein Capital von 30 Mill. aufstapeln ließ, würde mit seiner $1^1/_2$ Mill. jährl. Eink. allein 430 Baronets oder 150 Lords

aufwiegen. Eine Folge dieses großen Mißverhältnisses zwischen Armuth und Reichthum ist, daß der Stand der mittlern freien Grundeigenthümer immer mehr verschwindet, und aller Landbesitz in weniger Hände zusammenkommt, sowie auch in Handel und Manufacturen die Zahl der bloßen Lohnarbeiter für fremde Rechnung verhältnißmäßig zunimmt, und ihre Lage immer schwieriger, folglich die Armuth immer größer wird. Aus dem Stande der freien Grundbesitzer, welche ihre Güter selbständig nach Lehnrecht besitzen, gleich viel ob sie davon Kriegs- oder Hofdienste zu leisten hatten, oder irgend andre Abgaben und Dienste davon schuldig waren, sind die jetzigen Freisassen (Freeholders) entstanden, und unter Karl II. sind alle Ritterlehen in freies Erblehn (free and common socage) verwandelt und alle Lehnsgefälle und Dienste (mit Ausnahme der kirchlichen, frankalmoigne, und der Hofdienste, z. B. bei Krönungen) ganz abgeschafft worden. Aber auch selbst die frohnpflichtigen Gutsunterthanen (Villeins), aus welchen, wie gesagt, die jetzigen Zins- und Frohnbauern (Copyholders) entstanden sind, waren außer jenem Dienstverhältniß immer als freie Leute zu betrachten.

Die Freiheit des Volkes, dieses angeborene Recht (birth-right) jedes Engländers, wovon ein jeder von ihnen mit Stolz und Ehrfurcht spricht, diese Quelle fester Anhänglichkeit an seine Verfassung und an seinen König besteht in Nichts, als was ein jeder Staat seinen Bürgern verspricht: in rechtlicher Sicherheit. Niemand soll an seinem Leben und an seinem Leibe verletzt, in seiner Freiheit gekränkt, an seinem Vermögen beeinträchtigt werden, außer durch gesetzmäßigen, richterlichen Spruch und in Gemäßheit verfassungsmäßiger Gesetze. Allein was die engl. Verfassung auszeichnet, sind nicht sowohl die wiederholten ausdrücklichen Anerkennungen dieses sich überall von selbst verstehenden Rechts, von der Magna charta an bis zur Bill of rights Wilhelms III., sondern die Mittel, welche diese Verfassung einem Jeden gewährt, um sie auch zu seinem Vortheile in jedem Falle in Bewegung zu setzen. Diese lassen sich auf folgende Hauptclassen zurückführen: I. Es ist ein anerkannter allgemeiner Satz des engl. Staatsrechts, daß Keinem durch besondere Befehle verboten werden kann, was nicht durch vorhergegangene Gesetze verboten ist. Die Bürger sind also der Regierung, d. i. der ganzen Hierarchie des Beamtenstandes, nicht zu unbedingtem, sondern nur zu verfassungsmäßigem Gehorsam verpflichtet. II. Die schroffe Trennung des Beamtenstandes vom Volke, das übertriebene Regieren und Gängeln des Volkes wird dadurch ausgeschlossen, daß die engl. Regierungsverfassung eine Menge von Regierungsgeschäften der eignen Besorgung der Nation überläßt. Hierher gehören die Friedensrichter und die Geschworenen, die Grand jury, die Municipalverfassung und vor Allem das Recht, sich zu allen gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu versammeln und zu verbinden. Gesichert wird diese persönliche Freiheit III. durch die Verantwortlichkeit der Staatsbeamten und insbesondere gegen willkürliche Einsperrung durch die Habeas-Corpus-Acte. Aber der Schlußstein des Ganzen, das wahre Palladium der Herrschaft der Gesetze, welche schon vor fast 600 J. der engl. Rechtsgelehrte Bracton („De legibus et consuetudinibus Angliae", geschrieben zwischen 1262 und 1268) als das Ziel aller Verfassung angab, ist die Preßfreiheit. S. Hallam's „Constitutional history of England" (3. Aufl. 1829, 2 Bde., 4.).

Man kann nicht mit Montesquieu sagen, obgleich es oft gesagt worden ist, daß die Kraft der engl. Staatsverfassung in einer scharfen Trennung der 3 Gewalten, der regierenden, richterlichen und gesetzgebenden, bestehe. Denn besonders das Parlament (s. d.) nimmt sowohl an Regierungsgeschäften als an den richterlichen einen sehr bedeutenden und wesentlichen Antheil, jenes vornehmlich im Unterhause, indem es eine fortwährende Aufsicht über die Staatsverwaltung ausübt und eine Menge von Regierungssachen (Straßen-, Brücken-, Canalbau und andre öffentliche Anlagen, Majorennitätserklärungen, Ehescheidungen ꝛc.) durch die sogenannten Privatbills besorgt; an den richterlichen im Oberhause, indem dasselbe der oberste Gerichtshof der Nation ist. Der König aber übt im seinem geheimen Rathe oder dem engern Ausschusse desselben, dem Cabinetsrathe, sowohl gesetzgebende als richterliche Befugnisse; die 3 obersten Gerichtshöfe haben eine ähnliche Gewalt wie die römisch. Prätoren, indem ihre Entscheidungen gewissermaßen Gesetzeskraft haben, und überhaupt laufen diese 3 Zweige der Staatsgewalt in England so durch einander, daß es für keinen derselben ein selbständiges Organ gibt. Die königl. Gewalt trägt noch die Zeichen ihres Ursprungs aus alt-germanischer Volksverfassung. Aus Führern einer freien Kriegsgenossenschaft sind die Könige Oberlehnsherren des Landes, Gesetzgeber (die Beschlüsse des Parlaments sind nur Bitten, welche der König mit einem „Er wolle es überlegen", le Roi s'avisera, ablehnt) und Richter geworden (denn die Oberrichter in Westminster waren sehr lange ganz vom König abhängig, welcher sie jederzeit entlassen konnte, und der König ist durch eine rechtliche Fiction in ihnen selbst zugegen), aber die königl. Gewalt ist durch eine Menge von Verträgen und Gewohnheiten beschränkt. Die Befugnisse des Parlaments sind durch nichts als die natürliche Unmöglichkeit begrenzt, und haben ihm öfters eine Macht in die Hände gegeben, durch welche es die königliche überwältigt hat. Aber sie vermag doch nichts gegen eine entschiedene öffentliche Meinung, und so haben die Engländer nicht Unrecht, zu sagen, daß es in ihrer Verfassung 3 Dinge gäbe, deren eigentliche Beschaffenheit und Ausdehnung nicht genau angegeben werden könnten: die Prärogativen der Krone, die Befugnisse des Parlaments und die Freiheiten des Volks. Die angelsächsische Verfassung bildet auch hier die Grundlage und ist durch die sogenannte Eroberung Wilhelms I. (1066) zwar modificirt, aber in wesentlichen Dingen wenig verändert worden. Eine allgemeine Anwendung des Lehnsystems, größere Ausdehnung der lehnsherrlichen Rechte und Einführung der normännischen Hofverfassung, womit die Einrichtung der obern Gerichts- und Regierungsbehörden zusammenhing, waren die Hauptpunkte der Veränderung. Aber das Wesentlichere der alten Verfassung, die gesetzgebende Gewalt der Nation in einer doppelten Versammlung, der Wittena-gemote (Versammlung der Weisen, d. i. der Bischöfe und Vornehmen) und der allgemeinen Volksversammlung, der Mickel-gemote (großen Versammlung), und die richterliche Gewalt des Volks über seine Standesgenossen, in dem Court-Baron und Court-leet über die Einsassen einer Herrschaft, in dem Grafschaftsgericht, County-court und dem Sheriffs-turn oder dem Criminalgericht der Grafschaft, in den Assisen und der Jury, und endlich in dem Oberhause über die Pairs, sind beibehalten und die übermäßigen lehnherrlichen Rechte durch die Freiheitsbriefe der

König auf Heinrich III. gemildert. Urkunden der britischen Staatsverfassung sind: 1) der alte Freiheitsbrief von Heinrich I. (Charta libertatum, Charter), s. Charte; 2) die magna Charta (the great Charter), s. Magna charta; 3) die Petition of rights (Bitte um Recht), s. d.; 4) Habeas-Corpus-Bill (s. d.); 5) die Declaration of rights, gleichsam die Capitulation, welche Wilhelm III. 1689 annehmen mußte, um die Krone zu erhalten; die Successionsacten von 1701 und 1705; 7) die Unionsacte von Schottland von 1707; 8) die von Irland von 1801; 9) die Emancipations-Bill 1829 und 10) die Reformbill 1831.

Die Krone ist erblich, nach besondern Gesetzen, welche das Parlament abzuändern Macht hat. Sie wird vererbt nach dem Rechte der Erstgeburt zuerst auf die Söhne, und in deren Ermangelung auf die Töchter, welche den männlichen Seitenverwandten des letzten Königs vorgehen. In gänzlicher Ermangelung der Descendenz kommen die nächsten Seitenverwandten des letzten Königs zur Thronfolge, ohne Unterschied der vollen oder halben Geburt, aber nur insofern sie von dem ersten Erwerber der Krone abstammen. Die Ordnung dabei ist strenge Linealordnung, sodaß das weibliche Geschlecht in der ältern Linie den männlichen Verwandten der jüngern Linie vorgeht, aber unter Geschwistern immer die Söhne zuerst zur Thronfolge gelangen. Die Krone geht auf den Thronfolger unmittelbar über, ohne daß es einer besondern Besitzergreifung bedarf. Es gibt also kein Zwischenreich, und es gelten in England, wie in Frankreich, die beiden Grundsätze: der König stirbt nicht, und der Todte setzt den Lebenden in Besitz (le mort saisit le vif); daher wird auch die Regierung Karls II. nicht von der Restauration, sondern vom Todestage Karls I. an gerechnet. Die Volljährigkeit des Königs tritt mit dem 18. J. ein; die Regentschaft während der Minderjährigkeit ordnet der König in seinem Testamente, oder wenn er es nicht gethan, das Parlament an. Der Thronerbe ist seit Eduard III. geborener Herzog von Cornwall und kraft eines offenen Briefs Prinz von Wales. Die Krönung des Königs geschieht in der Westminsterabtei durch den Erzbischof von Canterbury, der Königin durch den Erzbischof von York. — Zum Unterhalt des Königs und seines Hofstaates, der hohen Beamten und Collegien hat das Parlament 1820 eine Modification der Civilliste (s. d.) eintreten lassen. — Hohe Reichsämter, die, bis auf 2 erbliche, vom König nach Willkür besetzt werden, sind: 1) der Großkanzler, zugleich Großsiegelbewahrer. 2) Der Großschatzmeister, Präsident der Schatzkammer. Dieses Amt wird seit Georg I. von 5 Commissarien verwaltet, welche Lords der Schatzkammer heißen, und deren erster die ausgedehnte Gewalt eines Premierministers hat. 3) Der Präsident des Staats- oder geheimen Raths. 4) Der geheime Siegelbewahrer drückt das geheime Siegel auf alle königl. Privilegien, Schenkungen u. a. Urkunden, die hernach erst, wo es nöthig ist, mit dem großen versehen werden. 5) Der Großkämmerer. 6) Der Großmarschall, zugleich Oberrichter in Geschlechtssachen. Sein Amt gehört erblich den kathol. Herzogen von Norfolk zu. 7) Der Großadmiral oder Oberrichter in allen Fällen, die auf Seen und Flüssen vorkommen. Dieses Amt wird jetzt von Commissarien verwaltet, deren Vorsitzer erster Lord der Admiralität heißt. In Schottland sind seit der Vereinigung noch fünf Kron- und Staatsbeamte. Der König macht in England mit allen seinen Vorfahren und Nachfolgern ein Ganzes aus; er ist eine Corporation für sich, a sole corporation. Die Macht des

Königs ist an die Gesetze gebunden und wird staatsrechtlich von einem Grundvertrage zwischen ihm und dem Volke abgeleitet. Da aber dabei der Grundsatz anerkannt ist, daß im Staate keine Gewalt über der königlichen stehen kann, die Handlungen des Königs keiner Prüfung unterworfen sind, und der König über alle persönliche Verantwortlichkeit erhaben seyn muß, weßhalb es denn auch einer der ersten Grundsätze des Staatsrechts ist: „Der König kann kein Unrecht thun", so sind die Mittel, wodurch die Regierung in den gesetzlichen Schranken gehalten wird, zu einem sehr künstlichen System ausgebildet worden. Erstlich werden alle Handlungen des Monarchen im Sinne der Gesetze erklärt, und vorausgesetzt, daß Nichts in der Absicht des Königs liege, was den Gesetzen entgegen ist. 2) Eine offenbare Gesetzwidrigkeit wird nicht dem Könige, sondern seinen Rathgebern zugeschrieben, und sowohl diese, als Diejenigen, welche sich zu Ausführung einer Rechtsverletzung brauchen ließen, können deßhalb in Klage und Untersuchung genommen werden, ohne sich auf den Befehl des Königs berufen zu dürfen. Es bekommt auch 3) sowohl das Parlament als die Gerichtshöfe das Recht, über eine solche Regierungshandlung frei zu discutiren, und insbesondere ist das Parlament, sowie jedes einzelne Mitglied des Oberhauses, befugt, dem Könige Gegenvorstellungen zu machen. In Realklagen gegen den König sind besondere Rechtsmittel gegen den König zulässig, welche auch im Kanzleigerichte verhandelt werden. Sie setzen voraus, daß der König im Besitz des streitigen Grundstücks ist, und es ist merkwürdig, daß dabei der König nie verurtheilt, sondern dem Kläger nur der Besitz, mit Vorbehalt des bessern Rechts des Königs, zugesprochen wird, und daß, um den Uebelstand der Execution zu vermeiden, das Urtheil selbst die Stelle einer Einweisung in den Besitz vertritt. Dieß ist im Allgemeinen die Stellung der königl. Macht gegen das Parlament und die Nation. Sie ist auch in den Colonien nicht anders beschaffen. Der König ist nur Beschützer der gesetzlichen Ordnung, allein die Vollstreckung steht ihm nicht zu. Er kann keinem Staatsbeamten größere Befugnisse beilegen, als ihm durch das Gesetz selbst gegeben sind. Auch das Begnadigungsrecht des Königs ist sehr eingeschränkt. Es kann weder die Rechte einzelner Bürger beeinträchtigen, noch den Lauf der einmal erhobenen Untersuchung in dem Falle hemmen, wenn das Unterhaus gegen die höhern Staatsdiener als Ankläger auftritt. Nach gefälltem Urtheil kann der König zwar die eigentliche Strafe ganz oder zum Theil erlassen, aber die Unfähigkeit zu öffentlichen Aemtern, welche mit mehren Verbrechen (besonders Mißbrauch der öffentlichen Gewalt) gesetzlich verknüpft ist, schlechterdings nicht aufheben. Daher findet auch bei Anklagen auf Verletzung der Habeas-Corpus-Acte eine königl. Begnadigung nicht statt. In dem Gnadenbriefe muß immer das Verbrechen, weßhalb Gnade ertheilt wird, genau angegeben seyn, wodurch man erreicht hat, daß wahrhaft gefährliche Verbrecher nicht leicht begnadigt werden. — Ueber das Parlament s. d., und über die Geschäfte und Formen desselben Bill und Acte.

An der Spitze der Verwaltung steht natürlich der König, als Haupt der Staatsgemeinde für Krieg und Frieden, im Geistlichen und Weltlichen, mit den Ministern, den Staatssecretairen und dem geheimen Rathe, dem Parlamente, den obersten Reichsbeamten und Gerichtshöfen. Der König ist allgemeiner Grundherr des Landes, alleiniger und nothwendiger Lehnsherr mit solcher Strenge, daß, wenn er ein Gut lehnsfrei

vergäbe, diese Verleihung von selbst nichtig wäre. Er ist die Quelle aller Gerichtsbarkeit; Patrimonialgerichtsbarkeit ist unbekannt, außer daß der Besitzer eines sogen. adeligen Gutes das Erkenntniß über gewisse kleine Vergehungen hat, wozu er die Gerichtsbank mit Freeholders besetzt. Der König ist ferner der allgemeine Beschützer aller Unmündigen und Vormundschaftsbedürftigen, weßhalb er denn auch während der Vormundschaft die Einkünfte des Vermögens beziehen kann; er ist endlich die Quelle aller Würden, Ehren und Vorrechte. Die engl. Kirche erkennt ihn seit Heinrich VIII. als ihr Oberhaupt, und in dieser Eigenschaft müssen die Satzungen (Canones), welche dieselbe in ihrem geistlichen Parlamente (Convocation) macht, von ihm genehmigt werden, wie er denn auch, obwohl in Form einer bloßen Empfehlung bei den Capiteln, alle Erzbischöfe und Bischöfe ernennt. Er ist oberster Friedenserhalter, und alle Vergehungen sind Verletzungen der Lehnstreue (Felonie), des königl. Friedens, oder wenigstens der königl. Würde und Rechte. Frieden und Krieg und auswärtige Verhältnisse hängen von ihm allein ab, insofern er nicht Subsidien der Nation dazu nöthig hat. Er vergibt die meisten Staatsämter, kann aber ihre Befugnisse weder vermindern noch vermehren. Er ist Haupt der befehlenden Gewalt im Staate, aber der Befehl selbst kann da, wo ein Staatsamt für einen Zweig der Verwaltung besteht, nur durch dieses erlassen werden. Das Ministerium hat eine weitere und eine engere Bedeutung. In der engern gehören dazu die Cabinetsminister (15), worunter die Staatssecretairs für das Innere, für die auswärt. Angeleg., und für das Kriegs- und Colonialwesen mit dem Kanzler des Lehnhofs (Exchequer, Schatzkammer) als Finanzminister, die vier eigentliche Departementsminister sind. Der Lord Kanzler ist zwar mit der Gerichtsverfassung enge verbunden, er steht an der Spitze der Reichskanzlei, welche für den höchsten Gerichtshof nächst dem Parlament gehalten wird, er ernennt alle Friedensrichter und mehre andre Beamte; aber der eigentliche Justiz- und Polizeiminister ist der Staatssecretair für das Innere. Durch diesen gehen die Ernennungen der Richter, Bestätigungen und Milderungen der Strafurtheile, alle Begnadigungen, und ihm liegt die Erhaltung der innern Sicherheit und Ruhe ob. Im weitern Sinne rechnet man noch mehre andre Beamte, den Oberkammerherrn, Generalpostmeister, Generalkronanwalt u. s. w., zum Ministerium. Alle Minister werden vom Könige beliebig erwählt und entlassen, und in der Regel werden, wenn ein Minister durch eine Gegenpartei verdrängt wird, auch die untern Stellen mit Anhängern des neuen Ministers besetzt. Der geheime Rath (Privy Council) besteht aus den Prinzen des königl. Hauses, aus den Ministern und andern vom König ernannten Männern, welche es der Regel nach lebenslang bleiben (daher auch entlassene Minister gewöhnlich darin sind), aber die Sitzungen nur auf besonderes Erfordern besuchen (jetzt sind 152 Geh.-Räthe). Die beiden Erzbischöfe, die hohen Kronbeamten und der Sprecher des Unterhauses sind vermöge ihrer Geburt oder ihrer Stellen Geheimeräthe. Die Geheimenräthe werden vom König beliebig entlassen, und mit seinem Tode hört ihre Stelle von selbst auf, doch sollen vermöge eines Gesetzes von 1708 die Functionen des Collegiums in diesem Falle noch 6 Monate dauern, wenn der neue König dasselbe nicht früher entläßt. Jährlich wird eine neue Liste von ihnen gefertigt, und wer darin übergangen wird, hört dadurch auf,

Geh.-Rath zu seyn. In den meisten Sachen ist der geheime Rath nur berathend, in Colonialangelegenheiten jedoch macht er eine richterliche Stelle aus, und zwar in erster Instanz in Sachen, welche die allgemeinen Verhältnisse der Provinz betreffen, die höchste Appellationsinstanz aber in den von den Obergerichten der Nebenländer entschiedenen Sachen. (Vgl. Geheimeraths verordnungen und Cabinetsbefehle.) — Die untere Verwaltung ist auf die altgermanische Grafschaftsverfassung gegründet. Alle Freie vereinigen sich in Zehnschaften (Kirchspiele, Lehnsherrschaften), Hundertschaften und Grafschaften, jeder dieser Vereine mit eigner Gemeindeverbindung, allgemeiner wechselseitiger Verbürgung, eignen Gerichten und Kriegsverfassung. England ist bekanntlich zu dem Ende in 40, Wales in 12 Grafschaften (Gaue, Shires) getheilt, von welchen früher einige, Chester, Durham, Pembroke, Heram (jetzt zu Northumberland geschlagen) und Lancaster, den Titel der Pfalzgrafschaften (Counties palatine) führten, weil ihre Grafen königl. Rechte darin auszuüben hatten, wie die alten Herzogthümer in Deutschland (Duces palatini) und die Lehnsfürstenthümer (Normandie, Bretagne, Burgund, Guienne u. s. w.) in Frankreich. Sie hatten ihre eignen obern Staatsbehörden, und ihre Inhaber waren mit allen Regalien beliehen, daher nahmen sie auch an der parlamentarischen Reichsstandschaft keinen Theil. Durham besteht noch, und der Bischof ist Landesherr, jedoch sind die Hoheitsrechte desselben seit Heinrich VIII. sehr beschränkt worden. Auch in Chester und Lancaster ist noch Vieles von der pfalzgräfl. Verfassung übrig. Außerdem haben 12 alte bischöfl. Städte (cities) und 5 andere das Vorrecht, eine Grafschaft für sich zu seyn (county corporate), d. h. das Grafenamt durch ihre Magistrate auszuüben. Nachdem die alte Grafenwürde eingegangen war, sind die Sheriffs (s. d.), ehemals zweite Beamte der Gaue (vice-comites) in ihre Stelle eingerückt, und nun die ersten Beamten in der Grafschaft. Der zweite Beamte der Grafschaft ist der Coroner (s. d.), dessen Geschäft es besonders ist, die Fälle, in welchen eine öffentliche Anklage stattfindet, zur Gewißheit zu bringen. Aber die wichtigsten aller engl. Regierungsbeamten sind unstreitig die Friedensrichter (s. d.), in deren Händen fast die ganze Polizei und sonst noch bedeutende Zweige der Verwaltung gelegt sind. (Der oberste Friedenshalter des Reichs ist der König selbst.) Dieß Amt gibt wohlhabenden Leuten einen ehrenvollen und gemeinnützlichen Wirkungskreis; es verbindet alle Classen und Stände des Volkes, da auch die Vornehmsten sich durch tüchtige Verwaltung dieses Amtes geehrt finden, und bei der großen Zahl von Friedensrichtern, welche alle gleiche Gewalt in der ganzen Grafschaft haben, wird nicht leicht ein billiges Gesuch aus Laune und Eigensinn, um die Amtsgewalt fühlbar zu machen, abgeschlagen werden können. Dabei werden alle gebildete Classen durch diese Einrichtung genöthigt, sich mit den Gesetzen ihres Landes bekanntzumachen; es wird die unnöthige Schreiberei vermieden, unter welcher die Beamten andrer Staaten und die Geschäfte selbst erliegen; die Nation regiert sich selbst durch die naturgemäßeste aller Aristokratien, nämlich die Aristokratie des Verstandes und der geistigen Bildung. Die letzte Stufe der vollziehenden Gewalt bilden die Constables (s. d.), welche mehr mit unsern Dorfschulzen und Viertelsmeistern als mit Gerichtsdienern verglichen werden können. Daher bleibt auch bei ihnen (die besoldeten Polizeibeamten ausgenommen) die

Eigenschaft des Gemeindemitgliedes und Bürgers die vorherrschende, und so bewahrt sich selbst bei ihnen der allgemeine Charakter einer Gemeindeverwaltung, welcher aus allen Institutionen Englands hervorleuchtet; welcher die Quell ihrer Vorzüge, und weit entfernt ist, die Kraft der Monarchie demokratisch zu lähmen, vielmehr als die vorzüglichste Ursache ihrer Macht und Größe betrachtet werden muß. — Mit diesem Charakter einer Gemeindeverwaltung steht dann B. das System der Verantwortlichkeit der Staatsbeamten in der engsten Verbindung. Seine Grundlage ist, daß die Befugnisse und Pflichten eines jeden Staatsbeamten durch das Gesetz so bestimmt sind, daß sie nur durch ein andres Gesetz verändert, erweitert oder beschränkt werden können. Ein jeder Staatsbeamte vom ersten bis zum letzten erhält sein Amtsansehen und seine Gewalt durch das Gesetz, nicht durch den Willen eines Obern, er ist aber auch für den gesetzlichen Gebrauch seiner Amtsgewalt hauptsächlich der Staatsgemeinde verantwortlich. Eine Folge dieser Stellung ist, daß sich Niemand, welcher wegen einer Gesetzwidrigkeit in Anspruch genommen wird, durch den Befehl eines höhern Beamten dagegen schützen kann, sondern die Verantwortlichkeit gerade von den untern Beamten anfängt, wo sie leichter durchzusetzen ist als gegen vornehme und mächtige Männer, gegen welche sie meistens entweder eine leere Formalität oder eine Folge des Factionsgeistes ist. Den Schlußstein des Systems der Verantwortlichkeit bildet das Recht des Unterhauses, selbst gegen die höhern Staatsbeamten als Ankläger aufzutreten. Zu diesen Grundzügen der Regierungsverfassung gehört dann wesentlich C. noch die Municipaleinrichtung Englands, vermöge deren die gemeinsamen Anstalten des öffentlichen Lebens bei weitem mehr dem freien Willen der Bürger überlassen, als von Staatswegen befohlen werden. Daß sich ein größerer Eifer für Dasjenige hervorthut, was man als seine eigne Schöpfung betrachtet und liebt, liegt in der menschlichen Natur. Die Regierung läßt daher mit Recht diesem ungebotenen gemeinschaftlichen Wirken einen sehr großen Spielraum. Aber wesentliche Bedingung ist, daß auch die Bürger sich versammeln können, um dergleichen Einrichtungen zu besprechen. Dazu gehört in England weiter Nichts als die Genehmigung eines Friedensrichters, welcher Zeit und Ort der Versammlung bestimmen mag. Dieß Recht, sich zu berathschlagen (s. Petition), ist durch eine Parlamentsacte vom J. 1820 nur modificirt, im Wesentlichen aber nicht verändert worden. Nur Eingesessene der Grafschaft dürfen unbewaffnet dergleichen Versammlungen beiwohnen, und die Sheriffs, Friedensrichter, Majors können von denselben nicht ausgeschlossen werden. Unter Beobachtung dieser Vorschriften aber kann eine solche Gemeindeversammlung nicht verhindert werden.

In Beziehung auf das Privatrecht, wenn man dieses nämlich in einem weitern, auch die Criminalgesetzgebung umfassenden Sinne nimmt, ist die Verfassung der britischen Inseln nicht weniger ausgezeichnet als in Beziehung auf das öffentliche, und auch hier zeigt sich ein Gebäude, welches früher als in andern Ländern Europa's eine gewisse Vollendung und Ausdehnung erhalten hat, in welchem aber eben deßwegen auch nun, da das übrige Europa seine Rechtsverfassung so sehr umgestaltete, nicht nur viel Alterthümliches, sondern selbst viel Veraltetes anzutreffen ist. In England ist nie ein bürgerliches oder peinliches Gesetzbuch von einigem Umfange, nie eine Landes-, Polizei-, Gerichts- und

Proceßordnung zum Vorschein gekommen, wie solche vom 15. Jahrh. an kaum dem kleinsten deutschen Staate gefehlt haben, und selbst der schwerfälligen Reichsgesetzgebung abgewonnen worden sind. Die Ausbildung des Rechtssystems ist daher hauptsächlich den richterlichen Entscheidungen überlassen geblieben, und nur zuweilen sind einige wichtige Punkte durch ausdrückliche Gesetze bestimmt worden, bei welchen aber auch fast immer nur eine in den Rechtsverhältnissen der Bürger bereits vorgegangene Veränderung anerkannt, nicht aber durch das Gesetz herbeigeführt wurde. Am meisten ist in dieser Hinsicht unter der Regierung Eduards I (1272—1307) geschehen, welchen die Engländer deßwegen ihren Justinian zu nennen pflegen. Das englische Rechtssystem beruht daher auf einer 2fachen Grundlage, dem gemeinen Recht (Common law)), worunter man Dasjenige versteht, was sich in die Theorie und Praxis der Gerichtshöfe verwickelt, und dem statutarischen Rechte (Statute law), welches in ausdrücklichen (und zwar neuern) Parlamentsgesetzen enthalten ist. — Den Grafschaftsgerichten wurden allmälig die wichtigern sowohl bürgerlichen als Strafsachen, letztere gerade wie um dieselbe Zeit in Frankreich, als cas royaux, unter dem Vorwande entzogen, daß dabei das königl. Recht, die Lehnstreue bei allen schwerern, die königl. Würde in den leichtern verletzt sey. Das alte Hofgericht bestand aus den großen Hofbeamten des Königs, und darunter war ein Oberrichter, welcher dem Justizia der Aragonier an Macht gleich war und selbst über den König richten sollte, was aber zur Folge hatte, daß dieses Amt bald wieder einging. Dafür bildeten sich 3 stehende Gerichtshöfe mit rechtsverständigen Räthen aus, zuerst das Oberlandgericht für die bürgerlichen Rechtssachen der Unterthanen unter einander, welchem einem bleibenden Sitz anzuweisen, schon König Johann in der Magna charta (1215) versprach. Friedensbrüche und die gröbern Vergehen, welche als Verletzungen der Lehnstreue, als Felonie, angesehen wurden, gehörten aber an das Oberhofgericht oder Queen's Bench genannt, weil ehedem der König darin auf einer erhöhten Bank den Vorsitz führte), welches eigentlich noch jetzt dem königlichen Hofe folgt und eine höhere Instanz bildet als das Oberlandgericht. Endlich für die königl. Kammer- und Lehnsgefälle wurde der Lehnshof errichtet. Jedes dieser 3 Gerichte ist mit einem Oberrichter und 3 Räthen bestellt, und diese 12 Oberrichter machen zusammen ein Collegium aus, welches unter Anderm auch zweifelhafte Rechtsfragen entscheidet. Zum Lehnshof gehört noch der Lehnskanzler (Chancellor of the Exchequer) welcher die Geschäfte des Finanzministers besorgt. Von dem Oberlandgerichte kann an das Oberhofgericht, von dem Lehnshofgericht und von dem Oberhofgericht an das Lehnskammergericht, welches aus dem Reichskanzler, dem Oberschatzmeister und den Mitgliedern der beiden andern Obergerichte besteht, in allen diesen Fällen aber weiter an das Haus der Lords appellirt werden. Neben und gewissermaßen über diesen Gerichten steht die Reichskanzlei, unter dem Großkanzler aus einem Vicekanzler und 12 vortragenden Räthen bestehend. Zur Jurisdiction des Reichskanzlers gehören ausschließlich Sachen, worin der König belangt oder die königl. Verleihung angefochten wird, Concourse, Vormundschaftssachen und Anträge, nicht nach strengem Rechte, sondern nach Billigkeit zu entscheiden. Im Laufe der Zeit haben auch die übrigen Gerichte die Befugniß erlangt, als Billigkeitsgerichte zu handeln, sowie die Kanzlei nach und nach eigentliche rechtliche Entscheidungen an sich gezogen hat.

Nur kann nie ein Beweisverfahren bei der Gelegenheit eingeleitet werden, da sie kein Schöffenrecht anordnen kann, sondern alsdann gelangt die Sache an das Oberhofgericht. Ungeachtet ihres ursprünglich beschränkten Geschäftskreises kann doch jetzt jede bürgerliche Rechtssache nach der Wahl der Parteien bei einem jeden der 3 Obergerichte anhängig gemacht werden, indem man sich gewisser rechtlicher Fictionen bedient, z. B. um eine Sache an das Oberhofgericht zu bringen, daß der Verklagte sich im Gefängnisse der Schloßvogtei befände oder der Schuldener des Klägers durch einen Landfriedensbruch geworden sey; um die Competenz des Lehnhofgerichts zu begründen, gibt der Kläger vor, daß er selbst ein Schuldener des Königs sey und gern bezahlen würde, wenn es ihm der Verklagte nicht durch Vorenthaltung seiner Schuld unmöglich mache. Die geistlichen Sachen, Ehesachen und Testamente über bewegliches Vermögen gehören an die bischöfl. Gerichte; die Seehandelssachen, Caperein, Assecuranzen ꝛc. an das Admiralitätsgericht. Außerdem bestehen eine Menge untergeordneter Gerichte für gewisse Sachen und Orte, die Pfalzgrafschaften Chester, Durham und Lancaster, die Berggerichte in Cornwall, eine große Zahl von Gerichtsstellen in London. Allein jene 3 Obergerichte, die ihre Sitzungen in Westminster halten, haben über die meisten die Oberaufsicht, und mit vielen davon concurrente Jurisdiction. Da es für die entferntern Theile des Landes sehr beschwerlich war, ihre Rechtssachen in London zu betreiben, so wurden schon unter Heinrich II. (1154—89) Umherreisen der Richter im Lande angeordnet, und dieß Institut, die jährlich in den Grafschaften zu haltenden Assisen (s. d.), vollkommener ausgebildet. Seitdem reisen die 12 Obergerichtsräthe jährlich 2 Mal durch alle Grafschaften Englands und halten, kraft einer fünffachen Vollmacht: 1) als Friedensrichter, 2) Commissarien zu Untersuchung und Entscheidung peinlicher Sachen, 3) zu Erledigung aller auch frühern anhängig gemachten Criminalsachen, 4) streitiger Lehnssachen und 5) Entscheidungen der bei den drei Obergerichten anhängigen Rechtssachen, insofern der umherreisende Richter eher in die Grafschaft kommt, als die Verhandlung bei dem Obergerichte selbst zu Stande kommt (Nisi prius), Sitzungen. Wie wichtig diese Assisen (vgl. Jury) auch in andrer Beziehung als allgemeine Versammlung der Notablen der Grafschaft für das öffentliche Leben Englands sind, hat besonders Cottu („De l'administration de la justice criminelle en Anglet.") gut dargestellt. — Das gemeine Recht Englands umfaßt, was seinen Inhalt betrifft, nicht bloß das bürgerliche, sondern auch das Criminalrecht. Den Geist desselben in beiden Beziehungen mit wenig Worten und doch mit Bestimmtheit anzugeben, ist nicht wohl möglich. Daß das System des Landeigenthums auf das Lehnwesen gegründet ist, wurde schon bemerkt, und obgleich unter Karl II. alle Naturallehndienste, mit Ausnahme einiger Hofdienste, z. B. bei der Krönung, aufgehoben worden sind, so bleibt doch in allen diesen Verhältnissen, besonders der Erbfolge, die lehnrechtliche Grundlage noch sehr sichtbar. Eine große Anomalie dabei ist die große Freiheit der Engländer, über ihr Vermögen durch Testamente zu verfügen. Noch im 13. Jahrh. konnte über das Lehn gar nicht, von dem beweglichen Vermögen kann nur über ein Drittheil verfügt werden, aber durch Hülfe der Geistlichkeit ist es nach und nach dahin gekommen, daß auch die Kinder kein nothwendiges Erbrecht (keinen Pflichttheil), selbst nicht in Ansehung alter Stammlehn mehr haben. Dafür ist

das Grundeigenthum mit einer solchen Menge Beschränkungen belastet, und der Uebergang aus einer Hand in die andre so schwierig, daß zu einem solchen Geschäft oft alle Kunst des geübtesten Praktikers vergeblich aufgeboten wird. — Dem Criminalrecht liegt der Satz zum Grunde, daß alle Verbrechen Vergehungen gegen den König, als obersten Lehnsherrn und Friedenserhalter sind; die schwerern Verbrechen, Mord, Raub, Brandstiftungen, Diebstahl, Betrug, werden als Bruch der Unterthanentreue (felony), die geringern als Beleidigungen des Königs betrachtet. Von der Felonie ist noch der Hochverrath durch eine complicirtere Strafe ausgezeichnet, die Felonie zieht aber in der Regel den Tod nach sich. Geldbuße, Gefängniß, Peitschenhiebe, sind die Strafen der geringern Verbrechen. Die allzu häufige Anwendung der Todesstrafe wird gemildert durch das Privilegium der Geistlichen, welches nach und nach allgemein geworden ist und eine Verwandlung der Todesstrafe in eine gelindere, vorzüglich die Transportation nach Botanybai bewirkt, durch die häufigen Begnadigungen und durch die Anmaßung der Schöffen, ein geringes Verbrechen zu substituiren, z. B. den Werth eines Diebstahls von 40 Pf. auf 39 Schillinge zu bestimmen. — Die Sprache der Gesetze ist, wie die Sprache des Gerichts, so breit, schleppend, tautologisch, daß sie durch das übertriebene Bemühen, klar und vollständig zu seyn, unverständlich wird und oft das Wesentlichste vergißt. Statt allgemeiner Gesetze werden so lange locale und partielle Verordnungen gegeben, bis diese zwar nach und nach über das ganze Land fortrücken, oder einen Gegenstand von allen Seiten ergreifen, aber nun nicht mehr zu einander passen und wohl einen Haufen, aber kein Ganzes von Gesetzen geben. So sind über das Verfahren in geringen Schuldsachen 50 verschiedene Verordnungen erlassen, 82 über die Rechtswohlthat der Güterabtretung, 106 über die Armenverpflegung, 50 über die Jagden, 35 über eine Rindviehseuche, 113 über die Fischereien u. s. w., und keine dieser Verordnungen hebt die frühern ganz auf. — Die Folter ward auf Englands freiem Boden nie geduldet, und so zart ist die Behandlung des Gefangenen, daß ihn bei der öffentlichen Verhandlung Niemand um den Zusammenhang der Sache befragen darf, damit er nicht sein eigner Ankläger werde. Dafür aber kann auch Niemand dem Gewissen der Schöffen Regeln vorschreiben, die Jury spricht auf den ersten Anschein, auf die entferntesten Verdachtgründe ihr Schuldig, worauf der Richter die Todesstrafe verkündigt, und Niemand nimmt sich des Angeklagten an, wenn er einen Vertheidiger nicht bezahlen oder entfernte Zeugen seiner Unschuld nicht vor dem Gerichtstage herbeischaffen kann. Jerem. Bentham entwirft ein schreckliches Bild von der Kostbarkeit und Unsicherheit der Rechtspflege in England in s. „Truth versus Ashurst" (London 1823). S. auch D. Beschorner's „Grundzüge des Gemeinwesens und Beleuchtung der englischen Staatsverwaltung ꝛc." (Leipzig 1820, 2 Bde.).

Ueber die Mängel der englischen Gesetzgebung und Rechtspflege verbreitete sich der jetzige Großkanzler Lord Brougham am 7. Febr. 1827 in seiner fünfstündigen Rede über die Abschaffung der Verzögerungen und anderer Gebrechen in der Justizverwaltung, auf welche am 29. Febr. 1828 beschlossen wurde, den König um Niedersetzung einer Commission zu diesem Zwecke zu ersuchen. So lange Peel im Ministerium war, richtete er seine Bemühungen vornehmlich auf die Finanzordnung und die Criminalgesetze, welche beide aber freilich auch vor Allem einer durchgreifen-

den Reform oder vielmehr gänzlicher Umarbeitung bedurften. Die gedrängteste Sammlung der Parlamentsstatuten (von Tomlins und Raithby) betrug bis 1827 schon 19 Quartbände, wovon auf die Zeiten von Johann bis zum Tode Georg II. (1215—1760) 5½ Band gehören, die Parlamentsstatuten der folgenden 67 Jahre aber 13½ Band füllen. Die Zahl derjenigen Parlamentsacte, welche allgemeine Gegenstände betreffen, betrug in der neuern Zeit jährlich etwa 140, aber die Klage war sehr groß, daß das Parlament bei denselben oft mit großer Flüchtigkeit zu Werke gehe. Davon führt Miller („An inquiry into the present state of the statute and criminal law of England", London 1821, S. 69) das merkwürdige Beispiel an, daß in einem Gesetz von 1812 auf die Verfälschung der Kirchenbücher vierzehnjährige Transportation gesetzt, dann aber verordnet wird, von der Strafe solle der Angeber die eine, die Armen des Kirchenspiels die andere Hälfte erhalten. Eine Folge der Manier, immer nach dem Bedürfnisse und den Zwecken des Augenblicks neuer Gesetze zu machen, ist auch, daß die ältern Gesetze nicht aufgehoben werden können, weil man eben nur Stückwerk zu dem Alten hinzufügt, und daß daher theils die Gefahr der Inconsequenz immer größer wird, theils auch die Masse der neben einander bestehenden Gesetze so anschwillt, daß ein Menschenalter kaum hinreicht, sie vollständig kennen zu lernen und zu ordnen, zumal da auch manche derselben bloß durch die Veränderung der Umstände und der Ansichten außer Anwendung kommen. Daher wurden bei der neuen Regulirung des Zollwesens, welche Peel 1825 unternahm (Parlamentsacte vom 5. Jul. 1825 oder 6. Georg IV. C. 105) 387 ältere Gesetze über das Zollwesen aufgehoben. Zwei Gesetze von demselben Tage (6. Georg IV. C. 106 und 107) über die bessere Verwaltung und die Regulirung des Zollwesens würden fast für neue Gesetzbücher gelten können, indem das erste 54 und das zweite 144 Paragraphen enthält. Ein viertes Gesetz von demselben Tage in 107 Artikeln hebt alle ältere Verordnungen über den Schleichhandel auf und ersetzt sie durch neuere Bestimmungen. Darin kommen harte Strafen, selbst die Todesstrafe vor, die schon dann eintritt, wenn drei oder mehr Personen mit Feuergewehr bewaffnet im wirklichen Schleichhandel zusammen sind, oder wenn auch nur einer auf Diejenigen schießt, welche als Officiere, Soldaten, Zollbeamte und sonstige Gehülfen zu Verhinderung des Schleichhandels angestellt sind. Ferner gehörte dazu ein Gesetz über die Vorrechte britischer Schiffe, ein anderes über Eigenthum, Eintragung, Verkauf und Verpfändung englischer Schiffe, eine neue Zollrolle, ein ausführliches Gesetz über den Handel nach den Colonien, eine neue Lootsenordnung (6. Georg IV. C. 125). Dann folgte 1827 eine ebenso ausführliche Gesetzgebung über die Malzsteuer und Accise.

Die Criminalgesetze waren schon lange ein Gegenstand der lautesten Klagen. In unruhigen Zeiten heftiger Parteien waren eine Menge an sich ziemlich gleichgültiger Handlungen oder doch geringer Vergehen, z. B. sich auf der Landstraße oder in einem Walde maskirt betreffen zu lassen, einen Baum umzuhauen und Aehnliches mit Todesstrafe bedroht worden, und sowie Niemand daran dachte, diese Gesetze, deren Grund weggefallen war, noch anzuwenden, so fiel auch Niemanden ein, daß ihre ausdrückliche Aufhebung nöthig werden könne. Desto größeres Erstaunen und Schrecken erregte es, als vor etwa 17 Jahren unter dem Miniſte-

rium des Lords Sidmouth (Addington) ein Mann wegen eines ungehaltenen Baumes zum Tode verurtheilt und wirklich hingerichtet wurde. Viele Versuche, der Strafgesetzgebung einen weniger grausamen Charakter zu geben, wurden schon früher gemacht, auch allerdings Einiges erreicht; auf den Betrieb eines Romilly wurde 1808 die Todesstrafe bei dem Taschendiebstahl abgeschafft. Das Erste, was Peel vornahm, war eine neue Ordnung für die Geschwornen, vom 22. Jun. 1825, wodurch 64 ältere Gesetze aufgehoben wurden, die von Heinrich III. (1244) anfangen und meist den ältern Zeiten angehören. Die Gegenstände dieser neuen Juryordnung (von 63 Paragraphen) sind hauptsächlich die Fähigkeit, Geschworner zu seyn, die Art der Ernennung, die Strafen des Ungehorsams und der Beamten, welche bei Aufstellung einer Geschwornenschaft gesetzwidrig verfahren; aber das gerichtliche Verfahren selbst wird nicht verändert. Nur soll die Krone keinen Geschwornen ohne Angabe und Nachweis einer bestimmten Ursache verwerfen, ein Angeschuldigter kann ohne Angabe des Grundes 20 verwerfen. Darauf folgte in der folgenden Sitzung (7. Georg IV. C. 67) die Acte vom 26. Mai 1826 über Verbesserung der Criminalrechtspflege in England (in 32 Paragraphen), worin mehre Vorschriften über das Criminalverfahren gegeben, vorzüglich aber unnütze Förmlichkeiten abgeschnitten und einige wunderliche Bestimmungen aufgehoben werden. Ein Gehülfe eines Verbrechens soll Strafe erleiden, wenn auch der Haupthäter nicht hat vor Gericht gebracht werden können. In Verbrechen, auf der Grenze zweier Grafschaften begangen, sollen die Gerichte beider Grafschaften competent seyn. Bloße Fehler in den Namen sollen das Verfahren nicht hindern, sondern von dem Gerichte verbessert werden. Tiefer und mehr in das Einzelne der Strafgesetze gehen nun die Gesetze vom 21. Jun. 1827 (7. und 8. Georg IV. C. 27—31) ein, welche die letzte Arbeit Peel's waren, da er schon vor ihrer definitiven Annahme (am 12. April) aus dem Ministerium ausgetreten war. Durch das erste dieser Gesetze (Cap. 27 des Parlamentsstatuts vom J. 1827) werden eine große Menge älterer Gesetze aufgehoben, deren ältestes vom J. 1224, das neueste von 1826 ist, insofern sie die mildere Bestrafung der Geistlichen (benefit of clergy), Diebstähle und ähnliche Verbrechen, boshafte Beschädigung des Eigenthums und die Haftung der Hundertschaften für die Schadloshaltung des Beschädigten betreffen. Das 2. Gesetz (Cap. 28) ist nur kurz. Es betrifft noch einige Punkte des Verfahrens, z. B. daß Derjenige, welcher vor Gericht gar nicht antworten will, angesehen werden soll, als beantwortete er die Anklage mit: nicht schuldig. Das benefit of clergy wird (§. 6) ganz aufgehoben, doch soll Niemand mit dem Tode bestraft werden, als wegen solcher Verbrechen (Felonie), bei welchen schon bei Eröffnung der Sitzung das benefit oi clergy ausgeschlossen war. Die Verbrechen (Felonien), bei welchen die Todesstrafe hinwegfällt und keine besondern Strafen festgesetzt sind, sollen nach Gutbefinden der Gerichte mit sieben Jahre Transportation oder zweijährigen Gefängnisse, womit Auspeitschung und schwere Arbeit verbunden werden kann, bestraft werden. Das Gesetz über die Bestrafung des Diebstahls und ähnlicher Verbrechen (Cap. 29) hebt eine Menge Unterscheidungen auf und ist etwas milder als die frühern, würde aber bei uns noch immer einer unnöthigen und übermäßigen Grausamkeit, und wohl mit Recht, beschuldigt werden. Der Unterschied zwischen großem und kleinem Diebstahl wird

zwar aufgehoben, aber auch der kleine einfache, d. i. nicht gesetzlich ausgezeichnete Diebstahl mit siebenjähriger Transportation oder zweijährigem Gefängniß und nach Gutbefinden ein- bis dreimaliger Auspeitschung und harter Arbeit (Tretmühle) bestraft. Mit dem Tode werden noch immer bestraft Raub, Erpressung durch die Drohung mit der Anklage unnatürlicher Wollust, Kirchendiebstahl, Diebstahl mit Einbruch in einem Wohnhause, Beraubung eines gestrandeten oder in Noth befindlichen Schiffes, Viehdiebstahl an Pferden, Ochsen, Kühen, Kälbern, Schafen und Lämmern. Ein anderes Gesetz von demselben Tage (Cap. 30) betrifft die Bestrafung vorsetzlicher Eigenthumsbeschädigungen, von der Brandstiftung an bis zu kleinen Beschädigungen an Bäumen und andern Gegenständen. Auch hier wird noch in vielen Fällen die Todesstrafe angedroht. Auf dem Anzünden eines Hauses oder Nebenhauses, eines Stalles, einer Scheune, einer Mühle, eines Getreideschobers u. s. w., in der Absicht, irgend Jemand einen Schaden zufügen, steht der Tod. Ebenso auf dem Anzünden einer Kohlengrube, einer Kirche oder Capelle, auf dem Zerstören einer Maschine in einem Auflauf, dem Anzünden eines Schiffes, dem Versuchen eines Schiffbruchs durch falsche Signale. In den geringern Fällen bedurfte es immer schon keines feierlichen Criminalverfahrens, sondern einer bloß summarischen Ueberführung vor einem Friedensrichter, und auf diesen sehr kurzen Proceß wird auch hier häufig hingewiesen; es findet aber von der Entscheidung des Friedensrichters eine Appellation an die Vierteljahrssession der sämmtlichen Friedensrichter der Grafschaft statt. Diese Gesetze zusammen sind unter dem Namen des Peelsacte bekannt und von Tidd Pratt und Archbald herausgegeben worden. An sie schließt sich eine noch aus dem Ministerium des Lords Goderich herrührende Acte an, welche nach dem Minister des Innern, Marquis von Landsdown, die Landsdownacte genannt wird, obgleich dieß Ministerium schon i. Jan. 1828 wieder abtrat und die Acte erst am 27. Jun. 1828 zu Stande kam. Sie betrifft (in 38 §§.) die Bestrafung von Mord, Todtschlag, Sodomie, Nothzucht, Entführung, Bigamie und andere Verbrechen gegen die Personen. Diese Bestimmungen sind viel milder als die dagegen aufgehobenen 57 Gesetze, namentlich ist die Todesstrafe nicht mehr auf bloße Entführung und Bigamie gesetzt, aber Nothzucht und unnatürliche Wollust werden immer noch mit dem Tode bestraft. Dazu kam im J. 1830 eine Acte vom 23. Juli (1. Wilhelm IV. C. 66) über die Bestrafung der Fälschungen in 32 Paragraphen. Auch sie ist sehr freigebig mit Todesstrafen; Nachmachen der königlichen Siegel, der Banknoten, Schatzkammerscheine, Wechsel oder Zahlungsanweisungen, Verfälschungen in dem Staatsschuldbuche oder in den Schuldbüchern der anerkannten Handlungscompagnien, Fälschung einer Uebertragung im Staatsschuldbuche oder einer Vollmacht dazu, soll die Todesstrafe nach sich ziehen. Endlich gehört wenigstens zum Theil hierher die Acte vom 5. Oct. 1831 (1. und 2. Wilhelm IV. C. 32) über die Jagden, welche in der Rede des Königs am Schlusse des Parlaments als die Erfüllung eines allgemeinen Wunsches hervorgehoben wurde. Das Jagdwesen ist in England eine ziemlich verwickelte Sache, und das Recht, Wild zu jagen oder zu hegen, ist kein Ausfluß des Eigenthums, sondern durch Rang und Vermögen bedingt. Es gehört dazu ein königliches Certificat, welches jährlich mit einigen Pfund gelöst wird, und ohne welches Niemand Flinten, Hunde, Netze und andere Werkzeuge zur Jagd brauchen oder nur besitzen darf.

Auch die Berechtigten dürfen nicht an Sonn- und Festtagen, nicht des Nachts und nicht in geschlossenen Zeiten jagen, und auf alle diese Uebertretungen waren schwere Geldbußen und andere Strafen gesetzt. Z. B. einen Hasen des Nachts zu schießen, kostete das erste Mal 20 Pfund, das zweite Mal 30, das dritte Mal 50 Pf. Alle diese Verordnungen sind nun mehr geordnet und bedeutend gemildert worden.

Nächst den Criminalgesetzen hat man sich am meisten mit dem Gerichtswesen beschäftigt, von dem Lordkanzler an, zu dessen Amt eine sehr umfassende Gerichtsbarkeit und die Ernennung einer großen Menge einträglicher Stellen, meist ohne viele Arbeit, auch da der Kanzler ehedem ein Geistlicher war, das Patronat sehr vieler geistlichen Stellen gehörte, bis zu den Ortsgerichten für minder wichtige Streitigkeiten. Auch die ersten Richter der übrigen Gerichtshöfe hatten ähnliche, doch nicht so ausgedehnte Gerechtsame. Durch Gesetze vom 5. Juli 1825 (6. Georg IV. C. 83 und 84) wurde der bis dahin gewöhnliche Verkauf jener Stellen abgestellt und überhaupt die Sporteln der Richter aufgehoben, dafür aber ihr Gehalt ansehnlich erhöht. Mit dem Großkanzler Eldon war in dieser Hinsicht nichts auszurichten, hingegen Lord Brougham hat sich den Vorwurf zugezogen, daß er aus Ehrgeiz allzu viel aufgeopfert habe. Er hat auf eine Menge solcher Rechte, z. B. das Vergeben einer Sinecure von 10.000 Pf. verzichtet, die Graf Eldon seinem Sohne gegeben hatte, er hat die Bestellung der Pfarreien den Bischöfen überlassen und mehren zufälligen Einnahmen entsagt. Wenn dieß auch aus Ehrgeiz geschähe, so wäre derselbe doch dem Lande nützlicher als der Geiz anderer Art, welcher alle diese Vortheile festhielt. Zu den Geschäften des Lordkanzlers gehörten auch die Concurse, welche durch Commissionen besorgt wurden. Dafür ist durch eine Parlamentsacte vom 20. Oct. 1831 (1. und 2. Wilhelm IV. C. 56) ein eignes Gericht (Court of bankrupcy) errichtet worden, bestehend aus einem Präsidenten, vier Richtern und sechs Commissarien mit den nöthigen Subalternen. Uebrigens ist die Gerichtsverfassung Englands so verwickelt, daß wir uns enthalten müssen, sowohl von dieser neuen Einrichtung, welche auch manche Stimme gegen sich zu haben scheint, als von der schon 1825 durch die Parlamentsacte vom 2. Mai (6. Georg IV. C. 16) gegebene neue Concursordnung weitere Rechenschaft zu geben, als daß diese in 136 Paragraphen Bestimmungen darüber gibt, wir als Bankruttirer und welche Handlungen als bankrut anzusehen seyen, und sodann das weitere Verfahren regulirt. — Die beiden wichtigsten Schritte der Gesetzgebung sind jedoch die bürgerliche Gleichstellung der Katholiken und die Parlamentsreform (s. d.). Wohin die nächsten Reformen der Gesetzgebung gehen werden, ist nicht wohl vorauszusehen, aber Das läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmen, daß der Punkt, wohin sie führen und wo sie stehen bleiben werden, noch schwerer zu bestimmen ist.

Administrative Eintheilung des Reichs. I. Das Königreich England mit dem Fürstenthume Wales zerfällt in ein Herzogthum und folgende Grafschaften: 1) Middlesex, 2) Essex, 3) Suffolk, 4) Norfolk, 5) Cambridge, 6) Harford, 7) Buckingham, 8) Oxford, 9) Glocester, 10) Montmouth, 11) Hereford, 12) Worcester, 13) Warwick, 14) Northampton, 15) Bedford, 16) Huntingdon, 17) Rutland, 18) Leicester, 19) Stafford, 20) Shrop, 21) Chesshire, 22) Derby, 23) Nottingham,

24) Lincoln, 25) York, 26) Lancasterſhire, 27) Durham, 28) Northumberland, 29) Cumberland, 30) Westmoreland, 31) Kent, 32) Suſſex, 33) Surry, 34) Berks, 35) Hampſhire, 36) Devon, 37) Sommerſet, 38) Wilts, 39) Dorſet, 40) das Herzogthum Cornwallis; das Fürſtenthum Wallis oder Wales mit folgenden Grafſchaften: 41) Pembroke, 42) Cardigan, 43) Caermarthen, 44) Glamorgan, 45) Brecknok, 46) Radnor, 47) Montgomery, 48) Merioneth, 45) Denbigh, 50) Flint, 51) Carnarvon, 52) Angleſea. II. Das Königreich Schottland zerfällt in drei Theile und 33 Shires und Stewartrys (Landſchaften): 1) Südſchottland, 2) Mittelſchottland, 3) Nordſchottland. III. Das Königreich Irland zerfällt in 4 Provinzen und 32 Countys oder Grafſchaften; 1) die Provinz Leinſter, 2) Ulſter, 3) Connaught, 4) Munſter. IV. Die vaterländiſchen Inſeln: die Inſel Man gehört zur Grafſchaft Westmoreland, die 125 Eilande der Scylli-Inſeln zum Herzogthume Cornwallis, die Inſeln Bute und Arran zu Südſchottland; die Hebriden gehören zum Theil nach Mittel-, zum Theil nach Nordſchottland, die 67 Orkenays oder Orkaden, von denen 30 bewohnt ſind, und die Shettländiſchen Inſeln gehören aber ſämmtlich nach Nordſchottland. V. Die Nebenländer Großbritanniens in Europa (dieſe waren nicht in den oben angegebenen Flächenraum mit eingeſchloſſen): 1) Hanover (ſ. d.), 2) die Inſeln Guernſey (ſ. d.), Jerſey, Sarg und Alderney, 3) Malta und Gozo, 4) die Feſtung Gibraltar an der ſüdlichen Küſte Spaniens gelegen mit 15.000 Einw., 5) die ioniſchen Inſeln. VI. Die außereuropäiſchen Beſitzungen ſ. im folg. Art. — Die Engländer ſind die Nachkommen der im Jahre 450 hier gelandeten Angelſachſen, ihre Zahl beträgt mehr als 15 Mill., zu denſelben kommen gegen 700.000 Waliſer, die noch von den alten Briten abſtammen, welche durch die Angelſachſen verdrängt wurden, ferner 7 Mill. Hochſchotten und Iren, welche Nachkommen der Ureinwohner der Inſeln der alten Celten ſind. Die Schotten haben durch den engliſchen Einfluß auch ſchon viel von ihren früheren Eigenthümlichkeiten verloren; nur die Hochſchotten haben die patriarchaliſchen Sitten und die Tugenden der alten Hirtenvölker, wie die Kühnheit und Tapferkeit ihrer Väter, treu beibehalten, und Sprache, Lebensart, Sitten und Kleidung bezeichnen noch wie vor ihre Eigenthümlichkeit. Noch rechnet man 160.000 Menſchen, die von franzöſiſcher, 30.000, die von normänniſcher, 15.000, die von deutſcher, 2000, die von flamändiſcher und über 250.000, die von verſchiedenen andern Nationen abſtammen. Während man im Jahre 1828 die Seelenzahl der vereinigten Königreiche auf 22 800.000 angibt, ergab die im Jahre 1821 vorgenommene, und uns 1827 bekannt gewordene, amtliche Zählung, ohne die Land- und Seeſoldaten, 20.874.159 Seelen. — In Hinſicht der Religion zerfallen die 22 Mill. Menſchen in 16.800.000 Evangeliſche, als: Episcopalen, Presbyterianer, Diſſenters (worunter über 180.000 Quäker) ꝛc., in 6.585.000 Katholiken und in 15.000 Juden. Nach den oben erwähnten Aufnahmen waren ſie in 13.885 Kirchſpiele vertheilt. Eine andere Mittheilung (durch die Times) gab 1159 kathol. Kirchſpiele an, es blieben daher 12.626 evang. Kirchſpiele. In England ſind 2 Erzbiſchöfe, 27 Biſchöfe, in Irland 3 Erzbiſchöfe und 12 Biſchöfe, und in Schottland 6 Biſchöfe. Die in dieſem letztern Königreiche herrſchende presbyterianiſche Kirche theilt ſich in 64 Presbyterien, die unter 15 Provinzial-Synoden ſtehen. Die Katholiken, deren England an 600.000 zählt, ſind in 4 Diſtricte und 4 General-

Vicare getheilt, in Schottland, wo gegen 100.000 Katholiken leben, sind sie unter 2 General-Vicare getheilt, in Irland aber, wo $^5/_7$ der Nation Katholiken sind, stehen sie unter 4 Erzbischöfen, 22 Bischöfen, und an 896 Kirchen sind 1500 Weltgeistliche angestellt, auch sind 11 Mönchs- und 4 Nonnenklöster vorhanden. An Lehranstalten sind anzuführen: 8 Universitäten (London, Oxford, Cambridge, Dublin, Edinburg, Andrews, Glasgow und Aberdeen), 8 größere Gymnasien; im Ganzen zählt man 36.000 öffentliche Schulen, mit 1.600.000 Schülern und 56.800 Lehrern und Lehrerinnen. Die größern wissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften sind: Royal Society, Society of Antiquaries, Society for the encouragement of Arts, Manufactures and Commerce, Society of Artists, Royal Academie of Arts, Society of Engravers, Society of Painters, Medical Society (ein deutscher Verein, an dessen Spitze der kürzlich verstorbene Dr. Röhden als Präsident stand, und der rühmlichst bekannte Hüttner noch Secretair ist), und 21 andere Societäten, die sämmtlich in London bestehen, wo auch das brit. Museum befindlich ist. Die Wohnplätze auf den 3 Hauptinseln und ihrem Zubehör bestehen in 58 Cities, 255 Boroughs, 766 Marktflecken, 40.500 Dörfern und Weilern. Die ersten 3 Abtheilungen bilden, mit andern Worten bezeichnet, gegen 900 Städte und große Marktflecken, und zwar befinden sich darunter: vom 1. Range zwei Städte mit mehr als 300.000 Einw., vom 2. Range 7 Städte mit mehr als 100.000 Einw., vom 3. Range 15 Städte mit mehr als 30.000 Einw., vom 4. Range 30 Städte mit mehr als 15.000 Einw., vom 5. Range 96 Städte mit mehr als 10.000 Einwohnern. — Wappen: ein Haupt- und Herzschild. Der Hauptschild hat 4 Felder: 1 und 4 mit 3 goldenen Leoparden von England in Roth, 2 mit dem aufgerichteten rothen Löwen von Schottland in Gold, die Einfassung doppelt mit unterlegten Lilien und 3 die goldene Davidsharfe von Irland mit silbernen Saiten in Blau. Das Herzschild trägt eine Königskrone und enthält rechts die beiden goldenen Löwen von Braunschweig, links den blauen Löwen von Lüneburg, unten das weiße Roß von Sachsen in blau. Den Hauptschild bedeckt die königliche Krone von England mit dem darüber stehenden, goldenen, gekrönten Löwen, denselben umgibt das große blaue Hosenband mit der Devise: „Honny soit qui mal y pense"; unter dem Schilde liegen die beiden Zweige, welche die englische Rose, die schottische Distel und den irischen Klee in sich vereinigen und mit der ordentlichen Devise der Krone „Dieu et mon droit" umschlungen sind. Als Schildhalter stehen zur rechten Seite ein goldener, gekrönter Löwe, zur linken ein silbernes Einhorn mit einer Krone um den Hals und einer daran befestigten, herunter hängenden, goldenen Kette. — Orden: 1) der Orden des blauen Hasenbandes (the most Noble Order of the Garter), gestiftet am 19. Jan. 1350; Großmeister der König. 2) Der schottländische Distelorden (the most Ancient and most Noble Order of the Thistle), gestiftet im Jahre 787, restaurirt 1540 und nochmals 1667. 3) Der Orden des heiligen Patrik, gestiftet 5. Febr. 1783. 4) Der Bath-Orden (the most Honourable Military Ordre of the Bath), gestiftet 1329, restaurirt 1725, erweitert und in 2 Klassen getheilt 1815. 5) Der Guelfen-Orden, s. Hanover. — Das Heer: die Landmacht bestand 1832 in Europa aus 80.808 Mann, incl. der Ober- und Unteroffiziere, und 5834 Pferden. Die in Indien belief sich auf 22.539 Mann nebst Offizieren und 8804

Pferde. Die englische Armee besteht aus dem 1. und 2. Leibgarde-Regiment, der reitenden Garde, 7 Garde-Dragoner-Regimentern, 17 Dragoner-Reg., 3 Fußgarde-Reg. und 99 Infanterie-Reg. und dem Artillerie-Corps. Dabei waren 1832 angestellt: 6 Feldmarschälle, 99 Generale, 218 Generallieut., 214 Generalmajors, 193 Obersten, 748 Oberstlieut. und 897 Majors; der König hat 24 General-Adjutanten. Das Heer wird zur Kriegszeit bis auf 250.000 Mann verstärkt und ist in der Friedenszeit in 24 Militair-Distrikte eingetheilt (11 in England, 6 in Schottland, 7 in Irland); Rekrutirungsbezirke sind in England 14, in Schottland 4, in Irland 8. Die Miliz der vereinigten Königreiche besteht aus 153.000 Mann. Der größte Theil der engl. Armee befindet sich in den Colonien, auf Malta, Gibraltar, auf den ionischen Inseln ꝛc. Die Seemacht betrug im Jahre 1832: 26 Linienschiffe ersten Ranges, 23 dergl. zweiten Ranges, 81 dergl. dritten Ranges, 12 dergl. vierten Ranges; 23 Fregatten ersten Ranges, 117 dergl. zweiten Ranges, 127 dergl. dritten Ranges und 197 Sloops; zusammen 606 Schiffe. Es waren dabei 1832 angestellt: ein Lord-Admiral, 16 Admirale von der rothen, 19 von der weißen und 40 von der blauen Flagge; 22 Vice-Admirale von der weißen und 24 von der blauen Flagge; 23 Contre-Admirale der rothen, 21 Contre-Admirale der weißen, 23 der blauen Flagge und 28 Contre-Admirale, die überzählig waren; in wirklicher Anstellung also 189 Admirale. Königl. Schiffs-Capitaine waren 830 im Activdienst, 20 überzählig; Commandeurs (Commanders) zählte die Marine 868, Schiffs-Lieutenants 3710, Fähnrichs 543, Schiffs-Chirurgen 258, Zahlmeister 688. — Festungen, Waffenplätze und Kriegshäfen: a) in Großbritannien: Aberdeen, an der Nordsee, mit starken Strandbatterien. Augustus-Fort am Murray-Busen. Chatam, großer Kriegshafen und eine der Hauptstationen der britischen Flotte. Dahl, festes Schloß an der Nordsee. Dartmouth, Fort, am Hafen der gleichnamigen Stadt. Dombarton, hohes Felsen-Castell bei der Stadt dieses Namens in Schottland. Dover, starkes Castell. Edinburg, sein Schloß mit 12 Basteien und tiefen, in Felsen gehauenen Gräben umschlossen. Falmouth, dessen Befestigung aus den beiden Forts Pendennis und St.-Maws besteht. Flint, festes Schloß am Dee. Fort Georg, am Murray-Busen. Harwich, stark befestigte Stadt an der Stour und deren Mündung in die Nordsee, den Hafen beschützt das Castell Landguard. Inverneß, festes Schloß, im schottischen Hochlande. Lynn, an der Usemündung, hat zwei bedeutende Schanzen; die, welche den Hafen deckt, heißt St.-Anna. Pembrok, befestigter Hafen in Südwales. Portsmouth, die erste Festung und der erste Kriegshafen des Reichs und die Hauptstation seiner Flotte. Die Fortificationen sind regelmäßig und wohl erhalten, drei starke Schanzen decken den Hafen, und als detachirten Werke liegen ihr gegenüber, bei der Stadt Gosport, die festen Schlösser Charleß, James, Borough und Blokhouse. Fort Roß, am Murray-Busen. San Don, Fort an der Nordsee. Southampton, ein kleiner Waffenplatz. Walmer, festes Schloß an der Nordsee. William, Fort am Murray-Busen. Yarmouth, starke Festung auf einer Landzunge an der Mündung der Yare. b) In Irland: Athol, festes Schloß, am Shannon. Belfast, festes Schloß und Seehafen. Charlemont, festes Schloß, am Blakwater. Clommel, regelmäßig befestigte aber vernachlässigte Festung, am linken Suir-Ufer. Cork, mit zwei Forts. Enniskillen, zwei feste

Schlösser auf einer Insel, in der Provinz Ulster. Kinsale, am Bandon, mit dem Carlsfort, einst eine starke Festung. Limerik, befestigte Stadt mit einer Citadelle, am Shannon. Waterford, an der Ostküste, mit einem Fort. Youghall, an der Ostküste, mit einem Fort. c) Auf den Inseln: das Schloß Marys auf einer, denselben Namen führenden Insel der Scilly-Gruppe. — Militairische Anstalten: von den vielen Anstalten dieser Art nennen wir hier: die Militair-Akademien zu Woolwich und zu Hamptoncourt. Die Seekadetten-Anstalten zu Woolwich, Portsmouth und Plymouth. Schifffahrts- und nautische Schulen fast in allen größeren Seestädten. Das königl. Militair-Waisenhaus und das Ormondinstitut für junge Seeleute, beide in Chelsea. Das Erziehungshaus für Kinder gefallener Soldaten, in Newport. Das große, prächtige Invalidenhaus zu Chelsea. Die Seehospitäler zu Portsmouth, Deptford und Greenwich. Die großen Stückgießereien zu Woolwich, Carronwerft, Rotherham, Clyde-Iron-Works. Die Gewehrfabriken zu Birmingham und Sutton. Pulvermühlen sind zu London, Battle u. s. w. Das große See-Zeughaus zu Woolwich mit dem Artilleriepark von 8000 Kanonen. Die Staatseinkünfte betragen über 55 Mill. Pf. St., die Ausgabe circa 50 Mill. Pf. St. (Ueber die britische Nationalschuld s. d. Art.). — Als historische Werke nennen wir: die von Hume und Smollet, welche Will. Jones in seiner „History of England the reign of George III." (Lond. 1825, 3 Bde.) fortgesetzt hat. Dieses Werk enthält zugleich die Zeitgeschichte. Allein der Verf. ist nicht unparteiisch genug. Die neuesten ausführlichen Darstellungen der Landesgeschichte von Sharon Turner und Lingard bilden einen scharfen Gegensatz. Turner scheint seine in drei verschiedenen Werken bearbeite Geschichte Englands, die Geschichte der Angelsachsen, die Geschichte Englands im Mittelalter und die neuere Geschichte, die in der 1832 erschienenen Ausgabe in 12 Bänden vereinigt sind, mit dem Tode der Königin Elisabeth geschlossen zu haben. Dem Verdienste gründlicher Forschung thut eine zuweilen befangene Beurtheilung und eine ungefällige Form der Darstellung Eintrag. So eifrig er in seiner neuern Geschichte die Reformation und ihre Urheber vertheidigt, so kräftig versicht der katholische Priester Lingard in seinem Werke, das bis auf den Sturz des Hauses Stuart (1688) geht (deutsch v. Freih. C. A. v. Salis, Frkf. a. M. 1827 fg.), das römische Kirchenthum. Mit einer klaren, wenn auch nicht lebendigen Darstellung, verbindet auch er eine sorgfältige Benutzung der Quellen; aber überall, wo das kirchliche Interesse, in der ältesten wie in der neuern Zeit, hervortritt, verletzt er durch Verschweigung oder durch künstliche Entstellung der Thatsachen die Pflicht der Unparteilichkeit, und wie Hume aus Vorliebe für das Haus Stuart, wird er aus Hinneigung zur Hierarchie unredlich. Eine durch unparteiliche Forschung und vollendete Form ausgezeichnete Darstellung der reichen Geschichte Englands ist eine noch ungelöste Aufgabe. Palgrave's „Hist. of England" (1831) gibt eine ansprechende Uebersicht, von James Mackintosh aber hatte man, nach der frühern Ankündigung vieljähriger Vorbereitung, ein bedeutenderes Werk erwartet, als seine Geschichte Englands in Lardner's „Cabinet cyclopaedia" (3 Bde., 1830 fg.) geworden ist. — Des Lord John Russel „Gesch. der engl. Regierung und Verfassung von Heinrichs VIII. Regierung an bis auf die neueste Zeit" hat D. Kritz nach der 2. Ausg.

überſ. (Lpz. 1825). Ge. Moore's „Geſch. der brit. Revolut. von 1688 ꝛc.“ hat B. J. F. v. Halem a. d. Engl. überſ. (Lpz. 1822). — Unbefangener als Hume und würdiger als Lingard hat Guizot die „Hist. de la révolut. d'Anglet. depuis l'avénement de Charles I. jusqu'a la chûte de Jacques II. (Paris 1826 fg., 2 Bde.) dargeſtellt. Walter Scott erzählte die Geſchichte Schottlands in Lardner's „Cyclopaedia“ (1830) geiſtreich und lebendig, aber an kritiſcher Forſchung und gründlicher Ausführlichkeit überragt ihn weit Patrick Frazer Tytler, deſſen Werk (Edinburg 1829 fg.) bis auf Jakob III. hinabgeführt iſt. Irlands tragiſche Geſchichte hat O'Driscol (1827) bis zu Ende des 17. Jahrhunderts ziemlich unparteiiſch bearbeitet, und der Dichter Thomas Moore in Lardner's Sammlung zu erzählen angefangen. Die Geſchichte der engliſchen Verfaſſung wurde ſeit Hallam, deſſen „Constitutional history of England“ in der dritten Ausgabe (3 Bde., London 1832) erſchien, in Palgrave's Werk: „The rise and progress of english commonwealth“ (2 Bände, London 1832, 4.), bearbeitet, welches die Geſchichte der Staatseinrichtungen Englands gründlicher entwickelt als es bis jetzt geſchehen iſt. Statiſt.-polit. Inhalts ſind: die „Lettres sur l'Angleterre“, vom Bar. v. Staël-Holſtein (Par. 1825), deutſch von Scheidler u. d. T.: „Ueb. die Verfaſſung, Verwaltung und den polit. Gemeingeiſt Englands in Vergleich mit Frankreich“ (Jena 1825); die „Lettres de Saint-James“ (Genf 1819—26, 5 Thle.); die „Voyages dans la Gr.-Bretagne, entrepris réletivem. aux services publics de la guerre, de la marine et des ponts et chaussées, au commerce et à l'industrie, depuis 1816. Par le Bar. Ch. Dupin“ (1. A. 1820, 2. A. Paris 1825, 3 Abth. jede von 2 Bdn.; deutſch mit den Anm. der engl. Ueberſ. und m. Kpfn., Stuttg.); Lowe's „England nach ſeinem gegenwärt. Zuſtande des Ackerbaues, des Handels und der Finanzen“, deutſch von Jakob (Lpz. 1823), und H. Meidinger's „Reiſe durch Großbrit. und Irland, in topogr., commerz. und ſtatiſt. Hinſicht. Ein Handb. für Reiſende“ (2 Bde., m. Charten, Fkf. a. M. 1829).

Großbritanniſches oder Britiſches Reich. Unter dieſem Namen verſtehen wir nicht die europäiſchen Beſitzungen der Inſeln Großbritannien und Irland, nicht Helgoland, nicht Gibraltar, nicht Malta und die joniſchen Inſeln, denn dieſe ſtehen alle in naher Verbindung mit der Krone und die Macht der Beamten iſt in dieſen von der Oberbehörde ſehr abhängig. Dieß iſt aber ganz anders in den Außenſtaaten der Krone Großbritannien, wo zwar, außer in den Provinzen der oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft, die Colonialverwaltung die ſtatthalteriſche Gewalt etwas controllirt, aber das Kronenrecht vom Statthalter, ungeachtet der vorbehaltenen ſtrengen Verantwortlichkeit, nicht auszuſchreiten, nur zu häufig willkürlich uſurpirt wird. Manches wagte hier der Stellvertreter, was im Mutterlande König und Miniſter gegen Herkommen und Verfaſſung zu verſuchen ſich nicht erkühnen würden. Solche Mißgriffe der Obrigkeit koſteten der Krone den Verluſt der colonialen Abhängigkeit der nordamerikaniſchen Freiſtaaten; und doch kommen immer von Zeit zu Zeit Thaten vor, die es der Krone und dem Parlamente beweiſen müßten, daß die Aufſicht auf ſo entfernte Beamten nicht ſtreng genug ſeyn kann. Auſtralien iſt die einzige Colonie, wo eine wahre Militairregierung, ohne alle Controlle und Milderung von Seiten der eingeſeſſenen Grundeigenthümer, ſtattfinden. Dieß rührt aber davon her, daß

man noch immer dieſe Colonie als eine Verbrecherſtrafanſtalt anſieht, da in anderer Rückſicht die unbeſchränkte Gewaltsvollmacht ſehr zum Beſten der Colonie wirken kann. In den Colonien mit den weiteſten Regierungsvollmachten der Statthalter werden ſie in 5 bis 6 Jahre beſtändig gewechſelt; welches ſowohl bei dem Generalgouverneur in Calcutta, als zur Port Jackſon in Auſtralien der Fall zu ſeyn pflegt. Jene Außenſtaaten: I. Direct der Krone England unterworfene. A. In Nordamerika die Gouvernements Quebek, mit 430.000, York (Obercanada), mit 370 000, Neu-Braunſchweig, mit 70.000, Neu-Schottland, mit 180.000 und Bermudes, mit 30.000 Einw. B. In Weſtindien die Gouvernements Jamaica, mit 360.000, Leewardsinſeln, mit 105.000, Dominica, mit 26.000, Sainte-Lucie, mit 25 000, Barbadoes, mit 82 000, St.-Vincent, mit 76.000, Tabago, mit 18.000, Trinidad, mit 34.000, Bahama, mit 15.000, Muscito, mit 5000 und Honduras, mit 4000 Einw. C. In Südamerika die 3 Colonien Demerary, Berbice und Eſſequebo, mit 104.000 Einw. D. In Afrika das Kapland, mit 120.000, Inſel Mauritius, mit 80.000, Sechellen und Amiranten, mit 8000 und Guineacolonien, mit 15.000 Einw. E. In Aſien die Inſel Ceilon, mit 800.000 Einw. F. In Auſtralien, mit 70.000 Einw. Zuſammen 3.027.000 Einw. II. Unmittelbare Beſitzungen der oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft: A. Bengalen, Bahar und Benares, mit 30 Mill. Einw. B. Neue Erwerbungen in Hindoſtan, die ſich bei dem fortgehenden Mediatiſationsſyſtem des Oberſtatthalteramts vermehren, mit 18 Mill. Einw. C. Gurval, Kumaon, mit 500.000 Einw. D. Präſidentſchaft Madras, mit 15 Mill. Einw. E. Bombay, mit 2.500.000 Einw. F. Neue Gebiete in Dekan, mit 8 Mill. Einw. G. Malacca, mit 500.000 Einw. H. Die Inſel Prinz Wales, mit 18.000 Einw. I. Die Inſel St.-Helena, mit 6000 Einw. III. Die der oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft zinsbare Fürſten. A. Der Nizam, mit 10 Mill. Einw. B. Der Raja von Nagpoor, mit 3 Mill. Einw. C. Der Nabob von Oude, mit 3 Mill. Einw. D. Guikowar, mit 2 Mill. Einw. E. Rotah, Bondee, Bopaul, mit 1.600.000 Einw. F. Der Raja von Myſore, mit 3 Mill. Einw. G. Der Raja von Sattarah, mit 3 Mill. Einw. H. Die Raja's von Travancore und Cochin, mit 1 Mill. Einw. I. Die Raja's der Ratsbuten und übrigen kleinen Fürſten, mit 15 Mill. Einw. Totalſumme beinahe 128 Mill. Einwohner. Der Generalſtatthalter und die Präſidenten haben mehr Macht in ihrem Diſtrict, als ihr König und ſein Miniſterium in England beſitzt. Der dem Präſidenten und dem Oberſtatthalter zur Seite ſtehende Rath, der das Civile unter ihm leitet, wird vom oſtindiſchen Hauſe in London ebenſowohl gewählt als der übrigen Großbeamten Zahl. Leider werden dieſe Stellen mehr durch Gunſt als dem Verdienſte ertheilt. Viele der hohen Räthe mit einem Einkommen, dem nur das Gewiſſen Schranken ſetzt, waren vormals Reſidenten; d. h. Civil- und Militairgeſandte, wie Roms Proconſuln einſt an Aſiens und Afrika's Könige vom Senat geſchickt wurden, die zugleich ein Truppencorps in dem Senat befehligen, oder an der Grenze, wenn der Regent, an deſſen Hofe er accreditirt iſt, etwa keine britiſchen Truppen auf ſeines Landes Koſten beſoldet, oder der Handelsgeſellſchaft als Pfänder freie Bundesfeſtungen eingeräumt hat. Gebildet werden dieſe Männer, immer geborne Briten, im Unterrichtscollegium zu Calcutta und zu Hereford in England, die ſich beide einander um ihren Seminarieneinfluß

beneiden. Dieſe Männer ſind oft Verwandte oder Begünſtigte der hauptſächlichſten Actieninhaber, deren Actien jetzt ebenſo feſt in Familienhand ſitzen, als Grundeigenthum, welches das bisherige Geſetz immer einem Sohne in England als Erben transmitirt. Oft ſind dieß höchſt verdorbne Menſchen in Folge vernachläſſigter Flucht, ehe ſie in das Bildungsinſtitut oſtindiſcher Beamten eingeſchrieben werden. Schändlich iſt der häufige Luxus mancher unwürdigen Söhne Merkurs, oder vornehmer Nachgebornen, die für Juſtiz, Verwaltung, Diplomatik, Finanz- und Centralſtellen in Hereford und Calcutta gebildet werden. Doch wurden auch große Männer hier gezogen, und die Linguiſtik Oſtindiens erhält hier die vollkommenſte Weihe. Sie iſt den dortigen Beamten unentbehrlich, wird übrigens dort noch ebenſo mönchiſch, als auf den Hochſchulen Englands ſelbſt betrieben, denn in Schottland ſind die geiſtigen Bildungsanſtalten rationaler, als im eigentlichen England, obgleich viele ſchlechter dotirt. In Hinſicht der orientaliſchen Politik, die auf Eigennutz und Verderbtheit der Menſchen, die man zu ſeinem Zwecken bearbeiten will, berechnet iſt, wird nirgends wohl mehr als in Calcutta, die vornehme Jugend zur Führung der Staatsgewalt einſtudirt, aber leider weckt ihre Leidenſchaft der Reiz der Bajaderen und die Creditgabe der Goldwechsler (Banianen) noch mehr. Doch hat gewiß kein Hof in Europa ſchlauere, aber leider auch willkürlichere Diplomaten, als das Bildungsinſtitut in Calcutta geliefert. Vielleicht zu voreilig fürchtet man jetzt in England einmal den Umſturz des Compagnierechts von den Söhnen jener Väter und indiſcher Mütter, die mit orientaliſchen Anſprüchen erzogen, Catilinariſchen Geiſt haben mögen, aber da ſie nur in ſehr niedern Aemtern Anſtellung finden können, deſto eifriger darnach ſtreben, die Familien der eingebornen Heiden und Muſelmänner von der Direction der Diſtrictspachtungen auszuſchließen, die in Oſtindien für die Hindus ebenſo blutſaugeriſch waren, jedoch ein beſſerer Finanzgeiſt jetzt zu beſchneiden ſtrebt. So lang indeß die Compagnieverwaltung in Oſtindien fortdauert, dürfte für die eigentliche Volkserziehung Hindoſtans wenig geſchehen, zumal der heimliche Chriſtenhaß der Braminen, bei aller britiſchen Verwaltungsmilde gegen ſie fortdauert. Es war eine Zeit, als die Politik die ſchwache Regierungen des britiſch-orientaliſchen Reichs zwang, die Heuchler zu ſchonen, die eine Plage ihrer Landsleute ſind, aber ihrer jetzigen Macht wäre es angemeſſen, eine würdigere menſchenfreundlichere Politik zu wählen. Uebrigens hat die ganze Geſchichte der Vorwelt kein ähnliches Beiſpiel eines gewaltigen Unterthanenreichs einer Anzahl Actionaire (etwa 800), deſſen Staatskalender noch bisher von keinem Statiſtiker anders, als in mageren Zahlenregiſtern benutzt worden iſt, vielleicht aber nächſtens beleuchtet werden dürfte. Kein anderer Staat bezahlt großmüthiger ſeine Diener aller Rangarten, hat mehr beweibtes Militair und wird doch nicht immer treu bedient. Die Conſulentſchaft der Actionaire des oſtindiſchen Hauſes in London, gab bei geringerer Beſchäftigung, denn die Behörden in Madras, Bombay und Calcutta berichten nicht viel, dem Miniſter Canning das jetzige Gewicht der britiſchen Handels- und Colonialariſtokratie auf ihn und den ſeinigen auf ſie. Die Macht der britiſchen Handelsgeſellſchaft, welche 220.000 Mann disciplinirte Truppen unterhält, iſt wohl größer, als diejenige des Römerſtaats in ſeiner glänzendſten Periode. Die Vollendung des Entthronungsſyſtems der mächtigen indiſchen Dynaſtien muſelmänniſchen Glaubens, die bei

der Menge der heidniſchen Hindus äußert verhaßt waren und daher verdrängt werden konnten, und Mediatiſation der ſogenannten Tributfürſten, die Ausrundung der großen Präſidentſchaften, die Aufſtellung eines beträchtlichen ſteten Cordons gegen die Seiks um den Indus, gegen die Birmanen, um die Grenzen gegen ſolche zu bewachen, und im Nepaulthale, um gegen die Chineſen ſtets gerüſtet zu ſeyn, und die anſcheinend völlige Unterdrückung der Pindarees im Innern, ſind das große Werk des 1824 zurückgekehrten Generalgouverneurs. Der Tribut, der von den enclavirten ind. Fürſten gezahlt wird, iſt indeß mäßig, und bezahlt kaum 40—50 000 Mann, die in feſter Poſition in den Staaten der Tributfürſten ſtehen, und dispenſirt dieſe von der Nothwendigkeit eines eigenen Heeres. Jene auf Koſten des verbündeten Staats beſoldete Truppen der Compagnie empfangen von den Reſidenten (Miniſtern bei dieſen Höfen) ihre Befehle, um im Nothfalle jeden neuen Bund wider die mächtige Handelsgeſellſchaft ſofort zu unterdrücken. Die innere Regierung haben dieſe Fürſten ganz. Als die oſtindiſche Handelsgeſellſchaft ohne Autoriſation ſo kühne Beamten, als ihre Reſidenten ſind, in Indien anſtellte, wurde es Pflicht der Selbſterhaltung des Staatenbundes zwiſchen dem Indus und Ganges für die oſtindiſche Handelsgeſellſchaft und deren Oberſtatthalter, als Directorium deſſelben, für Hindoſtans innere Ruhe zu wachen. Dieſe ward aber verrückt durch unbeſtimmliche Allianzen der Verbündeten mit andern Staaten, als der Handelsgeſellſchaft, oder durch Inſurrection ihrer Unterthanen. Beſchweren ſich dieſe über die Ungerechtigkeiten ihrer Regierungen bei der Handelsgeſellſchaft: ſo unterſucht die Reſidentſchaft den Fall, welche die Beſchwerde veranlaßt, und die Entlaſſung der Behörden wird bei den Fürſten requirirt, die dieſer als Verbündeter ſtattfinden läßt. Ebenſo regulirt dieß Directorium von ſeinem Tribunal die Thronanſprüche und die Vormundſchaften, theilt auch bisweilen ein zu mächtiges Reich unter mehre Mitglieder der Dynaſtie. Mehre gänzlich der Regierung enthobene Familien genießen von der Handelsgeſellſchaft Penſionen, halten einen Hof und Ehrenwachen und leben unter dem unmittelbaren Schutze der Statthalter frei. Uebrigens iſt das britiſche Abgabenſyſtem niedriger, als jenes der übrigen indiſchen Fürſten, deßwegen bevölkert ſich ihr Gebiet immer mehr. Die Prieſtergeſellſchaft der Hindus iſt in hoher Achtung und bisher den Briten ſcheinbar zugethan, als Feindin des Islams. Die Garniſonen der Regimenter wechſeln fleißig. Die alten Monopole ſchafft die Handelsgeſellſchaft immer mehr ab, und vermehrt die Handels- und Induſtriefreiheit der Eingebornen. Es ſcheint daher das Reich der Briten am Ganges nicht leicht umgeſtoßen werden zu können. Die engl. Regierung ſelbſt regiert die Inſel Ceylon völlig nach gleichen Grundſätzen, und erfährt dort jetzt ebenfalls keinen großen Widerſtand mehr. Alle Colonien, welche die Krone ſelbſt verwalten läßt, koſten jährlich einen ſehr anſehnlichen Zuſchuß, nur Oſtindien, das die Handelsgeſellſchaft nach britiſchen Geſetzen ſelbſt verwaltet, koſtet der Krone nichts. — Es hat aber die Handelsgeſellſchaft 50 bis 100 Mill. Pf. Sterl. Schulden, an ihre Beamte und an die reichen indiſche Unterthanen, in Folge der beſtändigen koſtbaren Kriege, welche erſt ſeit einigen Jahren ganz aufgehört haben. Von dem Detail der verwickelten indiſchen Verwaltung iſt man ſelbſt in Großbritannien nicht vollkommen unterrichtet. (Vgl. den vorigen Art.)

Größe, Größenlehre, s. Mathematik.

Größe, scheinbare, 1) (Opt.), der Raum, den ein Körper im Anblick deckt; in dieser Beziehung unterscheidet man scheinbare Größe, die sich nach dem Gesichtswinkel, oder auch nach Schätzung der Entfernung darstellt, von der wahren, nach Messung gefundenen. 2) In der Astronomie wird nicht nur dieser Unterschied der scheinbaren Größe himmlischer Körper von der wahren berücksichtigt, sondern bei Fixsternen auch noch der Unterschied ihres Glanzes nach Abstufungen als erster bis sechster Größe (auch wohl noch drüber) angedeutet (s. unter Fixstern). 3) Ueberhaupt Etwas in seiner Vorzüglichkeit, Macht, Kraft und Vollkommenheit andeutend; so spricht man von Gottes Größe, von Fürstengröße, Seelengröße u. s. w.

Großglockner, ein wegen seiner außerordentlichen Höhe (2105 Klaftern) und sonderbaren Form (wie eine Glocke) berühmter Berg am äußersten Ende des Möllthales und Kärnthen, Tirol und Salzburg zugleich begrenzend. Erst 1799 ist die Spitze desselben auf Veranstaltung des Fürstbischof v. Gurk zu Klagenfurth, unter ungeheueren Beschwerden erstiegen und zum Andenken ein eisernes Kreuz daselbst errichtet worden.

Großgriechenland (Graecia magna oder Gr. major) nannten die Römer (die Griechen dagegen Kleingriechenland) vorzugsweise den unteren von griech. Colonisten bevölkerten Theil Italiens. D'Anville läßt es nördlich vom Flusse Silar oder Selo, der sich in den Golf von Pästum ergießt, begrenzen; aber es scheint natürlicher, auch Campanien dazu zu rechnen, und an der einen Seite den Volturnus, wo das Gebiet von Cuma endigte, und an der andern den Frento oder Fortore, der Apulien begrenzt und sich ins adriatische Meer ergießt, zur Grenze anzunehmen, weil die griech. Colonien bis hierher reichten. Die Völkerstämme nämlich, welche in den frühesten Zeiten von Norden her in Italien eingewandert waren, bewohnten zwar ganz Italien, aber immer zwischen den Apenninen und in dem Innern des Landes eingeschlossen. Als nun mehre Jahrhunderte später Griechen, theils weil sie in der Heimath keinen Raum mehr fanden, theils weil sie sich von diesem nahe gelegenen Lande angezogen fühlten, hierher kamen, fingen sie an, auf den noch unbesetzten Küsten Pflanzstädte zu erbauen, und vermischten sich nach und nach mit den Bewohnern des Innern. Der Zeitpunkt, wann diese griech. Anpflanzungen anfingen, fällt unstreitig nach Trojas Zerstörung. Athener, Achäer, Euböer und A., auch einige Trojaner kamen hierher. Nach Dionysius von Halikarnaß zerstreuten sich alle Begleiter des Aeneas in verschiedene Gegenden Italiens. Einige landeten in Japygia, andere zogen an den beiden Seiten des Apenninengebirges hin, und legten mit Güte oder Gewalt Colonien an. In der Folge sandten auch die Römer Colonien nach Calabrien, und theils dadurch, theils durch das Recht der Eroberung, wurden sie seit 272 v. Chr. Herren aller griech. Colonien. Man sprach nun in Calabrien nicht mehr bloß griechisch, sondern auch lateinisch, und ebenso vermischten sich die griech. mit den röm. Sitten und Gebräuchen, sodaß noch jetzt die Vermischung erkennbar ist. Großgriechenland umfaßte die Landschaften Campanien, Apulien, Japygien, Lucanien und das Land der Bruttier; die berühmtesten Republiken daselbst waren Tarent, Sybaris, Crotona, Poseidonia, Lokris und Rhegium. Vgl. Griechische Colonien.

Groß-Jägerndorf (Schlacht bei), am 30. Aug. 1757. Die

Feinde Friedrichs II., durch die Schlacht bei Prag (6 Mai 1757) vorsichtig gemacht, erhoben sich nach der Preußen Niederlage bei Kollin (18. Jun. 1757) mit erneuerter Zuversicht. Russen rückten in Preussen, Franzosen in Westfalen ein; ein zweites franz. Heer unter dem Prinzen Soubise vereinigte sich mit dem Reichs-Contingente und drang in Sachsen vor. Friedrich, obgleich aus allen Provinzen seines Reichs kraftthätig unterstützt, konnte so vielen Gegnern unmöglich zugleich in den Weg treten. Die geringste Vorstellung hatte er von der Taktik der Russen, darum stellte er diesen nur ein Corps von 22.000 Mann entgegen. Den Oberbefehl gab er dem Feldmarschall Lehwald. Die Russen unter dem Fürsten Apraxin gingen über die Memel, bemächtigten sich der Stadt gleiches Namens, sammelten sich hierauf an dem rechten Ufer des Ruß, der sich in das kurische Haff ergießt, und zählten allein über 80.000 Mann regulaire Truppen, ohne die Tausende von Kosaken und Kalmucken, welche im Lande herumschwärmten. Apraxin sollte Preußen erobern. Ob nun gleich seine Bewegungen schwerfällig und planlos waren, so befahl doch Friedrich, ihn zuerst anzugreifen und aus dem Lande zu jagen. Lehwald stellte sich bei Groß-Jägerndorf in dem Bezirke Insterburg in Ostpreußen auf, wo er auf dem rechten Ufer des Pregels sich hinter einem dichten Walde lagerte. Obgleich Lehwald oft Proben seiner Tapferkeit abgelegt hatte, so traute der König doch seinen Kenntnissen nicht, und sandte ihm seinen Adjutanten, den Major von Golz, als Rathgeber. Lehwald achtete sich klug genug und gab ihm kein Gehör. Apraxin griff die Preußen am 31. Aug. 1757 in ihrer Stellung bei Groß-Jägerndorf an. Die Ueberlegenheit der Letztern bestand einzig in der Pünktlichkeit der Ausführung eines entworfenen Planes, denn an Mannszahl standen sie dem Feinde dreifach nach. Aber Lehwald's Anordnung war fehlerhaft. Der Angriff seiner Leute wurde durch einen Mißverstand falsch gerichtet. Während man sich nun bemühte, das Versehen gut zu machen, gewannen die Russen Zeit, für sich eine zweckmäßigere Stellung zu nehmen und Lehwald's Plan zu vereiteln. Das Unglück wollte, daß eine zweite Direction falsch genommen wurde, sodaß das zweite preuß. Treffen, durch den Pulverdampf getäuscht, auf das erste feuerte. Die natürliche Folge war eine Auflösung der Linien. Doch selbst bei dem Rückzuge bewiesen die Soldaten Friedrichs eine rühmliche Ruhe. Er wurde in Ordnung angetreten und bewerkstelligt, sodaß das Heer keine Niederlage erlitt. Als Golz die Schlacht verloren sah, gerieth er in Verzweiflung und erschoß sich, oder er stürzte sich unter die Feinde und wurde von einer Kanonenkugel getödtet. Apraxin benutzte den leicht errungenen Sieg schlecht; er zog sich eilends über den Pregel zurück und hielt bloß Memel besetzt, und die Preußen konnten sich Glück wünschen, in einer verlornen Schlacht gewonnen zu haben, was sie nur durch eine gewonnene Schlacht hätten hoffen können.

Großmann (Gustav Friedrich Wilhelm), geb. zu Berlin 1746. Nachdem er sich aus eigener Kraft und eignen Mitteln zum Legationssecretair des preuß. Gesandten zu Danzig geschwungen hatte, bestimmte ihn Lessing's Umgang für die Schaubühne und dramatische Dichtung. Hier machte er sehr glänzende Fortschritte. 1774 trat er zur damals ausgezeichneten Seiler'schen Gesellschaft in Gotha; darauf übernahm er die Direction des Hoftheaters in Bonn; 1783 die von Mainz und Frankfurt; endlich die von Bremen und Hanover. Ein von ihm geschriebenes

Stück: „Wer wird sie bekommen?“ worin er allzuschneidend persönliche Anzüglichkeiten herausstellte, beraubte ihn auf 6 Monate seiner Freiheit, worauf er in eine Art von Wahnsinn verfiel und starb 1796. Sein Verdienst als Schauspieler und Director ist größer als sein dichterisches, obschon seine „Sechs Schüsseln“ ein sehr achtbares dramatisches Gemälde liefern.

Groß-Strelitz, Kreis im Reg.-Bez Oppeln, preuß. Provinz Schlesien, 16 QM. mit 32.000 Einw., von denen gegen 600 der evangel. Kirche und beinahe 500 dem mosaischen Glauben zugethan sind, und die fast alle polnisch sprechen. Das Land ist von ansehnlichen Bergen (Annaberg, der höchste Punkt in Oberschlesien) und Waldungen bedeckt, sonst aber sandig und eben, nicht fruchtbar. Man gewinnt vorzüglich Rogen und Obst, Eisenerz und Kalk. Sitz der Kreisbehörde ist **Groß-Strelitz** (5 Meilen von Oppeln entfernt), ummauerte und in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. erbaute Stadt, mit einem Schloß, 2 kathol. Kirchen, 1370 Einw.

Großwardein, feste bischöfl. Stadt in der ungar. Gespannschaft Bihar, am Koröscher, mit 5000 Einw., meistens Magyaren, Walachen und Deutschen, einer kathol. Cathedrale (in der König Sigismund begraben liegt, nach dessen Verordnung hier unaufhörlich Psalmen und Lieder gesungen werden), einer unirten und einer reformirten Kirche, Klöster der barmherzigen Brüder, Prämonstratenser und Ursulinerinnen; Sitz eines kathol. und eines unirten Bischofs und eines griech. Protopopen, Akademie, Archigymnasium, Normalschule, adeliges Convict; Fabrik von der in der biharer Gespannschaft gewonnenen Seide, starker Weinbau, Handel, warme Bäder (19—20° Wärme), Bruch von aschgrauem Marmor mit röthlichen Flecken. Von der Stadt liegt abgesondert Neuwardein.

Grotius oder **van Groot** (Hugo), stammte aus einer edlen Familie und wurde zu Delft 1583 geb. Die Natur hatte ihn, so sehr als irgend einen ihrer Lieblinge, mit ihren schönsten und seltensten Gaben ausgestattet. Seine schöne Gestalt, seine einnehmende Gesichtsbildung und die Anmuth, welche über sein ganzes Wesen verbreitet war, entsprachen vollkommen der innern Schönheit seiner Seele, sowie sein sanftes, treffliches Herz mit seinem großen Alles umfassenden Verstande stets in dem schönsten harmonischen Einklange stand. Eine sehr zweckmäßige Erziehung hatte frühzeitig seine außerordentlichen Talente auf das glücklichste entwickelt. Kaum 8 Jahr alt, dichtete er in latein. Sprache schöne Verse, und in seinem 14. Jahre vertheidigte er öffentlich Theses über Mathematik, Philosophie, Rechtsgelehrsamkeit und sah sich mit dem lautesten Beifall begrüßt. 1568 begleitete er den berühmten Staatspensionnair von Barneveldt auf seiner Gesandtschaftsreise nach Paris, und der erst angehende Jüngling von 17 Jahren hatte dort das Glück, die Aufmerksamkeit Heinrichs IV. auf sich zu ziehen; denn im Erstaunen über die Geistesvorzüge, die der junge Grotius vor ihm in einer latein. Rede gezeigt hatte, rief der Monarch aus; „Siehe da Hollands Wunder!“ Nach seiner Rückkehr nach Holland trat er als Sachwalter auf, ward einige Zeit später zum Generaladvokaten erhoben und im Jahr 1613 zu dem damals in Holland sehr bedeutenden Posten eines Syndicus von Rotterdam. Aus Liebe zu seinem Freunde Barneveldt ward Grotius in die zwischen den Remonstranten und Gomaristen entstandenen Streitigkeiten verwickelt. Um seine geheimen Vergrößerungsplane auszuführen,

hatte Prinz Moritz sich an die Spitze der Gomaristen gestellt. Barneveldt wurde verhaftet; das Haupt der Patrioten fiel auf dem Schaffot, und Grotius wurde zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf dem Schlosse Löwenstein verurtheilt. Aus dieser wußte er mittelst einer Kiste, in welcher ihm seine Gattin Bücher geschickt hatte, und in welche er sich verbarg, zu entkommen. Anfänglich durchreiste er die span. Niederlande und ging hierauf nach Frankreich. Wo er hinkam, fand er Gönner, Freunde und Verehrer, und Ludwig XIII. setzte ihm ein Jahrgehalt von 3000 Livres aus, das er aber durch die Feindschaft des Cardinals Richelieu bald wieder verlor. Die jeder schönen Seele eigne Anhänglichkeit an den heimischen Boden machte jedoch, daß er sein obschon undankbares Vaterland so leicht noch nicht vergessen konnte, und da Prinz Moritz unterdessen gestorben war, so ging er wieder nach Holland zurück. Aber mit dem Tode des Prinzen war der politische und religiöse Factionsgeist, welcher die Gemüther der Niederländer jahrelang gegen einander erbittert hatte, noch nicht erloschen. Auch schon halb erstickte Leidenschaften werden durch Rückerinnerung nicht selten auf das Neue entflammt, und so fand es Grotius bald für rathsam, sein Vaterland wieder zu verlassen. Nun ging er nach Hamburg. Während seines dasigen Aufenthalts erhielt er von mehren Monarchen, wie den Königen von Spanien, von Polen, von Dänemark, die freundschaftlichsten Einladungen, in ihre Staaten zu ziehen, welche er aber alle ausschlug, und endlich dem Rufe des schwed. Kanzlers Oxenstierna nach Stockholm folgte. Des großen Gustav Adolfs Tochter saß damals auf dem schwed. Thron. Liebe zu soliden Wissenschaften und hohe Werthschätzung des verdienstvollen, wirklichen Gelehrten, waren bekanntlich hervorstechende Züge in dem Charakter dieser Fürstin. Mit offenen Armen nahm Christine den edlen Verbannten auf, ernannte ihn zum Geheimen-Rathe und bald darauf zu ihrem bevollmächtigten Minister in Paris. Diese Wahl mißfiel dem Cardinal Richelieu, der ungern einen Mann zurückkehren sah, dem man auf eine unwürdige Weise ein Asyl in Frankreich versagt hatte; allein Oxenstierna wollte keinen Andern ernennen, und so erschien Grotius im März 1635 in Paris. Zehn Jahre bekleidete er diese Würde auf eine Art, welche das große Zutrauen der Monarchin zu ihm vollkommen rechtfertigte. Aber für Grotius waren Würden und Ehrenstellen nicht das höchste Gut. Sein Geist sehnte sich nach etwas Höherem. „Für mich ist", schrieb er an seinen Vater, „ein stilles ruhiges Leben weit anziehender, als das Geräusch der Höfe und das Getümmel der Welt. Mein sehnlichster Wunsch ist, von Geschäften entfesselt, mich bloß mit Gott zu beschäftigen, und dann der Nachwelt noch einige nützliche Werke hinterlassen zu können." Um diesen heißen Wunsch seines Herzens zu befriedigen, entschloß er sich zu einer Reise nach Stockholm, die Königin um seine Entlassung zu bitten. Sein Weg ging durch Holland wo sich inzwischen die Sache bedeutend geändert hatte. Er wurde in Amsterdam mit außerordentlichen Ehrenbezeigungen empfangen; denn man bereuete es jetzt, den Mann, der die Ehre seines Vaterlandes war, aus demselben verbannt zu haben. Ungern willigte Christine in sein Verlange, gab jedoch seinen wiederholten Bitten nach und entließ ihn, überhäuft mit allen Merkmalen ihrer Gnade und innigsten Hochachtung. Grotius wollte nun in seinem Vaterlande sich in die Einsamkeit zurückziehen; doch der Tod überraschte ihn auf seiner Rückreise in Rostock 1648, zwar in dem 65. J. seines

Alters, aber dennoch viel zu frühe für die Wissenschaften, für seine Zeitgenossen und die Nachwelt. Seine entseelte Hülle wurde nach Delft, seiner Vaterstadt gebracht, die ihm 100 J. nachher ein prächtiges Monument errichtete. Dieser ausgezeichnete Mann, der die seltenste Ueberlegenheit des Geistes, veredelt durch die seltenste Reinheit des Gemüths, in allen seinen Verhältnissen des Lebens entfaltete, war unstreitig eine der größten Zierden des 17. Jahrh.; nicht nur ein, alle Zweige des Rechts, sowie das ganze Gebiet der Politik umfassender Jurist und vollendeter Diplomatiker, sondern auch ein scharfsinniger Philosoph, gründlicher Theolog, glücklicher Dichter und trefflicher Geschichtschreiber; in dieser letztern Eigenschaft wird er rücksichtlich des gedrängten, kraftvollen und energischen Styls, in welchem seine historischen Schrif.en geschrieben sind, Roms größtem Geschichtschreiber, einem Tacitus, an die Seite gesetzt. Seine Schriften haben auf die Bildung eines reifern Geschmacks und auf Verbreitung einer aufgeklärten und milden Denkart in wissenschaftlichen Angelegenheiten einen entschiedenen Einfluß gehabt. Seine humanistischen Arbeiten behaupten fortwährend ihren Werth; den eigenthümlichen Geist des Schriftstellers hat er tief und richtig aufgefaßt; seine Erläuterung ist treffend und gedrängt, die Kritik angemessen und meist gelungen; seine metrischen Uebersetzungen griech. Dichter haben poetisches Verdienst bei nicht geringer Treue. Unter den neuern latein. Dichtern nimmt er eine der ersten Stellen ein; auch in holländ. Versen hat er sich versucht. Von allen seinen Schriften hat man Uebersetzungen in mehren Sprachen, und sein Buch „Von den Wahrheiten der christlichen Religion" ward nebst dem, daß es in das Französische, Deutsche und Englische überging, auch noch in das Neugriechische, Arabische und Persische übersetzt. Auch seine exegetischen Schriften über die Bibel haben Epoche gemacht. — Bei einem wahrhaft genialischen Kopfe, bei außerordentlichen, ganz ungewöhnlichen, intellectuellen Kräften, und bei einem ungeheueren Schatz von wissenschaftlichen Kenntnissen und Erfahrungen, blieben Verstand und Herz bei ihm stets unverdorben und von jeder Anwandlung des Stolzes, von jedem philosoph. Eigendünkel unendlich weit entfernt. Aber ebenso unwillig trug auch sein stets freier Geist die Fesseln irgend eines Systems, und sein tiefer mit dem reinsten Willen unzertrennlich gepaarter Sinn wußte das Gute und Schöne, wo er es fand, zu erkennen und zu schätzen. Die Philosophie der Rechtswissenschaft aber ist durch seine Werke über das Natur-, Staats- und Völkerrecht vorzüglich gefördert worden. Außer mehren theolog. Schriften, die als Opera theol., 4 Bde., Amsterdam 1679, erschienen, schrieb er: „Annales et historiae de rebus belgicis". Amsterdam 1657; „Annotat. ad V. T.", 3 Bde.. Paris 1644, F., u. Aufl., 2 Bde., Halle 1769; „Epistolae", Amsterd. 1687; „De jure belli et pacis libri III.", Paris 1625, später mehrmals, u. a. Amsterd. 1735, und mit Noten von H. Evcceji, 3 Bde., Breslau 1744—48; „Historia Gothorum, Vandalorum et Longobardorum", Amsterd. 1655; „Philosoph. sententiae de fato", Paris 1648, 4.; „De veritate relig. Christianae", Amsterd. 1662; „Poemata", Amsterd. 1670, u. a. m. Vergl. „Hugo Grotius nach seinen Schicksalen und Schriften, dargestellt von H. Luden Berlin 1806, 8. S. Ch. Butler's „Life of Grotius ect.". London 1827 und Hieron. de Vries's „Hugo de Groot en Marie de Reigerabergen", Amsterd. 1827.

Grottesken (Grottenwerk) sind eine seltsame, chimärische Zusam-

menſetzung von Menſchen- und Thier-Figuren, die nicht in ihren ordentlichen, gewöhnlichen Verhältniſſen vorgeſtellt ſind. Sie unterſcheiden ſich von den Arabesken (ſ. d.) dadurch, daß dieſe es bloß mit Blumen- und Staudengewinden zu thun haben. Die Römer brachten in ihren Zimmern Verzierungen an, unter denen man, außer dem Blumenwerk, noch Genien, Menſchen, Thiere, Gebäude u. A. auf eine Weiſe verbunden findet, wie es die ſpielende Phantaſie dem Künſtler eingab. Dieſe Verzierungen (Ornamente) nun heißen eigentlich Grotteſken, weil ſie in den Zimmern der verſchütteten Gebäude der alten Römer und in Gewölben unter der Erde, die man Grotten nannte, gefunden. Den Urſprung ſolcher phantaſtiſchen Compoſitionen, deren Werth in dem ſchönen Formenſpiel liegt, leitet Böttiger aus den mit allerlei Fabelthieren der orientaliſchen Märchenwelt verzierten indiſchen und perſiſchen Teppichen ab. In den Bädern des Titus und der Livia zu Rom, in der Villa Hadrians zu Tivoli, in den Zimmern der Gebäude von Herculanum und Pompeji und a. a. O. haben ſich deren erhalten, bisweilen zu voll und zu reich verziert, aber in der Anordnung und Ausführung doch meiſt ſehr ſchätzbar. Das erkannte Rafael, der durch ſeine Schüler, insbeſondere Giov. Nanni da Udine, die vaticaniſchen Loggien nach jenem Muſter malen ließ. Auch er bediente ſich ihrer, wie die Alten, zu Einfaſſungen. Ungeachtet der Lieblichkeit aber, die ihnen, wenn ſie gut ſind, nicht abzuſprechen iſt, ſind ſie doch oft ſehr hart beurtheilt worden. Dieß geſchah von Solchen, deren Verſtand nur ſtrenge Wirklichkeitsforderungen machte, und die daher das Phantaſtiſche der Märchenwelt anekelte. Zum Theil aber artete der Geſchmack am Grotteſken auch in das Bizarre und Widernatürliche aus. Dieſem gemäß hat ſich der Kunſtausdruck Grotteſk oder Groteſk gebildet, welcher auch in andere Künſte übergegangen iſt, und häufig eine Art von Zerrbild, das Närriſch-Seltſame nämlich, das Widerſinnige einer zuchtloſen Phantaſie, bezeichnet. Wiefern ſo etwas mit Abſicht und Freiheit in der Kunſt dargeſtellt wird, gehört es zu der Gattung des Komiſchen; daher hat man endlich mit Groteſk eine Art des niedern Komiſchen bezeichnet. Man nennt dieſe Art auch das Groteſkkomiſche, welches ſich vornehmlich in der theatraliſchen Tanzkunſt und der dramatiſchen Komik zeigt. Wenn man es als Unedles und Abgeſchmacktes geradezu hat verwerfen wollen, ſo hat man nur den rechten äſthetiſchen Geſichtspunkt dafür noch nicht gefunden, den eines umgekehrten Ideals. Von dieſer Seite betrachtet, erſcheint es, wo es nur ſonſt mit Geiſt und Witz behandelt iſt, als ungemein ſchätzbar, denn die Satyre reicht der Komik ſchweſterlich die Hand, um durch das umgekehrte Ideal für das Ideale zu wirken. Ueber Arabesken ſ. das Werk von Gutenſohn und Joſeph Thürmer (Rom 1826).

Grottkau, Kreis im Reg.-Bez. Oppeln, preuß. Provinz Schleſien, 10 QM. mit 31.800 Einw., meiſt Katholiken. Er bildet eine von der Neiſſe durchſtrömte Landſchaft, die mit Ausnahme des ſüdlichen Theils, wo ſich mehre Berge erheben, in eine fruchtbare Ebene ſich ausdehnt, deren Boden Getreide aller Art, Gemüſe, Obſt und Taback erzeugt; die Viehzucht, beſonders die Schafheerden, iſt vortrefflich; das Mineralreich liefert Mergel, Sandſtein, Thon, Torf und Vitriol. Kreisſtadt iſt das 7 Meilen von Oppeln entfernte Grottkau, in einer fruchtbaren Gegend, mit 220 H., kathol. und evang. Kirche, 2100 Einw., die ſich hauptſächlich mit dem Taback- und Ackerbau beſchäftigen und einen nicht

unbedeutenden Handel mit Garn treiben. Am 24. Juni 1833 brannten 114 Häuser, deren Hintergebäude, Scheunen, das Rathhaus, sowie die durch ihr Alter und ihre Bauart ausgezeichnete kathol. Pfarrkirche ab.

Grube, jedes Berggebäude oder jede zur Herausschaffung der Erze in einem Berge gemachte Oeffnung, sie sey Stollen oder Schacht; in engerer Bedeutung eine Schacht; 2) in gegossenem Metallgeräthe diejenigen fehlerhaften Stellen, welche man auch Gallen nennt.

Grübel (Joh. Konr.), geb. 1736 zu Nürnberg, Sohn eines Flaschners daselbst, verfertigte in seiner Jugend mancherlei mechanische Arbeiten, welche zu ihrer Zeit geschätzt wurden. Seine Berühmtheit erlangte er aber durch seine Gedichte in nürnberger Mundart (4 Bde. 1789—1812, der letzte Band herausgegeben von Dr. Osterhausen und Witschel), durch welche er eine herrliche Geistesverwandtschaft mit seinem wackern Landsmann, Hans Sachs, an den Tag legte. Nach einem geräuschlosen, bürgerlich einfachen Lebenswandel starb er 1809. Seine Gedichte tragen das Gepräge seines durchaus geraden, von schlichtem Verstande und trefflichen Grundsätzen geleiteten Charakters an sich. Das bürgerliche Leben in seinen verschiedenen Verzweigungen, Berührungen und Wirkungen ist der Gegenstand seiner Dichtungen, denen er einen überraschenden Humor zur Grundlage gab. Sein oft breiter Dialekt schadet in seiner Dichtung nichts; in dem Sylbenmaße variirt er häufig.

Grubenbau, Bergbau unter der Erde. Er beschäftiget sich damit, die Erze, die Steinkohlen, das Steinsalz u. s. w. aufzufinden und zu Tage zu fördern. Es erfordert also der Grubenbau nicht nur Kenntnisse und Geschicklichkeit, die Mineralien aus der Erde zu bringen, sondern er setzt auch Kenntnisse ihrer Geburtsstätte voraus. Die meisten Erze, der Hauptgegenstand des Bergbaues, findet man in Ganggebirgen, welche diesen Namen von den Gängen, Spalten oder Klüften haben, die in verschiedenen Richtungen die Masse der Gebirge durchschneiden. Weniger reich an Erz sind die Flötzgebirge, in welchen die Mineralien in horizontalen Schichten liegen. — Zur Auflösung der Gesteine und Erze bedient man sich des Feuers, des Schießpulvers, oder des Schlegels und Eisens (Fimmel, Fäustel). Durch das Feuer (Feuersetzen) wird das Gestein mürbe und kann dann leichter losgebrochen werden; mit dem Pulver sprenget man große Steinmassen, die man nicht ohne großen Zeitverlust, mit dem Fimmel und anderen Werkzeugen zermalmen kann. — Zu einem Bergwerke macht man nicht nur mehre Gruben, sondern auch verschiedene Oeffnungen. Die senkrechten, meistens viereckigen Löcher, die vom Tage, d. i. von der Dammerde bis zur Grube gemacht werden, heißen Schachte; die horizontalen Gänge, die von außen in den Berg führen, Stollen. Bei allen diesen Arbeiten muß man auch immer dahin sehen, daß der Einsturz der Gruben verhindert werde. Diese Gefahr sucht man theils dadurch, daß man die Erze und Gesteine mit Vorsicht bricht, die Gruben wölbet, und nöthige Pfeiler (Bergfesten) stehen läßt, theils aber auch durch Vorzimmern mit Holz und Steinen zu verhindern. — Nicht selten verursacht das durch Klüfte und Ritzen der Berge in die Gruben dringende Wasser große Beschwerden und überschwemmt (ersäuft) oft ganze Bergwerke, wenn es nicht herausgeschafft (gewältiget) werden kann. Die Gewältigung geschiehet durch Wasserleitungen (Stollen), durch Kübel mit einem Haspel und durch Pumpwerke, welche durch Pferde, Wasser, Wind oder Feuer ge-

trieben werden. Noch anderer Maschine, z. B. Blasebalge, Windladen ꝛc. bedarf man bei manchen Gruben, um die unreinen Dünsten (böse Wetter), die den Bergleuten bisweilen schwerlich und gefährlich sind, herauszuschaffen. Das in den Gruben gewonnene Erz und das Gestein wird vermittelst der Kübel mit Haspeln durch den Schacht zu Tage gefördert.

Grubenhagen, Fürstenthum in der hannöverischen Landrostei Hildesheim; grenzt an Braunschweig, Göttingen, preuß. Sachsen und an die Berghauptmannschaft Clausthal; 24½ QM. groß, mit 88.400 Einw.; mit Ausschluß des Harzes aber 15 QM. groß und 68.000 Einw. Ein großer Theil ist gebirgig. Flüsse sind darin: die Leine, Ilme, Ruhme, Simer, Söse, Oder, Bode u. a. Den Namen hat das Fürstenthum von einem alten verfallenen Bergschloß, unweit der Domaine Rothenkirchen im Amte Grubenhagen, erhalten. Die Hauptstadt ist Eimbeck.

Gruber, 1) (Joh. Daniel), geb. zu Ipsheim; habilitirte sich 1723 zu Halle, kam 1729 nach Hanover und starb daselbst als geh. Justizrath, Historiograph und Bibliothekar 1748. Berühmt durch: „Origines Livoniae sacrae et civilis seu chronicon Livoniae vetus," Frankfurt und Leipzig 1740, Fol.; deutsch mit Anmerkungen und einem 2. Theile vermehrt von J. G. Arnt, Halle 1747—53, Fol.; „Commercii epistolici Leibniziani tom. prod.," 2 Thle., Hanover 1745. 2) (Georg Maximilian), geb. zu Horn in Oestreich 1739; ward 1755 kathol. Geistlicher; lehrte an der Ritterakademie zu Wien Universalgeschichte und Geographie und von 1785 auch an der Universität; starb daselbst 1799; schrieb: „Abriß akademischer Vorlesungen über die synchronistische Universalhistorie," 2 Thle., Wien 1777; „Lehrsystem einer allgemeinen Diplomatik," 3 Thle., ebend. 1783.

Grumbach, Dorf in dem sachsen-koburgischen Fürstenthum Lichtenberg, an der Glan; mit 60 Häus. und 450 Einw., Weinbau, Salzquellen, Steinkohlen-, Achat- und Amethystgruben.

Grumbach (Wilhelm von), geb. 1503 in Franken, wo er große Güter besaß; ein unruhiger Kopf begab er sich früh zum Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach, bestärkte diesen in seinem unruhigen Sinne und regte ihn zum Krieg gegen Markgraf Georg und gegen die fränkischen Bischöfe auf. Als Statthalter des Markgrafen ersuchte ihn der Bischof von Würzburg, Melchior von Zobel, die ihm von seinem Herrn gedrohten Feindseligkeiten abzuwenden, wogegen er ihn das von Grumbachs Voreltern gestiftete Kloster Mainberg und die Zurückgabe einer Verschreibung von 7000 Goldgulden verhieß. Wirklich brachte Grumbach den Markgrafen 1552 von seiner Unternehmung gegen Würzburg ab und bewog ihn, sich gegen Nürnburg zu wenden. Dagegen nahm er 60.000 Goldgulden, die er Grumbach schuldete, an und wies ihn an das würzburgische Amt Mainberg, das der Markgraf prätendirte. Der Bischof von Würzburg belehnte nun Grumbach mit verschiedenen geistlichen und weltlichen Gütern, verwandelte auch sein Lehn in Allodium. Da befahl der Kaiser dem Bischof, seine Verträge mit Grumbach unerfüllt zu lassen. Dieser hob sie auf und nahm auch Grumbach seine Güter wieder. Grumbach, hierdurch beleidigt, rieth den Räthen des Markgrafen, den Bischof von Würzburg zu bekriegen, und dieser zog, dieß als einen Lehnsfehler bemerkend, die Grumbach'schen Güter im Würzburgischen 1553 ein, wodurch Grumbach ein Schade von

17.000 Fl. jährlicher Einkünfte erwuchs. Grumbach wollte sich, da er keine Hülfe beim Kaiser fand, selbst helfen und überfiel den Bischof den 15. April 1558 bei Würzburg, um ihn aufzuheben und fortzuführen. Bei dem hierbei entstandenen Gefecht ward der Bischof erschossen. Grumbach ging nun nach Frankreich, um Truppen zu werben und wollte mit ihnen Würzburg bekriegen. Auf Vorstellen der rhein. Kurfürsten entließ er sie jedoch wieder und begab sich selbst 1559 auf den Reichstag nach Augsburg, wohin ihm freies Geleit gesichert war. Er unterhandelte hier mit Würzburg um Entschädigung, konnte jedoch mit ihnen nicht einig werden. Er begab sich nun zum Herzog Johann Friedrich von Sachsen-Gotha, der noch immer die verlorene Kurwürde, die sein Vater nach der Schlacht bei Mühlberg eingebüßt hatte, nicht vergessen konnte, rüstete hier einen Reiterhaufen, überfiel und plünderte 1568 die Stadt Würzburg und zwang dem Bischof einen Vergleich ab, nach dem er alle seine Güter zurückerhalten und seine Anhänger eine Summe Geldes bekommen sollten. Kaiser Ferdinand I. hob indessen diesen Vergleich als erzwungen auf, belegte Grumbach und seine Anhänger mit der Acht und ermahnte den Herzog von Gotha, ihm seinen Schutz zu entziehen, dehnte, als dieser nicht gehorchte, 1566 die Acht auch über ihn aus und trug seinem Vetter, dem Kurfürsten August von Sachsen, auf, diese Acht zu vollziehen. Dieser ließ zu Ende dieses Jahres Gotha berennen und belagerte es Anfangs 1567 förmlich. Am 4. April empörte sich die Besatzung und übergab die Stadt. Der Herzog und seine Kinder wurden des Landes zu Gunsten seines Bruders, des Herzogs Johann Wilhelm von Weimar, für verlustig erklärt, Grumbach geviertheilt, der Kanzler Brück, der den Herzog Johann Friedrich zu so langem Widerstand gerathen hatte, enthauptet und noch mehre Anhänger Grumbachs hingerichtet. Johann Friedrichs Söhne erhielten ihren Antheil mit Ausnahme der 4 assecurirten Aemter erst 1572 wieder. Die ganzen, von Grumbach herbeigeführten Unruhen nennt man die Grumbach'schen Händel.

Grün (Phys.), eine der sechs Hauptfarben, obgleich nur Mittelfarbe zwischen Gelb und Blau. Im Prisma und im Regenbogen nimmt sie die mittlere Stelle ein. Sie ist die verbreitetste in der Natur, da sie im Pflanzenreich die allgemeinste und die gewöhnliche der Blätter ist. Hier ist das Licht Bedingung ihrer Bildung, indem alle Pflanzenkeime weiß sind und in ihrer Entwickelung, aber vom Lichte ausgeschlossen, gelb werden. Auch grünen Pflanzen nur an ihrer Oberfläche und verlieren diese Farbe gewöhnlich, wenn sie erkranken, und noch mehr, wenn sie verwelken. Im Mineralreich ist die grüne Farbe sparsamer und hat ihren Ursprung größtentheils dem Kupfer zu danken; doch kommen auch andere Metalle und Mineralien in eignen Verbindungen in grüner Farbe vor. Noch sparsamer ist die grüne Farbe im Thierreich und nur in Außentheilen von Thieren, doch hier wohl auch außerordentlich schön, besonders in Verbindung mit andern Farben, meist bei Vögeln, doch auch bei vielen Insekten, Schmetterlingen, Käfer, auch bei Amphibien, wie bei Eidechsen, Schlangen u. a., und bei einigen Fischen. Als Nüancirungen von Grün werden unterschieden nach Aehnlichkeiten: Meergrün, Pistazien-, Enten-, Apfel-, Gras-, Smaragd-, Oliver-, Papageï-, Stahl-, Glas-, Seladongrün u. m. — **Grüne Farben**, werden sowohl von vegetabilischen als mineralischen Produkten erhalten. Von ersteren ist das Saftgrün aus den Beeren des Kreuzdorns (rhamus ca-

thartícus) das gewöhnlichſte. Außerdem dienen das junge Kraut von senecio jacobaea, Laub und Beeren von rhamus frangula, die Blätter von scabiosa succisa, die Riſpen von agrostis spica venti, die Blumen von chaerophyllum sylvestre und von iris germanica, u. m. zum Grünfärben, beſonders von Holz, Papier, Stroh ꝛc. Birkenlaub gibt außer Schüttgelb auch Schüttgrün. Von den mineraliſchen grünen Farben iſt der Grünſpan der gewöhnlichſte, dient daher auch, wie das Saftgrün, zum Illuminiren; doch iſt er, ohne beſondere Vorbereitung in Anſtrichen, die der Luft und dem Wetter ausgeſetzt ſind, nicht beſtändig; es wird daher dem blauen Kupfervitriol, der, mit Alaun oder Thon, Gyps oder Kalk und mit Pottaſchenauflöſung gehörig behandelt, ſich grün färbt, zu Bereitung dauerhafter grüner Malerfarben, beſonders für die Oelmalerei, der Vorzug gegeben. Hierher gehört auch das braunſchweiger Grün. Andere, zu Malerfarben benutzte Stoffe ſind das Berggrün, die Grünerde, der Kupfernickelkalk. Auch aus Kobalt wird, mit Zuſatz von Zink, eine gute grüne Farbe erhalten. Häufig werden aber auch Miſchungen von blau und gelb färbenden Materialien, als: Berliner Blau, Bergblau, Ultramarin und Indigo, Windblumen, Gummigutti, Schüttgelb, opermentgelber Ocher, neapolitaniſch Gelb, für grüne Malerfarben benutzt. In den gewöhnlichen Färbereien wird ebenfalls zum Grünfärben von wollenen und baumwollenen Garnen und Zeuchen, von Leinwand, Kattun, Zitz ꝛc., auch von Seide, erſt gelb und dann blau, ſeltner umgekehrt gefärbt. Grüne Druckfarben werden ebenfalls durch Blaudrucken und Grünnachfärben oder durch Campecheholz, Braſilienholz, etwas ungelöſchten Kalk, Nabu und Berberisbeeren hervorgebracht. Vgl. auch Buchdruckerfarbe.

Grünberg, 1) 15 QM. großen von der Oder durchſtrömten Kreis im Reg.-Bez. Liegnitz der preuß. Provinz Schleſien, bildet eine von Anhöhen durchſchnittene, mit Waldungen bedeckte, ſonſt aber fruchtbare Landſchaft, auf der alle Arten Getreide, Flachs, Obſt und viel Wein gedeihen; die Wälder ſind reich an Wild, und das Mineralreich liefert einigen Mergel und Walkererde. Die Vieh-, beſonders die Schafzucht, iſt anſehnlich. 2) Kreisſtadt iſt Grünberg, an der Chauſſee von Berlin nach Breslau, zwiſchen Weinbergen, mit 2 kathol. und einer evangel. Kirche, 3 Schulen, 10.100 Einw. Sitz eines Superintendenten, Land- und Stadtgerichts, Tuch-, Leder-, Tabacksfabrication, Wein- und Obſtbau, Weinhandel. 3) Großherzogl. heſſiſche Stadt und Amt in Oberheſſen, an der Quelle der Wetter; 410 Häuſer mit 2400 Einw. Wollen-, Leinen- und Baumwollenweberei. 4) Oeſtr. Schloß im ſteyermärkiſchen Kreiſe Cilly, an der Oſtſeite des Bacher. 5) (Zelena Hora), öſtr. Herrſchaft und Bergſchloß im böhmiſchen klattauer Kreiſe.

Grund, Bergſtadt in der hannöveriſchen Berghauptmannſchaft Clausthal, auf dem Oberharze, an der Innerſte; 176 Häuſer mit 1150 Einw. In der Nähe die Mündung des 3000 Ruthen langen Georg-Stollens, der an Eiſenerz reiche Iberg und der Hübichenſtein.

Grund, in den zeichnenden Künſten: 1) die Materie, worauf eine Zeichnung oder ein Gemälde verfertigt iſt; 2) die über dieſe Materie verbreitete erſte Farbenlage, worauf das Gemälde ſodann geſetzt wird; 3) derjenige Farbenauftrag, vor welchem man die Gegenſtände des Gemäldes erblickt; 4) die Fläche überhaupt, auf welche die Gegenſtände geſetzt ſind. Was die erſte Bedeutung betrifft, ſo nennt der Kupferſtecher

auch den Firniß, mit welchem eine polirte Platte überzogen wird, um sie zum Aetzen tauglich zu machen, den Grund, und dieses ganze Verfahren das Gründen oder Grundiren, von welchem zum großen Theil die Vollkommenheit des Aetzens abhängt. In diesen Grund wird die Zeichnung mit einer Nadel gemacht, und dann Aetzwasser aufgegossen, welches bloß in den mit der Nadel gemachten Umrissen und Strichen einfrißt. Man hat zweierlei Arten von Aetzgrund, den harten und weichen. Neuere Künstler übergründen die Platte bisweilen noch, d. h. sie überstreichen diejenigen Theilen der Platte, an welchen das Scheidewasser hinlänglich gefressen hat, mit einem Firniß, damit es bloß an den übrigen noch tiefer einfressen möge. Was die zweite Bedeutung des Ausdrucks Grund betrifft, so ist zu bemerken, saß jede Materie, worauf gemalt werden soll, gehörig zubereitet werden muß, damit das Gemälde theils haltbarer, theils scheinbarer werde. Holz überstreicht man mit Leim, um die Luftlöcher zu füllen, firnißt dasselbe und streicht es dann an; Mauergrund muß ebenfalls besonders zubereitet werden; Leinwand spannt man in einen Rahmen, tränkt sie mit Leimwasser, reibt sie dann mit Bimsstein und setzt eine einfache Farbe auf, worauf, wenn diese trocken geworden, die Leinwand noch ein Mal mit Bimsstein geglättet wird. Dieses nennt man ebenfalls Gründen oder Grundiren, braucht denselben Ausdruck aber auch von der ersten aufgetragenen Farbenlage insbesondere, wobei zu erwägen ist, daß die Wahl dieser Grundfarbe für das Gemälde keineswegs gleichgültig ist, indem ein großer Theil der Frischheit und Dauer desselben davon abhängt. Bei dem Grunde in der dritten Bedeutung (gleichsam als Hintergrund des Gemäldes) hat der Maler wohl zu beherzigen, daß gewisse Farben einander zerstören, andre einander heben. Fleischfarbe wird blaß auf einem gelben Grunde. Man muß also den für die dargestellten Gegenstände vortheilhaftesten Grund nach den Gesetzen der Harmonie und des Contrastes auswählen. Oft bestimmt der Grund die allgemeine Wirkung der Scene, unterstützt die Massen, macht die Figuren geltend, belebt, oder zerstört den Ausdruck. Von Grund in der vierten Bedeutung ist zu bemerken, daß man bei Landschafts- und historischen Gemälden den Grund nach dem Grade der Nähe und Entfernung in den Vor-, Mittel- und Hintergrund eintheilt. Der Vor- oder Vordergrund ist der unterste Theil desselben, welcher die nächsten Gegenstände vorstellt, wird der Hintergrund oder die Ferne genann. Das allgemeine Gesetz für solche Darstellungen ist: die Erhöhungen dieser Theile sollen nicht leicht unmittelbar über einander zu stehen kommen, sondern durch Abwechselung einander ungezwungen ausweichen. Es gilt hier eine genaue Beobachtung sowohl der Farben- oder Luft-, als der mathematischen Perspective. Die entfernteren Gegenstände werden verkleinert, mit weniger Deutlichkeit und schwächeren Zügen gezeichnet, und der ferne Farbenton darf gegen die jedesmalige Farbe der Luft und des Himmels nur wenig abstechen. Wo Entfernung nicht durch die Folge der Gegenstände auszudrücken ist, da muß es durch einen luftigen Grund geschehen. Ein Grund ist frisch, wenn er den Ton der Morgenluft darstellt; warm, wenn der Untergang der Sonne ihm eine brennende Farbe gibt; malerisch, bei einer sinnreichen Auswahl des durch Farbenspiel und Beleuchtung Gefälligen; reich, wenn er viele, überladen, wenn er zu viele, arm und karg, wenn er wenige oder zu wenige Gegenstände enthält. Diese Eigenschaften der Gründe hängen von der auszudrückenden Hauptidee des Künstlers ab.

Grundanschlag, die Abschätzung oder Berechnung des Capitalwerths aller Grundstücke und Zubehörungen eines Gutes. Um einen richtigen Grundanschlag anzufertigen, muß auf folgende Gegenstände Rücksicht genommen werden: 1) Ist der Flächenraum nach genauer Vermessung in dem üblichen Landesfeldmaße nach Morgen oder Ackern und Ruthen zu bestimmen; denn die bloße Abschätzung desselben nach Schritten und dem Augenmaße ist eine ebenso trüglich als nach der Aussaat. 2) Ist auf das genaueste die Verschiedenheit des Bodens oder seine innere Beschaffenheit und Ertragsfähigkeit zu berücksichtigen, und sind demnach die Grundstücke eines Gutes in verschiedene Classen zu bringen. Hat man dieses bewirkt, so muß bei Berechnung ihes Capitalwerths auch noch 3) ihre verschiedene Lage beachtet werden, weil ein gleichgroßes Feld von einerlei Bodenclasse dadurch einen verschiedenen Capitalwerth erhält. 4) Muß man untersuchen, ob der Grund und Boden zu seiner Bearbeitung viele oder wenige Arbeitskosten verursacht. 5) Wird auch darauf gesehen, was mit dem größten Vortheile in dem Boden nach seiner Lage und nach seiner Entfernung von dem Verkaufsorte gebaut werden kann. 6) Endlich kann als leitendes Hülfsmittel bei Berechnung des Capitalwerths der bisherige Ertrag nach einem 25jähr. Durchschnitt mit benutzt werden; 6- und 12jährige Durchschnitte leisten keine Genüge, weil in so kurzen Fristen keine wesentlichen Hauptveränderungen, die alsdann stehend sind, stattfinden können.

Grundbaß (Musik). Wenn man unter jeden Accord eines harmonischen Satzes noch den Ton hinzufügt, worauf sich der Accord unmittelbar gründet, und woraus er entstanden ist, so nennt man diese Grundtöne den Grundbaß (Fundamentalbaß), z. B.

e d e d c h c
c h c c c g c
g g g a g f g
e f e f e d e

Grundbaß C G C D C G C

Man gebraucht den Grundbaß, um zweifelhafte und mehrdeutige Harmoniefälle zu entziffern.

Grundeigenthum. Sowie es zuverlässig ist, den Staat als eine Verbindung der Grundeigenthümer zu betrachten, weil die letztern erst durch den Staat werden, was sie sind, und es ebenso ungereimt ist, sein Daseyn von Etwas abzuleiten, was nur in ihm entsteht, als den Adel für älter und von dem Fürstenthum unabhängig zu erklären: so ist es auch von der historischen Seite durchaus unrichtig. In der Geschichte aller Staaten kommen wir mit voller Gewißheit bis zu dem Punkte zurück, wo das Staatsgebiet sich noch im ungetheilten Eigenthume der Gesammtheit befindet, aber auch zu der großen Unterscheidung dieses Gesammteigenthums, je nachdem es Stammes- oder Gemeindeeigenthum ist. Jenes ist offenbar die älteste Form, welche sich zuerst in der patriarchalischen Verfassung entwickelte, und in der Urzeit fast aller Staaten zu bemerken ist. Die Entstehung des Grundeigenthums weiß man nicht anders abzuleiten, als aus der unmittelbaren Verleihung eines höhern Wesens. So hatte Jehova dem Stamme Abrahams das Land am Jordan verheißen, und so schreiben noch heute die nordamerikanischen

Stämme das Recht der rothen Menschen an ihrem gemeinschaftlichen Jagdbezirk von einer Schenkung eines großen Geistes her. Daraus wird aber auch erklärlich, wie es zugeht, daß, wenn man anfängt, das Gesammteigenthum zu vertheilen, fast überall ein bedeutender Theil, oder eine bleibende Abgabe, der Zehnten von allen Früchten, für den Dienst der Nationalgottheiten vorbehalten wird. Aus dem Gesammteigenthume entsteht aber in der patriarchalischen Verfassung zuweilen ein ausschließliches Eigenthum des Stammesoberhaupts. Denn indem der Aelteste des Stammes der Repräsentant des Ganzen in allen Beziehungen wird, geht auch das Recht auf ihn über, das gemeinschaftliche Gebiet zur einzelnen Benutzung zu vertheilen. Wenn nämlich die Bevölkerung wächst, und die Aussendung von Colonien oder die Auswanderung eines Theils des Stammes durch die Umstände verhindert wird: so bleibt nichts übrig, als der Erde durch regelmäßige Anbauung ein reiches Maß von Nahrungsmitteln abzugewinnen, und indem sonach das Jagd- und Nomadenvolk sich zur härtern Arbeit des Ackerbaues bequemt, wird auch eine Vertheidigung des Gebiets in ein mehr oder weniger festes und strenges Privateigenthum unvermeidlich. Aber die Formen, unter welchen diese große Veränderung vor sich geht, sind von unendlicher Mannigfaltigkeit. Bald sind es jährliche Austheilungen an die Einzelnen; bald wird das Land im Ganzen an die Zweige des Stammes, die Aeltesten des Volkes, und von diesen wieder weiter vertheilt; selten geschieht dieß unentgeltlich, meistens gegen einen bestimmten Theil der Früchte, oder gegen eine ohne Rücksicht auf die Ernte zu entrichtende Summe. Die Begriffe des Gesammteigenthums verlieren sich nach und nach, zumal wenn neben der jährlichen Austheilung, oder in benachbarten Völkern, ein festeres Privateigenthum aufkommt; das Stammeshaupt wird aus dem Verwalter des Gemeingutes dessen ausschließlicher Eigenthümer. So ist es in den meisten südasiatischen Staaten gegangen, aber auch bei dem Volke Europas, in welchem sich eine patriarchalische Verfassung wenig modificirt durch die allgemeine Staatsverfassung bis in die neuern Zeiten erhielt, in den galischen Stämmen der schottischen Hochlande, treffen wir dieselbe Erscheinung. Ein jeder Stamm betrachtete sich dort als eine Familie, deren Aeltester, der Laird, der Herr war; das ganze Stammgebiet gehörte diesem, er vertheilte Das, was er nicht für sich und für das Ganze behielt, in größern Stücken an seine nähern Verwandten (Tacksmen), welche es wieder in kleinern Theilen an die Gemeinen verliehen oder verpachteten. Aber auch die Verleihung an die Tacksmen war nur eine vorübergehende, denn sie mußten immer im Fortgange der Geschlechter wieder den nähern Verwandten des Laird Platz machen. Je deutlicher diese ursprüngliche Beschaffenheit des Grundeigenthums sich erkennen läßt, desto größer ist die Ungerechtigkeit, welche die jetzigen Häupter der hochschottischen Clans dadurch begehen, daß sie den Stamm selbst aus dem gemeinschaftlichen Eigenthum, aus seinen uralten Wohnsitzen vertreiben, um das Land als Schafweiden zu einem höhern Ertrage zu bringen. Eine sehr verschiedene Beschaffenheit hat das Gesammteigenthum des Bodens da, wo die Stammverbindung durch die Gemeindeverfassung gesprengt wird. Dieß mußte überall erfolgen, wo ein Theil der Stämme bei zunehmender Volksmenge sich neue Wohnplätze suchte, und wo, um den Widerstand der alten Ansiedler zu besiegen, die Auswanderer mehrer Stämme sich mit einander vereinigten. In der Gemeinde-

verfassung gehörte das Gesammteigenthum sämmtlichen Genossen (doch auch hier gewöhnlich ein Theil den Göttern, ein Theil dem Führer und Vorsteher), und bei der kriegerischen Tendenz der meisten Gemeinden, welche immer zwischen Eroberung und Vertheidigung schwankten, mußten dieselben darauf bedacht seyn, daß auf dem gemeinschaftlichen Lande immer eine hinreichende Zahl streitbarer Männer sitze, sowie daß nicht durch Zusammenkauf, oder Erbschaft ein zu großes Besitzthum in die Hände eines oder des andern Gemeindegliedes komme. Man machte daher eine bestimmte Zahl Loosen, groß genug, um eine Familie von Freien zu ernähren, und suchte sowohl deren weitere Theilung als ihre Zusammenschmelzung durch Gesetze zu verhindern. Dieß geschah vornehmlich in Sparta, aber ohne seinen Zweck zu erreichen. In Rom war vor den 12 Tafeln offenbar eine ähnliche Einrichtung, und eine Folge derselben, daß das Loos des einzelnen Römers, sein Stammgut, ihm weder genommen, noch von ihm selbst verkauft werden konnte. Da überhaupt im ältern Rom noch viele Ueberbleibsel der Stammverfassung (im Patriciat und der Gentilität) übrig waren, und großen Einfluß auf die Staatsverwaltung hatten: so konnten auch die Verhältnisse des Grundeigenthums demselben nicht entgehen. Die Gemeinde hatte ein großes Grundeigenthum, welches durch glückliche Kriege, deren Folge meist für die Besiegten in dem Verluste eines Theils ihres Gebiets (ihres Gesammteigenthums) bestand, immer vermehrt wurde, aber nur der eigentlich herrschenden Patriciergemeinde zu Gut kam. Unter sie wurde der Boden zahlweise vertheilt, und er hätte auch der Classe der Bürger, welche nur von dem Ertrage seines kleinen ursprünglichen Looses lebte, nichts helfen können, weil ihm die Hände zu Benutzung fehlten. Dieser Mangel an Arbeitern verräth sich auch in der Menge, mit welcher die Patricier ihre Schuldner aus den Gemeinen (und die beständigen Kriege nöthigten fast alle zum Borgen) zu Arbeiten zwangen. Es war daher ein sehr großer Gewinn für diese Classe, daß in den 12 Tafeln in jener berühmten Stelle, über deren Sinn man schon unter den Antoninen nicht mehr einig war, und welche man sogar von Zerschneidung des Körpers verstanden hat, allem Ansehen nach Verkäuflichkeit und Theilbarkeit eines bürgerlichen Güterlooses festgesetzt wurde. Zugleich zeigt sich (vgl. Heeren's „Kleine Schriften"), daß das Verlangen der Volksgemeinde, eine neue billigere Austheilung der Gemeindegrundstücke anzuordnen (die leges agrariae), auf ganz guten Gründen des Rechts beruhte. Nachdem aber einmal jener bedeutende Schritt geschehen war, entwickelte sich im römischen Rechte immer mehr eine vollkommene Freiheit und Theilbarkeit des Grundeigenthums, welche den Charakter dieser Gesetzgebung ausmacht. In den germanischen Staaten war Sprengung der alten Stammverfassung durch die Gemeindeverbindung das Grundprincip, welches in dem Verhältnisse des Gefolges zum Führer seine erste Entstehung fand. In den durch Eroberung gestifteten neuen Staaten entstand aber allerdings ein einfach combinirtes und verschlungenes Verhältniß, da bald die alten Bewohner alles Landeigenthum verloren, wie u. a. England, bald nur einen Theil ihres Landbesitzes abgaben, wie in Italien und dem südlichen Frankreich, auch diese Theilung selbst mannigfaltige Nuancen zuließ. In Ansehung des auf die Eroberung kommenden Antheils am Lande zeigt sich wieder eine Hauptabtheilung darin, daß ein bestimmter Theil der Masse dem Fürsten zufiel, welcher davon

auch das Gefolge zu ernähren hatte, ein andrer aber dem Gefolge selbst, und zwar nach gewissen Unterabtheilungen, Zehnschaften, Gemeinden als Gemeindegut eingeräumt wurde. Dieß letzte (All- und Gemeingut) war weit davon entfernt, freies Eigenthum zu seyn, denn auf ihm haftete die Pflicht, im Heerbann zu erscheinen. Es hat sich hier und dort länger als Gemeindegut erhalten, wurde zuweilen vom Vorsteher der Gemeinde zur Cultur vertheilt, hier und da aber ist es kriegsdienstpflichtiges Gut Einzelner geworden. Auf diese Eigenschaft gründete sich sowohl die Untheilbarkeit, welche man in einigen Verfassungen findet, als auch die Ausschließung der Weiber von der Erbfolge (in die terra salica der Franken). Diesem Gemeindegute, dem Allode (bei den Sachsen Folkland, oder Reeveland, Volksland, Richterland), stand gegenüber das Fürstengut, welches von dem Fürsten bald dazu benutzt wurde, sich aus der Masse des Volkes, sowohl der Sieger als der Besiegten, wieder ein neues Gefolge der enger und ihm persönlich Verpflichteten (Antrustionen, Leute, Getreue des Königs, fideles, im Spanischen hidalgos) zu errichten, welchen er statt Soldes Güter zu benutzen gab. Daraus entstand das Herrenland (thaneland), und in weiterer Verleihung mittelst schriftlicher Contracte, das Buchland (bookland), die Sachsen, das feh-od (Soldgut, Dienstgut vom Gothischen faiha, Vieh, Vermögen, Geld, Lohn, davon noch Feegebühren im Englischen), das Lehen. Wie sich nun alle diese Verhältnisse durchkreuzt haben, sowohl unter einander als mit dem Verhältnisse der freien und unfreien Pächter, Colonen, Erbzins- und dienstpflichtigen Leute; wie sich das Band besonderer Pflicht und Treue bald fester bald lockerer um Alle geschlungen hat, wie hier die gemeine Freiheit im Lehnwesen und in gutsherrlichen Rechten untergegangen ist, dort aber sich auch die ursprüngliche Unfreiheit wieder gelöst hat, das ist hier nicht weiter zu verfolgen. Es genügte zu zeigen, wie in den neuern europäischen Staaten das Privateigenthum am Grund und Boden sich aus einem Gesammteigenthume herausgebildet hat, und noch die unverkennbarsten Spuren dieser Entstehung an sich trägt, wie es also auch auf einer Verleihung von Seiten der Gesammtheit beruht, und daher die Grundeigenthümer kein vom Staate unabhängiges Recht an Grund und Boden haben. Was ihnen der Staat dabei gegeben hat, ist nicht etwa bloße Anerkennung und Sicherung eines auch ohne ihn vorhandenen Rechts, sondern es ist das Recht selbst. Es ist kein willkürliches Recht, sondern zugleich mit sehr bestimmten Pflichten verknüpft, und steht seinem Daseyn und seinem Gebrauche nach schlechthin unter der Gesetzgebung des Staats. Die Grundeigenthümer sind nicht das Volk, sondern eine Classe desselben, welche wie alle andre mit ihrem Gute und für ihr Gut dem Ganzen zum Dienst verpflichtet sind. Aus jenen unleugbaren historischen Vordersätzen ergibt sich auch, wie unrichtig es ist, wenn man die Domainengüter unbedingt entweder für Staatsgüter oder für Privatgüter der regierenden Familien erklären will. Die sämmtlichen deutschen Staaten haben sich aus Reichsämtern und Allodialbesitzungen zusammengebildet, wovon auch jene mit dem Genuß bestimmter Amtsgüter und nutzbarer Rechte verbunden waren. In den Domainengefällen ist altes Reichsgut, Staatsgut und Privatgut verbunden und eine Scheidung wäre beinahe vom Anfang an unmöglich gewesen. Aber bis auf die neuesten Zeiten ist es staatsrechtlicher Grundsatz gewesen, daß aus den Domainen nicht bloß die Hofhaltung, sondern auch die Kosten

der Staatsregierung bestritten werden mußten, und die Unterthanen nur das Fehlende beizutragen hatten, woraus sich denn eine gemischte Eigenschaft jener Güter offenbar ergibt. Ein großer Theil der neuern Domainen ist überdem ehemaliges Kirchengut, dessen Uebergang in das Privateigenthum der fürstlichen Familie sehr schwer zu erweisen seyn möchte. Daher ist auch in den meisten deutschen Staaten hierüber durch besondere Verträge das Nöthige bestimmt worden. Dem gesunden Menschenverstande leuchtet schon ein, daß einem jeden Menschen die erste Bedingung seines physischen Bestehens, ein Platz auf der erste, gegönnt seyn muß, und wenn die Zahl Derer, welche an der Brust dieser gemeinschaftlichen Mutter ihre Nahrung suchen, zunimmt, die früher gekommenen zurück müssen. So lange daher der Boden noch Stellen hat, auf welchen sich Menschen nähren können, so kann es nicht in der Willkür der Besitzer liegen, solche der Menschheit zu entziehen. Sie sind schuldig, den Boden zu benutzen, wie es der Zweck des Ganzen erfordert. Denn jedes Recht gründet sich auf eine Pflicht, und auch das Grundeigenthum wird nur dadurch zum Recht, daß es die Verbindlichkeit auf sich genommen hat, der Menschheit die nährenden Stoffe von der Natur zu verschaffen. Je dringender und wichtiger diese Pflicht bei steigender Bevölkerung wird, desto nothwendiger wird für den Staat die Aufsicht über ihre Erfüllung, desto heiliger aber auch das Recht Dessen, der sie unmittelbar auf sich genommen hat. Nach diesen Vordersätzen haben die Staaten von jeher gehandelt; sie haben es verhindert, daß ein ertragsfähiges Grundstück unangebaut liegen bleibe; sie haben den Anbau solcher Früchte, welche nicht zur Nahrung der Menschen dienen, z. B. des Tabacks, beschränkt; sie haben den Anbau andrer durch Beispiel und Befehl befördert, die Ausfuhr der Erzeugnisse, welche der eigne Staat nicht entbehren konnte, verboten, in das Handelsverkehr freilich zuweilen nach irrigen Grundsätzen eingegriffen; besonders aber haben sie die Hindernisse der bessern Cultur, sowie sie dafür erkannt waren, aus dem Wege geräumt. Zu allen diesen Anordnungen sind die Staaten befugt, weil das Eigenthumsrecht am Boden selbst keinen andern Grund und Zweck hat, als den Anbau desselben zum Wohl des Ganzen zu fördern, und weil in seiner Verleihung dieser Vorbehalt nothwendig und wesentlich enthalten ist. Es ist damit nicht gesagt, daß nicht die Gesammtheit, wenn sie es nothwendig findet, dem Grundeigenthümer einen ihm bis dahin als Eigenthum zugestandenen Vortheil zu entziehen, ihn dafür entschädigen müsse; allein wenn ihm diese Schadloshaltung gewährt wird, so kann er es nicht für einen Eingriff in sein Recht erklären, wenn ihm über die Benutzung des Bodens Vorschriften gegeben werden. Daher ist der Staat wohl befugt, sowohl Beschränkungen der Benutzung (Zehnten, Triften u. dgl.) gesetzlich aufzuheben, als auch eine größere Vertheilung des Bodens (durch Abschaffung oder Einschränkung der Untheilbarkeit, der Fideicommisse u. dgl.) anzuordnen, und die Lage des eigentlichen Bebauers dadurch z. B. sicher zu stellen, daß er die willkürliche Vertreibung desselben untersagt, wie in Mecklenburg, das Niederlegen ganzer Dörfer verbietet, oder bloß zeitliche Verhältnisse zu bleibenden macht, z. B. in Irland die Grundherren nöthigte, ihre Ländereien statt des verderblichen Zeitpachts zu einem Theile in Erbzins und Erbpacht zu vergeben. Es sind bei solchen gesetzlichen Anordnungen auch nicht die Grundherren, welche ihre eigne Angelegenheit gesetzlich reguliren, son-

dern es ist dieses eine Sache der im Staate vereinten Gesammtheit, wobei die Nichteigenthümer fast ein größeres Interesse und ein ebenso großes Recht mitzusprechen haben, als die Grundbesitzer. Man wird es wenigstens niemals für richtig erkennen, wenn in einer mehre Parteien betreffenden Angelegenheit der eine Theil einseitige Entscheidungen treffen darf, und da hierdurch der Zwiespalt nur gesteigert werden kann, so muß die Staatsregierung sich die Mittel vorbehalten, eine Versöhnung zu Stande zu bringen. Sie begibt sich aber derselben in dem Maße, als sie sich durch einseitige Vertretung der Volksinteressen die Hände bindet, wie dieß in England der Fall ist, wo das Ministerium gegen das Volk Alles, aber gegen die in beiden Parlamentshäusern vereinten Grundherren Nichts vermag. Daher ist es eine bedenkliche Seite vieler neuern Verfassungen, daß sie beinahe nur das Grundeigenthum zur ständischen Vertretung berufen haben. Sie haben sich dabei theils von historischen Ansichten, theils von dem an sich richtigen Grundsatze leiten lassen, daß der Menschheit nur ein langsames, besonnenes und sicheres Fortschreiten, nicht ein übereiltes Umwerfen alter, wenn auch mangelhafter Einrichtungen frommt, und daß es weit nöthiger ist, das Bestehende zu erhalten, und zweckmäßig fortzubauen, als auf neue Gebäude zu sinnen, deren Anlage untadelhaft seyn könnte, ohne daß sie deßhalb eine sichere Bürgschaft des Bestehens gäbe. Allein ob dieser Zweck durch eine ausschließliche Vertretung der Grundbesitzer werde erreicht werden, möchte wohl lange nicht so entschieden seyn, als man glaubt. Daß im Stande der Grundbesitzer ein mehr erhaltender Geist herrsche, als im Stande der Gewerbsleute, der Gelehrten, der Staatsbeamten, wird mehr behauptet als erwiesen; gesetzt aber, es wäre dieß wirklich der Fall, so ist mit dem bloßen Erhalten auch nichts gethan, wenn nicht, wie Ancillon („Ueber Staatswissenschaft") sehr richtig bemerkt, der Geist besonnener Reform sich mit dem Erhaltenden verbindet. Das Nöthigste ist allenthalben Gerechtigkeit, und eine Gerechtigkeit, deren sich das Volk bewußt wird, sodann Wahrheit, vor welcher sich Niemand zu scheuen braucht, und in deren strengem Aufrechthalten und Anerkennen die höchste Würde eines Staats besteht. Von Wem soll aber der Geist der besonnenen Reform seine Nahrung empfangen, als von der wissenschaftlichen Bildung eines Volkes, und wie sollen Stände über die wahren Bedürfnisse ihres Volkes urtheilen, wenn nicht in ihrer Mitte das mittlere Maß der Volkseinsicht repräsentirt wird?

Die Befreiung der mittlern und kleinen Grundeigenthümer von den Lasten und Beschränkungen, welche zu Gunsten eines Grund- und Zinsherrn auf ihren Grundstücken liegen, ist eine der großen Tendenzen unsers Zeitalters, und ebenso sehr durch die Forderungen der strengen Gerechtigkeit als durch die Staatsweisheit, ja die Nothwendigkeit geboten. Macht und Wohlstand eines Staats beruhen vorzüglich auf dem Daseyn eines zahlreichen Standes freier Landwirthe, welche wohlhabend genug sind, um nicht durch Armuth von aller geistigen Bildung ausgeschlossen zu werden und nicht alles Selbstgefühl zu verlieren. Unsere Staaten haben daher in dieser Beziehung für zweierlei zu sorgen: 1) dafür, daß nicht das Grundeigenthum in zu wenigen Händen zusammengezogen, oder wenn dieß schon der Fall war, daß es wieder mehr unter die Masse des Volkes vertheilt werde, und nicht der bei weitem größte Theil (wie in England $^{99}/_{100}$) davon ganz ausgeschlossen bleibe; 2) daß auch der

kleine Grundeigenthümer wirklich Herr seines Bodens sey und sich nicht bloß als Arbeiter für fremde Zwecke betrachten müsse. Auf dem ersten dieser beiden Zwecke beruhet die Gesetzgebung über Theilbarkeit und Veräußerlichkeit des Grundeigenthums, die Nothwendigkeit einer Genehmigung des Staats zu Errichtung von Fideicommissen, Majoraten, Lehen, Primogenituren, und das Recht des Staats, die schon errichteten wieder aufzuheben; ferner die Untersagung der Erwerbungen für die sogenannte todte Hand: Corporationen, welche nicht wieder veräußern, wie die Kirche. Es hängen damit aber auch zusammen die Gesetze über die Zersplitterung der Güter und über die Frage, in wie kleine Theile man das Grundeigenthum zerfallen lassen will, sowie über die Mittel, welche gewährt werden sollen, um theils wieder zweckmäßig geschlossene Höfe zu gründen, wo sich dieselben aufgelöst haben, theils aber auch um die Zertheilung allzu großer Güter zu erleichtern, und endlich zwischen den geschlossenen Gütern eine verhältnißmäßige Anzahl kleiner Besitzungen (Häuser und einzelner Grundstücke) zu erhalten, auf welchen diejenigen Hülfsarbeiter leben können, welche den geschlossenen Gütern nur zu manchen Zeiten nöthig sind. Unter diesen Mitteln ist auch das Näherrecht (s. Retract), dessen unbedingte Aufhebung darum weniger zu rathen seyn möchte, als eine Regulirung nach den Bedürfnissen jeder einzelnen Gemeinde, nur unter gewissen allgemeinen Grundsätzen. Die zweite Obliegenheit des Staats ist, dafür zu sorgen, daß der Landwirth Herr seines Bodens sey und die Früchte seiner Arbeit selbst genieße. Diesem Endzwecke stehen alle Arten von Belastungen, Einschränkungen des Eigenthums, Dienste, Zehnten, fixe Naturalabgaben und selbst unablösliche Renten in Geld, ferner die Beschränkungen und Theilungen der Benutzung, Weidegerechtigkeiten, geradezu entgegen, und ihre Abschaffung (in der Regel gegen Ersatz) ist daher für das Wohl des Staats wünschenswerth, ja nothwendig. Man hat hierbei gewöhnlich nur die materialen Gründe dieser Nothwendigkeit aufgefaßt, aber noch wichtiger und dringender sind die moralischen und rechtlichen, welche letzte nicht bloß dafür sprechen, daß die Gesellschaft (der Staat) eine Aufhebung der auf dem Grundeigenthum liegenden Lasten verordnen könne, sondern dazu verbunden sey. Wir müssen dabei 1) die persönlichen Dienste (Frohnen), sowohl gemessene als ungemessene; 2) die Beschränkungen der Benutzung durch Weiderechte; 3) die unbestimmten jährlichen Abgaben von dem Rohertrage: Zehnten und Theilkorn; 4) bestimmte auf den Gütern liegende Natural- und Geldrenten, endlich 5) zufällig wiederkehrende Abgaben, oder Entrichtung eines Theils des ganzen Werthes ($\frac{1}{20}$, $\frac{1}{10}$, $\frac{1}{3}$, als Handlohn, Lehnwaare u. s. w.) von einem Grundstücke oder wohl von dem ganzen Nachlasse (Besthaupt, Todtenfall u. s. w.) unterscheiden.

Die materiellen Gründe für die Aufhebung der Lasten des Grundeigenthums sind sehr einleuchtend und allgemein anerkannt. Die meisten derselben kosten den Dienst- und Zinspflichtigen bedeutend mehr als sie den Berechtigten eintragen, und es entsteht also daraus ein reiner Verlust für das Ganze. Die Arbeit, welche aus Zwang gegen eine meist sehr kleine, oder auch wohl ohne alle Vergütung verrichtet wird, ist der Erfahrung und der Natur der Dinge nach lange nicht so gut und nicht so viel werth, als in gleicher Zeit von einem freien Lohnarbeiter geleistet wird. Wo Fröhner, zumal mit Zugvieh und Geschirr, stundenweit herbeikommen müssen, ist Zeit und Kraft, welche der Weg erfordert, rein

verloren. Ungemessene Dienste machen den Pflichtigen gänzlich unfähig, zu einem dauernden Wohlstande zu gelangen, und die Rechtswissenschaft hat daher schon überall, wo sie konnte, wenigstens insoweit einer wahren Ungemessenheit entgegengearbeitet, daß sie nur ein bestimmtes Grundstück in seinen hergebrachten Grenzen als das Object ansah, für welches die Dienste zu der herkömmlichen Cultur gefordert werden könnten; indessen waren doch noch viele Gegenden, auch in Deutschland, wo zum Verderben des Bauernstandes völlig angemessene Dienste stattfanden. Die Beschränkungen der Benutzung hindern die Fortschritte der Cultur und rauben dem kleinen Landwirth die Nebenvortheile, welche er durch Anstrengung und vermehrten Viehstand gewinnen könnte. In noch größerm Maße thun dieß alle Abgaben, welche, wie der Zehnte, vom Rohertrage zu nehmende Verhältnißtheile sind. Sie verhindern, daß Auslagen gemacht werden, welche einen höhern Ertrag gewähren könnten, indem der Zehntherr, ohne zu diesen Auslagen etwas beizutragen, dann im Zehnten den Vortheil zieht, und zwar in manchen Fällen sogar mehr als überhaupt nach Abzug der Kosten und Zinsen des Anlagecapitals der ganze Gewinn beträgt. Besonders gilt dieß von Neubruchzehnten (Rodzehnten, Novalzehnten), wobei selbst die Freilassung der ersten (z. B. zehn) Jahre Denjenigen, welcher ein bisher unbebautes Grundstück urbar macht, noch nicht entschädigt. Zu den für die Cultur sehr nachtheiligen Lasten gehören vorzüglich auch die Abgaben, welche unter außerordentlich verschiedenen Namen bei Veränderungen der Besitzer gegeben werden müssen, weil sie nicht nur den neuen Wirth, welcher ohnehin mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, noch in größere Ausgaben verwickeln und ihm die Mittel zu Verbesserung seines neuerworbenen Gutes entziehen, sondern auch weil sie dem Besitzer jede bedeutende und mit Kosten verbundene Verbesserung unräthlich machen, da auch davon dem Lehn- und Grundherrn wieder sein Antheil ohne allen Abzug der Kosten zuwächst. Die moralischen Gründe gegen all diese Theilungen und Beschränkungen liegen aber darin, daß sie in dem Stande der Landwirthe das Gefühl der Dienstbarkeit erwecken, welches leicht in Erbitterung übergeht, und daß sie hierdurch alle edlern Gesinnungen der Vaterlandsliebe, der Ehre und des Eifers für das Rechte auslöschen. Der Entstehungsgrund der auf dem Grundeigenthum liegenden Lasten ist sehr verschieden. In sehr vielen Fällen ist er ein sehr rechtmäßiger der gegenseitigen Leistung, indem entweder ein Grundstück gegen Dienste, Renten und Abgaben in Veränderungsfällen überlassen worden ist, oder baares Geld, zumal von Klöstern, zu einer Zeit vorgestreckt wurde, wo es kirchlich verboten war Zinsen zu nehmen, und die also unter der Form eines Rentenkaufs versteckt wurden. Aber in ebenso vielen Fällen ist der Ursprung der Dienste und Abgaben nicht so gerecht gewesen. Der freie Eigenthümer ist zinspflichtig, der Zinspflichtige zum Leibeignen geworden, nur um größern Gewaltthätigkeiten zu entgehen. Die Dienste sind einseitig gesteigert und neue eingeführt worden, wie die Baufrohnen in vielen Gegenden Deutschlands erst im 17. und 18. Jahrhundert entstanden sind. Die Grundherren waren immer geschäftigt, ihre Rechte zu erweitern, und hatten ein zu großes Uebergewicht selbst da, wo die Bauern hätten Schutz finden sollen, in den Gerichten und obern Verwaltungsbehörden der Länder, als daß es jenen nicht hätte gelingen sollen. Wer will nun hier Unrecht und Recht von einander scheiden und die Pflichten widerlegen, wenn sie meinen,

daß ihnen Das und Jenes nicht mit Recht auferlegt worden sey. Es kommt aber hinzu, daß gar Vieles unter den Lasten des bäuerlichen Grundeigenthums mit voller historischer Gewißheit als ursprüngliche Landessteuer oder doch als Gegenleistung gegen den Schutz, welchen die Schutzherren zu gewähren hatten, und nicht mehr gewähren, zu erweisen ist, wie dieß von Stüve („Ueber die Lasten des Grundeigenthums", Hanover 1830) und Küntzel („Ueber die bäuerlichen Lasten im Fürstenthume Hildesheim", 1830) sehr gut ausgeführt worden ist. Von dieser Art ist zwar nicht immer, aber doch zum großen Theil der Zehnten, welchen die Kirche als allgemeine Steuer für ihre Zwecke (mit Einschluß der Armenversorgung!) einführte, welcher nun in andere Hände gekommen ist, und als völlig unabhängiges Privatrecht besteht, während die Gemeinden von Neuem für Kirchen, Schulen und Arme sorgen müssen. Dahin gehört auch das Kriegswesen, welches eine ausschließliche Verbindlichkeit der Gutsherren war, nicht bloß gegen den Staat oder den Landes- und Lehnsherrn, sondern noch bestimmter gegen ihre Zins- und Dienstleute, wofür sie manche Abgaben und Vortheile bezogen, die nun wegfallen müßten, nachdem der Kriegsdienst später sogar allein auf die arbeitenden Classen, mit Ausnahme der Gutsherren, gelegt, und erst neuerdings wieder geworden ist, was er in der frühesten Zeit war und immer hätte bleiben sollen: eine allgemeine Verpflichtung aller Staatsbürger. Daher ist mit Recht in der neuern Zeit der Satz aufgestellt worden, daß die Anforderungen des Staats den grundherrlichen Gefällen und Rechten vorgehen, und diese so weit, als dabei den Unterthanen nicht mehr die Mittel bleiben, selbst bestehen und den Staat befriedigen zu können, herabgesetzt werden müssen. (Preuß. Edict vom 14. Sept. 1811.) Eine nothwendige Folge der Steigerungen, welche bis in das vorige Jahrhundert in den auf das bäuerliche Grundeigenthum zu Gunsten der Grundherren gelegten Lasten, von da aber in den Leistungen für den Staat, eingetreten sind, ist nun, daß die Staaten auf eine Erleichterung jener Lasten haben Rücksicht nehmen müssen. Damit ist, wiewohl aus andern Gründen, auch die Aufhebung der Leibeigenschaft verbunden worden, indem man diese mehr wegen ihrer innern und unbedingten Unrechtmäßigkeit verlangte. Die Aufhebung der, auf dem kleinen oder bäuerlichen Grundeigenthum liegenden Lasten hat in verschiedenen Ländern von Europa stattgefunden oder ist wenigstens in Gang gebracht worden, jedoch auf eine sehr verschiedene Art. In England ist, so viel wir haben finden können, darüber kein besonderes Gesetz vorhanden; denn die Acte Karls II. von 1668 (20. Car. II. c. 24), wodurch alle lehnherrlichen Rechte und Gefälle, mit Ausnahme gewisser Ehrendienste (vorzüglich bei der Krönung) abgeschafft wurden, bezieht sich auf Ritterlehen, nicht auf Meier- und Zinsgüter (Copyholds) und deren Dienste, die aber doch schon lange gemessen und meist auf eine gewisse Rente gebracht sind. In Deutschland war Joseph II. der erste Regent, welcher, zugleich mit Einführung einer allgemeinen Besteuerung, eine Reduction der grundherrlichen Rechte vornahm, indem die Grundsteuer auf $12^1/_5$ Procent des reinen Ertrags bestimmt, und für die grundherrlichen Leistungen, welche alle in eine Geldrente verwandelt werden sollten, ein Maximum von $17^4/_5$ Procent vom rohen Ertrage festgesetzt wurde. Nach dem Tode Josephs II. ist diese Angelegenheit nicht weiter betrieben worden. Aehnliches geschah in Dänemark (s. Stüve a.

a. O. S. 61). In Frankreich sind überhaupt alle Lasten des Grundeigenthums in Folge der Revolution verschwunden. Die berühmte Sitzung vom 4. Aug. 1789 machte den Anfang, indem in dieser Nacht die Grundherrn selbst und die Geistlichkeit ihre Berechtigungen, ihre Jagdrechte, Zehnten, Steuerfreiheiten und Grundrenten zum Opfer brachten. Die Jagdrechte auf fremdem Boden wurden unentgeltlich aufgegeben, die Zehnten und andere Gefälle der Geistlichkeit ebenso, indem es der Staat übernahm, für die Bedürfnisse der Kirche und der Armen zu sorgen, die Zehnten der weltlichen Besitzer und die Grundrenten gegen Entschädigung. Aber zum Unglück behielt die Sache nicht diesen friedlichen Gang; und obgleich später ausführliche Gesetze über die Ablösung erfolgten, so wurde sie doch in den blutigen Kampf der Parteien hineingezogen, man verlangte von den Berechtigten die Vorlegung förmlicher Erwerbungsurkunden, welche ihnen zum Theil gewaltsam entrissen und vernichtet waren, zum Theil zahlte man in werthlosen Papieren, und es war endlich kein großer Gegenstand mehr, als durch das Gesetz vom 17. Juli 1793 alle Renten und Gefälle, welche aus der Gutsherrlichkeit entsprungen waren, ohne alle Entschädigung aufgehoben wurden. Das Civilgesetzbuch (A. 529, 1811) hat den Grundsatz beibehalten, daß jede Grundrente ablöslich ist, und daß auch durch Vertrag keine unauflösliche Rente auf länger als 30 Jahre bei Ueberlassung von Grundstücken, und auf länger als 10 Jahre bei Darlehnen, constituirt werden kann. In einem Theile von Deutschland kam diese Angelegenheit durch die französische Herrschaft und die Einführung französischer Einrichtungen in Gang; zuerst in dem Königreich Westfalen (1808—13), fast gleichzeitig in dem Großherzogthum Berg (Decr. v. 13. Sept. 1811) und endlich in den mit Frankreich vereinigten hanseatischen Departements (Decret v. 9. Dec. 1811). Bei diesen Gesetzen ging man im Ganzen davon aus, daß 1) die Leibeigenschaft und die daraus entspringenden Rechte, namentlich der angemessenen Dienste, der Gebühren für die Erlaubniß zum Heirathen, des Gesindezwangsdienstes, des Sterbefalls, ganz unentgeltlich aufgehoben wurden (westfäl. Decret vom 23. Jan. 1808); 2) daß Geldrenten zu 5 vom Hundert, also mit dem 20fachen Betrage der Zinsen; 3) Naturalabgaben aber und Dienste, nachdem sie zu Geld geschätzt worden, mit 4 Proc. oder mit dem 25fachen Betrage abgelöst werden sollen (westf. Decr. v. 18. Aug. 1809, welchem noch einige andere wegen der Zehnten, der Laudemialabgaben u. s. w. folgten). Wie sehr diese Gesetzgebung im Geiste der Zeit lag, hat sich daraus ergeben, daß sie von dem Volke, trotz seines sonst so starken Hasses gegen die fremde Herrschaft, dennoch begierig ergriffen und festgehalten wurde. Es sind seitdem in den meisten deutschen Staaten ähnliche Maßregeln von den Unterthanen laut gewünscht und von den Regierungen zugestanden worden. Zwar wurde in einigen Ländern, wo die alte Regierung nicht in die Abtretung gewilligt hatte, sondern durch bloße Gewalt vertrieben worden war, Alles wieder in den alten Stand versetzt, vornehmlich in Hanover, wo man auch die Privatcontracte für ungültig erklärte (Gesetz vom 23. Aug. 1814 und vom 25. Aug. 1815). Auch hier aber ist doch später wieder etwas eingelenkt worden, und die Stände haben auf Ablösbarkeit hinzuwirken gesucht, sodaß schon 1822 eine völlig ausgearbeitete Ablösungsordnung vorgelegen hat. In andern Staaten ist die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Ablösbarkeit, wenigstens der

Dienste, gleich in die Verfassung mit aufgenommen worden. So in Baiern (Verfass.-Urk. von 1818, Tit. IV, §. 6 und 7), Würtemberg (Verf.-Urk. v. 1819, §. 25), Großh. Hessen (Verf. v. 1820, A. 25, 26). In Baden wurde in der Verfassungsurkunde (§. 11) die Ablöslichkeit der Grundlasten und Dienstpflichten bestätigt und später ein angemessener Abkaufsfuß regulirt; in Hessen-Darmstadt sind aber auch die übrigen Lasten, und durch Verordnungen von 1816 u. 1824 auch die Zehnten ablöslich geworden; so auch in Braunschweig 1823. Daß aber dieses Vorbild der franz. Gesetzgebung auch in Preußen wirksam gewesen sey, läßt sich nicht sagen, denn hier wurde schon vor dem Kriege von 1806 die Gesetzgebung vorbereitet, welche von 1808 in den Verhältnissen des Grundeigenthums eine so große Veränderung hervorgebracht hat. Zuerst wurden die Schranken der Erwerbung aufgehoben, welche noch im Allgemeinen Landrechte (doch mit geringer Wirksamkeit für das wirkliche Leben) aufrecht erhalten worden waren, vermöge deren kein Adeliger bäuerliche Grundstücke und kein Unadeliger Rittergüter an sich bringen sollte. Dann folgte, um nur die Hauptpunkte zu bezeichnen, ein Edict vom 14. Sept. 1811 über die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse (wozu eine Declaration vom 29. Mai 1816 und zwei ergänzende Verordnungen vom 9. Mai 1818 und 9. Juni 1819 gekommen sind), durch welches der bäuerliche Güterbesitz dergestalt in wahres Eigenthum verwandelt wurde, daß der Gutsherr von solchen Gütern, welche ohne Eigenthum aber mit erblichem Rechte besessen wurden, ein Drittheil des sämmtlichen Bodens, wenn aber das Gut nicht mit Erbrechte verliehen war, die Hälfte des Bodens (doch unter Bestimmungen, wodurch die allzu große Verkleinerung des Bauerhofs verhindert wird) zurückerhielt, das Uebrige aber unbeschränktes Eigenthum des Landwirths wurde. Zugleich wurden alle auf den bäuerlichen Besitzungen ruhenden Dienstbarkeiten und Berechtigungen für ablöslich erklärt. Diese Gesetze sind durch besondere Verordnungen auch auf Danzig und das Großherzogthum Posen angewendet worden. Am 21. Juni 1821 erschien eine Ablösungsordnung über die Art, wie die Schätzung der abzulösenden Dienste und ihre Verwandlung in eine fixe Rente vorgenommen werden soll. Die Rente selbst kann mit dem 25fachen Betrage abgelöst werden. Endlich gehören hierher noch drei sehr umfassende Gesetze vom 21. April 1825, über die Verhältnisse des Grundeigenthums in den vormals zum Königreich Westfalen, zum Großherzogthum Berg und zu Frankreich gehörig gewesenen Landestheilen, wodurch die obenerwähnten Gesetze aufgehoben und durch weit sorgfältigere Bestimmungen ersetzt werden. Es wird aber auch darin der Grundsatz festgehalten, daß Leibeigenschaft mit ihren Ausflüssen (bloß persönlichen Diensten, ungemessenen Diensten, Gesindezwangsdienst, Heirathserlaubniß), Bannrechte, Alles, was die Natur der Steuern hat (Schutzgeld, Jagdfrohnen, Besthaupt, Heimfallsrecht), unentgeltlich aufgehoben ist, alles Andere aber gegen Entschädigung aufgehoben werden kann. (Ueber diese interessante, aber etwas verwickelte Gesetzgebung s. Strombeck's „Ergänzungen des Allgem. Landr.", 3. Ausg., I, S. 822—1182.) In den bisher erwähnten Gesetzen wird überall davon ausgegangen, daß die Verpflichteten allein für die Ablösung zu sorgen, und das Ablösungscapital aus ihren Mitteln herbeizuschaffen haben, sowie daß sie den Berechtigten den vollen Werth der abgelösten Dienste, Renten und Rechte (in der Regel

25fach) ersetzen müssen. Allein eine ganz andere Wendung ist der Sache in der badischen Ständeversammlung von 1831 gegeben worden. In Folge der Verfassungsurkunde war schon am 5. Oct. 1820 ein Gesetz über die Ablösung der gutsherrlichen Frohnen gegeben worden, nach welchem sie mit dem 20fachen Betrage abgelöst werden sollten; persönliche mit dem 15fachen. Es wurde aber nicht nur eine Revision dieses Gesetzes verlangt, sondern der Abg. v. Rotteck machte auch die Motion, den Zehnten überhaupt und zwar zu einem geringern als dem Capitalwerthe abzulösen, und einen Theil der Ablösungssumme aus der Staatscasse zu bestreiten. Dieser Antrag machte sehr große Sensation; aber 200 Gemeinden unterstützten ihn durch Petitionen, Gelehrte bekämpften ihn in Schriften (Birnbaum, „Die rechtliche Natur der Zehnten, u. s. w.", Bonn 1831; Zachariä, „Die Aufhebung, Ablösung und Umwandlung der Zehnten", Heidelberg 1831). In der 59. Sitzung wurde von einer Commission Bericht erstattet, und der große staatswirthschaftliche Nachtheil des Zehnten auseinandergesetzt, was schon in der zweiten Kammer zu großen Discussionen führte. Die Regierung ließ nun einstweilen drei Gesetze vorlegen: 1) wegen Abschaffung des Neubruchzehnten (ohne Entschädigung); 2) wegen Ablösung des Blutzehnten, welcher sich fast nur in den Händen der Geistlichen und Schullehrer befindet, mit 15fachem Betrage des mittlern jährlichen Reinertrags, zur Hälfte aus der Staatscasse, zur Hälfte aus der Gemeindecasse; 3) wegen Ablösung der Herrenfrohnen und der Surrogate derselben, der walzenden mit dem 18fachen, der persönlichen mit dem 12fachen Betrage, ebenfalls zur Hälfte aus der Staatscasse, zur Hälfte aus der Gemeindecasse. Diese Angelegenheiten sind nicht beendigt worden; allein sie haben, außer einer Aeußerung, wodurch die erste Kammer sich beleidigt fand, noch zu einer merkwürdigen Protestation des fürstl. Hauses Löwenstein-Wertheim Veranlassung gegeben, indem dasselbe in einem Schreiben vom 18. Nov. 1831 an das badische Ministerium dem Staate die Befugniß streitig machte, über dergleichen Gegenstände des Privatrechts Gesetze zu geben, und sogar die Drohung hinzufügte, daß es dergleichen Gesetzen in seinen standesherrlichen Bezirken keine Gesetzeskraft zugestehen werde. Es ist darüber unterm 25. Nov. eine scharfe Zurechtweisung erfolgt (S. „Allg. Ztg.", Nr. 342, Beil.), und darin besonders darauf aufmerksam gemacht worden, daß nur die den Standesherren in der deutschen Bundesacte garantirten Rechte, nicht aber andere Rechte, welche ein Standesherr wie jeder Andere besitzen kann, das Wesen der Standesherrlichkeit ausmachen. Die Berechtigung des Staats, auch privatrechtliche Verhältnisse, wenn sie dem Gedeihen des Ganzen nachtheilig sind, und besonders wenn sie durch Veränderung anderer Verhältnisse ungerecht geworden sind, umzugestalten, kann seinem ernstlichen Zweifel ausgesetzt seyn.

Grundeis, Eis, das, während Flüsse zufrieren, oder auch beim Aufthauen eines Flusses und erfolgten Eisgang in lockeren, undurchsichtigen Schollen, oder auch lockeren Massen fortgetrieben wird, und durch anhängendes kleines Gestein oder Sand die Andeutung hat, auf dem Grund der Gewässer fest gewesen zu seyn. Es ist bezweifelt worden, daß auf dem Grunde der Gewässer, die nicht durchaus in einer zusammenhängenden Masse ausgefroren sind, sich Eis bilde. Es ist auch dieß den Gesetzen der gewöhnlichen Eisbildung entgegen. Indessen gelangen, während eines Eisgangs und veränderl. Witterung, bei welcher

Frostkälte mit mindern Kältegraden häufig wechselt, durch die Ungleichheit der Strömung Eisschollen auch wohl unter andere über sie strömende, werden dadurch niedergedrückt und frieren dann wohl auch, besonders in der Nähe der Ufer oder an Buchten, an und erheben sich erst später als eigne Massen. Besonders aber geschieht es häufig in Strömen, wo Seitengewässer früher aus Berggegenden Eis mitbringen, daß, während das Wasser in dem Hauptstrome unter dem Eispunkt erkaltet ist, aber wegen Schnelle der Bewegung noch nicht zu Eis wird, das Frieren hier von tiefern Stellen aus, wo die Bewegung durch Hemmungen, die in der Eigenheit des Flußbettes liegen, immer langsamer wird, also von unten anhebt und der Strom bereits durch Eis in seinem Laufe gehemmt wird, wenn er auch noch nicht durchaus zugefroren ist.

Grundkräfte, diejenigen Kräfte, welche der Materie als solcher wesentlich zukommen, und ohne welche dieselbe nicht gedacht werden kann. Dahin gehört z. B. die durch die ganze Körperwelt verbreitete **Anziehung** (s. d.). Auch die Seelenlehre nimmt Grundkräfte an, welche auch Grundvermögen der Seele genannt werden, und als die man das Erkenntnißvermögen, das Gefühlsvermögen und das Begehrungsvermögen, oder Geist, Gemüth und Willen, ansieht.

Grundriß, eine von den Arten der gezeichneten Entwürfe von einem aufgeführten oder aufzuführenden Gebäude. Mehre Arten von Rissen werden nämlich erfordert, um sich eine Vorstellung von dem Baue zu machen und den Bau wirklich nach den Rissen ausführen zu können; denn nach Einigen kann man nur die Länge und Dicke, nicht aber die Höhe der Mauern ermessen. Daher nun **Hauptriß**, **Grundriß**, **Aufriß**, **Durchschnitt**, **perspectivischer** und **Deckenriß**. Der Grundriß ist ein nach verjüngtem Maßstabe gemachter Entwurf aller Horizontalflächen, worauf die auszuführenden Stücke eines Gebäudes zu stehen kommen.

Grundsatz, in der Philos., ein allgemeiner Satz von unmittelbarer Gewißheit und gebietender Nothwendigkeit. Man unterscheidet hiernach theoretische und praktische Grundsätze. Letztere, moralische, nennt man in schärferer Abscheidung Maximen. Die theoretischen drücken nichts Anderes aus, als daß zwei Begriffe mit einander verbunden sind, deren nothwendige Verbindung aber dem Verstande unmittelbar einleuchtet, sodaß solche keines weitern Beweises bedürfe. Grundsätze sind die Grundlagen aller Theorien, die selbst nichts sind als Erklärungen aus Grundsätzen.

Grundsteuer. Die Erklärung, daß eine Steuer, welche auf Grund- und Boden-Eigenthum gelegt und darnach geordnet ist, so heiße, gibt keinen klaren Begriff über die Natur und das Wesen derselben; denn sie könnte ja mit Theilen des Bodens selbst, oder mit den Producten (Erträge) des Bodens, oder von dem reinen Einkommen desselben bezahlt werden und nach einem dieser Gründe vertheilt und bestimmt seyn. Eine echte Steuertheorie verlangt aber, daß vom Grund und Boden keine andere Steuer erhoben werde, als die einen Theil des reinen Einkommens aus demselben ausmacht und nach der Proportion desselben daraus geordnet wird; denn nur eine solche Steuer wird auf die Principien der Gleichheit gebaut werden können und zweckmäßig seyn, mithin eine Grund- und Bodenrentensteuer. (S. **Rente**.) — Wollte man vielleicht die Grundsteuer nach dem Flächenraum ordnen, so ist es offenbar, daß gleiche Flä-

chenräume einen sehr ungleichen Ertrag und noch ungleichern reinen Ertrag, folglich auch ihrem Besitzer ein ungleiches Einkommen gewähren; wollte man sie hingegen nach dem rohen Ertrag (s. d) der Ländereien bestimmen, so erfordert ein gleicher roher Ertrag hier mehr, dort weniger Mühe und Kosten, nach deren Abzug also den Besitzern gleich großer Grundflächen, die gleiche Aernten geben, eine sehr verschiedene reine Einnahme übrig bleibt, wenn sie Das abziehen, was ihnen die Producte, welche sie durch die Aernte erhalten, gekostet haben. In beiden Fällen würde also die Steuer höchst ungleich werden. — Dieses Raisonnement ist richtig, so lange man den Begriff der Abgaben oder Steuern (vgl. beide) festhält. Betrachtete man aber die Grundsteuer als Antheile der Regierung an dem Grundvermögen der Personen, die ihr von Rechtswegen zukommen, zusammengebracht und abgeliefert werden müssen, so ändert dieß den Begriff der Abgaben überhaupt. Sie hören auf, Abgaben zu seyn und werden eine Last, die auf dem Grundstücke haftet, die aber der Grundeigenthümer nicht bezahlt, die ihn also auch nicht drückt. Das Grundstück kostet ihm um so weniger Capital, als die Grundabgaben, als proportionirliche Zinsen betrachtet, werth sind. Hat z. B. ein Grundstück 40 Thlr. Grundsteuer jährlich zu bezahlen, so ist es 1000 Thlr. weniger werth, als wenn keine Grundsteuer darauf haftete. Da nun der Eigenthümer diese 1000 Thlr. nicht bezahlt hat, so gehört ihm auch das Einkommen jener 40 Thlr. nicht, sondern er hat sie dem Staate, dem sie allein gehören, zu berechnen. Die Anhänger dieser Meinung schließen hiernach, daß es völlig einerlei wäre, wie hoch die Grundsteuer sey, wenn sie nur nicht verändert würde; die Ungleichheit dieser Steuer sey auch weder ein Fehler noch ungerecht. Wer ein steuerfreies Gut hat, besitzt ein größeres Eigenthum als Der, welcher ein steuerbares von gleichem Umfang und gleicher Güte hat. Der Letztere hat den Staat zum Miteigenthümer, Ersterer nicht. Wenn daher der Staat steuerfreie Güter mit Grundsteuern belegen, oder die Grundsteuer der steuerbaren Güter erhöhen wolle, so sey Das ungerecht und ein offenbarer Eingriff in das Eigenthumsrecht. — Dieß stimmt aber, wie gesagt, nicht mit dem eigentlichen Sinne der Abgaben. Daß sie das Einkommen des Gebenden vermindern, ist natürlich; sobald sie aber alle Arten des Vermögens und Einkommens proportionirlich treffen und einmal die nothwendige Bedingung des Schutzes und der Sicherstellung desselben sind, kann sich Niemand davon losmachen wollen, ohne ungerecht gegen die Uebrigen zu seyn, die auf ihre Unkosten ihn übertragen müßten. Werden also höhere Abgaben nöthig, so muß sich das Jeder gefallen lassen, mithin auch der Grundeigenthümer. Der Umstand, daß dadurch sein Grundstück an Capitalwerth verliert, kann kein Grund zur Befreiung von der Abgabe oder deren Erhöhung seyn, denn dieß begegnet dann jedem Vermögen. Auch kann nur Verlust am Capitalwerthe der Grundstücke entstehen, wenn die Abgaben nicht richtig vertheilt werden, denn außerdem vermindern sie nur die Einkünfte. Wer bisher sein persönliches Capital auf 1000 Thlr. reines Einkommen nützte und nun eine Abgabe von 5 Proc. zahlen muß, behält freilich nur noch 950 Thlr. reines Einkommen; aber sein Capital selbst hat sich nicht vermindert. Gerade Dasselbe begegnet dem Grundeigenthümer, der sonst 1000 Thlr. jährlich Pacht erhielt und nun 50 Thlr. davon abgeben muß, dem Künstler, dem Gelehrten an ihrem Einkommen von Gewerbe, Talent ꝛc., denn Keiner wird sein Vermögen mehr

auf 1000 Thlr. nutzen, sondern Jeder um 50 Thlr. weniger. Nur dann, wenn die Grundsteuer die einzige nach dem reinen Einkommen bemessene und aufgelegte Steuer wäre, würde der Einwurf gegründet seyn; denn in diesem Falle würde Jemand für ein Grundstück, dessen Einkommen durch die Steuer vermindert wäre, nicht mehr ein so großes Capital geben als vorher, weil dann das reine Einkommen von allen übrigen Capitalen unbesteuert geblieben wäre, dem Besitzer also immerfort noch 1000 Thlr. brächte, wo der Grundeigenthümer nur 950 gewönne. Aber dadurch würde nicht die Ungerechtigkeit der Grundsteuer überhaupt, sondern nur die einseitige und schlechte Anordnung derselben erwiesen.

Grundton, s. Hauptton.

Grundstoffe, s. Elemente.

Gruner (Christian Gottfried), ein berühmter Arzt, geb. den 8. Nov. 1744 zu Sagan, verdankte seine erste Bildung dem Rector Harmuth daselbst. In einer Art von Selbstbiographie (s. Gruner's „Almanach für Aerzte und Nichtärzte aufs J. 1787", S. 144) erzählt er die sonderbare und mühsame Art, wie er das Studium der lat. Sprache getrieben. 1762 bezog er das Gymnasium zu Görlitz, wo er dem Conrector Geisler seine Hauptbildung und vorzüglich die Liebe zu den Alten verdankte. Drei Jahre ging er nach Leipzig, wo 5 Jahre hindurch Ernesti, Morus, Gellert, Clodius u. A. seine Hauptlehrer waren. Allein das Studium der Theologie, welches er dem väterlichen Willen gemäß hatte wählen müssen, erschien ihm, wie er im „Almanach für Aerzte" sagt, einengend und beschränkend. Sein Vater war indeß gestorben, und dieß bestimmte ihn, sich der Medicin zu widmen. In dem Umgange geistreicher Männer, eines Bose, Gehler, Pohl, Reichel u. A. fühlte er sich so glücklich, daß ihn nur die Unwahrscheinlichkeit einer baldigen Versorgung abhielt, als Arzt und Lehrer in Leipzig sein Fortkommen zu gründen. Er ging daher, nachdem er 1769 zu Halle promovirt hatte, nach seinem Vaterlande zurück und lebte dort bis 1773 als praktischer Arzt. In d. J. folgte er einem Rufe nach Jena als Prof. der Botanik; 1776 ward er von dem Herzog v. Sachsen-Weimar zum Hofrath und 1791 von dem Herzog v. Sachsen-Koburg zum geh. Hofrath und Leibarzt ernannt. Nach Reubauer's Tode, 1797, rückte er in die zweite, und nach Nicolai's Ableben, 1803, in die erste Stelle der Facultät hinauf. Er las mit Beifall fast über alle praktische und theoretische Theile der Medicin bis ans Ende seines Lebens. Nebenbei gründeten einige glückliche Curen seine Praxis, wiewohl er ihr in spätern Jahren entsagte, da sie seiner Liebe zur Unabhängigkeit und zum ungestörten Studiren hinderlich war. Dieser Abgeschiedenheit von der Welt verdanken wir seine zahlreichen, sich fast über alle Fächer der Medicin verbreitenden Schriften. Die Zahl der größern Werke beläuft sich auf 50; außerdem hat er über 150 Programme und andre akademische Schriften, Vorreden, Recensionen u. s. w. geschrieben. Wenig Aerzte haben mit einer so seltenen Gelehrsamkeit, mit dieser Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit des Willens so viel Klarheit und Tiefe verbunden wie Gruner. Bei der gründlichen Theorie, die er besaß, war er aber dennoch praktischer Gelehrter; denn er fand erst dann in seiner Wissenschaft die volle Befriedigung, wenn sie, wenigstens theilweise, ins Leben eingriff. Dieß hat er u. a. in s. „Bibliothek der alten Aerzte in Uebersetz. und Auez.", Lpz. 1780—82, 2 Thle., gezeigt, wo er immer das Praktische im Auge

behält. Die Fortsetzung unterblieb, als die Grimm'sche Uebersetzung des ganzen Hippokrates erschien. Außer dem Studium der Geschichte der Medicin gehörten Pathologie und Zeichenlehre („Semiotice physiologicam et pathologicam complexa", Halle 1775; deutsch Jena 1794), gerichtliche Medicin und medicinische Polizei („Kurzgefaßtes System der gerichtlichen Arzneiwissenschaft, entworfen von J. D. Metzger, nach des Verf. Tode mit Zus. herausgeg. von K. G. Gruner", Königsb. 1814), allgemeine und specielle Therapie zu seinen Lieblingsfächern. S. das Verz. seiner sämmtl. Schriften in Güldenapfel's „Jenaischem Universitätsalmanach", Jena 1816. Eine Dislocation des Magens, durch Leibschäden erzeugt, endete sein thätiges Leben den 4. Dec. 1815, im 71. J. Es gab fast keine Akademie oder gelehrte Gesellschaft in und außerhalb Deutschland, die Gruner nicht als Ehrenmitglied aufgenommen hätte. Noch kurz vor seinem Tode erhielt er von dem königl. Collegium medicum zu Stockholm die silberne Vaccinationsmünze, und wurde von dem Könige von Schweden zum Ritter des Wasa-Ordens ernannt.

Gruner (Karl Justus von), Sohn des fürstl. osnabrückischen Vice-Kanzleidirectors Joh. Christian Gruner, geb. den 28. Febr. 1777 zu Osnabrück, studirte in Göttingen und Halle. An letzterm Orte kam er mit dem dort commandirenden und mit den Studenten in steten Händeln lebenden Prinz Wilhelm von Braunschweig (der als Herzog bei Quatrebras blieb) in Reibungen, und verließ deßwegen Halle. Er ward nun als Richter in seiner Vaterstadt angestellt, gab jedoch die Stelle auf und ging auf Reisen. Hier lernte er den nachherigen Minister Stein, damals Oberpräsident zu Minden, und Blücher kennen, und erhielt (1803) durch Verwendung des General-Lieutenants v. Knesebeck, eine Anstellung in preuß. Staatsdiensten, erst bei dem Colonisationsgeschäft für Südpreußen (wo er sich der deßhalb nöthigen Werbungen halber im Reich aufhielt), dann durch den in den fränkischen Fürstenthümern dirigirenden Minister von Hardenberg, als Kammerrath in Anspach. 1805 ward er als Director der Kriegs- und Domainenkammer nach Posen versetzt. Bei dem Einrücken der Franzosen in Posen (Nov. 1806) hatte Gruner eben eine Collecte für die Witwe des unglücklichen Palm veranstaltet. Seine Gegner verfehlten nicht, ihn deßhalb bei Davoust als verdächtig anzugeben. Allein Gruber ging selbst, mit der Liste in der Hand, zu dem Marschall und bat für eine Unglückliche, die an den gegen ihren Mann erhobenen Beschuldigungen keinen Theil habe, und Davoust war edel genug, einen sehr bedeutenden Beitrag zu unterzeichnen. Später glaubte Gruner dennoch aus Posen entweichen zu müssen; er floh nach Königsberg, und als die Franzosen auch hierher kamen, nach Tilsit. Hierauf, vom Minister Stein bei der Reorganisation des zertrümmerten Staates angewendet, kam Gruner 1809 nach Berlin, um die neue Städteordnung einzuführen und das Amt eines Polizeipräsidenten zu übernehmen. In dieser ebenso schwierigen als gefahrvollen Stelle, benahm er sich mit der größten Klugheit, konnte jedoch dem Schicksale nicht entgehen, daß die schon längst auf ihn aufmerksamen und seit Schill's abenteuerlichem Zug noch mehr zum Argwohn gestimmten Franzosen ihn verfolgten und ihn indirect zwangen, seine Stelle niederzulegen (1811), worauf er sich, nachdem er eine kurze Zeitlang das Polizeifach im Staatsrathe bearbeitet hatte, ob aus eigenem Antrieb oder vielleicht auf geheimen Befehl, ist ungewiß, nach Friedland in Böhmen begab (1812), von wo er, nebst

einigen Gleichgesinnten und unterstützt von England und Rußland aus, Verbindungen durch ganz Deutschland zum Sturz der Napoleonischen Herrschaft anknüpfte. Der Plan dieser Vereinigung soll gewesen seyn, bei tieferem Eindringen der Franzosen in Polen, die im Rücken der Heere gelegenen Magazine zu verbrennen und dann durch einen allgemeinen Aufstand in Deutschland (dem stets vielfach getheilten, in Meinung, Form und Ansichten!) den letzten Schlag auszuführen. Mag hiervon wahr seyn, soviel da will, die franz. Wachsamkeit kam den Ansichten zuvor. Gruner wurde in Prag auf Requisition des preuß. Hofes festgenommen und nach Peterwardein, an der slavonischen Grenze abgeführt. Erst zu Ende des folg. J. kam er durch die Verwendung des petersburger Hofes, welcher ihn als russischen Staatsrath reclamirte, los. Jetzt erhielt Gruner durch den Minister Stein, welcher in Frankfurt a. M. die Centralverwaltung der schnell gebildeten Generalgouvernements leitete, die Direction des vom Niederrhein, wo er, in Düsseldorf seinen Sitz nehmend, viel für die allgemeine Sache hat. Auch schrieb er manchen Aufsatz für den „Rheinischen Merkur", den Görres, welchen er zum Director des öffentlichen Unterrichts in den Rheinlanden seines Gouvernements ernannte, herausgab. Darauf ward ihm auch die Leitung der Angelegenheiten in den Ländern des Mittelrheins zu Trier angewiesen. Den 13. Oct. 1814 beehrte ihn der Kaiser Alexander mit dem St.-Annen-Orden erster Classe. Sein bei Napoleons Rückkehr von Elba, den 24. März 1815, von Düsseldorf an die Bewohner jener Gegenden und den Landsturm von Berg erlassener Aufruf zur Ergreifung der Waffen gegen Frankreich, machte viel Aufsehen; auch ließ er am 19. April dess. J. in seinem Verwaltungsbezirk einen Buß- und Bettag halten, um „den Segen Gottes zur Vollendung des großen Befreiungswerkes in Deutschland zu erflehen". Nach Napoleons zweitem Sturz erhielt Gruner von preuß. Seite die Leitung der hohen Polizei in Paris und der Umgegend. Hier wachte er genau über die Zurückerstattung der von den Franzosen früher eroberten Kunstschätze und trat des listigen Fouché vielfachen Winkelzügen kräftig entgegen. Nach dem Frieden 1815 sollte er die Stelle eines Gesandten am sächsischen Hofe übernehmen. Dieß wurde jedoch in einen Gesandtschaftsposten bei der Eidgenossenschaft abgeändert, wo Gruner, nachdem er vorher vom Könige von Preußen in den Adelstand erhoben worden war, seinen Sitz in Bern nahm. Seine durch vielfachen Lebenswechsel und Arbeiten zerrüttete Gesundheit nöthigte ihn 1819 nach Wiesbaden zu gehen, wo er den Winter über zubrachte und daselbst den 8. Febr. 1820, erst 43 J. alt, starb.

Gruner (Karl Gustav Adolf), geb. 1778 zu Berga bei Weida, bezog nach vollendeter Gymnasialbildung zu Gera 1798 die Universität Jena, Rechtswissenschaft studirend, seit Ostern 1800 aber zu Leipzig, wo er nach Vertheidigung der Streitschrift: „De poenis Romanorum privatis earumque usu hodierno" (Leipzig 1805), Doctor der Rechte wurde. Als Oberhofgerichts- und Consistorialadvokat in Leipzig erwarb er sich durch strenge Redlichkeit, klaren Verstand und umfassende Kenntnisse, verbunden mit edler Freimüthigkeit, bald das allgemeine Vertrauen und wurde 1806 von der Handlungsinnung zu ihrem Consulenten gewählt. Er folgte 1822 auf Haubold's Veranlassung dem Rufe als Oberappellationsgerichtsrath nach Lübeck, kehrte jedoch 1825 ins Vater-

land zurück und wurde als Hof- und Justizrath und Assessor der Landes-, Oekonomie-, Manufactur- und Commerciendeputation in Dresden angestellt. Mit den Gesetzen, der Verfassung und den Bedürfnissen des Landes vertraut, für Rechtspflege wie für die Verwaltung gleich geeignet, war er hier treu und gewissenhaft durch Rath und That für das Beste des Landes besorgt. In Folge der Ereignisse vom Sept. 1830 wurde er mit der Untersuchung der in und außerhalb Dresden vorgefallenen Unruhen beauftragt. Gruber erhielt im Oct. 1830 das Ritterkreuz des Ordens für Verdienst und Treue, nahm später den thätigsten Antheil an der Bearbeitung des Entwurfs der Verfassungsurkunde, der Städteordnung, des Ablösungsgesetzes, und arbeitete besonders eifrig an der zweckmäßigen Verwirklichung der Idee der Trennung der Justiz von der Verwaltung. Allein die Anstrengungen, zu welchen die wiederholten Unruhen in Dresden (April 1831) bei überhäuften Geschäften ihn veranlaßten, erschöpften seine Gesundheit, und da auch das höhere Staatsamt eines Oberconsistorialpräsidenten, welches ihm im Mai desselben Jahres übertragen wurde, eine unausgesetzte Thätigkeit nicht minder in Anspruch nahm, so sank die einmal gebrochene Kraft immer mehr, bis er den 8. Oct. 1831 sein verdienstvolles Leben endete. Von seinen Schriften nennen wir noch: „Ansichten einiger Hauptzweige der Industrie und des Handels von Sachsen; zur Berichtigung bekannt gemachter irriger Urtheile", Lpz. 1811; „Ueber das Ruorsionsprincip, als Grundlage eines deutschen Handelssystems", Lpz. 1820.

Grüner Donnerstag (quinta hebdomatis magnae, coena domini, auch dies veridium; Kalenderw.), der Donnerstag vor Ostern; wird seit dem Ende des 7. Jahrh. als Gedächtnißtag der Einsetzung des Abendmahls begangen. Der Name scheint von der Sitte, an diesem Tage grüne Frühlingskräuter aufzutragen und zu genießen, welche noch unter dem Volke hier und dort gefunden wird, herzurühren; nur dürfte diese Sitte nicht, wie Einige wollen, aus den Zeiten, wo die Christen mit den Juden das Osterlamm noch aßen, sondern vielleicht aus einer Gewohnheit der alten Bewohner unserer deutschen Gegenden herzuleiten seyn, die man bei Annahme des Christenthums beibehielt; denn in der römischen Kirche war der Ausdruck dies veridium nicht gebräuchlich. Die andere Meinung, nach welcher der Tag einerlei mit den Sonntagen der Fastenzeit von der Stelle Ps. 23, 2., mit welcher der Gottesdienst begonnen worden sey, den Namen führen soll, ist eben deßhalb, weil der Name nur der deutschen Kirche anzugehören scheint, nicht zulässig. Die alte Kirche nahm übrigens an diesem Tage die Gefallenen und Büßenden wieder auf, und in der katholischen Kirche ist das Fußwaschen eine demselben eigne Ceremonie.

Grünes Feuer, grün gefärbte Flamme; wird erhalten, wenn man ein Stück Papier mit einer Auflösung von Grünspan in Wasser tränkt und getrocknet anzündet; auch durch Anzünden einer Kupferauflösung in Naphta oder in spirituösem Salmiakgeist, oder einer Auflösung von Sedativsalz in Weingeist. Auch gibt Glaubersalz mit Kohlen in einem glühenden Schmelztiegel eingetragen eine grüne Flamme; auch beim Abbrennen von 1 Theil Schwefelblumen mit 8—12 Theilen Sedativsalz, oder ebenso vielem cubischem Salpeter.

Grünhayn, Bergstadt und Amt im königl. sächs. Erzgebirge, hat 147 Häuser und 900 Einw.; Spitzenklöppeln, Blechhammer. In der Nähe weißer Marmor.

Grünsfeld, Salm-krautheimsche Stadt im badenschen Main- und Tauberkreise, Amt Gerlachsheim; hat ein Schloß, 225 Häuser und 1300 Einw.; Wein- und Gemüsebau.

Grünspan (aerugo, Spangrün, Kupfergrün, essigsaures Kupfer), ein Farbenmaterial, das verkalktes Kupfer (Rost vom Kupfer) ist. Nicht bloß wässerichte Feuchtigkeiten, sondern auch Oele und alle fettige Stoffe, besonders Salz und Säuren, lösen das Kupfer zu einem Kalk auf und bringen bei der Zersetzung eine neutralsalzige Verbindung zu Stande. Merkwürdig ist bei der Verkalkung des Kupfers, daß sie in der Kälte besser von Statten geht, als in der Wärme; in der Siedhitze greifen selbst Säuren, die das Kupfer sonst bald zerfressen, dasselbe wenig an. Der verkäufliche Grünspan wird durch Legung von Kupferplatten zwischen Weintrebern gewonnen, welches unter allen bekannten Mitteln das leichteste ist. Dieser Stoff ist für die Gesundheit sehr gefährlich, und kupferne Gefäße können nur bei der größten Reinlichkeit gebraucht werden.

Grünstadt, Hauptort des gleichnamigen Cantons in Rheinbaiern, am Fuße des Haartgebirges, ein heiteres Landstädtchen, von einem Obsthaine umgeben, mit 3000 Einw., ehemals die Residenz des Grafen von Leiningen-Westerburg, hat ein Progymnasium, Leinen- und Baumwollzeuchmannfactur, Steingutfabrik, Geburtsort des berühmten Malers Holbein, auch Seekatz'e, sowie des talentvollen Malers J. Schlesner.

Grupello (Ritter Gabriel von), geb. 1663 zu Brüssel, Großstatuarius Kaiser Karls VI., Karls II., Königs von Spanien, und Johann Wilhelms, Kurfürsten von der Pfalz (starb 1730 auf dem Rittergute Erenstein zu Kirchrath bei Aachen). Die Equesterstatue des Letztern auf dem Marktplatze zu Düsseldorf, eine der geschätztesten, die wir besitzen, ist sein Werk. Außerdem befinden sich an diesem Orte, in Brüssel, Antwerpen, Wien und Petersburg viele seiner kunstreichen Arbeiten in Erz und Marmor. Er war einer der größten Bildhauer seiner Zeit und zeichnete sich noch dazu durch mannigfache Eigenheiten aus, die seinem Leben einen Anstrich des Abenteuerlichen gaben. In Brüssel und Düsseldorf haben sich mehre Sagen von ihm in dem Munde des Volkes erhalten. Man findet ihn auch unter dem Namen Crepello oder Cripello aufgeführt; sein Familienname war Grippel, den er, als er zum Ritter des römischen Reichs ernannt wurde, in Grupello umwandelte. Kurze Notizen über ihn findet man bei Hagedorn, Uffenbach und im „Allgemeinen Künstlerlexikon".

Gruppe. Dieses Wort ist bis jetzt nur in den zeichnenden Künsten im strengsten Sinne aufgenommen worden, obgleich die Sache selbst, welche es ausdrückt, allen Künsten gemein ist. Man versteht nämlich dadurch die Zusammenstellung oder Vereinigung mehrer einzelner zusammengehöriger Gegenstände in eine einzige Masse, sodaß die Gegenstände, welche man sonst einzeln als für sich bestehende Dinge würde angesehen haben, durch diese Zusammensetzung als Theil eines größeren Ganzen erscheinen. Nicht jede Vereinigung der Theile in ein Ganzes ist eine Gruppe, sondern die, wo jeder Theil schon für sich ein Ganzes seyn kann. Da die Gruppirung der einzelnen Gegenstände in allen Kunstwerken eine Hauptsache ausmacht, so ist ihre Theorie dem Künstler sehr wichtig. Ein jedes Werk des Geschmacks, welches aus vielen einzelnen Gegenständen zusammengesetzt ist, darf diese Theile nicht zerstreut

und einzeln darstellen, sondern muß diese in eine oder mehre Gruppen sammeln, und diese Gruppe wieder in einem einzigen Gegenstande verbinden. Es ist weder der Phantasie noch dem Verstande möglich, sich viele einzelne Dinge auf einmal klar vorzustellen; ein aus vielen einzelnen Gegenständen bestehendes Werk bekömmt dadurch, daß die sich zu einander passenden einzelnen Theile in wenige Massen gesammelt werden, eine Einfalt, welche uns erleichtert, das Ganze zu fassen. In den Gegenständen, welche man auf einmal übersieht, dienen die Gruppen auch, der Menge der auf einmal vorschwebenden Gegenstände Ordnung zu geben. Endlich dient das Gruppiren auch dazu, daß jedes Einzelne des Werkes in seinem Range, in seiner Abhänglichkeit und in seinem wahren Verhältniß zu dem Uebrigen erscheine. Nicht nur die Gegenstände, welche man auf einmal übersieht, sondern auch die, welche sich nach und nach darstellen, müssen gruppirt seyn, und haben dieses um so nöthiger, je größer die Menge und die Mannigfaltigkeit der Dinge, die dazu gehören, sich darstellt.

Grusien, s. Georgien.

Grynäus (Simon), aus einer angesehenen Gelehrtenfamilie, geb. zu Veringen 1493, Schüler Luthers und Melanchthons; lehrte abwechselnd alte Sprachen zu Wien, Ofen, Heidelberg, Tübingen und Basel, wo er 1541 an der Pest starb. Er übersetzte ins Lateinische: Plutarchs Leben des Agesilaos, Mehres von Aristoteles und den größten Theil der Homilien des Chrysostomos. Auch besorgte er die erste griech. Ausgabe des „Veterenarii medici", Basel 1537, 4., und den Almagest des Ptolemäos, 1538, Fol.

Gryphit (Gryphaea Lam., Zool.), Gattung der Weichthiere, nahe der Gattung ostrea verwandt; hat 2 ungleiche Schalen, die untere größere ist kahnartig, die obere flächer (Gryphitendeckel, selten gefunden), die Schalenspitze ist erhaben vorspringend, spiralförmig gekrümmt; kommen nur versteint in Kalklagern und Flötzgebirgen, weniger in den spätern Gebirgsarten vor; jetzt lebend soll nur gryphit angulata seyn. Der fossilen Arten sind gegen 24.

Gryphitenkalk (Geol.), Kalkstein mit häufigen Gryphiten; ist graublau, rauhbrüchich. In Deutschland nennt man Gryphitenkalk einen harten, meist dunkeln Kalkmergel, der die untere Schicht des weißen Jurakalks macht; Andere verstehen noch andere Kalkarten darunter.

Gryphius (Andreas, der deutsche Name war Greif), einer der originellsten Dichter der älteren deutschen Literatur, ward 1616 zu Großglogau in Schlesien geboren. Vor seinem 5. Jahre verlor er schon seinen Vater. Den ersten Unterricht empfing er zu Fraustadt und machte seine Gymnasialstudien in Danzig. Auf der Akademie mit vielem Eifer die Rechtswissenschaft studirend, kehrte er, nach Erwerbung gründlicher Kenntnisse, 1636 in seine Heimath zurück und übernahm eine Hauslehrerstelle. Wegen den Unruhen des 30jährigen Krieges unternahm er mehre Reisen in fremde Länder, und zwar in England, Frankreich und Italien, die ihn fast 10 Jahre von seinem Vaterlande entfernt hielten. Auf diesen Reisen machte er mit den größten Gelehrten der damaligen Zeit Bekanntschaft. Nach seiner Rückkehr in seine Heimath und nach Fraustadt, wurden ihm von mehren Seiten akademische Lehrstellen angeboten, die er aber alle ausschlug, weil er seinem Vaterlande als praktischer Geschäftsmann dienen wollte. 1647 erhielt er die Stelle eines Landsyndi-

cus des Fürstenthums Glogau, und starb als solcher, vom Schlage getroffen, 1664. In der fruchtbringenden Gesellschaft, in welche er 1662 aufgenommen worden war, führte er den Namen des Unsterblichen. Wir besitzen von ihm Lust- und Trauerspiele, Oden, Lieder, Sonette und Epigramme. Das deutsche Drama nennt ihn seinen Schöpfer, da vor ihm nichts, außer den Versuchen von Opitz und den geistlichen Trauerspielen des Joh. Klajus, für dasselbe gethan war. Wir finden freilich Fehler und Schwächen genug in seinen dramatischen Poesien, die nicht durch die ungünstige Zeit entschuldigt werden können, in der Gryphius für die deutsche Bühne schrieb, denn der große Dichter soll über die Zeit stehen; jedoch das Urtheil, das A. W. v. Schlegel in seinen „Dramatischen Vorlesungen" über ihn fällt, ist etwas zu absprechend und hart. Gryphius entwickelt in seinen Dramen eine ausgebreitete Kenntniß der Alten, der Natur und des menschlichen Herzens. Seine Sprache ist meist edel und würdevoll, die Anordnung seiner Stücke regelmäßig, die Wahl des Stoffes glücklich und die Zeichnung der Charaktere richtig. Fast allen seinen Stücken mangelt es nicht an einzelnen genialen und gelungenen Stellen. Als Trauerspieldichter war er sehr fruchtbar. Zu den Eigenheiten seiner Trauerspiele gehören die Geistererscheinungen, die den Griechen nachgebildeten Chöre und die in ihnen auftretenden allegorischen Personen. Sie sind sämmtlich in Alexandrinern geschrieben. Spener fühlte sich durch das Lesen seiner „Katharina von Georgien" mit Kraft gestärkt. Seine Lustspiele zeugen von nicht geringem Talente für das Komische: doch fehlt es sehr oft seinem Witze an Feinheit. Seine nächsten Muster waren die Holländer, und namentlich Vondel (s. d.). Seine sehr ergötzliche Posse: „Peter Squenz", eine Erweiterung des burlesken Trauerspiels: „Pyramus und Thisbe", in Shakspeare's „Sommernachtstraum", ist mit Witz und Laune geschrieben. Es ist nebst biographischen Nachrichten von Gryphius in Bredow's nachgelassenen Schriften wieder abgedruckt. Einen höhern Werth haben seine lyrischen Gedichte, Sonette und Epigramme; sie blühen um die Stirne des edlen Dichters als ein reicher Kranz, den keine Stürme der Zeit zerreißen werden. Die vollständigste Ausgabe seiner Gedichte erschien 1698 (Breslau und Leipzig). Eine Auswahl seiner bessern Gedichte enthält das 2. Bdchn. der „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh." von W. Müller (Leipzig 1822).

Guadeloupe, eine der antillischen Inseln, jetzt nebst Martinique die wichtigste französisch-westindische Besitzung, hat 42 QM. mit 110.000 kathol. und franz. redenden Einw., worunter 87.000 Neger. Sie ist vulkanischen Ursprungs und hat hohe steinige Berge, z. B. den Schwefelberg, einen Vulkan auf Basse-Terre, auf dessen Gipfel nur Moos und Farrenkräuter fortkommen, an dessen Fuß man aber die schönsten Waldungen und mehre Teiche mit sehr heißem Wasser findet; den St.-Annenberg ꝛc. Die Küsten sind mit Korallenfelsen umgeben. Die vorzüglichsten Produkte sind: gediegener Schwefel, Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indigo, Kakao, Reis, Mais, die Milchstaude, der Corbarbaum, mit sehr guten Gummi, Schildkröten. Außer diesen Erzeugnissen werden Teufelsvögel mit schwarzen Federn genannt, die nur Nachts auf den Fischfang gehen, und schwarze Bienen ohne Stachel, die den Honig in Blasen aus Wachs sammeln, welche so groß wie ein Taubenei sind. 1778 betrugen, bei sehr wohlfeilen Zeiten, die Exporten doch fast an 3½ Mill. Thaler. Zu den Einfuhrartikeln gehört auch Eis zum Luxus und zur

Arznei; den Fremden ist selbst, wenn sie naturalisirt sind, die Betreibung aller Art Handelsgeschäfte, außer dem Verkauf der in Plantagen erzeugten Waaren, bei 8000 Francs Strafe untersagt. Den Namen erhielt die Insel von Colombo wegen der Aehnlichkeit ihrer Berge mit denen in Spanien gleichen Namens an der Grenze von Neucastilien und Estramadura. Die Franzosen legten schon 1635 daselbst eine Colonie an, die aber in schlechtem Zustande blieb, bis 1674 der König die Insel von der westindischen Gesellschaft übernahm, worauf sie bald eine der blühendsten franz. Colonien ward. Die Angriffe der Engländer 1691 und 1705 schlugen fehl; aber 1759 fiel sie nach einer tapfern Gegenwehr in ihre Gewalt und kam erst im Frieden 1763 wieder an Frankreich; 1793 nahmen die Engländer sie ebenfalls weg, wurden aber im folg. Jahre vertrieben. Seitdem behaupteten sie die Franzosen, bis in den letzten Tagen des Jan. 1810 eine überlegene engl. Macht unter den Generalen Beckwith und Harcourt erschien, welche vom Admiral Cochrane mit einer Escadre unterstützt, nach dem Treffen am 3. Febr. den General-Capitain Ernouf nöthigten, sich mit seiner Besatzung kriegsgefangen zu ergeben. In dem den 3. März 1813 zwischen England und Schweden zu Stockholm abgeschlossenen Vertrage wurde diese Insel an Schweden abgetreten, das dieselbe aber im pariser Frieden, gegen anderwärts zu erhaltende Entschädigung, an Frankreich zurückgab. S. „Les Antilles française, particulière la Guadeloupe (geschichtl. und statist.) par le Colonel Boyer-Peyreleau“ (Paris 1823, 3 Bde., mit 1 Charte). Die Krone deckt den Ausfall an den Einkünften gegen die Ausgabe jährlich mit einem Zuschuß von 1.300 000 Fr. Ein Meeresarm, der Salzfluß genannt, theilt die Insel in die östliche und westliche, oder in Grande-Terre und Basse-Terre. Die Hauptstadt der Insel und der Sitz der Gouverneurs ist Basse-Terre, mit einem Fort, ein offener, niedlicher Ort, dessen Hauptstraße mit einer Tamarindenallee bepflanzt ist, der auch sogar gesundes Trinkwasser hat; er ist mit lieblichen bewässerten Gärten umgeben. Pointa Pietre, am Salzfluß, ist regelmäßig gebaut und wird durch ein Fort und eine Batterie vertheidigt.

Guajakharz (resina guajaci nativa, Pharm.), das aus dem Stamm des Guajakbaums freiwillig, oder durch gemachte Einschnitte ausfließende, außen dunkelbraungrüne, auf dem Bruche und gepülvert mehr blaugrüne; gerieben oder erwärmt angenehm riechende Harz, mit etwa $^1/_8$ gummösen Theilen; eins der bewährtesten und am häufigsten angewendeten Mittel gegen chronische Rheumatismen, fieberlose Gicht, chronische Hautausschläge u. a., zu 5 Granen bis 1 Skrupel. **Guajakholz** (lignum guajaci), das in großen, oft mehre Centner schweren Stücken nach Europa kommende, unter einem gelben Splint einen dunkeln, graugrünen, sehr schweren und festen, von Harztheilen durchdrungenen Kern habende, meist schon aus England und Holland geraspelt in die Officinen gelangende Holz vom guajacum officinale; oft mit dem, sonst auch für sich officinellen, helleren, leichteren, weniger wirksamen Holze von guajacum sanctum (lignum sanctum, Heiligenholz) untermengt; als blutreinigendes Mittel häufig im Absud und als Hauptbestandtheil von Holztränken angewendet, sonst als antivenerisches Mittel sehr in Ruf; seine Wirksamkeit beruht bloß auf dem Harze, das es enthält, und das als **Guajakextract** (extractum ligni guajaci) durch lange anhaltendes Kochen erhalten wird, wenig aber mehr in Gebrauch ist, da das natürliche Gua-

jakharz daſſelbe erſetzt. Guajakholzöl (oleum ligni guajaci), braunes, ſchweres, durch die trockene Deſtillation des Guajakholzes erhaltenes brenzliches Oel; obſolet. Guajakholzrinde (cortex guajaci) kommt wohl auch für ſich im Handel vor, wird aber auch mit dem Holze vermiſcht; in der Wirkung iſt kein Unterſchied. Guajakſeife (sapo guajacinus), eine bis zur Conſiſtenz einer Pillenmaſſe abgerauchte Auflöſung des Guajakharz in Aetzkalilauge. Mit einem Zuſatze von Goldſchwefel iſt es die Kämpfſche Guajakſeife (sapo guajacinus Kaempfii. Guajaktinctur (ammoniakaliſche Guajaktinctur, tinctura guajaci ammoniaca), aus 1 Theile Guajakharz und 6 Theilen wenigem Ammoniumliquor, durch kalte Digeſtion unter öfterm Umſchütteln bereitet, ein höchſt kräftiges und ausgezeichnet wirkſames Mittel, beſonders bei veralteter Gicht, zu 20 bis 60 Tropfen mehrmals täglich in Hafergrauppendecoct.

Guarini, auch Varinus genannt, geb. zu Verona 1370, unternahm eine Reiſe nach Konſtantinopel, um unter Chryſoloras griechiſch zu erlernen, das er dann wieder in Florenz, Venedig, Verona, Trient und Ferrara lehrte. Man erzählt von ihm, daß er aus Konſtantinopel 2 große Kiſten griechiſcher Handſchriften mitgenommen habe, von denen er jedoch nur die eine nach Italien brachte; denn die andere ging mit dem Schiffe unter. Aus Gram über dieſen Verluſt ſollen ſeine Haare weiß geworden ſeyn. Er ſtarb 1460, und hinterließ: „Comp grammat. graecae ab Emm. Chrysoloras digestae“; ferner Ueberſetzungen griechiſcher und lateiniſcher Claſſiker. Von ſeinen 23 Kindern lehrte Giambattiſta zu Ferrara ſchöne Wiſſenſchaften und alte Sprachen, hinterließ Bemerkungen über Cicero, Ovid und Lucan, lateiniſche Gedichte und Anderes. Ein anderer Sohn von ihm, Alexander, war Vater von — 2) Giambattiſta G., geb. zu Ferrara, 1537, Secretair beim Herzog Alfons II. von Ferrara, wurde von dieſem als Geſandter an mehre Höfe von Europa geſchickt. Nach dem Tode dieſes Fürſten trat er in die Dienſte Vincenzo von Gonzaga, dann in die des Herzogs von Toscana, Ferdinand von Medicis, und endlich in die des Herzog von Urbino. Er ward mehrmals des Hoflebens überdrüſſig, ließ ſich aber immer durch den Glanz und goldene Verſprechungen bethören, der Sklave eines andern Willens zu ſeyn, und ſtarb zu Venedig 1612. Guarini gehört zu den trefflichſten und zierlichſten Schriftſtellern und Dichtern Italiens. Seine poetiſchen Erzeugniſſe zeichnen ſich vorzüglich durch Anmuth, Leichtigkeit und lebhafte Bilder aus; leider aber wird natürliche Einfalt und Anſtändigkeit oft vernachläſſigt. Das bekannteſte und faſt in alle Sprachen überſetzte Gedicht iſt ſein „Pastor fido“. Es zeichnet ſich durch ſinnreiche Wendungen, epigrammatiſche Wortſpiele und dichteriſchen Schmuck aus; indeß haben dieſe Eigenſchaften, weil man ſie für das Schäferdrama wenig paſſend hielt, ihm häufigen aber ungerechten Tadel zugezogen. Außerdem hinterließ er ein Luſtſpiel, „Idropico“, Rime und Madrigale. Seine ſämmtlichen Gedichte erſchienen in Verona 1737, 4 Bd. 4. Sein „Trattato della politica liberta“ (geſchrieben um 1599) erſchien zum erſten Mal gedruckt, Venedig 1818, mit ſeinem Leben, von Ruggieri.

Guaſtalla, Haupt des parmeſaniſchen Herzogthums Guaſtalla, am Einfluſſe des Croſtolo in den Po; Schloß, 5500 Einw., Seiden- und Leinenwebereien, Reißbau. Vgl. Parma.

Guatemala, ſ. Mittelamerika.

Guebriant (Jean Baptiſte Budes, Graf de), einer der größten

Feldherrn seiner Zeit, geb. im Schlosse du Plessis-Bude in Bretagne 1602, verrichtete seine ersten Waffenthaten in holländischen Diensten, und nachdem er sich bei verschiedenen Gelegenheiten ausgezeichnet hatte, wurde er zum Maréchal de Camp ernannt. Beauftragt, das franz. Heer aus dem Veltlin in die Franche Comté zu führen, um es daselbst mit dem Herzog von Longueville zu vereinigen, richtete er dieß glückliche in's Werk, und wurde darauf nach Deutschland zum Herzog Bernhard von Weimar gesandt, an dessen Siegen über die Kaiserlichen 1638 er den rühmlichsten Antheil nahm. Nach dem Tode des Herzogs Bernhard vereinigten sich die weimarischen Truppen unter Guébriant mit Banner (s. Mehres unter d. Art.), waren aber 1641 eben nicht sonderlich glücklich, woran Banner's Hochmuth am meisten Schuld war. Beide trennten sich darauf, eben nicht als die besten Freunde. Dennoch eilte Guébriant Banner'n zu Hülfe, als dieser von seinen Feinden fast erdrückt wurde. Deßhalb vermachte aber auch Banner bei seinem Tode dem franz. Generale seine Waffen. Noch in demselben Jahre siegte er bei Wolfenbüttel über die Kaiserlichen, sowie im folgenden Jahre (1642) bei Oerdingen am Rhein, bei Rutz und bei Kempen, welches er belagerte und nahm. Ludwig XIII. belohnte ihn für so viele Siege mit dem Marschallstabe. Er wurde in der Belagerung von Rotweil in Schwaben verwundet, und starb in der kurz vorher eroberten Stadt den 7. Nov. 1648. Seine Gemahlin, Rene du Bec-Crespin, Marschallin de Guébriant, zeichnete sich fast ebenso sehr aus, als ihr Gemahl. Sie begleitete nämlich 1645 die Prinzessin Louise von Gonzaga, welche an den König Uladislaus von Polen vermählt war, nach letzterem Lande als Oberhofmeisterin und Ambassatrice ordinaires, und wußte diesen Charakter auch selbst gegen den franz. Gesandten von Bregi zu behaupten. Sie starb 1659.

Guelfen oder Welfen war der Name eines berühmten Fürstenhauses, das, im 11. Jahrh. aus Italien (Otto von Freisingen setzt ihre ältesten Besitzungen zwischen den Brenner und den St.-Gotthard) nach Deutschland verpflanzt, eine Zeitlang über verschiedene der schönsten deutschen Provinzen herrschte und in den beiden Linien des Hauses Braunschweig, der königl. und herzogl., noch fortblüht. Nach des Geh.-Justizraths Eichhorn „Urgeschichte des Hauses der Welfen" tritt dasselbe erst mit dem 9 Jahrh. in der letzten Periode Karls des Gr. in das volle Licht der Geschichte. Das Andenken an diesen alten berühmten Namen ist durch die Stiftung des hannöv. Guelfenordens (s. Hannover) erneuert worden. Mit dem Namen Welfen bezeichnete man aber auch im Mittelalter eine mächtige Partei, die sich in Deutschland und späterhin vorzüglich in Italien den Unternehmungen der Kaiser und den Anhängern derselben, den Gibellinen, widersetzte. (Vgl. Friedr. von Raumer, „Geschichte der Hohenstaufen", Lpz. 1823.) — Die Familie der Welfen besaß, in zwei Linien getheilt, im 11. Jahrh. ansehnliche Güter im südlichen Deutschland. Azzo, aus dem Hause Este in Italien, Herr von Mailand, Genua und andern Städten der Lombardei, st. 1097, erhielt einen Theil dieser Güter durch seine Heirath mit der welfischen Erbtochter Kunegonde. Sein Sohn Welf (Guelph) I, st. 1101, wurde Herzog in Baiern und erbte die Güter der andern welfischen Linie. Welf's erster Sohn, Heinrich der Schwarze, Herzog in Baiern, erhielt durch seine Gemahlin Wulfhilde, Erbtochter des Herzogs Magnus in Sachsen, die demselben in Sachsen eigenthümlich gehörenden billungischen Güter. Heinrich der

Großmüthige, Heinrichs des Schwarzen Sohn, Herzog in Baiern, war einer der reichsten und mächtigsten deutschen Fürsten, und erhielt von seinem Schwiegervater, dem Kaiser Lothar, 1137 auch das Herzogthum Sachsen. Nach Lothars Tode wollte Heinrich dem von den Städten erwählten Konrad III. aus dem Hause Hohenstaufen (s. d.) die Krone streitig machen; ward aber in die Acht erklärt und der größte Theil seiner Güter ihm entzogen. Nach seinem Tode, 1139, erhielt sein Sohn, Heinrich der Löwe (s. d.), nur das Herzogthum Sachsen und seine Erbgüter in diesem Lande; die baierschen Erblehen erhielt sein Oheim Welf. Als zwischen diesem und des Kaisers Konrad Bruder, Friedrich, 1140, der Krieg ausbrach, wurden in der Schlacht bei Weinsberg die Namen Welf und Waiblingen die Losung, wodurch sich beide Parteien von einander unterschieden. — Waiblingen, im jetzigen Königreich Würtemberg, war ein Erbgut der Familie Hohenstaufen, und die Italiener änderten nachher, um sich die Aussprache zu erleichtern, den Namen Waiblinger in Gibellinen. — Der Streit, den anfangs nur die beiden Familien mit einander geführt hatten, verbreitete sich in der Folge weiter, blieb nicht Familiensache, sondern wurde der Brennstoff zu den hartnäckigsten Kämpfen gegen einander erbitterter politischen Parteien. Die Päpste, welche die Oberherrschaft über die Kaiser zu erringen suchten, und die seit dem Anfange des 12. Jahrh. nach Freiheit und Selbständigkeit emporstrebenden Städte Italiens bildeten die Partei der Guelfen (Welfen); alle Die, welche es mit der Partei des Kaisers hielten, hießen Gibellinen. Fast 300 Jahre hindurch ward der Kampf der Parteien mit der größten Heftigkeit und Erbitterung fortgesetzt. Friedrich I. von Hohenstaufen, genannt Rothbart (s. d.), zog 6 Mal über die Alpen, um sein Königthum in Italien gegen den Republikanismus der lombardischen Städte zu behaupten. Für Pavia's Partei, als die schwächere, kämpfend, verheerte er 1154 das Mailändische, zerstörte Tortona und ließ sich in Pavia und Rom krönen. 1158 bezwang er Mailand, schleifte die Werke von Piacenza und hielt einen Reichstag auf den roncalischen Feldern, wo er die kaiserl. Rechte im Sinne des justinian. Codex ausdehnte, den Städten Vögte (Podestà) setzte und einen Landfrieden verkündete. Als seine Härte eine neue Empörung erregt hatte, verbrannte er Cremona, 1160, vertrieb nach Mailands Unterwerfung alle Einwohner daraus und schleifte die Festungswerke, 1162. Aber nur die Furcht vor seinen Waffen hielt seine Macht aufrecht. Als der Kaiser 1163 ohne Heer nach Italien kam, schlossen die Städte einen Verein für die Freiheit, der sich zum lombardischen Bunde bildete. Dieser Bund stellte Mailand her und baute, gegen das gibellinische Pavia, eine neue Stadt, dem Papste zu Ehren Alessandria genannt. Weder Friedrichs Statthalter, Christian, Erzbischof von Mainz, noch er selbst konnten gegen den Bund Etwas ausrichten, jener scheiterte vor Ancona, 1174, mit der Macht des ganzen, damals gibellin. Toscana; der Kaiser mit den Deutschen vor Alessandria, 1175, ja, er ward von Mailand bei Legnano aufs Haupt geschlagen, 1176. Da schloß er zu Venedig ein Concordat mit Alexander III. und einen Waffenstillstand mit den Städten, 1176, den Frieden aber, der diesen die Freiheit sicherte, zu Konstanz, 1183. Die Republiken behielten die Vögte, fremde Edelleute, nun von ihnen selbst zu Richtern und Feldherren gewählt. Alle sollten wie vorher den Vasallen- und Unterthaneneid dem Kaiser leisten. Anstatt aber ihren Bund zu einer

steten Eidgenossenschaft (dem einzigen Heil für Italien) zu befestigen, zerfielen sie bald in neue Parteiungen, als die Plane der Hohenstaufen auf Siciliens Thronfolge Friedrich und Heinrich VI. (V.) von der Lombardei abzogen. Berühmt ist in einem Kriege der Bresciauer gegen einen Verein fast aller lombardischen Städte die Niederlage, die sie dieser überlegenen Macht am Oglio beibrachten, la mala morte genannt, 1197. Unter den Edelleuten traten die Herren da Romano und die Markgrafen von Este als Häupter, jene der Gibellinen, diese der Guelfen auf. Während der Minderjährigkeit Friedrichs II. und des Thronfolgestreits in Deutschland gelang es Innocenz III., Friedrichs Vormund, die weltliche Herrschaft des heiligen Stuhls in Rom und in der Gegend umher neu zu begründen und die Ansprüche auf Karl d. Gr. und Mathildens Schenkungen geltend zu machen; auch zog er fast ganz Toscana zur Guelfenpartei, 1197, nur Pisa nicht. Mehr blinde Erbfeindschaft als Eifer für die Sache begeisterte die Parteien; denn als in Otto IV. ein Guelfe den Kaiserthron bestieg, wurden die Guelfen seine und die Gibellinen des Papstes Partei; bald stellte jedoch die Rückkehr der Kaiserkrone auf das hohenstaufensche Haus in der Person Friedrichs II. (s. d.) die alten Verhältnisse wieder her, 1212. In Florenz gab dieser politische Parteigeist den Zwisten der Buondelmonti und Donati gegen die Uberti und Amidei, aus Privatbeleidigungen entstanden, Vorwand und Nahrung, 1215, und nun theilten sich fast alle Städte auch im Innern in Guelfen und Gibellinen. Die guelfischen Städte der Lombardei erneuerten 1226 den lombardischen Bund. Gegen diese Bürgerkriege erhob sich damals der Dominicaner Johann von Vicenza, ein hochgeachteter Strafprediger und Schiedsrichter. Die Versammlung von Paquara, 1233, schien seine Bemühungen zu krönen; aber das Streben nach weltlicher Herrschaft in Vicenza stürzte ihn. Als der Kaiser von seinem Kreuzzuge zurückgekehrt war, 1230, führte er den Krieg gegen die Städte und gegen Gregor IX., des Bannstrahls nicht achtend, mit abwechselndem Glücke, während Ezelin da Romano (s. d.), unter dem Vorwande des Gibellinismus, durch Gewaltthaten aller Art die eigne Herrschaft in Padua, Verona, Vicenza und der Umgegend begründete. Der päpstliche Hof wußte damals die pisanische Familie der Visconti zu Gattura, auf Sardinien, der Republik abtrünnig und zu seinen Vasallen zu machen, unter heftigem Widerspruch dieser, und besonders der Grafen Gherardesca. Daher auch in Pisa Spaltung in Gibellinen (Conti) und Guelfen (Visconti). Dennoch verheirathete Friedrich seinen Bastard Enzius mit einer Visconti und gab ihm den Titel König von Sardinien. Der Plan Gregors IX., Friedrich abzusetzen, gelang endlich Innocenz IV. auf dem Concilium zu Lyon, 1245; dieß schwächte gänzlich die Gibellinenpartei, welche durch die Ränke der Bettelorden schon sehr untergraben war. Das treue Parma fiel ab; der Sieg der Gibellinen in Florenz, 1248, hatte nur eine zweijährige, und ein neuer, nach der Schlacht von Monte Aperto, 1260, nur eine sechsjährige Dauer; die Bologneser zwangen alle Städte Italiens in einen guelfischen Bund und nahmen in der Schlacht am Panaro, 1249, den Bastard Enzius gefangen, den sie nie wieder freigaben. Nur in der trevisanischen Mark hatte der gibellinische Name durch den Schrecken Ezelin's die Oberhand, bis er in einem Kreuzzuge aller Guelfen gegen ihn unterlag, 1259. Aber die Freiheit ging immer mehr in diesen Kämpfen verloren; das Haus della Scala folgte dem der Romano

in der Herrschaft, und selbst Mailand fand mit einem großen Theile der Lombardei seine Herren in den della Torre. Ueberall erhoben sich Tyrannen; nur die Seerepubliken und die Republik Toscana blieben frei. Seit Karl I. von Anjou, durch des Papstes Gunst König von Neapel, Senator von Rom, päpstl. Vicarius in Toscana, auf Italiens Königskrone seinen Ehrgeiz richtete (eine Politik, der seine Nachfolger treu blieben), bekamen die Namen der Guelfen und Ghibellinen eine neue Bedeutung. Jener bezeichnete die Freunde, dieser die Feinde der Franzosen. Zu diesen Parteien kamen in den Republiken noch die des Adels und des Volks, von denen fast überall die des letztern siegte. Die redlichen Bemühungen des edlen Gregors X. (st. 1271), Frieden zu stiften, waren vergeblich; wirksamer die Nicolaus III., der Karls Uebermacht fürchtete; aber Martin IV., 1280, diesem knechtig ergeben, verdarb Alles wieder und verfolgte die Ghibellinen mit neuer Wuth. Ein andres Interesse trieb die Seerepubliken gegen einander zu den Waffen, das des Handels und der Schifffahrt. Die Genueser halfen dem Michael Palälogus, 1261, Konstantinopel von den Venetianern wieder erobern und erhielten dafür Chio; bei Meloria vernichteten sie, 1284, die Seemacht der Pisaner und vollendeten ihre Meeresherrschaft durch den Sieg über die Venetianer bei Curzola, 1298. Florenz vollendete seine Demokratie durch gänzliche Aechtung der Edelleute, 1282, und befestigte die Guelfenpartei durch weise Einrichtungen; aber bald theilte eine neue Parteiung, von dem unbedeutenden Pistoja aus verbreitet, in Florenz und ganz Toscana die Guelfen selbst in 2 Factionen, die schwarzen und die weißen, 1301. Diese wurden durch die Ränke Bonifaz VIII. fast überall vertrieben, und verbanden sich nun mit den Ghibellinen, 1302. In der Lombardei schien die ersterbende Freiheit zum letzten Male aufzulodern: auf einmal erhob sich, der ewigen Fehden der Tyrannen müde, in den meisten Städten das Volk und verjagte sie, 1302—6, darunter auch die Visconti, die 1277 die della Torre in der Herrschaft von Mailand verdrängt hatten. Heinrich VII. (s. d.), der erste Kaiser, der nach 60 Jahren wieder, 1310, in Italien erschien, führte die Fürsten in ihre Städte zurück und fand bei seinen Forderungen: Friede unter den Parteien und Huldigung im Reiche, überall Gehorsam. Nur Florenz übernahm jetzt die, zwei Jahrhunderte lang ruhmvoll geführte Rolle der Freiheitswächterin von Italien, wählte auf 5 Jahre Heinrichs Feind, Robert von Neapel, zum Beschützer, und blieb frei, während Italien von Tyrannen wimmelte. Das ghibellinische Pisa bekam nach Heinrichs Tode einen Herrn in Ugucione della Fagginolo, 1314; nach seiner Vertreibung Lucca, das er auch beherrschte, einen andern in Castruccio Castracani, 1316; Padua fiel, 1318, dem Hause Carrara; Alessandria, Tortona, 1315, und Cremona, 1322, dem Visconti zu Mailand; Mantua, seit 1275 von den Bonacossi regiert, dem Gonzaga, 1328, erblich anheim; in Ferrara befestigte sich 1317 die lange bestrittene Herrschaft der Este; Ravenna beherrschten schon seit 1273 die Polenta. In den übrigen Städten war dieselbe Tyrannei, aber doch häufig von Geschlecht zu Geschlechte wechselnd, und desto drückender. Die kleinen Fürsten, besonders della Scala, Matteo, Visconti, Castruccio, hielten den Vergrößerungsabsichten Roberts von Neapel, von Clemens V. zum Reichsvicarius in Italien ernannt, die Wage; doch erwarb dieser seinem Sohne, Karl von Calabrien, die Herrschaft von Florenz und Siena, die er bis zu seinem Tode behielt, 1328.

Ludwig der Baier, der nach Italien kam, 1327, die Anjou und die Guelfen zu unterdrücken, hatte selbst zu thun mit den Gibellinen, die er durch seine Unbeständigkeit und Treulosigkeit von sich entfremdete, sowie andrerseits die Schlechtigkeit Johanns XXII. auch den Eifer der Guelfen so abkühlte, daß die beiden Parteien, das gemeinschaftliche Interesse der Freiheit erkennend, sich einander mehr näherten. Plötzlich kam nach Italien der liebenswürdige Abenteurer Johann, König von Böhmen, 1330. Von den Brescianern gerufen, vom Papste begünstigt, von Lucca zum Herrn gewählt, überall den Versöhner und Friedensstifter spielend, würde es ihm gelungen seyn, die Macht, die er beabsichtigte, zu gründen, hätten nicht wieder die Florentiner sich ihm entgegengestellt. Bei seinem zweiten Zuge nach Italien, 1333, verbanden sie sich mit Azzo Visconti, Mastino della Scala und Robert von Neapel gegen ihn und seinen Bundesgenossen, den päpstl. Legaten Bertrand von Poiet, der sich in Bologna zum Herrn aufwarf. Nach dem Sturze Beider, 1334, worauf die Pepoli zu Bologna zu herrschen anfingen, begann Mastino della Scala, Herr der Hälfte der Lombardei und von Lucca, die Freiheit der Lombardei zu bedrohen. Auch gegen ihn leitete Florenz den Widerstand, und erregte ihm einen Bundeskrieg, in dem es nichts gewann, als Sicherheit und Freiheit. Als der bedrängte Mastino den Florentinern Lucca verkaufte, erhoben sich die Pisaner und eroberten es 1342 für sich. Da wählten jene einen Dictator, Walther von Brienne, Herzog von Athen, vertrieben ihn aber, seiner Tyrannei müde, in Kurzem wieder. In dem von Aristokraten zerrissenen Rom suchte Cola Rienzi (vergleiche diesen Artikel) 1347 Ordnung und Ruhe einzuführen; zum Volkstribun ernannt, mußte er doch nach sieben Monaten dem Adel weichen. Nach siebenjähriger Verbannung mit dem Legaten, Cardinal Albornoz, zurückgekehrt, 1354, herrschte er wieder kurze Zeit, als er in einem Aufstand ermordet ward. Die Genueser, der ewigen Zänkereien der gibellinischen Spinola und Doria und der guelfischen Grimaldi und Fieschi müde, vertrieben 1339 alle die Familien, und gaben sich in Simon Boccanigra den ersten Doge. In Pisa theilten sich die Gibellinen, Räthe des Generalcapitains Ricciani della Gherardesca, in zwei neue Parteien, Bergolini und Raspanti, wovon jene, unter Andrea Gambacorti (vergl. d.), diese verjagten, im Jahre 1348. — Johann Visconti, Erzbischof und Herr zu Mailand, und seine Nachfolger wurden in ihren gefährlichen Anschlägen zur Ausbreitung ihrer Herrschaft nicht durch Karls IV. Durchzüge durch Italien, nicht durch die Bemühungen unzähliger päpstl. Legaten so wirksam gestört als durch der Republiken, besonders der Florentiner, Weisheit und Unerschrockenheit. Karl erschien 1355, stürzte in Pisa, die Raspanti erhebend, die Gambacorti, in Siena die Herrschaft der Neun, an deren Stelle die der Zwölf trat, unterwarf sich augenblicklich ganz Toscana, und nöthigte selbst Florenz, wenigstens den Titel einer Reichsstadt von ihm zu erkaufen. 1363 richtete er gegen die Visconti nur wenig aus, befreite Lucca von der pisanischen Herrschaft und stürzte in Siena die Zwölf wieder, scheiterte aber in seinen Angriffen auf Pisas und Sienas Freiheit an dem tapfern Freiheitssinn der Bürger. Dem Papst Innocenz VI. gelang es durch den Cardinal Legaten Egidius Albornoz, den ganzen Kirchenstaat zu erobern, 1354—60; aber durch die Bedrückungen der Legaten aufs äußerste gebracht, und von Florenz, der Feindin aller Tyrannei, unterstützt, fielen 1375 alle eroberte Städte

wieder ab. Die Grausamkeiten des Cardinals Robert von Genf (nachher Gegenpapst Clemens VII.) und seiner Bande bretagnischer Söldner konnten nur theilweise Unterwerfung erzwingen, und im großen Schisma ward die Freiheit dieser Städte, oder vielmehr die Herrschaft ihrer kleinen Tyrannen, völlig befestigt. Indeß beharrten die Visconti in ihren Eroberungsplänen, reizten Italiens ganze Kraft zum Widerstande, und machten die alte Parteiung der Guelfen und Gibellinen über die nahe Gefahr vergessen. Genua unterwarf sich dem Joh. Visconti, 1353, und Bologna erkaufte dieser von den Pepoli, 1350, aber seine Unternehmung auf Toscana scheiterte an dem Widerstande der verbündeten toscanischen Republiken. Einen andern Bund gegen ihn schlossen 1354 die Venetianer mit den kleinen Tyrannen der Lombardei. Kurze Zeit nur dauerte die Verbindung der Florentiner mit den Visconti gegen die päpstl. Legaten, 1375. In Florenz spalteten sich die Guelfen in die Parteien der Ricci und der Albizzi im J. 1378. Als die Venetianer, von Carrara 1379 gereizt, ruhig zusahen, wie Johann Galeazzo Visconti die della Scala und die Carrara aller ihrer Staaten beraubte, 1387 und 1388, stand Florenz allein mit den unglücklichen Fürsten. Franz Carrara bemächtigte sich 1390 Padnas wieder und behauptete sich, bis er 1406 der Bosheit der Venetianer unterlag, die von nun an, ihre Politik ganz verändernd, aus Gegnern der Viscontischen Eroberungsabsichten ihre Nebenbuhler wurden. Joh. Galeazzo erwarb vom Kaiser Wenzel die Belehnung mit Mailand als Herzogthum, 1395, erkaufte 1398 vom Tyrannen Gerhard v. Appiano (der sich nur das Fürstenthum Piombino vorbehielt) Pisa (das aber sein Bastard Gabriel 1405 an Florenz verhandelte), und unterwarf sich 1399 Siena, 1400 Perugia und 1402 Bologna, sodaß Florenz, furchtbar bedroht, allein für die Sache der Freiheit gegen ihn stand. Sein gelegener Tod, 1402, schaffte wieder Luft, und während der Minderjährigkeit seiner Söhne ging ein großer Theil seiner Staaten verloren. Als in Ladislav von Neapel, der, das Schisma benutzend, sich des ganzen Kirchenstaats bemächtigte, 1409 dem bedrängten Italien ein neuer Eroberer aufstand, wagte wiederum Florenz allein ihm zu widerstehen. Aber diese Gefahr war nur vorübergehend; bald erhoben sich dagegen die Visconti wieder. — Herzog Philipp Maria hatte durch den großen Carmagnola alle seine Staaten der Lombardei wieder erobert, 1416—20; auch Genua, das abwechselnd bald in sogen. Freiheit stürmischen Parteifehden (der Fregosi, Adorni, Montalto, Guarco) hingegeben, bald Frankreich, 1396, bald dem Markgrafen von Montferrat, 1411, unterthänig gewesen war, unterwarf sich ihm 1421. Da verband sich Florenz nochmals 1425 gegen ihn mit den Venetianern, die durch den zu ihnen übergegangenen Carmagnola alles Land bis an die Adda eroberten und im Frieden von Ferrara 1428 behielten. In Perugia gelang es dem großen Condottier Braccio da Montone, von der Partei der Boglione, sich zum Herrn dieser Stadt und von ganz Umbrien, ja selbst auf eine Zeitlang von Rom zu machen, 1416. In Siena gelangten 1430 die Petrucci zur festen Herrschaft. Seitdem erloschen allmälig jene Parteien.

Guelfenorden, s. Hanover.

Guercino, s. Barbieri.

Guerike (Otto von), Bürgermeister zu Magdeburg, ein verdienstvoller Physiker seiner Zeit, geb. daselbst 1602, legte sich in Leipzig,

Helmstädt und Jena auf das Studium der Rechte, trieb in Leyden Mathematik, Geometrie und Mechanik, machte mehre Reisen nach Frankreich und England, diente als Oberingenieur zu Erfurt, bekleidete 1627 eine Rathsherrnstelle zu Magdeburg, ward 1646 Bürgermeister und brandenburgischer Rath, und starb 1686 bei seinem Sohne in Hamburg, zu welchem er sich nach Niederlegung aller seiner Aemter begeben hatte. In den Annalen der Physik wird er als Erfinder (1650) der Luftpumpe (s. d.) aufgeführt, wodurch die Ausbildung der Experimentalphysik merklich gewann. Auch erfand er eine Luftwage und die kleinen Glasfiguren, deren man sich vor der Erfindung des Barometers bediente, um die Veränderungen der Temperatur anzuzeigen. Ueber seine Beobachtungen wegen des Drucks der Luft, s. Halbkugeln (magdeburger). Die Astronomie machte ebenfalls einen Bestandtheil seiner Untersuchungen aus; auch stellte er die Ansicht von der Bestimmung der Wiederkehr der Kometen auf. Die Resultate seiner wissenschaftlichen Bestrebung findet man in: „Experimenta nova ut vocant Magdeburgica de vacuo spatio", Amsterdam 1672, Fol.

Guerillas (span., Diminutiv von guerra, der Krieg, so v. wie kleinen Krieg führend), bewaffnete Banden, die sich nach dem Einfalle der Franzosen in Spanien unter Napoleon, besonders nach der ersten Belagerung von Saragossa im J. 1808 aus dem spanischen Volke bildeten und den Franzosen durch Ueberfallen einzelner Soldaten oder kleiner Trupps und durch andere Parteigängerstreiche viel Schaden thaten. Sie entstanden größtentheils aus Landleuten, die bei dem ersten Zurückdrängen der Franzosen im patriotischen Eifer einzelne Feinde ermordet hatten und nun nach der Rückkehr derselben, um der Ahndung zu entgehen, in die Gebirge flüchteten, sich zusammenrotteten, eigne Anführer wählten und, ohne besoldet und uniformirt zu seyn, den Krieg auf eigne Hand führten. Zuerst brachte Juan Martin Diaz, gewöhnlich Empecinado genannt, einige Ordnung in die Guerillas, er organisirte auf Romana's Rath und unter dieser Autorität einige dieser Haufen förmlich und machte besonders in der Nähe von Madrid mehre glückliche Coups. Sobald die Franzosen gegen ihn rückten, zerstreuten sich die Guerillas in die Gebirge, und da jeder Alcalde, der einen Spanier, der unter einem Guerillas gefochten hatte, verrieth, von diesen unausbleiblich mit dem Tode bestraft wurde, so hütete sich jeder, diese anzugeben, später, wenn die strafenden Franzosen vorüber waren, stießen die Guerillas wieder in Banden zusammen. Empecinado hatte so oft Hunderte, oft selbst 1000 Mann unter seinen Befehlen und erschien immer an Punkten, wo man ihn am wenigsten erwartete. Der ausgezeichnete Erfolg, den diese und andere Guerillas hatten, reizte Andere, ähnliche zu errichten, Priester (z. B. der Pfarrer Merino) stellten sich an deren Spitze und predigten den Krieg mit dem Kreuze in der Hand. Bald sahen sich die Franzosen allenthalben von solchen Banden umgarnt, kein Courier, kein Transport konnte mehr ohne starke, bewaffnete Bedeckung entsendet werden, einzelne Soldaten wurden oft wenige hundert Schritte von der Colonne und unter deren Augen gemordet und selbst Soldaten der Colonnen durch aus Büschen oder von Felsen herabfallende Schüsse niedergestreckt. Um sich zu sichern, mußten die Franzosen die Hauptstraßen, besonders die von Bayonne nach Madrid und Cadix führende Straße mit starken einzelnen Detachements besetzen, um nur nicht die

Verbindung mit Frankreich ganz zu verlieren. Man rechnet, daß 60—80 000 Mann auf diese Weise dem Kampfe entzogen und stets in einem ermüdenden und blutigen Parteigängerkriege erhalten wurden. Vergebens gaben die Franzosen Befehl, daß Dörfer, von denen erwiesen wäre, daß Individuen aus ihnen Guerillas wären, niedergebrannt und die Einwohner erschossen werden sollten. Die Guerillaschefs machten dagegen bekannt, daß für jeden erschossenen Spanier, für jedes niedergebrannte Haus 3 Franzosen bluten und hierzu die höchsten Offiziere zuerst genommen werden sollten, und Empecinado machte hiermit bei Madrid den blutigen Anfang. Dieß wirkte, und jener Befehl wurde theilweise wieder zurückgenommen. Die Guerillas fuhren indessen fort zu wirken und waren bis zu Ende des Krieges thätig und eine der wichtigsten Ursachen, warum der Kampf der Franzosen in Spanien ein gänzlich unglückliches Ende nahm. Während des Friedens von 1814—21 setzten einige Guerillas, des alten Freibeuterlebens gewohnt, dasselbe auch gegen königlich-spanische Couriere und gegen königliches Eigenthum fort, ihnen schlossen sich bald Anhänger der hart verfolgten Cortes an. Als 1820 die Militairrevolution von Cadix erfolgte und der König die Constitution annahm, änderten diese Banden, einmal an das Rauben gewöhnt, meist das System, und bald kamen, vom Priesterfanatismus aufgereizt, royalistische Guerillas zum Vorschein. Gegen diese organisirten sich constitutionelle Guerillas, und beide führten einen förmlichen Parteigängerkrieg gegen einander. Als jedoch die Franzosen erschienen, blieben die Guerillas gegen diese meist unthätig, theils weil die Franzosen dieß Mal ihre Bedürfnisse baar bezahlten und daher nicht, wie beim ersten Einfalle, durch Bedrückung Anlaß zu Klagen und Mord gaben, theils weil sämmtliche Geistlichkeit gänzlich dem constitutionellen Systeme abgeneigt war und daher das Volk abhielt, sich für dasselbe zu waffnen. In den neuesten Zeiten führten noch zuweilen Banden, die sich für die Constitution oder für sonst Jemand (z. B. für Karl V.) waffneten, den Namen Guerillas.

Guernsey, Jersey, Alderney, Sarke, eine Inselgruppe unweit der Küsten der Normandie, zum britischen Reich gehörend; sie enthalten 24 QM. Flächeninhalt und haben ihre eigenen Gesetze. Die erste dieser Inseln, Guernsey, 6 QM. groß, hat 20.850 Bewohner franz. Abkunft und Sprache; sie ist bis auf einige Stellen an der Ostseite mit Felsen umgeben, hat Berge und Thäler, trefflich bebauten Boden, große Rinderherden, und treibt Fischerei, Schleichhandel, Schifffahrt, und auch mit Frankreich und Portugal einst einen großen Handel. Das Fort Castle vertheidigt die Insel, welche die Stadt St.-Pierre mit einem trefflichen Hafen und 12 Kirchspiele hat. Der König ernennt einen Statthalter, einen Amtmann und 12 Geschworne, die über alle Rechtssachen, Hochverrath allein ausgenommen, entscheiden. — Jersey, ziemlich von gleicher Größe und Beschaffenheit mit der vorigen, erzeugt starken Obstbau, hat Rinder- und Schafherden, beträchtliche Pferdezucht, liefert Cyder, Butter, Honig ꝛc. Die über 28 000 Einw. reden die franz. Sprache, haben gleiche Verfassung mit Guernsey, treiben Stickereien, unterhalten zur Schifffahrt 78 Fahrzeuge von 7100 Tonnen mit 700 Seeleuten, und gehen selbst bis Neufundland. Die Insel ist stark befestigt, auch durch die Forts Elisabeth und Montorgueil, und hat eine starke Besatzung, zwei Städte (St.-Hellier, die Hauptstadt, und St.-Aubin),

mit einem guten Hafen und 12 Kirchspiele. — Alderney, ein aus dem Meere hervorragender Felsen, mit 1000 armen, aber genügsamen Einw. — Sarke, von 300 Menschen bewohnt, hat fruchtbaren Boden, exportirt Schöpse und Cyder und treibt Schleichhandel.

Guesclin (Bertrand du), Connetable von Frankreich, geb. in Bretagne 1311. Körperliche Stärke, und mehr als dieß, große Feldherrntalente erhoben ihn zu diesem Posten vom gemeinen rohen Soldaten. Seine Heldenthaten fallen in die Zeiten, als Frankreich durch die Tapferkeit Edwards III. und des schwarzen Prinzen aufs äußerste gebracht, und König Johann selbst gefangen war. Du Guesclins Dienste, die er König Karl V., Johanns Sohne, geleistet, sind äußerst wichtig. Er stellte Frankreich gleichsam wieder her, da er durch eine schlaue Defensive den Engländern die schönsten Besitzungen wegnahm. Du Guesclin erwuchs in Unwissenheit und lernte nie weder Lesen noch Schreiben; aber die Natur hatte ihm große Talente geschenkt, Umstände hatten sie entfaltet und so herrlich gebildet, daß er alle vor ihm gewesene Generale Frankreichs übertraf. Er war der erste Feldherr in diesem Reiche, der in Feldzügen auf die Vortheile der Märsche, des Lagerschlagens und der Positionen Rücksicht nahm. Sein Tod fällt in das Jahr 1380. Du Guesclin hinterließ keine Kinder, nur einen natürlichen Sohn Michael. 1783 starb die männliche Nachkommenschaft dieses erlauchten Hauses ganz aus. Kaiser Napoleon bewilligte nun dem Andenken des Connetables zu Ehren im J. 1806 der Frau von Grotes, dem letzten noch übrigen Zweige der Familie, eine Pension von 6000 Franken. S. Guyard de Berville's „Hist. de B. du Guesclin" (N. A., Lyon 1829)).

Guevara (Louis Valez de las Duenas y), ein dramatischer Dichter, seines Witzes und seiner Laune wegen der spanische Scarron genannt, wurde zu Ecija in Andalusien 1574 geb. Er hatte sich der Rechtskunde gewidmet und lebte als Advocat in Madrid. Durch seinen stets fließenden Witz und seine unerschöpfliche Laune brachte er selbst bei den ernstesten Rechtsverhandlungen die zahlreichen Zuhörer wie die Richter zum Lachen. So erzählte man von ihm, daß er einst einen Verbrecher dadurch vom Tode rettete und selbst dem König (Philipp IV.) bekannt wurde. Dieser Monarch, welcher sein Talent, Verse zu machen, kannte, veranlaßte ihn auch Komödien zu dichten (Philipp IV. dichtete zuweilen selbst welche, die er dann dem Guevara zur Durchsicht übergab, und die hernach öfters am Hofe aufgeführt wurden). Auf dieser neuen Bahn machte Guevara nicht wenig Glück. Seine Stücke verdienen wegen ihrer trefflichen Charakterzeichnung und ihres Reichthums an echt komischen Zügen die Lobsprüche, welche ihnen Lope de Vega ertheilt. Was jedoch Guevara's dichterischen Ruhm begründete, war sein „Diablo conjuelo, o memorial de la otra vida", ein ebenso elegant als witzig geschriebener Roman, in welchem der Dichter die Sitten seiner Landsleute und das Leben in Madrid auf das witzigste und geistreichste schildert und mit einer unnachahmlichen Satyre geißelt. Lesage's bekannter „Diable boiteux" ist eine Art Fortsetzung davon, und der spanische Roman diente dem spätern Autor gewissermaßen zum Anlehnungspunkte. Dieser Roman ist wörtlich ins Französ. (vom Verf. der „Lectures amusantes") und ins Italienische übersetzt. Guevara starb zu Madrid, 72 J. alt, im Januar 1646, bis an sein Ende der Gunst des Monarchen sich erfreuend und bis an sein Ende ein oft übertrieben leiden-

schaftlicher Verehrer des andern Geschlechts. Viele seiner Witzworte sind in seinem Vaterlande ins Volk übergegangen, und heutzutage hört man solche noch oft als Sprüchwörter jenseits der Pyrenäen. Es gibt noch mehre span. Dichter dieses Namens.

Guglielmi, 1) (Pietro), geb. 1727 zu Massa-Carrara, wo sein Vater, Giacomo Guglielmi, Kapellmeister war, erlangte durch seine komischen und heroischen Opern einen bedeutenden Ruf, der ihm zu Wien, Madrid, London und Neapel den glänzendsten Beifall verschaffte. Papst Pius VI. ernannte ihn 1793 zum Kapellmeister von St. Peter, wo er Gelegenheit hatte, sein Talent auch in der Kirchenmusik zu zeigen. Er starb zu Rom 1804. So beliebt auch sein Styl seyn mag, so ist doch sein Satz nur von mittelmäßigem Gehalte. Man findet häufig bei ihm Gemeinheit der Melodie, Mangel an gründlicher Kenntniß der Harmonie; auch kömmt er mit der richtigen Bearbeitung seines Stoffes selten glücklich durch. Dafür sucht er durch eine muntere, gefällige Melodie und beständig thätige Instrumentalbegleitung zu entschädigen. Unter seinen heroischen Opern sind berühmt: „Artaserse", „La Clemenza di Tito", „La Didonne"; von seinen Oratorien: „La Morte d'Oloferne", „Debora e Sisara", und von seinen komischen Opern: „La Virtuosa in Mengellina", „La Serva innamorata", „La belle Pescatrice". 2) (Gregorio), ein berühmter Maler, geb. zu Rom 1714, ein Schüler Trevisani's, hielt sich zu Dresden, Wien und Augsburg auf, und starb zu Petersburg 1773, mehre historische Gemälde in Lanfranco's Manier hinterlassend.

Guiana, Guyana, ein 400 franz. Meilen langes Land in Südamerika zwischen den Flüssen Marannon und Oronoco, dem atlantischen Meere und Rio negro, von dessen marsitanischem Namen Guainia das anliegende Land den Namen hat. Auf den an 9600 Fuß hohen Gebirgen, die auch den Vulkanen Duida am Hauptstrom enthalten, entspringen die Flüsse Cachipur, Oyapok, Camopi, Essequebo, Caura ꝛc. Auch ist hier der See Parime. Das Klima ist heiß und des vielen Regens wegen ungesund. Die Produkte sind: Baumwolle, Zucker, Kaffee, Kakao, Taback, Aloe, Gummigut, Pomeranzen, Citronen, Seidenpflanzen, Vanille, Färbehölzer, Kokosnüsse, Ananas, Bananen, Mais, Maniok, Reis, Fische, Schildkröten, Alligatoren, Affen, Jaguare, Muskitos ꝛc. Der spanische Seefahrer Vasco Nunnez, welcher 1504 die ganze Küstenstrecke entdeckte und befuhr, nannte sie Tierra firma. Indessen scheinen die Spanier sich wenig um die Benutzung dieser Entdeckungen bekümmert zu haben; denn 1595 segelte der engl. Seefahrer Walter Raleigh 100 Meilen weit in den Oronoco hinauf. Dann fanden sich Freibeuter an diesen Küsten ein, und 1634 gründete Capit. Marshall in Surinam eine Ansiedelung von Franzosen und Engländern, welche Taback bauten. Diese Colonie wurde anfangs unter britischen Schutz, dann aber den Holländern überlassen. Späterhin haben sich angesiedelt: die Franzosen zwischen den Flüssen Maroni und Oyapock; die Portugiesen zwischen dem letztern und dem Amazonenflusse; die Holländer zwischen dem Maroni und dem Cap Nassau; die Spanier endlich von dem letztern an bis zur Mündung des Oronoco und noch mehre 100 Meilen ins Land hinein. Das spanische Guiana, die größte und wichtigste Besitzung, vom Essequebo bis an den Oronoco, hat auf 14.758 QM. 120.000 Einw., worunter 80.000 Indianer. Der Küstenstrich beträgt 40 Seemeilen,

aber die Niederlassungen am Oronoco ziehen sich bis an den Aequator hinauf in das Land, welches zu den fruchtbarsten auf der Erde gehört. Es ist von den wilden Karaiben bevölkert, deren Haß gegen die Spanier die Holländer unterhalten sollen, um ihren eignen Handel weiter ausbreiten zu können. Dieses Guiana ist ein Theil des jetzigen Departements Oronoco in der Rep. Colombia. Die Hauptst. St.-Thomas oder Angostura (eine Zeit lang der Sitz des Congresses der Republik Colombia) mit 8500 Einw., am Ufer des Oronoco, 50 Meilen landeinwärts, ist der Sitz eines Bischofs. 2) Das britische Guiana, zwischen dem Freistaate Colombien, dem franz. und niederländ. Guiana und dem Meere, ist 413 QM. groß, mit 147.000 Einw. Hauptflüsse sind: der Essequebo, Demerary, Berbice, Corentin, Maroni. Das Land ist in die Provinzen: Essequebo, Demerary und Berbice (s. d.) getheilt. 3) Das französische Guiana, zwischen den Flüssen Maroni und Oyapock, oder zwischen Surinam, Brasilien und dem Meere, ist 430 QM. groß, mit 66.700 Einw., darunter 1000 Weiße, 13.500 Sklaven. Flüsse: Maroni, Arouary, Rio-Blanco, Marounen und Oyapock. Das Land ist nur an den Flüssen, an der Küste und an der Insel Cayenne (s. d.) angebaut. Alle Tropengewächse gedeihen hier vortrefflich. Ausgeführt werden: Zucker, Kaffee, Baumwolle, Kakao, Indigo, Orleans, Vanille, Gewürznelken seit 1777, Holz, Häute ꝛc. Das Land bildet ein, in 8 Cantons getheiltes franz. Gouvernement, dessen Hauptort Cayenne ist. Der franz. Jügen.-Geogr. Bodin führte 1825 von Cayenne aus eine Untersuchungsexpedition nach Guiana. 4) Das niederländische Guiana, 410 QM. groß, mit 70.300 Einw., s. Surinam. Das portugiesische Guiana gehört zu Brasilien. (S. Südamerika.)

Guibert (François Antoine, Graf von), Generallieutenant, Großkreuz des Ludwigs-Ordens, Gouverneur des Invalidenhauses zu Paris, geboren zu Montauban im J. 1743. Er diente seit dem 14. Jahre unter dem Militair, und bildete sich im 7jährigen Kriege, vorzüglich unter der Leitung seines Vaters, der Maréchal de Camp war. Im corsicanischen Kriege, 1766, erhielt er das Ludwigskreuz und bald darauf, als Oberst, den Oberbefehl der neu errichteten corsischen Legion. Seine Muße benutzte er zu schriftstellerischen Arbeiten, und sein „Essai général de tactique, précédé d'un discours sur l'état de la politique et de la science militaire en Europe“ (London 1772), vermuthlich schon während der deutschen Feldzüge geschrieben, erregte um so mehr Aufsehen, als man bei den meisten Heeren damals mit Reformen beschäftigt war. Hierauf machte er eine militairische Reise durch Deutschland. Sein Reisetagebuch: „Journal d'un voyage en Allemagne, fait en 1773, ouvrage posthume de Guibert, publié par la neuve, et précédé d'une notice historique sur la vie de l'auteur par Toulongeon“, avec fig. 1803, war ein bloß für den Verf. skizzirter Entwurf, wird aber anziehend durch Schilderungen und Anekdoten von berühmten Männern, besonders von Friedrich II., dessen große Eigenschaften Guibert leidenschaftlich bewundert. Seine Trauerspiele: „Le Connétable de Bourbon“, La mort des Gracques“ und „Anna Boleyn“, haben sich nicht erhalten, da Styl und Composition zu mangelhaft sind. 1769 erschien seine „Défense du système de guerre moderne“. Eine Streitigkeit über Gegenstände der Taktik, wobei er sich gegen den Marschall von Bro-

glio erklärte, der das auf den Küsten der Normandie zusammengezogene Uebungslager befehligte, veranlaßte ihn zu mehren Schriften, u. a. zu der „Refutation complète ou système de M. Ménil Durand“. Seine „Histoire de la milice française“ ist jedoch nicht im Druck erschienen. 1786 ward er Mitglied der franz. Akademie; 1787 schrieb er seine berühmte Lobrede auf Friedrich II., welche zu den würdigsten Denkmälern gehört, die dem großen Könige gesetzt worden sind. Ueberhaupt gehören Guibert's Lobreden, unter denen wir noch eine auf Thomas und eine andere auf seine Geliebte, die l'Espinasse, namhaft machen, zu seinen vollendetsten Arbeiten. Kraft, Phantasie, Klarheit und eine gewisse Kunstlosigkeit fesseln den Leser und entschädigen ihn für manche Nachlässigkeit. Guibert war indeß Maréchal de Camp und Referent des Kriegsraths geworden, dem die Ausarbeitung eines neuen Militaircodex übertragen worden war; ein Posten, der ihm viel Arbeit und zugleich viel Verdruß verursachte. Er starb 1790 im 47. J. seines Alters. Ruhmbegierde und eine Alles umfassende Thätigkeit bezeichnen Guibert's Charakter; seine Leidenschaft und sein Lieblingsstudium waren Kriegskunst und Kriegswissenschaft. Er hatte ein starkes Gedächtniß und eine sehr richtige Beurtheilungskraft.

Guicciardini (Francesco), einer der berühmtesten unter den classischen Geschichtschreibern Italiens, geb. zu Florenz 1472, studirte, nachdem er in den alten Schriftstellern hinlänglich bewandert war, das bürgerliche Recht zu Pisa, Ferrara, Padua und in seiner Vaterstadt. Er war Willens, in den geistlichen Stand zu treten; weil ihn aber sein Vater nicht dazu ermunterte, so faßte er einen andern Entschluß, wurde Doctor der Rechte auf der von Pisa nach Florenz verpflanzten Universität, und hier 1505 angestellt, um Justinians Institutionen in öffentlichen Vorlesungen zu erklären. Hierdurch sowohl, als durch seine Entscheidungen von Rechtsfragen, gelangte er zu großem Rufe. 1512 ward er von der Republik als Gesandter an den König Ferdinand von Spanien angestellt, obgleich er das nach den Landesgesetzen erforderliche Alter zu diesem Staatsamte noch nicht erreicht hatte. Er blieb 2 Jahre in der Fremde, und bei seiner Abreise aus Spanien beschenkte ihn der König mit mehren schönen Stücken von Silbergeschirr. Als Papst Leo X. gegen 1515 einen Besuch in Florenz machte, wurden ihm Guicciardini mit mehren der angesehensten Einwohner dieser Städt nach Cortona entgegengeschickt. Sein schon erworbener Ruhm, sein angemessenes und gesetztes Betragen, und sein gesunder Verstand, gewannen ihm bald die vorzügliche Gewogenheit dieses Papstes, der ihn zum Anwalte des heiligen Collegiums ernannte. Diese Begebenheit legte den Grund zu seinem nachherigen Glücke. Leo war noch nicht lange wieder nach Rom zurückgekehrt, als er Guicciardini zu sich berief, und nachdem er seine Treue und Wachsamkeit durch mehre wichtige Aufträge geprüft hatte, übergab er er ihm 1518, die Verwaltung von Modena und Reggio die wegen der bedenklichen Lage, worin sich damals der Papst in Hinsicht auf den Besitz dieser Städte befand, als hoher Beweis von Vertrauen betrachtet werden darf. Die Schwierigkeiten, mit welchen er auf diesem Posten zu kämpfen hatte, weckten die ihm eingepflanzten großen Anlagen, und gaben ihm häufigen Anlaß, durch die That zu beweisen, wie fruchtbar sein Geist, wie reif und gründlich sein Urtheil und wie unerschütterlich fest sein Charakter war. So lange Leo X. lebte, blieb er in Dienste als erster Befehlsha-

der der Truppen und höchster bürgerlicher Beamter in jenen Statthalterschaften. In gleichem Ansehen stand er bei Hadrian VI. und Clemens VII. Letzterer ernannte ihn zum Präsidenten von Romagna; diese Würde überließ er nachher seinen Bruder Jakob, als er selbst 1526 Oberbefehlshaber des päpstlichen Heeres wurde. An den mancherlei Umstaltungen der florentinischen Regierung, die der Alleinherrschaft den Weg bahnten, hatte Guicciardini großen Antheil; aber bald nach dieser Begebenheit zog er sich auf sein Landgut zu Montici zurück, wo er sich mit Ausarbeitung seiner Geschichte beschäftigte. Er starb 1540, nachdem er das Werk vollendet, welches seinen Namen unsterblich machte: „Storia Italia", I. XX. von 1494 bis 1582, Venedig 1580, 1640 4.; 1738, 2 Bde. Fol., Friburgo (Florenz) 1775, 4 Bde. 4. Er erhebt sich nicht allein über alle Geschichtschreiber Italiens, sondern kann auch allen andern Meistern in dieser Kunst, die irgend ein Land und Zeitalter aufzuweisen hat, gleichgestellt werden. Sein erster großer Vorzug besteht darin, daß er mit den Begebenheiten, die er erzählt, als Augenzeuge genau bekannt war, und häufig daran sehr thätigen Antheil nahm. Auch vereinigte er in sich alle zu einem vollkommenen Geschichtschreiber erforderlichen Eigenschaften, fruchtlose Unparteilichkeit, reifere und schnelle, von Aberglauben und Ungebundenheit gleichweit entfernte Beurtheilungskraft und Scharfsichtigkeit, die in die verborgensten Schleichwege, auf welchen der listige Staatsmann seinen Zweck verfolgt, einzudringen vermag. Er erzählt vollständig, einfach, deutlich, und streuet gelegentlich richtige, wohl angebrachte und allgemein überzeugende Bemerkungen ein. Der hauptsächlichste Vorwurf, den man ihm als Schriftsteller macht, besteht darin, daß er oft auf minder bedeutende Vorfälle zu vieles Gewicht legt, und daß er, nach dem Beispiel der alten Geschichtschreiber, manchen Helden seiner Geschichte Reden in den Mund legt, die zwar in ihrem Geiste geschrieben, aber doch nie von ihnen so ausgesprochen worden sind. Indessen wenn auch alle Schriften seiner Zeitgenossen verloren gegangen wären, so würde gleichwohl sein Werk allein uns ein treues Bild seines Zeitalters darstellen, und immer müssen wir es als die Quelle betrachten, aus welcher spätere Geschichtschreiber ihre wichtigsten Nachrichten bisher geschöpft haben und ferner schöpfen werden. Grämliche Kunstrichter und träge Leser werden sich vielleicht über die Ausführlichkeit seiner Erzählung und über die Länge seiner Perioden beschweren; allein jede Periode ist reich an Gedanken, jeder Abschnitt überflüssig lehrreich durch seinen Inhalt, und wen sein Vortrag oft das Ohr nicht kitzelt, so befriedigt er doch immer den Verstand. Der Hauptfehler seiner Geschichte ist vielleicht unzertrennlich von dem Charakter des Staatsmannes und des Soldaten, und besteht darin, daß er allen Unternehmungen nur ehrgeizige und eigennützige oft genug in allen Zeitaltern großen Einfluß auf das Schicksal der Völker hatte. Ein Werk von ihm, das später ins Franz. übersetzt wurde: „Rathschläge in Staatssachen", erschien 1525 zu Antwerpen. Der Florentiner J. B. Adriani (gest. 1579) hat in der „Istoria de suoi tempi" (R. A. 1823), welche man als die Fortsetzung des Werks von Guicciardini ansehen kann, die Begebenheiten von 1536 bis 1574 gut erzählt; sie erschien zuerst nach des Verf. Tode 1583.

Guido, altdeutscher männlicher Vorname, der Wegweiser, Führer. **Guido**, ein unbedeutender Ritter aus Poitou; erhielt die Hand Sybillens, Tochter des Königs von Jerusalem Amalrich, Witwe des Mark-

grafen von Montserrat. Balduin IV., König von Jerusalem, sein Schwager, übergab ihm das Commando der christlichen Armee gegen Saladin, Guido ward aber, da er sich desselben ganz unfähig zeigte, abgesetzt, und Balduin IV. wollte seine Heirath für ungültig erklären lassen; Guido empörte sich aber 1186 gegen Balduin, und während des deßhalb geführten Krieges starb Balduin, setzte aber zuvor den Sohn Sybillens, Balduin V., zum Könige und Raimund, Grafen von Tripolis, zum Vormunde ein; Balduin V. starb aber schnell, und man argwöhnte, daß Guido ihn habe vergiften lassen. Guido ward nun durch eine List seiner Gemahlin zum Könige ernannt. Eine Fehde mit dem Grafen von Tripolis veranlaßt Guido, die Sarazenen zu Hülfe zu rufen; als diese aber über die Templer eine Hauptschlacht gewonnen, schloß Raimund mit Guido Friede und stellte sich gemeinschaftlich mit ihm gegen die Sarazenen unter Saladin. In der Schlacht bei Baltuf 1187 ward Guido jedoch geschlagen, von Saladin aber gütig behandelt und sogar gegen das eidliche Versprechen, die Krone niederlegen zu wollen, freigelassen. Befreit hielt er seinen Eid jedoch nicht, sondern nahm den Titel als König wieder an und belagerte Ptolemais. Später trat er das Königreich Jerusalem an Richard Löwenherz, König von England, gegen das Königreich Cypern ab, das er aber, weil der König von England letzteres schon früher den Templern abgetreten hatte, von diesen kaufen mußte. Er st 1194 als König von Cypern; Nachfolger war sein Bruder Almarich.

Guido Aretinus, s. Aretin und Solmisation.

Guido Reni, s. Reni (Guido).

Guido da Siena, ein berühmter Maler, der mit Namen bekannte älteste von ganz Italien, blühte in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. und ist als der Stifter der Malerschule zu Siena anzusehen. In der Kirche St.-Domenico prangt sein ältestes Werk: Die Madonna mit dem Christuskinde auf ihrem Arme sitzend, über Lebensgröße und der Jahrszahl 1223. Abgesehen von seinem Alter und seiner Wohlerhaltenheit, trägt dieses Bild einen entschiedenen Werth für die Kunst und ihre Geschichte an sich. Wer in einer Madonna so deutliche Spuren von Würde und Holdseligkeit vereint zu legen verstand, dem mußte damals schon das Wesen der Kunst im Innern aufgegangen seyn, dem war das Ziel nicht fremd, nachdem sie sich ins Unendliche fortgerungen hat. Aus seiner letzten Zeit besitzt der Saal des Instituts der Kunst zu Siena noch eine Madonna von 1261.

Guignes (Joseph de), einer der gelehrtesten Orientalisten des vorigen Jahrh., geb. zu Pontoise 1721, studirte unter dem berühmten Etienne Fourmont die Sprachen des Orients, ward schon 1741 zum königl. Dollmetscher und 1753 zum Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften ernannt. Er legte sich besonders aufs Studium der chinesischen Charaktere und glaubte, als er diese mit den alten Sprachen verglich, zu entdecken, daß sie nur eine Art von Monogrammen seyen, gebildet aus 3 ägypt. Buchstaben, woraus er schloß, daß China durch eine ägypt. Colonie bevölkert worden sey. Vor ihm hatten schon Huet, Kircher und Moiran dasselbe gedacht, aber andere Gelehrte, Deshautrayes, Paw und die Missionnaire von China haben diese Meinung widerlegt. Guignes war 35 Jahr lang Mitarbeiter am „Journal des savans", und hat es, sowie die Memoiren der Akademie mit einer großen Anzahl von Aufsätzen bereichert, in denen sich tiefe Gelehrsamkeit, neue Ansichten und

scharfsinnige Kritik zeigen. Er entdeckte die längst für verloren gehaltenen Stempel und Matrizen der orientalischen Charaktere, die Savary de Breves, Gesandter Heinrichs IV. in Konstantinopel, nach Frankreich gebracht; ordnete sie und liefe:te eine vollständige arabische, türkische, persische, syrische, armenische, hebräische und chinesische Schrift. Er selbst unterwies die Setzer im Gebrauch derselben. Ein Greis, nahe an 80 Jahren, gerieth er durch die Revolution fast in Mangel und Noth, dennoch behielt er seine Gemüthsruhe, seine Uneigennützigkeit und Unabhängigkeit, die ihm, eine Unterstützung anzunehmen, nicht erlaubten. Grosley, sein Collège bei der Akademie, mit dem er fast in gar keiner Beziehung gestanden, setzte ihm in seinem Testamente ein ansehnliches Legat aus. Er st. zu Paris den 19. März 1800. Unter seinen zahlreichen Werken ist das ausgezeichnetste seine „Geschichte der Hunnen, Türken, Mongolen und Tartaren“ (5 Bde. 4), die mit unermeßlichem Fleiße bearbeitet, und zu welcher der Verfasser die Materialien aus den wichtigsten orientalischen Quellen schöpfte. Sie ertheilt viele Aufschlüsse über die Geschichte der Kalifen, der Kreuzzüge und des Morgenlandes überhaupt. Mehr Philosophie war aber nöthig, um die Dichtungen des Orients zu ergründen, die wahren Ereignisse zu enthüllen und die Hauptsachen zu erörtern, über welche er oft zu leicht hinwegeilt. Da er aus einer Masse von Handschriften geschöpft, so ist er in häufige Wiederholungen und zuweilen in Widersprüche verfallen. Außerdem haben noch großen Werth sein „Mémoire, dans lequel on prouve que les Chinois sont une colonie égyptienne“; „Chou-King“, eines der heil. Bücher der Chinesen, übersetzt ins Französische, u. m. a.

Guillotine ist eine zum Hinrichten der Verbrecher bestimmte Köpfmaschine. Auf einem Gerüste aufgestellt, dient die untere horizontale Hälfte zur Britsche, auf welche man den gebundenen Verbrecher unter das Beil schiebt. Die obere auf der untern senkrecht stehende Hälfte diene zum Aufziehen des Richtbeiles. Dieses, mit einer schrägen Schneide, ist an einem in Falzen oder Fugen laufenden Klotz befestigt und wird mit diesem durch einen oben befestigten Strick in die Höhe gezogen, von der es herabfallend dem unten Liegenden den Kopf vom Rumpfe trennt. Die Guillotine bietet unter allen Arten der Hinrichtung die größte Sicherheit dar, indem der Schnitt des Beiles niemals fehlt, sodaß auf ihr kein Unglücklicher gemartert werden kann. Sie verdankt ihren Namen, aber weder die Erfindung noch die Ausbildung, dem berühmten Arzte Guillotin, welcher 1738 zu Saintes in Frankreich geboren und am 26. Mai 1814 zu Paris gestorben ist. Die Art, Menschen hinzurichten, wie es mit der Guillotine geschieht, ist schon alt; man behauptet sogar, die Erfindung sey im Orient und namentlich in Persien gemacht worden. Ein Zeugniß frühern Gebrauchs einer solchen Köpfmaschine haben wir in der Hinrichtung des letzten Sprossen der schwäbischen Kaiser, Konradin, welchen der gefühllose Karl von Anjou sammt seinem Freunde Friedrich v. Baden auf dem Marktplatz in Neapel am 25. Oct. 1269 auf solche Weise enthaupten ließ. In andern Ländern Europas kannte man die Maschine, zog aber überall das Schwert und den Strang vor; ja man verachtete sie und nannte sie wälsche Falle. Guillotin, der 1789 in die Nationalversammlung gewählt wurde, mußte im Dec. dess. J. einen Bericht über das peinliche Gesetzbuch abstatten. Hierin that der Menschenfreundliche den Vorschlag, statt des martervollen Todes durch den Strang,

die Hinrichtungen durch obenbezeichnete Maschine zu bestimmen. Der Vorschlag wurde später angenommen, und die Maschine erhielt den Namen Guillotine. Den Blutmenschen der Revolution war sie ein willkommenes Werkzeug der Tyrannei; von ihnen wurde sie auf das Schändlichste mißbraucht. Daher das Vorurtheil gegen sie, das noch an manchen Orten herrscht. Die erste Hinrichtung in Paris mit der Guillotine wurde 1792 am 26. April vorgenommen. Und noch in diesem Jahrhundert hat man behauptet, Guillotins Kopf sey selbst von derselben gefallen. Die Zeit hat den Namen des würdigen Mannes von jenen gehässigen Verleumdungen gereinigt, mit denen er von Menschen besudelt wurde, die ihrer Zeit alles Französische verwünschten. Nach der Rückkehr der Bourbonen wurde die Guillotine in Frankreich außer Gebrauch gesetzt, weil sich an sie die Erinnerung an die Hinrichtung Ludwigs XVI. anknüpft. Man gebraucht jetzt nur noch die bewegliche Guillotine, wie man sie in den ehemals franz. Rheinprovinzen beibehalten hat.

Guinea, ein großes Küstenland in Westafrika, dessen Grenzen verschieden bestimmt werden. Die Holländer rechnen Senegambien dazu und nennen vom Cap Blanco, 21° N. B. an, die ganze Küste bis hinunter nach Congo und Loango, Guinea. Nach den Franzosen liegt Guinea zwischen dem Cap Monte 11½° W. L. und dem Cap Lopez. Die Engländer belegen den Strich zwischen dem Gambia, 12½°, und dem Palmenvorgebirge, 4° N. B., mit dem Namen Ober- oder Nordguinea, und Südguinea erstreckt sich dann vom Palmengebirge bis zum Cap Lopez. Es gehört demnach, wenn wir diese Bestimmung annehmen, die Hälfte von Senegambien, das Land der Fulahs, Sierra Leona, Sangslin, die Körner-, Zahn- und Goldküste, die Reiche Dahomey, Whida, Benin, Ovare, und die unbekannten, 5° N. B. und 1° S. B., zu Guinea. Das Land erstreckt sich also beinahe 500 Seemeilen an der Küste hinunter und wird von den verschiedenartigsten Völkern bewohnt. Da es zum Theil unter dem Aequator liegt, so ist die Hitze das ganze Jahr hindurch außerordentlich groß. Nehmen wir jedoch die Gegend um den Gambia aus, welche, wie der größte Theil des Landes an sich gesünder als manche andre Gegend zwischen den Wendekreisen. Die gegen Weihnachten einfallende Harmattan- (trockene Wind-) zeit ist die kühlste im Jahre. Das Innere des Landes ist wenig bekannt. Nur die Umgebungen der europäischen Niederlassungen am Gambia, auf Bulam, in Sierra Leona, auf der Goldküste und in Benin, sind neuerlich bekannter geworden, vorzüglich das Land der Aschantis durch den Engländer Bowdich 1817. Entdeckt wurden diese Länder zuerst 1455 durch den Venetianer Cada Mosto (s. d.), in Auftrag des Infanten Heinrich. Die Portugiesen haben im südlichen Theile die meisten Niederlassungen; die Engländer, Holländer und Dänen an der Goldküste; die Franzosen am Gambia und in Benin; sogar die Preußen errichteten unter dem großen Kurfürsten 3 Niederlassungen auf die Goldküste, die sie indeß nach 30 J. wieder an die Holländer verkauften. Unter den verschiedenen Gebieten, in welche Guinea eingetheilt wird, ist die Pfeffer- oder Körnerküste merkwürdig. Sie erstreckt sich 100 Seemeilen weit vom Cap Mesurado bis zum Palmengebirge und ist im Ganzen flach, waldig und von vielen Strömen durchwässert. Den Namen hat diese Küste von den Paradieskörnern und dem langen Pfeffer (Malaguete), zweien Arten Amomum, die häufig wachsen und als ein beliebtes Gewürz ausgeführt werden. Sie wird zum

Theil von den kriegerischen Yolofs (Jaloffen) bewohnt, den schwärzesten und größten unter allen Negern, dann von den weit verbreiteten Fulahs und vielen andern Völkern. Fast alle sind eigentliche Neger, der mohammedanischen Religion zugethan und werden von ihren Häuptlingen völlig despotisch regiert. Einige unter ihnen, besonders der Nähe des Rio Sestos, sind von sanfteren Sitten und treiben Handel mit den Gewürzen ihres Landes, mit Elfenbein, Leder und Goldstaub, aber auch mit Sklaven. Hier haben die Nordamerikaner im Lande Sanguin die Negercolonie Liberia, ähnlich der britischen auf Sierra Leone (s. d.), gegründet. Weiter östlich erstreckt sich die Elfenbeinküste 110 Seemeilen weit vom Palmenvorgebirge bis nach dem Cap Apollonia. Hier gibt es keine europäische Niederlassung, doch handeln die Einwohner vorzüglich mit Elfenbein, auch mit Gold, Salz, Baumwolle, Indigo, Palmenwein, Reiß und mancherlei Gewürzen. Dann folgt die Goldküste, die westlich vom Cap Apollonia bis zum Rio Volta ein Ausdehnung von 60 Seemeilen hat. Hier liegen die Negerstaaten Apollonia und Axim mit dem holländischen Fort St.-Anton und aus holländischen Niederlassungen, unter welchen St.-Georg de la Mina die wichtigste ist. Die vornehmste britische Besitzung und Festung auf dieser Küste heißt Cap Coast Castle (auch Cabo Corso genannt), bekannt durch den blutigen Krieg mit den mächtigen Aschantes (s. d.) 1823. Die ganze Küste, sowie das Innere des Landes, ist außerordentlich volkreich. Nach der Goldküste folgt die Sklavenküste, die von Rio Volta bis Rio Logos etwa 48 Seemeilen weit sich erstreckt. Die beiden Hauptstaaten Whida und Dahomey sind mächtig und volkreich. Engländer, Holländer und Dänen haben hier mehre Factoreien. Ueber Guinea sind, außer ältern Schriften, z. B. von Römer, Isert, Labather, des dänischen Missionnairs Monrad „Beiträge zur Schilderung Guineas" (Kopenh. 1822) wichtig. Monrad erklärt sich nachdrücklich gegen den Sklavenhandel.

Guinee, eine engl. Goldmünze, einundzwanzig engl. Schilling enthaltend, über 7 Thlr. Conv.-Geld. Die ersten dieser Münzen wurden unter Karl II. aus dem Golde geprägt, welches die Engländer aus Guinea holten; daher der Name.

Guiscard (Robert), Herzog v. Apulien und Calabrien, ein Sohn des berühmten Tancred v. Hauteville, ward um 1015 geb. Hauteville hatte eine Menge Söhne, und seine Besitzungen in der Normandie waren nur klein. Dieß veranlaßte seine 3 ältesten Söhne, Wilhelm den Eisenarm, Dagobert und Humphrey, sich nach Italien zu wenden und ihre Dienste dem dortigen, in stetem Kriege begriffenen Fürsten anzubieten. Glück, Muth und List verhalfen Wilhelm Eisenarm, der die Schwäche der italienischen Fürsten zu benutzen verstand, zum Besitz von Apulien, und Robert Guiscard, heranwachsend in dieser Zeit, brannte vor Begierde, das glänzende Loos seiner Brüder in Italien zu theilen. Bald fand sich in jener zu Wagnissen aller Art aufgelegten Zeit ein Häuflein Abenteurer, das in Hoffnung auf reiche Beute ihm folgte, und Robert, dem nicht weniger Muth einwohnte wie seinen Brüdern, zeichnete sich in einer Menge von Gefechten so aus, daß die von seinen Thaten begeisterten Krieger ihn nach seines Bruders Humphrey Tode zum Grafen von Apulien ausriefen: eine Würde, welche Guiscard kein Bedenken trug anzunehmen, obschon Humphrey's Kinder dadurch in ihren Rechten gekränkt wurden. Nun eroberte er auch Calabrien, in dessen Besitz ihn

Papst Nicolaus II. 1057 bestätigte, der ihn nicht lange vorher, wegen seinen vielfachen Gewaltthätigkeiten, in den Bann gethan hatte. Aus Dankbarkeit machte Robert sich verbindlich, dem römischen Stuhle jährlich einen Tribut zu entrichten; von daher schreibt sich das bis in unsere Zeiten bestandene Lehnrecht des päpstlichen Hofes über Neapel. In Apulien selbst herrschte Guiscard mit großer Willkür. Dieß Land hatte bis auf ihn mehre Privilegien und eine Art Verfassung gehabt; kaum war er aber im Besitz, so vernichtete er all Dieses, und da hierüber unter dem Adel — denn dieser hatte damals allein Rechte — Mißvergnügen und Verschwörungen entstanden, so bestrafte Robert Mehre mit dem Tode und unterwarf die Andern. Jetzt dachte er auch an die Eroberung Siciliens, dessen Besitz ihm der Papst im voraus zugesagt hatte. Er sandte deßwegen den jüngsten seiner Brüder, Roger, dessen Tapferkeit sich bereits in manchem Kampfe bewährt hatte, an der Spitze von 300 entschlossenen Kriegern nach dieser Insel, und mit dieser kleinen Schar nahm Roger 1060 Messina. Im folg. J. schlugen die beiden Brüder vereint die Saracenen in der Ebene von Enna; die Zwistigkeiten jedoch, welche unter den Siegern ausbrachen, vernichteten einen Theil der Folgen dieses Siegs. Guiscard hatte nämlich seinem Bruder die Hälfte von Calabrien versprochen, falls ihm der Zug nach Sicilien gelänge; jetzt wollte er ihm nur ein Paar Städte geben, und da Roger hierüber unzufrieden war, so beschloß Robert, den Bruder festnehmen zu lassen. Die Anhänger Rogers kamen ihm aber zuvor; Robert wurde selbst gefangen, und Roger war so edelmüthig, diesen Vortheil nicht zu benutzen. Dieß brachte Guiscard zur Besinnung; er versöhnte sich mit dem Bruder und gab ihm das Versprochene. Roger eroberte nun fast die ganze Insel und wurde erster Graf von Sicilien. Guiscard belagerte unterdessen die in Unteritalien noch den Saracenen unterworfenen Städte, die sich zum Theil lange hielten, wie Salerno und Bari, vor welchem letztern Orte Guiscard 4 J. lang lag, der Witterung und den Gefahren des Kriegs in einer Laubhütte trotzend, die er sich an den Wällen dieser Stadt hatte erbauen lassen. So gelang es ihm nach und nach, die Provinzen, welche das heutige Königreich Neapel bilden, zusammenzubringen, und er würde seine siegreichen Fahnen noch weiter getragen haben, wäre er nicht wegen eines Einfalles in Benevento von Gregor VII. in den Bann gethan worden, was ihn nöthigte seiner Eroberungssucht nach dieser Seite hin Schranken zu setzen. Die Verlobung seiner Tochter Helena mit Konstantin Dukas, dem Sohne und Erben von Michael VII. gab ihm später Gelegenheit, sich in die Händel des griechischen Kaiserreichs zu mischen. Er rüstete eine ansehnliche Flotte aus, sandte seinen Sohn Bohemund zur Eroberung von Korfu und schickte sich selbst an, Durazzo anzugreifen. Sturm und ansteckende Krankheiten machten aber dieß Unternehmen beinahe scheitern. Alexis Komnenus, damals Herrscher von Konstantinopel, nahte sich mit einem überlegenen Heere; es kam unter den Mauern von Durazzo zur Schlacht, in welcher sich der Sieg erst auf die Seite der Griechen neigte; doch Guiscard sammelte die fliehenden Haufen der Seinen, führte sie von Neuem in den Kampf und errang einen vollständigen Triumph über den 6 Mal stärkern Feind. Durazzo mußte sich ergeben, Robert drang in Epirus ein, näherte sich Thessalonich und versetzte die Hauptstadt des Reichs in Schrecken. Mitten auf dieser Siegesbahn hemmte ihn die Nachricht, daß Kaiser Heinrich IV. von Deutsch-

land in Italien eingerückt ſey. Er übergab Bohemund den Oberbefehl und eilte zurück, um Gregor VII., der in der Engelsburg belagert ward, gegen die Deutſchen beizuſtehen. Heinrich IV. ward zum Rückzug genöthigt, Gregor befreit und nach Salerno in Sicherheit gebracht. Guiscard eilte nun von Neuem nach Epirus, wo er die Griechen mehrmals ſchlug, ſich mit Hülfe ſeiner Flotte vieler Inſeln des Archipels bemächtigte und eben im Begriffe ſtand, auf Konſtantinopel loszugehen, als ihn der Tod auf der Inſel Cephalonia den 17. Juli 1085, im 70. J. ſeines Alters, von der Welt abrief. Sein Heer zog ſich zurück, und der griechiſche Kaiſerthron war gerettet. Guiscard's Leiche wurde auf einer Galeere eingeſchifft, die bei Venuſa Schiffbruch litt, woſelbſt man die Ueberreſte des kriegeriſchen Fürſten in der Kirche des heiligen Geiſt zur Ruhe brachte. Seine Söhne Bohemund und Roger theilten ſich, nicht ohne Hader, in die von ihrem Vater eröberten Länder, ſodaß der Erſtere Tarent, der Andre Apulien bekam. Robert Guiscard hinterließ den Ruhm, die Wiſſenſchaften beſchützt zu haben und in ſeinen Privatverhältniſſen ſtets achtungswerth geweſen zu ſeyn. Sein Aeußeres war kriegeriſch und kräftig; ſeine Tapferkeit unbegrenzt. Die hohe Schule von Salerno nennt ihn ihren Stifter.

Guiſchard (Karl Gottlieb), gewöhnlich **Quintus Icilius** genannt, geb. zu Magdeburg 1724, widmete ſich anfangs der Theologie, vertauſchte dieſe aber mit dem Degen und trat 1747 in ſachſen-hildburghauſiſche Dienſte. 1757 ging er zum verbündeten Heere, worauf er kurz nachher preuß. Hauptmann wurde. Friedrich II. lernte ihn kennen und legte ihm den Namen Quintus Icilius bei. Während des 7jährigen Krieges befehligte er verſchiedene Freibataillone und verrichtete mit denſelben große Thaten. Er ſtarb als Obriſter 1775, folgende Schriften hinterlaſſend: „Mémoires militaires sur les Grecs et les Romains“, Lyon 1760. 2 Bde. Berl. 1774. 4 Bde.; „Mémoires critiques et historiques sur plusieurs points d'Antiquites militaires“, Berl. 1773. 2 Bde., welche ſeine großen Militairkenntniſſe beurkunden.

Guiſe, herzoglicher Nebenzweig des Hauſes Lothringen. Er ſtammte von 1) (Claudius von Lothringen), fünftem Sohne des Herzogs Renatus II. von Lothringen, geb. 1496; dieſer ließ ſich in Frankreich nieder und vermählte ſich mit der Prinzeſſin Antoinette von Bourbon. Tapferkeit und ſonſtige große Eigenſchaften machten ihn bald berühmt. Sein Beſitzthum, die Grafſchaft Guiſe, wurde 1527 in ein Herzogthum verwandelt. Er ſtarb 1550 und hinterließ 6 Söhne und 4 Töchter. 2) (Johann), geb. 1498, Bruder des Vorigen, Cardinal von Lothringen; wurde 1518 Cardinal und Biſchof von Metz, war Staatsminiſter unter Franz I. und Heinrich II. und ſtarb 1550. 3) (Franz von Lothringen, Herzog von G.), geb. im Schluſſe Bar 1519, Sohn von G. 1); führte bei Lebzeiten ſeines Vaters den Titel eines Herzogs von Aumale, zeichnete ſich bei der Einnahme von Montmedi 1542, beim Entſatz von Landrecy 1543 und bei der Vertheidigung von Dizier aus, wurde 1545 bei der Belagerung von Boulogne verwundet und nöthigte 1553 durch höchſt entſchloſſene Vertheidigung den Kaiſer Karl V., die Belagerung von Metz aufzuheben. 1555 ſchlug er die Kaiſerlichen bei Renty, ging 1557 nach Neapel, wurde nach der Schlacht von St.-Quentin nach Frankreich zurückgerufen, entriß 1558 den Engländern Calais und mehre Plätze, den Spaniern Thionville und wurde zum Generallieutenant von Frank-

reich ernannt. Unter Heinrich II., deſſen Schweſter er geheirathet, und unter Franz II. herrſchte er faſt unumſchränkt und brachte durch Stolz die Reformirten dahin, die Verſchwörung von Amboiſe zu unternehmen. Durch dieſelbe beabſichtigten die Proteſtanten, den König Franz II. zu entführen und ſo ihn Guiſe's Einfluß zu entziehen. Guiſe entdeckte ſie jedoch, lockte Condé, das Haupt der Proteſtanten, nach Orleans, ſetzte ihn dort feſt und ließ ihn zum Tode verurtheilen. Nur der plötzliche Tod von Franz II. und der dadurch geſchwächte Einfluß Guiſe's rettete Condé. Dieſer verſöhnte ſich auf Karls IX. Befehl mit Guiſe, bald jedoch brach der Bürgerkrieg, wodurch die Parteien Condé's (Proteſtanten) und Guiſe's (Katholiken) ſich feindlich entgegentraten, offen aus. Auf jener ſtand Coligny, auf dieſer Montmorency und der Marſchall von St.-André. Guiſe nahm in dieſem Bürgerkriege Rouen, Bourges und viele andere Orte und ſiegte in der Schlacht von Dreux 1562. Am Abende nach dieſem Siege blieb er ohne alles Mißtrauen in demſelben Zelte mit dem gefangenen Prinzen Condé, theilte mit demſelben ſein Bett und ſchlief ruhig an der Seite ſeines Gegners, in welchem er jetzt nichts mehr als einen Verwandten und Freund ſah. Damals war der Herzog auf dem Gipfel ſeines Glücks, wurde aber kurz darauf, als er eben Orleans belagern wollte, von einem reformirten Edelmanne, Poltrot de Mercy, 1531, höchſt wahrſcheinlich mit Vorwiſſen Coligny's, meuchelmörderiſch erſchoſſen. 4) (Karl, Herzog von G.), bekannter unter dem Namen: der Cardinal von Lothringen, geb. zu Joinville 1525, Bruder des Vorigen; trat in den geiſtlichen Stand, wurde 1540 Erzbiſchof von Rheims, krönte Heinrich II. und ſetzte ſich bei dieſem durch Begünſtigung ſeiner Leidenſchaft zur Herzogin von Valentinois in große Gunſt, vermochte 1555 den Papſt Paul IV. zur Allianz gegen Oeſtreich und nahm dort den Cardinalstitel an, ward unter Franz II. und Karl IX. ſtolzer und gefürchteter Miniſter, ſprach ſich unter Letzterem beſonders gegen die Duldung der Proteſtanten aus, veranlaßte aber doch das Religionsgeſpräch zu Poiſſy. Dem Concilium zu Trient wohnte er perſönlich bei. Nach demſelben war er eine der Haupturſachen der langen bürgerlichen Kriege, die Frankreich damals zerrütteten. Als er 1565 mit einem bewaffneten Gefolge in Paris feierlich eintreten wollte (was verboten war), ließ der Marſchall von Montmorency daſſelbe mit gewaffneter Hand zerſtreuen. Beleidigt zog er ſich nach ſeiner Diöceſe Rheims zurück, wo er 2 Jahre blieb und oft predigte. Später kam er nach Paris zurück. An der Bartholomäusnacht war er nur indirect Schuld, indem er damals in Rom war. Nach Karls IX. Tode begab er ſich nach Avignon, um deſſen Nachfolger, Heinrich III., zu begrüßen, erkältete ſich aber hier bei einer Prozeſſion, der er mit nackten Füßen beigewohnt hatte, und ſtarb 1574. 5) (Ludwig I. von Lothringen, Cardinal v.), Bruder des Vorigen, geb. 1527, ward 1552 Cardinal und bald darauf Biſchof von Metz und ſtarb zu Paris 1578. 6) (Heinrich I. von Lothringen, Herzog v.), älteſter Sohn von G. 3), geb. 1550, focht in der Schlacht von Jarnac 1569 tapfer, rieth, an der Spitze der fanatiſchen Katholiken ſtehend, zum Blutbade der Bartholomäusnacht und ſtillte in derſelben ſeine Rache an Coligny, den er für den Anſtifter der Ermordung ſeines Vaters hielt, bildete, auf den Rath ſeines Oheims, des Cardinals von Lothringen, 1576 die Ligue (ſ. d.), erfocht an deren Spitze mehre Vortheile über die Hugenotten, zwang Heinrich III., die Freiheiten

der Hugenotten zu vernichten, trieb es aber endlich mit gebieteriſchem Weſen gegen dieſen König ſo weit, daß ihm derſelbe verbot, nach Paris zu kommen. Dieſes Verbot nicht achtend, kam er 1588 nach Paris und zwang den König, die Stadt zu verlaſſen. Unvorſichtig ließ er nun ſeinen Plan, die höchſte Herrſchaft zu erringen, zu deutlich blicken und bewirkte in dieſem Geiſte die Zuſammenrufung eines Reichstags zu Blois. Hier beſchloß der König, ihn ermorden zu laſſen. Als er den 23. Dec. 1588, mehrer Warnungen ungeachtet, zum Könige ging, fand er Lognac, erſten Kammerherrn des Königs, mit Bewaffneten von der Garde im Vorzimmer und die Thür ſchloß ſich hinter ihm. Er ſtutzte, als er mehr Bewaffnete als gewöhnlich bemerkte, doch ſchritt er ſcheinbar unbeſorgt und freundlich vorwärts, ward aber, als er eben ins Cabinet treten wollte, von mehren Dolchſtichen durchbohrt und ſank mit den Worten: „Gott erbarme dich meiner!“ zu Boden. 7) (Ludwig II. von Lothringen, Cardinal von G.), geb. zu Dampierre 1556, Bruder des Vorigen, folgte 1574 ſeinem Onkel in dem Erzbisthume Rheims, trat aber dieſe Stelle wirklich erſt 1583 an, ging jedoch bald nach Paris, um ſich mit ſeinem Bruder an die Spitze der Ligue zu ſtellen und ſich in politiſche Händel zu miſchen. Beim Reichstage zu Blois 1588 präſidirte er der Geiſtlichkeit und unterbrach hier den König Heinrich III. in ſeiner Thronrede, um ihn zu einer Aenderung ſeiner Worte im Sinne der Geiſtlichkeit zu bewegen. Dieß vornehmlich bewog den König zu dem Entſchluſſe, ihn und ſeinen Bruder bei Seite zu ſchaffen. Guiſe befand ſich gerade in dem anſtoßenden Verſammlungsſaale, als das Geſchrei ſeines Bruders, den man ermordete, zu ihm herübertönte. Er wollte ihm zu Hülfe eilen, ward aber zurückgehalten und in ein ſchlechtes Gefängniß gebracht und hier den Tag darauf, den 24. Dec. 1588, durch vier Mörder niedergehauen. Das Feuer des Bürgerkriegs ward durch dieſen doppelten Mord nur noch mehr angefacht, und der Haß der Katholiken gegen den König ſteigerte ſich zum Fanatismus. Heinrich von Navarra (Heinrich IV.) ſagte, als er die That vernahm: „Wäre Guiſe in meine Hände gefallen, ich würde ihn anders behandelt haben. Warum, ſetzte er noch hinzu, hat er ſich nicht mit mir verbunden; ganz Italien würden wir vereinigt erobert haben“. S. „Les Etats de Blois, ou la mort des MM. de Guise, scènes historiques“ vom Verf. des Barricades (Vitet) (Paris 1828, 3. Aufl.). 8) (Katharine von Kleve, Herzogin von G.), Tochter von Franz von Kleve, Herzog von Nevers, geb. 1547, verheirathete ſich zuerſt mit Anton de Croy, dann mit G. 5). Obgleich ſie ihrem Gemahl nicht treu war, ſo übergab ſie doch nach ſeinem Tode dem Parlament eine Klagſchrift, worin ſie den König über die Art deſſelben anklagte und ſtarb 1633. 9) (Karl von Lothringen, Herzog von G.), älteſter Sohn der Vorigen und von G. 5), geb. 1571; ſaß 1588, nach dem Morde ſeines Vaters verhaftet, bis 1591 als Gefangener im Schloſſe zu Tours, entfloh aber, wurde 1594 von Heinrich IV. zum Statthalter der Provence ernannt, mußte unter Ludwig XIII. Frankreich verlaſſen, begab ſich nach Florenz und ſtarb zu Cuna im Gebiete von Siena 1640. 10) (Ludwig III. von Lothringen, Cardinal von G.), geb. 1575, Bruder des Vorigen; trat zwar in den geiſtlichen Stand und wurde Erzbiſchof von Rheims und Cardinal, zeichnete ſich aber in den Feldzügen Ludwigs XIII. als Krieger aus und ſtarb an empfangenen Wunden zu Saintes 1621. 11) (Heinrich II. von Lothringen, Herzog

von G.), geb. zu Blois 1614, vierter Sohn von G. 8); war erst Geistlicher, verließ aber nach dem Tode seines ältern Bruders diesen Stand und wollte sich mit der Prinzessin Anna von Mantua vermählen, was jedoch der Cardinal Richelieu, der seinem Hause Feinde war, verhinderte, heirathete dann die Gräfin von Bossut zu Köln, die er aber bald wieder verließ. Um die alte Macht seines Hauses wieder zu erlangen, ließ er sich mit dem Grafen von Soissons in ein Bündniß mit Spanien gegen Richelieu ein, das den Namen: „Ligue" für den allgemeinen Frieden der Christenheit annahm. Richelieu erhielt hiervon Kunde, forderte ihn vor Gericht und ließ ihn, als er nicht erschien, 1641 des Hochverraths wegen zum Tode verurtheilen. 1642 söhnte sich Guise jedoch wieder mit Richelieu aus, begleitete 1644 den Herzog von Orleans zur Belagerung von Gravelines und befand sich eben in Rom, als 1647 Neapel der spanischen Herrschaft sich zu entziehen versuchte. Er erhielt von der Volkspartei den Oberbefehl über ihre Unternehmung, wurde aber von den Spaniern bei Caserta gefangen und nach Spanien geführt, wo er bis 1652 blieb. Er starb zu Paris 1664. Man hat unter seinem Namen Memoiren, 2 Bde., wovon jedoch der erste von Raymund, Graf von Modena, der zweite von Saincyon, Secretair des Herzogs, ist. 12) (Elisabeth von Orleans, Herzogin von G.), geb. 1656, Tochter von Gaston, Herzog von Orleans; vermählte sich 1667 mit Ludwig Joseph, letztem Herzoge von Guise aus dem Hause Lothringen, lebte mehre Jahre als Witwe und starb 1696. Mit ihr starb das Haus Guise, da sie keine Kinder hatte, aus.

Guitarre (Musik), ein Saiteninstrument mit flacher Resonanzdecke und flachem Boden, wird mit 6 Saiten bezogen, wovon 4 Darmsaiten, die beiden tiefsten aber von Seide, mit Metalldraht überzogen, sind. In der Mitte der Resonanzdecke befindet sich ein Schallloch, etwas weiter unten der Steg, der zugleich zur Saitenfessel dient. Das Griffbrett ist breit und in Entfernung von halben Tönen, mit Bünden belegt. Ueber dem Halse (hinterem Theile des Griffbretts) ist ein nach hinten zu gebogenes Holzstück angebracht, worin die Wirbel, an denen die Saiten befestigt sind, laufen. Die Stimmung ist G A d g h e. Die linke Hand des Spielers ergreift beim Spielen die Guitarre ebenso wie bei Bogeninstrumenten; der kleine Finger der rechten Hand wird etwas unter dem Schallloche fest aufgesetzt, die übrigen Finger schlagen die Saiten an. Die Guitarre wird gewöhnlich an einem Bande über die Schulter gehangen und neigt sich nach der rechten Seite. Sie eignet sich vorzüglich zur Begleitung des Gesangs; in neuerer Zeit hat man sie auch, ihrem Wesen entgegen, als Soloinstrument geltend zu machen gesucht. Die Guitarre entstand aus der Kithara der Alten, die zur bessern Handhabung hinter den Saiten einen Resonanzboden und ein Griffbrett erhielt. In dieser Form ward sie bald das Lieblingsinstrument der südlichen Völker; allein auch nach Norden drang sie in unter einer etwas veränderten Form, als Zither, Laute vor. Jetzt ist aber diese wieder verschwunden und die Form der Guitarre hergestellt. Sonst hatte man hinsichtlich der Größe und Stimmung verschiedene Guitarren; jetzt bedient man sich bloß der eben beschriebenen sogenannten spanischen Guitarre. Die besten Guitarrschulen sind von Doisy, Bartolazzi, Giuliani, einer der größten Guitarrspieler, und Lehmann (neue Guitarrschule). Außer Giuliani sind noch Zocchi und von Gärtner als Guitarristen be-

kannt geworden. Ein deutscher Künstler zu London bereicherte die Guitarre an dem untern rechten Backen der Resonanzdecke mit einer Claviatur von 6 Tasten, deren Tangenten bei Berührung der Tasten aus dem Schallloche hervortreten und die Saiten berühren, wie die Hämmer eines Pianoforte. Daher hat diese Art den Namen der Pianoforteguitarre erhalten.

Gulden (Guldener, Guldiner), eine Silbermünze der deutschen und angrenzenden Staaten, die nach mancherlei Verringerungen aus dem Güldenoder Goldgülden entstand, indem dieser um 1500 die Güldengroschen, um 1600 die Güldenthaler, und in der Mitte des 17. Jahrh. die Gulden erzeugte. Die wichtigsten Münzsorten derselben sind: 1) der Reichs-, Kaiser-, rheinische, Conventions-Gulden, Florin, eine einlöthige deutsche Silbermünze, die seit der Einführung des zinnischen Münzfußes 1667 existirt. Nach dem Conventionsfuß gehen 20 Stück auf die feine Mark, daher er der Zwanzigguldenfuß genannt wird, und das Stück macht 16 Gr. Conv. Der Werth ist darauf mit $^2/_3$, oder 60 (Kreuzer), oder 1 Gulden oder 16 (Gr.), oder 24 (Mariengroschen) bemerkt. 2) Der holländische Gulden, Silbermünze von $^3/_4$ Loth Gewicht; das Silber ist 13 Loth 6 Grän fein, und $24^3/_6$ gehen auf die rauhe, $29^4/_6$ auf die feine Mark, wonach der Werth auf 12 Gr. Conv. kommt. 3) Zu den leichten Groschen gehören: der preußische Groschen in Danzig, der 30 Kreuzer oder 10 Kaisergroschen, oder 8 Gr. Conv. seit 1766 gilt; der polnische Gulden gilt 30 polnische Groschen, oder 5 Kaisergroschen, oder seit 1766 4 Gr. Conv.; der Genfer Gulden gilt 12 Genfer Sous, oder 6 französische Sous, oder etwas über 2 Gr. Conv. Der rheinische Gulden mit 10 Kreuzern und der fränkische Gulden mit 75 Kr. sind erdichtete Münzen. Der meißnische Gulden hat 21 Gr., und nach diesem wird in verschiedenen Orten des meißnischen Kreises noch gerechnet.

Gülden, ehemals so viel Gulden, in welcher Bedeutung es auch jetzt noch in manchen Gegenden üblich ist; in Meißen, Thüringen und Franken versteht man aber darunter eine andere Rechnungsmünze, indem ein Gulden meißnisch oder ein guter meißnischer Gulden 21 Gr.; ein Gulden in Franken aber 20 Gr. gilt. In Aachen ist es eine Münze zu 2 Gr. $2^1/_2$ Pf. — Veraltete Form statt golden, welche noch in den Ausdrücken die güldene Ader, die güldene Aue vorwaltet. Ein Güldengroschen ist in manchen Gegenden so viel, als ein Gulden, oder 16 Groschen; im sächsischen Erzbaue wird darunter alle Mal Ein Thaler verstanden.

Güldene Zahl, s. Kalender.

Güldenstädt (Joh. Ant.), geb. zu Riga 1745, gebildet in Berlin und Frankfurt a. d. O., folgte 1767 einem Rufe der Kaiserin Katharina II., eine Reise im Innern ihres großen Reiches anzutreten. Sorgfältig bereisete er den Kaukasus, wo ihn, außer der Naturgeschichte, besonders das Studium der Geschichte und der Sprachen der dortigen Nationen beschäftigte. 1775 zurückgekehrt, ward er Lehrer der Naturgeschichte und Präsident der ökonomischen Gesellschaft zu Petersburg. Während er seine reichhaltige Reisebeschreibung ordnete, überraschte ihn der Tod 1780. Güldenstädt hinterließ den Ruhm eines ausgezeichneten Arztes und Naturforschers. Seine Reise gab Pallas (Petersburg 1785—94. 2 Bde. 4.) heraus. Da aber der erste Bd. von Druckfehlern sehr entstellt war, so besorgte der berühmte Klaproth eine genauere Ausgabe (Berlin 1815, 2 Bd.), nebst einer ganz neuen Charte.

Gumbinnen, Reg.-Bez. in Ostpreußen, 297 QM. mit 512.000 Einw., abgetheilt in 16 Kreise, worunter der Kreis Gumbinnen auf 12 QM. 36 000 Einw., mit der gleichnamigen Hauptstadt, 95¼ Meilen von Berlin entfernt, an der Pissa, mit 3 evangel. Kirchen, Gymnasium, Wohlthätigkeitsanstalten, 280 Häus. und 6000 Einw., die Tuchweberei, Bierbrauereien, Branntweinbrennereien und Handel mit Leinsamen treiben. Zu den öffentlichen Anstalten gehören ein Hebammeninstitut, Bürger-, Mädchen- und 3 Elementarschulen. Ferner besitzt die Stadt eine Bibliothek; ist der Sitz einer königl. Regierung, Provinzialeichungscommission, der Kreisbehörde, Stadtgerichts ꝛc. Gumbinnen, früher ein kleines Kirchdorf, wurde von Friedrich Wilhelm I. 1732 zu einer regelmäßig gebauten Stadt umgeschaffen. In der Nähe ist eine Mineralquelle. Im Kreise sind die Hauptgestüte des Staates.

Gummi, ein verhärteter Pflanzensaft von keinem besondern Geschmack oder Geruch, ist kleberig und zähe, wenn er angefeuchtet oder im Wasser aufgelöst wird; läßt sich im Wasser auflösen, aber nicht durch Weingeist oder durch Oel; brennt zur schwarzen Kohle, ohne zu schmelzen oder in Flamme zu gerathen, und läßt sich durch die Hitze des kochenden Wassers nicht verflüchtigen. Reine Gummi's sind: das arabische Gummi, das Gummitraganth, das Senegalgummi und das Gummi von Kirsch- und Pflaumenbäumen. Das arabische Gummi hat den mannigfaltigsten Nutzen für Manufakturen und wird in den Apotheken als ein schleimiges entwickelndes Mittel benutzt.

Gummilack, eine wachsartige Masse, woraus der Gummilackwurm, der sich auf dem Götzenfeigenbaum befindet, seine Zellen baut. Dieses Thier sticht in die jungen Zweige, wodurch ein wachsartiger Saft hervorfließt. Wenn einige dieser Thiere in den von ihnen gebauten Zellen zurückbleiben, so wird die ganze Masse dadurch roth gefärbt. Im Handel kennt man 3 Sorten von Gummilack, den Stablack, der noch nicht zerrieben ist und sich an den Zweigen findet; wird dieser abgelöst, grob gepulvert und von der Farbe gereinigt, so erhält man Samenlack; wird der Stablack durch Schmelzen über einem gelinden Feuer gereinigt und in Kuchen geformt, so nennt man ihn Knump- oder Schalenlack. Man benutzet diesen Lack zu verschiedenen Firnissen und zum Siegellack.

Gummiren, Zeuche dadurch appretiren, daß man sie mit in Wasser aufgelöstem gummi arabicum bestreicht. Je nachdem man wenig oder viel Gummi im Wasser auflöst, heißt es Gummiwasser oder Gummibrei. Das Gummiren gibt Steife und Glanz; daher besprengt man auch schlechte Tücher kurz vor der warmen Presse mit Gummiwasser. Man hat auch gummirte Zeuche (leinene, baumwollene und seidene), welche mit aufgelöstem gummi elasticum getränkt sind und das Wasser völlig abhalten.

Gummitraganth (Gummi traganthae), eine aus mehren Arten von Astragalus ausschwitzende Substanz, die über Livorno in 3 Sorten, als weißer (tragantha electa), orangelblicher oder gelbbrauner Traganth und in Sorten (gummi traganthae in sortis) in den Handel kommt. Erstere, als die reinste, besteht aus kleinen, weißen, zusammengewundenen, festen, halbdurchsichtigen, zerbrechlichen Stücken, vergelbt aber mit der Zeit, doch ohne deßwegen schlechter zu werden; die zweite Sorte ist unreiner, noch mehr die dritte, die in dunkelfarbigen Stücken, theils bröcklich vorkommt. Es ist geruch- und geschmacklos und unterscheidet

sich von andern Gummisorten besonders dadurch, daß er einer weit größern Menge Wasser, als irgend eine, eine dicke Consistenz verleiht, dabei sich nur unvollkommen in Wasser auflöst, sodaß es damit einen stark aufquellenden Schleim bildet. 1 Quentchen gibt mit 4 Unzen Wasser eine breiartige, mit 16 Unzen aber eine syrupähnliche, aber nicht in Fäden ausdehnbare, vielmehr schlüpfrige Masse. Von Alkohol und Oelen wird es gar nicht angegriffen. Seiner Natur nach besteht es aus 57 Theilen Gummi und 43 Th. Bassarin. Letzteres bewirkt sein Aufschwellen in Wasser; durch Schütteln mit vielem kalten Wasser läßt dieses sich von dem auflöslichen Gummi trennen. Es dient nicht nur als wirksames Arzneimittel, gleich dem arabischen Gummi, doch gewöhnlich nur als Beisatz zu Pillenmassen, so auch zu Bereitung von Sternkügelchen, als Bindemittel und sonst; auch von Zuckerbäckern wird es in gleicher Absicht gebraucht, wie auch zu mehren technischen Zwecken, in Seidenmanufakturen, zur Lederbereitung, zum Steifen der Wäsche und der Spitzen ꝛc.

Gundelfingen, Stadt im baierischen Oberdonaukreise, Landgericht Lauingen, am Einflusse der Brenz in die Donau; hat 376 Häuser mit 2200 Einw.

Gundling, 1) (Nic. Hieron.), geb. 1671 zu Kirchen-Sittenbach bei Nürnberg; studirte anfangs Theologie, trat aber, als er als Führer eines jungen Adeligen 1690 nach Halle und in nähern Umgang mit Thomasius kam, zum Studium der Rechte über, wurde 1703 Doctor, habilitirte sich daselbst, wurde 1706 als Prof. der Philosophie, 1708 als Prof. der Beredtsamkeit, später auch als Prof. des Naturrechts angestellt und in der Folge zum Consistorialrath, k. preuß. Rath und endlich Geheimrath ernannt, und erlangte durch seine Vorträge und Schriften eine ungemeine Celebrität, die wesentlich zu dem schnellen Aufblühen der Universität Halle beitrug; er starb daselbst 1729. Er hinterließ eine Menge meist historischer und juristischer Schriften, auch eine Sammlung kleiner Schriften als „Gundlingiana", 15 Theile, Halle 1751. Seine „Historie der Gelahrtheit", nach seinen Vorträgen wörtlich nachgeschrieben, mit einer Menge Noten, erschien mit dessen Leben und sehr ausführlichem Register nach seinem Tode von Ch. F. Hempel herausgegeben, in 5 dicken Bänden, Frankf. u. Leipz. 1734—36, 4.; dazu fortgesetzte „Hist d. Gel." das. 1746, 4.; ferner „Collegium historico-liter.", oder „Discours über die vornehmsten Wissenschaften" (von demselben herausg.), 2 Bde., Bremen 1738—43, 4. 2) (Jakob Paul, Freiherr von G.), des Vorigen Bruder, geb. 1673 zu Hersbruck; ward 1705 Professor der Ritterakademie zu Berlin und spielte als Zeitungsreferent und Historiograph eine wenig ehrenvolle Rolle an dem Hofe Königs Friedrich Wilhelm I von Preußen. Dieser Monarch, der weder Gelehrte noch Gelehrsamkeit sonderlich schätzte, hörte von Gundling's gründlichen historischen Kenntnissen, die derselbe in mehren Schriften bewährt hatte, und glaubte in ihm einen brauchbaren Zeitungsreferenten und Historiographen zu finden, zu welchen Würden er ihn ernannte. Auch war Gundling dazu allerdings geschickt; allein sein Stolz, seine Pedanterie und linkische Steifheit machten ihn zum Gespötte des Hofes. Seine übertriebene Neigung zum Trunk und sein albernes zänkisches Betragen im Zustande der Trunkenheit machten ihn noch lächerlicher, und er sank bald zum Hofnarren herab, ohne den Titel zu führen und ohne selbst den geringsten Witz zu besitzen. Vornehme und geringe Hofleute erlaub-

ten sich die plumpsten und entehrendsten Scherze mit ihm; welche der König zu belachen sich herabließ. Zum Spott erhielt er eine Menge Titel der höchsten Staats- und Hofämter; doch er war einfältig genug, den Spott nicht zu fühlen und nur noch stolzer zu werden. Gundling, der zuletzt selten nüchtern ward, starb 1731 zu Potsdam und wurde zu Vorstädt in einem Weinfasse begraben.

Gundobald, Gundeuchs Sohn, König von Burgund; räumte nach Gregor von Tours seinen Bruder Chilperich aus dem Wege, was jedoch v. And. in Zweifel gezogen wird. Nach seinem und Godomars Tode besaß er das Reich noch mit seinem Bruder Godegisel. Gundobald wurde 472 vom Kaiser Olybrius zum Patricius und Magister militum ernannt und trug viel dazu bei, daß Glycerius 473 Kaiser ward. Von Chlodowig dem Großen 500 bezwungen, ward er dessen Lehnsmann und leistete ihm Hülfe im westgothischen Krieg. Bis zur Unterwerfung durch Chlodowig war Gundobald der Lehre der Arianer zugethan. Doch ließ er den katholischen Bischöfen völlige Freiheit und wohnte ihren Sitzungen fleißig bei, wenn sie über Glaubenssätze stritten. Mit dem Bischof Avitus von Vienne verhandelte er mit Scharfsinn vielfach über Glaubenssachen schriftlich und mündlich und trat endlich selbst zur katholischen Kirche über, aber nur heimlich. Er gab den Burgundern mildere Gesetze. Sein Gesetzbuch, das 501 erschien und auf uns gekommen ist, galt Jahrhunderte lang unter dem Namen „Lex Gombettes" oder „La loi Gombette". Gundobald starb 518. Ihm folgte sein Sohn Sigismund, den er, um eine Stütze an dem König Theodorich dem Großen zu haben, mit dessen Tochter vermählt hatte.

Günther, der Geehrte, Tapfere, männlicher Name. Von alter Zeit her ist der Name Günther in dem Hause Schwarzburg gewöhnlich gewesen. Sie unterschieden sich früher durch zu den Namen gesetzte Zahlen, in neuerer Zeit durch einen andern zu dem ersten gesetzten Vornamen von einander. Doch führten sonst auch einige Mitglieder des Hauses andere Namen, z. B. den Heinrich. Besonders merkwürdig ist: Günther, Graf von Schwarzburg arnstädtischer Linie; stand in den Jahren 1342 und 1345 den Grafen von Weimar und Orlamünde gegen den Landgrafen Friedrich den Ernsthaften bei. Da er sich im Kampfe für Ludwig von Baiern und den Erzbischof von Mainz und in andern Fehden den Kriegsruhm erworben, trugen ihm die Baiern 1349 das Reich an, um durch ihn Karl IV. zum Frieden zu zwingen. Anfangs weigerte er sich, ließ sich aber endlich doch bewegen und ward 6. Februar 1349 zu Frankfurt auf den Thron gesetzt. Günther erneuerte die Satzung von der Unabhängigkeit des Kaiserthums, wurde aber von den Pfälzern und Baiern verlassen, da Karl die Pfalzgräfin Anna heirathete. Im Mai bekam Günther in Frankfurt von dem Arzte Freydank einen Gifttrank. Ungeachtet seiner daraus entstehenden Krankheit zog doch Günther Karln an den Rhein muthig entgegen und behielt in mehren kleinen Gefechten die Oberhand. Den 26. Mai ging Günther mit Karl den Vergleich von Eltvil ein, indem er für 20 000 Mark Silber der deutschen Königskrone entsagte. Doch bediente er sich des Königstitels fort bis zu seinem Tode in Frankfurt den 12. Juni 1353.

Günther (Johann Christian), geb. 1695 zu Striegau in Niederschlesien, zeichnete sich schon auf der Schule zu Schweidnitz durch sein

poetisches Talent aus. Leider trugen aber die Lobsprüche, welche er deßhalb von allen Seiten empfing, verbunden mit seiner lebhaften und ungeregelten Einbildungskraft, nur dazu bei, ihn zu verderben. Stolz auf Das, was ihm die Gunst der Musen mit Leichtigkeit gewährte, versäumte er, seinen Geist mit ernsten Dingen zu nähren, und da ihn zugleich auch seine Lage zwang, auf den Gewinn zu sehen, so fing er an, sein schönes Talent dem Meistbietenden preiszugeben. Vergebens waren die Ermahnungen seiner akademischen Lehrer in Wittenberg und seiner Freunde im Vaterlande; er fuhr fort, ein unordentliches und lockeres Leben zu führen, persiflirte Die, so ihm Vorstellungen machten, in bittern Satyren und ward endlich Schulden wegen festgesetzt. Als er seine Freiheit wieder erhielt, ging er nach Leipzig, wo er an Menke einen Beschützer fand und sich eine Zeit lang so gut benahm, daß man hoffte, er werde endlich dem wüsten Leben entsagen. In dieser Periode verfaßte er seine Gedichte zur Feier des Friedens, welchen der deutsche Kaiser damals mit den Türken schloß, wodurch sein Ruhm als Dichter allgemeine Ausbreitung erhielt; darauf ward er von Menke dem Könige v. Polen und Kurf. v. Sachsen empfohlen, der den jungen Poeten selbst kennen lernen und für ihn sorgen wollte. Der Wirbel eines liederlichen Treibens hatte aber den Unglücklichen schon wieder ergriffen. Als er in Dresden ankam und dem Könige vorgestellt wurde, war er dermaßen betrunken, daß er kein Wort hervorbringen konnte, und der Monarch ihn mit Verachtung entließ. Auch Menke, empört über ein solches, ihn selbst compromittirendes Benehmen, zog seine Hand von ihm ab, und Günther irrte von nun an, immer tiefer in Elend und Ausschweifung versinkend, heimathlos umher, von den Wohlthaten seiner Bekannten lebend und außer Stande, sich durch einen festen Entschluß aus der Tiefe, in welcher er verloren ging, zu retten. Er starb zu Jena den 15. März 1723, kaum 28 J. alt, im Elend. Sein Talent war so groß, daß selbst in den letzten Augenblicken seines in Jammer und Gemeinheit versinkenden Lebens der ihm inwohnende Götterfunke wie ein Blitz durch die Nacht hervorbrach. Nach seinem Tode kam eine Samml. seiner Gedichte heraus (6. Aufl. 1764). Die angeblich von ihm selbst verfaßte Gesch. seines Lebens und seiner Wanderungen, der einige Briefe von ihm an Freunde angehängt sind, erschien Leipz. 1732. Vgl. Franz Horn's Aufsatz über Günther in den „Freundlichen Schriften".

Günther (Joh. Arnold), Licenciat der Rechte, Senator der Stadt Hamburg, daselbst geb. 1755, studirte in Göttingen. Durch meistens freiwillig übernommene Geschäfte öffnete er zuerst sich selbst eine rühmliche Laufbahn im Kreise seiner Mitbürger. Dann half er mehre gemeinnützige Staatsanstalten mit gründen, als die allgemeine Armenanstalt, die Stiftung der Creditcasse für Erben und Grundstücke, die der allgemeinen Versorgungs- und die der technologischen Lehranstalt, die verbesserte und erweiterte Anordnung der Rettungsanstalt für Ertrunkene und Erstickte, u. a. m. In den Fächern der Staatswirthschaft und Polizei schrieb er von 1788—91 u. m. A. für die „Allgemeine Jenaische Literatur-Zeitung" 153 Recensionen, worunter sich vollendete kritische Abhandlungen befinden, sowie ähnliche Aufsätze für die meisten hierin eingreifenden, damaligen deutschen Zeitschriften. Auf Veranlassung einer zu Wien ausgesetzten Preisfrage arbeitete Günther 1789 sein wichtiges, man möchte sagen, fast zu tief ergründendes Werk über den Wucher aus,

und gewann damit, unter 180 Beantwortungen, den Preis. Zum Mitgliede des hamburger Senats erwählt, blieb er auch hier, so viel eine dadurch mehr gebundene Wirksamkeit es zuließ, der edelsten Gemeinnützigkeit treu, die der Grundsatz und die Freude seines Lebens war. Zwei seiner verdienstlichen Amtsarbeiten waren die vollständigen Materialien zu einer Medicinal- und zu einer Feuer-Cassenordnung, woraus erst 15 Jahre nach seinem Tode der vollendete Bau dieser beiden neuen Staatsanstalten in Hamburg größtentheils hervorging. In seinem letzten Willen (er st. 1808) schenkte er seine besonders in der Geschichte, Länder- und Völkerkunde, den Staatswissenschaften, der Technologie und Kunst reichhaltige, aus 8000 Bde. bestehende Büchersammlung der hamburger patriot. Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe. — Günther's Freund und Mitarbeiter an mehren patriot. Instituten, der Domherr Meyer, hat 1810 in seiner Schrift: „Joh. Arnold Günther. Ein Lebensgemälde", diesen hamburgischen Patrioten und Staatsmann treffend geschildert. Auch gab er aus den hinterlassenen Schriften Günther's sein auf einer Reise 1796 geführtes Tagebuch u. d. T. heraus: „Erinnerungen aus den deutschen Kriegsgegenden, der Schweiz und den angrenzenden Ländern" (Hamb. 1806), das scharfe und freisinnige Beobachtung enthält.

Gurau, Kreis im Reg.-Bez. Breslau, preuß. Provinz Schlesien, grenzt ans Großherzogthum Posen, enthält auf 12 QM. 35.600 Einw., bildet eine Ebene, erzeugt Getreide aller Art, Obst, Hülsenfrüchte Holz ꝛc. und hat die gleichnamige Hauptstadt, regelmäßig gebaut, kathol. und evangel. Kirche, 2 Schulen, 480 Häuser, 3600 Einw., Brauerei, Tuchweberei, Ackerbau, Viehzucht, Pottaschsiederei, starker Spargelbau. Um die Stadt steht eine große Anzahl Windmühlen, und besonders Mehl, Butter und Käse sind demnach nicht unbedeutende Handelsartikel, die selbst bis nach dem 10½ Meile entfernten Berlin versandt werden.

Gurlitt (Johannes Gottfried), Dr. der Theologie, Director und erster Prof. des Johanneums zu Hamburg, und Prof. der orientalischen Sprachen am Gymnasium daselbst, geb. zu Leipz. 1754, erhielt seine erste Bildung auf der dortigen Thomasschule. Die gelehrte Ausbildung aber für die Universität, erlangte er unter dem damaligen Rector Joh. Friedr. Fischer, dessen gründliche philologische Gelehrsamkeit und strenger rechtlicher Charakter ihm zum Vorbild wurde. Im 19. J. bezog Gurlitt 1773 die Universität Leipzig. Als akademischer Bürger setzte er seine philologischen Studien mit dem angestrengtesten Fleiße fort, und verband damit die theologischen und philosophischen unter Leitung eines Morus, Platner, Sammet u. A. In der Theologie herrschte damals die heftigste Verschiedenheit der Meinungen. Gurlitt, der schon früh die Wahrheit jenes berühmten Ausspruchs des Malebranche erkannt hatte, daß Zweifeln der erste Schritt zur Weisheit sey, und folglich keiner Meinung ohne eigene Prüfung zu huldigen gewohnt war, wohnte sowohl den streng orthodoxen und fast schwärmerischen Vorlesungen des Crusius, als den völlig entgegengesetzten des gelehrten J. A. Ernesti bei. So ging aus langer und gewissenhafter Prüfung für seine Ueberzeugung endlich die freieste rationalistische Ansicht in theologischen Glaubenssachen hervor; eine Ansicht, welche stets sein Eigenthum geblieben ist. — Nach beendigter akademischer Laufbahn wählte ihn der berühmte Resewitz, Abt zu Kloster-Bergen bei Magdeburg, 1778 zum Oberlehrer am Pädagogium dieses Klosters; 1786 rückte er in den Convent und schon 1779,

als der bisherige Rector Junä sein Amt verließ, erhielt er mit dem Mathematiker Lorenz die gemeinschaftliche Verwaltung des Rectorats, bis 1797. — 1794 fand die bekannte Untersuchung aller Schulen des preuß. Staats durch Hermes und Hillmer, in Hinsicht auf theologische Lehre statt; auch Kloster-Bergen ward von ihnen besucht, und wenn gleich die dort herrschende freie Lehrart diesen Eiferern wenig zusagen mochte, so erhielt doch deßhalb das Kloster kein tadelndes Rescript; dagegen ward auf Anstiften von Hermes „Recherche" des dortigen Schulwesens durch den Minister Wöllner verordnet. Unter denen, die damit beauftragt waren, war es Hecker besonders, der Gurlitt's Werth erkannte, und auf dessen Betrieb er 1797 zum Prof. und Director des Pädagogiums mit ziemlich ausgedehnten Rechten ernannt ward. Oft wurden ihm Anerbietungen zu andern Aemtern gemacht, jedoch ohne Erfolg, bis ihn 1802 der Senat von Hamburg zum Director des Johanneums und Prof. des Gymnasiums berief. Es ward ihm zwar schwer, Kloster-Bergen zu verlassen, aber der Blick in die Zukunft verhieß unter den damaligen Umständen keine erfolgreiche Thätigkeit mehr. Als Gurlitt sein Amt in Hamburg antrat, bedurfte die Schule daselbst einer gänzlichen Reform. Wie er diese mit Beihülfe seiner Obern herbeigeführt, wie er durch unermüdliche Thätigkeit, und durch ein auf feste Grundsätze gegründetes Verfahren, diese Anstalt endlich zu einer der blühendsten Deutschlands gemacht, das näher auseinander zu setzen, gehört in eine Schulgeschichte. Ueberhaupt ist seit seiner Wirksamkeit wissenschaftliches Streben und gründliche Wissenschaft in Hamburg allgemeiner verbreitet; theologische Aufklärung aber insbesondere zu befördern, hielt Gurlitt sich von jeher verpflichtet, vorzüglich als Prof. des akademischen Gymnasiums (weshalb ihn auch die helmstädter Universität 1806 zum Dr. der Theologie ernannte). Er starb das. am 14. Juni 1827. Gurlitt's zahlreiche Schriften sind theils theologischen, philos. und pädagog., theils philolog., historischen und archäolog. Inhalts.

Gußstahl, s. Eisen.

Gustav I., König von Schweden, bekannt u. d. N. Gustav Wasa, geb. d. 12. Mai 1490 im Kirchspiel Ockstad, 3 Meilen v. Stockholm, war ein Sohn Herzogs Erich Wasa von Grypsholm, eines Reichssenators, der sein Geschlecht von der alten schwed. Königsfamilie herleitete. Seine erste Erziehung war mangelhaft; jedoch dafür hatte ihn die Natur mit desto herrlichern Gaben beglückt. Sein edler Wuchs, sein schöner freundlicher Blick und eine seltene Ueberredungsgabe gewannen ihm gleich alle Herzen. Er liebte feurig sein Vaterland; mit Klugheit und Muth strebte er, dasselbe von dem Drucke, unter dem es während Christians II. (vgl. d.) von Dänemark Regierung schmachtete, zu befreien. Als Christian, gemäß der kalmarischen Union, sich die schwedische Königskrone aufsetzen ließ, vertheidigte Gustav schon als ein junger Officier sein Vaterland gegen die Eingriffe des allverhaßten Fremden. Nicht nur wegen mehrer Siege über die von Zeit zu Zeit landenden Dänen, sondern auch wegen seiner tiefdurchdachten und weisen Rathschläge in den Reichsversammlungen, fürchtete ihn Christian so sehr, daß er 1510 ihn mit sechs andern vornehmen Schweden als Geißel gefangen nach Kopenhagen bringen ließ. Eine Reihe von traurigen Monaten verlebte der Gefangene auf dem Schlosse eines dänischen Edelmanns, der sich seiner angenommen und 6000 Rthlr. Bürgschaft für ihn gestellt hatte. Mehrmals hielt ihn Gefühl und Recht-

lichkeit zurück, die Gelegenheit zur Flucht zu benutzen. Als aber Christian im Begriff war, die Schweden wirklich unter seine strenge Herrschaft zu bringen, da hielt er sich nicht länger, sondern beschloß, Untreu mit Untreu zu vergelten. In Bauernkleidern entwischte er des Nachts und entging zwei Tage auf abgelegenen Wegen den Forschungen seiner Verfolger. In Flensburg schloß er sich an eine kleine Gesellschaft deutscher Viehhändler an und ließ sich als Viehhüter in ihre Dienste nehmen. Mit diesen kam er nach Lübeck (im Sept. 1519); diese mächtigste unter den deutschen Hansestädten, von Christian vielfach beleidigt, nahm Gustaven gleich in Schutz und versprach ihm für sein Vaterland Unterstützung mit Geld und Soldaten. Hierauf schiffte er sich ein und landete glücklich in Schweden im Mai 1520 an. Er entdeckte sich zuerst dem schwedischen Befehlshaber von Kalmar; dieser aber, dänisch gesinnt, stieß ihn kalt zurück, und Gustav mußte in Bauerntracht schnell weiter fliehen. Er wandte sich nach Südermannland zu seinen Verwandten, fand aber auch dort keine Theilnahme. Da floh er in die äußerste Grenze Schwedens, in die bekannten Thäler an den norwegischen Gebirgen, die von den Dalekarliern bewohnt werden, einem kräftigen und freiheitliebenden Volke. Mit Mühe den Verfolgungen der dänischen Späher und den Verräthereien falscher Freunde entronnen, fand er endlich Aufnahme bei einem redlichen Pfarrer im Dorfe Isala, der ihn acht Tage in seiner Kirche verschlossen hielt, und dann bei einem rechtschaffenen Bauer unterbrachte. Allein auch hier kamen die dänischen Späher auf seine Spur, und Gustav mußte weiter fliehen. Nachdem die Gemüther der Dalekarlier durch eine lebhafte Schilderung der Grausamkeit Christians vorbereitet worden waren, benutzte Gustav das Weihnachtsfest, zu welchem sich sämmtliche Bauern versammelt hatten, sie für die Sache des Vaterlandes zu gewinnen. Von einem Hügel herab hielt er eine feurige Rede an sie; sein einnehmendes Aeußere, seine unglücklichen Schicksale, der Abscheu gegen den tyrannischen Christian, der eben seine Regierung mit den schrecklichsten Greuelthaten in Stockholm begonnen hatte, erhöhte die Wirkung seiner siegenden Beredtsamkeit. Die Dalekarlier, zur Rache fortgerissen, griffen zu den Waffen, tödteten den ersten Bergvogt und plünderten sein Schloß. In wenig Tagen hatte Gustav schon gegen 3000 Mann zusammen. Im Mai 152[illegible] erklärte er dem dänischen Könige förmlich den Krieg, eroberte Westerås durch List und sammelte eine Menge schwedischer Truppen unter seine Fahnen, die von des Königs Heer zu ihm übergingen. Bald ward Upsala erobert; von da gings auf die Hauptstadt los, deren Uebergabe er durch den Beistand der Lübecker erzwang (21. Juni 1523). Früher schon im Aug. 1591 von einem Reichstage in Wadstena zum Großvorsteher und Oberhauptmann des Königsreichs ernannt, ward Gustav nun auf dem Reichstage zu Strengnäs zum Könige ausgerufen. Durch die Schwierigkeiten, die mit der Organisirung eines so gestaltlichen Reichs verbunden seyn mußten, zurückgeschreckt, schien er anfangs die Königswürde ablehnen und in den Privatstand zurückkehren zu wollen, allein von den dringenden Bitten der Stände (die der päpstl. Nuntius hierzu eifrig ermahnte) überwältigt, widerstand er nicht länger und schwur, nach den schwedischen Gesetzen regieren zu wollen. Schon 1524 ward die kalmarische Union durch den Frieden zu Malmö aufgelöst, und Schweden als ein selbständiges Reich von Dänemark anerkannt. Das Nächste,

worauf der König sein besonderes Augenmerk richtete, war die Vermehrung der Kroneinkünfte, da ein so armes Land wie Schweden damals obendrein noch ohne Handel, Manufakturen und Künste, und mit vielen uns ganz gemeinen Lebensbequemlichkeiten noch unbekannt, nicht die Hälfte der jährlich nothwendigen Staatsausgaben einbringen konnte. Hierzu zeigte sich aber kein anderer Weg, als die Vertreibung der katholischen Geistlichkeit aus ihren reichen und wohlangebauten Besitzungen, und als Mittel hierfür die Einführung der Lehre Luther's, welche er bereits in Lübeck kennen gelernt und lieb gewonnen hatte. So wenig aber sonst Gustav zur Erreichung seiner Zwecke eine Gewaltthat zu scheuen pflegte; so benahm er sich doch hier mit größter Klugheit und Umsicht. In den ersten Jahren seiner Regierung wagte er es nicht, sich öffentlich für die lutherische Lehre zu erklären, sondern begnügte sich damit, die Verkündiger und Beförderer derselben in seinem Lande zu begünstigen und gegen die Bischöfe zu schützen. Diese waren vorzüglich sein Kanzler Lorenz Anderson, und zwei Brüder Olaus und Lorenz Peterson, welche zu Wittenberg Luther's Schüler geworden waren, und von denen der Erstere als Prediger zu Stockholm und der Letztere als Professor zu Upsala wirkte. Zwar geschah es schon im Interesse des Protestantismus, daß Gustav die Dominicaner aus seinem Reiche verbannte; doch sprach er in seinen Briefen an Papst Hadrian VI. noch immer von seiner Anhänglichkeit an die katholische Religion, und versprach ihm, keine Ketzerei in Schweden aufkommen zu lassen. Ein Religionsgespräch, welches 1524 zu Upsala in Gustavs Gegenwart zwischen Olaus, Peterson und dem Lehrer der Theologie, Peter Galle, statt fand, gab ihm die Veranlassung, rascher gegen den Clerus zu verfahren. Von den zu Stockholm 1525 versammelten Ständen ließ er sich schon den größten Theil des Kirchenzehnten bewilligen. Zugleich suchte er die Ehrfurcht des Volkes vor der bischöflichen Würde zu zerstören. In dieser Absicht ließ er zwei der vornehmsten Prälaten des Reiches, die er früher schon abgesetzt hatte, den Erzbischof von Upsala und den Bischof von Westrås, unter dem Vorwande, daß sie die Urheber der abgeneigten Stimmung seyen, die in den Thälern wider den König herrsche, zum Tode verurtheilen, dann bei ihrer Einführung in die Hauptstadt mit allen erdenklichen Beschimpfungen überhäufen, und die Leichname der Hingerichteten auf's Rad flechten. Der Reichstag zu Westrås 1527 entschied endlich den Sieg des Protestantismus. Hier machte nämlich der König abermals in vollem Ernste den Entschluß kund, die Regierung niederzulegen, wenn sie nicht in seine Reformationsplane willigten. Da bewog die Furcht vor der einbrechenden Anarchie die Stände, in alle seine Forderungen einzustimmen. Dem gemäß wurden die Besitzungen der Bischöfe, Domkirchen und Klöster zu den Einkünften der Krone geschlagen; auch wurde er ermächtiget, die Schenkungen seiner Vorfahren seit 1453 zurückzufordern; dem Clerus sollte nur so viel bleiben, als zum nothdürftigen Unterhalt ausreichte. Die schwedische Kirche wurde ganz von der Willkür des Königs abhängig gemacht, sodaß es ihm möglich wurde, dem fernern Beschluß des Reichstages, daß alle Einwohner Schwedens „das reine Wort Gottes" werthschätzen sollten, den gehörigen Nachdruck zu geben. Gustav selbst bekannte sich nun öffentlich zur lutherischen Lehre, hob sogleich dreißig Klöster auf und ließ sich von den Kirchen Monstranzen, Kelche, Rauchfässer und was sie sonst an edlem Metall

besaßen, ausliefern; sogar ihre Glocken mußten sie einschmelzen. Die Reformation machte schnelle Fortschritte; denn sie bestand vor der Hand meistens nur darin, daß die Geistlichen heiratheten und den Gottesdienst in der Landessprache hielten, Diejenigen aber, welche ihrem Glauben treu bleiben wollten, ihrer Pfründen entsetzt und vertrieben wurden. Doch erregten die Aenderungen im Gottesdienste, die Plünderung der Kirchen, die Einschmelzung der Glocken unter dem Volke große Unzufriedenheit; und besonders wurden die Dalekarlen, durch deren Beistand Gustav die Dänen besiegt hatte, so erbittert, daß ein gefährlicher Aufstand unter ihnen auszubrechen drohte, den aber Gustav durch Kraft und Klugheit unterdrückte. Die Versammlungen der schwedischen Geistlichkeit zu Oerebro 1529 und 1537 vollendeten die Einführung des Protestantismus und schafften den letzten Rest katholischer Gebräuche ab. Der König erhob Lorenz Peterson 1531 zum Erzbischofe von Upsala; und fühlend, daß ein verheiratheter Erzbischof nie zu dem Ansehen emporsteigen werde, welches die schwedischen Prälaten sonst genossen hatten, gab er ihm sogleich eine vornehme Dame zur Gemahlin. An den schwedischen Reichsversammlungen durften jetzt auch Deputirte des Bürger- und Bauernstandes Theil nehmen. Auf einem Reichstage zu Westrås ward den 13. Jan. 1544 von allen Ständen eine schon früher von dem Reichstage und dem Adel gemachte Verordnung bekräftiget, vermöge deren Schweden aufhören sollte, ein Wahlreich zu seyn, und die Krone in Gustav Wasa's Mannsstamm erblich erklärt wurde. Von so vieler Zuneigung des Volkes zu seinem Könige dieß auch zeigt, so hatte Gustav doch seine Regierung hindurch mit Mühseligkeiten, Aufständen und Verschwörungen zu kämpfen. Selbst Olaus Peterson griff ihn öffentlich in seinen Predigten an, und nahm nebst Anderson (1556) an einer Verschwörung wider sein Leben Theil: Beide wurden deßhalb zum Tode verurtheilt, doch vom Könige gegen eine Geldsumme begnadigt. Ungeachtet dieser Schwierigkeiten zwang Gustav doch die Hanse, ihren großen Freiheiten zu entsagen, gab den Schweden Handel, Schifffahrt, einige Künste, gute Gesetze, machte den Anfang zu einem stehenden Heere, und verschaffte dem schwedischen Namen zuerst auch im Auslande Ehre und Vortheile. Zuletzt beging er aber den Fehler, daß er seinen drei Söhnen zweiter Ehe, Johann, Magnus und Karl, ganze Fürstenthümer einräumte (dem ersten Finnland, dem zweiten Ostgothland und dem dritten Südermannland, Nerike und Wärmeland), die sie unter der Oberhoheit ihres ältesten Bruders besitzen sollten, wodurch der Grund zu verderblichen Verwirrungen gelegt ward. Nach einer 37jährigen ruhmvollen Regierung starb er 1560 im 70. Jahre seines Lebens. S. Archenholz's „Geschichte Gustav Wasa's". Kotzebue hat ihn zum Helden eines dramatischen Gedichts erwählt.

Gustav II. Adolf, einer der vorzüglichsten Regenten Schwedens, Sohn Karl's IV., Enkel Gustav Wasa's, geboren zu Stockholm 1594. Als sein Vater 1611 starb, hinterließ er den Prinzen unter der Vormundschaft der Königin, des Herzogs Johann von Ostgothland und sechs der ersten Reichsräthe. Die Erziehung, welche er empfangen hatte, war sorgfältig und hatte das Talent des ungewöhnlichen Knaben trefflich aufgeweckt sodaß er schon bei Lebzeiten seines Vaters als heranwachsender Jüngling im Kriegsdienst und in der Staatsverwaltung sich herrlich auszeichnete. Daraus trugen die Reichsstände um so viel weniger Be-

denken, bei dem Ableben des Königs ihn selbst gegen das Gesetz, vor dem zurückgelegten 24. Jahre für großjährig und zum Nachfolger in der Regierung zu erklären. Schweden war damals in einer bedenklichen Lage, von Feinden auf allen Seiten bedroht. Der junge König beurtheilte mit richtigem Blick das Schwierige der zu lösenden Aufgabe, und obwohl er seiner Kraft sich bewußt war, so suchte er sich aus den tüchtigsten Männern des Reiches einen Rathgeber, dessen umfassender Geist in seine kräftigen Plane einzugreifen im Stande war. Ax. Orenstierna, einer der Reichsräthe, wurde von ihm zu diesem hohen Posten gewürdigt, und rechtfertigte vollkommen die Erwartungen seines Fürsten. Anfangs suchte Gustav Adolf seinen Feinden mit Gewalt zu begegnen, bald aber überzeugte er sich, daß seine Macht ihrer vereinten Kraft nicht gewachsen sey, und schloß am 28. Jan. 1613 mit Dänemark den Frieden zu Siöröd. Nachdem er sich auf diese Weise eines Hauptgegners entledigt hatte, setzte er den Krieg mit Rußland glücklich fort, in dem er sich zu dem großen Krieger bildete, als welchen ihn die Welt bewundert. Dagegen mißlang der Plan, seinem Bruder Karl Philipp, den die Russen schon zum Czaar erwählt hatten, die russische Krone zu verschaffen, und Gustav mußte mit dem neuen Czaar Michael 1617 zu Stolbówa Frieden schließen, wo Rußland den Ansprüchen auf Esth- und Liefland entsagte. So war denn Polen nur allein noch feindlich, und der Krieg mit dieser Macht begann, nachdem sich Gustav durch die Heirath mit Marie Eleonore, Tochter des Kurfürsten von Brandenburg, eine Allianz gesichert hatte, 1621. In diesem Kriege entfaltete Gustav großes Feldherrntalent, er gab neue Kriegsartikel und ein neues Reglement, theilte die Reiterei in Schwadronen, verbesserte die Manoeuvrirfähigkeit der Infanterie, die Waffen, besonders die Artillerie, und führte die strengste Subordination ein. Er landete mit 24 000 Mann an der liefländischen Küste, belagerte und nahm Riga und die andern festen Plätze Liefflands und nöthigte den König Sigismund zu einem Waffenstillstand. 1625 lief dieser ab, Gustav fiel in Kurland und Lithauen ein, schlug 1626 die Polen bei Wallhoff, erschien 1627, von dem Kurfürsten von Brandenburg und Bethlen Gabor unterstützt, auf der Rhede von Danzig und belagerte Dirschau, wo er verwundet ward. Schon wollte König Sigismund Frieden schließen, als sein Schwager, der Kaiser, ihm 7000 M. zur Unterstützung sendete und der glückliche Erfolg der kaiserl. Waffen in Nord-Deutschland, wo Wallenstein bis vor Stralsund drang, den Polen wieder Muth gab. Dennoch wurden die Polen bei Stum geschlagen und schlossen einen Waffenstillstand von 6 Jahren. Die Schweden behielten alle Eroberungen. Nun konnte er auch, was er längst beabsichtigt hatte, nach Deutschland dringen und den Grund zu Schwedens Einfluß auf die Politik des südwestlichen europäischen Staatensystems legen. Nachdem er den Reichsständen in einer kraftvollen Rede seinen Entschluß vorgetragen, mit Thränen in den Augen ihnen seine Tochter Christina, in dem Vorgefühl, daß er sein Vaterland nicht wiedersehen würde, als Kronerbin vorgestellt, und die Regierung, mit Ausschließung seiner übrigens zärtlich von ihm geliebten Gemahlin, einem Ausschusse von regierenden Reichsräthen anvertraut hatte, brach er 1630 nach Deutschland auf und landete mit 13.000 Mann an der Küste von Pommern. In dem Manifeste, das er nach seiner Landung bekannt machte, gab er als Ursachen seines Einrückens in Deutschland an: man habe seine Briefe

an den siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor aufgefangen und erbrochen, den Frieden in Polen verhindert, der polnischen Nation Hülfstruppen geschickt und seine Gesandten von den lübeckischen Verhandlungen weggewiesen; von der protestantischen Religion (bei dem schwedischen Heere befanden sich viele Katholiken), von dem Restitutionsedicte, von den vertriebenen Herzogen von Mecklenburg, von der gekränkten deutschen Freiheit war in derselben keine Rede. Welche Schwierigkeiten ihm zum Theil selbst Fürsten entgegensetzten, für deren Sache er gekommen war; wie seine Klugheit, sein Edelmuth und seine Ausdauer über Wankelmuth, Mißtrauen und Schwäche siegten, welche Heldenthaten er an der Spitze seines Heeres verrichtete, und wie er als ein unbesiegter und unbefleckter Feldherr in der Schlacht bei Lützen, am 6. Nov. 1632, unfern von dem bekannten großen Stein an der Lanostraße fiel, s. im Art. Dreißigjähriger Krieg. Die nähern Umstände seines Todes wurden lange auf sehr verschiedene und widersprechende Art erzählt. Indeß weiß man jetzt aus dem bekanntgemachten Briefe eines schwedischen Officiers, der an seiner Seite verwundet wurde, daß er, durch östreichische Kugeln getroffen, gefallen ist. Den Leichnam führte der edle Bernhard von Weimar nach Weißenfels, um ihn dort der Königin zu überliefern. Das Herz ward hier beigesetzt und blieb in dem Lande, für das er geblutet. Das blutige Koller, welches der König in der Schlacht getragen, ward dem Kaiser Ferdinand nach Wien gebracht. Er soll bei dessen Anblick Thränen vergossen haben, wodurch er den gefallenen Gegner und sich selbst ehrte. Ferdinands Seele war groß genug, um auch im Feinde die Heldentugend zu bewundern. Im 38. Jahre seines Lebens, mitten auf seiner Siegesbahn, wurde Gustav abgerufen. Sein hochstrebender Geist möchte vielleicht die Verfassung Deutschlands und den Gang unserer Entwickelung umgewendet haben. Schon hatte er den Gedanken gefaßt, sich zum römischen Könige ernennen zu lassen, und sein Blick, dessen Weite Niemand erforscht hat, mochte auch schon andere Länder Europa's erfassen. Er verwunderte sich oft, daß sein Zeitalter keine solche Feldherren, als das Alterthum, aufzuweisen habe; und wenn man ihm antwortete, die veränderte Art der Waffen und des Krieges und die starken Festungen seyen Schuld daran, so erwiederte er: „Der Unterschied befinde sich nicht in den Waffen, sondern in den Gemüthern; wenn man das Herz Alexanders, den Muth Hannibals und den Unternehmungsgeist Cäsars wieder fände, so würde man auch die Thaten Alexanders, die Siege Hannibals und die Erfolge Cäsars erneuert sehen". — Ein Genosse seiner Zeit, der Graf Gualdo, ein Venetianer und Katholik, der sich verschiedene Jahre sowohl bei den kaiserlichen als schwedischen Heeren aufgehalten, schildert den König auf folgende Weise: „Gustav war groß gebaut, stark, von königlichem Ansehen, welches die Herzen mit Ehrerbietung, Bewunderung, Liebe und Furcht erfüllte. Sein Haar und Bart waren blond, das Auge groß, aber nicht in die Ferne sehend. Von seiner ersten Jugend an hatte der Krieg für ihn großen Reiz und Ehre und Ruhm waren seine Leidenschaft. Auf seiner Zunge wohnte Beredtsamkeit; Anmuth und Leutseligkeit waren in seiner Unterhaltung. Es ist kein Feldherr, dem man mit solcher Neigung und Ergebenheit gedient, als ihm. Er war freundlich, lobte gerne, und tapfere Handlungen blieben unauslöschlich in seinem Gedächtniß." Vgl. „Die Schlacht bei Breitenfeld und die Schlacht bei Lützen"

von K. Cortés (Leipz. u. Altenb. 1814) und Ludw. v. Rango (k. preuß. Capit.) „Gustav Adolf d. Große, König v. Schweden" (Leipz. 1824). 1832 ward in Lützen der Jahrestag der Schlacht gefeiert.

Gustav III., König von Schweden, geb. 1746, der älteste Sohn Adolf Friedrichs und Ulrike Luisens, einer Schwester Friedrichs II. Sein erster Lehrer, Graf Tessin, sowie sein Nachfolger, Graf Scheffer, suchten ihm von seiner frühesten Jugend an Hochachtung gegen Schwedens Grundgesetze, welche die Beschränkung der königlichen Macht zum Zwecke hatten, einzuflößen. Doch trotz der Lehren seiner Erzieher keimten im feurigen Gemüthe des jungen Fürsten eine unbändige Ehr- und Herrschbegierde, und schon frühe erwachte in ihm das Gefühl der Kraft, die engen Schranken der Dienstbarkeit zu sprengen und die Umkreise königl. Herrschaft zu erweitern. Jedoch schlau wußte er seine geheime Bestrebung in die innersten Gefühle seines Herzens zu verbergen durch bezaubernde Freundlichkeit und Leutseligkeit gegen das Volk, durch fleißiges Betreiben der Wissenschaften und schönen Künste, durch ritterliche Uebungen, durch Theilnahme an allen feinern Vergnügungen des gesellschaftlichen Lebens. Es bekämpften sich damals in Schweden fortdauernd 2 Parteien, die Hüte und die Mützen, unter einander; darin aber vereinigten sie sich, daß sie die königl. Macht immer mehr zu beschränken suchten. Gustavs Vater, Adolf Friedrich, ein verständiger und wohlwollender Fürst, vermochte ihnen keinen Widerstand zu leisten; seine Charakterschwäche und Unentschlossenheit gaben diesen Feinden der königl. Macht nur immer größern Spielraum. Desto thätiger arbeitete nun sein kühnerer und kraftvoller Sohn im Verborgener, das sichere Gebäude der königl. Alleinherrschaft und Selbständigkeit zu erbauen. Kurz vor dem Tode seines Vaters war er nach Frankreich gereist, um sich von dort eine Unterstützung für sein Unternehmen zu holen, welche er durch die Auszahlung einer seit dem siebenjährigen Kriege noch rückständigen Geldforderung und durch Vergennes Annahme zum franz. Gesandten am schwedischen Hofe erhielt. Nachdem er nach dem Tode seines Vaters am 19. Febr. 1772 die Regierung angetreten, und am 29. Mai 1772 in Stockholm die Krönung vorgegangen, that er mit bewunderungswürdiger Klugheit und Umsicht die letzten Schritte, zu seinem Ziele zu gelangen. Er begann damit, daß er sich mit mehren Offizieren, und unter diesen vorzüglich mit dem Obristen Sprengporten, näher verband und ihnen sein Vorhaben anvertraute. Diese übten nun ihre Künste nicht allein in der Hauptstadt, sondern auch in den Provinzen. So waren die Brüder des Königs, Karl und Friedrich, unter andern Vorwänden in Schonen und Ostgothland, Sprengporten war in Finnland, Hellichius, ein ebenso großer Freund des Königs als kühner Thaten, war in der Festung Christianstadt. Hier sollte auch Hellichius das ganze Drama beginnen, an einem bestimmten Tage ein Manifest ergehen lassen, und darin die bisherige Verwirrung und deren Urheber anklagen. Ein Offizier, scheinbar entflohen, sollte dann zum Prinzen Karl kommen und durch eine Aufforderung, den entstandenen Aufruhr zu stillen, diesem eine Gelegenheit geben, die Truppen zusammenziehen zu können. Einzelne Vorkehrungen der königl. Partei schienen einige Ahnungen der vorhandenen und im Stillen bewirkten Unternehmungen den Aristokraten zu verrathen; aber der König nahm durch seine Sorglosigkeit ihnen allen Verdacht. Am 12. Aug 1772 eröffnete der Hauptmann Hellichius sein Spiel, der Prinz Karl folgte in seiner Rolle

und sammelte Soldaten. Es erfolgte eine scheinbare Belagerung und Vertheidigung, wobei natürlich keinem Menschen was zu Leide gethan wurde. Als die Nachrichten von diesem ersten Auftritte nach Stockholm gekommen waren, täuschte Gustav seine Gegner durch seine Gleichgültigkeit und Unbefangenheit so sehr, daß sie allen Verdacht, den sie nun allerdings gegen ihn zu hegen anfingen, aufgaben. Der König bedurfte einer Verstellung umsomehr, da seine ausübende Gewalt in der bisherigen Form so beschränkt war, daß er nicht einmal ein Garderegiment völlig nach seinem Willen befehligen konnte. Er hatte sich indessen schon bemüht um die Gunst und Anhänglichkeit der Bürgerreiterei, und zog mit ihr bei ihren Streifwachen durch die Straßen; andere Vertraute ließen sich mit der Garde und dem Artillerieregiment in Unterhandlungen ein. Da nun aber der Reichsrath dem Prinzen Karl befahl, seine von ihm versammelten Truppen einem andern vom Reichsrathe Gesendeten zu übergeben, andere Truppen auch nach der Hauptstadt beorderte, da glaubte der König, nun keinen Augenblick mehr zaudern zu dürfen. Der 29. August sollte der entscheidende Tag seyn, der über Freiheit oder Sklaverei, über Leben oder Tod, über Ehre oder Schimpf für ihn entscheiden mußte. Die Wichtigkeit des folgenden Tages und den Drang seiner bewegten Empfindungen wußte der König den Abend vorher noch unter Spiel und Fröhlichkeit zu verstecken; ja er wohnte sogar noch einer Oper ganz heiter bei; aber an dem Morgen, als Gustav aus seinem Schlosse trat, sah sein Auge feucht, und in dem mit Schwermuth überzogenen Angesichte drückte sich die Bewegung seines Innern aus. Nachdem er dem Reichsrathe beigewohnt, eilte er nach dem Zeughause zu der bereit stehenden Wache, umgeben von den ihm ergebenen Offizieren. Mit ihnen begab sich der König nach dem Schlosse, wo indessen sowohl die ausziehende als abziehende Wache versammelt unterm Gewehr war. Er berief darauf die sämmtlichen Offiziere in die Wachstube und redete zu ihnen mit der Begeisterung, die eine solche Lage einem bewegten Geiste einflößen muß, von seinem Vorhaben, sein Vaterland aus den von fremdem Golde geschmiedeten Ketten zu befreien, und in vollem Abscheu gegen die Willkür, des Reiches Freiheiten gegen übermüthige Aristokraten zu vertheidigen. Alle schwuren ihm Treue, bis auf drei, denen er sogleich die Degen abfordern ließ. Mit einem weißen Tuche um den Arm, woran sich damals alle Anhänger des Königs, jetzt alle schwedischen Offiziere erkannten, verließ er die Wachstube und trat unter die versammelten Soldaten. Der königl. Rede und Aufforderung erfolgte ein allgemeiner Beifallruf; das Volk, auf die absichtlich verbreitete falsche Nachricht, der König sey gefangen, herbeigeströmt, hallte das freudige Jauchzen nach. Indessen sah der Reichsrath, von 30 Grenadieren, mit aufgepflanzten Bayonnetten vor der Thüre des Saales, zurückgedrängt, in seinem Versammlungszimmer, der fernen geräuschvollen Bewegung lauschend, sich zum ersten Male genöthigt, einem königl. Befehle zu gehorchen. Das Volk legte Gustaven freiwillig und auf den Knien das Gelübde des Gehorsams ab, so wie der Magistrat auf dem Rathhause und die Admiralität auf dem Schiffsholm, einer wichtigen nur durch eine Zugbrücke mit der Stadt verbundenen Insel. So ohne alles Blutvergießen lief diese wichtige Veränderung ab durch Gustav's Sorgfalt und Umsicht. Am 21. August berief er die Stände zusammen. Den Versammlungsort ließ er mit bewaffneten Soldaten und scharfgeladenen Kanonen umschließen und

machte dadurch jeden Widerstand gefährlich. So konnte er ohne Furcht vor Widerspruch seine Rede voll zürnender Heftigkeit gegen die bisherige Verfassung und Verwaltung des Reiches halten und ihnen die Constitution vom Jahr 1680 vorlegen. Der König theilte nach derselben die höchste Gewalt mit den Ständen, dem Adel, der Geistlichkeit, dem Bürger- und Bauernstande, in deren Hände er die gesetzgebende Gewalt und das Zustimmungsrecht zu einem Angriffskriege niederlegte, sich aber die vollziehende Gewalt in einem größern Umfange vorbehielt. Er ließ diese Constitution von den Reichsständen beschwören, und die Brüder des Königs nahmen in den Provinzen den Eid der Treue ab. Seit dieser Zeit gewann Schweden von Neuem durch eine beglückende Ruhe, Wohlstand und Kraft, und obgleich der König sich den Haß des Adels zuzog, so wurde doch die neue Verfassung vom Bürger- und Bauernstande mit Enthusiasmus angenommen. Um sein Land genauer kennen zu lernen und den Zustand aller seiner Unterthanen zu verbessern, unternahm Gustav im folgenden Winter die alte bei schwedischen Königen hergebrachte inländische Reise bis hoch an die Grenzen von Norwegen. Jemehr sich Gustav seines wohlthätigen Einflusses auf Schweden bewußt war, desto mehr schmerzte ihn die Abneigung des Adels und die immer sichtbarer werdende Opposition desselben gegen seine Absichten. Im Unmuthe darüber überschritt er die ersten mäßigen Grenzen seiner Gewalt. Dadurch vermehrte er noch die Unzufriedenheit, deren Keime sich auf dem Reichstage von 1779 entwickelten. Doch knüpfte er auf demselben die Geistlichkeit und den Bauernstand fester an den Thron, weil er ein Gegengewicht gegen die Partei des Adels brauchte. 1783 reiste er durch Deutschland nach Italien und von da nach Frankreich, das ihm 1784 für ansehnliche Rückstände von Subsidiengeldern die kleine Insel Barthelemy, eine der Antillen, abtrat, wo Gustav einen Freihafen errichten ließ. Nach seiner Rückkehr fand er eine allgemeine Unzufriedenheit und Schweden in dem traurigsten Zustande. Während seiner Abwesenheit hatte ein Mißwachs große Noth über das Land und Volk verhängt; die Reichsstände verwarfen allgemein fast alle Vorschläge Gustavs und zwangen den König zu mehren Opfern. Dadurch bildete sich bei ihm eine mißvergnügte Stimmung immer stärker aus; auch fing das Volk an, über ihn zu murren. Noch mehr entfernte er die Gemüther von sich durch seine leidenschaftliche Vorliebe für Frankreich, indem er durch die Einführung franz. Sitten und Literatur die Eigenthümlichkeit seines Volkes beleidigte. Jetzt verwickelte ihn auch noch seine unbändige Begierde nach Kriegsruhm in einen Krieg mit Rußland, das damals in einem Kampfe mit der Pforte begriffen war. Vermöge eines alten Vertheidigungsbündnisses Schwedens mit der Pforte gegen Rußland, beschloß er das letztere Reich anzugreifen, von dessen Regentin Katharina er sich sehr beleidigt hielt. Ermuthig durch die Hoffnung der Unterstützung von Seiten Englands und Preußens, erklärte nun Gustav förmlich den Krieg und ließ ein zahlreiches Heer nach Finnland aufbrechen. Als nach dem unentschieden gebliebenen Seetreffen bei der Insel Hugland (18. Juli 1788) Gustav Anstalten treffen wollte, die Festung Friedrichsham anzugreifen, brach plötzlich eine allgemeine Verschwörung unter den adeligen Offizieren des Heeres aus, die diesen Angriff nicht allein für die Armee zu gefährlich, sondern auch den ganzen Krieg für der Constitution zuwider hielten; denn es sey ein Angriffskrieg, der ohne die durch die Gesetze erforderliche Genehmigung

des Volkes begonnen sey. Sie legten die Waffen nieder und erklärten, keinen Schritt weiter zu thun. Ein augenblicklicher Waffenstillstand wird mit Rußland abgeschlossen, während dessen sich Gustav nach Haga begab und Hülfe bei den Dalekarliern suchte. Bald hatte sich ein beträchtliches Heer freiwillig zur Vertheidigung des Vaterlands unter seinen Fahnen versammelt; mit ihm befreite er zuerst Gothenburg von einer Belagerung der Dänen, die sich auf die Vermittlung der Gesandten von England und Preußen zurückzogen. Darauf eilte Gustav mit seinen treuen Dalekarliern nach der Hauptstadt, wohin er auf den 20. Febr. 1789 einen Reichstag ausgeschrieben hatte. Auf diesem Reichstage waren die drei übrigen Stände außer dem Adel mit dem entschiedensten Uebergewichte auf seine Seite getreten und seiner Meinung beigepflichtet, daß man zur Erlangung eines ehrenvollen Friedens den Krieg fortsetzen müsse. 30 der Hauptwortführer des Adels, der diesen Anordnungen widerstrebte, wurden verhaftet. Hierauf erzwang der König von den Ständen eine Vereinigungs- und Sicherheitsacte, wodurch die Rechte der Krone vor aller Beeinträchtigung von Neuem geschützt wurden. Der Reichsrath wurde gänzlich aufgehoben und an seiner Stelle ein höchstes Justiztribunal und ein Vorbereitungsausschuß errichtet, worin dem König 2 Stimmen zukommen, und Adelige und Unadelige zur Hälfte sitzen sollten. Nun setzte Gustav den Krieg gegen Rußland mit den größten Anstrengungen fort, der zunächst ein Seekrieg war. Im Kampfe der Scheerenflotten siegte zwar die Russen unter dem Prinzen v. Nassau im Schwenksunde (24. Aug. 1789), und die große schwedische Flotte mußte sich (14. Mai 1790) nach ihrem Angriff auf die russische unweit Reval zurückziehen; aber Gustav selbst siegte (15. Mai 1790) mit seiner Scheerenflotte über die russische bei Friedrichsham. Ebenso vergütete Gustav den Verlust, welchen der von der russischen Flotte im wyburger Sunde eingeschlossene Herzog von Südermannland bei seinem Durchschlagen durch die feindliche Flotte erlitt, in der mörderischen Schlacht vom 9. und 10. Juli 1790, die er gegen den Prinzen von Nassau mit seiner Scheerenflotte gewann. Da ihn aber England und Preußen nicht gegen Rußland unterstützten, schloß Gustav (14. Aug. 1790) den Frieden zu Werelä, der zwar ihm ein ehrenvolles, aber vortheilloses Ende des Krieges gewährte. Aber obgleich sein durch die vielen Kriege erschöpftes Land der Ruhe bedurfte, so riß ihn doch sein unersättlicher Ehrgeiz wieder zu neuen Kriegsunternehmungen hin. Hierzu bot ihm die Noth des franz. Königs beim Ausbruche der franz. Revolution bald Gelegenheit dar. Er beschloß, Ludwig XVI. wider den Willen seines Volkes zu seinen Rechten zurückzuführen. Um ein Bündniß mit Oestreich, Preußen und Rußland zu Stande zu bringen, reiste er im Frühlinge 1791 nach Spaa und Aachen, wo er mit Katharina, der Kaiserin von Rußland, einen Freundschaftsvertrag schloß. Hierauf hielt er im Januar und Februar 1792 einen Reichstag zu Gefle, auf dem Gustavs schlaue Politik die Versicherung und Deckung der durch den Krieg vermehrten Staatsschuld durch die Stände bewirkte. Allein hier war es auch, wo ein Mordanschlag gegen ihn gefaßt wurde. Mehre der vornehmsten Aristokraten verschworen sich gegen den König und beschlossen die alte aristokratische Verfassung wieder herzustellen. Ein gewisser Jakob von Ankarström, von Rachsucht gegen Gustav getrieben, bot den Verschworenen seine Hand zur Ausführung der blutigen That. Auf dem Maskenball in Stockholm in der Nacht vom 16. auf den 17.

März 1792 sollte der König fallen. Gustav erhielt kurz vor dem Anfange des Balles noch eine Warnung; allein ihn trieb sein böses Schicksal, und er ging dennoch auf die Redoute. Sobald er in den Saal trat, umringten ihn ein Gewühl von Masken, und indem eine derselben ihm zurief: „Gute Nacht, Maske!“ erhielt der König einen tödtlichen Pistolenschuß von Ankarström durch den Rücken. Nachdem er noch mit ungeschwächter Geisteskraft die nöthigsten Verfügungen gemacht (s. Armfelt) und seinen Sohn Gustav IV. zum Thronfolger bestimmt hatte, verschied er am 29. März 1792 mitten im Entwurfe riesenhafter Plane.

Gut ist überhaupt Das, was durch den Begriff gefällt. Dadurch unterscheidet es sich von dem Angenehmen, dem Wohl, was den Sinnen in der Empfindung, und von dem Schönen, was durch seine Form gefällt; oder was nach einem Vernunftprincip Gegenstand des Begehrungsvermögens seyn kann. Das Gute ist 1) relativ gut, in Beziehung auf das Wohl unseres Zustandes, nicht auf den Werth unserer Person; oder jedes von der praktischen Vernunft gebilligte Mittel zur Beförderung unseres innern und äußeren Wohls; 2) absolut gut, was in dem Urtheile jedes vernünftigen Wesens als nothwendiger Gegenstand des Begehrungsvermögens erscheint; was nicht sowohl das Wohl unseres Zustandes, als den Werth unserer Person befördert. Dieses absolute Gut ist nur ein einziges, nämlich die Sittlichkeit, oder der gute Wille, d. i. derjenige Wille, der überall zum Gesetz des Handelns für alle vernünftige Wesen dienen kann. Aus dieser Erklärung erhellet, daß Das, was absolut gut seyn soll, durch ein moralisches Princip, d. i. durch ein Gesetz bestimmt werde, welches der Handelnde sich selbst durch seine Vernunft vorstellt, wonach er handeln müsse, welches er auch übertreten kann. Daß es daher die Wirkung eines Gesetzes, nicht aber der Grund sey, aus welchem erst ein Princip der Befolgung, d. i. ein Moralgesetz hervorgehe. Denn wenn Dieses der Fall wäre, so könnte nie Etwas absolut gut seyn, sondern ein jeder Mensch würde sich den Begriff des Guten, sowie es auch gemeiniglich geschieht, nach seinen subjectiven Neigungen und Empfindungen bilden; 3) das absolute höchste Gut ist die Tugend, d. i. der reine Sinn für Alles, was dem allgemeinen praktischen Vernunftgesetze gemäß ist, verbunden mit der höchsten Seligkeit, d. i. der höchsten Freude an unserm Daseyn und seinem Zustande: a) unvollendet, als Gegenstand des Strebens in dieser Welt; Würdigkeit zur Seligkeit; b) vollendet, der volle Genuß der Seligkeit in jener bessern Welt; c) nothwendig, in Gott, als der einzig denkbaren Ursache der Verknüpfung der Sittlichkeit mit der Seligkeit. Das absolute Gute ist auch objectiv gut. Sein Werth besteht in seinem Daseyn für alle vernünftige Wesen. Das relative Gute, einerlei mit dem Nützlichen, ist nur subjectiv gut, insofern seine Existenz nur für Menschen, alle oder einzelne, einen Werth hat, z. B. menschliche, eingeschränkte Vernunft, körperliche Gesundheit ꝛc. — In der Nationalökonomie begreift man unter Gut dasjenige Ding, welches der menschliche Geist als tangliches Mittel zur Beförderung menschlicher Zweck anerkennt. Das Ding, welches der menschliche Geist zu einem Gut erhebt, kann sowohl ein sinnliches (körperliches), als auch ein geistiges (unkörperliches) seyn; daher sinnliche und geistige Güter.

Gutenstein (Gutzenstein), 1) östreich. Marktflecken im klagenfurther Kreise, im illyrischen laibacher Gubernium, am Miesbache;

mit 83 Häusern und 400 Einw., Eisenhammer. 2) (Doora Woda, Jókö), östreich. Marktflecken in der ungarischen neutraer Gespannschaft, im Kreise diesseits der Donau; Schloß Jókö, Branntweinbrennereien, Handel mit irdenen Gefäßen, Eisenhammer.

Güter sind alle Dinge und Mittel zum allgemeinen Wohle und in specieller Bedeutung der Inbegriff alles Eigenthums. — Güterbeschauer, eine verpflichtete Person, welche die Waaren u. s. w. beschaut, besonders um zu erfahren, ob verbotene Artikel darunter sind. — Güterbestätter, eine vereidete Person, welche die mit Fuhrleuten u. s. w. ankommenden Waaren in Empfang nimmt, und dafür sorgt, daß sie richtig wieder befördert werden. — Gütergemeinschaft ist die Verbindung mehrer Personen, welche Vermögen, Gewerbe, Kräfte oder Arbeiten zur Erlangung eines gemeinschaftlichen Zweckes bestimmen. Die eheliche Gütergemeinschaft verschiedener Städte oder Provinzen Deutschlands weicht von einander sehr ab; bald betrifft sie alles Erworbene, bald nur das Zugewonnene, bald setzen Eheleute die Gütergemeinschaft fort, bald durch überlebende Kinder, bald wird solche dadurch gebrochen.

Guthrie (William), als Herausgeber eines universalhistorischen Werkes, sonst aber nicht sehr ehrenvoll als Schriftsteller bekannt, war 1708 zu Brichen in Schottland geb. und anfangs in seiner Heimath Schulmann. Er kam nach London, beschäftigte sich mit Schriftstellerei, und verkaufte seine Feder Jedem, der ihn bezahlte. Das Ministerium bezahlte seine Dienste 1745 mit einer Pension, die er bis zu dem Ende seines Lebens, 1770, bezog. Es fehlte ihm nicht an Talenten und auch nicht an Kenntnissen, allein da er seine Schriften sehr eilig arbeiten mußte, sind sie voll Nachlässigkeiten und Irrthümer. Dennoch konnte er die Bestellungen der Buchhändler kaum genugsam fördern. Sein Name prangt vor einer Menge von Compilationen. Seine Weltgeschichte gab er in Verbindung mit Gray heraus. Man hat von ihm noch eine Geschichte von England, eine Geschichte von Schottland, aber Niemand liest sie mehr. Das einzige Werk, das noch jetzt Verdienste hat, ist die „Grammatik der Geschichte, Geographie und des Commerzes", die aber Einige dem Buchhändler Knox zuschreiben.

Guttenberg, richtiger Gutenberg (Johann oder Henne Gensefleisch, nicht, wie man gewöhnlich annimmt, von dem Stamme der Familie Gensefleisch, welcher von Sorgenloch [Sulgeloch] sich nannte), der Erfinder der Buchdruckerkunst, wurde gegen 1400 in Mainz geboren. Die Familie Gutenberg rechnete sich zu den Patriziern und führte den Namen Gensefleisch sowie Gutenberg (Gudenberg) von 2 Grundstücken d. N. 1424 lebte Guttenberg in Strasburg, wo er 12 J. darauf mit Andreas Dryzehn (Dritzehn) u. A. einen Contract abschloß, durch welchen er sich ihnen für all seine geheimen und wunderbaren Künste verbindlich machte (d. h. sie den Andern zu lehren und zu ihrem gemeinschaftl. Nutzen anzuwenden versprach). Dryzehn's bald erfolgter Tod machte indeß das Unternehmen, welches die Compagnie vorhatte, und das vermuthlich die ersten Anfänge der Buchdruckerkunst mit in sich schloß, scheitern, um so mehr, da Georg Dryzehn, ein Bruder des Verst., mit Guttenberg einen Rechtsstreit anfing, der für Letztern ungünstig ausfiel. Wann und wo die ersten Versuche in der Kunst des Bücherdruckens gemacht worden sind, kann man nicht völlig bestimmt angeben, da Gutenberg selbst unter die von ihm gedruckten Sachen niemals weder seinen

Namen noch die Zeit setzte; so viel ist gewiß, daß er gegen 1438 zuerst bewegliche Typen von Holz anwendete. 1443 wandte er sich von Strasburg, wo er bis dahin gelebt hatte, nach Mainz, und 1450 ging er die Verbindung mit Joh. Faust oder Fust, einem wohlhabenden Goldarbeiter dieser Stadt (der jedoch nicht mit dem bekannten Schwarzkünstler Faust [s. d.], zu verwechseln ist) ein, vermöge welcher Faust das Geld hergab, um eine Druckerei anzulegen, in welcher dann die lat. Bibel zum ersten Male gedruckt wurde. Aber schon nach einigen J. löste sich dieser Verein wieder. Faust hatte starke Vorschüsse gemacht, die Gutenberg nun zurückzahlen sollte, und da er dieß nicht wollte oder konnte, so kam die Sache vor die Gerichte und endete damit, daß Faust die Druckerei behielt, die er dann mit Peter Schöffer von Gernsheim gemeinschaftl. fortsetzte und vervollkommnete. Durch die Unterstützung von einem mainzer Rathsherrn, Konrad Hummer, ward Guttenberg aber von Neuem in den Stand gesetzt, schon im folg. J. wieder eine Presse anzulegen, in welcher wahrscheinlich das Werk: „Hermanni de Saldis speculum sacerdotum“ (in Quart, ohne Datum und Namen des Druckers) gedruckt wurde. Auch sollen hier, wie Einige behaupten, 4 Ausg. des „Donat“ erschienen seyn, die jedoch von Andern der Officin von Faust und Schöffer zugeschrieben werden. 1457 erschienen auch bereits die Psalmen, mit einer typograph. Eleganz gedruckt, welche hinlänglich beweist, wie schnelle Fortschritte die neuerfundene Kunst machte und mit welchem rühmlichen Fleiß sie getrieben wurde. Guttenberg's Druckerei bestand bis 1465 in Mainz. Um diese Zeit wurde er von Adolf von Nassau in den Adelstand erhoben, starb aber bereits d. 24. Febr. 1468. Ueber sein Leben und Wirken und den Hergang der Erfindung und ersten Ausbildung der Buchdruckerei mit beweglichen Lettern herrscht im Ganzen viel Dunkelheit, die jetzt schwerlich aufgeklärt werden dürfte; doch haben mehre Literatoren, wie z. B. Fischer in seinem „Versuch zur Erklärung alter typograph. Merkwürdigkeiten“ (Mainz 1802), Wolf in den „Monumenta typographica“ ꝛc. (Hamburg 1740), Oberlin in den „Beiträgen zur Gesch. Gutenberg's“ (Strasb. 1801), Denis, Lichtenberger, Panzer, Lehne u. A. m. schätzbare Aufschlüsse hierüber gegeben. Es wird ihm in Mainz ein Denkmal errichtet.

Guttenzell, 1) Standesherrschaft im Oberamte Biberach, des würtembergischen Donaukreises; hat 1¼ QM. mit 1950 Einw. 2) Hauptort gl. Nam., Pfarrdorf mit 560 Einw. und einem Schlosse; sonst ein reichsfreies Cistercienserfrauenkloster mit Abtei, zu welcher 2160 Einw. gehörten. Wurde 1803 als Entschädigung dem Grafen von Törring gegeben.

Guttstadt (Gobre Miasto), Stadt an der Alle im ostpreuß. Reg.-Bez. Königsberg, Kreise Heilsberg; hat 328 Häuser mit 2100 Einw. Tuch- und Leinweberei, Handel mit Federn und Garn.

Guy de Chauliac, 1) (Guido de Cauliaco, G. de Cantriaco), gebürtig aus Chauliac, an der Grenze von Auvergne, Leibarzt dreier Päpste; lebte in der Mitte des 14. Jahrh. Er ward der Reformator der Chirurgie seiner Zeit und zugleich der Geschichtschreiber derselben; denn seine „Chirurgia magna“ enthält die meisten Meinungen seiner Vorgänger gesammelt. Sie galt lange als classisches Lehrbuch der Chirurgie und verdiente dieses Ansehen, wurde im J. 1363 zu Avignon vollendet und erschien vielleicht zuerst gedruckt; Bergamo 1498, Fol. (als

ältere Ausgabe wird angeführt: Venedig 1470, Fol.), ferner Venedig 1499, Fol., ebend. 1500, Fol. und öfter, wurde auch commentirt und in neuere Sprachen übersetzt. 2) (Thomas), geb. zu London 1643; verdiente sich durch den Verkauf der oxforder Bibel und durch große Sparsamkeit ein großes Vermögen; starb 1724. Er vermachte 300.000 Pfd. Sterl. zur Errichtung des Hospitals, das seinen Namen trägt.

Guyenne, s. Aquitanien.

Guyon, s. Quietismus.

Guys (Pierre Augustin), geb. zu Marseille 1721, Kaufmann in Konstantinopel, dann in Smyrna, berühmt durch seine Reisen und die darüber herausg. Werke, wurde zum Mitgl. des Instituts und der Gesellschaft der Arkadier in Rom ernannt. Sein erstes Werk, 1744, enthält die Begebenheiten seiner Reise von Konstantinopel nach Sophia (der Hauptst. der Bulgarei) in Briefen. 1748 schilderte er in Briefform seine Reise von Marseille nach Smyrna und von da nach Konstantinopel. Am mehrsten verdankt er seinen literar Ruf seiner „Voyage littéraire de la Grèce", in welchem Werke er mit ebenso viel Scharfsinn und Sachkenntniß den Zustand Neugriechenlands und der Neugriechen mit dem der Altgriechen und ihren staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen vergleicht und auseinandersetzt. Als Dichter machte sich Guys bei Gelegenheit einer Reise nach Neapel durch seine „Jahreszeiten" bekannt, die damals ziemlichen Beifall fanden. Als seine „Voyage de la Grèce" erschien, widmete ihm Voltaire einige sehr schmeichelhafte Verse, und die Griechen, erfreut, in ihm einen Mann zu finden, der nicht, wie dieß gewöhnlich geschieht, in diesem unglücklichen Volke lauter Nichtswürdige sah, übersandten ihm das Diplom eines Bürgers von Athen. Guys starb 79 J. alt, 1799 auf der Insel Zante, eben da er im Begriff stand, zu der dritten Ausgabe seiner Reise durch Griechenland neue Materialien zu sammeln. Ein Sohn von ihm, Pierre Alfonse, war als Secretair bei den franz. Gesandtschaften nach Konstantinopel, nach Wien und nach Lissabon angestellt und erhielt hierauf die Stelle eines Consuls in Sardinien, später in Tripolis in Afrika, und zuletzt in Tripolis in Syrien, woselbst er 1812 starb. Er gab Briefe über die Türkei heraus, in welchen der Verfall dieses Staates recht gut dargestellt ist. Auch war er der Verf. des Lustspiels „La maison de Molière", in 4 Acten, welches Goldoni umgearbeitet hat.

Guyton de Morveau (Louis Bernard), geb. zu Dijon 1737; war früher, von 1755—1781, General-Advokat des Parlaments zu Dijon, faßte aber für Naturwissenschaft, Physik und Chemie, besonders für letztere, eine so große Vorliebe, daß er 1774, als Kanzler der Akademie zu Dijon, von den Ständen von Bourgogne erhielt, daß eine eigne Lehrstelle für Chemie, Mineralogie und Arzneimittellehre daselbst errichtet wurde, wo er 13 Jahre lang Vorlesungen über Chemie hielt. Bald erlangte er den Ruf als einer der ersten Chemiker Frankreichs. In der Folgezeit, nach Aufgebung seiner Stelle, lebte er abwechselnd zu Dijon und zu Paris, war hier 1791 Deputirter der Nationalversammlung, wie auch später des Nationalconvents, wo er u. a. für den Tod Ludwigs XVI. stimmte. 1794 als Commissair der Armee des Nordens ernannt, versuchte er von den Luftbällen für Recognoscirung feindlicher Stellungen Gebrauch zu machen und stieg vor der Schlacht bei Fleurus selbst

in einem solchen in die Höhe. Auch die Errichtung der polytechnischen Schule war großentheils sein Werk; er bekleidete daran 11 Jahre lang eine Lehrstelle. Als Administrator des Münzwesens trug er das Meiste zu Einführung des neuen Münzsystems in Frankreich bei. Als Mitglied des Instituts der Wissenschaften seit seiner Errichtung, 1796, war er einer der thätigsten Arbeiter desselben und hat die „Mémoires“ desselben, sowie die „Annales de chemie“ (deren vornehmster Herausgeber er von 1789—1819 war), das „Journal de physique“ und „De l'école polytechnique“ mit vielen schätzbaren Beiträgen bereichert. Unter diesen nimmt die Angabe der nach ihm benannten Räucherung mit salzsauern Dämpfen, zur Reinigung der Luft, die erste Stelle ein, welche er schon 1773 in Anwendung brachte. Mit Lavoisier und mehren Chemikern vereint, war er 1787 Schöpfer der neuen chemischen Nomenclatur. Nach der Restauration, nachdem er noch vorher den Titel Baron erhalten hatte, verlor er seine sämmtlichen Stellen und starb aus Kummer hierüber 1816. Von seinen vielen Schriften nennen wir hier nur: „Elémens de chemie théorique et pract.“, 3 Bde., Dijon 1776—77, 12., und „Traité des moyens de désinfecter l'air“, Paris 1801, auch 1802 und 1803, wovon eine dreifache Uebersetzung von Pfaff, Kopenhagen 1802, von Martens, mit Anmerk., Weimar 1805 und Leipzig 1808 erschienen ist. Auch ist der 1. Theil des „Dictionnaire de chemie“ der „Encyclop. méthodique“ von ihm.

Guzerate (Guzurate, Guirate), 1) Halbinsel in Ostindien, zwischen Aschmir, Malwah, Khandesch, Aarungabad und dem indischen Meere; 1810 QM. groß, ist im O. gebirgig, im W. eine große Sandwüste mit salzigen Sümpfen, im Innern üppig fruchtbar; 6 Mill. Einw., meist Hindus. 2) Provinz zur britischen Präsidentschaft Bombai gehörig, mit Aschmir 500 QM. groß; 2 258 000 Einw. Handel mit Baumwolle, Kattun, Reis und Getreide. Die Hauptstadt ist Surate.

Gyges, ein Günstling des lydischen Königs Kandaules. Dieser hatte die Schönheit seiner Gemahlin jenen ganz sehen lassen und die Königin, darüber entrüstet, gab dem Gyges die Wahl zwischen dem Tode oder der Ermordung ihres jetzigen Gemahls. Er wählte das letzte, vermählte sich mit der Königin und setzte sich selbst auf den Thron, wurde auch von dem befragten Orakel in dieser Würde bestätiget. Viel wurde auch von dem Ringe des Gyges gefabelt, den er als Hirt in einer unterirdischen Höhle sollte gefunden haben, womit er sich unsichtbar habe machen können, sobald er den Stein desselben einwärts gekehrt hätte. Daher das Sprichwort: „den Ring des Gyges besitzen“, von sehr glücklichen Menschen gebraucht wurde, die Alles, was sie nur wünschen, erlangen. — Oft wird auch Gyges statt Gyas als einer der Centimanen aufgeführt.

Gymnasium hieß bei den Spartanern der öffentliche Ort (das Gebäude), wo die Jugend sich nackt (daher auch der Name, von Gymnos, nackt) im Springen, Laufen, dem Werfen mit der Wurfscheibe und der Lanze, dem Ringen und Faustkampf, oder dem sogenannten Fünfkampf (Pentathlon, quiquertium) übte. Dieses spartanische Institut wurde in den meisten Städten Griechenlands und zu Rom unter den Cäsaren nachgeahmt. Eine solche Erziehungsanstalt blieb aber nicht nur auf die körperliche Uebungen eingeschränkt, sondern dehnte sich auch auf die Uebungen des Geistes aus, indem hier die Philosophen, Rhetoriker

und Lehrer andrer Wissenschaften ihren Unterricht ertheilten. In Athen waren fünf Gymnasien, unter denen die Akademie, das Lyceum und Kynosarges die berühmtesten waren. In dem ersten lehrte Platon, im zweiten Aristoteles, im dritten Antisthenes. Diese Gymnasien waren in den ältesten Zeiten bloß offene, geebnete, mit einer Umfassung eingeschlossene Plätze mit Abtheilungen für die verschiedenen Spiele. Um Schatten zu erhalten, pflanzte man Reihen von Platanen, die nachher in Säulengänge mit verschiedenen Behältnissen verwandelt wurden; endlich wurden die Gymnasien eine Menge an einander hängender Gebäude, die geräumig genug waren, mehre Tausende zu fassen. Von der Einrichtung derselben hat Vitruv in seinem Werke über die Baukunst (5, 11) eine genaue Beschreibung gegeben. Indeß enthielten manche Gymnasien bald mehr bald weniger Theile, alle aber außerdem noch eine Menge andrer Verzierungen. Hier fand man die Statuen und Altäre des Merkur und Herkules, als der Götter, denen die Gymnasien geheiligt waren, oft auch des Theseus, als des Erfinders der Kunst zu ringen; Statuen von Helden und berühmten Männern, Gemälde und Basreliefs, Gegenstände der Religion und Geschichte darstellend. Eine gewöhnliche Verzierung der Gymnasien waren Hermen. So versammelte sich hier Alles, was Jünglinge in den Künsten des Friedens und Krieges unterrichten, erheben und begeistern konnte, und der Staat, Künste und Wissenschaften erhielten sich blühend, so lange die Gymnasien gehörig unterhalten wurden. Der Vorsteher hieß Gymnasiarch; Gymnasten lehrten die Theorie, und Pädotriben standen dem praktischen Unterrichte der gymnast. Uebungen vor, sowie die Xystarchen den Uebungen in den Xysten (Stadien). Bisweilen nennt man ein solches Gymnasium auch Palästra, welche eigentlich nur der Theil war, wo diejenigen, welche sich zu Athleten, d. h. zu Kämpfern in den öffentlichen Spielen, bilden wollten, im Faustkampf geübt wurden. Ignara ist der Meinung, daß zu der Zeit, wo die Philosophen u. A. hier zu lehren anfingen, ein Unterschied zwischen Gymnasium und Palästra gemacht worden sey; diese habe nur den Platz für die körperlichen Uebungen, jenes den Platz für den geistigen Unterricht bezeichnet. In Rom hatte man zur Zeit der Republik keine Gebäude, die sich mit den griech. Gymnasien vergleichen ließen; unter den Cäsaren aber lassen sich die öffentlichen Bäder damit vergleichen, und man kann sagen, daß die Gymnasien in den Thermen untergingen. — Gymnasium nennt man jetzt die Lehranstalt, welche den vorbereitenden Unterricht in den ersten Elementen schon voraussetzt und die schon reifere Jugend durch ihre Ausbildung zu dem Studium der Wissenschaft und zu der Anwendung der Wissenschaft im Leben überführt; es steht über der Elementarschule und der sogenannten lateinischen Schule, die man besser das Progymnasium nennt, und unter der Universität der Akademie. Als Gelehrtenschule hat das Gymnasium eine bestimmte Angabe der Erziehung und Bildung; denn ihm sind die Knaben und Jünglinge anvertraut, welche entweder die Wissenschaft zu der Beschäftigung ihres ganzen Lebens wählen, oder durch wissenschaftliche Vorbildung sich zur Führung öffentlicher Aemter, welche diese Bildung voraussetzen, tüchtig machen wollen. So unterscheidet es sich von den Anstalten, welche zur Ausübung eines bürgerlichen Gewerbes, sey es Handwerk oder Handel oder irgend eine Thätigkeit, die nur Fertigkeit und Kenntniß der Sachen, Stoffe, Hülfsmittel verlangt, vorzubereiten

bestimmt sind. Durch diese besondere Richtung und durch die derselben eigenthümlichen Mittel verschieden, hat es dennoch den Zweck rein-menschlicher Ausbildung mit jeder andern Form der Erziehung gemein; Frömmigkeit, Fleiß, Frohsinn sind auch hier die Tugenden, welche in die jungen Gemüther gepflanzt und in ihnen genährt und erhalten werden müssen. Die Frömmigkeit ist die Verbindung alles geistigen Strebens mit einer höhern Weltordnung, das Gottesbewußtseyn, das sich in christlichem Glauben, Liebe und Hoffnung verklärt und jeder andern Thätigkeit und Auszeichnung die wahre Weihe und die ewige Bestimmung gibt. Der Fleiß wird nun immer weniger der eignen Wahl nach Laune und Willkür überlassen; Gewöhnung an bestimmte, regelmäßige Thätigkeit und strenger Gehorsam gegen jede Vorschrift der Sitte und Arbeit ist Denen am nöthigsten, welche einst Andere führen, belehren, regieren wollen, weil, wer nicht gehorchen gelernt hat, nie befehlen lernt. Der Frohsinn aber kann nur da seyn, wo in einem gesunden Körper ein gesunder Geist wohnt. Rousseau, Basedow, Salzmann, Campe, GutsMuths, und Alle, welche man die philanthropischen Erzieher genennt hat, haben wesentlich dazu beigetragen, daß nicht nur nöthige Bewegung, sondern auch Uebung des Körpers zu Gewandtheit und Kraft gleichfalls zu einem Haupttheil der Gelehrtenerziehung macht. Der Unterricht der Gymnasien hat die wissenschaftliche Ausbildung zum Endzweck, aber ohne einen besondern Stand, des Theologen, des Rechtsgelehrten, des Arztes u. dergl. zu berücksichtigen. Mit Recht und auf gut historischem Grunde bleiben die Sprachen der Griechen und Römer die Grundlage der Gelehrtenbildung; und weil sie nur aus den besten Schriftstellern derselben gründlich erlernt werden können, und diese wiederum die ersten und in Form und Wesen die vorzüglichsten Lehrer aller Wissenschaft und Kunst sind, und alles Lernen sich erst in der Anwendung bewährt, so ist mit dem Lesen derselben das Studium der Sprache an sich, als die erste Logik, und die Regeln der Dichtkunst und der Beredtsamkeit, sowie die historische Erforschung der Fortschritte des Menschengeschlechts in Entwickelung seiner religiösen Ansichten und Meinungen und in Begründung seiner bürgerlichen Einrichtungen, unzertrennlich verbunden. Es ist also nicht bloß Grammatik in todter Form, sondern die Sprache in ihrer blühenden Lebendigkeit und die Alterthumskunde überhaupt, die wir aus den schönen Vorbildern aller Sprachen lernen, welche das Gymnasium lehren soll. Dadurch erleichtert und begründet es auch die genauere und tiefere Kenntniß der Muttersprache, die dem nun an Nachdenken über Sprache und ihre Gesetze und Schönheiten gewöhnten Geiste nicht mehr als eine leichte Gewohnheit, die man ohne Schaden vernachlässigen könnte, sondern als ein Heiligthum erscheint, an welchem man sich viel weniger als an denen der Vorzeit versündigen darf, und die zu eben der Vollkommenheit, zu derselben Anmuth der Form und des Ausdrucks zu bringen, die man in den Meisterwerken des Alterthums bewunderte, ein vorzüglicher Gegenstand des Strebens für Geist und Gemüth, und für die sich geistig fühlende Jugend eine Aufgabe der erwachenden Vaterlandsliebe wird. Die zweite Bildnerin des jugendlichen Geistes neben der Sprache ist die Mathematik, die Wissenschaft, welche in den beiden Formen alles menschlichen Denkens, dem Raum und der Zeit, folgerecht und mit unabänderlicher Bestimmtheit vorschreitet, und durch das Erlernen und die Uebung selbst dem Verstande Festigkeit und

Ruhe und dadurch allem geistigen Schaffen und Wirken Gesetzmäßigkeit gibt, sodaß der in beiden, in Sprachen und in Mathematik, Geübte durch diese ebenso sehr vor leichtsinnigem Schwanken und gedankenlosem Herumirren, als durch die Lebendigkeit jener vor steifem Formwesen und geistiger Erstorbenheit bewahrt werden kann. Das Werk tüchtiger Lehrer ist, durch lebendigen Unterricht und geschickte Leitung beide zur Anwendung zu bringen, die Sprache in Rede und Gedicht und in mündlichem Vortrag, die Mathematik zu der Erdkunde, Naturlehre und den praktischen Ausführungen, welche durch die Grenzen des Schulunterrichts und die Hülfsmittel der Anstalt gestattet werden. Vergl. Drobisch's „Philologie und Mathematik als Gegenstände des Gymnasialunterrichts betrachtet, mit besonderer Beziehung auf Sachsens Gelehrtenschulen" (Leipzig 1832), und Richter's „Lehrbuch der Rhetorik für die obern Classen der Gelehrtenschulen" (Leipzig 1832). Bei dem lebendigen Streben, das vorzüglich Deutschlands Lehrer beseelt, und dem Wetteifer der einzelnen Staaten des in Sprache und Wissenschaft ungetrennten Gesammtvaterlandes ist es nicht möglich, alle Stimmen zu nennen, die für die gemeinschaftliche Sache gesprochen haben. Wir führen aus der großen Menge guter Schriften folgende an: Wiß, „Melanchthon, oder Encyklopädie und Methodologie der Gymnasialstudien, mit der nöthigsten Literatur" (Lemgo 1830); Derselbe, „Die höhere Humanitätsbildung in ihren Hauptstufen" (Minden 1829); Kirchner, „Ueber den Organismus des öffentlichen Unterrichts an Gelehrtenschulen" (Stralsund 1821); Hanhart's „Reden und Abhandlungen pädagogischen Inhalts" (Winterthur 1824); Desselben „Blätter zur Belehrung und Erbauung für Jünglinge edler Erziehung" (Winterthur 1824); Rauchenstein's „Bemerkungen über den Werth der Alterthumsstudien auf Gymnasien und höhern Schulanstalten" (Aarau 1825); Gerlach's „Verhältniß des Sprachunterrichts zu den übrigen Lehrgegenständen" (Basel 1825); Thiersch, „Ueber gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Baiern" (Stuttgart 1826 fg.); Friedemann's „Deutsche Schulreden" (Gießen 1829), und Desselben „Paränesen für studirende Jünglinge auf deutschen Gymnasien und Universitäten" (Braunschweig 1827); Baumgarten-Crusius, „Briefe über Bildung und Kunst in Gelehrtenschulen" (Leipzig 1824); Böhme's „Schule und Zeitgeist, ein Beitrag zur Pädagogik für Gelehrtenschulen" (Neustadt a. d. O. 1824). Einen Schatz von Erfahrungen und Erinnerungen enthalten Hamann's „Kleine Schulschriften" (Königsberg 1814), und die „Consilia scholastica" von F. A. Wolf (Wertheim 1829 und 1830). Die Schulprogramme, die besonders in dem preußischen Staat regelmäßig geschrieben und mit Nachrichten über die einzelnen Schulen ausgestattet werden, und unter den Zeitschriften besonders die in Darmstadt erscheinende „Schulzeitung", und die „Jahrbücher für Philologie und Pädagogik", früher von Jahn allein, seit 1831 in Verbindung mit Seebode herausgegeben, tragen vorzüglich dazu bei, Alles, was Gelehrsamkeit, Unterricht, Erziehung, Einrichtung, Ordnung und Ausstattung der Schulen anbetrifft, in kurzer Zeit zu allgemeiner Kenntniß und die Schulmänner unter einander in innigere Verbindung und zu wetteifernder Theilnahme an der wichtigen Angelegenheit zu bringen. Eine kräftige Vertheidigung der Gymnasien, wie sie seyn sollen und jetzt zum größern Theile schon sind, enthält das Program des Directors Blume zu Potsdam: „Unsere Gymnasien und ihre Tadler" (1830).

Gymnastik (v. gr.), die Kunst, durch regelmäßige Leibesübungen dem Körper Gelenkigkeit, Kraft und Gesundheit zu verschaffen, wie sie in den Gymnasien getrieben wurde. Diese Kunst wird von der Natur gelehrt, und ein jedes Kind, sowie die rohesten Völker, treiben gymnastische Uebungen. Doch können ihr auch Regeln zu Grunde gelegt werden, um diese Uebungen zu erleichtern und zu vervollkommnen, und dann wird sie Gymnastik im eigentlichen Sinne. Gegenstände der Gymnastik sind: a) das Heben, Tragen, Ziehen, b) mit Anstand und Leichtigkeit gehen, c) das Laufen, mit Rücksicht auf Schnelligkeit und Ausdauer, d) das Springen in die Höhe, Weite oder Tiefe, mit oder ohne Springstock, e) das Ringen, um den Gegner zu Boden zu werfen, oder seinen Händen etwas zu entreißen, f) das Werfen in die Höhe, Weite und nach einem Ziele, kunstlos mit Steinen, oder mit der Schleuder, dem Wurfspieß, g) das Klettern an einem glatten Körper, als an einem Seile oder an einer Stange, oder auch auf Bäumen und in felsigen Gegenden, h) die Haltung des Gleichgewichts oder Balanciren, und zwar der eigenen Körpers, z. B. beim Stehen auf einem Beine, beim Stehen oder Gehen auf einem Balken, einem Seile, beim Stelzen- und Schlittschuhlaufen, beim Wippen, i) das Tanzen, k) Schwimmen, l) Reiten, m) Fechten mit dem Rapiere; auch gehört n) die Uebung der einzelnen Sinne und der Sprachorgane zur Gymnastik. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß gymnastische Uebungen die Gesundheit befördern; denn nur Unvorsichtigkeit, Mißbrauch und ein zu schneller Uebergang vom Leichtern zum Schwerern kann Gefahr bringen; im Gegentheil wird Der, welcher gymnastische Uebungen getrieben hat, manchen Gefahren, welche doch einen jeden Menschen betreffen können, leichter entgehen und manche Hindernisse leichter überwinden; denn sie befördern, außer körperlicher Geschicklichkeit und Kraft, auch Geistesgegenwart in hohem Grade. Pflicht des Menschen ist es, seine Körperkräfte und Fähigkeiten so viel wie möglich zu bilden, zumal da ein gesunder kräftiger Körper auch die geistige Thätigkeit erleichtert; auch wird neben Geistesbildung immer noch Zeit zu Leibesübungen verbleiben, wenn nur manche nutzlose Zeitvertreibe unterbleiben und keine Unthätigkeit geduldet wird. — Unter den Alten war die Gymnastik am meisten ausgebildet bei den Griechen, und diese theilten dieselbe in die zum Krieg tüchtig machende (kriegerische Gymnastik), die Gesundheit erhaltende (medicinische Gymnastik) und den Athleten bildende (athletische Gymnastik. Im Mittelalter wurde eine Art Gymnastik bei den Turnieren geübt. In neuerer Zeit, wo eine verschrobene Erziehungsweise die vornehme Stände verweichlicht und einzelne Vornehme fast so weit gebracht hatte, daß sie kaum allein gehen konnten, wurde das Bedürfniß körperlicher Uebungen als Gegenmittel des herrschenden Zeitgeistes von Neuem gefühlt. Gymnastik wurde von Aerzten und Erziehern empfohlen, z. B. von Struve, J. P. Frank, Rousseau, Campe. In den Kreis des Kinderunterrichts zog sie zuerst Basedow in seinem dessauer Philanthropin, ungefähr 1776. Mit Salzmann kam sie nach Schnepfenthal (Herzogthum Gotha) und wurde vorzüglich durch GutsMuths systematischer eingerichtet; später in der Turnkunst (s. d.). Zu London legte Eliah 1823 eine Normalschule für Gymnastik an; nach seiner Methode befinden sich ähnliche Turnanstalten bei den Kriegsschulen zu Chelsea, Greenwich, Sandhurst und Woolwich. In Paris blüht des Obersten Amoros Gymnase normal, militaire et civil.

Gymnosophisten (auch Brachmanen) nannten die Griechen die indischen Philosophen, weil sie, der Sage nach, unbekleidet gingen und in 2 Sekten, Brahmanen (Braminen) und Samanen (Sarmanen, Germanen), getheilt wurden. Von ihren philosophischen Systemen wissen wir nur so viel, daß sie das Wesen der Philosophie in stete Contemplation und in die strengsten ascetischen Uebungen setzten, wodurch sie die Macht der Sinnlichkeit zu bekämpfen und mit der Gottheit sich zu vereinigen suchten. Sie verbrannten sich oft lebendig selbst, um desto eher in einen reinen Zustand überzugehen, wie z. B. Kalanus in Alexanders Gegenwart, und Zarimarus zu Athen, als August sich daselbst befand. Die Unbekanntschaft der Alten mit Indien machte übrigens, daß man viel Wunderbares von ihnen erzählte. Auch die äthiopischen Weisen werden so genannt.

Gynäceum (Gynäkeion, Gynäkonitis). Die Griechen lebten mit ihren Frauen nicht nach der Weise der Neuern in einer freundschaftlichen Vertraulichkeit, sondern in einer gewissen Absonderung, welche aus den frühern Zeiten zurückgeblieben war, wo die Weiber als Sklavinnen und Eigenthum der Männer angesehen wurden. Jene bewohnten daher einen abgesonderten Theil des Hauses, welcher Gynäceum (Frauengemach, Frauenzwinger) hieß und in dem innern entlegensten Raume des Gebäudes, noch hinter dem Hofe, befindlich war. — Gynäkologie, Lehre von den eigenthümlichen gesunden und krankhaften Zuständen des Weibes. S. Dr. Carus's „Lehrbuch der Gynäkologie" (2 Thle., Lpz. 1828.

Gyps (schwefelsaurer Kalk). Dieses Mineral kommt in folgenden Arten vor: 1) Das Marien- oder Frauenglas erscheint krystallisirt in schiefen geschobenen Säulen und in krystallinischen Massen von deutlichem Blättergefüge, ist wasserhell und grau, durchsichtig und weich. Es kommt am häufigsten im Gyps- und Steinsalzgebirge, seltener auf Gängen vor. 2) Der Fasergyps kommt derb, von faserigem Gefüge, von weißlicher und grauer Farbe und durchscheinend auf schmalen Gängen und Lagen im Gypsgebirge vor. 3) Der Schaumgyps besteht aus schuppigen, locker verbundenen Theilen, ist schneeweiß und kommt, sowie auch die Gypserde, mit andern Gypsarten vor. Der körnige Gyps hat ein körniges Gefüge, welches auf der einen Seite ins Dichte und auf der andern ins Schuppige und Blätterige übergeht; schneeweiße, ins Röthliche, Graue, Blaue und Gelbliche sich verlaufende Farbe. Er bildet die Hauptmasse der Gypsgebirge, welche in der Ur- und Uebergangszeit nur selten auftreten, dagegen in der ältern Flötzperiode bedeutende Massen bilden. Sehr häufig kommt das Steinsalz mit ihm vor. Von Resten einer frühern organischen Welt ist er theils ganz frei, theils enthält er nur wenig, als Gerippe von untergegangenen Abänderungen vierfüßiger Thiere, Vögel, Amphibien, ferner Süßwassermuscheln und vegetabilische Reste. Häufig sind in dem Gyps Höhlen (Schlotten, Kalkschlotten) und Erdfälle (Seelöcher). Nach den Untersuchungen von Buchholz besteht der Gyps aus 33 Procent Kalkerde, 43 Procent Schwefelsäure und 24 Procent Krystallisationswasser. Sein Krystallisationswasser verliert der Gyps an der Luft nicht; daher zerfallen die Gypskrystalle an der Luft eben so wenig, wie sie Feuchtigkeit aus der Luft anziehen. Wenn aber der Gyps erhitzt wird, so läßt er sein Krystallisationswasser völlig fahren, ohne zu knistern; und verliert

von seinem Gewichte so viel, als dieses Wasser beträgt. Die Hitze, bei welcher dieß geschieht, braucht nicht groß zu seyn, bei weitem nicht so stark, wie die zum Brennen des Kalks erforderliche. Wenn der Gyps, in mäßige Stücke zerschlagen, gebrannt wird, so wird er durch das Brennen ganz mürbe und leicht zerreiblich; er wird dann gebrannter Gyps genannt und wird als Mörtel gebraucht. — Eine Zersetzung und Trennung der Schwefelsäure vom Kalk erleidet der Gyps in der Hitze nicht. Es ist bloß sein Wasser, was er darin verliert. Nur wenn er mit brennbaren Substanzen, mit Kohle oder vegetabilischen Körpern in der Glühhitze zusammen kommt, so wird er zersetzt, seine Schwefelsäure verliert dann ihr Orygen, und der aus ihr sich ausscheidende Schwefel wird zum Theil verflüchtiget, zum Theil bleibt er mit der Kalkerde verbunden und liefert damit Schwefelkalk oder Schwefelleber. Es ist wahrscheinlich, daß eine ähnliche Zersetzung aber weit langsamer, in geringerer Temperatur vorgeht, wenn er mit andern kohlenstoffhaltigen Körpern zusammenkömmt, und daß daher seine düngende Eigenschaft zum Theil herrühre. — Die Kalkerde ist der Schwefelsäure näher verwandt wie die Alkalien, mithin läßt sich der Gyps durch diese nicht zerlegen. Kohlensaure Alkalien bringen aber eine völlige Zersetzung des Gypses leicht hervor, welches vermöge einer doppelten Wahlanziehung bewerkstelligt wird. Kocht man z. B. gepulverten Gyps in einer Auflösung des kohlensauren Kali, so geht das Kali mit der Schwefelsäure und die Kalkerde mit der Kohlensäure zusammen. Die Kalkerde bleibt dann als kohlensaurer Kalk unaufgelöst als ein weißes Pulver zurück, das schwefelsaure Kali wird aber in der Flüssigkeit aufgelöst. Diese chemischen Eigenschaften des Gypses werden hier bloß in Hinsicht auf die Lehre von der Gypsdüngung bemerkt, welche bisher noch dunkel, obwohl durch die augenscheinlichsten Resultate genug bestätiget war. — Der reine feinkörnige Gyps, der Alabaster, dem Marmor, was die Dauer angeht, nachstehend, auch schwieriger zu poliren, aber leichter zu behauen und zu schneiden, wird zu Statuen, Säulen, Vasen, Dosen, Lustres, Tischplatten, Uhrgehäusen ꝛc., zu innerlichen Verzierungen der Gebäude ꝛc. benutzt. Als Mauerstein ist der Gyps schlecht. Den gebrannten Gyps (Sparkalk) braucht man zu den Stukkaturarbeiten; man bereitet aus ihm den Gypsmarmor, womit man Wände, Säulen u. s. w. überzieht und diese Decke dann schleift; auch werden Böden damit ausgegossen (Estrich), und der daraus bereitete Mörtel (Gypsmörtel) wird zum Mauern an trockenen Stellen benutzt. Der gemahlene, rohe oder gebrannte Gyps wird auch zur Verbesserung des Bodens angewendet. Den Fasergyps benutzt man zur Anfertigung von Halsbändern, Ohrgehängen ꝛc.

Gyromantie (von den griech. Wörtern Gyros, Kreis, und Manteia, Weissagung); die Wahrsagekunst mittelst gewisser Kreise, welche der Wahrsager mit allerlei Feierlichkeiten beschreibt, und, in denen er unter Hersagung von Zaubersprüchen und andern geheimnißvollen Gebräuchen umhergeht, um Unerfahrene desto leichter zu bethören.

H.

H, der achte Buchstabe im deutschen Abc, wird gebraucht: 1) als hörbarer Buchstabe, als starker Hauch am Anfange der Wörter. Weniger hört man diesen Buchstaben in der Mitte der Wörter nach einem Selbstlaut. In der ältern fränkischen Mundart wurde h oft vor Wörtern, die mit l, r und w anfangen, gesetzt, wo es später in ch oder k überging. 2) Als Zeichen der Dehnung eines Grundlautes, besonders am Ende der Wörter. Häufiger steht es in dieser Absicht in der Mitte vieler Wörter vor den Buchstaben l, m, n, r. Es wird weggelassen hinter Doppellauten, deren Dehnung sich von selbst versteht, wie in verlieren ꝛc. In andern Wörtern wird der Selbstlaut verdoppelt. 3) Als Milderungszeichen einiger hartlautenden Buchstaben, als c, wenn es wie ein k lauten soll, des p und t in ch, ph, th, wo es indeß mit diesen Buchstaben vielmehr eigne Laute bezeichnet, für welche wir keine besondern Zeichen hab·n. 4) Als Zeichen ist er: a) im Lateinischen H = 200; b) in der Rubricirung = achtens; 5) als Abkürzung a) in römischen Inschriften, Handschriften und auf Münzen: Honestas, Hic, Haeres, Homo, Habet, Hora, Honos, Hadrianus etc.; b) auf Currentrechnungen: Haben, d. i. Guthaben, so v. w Credit; c) auf dem Revers neuerer Münzen: aa) französischer: Rochelle, bb) ehemaliger östreichischer: Günzburg; d) sonst noch so v. w. Heiliger, Heilige, Herr, sowie h.: heißt. — In der neuern Tonkunst bezeichnet H die 7. Stufe in der diatonischen oder die 12. in der chromatischen Leiter, in der Solmisation b mi genannt, gibt c die große Septime, von e die reine Quinte und von g die große Terz. In der ältern Musik bezeichnet man unser jetziges h mit einem b. — In der Medicin auf Recepten: a) hora (Stunde), b) herba (Kraut).

Haag (sonst auch Gravenhaag), Residenz des Königs der Niederlande, liegt in Holland unter 52° 4′ N. Br. und 4° 18′ O. L. ¼ Meile von der Nordsee, zählt in 6200 Häusern über 44.000 Einw. Die Luft ist hier, wegen der etwas höheren Lage der Stadt, trockner und gesunder, als in manchen andern Städten Hollands. Umgeben von einem Canal auf der einen Seite und einem herrlichen Wald (bekannt unter dem Namen des Haager-Busch, mit einem schönen Lustschloß, l'Orange-Zaal, dem ehemaligen Aufenthalte der Statthalter und Großpensionaire), Wiesen und Landsitzen auf der andern, zeichnet sich die Stadt aus durch schöne Straßen, große, prächtige Wohnungen und Paläste. Unter letztern bemerken wir den Pallast der ehemaligen Staaten von Holland, den des Königs und der andern Glieder der königl. Familie; das Stadthaus, ferner Schutter Dreien, die neue Kirche. Im Schloß ist das Merkwürdigste das schöne, vom Hause Oranien allmälig gesam-

melte Kunst- und Naturalien-Cabinet. Auch versammeln sich hier die Generalstaaten, sowie die höchsten Behörden des Reichs hier ihren Sitz haben. Haag ist außerdem der Sitz des Gouvernements von Süd-Holland, hat eine Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion, Malerakademie, Dichtergesellschaft ꝛc; mehre naturhistorische und Gemäldesammlungen und Bibliotheken. Unter den reizenden Umgebungen dieser Stadt, wozu besonders das obenbemerkte Gehölze gehört, verdient ausgezeichnet zu werden, das eine Stunde von Haag hart am Meere gelegene Fischerdorf Scheveling en, wo der erhabenste Anblick des Meers sich plötzlich öffnet. Haag war ehedem nur ein Jagdschloß der Grafen von Holland, und kommt als solches 1097 in Urkunden vor. 1248 nahm Wilhelm von Holland, zugleich deutscher Kaiser, dort in einem neugebauten Pallast seine Residenz. 1291 verlegte Graf Florenz V. seine Residenz von dem unweit gelegenen Grafensand hieher. 1370 war Haag unter Albrecht von Baiern ein großes Dorf. 1527 war es schon Sitz des höchsten Gerichtshofs von Holland und ward von den Geldrern geplündert. Unter Moritz von Nassau ward es Residenz des Statthalters, der Generalstaaten und der fremden Gesandten. 1609 ward hier mit Spanien 12jähriger Waffenstillstand geschlossen. 1672 ward Haag der Schauplatz der Ermordung des Rathpensionairs de Witt und seines Bruders. Unter Wilhelm III. war Haag der Mittelpunkt der europäischen Diplomatik und wuchs von da zusehends; doch sank es nach der Revolution von 1795 bedeutend, da Ludwig Napoleon die Residenz nach Amsterdam verlegte. 1807 ward Haag Hauptstadt des Departements Maasland, 1810—14 des Departements Maasmündungen. Die Rückkehr des Prinzen von Oranien und seine Ernennung zum König der Niederlande gaben ihm den alten Glanz wieder.

Haan (Friedr. Gottlob), war der zweite Sohn des Schullehrers Haan in Lampertsdorf bei Oschatz, wo er 1771 geboren ward. Eine zahlreiche Familie, und die Geringfügigkeit der Schulstelle erschwerten seinem Vater die Erziehung der drei Söhne sehr; doch wirkte diese Dürftigkeit der elterlichen Verhältnisse, welche erst später durch Versetzung des Vaters nach Mahlis etwas verbessert wurden, sehr vortheilhaft auf das Gemüth ihres mittelsten Sohnes, Friedrich Gottlob, welcher an der Seite seines frommen Vaters ein warmer Freund der Natur ward, und sich bald mit jener stillen Genügsamkeit erfüllt sah, die ihm seine spätern, oft mit Undank gelohnten Anstrengungen und Mühseligkeiten leicht erträglich machte, seinem Herzen aber die religiöse Richtung gaben, welche sich fortwährend in seinem frommen, uneigennützigen Leben beurkundete. Einzig und allein von seinem Vater bis zu seinem 14. Lebensjahre unterrichtet, trat Haan um so mehr einer dunkeln, und, wie es schien, seinem nach wissenschaftlicher Bildung strebenden Geiste durchaus ungünstigen Zukunft entgegen, je größere Opfer die Lehrjahre seines ältern Bruders, welcher in Oschatz die Apothekerkunst erlernte, von dem besorgten Vater forderten. Darum war es eine von dem Verstorbenen stets mit Rührung anerkannte Fügung der göttlichen Vorsehung, daß sich in dem Hause des damaligen Superintendenten v. Brause in Oschatz ein Platz für ihn, freilich nur als Schreiber, fand, in Folge dessen er zu Michaelis 1785 das väterliche Haus verließ. Bald aber ward dem seligen v. Brause der Wunsch des jungen Haan bekannt, die wissenschaftliche Bahn betreten zu können, sah aber auch zugleich in ihm genug

Anlagen verborgen lägen, die bei geringer Ausbildung zu herrlichen Früchten gedeihen müßten, und war daher die vorzüglichste Veranlassung, daß derselbe im Oct. 1786 auf die Schule zu Chemnitz gebracht wurde. v. Brause bewerkstelligte dieß nicht nur, sondern blieb auch ferner sein Gönner und Wohlthäter. In Chemnitz erfuhr der fleißige Jüngling den besondern Schutz des Allmächtigen in den Wohlthaten einiger Bürger, in deren Familien er Unterricht ertheilte. Er bezog hierauf 1792 die Universität Wittenberg, um daselbst Theologie zu studiren. — Haan war wohl sehr arm, allein desto mehr fand er bei jedem wichtigen Schritte seines Lebens Trost in dem Gedanken, daß der Gott der Liebe, der ihn bisher geleitet hatte, ihn auch ferner nicht verlassen werde. Die Universität Wittenberg, damals gerade mit Deutschlands besten Lehrern geziert, bot dem selbst das Nothwendigste entbehrenden Haan dessen ungeachtet drei frohe Jahre, die nie aufgehört haben, ihm höchst angenehme Erinnerungen zuzuführen. Zwar mußte er, nächst den von ihm fleißig besuchten Vorlesungen, die ganze übrige Zeit des Tages zum Ertheilen von Stunden verwenden, und durch Abschreiben von Collegienheften sich etwas zu verdienen suchen; dennoch aber fand sein thätiger Geist noch Zeit genug, um selbst in Wissenschaften sich Kenntnisse zu erwerben, welche nicht zu seinen theologischen Brotstudien gehörten. Namentlich sprach ihn die Mathematik und Physik sehr an, in welchen Wissenschaften seine Liebe zur Natur ebenso sehr als sein zum Forschen geneigter Geist die befriedigendste Nahrung erhielt. Diese Anstrengungen, verbunden mit fortwährenden Nachtarbeiten, hatten einen sehr schädlichen Einfluß auf seinen ohnehin schwachen Körperbau, wurden aber von ihm mit Freudigkeit übernommen, da der Gedanke, einst als Dorfprediger Gutes wirken zu können, seine Lieblingsidee war, und durch den Beifall unterstützt ward, welchen Haan mit seinen herrlichen, kräftigen Predigten einerntete. Doch hatte es Gott anders beschlossen — und seinem Leben einen weitern, aber nicht ruhigern Schauplatz angewiesen. Schon seine schnelle Anstellung als Mädchenlehrer in Torgau war eine kleine Abweichung von dem im Auge habenden Plane. Er trat sein Amt daselbst zu Johannis 1794 an, nachdem er vorher zu Wittenberg das Magisterium erlangt hatte. Zu Michaelis desselben Jahres ließ er sich auch in Dresden pro Candidatura examiniren, und verlebte hierauf in Torgau, nach seiner öftern Aeußerung, sehr glückliche Jahre — glücklich, weil er sich der vollkommensten Liebe seiner Schülerinnen und der allgemeinen Achtung der Eltern zu erfreuen hatte, glücklich, weil es die ersten Jahre einer höchst zufriedenen Ehe waren, in welche er am 18. April 1798 mit der Tochter des Kaufmanns Döbner, Carolina, trat, welche ihm zwei Mädchen und einen Knaben schenkte, von welchen erstern jedoch eins wieder verstarb. Zu dieser Zeit fing er zuerst an, als Schriftsteller aufzutreten, und verwendete vorzüglich auf die 1798 angekündigten Erdkugeln den größten Fleiß. Um sie billig verkaufen zu können, verfertigte er an denselben Alles selbst, zeichnete die Charten, radirte sie in Kupfer, drehte die Kugeln, überzog sie ꝛc., in welchem Allen ihm die treue Hülfe seiner Gattin die nur wenig einträgliche Arbeit erleichterte. Bei seiner mechanischen Geschicklichkeit wurden ihm jedoch solche Arbeiten nicht schwer, und obgleich sein damaliges Wirken nur ein Wirken im Stillen war, so hat er sich doch durch Verfertigung dieser und seiner spätern Erdkugeln, wobei er Alles seinem eigenen Nachdenken verdankte, endlich verdient um

Unterricht und Wissenschaft gemacht; denn es gab damals zu dieser Zeit nur die nürnberger Globen — für Schulen ein zu kostspieliges Unterrichtsmittel, und darum dachte Haan daran, sie ihnen billiger zu verschaffen. — Er versuchte damals einige Male, ein Predigtamt zu erlangen, jedoch vergebens — da selbst der selige Reinhard wünschte, er möge beim Schulfache bleiben. 1801 veranstaltete er eine neue und verbesserte Auflage Erdkugeln, gab dazu einen kurzen Unterricht über den Gebrauch der künstlichen Erdkugeln heraus, legte aber auch durch diese viele Arbeiten wahrscheinlich den Grund zu der Kränklichkeit, welche ihm später die Freuden des Lebens so sehr verbitterte. 1803 trat er das Rectorat in Pulsnitz an, eine Stelle, die ihm keine Verbesserung gewährte, und die ihn veranlaßte, schon 1804 als Mathematicus an die neustädter Bürgerschule zu Dresden abzugehen. Niemals den Wunsch hegend, in einer großen Stadt zu leben, that er doch diesen Schritt mit Freudigkeit, weil er dadurch die Möglichkeit vor Augen sah, seinen Kindern einst eine bessere Erziehung geben zu können — denn, in der That, gerade er verlor hierbei am meisten, da er fern von aller Vergnügungssucht in Gottes freier Natur sich am glücklichsten fühlte und die Größe der Stadt ihm die Möglichkeit, jene zu genießen, benahm. Noch in demselben Jahre ergriff seinen Körper ein Krankheitszustand, welcher bis an sein Ende, nur mit kurzen Unterbrechungen, fortdauerte, ihn oft dem Tode nahe brachte, doch aber seiner Thätigkeit keine Schranken setzen konnte. Er unternahm es gerade zu dieser Zeit, für den Prinzen Maximilian zum Behufe des Unterrichts für die jungen Prinzen Friedrich August, Clemens und Johann eine große Erdkugel mit der Feder zu zeichnen, und erfreute sich der hohen Gnade, dieselben bekannt machen dürfen. Später bauete er eine noch größere Erdkugel von $2^1/_2$ Elle im Durchmesser, welches große Werk jedoch unvollendet geblieben ist. 1805 brauchte er das radeberger Bad und ging nach Karlsbad — Reisen, die seine Sorgen zwar sehr vermehrten, ihm aber doch neue Kräfte gaben. Kurz nach seiner Rückkehr beabsichtigte der Stadtmagistrat zu Dresden die Errichtung einer weiblichen Unterrichtsanstalt für höhere und mittlere Stände, Haan ward mit Entwerfung eines Planes dazu, und 1807 mit dem Directorium dieser Anstalt beauftragt, legte dieses jedoch 1809 freiwillig wieder nieder, organisirte aber statt dessen im Dec. d. J. eine Privatschule für Söhne aus mittlern und höhern Bürgerständen, und sah dieses Institut, mit dem er später auch eine Pensionsanstalt verband, dergestalt emporblühen, daß es ihm nicht nur eine einträgliche Stellung, sondern auch die Anerkennung seiner Dienste verschaffte. Allein, wie erfreulich sich auch dadurch Haans Vermögensumstände gestalten mochten, so band die Hand des Allmächtigen doch eben an diese äußere Glücksperiode seines Lebens die bittersten, schmerzlichsten Erinnerungen. Mit der treuen Pflege eines kranken Zöglings beschäftigt, ergriff seine edle, fromme Gattin 1811 die ansteckende Krankheit und endete ihr stilles, den Ihrigen geweihtes Leben in der Blüthe ihrer Jahre, an ihrem Trauungstage. — Dieß war das zweite Mal, daß sich an die frohen Tage seines Lebens ein trüber Schatten hing — an seinem Geburtstage 1810 starb sein Vater — jetzt an seinem Trauungstage seine Gattin. Der Schmerz des Witwers und der Kinder war, bei der Achtung und Liebe, die die Entschlafene genoß, groß, aber gerecht. — Haan widmete von da an seine Zeit nur der sorgsamen Erziehung seiner Kinder, gab ihnen 1812

eine zweite Mutter, indem er sich zu einer zweiten Ehe mit der dritten Tochter des Amtsinspectors Wirthgen in Pirna verband. Zwei Mädchen gingen aus dieser Ehe hervor, von denen aber auch das älteste bald wieder verstarb. Das Kriegsjahr 1813 äußerte auch auf Haans kaum etwas sich hebende Vermögensumstände einen so nachtheiligen Einfluß, daß er theils durch Einquartierung, theils durch Krankheit sich nach demselben des mühevoll Erworbenen gänzlich wieder beraubt sah; dazu kam noch, daß er 1814 eine abermalige Reise nach Karlsbad unternehmen mußte, die aber seiner Gesundheit nicht so heilbringend war, als er gehofft hatte. Waren nun auch die Jahre 1809 bis 1814 keiner öffentlichen Anstellung gewidmet gewesen, so war doch sein Wirken höchst verdienstlich, und er hatte die Freude, seine Privatschule mit allgemeinem Beifalle gekrönt zu sehen. Dabei suchte er zu forschen und zu nützen, wo er nur konnte, entdeckte 1809 ein reichhaltiges Gaphitlager in der Nähe von Pulsnitz — eine Entdeckung, welche für Sachsen um so wünschenswerther war, da dasselbe das zum Verfertigen der Schmelztiegel nöthige Material nur aus dem Auslande erlangen konnte; für dieses Auffinden eines durchaus passenden und feuerfesten Graphits erhielt Haan eine Prämie von 50 Thlrn., worauf man die Sache auf königliche Kosten weiter betrieb. Das Bedürfniß einer chirurg. medicin. Akademie für das Königreich Sachsen führte 1814 die Umgestaltung des Collegii medici chirurgici in eine solche herbei, bei welcher Haan als Professor der Philosophie und Vorbereitungswissenschaften angestellt ward. Die Verbindungen, in welche er durch diese Anstellung kam, waren ebenso ehrenvoll, als ermunternd für ihn — er glaubte es der gütigen Leitung der Vorsehung schuldig zu seyn, seine Kräfte auf das Uneigennützigste der neubegründeten Anstalt zu weihen — nahm sich der Studirenden in ihren Verhältnissen mit Herzlichkeit an, und sorgte unaufhörlich dafür, daß ihnen die Zeit ihrer Studien in Dresden so vortheilhaft als möglich werden möge, übte namentlich auf die Sitten seiner Zuhörer dadurch einen segensreichen Einfluß aus, daß er an den Winterabenden Vorlesungen über die christliche Moral hielt, deren Zweck und Werth ihm die wohlverdienteste Anerkennung brachte. 1816 ward er durch einen Zufall auf die neue Erfindung der Lithographie aufmerksam gemacht, und fand mittelst eines, aus München ihm zugekommenen, lithographirten Steines durch chemische Versuche die Bestandtheile der zum Schreiben und Zeichnen auf Stein nöthigen Tusche, und ließ sich nach eigener Ansicht eine Presse bauen. Da er jedoch bei seinen beschränkten Vermögensumständen das Unternehmen einer förmlichen Steindruckerei nicht selbst fortsetzen konnte, so verkaufte er Geheimniß und Apparat an die k. Meinholdische Hofbuchdruckerei, ward aber doch dadurch der Gründer des Bestehens und Verbreitens dieser Kunst im K. Sachsen. Die beiden folgenden Jahre, 1817 und 1818, brachten den Verdiensten Haans eine erfreuende Belohnung; als nämlich Sachsens frommer Krieg, Friedrich August, sein Regierungsjubiläum feierte, wußte der dresdner Stadtrath diesem merkwürdigen Ereigniß kein bleibenderes Denkmal zu setzen, als durch Errichtung einer Bürgerschule, die den Namen des königl. Jubelgreises führen sollte, — die Entwerfung des Planes hierzu ward dem Prof. Haan übertragen — und er fertigte denselben so zur Zufriedenheit, daß man ihn 1818 zum Director der Friedrich-Augustschule ernannte. Diesem ehrenvollen Rufe würde Haan haben folgen müssen, wäre ihm nicht die Ablehnung desselben

auf eine Art möglich geworden, die ihm einen sprechenden Beweis für seine anerkannte Brauchbarkeit in dem bisherigen Berufe gab. Der König Friedrich August verlieh ihm nämlich für seine Person eine Gehaltszulage von 300 Thalern, welche wahrhaft königliche Gnade es ihm möglich machte, mit vermehrter Freudigkeit in seinem frühern Wirkungskreise zu bleiben. Er löste nun zwar noch 1818, seinem gegebenen Versprechen gemäß, seine Privat-Lehr- und Erziehungsanstalt auf; allein sein thätiger Geist fand bald ein anderes Feld des Fleißes. Die bisher in Deutschland verbreiteten Erdkugeln waren entweder zu theuer, oder, wie die seinigen, den Erfordernissen der Zeit nicht mehr entsprechend; darum beschloß er 1820, noch einmal Erdkugeln anzukündigen. Sie zeichneten sich durch Genauigkeit und Wohlfeilheit aus, und fanden in ihren verschiedenen Gestalten so allgemeinen Beifall, daß in den J. 1821 bis 1825 nahe an 1500 Stück derselben verbreitet und bis Memel und Petersberg verkauft wurden. Er fertigte sie von 6, 12 und 18 pariser Zoll im Durchmesser, unterzog sich bei jeder einzelnen des höchst mühevollen Geschäftes des Aufziehens des Netzes, erfand eine besondere und der Nässe sicher widerstehende Masse zu den Kugeln, und trieb dieses Geschäft mit ungetheilter Liebe. Freilich gab es auch bei dieser Unternehmung darum gar keinen Vortheil für ihn, weil es ihm an allem Verlage fehlte — seine Sorgen wurden dadurch keineswegs vermindert, seine Körperleiden, namentlich sein ununterbrochener Kopfschmerz und seine Unterleibsbeschwerden, aber durch das viele Sitzen bedeutend vermehrt, daher Haan in den letzten Jahren seines Lebens wenig gesunde und frohe Tage zählte, und sich immer mehr auf den Kreis seiner Familie, seine Studirstube beschränkte, ja oft genug sich auf das Krankenbett geworfen sah; doch er wußte auch in den Stunden der Krankheit sich zu beschäftigen, und hat überhaupt jeden Augenblick seines Lebens nützlich angewendet. Damals war er auch ein Jahr lang Mathematicus an der Kreuzschule, und sah sich zu gleicher Zeit mit dem Auftrage beehrt, in dem Hause des Cabinetsministers Gr. v. Einsiedel physikalischen Unterricht zu ertheilen. 1825 verkaufte er sein Erdkugelgeschäft — ein Schritt, der ihn sehr schmerzte, wobei er sich aber doch des Bewußtseyns freuen konnte, abermals ein nützliches Unternehmen mit Ehre ans Licht geführt zu haben. An die eben verlassene Beschäftigung trat auch bald wieder eine andere, nämlich die abermalige Einrichtung eines Knabeninstituts und die Annahme von Pensionairs; ja er begann bald darauf die Zeichnung zweier Planisphären, die Gestirne darstellend, wie sie am Himmel erscheinen, und gab sie 1827 heraus. Es war dieß Haans letztes Werk. Er starb am 4. Sept. 1827. Von ihm erschienen folgende Schriften und Unterrichtsmittel: „Spruchbuch für die untersten Classen der Stadt- und Landschulen" Torgau 1795, 1811, 1826, 8.; „Schulgesangbuch" ebend. 1796; „Die Hauptwahrheiten der christlichen Religion" ebend. 1797; „Sittenbuch in Beispielen und Erzählungen" ebend. 1798, 1801; „ABC, Buchstabir- und Lesebuch für Schulen" ebend. 1799; Erdkugeln — 9 Zoll im Durchm., 1799 fg; „Demonstratio: veteres ad religionem instituendam et confirmandam semper revelationem existimasse necessariam" Torgaviae 1802, 4. Eine Dissertation, bei Gelegenheit der Doctorpromotion des Superintendenten Koch in Torgau geschrieben; „Allgemein faßlicher Unterricht über den Gebrauch der künstlichen Erdkugel" 1802, 8.; „Nachricht über die Einrichtung der weiblichen Unter-

richtsanstalt für Töchter ꝛc in Dresden" 1806, 8.; „Nachricht von der J. Lancasterschen Schule in London" abgedruckt in d. Dresdn. gem. Beiträgen, 1808; „Nachricht über meine Privat-Lehr- und Erziehungsanstalt für Söhne" Dresden 1809, 1816, 1826; „Neue Rechnentafeln für zahlreiche Schulen, erste Sammlung" ebend. 1814, 1820, 1827; „Berechnung aller Aufgaben in den Rechnentafeln" ebend. 1815; Erdkugeln zu 12 Zoll im Durchmesser, 1821 fg.; Erdkugeln zu 6 Zoll im Durchm., 1821 fg.; Erdkugeln zu 18 Zoll im Durchm., 1823 fg.; „Die Gestirne, wie sie am Himmel erscheinen, in zwei nach dem Aequator abgetheilten Planisphären", gr. Royal-F., 1827; nebst Anleitung zum Gebrauche, 8., Leipzig 1827; „Ueber weibliche Bildung und besonders über die Errichtung einer weiblichen Lehranstalt in Verbindung mit einer höhern Schule zur Bildung künftiger Lehrerinnen und Erzieherinnen", 8; erst nach dem Tode des anonym. Verf. gedruckt, Leipzig 1828.

Haarbeutel, 1) (Kleidermoden), ein platter, von schwarzem Taffet, unten gewöhnlich breiter als oben, auf beiden Seiten zusammengenähter Beutel, einen Finger breit unter dem Zuge, bis gegen die Mitte mit platten Streifen besetzt oder einer Rose ähnlich; ist mit Watte, auch wohl Werg ausgefüttert, damit die gehörige Höhe herauskommt. Die Haarbeutel waren anfangs bestimmt, den zusammengelegten Haarzopf oder das Hinterhaar einer Beutelperücke hineinzustecken. Nach der verschiedenen Mode waren die Haarbeutel größer oder kleiner. Sie kamen in Frankreich unter Ludwig XIV. auf, welcher sie seinen Begleitern auf der Jagd statt des gekräuselten Haares gestattete. Zu jener Zeit machte man auch Haarbeutel für den Pferdeschweif. Jetzt sind sie allgemein außer Gebrauch gekommen. 2) (Sprichw.), so v. w. leichter Rausch; wie es heißt, kommt das Sprichwort von einem Major des verbündeten Heeres im siebenjährigen Kriege her, welcher, wenn er stark getrunken hatte, zuweilen einen Haarbeutel einband.

Haare, die dünnen, kegelförmigen, mehr oder minder biegsamen und elastischen Fäden, welche dem Körper der mehrsten Säugthiere zur Bedeckung und zum Schutz gegen Nässe, Kälte und Verletzung dienen. Das Haar gleicht einem Zwiebelgewächs, und ist vermöge einer zwiebelartigen Wurzel in der Hautdecke befestigt. Der Nahrungssaft wird in demselben durch unendlich kleine, hohle Kanäle emporgeleitet; denn untersuchen wir das Haar unter dem Mikroskop, so finden wir, daß es aus 3 besondern Theilen zusammengesetzt ist: aus dem äußern Ueberzuge, der innern Röhre und dem in derselben enthaltenen Marke. Der äußere blichtgallertartige Ueberzug ist, wenigstens bei den Menschen, immer durchsichtig und ungefärbt, und gibt dem Haare die große Dauer gegen die Einwirkung der Luft und Witterung, sodaß es der Verwesung Jahrhunderte lang trotzt. Unter diesem Ueberzuge liegen mehre äußerst feine Röhrchen dicht nebeneinander, welche nicht nur unter sich, sondern auch mit diesem in Verbindung stehen, und ein aus einer flüssigen und einer weichen fetten Substanz bestehendes Mark enthalten. Jene ist zähe und gibt dem Haare seine Farbe; diese ist ein unendlich feines Gewebe von glänzenden Fasern, das aus der Zwiebel seinen Ursprung nimmt. Zwischen den Haaren der einzelnen Thiere findet eine außerordentliche Verschiedenheit statt, sowohl in der Länge, der Feinheit, der Farbe, der Biegsamkeit und Geschmeidigkeit, als auch in dem Bau. Bei den Pflanzen, besonders an dem Stengel, auf den Blättern, den Kelchen, den Blumenblättern und

in Anordnung derselben Andern zu gefallen. Hierzu reichte aber dem Erfindungsgeist einfaches Kämmen, Flechten oder Verschneiden nicht hin, sondern man sann auf Mittel, das, was die Natur verweigert hatte, so besonders einen üppigen Haarwuchs, durch Künsteleien zu ersetzen, oder auch Zierden an den Haaren und am Kopf anzubringen, die den Mangel eines natürlichen schönen Haars vergessen lassen sollte. Die Mode zeigte sich dann auch hier oft, der Natur zum Trotz, als eine Tyrannin; aber auch in einfacher und schlichter Lebensweise machte sich die Fürsorge für das Tragen der Haare, oder eine stellvertretende Kopfzierde, unter allen Nationen und zu allen Zeiten geltend und verschmolz mit der Sittengeschichte eines jeden Volks. Schon bei den alten Hebräern wurde ein schöner Haarwuchs sehr hoch geachtet, so daß das Wort: Kahlkopf, eine große Beschimpfung war (2. Buch. d. Kön. 2, 23); ebenso galt die Bedrohung des Kahlwerdens als eine Andeutung des Zorns Gottes (Jos. 3, 17, 24). Das Mosaische Gesetz verbreitete sich selbst auf Vorschriften über die Cultur der Haare und verbot, das Haar rund abzuscheren (3. B. Moses 19, 27). Wie bei andern Orientalen wurde das schwarze Haar besonders für schön gehalten (Hohel. 5, 11). Vornehmlich wendeten auch schon die hebräischen Frauen viel Mühe auf ihr Haar, lockten es, oder flochten es in sorgfältig gehaltene Zöpfe, wickelten es auf goldene und silberne Nadeln und brachten Edelsteine zum Schmuck derselben an (Jos. 3, 22). Daß aber auch Männer auf ihr Haar einen großen Werth legten, sieht man an Absalons Beispiel, von dem es (2. Sam. 14, 26) heißt, daß er zu Ende jedes Jahrs sein Haupthaar beschor, das dann 200 Seckel wog. Auch galt ein starkes Haar für eine Andeutung und Beglaubigung der Mannskraft, wie Simsons Geschichte lehrt. Auch wendete man allerhand Kunstmittel an, das Haar groß und stark zu machen und salbte es mit wohlriechenden Oelen. Nach Josephos puderte die Leibwache Salomons ihr Haar mit Goldstaub, das im Sonnenschein einen großen Glanz um sich verbreitete. Falsche Haare waren schon bei den Griechen und Carthaginensern, noch mehr den Römern gebräuchlich, wo mit falschen Zöpfen und Haarflechten Handel getrieben wurde; zu Ovids Zeiten erhielten die Römer die damals vorzüglich hoch geschätzten blonden Haare aus Deutschland. Um den Haaren die damals beliebte Feuerfarbe der Deutschen zu geben, salbten die Römerinnen ihre Haare mit Goldstaub. Die Kunst des Haarfärbens wird schon der Medea zugeschrieben; auch sie war bei den Römerinnen sehr üblich. Sowohl Griechen als Römer hatten eigene Namen für Haarschmücker. Unter den mehrern Arten, die Haare zu tragen, wurde bei den Römerinnen das Herabhängen derselben in Seitenlocken für die reizendste erachtet; auf einfachere Weise trugen sie auch die Haare nur in einen Knoten geschlagen, nach Art der Spartanierinnen. Die verbreitetste Mode aber war, die Haare rund um den Kopf in unterschiedene Reihen Locken zu legen und diese Reihen durch eine zirkelförmige Nadel zusammen zu halten. Dergleichen Nadeln von Silber wurden beim Ausgraben zu Herculanum gefunden. Je höher das Haar dabei aufgethürmt werden konnte; desto mehr gefiel dieser Haarputz. Männer trugen ihre Haare als Schmuck zierlich verschnitten (als caesaries); das erste Mal geschah dieses feierliche Verschneiden im 7. Jahre; man ließ es dann in Locken (cincinni) fallen; das zweite Mal fand dieß Verschneiden im 14. Jahre Statt. Bei sich verbreitendem Christenthum war be-

sonders der übertriebene Haarputz der Weiber ein Hauptgegenstand der weltlichen Eitelkeit, gegen welchen früher die Apostel, später die Kirchenlehrer sich eifernd erhoben. Auch für Männer wurde es für anständiger erachtet, die Haare abgestutzt zu tragen, daher es auch bald unter Geistlichen dahin kam, ihr Haupthaar verschnitten, ja zum Theil geschoren zu tragen, obgleich selbst der ausgesprochene Kirchenbann in dem Mittelalter es nicht dahin bringen konnte, das lange Haar und überhaupt den Haarschmuck unter den Laien zu verdrängen. Die alten Gallier trugen ihre Haare meist ziemlich kurz, die Franken dagegen auf dem Kopf zurückgeschlagen, oder auch im Nacken in einem Knoten zusammengebunden; die Oberhäupter richteten sich auf dem Wirbel wie einen Federbusch auf. Unter den fränkischen Königen war es anfangs ein Vorrecht der Prinzen vom Geblüt, dann aber der Edelen, das Haar lang zu tragen. Weiber trugen in den ersten Jahren der Monarchie die Haare fliegend, dann aber bedeckten sie sie mit Mützen. Der französische Adel trug von der Zeit Chlodwigs an die Haare kurz verschnitten; die Weiber aber ließen sie wachsen. Nachdem die Rüstungen abgelegt wurden, und schon früher, als Prinzen und der Adel seltener zu Felde zogen, fingen sie auch an, ihre Haare wachsen zu lassen. Zur Zeit Franz I. trug man bei Hofe allgemein langes Haar, der aber wegen einer Wunde am Kopf, die er gern zeigen wollte, nach der Italiener und Schweizer Weise, zuerst die Haare stutzte, welche Mode bald allgemein wurde. Erst unter Ludwig XIII. lebte die Mode wieder auf, langes Haar und lockig zu tragen, welches zu allgemeiner Einführung der Perücken führte, die von da an, in ihren wechselnden Formen in allen Arten das natürliche Haar zu tragen und verzieren, diesen entsprachen und besonders um deßwillen lange beliebt blieben, weil sie dem, was der Modegeschmack forderte, befriedigende Genüge leisteten, als durch natürliches Haar zu erreichen war. Auch der Haarputz der Frauen wechselte in neuerer Zeit und zwar noch vielseitiger, als der der Männer; bald wurden die Haare kurz verschnitten und nur mit Blumen, Steinen oder Perlen verziert getragen, bald hoch aufgethürmt, oder im Nacken rückwärts geschlagen, oder in Zöpfe verflochten und in Locken gelegt, mit Nadeln und Kämmen befestigt ꝛc. Der Gebrauch des Puders ist gleichzeitig mit dem der Perücken aufgekommen und hat in Verbindung mit dem der Pomade den Zweck, einer Haarordnung mehr Consistenz zu geben. Erst in neuester Zeit ist man ziemlich allgemein von dieser Unnatur zurückgekommen, wo man überhaupt darauf ausgeht, das Haar, in Nachahmung der Griechen und Römer, in seiner natürlichen Zierde und in seiner naturgemäßen Form erscheinen zu lassen. Außereuropäische Nationen, auf welche europäische Cultur und Sitten nicht übergegangen sind, zeigen im Allgemeinen in der Art das Haar zu tragen eine große Beständigkeit. Im Orient richten Männer ihr Augenmerk einzig auf ihren Bart und dessen Cultur, wogegen den geschornen Kopf ein Turban oder eine ähnliche Hülle deckt. Dagegen wenden Frauen die mannigfaltigste Sorgfalt auf ihre Haare, durch Flechten und Einfügen des mannigfaltigsten Haarputzes, färben sie auch wohl roth (was in der Türkei sehr üblich ist), oder auch schwa z. Völkerschaften, die sich durch krauses Haar auszeichnen, wie die Neger, bedürfen keines besondern Haarschnitts, obgleich sie dessen auch nicht ganz entrathen. Sowohl bei ihnen, als auch bei Völkerschaften, die unter sich in einer Art von Abgeschlossenheit

leben, sind immer gewisse Arten, die Haare zu tragen, nationell und auch für ihre äußere Darstellung charakteristisch; so tragen die Chinesen den ganzen Kopf beschoren, bis auf einen Haarzopf auf dem Scheitel, der hinterwärts steht u. s. w. Vgl. "Hadr. Iunius de coma", „Weim. Modej. Jahrg. 1796, 98 u. 99", und Böttiger's „Sabina".

Haas (Wilhelm), ein berühmter Kupferstecher und Schriftsteller, geb. zu Basel 1741; war einer der thätigsten und ausgezeichnetsten Männer seines Vaterlandes, machte verschiedene Versuche zur Schönerung der Schriften, erfand eine neue Buchdruckerpresse (1772), und bekleidete zur Zeit der Schweizerrevolution die Stelle eines Majors bei der Artillerie, sowie er nachher Mitglied des großen helvetischen Raths zu Bern war. Er starb 1300, mehre Abhandlungen über staatswirthschaftliche Gegenstände in den Memoiren der ökonomischen Gesellschaft zu Basel und geschätzte Landcharten hinterlassend.

Habakuk, ein jüdischer Prophet im letzten Jahrh. des Reichs Juda, um 600 v. Chr., hat eine Weissagung von hohem lyrischem Schwunge hinterlassen. Klagen über die schrecklichen Verwüstungen der Chaldäer in Judäa und über den nahen Untergang dieses Reichs, Tröstungen und frohe Aussichten auf künftige Demüthigung der Sieger und neues Glück der Juden sind der Inhalt derselben. Der Genius dieses Propheten erregt die Bewunderung Aller, die seine Schönheiten zu fassen vermögen. Bei aller Kühnheit, Glut und Fülle seiner Einbildungskraft hat doch seine Sprache eine seltene Reinheit, und sein Versbau einen Wohllaut, der auch Denen, die nicht an das hebräische Idiom gewöhnt sind, fühlbar wird. Alle seine Worte sind Charakter und Leben, es gibt nichts Furchtbareres, wo er schrecken, nichts Beißenderes, wo er spotten, nichts Erquickenderes, wo er trösten will. Vergl. Eichhorn's „Einleitung in das Alte Testament". Eine gelungene Uebersetzung seiner Prophezeihung liest man im 4. Th. der Uebers. des A. T. von Augusti und de Wette.

Habeas-Corpus-Acte. Habeas corpus heißt in der englischen Justizverfassung eine gerichtliche Verordnung, Gefangene zum Zwecke der Rechtspflege von einem Gerichtshofe zu einem andern zu bringen. Der bestimmte Zweck wird durch den Zusatz ausgedrückt, z. B. habeas corpus ad respondendum, wenn er auf eine Klage antworten, satisfaciendum, wenn das Executionsverfahren in Civilsachen gegen ihn eingeleitet werden soll, prosequendum, testificandum, deliberandum u. s. w. Durch die Verordnung ad faciendum et recipiendum, gewöhnlich habeas corpus cum causa genannt, wird eine Civilklage auf Antrag des Beklagten von den Untergerichten an die Obergerichte in Westminster gebracht, indem befohlen wird, die Person des Beklagten, nebst einer Angabe des Tages und der Ursache seiner Verhaftung auszuliefern, um zu thun und zu empfangen, was der königl. Gerichtshof für nöthig erkennen wird. Die wichtigste Verordnung dieser Art und die wirksamste zur Behauptung der persönlichen Freiheit in allen Fällen ungesetzlicher Einkerkerung ist die habeas corpus ad subjiciendum benannte. Diese kann nur von dem Gerichtshofe der Kingsbench erlassen werden, selbst während der Ferien, mittels eines Fiat von dem Oberrichter oder einem andern Richter, und zwar in alle Theile des Königreichs. Gleich allen Prärogativverordnungen darf sie nur auf ausdrückliche Anregung, und nicht von freien Stücken erlassen werden, auch nicht ohne Angabe der Ursache, warum die außerordentliche Gewalt der Krone aufgerufen wor-

den ist. Die Magna charta bestimmt, daß kein freier Mann verhaftet oder eingekerkert werden soll, außer durch ein gesetzliches Urtheil seines Gleichen (aequalium) oder durch ein Landesgesetz; und manche alte Statuten haben später verordnet, daß Niemand verhaftet oder eingekerkert werden darf, als in Folge einer legalen Anklage und eines rechtlichen Processes. Allein in den ersten Jahren der Regierung Karls I. erklärte der Gerichtshof der Kingsbench, daß auf ein habeas corpus für keinen Gefangenen gebürgt oder derselbe ausgeliefert werden könne, wenn er, obgleich ohne angegebene Ursache, auf besondern Befehl des Königs oder durch die Lords des geheimen Raths verhaftet worden wäre. Daher wurde in der Erklärung des Parlaments vom 7. März 1627 über die allgemeinen Freiheiten der Engländer (der Petition of rights) unter Anderm ausgesprochen, daß kein freier Mann verhaftet oder gefangen gehalten werden solle, ohne Angabe einer Ursache, wogegen er sich dem Gesetze gemäß vertheidigen könne. Karls II. launische und willkürliche Regierung machte nähere Bestimmungen nöthig und veranlaßte zuerst eine Acte von 1664, dann aber 1629, die vorzugsweise so berühmte Habeas-Corpus-Acte, welche von den Engländern als eine zweite Magna charta des Reichs betrachtet wird, und worin die Art und Weise, wie man ein habeas corpus erhalten kann, so klar bestimmt und fest begründet ist daß, so lange dieses Gesetz besteht, kein englischer Unterthan lange im Gefängniß gehalten werden kann, außer in den Fällen, wo es das Gesetz rechtfertigt. Gegen Richter, Gefängnißaufseher und andre Beamte, welche der Acte zuwiderhandeln, sind nachdrückliche Strafen festgesetzt wogegen kein höherer Befehl und der König selbst nicht schützen kann. Bisweilen kann zwar, wenn der Staat in Gefahr ist, die Habeas-Corpus-Acte eine Zeit lang außer Kraft gesetzt werden; aber nur die gesetzgebende Gewalt oder das Parlament kann die Krone dazu ermächtigen, um verdächtige Personen zu verhaften, ohne einen Grund deßhalb anzugeben. Jedoch wird zu diesem Mittel nur in Fällen der dringendsten Noth geschritten. Ein solcher Fall trat 1817 ein, auf Veranlassung der in mehren Theilen des Reichs ausgebrochenen Unruhen, und hatte schon 1793 und 1794 stattgefunden. Und dann noch müssen die Minister sich, wenn die Suspension des Habeas corpus wieder aufhört, wegen der inzwischen stattgefundenen Verhaftungen eine Bill of indemnity (Niederschlagung der Entschädigungsansprüche) geben lassen, weil sonst von den Verhafteten sehr lästige Processe im Civilwege gegen sie angefangen werden können.

Häberlin (Carl Friedrich), geheimer Justizrath und Professor der Rechte zu Helmstädt, wurde daselbst 1756 geboren. Sein Vater war der nicht unberühmte deutsche Staatsrechtslehrer Franz Dominikus Häberlin. Nachdem er die Rechte studirt hatte, bildete er sich in der Justizkanzlei zu Wolfenbüttel praktisch aus. Hierauf ging er als Professor des deutschen Staatsrechts nach Erlangen. Dort begann er den Stoff zu seinem Repertorium für deutsches Staats- und Lehnrecht zu sammeln, und trat bald mit einer Literatur dieser Wissenschaft als Schriftsteller auf. Er hatte sich nun schon einen so guten Ruf erworben, daß er nicht lange darnach als öffentlicher Professor der Rechte nach Helmstädt berufen wurde. Durch sein „Handbuch des deutschen Staatsrechts", in welchem er Schlözern auf eine würdige Weise nachgeeifert hat, begründete er seinen Ruhm. Besonders hat er sich aber durch die ausgezeich-

nete Führung der Berlepsch'en Streitsache berühmt gemacht. Er wurde verschiedentlich in wichtigen öffentlichen Geschäften zu Rathe gezogen, und stets zeigte er sich als einen Mann von edler Freimüthigkeit und unermüdlicher Thätigkeit. Sein Ruhm stieg noch höher, als er die „Staatsanzeigen" herausgab, eine treffliche Darstellung des Zeitgeist. Der Herzog von Braunschweig sandte ihn hierauf als Geschäftsträger zu der Reichsdeputation in Rastadt. Sein scharfer politischer Blick ließ ihn hier den Wiederausbruch des Krieges und Deutschlands nahes, schreckliches Schicksal voraus sehen. Nach Errichtung des Königsreichs Westphalen ward Häberlin zum Reichsstand und Mitglied der Gesetzkommission erwählt; allein diese Ehre genoß er nicht lange. Kränklichkeit bewog ihn bald darauf, von Cassel zu den Seinigen nach Helmstädt sich zu begeben, wo er wenige Tage nach seiner Ankunft in der Mitte seiner Familie starb (1808).

Habesch oder Habessinien, auch Abyssinien, sonst Aethiopien oder das Mohrenland (9—16° N. Br.), eine mehr als 16.000 QM. große Landschaft in Ostafrika, im N. von Nubien, im O. vom rothen Meer, im S. und W. von Adel, Ajan und Nigritien begrenzt, ist ein Hochland, in welchem man von allen Seiten durch Gebirgspässe zu großen Ebenen empor steigt. Das Tiefland ist im O., N. und W. glühender Sand, im S. zum Theil Sumpf. Verläßt man diese niedrige Gegenden, so klimmt man über Hügel zum Fuß der höhern Berge hinauf, die aus Granit bestehen. Diese Gebirge ersteigt man durch Schluchten, Thäler und ausgerissene Betten von Gießbächen, die zur Regenzeit eine Alles mit unwiderstehlicher Kraft fortreißende Wasserfluth anfüllt. Höher hinauf findet man Kalk; die Ebenen sind Sand und weiter hinauf stößt man auf Sandsteingebirge. Der Reisende trifft auf seinem beschwerlichen Wege, der für Kamele nur in den niedrigen Gegenden brauchbar ist, bedeutende Flüsse, die zum Theil große Wasserfälle bilden. Die Gebirge streichen von NW. nach SO., erheben sich immer mehr nach S. und erreichen die höchste Höhe westlich vom Takazze, in der Provinz Samen. Hier sind die Quellen des Nil (s. d.), dann die Flüsse Takaze, Mareb, Yassa, Havasch und Awazo; die beiden Seen des Landes sind Tzana oder Tembea und Sawana oder Zawaja. Die auf und in den Bergen liegenden Ebenen und Thäler haben theils einen sandigen, theils schwarzen, fetten Boden. Nach der verschiedenen Beschaffenheit des Landes herrscht im Klima große Mannigfaltigkeit. Rings umher, am Fuße der Gebirge, findet man glühende Hitze und Dürre; auf den Hochebenen und flachen Felsen, die meist voll Wald und Kornfeldern und nicht selten von großem Umfange sind, athmet man reine Alpenluft, da hingegen in den eingeschlossenen Thälern die Hitze erstickend ist. Auf mehren Felsen trifft man mitunter Eis. Sonst herrscht auch in den hochliegenden Gegenden eine angenehme Milde. Das Jahr theilt man in 3 Theile: die Zeit der Regen und Ueberschwemmung, die Zeit der Reife und die Ernte oder der größten Hitze und Trockniß. Im April beginnen gewöhnlich die Regen und dauern bis in den October, doch mit Unterbrechungen. Meistentheils sind dann mehre Stunden des Morgens sehr schön, nach Mittag verdunkelt sich der Himmel und unter fürchterlichen Blitzen und Donnerschlägen stürzt nun der Regen stromweise herab, einige Stunden hindurch, die Luft wird alsdann schnell abgekühlt. Wasserhosen, Wirbelwinde, sollen in dieser Zeit nicht selten seyn, und in den Regenmonaten toben

oft heftige Stürme. In dem sandigen Küstendistrikt trifft man fast nur Mimosen, 40 Fuß hoch, an den Flüssen cedernartige Bäume. Bei den Dörfern wird Djouri gebaut, und die hier herumziehenden Herden bestehen aus Kamelen, Eseln, Schafen und Ziegen. Hasen, Rebhühner, Perlhühner, Wölfe findet man in Menge. So wie man höher kommt, wo Quellen und natürliche Cisternen den ermüdeten, lechzenden Wanderer erquicken, nimmt auch die Vegetation zu: man zieht durch Wälder, die aus Bäumen bestehen, die den Mango's in Indien ähnlich sind; es fangen die Tamarinden an, und man trifft Sykomoren und eine Art Asklepias. Antelopen gibt es in großer Fülle, auch Affen und Elefanten. Cederwälder krönen die Gipfel der Berge. Auf den Hochebenen gedeiht vorzüglich der Mais; man findet die herrlichsten Weideplätze, wo Rindvieh, Pferde und Schafe Nahrung der Fülle treffen; als Raubthiere streifen Schakale und Hyänen umher. Die tiefern Stellen sind mit Darrabäumen bedeckt. Man hat auch Dattelpalmen, Orangen, Citronen, Bananen, Granaden, am Westabhange Baumwollenpflanzungen, Kaffee. Von Raubthieren leben hier noch Löwen und Leoparden, Rhinozerosse, Giraffen, Zebras. Ferner besitzt das Land einen Reichthum an Gold, Eisen, Bergsalz ꝛc. Habesch hat eine Bevölkerung von 4—5 Mill., größtentheils arabischen Bluts, mit Juden, Türken und Negern vermischt, im Allgemeinen ein schöner Menschenschlag, stark und gewandt, nicht ohne Geist und Talent, die aber selten ausgebildet werden. Durch unaufhörliche Fehden, Bedrückungen und Verfolgungen hinterlistig und betrügerisch geworden, gelten sie als Meister in der Verstellungskunst. Die Wohnungen in Habesch bestehen aus Holz, Lehm, Stroh und Rohr, haben in einigen Gegenden flache, in andern kuppelförmige Dächer; viele Leute leben in natürlichen oder künstlichen Höhlen. Die Kleidung ist einfach; die Unbemittelten tragen Beinkleider von Baumwollenzeuche und werfen ein Tuch über die Schultern; die Reichern haben ein Hemd von weißem indischen Zeuche; Arm- und Haldbänder von Silber und Oberkleid ist dem Haik der Muhammedaner ähnlich. Die Hauptnahrung ist Milch, Brot und Weizen oder Teff, Rind- oder Schaffleisch, Geflügel, Butter und Honig. Zur Würze dienen Salz und Pfeffer. Ein Leckerbissen für die Habessinier ist rohes Ochsenfleisch. Jünglinge beirathen im 14., Mädchen im 10. J. Obgleich Habesch ein christliches Land ist, so ist die Polygamie doch sehr gewöhnlich. Die meisten mühsamen Geschäfte in und außer dem Hause fallen den Weibern zu. In Hinsicht der Cultur sind die Provinzen sehr verschieden; einige sind gut angebaut und bringen reichen Ertrag, andere werden nachlässig bestellt und bewässert. Handwerke, Manufakturen und Fabriken findet man nur wenige und in einem unvollkommenen Zustande. Ein so großes und ergiebiges Land könnte bedeutenden Handel treiben; diesem stellen sich aber jetzt manche Schwierigkeiten entgegen. Es besitzt keinen Hafen am rothen Meere, dem es leicht und sicher seine Erzeugnisse zuführen könnte; kein schiffbarer Fluß erleichtert die Verbindung, keine gebahnte Straße. Fortwährende Kriege und Unruhen im Innern des Landes stören den Verkehr. Statt Geld nimmt man Stücke Steinsalz, Korallen, grobes, baumwollenes Tuch ꝛc. Der Hauptplatz für den Handel mit dem Auslande ist Massuah. Der Handel ist in den Händen der Juden, Armenier und Türken. Die herrschende Religion ist die christliche, nach den Begriffen des arabischen Hauptstammes der Einw. eigenthümlich modificirt. Sie

haben mehre Gebräuche, die sich auch im Judaismus finden, wahrscheinlich nur zufällig, da jene Sitten in der gemeinschaftlichen Gewohnheit und Denkweise vieler morgenländ. Völker zu suchen sind. Knaben und Mädchen werden beschnitten, die Mosaischen Verbote in Rücksicht der Speisen und Reinigungen beobachtet, der Sabbath wird gefeiert, wie dieß noch in mehren Gemeinden im 5. Jahrh. geschah. Die Altäre haben die Gestalt der jüdischen Bundeslade. Im Glauben folgen die Habessinier dem monophysitischen Lehrbegriffe (s. Monophysiten); beim Gottesdienste brauchen sie die Bibel und auch die apokryphischen Bücher in der Tigre- oder Gheesprache, welches ihre Bücher- und Urkundensprache ist; Taufe und Abendmahl verrichten sie nach Art der griech. Kirche, mit der sie auch Fasten und Festtage gemein haben, und bedienen sich nur am Gründonnerstage des ungesäuerten Brotes. Eigen ist es ihnen, daß die Vornehmen größere Stücke Brot beim Abendmahl erhalten, und Niemand vor dem 25. J. zu diesem Sacramente zugelassen wird, weil sie behaupten, daß Niemand vor diesem Alter eine eigentliche Sünde begehen könne, und daher selig werde, wer früher stirbt. Die Todten halten sie für unrein und eilen mit ihrer Beerdigung. Ihre kleinen, runden, mit kegelförmigen Strohdächern bedeckten Kirchen stehen auf Hügeln, von Cedern umgeben, in der Nähe fließenden Wassers; inwendig hängen sie voll schlechter Gemälde. In diesen Kirchen muß, wie in den griechischen, Jedermann stehen, die Schuhe müssen vor der Thür abgelegt und jede Unreinigkeit muß vermieden werden; auch wer vorbeireitet, muß absteigen und eine Strecke zu Fuß gehen. Der Gottesdienst besteht nur im Vorlesen biblischer Stellen und Austheilen des Abendmahls; von Predigt und Kirchengesang weiß man nichts. Die meist sehr unwissenden Geistlichen sind verheirathet, und werden an dem Kreuze erkannt, daß sie beim Ausgehen in der Hand tragen und zum Küssen darbieten. Das Oberhaupt der habessinischen Kirche heißt Abuna (unser Vater) und wird gewöhnlich aus koptischen Priestern gewählt, da Habesch mit den Kopten in Kabira Gemeinschaft hält. Der Abuna ordinirt durch Anblasen und Kreuzmachen, und lebt von den Gebühren für diese Ordination und dem Ertrage einiger Ländereien. Unter ihm stehen die Kamosats oder Oberpriester der Weltgeistlichen, die Schriftgelehrten und die Mönche. Diese geben vor, vom Orden des heil. Antonius zu seyn, und gehören zwei verschiedenen Brüderschaften an. Die von der Stiftung des Abts Terla Haimonat, der das Mönchsleben um 620 in Habesch ordnete, ist die ansehnlichste und hat mehre, von unverheiratheten Mönchen bewohnte, wohlbegabte Klöster, die ein gemeinschaftlicher Superior regiert. Die Klöster von der Stiftung des Abts Eustasius bestehen aus Hütten um eine Kirche her, in denen die Mönche meist mit Weib und Kind wohnen und sich von Ackerbau und Handel nähren. Diese Brüderschaft hat zwar Aebte, doch kein gemeinschaftliches Oberhaupt. Beide Arten von Mönchen, sowie die weniger zahlreichen Nonnen, die sich an keine Clausur binden, ziehen umher, handeln auf Märkten und scheinen das Gelübde der Keuschheit wenig zu achten. Im Ganzen hat die habes. Geistlichkeit weder ausgezeichnete Kleidung noch besondere Vorrechte.

Habessinien ist in folgende Reiche getheilt: a) Tigre, in Mittel-Habesch, dessen Ras zu Antala residirt. b) Die Landschaft Amhara, unter dem Guro der Gallas, im westlichen Theile des Landes, mit der Hauptstadt Gondar. c) Das Reich der Gallas in den beiden südlichen

Provinzen Efat und Schoa. d) Die Küste Habesch, am rothen Meere von Arkiko bis Babel-Mandeb und die Prov. Dankali werden meist von Arabern bewohnt. Im Innern leben viele unabhängige Negerstämme, meistens zu den Danokils gehörig. Habesch ist das alte Aethiopien und dessen Geschichte im Alterthume ist die von Habesch. Die mythische Sage der Einw. nennt als ersten König von Habesch Menilebek und gibt ihn für einen Sohn der Königin von Saba und Salomo's aus. Die ersten christlichen Könige waren 2 Brüder, Abreha und Azbeha i. J. 330 n. Chr. Im Jahr 522 zerstörte der König Elesbaan von Habesch das Reich der Homeriten in Arabien. Die Königin Efat ließ 960 alle Glieder des regierenden Fürstenstammes umbringen und erhob ihren Sohn auf den Thron, der die zagäische Dinastie gründete. Ein König derselben, Lalibala, ließ viele Kirchen in Felsen aushauen. Die alte Salomonische Dynastie erhob sich indeß 1268 wieder, da ein Sprößling dieses Stammes dem allgemeinen Blutbade der Efat entkommen war und ein Nachkomme desselben, Ikon Amlak, sich auf den Thron schwang, welcher Stamm auch jetzt noch, doch nur dem Namen nach, regieren soll, da sich zufolge einiger Nachrichten, außer dem Königsstamme, die mächtigsten Statthalter Habesch's unabhängig gemacht haben. Immerwährende Unruhen im Innern und Kämpfe mit den Bewohnern der muhammedanischen Provinz Adel und den Gallas, einem Nomadenvolke, wozu noch im 16. Jahrh., als die Portugiesen sich dort 1520 ansiedelten Religionsstreitigkeiten kamen, zerstörten den Flor des Landes; die Portugiesen, von der Regentin Helena 1516 im Namen des minderjährigen Königs David II. zu Hülfe gerufen, befreiten dasselbe von den Anfällen der Feinde, gründeten eine Colonie, und die Jesuiten verdrängten nach und nach den damals herrschenden Cultus der alexandrinischen Kirche und führten den römischen Cultus dafür ein. König Zera-Jakob oder Konstantin, der 1434—68 regierte, schickte sogar einige Abgeordnete auf die Kirchenversammlung zu Florenz. Unter Aznaf-Sageb (Claudius regierte 1540—59) lebte der Portugiese Christoph de Gama daselbst und verband sich mit dem König zum Schutz gegen dessen Feinde. Auch vertheidigte sich jener König in einem selbstverfaßten Glaubensbekenntniß gegen den Vorwurf der Jesuiten, die ihn des Judaismus beschuldigten. Za Denghal (1595—1604) und vorzüglich Socinios (Susneus, reg. 1605—32) überließ sich ganz dem Einfluß des römischen Stuhls, ja nahm sogar den Portugiesen Mendez als römischen Patriarchen auf. Sein Sohn Facilides (Basilides) aber (reg. 1632—65) ließ den Patriarchen sammt seinem Anhang schnell über die Grenze schaffen, da sie sich durch Wiederholung der Taufe und Priesterweihe die Geistlichen, und durch Eingriffe in die Rechte des Königs auch diesen zu Feinden gemacht hatten; seitdem ist es den Jesuiten nicht wieder möglich gewesen, in Habesch festen Fuß zu fassen. Unter König Joas (1753—69) wurden die Gallas die mächtigste Hofpartei und entzündeten einen Bürgerkrieg, der die Folge hatte, daß der Statthalter von Tigré, Susul Michael, die erste Staatswürde eines Ras erhielt, welchen Titel in der Folge jeder Statthalter annahm. Dieser Susul Michael verschaffte dem berühmten Reisenden Bruce die Gunst des Königs, Tekla Haimanot II., der 1769 nach Joas regierte, und ihm nicht allein Sicherheit des Reisens gewährte, sondern ihm auch eine Hofbedienung gab und die Statthalterschaft über Ras el Fil ertheilte. Als im Jahre 1809 u. 10 der

Engländer Salt Habesch besuchte, regierte König Aito Egwala Sion, der mit noch mehren Prätendenten im Bürgerkriege begriffen war. Im Westen von Habesch, auf der Bergkette von Samen, hat sich sei früherer Zeit ein Staat der Juden, von 100 000 streitbaren Männern, erhalten. Sie nennen sich Falaschas (Exulanten), haben ihren eigenen König und besondere Regierungsform, bei der sie vom Negus gegen gewisse Abgaben geschützt werden; aber nicht mehr einige Könige. Bruce fand daselbst einen jüdischen König Gideon und eine Königin Judith; die Bevölkerung an streitbaren jüdischen Männern gibt er auf 100.000 an. S. Henry Salt, „Voyage to Abyssinia in the years 1800 and 1810" (Lond. 1814, 4.). Salt begleitete den Lord Valentina.

Habicht, 1) Raubvogel, ein zahlreiches, über die Erde verbreitetes Geschlecht, um die überflüssige kleine animalische Thierwelt in der Luft und auf der Erde zu vermindern, und zu verhüten, daß die Luft durch faulende Aeser nicht zu stickstoffhaltig werde. 2) Eine Art eßbarer Erdschwämme, die wie viele in einander gesteckte Dütchen aussehen, fahl und grau von Farbe sind und in Eichenwäldern häufig wachsen.

Habil, geschickt, gewandt, tauglich. Die Habilität, Geschicklichkeit, Gewandtheit, Tüchtigkeit; sich habilitiren, seine Tüchtigkeit, seine Geschicklichkeit zum Lehramte bewähren, wird auf Universitäten von Denen gesagt, welche durch öffentliche Disputation sich das Recht, akademische Vorlesungen zu halten, erwerben.

Habsburg (so v. w. Habichtsburg), Burgtrümmer im Schweizer Canton Aargau, am rechten Ufer der Aar, Stammhaus des östreich. Kaiserhauses. Am Fuße des Wülpisberges, jenseits der Aar, das Habsburger- oder Schinznacher-Bad. Vergebens hat man versucht, die Geschlechtstafel des berühmten Geschlechts der Habsburger bis zu den Römern hinauf zu leiten, als Stammvater desselben wird vielmehr mit Wahrscheinlichkeit Ethiko I., Herzog von Elsaß, im 7. Jahrh. genannt; indessen gewinnt die Genealogie dieses Hauses erst mit Guntram dem Reichen, Grafen von Elsaß und Breisgau, im 10. Jahrh. einen geordneten Gang. Dessen Enkel, Radeboto, erbaute etwa um das Jahr 1000, von seinem Bruder Werner, Bischof von Strasburg, mit Geld unterstützt, die Burg Habsburg, und dessen Bruders Sohn und Erbe, Werner II., schrieb sich um 1075 zuerst nach ital. Sitte Graf von Habsburg, wie eine Urkunde im Kloster Muri besagt. Werners Söhne, Otto II. (ermordet um 1111) und Adalbert, waren zugleich Grafen von Elsaß. Ein Urenkel Werners II., Adalbert III. oder der Reiche (st. 1199), vermehrte die Besitzungen des Hauses, erhielt vom Kaiser Friedrich I. die Grafschaft im Zürichgau und nannte sich zuerst Landgraf von Elsaß. Seinen Sohn, Rudolf II., nahm Unterwalden (1172) auf eine bestimmte Zeit zum Schirmvoigt an; jedoch gelang es ihm nicht, wie er wollte, das Amt als erblicher Landvoigt über Uri, Schwyz und Unterwalden zu bekommen, obgleich ihm Otto IV. dasselbe verliehen hatte. Dagegen besaß er um 1200 die Grafschaft im Aargau, die Schirmvoigtei über das Stift Seckingen (dem das Land Glarus und die Herrschaft Laufenburg unterworfen waren), die Kastenvoigtei vom Kloster Murbach (das Rechte auf Luzern gab). Durch seine Söhne, Albert IV. den Weisen und Rudolf III. den Schweigenden, wurden die habsburgischen Besitzungen getheilt, letzterer erhielt als jüngerer Bruder die Besitzungen im Breisgau, die Grafschaften Kleigau, Rheinfelden und Laufenburg. Später spaltete sich diese Linie

wieder in 2 Linien, von der die ältere, die Grafen von Laufenburg, 1408 ausstarb und nur im Hause Fielding in England in weiblicher Linie fortdauert, die jüngere aber, die Grafen von Kyburg, 1415 gänzlich erlosch. Der Hauptstamm grünte dagegen, durch den bereits genannten Albert IV. gestiftet, fort. Durch seine Gemahlin, Hedwig, Tochter Ulrichs, Grafen von Kyburg, Lenzburg und Baden, der von den Herzogen von Zähringen abstammte, war Albert IV. auch mit Kaiser Friedrich II. verwandt. Unter diesem Kaiser focht er in Italien und zog als Kreuzfahrer gegen Palästina. Seinen Bruder Rudolf setzte er zum Vormund über seine Kinder, schloß Frieden mit seinen Nachbarn, und schiffte sich, von 30 Baronen begleitet, zu Marseille ein. „Bedenkt immer", sprach er beim Abschiede zu seinen Söhnen, „daß die Grafen von Habsburg ihren hohen Ruhm nicht durch Betrug, Uebermuth und Selbstsucht erworben haben, sondern durch Muth und Aufopferung für das gemeine Beste. Folgt ihr diesem Beispiele, so werdet ihr die Güter und Würden eurer erlauchten Ahnen erhalten, ja noch vermehren!" Als er zu Akkon (St. Jean d'Acre) landete, war schon Waffenstillstand mit den Saracenen geschlossen; bald nachher starb er, ein Opfer des Klima (1240) zu Askalon. Durch dessen Sohn, Rudolf von Habsburg (s. d.), der seinem Hause bedeutende Erwerbungen machte und so im Ansehen stieg, daß er 1293 zum deutschen Kaiser erwählt ward, erhielt Habsburg hohen Glanz. Rudolf benutzte die ihm als Kaiser gewordene Macht, um seinem Stamme Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain zu erwerben, und hinterließ seinem Sohne, nachmaligem Kaiser Albrecht I., bei seinem Tode 1393, außer den deutschen Besitzungen, in der Schweiz einen Theil der Grafschaft Aarau, ferner Zug, Lenzburg, Kostingen, Aarau, Baden, Kyburg, Winterthur, Grüningen, Glarus, Luzern und Freiburg, sammt mehren zerstreuten Gerechtsamen. Diese Länder wollte Albrecht zu einem Fürstenthume vereinigen; er setzte daher Vögte in Schwyz, Uri und Untere walden, wo er nach Adolfs von Nassau Besiegung die kaiserl. Rechte ausübte, ein, und beabsichtigte die Schweizer durch Bedrückungen geschmeidig und dem Hause Oestreich zu huldigen geneigt zu machen, reizte sie aber dadurch vielmehr sich zu erheben. 1307 schlossen die genannten 3 kleinen Provinzen den Schweizerbund, den Albrechts Ermordung in dem folgenden Jahre und die kriegerischen Ereignisse unter seinen Söhnen und Nachfolgern, Friedrich und Leopold, zu stören hinderten. Während dieser Unruhen und hauptsächlich während der Kriege Herzogs Leopold v. Oestreich gegen den Schweizerbund, gingen schon mehre habsburgische Besitzungen in der Schweiz verloren. Dieß fand noch mehr Statt, als 1351 Zürich der schweizerischen Eidsgenossenschaft beitrat, denn bald folgte Zug, Glarus, Luzern diesem Beispiele, und das habsburger Ansehen sank in der Schweiz immer mehr. Immerwährende, nur von kurzen Waffenstillständen unterbrochene Kriege und Niederlagen der Oestreicher, trugen dazu nicht wenig bei. Als 1415 Papst Johann XXIII. den Bann und Kaiser Sigismund die Acht gegen Herzog Friedrich von Oestreich aussprachen, ging vollends der Kern der habsburgischen Besitzungen in der Schweiz verloren und 1418 leistete dieß Haus auf allen Besitz in der Schweiz, mit Ausnahme von Freiburg im Uechtlande, Winterthur, Thurgau mit Rapperswyl, dem Frickthal, Laufenburg und Rheinfelden, Waldshut und Seckingen, Verzicht, und selbst Freiburg ging dem Hause Habsburg 1450 und Rapperswyl 1460 verloren, 1467 verkauften die Habsburger

das nun nicht mehr zu behauptende Winterthur an Zürich, und 1474 trat unter franz. Vermittelung Herzog Sigismund alle habsburgische Besitzungen in der Schweiz, außer dem Frickthal mit Laufenburg und Rheinfelden, an die Eidsgenossenschaft ab. Diese Besitzungen behauptete dagegen das Haus Habsburg bis 1802, wo es dieselben im Frieden von Luneville ebenfalls an die Schweiz abtrat. Während dieser Zeit ward das Haus Habsburg, jetzt richtiger Haus Oestreich genannt, eins der ersten in Europa. Seit der Wahl Albrechts II. von Oestreich zum Kaiser blieb die Kaiserkrone (nur mit Ausnahme Karls VII. v. Baiern) stets bei dem Hause Habsburg. Kaiser Maximilian erlangt durch Heirath mit Maria, Erbtochter von Burgund, den größern Theil von diesem großen Herzogthume; Philipp, dessen Sohn, durch Heirath mit Johanna von Spanien die Krone dieses Reichs, die dessen Sohn, Karl V., mit der deutschen Kaiserkrone verband. Zwar spaltete sich schon um diese Zeit das habsburgische Besitzthum in 2 Hälften, von denen die eine Spanien und die Niederlande, die andere Deutschland befaßte; allein unter Ferdinand I. kam Böhmen und Ungarn an Oestreich. Die Macht dieses Hauses in dem eigentlichen Oestreich wurde durch das Aussterben der Nebenlinien noch vermehrt, und später machte dieß Haus auch in Italien bedeutende Erwerbungen. Zwar setzte der 30jährige Krieg der Ausbreitung der Macht Habsburgs Grenzen, und auch Spanien mußte es nach dem erfolglosen span. Erbfolgekriege an die Bourbons abtreten, indessen erhielt die Hauptlinie die Niederlande und ward auch durch andere Abtretungen einigermaßen entschädigt. Mit Karls VI. Tode erlosch 1740 der habsburgische Mannsstamm; indessen ward seine Tochter, Maria Theresia, zum Erben erklärt, und trotz der Angriffe der wichtigsten europäischen Mächte blieb sie und ihr Gemahl, Franz von Lothringen, welcher ein neues lothringisches-östreichisches Haus stiftete, in dem Besitz der meisten derselben. Das letztere blüht noch jetzt in dem östreich. Kaiserstamme.

Habsucht ist die unersättliche Begierde, das in seinen Besitz zu bringen was Genuß verspricht. Sie ist also eine Leidenschaft, welche die Gegenstände des Eigenthums betrifft, der Genuß aber, welche dieselbe im Auge hat, ist nicht die bloße Vorstellung des Eigenthums, wie beim Geiz; er liegt vielmehr in der Thätigkeit des Erlangens selbst, in der Benutzung und Anwendung, und es kann der Habsüchtige daher sogar Verschwender seyn. Hieraus leuchtet die große Verschiedenheit zwischen Habsucht und Geiz ein; und wenn man daher im allgemeinen und unbestimmten Sinne Geiz überhaupt das leidenschaftliche Streben nennt, mehr zu haben als man bedarf, so ist doch der Geiz im engen Sinne, welchen Einige mit Kargheit gleichbedeutend setzen, mehr passiver, die Habsucht mehr activer Natur; jener will zunächst erhalten, sich im Besitze behaupten, und wenn er mehr wünscht als er besitzt, es nur besitzen, ohne es auch anzuwenden; diese will zunächst ihren Wirkungskreis erweitern, um ihre Kraft, Gewalt zu üben, oder den Besitz auf irgend eine Weise anzuwenden. Der Geiz gibt nicht gern; die Habsucht nimmt sich gern. Der Geiz ist immer mit Furchtsamkeit, Aengstlichkeit verbunden, die Habsucht ist kühn, gewaltsam, öffentlich, vornehmlich wenn sie sich mit Herrschsucht verbindet und fremdes Eigenthum an sich reißt, um damit die Diener ihrer Macht geneigt zu machen. Der Jüngling pflegt mehr habsüchtig zu seyn als der Greis; dieser aber ist mehr als jener zum Geiz geneigt. Da die Thätigkeit des Erlangens verschieden seyn kann bei der Habsucht,

so kann man auch die Erwerbsucht, welche sich der redlichen Mittel bedient, Etwas in Besitz zu bringen, und die Gewinnsucht, welche auch unerlaubte anwendet, und vorzüglich vom Glück ihr Heil erwartet, ja sogar die Bettelsucht, welche durch den Schein der Bedürftigkeit Etwas zu erlangen sucht, alle Arten der Habsucht ansehen.

Hackbord, der äußerste oder oberste Theil am Hintertheile eines Schiffes, der gemeiniglich aus Bildhauerarbeit oder Schnitzwerk besteht und die sinnbildliche Figur trägt, von der das Schiff den Namen führt. Auf dem Hackbord fahren, heißt, dicht hinter einem andern Schiffe fahren.

Hackert (Philipp), ein großer, zu Prenzlau im Brandenburgischen 1737 geborner Landschaftsmaler, dessen Familie dem Gewerbe nach freilich früher eine Malerfamilie war, aber erst durch ihn und seine Brüder Johann (st. 1779 zu Bath in England, ausgezeichnet als Thiermaler), Wilhelm (st. 1780 in Rußland), Karl (st. zu Lausanne 1800) und Georg, Kupferstecher von Landschaften (st. 1805 zu Florenz), in der Kunstgeschichte sich einen berühmten Namen erwarb. Seinen ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater, erwarb sich dann unter Anleitung seines Oheims in Berlin viele technische Gewandtheit, bis endlich der Bildhauer Glumme seine großen Naturanlagen entdeckte und ihn bewog, sich höheren Gegenständen der Kunst zu widmen. Le Suer, Director der Berliner Akademie, bildete ihn ausschließlich zur Landschaftsmalerei, und Hackert verfertigte manches gelungene Werk nach den großen Meistern Claude Lorrain, Bergyem, Swanefeld u. m. A., bis sein Genius allmälig zu eigenen Originalien hinaufstieg. Durch Sulzer an den Baron Olthof in Stralsund empfohlen, reiste Hackert 1760 mit einer kleinen, durch anhaltenden Fleiß erworbenen Summe, nach der an Naturschönheiten reichen Insel Rügen, wo er seine Kunst fortsetzte, dann nach einiger Zeit Copenhagen besuchte und durch den Baron Olthof nach Paris gebracht wurde. Hier erwarb er sich besonders durch seine beliebten Genaue-Landschaften vielen Beifall und Gönner, sowie auch ein kleines Vermögen, welches ihn in den Stand setzte, mit seinem Bruder Johann 1768 die reizenden Gegenden des kunstliebenden Italiens zu bereisen. In Roms lehrreichem Aufenthalte suchten sich Beide völlig auszubilden, gingen dann 1770 nach Neapel. Philipp erhielt bei seiner Rückkehr nach Rom von der russischen Kaiserin Catharina den Auftrag, die zwei Treffen bei Tschesme darzustellen: sechs Gemälde, welche seinen Ruhm und seinen häuslichen Wohlstand begründeten. Graf Orlof ließ, um dem Künstler eine lebendige Anschauung von einem auffliegenden Schiffe zu geben, eine russ. Fregatte in die Luft sprengen, welches, in allen Tagesblättern Europa's vorher bekannt gemacht, nicht wenig dazu beitrug, Hackerts Ruhm von diesen Kunstschöpfungen zu verbreiten. Seit 1775 war er auf Reisen durch Italien und die romantisch-schöne Schweiz. 1782 durch den russ. Gesandten dem König von Neapel vorgestellt, gewann er bald, sowohl durch seine Kunst, als durch seinen Charakter, das volle Zutrauen dieses Monarchen, und wurde 4 Jahre später nebst seinem Bruder in Neapel in königl. Dienste genommen, Philipp in der Landschafts-, See- und Jagdmalerei, sein Bruder Johann aber als Landschaftskupferstecher. Als die Franzosen siegend in Neapel einrückten und die königl. Familie nach Sicilien floh, mußte auch der von den Republikanern und Royalisten angefeindete Künstler seine bisherige Wohnung im königl. Palaste verlassen. Großen Verlust erleidend, flüchtete er sich

nach Florenz, wo er 1808 ein schönes Landhaus kaufte, und ganz seiner Kunst lebte. Ein Schlagfluß raubte ihm 1805 zu Florenz das Leben. Hackert hat die Prospektmalerei auf einen so hohen Grad von Vollkommenheit gebracht, daß es unmöglich scheint, den realistischen Forderungen mit geringerem Nachtheile für die Kunst besser Genüge zu leisten, als es in seinen Bildern geschieht. Mit unendlicher Treue und Wahrheit stellte er uns die Gegenden von Rom, Tivoli, Neapel u. s. w. vor Augen; der Beschauer erhält Rechenschaft vom geringsten Detail, und doch ist Alles ohne ängstliche, kleinliche Mühe, meisterhaft sicher, ja sogar mit Leichtigkeit vorgetragen. Diese Vorzüge werden noch durch sein harmonisches und kräftiges Colorit gehoben. Auf Erfindung machen indeß seine Werke keinen Anspruch, aber in Nachbildung der Gestalt und des Verhältnisses der Gegenstände, sowie in Andeutung des Charakters der verschiedenen, ihn einem Gemälde befindlichen Gegenstände durch Gestalt und Umrisse erreichen in Wenige. Hackerts große Anzahl Oelgemälde, viele Gouachen und beinahe unzählige Sepiazeichnungen sind durch ganz Europa verbreitet. Auch zum Bilderrestauriren hatte Hackert ein ausgezeichnetes Talent. Seine Schrift über diesen Gegenstand hat Riebel in Dresden 1801 aus dem Italienischen verdeutscht. Die theoretischen Bruchstücke dieses berühmten Künstlers über Landschaftsmalerei hat uns Göthe mitgetheilt.

Hades, s. Pluto.

Hadrianus (Hadrian, P. Aelius), Trajan's Nachfolger in der römischen Kaiserwürde, zeigte früh große Talente, erwarb sich in Künsten und Wissenschaften Fertigkeiten, und sprach schon in seinem 15. Jahre die griechische Sprache so vollkommen, daß man ihn den jungen Griechen nannte. Sein Gedächtniß soll so außerordentlich gewesen seyn, daß er ein Buch nur ein Mal zu lesen brauchte, um auswendig zu wissen, und daß er alle seine Soldaten namentlich kannte. Dabei war er Redner, Dichter, Grammatiker, Philosoph, Mathematiker, Arzt, Maler, Musiker und sogar Astrolog. Aber diese großen Eigenschaften waren mit gleich großen Fehlern gereinigt, sodaß Trajan, unter dessen Vormundschaft er stand, ihn nie lieb gewann. Seine Erhebung auf den Thron verdankte er der Gemahlin Trajan's, Plotina, welche den Tod des Kaisers so lange verheimlichte, bis sie ein erdichtetes Testament unterschoben, in welchem Hadrian von Trajan adoptirt und zum Nachfolger ernannt wurde, und bis sie durch Bestechungen die Truppen für ihn gewonnen hatte. Erst als dieß gelungen war, meldete Hadrian von Antiochien aus den Tod des Kaisers nach Rom, gab vor, daß ihm die Krone aufgedrungen worden, und versprach dem Senate eine gute Regierung, den Prätorianern aber ein doppeltes Geschenk. Nachdem er so 117 nach Chr. den Kaiserthron bestiegen hatte erschien er in Rom und fing an, durch milde Verfügungen die Liebe des Volks zu gewinnen. Bald aber zeigte er seinen feigen, wollüstigen und mißtrauischen Charakter. Unter andern kaufte er den in Illyrien eingefallenen Sarmaten und Roxolanern durch einen Tribut den Frieden ab. Von 120—131 machte er die berühmte Reise durch alle Provinzen des römischen Reichs, und zwar, wie erzählt wird, wahrscheinlich aus einer philosophischen Sonderbarkeit, zu Fuß und mit bloßem Kopfe. In Aegypten verlor er seinen geliebten Antinous, über dessen Tod er lange untröstlich war. Während seines 2jährigen Aufenthalts zu Athen hatte er auf der Stelle des zer-

störten Jerusalems eine Colonie von römischen Soldaten angelegt, auf der Stelle des Salomonischen Tempels aber einen Tempel des Jupiter Capitolinus erbaut, worüber unter den Juden eine fürchterliche Empörung ausbrach, welche dritthalb Jahr dauerte. Athen verschönerte er ebenfalls mit Gebäuden, und baute den, 360 Jahre vorher angefangenen Tempel des olympischen Jupiter völlig aus. Hadrianus starb zu Bajä 138, im 62. Jahre seines Alters und 21. seiner Regierung. Er beförderte Literatur und Kunst, stiftete auf seinen Reisen manches Gute, veranlaßte das Edictum perpetuum, gab Gesetze gegen die Verschwendungen und die Härte des Sklavenhandels, verbot Menschenopfer und für die Männer und Weiber gemeinschaftlichen Bäder ꝛc. Ihm folgte Antonin der Fromme.

Hadrianus. Sechs Päpste dieses Namens. Der erste, ein Römer, regierte von 772—795, war Zeitgenosse und Freund Karls d. Gr., der ihn für standhafte Vertheidigung seines Rechts auf die fränkische Krone gegen den longobardischen König Desiderius 774 mit seinem Heere schützte und Pipins Schenkung bestätigte. (Vgl. Kirchenstaat.) Was ihm Karl dazu schenkte, ward jedoch, da italienische Fürsten nach mehrmaligen Römerzügen dieses Königs im Besitz blieben, erst 787 seyn. Durch Bestätigung der für die Bilderverehrung auf dem Concilium zu Nicäa 786 gefaßte Beschlüsse gab Hadrian dem dagegen eingenommenen Karl Anlaß zur Unzufriedenheit, und dieser ließ auf der Synode zu Frankfurt a. M. 794 jene Beschlüsse verwerfen. Dennoch wußte Hadrian den König bei Widerlegung der frankfurter Beschlüsse so geflissentlich zu schonen, daß derselbe sein Freund blieb und ihm nach dem Tode 795 eine im Vatican noch aufbehaltene Grabschrift widmete. So wenig dieser Papst gelehrter Theolog war, erwarb er sich doch durch seinen strengen Wandel und kräftigen Charakter große Achtung, die er zur Erweiterung seiner Macht mit geschmeidiger Klugheit benutzte. — **Hadrianus II.**, ein Römer, wurde als ein wegen seiner Tugenden geschätzter Greis von 75 Jahren 867 Pabst, und berühmt durch seine standhafte Verweigerung der Ehescheidung des Königs Lothar II. von Lothringen von seiner Gemahlin Thietberga. Durch Einmischung in den Erbfolgestreit nach Lothars Tode zwischen Karl dem Kahlen und Kaiser Ludwig zog er sich des Erstern Feindschaft zu und kämpfte sowohl in Frankreich, wo man wider seinen Willen den Bischof Hinkmar von Laon absetzte, als auch gegen den Patriarchen Photius von Konstantinopel, den er mit dem Kirchenbann belegte, besonders wegen der kirchlichen Jurisdiction über die Bulgarei mit geringem Glück für das Ansehen seines Stuhles, da die griechische Kirche ihre Unabhängigkeit gegen ihn behauptete und sich Bulgarien unterwarf. Er st. im Streite mit ihr 872. — **Hadrianus III.**, ein Römer, 884 gewählt, war nur 1 Jahr und 4 Monate Papst. Er widersetzte sich dem Einflusse des Kaisers auf die Papstwahl und wollte, wenn Karl der Dicke unbeerbt stürbe, Italien einen eigenen König geben. — **Hadrianus IV.**, ein Engländer, Namens Nicolaus Breakspear, war als armer Mönch durch seinen hervorstechenden Geist bis zum Cardinal und Legaten im Norden gestiegen, wo er in Drontheim das erste norwegische Erzbisthum errichtete Upsala zum Erzbisthum erhob. Als Papst, seit 1154, führte er einen unglücklichen Krieg gegen den König Wilhelm von Sicilien, der sich im Frieden, 1156, das in der sogenannten Monarchiae Siciliae noch bestehende Vorrecht ausbedung, Nichts ohne

königlichen Willen in Kirchensachen zuzulassen. Kaiser Friedrich I., der ihm vorher den Steigbügel gehalten und den 18. Juni 1155 von ihm zu Rom gekrönt worden war, mißbilligte diesen Frieden mit seinem Feinde Wilhelm; Hadrianus steigerte die Erbitterung durch die übermüthigste Sprache in seinen Briefen an den Kaiser und hetzte die Lombarden wider ihn auf, dagegen Friedrich in Kirchensachen eigenmächtig handelte, als ob kein Papst wäre. Vor Beilegung dieser Händel starb Hadrianus den 1. Sept. 1159 zu Anagni. Merkwürdig ist die Erlaubniß, die er dem Könige Heinrich II. von England zu einem Einfalle in Irland unter der Bedingung gab, daß von jedem Hause auf dieser Insel dem römischen Stuhle jährlich 1 Denar entrichtet werde, weil alle Inseln diesem Stuhle gehörten. Darauf gründete spätere Päpste Ansprüche auf Irland. — Hadrianus V., vorher Ottoboni von Fiesco aus Genua, hatte als päpstlicher Legat den Streit des Königs Heinrich III. von England mit seinen Großen zu dessen Gunsten beigelegt, starb aber 1176 kurz nach seiner Erwählung zum Papst — Hadrianus VI., Sohn eines Handwerkers in Utrecht und Professor in Löwen, seit 1507 Lehrer und Erzieher des nachmaligen Kaisers Karl V., bewirkte 1515 als Gesandter K. Maximilians bei Ferdinand dem Katholischen, daß dieser den jungen Karl zu seinem Thronfolger in Spanien erklärte, worauf er 1516 Bischof von Tortosa und Regent von Spanien, 1517 auch Cardinal wurde. Die Spanier waren mit seiner strengen, oft einseitigen Staatsverwaltung nicht zufrieden und daher froh, als er auf Karls V. Betrieb 1522 zum Papst gewählt wurde. Auch in Rom konnte sein Eifer in Abschaffung alter Mißbräuche, sein Widerwille gegen das classische Alterthum und sein wohlgemeintes Vorhaben, den römischen Hof selbst zu reformiren, namentlich die herrschende Verschwendung, der Aemterhandel und das Ablaßwesen abzustellen, ihn nicht beliebt machen. Diese Reform vereitelten die Cardinäle; auch hätte sie den Fortgang der deutschen Reformation nicht aufgehalten. Hadrianus trat mit Klagen und Drohungen dagegen auf, suchte sogar Erasmus und Zwingli gegen Luther aufzuregen, richtete aber um so weniger Etwas aus, da sein beschränkter Geist der großen Zeit, in der er regierte, nicht gewachsen war. Auch seine politischen Maßregeln gegen Frankreich waren Fehlgriffe, und ungeachtet seines redlichen Willens und aufrichtigen Charakters starb er 1523 nach anderthalbjähriger Regierung unbetrauert. Daß diese die unglücklichste Zeit seines Lebens gewesen war, gestand er selbst.

Hadschi (Hadji), heißt bei den Türken ein nach Mekka wallfahrender Pilger, auch Derjenige, welcher die Wallfahrt dahin gemacht hat, welche Personen, obgleich diese Wallfahrt durch die Religion vorgeschrieben ist, bei den Türken wenig in Ansehen stehen, weil auf einer solchen Reise vielerlei Unfug getrieben wird, und die Pilgrime gewöhnlich schlechtere Sitten mit nach Hause bringen, weßhalb auch viele Türken diese Bethfahrt nicht selbst verrichten, sondern sie, da die Religion ihnen diese Freiheit verstattet, durch Andere verrichten lassen; 2) die griechischen und armenischen Christen, welche nach dem heil. Grabe zu Jerusalem gewallfahrtet sind.

Hafen, ein Ort, wo ein Schiff am Meeres- oder Flußufer in Sicherheit liegen kann, in Folge der Lage des Orts, der Dämme, welche den Hafen einschließen, sowie des Leuchtthurms und der Ketten, womit er versehen ist. In den Häfen müssen Krahne und Hebezeuge zur Aus-

und Einschiffung der Waaren bei der Hand seyn und jedes Schiff einen bequemen Landungsplatz haben, zum Zugange für die Mannschaft. Daher hat ein Hafen hin und wieder Brücken und Dämme. Ist der Hafen nicht überall von gleicher Tiefe, so legt der Hafenmeister die tiefgehende Schiffe dahin, wo der Hafen am tiefsten ist. Ein Hafen bedarf Werfte, Docken und Zimmerplätze zu Bauten und Reperaturen der Schiffe, Speicher und Packhöfe für Waaren, Werkstätten und Wirthshäuser zur Annahme der Seeleute.

Haff, in einigen Marschgegenden überhaupt der unbegrünte kahle Vorgrund, welcher sich von der Ebbe an bis auf die höchste Fluth erstreckt, und in andern Gegenden Waat oder kahle Watt heißt; auch ein seichter Ort im Wasser, wodurch man waden kann; 2) Name von drei großen Landseen mit süßem Wasser und starken nach der Ostsee ausgehenden Strom in Preußen.

Hafiz (Muhammed Schemseddyn), einer der berühmtesten persischen Dichter, geb. zu Schiras zu Anfange des 8. Jahrh. der Hedschra (14. Jahrh. n. Chr.), blühte zur Zeit, als Tamerlan den Schach Mansor besiegte. Die Fürsten des Morgenlandes wetteiferten, sich von ihm in seinen Gedichten besingen zu lassen, allein vergebens strebte Tamerlan, gleiche Gunst von ihm zu erlangen. Taub gegen die Anträge dieser Art, erhob er dagegen in einem neuen Gedichte die Freigebigkeit und die edlen Eigenschaften seines alten Herrn. Auch in andern Wissenschaften erfahren, lehrte er die Rechte und Grundsätze seiner Religion in öffentlichen Schulen. Er starb im J. d. H. 791 (1389 n. Chr.). In seinem Leben galt er bei Vielen für einen Christen; indeß wird seine Grabstätte bei Schiras von frommen Moslemin mit Ehrfurcht betrachtet. Hafiz's Poesien (Oden und Elegien, nach seinem Tode in einem Divan gesammelt, der 1791 zu Calcutta persisch erschien) zeichnen sich durch Feinheit und Lieblichkeit aus. Es duftet der Moschus, es säuselt der Zephyr, es rinnen die Becher; Wein, Liebe, Rose und Nachtigall geben den Stoff zu den niedlichsten und Wollust athmenden Dichtungen her. Feridun, Surury, Sudi u. A. haben sich um die Erörterung ihres geheimen Sinnes Verdienst erworben. (S. Sufismus.) Früher waren von verschiedenen Orientalisten, wie Jonas Friedel, Nott, Hendley u. A., nur einzelne Gedichte mitgetheilt worden, bis Joseph von Hammer den ganzen Divan des Hafiz verdeutscht 1813 herausgab.

Hagedorn (Friedrich von). Dieser liebenswürdige Dichter wurde 1708 zu Hamburg, wo sein Vater dänischer Resident war, geboren. Schon im frühen Knabenalter gewann er die Poesie lieb. Seine erste literarische Bildung erhielt er im Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er sich im Studium der alten und neuern Classiker auszeichnete. Er besuchte hierauf die Hochschule zu Jena, sich den Rechtswissenschaften widmend. Während dieser Zeit gab er einige politische Abhandlungen im „Hamburgischen Patrioten" heraus, und wurde darauf Secretair beim dänischen Abgesandten, Freiherrn von Söhlenthal, in London, wo er sich bis 1731 aufhielt. Nach Hamburg zurückgekehrt, bekleidete er die Stelle eines Secretairs bei der englischen Court, einer Gesellschaft von Kaufleuten, deren Ursprung bis zum 13. Jahrh. hinaufreichen soll. Er verheirathete sich, lebte ein sorgenfreies Leben im Umgange mit den Wissenschaften und Musen, und starb 1754 an der Wassersucht. In seinem

Charakter herrschte eine seltene Humanität vor; Bescheidenheit, Mildthätigkeit, Liebe und Freundschaft, machten die Grundzüge desselben aus. Als Dichter erwarb sich Hagedorn besonders in der leichteren lyrischen Poesie, die er mit seltner Gewandtheit behandelte, großes Verdienst, und nicht wenige seiner Lieder, obgleich der Stoff hin und wieder von den Engländern und Franzosen entlehnt war, werden seinen Namen bei der Nachwelt erhalten. Minder glücklich zeigte sich im ernsten Gebiet der zum Frohsinn geschaffene Dichter. Einen ausnehmenden Fleiß verwandte er auf die Feile, sodaß Sprache und Versbau bei ihm in Hinsicht der Correctheit wenig zu wünschen übrig lassen. Die neueste Ausgabe seiner Poesie, bestehend aus Fabeln, Erzählungen, Lehrgedichten u. s. w., besorgte Eschenburg in 5 Theilen (Hamburg 1800), und begleitete dieselbe mit einer Lebensbeschreibung und Charakteristik des Dichters, sowie mit Auszügen des Hagedorn'schen Briefwechsels. — Christian Ludwig v. H., des Vorigen Bruder, geb. zu Hamburg 1712, studirte zu Altorf und Jena, wurd dann sächsischer Legationssecretair, dann geheimer Legationsrath und Director der Kunstakademien zu Dresden und Leipzig; st. zu Dresden 1780, hinterlassend: „Betrachtungen über die Malerei" (ein classisches Werk, voll unerschöpflichem Reichthum, voll Kritik und mannigfacher Wissenschaft) 2 Th. Leipzig, 8. (franz. von Michael Huber, ebend. 1775); „Lettre à un amateur de la peinture", Dresden 1755, 8.; „Briefe über die Kunst", nach seinen Tode, herausgegeben von Torkel Baden, Leipzig 1797, 8. Sein Versuch von charakterischen Köpfen und Landschaften, die er theils nach eigenen Erfindungen, theils nach andern Meistern geätzt hat, beweisen sein Talent auch in Ausführung der schönen Künste.

Hagel oder Schloßen sind Regentropfen (einzeln oder durch den Wind vereinigte), denen durch irgend eine Ursache der ihnen in tropfbarem Zustande zukommende Wärmestoff plötzlich entzogen ist, und die daher in Eisklumpen zusammenfrieren. Andere halten den Hagel für zusammen getriebenen und an einander geballten Schnee. Er verdankt seinen Ursprung schnelleren Abkühlungen der Atmosphäre als der Schnee; auch gehört er schon mehr zu den elektrischen Erscheinungen, wie er denn auch beinahe immer von Gewittern begleitet ist. Der Hagel ist selten im Winter, häufig im Sommer, gewöhnlich wenn nach einer drückenden Hitze das Wetter durch ein Gewitter plötzlich abgekühlt wird; selten oder nie fällt er bei Nacht. Die Größe der Hagelkörner ist sehr verschieden; man will sie von der Schwere eines Pfundes gesehen haben. Zuweilen ist der Hagel mit Regen vermischt. — In der letzten Zeit hat man, unter Voraussetzung von Mitwirkung der Elektricität bei der Hagelbildung, nach Analogie der Blitzableiter, auch auf Hagelableiter gedacht. Lichtenberg, nach ihm ein gewisser Seiferheld zu Schwäbisch-Hall und Andere, haben dazu Vorschläge gethan. Lichtenberg stellte den Satz auf, daß eine große aërostatische Maschine, mit metallenen Spitzen und Ableitungen versehen, in eine Gewitterwolke in die Höhe gelassen, von der man ein Hagelwetter befürchtet, diese so des elektrischen Stoffes entladen könnte, sodaß es zur Hagelbildung nicht käme. Praktisch ist aber dieser Gedanke nicht ausführbar. Seiferheld gründete zwar darauf den Vorschlag, durch Ableitestangen die Gewitterwolken so zu entkräften, daß dem Hagel dadurch vorgebeugt würde. Es würden aber deren sehr viele aufgestellt werden müssen, wenn sie von Erfolg seyn sollten, und

ein damit versehener großer Distrikt würde dann auch den Vortheil der Gewitterregen entrathen. Einzelne Felder und Fluren durch ähnliche Vorkehrungen zu sichern, ist ganz vergeblich, weil in der über sie hinweg ziehenden Wolke, die dadurch entladen werden sollte, die Hagelbildung schon erfolgt ist. Die Erfahrung bestätigt auch diese theoretische Ansicht vollkommen, denn obgleich die Hagelableiter letzterer Art in der Lombardei und Schweiz sehr wieder zur Sprache gebracht und empfohlen worden sind und obgleich Anfangs die Erfahrung ihren Nutzen zu bestätigen schien, indem die benachbarten Felder verhagelten, in denen aber, wo Hagelstangen standen, die Hagelkörner weich wie Schnee niederfielen, so traf bei Mailand ein Hagelwetter im J. 1824 gerade eine durch 420 Hagelstangen geschützte Flur und erwies so ihre Nutzlosigkeit. — An mehren Orten befinden sich Hagelversicherungsanstalten, namentlich in Leipzig und Halberstadt.

Hagen, Kreisstadt der preuß. Provinz Westfalen im Reg.-Bez. Arnsberg, mit 320 Häusern, 3 Kirchen und 3300 Einw.; liegt an der Volme, hat Tuch-, Zeuch-, Baumwollfabriken; Stahl-, Eisen-, Klingen-, Sensen-, Schlösser-, Winden- und Schraubenfabriken. Die Ausfuhr der Kleineisen- und Tuchwaaren ist beträchtlich; auch mit Papier, Leder und Hüten macht man Geschäfte. Hagen hat eine Handelsschule. Von hier liegt bis nach dem Flusse Emse die sogen. Enneperstraße (s. d.).

Hagen, 1) (Joh. Philipp), geb. zu Tuntzenhausen bei Weißensee 1734; wurde in Dürftigkeit erzogen, besuchte als Barbiergeselle von 1753 an zu Berlin medicinische Collegien, machte als Compagniechirurg den siebenjährigen Krieg mit, studirte nun noch eigentliche Chirurgie und wurde 1766 erster Leibchirurg des Erbprinzen von Kurland, kehrte aber 1772 nach Berlin zurück, ward 1774 daselbst Rathschirurg, 1777 Assessor der Coll. med. und 1779 Hebammenlehrer. Von nun an erlangte er Ruf, besonders durch einen „Versuch eines neuen Lehrgebäudes der Geburtshülfe", 2 Thle., Berlin 1781 und 1782, und seinen „Allgemeinen Hebammenkatechismus", Berlin 1784, der für alle preußische Hebammen angeschafft wurde und bis 1797 4 Auflagen erhielt. 1789 ward er zum Hofrath und Professor der Entbindungskunde ernannt und gab „Erläuterungen und Berichtigungen zur Entbindungskunde", Berlin 1790 heraus. Er starb nach einer heftigen Fehde über einen unglücklich abgelaufenen Geburtsfall mit Mursinna und Bock, die mehre Controversschriften veranlaßte, zu Berlin 1795. Seine Lebensbeschreibung, von ihm selbst verfaßt, erschien zu Jena 1793. 2) (Karl Gottfr.), Dr., Medicinalrath und Professor der Chemie, Physik und Pharmacie in Königsberg, wurde 1794 ebendas. geboren, wo sein Vater Hofapotheker und Medicinalassessor war. Auf dessen Wunsch widmete er sich der Pharmacie und brachte die Lehrzeit in der Officin seines Vaters zu. Zugleich studirte er mit großem Eifer Pharmacie, Physik, Chemie und Naturgeschichte ohne fremde Anleitung, und bezog 1769 die Universität. Hier studirte er Medicin, während er sich in seinen Lieblingsfächern weiter ausbildete. Als 1772 sein Vater starb, übernahm er die Hofapotheke. Durch seine Kenntnisse hatte er sich einen so guten Ruf erworben, daß man ihn aufforderte, das medicinische Doctor-Examen zu bestehen und als Docent aufzutreten. 1775 ward er promovirt und bald darauf als Docent recipirt. Seine Vorlesungen wurden mit ungemeinem Beifalle aufgenommen. 1788 ward er Professor ordinarius. 1804 machte er

eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland und die Schweiz. 1807 ging er als Professor der Physik, Chemie und Naturgeschichte in die philosophische Facultät über. 1819 erhielt er den rothen Adlerorden 3ter Klasse in Anerkennung seiner Verdienste als akademischer Lehrer. 1825 feierte er sein akademisches Jubiläum mit Beweisen der allgemeinen Liebe und Anerkennung, auch wurde ihm bei dieser Veranlassung der rothe Adlerorden 2ter Klasse mit Eichenlaub verliehen. Er starb, von Allen betrauert, am 2. März 1829. Seinen literarischen Ruhm gründete vorzüglich sein „Lehrbuch der Apothekerkunst". Königsberg 1778, von dem er bei seinem Tode eben die achte Auflage vollendet hatte. Noch verdienen von seinen Werken angeführt zu werden: „Lehrbuch der Chemie", ebendas. 1786, 4. Aufl. 1815. „Preußens Pflanzen", 2 Thle., ebendas. 1818. 3) (Thomas Philipp von der), preußischer Oberkonsistorialpräsident, geb. 1792 zu Hohennauen bei Rathenau, zog sich nach beendigten Studien auf seine Güter zurück, wurde aber von Friedrich II. als Präsident des Oberkonsistoriums zu Berlin 1767 angestellt und vergalt das Vertrauen seines Königs nicht allein durch pünktliche Amtsführung, sondern auch durch eine Menge guter Einrichtungen, namentlich im Armenwesen. 1780 erhielt er die Stelle eines Chefs des mediz. Oberkollegiums und die Aufsicht über sämmtliche Medizinalanstalten im preußischen Staate, und Friedrich Wilhelm II. ernannte ihn 1789 zum Präsidenten des Oberschulkollegium. Seine Erholungsstunden widmete er den Wissenschaften; er schrieb Topographien der Städte Teltow, Freienwalde, über die adeligen Geschlechter derer von Brun, Dornstadt, Wilmersdorf und über die Kalksteinbrüche bei Rüdersdorf. Er starb 1797.

Hager (Joseph), Orientalist, geb. 1757 zu Mailand in einer deutschen Familie, studirte zu Wien und trat darauf in die Congregation der Propaganda zu Rom, wo er sich mit den orientalischen und neuern europäischen Sprachen beschäftigte. In den neunziger Jahren ging er auf Reisen und entdeckte in Sicilien den literarischen Betrug Vella's (s. d.), wovon er in einer Schrift Nachricht gab. 1800 war er in Berlin, wo er anfing, sich mit dem Chinesischen zu beschäftigen. Dann ging er nach England, wo er eine Abhandlung über die neuentdeckten babylonischen Inschriften und eine andre über die chinesischen Charaktere herausgab; jene mit einer Masse von gelehrten Citaten ausgestattet, diese ohne besondern Werth. Dennoch wagte er es, ein chinesisches Wörterbuch zu unternehmen. Da die pariser Bibliothek reich an Vorarbeiten zu einem solchen Unternehmen ist, so berief die franzöſ. Regierung 1802 Hager nach Paris, ertheilte ihm einen Jahrgehalt von 6000 Fr. und beauftragte ihn, aus den vorhandenen und seinen eignen Materialien ein Wörterbuch der chinesischen Sprache auszuarbeiten. Hager gab nun außer dem Prospectus zu jenem Wörterbuche mehre Schriften über chinesische Sitten und Alterthümer heraus, z. B. „Monument de Yu"; „Panthéon chinois"; „Description des médailles chinoises du cabinet impérial de France" (1805). Allein diese Werke waren nicht geeignet, den Kenner von seinen Kenntnissen des Chinesischen zu überzeugen, und da eine Unterstützung seiner Arbeiten für das Wörterbuch den Erwartungen nicht entsprach, erhielt er seine Entlassung. 1806 wurde er Professor der deutschen Sprache in Oxford. 1809 wurde er als Professor der orientalischen Sprachen zu Pavia, und nach Aufhebung dieser

Univerſität als Conſervatore bei der großen Bibliothek zu Mailand angeſtellt. Indeß ſetzte er ſeine chineſiſchen Studien fort; 1806 waren zu London ſeine „Elemens of the chinese language“ erſchienen; 1810 folgte ſein „Memoria sulla bussula orientale“ (Pavia), worin er die Erfindung des Compaſſes den Chineſen beilegt, und 1811 ſeine „Illustrazione di un zodiaco orientale“ (Mailand). In ſeiner „Miniere“ (Mailand 1816) zeigte er, daß die Türken urſprünglich mit den Chineſen in Verbindung geſtanden und viele Gebräuche von ihnen angenommen haben. In demſelben Jahre gab er eine Erklärung chineſiſcher Inſchriften an den öffentlichen Gebäuden in Kanton heraus. Dieſe Schriften enthalten viel Brauchbares, neben zum Theil ſehr groben Fehlern, vor denen der Verfaſſer weder ſein rühmlicher Fleiß noch ſeine gewiß ausgebreiteten, aber nicht immer gründlichen Kenntniſſe haben bewahren können, wie namentlich Julius Klaproth gezeigt hat. Hager's „Observations sur la ressemblance que l'on découvre entre la langue des Russes et celle des Romains“ (Mailand 1817) iſt reich an Hypotheſen. Er ſtarb zu Pavia 1819.

Hägergut, in Niederſachen eine Art dienſtleiſtender Bauergüter (Hageriſche, Holtenſche Güter), deren Beſitzer (Hägermänner) dem Grundherrn (Hägerherrn, Hägerjunker) gewiſſe Dienſte leiſten, den Zehenten und einen beſtimmten Erbzins geben müſſen. Sie ſtehen unter einem beſondern Hägegericht.

Hageſtolze. So nennt man Unverehelichte, welche ungeachtet erlangter Jahre und Unabhängigkeit durch Vermögen oder Gewerbe, keine Ehe ſchließen, und ſich den Laſten und Freuden der Familienverhältniſſe entziehen. Der Urſprung des Wortes Hageſtolz hat man verſchiedentlich etymologiſch hergeleitet; die wahrſcheinlichſte ſcheint dieſe zu ſeyn: Haga heißt im Altdeutſchen ein begrenzter, abgezäunter Hof; Stolze, Sitz, Wohnung. Nach der Feudal-Verfaſſung der Deutſchen konnte nur der älteſter Sohn der Familie den Hof erben und die jüngeren Geſchwiſter mußten ſich damit begnügen, innerhalb des Geheges einen freien Wohnſitz zu erhalten. Da dieſe wegen Mangel an Gütern meiſtentheils ehelos lebten, und auch nicht gerne die Familie, weil jene rohen, ſtürmiſchen Zeiten die Familien enger zuſammenzogen und alle Glieder nur im Verein Schutz und Sicherheit fanden, verlaſſen wollte, ſo bauten ſie ſich auf dem Haupthofe kleinere Wohnungen, und erhielten hienach den Namen: Stolze im Haga. Im Laufe der Zeit ging zwar die eigentliche Bedeutung des Ausdrucks verloren, der Name erhielt ſich aber und ging auf eheloſe Männer über. Der eheloſe Stand ward faſt von allen Nationen gemißbilligt, und ſie ſuchten denſelben durch Geſetze und Begünſtigungen der Verheiratheten zu beſchränken. Sie hatten den richtigen Grundſatz, daß ein Mann, dem Natur und Stand es erlaubten, den ſchönen Beruf, Gatte und Vater zu ſeyn, von ſich weiſe, kein guter Bürger ſeyn könne. Schon die Cenſoren erhuben zur Zeit der römiſchen Republik von den Hageſtolzen eine Steuer (aes uxorium) zum Beſten des Staatsſchatzes. In den unruhigen Zeiten des Triumvirats, in denen kein häusliches Glück auf feſten Boden ſtand, Verſchwendung, Zügelloſigkeit und Libertinismus alle ſittliche Bande abzuſtreiten ſuchten, die häufigen mörderiſchen Kriege die Bevölkerung Roms und Italiens aufgerieben hatten, ſuchte Auguſtus durch Vortheile zu Heirathen zu bewegen. Er gab im J. Roms 763 die Lex Julia Papia Poppaea, wo-

durch er den Ehemännern, und besonders den Vätern von 3—5 Kindern, je nachdem sie sich in Rom, Italien oder in den Provinzen aufhielten, Vorrechte, welche das Jus trium liberium bestimmte, zugestand. Diese Vorrechte waren sehr gesucht und wurden zuletzt selbst zu einer kaiserlichen Gunstbezeugung an kinderlose Väter, sogar an Unverheirathete. Unter Plinius's Briefen an Trajan finden sich viele Gesuche zur Gewährung dieses Dreikinderrechts für seine Freunde. Augustus drohte den Ehelosen Strafe an; dieses Gesetz galt, mit einigen Zusätzen vermehrt, bis auf die Zeiten Konstantins des Großen. Bei den Deutschen, welche die Ehe liebten, bedurfte es keiner Strafen gegen das ehelose Leben. Dennoch bestand vormals in der Unterpfalz und am Ober- und Niederrhein das Hagestolzenrecht, nach welchem ein Theil von dem Vermögen eines Hagestolzen dem Landesherrn oder der Obrigkeit anheimfiel. Es mußte jedoch ein ehelofer Mann erst gewisse Jahre (z. B. in Niedersachsen 50 Jahre 3 Monate und 3 Tage) zurückgelegt haben, ehe er für einen Hagestolzen angesehen werden konnte. Auch erstreckte sich das Erbrecht des Fürsten oder der Obrigkeit nur auf das Allodialvermögen und dasjenige, was der Hagestolz wirklich erworben, nicht aber auf dasjenige, was er ererbt hatte, indem man dieß den übrigen Verwandten nicht entzog. An einigen Orten bestand das Hagestolzenrecht bloß in dem Rechte, von einem Manne, der erst in gewissen Jahren sich verheirathete, ein bestimmtes Geld zu fordern. Seitdem in Großbritannien Malthus seine sonderbaren Berechnungen über zu große Vermehrung des Menschengeschlechts dienender Classe, zur Freude mancher Individuen, welche die Zahl und den Einfluß ärmerer und vom Glücke weniger begünstigter Mitbürger fürchten, bekannt machte, schloß er aus der Vermehrung der Menschen, daß die Lebensmittel immer theurer werden müßten, und gleich darauf erfolgte überall Vermehrung der natur- und künstlichen Produktion auf der ganzen Erde zum klaren Beweise, daß sich die Nahrungsmittel zu viel und die Consumenten zu wenig vermehrt hatten. Man hat folglich, da auch die Transportmittel aus einem Klima ins andere sich vermehrt haben, und die Optimaten nirgends von der dienenden Classe verdrängt worden sind, keineswegs Ursache, die unproportionirliche Menschenmenge zu fürchten, als etwa da, wo nicht zeitgemäße Gesetze die größere Zahl der Sterblichen gewissermaßen zwingen, Manufakturarbeiter zu werden, und der natürlichen Bearbeitung des Bodens zu entsagen. Es ist folglich noch kein Bedürfniß vorhanden, die Neigung der untern Classen, jung zu heirathen, durch neue Gesetze einzuschränken. Vergl. Cölibat.

Haggai, einer der letzten Propheten des A. T., lebte zu der Zeit, als Serubabel und der Hoheprieſter Josua den Tempel wieder aufbauten, an welche er oft seine Reden richtet, die Ermunterungen enthalten, im Bau eifrig fortzufahren. Doch sind diese nur kurz.

Hahn (Philipp Matthäus), Pfarrer zu Echterdingen im Würtembergischen, ein seltenes mechanisches Genie, geb. 1739 zu Scharnhausen im Oberamte Stuttgart, beobachtete schon als 8jähr. Knabe den Schatten der Sonne und machte Versuche mit einer Cylinder-Sonnenuhr, ohne daß er sie jedoch verstehen lernte. In der Folge fand er in der Bibliothek seines Vaters eine Himmelscharte nebst der Beschreibung, und lernte daraus einige Sternbilder, den Lauf der Sonne durch die Himmelszeichen kennen, und die ungefähre Zeit des Aufgangs der Fixsterne

finden. Im 13. Jahre fiel ihm eine Anweisung, Sonnenuhren zu machen, in die Hände, und er fing an, dergleichen zu verfertigen. Dabei malte er fleißig und bereitete sich selbst Farben und Firnisse. 17 Jahre alt ging er auf die Universität Tübingen. Hier beschäftigte er sich in seinen Mußestunden mit der Verfertigung von Sonnenuhren, Sprachröhren, mit dem Glasschleifen und der Zusammensetzung von Tuben. Ein gleichgesinnter Jugendfreund, Schaudt, wetteiferte mit ihm. Da ihm seine Armuth nicht erlaubte, Unterricht in der Mathematik zu nehmen oder sich mathematische Bücher zu kaufen, so copirte er die Wolf'schen lateinischen und deutschen Lehrbücher über die Mathematik nebst den dazu gehörigen Figuren. Um den Bau einer Taschenuhr kennen zu lernen, begnügte er sich so lange mit Brot und Wasser, bis er die zum Ankauf einer Uhr erforderliche Summe erspart hatte. Er zerlegte sie und setzte sie wieder zusammen, bis er ihre Theile verstand. Auf diesem Wege brachte er mit fast beispielloser Beharrlichkeit Arbeiten zu Stande, die seinem Scharfsinn und seiner Geschicklichkeit zur größten Ehre gereichen. Dahin gehört die große astronomische Pendeluhr, welche den Lauf der Erde und der übrigen Planeten, sowie des Mondes und der übrigen Trabanten mit ihren Excentricitäten darstellt; die kleine astronomische Setzuhr, welche die Phasen und Knoten des Mondes anzeigt, die allgemeine Aequinoctial-Sonnenuhr, welche die Minuten mit der Sonnen-Declination anzeigt; eine Rechnungsmaschine, eine Wage für Flüssigkeiten ꝛc. Als Theolog war er minder ausgezeichnet. Nachdem er 1764 Pfarrer zu Oestlettingen und 1770 zu Kornwestheim bei Ludwigsburg gewesen, kam er 1781 in gleicher Eigenschaft nach Echterdingen, wo er 1790 starb. Seine theologischen und mystischen Schriften sind werthlos.

Hahnengefecht, eine Volksbelustigung, indem man 2 abgerichtete, an den Füßen mit Sporen bewaffnete und wohlgefütterte Hähne zum Kampfe zusammenläßt, von dem sie oft nicht eher ablassen, bis einer von beiden getödtet ist. Die Hahnenkämpfe sind zu Athen zuerst als öffentliche oder festliche Spiele auf Veranlassung des Themistokles angeordnet worden. Aelian erzählt, Themistokles habe, als er die Griechen wider die Perser angeführt, und diese zufällig dem Kampfe von einem Paar Hähnen zugesehen, ihnen gesagt, wie viel mehr sie Ursache hätten, tapfer zu seyn, da diese Thiere, die weder für Vaterland noch für Freiheit kämpften, sich bis aufs Blut vertheidigten. Nach erfochtenem Siege habe er, zum Andenken daran, verordnet, daß jährlich öffentliche Hahnenkämpfe gehalten werden sollten. Unter den neuern Nationen lieben besonders die Engländer die Hahnenkämpfe.

Hai, 1) (qualus L., Zool.), machte bei Linné eine Gattung der Knorpelfische ohne Kiemendeckel aus, die er durch die 6 (5—7) senkrechten Kiemenspalten an den Seiten des Halses, durch den länglichen, walzenförmigen Körper, der den Mund am Vorderkopfe hat, näher bezeichnete. Alle die hierher gehörigen Thiere (welche bei Cuvier eine Abtheilung [bei And. Gattung] der quermäuligen Knorpelfische bilden) haben meist chagrinartige Haut, dicken, fleischigen Schwanz, mittelgroße Brustflossen, den After hinter der Mitte des Leibes, im Rachen mehre Zahnreihen; einige sind mit Spritzlöchern versehen. Die Flossen sind dick, ihre Strahlen sehr undeutlich, auf dem Rücken eine oder zwei; die Schwimmblase fehlt, bei den Männchen sind an den Bauchflossen gewisse Stummel, womit sie die Weibchen bei der Begattung festhalten sollen;

sie leben im Meere, einige sind nur 3—4, andere 30—40 Fuß lang und wiegen dann bis 4000 Pfd. Einige bringen lebendige Junge, andere aber viereckige, mit langen Fäden versehene, flachgedrückte, mit einer hornigen, durchscheinenden Schale bedeckte Eier. Wie sie die größten Fische sind, sind sie auch die gefräßigsten Räuber, die nichts verschmähen und Menschen und Pferde ganz verschlucken und gern den Schiffen nachziehen. Ihr Fleisch ist übelriechend, schlecht schmeckend, kaum jung genießbar, und wird auch nur von Armen genossen. Sie bilden in jeder Rücksicht die vollkommensten Fische. Diese Gattung des Linné ist 2) in neuerer Zeit in mehre Untergattungen zertheilt worden, als von Goldfuß in squalus (wahrer Hai), zygaena (Hammerfisch), pristis (Sägehai) und squatina (Meerengel). Cuvier theilt sie in scyllium (Hundshai), squalus (wahrer Hai, s. unt.), spinax (Dornhai, mit einem Stachel vor jeder Rückenflosse, ohne Afterflosse, mit Spritzlöchern und mehren Zahnreihen; dazu die Art: eigentlicher Dornhai [squalus acanthias], oben schwärzlich, unten weiß, nur 3 Fuß lang, 30 Pfd. schwer, um Europa von Fischen lebend, viereckige Eier legend, woraus weißfleckige Junge kommen; den Bewohnern der Nordländer zur Speise dienend; sq. spinax, u. a.), centrina (Meerschwein), scymnus (stachelloses Meerschwein), squatina (Meerengel) und pristis (Sägehai). Mehre Arten Hai und viele Zähne dieser Fische sind versteinert gefunden worden. 3) die wahren Haie (squali) machen bei Cuvier eine eigene Abtheilung der Gattung Hai und begreifen die, welche eine verlängerte Schnauze haben, an welcher die Nasenlöcher in keiner Rinne liegen, oder durch Lappen verlängert sind; die Schwanzflosse wird gabelförmig. Er theilt sich wieder a) in solche, die eine Afterflosse, keine Spritzlöcher haben; dazu die Gattungen: carcharias (Menschenfresser), lamua (lamia), zygaena (Hammerhai); b) in solche mit Spritzlöchern und Afterflossen; dazu die Gattungen: galeus (Meersau), mustelus (Glashai), notidanus, galache (Wanderhai) und cestracion. Goldfuß befaßt unter squalus die Haie mit stumpfer oder kegelförmig verlängerter Schnauze. Hai, blauer, s. unter Menschenfresser.

Haiducken, ursprünglich stets in Waffen gerüstete ungarische Kriegsleute in einigen jetzigen oder vormaligen Grenzdistrikten, z. B. in der sawoltischen Gespannschaft, wo es Haiducken-Flecken giebt. Vormals gab man diesen Namen dem ungarischen Fußvolke, bis er 1741 abgeschafft und dafür die Benennung Infanterie eingeführt wurde. Gegenwärtig erhalten ihn nur noch gewisse Bediente großer Herren, welche ungarisch gekleidet gehen, und wozu gewöhnlich Leute von ausgezeichneter Größe genommen werden.

Haimonskinder. Eine unter dem Volke sehr verbreitete Ritthermythe, wenn man sich dieses Ausdruckes bedienen darf, bilden die Waffenthaten und Schicksale der vier Haimonskinder, Adelhart, Ritsart, Writsart und Reinold (Alard, Richard, Renaul, Regraut, Guichard, Reinhold); alle Söhne des Herzogs (Aymont) Heymon von Dordonne. Historisches ist wenig von ihnen bekannt, und selbst Das, was Froissart (Vol. 3, ch. 18, p. 67) von ihnen sagt, ist schwankend und ohne großes Interesse; ihre wichtigste Seite ist die poetische und ihr Leben in Volksmärchen aus der uralten Ritterzeit, und zugleich, daß sie Stoff zu vielen schönen Dichtungen der neuern Zeit hergaben. Karl der Große und seine Pairs (eigentlich seine Comites palatini) bildeten einen ähn-

lichen Heroenkreis für die epische Poesie, wie Agamemnon und seine Helden; nur mit dem Unterschiede, daß diese einen Homer fanden, und jene nur einen fabelhaften Erzbischof und trocknen mehr Chroniken- als Geschichtschreiber: sie lebten aber im Munde des Volkes fort, das sich, wie gewöhnlich, wenig um historische Genauigkeit kümmerte, nach eigner Phantasie die alten Gestalten vergrößerte und umbildete, und Karl den Großen nebst seiner mannhaften Pairschaft als Kern gebrauchte, woran es Alles, was es sich als groß, wundersam, ritterlich entweder selbst dichtete, oder was ihm von ganz andern Seiten zugetragen wurde, und dieß Gepräge an sich trug, krystallisiren ließ. Man kann daher leicht denken, daß die Söhne des Herzogs von Dordonne, welche auch in jenen Ritter-Mythenkreis fallen, alle historische Wahrheiten verlieren und zu ganz poetischen Gestalten werden mußten. Der Titel der großen Simmerer Folioausgabe von 1535 enthält in gedrängter Kürze die Geschichte des Zwiespalts zwischen Karl und den vier Gebrüdern: Reinold soll mit einem Schachbrete einen Pair des Kaisers erschlagen haben; Karl, hierüber entrüstet, kriegte mit ihnen 16 Jahre und vertrieb sie endlich aus Frankreich: doch die muthigen Helden fuhren fort, gegen ihn die Waffen zu führen, und erkämpften sich zuletzt einen rühmlichen Frieden. Welch eine Panaze für die romantische Dichtung des Volks! und welche Wunder, ritterliche Thaten, Abenteuer ꝛc. ließen sich nicht in einen Zeitraum von 16 Jahren fassen! Und er wurde denn auch redlich ausgefüllt. Auf dem Titel der großen Simmerer Folioausgabe steht ferner: daß dieß schön lustig Gedicht aus dem Französischen ins Deutsche übertragen sey. Das franz. Original „Les quatre fils Aymon" ward zuerst gedr. 1493. (Einen Auszug davon hat die Romanen-Bibliothek, Bd. 7, S. 7 fg.) Es ist indeß keineswegs ausgemacht, ob das franz. Original dieser Uebersetzung die einzige Quelle sey, woraus alle andre Bearbeitungen dieses Stoffes geflossen sind. Wenigstens scheint unser deutsches Volksbuch: „Schön und lustige Historie von den vier Heymons-Kindern, samt ihrem Roß Beyart, was sie für ritterliche Thaten gegen die Heiden, zu Zeiten Caroli Magni begangen haben" (eine Bearbeitung von Tieck in „Pet. Lebrecht's Volksmärchen", Berlin, Bd. 2), aus einer andern Quelle geflossen und stimmt weit mehr mit dem auch noch gangbaren niederländischen Volksbuche „Von den vier Hems-Kindern" (Antwerpen 1619) überein. Görres ist der Meinung, daß zwar der Stoff alter Sagen und Romanzen Frankreich angehöre, aber von den verschiedenen Nationen auf die ihnen eigenthümliche Weise bearbeitet sey: nur hält er dafür, das dieß zur Zeit der Trennung des karolingischen Reiches in ein fränkisches und deutsches geschehen sey. Es läßt sich hier immer fragen, ob es möglich war, daß zur Zeit der Spaltung schon so poetisch ausgeschmückte Sagen über die vier Gebrüder Haimons haben vorhanden seyn können? Karl der Große starb 814, die Söhne Ludwigs des Frommen theilten das Reich 843; also noch keine 30 Jahre nach dem Tode des Haupthelden; viele seiner Ritter mußten damals noch leben, und selbst über ein Drittel der Nation Augenzeugen der nackten Thatsachen gewesen seyn. In diesem kurzen Zeitraume konnten sich noch keine Sagen gebildet haben; die kaum verflossene Zeit stand noch zu hell vor dem Geiste der Nation, als daß sie jenes mythische Dunkel hätte geben können, das nothwendig zu einer romantisch-mythischen Dichtung erfordert wird. Aus Sagen und Romanzen hat sich

allerdings diese Dichtungsart herausgebildet: doch zur Schaffung jener bedurfte es einer geraumen Periode zwischen den Begebenheiten und dem eigentlichen Zeitpunkt, wo das Historische Jener unter den Händen des Volks sich verloren hatte, und in epische Sage und Romanze überging. Daß beide Nationen, die fränkische und deutsche, in spätern Jahrhunderten auf einer jeder eigenthümlichen Weise Kar's und seiner Ritter kräftig große Thaten in Sagen kleideten und episch-romantisch ausstatteten, ist sehr wahrscheinlich: denn der große Kaiser hatte beide gleich mit seinem kräftigen Arme geleitet und mit mächtigem Schöpfergeiste belebt und umgebildet.

Hain unterscheidet sich vom Walde durch geringeren Umfang und durch nach einem besondern Zweck modifizirte Schönheit. Die Baumgruppen, aus welchen er zusammengesetzt ist, müssen so verbunden seyn, das sie ein fortgehendes Ganzes bilden. Die Gänge werden so angelegt, daß der Herumwandelnde bald heitere Aussichten auf entfernte Gegenstände erblickt, bald aber wieder einen kühlen düstern Schatten genießen kann. — Hain (Freund). Jedes organische Wesen im Thier- und Pflanzenreiche wächst, blüht und stirbt ab, so auch die körperliche Hülle des Menschen, wenn auch sein Geist unsterblich ist. Dieß Absterben Jedermanns bezeichnete die Dichtung durch den Tod mit der Hippe, und nannt das personifizirte Geschick, das uns frühe oder spät aus der irdischen Welt abruft, Freund Hain; stellte ihn unter civilisirten Völkern, z. B. unter dem Bilde eines Jünglings, der eine Fackel auslöscht, dar, u. s. w., und wollte den Uebergang in eine bessere Welt als eine Trauer für den Ueberlebenden, aber nicht für den zuerst Versterbenden dadurch bezeichnen.

Haiti, sonst St.-Domingo, eine Republik von Schwarzen, ist eine der größten Inseln und zugleich die reichste und ergiebigste unter den großen Antillen in Westindien; sie enthält mit den kleinen dazu gehörigen Inseln 1385 QM. Die schöne Insel ward 1492 von Colombo entdeckt; er nannte sie ursprünglich Espaniola oder Hispaniola, Kleinspanien, später ward sie von der Hauptstadt St.-Domingo genannt; jetzt führt sie wieder ihren alten indianischen Namen. Die Spanier, nachdem sie die ursprünglichen Bewohner, an eine Million, gänzlich ausgerottet, blieben in ungestörtem, aber höchst vernachlässigten Besitz des Ganzen bis 1625 oder 1630, wo sich eine Menge meist franz. Freibeuter, Flibustier, auf der in Norden von Haiti gelegenen kleinen Insel Tortuga niederließ, von hier aus einen wüthenden Seeräuberkrieg, vorzüglich gegen die Spanier führte, und sich eines Theils der nördlichen Küste von Haiti bemächtigte. Seit 1697 nahmen sich die Franzosen dieser ursprünglich franz. Niederlassung an, und erhielten von Spanien die Abtretung des ganzen westlichen Theils der Insel, welcher durch ihre Betriebsamkeit bald so blühend ward, daß er 11.500 Plantagen und über 500.000 Einw. enthielt, während der östliche spanische Antheil kaum 125 000 Einw. hatte. Die Söhne weißer Väter, mit Negerinnen erzeugt, besaßen vor der franz. Revolution einen Theil der Pflanzungen, viele Bildung und keine geringere Sittlichkeit als die Weißen, welche jene nach den in den franz. westindischen Inseln noch herrschenden Vorurtheilen von der Colonialverwaltung ausgeschlossen. Die unbesonnenen Decrete der franz. Republik führten während der Revolution einen blutigen Aufstand der Mulatten und Neger herbei, welcher dem größten Theil der

Weißen das Leben kostete. Drei Anführer der Neger zeichneten sich vorzüglich aus: der ebenso tapfere als edle Toussaint Louverture (s. d.), welcher 1801 der Insel eine Verfassung zu geben suchte, Dessalines und Christoph. Napoleon als Consul sandte 1802 seinen Schwager Leclerc mit 25 000 seiner besten Truppen zur Wiedereroberung der Insel. Der größte Theil derselben ward von Krankheiten hinweggerafft, doch bewirkten Uneinigkeiten unter den Negern, daß die Oberhäupter sich unterwarfen. Als aber der eines besseren Schicksals würdige Toussaint unter nichtigen Vorwänden nach Frankreich gebracht worden, wo er im Gefängnisse starb, brach der Krieg wieder aus, und der schwache Rest der Franzosen war 1803 noch froh, sich an die Engländer ergeben zu können. Dessalines warf sich 1804 zum Kaiser auf, ward aber wegen seiner Grausamkeit 2 Jahre nachher ermordet, und es entstanden 2 Staaten auf der Westhälfte. Im Norden ein Negerkönigreich unter Christophe, der den Namen Henri annahm, sich einen Hofstaat nach europäischer Art bildete, Gelehrte und Künstler aus Europa verschrieb, und manches Löbliche versuchte, aber 1820 bei einem Aufstande seiner eigenen Truppen, durch seine Unklugheit und Grausamkeit veranlaßt, sich erschoß (vgl. Heinrich I.). Im Süden hatte sich unter dem Mulatten Petion eine Republik gebildet. In ihren Regierungsgrundsätzen und Einrichtungen näherte sich diese der nordamerikanischen Constitution. Die Unabhängigkeit der Republik behauptete er in einem 7jährigen Kampfe gegen alle Angriffe des furchtbaren Christoph; er nahm britische Kaufleute auf, um den Handel zu befördern, und regierte so mild, daß, so lange er lebte, keine Klage oder Beschwerde über ihn gehört ward. Er starb 1818. Sein schönstes Denkmal ist der blühende Zustand der von ihm wohlgeordneten Republik; die allgemeine Volkstrauer bei seinem Tode war die rührendste Lobrede auf sein Leben. Boyer war sein Nachfolger; als sich 1820 bei dem Militairaufstande gegen Heinrich I. 6000 Mann seines Heeres Ersterem unterwarfen, erklärte er (26. Nov. 1820) die Vereinigung beider Theile des von den Schwarzen beherrschten, ehemals franz. St.-Domingo öffentlich, und hob die von Christoph geschaffenen Titel auf. Port au Prince wurde die Hauptstadt des neuen Freistaats. General Richard, Herzog v. Marmelade, verschwor sich zwar mit mehren Offizieren, in der Absicht, die Militairherrschaft auf dem Cap an sich zu reißen; allein er ward im Febr. 1821 verhaftet und mit 3 seiner Mitschuldigen hingerichtet. Bald nachher vereinigte Boyer auch den von den Spaniern seit 1808 wiedereroberten östlichen Theil der Insel mit der Republik Haiti. Als sich nämlich die Einwohner des spanischen Domingo am 1. Dec. 1821 von Spanien lossagten, um sich mit der Republik Colombia zu vereinigen, besetzte Boyer diesen Theil der Insel, und die Stadt Domingo ergab sich ihm ohne Widerstand den 2. Febr. 1822. Eine Landung, welche franz. Truppen unter dem Contreadmiral Jacob (ohne Befehl der franz. Regierung) auf der Halbinsel Samana, im ehemaligen span. Antheil, versuchten, um das Eigenthum der Pflanzer an Bord zu nehmen, ward im März durch Boyer's Truppen zurückgeschlagen. Seitdem blieb der unmittelbare Handelsverkehr unter franz. Flagge mit Haiti unterbrochen. Im März 1823 verbot der Präsident Boyer sogar allen Handel zwischen Haiti und den westindischen Inseln, wodurch der Verkehr der Schwarzen mit den Vereinten Staaten sich sehr erweiterte. Endlich entschloß sich Frankreich, durch die königl. Verord

nung von 17. April 1825, die volle Unabhängigkeit der Regierung von St.-Domingo anzuerkennen, wogegen Haiti 1) an Frankreich 150 Mill. Fr. als Entschädigung der ehemaligen, jetzt in Frankreich lebender Plantagenbesitzer zu bezahlen versprach; 2) seine Häfen dem Handel aller Nationen öffnete, mit gleichen Abgaben für jede Flagge, für die franz. aber auf die Hälfte herabgesetzt. Der darauf von Frankreich vorgeschlagene Handelsvertrag ward jedoch von dem Präsidenten Boyer nicht genehmigt. Der Papst hatte die Republik schon am 24. Juli 1824 anerkannt; seitdem haben dieß alle Regierungen gethan, mit Ausnahme der spanischen. Am 1. April 1826 (dem 23. J. der Unabhängigkeit) erklärte der Präsident, daß die Haitier auf allen Meeren und nach allen Häfen Handel treiben dürfen, nur nicht nach den engl., span. und holländ. Colonien, so wie nach Karolina, um nicht Argwohn wegen Anreizung der Negersklaven zum Aufstande zu veranlassen. Haiti hat 12 Häfen dem auswärtigen Handel eröffnet. — Boyer regiert als lebenslänglicher Präsident ganz Haiti, nach der Verfassung vom 2. Juni 1816, deren Grundlage persönliche und Preßfreiheit, Verantwortlichkeit aller Beamten ꝛc. sind. Die katholische Religion ist die des Staats, jede andere erlaubt. Jeder Gesetzentwurf wird von der vollziehenden Gewalt vorgeschlagen, von der Kammer der Repräsentanten (Grundeigenthümer, auf 5 Jahre gewählt) berathen und angenommen, und von dem Senat decretirt. Die 24 Mitglieder des Senats werden aus einer vom Präsidenten entworfenen, dreifachen Liste von der Kammer gewählt auf 9 Jahre. Der Senat allein hat das Recht, den Präsidenten zu ernennen. Er genehmigt oder verwirft die vom Präsidenten beschlossenen Verträge mit andern Staaten. Bloß Indianer, Afrikaner, Mulatten, Mestizen können Bürger dieses Freistaates seyn; Weiße sind des Bürgerrechts unfähig. Die Einwanderer erhalten Arbeit und kleine Niederlassungen von Land unter polizeilicher Aufsicht. Die ehemaligen Sklaven sind jetzt freie Arbeiter. Die Mulatten, als die Gebildeteren, sind im Besitz der meisten Aemter; die Neger sind Handwerker, Bauern und Soldaten. Im Ganzen scheint der Zustand der Einwohner glücklich, sie zeigen Fleiß und Betriebsamkeit und haben eine Menge Schulen. Die Zahl der Einwohner belief sich 1832, mit Einschluß von 113.440 Nationalgarden, ohne das Heer von 45.000 Mann, ungefähr eine Million. Die gewöhnliche Sprache ist die französische, auch haben sie ihr Gesetzbuch nach dem Code Napoleon eingerichtet und die Formen der franz. Justiz angenommen. Die Seemacht der Republik besteht aus 6 kleinen Kriegsschiffen. Die Staatseinkünfte sind bedeutend (37 Mill. Fr), vorzüglich wegen der Aus- und Eingangszölle, die 12 Proc. betragen; England bezahlt nur sieben. Die Politik des stets zum Kriege gerüsteten Präsidenten Boyer ist friedlich. Ueber den gegenwärtigen Zustand der in 15 Provinzen eingetheilten Insel wird die naturhistorische Reise nach Haiti von Karl Ritter die neuesten Nachrichten enthalten. — Haiti ist ein schönes, von vielen bewaldeten Gebirgen bedecktes Land, welche mit herrlichen Thälern und Ebenen abwechseln, die von unzähligen Flüssen und Bächen reichlich bewässert werden. Das Hauptgebirge in der Mitte der Insel, der Cibao, ist an 6000 Fuß hoch. Das Klima ist zwar heiß, wird aber durch kühle Winde gemäßigt, und ist ziemlich gesund. Stürme und Erdbeben herrschen hier oft und zerstören die Vegetation der Pflanzungen. Es hat nicht viele versumpfte Plätze, und nur, wo diese sich finden, ist das

Klima ungesund. Haiti ist reich an allen westindischen Produkten. Noch immer blüht der Kaffeebau mit der jährlichen Ausfuhr von mehr als einer Million Centnern, außer Baumwolle, Zucker und Indigo. Ferner erzeugt die Insel vielerlei Bäume, als Palmen, Cedern, Eichen, Farbehölzer, Kokospalmen, Pisang, die schönsten Südfrüchte, Taback, Medicinalkräuter, Reiß, Hirse, Mais, Wein, Melonen ꝛc. Die Pferde- und Rindviehzucht ist vortrefflich; das Meer ist reich an Fischen. An Mineralien enthält die Insel Gold in Gebirgen und in den Flüssen, Silber, Kupfer, Eisen, Quecksilber, Salz, Marmor, Alabaster und verschiedene mineralische Wasser. Die Bearbeitung der Bergwerke ist 1820 einigen londoner Kaufleuten von der Regierung überlassen worden. Der deutsche Einfuhrhandel (vorzüglich Leinwand) findet auf Haiti Schutz und Sicherheit; wie denn die rheinisch-westindische Compagnie zu Elberfeld schon viele Sendungen deutscher Fabrikindustrie dorthin geschafft hat. Die Insel ist in 15 Provinzen abgetheilt. Die Hauptstadt des Staats, Sitz des Präsidenten und der Behörden, ist Port au Prince, im Hintergrunde eines tiefen Meerbusens der Westküste, in einer sumpfigen, ungesunden Gegend. Sie ist im schnellen Aufblühen begriffen und zählt in 1000 Häusern über 14.000 Einw., worunter viele Europäer, welche sich des Handels wegen hier niedergelassen. Sie hat eine Akademie für Medicin, Astronomie, Rechte, Literatur ꝛc., Seminar, Zeichnenschule, Lankaster- und Primiarschulen; großer Hafen, der an 500 Schiffe fassen kann. Hier erscheinen 4 Zeitungen und Journale. Die Stadt Haiti, sonst Cap Henri, früher Cap français oder Cap, an der Nordküste, erst Hauptstadt des franz. Antheils, dann des Negerkönigreichs, jetzt nur die zweite Stadt des Reichs, liegt am Fuße eines Berges in einer reizenden Ebene und einer sehr gesunden Gegend, hat einen guten Hafen, schöne Plätze und Straßen und mehre bedeutende Paläste und Kirchen. Der König Heinrich wollte in ihr eine Universität anlegen; doch ist hier eine medicinisch-chirurgische Lehranstalt und eine Nationalschule. Obgleich der Handel noch bedeutend ist, hat die Stadt doch nur 6000 Einw. Es erscheinen hier mehre Journale: der „Telegraph" und der „Propagateur". In der Nähe liegt auf einem fast unzugänglichen Felsen die vom König Heinrich angelegte Festung, und dicht dabei das schöne, jetzt aber geplünderte und verödete Lustschloß desselben, Sanssouci. (S. „Histoire de l'expédition des Français à la Saint-Domingue, sous le consulat de Napoléon Bonaparte, par Ant. Métral". Paris 1825.)

Hakim, bei den Türken ein Arzt; daher der Hakimbaschi, der Leibarzt des Sultans.

Halberstadt, Kreis des Reg.-Bez. Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, eine, von unbedeutenden Sandhügeln unterbrochene Ebene, auf der sich ein Theil des Hay, eines zum Harzgebirge gehörigen Waldgebirges, erhebt. Der Boden der Landschaft erzeugt alle Arten Getreide, besonders Weizen, Obst, Gartenfrüchte und vortrefflichen Flachs; das Mineralreich liefert vorzüglich Kalk und Torf. Auf 8 QM. wohnen 45.400 Menschen in 5 Städten und 108 Dörfern ꝛc. — Die gleichnamige Hauptstadt, an der Holzemme, eine nach altem Style gebaute, ummauerte Stadt, mit 7 Thoren, 9 evangel. Kirchen, unter welchen der Dom, ein herrliches, mit ausgezeichneten Kunstwerken geschmücktes Gebäude, 2 kathol. Kirchen, 2 evangel. Kapellen, einer Synagoge und einer israelitischen Schule, Domgymnasium, mit welchem ein Schullehrer-

ſeminar verbunden iſt und das eine ſehr bedeutende Bibliothek beſitzt, 3 größere Schulen, mehre Wohlthätigkeitsanſtalten, Hebammenlehranſtalt, Waiſenhaus, 1860 Häuſer, 18.500 Einw., denen Woll- u. Flachsſpinnereien, Woll-, Leinen-, Tapeten-, Hut-, Strohhut-, Handſchuh-, Wachslicht-, Taback-, Stärke- und Eichorienfabrikation, Lederbereitung, Brauerei und ein ſehr bedeutender Handel mit Flachs, Garn und Oel, wobei wir zugleich der Wochen- und 3 jährl. Märkte erwähnen, ergiebige Erwerbs- und Nahrungszweige bieten. In der Nähe eine k. Salpeterhütte. Noch beſonders zu bemerken ſind die literariſche Geſellſchaft, anſehnliche Privatſammlungen für Kunſtgegenſtände, die Rolandsſäule, ein alter Götzenaltar (der Lügenſtein), das Schauſpielhaus, der Freundſchaftstempel u. ſ. w. Halberſtadt iſt der Sitz der Kreisbehörde, eines Oberlandesgerichts, Inquiſitoriats, deſſen Wirkungskreis ſich auf das Fürſtenthum Halberſtadt ausdehnt, Land- und Stadtgerichts erſter Claſſe. — Die Stadt Halberſtadt war im 8. und 9. Jahrh. ein bedeutender Ort, wenigſtens ſtiftete 814 Ludwig der Fromme, König der Deutſchen, hier ein Bisthum. Nach Andern verlegte der Biſchof Hildegrin (der erſte Biſchof) 819 ſeinen Bisthumsſitz, der zuerſt in Oſterwieck war, wo Karl d. Gr. ein Bisthum geſtiftet haben ſoll, nach Halberſtadt. Dieſe Angabe ſcheint jedoch der Wahrheit zu ermangeln. 998 wurde die Stadt Halberſtadt vom Biſchof Arnulf neu erbaut und erhielt Stadtrechte. 1012 ſetzte Papſt Benedict VIII. die Grenze der Bisthümer Magdeburg, Merſeburg und Halberſtadt feſt. Nach dem Fall Heinrich des Löwen 1190 ſcheint das Bisthum Landeshoheit erlangt haben. Später erwarb es durch Kauf, Schenkung oder auf anderem Wege manche ſchöne Beſitzung. 1347 wurde die Stadt vom Grafen von Reinſtein und Mansfeld überfallen und geplündert. 1420 empörten ſich die Bürger und der Biſchof nahm die Stadt 1425 mit magdeburgiſcher und brandenburgiſcher Hülfe ein. 1542 fand die lutheriſche Lehre im Stifte Eingang, und 1566 wurde Herzog Heinrich Julius zu Braunſchweig zum lutheriſchen Adminiſtrator deſſelben erwählt. Im 30jährigen Kriege ward 1626 Leopold Wilhelm, Erzherzog von Oeſtreich, von den katholiſchen Kanonikern zum Biſchof gewählt, trat jedoch dieſes Amt nie wirklich an, ſondern im weſtfäliſchen Frieden wurde das Bisthum Halberſtadt zu Gunſten des Hauſes Brandenburg in das Fürſtenthum Halberſtadt verwandelt, weßhalb Brandenburg im Reichsfürſtenrathe und beim niederſächſiſchen Kreiſe eine Stimme führte. Durch den tilſiter Frieden 1807, zu welcher Zeit das Fürſtenthum Halberſtadt mit der einverleibten Grafſchaft Regenſtein und mit den einverleibten Herrſchaften Derenburg, Lohra und Klettenberg, auf 36 QM. 136 000 Einw. hatte, wurde es von Preußen an das neu errichtete Königreich Weſtfalen abgetreten und gehörte, als ein Beſtandtheil deſſelben, zum Departement der Saale. 1809 nahm der Herzog von Braunſchweig-Oels hier ein Regiment Weſtfalen gefangen und im Juni 1813 der ruſſiſche General Tſchernitchef hier einen bedeutenden Transport Artillerie unter dem Convoy des Generals Ochs weg. Nach der Auflöſung des Königreichs Weſtfalen 1813 nahm Preußen es wieder in Beſitz. Jetzt bildet es die 4 Kreiſe Aſchersleben, Oſchersleben, Halberſtadt und Oſterwieck des Regierungsbezirks Magdeburg; der vormalige Kreis Ermsleben iſt zum mansfelder Gebirgskreiſe des Regierungsbezirks Merſeburg geſchlagen, und die Herrſchaften Lohra und Klettenberg gehören zum Kreiſe Nordhauſen des Regierungsbezirks Erfurt.

Halber Mond, in der Kriegswissenschaft ein Außenwerk einer abgesonderten Bastion ähnlich. Es besteht aus 2 Facen, die einen Winkel machen, dessen Spitze gegen das Feld geht, und ist die allgemeine Benennung aller Ravelins. Es wird auf das äußerste Ufer des Grabens vor die Courtine gebaut, sowohl das Thor, die Scheeren und Brücken zu bedecken, als zu verhindern, daß die Flagdecken der Bastion nicht beschossen werden können, ehe die Belagerer den bedeckten Weg erobert haben; 2) eine tropische Benennung der Pforte oder des türk. Reiches, entlehnt von dem Wappen, das in einem halben Monde besteht. Vormals war dieß das Wappen von Konstantinopel und wurde erst nach der Eroberung dieser Stadt von den Türken zu dem ihrigen gewählt.

Halber Ton, auf der Tonleiter unsers Tonsystems das kleinste Intervall; es ist ein Ton in seinem Abstande von dem andern zunächst liegenden unserer Tonleiter. Die halben Töne sind zwar in ihren Schwebungen, d. h. in Absicht auf Höhe und Tiefe, oder die Anzahl der in ihnen enthaltenen Kommas verschieden; allein sie werden ohne Rücksicht auf enharmonische Verhältnisse als gleichgeltend in diesem und jenem Intervall genommen, nachdem die Beschaffenheit des Tons ist, aus welchem gespielt wird, und so gelten z. B. e und f, welche Töne auf 2 verschiedenen Stufen unsers Tonsystems, und c und cis, die nur auf einer stehen, für halbe Töne.

Halbfläche, eine solche, die nicht vollkommen eine Fläche oder Ebene, sondern etwas gerundet und oberwärts nur flach ist; in der Malerei besonders die Stellen an den runden Theilen der dargestellten Körper, welche ein wenig flach sind. In der Kupferstecherkunst, die Darstellung mit etwas harten und rohen Einschnitten, um die Schatten zu verstärken und ihre Grenzen schärfer zu bestimmen.

Halbgötter, s. Heroen.

Halbkugel. Jeder größte, um eine Kugel gezogene Kreis theilt dieselbe nach ihrem körperlichen Inhalt und nach ihrer Oberfläche in zwei gleiche Theile oder Halbkugeln. Die Astronomen und Geographen denken sich mehre größte Kreise um den Himmel und die Erdkugel, namentlich den Aequator, die Meridiane und den Horizont. Hierdurch nun entstehen sowohl am Himmel als auf der Erde (in der Voraussetzung, daß letztere als Kugel betrachtet werde) mehre Halbkugeln. Der Aequator theilt die Erd- und Himmelskugel in die nördliche und südliche; der Meridian oder Mittagskreis jedes Orts in die östliche und westliche, und der Horizont in die obere und untere Halbkugel. Alle dunkele Himmelskörper unsers Sonnensystems, d. i. alle dazu gehörige Planeten mit ihren Nebenplaneten und die Kometen, werden durch den größten Kreis, dessen Ebene auf der nach dem Mittelpunkte der Sonne gezogenen Linie senkrecht steht, in die erleuchtete und unerleuchtete Halbkugel getheilt. Da jedoch die Sonne einen größern Durchmesser hat, als jeder dieser dunkeln Himmelskörper, so erleuchtet sie von jedem derselben auch mehr als die Hälfte, und der erleuchtete Theil erstreckt sich rings um die kugelichten Körper über seine eigentliche Grenze noch um die Größe des scheinbaren Halbmessers der Sonne. Für die Erdkugel beträgt dieß ungefähr 15 Minuten eines größten Kreises.

Halbkugeln (magdeburgische) nennt man einen, von Otto v. Guerike erfundenen, zur Luftpumpe gehörigen, Apparat. Er besteht aus 2 hohlen, auf einander passenden Halbkugeln, wovon die eine einen Hahn

hat. Wenn durch denselben, vermittelst der Luftpumpe, nachdem die Ränder beider Halbkugeln durch einen, mit Wachs und Terpentin getränkten, ledernen Ring vereinigt sind, die Luft herausgezogen und dann der Hahn verschlossen wird, vereinigt der Druck der äußern Luft die Kugeln so fest, daß nur einige Pferde mit Mühe sie auseinander reißen können, wobei man einen Knall gleich einem Büchsenschusse hört; öffnet man aber, durch Umdrehung des Hahns, der äußern Luft den Zugang, so kann Jeder die Kugel leicht mit der bloßen Hand auseinander bringen. Die Kraft eines Pferdes im horizontalen Zuge berechnet man gewöhnlich zu 175 Pfund.

Halbmesser, 1) (Math.), die Hälfte des Durchmessers; 2) (großer Halbmesser, Kriegsw.), bei einer regelmäßigen Festung die Entfernung zweier Bollwerksspitzen, welche zugleich der Eckpunkt des Polygons sind, von dem Mittelpunkte des letztern. Nennt man den halben Polygonwinkel a, den Strich- oder Flankenwinkel d und die Seite des Vielecks h, so ist der Halbmesser $\frac{h}{2 \text{ Cos. } a}$. Hieraus bekommt man 3) den kleinen Halbmesser (den Abstand zwischen dem Kehlpunkte und Centrum des Polygons $\frac{h}{2 \text{ Cos. } a} - \frac{b \text{ Sin. } m}{\text{Sin. } a} = \frac{2g + c}{2 \text{ Cos. } a}$, wo b die Defens- oder Streichlinie, m den kleinen Winkel, h die Seite des Vielecks, g die halbe Kehle, a den halben Polygonwinkel und c die Courtine ausdrückt.

Halbmetalle, diejenigen Metalle, welche die Eigenschaft der Dehnbarkeit, Zähigkeit und Biegsamkeit in einem nur geringern Grade haben, z. B. Spießglasmetall, Nickel, Arsenik ꝛc. Da die Grade dieser Eigenschaften so unmerklich in einander fließen, daß sich eine bestimmte Grenzlinie nicht ziehen läßt, so hat man diese Eintheilung verworfen.

Halbschatten ist die Erscheinung an Körpern, welche entsteht, wenn auf ihn die Strahlen des leuchtenden Körpers nur von einigen, aber nicht allen Punkten fallen; ein Schatten, der zwischen Licht und dem wahren oder Kernschatten fällt. Diesem Halbschatten ist es beizumessen, warum bei Mondfinsternissen der Mond vor der wirklichen Verfinsterung schon ein schwächeres Licht bekommt. Der Maler erhält die Verdunkelung in einem Gemälde durch Beimischung einer dunkeln Farbe zur hellen, wodurch die Farbe gebrochen wird. Auch nennt man die Mittelfarben überhaupt Halbschatten.

Halbtinten (Maler), Mittelfarben, insofern man diese als Verminderungen oder Schwächungen stärkerer, d. i. hellerer oder dunkelerer Farben, betrachtet. Wenn demnach auf der einen Seite eine dunkele Farbe, auf der andern eine helle sich befindet, so kann die Verbindung zwischen beiden, wenn sie auf wohlgefällige Weise bewirkt werden soll, nur durch Halbtinten, d. h. solche Farben geschehen, die in ihrer Stärke und Schwäche das Mittel zwischen beiden halten, aber dennoch bis zu den beiden Endfarben hin viele Abstufungen haben.

Halbzirkel, die Hälfte einer Zirkellinie oder einer Zirkelfläche; auch ein körperlicher Bogen, der die Hälfte eines Zirkels oder Kreises, d. h. 180 Grade ausmacht, dessen sich z. B. die Seefahrer zur Messung der Höhen bedienen. In der Tonkunst solche Läufer, die aus 4 Noten bestehen, von welchen die 2te und 4te auf derselben Linie stehen, zum Un-

terschiede von einer Walze, wo die erste und dritte Note eine gleiche Stelle einnehmen.

Haleb, s. Aleppo.

Halem, 1) (Ant. Wilh. v.), königl. dän. Kanzleirath, geb. zu Oldenburg, besaß in der Civil- und Staatsrechtswissenschaft große Kenntnisse, und ward daher vom dänischen Statthalter zu Oldenburg, Grafen v. Lynar, mit mehren wichtigen Geschäften beauftragt. Besonderes Verdienst erwarb sich v. Halem als Consulent bei Vermittelung der Convention von Kloster-Seven. Er starb in seiner Vaterstadt 1772, und hinterließ eine politisch-staatsrechtliche Abhandlung über die damalige Ansiedlung der Jesuiten in Paraguay. — 2) G. A. v. Halem, der älteste Sohn des Vorigen, ausgezeichnet als Dichter, Jurist und Geschichtschreiber, war 1752 zu Oldenburg geboren. Er widmete sich unter Leitung seines Vaters dem Studium der Jurisprudenz, bezog dann, um sich in dieser Wissenschaft zu vervollkommnen, die Hochschulen zu Frankfurt a. d. O., Kopenhagen und Strasburg, erhielt an letzterm Orte die Doctorwürde der Rechte, und verweilte hierauf eine Zeitlang in Wetzlar, um sich mit dem Reichsprozesse genauer bekannt zu machen. Sein Talent als Dichter beurkundete er indeß durch poetische Beiträge zu den geachtetsten Zeitschriften, z. B. dem „Deutschen Museum", und zu mehren Musenalmanachen. Nach Uebertragung seines Geburtslandes an Friedrich August, Herzog von Holstein-Gottorp und Bischof von Lübeck, ward v. Halem erster Assessor des Landgerichts zu Oldenburg, welchen Posten er so würdig behauptete, daß ihn der Herzog nach wenigen Jahren zum Kanzlei- und Regierungsrath erhob. In diesem Amte bewies er ausgezeichnete Thätigkeit, namentlich in der Entwerfung einer neuen Prozeßordnung, der Armeneinrichtung und eines neuen Gesangbuchs, wozu er selbst treffliche Lieder dichtete. 1783 stiftete er die oldenburgische literarische Gesellschaft. Auch gab er in Vereinigung mit Gramberg (Hofmedicus und geschätzter Literator und Dichter) eine Zeitschrift für das Herzogthum Oldenburg heraus, welche wegen ihrer Gemeinnützigkeit viele Leser fand. Von 1801—1805 gab er die Monatsschrift Irene heraus. 1811 entließ der Herzog, als Napoleon Oldenburg in Besitz nehmen ließ, seine Dienerschaften ihrer Eidespflichten, und der ergraute Staatsdiener mußte, um zu leben, sich als französischer Appellationsrath in Hamburg anstellen lassen. Er wurde nach 1813 erfolgter Wiederbesitznahme des Herzogs Regierungsrath in Eutin, woselbst ihn, den thätigen Mann, am 4. Jan. 1819 der Tod ereilte. Sein Hinscheiden war, wie sein Leben, ein Muster sanfter Ergebung und frommer Standhaftigkeit. Er war 3 Mal verheirathet und hinterließ von seiner zweiten Gattin sechs Kinder. Sein Talent als pragmatischer Geschichtschreiber hat er in mehren historischen Schriften bewährt. Den meisten Beifall fand seine Geschichte Oldenburgs, die aber seit 1666, wo die dänische Regierung begann, einen Fortsetzer erwartet; Peters des Großen und des Grafen Münnich Leben, auch eine Zeitlang „Blicke auf einen Theil Deutschlands, der Schweiz und Italiens", 2 Bde., 1819. Die von ihm gemeinschaftlich mit Karl Ludwig Runde herausgegebene „Sammlung der wichtigsten Actenstücke zur neuesten Zeitgeschichte, nebst chronologischer Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten" (erschien zu Oldenburg in den Jahren 1806 und 1807), verbindet mit diplomatischer

Genauigkeit zweckmäßige Auswahl der Urkunden. Er war befreundet besonders mit allen Dichtern seiner Zeit, und von seinen poetischen Schriften ist sein bestes: „Jesus, Stifter des Gottesreichs". Ueber v. Halem's kleinere Schriften s. Meusel's „Gelehrtes Deutschland", 5. Ausl. — 3) B. J. F. v. Halem, des Vorhergehenden jüngerer Bruder, geb. 1768, starb in Leipzig 1823 als ein Mann vieler Kenntnisse. Bemittelter, als seine Brüder, genoß er jung des Lebens, war jedoch auch in Geschäften höchst thätig erst als preußischer Kriegsrath in Berlin, dann als Landgerichts Assessor zu Neuenburg und Delmenhorst, und als Generalsecretair des Departements der Wesermündungen. Dieß Amt schadete dem Manne, der manche Pflichten geübt hatte, die ihn gewiß persönlich nicht ansprachen, und er beschloß seine Tage in Jena und Leipzig in literarischen Geschäften, meistens aber in Uebersetzungen aus neuern Sprachen (da ein früherer Schlagfluß ihm freilich die freiere Geistesumfassung geschwächt hatte): Hallam's „Geschichte des Mittelalters" (2 Bde., Lpz. 1820); Moore's „Geschichte der brit. Revolution von 1688", m. Anmerk. (Leipz. 1821); Lucchesini's „Geschichte des Rheinbundes" (3 Bde., Lpz. 1821 fg.); „Florentina Macarthy" von Lady Morgan, mit Anmerk. (3 Bde., Lpz. 1821). Viele Scott'sche Romane übersetzte er bei seiner tiefen Kenntniß auch des schottischen Dialekts glücklicher, als seine Concurrenten, und war, wenn er darin jemals hätte glänzen wollen, ein guter deutscher Dichter. Ein paar Jahre vor seinem Ende zeigte sich ihm eine vortheilhafte Aussicht, in preußische Dienste zurückkehren, die er nicht benutzte, weil den früher Beneideten ein Unstern nicht zum Entschlusse gelangen ließ.

Halifax, große und volkreiche Handelsstadt in Yorkshire in England, am Calder, ist gut gebaut, und zählt über 9000 Einw. Sie hat eine ehrwürdige Domkirche, ist der Hauptsitz der Wollenzeugmanufakturen, sowie der Marktplatz für dünne, wollene Zeuche, Chalons und Serge; besitzt einige Manufakturen in Tuch, Spitzen ꝛc, und liefert, mittelst Maschinerie, gute Cylinderkratzen und die besten Wollkämme. Zum Verkauf gibt es hier zwei Hallen. — 2) Halifax, Hauptstadt des brit. Gouvernements Neuschottland in Nordamerika, an der Chedabuktobai, ist regelmäßig angelegt und gut gebaut hat wichtige Schiffswerfte und einen vortrefflichen Freihafen, welcher 1000 der größten Schiffe fassen kann. Hier ist der Sammelplatz der königl. Flotte in Nordamerika. Die 15 000 Einw. treiben beträchtlichen Handel nach Boston und Westindien. Die Einfuhr beträgt den Werth von 600.000 Pf. St.; die Ausfuhr besteht vorzüglich in Stockfischen und Kabliau, die meistens nach Westindien versandt werden.

Halifax, 1) (Georg Saville, Marquis von), geb. 1630 in Yorkshire; studirte die Rechtswissenschaft, war während der Revolution stets dem königlichen Interesse ergeben, bei der Restauration Karls II. sehr thätig, wurde 1668 zum Lord Saville von Eland ernannt und erhielt 1672 Sitz im geheimen Rath, wo er sich an das System Shaftesbury's anschloß; 1679 ward er Marquis von Halifax. Jakob II. entfernte ihn aus dem Ministerium, weßhalb er zur Opposition trat und derselben bis zu seinem Tode 1695 anhing. 2) (Charles Montague Earl of), geb. zu Horton in Northamptonshire, Sohn des Grafen von Northampton. Ein Gedicht auf den Tod Karls II. erwarb ihm die Gewogenheit des Grafen von Dorset, wodurch er in die diplomatische Carriere gezogen

ward. Er wirkte bedeutend zur Berufung des Prinzen Wilhelm von Oranien auf den englischen Thron mit. König Wilhelm gab ihm aus Erkenntlichkeit eine Pension von 500 Pfund Sterling. Treu der neuen Regierung, stieg er bis zum ersten Commissair der Schatzkammer und war während der Abwesenheit des Königs Mitglied der Regentschaft. Er bewirkte 1696 als Kanzler des Zahlamtes die Umschmelzung der alten Münzen und führte als Papiergeld neue Schatzkammerscheine ein. 1700 ward er Pair, mit dem Prädicat eines Barons von Halifax. 1706 vermittelte er, obgleich die Königin Anna ihn aus dem geheimen Rathe entfernt hatte, die Vereinigung Schottlands mit England; überbrachte Georg I die Acte, welche durch Einbürgerung die Thronfolge des Stammes Hanover feststellte, und ward nach dessen Thronbesteigung zum Grafen erhoben. In der Erwartung, Lordkanzler zu werden, getäuscht, ging er zur Opposition und starb 1715. Seine Gedichte (London 1715) haben wenig Werth, obwohl sie zu seiner Zeit in großem Ansehen standen.

Halikarnaß, einst Kariens Hauptstadt und die Residenz seiner Könige, jetzt Bodrum im asiatisch-türkischen Paschalik Anadoli, der Insel Stanchia gegenüberliegend; berühmt durch das von der Königen Artemisia (s. d.) ihrem Gemahle zu Ehren erbaute Grabmal (Mausoleum), von dem nur ungewisse Spuren übrig sind. Sie war auch der Geburtsort des Herodot und des Dionysius (von Halikarnaß).

Halirsch (Friedrich Ludwig), geboren im März 1802 zu Wien, wo sein Vater, der noch lebende Dr. Thomas H, als Advokat praktizirt, auch sonst als juristischer Schriftsteller und Mitredacteur der von ihm und Schultes gegründeten „Annalen der östreichischen Literatur" bekannt ist. Das Leben eines östreichischen Gelehrten ist nicht vielen Abweichung von der durch den Staat gegebenen Norm unterworfen. Halirsch's Erziehung fand schon im väterlichen Hause wissenschaftlichen Grund und Boden; er vollendete seine Studien in Wien, trat 1823 in Staatsdienste, und ward als Beamter des Hofkriegsraths nach Italien gesandt. Die Geschäfte der östreichischen Kanzleibeamten sind nicht so niederdrückender Art wie anderwärts, um nicht den Beamten Muße zur Erholung, oder, wer sie vorzieht, zu ästhetischen und künstlerischen Beschäftigungen zu gestatten. Auch herrscht dort nicht dasselbe Vorurtheil, wie in norddeutschen Ländern, gegen Beamte, die neben dem Staat auch der Muse dienen. Bei der mehr patriarchalischen Regierung wird grade auch das Menschliche im Staatsdiener berücksichtigt. Im Verein mit mehren Jünglingen auf der wiener Universität (1819), die ein gleiches wissenschaftliches Streben zusammenführte, von denen J. G. Seidl, v. Bauernfeld, v. Hermannsthal, Graf Auersperg (Anastasius Grün) sich seither einen Namen gemacht, schritt er zur Herausgabe einer Zeitschrift, von welcher der erste Vierteljahrband unter Zacharias Werner's Mitwirkung, unter dem Titel „Eichenblätter" erschienen ist. Die vollendeten Studien, der Beruf und andere Gesinnungen und Richtungen trennten inzwischen jene Freunde und das Unternehmen hatte ein schnelles Ende. Halirsch trat hierauf mit seiner ersten größern, selbständigen Dichtung „Petrarca" (Leipzig 1823) hervor, die auch außer Oestreich günstig aufgenommen wurde, dann folgte das Trauerspiel „Die Demetrier" (Leipzig 1825) und „Der Morgen auf Capri", dramatisches Gedicht (Leipzig 1829), im wiener Burgtheater und auf vielen deutschen

Bühnen aufgeführt. Ein Band „Novellen" war schon früher (1827) erschienen; an diese reihten sich die gesammelten „Balladen und lyrischen Gedichte" sowie zwei Bände „Dramaturgischer Skizzen" (Leipzig 1829), eine revidirte Sammlung der von ihm für deutsche Zeitschriften gelieferten kritischen Aufsätze. Halirsch, im Gefühl der Isolirtheit, in welcher Oestreich ästhetisch bisher von dem übrigen Deutschland gestanden, setzte sein Bestreben darein, mit den namhaftesten Literaten des Auslandes in Verbindung zu treten, und der fortdauernde schriftliche Verkehr mit denselben erhöhte seine Thätigkeit und sein eifriges Bestreben, einen ernsten Sinn für die Literatur in seinem Vaterlande zu erwecken und zu pflegen. Diese ehrenwerthe Gesinnung zeigt sich in seinen kritischen Arbeiten, die eine nicht ungewandte sichere Feder verrathen. Von dem Theater scheint er sich, nach einigem Verdruß, den, unvermeidlich im Verkehr mit der heutigen Bühne, nur ein leichtes Gemüth leicht abschüttelt, abgewandt zu haben. Als Dichter ist er am lebendigsten in seinen Balladen; in seinen „Erinnerungen an den Schneeberg", vierzig Reisebildern, spricht sich der östreichische Patriot auf eine erfreuliche Weise aus. Halirsch's mehrjähriger Aufenthalt in Italien hatte dem Dichter neue Stoffe, neue Anschauungen, neue Lebenserfahrungen gegeben; aber die Hoffnung, von ihm eine deutsch wahrhaftige Würdigung des noch im italienischen Volke vorhandenen Lebenskeimes zu erhalten, vernichtete sein am 19. März 1832 in Verona unerwartet erfolgter Tod. Halirsch's Vater hat die Absicht den literarischen Nachlaß seines Sohnes herauszugeben.

Hall (Schwäbisch-) im würtemb. Jaxtkreise am Kocher, in einer bergigen schönen Gegend, eine alte Stadt von 6600 Einw., hat 3 Vorstädte, welche auf dem linken Ufer des Kocher liegen, ein Gymnasium und 2 Bibliotheken. Merkwürdig ist unter den 7 Kirchen der Stadt die schöne gothische Hauptkirche zu St.-Michael, zu der man auf 44 Stufen steigt, und das schöne Rathhaus. In der hiesigen alten Münze wurden die ersten Häller geprägt. Hall hat ein bedeutendes Salzwerk, in welchem jährlich in 16 Siedhäusern an 80.000 Ctr. Salz gesotten wird, eine Soolbadeanstalt und starker Fruchthandel.

Hall, Stadt im Unterinnthalkreise Tirols, zwischen hohem Gebirge am Inn, welcher hier fahrbar wird, mit 4400 Einw., die sich zum Theil mit einem ½ St. entfernten Steinsalzwerke beschäftigen. Die Sur (Salzwasser oder Sur) wird hier in 9 Pfannen gesotten; jährlich werden über 300.000 und täglich (mit weniger Unterbrechung) bei tausend Centner Salz versotten. Hall hat ein Fräulein-Stift, von der Kaiserin Maria Theresia, zum Andenken ihres Gemahls, Kaisers Franz (st. 1765), gestiftet; ferner ein Gymnasium, eine sehr künstlich eingerichtete Münze, nebst einigen Baumwollmanufakturen. Das hiesige Salzwerk wurde schon 1236, also vor der Regierung des, oft als Urheber desselben genannten Mainhard II., Grafen v. Tirol, betrieben.

Halle, preuß. Hauptstadt eines Kreises im Reg.-Bez. Merseburg, Provinz Sachsen, liegt am Ufer der Saale in einer Ebene, ist im Ganzen unregelmäßig und schlecht gebaut und zählt, mit den Vorstädten Glaucha und Neumarkt, über 24.000 Einw. in 2240 Häusern. In der Geschichte kommt Halle zuerst im J. 806 vor, und zwar als eine Burg, die Karl der Große gegen die Einfälle der Wenden anlegte. Otto I. schenkte dieselbe dem Erzbisthum Magdeburg, und sein Nachfolger (Otto II.)

gab ihr Stadtrecht. Im J. 1681 kam sie an Kurbrandenburg. Zu den merkwürdigsten Gebäuden gehören: die noch zum Theil bewohnten Ruinen der Veste Moritzburg, welche im dreißigjährigen Kriege zerstört wurde, mit einer Schloßkapelle; die Marienkirche mit einer Bibliothek; der schöne, auf dem großen Markt isolirt stehende, 268 Fuß hohe, rothe Glockenthurm; das von Franke in der Vorstadt Glaucha gestiftete berühmte Waisenhaus, das große 1827 erbaute Krankenhaus ꝛc. Am bedeutendsten ist Halle durch seine Universität, welche der Cardinal Erzbischof Albrecht von Brandenburg für Katholiken während der Reformation begründete, die aber in jenen stürmischen Zeiten nicht empor kommen konnte. 1688 ward vom großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm hier eine Ritterakademie gestiftet, welche unter Kurfürst Friedrich III. auf Thomasius Betrieb zur Universität umgeschaffen wurde. Man wirkte vom kaiserlichen Hof deßhalb einen Freiheitsbrief aus (unterm 19. Oct. 1693), und am nächsten Geburtstage des Kurfürsten (1. Jul. a. St. 1694) geschah die feierliche Einweihung in Gegenwart des ganzen Hofes; ein Fest nach Friedrichs III. Art, denn es kostete 20.000 Thaler. Die neue Universität machte gleich anfangs in der evangelischen Kirche Epoche, da sie ein Hauptsitz der sogenannten pietistischen Theologen wurde, die, ungeachtet ihrer Einseitigkeiten und Sonderbarkeiten, einen wohlthätigen Einfluß auf die Religiosität ihrer Zeit hatten (s. Franke, Spener). Unter Wolf (s. d.) ward dagegen eine strengere mathematisch philosophischere Richtung herrschend, und Semler (s. d.) bahnte etwas später einer gelehrten historisch-philosophisch-kritischen Behandlung der theologischen Wissenschaften den Weg. Im Anfange dieses Jahrh. durch reiche Unterstützung Königs Friedrich Wilhelms III., sowie durch treffliche Lehrer, zur höchsten Blüthe gelangt, erlebte sie wegen ihres Patriotismus während Napoleons Zwingherrschaft 1806 das traurige Schicksal ihrer Auflösung, welches ihr 1812, nachdem sie von der westfäl. Regierung wieder hergestellt worden war, abermals widerfuhr. Als Halle 1814 wieder unter Preußens Scepter kam, entschied der König für die Erhaltung der Universität, und verband 1817 die Wittenberger mit derselben, welche seitdem den Namen: Vereinigte Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg, erhielt. Verjüngt erhob sich diese Hochschule durch treffliche Lehrer aus ihrem Ruin und zählte im Sommersemester 1833 888 Studirende (548 Theologen, 181 Philosophen, 82 Mediciner und 77 Philologen). Die Universität besitzt ein theologisches und pädagogisches Seminarium, einen schönen in Neumarkt gelegenen, von Sprengel wohleingerichteten, botanischen Garten, eine Sternwarte, eine 50.000 Bände starke Bibliothek, mit einem Münzcabinet und einer Kupferstichsammlung, Entbindungsanstalt, medic. und chirurg. Clinicum, physikal.-chemisches Institut, philologisches Seminar, ein bergwissenschaftliches Institut mit einem Mineraliencabinet; mehre andere wissenschaftliche Privatinstitute für Theologen, Philologen, Mediciner und Philosophen. Zu dem Bau eines akademischen Gebäudes bewilligte der König 1827, um Niemeyer's Jubiläum zu feiern, 40.000 Thlr. Die Curatel der Universität hörte 1828 mit dem Austritte des Hrn. v. Witzleben aus dem Staatsdienste auf. An seine Stelle traten als außerord. Regierungsbevollmächtigte der Prorector und der Universitätsrichter. Nächst den akademischen Instituten sind noch zu bemerken: die berühmten Frankeschen Stiftungen (s. d.), die naturforschende Gesellschaft, zwei Gym-

naſien, und außer andern periodiſchen Blättern die allgemeine (ehemals in Jena, ſeit 1804 aber in Halle erſcheinende) Literatur-Zeitung. Halle iſt der Sitz eines Oberbergamtes, hat ein Theater, ein Irrenhaus ꝛc. Zu den Hauptmerkwürdigkeiten gehören noch: die vortrefflichen Salzquellen im ſogenannten Thale, hart am Ufer der Saale gelegen. Die Soole iſt ſo ſtark, daß ſie des Gradirens nicht bedarf, und wird theils an Ort und Stelle von der pfannerſchaftlichen Gewerkſchaft, theils auf der königl. Saline, auf einer Inſel der Saale, wohin die Soole durch Röhren geleitet wird, verſotten. Die Arbeiter ſind Halloren (ſ. d.). Die Quellen ſind ſeit undenklichen Zeiten bekannt und liefern jährlich über 220.000 Entr. Die Soole wird ſeit Jahren, ſowie auch mehre in und bei der Stadt befindliche Eiſenquellen, zu Heilbädern benutzt. Die ehemals blühenden Fabriken, beſonders Stärkemacherei und Strumpfſtrickerei, ſind ſehr heruntergekommen. In der Gegend werden unter andern auch viel Kümmel und Tuchmacherkarden gebaut. Die berühmten leipziger Lerchen werden meiſtens von den Halloren im Stadtgebiete gefangen. Eine kleine halbe Stunde nördlich von Halle liegen auf einem ſchroffen Felſen hart am Ufer der Saale, in dem gleichnamigen Dorfe, die Ruinen der ehemaligen Burg Gibichenſtein (ſ. d.). Die Gegend von Halle iſt reich an Braunkohlen ſowie an gutem Porzellanthon. 1829 wurde Auguſt Hermann Franken ein Denkmal (eine aus dem gen Himmel zeigenden Vater der Waiſen und zweien ſeiner Zöglinge beſtehende, durch Rauch's Meiſterhand ſinnvoll hingeſtellte Gruppe) in dem Mittelhofe des Waiſenhauſes errichtet, welches am 5. Nov. feierlich enthüllt wurde. Vgl. Dreihaupt's „Chronik des Saalkreiſes"; Hoffbauer's „Geſch. der Univ. Halle"; Niemeyer, „Die Univ. Halle in ihrem erſten Jahrhundert"; Heſekiel's „Beſchr. von Halle" (Halle 1824).

Hallein, öſtreich. Stadt im Herzogth. Salzburg (mit 600 H. und 6000 Einw.) an der Salzach und am Fuße des Dürren- (Thürn) Berges, in welchem, ſowie im Salzberge des benachbarten Berchtesgaden (ſ. d.), das Salz als Soole in den ſogenannten Sinkwerken (deren es hier 35 gibt) gewonnen, durch Röhren nach dem Siedhauſe geleitet und dort verſotten wird. Die jährliche Salzproduction beläuft ſich auf 400—450.000 Ctnr. Die Stecknadelfabrik zu Hallein liefert jährlich über 11.100 Bünde. Die Baumwollenfabrik, welche weit umher 12.000 Menſchen beſchäftigt, hat einen jährlichen Verkehr von 225.000 Gulden. Ein Dörfchen am Abhange des Thürnberges iſt größtentheils von Bergleuten bewohnt und hat eine ganz aus ſpiegelglattem rothem Marmor erbaute Kirche.

Halleluja: Lobet den Herrn! Man glaubte in dieſer volltönenden hebräiſchen Formel etwas Feierliches zu finden und behielt ſie bei den Ueberſetzungen der Bibel in die Landesſprachen bei. Das Halleluja wurde ſeit dem 5. Jahrh. an allen Sonn- und Feſttagen beim Gottesdienſte geſungen, von der röm. Kirche aber ſpäterhin an den Sonntagen in der Faſten, um die heilige Trauer nicht zu unterbrechen, weggelaſſen, und erſt Oſtern als ein Geſang der Freude wieder angeſtimmt. In einigen Gegenden Deutſchlands wird der Buchampfer oder Kuckuksklee, Oxalis acetoselle L., auch Halleluja genannt, weil er um Oſtern blüht, wo das Halleluja wieder in den Kirchen geſungen wird. Die Juden nennen den 113. bis 117. Pſalm das große Halleluja, weil in dieſen Pſalmen

besondere Wohlthaten Gottes gegen das jüdische Volk gepriesen werden, und singen diesen Lobgesang am Pascha- und Laubenhüttenfeste.

Haller (Albrecht von), der Große genannt wegen seiner Verdienste als Anatom, Physiolog, Botaniker, Literator und Dichter, geb. zu Bern den 16. Oct. 1708, war unter 4 Brüdern der jüngste. Seine Familie gehörte zu den Patriziern der Stadt Bern. Sein Vater war zuerst Advokat und hernach Kanzler der Landvogtei Baden. Haller zeichnete sich in seinen frühern Jahren durch eine lebhafte Neigung zu den Wissenschaften und durch ungemeine Lehrfähigkeit aus; schon als Knabe von 9 Jahren soll er den Bayle und Moreri gelesen und aus jenem mehr als 2000 Lebensbeschreibungen gesammelt und übersetzt haben. Um dieselbe Zeit war er auch der griech. Sprache nicht wenig mächtig, übersetzte ihre Classiker und fing selbst mit dem Hebräischen an. Als 10jähriger Jüngling arbeitete er eine Aufgabe, welche er lateinisch liefern sollte, in griech. Sprache aus. Im 16. Jahr ging er nach Tübingen, um die Arzneiwissenschaft zu studiren. Boerhavens weit verbreiteter Ruhm zog ihn nach Leyden, wo er in seinem 18. J. die Doctorwürde erlangte. Hierauf bereiste er England und Frankreich und nach seiner Rückkehr mit Joh. Geßner die Alpen. Joh. Geßner, sein Begleiter, weckte in ihm die Liebe zur Pflanzenkunde. Haller sammelte dafür mit großem Fleiße, machte neue Entdeckungen und legte so den Grund zu seiner meisterhaften Beschreibung der Schweizerpflanzen. Auf dieser Reise entstand auch sein berühmtes Lehrgedicht: „Die Alpen". Nach seiner Rückkehr blieb er noch ein Jahr in Basel, arbeitete an einem großen Lehrgedicht: „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben", und hielt in der letzten Zeit anatomische Vorlesungen, bei welcher Gelegenheit er Manches für seine künftigen Arbeiten sammelte. 1729 ließ er sich in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder und verheirathete sich mit Mariane Wyß, die ihm ein schönes, aber kurzes eheliches Glück bereitete. Obwohl er in Ruf kam, so ward ihm doch die Stelle eines Arztes an dem Inselspitale hauptsächlich darum abgeschlagen, weil er ein Dichter sey. In der That beschäftigten ihn Poesie und Botanik ungemein. Im Sommer bereiste er jährlich die Alpen und sammelte eine Menge Pflanzen, sodaß er den Entschluß faßte, ein vollständiges Werk über die Gewächse Helvetiens herauszugeben. Im Winter wandte er seine Muße auf die Anatomie, über die er 1734 unentgeltlich Vorlesungen zu halten anfing. Er brachte es dahin, daß ein anatomisches Theater angelegt wurde. Die in seiner Vaterstadt erledigte Professur der Beredtsamkeit, um welche er sich bewarb, erhielt er ebenfalls nicht; dafür ward er 1735 zum Aufseher der Bibliothek ernannt. 1736 folgte er einem Rufe als Professor der Anatomie und Botanik nach Göttingen, wo er 17 Jahre wirkte und 86, mehrentheils anatomische, medicinische und botanische Schriften herausgab. Die wichtigsten sind seine „Flora der Schweiz" (2 Bde., Fol.), in deren 2. Aufl. er 2486 Pflanzen nach seinem eignen Systeme beschrieb; seine „Boerhaveschen Vorlesungen", seine „Anatomischen Tafeln" und seine „Physiologie". Auch nahm er 1745 an der Herausgabe der „Göttingischen gelehrten Anzeigen" Theil und wurde 2 Jahre darauf Director derselben. Der Ruf von Haller's Verdiensten war jetzt durch ganz Europa verbreitet. Die angesehensten Akademien ernannten ihn zu ihrem Mitglied; 1749 erhob ihn der Kaiser Franz I. mit seiner Nachkommenschaft in den Reichsadelstand, und der König von England zu seinem Staats-

rath. Auch seine Vaterstadt nahm ihn, als er sie 1745 besuchte, als Mitglied in den großen Rath auf, und diese Auszeichnung war ihm zwiefach angenehm, da ihn der Gedanke beschäftigte, sich in seine Heimath zurückzubegeben. Die Ränke seiner Collegen verbitterten ihm den Aufenthalt in Göttingen. Nachdem er noch, 1751, an der Stiftung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften den thätigsten Antheil genommen und zum beständigen Präsidenten derselben ernannt worden, nahm er 1753 seine Entlassung. In Bern wurde er zum Amman erwählt. Er behielt seine akademische Pension, seine Titel, die Präsidentenstelle bei der königl. Gesellschaft der Wissenschaften und arbeitete fortwährend an den „Göttingischen gelehrten Anzeigen", die ihm über 12.000 Recensionen verdanken. Dabei verbesserte er die Einrichtung der Salzwerke zu Ber und Aigle, deren Vorsteher er war, die Anstalten der Akademie zu Lausanne und die medicinische Polizeiverfassung; er beförderte den Ackerbau, entwarf den Plan zu einem Waisenhause und vermittelte die Grenzstreitigkeiten zwischen Bern und Wallis. Es erschien jetzt seine botanische, chirurgische, anatomische, und der Anfang seiner medicinisch-praktischen Bibliothek. Außerdem entwarf er drei politische Romane, über die despotische, monarchische und republikanische Regierungsform (Usong, Alfred, Fabius und Cato), und correspondirte in deutscher, lateinischer, englischer und französischer Sprache nach allen Ländern von Europa. 1777 beehrte ihn Kaiser Joseph II. mit einem Besuche; bald darauf überfiel ihn eine Kränklichkeit, die am 12. Dec. 1777 seinem thätigen Leben im 70. Jahre ein Ende machte. Haller's Verdienste um Naturlehre, Botanik, Physiologie und Medicin sind unvergänglich. Seine Lehre von der Reizbarkeit ist noch jetzt als die Grundlage der dynamischen Theorien neuerer Zeiten anzusehen. Ferner suchte er die Theorie der Erzeugungen durch die sorgfältigsten Beobachtungen zu gründen. Er entdeckte die erste Spur des Herzens im bebrüteten Ei in der 38. Stunde, und in der 41. die erste Spur des Bluts. Auf gleiche Weise beobachtete er die Säugethiere. Als Dichter ragt er glänzend unter seinen Zeitgenossen hervor. Seine frühern Versuche verbrannte er mit rühmlicher Strenge gegen sich selbst. Zwar ist auch in seinem Gedicht „Die Alpen", die Sprache hart und rauh, wie die Gebirgsmassen, die er schildert, doch sind die Ideen kühn und feurig, und zeigen ein mit der Natur befreundetes Gemüth. Am höchsten und reinsten stehen seine elegischen Gedichte, unter denen wir die Elegie auf den Tod Marianens auszeichnen. Die didaktische Richtung ist bei ihm vorherrschend. Die erste Sammlung seiner „Schweizerischen Gedichte" erschien (Bern 1732) ohne seinen Namen (11. Ausg. Bern 1776; 12. Bern 1828, vermehrt mit der Lebensbeschreibung des Verfassers, besorgt von J. R. Wyß). Finden sich in seinen letzten Lebensjahren Spuren von trübem Stolz und schwermüthiger Verzagtheit, so erinnere man sich, daß die höhere Kraft, so oft der Schwäche gegenüber, sich sehr natürlich zuletzt in Unzufriedenheit selbst verwundet, bis sie endlich in jene Schwermuth versinkt, die wir bei Haller bemerken. Davon zeugt sein Tagebuch (Bern 1787, 2 Bde). Biörnstahl stellt zwischen Haller und Voltaire folgende Parallele auf: „Der Letztere ist oberflächlich, der Andere tief; der Eine dichtet über alle Gegenstände, gießt über Alles die lebhaften Farben seines Geistes aus und kümmert sich um Wahrheit wenig, wenn Das, was er sagt, nur glänzt; der Andere ist Dichter und Philosoph, liebt aber vor Allem Wahrheit und Tugend; der

Eine spricht nur von Duldung und kann weder Gott noch die Menschen ertragen; der Andere übt die Moral und lebt nach dem Evangelium; der Eine zerstört, der Andere baut auf".

Halley (Edmund), einer der größten Astronomen Englands, geb. zu London 1656, widmete sich anfangs der Literatur und alten Sprachen, später aber ausschließlich der Sternkunde, wofür ihn auch die Natur bestimmt zu haben schien; denn schon im 19. Jahre löste er ein schweres Problem, wodurch der Streit über die Aphelien und excentrischen Bahnen der Planeten beendigt wurde, weßhalb ihn die Regierung 1676 nach St.-Helena geschickt hatte. Diese Reise brachte ihn aber auch noch auf mehre andere wichtige Entdeckungen. Seine gemachten Beobachtungen gab er 1678 u. d. T.: „Catal. stell. austral." heraus. Nach seiner Rückkehr wurde er Mitglied der königl. Gesellschaft zu London und bald darauf auch von der zu Paris, reiste darauf zu Hevelius nach Danzig und von da nach Frankreich, und entdeckte auf der Straße von Calais nach Paris 1680 jenen berühmten Kometen, der in eben demselben Jahre von der Sonne abwärts noch einmal sichtbar wurde. Der Zweck dieser Reise nach Frankreich war übrigens nur, mit Cassini in genauere Verbindung zu treten. Um die Theorie der Magnetnadel zu ergründen, unternahm er eine große Seereise, von der er, viermal die Linie passirend, erst 1702 zurückkehrte, worauf er 1703 Lehrer der Geometrie zu Oxford und endlich, an Flamstead's Stelle, 1720 königl. Astronom zu Greenwich wurde. In der letzten Zeit seines Lebens beschäftigte ihn am lebhaftesten der Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe, wodurch, wie er meinte, allein der wahre Abstand der Sonne von der Erde bestimmt werden könnte; da er aber 1742 zu Greenwich starb und dieser Durchgang erst 1761 erfolgen sollte, so konnte er nur die Gelehrten darauf aufmerksam machen. Die vorzüglichste Frucht seiner gelehrten Arbeiten sind seine „Astronomische Tafeln", die jedoch erst 1749 erschienen (verb. Aufl. mit Zus. von Lalande, Paris 1759); die Verbesserungen der Taucherglocke und die Erfindung des Spiegeloctanten, eines zu astronomischen Beobachtungen auf dem Meere besonders brauchbaren Instruments (vgl. Bode's „Sternkunde", 3. Aufl., Berlin 1808, Bd. 2, S. 387). Um die Lehre von den Kometen machte er sich durch seine „Synopsis astronomiae Cometarum" verdient. Er sagte die Wiederkunft des Kometen von 1682 auf das Jahr 1759 richtig voraus. Er führte die Aufsicht über die Herausg. von Newton's, dessen vertrauter Freund er war, „Philos. natur. princip. math.". Ein Verzeichniß der vielen Schriften dieses Mannes, den Lalande „Le plus grand astronome de l'Angleterre" nennt, befindet sich vor der erwähnten neuen Ausg. seiner Astronom. Tafeln. Sein „Eloge" hat Mairan („Hist. de l'Acad. pour 1742") gegeben, und seine besonders großen Verdienste um die Theorie der Magnetnadel hat auch Hansteen in seinen „Untersuchungen über den Magnetismus der Erde" (mit Kupf. und Atlas, Christiania 1819, 4.) anerkannt.

Halljahr oder Jubeljahr, im alten Testamente jedes 50. Jahr, in welchem nach der Mosaischen Verfassung (s. 3. Mos. 25, 10—13) bei den alten Juden die Sklaven freigelassen, die Schulden gelöscht, die verpfändeten und verkauften Ländereien an die Familie, zu der sie gehörten, zurückgegeben wurden, daher es auch Erlaßjahr hieß. In einem solchen Jahre ruhte alle Feldarbeit, man aß, was der Boden von selbst trug, und spendete davon den Armen. Feinde mußten sich versöhnen,

und um das Volk, dessen Sünden als Abfall von Gott betrachtet wurden, auch mit Gott zu versöhnen, ging der Hohepriester in das Allerheiligste des Tempels und wirkte dem Volke durch sein Gebet und Opfer Vergebung aus; dann herrschte überall im jüdischen Lande Friede und Freude. Der Anfang dieses glücklichen Jahres wurde mit Hallposaunen oder Hörnern im Lande ausgeblasen und verkündigt, daher der Name Halljahr. (Vgl. Jubeljahr.)

Halloren, die in der Salzgewinnung zu Halle in Sachsen arbeitenden Familien, Nachkommen der alten Wenden, die vormals manche Vorrechte besaßen, welche ihnen aber meistens die Alles generalisirende westfälische Regierung nahm. Ihre Geschicklichkeit im Schwimmen und Klettern ist bekannt. Sie fangen jetzt allmälig an, immer mehr alte Sitte, Tracht und Gewohnheit abzulegen.

Hallstadt, 1) Marktflecken im Traunviertel des Landes Oestreich ob der Ens, am hallstädter See; mit 164 H. und 1000 Einw. In der Nähe der Salzberg mit Salzsiedereien, doch wird der größte Theil der Salzsoole in Röhren nach Ischl und Ebensee geleitet. 2) baierischer Marktflecken am Main im Obermainkreise, mit 225 H. und 1200 Einw. Wein- und Obstbau.

Halsbandprozeß, s. Rohan.

Halsgerichtsordnung (peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V., Carolina, Constitutio criminalis Carolina), das Strafgesetzbuch, welches vom Kaiser Karl V., mit Einstimmung der Stände, 1532 auf dem Reichstage zu Regensburg publicirt wurde. Das Bedürfniß einer allgemeinen Criminalgesetzgebung für Deutschland veranlaßte, daß schon auf dem wormser Reichstag 1521 einer Reichsdeputation der Auftrag ertheilt wurde, den Entwurf einer peinlichen Reichsgerichtsordnung, welcher vorgelegt war, zu revidiren. Dieser Entwurf stimmte mit den beiden früheren derartigen Landesgesetzen, der Bambergensis und der Brandenburgensis überein, welche beide in Beziehung auf die Halsgerichtsordnung jene die Mutter und diese die Schwester genannt werden, indem diese die spätere, Brandenburgensis, größtentheils aus jener entlehnt ist. Der Verfasser von diesen beiden Landesgesetzen ist der Freiherr Johann von Schwarzenberg und Hohenlandsberg, und er saß auch in der erwähnten Reichsdeputation zur Prüfung des Entwurfs. Doch erst nach Schwarzenbergs Tode wurde im Jahr 1529 dieses Prüfungsgeschäft beendigt und dann im folgenden Jahre eine nochmalige Revision vorgenommen, worauf nun 1532 die Halsgerichtsordnung, jedoch, auf Verlangen mehrer Reichsstände, mit der clausula salvatoria, als Reichsgesetz publicirt wurde. Mehre deutsche Fürsten, Kursachsen, Kurbrandenburg, Pfalz, legten Protestationen dagegen ein, um ihre eignen Landesrechte und Gesetze gegen die gesetzgebende Gewalt des Kaisers und Reichs zu behaupten; endlich aber bekam die Carolina dennoch ein fast allgemeines Ansehen. Sie besteht aus 222 Artikeln, in welchen zuerst von Criminalprozeß, dann von den Strafgesetzen gehandelt wird; den Beschluß machen Formulare für die abzufassenden Urtheile und einige processualische Bestimmungen. Der damalige religiöse, philosophische und wissenschaftliche Culturstand mußte natürlich die Grundsätze, von welchen bei Abfassung der Halsgerichtsordnung ausgegangen wurde, bedingen; das Recht des Staats, Strafen zu verhängen, ist daher als ausgemacht vorausgesetzt, nach dem Gesichtspunkt, daß alle Obrigkeit von Gott herrühre, mithin die Strafgewalt

von dem höchsten Wesen ausgehe. Daher hielt man sich auch verbunden, die Grundsätze des Mosaischen Rechts aufzunehmen, und nach diesem selbst solche Handlungen mit Strafe zu belegen, welche nur als Widersetzlichkeit gegen die Gottheit zu betrachten waren. Im Verhältniß zu dem jetzigen Geist des Criminalrechts sind in der Halsgerichtsordnung fast alle Verbrechen mit zu harten und grausamen Strafen belegt; in den neueren Zeiten ist sie daher in manchen Ländern ganz außer Gebrauch gekommen und sind der Zeit angemessene Gesetzbücher eingeführt worden; in andern galt sie nur noch subsidiarisch; in einigen dagegen ist sie noch das eigentliche Strafgesetzbuch. In neuerer Zeit haben Einige die Vermuthung zu begründen versucht, daß die Halsgerichtsordnung von der spanischen Inquisition (aus Torquemada's Instructionen) stamme. Ausgaben: von Koch, Gießen 1769; 7. Ausg. 1821, und von Meister, Göttingen 1777 und 93; Geschichte derselben von Malblank, Nürnb. 1783; Erläuterungen von Kreß, Hanover 1721; 5 Ausg. 1781 4.; von Meckbach, Jena 1756, 4.; von Böhmer, Halle 1770; von Walch (c. Glossarium), Jena 1790.

Haltern, Stadt im lösfelder Kreise des Reg.-Bez. Münster, preuß. Provinz Westfalen, am Einfluß der Stever in die Lippe, mit 2 kath. Kirchen, Hospital, 1900 Einw., denen Walk-, Loh- und Oelmühlen, Gerbereien, Wollen- und Leinweberei, Zeichdruckerei, Ziegeleien und Steinbrüche hinlängliche Erwerbs- und Nahrungszweige bieten. Die Stadt ist Eigenthum des Standesherrn, Herzogs von Croy-Dülmen.

Haltung. Ein Gemälde hat Haltung, wenn jeder Theil in Ansehung der Tiefe des Raums oder der Entfernung vom Auge sich von dem neben ihm stehenden merklich absondert, sodaß das Nahe vor dem Fernen gehörig hervortritt. Sie gibt eigentlich dem Gemälde das wahre Leben und die wahre Natur; was sie nicht hat, ist flach. Auch von den Werken der schönen Redekünste verlangt man, daß sie Haltung haben; und sie haben diese Eigenschaft zuerst durch Einheit und dann durch die verhältnißmäßige und angemessene Ausführung jedes einzelnen Theils. Haupttheile müssen umständlicher, deutlicher, bestimmter, mit stärkern Farben dargestellt werden, sie müssen gleichsam im Vordergrunde stehen; Nebensachen, weniger wichtige Theile, Episoden müssen mehr beiläufig, mit mattern Farben, mit unbestimmtern Umrissen, mit wenigen Zügen gleichsam in den Hintergrund gestellt werden, damit sie nicht zu stark vortreten, und dadurch die Einheit stören, und die Aufmerksamkeit zu sehr von den Hauptpartieen ablenken. Vor allen Dingen gehört richtige Bestimmung der Begriffe und deutliche Verbindung der Gedanken dazu. Ein Epos oder Drama hat Haltung, wenn der Held des Stücks auch wirklich die ausgezeichnetste Person nicht bloß an sich, sondern auch durch die Darstellung des Dichters ist, wenn er unser Interesse vorzüglich in Anspruch nimmt, wenn die Handlung Einheit hat, und alle Episoden nur Episoden sind. Ein Charakter hat Haltung, wenn er sich gleich bleibt, und seine Handlungen sich aus seinen Grundsätzen erklären lassen. Die Sprache hat Haltung, wenn sie Einheit hat, sich gleich bleibt, nicht bald zu hoch steigt, bald zu tief sinkt. — Haltung, in der Schauspielkunst, bezeichnet das Verhältniß zwischen den einzelnen Theilen der Darstellung einer Rede, Rolle oder einzelner Theile derselben, vermöge dessen sie gerade dieses und kein andres Ganze bilden, oft auch die Consequenz, Haltung eines Charakters in den einzelnen Theilen der Darstellung

Declamation und Mimik haben kein angelegentlicheres Geschäft, als durch zweckmäßige Vertheilung der Stärke und Schwäche ihrer Züge in ihre Darstellung diese Haltung zu bringen, und sie bewirken dieß theils durch das Allgemeine ihres Tons, theils durch den Wechsel desselben in besondern Fällen. Jeder Stand, jeder Charakter, jedes Alter ꝛc. hat im Allgemeinen seine Eigenthümlichkeit, welche wieder durch die verschiedenen Lagen, in welche sie kommen, abgestuft werden, und sich in den Bewegungen des Körpers, in den Mienen, in der Stimme ꝛc. ausdrücken. Sie aufzufassen bedarf eines scharfsinnigen Beobachters, aber sie darzustellen des Genies, daher auch die echte individuelle Charakteristik, für die besonders komische Charaktere sich eignen, selten auf den Bühnen gesehen wird.

Halurgie, Salzwerkskunde, s. Salz.

Hamadryaden. Die Mythologie der Griechen liebte, die edleren Gewächse als Wohnungen höherer, die Menschheit umgebenden Wesen darzustellen, und hatte die Tradition, daß Waldnymphen (Hamadryaden, Untergottheiten weiblichen Geschlechts) in manchen Waldbäumen wohnten, die nach dieser Darstellung in Griechenland ebenso, wie die deutschen Hochwälder, unter priesterlicher Direction standen.

Hamann (Johann Georg). Dieser große, tiefsinnige Philosoph, der das seltene Schicksal erfuhr, fast gar nicht verstanden zu werden, und daher in seinem Leben und noch lange nach seinem Tode unbemerkt geblieben ist, wurde am 7. Aug. 1730 zu Königsberg in Preußen geboren. Er besuchte die dortige Domschule, und zog von da 1746 auf die Universität, wo er anfangs Theologie, nachher Jurisprudenz studirte, aber mit geringem Erfolge, da ihm durch die Bekanntschaft mit der schönen Literatur jedes Brotstudium verleidet war. Nachdem er sich 5 Jahre auf der Universität aufgehalten, ohne sich durch eine positive Wissenschaft einen sichern Weg zum Fortkommen in der Welt gebahnt zu haben, nahm er eine Hofmeisterstelle bei der Baronin von Buttberg in Kurland an, die er aber schon nach kurzer Zeit wegen verschiedener Mißverständnisse wieder abgab. Er wandte sich zu einigen Freunden in Riga, und blieb daselbst, bis er 1753 Hofmeister beim General von Witten ward. Nach 2 Jahren kehrte er nach Riga wieder zurück, wo er von einigen Kaufleuten mit offenen Armen aufgenommen wurde. Er legte hier durch ein eifriges Studium der Theorie der politischen und Handlungswissenschaften eine Grundlage seiner fernern Subsistenz. Unterdeß bewog ihn eine schmeichelnde Einladung, wieder in das Buttbergische Haus zurückzukehren, allein in kurzer Zeit (1756) verließ er dasselbe wieder, und eilte nach Königsberg, wo seiner der Segen einer sterbenden Mutter harrte. In demselben Jahre erhielt er durch Unterstützung eines Handelshauses in Riga die Mittel zu einer längst gewünschten Reise, auf welcher er Berlin, Lübeck, Holland und England besuchte. In London blieb er über ein Jahr, und würde es zu seinem beständigen Aufenthalte gemacht haben, wenn ihn nicht Mangel an Mitteln und mancherlei Schicksale, die stark auf sein Gemüth einwirkten, bestimmt hätten, 1758 nach Riga wieder zurückzukehren. Dort blieb er ein Jahr; darauf ging er auf seines Vaters Wunsch wieder nach Königsberg, und lebte hier in seinem väterlichen Hause in einer glücklichen literarischen Muße, in welcher er sich mit der alten Literatur und den orientalischen Sprachen beschäftigte. Um sich indeß für die Zukunft eine sichere Subsistenz zu verschaffen, trat

Hamann als unbesoldeter Copist beim Stadtmagistrate und Kanzellist bei der Kriegs- und Domainenkammer in Dienste. Da diese Geschäfte aber seine Gesundheit untergruben, so gab er dieselben 1764 wieder ab, und suchte sich durch eine Reise nach Deutschland, dem Elsaß und Basel wieder zu erholen, von der er noch in demselben Jahre in seine Vaterstadt zurückkehrte. Nachdem er 1765 abermals eine Hofmeisterstelle in Mitau angenommen und seinen Principal auf einer Reise nach Warschau begleitet hatte, begab er sich 1767 wiederum nach Königsberg, und wurde daselbst als Secretair und Translateur bei der damals neueingerichteten Provinzialaccise- und Zolldirection angestellt. 1777 erhielt er die Stelle eines Packhofverwalters bei dem königl. Licent; jetzt hatte er zwar Muße genug zu literarischen Beschäftigungen; allein sein Körper war zu anstrengenden Geistesarbeiten bereits zu sehr geschwächt. 1787 erhielt er bei einer Accisenreform seinen schon längst begehrten Abschied mit einer anständigen Pension; nachdem er einige Jahre zuvor durch das Wohlwollen eines Unbekannten in eine sorgenfreie Lage versetzt worden war. Um seine Gesundheit wieder herzustellen, trat er nun eine Reise nach Deutschland an, lebte bald zu Münster, bald zu Düsseldorf bei Jacobi, und wurde endlich von der beständigen Plage eines siechen Körpers zu Münster 1788 durch den Tod befreit. Als Schriftsteller wurde Hamann von seiner Zeit fast gar nicht beachtet. Seine Schriften vermochte man nicht zu verstehen, fand sie deßhalb geschmacklos und schlecht und warf sie auf Seite. Nur der einzige Herder (s. d.) würdigte ihn und nahm sich seiner an in den „Fragmenten über deutsche Literatur", wo er u. A. über ihn sagt: „Der Kern seiner Schriften enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, neuen Betrachtungen und eine merkwürdige Belesenheit; die Schale derselben ist ein mühsam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anspielungen und Wortblumen. Der Philolog hat gelesen, und allerdings sehr viel, sehr weitläufig und mit Geschmack gelesen (multa, legit et multum). Allein die Balsamdüfte vom ätherischen Tisch der Alten, mit einigen Vapeurs der Gallier und den Brocken der britischen Laune vermischt, sind zu einer Wolke geworden. Diese umhüllt ihn, er mag strafen oder weissagen, wie die Juno, wann sie den Ehebrecher belauscht, oder die Pythisse, wenn sie Weissagungen in kabbalistischer Prosa murmelt. Seine Belesenheit ist also zusammengeflossen, sowie die königliche Schrift, auf unzusammenhängend Papier geschrieben, dieß zuerst thut u. s. w." Allein Herders Hindeutung auf ihn wurde nicht sehr beachtet. Es ging zuletzt so weit, daß Niemand mehr etwas von ihm wußte. Ein tiefsinnig edler Geist wandelte unter den Deutschen und sie hatten des nicht Acht. Man ließ ihn dort am Ufer der Ostsee mit einigen geistvollen Freunden, die ihm die Welt ersetzen mußten, sein Wesen treiben, und setzte die alte Gleichgültigkeit gegen ihn fort. Auch über Hamanns Grabe ruhte noch immer ein tiefes Schweigen. Man fand noch immer zu unbequem, ihn zu lesen und über ihn zu reden. Da vernahm man endlich von neuem Herders rühmendes Wort, Jean Pauls freudiges Anerkennen, und das häufige Hindeuten Jacobi's auf ihn, als auf einen tiefen, seltsamen Geist. Nun begann sich aber hier und da ein besserer Sinn zu regen und man griff nach Hamanns Schriften; allein sie waren leider vergriffen, nicht eben von Lesern, sondern wahrscheinlich von nicht lesenden Kaufleuten und Krämern. Im 3. Bande seiner Biographie versprach Göthe, eine Her-

ausgabe, der Hamann'schen Schriften zu besorgen, und entwarf folgende Schilderung von ihm: „Das Prinzip, auf welches die sämmtlichen Aeußerungen Hamann's sich zurückführen lassen, ist dieses: „„„Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort, oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich.““ Eine herrliche Maxime! aber schwer zu befolgen. Vom Leben und der Kunst mag sie freilich gelten. Bei jeder Ueberlieferung durchs Wort hingegen, die nicht gerade poetisch ist, findet sich eine große Schwierigkeit: denn das Wort muß sich ablösen, es muß sich vereinzeln, um etwas zu sagen, zu bedeuten. Der Mensch, indem er spricht, muß für den Augenblick einseitigt werden; es gibt keine Mittheilung, keine Lehre, ohne Sonderung. Da aber Hamann ein für alle Mal dieser Trennung widerstrebte, und wie er in einer Einheit empfing, imaginirte dachte, so auch sprechen wollte, und das Gleiche von Andern verlangte, so trat er seinem eigenen Style und mit Allem, was die Andern hervorbringen konnten, in Widerstreit. Um das Unmögliche zu leisten, greift er daher nach allen Elementen; die tiefsten, geheimsten Anschauungen, wo sich Natur und Geist im Verborgenen begegnen; erleuchtende Verstandesblitze, die aus einem solchen Zusammentreffen hervorstrahlen; bedeutende Bilder, die in diesen Regionen schweben; eindringende Sprüche der heiligen und Profanscribenten, und was sich sonst noch humoristisch herzufügen mag: dieses Alles bildet die wunderſame Gesammtheit seines Styls, seiner Mittheilungen. Kann man sich nun in der Tiefe nicht zu ihm gesellen, auf den Höhen nicht mit ihm wandeln, der Gestalten, die ihm vorschweben, sich nicht bemächtigen, aus einer unendlich ausgebreiteten Literatur nicht gerade den Sinn einer nur angedeuteten Stelle herausfinden; so wird es um uns nur trüber und dunkler, je mehr wir ihn studiren, und diese Finsterniß wird mit den Jahren immer zunehmen, weil seine Anspielungen auf bestimmte im Leben und in der Literatur augenblicklich herrschende Eigenheiten vorzüglich gerichtet waren. Unter meiner Sammlung befinden sich einige seiner gedruckten Bücher, wo er am Rande eigenhändig die Stelle citirt hat, auf die sich seine Andeutungen beziehen. Schlägt man sie auf, so gibt es abermals ein zweideutiges Doppellicht, das uns höchst angenehm erscheint; nur muß man durchaus auf Das Verzicht thun, was man gewöhnlich Verstehen nennt. Solche Blätter verdienen deßwegen sibyllinische genannt zu werden, weil man sie nicht an und für sich betrachten kann, sondern auf Gelegenheit warten muß, etwa zu Orakeln seine Zuflucht zu nehmen. Jedesmal, wenn man sie aufschlägt, glaubt man etwas Neues zu finden, weil der einer jeden Stelle inwohnende Sinn uns auf eine vielfache Weise berührt und aufregt“. Das Verzeichniß von Hamanns Werken befindet sich in Meusels Lexicon der von 1750—1800 verstorbener deutscher Schriftsteller B. V. S. 108. S. „Hamann's Schriften“ (Berlin 1821—25), 8 Thle. Fragmente aus seinen Schriften ersch. zu Leipzig 1819: „Sibyllinische Blätter des Magus in Norden herausg. von D. Friedr. Cramer“ mit Hamann's Portrait.

Hambacher Fest am 27. Mai 1832. Diese Feier auf dem Schloßberge zu Hambach bei Neustadt am Haardtgebirge in Rheinbaiern sollte dem Jahrestage der Einführung der baierschen Constitution gelten, ward aber, hauptsächlich von den Volksaufregern Wirth, Siebenpfeiffer und Consorten veranstaltet, um den Umsturz der bestehenden Staatsordnung

in Deutschland vorzubereiten. Die Regierungsbehörde des Rheinkreises verbot am 8. Mai die Feier des Festes zu Hambach und verfügte, daß am 26., 27. und 28. Mai allen Fremden, nämlich allen in Neustadt nicht wohnhaften oder in Diensten stehenden Personen, der Zutritt zu der Stadt verweigert, jede Versammlung von mehr als 5 Personen auf den Straßen und öffentlichen Plätzen untersagt und jede Rede an die versammelte Volksmenge an allen öffentlichen Orten während jener Tage verboten seyn sollte. Hiergegen protestirten die Städte Neustadt, Frankenthal, Speier, Landau und Zweibrücken. Schon am 17. Mai nahm die Regierung zu Speier das Verbot zurück, weil die Festordner erklärt hätten, daß sie nur ein Volksfest feiern wollten und die Ortsobrigkeit für jede Störung der Ruhe sich verbürgte. Die bairische Staatszeitung äußerte zugleich die Hoffnung, daß die Rheinbaiern allen geselligen Zusammenkünften an dem festlichen Tage jenen volksthümlichen Charakter geben würden, den jeder Biedermann dem Jahresfeste der Verfassung beizulegen schuldig sey. — Als nun der Tag des Festes herannahte, sah man Reisende auf offenen, mit Eichenlaub bekränzten Wagen, auf welchen die dreifarbige Fahne wehte. Die Festordner in Neustadt hatten indeß vielfache Vorbereitungen zum Empfange der Gäste getroffen. Die Zugänge zu dem Berge, auf dessen Spitze das Auge die herrlichen Gauen des Rheins übersieht, wurden gebahnt, Rednerbühnen und Zelte aufgeschlagen, und Frauengruppen wanden Kränze, die Burgtrümmer zu zieren. Am Vorabend wurde das Fest durch Geläute und Geschützdonner angekündigt und Freudenfeuer brannten auf den höchsten Punkten des Haardtgebirgs. Gegen 30.000 Menschen aus fast allen Gegenden des Rheinlandes und andern deutschen Ländern waren versammelt, und unter ihnen Franzosen, meist aus dem Elsaß, mehre Polen, viele Studenten, zum Theil in deutscher Tracht. Der Zug zur Burg begann um 9 Uhr. Voran eine Abtheilung der Bürgergarde der Stadt; darauf Frauen und Jungfrauen mit schwarz-roth-goldenen Gürteln, die polnische Fahne in ihrer Mitte, deren Träger mit einer weiß-rothen Schärpe geziert war. Dann die Festordner, in deren Mitte die dreifarbige deutsche Fahne mit der Inschrift: „Deutschlands Wiedergeburt" wehte. Ihr folgte der Landrath des Rheinkreises; darauf Abgeordnete aus vielen deutschen Ländern und die andern Festbesucher, nach Stämmen geordnet, mit deutschen Fahnen. Das Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" wurde zuerst angestimmt, und zu andern deutschen Klängen gesellten sich auch das „Allons enfans de la patrie" der französischen Nachbarn und polnische Lieder. Für 300 Handwerksbursche hatte Siebenpfeiffer ein revolutionnaires Lied nach der Weise des Reiterliedes gedichtet. Auf einem erhöhten Punkte hatte man die polnische und auf der höchsten Zinne der Burgtrümmer die deutsche Fahne aufgepflanzt. Nachdem einer der Festordner, Hepp aus Neustadt, gesprochen hatte, hielt Siebenpfeiffer eine Rede über die Nationaleinheit Deutschlands und brachte zum Schlusse ein Lebehoch jedem Volke, das seine Regierung umstürzt, der Volkshoheit und dem Völkerbunde. Wirth brachte am Schlusse seiner Rede den vereinigten Freistaaten Deutschlands und dem conföderirten republikanischen Europa ein dreimaliges Lebehoch!!! — Unter abwechselnden Reden, Gesängen und Trinksprüchen wurde das in seiner Tendenz staatsverbrecherische Fest beschlossen. Dieß sowie noch andere Ereignisse gaben Anlaß zu den bekannten Beschlüssen der Bundesversammlung, zu denen

Oestreich und Preußen in der Sitzung am 28. Juni den Antrag machten. Sie sollen sowohl „die rohe Gewalt aufgeregter Volkshaufen", als auch „eine in das verfaßungsmäßige Gewand ständischer Opposition gekleidete Anmaßung des demokratischen, mit einer zügellosen Presse verbündeten Geistes" bekämpfen, welche „die Macht der Regierungen theils zu schwächen suchen, theils wirklich schon geschwächt und ihnen Zugeständnisse von Rechten abgenöthigt haben, oder noch abzutrotzen drohen, deren sie sich ohne Gefahr für die Erhaltung öffentlicher Ordnung und eines gesicherten gesetzlichen Zustandes, im wohlverstandenen Interesse ihrer Unterthanen nicht entäußern können". — Wirth, Siebenpfeiffer, Hochdörfer nebst 5 Andern wurden nach und nach verhaftet, von dem Appellationshofe zu Zweibrücken, nach dem Anklageacte vom 15. Juni 1833 als Staats- und Majestätsverbrecher, vor ein außerordentliches Assisengericht in Landau gestellt, das am 29. Juli seine Sitzungen beginnen wird. — Die Erneuerung des Festes in diesem Jahre wurde durch die Maßregeln der Behörde verhindert; in Neustadt wurden einige Widerspenstige verhaftet.

Hamburg, eine der ersten Handelsstädte Europa's, die wichtigste der vier frei gebliebenen deutschen Städte, mit einer Bevölkerung von mehr als 150.000 Menschen, mit Einschluß von 8000 Juden, welche bloß der Handel in seinem engern und weiteren Kreise ernährt. Hamburg liegt an der Elbe am rechten Ufer, meistens in der Gabel der Elbe, der Alster und der Bille. Der obere Hafen der Stadt, Oberbaum genannt, dient für die Flußschiffe. Der untere Hafen, Mündung der Alster in der Elbe, erstreckt sich bis Altona. Ihn verschließt der sogenannte Baum, und zur Zeit der höchsten Fluth hat er 20 Fuß Tiefe: 2 bis 3000 Schiffe laufen hier jährlich ein. Eine regelmäßige Dampfschifffahrt verbindet Hamburg mit Hull, London, Amsterdam, Berlin und Magdeburg. Die Stadt hat etwa 22.000 F. im Umfang, über 8000 Häuser und 227 zum Theil krumme und winkelige Gassen, und da diese der Elbe und den Canälen am nächsten liegen, gerade dort die stärkste Bevölkerung. Die meisten Häuser werden jetzt sehr hoch gebaut und haben schöne einfache Façaden, aber nicht immer fallen gerade die neuen Palläste mit Vortheil ins Auge. Das Straßenpflaster und dessen Abwässerung wird immer vollkommener. Die Stadt hat 3 aus dem Schutte der Zerstörung durch die franz. Vertheidigung 1813 und 1814 verjüngte Vorstädte, St.-Georg, Stadtdeich und hamburger Berg. Spaziergänge mit herrlichen Aussichten umgeben die Stadt auf dem Platze der geschleiften Festungswerke. Der See, den das breite Bette der moorigen Alster in der Stadt bildet und welcher nach Belieben aufgestauet werden kann, treibt eine Zahl Mühlen, reinigt Canäle und gibt dem Wasser, das, lange der Luft und der Sonne ausgesetzt, fast stille steht, eine für Auflösung und Heftung der Farben und für die chemische Destillation seltene Weichheit. Die Stadt hat 5 Haupt- und 3 Nebenkirchen für den lutherischen Gottesdienst, außerdem eine katholische und 2 reformirte Kirchen, sowie einige Synagogen; in der Vorstadt St.-Georg, mit 1200 Feuerstellen, ist auch eine lutherische Kirche. Die St.-Michaeliskirche mit ihrem 456 Fuß hohen, von Sonnin (s. d.) erbauten und zu physikalischen Versuchen und astronomischen Beobachtungen eingerichteten Thurme wurde 1786 vollendet und hat 1.600.000 Mark Cour. gekostet. Sie und einige Privathäuser zeichnen sich durch Bauart aus. Das Aeußere der Börse

und des Rathhauses ist verschönert worden. Merkwürdig sind die Bank (eine Girobank), deren Baarschaft unter dem Rathhause aufbewahrt wird, das Admiralitätsgebäude, das Waisenhaus, das neue allgemeine Krankenhaus, die neue Sternwarte (Polhöhe 53° 33 55 ″), die Schauspielhäuser, die Börsenhalle, das Baumhaus, das Einbeck'sche Haus, die Stadt- und Commerzbibliothek, Röding's Museum u. A. Treffliche Bildungsanstalten sind das Gymnasium und das Johanneum. Das Gebäude der 1826 eröffneten Navigationsschule ist mit einer Sternwarte versehen; auch ist ein botanischer Garten angelegt. An zweckmäßigen Anstalten für Dürftige, Kranke und die Erziehung armer Kinder steht Hamburg keiner andern deutschen Stadt nach. Die meisten derselben werden durch Privatpersonen verwaltet und größtentheils durch freiwillige Beiträge unterhalten, z. B. die 1827 gestiftete Taubstummenschule, das Magdalenenstift u. a. Das Gewerbe der Einwohner besteht in einer großen Anzahl von Manufakturen und Fabriken, Zuckerraffinerien, Kattundruckereien mit mehr als 1500 Arbeitern, Wachsbleichen, Zwirnmühlen, Hutfabriken, Nadelfabriken, Sammet- und Zeugweberei, Leinenweberei, große Tabacksfabriken, Fischbeinreißereien, Korkschneidereien, Gold- und Silberfabriken, Thranfiedereien, Peltereien, Gärbereien, Seifensiedereien, Segeltuchmanufakturen, Verfertigung vieler Federposen, künstlicher Blumen und Strohhüte, Räucherung von vortrefflichem Rindfleische. Auf dem Gebiete sind 20 Kupferhütten und 8 Messinghütten. Hamburg hat ferner eine Giro- und Leihbank, errichtet 1619. Sie leiht bloß auf Gold, Silber und Kupfer im Faustpfand gegen niedrige Zinsen, nimmt die Mark Silber fein zu 27 Mark 4 Schill. an und gibt sie zu 27 Mk. 6 Schill. bei baarer Rückzahl aus. (Es war ein Bruch der natürlichen Staatsobliegenheit Frankreichs, Das, was der Staat unter Napoleon zum Staatsbedarf in den Jahren 1813 und 1814, durch den Civil- und Militairgouverneur Davoust, aus der Bank und anderm Eigenthum der Kaufmannschaft und der Hauseigenthümer in Hamburg requirirt hatte 17.489.343 Mark Banko aus der Bank, nebst mehren Millionen Franken an Contribution] unter der königlichen folgenden Regierung bloß mit ½ Mill. Fr. Renten zu erstatten, da doch der erste Staatsbeamte des Reichs in einer berennten Stadt sich des fremden Eigenthums zur Bestreitung seiner Militairmacht bemächtigen zu dürfen glaubte, und die Requisitionen nach seiner Anweisung zum Besten des franz. Staats verwandt worden waren. Im alten Frankreich hat die bourbonische Regierung alle Napoleonische Requisitionen richtig bezahlt.) Nach hergestellter Freiheit 1815 hat die Bank und ihr Credit sich schnell wieder gehoben. Das Maximum ihres Baarbesitzes war 47 Mill. Mk. Banko, welche ungefähr einen Begriff von der Größe des Handels- und Wechselverkehrs Hamburgs gibt. Die Einkünfte der Stadt mögen sich auf 2 Mill. Mk. Banko und die Schulden auf 15 Mill. belaufen, die in hohem Preise stehen. In dem mit Lübeck gemeinschaftlichen Amt Bergedorf und den Vierlanden und in dem übrigen Stadtgebiet leben 25.000 Menschen unter den mildesten Abgaben und nur in wenigen städtischen Nahrungszweigen im Erwerbe beschränkt, weil auch darin die Polizei jetzt milder denkt. An Linientruppen unterhält die Stadt ihr Bundescontingent und ein zahlreiches Bürgermilitair. Oligarchisch-demokratisch ist die Verfassung, deren 300jährige Dauer am 29. Sept. 1828 gefeiert wurde. Der Hauptrecess von 1712, die Unionsrecesse und die Reglements der Raths- und Bür-

gerconvente regieren den Staat. Die gelehrten Rathsherren und 3 Bürgermeister besetzen in bestimmten Formen die erledigten gelehrten Stellen im Rathe, die 13 kaufmännischen Rathsherren und der Bürgermeister aus dem Handelsstande die neuen Glieder ihrer Kaste. Die erbgesessene Bürgerschaft hat an ihrer Spitze die 15 Oberalten, die zum Collegium der Sechziger und Hundert Achtziger gehören, und deren volle Zahl kaum 6000 ausmachen mag. 35 Raths- und bürgerliche Deputationen vollziehen die Gesetze. Mehrere Gerichte erster Instanz hat die Stadt, aber der Rath übt überall die zweyte, auch aus dem Stadtgebiet, sowie das Oberappellationsgericht in Lübeck die letzte Instanz. Vorsteher des Handelsstandes sind die 6 Börsenalten. Nur der Senat mit den Oberalten hat eine mäßige Besoldung und eine höhere die Gelehrtenbank, die anderen, oft lästigen Stadtämter sind ehrenvoll, aber ohne Einkommen. Manche untergeordnete, aber in Sporteln sehr einträgliche Aemter werden verkauft. (S. F. G. Burk's „Handb. von Hamburgs Verfassung und Verwaltung", Hamb. 1828). Die 4 freien Städte haben die 17. Stelle im engern Rath des deutschen Bundes und jede im Plenum eine eigene Stimme. Das Contingent gehört zum 10. Heerhaufen. Mit Lübeck und Bremen erneuerte Hamburg 1815 den hanseatischen Verein. Die meisten bei diesem angestellten Residenten und Generalconsuls haben in Hamburg ihren Amtssitz. — Karl d. Gr. erbaute bei seinem Zug in die Länder jenseits der Elbe und dem östlichen Ufer der Alster eine hölzerne Kirche, der er einen Bischof vorsetzte, und zum Schutze gegen die umherwohnenden Heiden eine aus einem Blockhaus bestehende Burg. Die zur Fischerei und zum Seehandel so sehr geeignete Lage zog bald sächsische Colonisten herbei, und so oft auch deren erste Anlagen zerstört wurden, erweitert stiegen sie bald wieder empor. Die noch jetzt übliche Benennung der westlichen Umgebung Ham oder Horn gab wahrscheinlich dem Namen der Stadt Veranlassung; lächerlich ist aber die Ableitung von Hammen, niedersächsisch so v. w. Schinken, die dort an die Schiffer verkauft worden seyn sollen. Nach 829 kam der h. Anscharius nach Hamburg und ward dort Erzbischof. Unter den sächsischen Kaisern ward Hamburg Verbannungsort unruhiger Geistlicher, z. B. der Papst Benedict V. 964 dahin verwiesen ward und 965 dort starb. Hermann Billung, kaiserl. Vogt in Nord-Sachsen, residirte in Hamburg und ordnete wahrscheinlich zuerst das Gemeindewesen Hamburgs. 1063 führten die Vögte eine Burg auf dem Sukberge bei Blankense auf. 1072 verbrannte der Däne Karl Kruko die Stadt. In demselben Jahre erhielt Hamburg beim Wiederaufbau einen Rath. Zu Anfang des 12. Jahrh. kam die Stadt unter die Botmäßigkeit der Grafen von Holstein. Diese wirkten bei den Kaisern um 1189 wichtige Freiheiten, u. a. das Weichbildrecht, eigene Gerichtsbarkeit, Zollfreiheit und das Fischfangrecht von der Elbe bis zum Meere aus. Durch den Untergang des größeren Theils der Insel Helgoland durch die Fluthen ward ihr Handel bedeutender. Zünfte bildeten sich um 1152. Durch die Zerstörung von Bardewiek durch Heinrich den Löwen 1189 wuchs Hamburg, da ein Theil der vertriebenen Einwohner sich nach Hamburg wendete, sehr an handelskundigen Einwohnern. 1223 wurde der erzbischöfliche Sitz von Hamburg nach Bremen verlegt, und in demselben Jahre wurde die Stadt durch Knut VI., König der Dänen, erobert und von seinem Sohne Waldemar an den Grafen von Orlamünde, der Hülfsvölker befehligt hatte, veräußert. Der Magistrat erkaufte sich von diesem für 1500 Mark Sil-

bers die Freiheit, und mit ihm verließ auch der bisherige von den Grafen von Holstein eingesetzte Reichsvogt die Stadt, und an seine Stelle trat der Rath. So ward Hamburg eine freie Stadt. Hamburg erfocht nun als Bundesgenossin des Grafen von Schaumburg, Adolf IV., mit diesem einen Sieg bei Bovehöret über König Waldemar; Ersterer entsagte feierlich seinem Rechte an Hamburg, die Stadt erhielt auch deßhalb Sitz und Stimme auf den Landtagen zu Schleswig-Holstein, trug auch seitdem nicht mehr zu den Geldbewilligungen für diese Grafen und nachherigen Herzöge bei. 1241 schlossen Hamburg und Lübeck den ersten Verein zum gegenseitigen Schutz ihres Handels. Durch dieses Bündniß hob sich Hamburgs Handel ungemein, die Neustadt ward gebaut und 1325 das Münzrecht erworben. Wegen eines Streits mit dem Domcapitel gerieth Hamburg in Bann, der jedoch 1336 wieder aufgehoben wurde; eine Fehde mit Holstein ward ebenfalls glücklich beseitigt. Mehre Besitzungen in den Umgebungen, u. a. 1394 das Amt Ritzebüttel, wurden gekauft. Das 15. Jahrh. war durch Streitigkeiten des Raths und der Bürgerschaft und den Krieg der ostfriesischen Edelleute gegen die Hansa bezeichnet, wie denn Hamburg überhaupt an allen Fehden der Hansa auf das Thätigste Theil nahm. 1464 forderte der eroberungssüchtige König von Dänemark, Christian I., vom Hamburg die Erbhuldigung, begnügte sich aber mit dem vom Bürgermeister geleisteten Handschlag. Kaiser Maximilian suchte nun Hamburg durch ein eignes Decret gegen die dänischen Prätensionen zu schützen. Um das Jahr 1500 bauten geflüchtete Niederländer den westl. Theil der Stadt. Als die Hansa fiel, war Hamburg wenigstens ein Handelsplatz zweiten Ranges, die mehr in Spedition und Commission, als im Welthandel ihr Heil fand. Die Reformation veranlaßte einige Unruhen, doch ward 1531 der katholische Gottesdienst im Dom beendet. 1548 verwarf Hamburg das Interim, allein nun drohte der Kaiser mit der Acht und versprach nur dann Schutz gegen Dänemark, wenn Hamburg zum Katholicismus zurückkehrte. Dänemark verlangte aber von Neuem die Erbhuldigung. Dazu wurde der Senat noch durch innere Unruhen der Bürgerschaft, die darauf drang, eine Einsicht in die Verwaltung der öffentlichen Gelder zu erlangen, gestört. Dessen ungeachtet wußte der Senat eine so imponirende Stellung anzunehmen, daß in den Religionskriegen des 16. Jahrh. und in dem 30jährigen Krieg Hamburg nicht ein einziges Mal belagert wurde. Unduldsamkeit und Störrigkeit der Bewohner vertrieb indessen in dieser Zeit auch manchen fleißigen Bürger aus Hamburgs Mauern, und Mennoniten und andere von dem Lutherthum dissendirende Protestanten siedelten sich daher auf holsteinischem Grund und Boden dicht bei der Stadt an und bauten das der Stadt späterhin so schädliche Altona. 1615 war die Neustadt mit in die Umwallung der Stadt gezogen worden. Neue Zänkereien zwischen Bürger und Senat brachen um 1670 aus; zwar suchte eine kaiserl. Commission sie zu beseitigen, allein ein völliger Aufruhr erfolgte kurz nachher; zwei Bürger Snitger und Jastram traten an die Spitze und riefen die Dänen zu Hülfe. Diese waren jedoch kaum eingerückt, als sie, wie früher oft, die Erbhuldigung verlangten. Sogleich standen die sämmtlichen Bürger gegen sie auf, vertrieben sie mit Hülfe Hanovers und Brandenburgs aus der Stadt und zwangen sie, abzuziehen. Aehnliche Blokirungen durch die Dänen fanden 1713 und 1736 Statt, allein jedesmal ward die drohende Besitznahme durch Geld

abgewendet. Der Handel war indessen seit dem westfälischen Frieden gesunken und mit ihnen auch der Wohlstand der Stadt herabgekommen. Im 18. Jahrh. und besonders während des 7jährigen Kriegs hob er sich indessen wieder, die Hamburger betrieben ihn unmittelbar mit Spanien und Portugal, sendeten Schiffe zum Stockfisch-, Wallfisch- und Häringsfang aus und trieben ein bedeutendes Wechselgeschäft. Besonders begünstigte sie hierin die schon seit 1619 bestehende Bank. Der 1768 mit den beiden Häusern Holstein zu Gottorp geschlossene Vertrag sicherte endlich Hamburgs Unabhängigkeit für immer gegen holsteinische Angriffe, und vermöge desselben erhielt es auch 1770 Sitz und Stimme auf dem Reichstage, die es bis jetzt, ungeachtet ein Reichskammergerichtsausspruch von 1618 ihr dieselbe zugesprochen hatte, nicht hatte ausüben dürfen. Nach dem 7jährigen und besonders während des amerikanischen Krieges ward Hamburgs Handel zum Welthandel. Hamburgs Schiffe befuhren den Ocean, tauschten unter ihrer überall respectirten Flagge die Produkte Amerika's mit deutschen aus, 1778 lief das erste Schiff, unmittelbar von Amerika kommend, in Hamburg ein, und von nun an strömten Reichthümer Hamburg zu. Gleiches Verhältniß fand noch in den ersten Jahren des franz. Revolutionskrieges statt, allein schon 1779 trat wegen der Conjuncturen eine Handelskrise ein, wo Hamburg durch Bankerotte einheimischer Häuser 30.000.000 Mark Banco verlor. 1801 ward es temporair durch die Dänen besetzt, allein durch Nelsons Sieg bei Kopenhagen befreit. 1802 erhielt es durch einen Vergleich mit Dänemark und Hanover die Hoheitsrechte über den Dom, die als ehemaliges Eigenthum des Erzbischofs von Bremen mit diesem im westfälischen Frieden an Schweden und von diesem nach Karls XII. Tode an Hanover gekommen waren, sowie einiger Dänemark zustehenden Canonicate in der Stadt und einige Gebietsabrundungen. 1803 und 1804 zwangen die Franzosen, welche Hanover besetzt hatten, Hamburg, den hanöverischen Ständen gegen 1.060.000 Thlr. vorzuschießen, und 1806 besetzten die Franzosen das Amt Ritzebüttel und sicherten somit die Elbe, wogegen die Briten eine enge Blokade derselben verfügten, und erstere besetzten nach der Schlacht von Lübeck die Stadt selbst. Obgleich der Frieden von Tilsit Hamburg von franz. Truppen befreite und die Stadt zu dieser Zeit noch einen Schein von Unabhängigkeit behielt, so verlor sie doch schon viele Gerechtsamen und wurde endlich am 13. December 1810, sowie das ganze nordwestliche Deutschland dem franz. Reiche einverleibt und die Hauptstadt des Departements der Elbmündungen. Hamburg litt in dieser Zeit viel, der Colonialhandel und die Schifffahrt, die bisherigen Hauptquellen der Nahrung Hamburgs, waren vernichtet, die Douaniers und die Droits réunis drückten schwer, und als daher die Annäherung Tettenborns am 13. Mai 1813 die franz. Behörden verscheuchte und die freie Verfassung wieder in Thätigkeit trat, war die Theilnahme an dem beginnenden Kampfe und die Anstrengungen Hamburgs für denselben ungemein. Dieselbe bethätigte sich u. a. dadurch, daß sich 2000 Hamburger für den Dienst in einer hanseatischen Legion und 7000 M. für eine zu errichtende Bürgergarde einschreiben ließen. Aber bald drangen die Franzosen wieder vor. Es entstanden Mißhelligkeiten zwischen dem Senat und den russischen Militairbehörden. Das Volk sah sich verlassen und war in der höchsten Erregung. Am 29. Mai 1813 zog sich Tettenborn zurück, und die Dänen, als franz. Bundesgenossen, besetzten ohne Wider-

stand die Stadt. Am 31. Mai folgten Davoust und Vandamme mit zahlreichen Truppen. Hamburg wurde mit einer Geldbuße von 40 000.000 Franken belegt, und man fing sogleich an, es zur Festung und zu einem Hauptwaffenplatz umzuschaffen, welchen Davoust mit Erfolg gegen das Corps von Walmoden und Benningsen vertheidigte. Am 5. Nov. 1813 nahm Davoust die Gelder der Bank, bestehend aus 7.506.956 Mark Banko, um die Kosten des Belagerungszustandes damit zu decken, wogegen 1818 die königl. franz. Regierung Hamburg als Entschädigung ½ Mill. Franken Renten überließ. Gegen Ende d. J. 1813 wurden 40 000 Menschen und dann wieder 8000 aus der Stadt getrieben. Die Russen vermochten wegen zu geringer Zahl nichts gegen Hamburg zu unternehmen und so blieb es bei einer Blokade. Nach der Besetzung von Paris erklärte sich Davoust für Ludwig XVIII. und übergab auf dessen Befehl am 14. Mai 1813 die Stadt an Benningsen. Die Russen blieben bis Ende des Jahres im Besitz der Stadt, und 1814 erhielt Hamburg die Selbständigkeit als freie Stadt mit allen Gerechtsamen wieder. Hamburg schätzt seinen Verlust durch die Franzosen, die Bank ungerechnet, auf 89.000.000 Thlr. In neuerer Zeit haben zwar die Fabriken Hamburgs durch die Probibitivsysteme der europäischen Regierungen bedeutend gelitten, indessen blüht noch immer der Colonial- und Wechselhandel Hamburgs. Am Staatspapierhandel nimmt Hamburgs Börse Antheil, allein nüchterner als selbst viele geringere Städte des Vaterlandes; die Rhederei ist nur ein Schatten des vormaligen Verkehrs der hamburger Flagge, wenn sie auch jetzt wieder 200 Seeschiffe zählt; nach Südamerika macht Bremen vielleicht größere Geschäfte als Hamburg; an Staatsanleihen nimmt dieser Platz nur sehr mäßig Antheil; allein die nordamerikanische Flagge der Freistaaten überschwemmt mehr als jemals Hamburg mit den Gegenständen seiner Speculation und weit minder die britische Fabrikatur und Manufaktur, weil jene jetzt bessere Abnehmer in Ostindien und den jungen Staaten in Amerika finden. Alle Waaren sind wohlfeiler geworden, das darin umlaufende Kapital ist folglich geringer, der englische Handel nach dem europäischen Contingent ist in Hamburg fortwährend im Abnehmen, der kaufmännische Speditionshandel in Hamburg ist weniger einträglicher und wohl gar gefährlicher geworden. Hamburgs Speditions- und eigene Handelsverhältnisse leiden durch den fast überall erhöheten Einfuhrzoll fremder Produkte, welcher den Verbrauch der Waaren natürlich einschränkt, wenn auch der innere Handelsverkehr der meistens vergrößerten deutschen Staaten sich allerdings erweitert haben dürfte bei gestiegener Volksmenge. Aller Großhandel wird noch immer im hiesigen Bankgeld getrieben. Hamburg ist eine deutsche, aber mehr eine Welthandelstadt geworden und dürfte einer von dessen Hauptwechselplätzen lange bleiben; denn solcher Verkehr kann im Interesse der Ausländer nur an einem Orte blühen, wo die öffentliche Meinung den Männern, welche ihn ins Große treiben, den Glauben in die Hand gibt, daß weder die eigene Regierung, noch eine Volkspartei, welche sie zu stürzen strebt, noch ein mächtiger Nachbar, der auf diesen Handelsplatz wirken kann, im Stande ist, auf solchen die Operationen des Kaufmanns zu beschränken, oder für sich zu benutzen. — In Hamburg erscheint seit 1721 ununterbrochen (mit Ausnahme der kurzen Periode der franz. Besitznahme der hanseatischen Departements) eine der berühmtesten Zeitungen Deutschlands, nämlich der „Unparteiische

Correspondent". Nicht leicht wird eine Zeitung eine so ungeheure Verbreitung in alle civilisirte Staaten aller Ertheile wieder erleben, wie dieser unparteiische Correspondent, welcher 5 Mal gesetzt wurde und in der Zeit seines höchstens Flors 30.000 Abonnenten hatte. Er ist, obgleich sein Absatz etwas abgenommen hat, eins der gelesensten Zeitungsblätter Deutschlands, indem noch immer an 10 000 Exemplare abgesetzt werden. Er beschränkt sich bloß auf Erzählung von Ereignissen mit Enthaltung jeden Urtheils in Folge des Censurrechts, welches die Agenten fremder Höfe in Hamburg auf solchen anzuwenden im Besitz sind. Die Grund'sche Familie besitzt noch diese gelungene Unternehmung ihres Ahnherrn, des Buchdruckers Grund, und war auf Verbesserung des Correspondenten zum Vortheil des Publikums unabläßig bedacht. Davonst nahm diesem Blatte die Bezeichnung des Unparteiischen und verwandelte es in ein „Journal du département des Bouches de l'Elbe", wobei es theils an Unparteilichkeit, theils an Absatz verlor.

Hameln, Stadt in der hannöverischen Provinz Kalenberg, am Einfluß der Hamel in die Weser, mit 634 Häusern und 5350 Einw., hat Wollenzeuch- und Damaßleinwandweben, Leder-, Essig-, Tabaks- und Pfeifenfabriken, Handel, Schifffahrt, Fischerei. Hameln ward im 8. Jahrh., wie die Sage berichtet, von Bernhard, Grafen von Eagern, gebaut. 712 wurde die erste Kirche dort errichtet. Frühzeitig wurde es als wichtiger Weserübergang befestigt. Es war anfangs dem Abt von Fulda, dann dem Bischof von Minden, dem es Fulda 1259 verkauft hatte, unterthan, gerieth aber mit dem Bischof in Streit und begab sich unter braunschweigische Herrschaft, bei der Hameln dann blieb. 1543 nahm Hameln die Reformation an. 1633 fiel, bei Gelegenheit eines Entsatzversuchs der Kaiserlichen, hier eine Schlacht vor, worin die Kaiserlichen 6000 M. verloren, und nach der sich die Stadt den Schweden ergab. 1757 eroberten die Franzosen Hameln mit Capitulation. 1718 verließen sie es freiwillig. 1766 ward auf dem Klüteberg der Anfang zum Bau einer Art Citadelle, des trefflichen Georgsforts, gemacht. 1803 wurde die Festung den Franzosen bei der Capitulation der hannöverischen Armee übergeben. Diese überlieferten sie Anfangs 1806 an die Preußen und nahmen sie diesen am 8. Nov. d. J. durch Capitulation wieder ab. Sie sprengten die Werke und demolirten die Festung gänzlich. Merkwürdig ist Hameln noch wegen der Sage vom Hameler Rattenfänger. 1284 den 26. August soll nämlich ein Pfeifer nach Hameln gekommen seyn und sich erboten haben, alle Ratten gegen eine gewisse Summe Geldes zu vertreiben. Er bließ hierauf auf der Pfeife, und flugs kamen alle Ratten und Mäuse herbei und liefen dem Rattenfänger nach, der sie in die Weser führte. Doch als die Ratten vertrieben waren, weigerten sich die Hameler, ihm den versprochenen Lohn zu zahlen. Am nächsten Sonntag nun, als die Hameler sämmtlich in der Kirche waren, zog der Rattenfänger wieder in die Stadt und blies eine andere Weise, und sogleich kamen alle Kinder aus den Häusern und folgten ihm. Er ging bis zu dem nahen Kuppelberg, dieser that sich auf, und der Mann und die Kinder gingen zusammen hinein. Eins, das sich verspätet hatte, kam, als der Berg sich wieder geschlossen hatte, davon und berichtete den Vorgang in der Stadt. Nach einiger Zeit soll der Mann in Siebenbürgen wieder zum Vorschein gekommen seyn und mit diesen Kindern die Colonie der ungrischen Sachsen gegründet haben. Von da an schrieb man in Hameln von Christi Geburt und

von der Zeit an, wo die Kinder im Berge verschwanden. Diese Fabel hat man vielfach zu erklären versucht. Bald hat man behauptet, daß der Bischof von Minden einst die hameler Kinder, bald daß ein wirklicher Rattenfänger sie, um eine Colonie zu stiften, geraubt habe, bald daß ein Bergsturz die Kinder verschlungen habe. Letzteres ist, wenn man einen historischen Grund der Fabel sucht, am wahrscheinlichsten.

Hamilkar, mit dem Beinamen Barkas, berühmter karthagischer Feldherr und Vater Hannibals, befehligte die Truppen seines Vaterlandes im ersten punischen Kriege, vertheidigte mit vieler Tapferkeit die Stadt Eryce und brachte 512 d. St. R. den Frieden mit Rom zu Stande. Darauf rettete er sein Vaterland aus drohender Gefahr durch Besiegung der Hülfsvölker, die sich in Afrika, Sardinien und Corsika empört hatten, und bewog die Karthager, in Spanien Eroberungen zu machen, um dadurch den Verlust von Sicilien zu ersetzen. Mit seinem neunjährigen Sohne Hannibal und Asdrubal, dem er seine Tochter zur Gemahlin gab, ging er nach Spanien und fiel in der Schlacht gegen die Vettonen (228 v. Chr.), worauf Asdrubal den Oberbefehl in Spanien übernahm. Noch mehre andere Karthager führen ebenfalls diesen Namen.

Hamilton, 1) Stadt in Südschottland in Lanarkshire, am Clyde, hat ein Schloß 955 Häuser mit 7600 Einw., Leinen- und Baumwollwebereien. 2) Ein Hafen auf der westindisch. Insel Bermuda.

Hamilton, eine der ältesten und angesehensten Familien Schottlands. Robert Beaumont, Graf von Flandern, den König Heinrich I. 1103 zum Grafen von Leicester erhob, vermählte sich mit Elisabeth, Gräfin von Vermandois, Enkelin Heinrichs I. von Frankreich. Roberts Urenkel, Wilhelm von Hambledon, flüchtete 1323 zum Könige Bruce von Schottland. Um den Verfolgern zu entgehen, tauschte er und sein Diener mit 2 Holzfällern die Kleider, und während sie eines Tages arbeiteten, ritten die Nachsetzenden, ohne Arges zu haben, vorüber, daher das Wort Trough das Motto des Hamilton Geschlechts, und eine Säge, womit die Eiche gefällt worden war, zur Helmzierrath genommen wurde. Die Familien Preston, Bruntwood, Belhaven entstammen den Hamilton's. König Jakob III. vereinigte 1445 die sämmtlichen Besitzungen dieser Familie zu einer Baronie unter dem Namen Hamilton. Wilhelm Douglas, der die einzige Tochter des Grafen Jakob VII. von Hamilton heirathete und den Namen Hamilton annahm, wurde 1660 zum Herzoge von Hamilton erhoben. — Antony, Graf von H., aus dem alten schottischen Geschlechte dieses Namens, war gegen 1646 in Irland geboren und folgte Karl II. nach Frankreich. Nachdem dieser Fürst den Thron seiner Vorfahren wieder bestiegen, kehrte Hamilton nach England zurück. Damals lernte Graf Grammont seine Schwester kennen, eine Dame von den liebenswürdigsten Eigenschaften. Er gestand ihr seine Liebe und versprach sie zu heirathen. Dennoch, entweder aus Unbeständigkeit oder aus sonst einer Ursache, reiste er nach Calais ab, ohne sein Versprechen zu erfüllen. Hamilton, entrüstet über diese Beleidigung, folgte ihm, entschlossen, ihn zum Zweikampf zu fordern, wenn er die Erfüllung seiner Verpflichtung verweigerte. Er erreichte Grammont einige Meilen von London. Nach den ersten Begrüßungen fragte er ihn kalt: ob er nichts in der Hauptstadt vergessen habe? „Ja", antwortete der Graf, der seine Absicht durchschaute, „ich habe vergessen, Ihre Schwester zu heirathen", und kehrte um, die Heirath zu vollzie-

ben. Darauf führte er seine Gemahlin nach Frankreich, und Graf Hamilton kam oft herüber, sie zu besuchen. Als Jakob II. nach dem Verluste seiner Staaten sich in Frankreich niederließ, blieb auch er dort, und starb zu St.-Germain-en-Laye 1729, im 74. Jahre seines Alters. Hamilton hatte viel Gewandtheit des Geistes, eine lebhafte Phantasie, ein sicheres Urtheil und viel Geschmack. Wir besitzen von ihm verschiedene, in franz. Sprache geistreich und angenehm geschriebene Werke, unter denen sich die „Memoiren des Grafen von Grammont" durch einen lebhaften und anziehenden Styl, zugleich aber durch Unsittlichkeit auszeichnen. Seine „Feenmärchen" gehören zu den vorzüglichsten dieser Art. Seine sämmtlichen Werke sind zu Paris 1812 in 4 Bdn. und 1813 in 3 Bdn. erschienen. — Sir William H., Natur- und Alterthumsforscher, geb. 1730 ging 1764 als engl. Gesandter nach Neapel. Er bildete daselbst seinen Geschmack für die Wissenschaften aus und erweiterte seine Kenntnisse in Kunstsachen. Seine Ankunft in Neapel fiel mit der Entdeckung der versunkenen Städte Herculanum und Pompeji zusammen, zu deren zweckmäßiger Ausgrabung er viel beitrug. Besonders zog ihn die Aufrollung der verkohlten Papyrusrollen an; er besoldete zu diesem Geschäfte den Pater Antonio Piaggi. Ursprünglich hatte Hamilton nur ein mäßiges Vermögen; aber er wußte mit seiner Kunstliebe eine gewisse Industrie zu verbinden, wodurch er es ansehnlich vermehrte. Er war einer der ersten Sammler von Alterthümern und Kunstsachen und machte dabei oft großen Gewinn. Dieß war der Fall bei dem Verkaufe seiner ersten Vasensammlung an das britische Museum und bei dem Absatze seiner prachtvollen „Campi Phlegraei". Sein Haus bildete eine Reihe von Jahren hindurch in Neapel den Vereinigungspunkt aller gebildeten Reisenden aus dem nördlichen Europa. Man fand daselbst köstliche archäologische und naturhistorische Sammlungen. Hamilton bereiste den Vesuv und Aetna, und stellte die genauesten Forschungen über diese Berge an, sodaß ihm die Lehre von den Vulkanen wichtige Erweiterungen verdankt. Seine beiden Werke: „Observations on mount Vesuvius" und die „Campi Phlegraei" sind rühmliche Denkmäler seines Forschungsgeistes. Die Kunde der alten Vasengemälde ist gleichsam von ihm geschaffen worden. Auch seinem Gesandtschaftsposten stand er mit Eifer vor. Bei dem Einrücken der Franzosen in Neapel kehrte er in sein Vaterland zurück. Er nahm seine sämmtlichen Kunstschätze mit sich, hatte aber das Unglück, einen Theil derselben an den Küsten Britanniens durch Schiffbruch zu verlieren. Jetzt beschäftigte er sich mit seinen Handschriften, deren Herausgabe, nach seinem im April 1803 erfolgten Tode, durch seinen Freund Charles Townley zu erwarten ist. — Emma Lyon oder Harte, nachmals Lady H., geb. 1760 in der Grafschaft Chester, war die Tochter eines armen Dienstmädchens, trat, 13 Jahre alt, als Kindermädchen selbst in Dienst, kam dann nach London, diente bei mehren Herrschaften, und wurde mit dem damaligen Capitain (nachherigen Admiral) John Willet Payne bekannt, der ihre natürlichen Anlagen durch Unterricht ausbilden ließ. Aus seinen Händen ging sie bald in die des Chevalier Featherstonhoug über, der sich jedoch, wegen ihrer Anmaßung, bald von ihr trennte. Verlassen sank sie immer tiefer und wurde von dem Doctor Graham in dünnen Flor gehüllt, als Göttin Hygiea Malern, Bildhauern und Andern gezeigt. Darauf zeugte Charles Greville 3 Kinder mit ihr und stand eben im

Begriff sie zu heirathen, als er 1789 Aemter und Würden verlor, und genöthigt wurde, sie seinem Oheim, Sir William Hamilton, nach Neapel zu senden, dessen Neigung sie bald in so hohem Grade auf sich zog, daß er gern, um ihres Besitzes willen, die Schulden seines Neffen bezahlte, und sich 1791 mit ihr vermählte. Durch ihre Attitüden entzückte sie Alle, die Sir William's Haus besuchten, und von ihr soll der verführerische Shawltanz erfunden worden seyn. Groß und schlank von Gestalt, und mit einem Gesicht, das nahe an das Ideal der Antike grenzte, besaß sie das seltenste Talent der Pantomime. Ihr ausgezeichnetes Nachahmungstalent, welches sie, wie mehre englische Schauspieler, auch in der täuschenden Nachahmung lebender Personen (von den Engländern vorzugsweise imitations genannt) gezeigt hatte, wendete sie vorzüglich auf die Nachbildung der Antiken, sodaß sie bald an mehren bedeutenden Orten, selbst in Deutschland, ihre pantomimischen Nachbildungen antiker Statuen mit dem größten Beifall öffentlich zeigte, und Lord Hamilton von ihr sagen durfte, er besitze in seiner Gattin eine ganze Sammlung von Antiken. Ihr Anzug bestand dabei nur aus einem einfachen langen weißen Kleid, das gleich einer Tunica unter der Brust mit einem Bande gegürtet war, und einem weiten, sehr feinen indischen Schleier. Diese leichte vortheilhafte Kleidung, und ihr langes kastanienbraunes Haar, richtete sich augenblicklich nach jeder Stellung und machten bei ihren ausdrucksvollen Zügen das lieblichste Bild. Zwölf ihrer interessantesten Stellungen wurden von dem geschickten Maler Rebberg aus Hanover gezeichnet. Die in Kupfer gestochenen Umrisse danach sind bekannt, man sieht darin Lady Hamilton in folgenden Darstellungen: als Sibylle, Maria Magdalena, die liebende einsame Träumerin, Sophonisbe, die aufgeschreckte Nymphe Amymone, die Muse der Tanzkunst, Iphigenia, die Nymphe mit dem Tambourin, die betende Priesterin, die heil. Rosa, Cleopatra und Niobe. Kurz nach ihrer Vermählung bei Hofe vorgestellt, erlangte sie die Gunst der Königin in einem hohen Grade, sodaß sie selbst Zeuge der geheimen Soupers der Königin mit Acton war. Ihre Hauptrolle spielte sie jedoch erst, als Capitain Nelson in Neapel erschien, der mit ihr und Sir William Hamilton in die freundschaftlichste Verbindung trat. Durch Lady Hamilton erfuhr das londoner Cabinet, daß der König von Spanien Willens sey, England den Krieg anzukündigen, worauf die Engländer ohne Kriegserklärung sogleich alle spanischen Schiffe für gute Prisen erklärten. Nach Nelsons Sieg bei Abukir erreichte sie den größten Triumph, den gepriesenen Helden in Neapel zu zeigen; doch während die Freudenfeste noch nicht beendigt waren, nöthigten anrückende Franzosen die königliche Familie und das englische Gesandtschaftspersonal, aus Neapel nach Sicilien zu entfliehen (den 24. Dez. 1798). Als aber nach der Rückkehr des Hofes in Neapel die grausamsten Verfolgungen über alle Franzosenfreunde losbrachen, hielt man sie allgemein für die Anstifterin dieser Gräuel. Bald darauf wurde ihr Gemahl nach England zurückberufen, und nach dessen Tode zog sie sich nach Merton place, einem Landhause, welches Nelson ihr gekauft hatte, zurück, der mit ihr, bei Lebzeiten ihres Gemahls, eine Tochter, gewöhnlich Miß Nelson genannt, gezeugt hatte. Nach Nelsons Tode (1805) überließ sie sich von neuem allen Ausschweifungen ihres frühern Lebens, gerieth in drückende Armuth, verließ England, und verlebte den Rest ihres Lebens auf einem Landhause bei Calais, wo sie den 16. Jan. 1815

starb. Entehrt hat sie das Andenken ihres Freundes und Wohlthäters, des großen Helden Nelson, dadurch, daß sie, Sittlichkeit und Anstand verletzend, dessen vertraute Briefe an sie der Publicität übergab. — Alexander H., geb. 1757 auf der Insel St. Croix; studirte zu Columbia und entwickelte im nordamerikan. Freiheitskriege so viel militairisches Talent, daß ihn Washington 1777 zu seinem Adjutanten ernannte. Nach dem Frieden von 1782 widmete er sich wiederum mit gleicher Auszeichnung dem Rechtsstudium. Neu-York erwählte ihn 1787 zum Mitgliede der Bundesversammlung, wo er großen Theil an der Constitution dieser Provinz hatte. Bei der Organisation der Regierung von 1798 wurde er erster Secretair der Schatzkammer, dankte zwar, durch Mißhelligkeiten dazu veranlaßt, 1795 ab, commandirte jedoch 1798 wieder unter Washington ging nach Entlassung der Armee nach Neu-York zurück und fiel daselbst 1804 in einem Duell mit dem Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten, Obrist Burr.

Hamlet, s. Shakspeare.

Hamm, Kreis im Reg.-Bez. Arnsberg, preuß. Westfalen, enthält auf 7 QM. 35 800 Einw. in 3 Städten und 92 Dörfern ꝛc.. Mehre ansehnliche Wälder bedecken die Oberfläche dieser von der Lippe, Asse ꝛc. bewässerten Landschaft, deren Boden schönes Getreide aller Art, sowie Feld- und Gartenfrüchte erzeugt. Das Mineralreich liefert Bruch- und Mauersteine, Salz und Steinkohlen. Die gleichnamige Kreisstadt, der Hauptort der Grafschaft Mark, am Einflusse der Asse in die Lippe, ehemals eine Festung, deren Wälle in neuerer Zeit in Spaziergänge verwandelt worden sind; hat 3 evangel. und eine kathol. Kirche, Schloß Franziskanerkloster, Gymnasium, Kaserne, Militairlazareth, 680 Häuser und 5300 Einw., denen Bleichen, Lohgerbereien und Handel mit Leinwand den nöthigen Unterhalt gewähren. Sitz der Kreisbehörde und eines Oberlandesgerichts, Inquisitoriats, Land- und Stadtgerichts zweiter Classe. Die andern Städte des Kreises sind Kamen (2250 Einw.) u. Unna (4400 Einw., Soolbad, Saline Königsborn mit einer großen Dampfmaschine).

Hammarskold (Lorenz), geboren am 7. April 1785 zu Tuna, einem Landgute in Smäland, das seinem Vater gehörte, welcher Kammerherr und Ritter war. In seiner Elementarbildung vernachlässigt, ging er, erst 16 Jahre alt, auf die Universität zu Upsala, und wurde, nach Beendigung seiner Studien, als Gehülfe in der königlichen Bibliothek und als Secretair der Buchdruckersocietät zu Stockholm angestellt. Von seiner Besoldung und dem Ertrag seines nicht unbedeutenden Vermögens lebte er mehre Jahre unabhängig und glücklich, bis er auf den Einfall gerieth, eine eigne Buchdruckerei anzulegen, die ihn bei seiner Unbekanntschaft mit Geldgeschäften und seiner Unbeholfenheit in allen mercantilischen Verhältnissen, in Verlegenheiten verwickelte, aus welchen er sich nur mit Aufopferung eines beträchtlichen Theils seines Vermögens ziehen konnte. Dieser Unfall nöthigte ihn, den schriftstellerischen Erwerb als Lebensunterhalt zu ergreifen, er lernte aber nie die Kunst, sein Talent mit Vortheil zu verkaufen. Seitdem zeigte er eine in Schweden seltene literarische Fruchtbarkeit, die sich auf alle Gebiete des Wissens erstreckte. Anfänglich widmete er sich hauptsächlich der Dichtkunst, der Aesthetik und der Bibliographie in seinen spätern Jahren aber mehr der Speculation. Seine erste Leistung war ein 1804 in einer

Zeitschrift abgedruckter Aufsatz über die neuesten bedeutenden Dichter Deutschlands, merkwürdig als die erste schwedische Druckschrift, welche die Namen Novalis und Tieck nannte. Ein Band Gedichte, der 1806 und in einer neuen Auflage 1813 erschien, enthielt nur einige kleinere Dichtungen, die sich auszeichneten, und bewies im Ganzen, daß Hammarsköld, so viel Sinn für Poesie er besaß, der schöpferischen Kraft ermangelte. Bedeutender waren seine kritischen Arbeiten, die er theils in den von ihm herausgegebenen, theils in andern Zeitschriften, theils einzeln drucken ließ. Besondere Erwähnung verdienen seine 1808 erschienene ausführliche Beurtheilung der Werke Schiller's und seine scharfe Kritik des schwedischen Dichters Leopold, der 1810, wo sie gedruckt wurde, noch auf der Höhe seines Ruhmes stand und nur an bewundernde Huldigungen gewöhnt war. Hammarsköld beurtheilte ihn mit einer nur zu sichtbaren Leidenschaftlichkeit, ohne auf die Bildungszeit des Dichters die geringste Rücksicht zu nehmen, und ergoß sich in den bittersten Tadel. An der schwedischen Literaturzeitung, die 1812 begann und, wöchentlich in einem Bogen erscheinend, 15 Jahre dauerte, nahm er so thätigen Antheil, daß beinahe der vierte Theil des Ganzen seine Arbeit war, während er in derselben Zeit noch viele andere Beweise seiner schriftstellerischen Fruchtbarkeit gab. Er beurtheilte fast Alles, was ihm vorgelegt wurde, und selbst in Fächern, die ihm fremd waren, trat er mit einer Gewandtheit auf, die oft selbst Kenner täuschte. Er hatte sich einen außerordentlichen Vorrath von Kenntnissen erworben; er kannte fast in jedem Fache die geringsten Einzelnheiten, überhaupt Vieles was Wenige wissen, aber was jeder Schüler weiß, wußte er oft nicht, so mangelhaft war seine erste Bildung gewesen. Er, der den dunkeln Plotin in das Schwedische übersetzte, den Virgil erläuterte, verirrte sich oft in den leichtesten Stellen eines lateinischen Schriftstellers, und schrieb das Lateinische ebenso schlecht, als er in seiner Muttersprache sich holperig und nachlässig ausdrückte. Je mehr er sich auf sein außerordentliches Gedächtniß verließ, oft ohne ein Buch anzusehen oder seine Erinnerungen zu prüfen, desto leichter ward er ungenau in der Angabe von Thatsachen. Bei seinem Streben, eine gänzliche Parteilosigkeit zu zeigen, beurtheilte er selbst seine Freunde nicht nur strenge, sondern zuweilen bitter, und beobachtete überhaupt in seinen Urtheilen, mochte er loben oder tadeln, weder Maß noch Schicklichkeit. Trotz seiner polemischen Bitterkeit und Leidenschaftlichkeit, war er im Leben milde, bescheiden, fern von Dünkel und Selbstsucht, ein trefflicher Hausvater, ein dienstfertiger, treuer Freund. Von seinen zahlreichen Schriften, welche die Gebiete der Poesie, Kritik, Geschichte, Philosophie, Literaturgeschichte, Bibliographie und Pädagogik berühren, nennen wir als die vorzüglichsten: „Historisch-kritische Bemerkungen über die schöne Literatur Schwedens" (2 Bde., Stockholm 1818—19), vielleicht seine beste Leistung; „Entwurf einer Geschichte der bildenden Künste" (Stockholm 1817); „Briefe über das philosophische System Plotin's" (Stockholm 1814); „Geschichte der Fortschritte und der Entwickelung des philosophischen Studiums in Schweden" (Stockholm 1821); „Grundzüge der Geschichte der Philosophie" (4 Bde., Stockholm 1825—27), sein letztes Werk. Alle diese Schriften haben die Vorzüge und Gebrechen seiner literarischen Leistungen; sie sind großartig angelegten Gebäuden zu vergleichen, die im Innern mit seltenen Kostbarkeiten ausgestattet sind, aber auf einem

muſchern, eilig gelegten Grunde ruhen. Während ſeiner zwanzigjährigen Schriftſtellerlaufbahn hat er vier Zeitſchriften, allein oder in Verbindung mit Andern, herausgegeben und zu 18—20 andern Beiträge geliefert. Erwähnung verdient auch ſeine Ueberſicht der ſchwediſchen Literatur im „Hermes", Nr. 17 und 20. Ein bedeutendes Verdienſt erwarb er ſich durch die Herausgabe hinterlaſſener Schriften berühmter Männer, z. B. die neue vollſtändige Ausgabe der Werke Stjernhjelm's, des Patriarchen der ſchwediſchen Dichtkunſt (1818), und der Dichtungen des trefflichen Stagnelius (3 Bde., Stockholm 1824—26), die Hammarſköld mit großem Fleiße ſammelte. Er ſtarb am 15. Oct. 1827.

Hammerwerk, ein Hüttenwerk, worauf Metall, beſonders Eiſen und Kupfer, von den groben Schlacken mit Zuziehung des Friſchherdes und großer von Waſſer getriebener Hämmer, befreit, auch vorläufig in Stangen, Platten und Schalen gebildet, und zu feinerer Verarbeitung in den Werkſtätten vorbereitet wird.

Hämorrhoiden, goldene Ader, iſt eine jetzt häufige Krankheit, unter allen Denen verbreitet, welche eine ſitzende Lebensart führen, und nicht zugleich die höchſte Mäßigkeit verbinden, oder verbunden haben. Wenn die Leber nicht mehr mit Thätigkeit im Körper fungirt, ſo ſtrömt zu viel Blut nach dem Unterleibe, oder kehrt von dort nicht ordentlich nach der Leber zurück, und die Ausleerung des Bluts, das ſich widernatürlich dort anhäufte, iſt eine Wohlthat in gegebener Lage der desorganiſirten Geſundheit, in den fließenden Hämorrhoiden. Blinde nennt man ſolche bei Blutknoten, die ſich in den Blutadern der Eingeweide ſammeln, und Schleimhämorrhoiden den Anfang dieſer Desorganiſation, der aber doch ſchon ſehr ſchmerzhaft iſt. Wenn die Eltern nur nicht beide an dieſem Uebel leiden, oder die Nachkommen nicht gleiche Fehler wider die geſunde Lebensdauer begehen, ſo iſt die Erblichkeit dieſer Krankheit ein Phantom. — Denjenigen, welche an dieſer Krankheit leiden und ſich näher darüber belehren wollen, iſt folgende Schrift zu empfehlen: Dr. Friedr. Richter's „Rathgeber für alle Diejenigen, welche an Hämorrhoiden in geringerem oder höherem Grade leiden. Nebſt Angabe der Vorſichtsmaßregeln, ſich vor dieſer ſo allgemein verbreiteten Krankheit zu ſchützen ꝛc." (2. Aufl. Quedlinb. 1829).

Hampden (John), geb. zu London 1594, war ein Verwandter Cromwells, ſtudirte zu Oxford, erhielt 1625 eine Stelle im Unterhauſe, und wohnte dann in gleicher Eigenſchaft noch den beiden folgenden Verſammlungen des Parlaments bei, ohne ſich eben viel auszuzeichnen, bis 1638 ein Prozeß mit der königl. Bank, weil er ſich weigerte, das Shipmoney (wegen des Baues eines Schiffes) zu bezahlen, die Aufmerkſamkeit Aller auf ſich zog. Er benahm ſich dabei mit ebenſo viel Mäßigung, als Beſcheidenheit, wurde, als er ſeinen Prozeß verlor, der Abgott des Volks und eben deßhalb Mitglied des ſogenannten langen Parlaments. Nachdem er im Unterhauſe lange das Haupt der Partei gegen den König geweſen war, ergriff er aus gleichem Beweggrunde die Waffen, und fing die Feindſeligkeiten mit einem Angriffe auf das Schloß Brill, 5 Stunden von Oxford, an, in welchem eine königliche Beſatzung lag. Unter dem Grafen Eſſex befehligte er ein Regiment Infanterie, und würde ſich ſicherlich bald noch höher geſchwungen haben, wenn nicht eine Wunde, welche er im Gefechte von Chalgrove-Field in Oxfordſhire erhalten hatte, den 24. Juni 1643, zum großen Bedauern ſeiner Partei, ſeinem Leben ein Ende gemacht hätte. S. Cromwell.

Hampshire, 1) (Hants, Southampton), Grafschaft in England, zwischen Berk, Surry, Sussex, dem Kanale, Dorset und Wilt; 67¾ QM. groß, mit 282.200 Einw. Zu der elben gehört die durch den Kanal Splent getrennte Insel Wight. Ackerbau, Viehzucht, Viehmästung sind die Hauptnahrungszweige. Die Hauptstadt ist Southampton. 2) Grafschaft im nordamerikan. Freistaate Massachusets, am Conecticut, mit 78.000 Einw. Der Hauptort ist Springfield. 3) Grafschaft im nordamerikan. Freistaate Virginien, mit 9800 Einw. 4) Britische Grafschaft im Gouvernem. Quebeck in Nordamerika. 5) (Newhampshire), s. Neuhampshire.

Hamster (Hamstermaus, cricetus Dum.), Gattung aus der Familie der mäuseartigen Thiere; hat Gebiß wie die Maus, kurzen, geringelten, schwach behaarten Schwanz, im Maule Taschen zum Forttragen des Fraßes, gespaltene Oberlippe, an den Vorderfüßen 4 Zehen und eine Daumenwarze; sammelt in Erdhöhlen Wintervorrath von Getreide, hält zum Theil Winterschlaf. Der gemeine Hamster (cr. vulgaris, mus cr., marmota cr.), oben fuchsgelb, unten schwarz, am Halse 3 gelblichweiße Flecken, ist 10—12 Zoll lang, 1 Pfund schwer, kann in einer Backentasche 3 Loth Körner fassen, lebt im östlichen Europa von Thüringen bis an den Jenisei in ebenen Feldern. Der Hamster legt 3—6 Fuß tiefe Gruben (Baue) an. Diese haben meist 2 Röhren, eine schiefe (Auslauf, Schlupfloch), und eine senkrechte (Fallloch), mehre Vorrathskammern, wovon die kleinste die Größe einer Rindsblase hat, und eine mit Stroh und Heu gefüllte eirunde Schlafkammer. Männchen, Weibchen und Junge haben jedes einen eigenen Bau. In diesem häuft er Vorräthe (oft 1 Centner an Gewicht) an, vermehrt sich außerordentlich, besonders in nassen Jahren, wird dadurch zur Landesplage. Eigene Hamstergräber beschäftigen sich daher in Gegenden, wo viele Hamster leben, im Herbste mit dem Ausgraben und Fangen der Hamster, theils wegen des in den Hamsterhöhlen vorräthigen Getreides, theils wegen der Felle, welche zum Füttern von Kleidern gebraucht werden, theils bekommen sie auch an manchen Orten für jeden gefangenen Hamster eine Auslösung. Im Gothaischen wurden in manchen Jahren über 100 000 Hamster gefangen, ja 1816 fing man in der Stadtflur von Gotha allein 111.817 Hamster und die Stadt zahlte 2237 Thlr. Prämien dafür. Da, wo man die Hamster nicht ausgraben kann, fängt man sie mit einer Art Rattenfalle mit Haken (Hamsterfalle), auch wohl mit abgerichteten Wieseln und Frettchen. Der Hamster ist sehr zornig und beißig, wehrt sich auch gegen das größte Thier, selbst gegen den Menschen, schläft 3—4 Monate, wobei selbst die Haare steif werden. Er nährt sich von Körnern, Blättern, grüner Saat, Käfern, Fröschen und frißt selbst junge Hasen und anderes Fleisch. Der Hamster wirft zwei-, ja selbst dreimal und jedes Mal 3—12 Jungen.

Hämus, s. Balkan.

Hana, Landstrich in der Mitte Mährens, an den fruchtbaren Ufern des Hanaflusses, von Neustadt bis Napagelt. Die Bewohner dieses Landstrichs, die Hanaken, sind die ältesten slawischen Einwohner Mährens, stämmige kräftige Menschen, mit guten Anlagen, aber sehr sinnlich und durch eine mit der böhmischen Mundart übereinkommende Sprache, besondere Tracht und eigenthümliche Sitten ausgezeichnet. Ihr Vaterland verlassen sie nur in Kriegsdiensten.

Hanau, kurhess. Provinz (vormals Grafschaft) von 27 QM. Flächeninhalt, liegt in der Nähe des Mains, des Spessart und am Flusse Kinzig, zwischen Hessen, Baiern, Nassau und Frankfurt; hat eine ebene, mit Hügeln und Waldungen abwechselnde Oberfläche und fruchtbaren Boden, sowie ein mildes und gesundes Klima. Der Einwohner sind über 87.000, meistens Protestanten. Die gleichnamige Hauptstadt liegt beim Einflusse der Kinzig in den Main, in einer schönen, vortrefflich angebauten Gegend. Sie wird in die alte und neue Stadt eingetheilt. Die letztere übertrifft jene an Größe und Regelmäßigkeit. Unter den Gebäuden sind zu bemerken: das weitläufige Residenzschloß mit anmuthigen Gartenanlagen; 4 Kirchen, Synagoge, Hospital, 2 Waisenhäuser. Hanau ist der Sitz der Regierung, des Hofs- und Ehegerichts, des Pupillencollegiums, des evangelischen Consistoriums, der Rentkammer, der Steuer- und Landescassencommission, Sanitätscollegien, Gymnasium, Zeichnen-Akademie; ferner ist hier die wetterauische Gesellschaft für Naturkunde, mit einem schönen Naturaliencabinet und einer Bibliothek. In der Stadt, deren Festungswerke jetzt geschleift sind, zählt man 13.800 Einw. Unter diesen befinden sich viele fleißige Manufacturisten; denn Hanau hat unter allen Städten der kurhess. Lande die meisten Fabriken. Die Seiden-, Leder-, Handschuh-, Strumpf-, Kamelotten- und Bijouteriefabriken sind bedeutend. Die letztern liefern Waaren aller Art in Gold, die zu einem sehr hohen Grade der Vollkommenheit gebracht worden sind. Auch hat Hanau eine bedeutende Kutschenfabrik, Tabacks-, Spielkartenfabriken ꝛc.; beträchtlichen Handel und Spedition, besonders mit Fabrikaten, Holz, Dielen und Colonialwaaren. Bei Hanau liegt das Schloß Philippsruhe, das Wilhelmsbad mit andern Vergnügungsörtern; deßwegen lebt hier Mancher mit kleinen Einkünften dennoch angenehm. Seit 1829 verbindet eine Kunststraße Hanau mit Aschaffenburg. — Etwa um das Jahr 1000 finden sich die ersten Spuren von der Stadt Hanau, sowie von den alten Grafen derselben. Dieselben griffen bald bedeutend um sich und erhielten nach und nach, größtentheils durch Heirath, die Aemter Schlüchtern, Windecken, Rudigheim, Dorheim, Ortenberg und einen Theil von Rheineck und Affenheim, ferner Bücherthal, Dreieichen, Hain, Münzenberg, die Herrschaft Schwarzenberg ꝛc., welche alle zuletzt den Namen der Grafschaft Hanau-Münzenberg führten. Obgleich 1375 Graf Ulrich das Recht der Erstgeburt eingeführt hatte und solches auch vom Kaiser Rudolf II. und später von Ferdinand II. bestätigt worden war, wurde dieß Gesetz doch nicht gehalten, sondern der Stamm Hanau zerfiel mehrmals in die Linien Münzenberg, Lichtenberg, Bobenhausen und Schwarzenfels. 1528 befestigte Graf Philipp Hanau, baute auch dort ein Schloß. Die weit schöner und völlig regelmäßig gebaute Neustadt wurde erst 1597 von der Religion wegen flüchtigen Niederländern erbaut und befestigt. 1630 wurde die Stadt von den Kaiserlichen blockirt, 1631 von den Schweden überfallen und 1635 und 36 wieder von den Kaiserlichen blockirt, am 13. Juni aber entsetzt. 1736 starb die hanauische Linie mit dem Grafen Johann Reinhard aus. Wilhelm VIII., Landgraf von Hessen, nahm von der Stadt und dem größten Theile des Landes Besitz, nachdem ihm sein älterer Bruder, der zugleich König von Schweden war, die Grafschaft abgetreten hatte. Nur Hanau-Lichtenberg (größtentheils im Elsaß gelegen) kam an das in weiblicher Linie dem Hause Hanau nahe stehende Hessen-Darmstadt. Wilhelm VIII. trat die

Grafschaft Hanau an seinen Enkel Wilhelm ab, der sie auch 1760 wirklich erhielt. 1807 ward Hanau ein Theil des Großherzogth. Frankfurt.

Hanau (Schlacht bei). Dieß war die letzte Schlacht, welche die Verbündeten zur Befreiung Europa's auf Deutschlands Boden liefern mußten. Den 8. Oct. 1813 riß sich Baiern von dem Rheinbunde durch einen Tractat mit den Verbündeten los, und schon den 16. zog Wrede mit einem östreichisch-baierischen Heere von Braunau über Landshut, Neuburg an der Donau, Nördlingen, Anspach nach Würzburg, in welcher Stadt der General Turreau mit 6000 Mann in Besatzung lag. Wrede, der dem mit 30.000 Mann dem Rheine zufliehenden Napoleon den Weg verrennen wollte, beschoß Würzburg mit Haubitzen, richtete einen bedeutenden Schaden an und nahm am 26. Oct. durch Capitulation die Stadt ein, mit Ausschluß der Citadelle Marienberg in die sich Turreau zurückgezogen hatte. Inzwischen hatte sich nach der Schlacht bei Leipzig Napoleon über Erfurt nach Fulda gezogen, indem er stets der großen Heerstraße folgte. Am 26. Oct. kam in Schlüchtern die franz. Avantgarde an, am 27. marschirte das Gros des Heeres durch; am 28. kam Napoleon nach Schlüchtern; den 29. rückten Wrede und die Kosacken-Generale Czernitscheff und Platow in Hanau ein und ließen die Stadt und die Umgegend besetzen, während die Franzosen über Gelnhausen nach Hanau sich drängten, welchen Paß, da er die Straße nach Frankfurt beherrscht, sie nothwendig nehmen mußten, um den Rückzug über den Rhein zu vollführen. Schon am 28. entspann sich ein Kampf um den Besitz der Kinzigbrücke, im Norden der Stadt gelegen. Wrede nahm hier eine feste Stellung und ließ die beiden Ausgänge des Waldes, der die Stadt umgibt, besetzen; nur der wertheimer Engpaß blieb unbesetzt, und dieß rettete das franz. Heer vom gänzlichen Untergange. Am 29. brachen 4000 Franzosen über Schlüchtern und Gelnhausen aus dem Walde und warfen eine Abtheilung Baiern, die der Uebermacht weichen mußten, auf Rücklingen zurück. Am 30. Oct. um 8 Uhr Morgens ließ Napoleon die Vorposten der Baiern bei Rücklingen, wo die Division Lamotte stand, angreifen; sie mußten sich in die Schlachtlinie zurückziehen. So begann die Schlacht. Wrede, der sich durch ein Detachement gegen Frankfurt geschwächt hatte, konnte dem 48.000 M. Infanterie und 12.000 M. Cavallerie starken Feinde nur 40.000 M. entgegen stellen, doch bot ihm seine Stellung große Vortheile. Die Schlachtordnung der Verbündeten war folgende: den rechten Flügel bildete ein Theil der Division Beckers und stand auf den beiden Ufern der Kinzig, von dem Vorwerke Neuhof an bis in die Bulauwaldung, parallel mit dem rodenbacher Chausseehaus. Hinter der Lamboybrücke befand sich die östr. Infanterie zum Soutien dieses Flügels. Das Centrum nahm den Raum zwischen dem rechten Ufer der Kinzig und der großen Heerstraße nach Gelnhausen ein, indem sie den Lamboywald en fronte vor sich hatte. Der linke Flügel, meist Cavallerie, war links der gelnhäuser Landstraße nach dem Bruchköbeler- und Pappenwald zu en échelons aufgestellt. Im Rücken des linken Flügels, auf der nach Friedberg führenden Chaussee, hielten die Kosacken. Die Reserve war hinter dem linken Kinzigufer längs dem rodenbacher Hohlwege postirt. Eine östreich. Grenadier-Brigade hatte die innern Plätze der Stadt besetzt. Um 10 Uhr begann das Gefecht mit einer lebhaften Kanonade auf der gelnhäuser Chaussee, wo die Franzosen in dichten Massen aus dem Lamboywalde hervorbrachen; sie griffen wiederholt das Cen-

trum der Verbündeten an, wurden aber mit Verlust zurückgeworfen. Um 3 Uhr formirte sich die franz. Garde-Cavallerie unter einem fürchterlichen Kanonenfeuer in drei Linien, während welcher Zeit im Rücken der Verbündeten sich eine Batterie von Zwölfpfündern aufgestellt hatte; sie fing zugleich an zu spielen, als der Cavallerieangriff geschah. Die Verbündeten geriethen in Unordnung, als stürmend die Reitergarde Napoleons die Reiterei der Baiern im Mitteltreffen niederwarf. Sie wich; jetzt warf sich auch das franz. Fußvolk auf den linken Flügel; auch dieser wurde geworfen und floh über die Kinzigbrücke nach Hanau. Der Feind drängte nach und beschoß Hanau mit Haubitzen. Bald darauf mußte auch das Mitteltreffen den Rückzug über die Lamboybrücke antreten, dieß geschah nicht ohne großen Verlust; die Brücke über die Kinzig brach und Viele fanden ihren Tod in den Wellen. Ein Bataillon des östreich. Regiments Jordis und einige Hundert Baiern wurden nach der Herrnmühle hingedrängt und suchten über das Wehr in die Stadt zu gelangen; sie wurden aber abgeschnitten. Der rechte Flügel, der nur theilweise im Gefechte und bloß mit franz. Infanterie engagirt gewesen war, zog sich unter Ezernitscheff's Deckung auf die Straße nach Aschaffenburg zurück. Diese Straße hatte die Franzosen in den Besitz der Straße nördlich von Hanau gesetzt, und nach Wegnahme der Lamboybrücke auch der andern. Die Nacht hindurch wurde Hanau beschossen; am 31. räumten es die Verbündeten. Die Franzosen zogen ein. Die Stellung der Verbündeten war am 31. diese: sie erstreckte sich aufwärts der Kinzig nach den freigerichter Bergen hin, sodaß die Linie die aschaffenburger Straße durchschnitt. Der linke Flügel hatte die Stadt Hanau in einer Entfernung von ungefähr 800 Schritten, der rechte die Lamboybrück, etwa eine Viertelstunde in der Fronte vor sich. Mit dem Anbrechen des Tages griff Napoleon den rechten Flügel der Verbündeten an und forcirte, nach einem äußerst hartnäckigen Widerstande, den Durch- und Rückzug, der dann auch ungestört am rechten Ufer der Kinzig nach Frankfurt ausgeführt wurde, wo Napoleon um 3 Uhr Nachmittags antam. Die Franzosen hatten, um ihren Rücken zu decken, Hanau mit 2 Regimentern besetzt; Wrede ließ die Stadt mit Sturm nehmen, doch gelang es ihm nicht, sich der Kinzigbrücke, die durch eine Batterie vertheidigt wurde, zu bemächtigen und dadurch den feindlichen Nachtrab abzuschneiden. Wrede stellte sich selbst an die Spitze der Kämpfenden, eine Flintenkugel verletzte ihn gefährlich im Unterleibe; der östreich. Feldmarschall-Lieutenant von Tresnel übernahm an seiner Statt das Obercommando. Die Baiern stürmten muthiger, die Oestreicher setzten durch die Kinzig und griffen die Franzosen in die Flanke; diese steckten die Brücke in Brand, warfen Haubitzen in die Stadt, bis endlich Mortier den Nachtrab von 14.000 Mann, von Platow und Hoddick verfolgt, über die Lamboybrücke nach Frankfurt führte, von wo Napoleon am 1. Nov. nach Mainz aufbrach. Die Verbündeten schrieben sich den Sieg zu und gaben ihren Verlust auf 9000 Mann an; der des Feindes aber auf 15.000 Todte und Verwundete, und 10.000 Gefangene; überdieß soll er 200 Offiziere verloren haben. Am 2. Nov. zogen die Verbündeten in Frankfurt ein. Wrede hatte in dieser Schlacht keine hinlänglichen Kräfte, um, wie es in seinem Plane lag, dem weitüberlegenen Feinde den Rückzug abzuschneiden; nichtsdestoweniger haben die Baiern in dieser Schlacht den alten Ruhm ihrer Tapferkeit bewährt und dem franz. Heere durch ihren Widerstand einen großen Schaden zugefügt.

Händel (Georg Friedr.), einer der originellsten, tiefsten, gedankenreichsten musikalischen Dichter, der Sohn eines Wundarztes, war zu Halle 1684 geboren. Er zeigte schon frühe einen unwiderstehlichen Hang zur Tonkunst, den sein Vater, ihn zum Rechtsgelehrten bestimmend, auf alle Weise zu unterdrücken suchte. Aber der junge Händel übte seine Fertigkeit auf einem schlechten Clavier meistens zur Nachtzeit, und war bereits als Knabe von 7 Jahren, ohne besondere Anweisung, im Besitze seltener Kenntnisse auf diesem Instrumente. Um diese Zeit folgte sein Vater einem Rufe nach Weißenfels, wo er dem kleinen Musiker erlaubte, sein Talent auf der Orgel zu zeigen, welches der daselbst Herzog bewunderte, der dann den Vater vermochte, der Neigung seines Sohnes freien Lauf zu lassen. Unter Zachau, dem geschickten Organisten an der Domkirche zu Halle, entwickelten sich nun Händels seltene Geistesgaben, sodaß er bald seinen Lehrer übertraf. In seinem 9. Jahre begann er die Composition einer vollständigen Kirchenmusik mit Stimmen und Instrumenten. 1698 ward er nach Berlin gesandt, wo besonders Attilio seine fernere Ausbildung beförderte. Am brandenburg. Hofe erregte er allgemeine Bewunderung, lehnte aber die Anerbietungen des Kurfürsten ab und kehrte nach Halle zurück. Schwach bemittelt, konnte er seine Sehnsucht nach Italien nicht befriedigen und ging nach Hamburg, ward als Mitglied des Orchesters aufgenommen und einige Zeit nachher zum Director der Oper erhoben, ungeachtet der Gegenwirkung eines Mitbewerbers, der ihm beim Weggehen aus der Oper einen heftigen Degenstich auf die Brust gab, welcher aber durch ein Notenbuch aufgefangen wurde. 1700 erschien Händels erste Oper „Almeria", welche so außerordentlichen Beifall fand, daß sie 30 Abende hintereinander gegeben wurde. Dann componirte er zwei andere Opern „Florinde" und „Nero", welche sich ebenfalls einer ausgezeichneten Aufnahme erfreuten. Nach 5 Jahren trat er von Hamburg aus, mit einem Ersparniß von 200 Ducaten, seine Reise nach Italien an und erregte am großherz. Hofe zu Florenz durch sein Spiel und die Composition der Oper „Rodrigo" allgemeine Bewunderung; sowie ein Jahr darauf in Venedig, wo der berühmte Scarlatti, als Händel bei einer Maskerade sich auf dem Flügel hören ließ, begeisterungsvoll ausrief: „Nur der Sachse oder der Teufel kann so spielen!" Auf vieles Verlangen entschloß sich Händel, auch den Venetianern eine Oper zu componiren, es war die „Agrippina", welche er in 3 Wochen vollendete. Sie wurde 27 Abende hintereinander gegeben. Bald verbreitete sich Händels Ruf, sowohl wegen seiner Composition als auch wegen der Vollkommenheit, mit der er mehre Instrumente spielte, durch ganz Italien. In Rom fand er die glänzendste Aufnahme, und besonders wetteiferten die Cardinäle Pamfili, Ottoboni und Colonna, ihm ihre Gunst zu bezeigen. Dort erschien sein großes Oratorium „La Resurrezione" und viele Cantaten und Sonaten. Einer Einladung nach Neapel folgend, verfertigte er hier seine berühmte Serenade „Alcide e Galatea", und Händel freute sich unter den Neapolitanern der größten Anerkennung seiner Talente. Mit den Schätzen der ital. Satzkunst bereichert, kam er 1710 nach Deutschland zurück und wurde vom Kurfürsten von Hanover zum Capellmeister ernannt. Zu Ende des Jahres erhielt er Erlaubniß zu einer Reise nach England. Er ward in London bei Hofe sowohl, als bei den ersten Großen und Kunstfreunden, mit Enthusiasmus aufgenom-

men, und componirte hier binnen 14 Tagen seine Oper „Rinaldo", welche lange Zeit ein Lieblingsstück des engl. Publicums war. Nachdem er beinahe ein Jahr in London verweilt und viele Auszeichnung genossen hatte, kehrte er wieder nach Hanover zurück; aber 1712 ging er zum zweiten Male nach England, wo er bei Gelegenheit des utrechter Friedens sein berühmtes „Te Deum" setzte. In dem rauschenden Beifall vergaß er seine Verpflichtung in Hanover und übernahm die Aufsicht der Oper auf dem Hay-Market-Theater zu London mit einer Pension von 200 Pfd. Er brachte dieselbe auf eine in England bisher unerreichbare Höhe. Als Georg I., vormals Kurfürst von Hanover, den Thron Großbritanniens bestieg, verzieh er ihm, auf Verwendung mächtiger Freunde, seine Dienstvernachlässigung in Hanover und erhöhete ihm sein Jahrgehalt auf 600 Pf., wobei er den Auftrag erhielt, die Prinzessinnen in der Musik zu unterrichten. 9 Jahre stand er an der Spitze der von ihm errichteten Musikakademie, welche zu immer größerer Vollkommenheit zu bringen, sein rastloses Bemühen war; seine indeß erschienene Opern, wounter „Amadis", „Theseus", „Il Pastor fido" und besonders „Radamiste" vorzüglich zu erwähnen, wurden mit rauschendem Beifalle gekrönt. Privatstreitigkeiten zertrümmerten endlich dieses Institut und nun hüllte sich Händel's Glück in düstre Wolken. Nicht allein seine Nebenbuhler, an deren Spitze Buononcini stand, sondern auch Farinelli's allgemein bewunderte Stimme brachte ihn um die Gunst des Hofes und des Publicums, und Wohlstand und Gesundheit schwanden dahin. Dieses drückte seinen Geist nieder und ein Schlagfluß lähmte ihm den rechten Arm. Als er nachher 1736 aus dem aachner Bad, das er seiner zerrütteten Gesundheit wegen gebraucht hatte, zurückkehrte, führte er sein „Alexanderfest" mit großem Beifall auf dem Covent-Garden-Theater auf. Das Glück lächelte ihm wieder, als Lord Middlesex die Direction der durch schlechte Verwaltung gesunkenen ital. Oper übernahm und Händel'n als Componisten anstellte, der zu dem Ende die beiden Opern „Faramond" und „Alexander Severus" setzte und dafür 1000 Pf. erhielt. Einige andere Opern, die er noch im Covent-Garden-Theater gab, fanden weniger Beifall. Sein Wunsch war, unabhängig zu leben, und deßhalb fiel er auf die Erfindung oder vielmehr weitere Ausbildung der Oratorien, die jedoch nicht als Opern — denn man hielt dieß für eine Entweihung des heiligen Stoffs — sondern als Concerte gegeben wurden. Aber dieser Umstand machte, daß selbst sein im höchsten und vollendetsten Kirchenstyle geschriebener „Messias" anfänglich nur kaltsinnig aufgenommen wurde. Einen größern Beifall fand er in Dublin, wo er einige Vorstellungen gab, und als er nach 9 Monaten nach London zurückkehrte, ward er auch hier nach Verdienste anerkannt. Der „Messias" ward das Lieblingsstück des Publicums, und Händel gab ihn jährlich ein Mal zum Besten des damals noch schlecht fundirten Findlingshospitals. 1751 befiel ihn eine Augenkrankheit. Er unterwarf sich vergebens den schmerzhaftesten Operationen, das Uebel war unheilbar. Aber auch der Verlust des Gesichts hemmte seine Thätigkeit nicht; er setzte seine Oratorien bis 8 Tage vor seinem Tode fort, welcher den 14. Aug. 1759 erfolgte. Die britische Nation ehrte sein Andenken, wie das Andenken ihrer größten Männer, und in der Westminsterkirche zu London bezeichnet ein prächtiges Denkmal in Marmor das Grab dieses großen Verherrlichers der Tonkunst. Seine Opern wußte er immer nach dem Geschmacke der Nationen, für deren

Bühne er sie schrieb, einzurichten; daher der Beifall in England, wo oft ein beliebtes Volkslied, das er mit Verschönerung und künstlichen Abwechselungen aufs Theater brachte, ihm die enthusiastische Verehrung der Engländer zuzog. Seine Kirchenstücke, wo er sich zugleich als großen Contrapunctisten zeigte, und unter denen auch noch „Judas Makkabäus", „Saul" ꝛc. sich auszeichnen, bleiben besonders in Rücksicht der Chöre unnachahmlich. Als Orgelspieler endlich war er einer der berühmtesten, sodaß man ihn dem berühmten Joh. Seb. Bach hat an die Seite setzen wollen. An körperlicher Kraft hierzu hat es ihm wenigstens bei seiner ungewöhnlichen Stärke nicht gefehlt, und Stunden lang konnte er mit dem größten Nachdruck auf der Orgel spielen, ohne zu ermüden.

Handel. Jeder Verkehr unter einzelnen Menschen oder Völkern, worin sie sich wechselseitig ihren Ueberfluß mittheilen, und dafür irgend ein anderes Erzeugniß der Natur oder der Kunst als Aequivalent wieder eintauschen, heißt Handel. Die Geschichte der Nationen liefert den Beweis, daß es kein kräftigeres Bildungsmittel, und keine reichhaltigere Quelle des Wohlstandes gibt, als der Handel; nicht allein werden auf seinem Wege die unumgänglich nothwendigen und eine Menge künstlicher Bedürfnisse befriedigt, sondern die Fortschritte des Menschengeschlechts auf der Bahn der Kultur, die Erwerbung und Erweiterung unserer Kenntnisse, sind die Resultate des Handels; selbst die Vermehrung der Menschengattung, indem er eine Menge Hände beschäftigt, ihnen Felder zum Erwerbe eröffnet, und so die Heirathen befördert, knüpft sich an denselben. Manche Nation, die keine Bergwerke besitzen, zieht allein aus dem Verkehr ihren Geldreichthum, und macht durch sich ihre Kunst- und Naturprodukte eine andere, die reich an Gold- und Silberwerken ist, zinsbar. Der Handel zerfällt in unendlich-verschiedene Gattungen; die wichtigsten von diesen sind: A. Er ist 1) Großhandel (Handel en gros), wo Käufer und Verkäufer nur nach Centnern, Ballen, Stücken u. s. w. mit einander handeln. Der Großhändler beabsichtigt, a) den Verkehr innerhalb eines Landes zu befördern und die Bedürfnisse, welche eine Provinz zu viel hat, einer andern zukommen zu lassen (inländischer Consumtionshandel), oder bb) die Produkte des Auslandes einzutauschen (ausländischer Handel); dieß geschieht aa) durch Eintausch fremder Erzeugnisse gegen überflüssige vaterländische Produkte (auswärtiger Consumtionshandel), bb) gegen andere ausländische Erzeugnisse (Zwischenhandel, Commerce d'économie, Oekonomiehandel). Der auswärtige Engroshandel ist der wichtigste und der einzige allgemeine Welthandel. Auf ihn ist daher hauptsächlich das oben vom Nutzen des Handels Gesagte anzuwenden. Dessenungeachtet gewährt der inländische Consumtionshandel für den Staat, in dem er betrieben wird, auch großen Nutzen. Er setzt die auf den Handel verwendeten Summen rasch um und hilft wieder sicher und schnell zum Capitale, befördert den Nutzen der mit einander handelnden Provinzen, vermehrt den Verkehr und somit die Bevölkerung im Lande, setzt den Kaufmann in den Stand, die Handelsverhältnisse besser und klarer übersehen zu können und seines Gewinnes daher sichrer zu seyn, als beim auswärtigen Handel, und wird besonders nie zum Ableitungscanal der Geldkräfte des Staats, welches beim auswärtigen Handel nur zu leicht der Fall ist, sobald der Capitalwerth der von außen eingeführten Waaren den Werth von denen übersteigt, die das Land dagegen wieder ausführt. Zudem sind bei dem auswärtigen Han-

del in der Regel nur die Hälfte der Arbeiter in Thätigkeit, die bei dem innern Handel beschäftigt sind. 2) Er ist ferner Detailhandel (Kramhandel, Winkelhandel), wo im Einzelnen nach der Elle (im Ausschnitt), dem Pfund, der Metze, Kanne u. s. w. verkauft wird. Natürlich gibt es der Detailhändler weit mehr als der Großhändler; auch haben Erstere, obgleich sie meist mehr Gewinn nehmen als die Großhändler, doch wegen des geringern Umfangs ihrer Geschäfte endlich einen weit kleinern Gewinn als Letztere. Der Handel wird ferner getheilt: B. in a) den Proprehandel, wo für eigne Rechnung oft mit einem Compagnon (Compagniehandel) gekauft und verkauft wird, und b) in den Commissionshandel, wo dieß für Andere gegen eine gewisse Provision geschieht. Zu letzterer Gattung gehört gewissermaßen der Speditionshandel, wo Jemanden Waaren gegen eine Provision an einen Dritten zu befördern aufgetragen wird. C. in a) Haupthandel, den ein Kaufmann als Hauptgeschäft treibt, und b) Nebenhandel, mit dem er sich nur nebenher beschäftigt. D. in a) Landhandel, welcher nur zur Achse oder allenfalls mit Fluß- und Canalschiffen, und b) in Seehandel, welcher zur See mit Kauffahrteischiffen oft in ferne Welttheile betrieben wird. E. Nach den Gegenständen, womit sich der Handel beschäftigt, hat man a) Wechselhandel, der das Geld als Waare betrachtet und auch die Wechsel, Anweisungen und andere Documente u. s. w. zum Gegenstande seines Geschäfts macht, und b) Waarenhandel. Dieser zerfällt wieder nach den Gegenständen, welche er vertreibt, in Holz-, Korn-, Ausschnitt-, Tuch-, Leinwand-, Seiden-, kurze Waaren-, Quincaillerie-, Mode-, Material-, Droguerie-, Specerei-, Leder-, Papier-, Buch-, Weinhandel ꝛc. Außerdem hat man noch mancherlei Beziehungen, die den Handel modificiren und ihm einen andern Namen geben, so: Contreband- und Schleichhandel, welcher sich mit Einbringung verbotener Waaren über eine Grenze beschäftigt; Precareihandel (Commerce précaire), wo man mit einer Nation, mit der der Staat, in dem man wohnt, im Krieg begriffen ist, durch einen neutralen Zwischenhändler verkehrt, auch der Handel auf Lieferung, der Ein- und Verkauf auf Muthmaßung, wo sich Jemand verpflichtet, gewisse Waaren zu einer bestimmten Zeit für einen gewissen Preis zu liefern; der Alleinhandel, wo Jemand oder gewisse Gesellschaften mit Waaren von einem gewissen Fach zu handeln privilegirt sind ꝛc.; der Handel auf Prämien, wo Jemandem für die Lieferung einer Partie Waaren zu einer gewissen Zeit eine bestimmte Summe versprochen wird, gehören hierher. — Bei jedem Handel findet zwischen den ihn treibenden Personen das Verhältniß des Verkaufens und Kaufens statt. Verkäufer und Käufer sind entweder, wie in der Regel bei den Grossisten, beide Kaufleute, oder nur einer von beiden ist es, und der andere gehört einem andern Stande an. Gewissen Ständen (so dem Adel, dem Militair, der Geistlichkeit) untersagt das Gesetz der meisten Staaten die Handelsfähigkeit, d. h. den Handel als Gewerbe zu treiben; doch findet dieß nur in einem gewissen Sinne statt, denn der Gutsbesitzer, wenn er die Erzeugnisse seines Gutes, seine Wolle, sein Holz ꝛc. verkauft, gehört eigentlich mit dem Fabrikanten, der seiner Hände Werk absetzt, in eine Classe; in einem ähnlichen Falle befinden sich die Geistlichen, wenn sie den Grundertrag ihrer Stelle an einen Andern verhandeln, und auch der Soldat kann als Eigenthümer eines Gutes in die Lage des Verkaufens kommen. Freilich besitzen aber alle diese Personen keine eigentliche,

gehörig organisirte Handlung und sind nicht förmliche Kaufleute. — Zu dem Handel gehören in der Regel und bei vollständig organisirten Geschäften folgende Personen: A. Der Handelsherr (Handelspatron oder Principal). Er leitet das Ganze und muß daher, ohne das Detail aus den Augen zu verlieren, doch mehr einen großartigen Ueberblick auf das Ganze haben. Meist sind in großen Handlungen mehre Handelsherren vorhanden, von denen einer gewöhnlich Besitzer des Hauptcapitals und Chef der Handlung ist, die andern Associés, aber an dem Gewinn der Handlung im Verhältniß ihres eingelegten Capitals Theil haben. Oft haben diese Eigenthümer auch einen Procuraträger zur Seite, der die Unterschrift der Handlung führt, Briefe, Wechsel u. s. w. unterzeichnet, dessen Unterzeichnung als rechtskräftig gilt, und der, ohne eigentlich baares Capital in die Handlung eingeschossen zu haben, gewisse Procente vom reinen Gewinn bezieht, oder auch mit einer baaren Summe besoldet wird. Ein solcher ist eigentlich ein Mittelding zwischen dem Herrn und Diener. Hat ein solcher Vertrauter die Erlaubniß, über wichtige Handelsgegenstände ohne weitere Anfrage zu verfügen, so heißt er Disponent. Oft tritt der Fall ein, daß der Chef einer Handlung stirbt und die Handlung doch fortgeführt werden muß. In diesem Falle pflegt man einen zuverlässigen Mann zu wählen und ihm als Handlungsdirector die Geschäfte der Handlung zu übertragen. Ein ähnliches Verhältniß tritt ein, wenn der Staat im einzelnen Falle oder auch eine Gesellschaft Handel treibt, wo dann auch ein ähnlicher Director mit verschiedenem Titel angestellt ist. B. Die Handlungsdiener (Commis, Handelsgehülfen). Von diesen ist a) der Buchhalter die wichtigste und bedeutendste Person; oft wird er und der folgende in kleinern Handlungen von dem Handelsherrn selbst ersetzt; b) der Cassirer, welcher die zu empfangenden Gelder einnimmt und die nöthigen Ausgaben besorgt; c) mehre Comptoiristen oder Correspondenten, welche die Correspondenz unterhalten, wohl auch Nebenbücher, und andere Geschäfte führen, die Aufsicht über die Niederlagen, das Packen der Waaren, die Verhandlungen mit den Fuhrleuten unter sich haben u. s. w.; d) in Detailshandlungen bestehen noch besondere Ladendiener (Verkäufer), die den Detailverkauf besorgen, und in größern Handlungen e) Reisediener, welche die Interessen des Handelshauses, dem sie dienen, auf Reisen wahrnehmen, alte Geschäfte erhalten, neue anknüpfen, Anerbietungen von Waaren machen u. s. w. C. Handlungsburschen (Lehrburschen), die den Handel in einer Handlung erlernen. E. In Markthelfer und andern Gehülfen, die die mehr mechanischen Arbeiten, das Packen, Geldzählen, Besorgen von Gängen ꝛc. übernehmen. Beim Handel sind noch Mäkler, Assecurateure, Consulenten, Fuhrleute, Schiffer ꝛc. interessirt. Unechte Kaufleute sind die Hausirer, Höcker, Pfennigkrämer, Tabulettkrämer ꝛc. Die Kaufleute bilden an den meisten Orten besondere Innungen oder Gilden, und entweder sind die Großhändler in eine und die Detailhändler in die zweite vereinigt, oder beide bilden unter dem Namen der Kramerinnung eine gemeinschaftliche. Wo diese bestehen, muß Jeder, der als ein ordentlicher Kaufmann angesehen seyn will, gehörig bei einem Innungsglied gelernt haben und dann eine gewisse Zeit Diener gewesen seyn, bevor er zum Handelsherrn emporrückt; doch kommen besonders von den Söhnen der Letzteren häufige Ausnahmen vor. Ueber die Geschichte des Handels s. **Welthandel.**

Handelsbilanz nennt man das Resultat der Vergleichung des Gesammtwerths der Ausfuhr mit dem der Einfuhr eines Landes. Dieselbe ist als günstig anzusehen, wenn der Werth der Ausfuhr den der Einfuhr überwiegt, und ungünstig im entgegengesetzten Falle. Die Mittel zur Ergründung der Handelsbilanz eines Landes, welche man gewöhnlich zu diesem Zwecke angibt, sind ebenso unzulänglich, als die Folgerungen, welche man in staatswirthschaftlicher Hinsicht daraus zieht, höchst schwankend und trüglich, und daher nicht selten schädlich sind. Zu diesen Mitteln zieht man vorzüglich Erstens, die Zollregister: diese sind aber deßhalb unbefriedigend, weil Alles darin fehlt, was durch den Schleichhandel ein- und ausgeht; ferner werden darin bloß die aus- oder eingehenden Genußmittel verzeichnet; dann werden die Waaren nicht nach ihrem wirklichen Preise aufgeführt, sondern nach den einmal bestimmten Tarifsätzen, die gar sehr von den wirklichen Preisen abweichen können; endlich sind in den Zollregistern selten die Bestimmungen genau angegeben, in wiefern die Waaren für ein gewisses fremdes Land geladen sind, oder von ihm kommen. So steht z. B. in den englischen Zollregistern die Einfuhr der Waaren aus Deutschland tief unter der Ausfuhr der Waaren nach Deutschland; die Angaben sind aber falsch, denn auf Deutschland sind die Waaren gerechnet, die gar nicht in diesem Lande bleiben, sondern auf die leipziger Messen weiter nach Polen, Rußland, Ungarn und der Türkei, sowie auf den frankfurter Messen nach Italien, Frankreich und der Schweiz verkauft werden; dahingegen stehen die deutschen Waaren, die den Rhein hinab durch Holland nach England gebracht werden, in den englischen Aus- und Einfuhrlisten als Einfuhr von Holland und nicht von Deutschland. Zweitens sieht man auch den Wechselcours als ein Mittel an, die Handelsbilanz eines Landes zu ergründen. Allein es ist ebenso unzureichend; denn der Wechselcours kann allenfalls die Zahlungsbilanz oder das Verhältniß des Debet und Credit zwischen zwei Plätzen anzeigen; da sich aber die Bilanz der Zahlungen zwischen zweien Plätzen nicht lediglich nach dem Handel, den beide miteinander führen, richtet, sondern oft auch zugleich nach dem Verkehr, den jeder dieser Plätze mit andern treibt, so folgt daraus noch gar nicht, daß der Wechselcours auch eine richtige Handelsbilanz anzeigen müsse. Dann kann auch wegen des besondern Handels mit Wechseln, die seiner Natur nach die Course an allen Handelsplätzen in ein Gleichgewicht zu stellen strebt, der Cours zwischen zwei gegebenen Plätzen nicht mehr das Verhältniß ihrer gegenseitigen Aus- und Einfuhr anzeigen. Dazu ist die gewöhnliche Methode, den Wechselcours zu berechnen, so mangelhaft, daß gar kein sicheres Resultat vom Verhältniß des Debet und Credit zweier Länder aufzustellen ist. Lange Zeit hindurch hat die Lehre von den Handelsbilanzen eine wichtige Rolle in der Staatswirthschaft gespielt, denn auf sie ist hauptsächlich das sogenannte Merkantilsystem gegründet worden; in neuern Zeiten hat man sich aber durch eine genauere Entwickelung der Natur des Handels von ihrer Unsicherheit und Trüglichkeit vollkommen überzeugt. Hauptsächlich hat wohl ihre Verwechselung mit der National-Wirthschaftsbilanz, die wirklich von hoher Wichtigkeit ist, und das Verhältniß zwischen Erzeugung und Verbrauch eines Landes angibt, veranlaßt, daß die Lehre von der Handelsbilanz ein so hohes Ansehen erlangt hat.

Handelsfreiheit, d. h. Aufhebung aller Einschränkungen und

Hemmungsmittel des Handelsverkehrs der Völker untereinander, erklärt A. L. v. Schölzer für eine fromme Chimäre, für einen philanthropischen Wunsch unserer Tage. „Uneingeschränkte Handelsfreiheit, sagt er, ist ein eben so auffallend widersinniges Ding, wie die uneingeschränkte Freiheit zu handeln überhaupt; beide sind möglich, wenn in jenem Falle alle Kaufleute, und in diesem alle Menschen höchsterleuchtet und grundehrlich sind". Ganz Unrecht kann man Schölzer'n in dieser Hinsicht nicht geben; denn so lange noch die Staaten in den Beschränkungen des Handels eine Quelle ihrer Einkünfte sehen; so lange ein Staat den Verkehr mit einem andern durch Zölle und Einfuhrverbote drückt und beengt, und hiedurch den andern zu Repressalien auffordert; so lange man in den Hindernissen, die man der Einfuhr der Erzeugnisse des fremden Landes in den Weg legt, ein Mittel sieht, die vaterländische Produkte und Manufakturen zu heben; und so lange dieß System von den meisten Staaten angenommen und in Ausübung gebracht wird, würde für den Staat, der den Grundsatz der völligen Handelsfreiheit annähme, ein großer Nachtheil daraus entstehen. Inzwischen ist es auf der andern Seite nicht weniger wahr, daß jede Staatsverwaltung dieser Grundsatz auffassen und in ihrem Handeln sich ihm so sehr als möglich nähern sollte; für den ausländischen Handel mag die Maxime, den Verkehr einzuschränken, beibehalten werden; im Inlande hingegen müssen alle Schranken fallen, wenn überhaupt der Betrieb gedeihen soll. Es ist allerdings ein schöner Traum, unbedingte Handelsfreiheit, und das Geschrei nach derselben wurde vorzüglich durch Napoleon's Gesetz von Trianon, wodurch er die Continentalsperre (s. Continentalsystem) von Europa decretirte, das man für die empörendste Ausgeburt der Tyrannei ausgab, und das zugleich eine gänzliche Unkunde mit den Verhältnissen des Handels und Verkehrs beweisen sollte, in allen Ländern geweckt. Der Theorie nach mag es wahr und ausgemacht seyn, daß der Wohlstand der Nationen ungemein befördert würde, wenn sie sich wechselseitig freien Spielraum im Anbaue ihres Bodens, in Erzielung ihrer Manufakturen und in Absetzung beider Produktionsarten nach Außen gönnten. Die Natur scheint auch einen solchen freien Handelsverkehr zu verlangen; kein Boden bringt alle Bedürfnisse, die seine Einwohner zum Genusse verlangen, hervor, oder doch nicht in hinlänglicher Menge; kein Land ist zu jeglicher Art des Erwerbs und des kaufmännischen Betriebs geeignet, und wenn auch die Natur Eins so begünstigt haben sollte, daß es alle Gewerbszweige zu ihrer möglichsten Vollkommenheit treiben, und jegliche Gattung von Naturprodukten hervorbringen könnte, so würde es doch hierzu an Kapitalien und Menschen fehlen. Ein Volk vermag aus dem Gewerbszweige, zu dem die Natur des Landes sich günstig zeigt und aufmuntert, den größten Vortheil zu ziehen, wann es den Willen der Natur nicht verkennt, und treu und fleißig seine Kräfte auf denselben verwendet; es wird dann im Verhältnisse zu einem andern Lande, dem diese Naturgunst nicht ward, seine Waare in größerer Menge und Güte liefern, und andere, zu deren Gewinnung ihm entweder sein Klima oder Boden die Mittel versagte, oder in der es doch mit Auswärtigen nicht wetteifern kann, für seine Güter eintauschen. In so weit würde allerdings eine völlige Handelsfreiheit wünschenswerth seyn. (S. Handelspolitik, Prohibitivsystem, Zoll- und Mauthwesen, Zolltarif.)

Handelsgerichte. Die Natur des Handels und der aus ihm fließende Gewinn, der oft von der schnellen Ausführung eines kaufmännischen Unternehmens abhängt, und deßwegen die Güter nicht lange unbenutzt liegen lassen darf, verlangt bei vorkommenden Mißhelligkeiten und Streitigkeiten über die wechselseitigen Rechte der Kaufleute eine pünktliche und rasche Gerechtigkeitspflege. Um diese dem Kaufmannsstande zu gewähren, sind in den meisten Handelsplätzen eigne Handelsgerichte niedergesetzt worden, die aus Kaufleuten und Rechtsgelehrten bestehen; vor welchen in einem abgekürzten Verfahren, und ohne die Weitläufigkeiten des gewöhnlichen Proceßganges, alle in einer Handelsstadt oder einer Fabrikgegend vorkommenden Streitigkeiten, die auf den Handel Bezug haben, nach Gesetz, Herkommen und Billigkeit abgeurtheilt werden. Zu demselben Zwecke besolden die meisten handelnden Nationen in den Hauptstädten ihres Verkehrs Consuln, deren vorzüglichste Beschäftigung es zwar ist, die Gerechtsame und die Ehre ihrer Nation gegen die Angriffe fremder Regierungen wahrzunehmen, die aber auch damit beauftragt sind, Streitigkeiten, die sich über gegenseitige Verbindlichkeiten zwischen den Kaufleuten erheben, zu schlichten. Es ist nicht historisch gewiß, ob die Alten schon ähnliche Handelsgerichte besaßen; doch ist es wahrscheinlich, da bei den großen Handelsnationen des Alterthums das Bedürfniß so gut, wie bei uns, hierauf führen mußte. Im 11. Jahrh. entstanden sie zuerst zu Pisa; sie schienen aber im Anfange bloß Schiedsrichter gewesen zu seyn, da bei jedem vorkommenden Rechtsfalle ein solches Gericht constituirt wurde. Die Kaufleute wählten die Richter, und die streitenden Parteien unterwarfen sich ihrem Ausspruche, mehr des Ansehens und rechtlichen Rufes wegen, worin die Richter standen, als daß eine executorische Gewalt, welche ihrem Urtheile Achtung verschaffen konnte, besessen hätten. Später blieb zwar noch die Wahl der Gerichtsglieder der pisanischen Kaufmannschaft frei; doch mußte sie erst durch die Staatsbehörde bestätigt werden, ehe sie ein rechtsgültiges Urtheil fällen konnten. Ihr Codex scheint das pisanische Seerecht, dem Papst Gregor VII. 1075 seine Sanction gab, und aus dem wahrscheinlich das „Consolato del mari" floß, gewesen zu seyn. Papst Paul III. bestätigte die Consuln zu Rom. 1560 erhielten die pariser Kaufleute von Franz I. das Recht, sich in Handelssachen Schiedsrichter zu wählen, und einige Jahre darauf wurde ein förmliches Handelsgericht eingesetzt; dieß geschah auch in allen Städten Frankreichs, wo ein wichtiger Handel betrieben wurde. Heinrich VII. führte sie in London ein, und schon 1447 findet man sie in den Hansestädten errichtet. Doch nicht in allen Hansestädten gab es förmliche Handelsgerichte; in mehren wurde eine Magistratsperson mit Schlichtung der kaufmännischen Mißhelligkeiten beauftragt. Beschäftigen sich die Handelsgerichte vorzüglich mit Seeangelegenheiten, so heißen sie Admiralitätsgerichte. Mehre handelnde Nationen haben ihren eigenen Handelscodex entworfen, nach dem jene Gerichte ihre Urtheile fällen müssen. Die ausgezeichnetsten sind der „Code de commerce" der Franzosen und die „Hamburger Handelsgerichtsordnung", die 1815 bekannt gemacht wurde, und in dem Geiste des franz. „Code de commerce" entworfen ist. Die innere Einrichtung der Handelsgrichte ist gewöhnlich die, daß ein Theil ihrer Beisitzer, oder doch ihre Präsidenten, Rechtsgelehrte sind, der andere aus erfahrenen Kaufleuten besteht, wovon letztere oft mehr die Eigenschaft gutachtlicher Rathgeber

über Eigenheiten des Handels und Kunstverständiger, als eigentlicher Richter haben. Actuarien, Registratoren, Copisten und Boten besorgen die Geschäfte der Expedition. Die Gerichtsbarkeit erstreckt sich gewöhnlich über alle in- und außerhalb der Messen vorfallende, auf Handelsangelegenheiten, Wechsel, Assecuranzen, Schifffahrt, Bodmerei, Haverei ꝛc. sich beziehende Rechtsstreitigkeiten, ferner über Concurse der Kaufleute, über Miethen von kaufmännischen Gewölben und Kramläden, Dienstverhältnisse der Commis und Lehrburschen, Waarenschulden Derer, die zu Betriebung ihres Gewerbes bei Kaufleuten Waaren auf Credit genommen haben, und es sind sowohl Einheimische als Fremde, die an dem Orte handeln und daselbst getroffen werden, Handelsfrauen, Schiffer oder Fuhrleute, welche Kaufmannsgüter abzuliefern haben, Mäkler, Güterbestäter und Handelsjuden vor ihnen Recht zu leiden schuldig. Das Verfahren ist gewöhnlich mündlich und (wenigstens der Absicht der Gesetzgeber nach) gegen das Verfahren der gewöhnlichen Processe sehr abgekürzt. Wo jedoch die Schwierigkeit und Verworrenheit der Sachen ein schriftliches Verfahren fordert, findet dieses ebenfalls statt. Die Abkürzung besteht gewöhnlich darin, daß der Beklagte mündlich (ein oder einige Mal) unter Einräumung einer kurzen Frist vorgeladen und, wenn er sich 2 Mal nicht stellt, mit Gewalt vors Gericht geholt (realiter citirt), daß die Klage mündlich angebracht, und daß nach erfolgtem Verhöre der Parteien wo möglich sofort eine Entscheidung gegeben wird. Da diese aber selten möglich ist, und die meisten Sachen zum schriftlichen Verfahren verwiesen werden müssen, so ist dann für die Antwort auf die Klage, sowie für den Beweis und Gegenbeweis eine viel kürzere Frist, die entweder gar nicht oder nur sehr selten verlängert werden darf, geordnet; das Hauptverfahren fällt ganz weg. Rechtsmittel gegen Urtheil, welche von demselben Richter eine verbesserte Entscheidung verlangen (Leuterung, Revision, Restitution, s. Hamburger Handelsgerichtsordnung vom 15. December 1815), werden nicht so leicht, Appellationen nur bei bedeutendem Gegenstande des Rechtsstreits oder gegen Erlegung einer Unterliegungssumme angenommen, das Endurtheil und die Hülfe ohne Umschweife vollzogen, auch wohl der Beklagte vor Eintritt der Rechtskraft eines Urtheils zur gerichtlichen Niederlegung der eingeklagten Summe oder Cautionsbestellung angehalten ꝛc. Die Hauptzüge dieses Verfahrens finden sich schon im „Consolato del mare“ (s. Cap. 8—31) und liegen den meisten Handelsgerichtsordnungen zum Grunde. — Nach dem franz. Handelsgesetzbuch soll jedes Handelsgericht aus einem Gerichtspräsidenten, mehren Richtern, deren Zahl nicht unter 2 und nicht über 8 betragen darf, sowie einigen, mit der Menge der Geschäfte im Verhältniß stehenden Stellvertretern der Richter (Vicerichtern, suppléans), einen Gerichtsschreiber (greffier) und einigen Gerichtsbedienten (huissiers) bestehen („Code de commerce“, liv. 3, tit. 1, §. 615—24). Die Mitglieder eines Handelsgerichts werden aus den angesehensten Kaufleuten gewählt. Jeder Kaufmann, der 30 Jahre alt ist und seit 5 Jahren mit Ehren gehandelt hat, kann zum Richter oder Vicerichter ernannt werden. Der Präsident muß 40 Jahre alt seyn und schon vorher ein richterliches Amt bekleidet haben. Die Wahl geschieht durch geheime Abstimmung. Die Gewählten werden vor Antritt ihrer Aemter vereidet, dürfen diese nur 2 Jahre lang, und müssen sie unentgeltlich verwalten, können auch nur nach Ver-

fluß eines Jahres, nach Niederlegung ihrer Stellen, von Neuem gewählt werden. Das handelsgerichtliche Verfahren ist im 25. Titel des 2. Buchs der Civilgerichtsordnung vorgeschrieben und den Vorschriften des „Consolato del mare“ sehr ähnlich. Von den Urtheilen des Handelsgerichts wird an das Appellationsgericht, in dessen Sprengel es sich befindet, appellirt.

Handelsgesellschaften, Verbindungen von Kaufleuten oder Capitalisten zu einer gemeinsamen Speculation, wo jeder nach Verhältniß seines Antheils Gewinn und Verlust trägt. Die Gefahr des Verlustes wird durch die Menge der Theilnehmer verringert, der zu hoffende Gewinn muß aber auch in seinen Theilen bedeutend genug bleiben und also die landesüblichen Zinsen von 4—6 Procent übersteigen, wenn es sich der Mühe verlohnen soll, sein Capital in Handelsgesellschaften anzulegen. Gewöhnlich zieht eine Handelsgesellschaft entfernte Plätze, nach denen der Handelsweg zur See geht, in den Bereich ihrer Speculationen; jedoch mitunter, wenn die Concurrenz oder andere Hindernisse dem Einzelnen ein Unternehmen im Lande selbst oder in benachbarten Staaten erschweren oder unmöglich machen, wird durch das Zusammentreten Mehrer das Capital gewonnen, mit welchen den Nebenbuhlern das Gleichgewicht gehalten werden kann. Die Handelsgesellschaften sind a) öffentliche, privilegirte (octroyirte), die mehrentheils ausschließliche Freiheiten und Gerechtsame haben, wodurch ein Handelsweg und der Verkehr mit einer bestimmten Waare allen übrigen Unterthanen, die nicht zu den Handelsgesellschaften gehören, untersagt ist, oder doch die zu ertheilende Erlaubniß von dem Willen der Handelsgesellschaften abhängt. Das Privilegium wird vom Landesfürsten auf einen bestimmten Zeitraum ertheilt (Octroi) und dann entweder erneuert oder aufgehoben, erweitert oder beschränkt. Oft auch treten Personen zusammen, um einen, jedem Andern ebenfalls offnen Handelsweg mit vereinten Kräften (Actien) zu versuchen, da dieß mehr Gewinn als die vereinzelten Bemühungen verspricht. b) Privatgesellschaften ohne Privilegium. Diese haben selten lange Dauer, da der geringste üble Zufall das lockere Band löst. Handelsgesellschaften mit ausgedehnten Monopolen, die mit der Zeit einen Staat im Staate zu bilden vermögen, können dem allgemeinen Interesse nachtheilig werden. Der Nutzen und Schaden der Handelsgesellschaften hängt von dem Standpunkte des Handels, der Lage, den Interessen ꝛc. jedes einzelnen Staates ab. Der Natur eines jeden Handelsverhältnisses gemäß wird das Nichtpraktische den Keim des Untergangs in sich selbst tragen, daher die Regierungen das Beste des Landes am vortheilhaftesten befördern, welche sich um den Handel und folglich auch um die Handelsgesellschaften nur so viel bekümmern, als die durch die Gesetze begründete Sicherheit und Freiheit erfordert. — Unter der Menge Handelsgesellschaften, welche im Laufe der Zeiten erstanden und wieder untergingen oder noch bestehen, sind folgende bemerkenswerth. A. Dänemark. a) Dänische afrikanische Handelsgesellschaften. 1751 versuchten die Dänen sich, laut einem mit dem Kaiser von Marokko geschlossenen Vertrage, in den Häfen von St.-Croix und Saffy festzusetzen, was 1755 die Errichtung der dänisch-afrikanischen Handelsgesellschaft zur Folge hatte, die von der Meerenge von Gibraltar an bis zum weißen Vorgebirge ausschließend Handel trieb. Das Capital betrug 250.000 Thlr. in 500 Actien. 1765 ging sie bereits wieder ein. b) Dänische allgemeine Han-

delscompagnie, seit 1747 zur Beförderung des Handels zwischen der Ostsee und dem mittelländischen Meere, mit ausschließlichem Privilegium für den grönländischen Handel, für den Wallfischfang und für die Uebernahme des Handels auf allen dänischen Besitzungen, wo die Kräfte der einzelnen Kaufleute zu schwach seyn würden, weßhalb dieser Handelsgesellschaft noch besondere Freiheiten ertheilt wurden. Die Fonds bestanden aus 1000 Actien, Anfangs von 300, dann 500 Thlrn.; auch wurden dazu $^2/_3$ der levantischen Actien gekauft. Ging um 1780 ein. c) Dänisch-guineasche Handelsgesellschaft; errichtet 1658 von einigen Dänen, die sich an der Küste von Guinea niedergelassen hatten. König Friedrich III. ließ zu ihrem Schutze 2 Festungen anlegen. Aber sowohl die Eingebornen als auch Europäer beunruhigten diese dänisch-guineasche Handelsgesellschaft so, daß sie sich seit 1708—1730 mit der dänisch-westindischen Compagnie vereinigte. 1754 kaufte der König für 2.200.000 Thlr. ihre Rechte und Besitzungen, schloß die fremden Actionäre aus, erlaubte hingegen allen dänischen Unterthanen daran Theil zu nehmen. 1766 wurde der guineasche Handel jedoch wieder einer besondern Gesellschaft, mit einem Fond von 130.000 Thlrn. in 130 Actien, übertragen, welche seit 1781 auch den Ostseehandel in ihr Bereich zog, ihren Fond bedeutend vergrößerte und sich nun Ostsee- und guineasche Handelsgesellschaft nannte. Sie machte Anfangs bedeutende Geschäfte, allein 1783 mußte der König, um sie vor gänzlichem Ruin zu schützen, ihr seine bedeutenden Actien überlassen. Dessenungeachtet ging sie 1785 ein. d) Dänisch-isländische Handlungsgesellschaft, seit 1733; übernahm auch 1746 den Handel nach den Finmarken. Die Fonds bestanden aus 100 Actien von ursprünglich 2000 Thlrn. Werth, der jedoch in einigen Jahren auf 2700 Thlr. stieg. Die Gesellschaft mußte ihre Schiffe im Inlande erbauen lassen und darauf dänische Produkte oder Waaren (jedoch zollfrei) ausführen. Für das Privilegium erhielt die königl. Kammer jährlich 16 300 Thlr. Auch hatte diese Handlungsgesellschaft die Falken zu den königl. Jagden zu liefern. Es wurde größtentheils Tauschhandel nach vorgeschriebener Taxe getrieben. 1759 wurde diese Handlungsgesellschaft wieder aufgehoben und für Rechnung des Königs verwaltet, nachher aber der allgemeinen Handelscompagnie übergeben. 1781 als Handlungsgesellschaft neu errichtet, ging sie schon 1788 wieder ein, wo den Einwohnern von Island völlige Handelsfreiheit gestattet wurde. e) Dänisch-levantische Gesellschaft, seit 1737, mit einem Capital von 250 000 Thlrn. in 500 Actien à 500 Thlr., nachdem zum Vortheile des dänischen Handels im mittelländischen Meere Verträge mit Genua, Venedig, Neapel, Algier und der Pforte geschlossen wurden. Die Geschäfte waren nie sehr bedeutend, und die Gesellschaft trennte sich bald wieder. f) Dänisch-ostindische Gesellschaft, s. Ostindische Compagnien. g) Vereinigte dänisch-norwegisch-schleswig-holsteinsche Handlungs- und Kanalcompagnie, 1732 zur bessern Benutzung des schleswig-holsteinschen Kanals, der die Ost- und Nordsee mit einander verbindet, mit einem Fond von $1^1/_2$ Mill. Thlr. in 15.000 Actien und den Berechtigungen, Glashandel durch ganz Dänemark und die Häringsfischerei aus der Elbe zu treiben, errichtet. Doch waren die Erwartungen zu gespannt, der Credit fiel schnell wieder, und trotz dem, daß der König ein unverzinsliches Capital von 1.125 000 Thlrn. dazu hergegeben hatte, bestand diese Handelsgesellschaft nur kurze Zeit. h) Dänisch-westindische Handlungs-

gesellschaft, 1671 durch König Christian V. errichtet, nachdem die Engländer den Dänen die Insel St.-Thomas überließen; war von 1708 bis ungefähr 1730 mit der dänisch-guineaschen Handelsgesellschaft vereinigt, ging dann, von dieser wieder getrennt, ziemlich ein, bis sie 1768 ganz von Neuem mit einem Fond von 300.000 Thlrn. in 5000 Actien fundirt wurde; eine glückliche Conjunctur steigerte den Werth der Actien von 69 auf 300 Thlr., mit einer Dividende von 50 bis 100 Thlr., ja 1782 wurden die Actien sogar mit 8—900 Thlr. bezahlt. Nach 1783 sank dieser glänzende Wohlstand, und mancherlei Unglücksfälle brachten diese Handlungsfälle so herunter, daß der König 1785 die Actien zu 260 Thlr. übernahm und die Gesellschaft sich trennte. i) Die altonaer Fischereigesellschaft, welche im J. 1816 30 Schiffe auf den Häringsfang und 1 Schiff auf den Wallfischfang sandte. k) Die kopenhagner Fischereigesellschaft, seit 1816 mit 223 Actien à 200 Thlr. zur Betreibung des Kabliaufanges an der Nordseeküste. B. **England.** a) Adventurers, wagende Kaufleute; schon unter Edward I., nach Andern unter Heinrich VII., vorzüglich aber, als die Königin Elisabeth die fremden Kaufleute zu Gunsten der Irländer sehr beschränkte, wurden im Gegensatz der Stablers (solcher, die beständig an einem Orte ihre Handelsgeschäfte treiben) diejenigen Kaufleute, die in größern, damals noch als sehr gefahrvollen bekannten Seeunternehmungen ihren Vortheil suchten, Adventurers genannt, welchen Namen sie beibehielten, als sie sich später in feste Handelsgesellschaften vereinigten. Sie zerfallen in aa) die Adventurers von Afrika; entstanden 1668 unter Karl II., mit dem ausschließlichen Rechte des Handels nach West-Afrika, wovon der Negerhandel der vorzüglichste Zweig war. 5 Prinzen und ein großer Theil der Großen des Reichs waren Theilnehmer. Trotz dieser glänzenden Entstehung wurden die Geschäfte nachlässig betrieben, und das Parlament gab 1697 gegen 10 Procent Abgabe, welche der Gesellschaft zufielen, den Handel allen Briten frei. 1730 stipulirte das Parlament 10.000 Pf. St. jährlich als Ersatz der aufgehobenen 10 Procent. Doch nichts konnte den Ruin verhindern, sodaß das Parlament 1752 für 112.142 Pf. St. das ganze Eigenthum der Gesellschaft kaufte, den Handel nach West-Afrika freigab und die dahin Geschäfte Treibenden unter Aufsicht von 9 Commissarien zu London, Bristol und Liverpool stellte. Mit der Abnahme des Negerhandels verlor sich die letzte Spur dieser Handelsgesellschaft. bb) Die Adventurers von Hamburg, englische Kaufleute, die Anfangs ausschließend nach den Niederlanden handelten, später sich aber nur auf Hamburg beschränkten. Heinrich VI. gab ihnen 1406 einen Freiheitsbrief. 1626 entstand zu London eine zweite Adventurers-Gesellschaft, die indeß ihr Stifter, Jakob I., wieder aufhob. Die Befreiung der Niederlande und die Anerkennung derselben als Republik beschränkte den Handel der Adventurers ganz auf Hamburg, in welchem Maße er auch noch jetzt fortbesteht. Die von den englischen Unterthanen dort errichtete Factorei genießt mehre Privilegien, besaß früher eine eigene Capelle für ihren Gottesdienst, hat sich aber in neuerer Zeit immer mehr und mehr mit den Hamburgern selbst verschmolzen. b) Britische Häringsfischerei-Gesellschaft, errichtet 1730 mit einem Fond von 500.000 Pf. St., unter unmittelbarem Schutze des Königs und dem Directorium von 2 Präsidenten mit 26 Räthen und einer Masse anderer Beamten. Allein schlechte Verwaltung und die nicht zu erreichende

Fertigkeit, die Häringe so gut wie die Holländer einsalzen zu können, führten 1763 einen Banquerot herbei. c) Britische Hudsonsbai-Gesellschaft, seit 1670, um Niederlassungen in den Ländern um das Hudsonsmeer zu begründen, was jedoch nur spärlich gelang, um zur Betreibung des höchst ergiebigen Pelzhandels; denn obgleich das Parlament die Privilegien der Hudsonsbai-Gesellschaft nie bestätigte, sie also kein eigentl. Monopol erlangte, so blieb sie doch bis 1781, wo sich die montrealer Gesellschaft etablirte, und seit 1791, wo Nord-Amerika im Binnenlande Pelzwerk einzukaufen anfing, ohne Concurrenz, und war Anfangs für die Theilnehmer äußerst ergiebig, obgleich über den wahren Ertrag nie etwas Gewisses öffentlich bekannt geworden ist. Der Handel geschieht durch Tausch, indem die Pelzwerke und andere Landesprodukte, welche die wilden Stämme in die nächsten Niederlassungen bringen, gegen Branntwein, Pulver und Schießgewehre eingehandelt werden. Bereits 1739—48 betrug die jährliche Dividende nur noch 63 Pfd. 11 Schill. und jetzt ist der Gewinn unbedeutend, da sich die jährl. Verwaltungskosten gegen den Umsatz so ziemlich heben. d) Britisch-levantische Gesellschaft, seit 1579. Jakob I. ertheilte 1606 einen Freiheitsbrief und gab dadurch allen Kaufleuten in London und 20 engl. Meilen im Umkreise das Recht, gegen Erlegung von 50 Pfd St. der Gesellschaft beizutreten. 1754 hob das Parlament allen Zwang auf und gab den Handel gegen ein Eintrittsgeld von 20 Pfd. St. allen Kaufleuten und Tuchfabrikanten frei. Die Angelegenheiten der Handelsgesellschaft besorgte ein Gouverneur, ein Vorsteher, Schatzmeister und Secretair. In den levantischen Häfen waren 8 Consuls und einige Factors stationirt, auch erhielt der englische Gesandte in Konstantinopel einen Besoldungszuschuß von dieser Handlungsgesellschaft; 1816 wurde sie aufgehoben und der Handel freigegeben. e) Britisch-nordische Handelsgesellschaft, seit 1579, wo sie sich auch östliche Compagnie nannte; eine Verzweigung der Aventurers von Hamburg, welche auch unentgeltlich aufgenommen werden mußten. f) Britisch-ostindische Compagnie, s. Ostindische Compagnien. g) Britisch-russische Handelsgesellschaft, errichtet 1566, in der Hoffnung, durch den nach Archangel aufgefundenen Weg großen Vortheil zu erringen. Czar Iwan Wasiljewitsch begünstigte sie durch viele Freiheiten, welche sie behielt, bis die Enthauptung Karls I. einen so widrigen Eindruck auf den Czar machte, daß dieser alle Engländer des Landes verwies, wodurch die Wirksamkeit dieser Handelsgesellschaft für einige Zeit gehemmt wurde und die Holländer die Oberhand gewannen. Die Handelsgesellschaft besteht noch; jeder englische und jeder sich in England aufhaltende russische Kaufmann kann gegen eine Einlage von 5—13 Pfd. St. Mitglied dieser Gesellschaft werden, und dann für eigne Rechnung nach Rußland handeln. h) Britische Südseegesellschaft, entstand in Folge eines Finanzplanes, indem ein Verein von Kaufleuten 1710 eine Schuld der Regierung von 9.471.275 Pfd. St. übernahm und dagegen die Versicherung von 6 Procent Zinsen und den ausschließlichen Handel vom Orinoko südwärts bis Feuerland und an der Westküste Amerika's mit allen spanischen Etablissements und neu zu entdeckenden Ländern bis 300 Meilen vom festen Lande Amerika's, mit Ausnahme der Besitzungen, befreundeter Mächte, erhielt. Man nannte sie Südseegesellschaft wegen der Ausdehnung des Handelsbereich; das Parlament bewilligte 8000 Pfd. St. zu den Verwaltungskosten, ernannte einen Gouverneur, einen Vor-

steher und 24 Directoren. Bis 1713 waren die Geschäfte ohne Bedeutung. Im Frieden zu Utrecht 1713 mußte die französ. Guinea-Gesellschaft, welche zeither den Sklavenhandel nach den spanischen Antillen betrieben, ihre Vortheile und den Namen Assiento-Gesellschaft der Südseegesellschaft abtreten, welche sich nun verbindlich mache, bis 1743 jährlich 4800 Neger gegen eine Abgabe an den König von 33⅓ Piaster für den Kopf nach dem spanischen Amerika zu liefern. Was über diese Zahl eingebracht ward, entrichtete nur die Hälfte obiger Abgabe. Die Hauptniederlage war Buenos Ayres. Von dem Gewinne des andern Handels nach den spanischen Besitzungen fiel dem Könige von Spanien die Hälfte zu. Dadurch hob sich diese Handelsgesellschaft. Georg I. nahm selbst 10.000 Pfd. St. Actien, wurde auch 1718 Gouverneur der Südseegesellschaft. 1719 schuldete der Staat der Compagnie bereits 11 750.000 Pfd. St., allein sowohl das Project, diese Summe bis auf 31 808.000 Pfd. St. zu steigern, als auch Betrügereien der Beamten, brachte sie 1720 an den Rand des Verderbens, dem sie nur durch die Hülfe der Bank und der ostindischen Compagnie entging. Ein gewisser Blount schlug der englischen Regierung nämlich eine ähnliche Finanzoperation, wie die, welche Law in Frankreich mit dem Projecte der indischen Handelsgesellschaft gemacht hatte, im Namen der Südgesellschaft vor; er wolle nämlich die Schulden, welche die Regierung bei den andern Handelsgesellschaften hatte, aufkaufen und so die Südseegesellschaft zum einzigen Staatsgläubiger machen. Die Vorsteher der Südseegesellschaft erhielten die Erlaubniß, das dazu nöthige Geld dadurch aufzubringen, daß sie Unterzeichnungen zum Handel nach der Südsee annähmen. Durch Vorspiegelung bedeutender Vortheile wurde nun die Speculationslust des Volkes geweckt und förmlich bis zur Wuth gesteigert. Man sah die verderblichen Wirkungen, welche das Law'sche System in Frankreich hervorgebracht hatte, sich hier nach wenigen Jahren wiederholen, mit dem einzigen Unterschiede, daß, als die Täuschung, die sich die Directoren der Südseegesellschaft durch Vorspiegelung eines nicht zu erwartenden Vortheils hatten zu Schulden kommen lassen, klar wurde, das Parlament kräftig einschritt, die Beamten zur Verantwortung zog und bestrafte. Von dem erschwindelten Capitale wurden 7 Mill. Pfd. St. zurückgegeben. Von dem rechtmäßigen Capitale der Südseegesellschaft wurde noch Verschiedenes ersetzt und der Rest, mit Abzug des der Regierung gemachten Vorschusses, unter die ursprünglichen Actieninhaber der Südseegesellschaft getheilt. Diese erhielten 32 Procent ihrer ursprünglichen Einlage zurück. Spottweise nannte man dieses verunglückte Unternehmen Südseeblase. Spanien hob 1750 den Assientovertrag auf und gab der Gesellschaft 100.000 Pfd. St. Entschädigung, von welcher Zeit an die Geschäfte bloß in der Zinsverwaltung des der Regierung als für beständig geliehenen Capitals, welches auf 27—30 Mill. Pfd. St. herangewachsen ist, bestehen. i) Britisch-virginische Gesellschaft, in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. vom Sir Walther Raleigh gegründet, um Colonien an der noch unbekannten Ostküste von Nord-Amerika anzulegen, die der Königin Elisabeth zu Ehren den Namen Virginien erhielt. 1616 überließ Jakob I. dieses Unternehmen 2 Vereinen von londoner und plymouther Kaufleuten, die Fischerei, Pelzhandel und Bergbau daselbst treiben wollten. Zu schwach für dieses Vorhaben, lös'ten sich indeß binnen kaum 10 Jahren beide Gesellschaften auf. k) Englisch-grönländi-

sche Gesellschaft, welche Schiffe auf den Wallfischfang nach Grönland sendet, noch jetzt besteht, von der Regierung privilegirt ist und auch Zuschuß erhält. C. Frankreich. a) Französisch-akadische Gesellschaft 1683—1703 nach New-Schottland, mit dem Rechte des Biberfellhandels. b) Französisch-afrikanische Handelsgesellschaft. 1561 ließen sich einige Kaufleute in Algier nieder und betrieben Korallenfischerei, wurden aber, sowie eine spätere Niederlassung, 1628 vertrieben; 1694 endlich gewann dieß Unternehmen größere Festigkeit, 1719 übergab der König den Alleinhandel der französisch-ostindischen Compagnie, 1730 erhielten einige marseiller Häuser dieses Monopol, und 1740 wurde eine neue afrikanische Compagnie errichtet, mit einem Capitale von 12.00.000 Francs, die dem Dey 60.000 Fr. Tribut und ein gewisses Ankergeld zahlte, und deren Zustand in wechselnden, jedoch mehrentheils günstigen Verhältnissen sich erhielt, während der Revolution aber verloren ging. c) Französisch-canadische Gesellschaft, eine Vereinigung französischer Colonisten in Canada, um mit Biberhäuten zu handeln, die ohne großen Geschäftskreis war, 1719 mit der indischen Gesellschaft vereinigt wurde und mit dieser zu Grunde ging. d) Französisch-chinesische Gesellschaft, errichtet 1660, um nach China, Tunkin, Cochinchina und den dabei liegenden Inseln zu handeln; vereinigte sich 1664 mit der ostindischen Handelsgesellschaft, entstand 1697 wieder für sich, wurde aber durch den spanischen Erbfolgekrieg aufgelöst; in der Folge mit der indischen Gesellschaft vereinigt, ging sie auch mit dieser zu Grunde. Ein verunglückter neuer Versuch schreckte auf immer davon ab. e) Französische St.-Domingo-Gesellschaft, unter Ludwig XIV. 1689 zur Bevölkerung St.-Domingo's errichtet, mit einem Capital von 1.200.000 Franken unter 12 Directoren. Sie übernahm die Verpflichtung, in den ersten 5 Jahren 1500 Europäer und 2500 Schwarze, dann aber jährlich 100 Weiße und 200 Neger nach Domingo zu versetzen, und genoß das Vorrecht des ausschließlichen Handels mit St.-Domingo und allen von den Europäern noch nicht besetzten Inseln und Küsten der Südsee. Sie erhielt sich in günstigen Verhältnissen bis 1720, wo sie selbst ihre Auflösung verlangte, da die Bedingnisse ihrer Stiftung erfüllt und sie für den Alleinhandel zu schwach wäre. Die indische Gesellschaft übernahm von da an ihre Geschäfte. f) Französische Guinea-Gesellschaft, erhielt 1685 vom Handelsgebiete der senegalischen Compagnie den südlichen Theil der Sierra Leona bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung und theilte mit jener das Recht des Sklavenhandels nach den spanischen Antillen. Da sie ihre Verbindlichkeiten rücksichtlich der übernommenen Lieferungen nicht erfüllte, constituirte sie 1701 der König neu, und 1705 übernahm sie unter dem Namen der Assientogesellschaft einen Vertrag mit Philipp V. von Spanien, die Sklavenlieferungen nach den spanisch-amerikanischen Besitzungen betreffend, der 1713 im Frieden zu Utrecht an die englische Südsee-Compagnie überging. Ludwig XV. hob diese Gesellschaft ganz auf. g) Französische Hudsonsbai-Gesellschaft. Im Anfange des spanischen Erbfolgekrieges eroberten die Franzosen die englische Niederlassung für die Hudsonsbai und errichteten diese Handelsgesellschaft zur Betreibung des Pelzhandels von Quebeck aus. Der Frieden 1713 entriß ihnen diese Eroberung, womit die Gesellschaft aufhörte. h) Französisch-indische Gesellschaft. Eine Speculation des Financiers Law, der 1719 sieben bestehende Handelsgesellschaften, die westindische, die occidentali-

sche, canadische, senegalsche, chinesische, orientalische und die von St.-Domingo vereinigte, um dadurch gleiche Leistungen, wie die englische Südseegesellschaft, hervorzubringen. Von den 2000 Mill. Franken Schulden, die Ludwig XIV. hinterlassen hatte, übernahm diese Handelsgesellschaft 1600 Mill. Fr. und erhielt dagegen den Tabackspacht, das Münzrecht und das Versprechen von 48 Mill. Fr. Zinsen, theilte zur Befriedigung der Krongläubiger entweder Banknoten aus, oder nahm die Schuldforderungen zur Actienzahlung an. Diese Actien wurden von 500 auf 5000 Franken erhöht und eine Dividende von 40 Procent versprochen. Unter allen Ständen war die Speculationswuth auf solche Actien eingerissen, da man sich von den zu erwartenden Reichthümern einen unerhörten Begriff machte. Es blieb indessen nur Finanzoperation, und als 1720 der Nennwerth der Banknoten auf die Hälfte reducirt wurde, zerfiel das ganze Gebäude, und die einzelnen Gesellschaften suchten wieder ihre eigene Existenz zu erringen. Der Verlust, den der Nationalreichthum dabei erlitt, war nicht zu berechnen. Mit dem größten Vertrauen hatte man Mündelgelder, Administrationsgelder aller Art, und Tausende von Bürgern ihr erspartes Vermögen daran gewagt, um das sie nun betrogen und der Armuth Preis gegeben waren. i) Französisch-levantische Handelsgesellschaft, 1670 zum Handel an der Süd- und Ostküste des mittelländischen Meeres errichtet, hörte aber trotz mancher Vergünstigung der Regierung schon bei Beendigung des ersten Octrois auf. k) Französische Mississippigesellschaft, bestand seit 1712, um die Colonie am Mississippifluß mit Sklaven zu versehen, die Bergwerke zu benutzen, den Alleinhandel mit Pelzwerk (Biberhäute ausgenommen) zu betreiben. Erhielt sich nur wenige Jahre. l) Französisch-nordische Handelsgesellschaft, seit 1669 zum ausschließlichen Handel nach der Ostsee, dem weißen Meere und Norwegen, woran auch Ausländer Theil nehmen konnten und der König sich $^1/_3$ des Gewinns vom ganzen Unternehmen vorbehielt, und wobei besonders die Ausfuhr von Branntwein begünstigt werden sollte. Bestand auch nur kurze Zeit. m) Französisch-occidentalische Handelsgesellschaft, 1717 errichtet auf den Grund der aufgehobenen Mississippigesellschaft, wurde 1719 mit der indischen Handelsgesellschaft vereinigt und erstand nach deren Verfall nicht wieder. n) Französisch-ostindische Handelsgesellschaft, s. Ostind. Compagnien. o) Französische Senegal-Compagnie, eine Privat-Handelsgesellschaft, die bis 1664 den Namen Gesellschaft des grünen Vorgebirges führte, durch mehre Hände ging und vorzüglich Sklavenhandel trieb, bis sie 1719 mit der großen indischen Gesellschaft vereinigt wurde und nach deren Verfall nicht wieder erstand. p) Französisch-westindische Compagnie, durch Colbert zu gleicher Zeit mit der ostindischen Compagnie 1664 errichtet, um den Holländern den Handel nach Canada, Neu-Schottland, den französischen Antillen und den Besitzungen in West-Afrika ꝛc. zu entreißen. Sie rüstete innerhalb 6 Monaten 45 Schiffe aus. 1674 zog der König die Besitzungen ein und zahlte den Theilnehmern die Actien aus, da angeblich die Compagnie den Zweck ihrer Gründung erreicht habe. Der Handel nach den Antillen wurde nunmehr frei, bis ihn die indische Gesellschaft in ihr Monopol mit aufnahm. D. Holland. a) Holländisch-ostindische Compagnie, s. Ostind. Compagnien. b) Holländisch-westindische Handelsgesellschaft, 1621 mit dem Recht nach der Westküste Afrika's und ganz Amerika zu handeln, und einem Fond von

6 Mill. Gulden in 12.000 Actien errichtet. Die innere Einrichtung war der holl.-ostind. Compagnie so ziemlich gleich. Die Geschäfte waren Anfangs ebenfalls sehr bedeutend und gaben oft 50 Procent Dividende, allein es ließ bald nach, zumal als 1654 die meisten Besitzungen in Brasilien verloren gingen. 1674 verband sich die Handelsgesellschaft mit ihren Gläubigern, der Fond belief sich nicht höher als auf 630 000 Gulden, und machte nur sehr unbedeutende Geschäfte. 1734 wurde der Handel frei gegeben, die Handelsgesellschaft behielt nur die Verwaltung ihrer Besitzungen und zog 2½ Procent von den dahin Handelnden und ein Kopfgeld von den Negern, löste sich jedoch auch in dieser Vereinigung sehr bald auf, worauf die Besitzungen derselben an die Regierung übergingen. E. Portugal. a) Portugiesisch-afrikanische Handelsgesellschaft, seit 1723, um Brasilien mit Sklaven zu versorgen. Eingegangen. b) Portugiesisch-asiatische Handelsgesellschaft, 1753 zu Lissabon wegen des Handels nach Asien gestiftet. Seit dem Erdbeben 1755 eingegangen. c) Portugiesische Handelsgesellschaften von Maranhaon und Para in Brasilien. Die letztere 1756, die erstere 1759 zum Handel mit diesen Provinzen und den Sklavenlieferungen errichtet. 1777 durch den Minister Pombal aufgehoben. d) Portugiesische Handelsgesellschaft von Pernambuco und Paraiba, 1749 aus gleicher Absicht errichtet; 1780 aufgehoben. e) Portugiesische Wein-Handelsgesellschaften, 1756 unter Pombal errichtet, nach ihrem Hauptsitze auch die Handelsgesellschaft von Oporto genannt, um den Ausländern den wichtigen Zwischenhandel des Weins zu entreißen; erreichte indeß diesen Zweck nur eine Zeit lang und ging ungefähr 1790 ein. f) Portugiesisch-ostindische Handelsgesellschaften, s. Ostind. Compagnien. g) Jetzt bestehen nur noch in Portugal 2 privilegirte Handelsgesellschaften unter dem Namen Fischergesellschaften: aa) Fischergesellschaft am obern Duero und bb) die algarvische Fischergesellschaft. F. Preußen. a) Preußisch-afrikanische Gesellschaft, s. unter Colonien, Preußen. b) Die emdner Handelsgesellschaften. aa) 1750 emdner asiatische Handelsgesellschaft, zum Handel nach Bengalen und China. 1756 eingegangen; 1782 und 83 wurden wieder Versuche ohne Erfolg gemacht. bb) Emdner Häringsfischereigesellschaft, seit 1764, mit einem Fond von 60.000 Gulden; bestand in dauerndem Kampfe gegen die Holländer mit wenigem Glücke, bis sie unter Friedrich Wilhelm II. aufgehoben wurde. c) Seehandlungsgesellschaft (s. d.). d) Rheinisch-westindische Compagnie (s. d.). G. Rußland. a) Vom Anfange des 18. Jahrh. bis 1762 bestanden in Petersburg und Moskau 2 Handelsgesellschaften für den Handel nach China und Persien. b) Russisch-amerikanische Pelzgesellschaft, seit 1799, mit einem Fond von 2.747.000 Rubel, jede Actie zu 3727 Rubel. Die 12 Schiffe, welche zu Ochotzk ausgerüstet werden, kosten jedes 20—30.000 Rubel, allein jede Reise von 3—5 Jahren bringt 2—300 Procent Gewinn. Der Kaiser erhält $^1/_{10}$ des reinen Gewinnes. c) Die russ. Handelsgesellschaft für den Häringsfang auf dem weißen Meere, seit 1803. H. Sachsen. Die eibamerikanische Compagnie in Leipzig, existirte von 1825 bis 1830. I. Schweden. a) Schwedisch-afrikanische Compagnie, seit 1649 zum Handel nach Guinea bestimmt; ging 1667 ein. b) Schwedisch-grönländische Handelsgesellschaft, seit 1744 zum Wallfischfange; ging nach einigen Jahren wieder ein. c) Schwedische Häringsfischerei-

gesellschaft, seit 1743; entsprach den Erwartungen nicht, weßhalb sie nach einigen Jahren wieder aufgehoben und dieser Handel mit vielem Erfolge freigegeben wurde. d) Schwedisch-levantische Gesellschaft, zum Handel nach den türkischen Häfen, seit 1757 aufgehoben. 1771 versuchten Privatunternehmer sich nochmals, jedoch ohne Erfolg. e) Schwedisch-ostindische Gesellschaft, s. Ostind. Compagnien. K. Spanien. a) Die Caraccasgesellschaft, seit 1728 mit dem Monopol des Cacaohandels; machte bedeutende Geschäfte; mit ihr wurde seit 1784 die b) philippinische oder manilische Compagnie und c) die 1732 gestiftete ostindische Handelsgesellschaft verbunden. d) Die St.-Domingogesellschaft, seit 1756 zum Handel nach St.-Domingo, Portorico und den Margarethen-Inseln; ging 1766 wieder ein. e) Los Gremios, ein Verein madrider Kaufleute, die nach den verschiedenen Handelsbranchen getheilt sind und die aufgenommenen Capitale mit 3½ Procent verzinsen. Seide: 36 Theilnehmer, Fond 2.800.000 Fl.; Tuch: 56 Theilnehmer, Fond 2.600.000 Fl.; Calle mayor: 61 Theilnehmer, 2.000.000 Fl.; Gewürze: 129 Theilnehmer und 9 Mill. Fl. Fond; Leinwand: 93 Theilnehmer und 4 Mill. Fl. Fond. f) Die Havannagesellschaft zu Cadix und g) die Handelsgesellschaft zu Burgos, welche ebenfalls noch bestehen. L. Deutschland. Die Hansa (s. d.).

Handelskammern, Handelscollegien, Commerzkammern, Commerzcollegien. Die Absicht bei der Errichtung dieser öffentlichen Anstalten war Begünstigung des Handels. Ein Corps von einsichtsvollen Kaufleuten unter der Direction oder der Controlle eines Staatsbeamten sollte die Mittel in Berathung ziehen, welche die commerziellen Erzeugungen befördern und beleben könnten; es sollte den Gang des Handels beobachten, ihm durch Gesetze, Vorschläge und Verordnungen eine vortheilhafte Richtung geben, die Hindernisse, welche sich ihm entgegenstellten, ergründen und weise heben. Hätten die Handelskammern diese und ähnliche Verpflichtungen immer gewissenhaft erfüllt, so könnten sie nicht anders als fruchtbringend gewesen seyn; sie haben aber oft durch Staats- oder Privatbegünstigungen gewisser Zweige des Handelsverkehrs dem Ganzen mehr geschadet als genützt; sie haben oft durch Einschränkungen, Verbote und Zwangsgesetze den ausländischen Handel auf Kosten des inländischen gehoben, durch Ertheilung von Monopolen die Gewerbfreiheit und den Handel beschränkt; sich durch falsche Theorien und Ansichten verleiten lassen, das Nationalcapital aus einem vortheilhaften Erwerbzweig zu ziehen, und dasselbe auf einen weniger vortheilhaften zu verwenden. Sie können indeß nöthig seyn, wenn eine Regierung von Landesväterlichkeit, ohne Controlle solcher Kammern, vielleicht zu frühe auf unerwartete Begebenheiten einwirkt, oder von organisirten Landesstellen geschäftskundiger Männer in Handelssachen stets berathen zu seyn wünscht.

Handelsliteratur. Aus der wissenschaftlichen Verbindung alter Erfahrungen entstand die Handelstheorie. Die Literatur des Handels ist daher viel jünger als der Handel selbst. Die Literatur der Hülfswissenschaften des Handels können wir hier nicht aufnehmen, bemerken jedoch, daß die Geschichte desselben zahlreichere Bearbeiter fand, als man nach den Schwierigkeiten, mit welchen sie zu kämpfen hatten, vermuthen sollte. Zwar hat sich noch Keiner an eine vollständige Geschichte des Handels gewagt, denn Anderson, so gründlich auch seine Arbeit ist, beziehet sich

vorzüglich auf England, Raynal und Fischer aber umfassen nur, und zwar nicht immer mit historischer Richtigkeit, einzelne Theile der Handelsgeschichte; aber doch ist schon viel gewonnen, daß wir über mehre bedeutendere Handelsstaaten und Städte kritische, historische Werke besitzen. So hat Fischer den deutschen, Scherer den russischen, Lüder den holländischen, Büsch den hamburgischen und Roth den nürnbergischen Handel geschichtlich dargestellt; auch hat unser Schlözer 1760 den „Versuch einer allgemeinen Geschichte der Handlung" in Umlauf gebracht; seitdem aber hat nur ein Werk eines Deutschen als wahrhaft classisch sowohl die Engländer wie die Franzosen und Italiener in Verbreitung des Lichts über die ältere Handelsgeschichte übertroffen: Heeren's „Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt" (3. Aufl.). In Hinsicht der neuern Zeit ist Bohn's „Wohlerfahrner Kaufmann", ein Werk, das den Zustand des Handels der vorzüglichsten Städte vor 30 Jahren beschreibt, noch jetzt brauchbar. — Für die Handelsgeographie hat, außer Bruns in seinem schätzbaren, von Vielen geplünderten „Geographischen Handbuche", der zu früh verstorb. Remnich zu Hamburg das Vorzüglichste geleistet. Seine der Cultur und Industrie gewidmeten Reisen durch die Niederlande, Holland, Italien, die Schweiz, Frankreich und Deutschland (7 Bde.) enthalten die wichtigsten Nachrichten über Handel, Gewerbe, Producte und Fabrication. Auch Crome's Werk: „Europens Producte", behauptet hier eine ehrenvolle Stelle. Indeß gibt es noch kein Werk, in welchem wir den Zustand des Handels aller Länder, ihrer Verbindungen mit einander, und die innern und äußern Hülfsmittel dazu übersehen könnten. — Unter den Zweigen, die mit der Handlungswissenschaft in enger Verbindung stehen, ist keiner ebenso sehr theoretisch bearbeitet als praktisch von aller Einheit entfernt, wie die Geld-, Münz-, Maß- und Gewichtskunde. Busse, Nelkenbrecher, Kelly, ein Engländer (das auf Kosten der brit. Regierung von Kelly verfaßte und nach der 2. Ausg. des Originals für den Handelsstand in Frankreich bearbeitete Werk: „Le cambiste universel, ou traité complet des changes, monnaies, poids et mesures de toutes les nations commerçantes et de leurs colonies; avec un exposé de leurs banques, fonds publics et papiers-monnaies", Paris 1823, 2 Bde., 4., hat eine Lücke in der bisherigen Handelsliteratur gut ausgefüllt), Eytelwein, Heldmann und Darier haben zwar viel geleistet; doch würden wir für den Geschäftsmann des verdienten Leuchs „Neueste Geld-, Münz-, Maß- und Gewichtskunde", wegen ihrer Reichhaltigkeit allen vorziehen, da die neuesten franz., italien. und engl. Werke, sowie die neuen Veränderungen in mehren Staaten, von ihm mit größter Sorgfalt benutzt worden sind. — Die Waarenlehre, welche dem Kaufmann alle Gattungen der Waaren nach ihrer Abstammung, Anwendung, Gewinnung oder Zubereitung, sowie die verschiedenen Arten, ihre Kennzeichen und die Grade ihrer Güte angeben soll, hat mehre Bearbeiter gefunden, unter denen wir Schedel's und Reinhard's „Waarenlexicon", Bohn's „Waarenlager", vorzüglich aber Schumann's leider nicht fortgesetzten „Versuch einer vollständig systemat. geordneten Waarenkunde", und in Hinsicht der in Böhmen erzeugten Waarenartikel, Schreyer's „Waarencabinet" auszeichnen. Indessen sind in allen diesen Werken die Waaren etwa nur nach der Abstammung geordnet, und dürftig durch äußere Kennzeichen, Farbe, Gestalt, Geruch, Geschmack ꝛc. beschrieben. Ein Werk aber, das

sie nach ihrem Gebrauche classificirt und nach den Eigenschaften, die sie haben, oder nach den Bestandtheilen, welche die erforderlichen Wirkungen hervorbringen, das dabei auf die erforderlichen Quantitäten und Qualitäten derselben Rücksicht nimmt, fehlt uns noch gänzlich. Ueber die Erhaltung der Waaren in unverdorbenem Zustande ist Leuch's „Lehre der Aufbewahrung und Erhaltung aller Körper" (Nürnberg 1820) das erste und einzige Werk, welches eine vollständige, wissenschaftliche Einsicht gewährt, indem es, mit einer für jetzt möglichen Reichhaltigkeit, sich durchaus auf Chemie und Physik stützt, alle bekannte Regeln und Methoden kritisch anführt, und alle hierher gehörige Erscheinungen, die im gemeinen Leben täglich vorkommen, auf einfache Gesetze und wissenschaftliche Gründe zurückführt — Das Verdienst, die Handelswissenschaft in einem eignen Lehrbuche zuerst systematisch vorgetragen zu haben, müssen wir einem Franzosen zugestehen. Savary's Werk: „Le parfait négociant" (1712), war lange die Quelle deutschen Wissens. 90 Jahre später brach ein Deutscher, der unvergeßliche Büsch, die Bahn für die höhere Handelswissenschaft. Jung, Beckmann und Busse folgten mehr oder minder glücklich diesen Fußtapfen. — Die Staatshandelswissenschaft, als einen Theil der Staatswissenschaften überhaupt, haben zwar alle Schriftsteller über Nationalökonomie im Allgemeinen abgehandelt; näher und mit tiefern Blicken sind aber in dieselbe eingedrungen der Engländer Smith und die Deutschen Nutzmann, Büsch, v. Jakob, Graf Soden und Benzenberg. Auch Say's „Darstellung der Nationalökonomie" und Colquhoun's Werke über den Wohlstand, die Macht und Hülfsquellen des brit. Reichs wird jeder Kenner wenigstens in den Hauptgrundsätzen Gerechtigkeit widerfahren lassen. — Für die Handelspolitik sind Reimarus's „Handlungsgrundsätze"; Wichmann, „Ueber Freiheit und Einschränkung der Handelsgeschäfte"; Niemeyer, „Ueber den Einfluß des Handels auf Nationalglück"; Antibarbaro, „Ueber die Handelspolitik von Großbritannien", und Vital-Roux, „Der Einfluß der Regierungen auf den Wohlstand der Handlung", von besonderm Interesse. Vor Allem darf aber für die Gegenwart Stark's wichtige Schrift: „Ueber das Verhältniß der freien Hansestädte zum Handel Deutschlands", nicht übersehen werden. — Die vorzüglichsten Wörterbücher über die Handelswissenschaft sind: Savary's „Dictionnaire universel de commerce"; Ludovici's „Eröffnete Akademie der Kaufleute"; Schumann's „Compendiöses Handbuch für Kaufleute"; das „Universallexicon der Handlungswissenschaften" von Israel Hensinger und Ihling, welches aber zu unserm Bedauern nur die Art. des Buchstaben A lieferte, sowie Postlethwayt's „Universal dictionary of trade and commerce", wobei natürlich auf die Zeitpunkte, in welchen diese Schriftsteller, nach dem Grade der Cultur der Handelswissenschaft, ihre alphabetischen Werke bearbeiteten, Rücksicht genommen werden muß. Kaufleuten, welchen ohne Ausnahme die Comptoirwissenschaft unentbehrlich ist, bleibt durch die, 1820 erschienene Theorie und Praxis des einfachen, des italienischen und nürnberger Buchhaltens in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig. Auch ist Jos. Jäckl's „Europ. Münz-, Maß- und Gewichtskunde" (Wien 1828, 2 Bde.) zu empfehlen. — Der Umfang der Handelsliteratur schließt sich mit den Werken über die Rechte im Handel. Das eigentliche Handelsrecht hat seine vorzüglichsten Bearbeiter an Veillodter, der mit Fleiß, Scharfsinn und Sachkenntniß Alles zusammenstellt, was Recht ist, werden könnte oder sollte,

sowie an Boucher 1799 und 1801 gefunden. Auch sind des D. Bender „Grundsätze des deutschen Handlungsrechts" (Darmstadt 1824) zu empfehlen. Als classisch für das Wechselrecht muß man die Werke von Scheerer, Püttmann, Hauschild und Martens anerkennen. Zimmerl's „Vollständ. Sammlung der Wechselgesetze aller Länder und Handelsplätze in Europa" ist einzig in ihrer Art, und dem Kaufmann wie dem Rechtsgelehrten unentbehrlich. Minder zahlreich ist die Literatur im Frachtfahrer-, Concurs- und Seerechte. Doch sind in Hinsicht des erstern Münter's „Frachtfahrerrecht" (wichtig für Rechtsgelehrte) und Mayer's „Frachtbuch für Kaufleute" von großem prakt. Werthe. Dabelow's „Ausführliche Entwickelung der Lehre vom Concurs der Gläubiger" und Cauerius's „Seerecht" erfüllen rücksichtlich des zweiten und dritten jede billige Forderung. — Unter den literarischen Zeitblättern für den Handel befriedigt die seit 30 Jahren bestehende vortreffliche „Allgemeine Handelszeitung" alle Wünsche der Deutschen, sowie das früher zu Schneeberg, jetzt in Leipzig erscheinende „Elbeblatt", neben welchen das „Journal für Fabrik, Manufactur, Handlung und Mode" wohl hätte fortdauern können. Der deutsche Kaufmann im höhern Sinne übersieht auch nicht Kastner's „Deutschen Gewerbsfreund". Die Franzosen greifen nach ihren „Annales des arts et manufactures" und nach ihrem „Journal du commerce", den Engländern werden die wichtigern Handelsnotizen in ihren politischen Blättern geliefert, und die Italiener beschränken sich auf ihr Giornale von Brugnatelli. — Ueberblicken wir die Geschichte des Handels und der Handelsliteratur im Ganzen, so drängt sich uns die Beobachtung auf, daß unter den Völkern, welche den größten Handel trieben, die wenigsten Schriftsteller auftraten, und daß diese immer unter ihnen zahlreicher wurden, je tiefer ihr Handel herabsank. Zur Zeit, als die deutsche Hanse die größte Herrschaft des Handels ausübte, gab es keinen deutschen Schriftsteller über den Handel, und jetzt, da er bei ihnen zur Nullität herabgesunken ist, sind die Deutschen Meister in der Handelsliteratur geworden. Die Franzosen leisteten in literarischer Hinsicht immer weniger, je mehr ihr Handel zunahm, und die Herren des Handels, die Engländer, sind verhältnißmäßig am ärmsten an Handelsschriftstellern.

Handelspolitik. Sie muß sich leider nur zu sehr nach fremder Politik und nach Bedürfnissen der Finanzen richten, und große schnelle Aenderungen sind nicht zu erwarten. Aber selbst die englische Handelspolitik, die es wahrnimmt, daß der Continent in Europa immer weniger englische Industrie- und selbst Colonialwaaren bezieht, unterdrückte endlich die ihr selbst schädlich gewordene Navigationsacte, und scheint mit dem fein berechnendsten Eigennutze allmälig den Vorurtheilen der Vorfahren zu entsagen. Möchten doch sämmtliche Regierungen endlich einmal die unwürdige Nationaleifersucht ablegen, deren Streben dahin geht, alle Bedürfnisse durch inländische Erzeugungskräfte zu befriedigen, unbekümmert um die Schranken, welche Natur und Umstände in den Weg legen; jene Nationaleifersucht, welche die Gesetze vorschrieb, wonach alle Staatsbürger nur Das genießen, nur damit sich kleiden sollen, was vaterländischer Gewerbfleiß hervorbringt; möchten sie an die Stelle der unzähligen Verordnungen, wodurch der Verkehr der Staaten unter einander gehemmt wird, andre treten lassen, die sie verbinden und alle wie ein gemeinschaftliches Vaterland behandeln. Damit würde der Ueberfluß des einen Staats den Mangel des andern ersetzen, jeder würde die Gewerbzweige

treiben, worin ihm Natur und Verhältnisse die größte Vortheile verliehen, alle würden gewinnen und mit raschen Schritten dem Nationalreichthum sich nähern. (S. Handelsfreiheit und Handelsliteratur.)

Handelspolizei. Sie begreift alle Gesetze und Verordnungen in sich, welche auf den Groß- und Kleinhandel Bezug haben. Sie wacht auf die Ordnung auf den Märkten, und heißt dann Marktpolizei; sie regelt und leitet das Treiben im Hafen (Hafenpolizei); sie sorgt für die Verpflegung der Matrosen und sieht auf die Handhabung der Quarantainegesetze. Eine Handelspolizei ist nützlich, wenn sie bloß für die Sicherheit der Waaren, für Ruhe und Ordnung auf den Märkten und im Hafen sorgt; schädlich hingegen ist sie und unterdrückt den Verkehr, statt daß sie ihn heben sollte, wenn polizeiliche Einrichtungen getroffen werden, welche, wie in Staaten der Levante, China's, der Barbareskken und Aegyptens, die Kaufleute an manche strenge Staats- und Innungsgesetze binden; z. B. sie in Civil- und Handelsverhältnissen den Consuln unterordnen; die Zahl ihrer Häuser bestimmen, oder, wie in China, ihnen nur gewisse Märkte anweisen und den Umtausch der Waaren auf denselben noch überdieß durch gewisse Formeln mit polizeilichen Weitläufigkeiten erschweren. Alle Einschränkung ist dem Handel gefährlich, und je mehr die Regierung der Einmischung in Handelssachen entsagt, und je weniger sie durch Gesetze und Verordnungen ihren Gang leiten will, desto besser ist es. Daher hat die Antwort, welche englische Kaufleute einem Minister, der für sie etwas thun wollte, einen tiefen und wahren Sinn: Se. Herrlichkeit, sprachen sie, möchten nur die Gnade haben, ihrer weder im Guten noch im Bösen zu gedenken.

Handelsprämien. Um gewisse Zweige des Handels zu befördern, oder die Ein- und Ausfuhr gewisser Artikel zu vermehren, hat man Belohnungen ausgesetzt, die aus der Staatscasse bezahlt werden. Hierbei faßte man die Belebung des Handels und des Gewerbfleißes ins Auge. Doch haben diese Mittel nicht immer den gewünschten Zweck; manchmal sind sie nachtheilig, und noch ohne Nutzen. Kein einheimischer oder fremder Kaufmann wird sich durch eine Prämie verlocken lassen, Waaren nach einem Lande zu verführen, in welchem er für dieselben keinen günstigen Markt findet; die Prämie kann ihm in diesem Falle den Verlust, den er durch die niedrigen Preise oder durch den geringen Absatz erleidet, nicht ersetzen. Findet er hingegen einen guten Markt für seine Artikel, so ist die Aufstellung von Belohnungen überflüssig, weil ihn sein eigner Vortheil schon anreizen wird, jene Märkte zu besuchen. Dieselbe Bewandtniß hat es mit den Prämien, welche auf gewisse Artikel der Ausfuhr gelegt sind; findet der inländische Kaufmann seine Rechnung in der Verführung seiner Erzeugnisse nach Außen, so wird er ohne Belohnung Geschäfte machen; im entgegengesetzten Falle werden die Prämien ihn nicht dazu bewegen. Prämien können und sind aber von Nutzen, wenn einem dringenden und nothwendigen Landesbedürfnisse schleunigst abgeholfen werden muß, z. B. bei einem Korn- oder Salzmangel ꝛc.; so setzte England vor mehren Jahren eine Belohnung auf die Einfuhr des Habers. Unter solchen Verhältnissen würde übrigens schon der Korn- oder Salzhandel an sich, ohne eines Beförderungsmittels zu bedürfen, lebhaft werden; letzteres aber immer zur Beschleunigung der Einfuhr dienen. Der Vortheil, welcher aus Handelsprämien gezogen wird, fällt

meist den Ausländern, und weniger den inländischen Kaufleuten anheim. Alle dergleichen künstliche Hülfsmittel zur Bethätigung des Erwerbfleißes, wenn sie nicht die Betriebsamkeit im Allgemeinen in Anspruch nehmen, sondern zu Gunsten eines besondern Zweiges angewandt werden, können schädlich werden, indem sie den werthschaffenden Kräften des Landes eine einseitige Richtung geben, und durch den Wetteifer, den sie erregen, andern Gewerbszweigen die Arbeiter entziehen, und so auf der einen Seite verderben, was sie auf der andern Seite gut machen wollen.

Handelsrecht. Der Begriff des Handelsrechts ist zweifach; es bedeutet entweder ein gewisses Recht, oder Rechte, die der Staat dem Handelsstande außer dem Civilrechte zugestanden hat, oder bestimmte Gerechtsame, welche dieser Stand dem Herkommen gemäß besitzt; und zweitens versteht man unter dem Handelsrecht den Codex, d. h. die Sammlung aller Gesetze, Vorschriften und Usanzen, die in einem Lande über den Handel und die mit ihm verbundenen Geschäfte erlassen oder im Gebrauch sind. Je nachdem sich diese Verordnungen auf bestimmte Gegenstände, die mit dem Verkehr in Verbindung stehen oder mit ihm in Beziehung gebracht werden, nennt man dieß Recht: Wechsel-, Assekuranz-, Mäkler-, Hafen-, Seerecht ꝛc.; sie bilden Theile jenes Ganzen. Durch das Handelsrecht in der ersten Bedeutung hat der Staat seinen Willen erklärt, welche Vorzüge er dem Handelsstande gewährt, und welchen Nachtheilen er denselben unterwirft; welche Bedingungen man erfüllen müsse, um als Kaufmann Handel treiben zu können; wer zum Groß- oder Kleinhandel befugt sey; welches Alter dazu gehöre, um zu dem Charakter eines Kaufmanns fähig zu seyn; welche Art Handel erlaubt, entweder allen oder nur gewissen Kaufleuten; welche Einschränkungen dem kaufmännischen Verkehr der Juden, dem Hausiren gesetzt seyen; welcher das Recht besitze, Wechsel auszustellen; in wie weit Handelsbücher als gerichtliche Beweise dienen, und wie sie eingerichtet seyn müssen, um kaufmännischen Glauben zu haben; zu welchen Forderungen und Befugnissen die Messe- und Marktfreiheit berechtigt; wie bei Concurssachen zu verfahren; was fraudulöse Fallimente seyen; wie die Fallitmasse zu vertheilen sey; welcher Gläubiger das Recht auf eine größere Dividende habe; wer das Amt eines Mäklers bekleiden dürfe, was seine Verpflichtungen seyen; ob die Kaufmannschaft im Staate eine besondere Innung bilden solle oder nicht; wer das Stapel- und Kranrecht besitze welche Rechte solches gebe ꝛc. Ein für unser Zeitalter ziemlich vollkommenes Handelsrecht ist das französische vom 26. Dec. 1807, wenn auch nicht in allen Theilen so vollständig, als es hätte gerathen können. Wo man ein neues einführt, da muß es nothwendig alle frühern nicht abgeschafften Handelsgewohnheiten enthalten, und alle Rechtsgrundsätze über jene verschiedenen Geschäfte umfassen. Das Handelsrecht entstand, wie die Handelsgerichte, im Mittelalter; es war anfangs nur das römische Civilrecht, was auf Handelsfälle angewandt wurde; wo dieses nicht hinreichte, urtheilte man nach Herkommen und Gewohnheiten; und wo diese keine Auskunft gaben, ertheilten die Richter nach den allgemeinen Gesetzen der Gerechtigkeit, nach der Natur der Sachen und der Verhältnisse ihre richterliche Entscheidung. Die Römer besaßen kein besonderes Handelsrecht; die streitigen Fälle wurden vor den gewöhnlichen Gerichten, und nach dem Civilrechte entschieden. Von den Rhodiern sind uns einige Bruchstücke von Handelsgesetzen übrig geblieben: hierher gehört

das bekannte Gesetz vom Wurfe (lex Rhodia de jactu), vom Schiffsrheder (exercitor) und Seßschiffer (magister navis). Die angebliche Sammlung rhodischer Seegesetze hingegen ist unecht, und ein Kind einer viel spätern Zeit. Die wichtigste Quelle des Seehandelsrecht ist das (vermuthlich zum Theil aus dem von Papste Gregor VII. 1075 bestätigten pisanischen Seerecht entlehnte) so berühmte „Consolato del mare" — größtentheils eine Sammlung von Seegebräuchen und rechtlichen Entscheidungen von Handelsstreitigkeiten durch Schiedsrichter und Handelsconsuln —, welches 1599 in italienischer Sprache gedruckt erschien. Auf dasselbe gründen sich die beiden alten Hauptgesetze des franz. Handelsrechts: die Ordonnance de commerce von 1673 und die Ordonnance de la marine von 1687, woraus das franz. Handelsgesetzbuch („Code de commerce"), sowie der vom Seerecht handelnde Theil des „Preuß. Landrechts" größten Theils geschöpft sind. Vergleicht man den Theil des franz. Handelsgesetzbuchs, welcher vom Seerecht handelt, mit dem „Consolato del mare", so erscheint es nur als ein besser geordneter kurzer Auszug aus demselben. England hat für das Handelsrecht weniger ausdrückliche Gesetze, als Gewohnheitsrechte und Gebräuche, zu welchen das „Consolato del mare" und die übrigen alten Seerechte, das wisbyer Waterecht, brüsseler, amsterdamer, antwerpner und lübischen Seerechte, die Jugements d'Oleron ꝛc. die Grundlagen enthalten. (S. Beneke's vorzügl. Werk: „System des Assecuranz- und Bodmereiwesens", Hamb. 1805. 1 Bd., S. 14.) In Deutschland richtet man sich in Betreff der Streitigkeiten über Assecuranzen, im Mangel besonderer Landesgesetze, nach der antwerpner Assecuranzordnung Philipps II. und der ihr sehr ähnlichen von Amsterdam. In Betreff des Wechselrechts hat beinahe jeder bedeutende deutsche Staat seine eignen Gesetze, unter welchen die leipziger Wechselordnung von 1682 eins der vorzüglichsten, und bei weitem vollständiger als das franz. Handelsgesetzbuch ist. Bei andern Handelsstreitigkeiten, ja selbst in Wechselsachen, helfen sich die deutschen Gerichtshöfe, im Mangel an Landesgesetzen und deutschen Verträgen, mit der Natur der Handelsgeschäfte und den aus ihr hervorgehenden Grundsätzen, oder mit analogischer Anwendung des römischen Rechts. (Vgl. Martens's „Grundriß des Handelsrechts", Gött. 1820, 3. A.)

Handelsschulen. Die erste umfassende Anstalt dieser Art in Deutschland sah Hamburg in seiner Handelsakademie 1767 schon in seinen Mauern entstehen und zur vorzüglichsten ihrer Art in Europa gedeihen. Der rühmlichst bekannte Professor der Mathematik Johann Georg Büsch erwarb sich das Verdienst ihrer Stiftung, das Hamburg durch ein öffentliches Denkmal ehrte. Er wirkte unermüdet und mit Glück durch Wort und Schrift als Director für die Heraufbildung derselben bis zu seinem Tode 1800, und zeigte, was Handelsschulen leisten können, wenn sie zweckmäßig eingerichtet sind; denn es bildeten sich unter ihm Kaufleute, die heute noch dem Handelsstande Hamburgs Ehre machen. Nach dem Muster der hamburger Handelsakademie wurde eine andere zu Lübeck gegründet, welche mit dem theoretischen Unterricht zugleich und hauptsächlich auch die praktische Ausbildung junger Leute in einem fingirten Handelscomptoir mit ausgebreitetem Geschäftsgange verbindet. Ebenso bestehen noch zu Bremen, Magdeburg, Nürnberg, Erfurt und Gotha ähnliche Anstalten, welche den gleichen Zweck zu fördern sich zur Aufgabe machten. Auch Frankreich folgte dem Beispiele Deutschlands,

und stiftete 1820 eine öffentliche Special-, Handels- und Industrieschule (Ecole spéciale de commerce et d'industrie) zu Paris, die, nach einem umfassenden Plane eingerichtet, und unter der Aufsicht und dem Schutze von Männern, die entweder in der gelehrten oder in der Handelswelt einen ausgebreiteten Ruf erworben haben, gleich bei ihrem Entstehen die Aufmerksamkeit auf sich zog, und jetzt vor allen andern Instituten dieser Art mit Auszeichnung genannt zu werden verdient. Was Frankreich in seiner Ecole de commerce besitzt, das erhielt endlich Deutschland in der neuesten Zeit durch seine 1831 ins Daseyn gerufene und nach einem das ganze Gebiet des kaufmännischen Wissens umschließenden Plane gestaltete öffentliche Handelslehranstalt zu Leipzig, die, von der dasigen Kramerinnung begründet, als ein dem Bedürfniß der Zeit ganz entsprechendes und wahrhaft weltbürgerliches Institut in ihrer innern Einrichtung ihre festeste Stütze findet. Sie sucht nach den ihr zum Grunde gelegten Statuten den doppelten Zweck zu erreichen: 1) allen Handlungslehrlingen Gelegenheit zu geben, die nothwendigste wissenschaftliche Ausbildung zu erwerben, die dem Kaufmanne nöthig ist (niederer Curs), und 2) Jünglingen, die sich später erst dem Kaufmannsstande, dem Fabrikwesen oder einem andern verwandten höhern Gewerbe des bürgerlichen Lebens widmen wollen, theoretisch und praktisch zugleich die nöthige Vorbildung in den dazu erforderlichen Wissenschaften, Kenntnissen und Künsten zu geben (höherer Curs). Die Leitung des Ganzen und der Studien ist dem Director A. Schiebe übertragen, einem Manne, der bereits früher bei einer von ihm in Strasburg begründeten kaufmännischen Bildungsanstalt, sowie als Schriftsteller durch Werke im kaufmännischen Fache, seinen ausgezeichneten Beruf für diesen Posten an den Tag gelegt hat. Eine reiche Bibliothek, eine Sammlung von Berg- und Hüttenproducten, ein Herbarium und eine allgemeine Waaren-Mustersammlung, ein immer anwachsendes Cabinet aller im Handel vorkommenden Münzen in guten Abdrücken und Abgüssen, sowie der Mitgebrauch des chemischen und physikalischen Apparats der leipziger Universität geben Lehrern und Lernenden die schönste Gelegenheit ihre Kenntnisse zu erweitern. Schon beim ersten Stiftungsfeste, 1832, zählte die Anstalt 140 Zöglinge, und unter diesen viele Ausländer.

Handelssperre. Im natürlichen Gange der Dinge verkehren benachbarte Orte und Distrikte lebhaft im Waarenumsatz mit einander, ungeachtet sie unter verschiedenen Regierungen leben. Unter rohen Völkern, wie im Mittelalter alle christliche Nationen unstreitig noch waren, war der Welthandel Räubereien zu Wasser und zu Lande zwar weit mehr ausgesetzt; allein es existirten dagegen weit weniger Hindernisse von Staatswegen durch Zölle, als jetzt. Unbedeutend ist noch jetzt der Aus- und Einfuhrzoll in der Türkei und im nichteuropäischen Asien gegen alle civilisirte Staaten, die den Handelsumsatz der Völker so schwer mit Abgaben belegen, wenn sie ihn nicht ganz untersagen. Am weitesten trieb lange diese Sperre, kraft ihrer Navigationsacte, die englische Nation, die jetzt deren Strenge nicht aus Humanität, sondern aus dem wohlberechnetsten Eigennutze mildert. Es wäre eine nützliche Beschäftigung eines handelskundigen Geschäftsmannes, aus den Handelstarifen, Usanzen, Handelstraktaten, Communalkassen der Handelsstädte und Freihäfen, die Statistik der veränderten Grundsätze der Handelsbesteuerung, des Wechsel- und Handelsrecht, der Handelssperren und Abgaben mit freiem Blick

über die Fehler der Regierungen wider die Wohlfahrt ihrer Unterthanen zu beleuchten.

Handelsstraßen, welche zur Beförderung des Transports der Waaren dienen, sind entweder Land- oder Wasserstraßen, auf Flüssen und auf Canälen. Jede gut angelegte Kunststraße (Chaussée) kann zwar schon an sich als Handelsstraße gelten, wenn sowohl bei ihrer Anlage als Unterhaltung Alles berücksichtigt wird, was im Fall der Concurrenz mehre Straßen das mercantilische Publikum veranlassen muß, sich derselben vorzüglich zu bedienen. Allein Haupthandelsstraßen müssen, wegen ihres beständigen Gebrauchs und des Zusammentreffens vieler Fuhren, eine ungleich stärkere Höhe, Breite und Festigkeit als die gewöhnlichen Landstraßen haben. Die billigen Forderungen der Waarenversender bestehen darin, daß auf einer Handelsstraße in der kürzesten Zeit, mit der kleinsten Kraft und der größten Sicherheit, eine bestimmte Last Waaren von einem Ort zum andern fortgebracht werden könne. Jede Regierung muß also bei Anlage derselben Bedacht nehmen, daß sie sich von einem Haupthandelsorte zum andern in möglichst gerader Linie, als der kürzesten, und zwar dahin ziehen, wo die stärksten Auf- und Abladungen in- und ausländischer Waaren zu geschehen pflegen. Die Handelsstraßen müssen eben und zugleich fest seyn, auch bei Tag oder Nacht, offen oder mit Schnee bedeckt, leicht aufgefunden und nicht verfehlt werden können, wozu die Meilenzeiger und Wegweiser mit den Ortsbenennungen, von woher und wohin sich die Straßen ziehen, unentbehrlich sind. Die Bepflanzung derselben mit Bäumen gewährt nicht nur den Vortheil, daß sie dem Frachtfuhrmann und seinem Zugvieh Schatten gibt, sondern daß sie auch bei Nacht oder tiefgefallenem Schnee Unglücksfälle verhütet, welche durch das Verfehlen des Weges entstehen können. Außerdem darf es auf solchen Straßen nicht an guten, billigen und unter zweckmäßiger Polizeiaufsicht stehenden Wirthshäusern, sowie an den nöthigen Handwerkern (Riemern, Wagnern, Schmieden) fehlen, endlich muß durch fleißige Patrouillen des zur Handhabung der öffentlichen Sicherheit bestehenden Corps (Gendarmerie, Landdragoner ꝛc.) jede Unsicherheit für den Waarentransport vermieden werden, da oft kleine Ereignisse einer Handelsstraße einen bösen Ruf zuziehen können. — In Hinsicht der Unterhaltung derselben muß nach Beschaffenheit der Witterung und Jahreszeit auf deren Trockenhaltung, Festigkeit und Beseitigung aller Löcher durch ununterbrochene Aufsicht und Arbeiten möglichst Bedacht genommen werden. Wichtig ist, daß die Fahrzeuge zu Fortbringung der Landtransporte eine Last mit der kleinsten Kraft und der größten Geschwindigkeit von einem Orte zum andern bringen, daß also die Hindernisse, welche sich hauptsächlich auf Unebenheiten, Anziehung und Reibungen beziehen, beseitigt werden. Ueberall sollten daher die breiten Felgen mit ihrer platten, geraden und nicht gebogenen Form und mit angemessener Größe der Räder eingeführt werden. Je breiter die Felge eines Rades ist, auf desto mehren Punkten ruht es, und desto weniger drückt es sich in den Boden ein. Je größer der Umkreis des Rades ist, desto mehr nähern sich die kleinen Abtheilungen desselben der geraden Fläche, und desto minder wird das Eindrücken. Zu Verminderung der Reibung müssen die Achsen so kurz und so dünn als möglich seyn. Die Anziehung aber wird dadurch vermindert, daß da, wo die Reibung vorgeht, zwei Stoffe gewählt werden, welche dieselbe am ge-

ringsten gegen einander äußern, z. B. Eisen und Messing (die Achse von jenem, die Nabe von diesem). Einen großen Vortheil würden in gebirgigen Gegenden Wagen gewähren, deren hintere und vordere Räder von ungleichem Durchmesser, wie unsere Kutschen, wären. Solche Verbesserungen für den anhaltend guten Zustand der Handelsstraßen mittelst angemessener Fahrzeuge werden die Regierungen durch Belohnungen der Fuhrleute, welche die Verbesserungen anwenden, z. B. durch Zahlung eines mindern Straßengeldes, sicherer erreichen, als wenn sie Strafverbote erlassen, welche die Frachtfahrer zum Gebrauche andrer Straßen bestimmen. Dagegen muß aber überall vorgeschrieben werden, wie stark ein Frachtwagen, nach Verhältniß der Straßen und Brücken, die er zu passiren hat, beladen und mit wie vielen Pferden er bespannt werden darf. — Vorzüglich wichtig für Emporhebung oder Erhaltung der Lebhaftigkeit einer Handelsstraße ist es, daß keine oder nur sehr billige Wegegelder, keine oder nur geringe Durchgangszölle erhoben, und daß die Frachtfuhrleute nicht durch Mauthvisitationen aufgehalten werden; vielmehr ist Alles zu entfernen, was den Gebrauch der Handelsstraßen für Ausländer lästig und kostbar machen kann, damit diese nicht entweder andre Handelsstraßen suchen oder, wenn dieß nicht thunlich wird, ihren Transithandel vermindern. Zölle, Mauthen und Douanen sind durch die ihnen meist anhängenden lästigen Formen weit nachtheiliger, als die höchsten Straßengelder, wovon Frankreich in seinen Grenzdepartements auf dem linken Rheinufer den augenscheinlichsten Beweis liefert, indem dessen vortreffliche Handelsstraßen, obwohl man sie ganz unentgeltlich befährt, von den Ausländern unbesucht, und die gegenüberliegenden badischen Handelsstraßen, ungeachtet der dortigen nicht unbedeutende Straßengelder und Transitzölle, vorgezogen werden. Endlich kommt bei einer Handelslandstraße auch darauf viel an, daß es längs derselben in den geeigneten Orten nicht an zweckmäßigen Niederlagen, öffentlichen Wagen, an geschickten und soliden Frachtfahrern, am Wechsel mit Vorspannpferden in nicht zu weit von einander entfernten Orten, an billig regulirten Frachten durch zureichende Concurrenz, sowie an Güterbestattern oder Schaffnern fehle. — Fast jeder Staat hat Haupthandelsstraßen, welche lebhafter als alle andre besucht werden. Diesen muß er zwar seine vorzüglichste Aufmerksamkeit widmen; er darf aber dabei die Straßen, welche zu Handelsstädten führen, die auf der Seite liegen, nicht vernachlässigen. — In Deutschland, vorzüglich in dessen südlichem Theile, ist der Zustand der Handelsstraßen besser als der des Handels. Vieles ist dafür in Baiern seit der Regierung des Königs Maximilian geschehen. Die große Handelsstraße aus Franken über Nürnberg und Regensburg, sowie über Augsburg und München an die östreichische Grenze, sodann die über Memmingen und Kaufbeuern nach der Schweiz, lassen (mit Ausnahme der vielen ebenso lästigen als theuern Mauth- und Zollanstalten) für Baierns bedeutenden Zwischenhandel nichts zu wünschen übrig. — Norddeutschland, in welchem besonders Preußen für die Verbesserung der Landhandelsstraßen sehr thätig ist, hat diejenigen, welche zu den Haupthandelsstädten, Hamburg, Leipzig, Bremen, Lübeck u. s. w. führen, stets in gutem Zustande gehabt, da schon in der Vorzeit, wo noch die Hanse ihre große Handelsrolle spielte, den damaligen Verhältnissen gemäß für dieses Bedürfniß gesorgt wurde. Süddeutschland gebührt aber der Vorzug, daß in demselben weit mehr gute Ver-

bindungsstraßen der Haupthandelsplätze mit den kleinern Handelsstädten, ja selbst treffliche Vicinalwege vorhanden sind. Diese Erleichterung des Landhandels in seinen verschiedenen Richtungen und Abstufungen würde ihn zu einer bedeutenden Größe führen können. — In den kaiserl. östr. Staaten ziehen sich von Triest und Insbruck nach allen Haupthandelsplätzen treffliche Handelsstraßen, welche das Publikum Kaiserstraßen zu nennen pflegt. — Frankreich, das schon längst von Strasburg, sowie über Metz nach Paris und von da in die Seehäfen, besonders Bordeaux und Marseille, vorzügliche Handelsstraßen besaß, hat unter Napoleons Regierung noch mehr in dieser Hinsicht gewonnen. Es haben selbst in dessen damals neuerworbenen Provinzen große und kühne Unternehmungen von Handels- und Militairstraßen, wie z. B. von Mainz nach Koblenz auf der Spitze einer Gebirgskette, sich als merkwürdige Denkmale erhalten. — England behauptet auf einem Theil seiner Haupthandelsstraßen einen eignen Vorzug durch die Anlage seiner Eisenbahnen, und so sehr auch Rußland mit Schwierigkeiten des Bodens und Klimas zu kämpfen hat, so kann doch seine Haupthandelsstraße von Petersburg nach Moskau mit jeder andern in großen Handelsstaaten verglichen werden. Am meisten entsprechen aber allen Forderungen, die wir aufgestellt haben, die Haupthandelsstraßen in der Schweiz, unter welchen die über das Juragebirge die vorzüglichste ist; denn es tritt der Vorzug ein, daß auf den schweizer Handelsstraßen Freiheit des Handels herrscht, und in der Regel kein Aufenthalt, keine Kosten durch Mauth- oder Zollsysteme die Frachtfahrer hindern, gegen billige Fracht nach den Handelsplätzen zu eilen. — Noch müssen wir aber einer Handelsstraße gedenken, wie die Geschichte keine ähnliche aufzuweisen hat, selbst nicht zur Zeit der römischen Herrschaft. Es ist die Handelsstraße über den Simplon — ein Denkmal Napoleons, welche den französischen mit dem italienischen und schweizerischen Handel verbindet.

Handelstractate, Handelsverträge nennt man die Uebereinkunft zweier oder mehrer Staaten, worin sie Bestimmungen über den gegenseitigen Verkehr und die Einfuhr ihrer Natur- und Kunsterzeugnisse feststellen. „Freiheit", sagt der Graf von Soden, „ist das Grundprincip des Weltorganismus, freigegeben hat die Natur dem Menschen den Tausch aller Bedürfnisse. Gebirge sind übersteigbar, Fluthen und Meere trennen nicht Menschen von Menschen, nirgend eine chinesische Mauer, überall offenbart sich das Urgesetz der Welt, daß der Mensch dem Menschen angehöre, daß die unendliche Mannigfaltigkeit der Naturerzeugnisse, der menschlichen Fähigkeiten, nur deßwegen da ist, um durch Tausch, durch Reibung allenthalben Uebung, Thätigkeit der Kraft, Fortschritte zur Vollendung, und dadurch wieder allenthalben Lebensgenuß, positiven Wohlstand hervorzubringen und zubereiten". Wird dieser Grundsatz, wechselseitig freier Tausch der Genußmittel, bei Schließung der Tractate als leitende Maxime angenommen, so können sie nicht anders als der Staatswohlfahrt vortheilhaft seyn. Ist es hingegen bei solchen Verträgen die Absicht des einen Staates, Handels-Vergünstigungen auf Kosten seines Mitcontrahenten sich zu erwerben, oder schlossen beide die Uebereinkunft, um einen Dritten in seinem Handelsverkehr zu beschränken und seine Industrie zu lähmen, so mögen sie auf den Augenblick einen Vortheil gewähren; auf die Dauer werden sie aber für beide Theile Nachtheile

herbeiführen, zum wenigsten wird nicht selten die Nation dabei verlieren, wenn auch der Kaufmannsstand gewinnen sollte. Haben zwei Nationen sich in einem Vertrage gegenseitige Handelsbegünstigungen zugestanden und Andern durch Erhöhung der Zölle oder sonstige Einschränkungen die Einfuhr gewisser Artikel erschwert, oder gar unmöglich gemacht, so erhalten die Capitalien, welche beide Nationen im Handel angelegt haben, eine gezwungene Richtung, sie fließen in einen Ort zusammen, während andere Gebiete des Verkehrs trocken bleiben, oder ihnen nicht hinreichende Kräfte zum fröhlichen Gedeihen zugewendet werden. Durch die Aufhebung des freien Wetteifers erhalten die Nationen jene Erzeugnisse, welchen in dem Handelstractate eine Vergünstigung zugestanden wurde, zu einem höhern Preise und meist schlechter, als sonst der Fall seyn würde, wenn der Concurrenz ein offener freier Markt gestattet wäre. Aus dieser Ursache sind solche Handelsverträge, sie mochten nun Abgaben bestimmen oder nicht, sie mochten gegenseitige Begünstigungen oder Beschränkungen feststellen oder nicht, von der Nation nie günstig aufgenommen worden; gegen sie erhoben beide Parteien über kurz oder lang ein Geschrei, mißbilligten die Grundsätze und widerlegten durch ihre Klagen die Hoffnungen und glänzenden Erwartungen, welche sich die Staatsmänner bei der Entwerfung der Verträge versprachen. Freiheit ist die Seele des Handels, ein gegenseitiger und allseitiger Tausch der Genußmittel und der Kräfte ist sein einzig wahres Belebungsmittel, und glücklich, daß die Resultate dieser Maxime mit dem Vortheil der National-Oekonomie und dem Wohle des Ganzen zusammenfallen.

Handelsvereine, s. Handelsgesellschaften.

Handkuß ist als Ausdruck der Achtung und Ehrerbietung, sowohl im religiöser als gesellschaftlicher Beziehung, fast auf der ganzen Erde verbreitet. In den ältesten Zeiten warf man der Sonne, dem Monde, den Sternen Küsse zu, die eigne Hand küssend (Hiob 31, 26.), so auch dem Baal. In der Gesellschaft ist er ein durch stille Uebereinkunft eingeführtes Mittel, um um Vergebung zu bitten, zu danken, Ehrerbietung gegen Höhere zu bezeugen. So küßt bei Homer Priamos des Achilles Hände, gaben bei den Römern die höhern Magistrate ihre Hand zum Handkuße den tiefern, und unter den Kaisern wurde die Sitte des Handkußes wichtig, besonders für die Großen; denn die Hofleute von niederm Range mußten sich begnügen, knieend den Kaiser zu verehren, oder dessen Gewand zu berühren ꝛc., noch niedere, ihre eigne Hand zu küssen. Die Sitte des Handkusses herrscht an allen europ. Höfen, besonders am spanischen, wo bei großer Galla die Grands zum Handkusse beim König zugelassen werden. Auch in Afrika sollen die Neger ihre Häupter durch Handküssen verehren, und Cortez fand diese Sitte auch in Mexico. Der Handkuß ist besonders Zeichen der Hochachtung, auch der Zärtlichkeit gegen Damen.

Handlung, im philosophischen Sinne, die von dem Willen ausgehende Wirkung eines freien Wesens. Wird die Gesinnung, welche dieser Willensbestimmung zum Grunde liegt, berücksichtigt, so ist von dem Moralischen der Handlung die Rede; wird aber von dem äußern Verhältniß derselben zu der Freiheit Andrer gesprochen, vom Juridischen. In Beziehung auf Werke schöner Kunst, nennt man Handlung im weitern

Sinne (richtiger Bewegung) eine überraschende, abwechselnde Mannigfaltigkeit von Vorstellungen, ein besonders lebhaftes Spiel der Seelenkräfte, welches sich in einem Kunstwerk ausdrückt, und legt sie selbst einer Ode, einer Elegie und ähnlichen Werken bei; im engern Sinne aber wird sie nur Werken zugeschrieben, welche Handlungen in erzählender oder dramatischer Form darstellen, wie die Fabel, das Epos, der Roman, das Drama, und man versteht darunter im Allgemeinen ein größeres oder kleineres Ganzes von Wirkungen eines oder mehrer handelnder oder als handelnd vorgestellter Wesen (vgl. Drama). Um aber den Stoff eines Kunstwerks abgeben zu können, muß die Handlung Einheit haben, d. h. alle ihre Veränderungen müssen aus einem gewissen Anfangspunkte bis zu einem gewissen Ziele in steter und deutlicher Folge entwickelt seyn; sie muß wahr seyn, d. h. mit den Gesetzen des Denkens und der Natur der dargestellten Wesen übereinstimmen, und endlich ein geistiges, sittliches und ästhetisches Interesse haben, d. h. dem Verstande, dem sittlichen Gefühl und dem Kunstsinne genügen. — Ueber Handlung, als gleichbedeutend mit Handel, s. Handel.

Handschrift, 1) (chirographum), was Jemand mit seiner eigenen Hand geschrieben hat; 2) (Manuscript), aus alter Zeit als Original oder in Abschrift vorhandenes Exemplar einer Schrift, aus Holz oder Blättern, Rinden, Elfenbein, Leinwand, Papyrus, Pergament, Baumwollen-, Seiden- oder Linnenpapier bestehend. Der Form nach sind die Handschriften Volumina oder Codices. Ihre innere Beschaffenheit ist verschieden in Hinsicht der Buchstaben (s. d. unter Schrift). Das Studium der griech. Handschriften hat mehr Schwierigkeiten, als das der lateinischen, wegen der (wenigstens früher) geringern Verbreitung des Studiums dieser Sprache, der geringern Anzahl der Handschriften, des höhern Alters derselben, des weitern Umfangs der Gegend, wo sie verfertigt wurden. Daher läßt sich das Alter griech. Handschriften schwer bestimmen. Zeichen des Alters einer Handschrift sind: a) Uncialschrift, b) ohne alle Abtheilung ununterbrochenes Fortlaufen der Worte, c) häufigeres Fehlen der Accente, der Spiritus und des Jota subscriptum, d) wenigere und leichtere Abbreviaturen als später. Nach dem 7. Jahrh. fängt die Minuskel- (Cursiv-) schrift in den Handschriften weit häufiger zu werden an, doch verdrängte sie die Uncialschrift nicht ganz, die jedoch nach dem 9. Jahrh. ganz in die Minuskelschrift ausartete. Accente und Abbreviaturen werden häufiger, und es kommt Interpunction, Abtheilung der Worte, das Schreiben in kleinern Aufsätzen auf. Keine griech. Handschrift ist älter als aus dem 6. Jahrh. Doch vgl. Herculanum. Die Hindernisse an der Erhaltung der ältern Handschriften sind theils in der leichtern Zerstörbarkeit der Schreibmaterie, theils in den vielen Zerrüttungen Griechenlands und Italiens, theils in der allgemein herrschenden Unwissenheit des Mittelalters und der daraus entstandenen Geringschätzung dieser Denkmäler, theils in dem Aberglauben dieser Zeit zu suchen, der die Lesung heidnischer Schriften verdammte und die Handschriften vertilgte oder in codices rescripti verwandelte, und endlich in der Vernachlässigung der ersten Buchdrucker, die unmittelbar von den Handschriften absetzten und sie dadurch verdarben oder sie nach geschehenem Abdruck nicht mehr achteten. Bei dem allen haben sich doch noch, selbst durch diese Unwissenheit und Sorglosigkeit in Durchsuchung und Benutzung der einmal angelegten Büchersammlungen, besonders der Klöster, Abteien und Kathedralkirchen,

sehr viele griech. Handschriften erhalten, die zum Theil freilich erst später, selbst im Mittelalter, verfertigt sind, in welchem jedoch immer noch einzelne Gelehrte und Liebhaber der alten Literatur übrig waren, und wo man sich, selbst des Gewinnes wegen, mit dergleichen Abschriften häufig beschäftigte. Sehr viele derselben wurden auch erst beim Anbruch der neuern wissenschaftlichen Aufklärung genommen, im 13., 14. und der ersten Hälfte des 15. Jahrh., um die Schulen und die Gelehrten selbst damit zu versehen. Und selbst in den ersten Zeiten nach Erfindung der Buchdruckerei, da diese Kunst noch schwierig, nicht überall verbreitet und manche Abschrift wohlfeiler und leichter, als ein Abdruck, zu erhalten war, wurden noch viele Bücher abgeschrieben. Zu den ältesten griech. Handschriften, die man bisher entdeckt hat, gehören: ein Fragment der „Iliade" (1825 auf der Insel Elephantine in Oberägypten von einem für den Engländer Bankes reisenden Franzosen entdeckt), auf Papyrus geschrieben, enthält 8—900 Verse vom 169. an und ist in Capitalbuchstaben schön geschrieben, wohl erhalten, unstreitig das älteste aller class. Bücher, und wahrscheinlich aus der Ptolemäer Zeiten; die vaticanische Handschrift der Septuaginta, die Alexandrinische Handschrift der Septuaginta und des N. T. in London, die Colbert'sche Handschrift (Fragment des A. T., 22 Blätter, in Paris), eine Handschrift des Dioskorides in Wien und eine andere in Neapel, alle mit runden und viereckigen Uncialbuchstaben, ohne Accente und Spiritus. Hetrurische Handschriften sind nicht vorhanden, und man kennt die hetrurische Schrift bloß aus Werken der Kunst. Lateinische Handschriften. Die ältesten sind der florentinische und 3 vaticanische Virgile, der vaticanische Terenz und die florentinischen Pandekten, alle höchstens aus dem Anfange des 6. Jahrh., mit Capitalschrift. Seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, die selbst durch Auffindung und allgemeinere Kenntnisse classischer Handschriften vorzüglich befördert wurde, hat man diese Handschriften sorgfältig gesammelt, verglichen, beschrieben, herausgegeben. So durchsuchte schon Petrarch in dieser Absicht mehr als 200 Bibliotheken und veranlaßte dadurch die frühe Verbreitung der röm. Literatur zuerst in Italien und hernach in mehrern Ländern. Aehnliche Verdienste erwarben sich Gasparini, Poggius, Beatus Rhenanus, Aloysius Mocánikus, Chrynäus, Sichard u. A., in neuern Zeiten besonders Mai, auch Bekker. In allen ältern latein. Handschriften sind die Worte nicht aus einander gerückt, selten am Ende der Linie abgebrochen, findet sich bloß oratorische, nicht grammatische Interpunction, häufiges Absetzen der Perioden, entweder mit ganz neuer Linie oder wenigstens einem Zwischenraume. Im Mittelalter verschwand dieses Absetzen und die Interpunction wird seltener, Folge der Ignoranz; dagegen kam nach und nach Trennung der einzelnen Worte auf (nach dem 8. Jahrh.). Abbreviaturen haben fast alle Handschriften mit einander gemein. — Verschiedene Handschriften in allen Sprachen haben am Ende selbst eine deutliche Bestimmung, wann, gewöhnlich auch durch wen sie geschrieben worden sind (datirte Handschriften); doch ist bei Beurtheilung dieses Zusatzes große Vorsicht nöthig. Bisweilen lassen Anmerkungen oder andere Zusätze mit Wahrscheinlichkeit auf das Alter einer Handschrift schließen. Aeußere allgemeine Kennzeichen des Alters einer Handschrift sind: ägyptisches Papier, dauert vom 5—11. Jahrh., in Handschriften wohl nur bis ins 10.; tabulae ceratae bis ins 14., Pergament bis ins 4., weißes, dünnes, leicht rollendes bis ins 10., radirtes vom

10.—15., Baumwollenpapier vom 10.—15., Linnenpapier vom 14.—16., datirte Handschriften vom 9.—15., wenn der Signatur das Wort Quaternio vorsteht, vom 6.—11., mit Custos vom 11.—15., je schlechter die Verzierung der Signatur, je neuer, vom 8.—15., Linien mit dem Stifte, vom 5.—13., Linien mit Blei, vom 11.—14., Linien mit Roth, vom 14.—15., 2 oben und unten durchgehende Parallellinien, vom 11.—14. Die vorzüglichsten allgemeinen innern Kennzeichen sind: i ohne Punkt und Accent (ı), vom 5.—16. Jahrh.; i mit Accent (ì), vom 10.—16.; i mit Punkt, vom 14.—16.; Doppel-i mit dem Accent ohne Punkt (ii) früher als einfache, auch noch im 10. Jahrh. gewöhnlicher, ú vom 10.—12.; das Abtheilungszeichen (⸗) vom 9.—12.; das Abtheilungszeichen (:), vom 9.—13.; ohne alle Wortabtheilung schrieb man vom 5.—8.; häufige Wortabtheilungen vom 8—9.; ganz abgetheilt, vom 9.—10.; Punkte, Kommata, Unterscheidungszeichen fehlen vom 5.—8.; ae, Æ, æ gebräuchlich vom 6.—12.; ę für ae vom 7.—11., e für ae 12—15., et zusammengezogen in & vom 7., und dieß auch in der Mitte der Wörter vom 5.—13.; ÷, ∾ für est, vom 9.—13., wenig oder keine Abbreviaturen, vom 5.—9., mehr Abbreviaturen vom 10—12., viel Abbreviaturen vom 13.—16., Ziffern vom 12.—16., ganze Capitalschrift vom 5.—6., Uncial, Halbuncial vom 5.—9., Minuta, nicht neugothisch, vom 5.—13., Minuta mit Uncial vermischt, auch verzogen, mit starken, dicken und runden Zügen, vom 8—9., reine Minuta, die die bisherigen runden Züge immer mehr verliert und sich endlich in die neugothische Schrift umbildet, vom 10.—13., neugothische, Mönchsschrift, mehr viereckig, vom 14.—15., die Buchstaben der Absätze und Ueberschriften nicht größer als die Textbuchstaben vom 5—8., Cursiv- und neugothische Schrift vom 13.—16. Um den innern Werth einer Handschrift zu bestimmen, kommt es an auf ihr Alter (Autographen sind sehr selten), auf die Genauigkeit und Kenntnisse des Abschreibers. S. D. Aug. Pfeiffer, „Ueber Bücherhandschriften überhaupt" (Erlangen 1810). Vgl. Ebert, „Zur Handschriftenkunde" (Lpz. 1825 fg.). 1829 gab D. Gust. Hänel in Leipzig heraus: „Catalogi Manuscriptorum, qui in bibliothecis Galliae, Helvetiae, Hispaniae, Lusitaniae, Belgii, Britanniae asservantur" (4 Hefte, 4.).

Handschuh, bekannte Bedeckung der Hände, um sie gegen Kälte, Sonne und Luft zu schützen. Der Gestalt nach hat man Fausthandschuh, welche nur für den Daumen eine besondere Bedeckung, für die übrigen 4 Finger aber eine gemeinschaftliche haben, kurze Handschuh, welche bis in die Gegend des Handgelenkes reichen; ferner Damen- und Herrenhandschuh, bei letzteren ist der Daumen mit einem hakenförmigen Zwikel eingesetzt, lange Handschuh für Frauenzimmer, welche bis über den Ellenbogen reichen; von diesen hat man Handschuh mit halben Fingern und ohne Finger, d. h. da, wo die Finger angehen sollten, sind sie offen. Bei den Stolpenhandschuhen ist an der Oeffnung ein breiter Streif von sämischgarem Rindsleder angenäht, welcher das Handgelenk deckt, sie werden gewöhnlich von Cavalleristen und Reitern getragen. Dem Stoffe nach hat man Pelzhandschuh von den Kürschnern von Hamster-, Katzen-, Hunde-, Fuchsfellen verfertigt, baumwollene, wollene, seidene von den Strumpfwirkern oder Strickerinnen verfertigt. Bei den ledernen Handschuhen unterscheidet man wieder couleurte Handschuh und waschlederne (Waschhandschuh), welche von weißem oder gelbem, gut gebranntem, sä-

mischgarem Leder gemacht werden. Die starken, wildledernen Handschuh machen gewöhnliche Beutler, die feinern werden nach Art der französischen Handschuhmacher in eigenen Handschuhfabriken gefertigt. Hiervon sind die englischen, französischen und genueser die vorzüglichsten und werden in Italien, Spanien und Deutschland stark abgesetzt; dann berliner, altenburger, erlanger, dresdner, die letztern so gut wie französische. Die dänischen (Randerschen Handschuh) gehen nach allen nördlichen Gegenden; die parfumirten liefert Frankreich, die seidenen gestickten und gewirkten Mailand, Como und die Schweiz; Tirol die besten ledernen, diese werden Groß- oder Dutzendweise erhandelt, die seidenen nach dem Gewicht. — Die älteste Spur von einer Bekleidung der Hände findet sich, als Rebecca Jakobs Hände mit Bockfell überzog (1 Mos. 27, 16.); dann wird des Fechthandschuhs erwähnt. Bekannt ist das Hinwerfen eines Handschuhs als Zeichen der Herausforderung. Im Mittelalter war das Tragen von Handschuhen ein Recht der Könige und Bischöfe. Auch bedeutete, vornehmlich bei den Sachsen, die Sendung eines Handschuhs eine Schenkung, Uebergabe, Zueignung. Erbat sich eine Stadt das Marktrecht vom Kaiser, so sendete dieser ihr, als Zeichen der Gewährung, einen rechten Handschuh, weßwegen in Frankfurt a. M. noch vor kurzem zu der Herbstmeßzeit ein Paar Handschuh vor dem sitzenden Rath auf die Tafel gelegt wurden. Auch bei Anlegung einer Stadt war des Kaisers Handschuh Merkmal der gegebenen Erlaubniß, sowie beim Münzrecht.

Handwerk heißt jedes Geschäft, das sich mit der Bearbeitung roher Produkte für die Bedürfnisse des menschlichen Lebens beschäftigt. Es ist um desto mehr Handwerk, je weniger dazu Regeln und Nachdenken über die Regeln, als, entweder bloß körperliche Kraft, oder mechanische Fertigkeit erfordert wird. Jemehr das Handwerk Regeln hat und Studium der Regeln fordert, und je mehr die gelieferte Arbeit auf Schönheit Anspruch macht und Geschmack des Arbeiters verräth, um desto mehr nähert sichs der Kunst. Alles, was nicht in jene Categorien paßt, ist entweder Künstler oder Fabrikant, indem dieser die Maschinenhilfe so häufig als möglich anwendet, und dann freilich wohlfeiler als der Handwerker arbeitet. Diejenigen, welche die Geschicklichkeit im Handarbeiten besitzen, heißen Handwerker. In den ältesten Zeiten, wo es noch keine Handwerke und Handwerker gab, mußten die Frauenspersonen, besonders die Weiber nebst den Knechten alle die unentbehrlichsten Sachen verfertigen. Mit dem Steigen der Civilisation bildeten sich auch allmälig die Handwerker aus; indeß beschäftigten bis zum 10. Jahrh. außer Frauenspersonen und Sklaven, sich mit Betreibung der Handwerke selbst noch freigeborne Herren und Frauen, dann aber fast ausschließlich nur Freigelassene, die um Lohn arbeiteten, und Mönche und Nonnen in Klöstern, theils für sich, und theils zum Verkauf. Mit dem Aufkommen der Städte (als Sitzen ausgebildeterer Betriebsamkeit) und der Gründung städtischer Verfassungen bildete sich endlich das heutige Verhältniß der Handwerker nach und nach aus. Obschon es damals schon freie Handwerker in Deutschland gab, so standen sie doch vor Entstehung des Weichbildrechts in den größern Gemeinden unter herrschaftlichem Schutze und Hofrecht, ausgenommen in Städten röm. Ursprungs (wie in Köln), wo dieß nicht der Fall war. Vgl. Gilde u. Zunftwesen. Handwerker sind entweder Meister, oder Gesellen und Lehrbursche, und an eine ge-

wisse Ordnung und gewisse Gebräuche gebunden; daher Zünfte, Innungen, Gilden ꝛc. Daher auch gewisse Redensarten: das Handwerk zusammen kommen lassen, ins Handwerk gehen; Jemanden ins Handwerk greifen, das Handwerk legen ꝛc. Handwerkern werden an großen Orten mehre Obermeister vorgesetzt, denen die übrigen Mitmeister, besonders der Jungmeister Folge leisten. Man theilt die Handwerker in gemeine und künstliche (Uhrmacher, Gold- und Silberarbeiter ꝛc.), in gesperrte und ungesperrte oder freie; jene sind nur auf einige Orte eingeschränkt und dürfen außer denselben sich nicht ausbreiten, dergleichen in Nürnberg. Wer das zünftige Handwerk erlernen will, muß sich bei der Lade (Zunftarchiv) einschreiben lassen und zuvor sein eheliches Abkommen nachweisen. Dann übersteht er als Lehrling die gesetzte Lehrzeit, nach deren Verlauf er Geselle oder freigesprochen wird und einen Lehrbrief als Zeugniß erhält. Jeder Geselle muß nach vorhandenen Innungsgesetzen, um sich zu vervollkommnen, auf die Wanderschaft gehen. Zur Erleichterung derselben haben einige Innungen eingeführt, dem wandernden Gesellen, wenn er an dem Orte, welchen er durchwandert, keine Arbeit bekommen kann, ein Geschenk an Geld zu ertheilen. Solche Handwerker heißen geschenkte, zum Unterschiede der nichtgeschenkten. Sie haben einen Handwerksgruß unter sich eingeführt, den sie geheim halten, um den wirklichen Gesellen daran zu erkennen. Diese Handwerksinnungen haben ihre Herbergen für die wandernden Gesellen, worüber der Altgeselle die Aufsicht führt, der auch den Eingewanderten Arbeit zu verschaffen sucht, oder ihn umschauen läßt. Wollen Gesell und Meister sich trennen, so müssen sie es sich aufsagen. Nach vollendeten Wanderschaftsjahren kann der Geselle selbst Meister werden, wenn er seine Geschicklichkeit durch ein Meisterstück beurkundet hat. An vielen Orten muß er sich überdieß anheischig machen, die Tochter oder Witwe eines Meisters zu heirathen (die Muthung). Die Witwen der Handwerker dürfen auch die Hantirung durch Gesellen forttreiben lassen. Jeder, welcher ohne bei einem zünftigen Meister gelernt oder das Meisterrecht erworben zu haben, ein Handwerk für eigene Rechnung ausübt, wird Störer, Pfuscher oder Pönhase genannt. Auch hat man Lehnhandwerke und kramende, Kram- oder Krämerhandwerke; letztere gehen mit ihren Sachen auf den Verkauf aus. Die Schuldbücher der Handwerksleute haben, wenn sie ordentlich eingerichtet sind, gleichen Glauben, wie die Handelsbücher. Im rohen Mexiko sind die Handwerker mit seltenen Ausnahmen, sobald sie sich der Fabrikatur nähern, so verachtet, daß sich freie und unbescholtene Menschen nicht als Gehilfen verdingen. Ob Handwerksgilden nöthig und nützlich sind, darüber ist man noch nicht eins. — Arbeitet der Verfertiger für keine feste Kunde, so wird er gewiß wohlfeiler, aber auch so schlecht und aus so schlechtem Material arbeiten, daß nur Der, welcher die Dauer nicht berechnen kann, solche Arbeit vorziehen wird, wie viele Meßkäufer an mancher Waare wahrnehmen können. — Handwerksgebrauch. Gegen solche Gebräuche, die dem Publikum in Deutschland nachtheilig waren, eiferten zwar die Reichspolizei und speciellen Landesgesetze, jedoch oft sehr vergeblich, bis durch die Auflösung des römischen Reichs die Territorien sich vergrößerten. Seitdem haben die Handwerksinsurrektionen bei uns aufgehört. Die besseren Gebräuche hat man in den schriftlichen Innungsartikeln der Handwerker, wo sie noch Zünfte bilden, beibehalten. — Handwerkspolizei hat die Pflicht, sowohl im Inter-

esse der Handwerker, als ihrer Kunden, sich so zu gestalten, daß der fleißige Handwerker sich nähren kann, das Publikum nicht überthenert, und kein Gewerbe durch Ueberfüllung mit Nahrungstreibern dieser Art, oder durch Innungsmißbräuche bevortheilt wird. — Handwerksrecht ist der Inbegriff rechtlicher Bestimmungen, welche die Handwerker und die sie angehenden Rechtsstreitigkeiten betreffen. Die Quellen zur Erlernung desselben sind die Landesgesetze, Handwerksordnungen und Gebräuche, richtige Begriffe und Ansichten der Handlungsgeschäfte und die besondern einzelnen Handwerken ertheilten Privilegien. Diese Gesetze, aber kein Herkommen, müssen das Handwerksrecht bilden. Unter allen deutschen Staaten steht in dieser Gesetzgebung Baiern oben an. — Handwerkerkrankheiten nennt man jene Krankheiten, deren pathologischen Momente vorzüglich durch die Verschiedenheit der Beschäftigungen, der Körperanstrengung, durch den täglichen Gebrauch verschiedener Stoffe und Materialien, das Einathmen einer ungesunden Atmosphäre und mehre andere Umstände, welche mit den verschiedenen Handwerken und Gewerben verbunden sind, entwickelt werden. Es bedarf keines Beweises, daß eine anhaltende Beschäftigung einer bestimmten Art und äußere Verhältnisse, unter denen der Mensch eine lange Zeit lebt, endlich einen bedeutenden Einfluß auf den Geist und den Körper desselben gewinnen, und auf die Dauer Leiden eigener Art hervorbringen müssen. Schon jedes Gewerb prägt dem sich ihm widmenden Menschen eine besondere, leicht zu erkennende Physiognomie auf; so kann man leicht den Schneider, Schuster, Fleischer, Becker, Brauer ꝛc. von einander unterscheiden. Wie nun jedes Handwerk seine besondere Physiognomie hat, ebenso leidet es an seinen eigenthümlichen Krankheiten. Die schädlichen Einflüsse, die sich Handwerker aussetzen, werden zwar oft durch die Gewohnheit, indem sie den Körper für ihre Einwirkung abstumpft, weniger schädlich gemacht, sie verursachen nichtsdestoweniger nicht selten Uebel, und begründen noch häufiger eine Anlage zu denselben. Die näheren Veranlassungen, welche eine solche Krankheitsdisposition herbeiführen, sind theils innere, theils äußere. Zu den innern gehören die bestimmte Anstrengung, und vorzüglich die anhaltende Uebung der Muskelthätigkeit in derselben Richtung. Uebermäßige Thätigkeit derselben geben Veranlassung zu Brüchen, Zerreißungen, Verrenkungen; zu geringe Stockungen des Blutes, woraus eine Erschlaffung und schlechte Ernährung des Körpers hervorgeht. Nicht weniger sind die Körperlagen, in der sich der Handwerker erhalten muß, häufige Ursachen zu allerhand krankhaften Veränderungen: die vorübergebückt sitzende Körperhaltung des Schusters erzeugt bei ihm häufig Hypochondrie, Hämorrhoiden, schlechte Verdauung und Verstopfung; die wenig körperliche thätige Beschäftigung des Schneiders gibt seinem Geiste einen Hang zur Fantasterei, und das gedrückte Sitzen mit übereinander gelegten Beinen verursacht Schwäche der Schenkel. Die größere Muskelanstrengung der Zimmerleute, Metzger ꝛc. hebt die Verdauung und Appetit, regt zu einer größern Blutverbreitung auf und legt hierdurch die Anlage zu entzündlichen Krankheiten. Zu den innern Veranlassungen gehören ferner die unausgesetzte Uebung eines Organs. Durch Uebung wird zwar jedes Organ gestärkt; durch einen zu anhaltenden und angestrengten Gebrauch desselben wird es hingegen geschwächt und zu vielen Uebeln disponirt; daher sieht man bei Uhrmachern häufig auch Augenentzündungen und Schwäche der Sehkraft.

Unter den äußern Ursachen ist vorzüglich die Luft, worin die Handwerker athmen, zu berücksichtigen. Eine mit allerhand Stoffen geschwängerte und verdorbene Luft hat für die Gesundheit den größten Nachtheil, und ihr sind viele Krankheiten unter den Handwerkern zuzuschreiben. So sind Becker und Müller sehr der knotigen Schwindsucht ausgesetzt, weil der Mehlstaub, den sie einathmen, in die Luftzellchen der Lungen dringt, und dort Knötchen bildet. Die Vergolder und Spiegelbereiter athmen die Queckstlberdünste ein, und bekommen eine Merkurialvergiftung; in Arsenikhütten, in denen der Dunstkreis mit aufgelösten Theilen dieses Gifts geschwängert ist, kommen nicht selten ähnliche Vergiftungen vor. Wichtig sind auch in dieser Hinsicht die Stoffe, womit gearbeitet wird: diese werden in den Körper aufgenommen, und führen durch ihre Heterogenität mit demselben verschiedene Uebel herbei. Die Arbeiter mit Blei unterliegen nicht selten einer dieser Vergiftung eigenen Kolik; die Schornsteinfeger sind einem gefährlichen Ausschlage unterworfen.

Hanf, eine vaterländische, selbst über den Flachs zu schätzende Pflanze. Sie erreicht auch bei uns in fettem und etwas feuchtem Boden bis 8 und 9 Fuß Höhe. Sie bedarf Luft und Raum und sorgfältigere Hütung, auch einer tiefen Durchwühlung des Unterbodens. Wenn die männlichen Blüthen zu vertrocknen anfangen: so rauft man solche Pflanzen aus und läßt sie austrocknen. Diese liefern den für die dauerhafte Leinewand so nützlichen Spinnstoff in feinen Fäden, und selbst der wohlgereinigte Werg ist noch für grobe Weberei tauglich. Sechs Wochen später wird der Samen tragende weibliche Hanf eben alles reif, und liefert, neben dem Samen, das zur Seife so nützliche Oel, und das gröbere Gewebe für Seilereien gröberer und feinerer Art. Er zieht sehr viele Nahrung aus der Luft wie aus der Tiefe, und wächst gern bei neuer Düngung auf dem nämlichen Fleck wieder. Die Blätter der Hanfpflanze liefern einen berauschenden Taback. Die Ursache dieser gleichen Nützlichkeit und Schädlichkeit für die arbeitenden Klassen hat noch kein Physiker ergründet. Der Hanf stammt ursprünglich aus Ostindien und Persien, kam von da nach Aegypten, und Pythagoras brachte ihn zuerst nach Griechenland. Nach Deutschland ist er hauptsächlich durch Mönche und Kreuzfahrer gebracht worden. Der engländische Hanf übertrifft alle andere Sorten an Dauerhaftigkeit; nach ihm kommt der russische, der vorzüglich zu Packleinwand verarbeitet wird. Der Hanf ist für das Seewesen von der größten Wichtigkeit und daher ein sehr beträchtlicher Handelsartikel. Ein Kriegsschiff vom ersten Range bedarf zu Segel und Tauwerk 180 000 Pfund rohen Hanfes. 1788 wurden 54 464 Tonnen in England eingeführt; nach dem damaligen Preise von 20 Pf. St. für die Tonne, beträgt dieß eine Summe von 1.269.280 Pf. St. Der chinesische Hanf übertrifft den gemeinen Hanf bei weitem.

Hang, s. Neigung.

Hangmatte wird auf Seeschiffen ein Segeltuch genannt, welches im Raume schwebend den Seeleuten zu einer ruhigeren Lagerstätte dient, als das Lager auf einer Bettstelle; sie sind viereckig, 6 Fuß lang, 3 Fuß breit und mit Leinwand untersetzt, mit einem halbmondförmigen Holze oben und unten; in heißen Ländern sind sie zum Theil von Baumwolle und schöner und bequemer eingerichtet; die brasilianischen sind netzartig mit Frangen, schön durchbrochen und zierlich: andere sind von dem zähern

Fasern der Pitto-Aloe. In warmen Gegenden dienen sie, um in luftigen Zimmern, oder im Freien gesunder als am Boden zu schlafen. In Ostindien läßt sich mancher Reisender in diesen Hangmatten oder in einem Palankin tragen.

Hängewerk, in der Baukunst, ein nicht durch Streben oder Pfäle von unten gestützter, sondern frei liegender, von oben so verbundener Balken, daß er sich nicht biegen kann. Werden Strebebänder unter den Balken angebracht: so heißt das Sprengewerk; wenn aber beide Arten vereint sind, dann Hänge- und Sprengewerk.

Hänke (Thaddeus), Dr. der Philos., Naturforscher und Reisender, ein Böhme, gebürtig aus dem leutmeritzer Kreise, ward von der spanischen Regierung erbeten, Malaspina auf dessen Reise um die Welt 1789 als Naturforscher zu begleiten. Er kam in Cadix an, nachdem die Expedition vor 24 Stunden unter Segel gegangen war. Mit dem nächsten segelfertigen Schiffe folgte er dem Capitain nach dem Platastrome; allein sein Schiff scheiterte an der Küste von Montevideo. Schwimmend, seinen Linné und seine Papiere unter der Mütze rettend, erreichte Hänke den Strand und beschloß, als er auch hier die Expedition bereits abgereist fand, quer durch das Land, über die Andes, den Cap. Malaspina in St.-Jago aufzusuchen. Ohne Kenntniß der Sprache, ohne Hülfsmittel, überwand er, ein kühner Vorgänger Humboldt's, alle Hindernisse und vereinigte sich mit Malaspina. Vielleicht absichtlich an seiner Rückkehr nach Europa gehindert, blieb er in Amerika, wo er durch einen Zufall zu Cochabamba sein Leben verlor. Das königl. böhmische Nationalmuseum besitzt naturhistorische Sammlungen von ihm, und der Präsident Graf Kaspar von Sternberg (s. d.) hat in der 3. öffentl. Sitzung des Museums 1825 dieses muthigen Naturforschers Leben erzählt. Das böhm. Museum gab 1825 zu Prag in einer Lieferung mit 12 Kupf., Fol., heraus: „Reliquiae Haenkeanae, s. descriptiones et icones plantarum, quae in America merid. et boreali, in insulis Philippinis et Marianis collegit Thaddeus Haenke". S. über ihn die Monatsschrift der Ges. des vaterländ. Mus. in Böhmen, 1. 1827.

Hannibal, ein Sohn des Hamilkar Barkas, geb. 247 vor Chr., war 9 J. alt, als sein Vater, dem er in den Krieg nach Spanien zu folgen begehrte, ihn am Altare schwören ließ, stets ein Feind der Römer zu seyn. Hannibal hatte eine griechische Bildung erhalten, und hatte später Griechen um sich, die seine Geschichte schrieben. In Spanien war er Zeuge der Eroberungen seines Vaters. Als derselbe 9 J. nachher in einer Schlacht in Lusitanien geblieben, und sein Eidam Hasdrubal zu seinem Nachfolger ernannt worden war, kehrte Hannibal in sein Vaterland zurück, bis er, 22 J. alt, auf Hasdrubal's Wunsch wieder beim Heere erschien. Die Krieger erblickten in ihm den ihnen einst so theuern Hamilkar; er machte 3 Feldzüge und gab so große Proben seiner Talente und seiner Tapferkeit, daß ihm das Heer, nach Hasdrubal's Ermordung, 221 den Oberbefehl unter dem lebhaftesten Zuruf übertrug. Treu seinem ersten Eide, ließ der 26jährige Feldherr bald merken, daß er die mit Rom geschlossenen Verträge zu brechen geneigt sey, sobald sich eine Gelegenheit dazu fände. Dieß geschah durch die Eroberung Sagunts, die Hannibal, mit Genehmigung des carthagischen Senats, nach einer 8 monatlichen Belagerung vollbrachte. Die Römer erschraken über das Schicksal Sagunts und schickten Gesandte nach Carthago, um

die Auslieferung Hannibal's zu erlangen. Man zögerte, und sie erklärten den Krieg. Hannibal versammelte sogleich ein mächtiges Heer und entwarf den kühnen Plan, die Römer mitten in Italien anzugreifen. Nachdem er für die Sicherheit Afrikas gesorgt und seinen Bruder Hasdrubal mit einem Heere in Spanien zurückgelassen, brach er mit 90 000 M. Fußvolk, 40 Elefanten und 12.000 Reitern auf, durchzog mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit mitten im Winter ganz Gallien, und langte am Fuße der Alpen an. In 9 Tagen hatte er, von cisalpinischen Galliern geführt, das Gebirge im November überstiegen. Nach des Schottländers General Melville Untersuchung, der auch de Luc, sowie die Generale Roguiat und Dumas beistimmen, ging Hannibal's Zug über den kleinen Bernhard, oder die grajischen Alpen in das Thal von Aosta nach Ivrea, nach Richard aber über den Genevre (kottische Alpen) in das Land der Taurimer (wie Livius dem Polybius entgegen anführt), deren Stadt er eroberte, worauf er in das der Insubrer zog. Aber von dem Heere, mit welchem er ausgezogen war, hatte er nur noch 20.000 M. zu Fuß und 6000 Reiter übrig, die mehr Gerippen als Menschen glichen. Dennoch verlor er den Muth nicht; nur zwischen Sieg und Tod war zu wählen. Turins Eroberung sicherte ihm die Lebensmittel und machte den cisalpinischen Galliern Muth, sich mit ihm zu vereinigen. Auch würden diese sich noch zahlreicher unter seinen Fahnen gestellt haben, wäre nicht Publius Scipio mit einem römischen Heere, das bei Pisa gelandet, in Eilmärschen herangerückt. Am Flusse Ticinus traf man auf einander. Ein Angriff der numidischen Reiterei entschied den Sieg für Hannibal. Scipio vermied ein neues Gefecht und zog sich bis über Trebia zurück, ohne die Festung Clastidium retten zu können. Unterdeß war Sempronius mit einem zweiten Heere angelangt. Anfangs durch dasselbe in Schranken gehalten, wußte Hannibal den jähzornigen Gegner bald zum Kampfe zu reizen, legte einen Hinterhalt bei der Trebia, umging das römische Heer und vernichtete es. Die Römer verloren ihr Lager und 26.000 M. Hannibal nahm jetzt Winterquartiere bei den cisalpinischen Galliern, die seine Bundesgenossen wurden. Bei Eröffnung des folgenden Feldzugs sah er sich an den Ausgängen der Apenninen von 2 neuen Heeren erwartet. Er beschloß, sie einzeln zu schlagen und Flaminius vor der Ankunft seines Mitconsuls aufzureiben; er täuschte ihn durch falsche Märsche, rückte hinter den Apenninen vor und drang durch die Moräste von Clusium. Vier Tage und vier Nächte zogen die Carthager durch Sümpfe. Hannibal selbst, der den letzten noch übrigen Elefanten bestiegen hatte, rettete sich nur mit Mühe, und verlor ein Auge durch eine Entzündung, die er nicht hatte schonen können. Kaum hatte er das trockne Feld wieder gewonnen, als er alle Mittel anwendete, Flaminius zu einer Schlacht zu zwingen. Er verheerte Alles mit Feuer und Schwert, nahm den Schein an, als wolle er auf Rom losgehen, wandte sich aber plötzlich in einen von fast unzugänglichen Felsen geschlossenen Engpaß. Flaminius folgte ihm unbesonnen nach und wurde sogleich angegriffen. Da erfolgte, nahe am Trasimen, jene blutige Schlacht, in welcher List und Talent über römische Tapferkeit siegten. Auf allen Seiten angegriffen, wurden die Legionen der Römer niedergeschlagen, ohne sich entfalten zu können. Bereichert durch die Beute des überwundenen Feindes, bewaffnete Hannibal jetzt seine Krieger nach Art der Römer, und drang in Apulien ein, allent-

halben Schrecken verbreitend. Das beängstigte Rom hatte sein Heil einem Dictator (Fabius Maximus) anvertraut, der es versuchte, durch Zaudern die Kraft der Carthager zu erschöpfen. Er bekämpfte Hannibal mit Hannibal's Waffen, folgte ihm allenthalben, ohne ihn erreichen zu wollen, überzeugt, daß die Carthager ein verwüstetes Land nicht lange behaupten. Diese wurden indeß von ihrem Feldherrn in die Ebenen von Capua geführt, welcher dadurch die erschrockenen Städte dem Bunde der Römer untreu zu machen und Fabius von den Berghöhen herabzuziehen hoffte. Aber plötzlich befand er sich in derselben Schlinge, in welcher Flaminius untergegangen war. Eingeschlossen zwischen den Felsen von Formiä, dem Sande von Lecsternum und den dort befindlichen Seen, konnte er nur durch eine List sich retten. Er ließ tausend Rinder zusammenbringen, ihnen Feuerbrände an den Hörnern befestigen, und so diese wüthenden Thiere mitten in der Nacht gegen die von den Römern bewachten Engpässe treiben. Erschrocken über die Wundererscheinung verließen diese die Anhöhen, und Hannibal erzwang den Durchgang. Die Römer, unzufrieden mit Fabius und seiner Zögerung, theilten jetzt die Dictatur zwischen ihm und Minutius Felix, seinem Befehlshaber der Reiterei. Dieser, voll Begierde zu schlagen, fiel bei Geruninm in einen Hinterhalt und wäre ohne des Fabius großmüthigen Beistand verloren gewesen. Als dieser Feldzug beendigt war, schienen auch die andern römischen Feldherren nichts dem Zufall überlassen zu wollen, und zögerten nach des Fabius Beispiel. Hannibal sah mit Kummer sein Heer sich langsam aufreiben, als Terentius Varro, der neue Consul, ein unwissender und eingebildeter Mann, den Befehl der Legionen übernahm. Hannibal hatte Cannä (s. d.) eingenommen, und die Römer in die Nothwendigkeit versetzt, eine Schlacht zu liefern. Beide Heere standen einander gegenüber; Paulus Aemilius, des Varro Mitconsul, wollte der nachtheiligen Stellung wegen die Schlacht aufschieben, Varro dagegen wählte den Tag seines Oberbefehls, gab das Zeichen zum Angriff und erlitt eine gänzliche Niederlage. Das vor Schrecken betäubte Rom würde, wie es scheint, dem Sieger nicht haben widerstehen können, wenn er vor seinen Thoren erschienen wäre. Statt dessen ging Hannibal nach Capua, welches ihm die Thore öffnete. Der Aufenthalt in dieser üppigen Stadt verweichlichte seine Soldaten, doch wagte seit der Schlacht bei Cannä kein römischer Feldherr, sich in der Ebene zu zeigen. Aber auch Hannibal war außer Stande, weitere Fortschritte zu machen; sein Heer war geschwächt, und ungeachtet seiner glänzenden Siege und des hohen Ansehens seiner Partei in Carthago, hatten seine dortigen Feinde einen solchen Einfluß gewonnen, daß sein Bruder nur mit Mühe es dahin brachte, ihm ein geringes Hülfsheer von 12.000 M. zu Fuß und 2500 Reitern zuführen zu dürfen, womit er überdieß noch den weiten Weg durch Spanien nehmen mußte. Dadurch ward Hannibal auf die Defensive beschränkt. Capua wurde von 2 consularischen Heeren belagert und war der Uebergabe nahe. Hannibal hoffte es durch eine kühne Unternehmung zu retten, drang gegen Rom vor und lagerte sich im Angesichte des Capitols (211 v. Chr.); aber die Römer ließen sich nicht schrecken. Capua fiel. Dieser glückliche Erfolg gab ihnen die entschiedenste Ueberlegenheit, denn fast alle Völker Italiens erklärten sich jetzt für sie. Von dem Consul Claudius Nero in sein Lager zurückgeworfen, konnte Hannibal Nichts thun, um sich mit seinem Bruder zu vereinigen.

Schon hatte dieser die Apenninen überstiegen, als er von demselben Nero 207 angegriffen und getödtet wurde, welcher das blutige Haupt in Hannibal's Lager werfen ließ. Dieser zog sich in das Land der Bruttier zurück, wo er, von Hindernissen umringt, noch mit ungleichen Kräften gegen die siegreichen Heere kämpfte und sich glücklich behauptete. Aber jetzt trug Scipio die römischen Waffen nach Afrika und setzte Carthago in Schrecken, welches Hannibal zu seinem Schutze zurückrief. „Nicht Rom, sondern Carthagos Senat hat den Hannibal besiegt", rief er ihm, als er den Befehl las, Italien zu verlassen. Er schiffte seine Truppen ein, ließ die Bundesgenossen, die ihm zu folgen sich weigerten, umbringen, und verließ 205 das Land, das er 16 Jahre lang gegen Roms ganze Macht behauptet hatte. Er landete in dem Hafen von Leptis, zog einen Theil der Numidier an sich und nahm sein Lager bei Adrumet. Scipio bemächtigte sich indeß mehrer Städte und machte die Einwohner zu Sklaven. Hannibal von seinen Landsleuten zu einer entscheidenden Schlacht genöthigt, rückte ihm entgegen und lagerte sich bei Zama, 5 Tagereisen von Carthago. Eine Unterredung zwischen beiden Feldherren, in welcher Hannibal Friedensvorschläge that, blieb fruchtlos. Die Waffen entschieden zu Hannibal's Nachtheil. 20.000 Carthager blieben auf dem Platze, und ebenso viele wurden gefangen. Hannibal floh nach Adrumet, sammelte die Flüchtlinge, und brachte in wenigen Tagen wieder ein Heer zusammen, mit dem er sich den Fortschritten des Siegers entgegenstellen konnte. Darauf ging er nach Carthago und erklärte dem Senate, daß die einzige Rettung im Frieden sey, und bewog ihn, sich dafür geneigt zu erklären. So endigte sich nach 18 Jahren dieser blutige Kampf doppelt verderblich für Carthago, das sich nicht nur seiner alten Eroberungen beraubt sah, sondern mit seiner Flotte auch die Hoffnung verlor, in diesen Verlust ersetzen zu können. Hannibal blieb dessenungeachtet in vollem Ansehen und erhielt den Oberbefehl über ein Heer im Innern von Afrika. Aber die Partei des Hanno, seines Hauptfeindes, ließ nicht ab, ihn zu verfolgen, und klagte ihn bei den Römern an, daß er geheime Verbindung mit König Antiochus von Syrien unterhalte, und den Krieg aufs Neue zu entzünden suche. Röm. Abgeordnete erschienen in Carthago, um seine Auslieferung zu verlangen. Er rettete sich durch die Flucht, ging nach Cercina, und von da nach Tyrus, wo er mit großen Ehren empfangen wurde, und begab sich in der Folge nach Ephesus, wo Antiochus seinen Hof hielt. Er bewog diesen Fürsten, den Römern den Krieg zu erklären, und zeigte ihm, daß Italien der Schauplatz desselben seyn müsse. Antiochus genehmigte die Plane Hannibal's; als aber dieser seinem Vaterlande ein Bündniß anbieten ließ, siegten seine Feinde abermals im Senat und vereitelten den glücklichen Erfolg des Unternehmens. Hannibal erhielt zwar den Oberbefehl über die syrische Flotte und griff mit derselben die Rhodier, Roms Bundesgenossen, an, sah sich aber durch die Treulosigkeit eines ihm untergeordneten Befehlshabers zum Rückzug gezwungen; Antiochus selbst wurde durch eine Reihe von Fehlern und Unglücksfällen bewogen, einen schimpflichen Frieden zu unterhandeln; Hannibal entging der Auslieferung an die Römer durch abermalige Flucht und folgte der Einladung des Königs Prusias von Bithynien, der gegen die Römer Krieg und Rache athmete. Er ward die Seele eines mächtigen Bündnisses zwischen Prusias und verschiedenen benachbarten Fürsten gegen Eumenes, König von Pergamus, einen Bundes-

genoſſen von Rom, trat an die Spitze der Kriegsmacht und erfocht mehre Siege zu Land und zur See. Aber dieſer Vortheile ungeachtet zitterte Aſien vor dem Namen Roms; und Pruſias, an den der Senat Abgeordnete geſchickt hatte, um die Auslieferung Hannibal's zu fordern, war bereit, dem Befehle zu gehorchen. Der Held kam dieſer Schmach durch Gift zuvor, das er ſtets in ſeinem Ringe bei ſich trug. So ſtarb er 183 v. Chr., 64 J. alt. In der Schrift: „Hannibal's Heerzug über die Alpen", von C. L. E. Zander (Götting. 1828), ſind die bisherigen Unterſuchungen über Hannibal's Alpenzug zuſammengeſtellt. Der Verf. folgt Deluc.

Hanno, 1) carthagiſcher Feldherr um 550 vor Chriſto, nach Einigen ſchon vor Herodot, nach Andern zu deſſen Zeit; ſchrieb in puniſcher Sprache die Beſchreibung ſeiner Entdeckungs- und Handelsreiſe, die er auf Befehl ſeiner Republik mit einer beträchtlichen Flotte und vielen tauſend Menſchen an Afrika's Weſtküſte machte, aus welcher Beſchreibung der carthag. Senat einen engen Auszug in Form einer lapidariſchen Inſchrift machen ließ, der im Saturnustempel zu Carthago aufgeſtellt wurde. Hanno kam bis Guinea, bis zum 4. Grade nördl. Breite. An der Küſte von Marokko legte Hanno, an für künftigen Handel bequemen Stellen, 6 Colonien an (die äußerſte auf Kyrene, als Hauptſtandpunkt eines künftigen Handels), jede ungefähr mit 5000 Einw. Jener Auszug ward erhalten in einer griech. Ueberſetzung als Küſtenbeſchreibung, über deſſen Aechtheit ſehr viel Streit herrſcht. Zuerſt berausgeg. von Sig. Gelenius, Baſel 1533, 4., dann von Berkel, Leyden 1674, 12., griechiſch und deutſch von Schmid hinter Arrians „Indica", mit Bougainville's Abhandlung von dieſer Reiſe in Hudſons „Geogr. vet. script. gr. min., tom. I.", mit Dodwells Abhandlung „De Hann. aetate" griechiſch und engliſch von Falconer, mit fremden und eigenen Abhandlungen über Hanno, und von Hug, Freiburg 1808, 4. Vgl. Mannert „Geographie der Griechen und Römer", 1. Theil; Hager, „De Hanno", Chemnitz 1764; Bredow, „Ueber das Zeitalter des Hanno", in deſſen „Unterſuchung über einige Gegenſtände der alten Geſchichte, Geographie ꝛc.", Altona 1803; Vierthaler, „Ueber den Periplus des Hanno", mit deutſchen Ueberſetzungen, in deſſen „Beiträge zur Geſchichte und Geographie", 2 Theile, Salzb. 1798; Knoblauch, „Ueber die Ankunft der Carthager ꝛc.", im „Neuen deutſchen Merkur", Jan., Leipzig 1792. 2) Reicher Carthager, trachtete nach der Oberherrſchaft, weßhalb er bei der Vermählung ſeiner Tochter den ganzen Magiſtrat zu vergiften gedachte. Nach Entdeckung des Plans mit Strafe verſchont, bewaffnete er eine große Anzahl Sklaven gegen die Vaterſtadt. Abermals entdeckt warf er ſich mit 20.000 derſelben in ein feſtes Schloß, wurde aber gefangen und nebſt ſeinen Verwandten grauſam hingerichtet. 3) Carthagiſcher Feldherr im erſten pun. Kriege, 264 nach Sicilien geſchickt, als die Römer den Mamertinern Beiſtand zu leiſten im Begriff waren, ſchlug, mit Hülfe eines Sturms, die erſte röm. Flotte. Nach Meſſana's Eroberung durch die Römer zog er ſich in die Burg der Stadt zurück, wurde aber gefangen, zwar losgelaſſen, aber in ſeiner Heimath gekreuzigt. 4) Hannibals Sohn, des Vorigen Nachfolger in Sicilien; verband ſich mit Hiero und Agrigent gegen die Römer, ward aber vom Conſul App. Claudius, nach der Schlacht bei Meſſana, zum Frieden gezwungen. Nach einer unglücklichen Schlacht bei Agrigent floh er nach Heraklea; daher abgeſetzt. Später

befehligte er unter Hamilkar einen Theil der Flotte in der Schlacht bei Heraklea Minoa lange sehr tapfer. Von Hannibal ward er mit (nicht angenommenen) Friedensvorschlägen an die Römer geschickt. 5) Carthag. Suffet, im libyschen Krieg zum Unterhandeln mit den Miethtruppen abgeschickt, dann Oberbefehlshaber gegen dieselben, siegte, benutzte aber den Sieg nicht, weßhalb er seinem Feinde, dem Hamilkar Barkas, weichen mußte. 6) Unterfeldherr Hannibals in Italien, wo er bei Cannä den linken Flügel befehligte. Bei Beneventum von Sempr. Gracchus geschlagen siegte er wieder in Lucanien über einen Theil der Armee desselben und schlug entscheidend die Römer bei Thurium. 7) Ein Carthager; löste mehren Vögeln die Zunge und lehrte sie sprechen: Hanno ist ein Gott; dann ließ er sie nach allen Richtungen fliegen. Sie aber täuschten ihn und kehrten zu ihrer alten Sangweise zurück.

Hanno, gewöhnlich Anno, mit dem Beinamen des Heiligen, einer der ausgezeichnetsten Erzbischöfe der kölnischen Kirche, stammte aus einem edeln sächsischen Geschlechte und ward im Anfange des 11. Jahrh. geboren. Er war ein Bruder Wessilo's, Erzbischofs zu Magdeburg. Ausgestattet mit vorzüglichen Geistesgaben, widmete er sich mit Eifer den Wissenschaften und wurde Vorsteher des Gymnasiums zu Bamberg, später als Probst der Kirche zu Goslar berufen. Kaiser Heinrich III. erhob ihn, wegen seiner tiefen Urtheilskraft in Staatsangelegenheiten, zu seinem Kanzler, und Hanno gelangte bald zu einer hohen politischen Bedeutung. Der Monarch bestimmte seinen verdienstvollen Kanzler zum Coadjutor des köln. Erzbischofs Hermann II., und Hanno bestieg nach dessen Tod (1056), trotz der Widersetzlichkeit mehrer Geistlichen, auf Befehl des Kaisers den erzbischöflichen Stuhl zu Köln. Nach Heinrichs III. Tode (1056) zeichnete er sich unter der Minderjährigkeit Heinrichs IV. durch kühnen und weisen Herrschersinn aus; denn er erklärte sich mit den Erzbischöfen von Bremen und Mainz und dem Herzog Otto von Baiern und Andern, gegen Heinrichs III. Witwe, Agnes, welche die Vormundschaft über Heinrich IV. führte. Auf seinen Rath wurde Heinrich IV. seiner Mutter entrissen; sein Ansehen in Deutschland war fast allgewaltig. 1057 veranstaltete er zur Herstellung der guten Ordnung und Zucht, ein großes Concilium, welches Papst Victor II. mit seiner Gegenwart beehrte. Auch 1062 schrieb er ein Concilium aus, auf welchem der Gegenpapst Honorius II. verdammt und Alexander II. in Deutschland anerkannt wurde. Hanno machte indeß wegen den damaligen Streitigkeiten mehre Reisen nach Rom und suchte auf alle mögliche Weise den Frieden in der Kirche sowohl als im deutschen Reiche zu erhalten. Der Erzbischof Adalbert von Bremen (s. d.), der Heinrichs Launen und Leidenschaften begünstigte, wo hingegen Hanno die bösen Neigungen des Monarchen zu unterdrücken und ihn zu einem edeln Menschen und tüchtigen Fürsten heranzubilden suchte, wurde zwar durch ihn gestürzt, jedoch nur auf kurze Zeit; und die Ueberzeugung, den wilden Strom nicht hemmen zu können, bewog ihn 1073 die Reichsverwaltung nieder zu legen. In dem Streite Heinrichs IV. mit den Sachsen machte er den Vermittler. Ebenso als dieser Kaiser mit Papst Gregor VII. zerfiel, war der friedliebende, für das Wohl des deutschen Reichs rastlos thätige Hanno eifrigst bemüht, den Streit beizulegen; aber es gelang ihm nicht, die leidenschaftlichen Gemüther zu besänftigen. Ueber sein Benehmen bei der zu Köln 1073 entstandenen großen Unruhen, wo er kaum sein Leben vor dem rasenden

Haufen retten konnte, s. Vogt's treffliches Werk: „Rheinische Geschichten und Sagen", 2. Thl. Das äußere Leben dieses großen Kirchenfürsten ging mit Bewunderung in das Gemüth des Volkes ein; seine geistliche und weltliche Regierung war musterhaft, und die Würde seines geistlichen Wandels, die väterliche Sorge für sein Erzbisthum und der Eifer, mit dem er die Reformation des Klerus und der Klöster betrieb, und neue Klöster und Kirchen, sowie wohlthätige und Bildungsanstalten stiftete, erhoben ihn schon in seinem Leben zu einem Heiligen. Er starb 1075, von seinen Zeitgenossen als der köstlichste Edelstein, die Blüthe und das neue Licht ganz Deutschlands gepriesen. Das gehaltvolle Lobgedicht auf diesen köln. Erzbischof ist die Krone aller Ueberbleibsel deutscher Poesie aus jenem Zeitraume. Es scheint gegen Ende des 11. oder im Anfange des 12. Jahrh., von einem gedankenreichen, dichterischer Begeisterung empfänglichen, mit gelehrten Kenntnissen nicht dürftig ausgestatteten Geistlichen verfaßt zu seyn, besteht aus 49 Strophen in 870 Versen nach Schilter's Abdruck, in 874 bei Bodmer; zeichnet sich durch lyrischen Gang und epische Auswahl des Stoffes und durch epischen Chronikenstyl gleichmäßig aus. Der Dichter beginnet mit der Schöpfung und dem Sündenfalle, womit die Erlösung des Menschengeschlechts durch Jesus Christus nothwendig geworden. Die Verbreitung des Christenthums durch die Apostel und wie es auch zu dem fränkischen Volke durchgedrungen, führte auf Hanno und seinen erzbischöflichen Sitz zu Köln. Bei der wehrhaften Festigkeit dieser Stadt wird verweilt und die Entstehungsgeschichte der Burgen seit Ninus und Semiramis eingeschaltet; das Bild der Großthaten erobernder Völker zieht vorüber; tapferer Rittersinn spricht sich in schauerlich lebendigen Schlachtgemälden aus und die röm. Weltherrschaft tritt hervor. Die Erinnerung an die Versuche, welche von den Römern zu Deutschlands Unterjochung gemacht worden sind, leitet auf Erwähnung des Frankenvolkes und seine trojanische Abkunft; doch bald wird eingelenket und auf Julius Cäsar und Kaiser Augustus zurückgekommen; daß der Weltheiland unter dieser Regierung geboren wurde, gewährt einen schicklichen Uebergang zu der auf dem Erdboden verbreiteten christlichen Religion und ihren Dienern; er gedenkt der 33 Bischöfe Kölns vor Hanno, wovon 7 als Heilige glänzen, und kömmt dann auf Hanno. Das Lob des frommen Hirten wird gefeiert, sein Leben und Wirken, seine Leiden und Wunderkräfte werden geschildert, und seinen Kummer über den Wahnsinn der Deutschen, sich immer selbst zu besiegen; „denn Niemand vermochte zu widerstehen, wollten sie nur treu zusammengehen, sie stiften Heerzüge gegen Verwandte und Hausgenossen; das Reich kehrt seine Waffen in seine eigenen Adern". Da er Das nicht abzuändern vermag, mag der deutsche Mann nicht länger leben und stirbt aus Gram. Da gestaltet sich am Schlusse aus den wundersamsten Verflechtungen lyrisch-epische Einheit. Sprache und Ton wechseln oft; die erstere hat in einzelnen Stellen bedeutende Schwierigkeiten; schlichter Erzählungsstyl waltet vor; doch erhebet er sich nicht selten in Schilderei und Betrachtungen zu begeisterter Wärme. Christlichkeit der Darstellung und Mannigfaltigkeit des Wissens rechtfertigen die Vermuthung, daß ein gelehrter Geistlicher Urheber dieses Werkes gewesen sey; zugleich aber geht aus dem Ganzen eine dichterische Verschmelzung des, wenigstens in höheren Ständen aufstrebenden Volkgeistes mit kirchlich-wissenschaftlicher Bildung hervor. Den Lobgesang auf Hanno entdeckte Martin Opitz in

der Rehdiger'schen Bücherei zu Breslau, aus welcher sich die Handschrift auf unerklärbare Weise verloren hat, er gab (1639) ihn mit reichhaltigen Anmerkungen heraus; in der Schweizer Ausgabe der Opitz'schen Werke ist dieser Abdruck berichtigt wiederholt. Eine neue besondere Ausgabe, mit einer Einleitung, Uebersetzung und gründlichen Anmerkungen, hat G. F. Goldmann (1816) besorgt.

Hanover (Hannover), Königreich. Es liegt zwischen 24° 14′ bis 29° 12′ östl. Länge und 50° 10′ bis 53° 54′ nördl. Breite. Seine Grenzen sind in Norden: das deutsche Meer, das Herzogthum Oldenburg und das Hamburgische Amt Ritzebüttel (die Mündung der Elbe trennt es von Holstein); in Osten scheidet es die Elbe wieder von den dänisch-deutschen Staaten, von Hamburg, Mecklenburg, Schwerin, doch liegen noch mehre Ortschaften auf dem rechten Ufer, und der lange Grenzzug gegen Preußen beginnt von dem linken Ufer jenes Stromes bis an das rechte der Werra, doch zieht sich das Herzogthum Braunschweig auf drei verschiedene Punkte in diesen Grenzzug, größtentheils zwischen Hanover und Preußen liegend; im Süden sind es die Kurhessischen und Lippeschen Staaten, sowie Westfalen, und im Westen die Niederlande, die es begrenzen. Der nördlichste Ort ist Belum im Ländchen Hadeln, der südlichste Punkt liegt unterhalb der Quelle des Niest am Kaufunger Walde, der westlichste Belt oder Venusbrügge, südlich Lahr im Fürstenthum Bentheim, und der östlichste das Städtchen Schnakkenburg an der Elbe. Der Königreich ist ein Theil der norddeutschen Ebene, deren südliche Wand, der Harz, ihm theilweise zugehört; er erhebt sich in frei stehenden stark bewaldeten Massen, reich an Metallen und viel des Lieblichen an Naturschönheit darbietend; seine höchsten hierher gehörigen Kuppen sind: der Bruchberg 3018, der Wormberg 2880, die Achtermannshöhle 2760, der Rammelsberg 1914 Fuß, und die Treppen zum Harz bilden der Solling, der Ihdt, der Deister, der Sünte und Sunter. Unter den Harzpässen gehört der von Klausthal hierher. Vier Ströme theilen sich in das hanöversche Gebiet, es ist 1) die Elbe, die bloß auf der östlichen Grenze strömt, ihr gehören die Ohre, der Aland und die Jeetze, die alle in Preußen entspringen und hier münden, ferner die Este, die Lübe, die Schwinge, die Oste (alle schiffbar) und der Meden. 2) Die Weser, die sich hier durch das Zusammenströmen der Fulde und Werra zu einem der Hauptflüsse Deutschlands formt; in sie münden hier die Aller mit der Ocker, die Schwalm, die Hamel, die Eyther, die Wümme und Hunte; durch die Aller, die nach der Mündung der Ocker schiffbar wird, kommen ihr noch die Gewässer der Oerze, Leine und Böhme zu. 3) Die Ems, ihr gehören die Aal, die Haase und die Lehda zu, vor ihrer Mündung zerfällt sie in die Oster- und Wester-Ems, und formt sodann den wilden Dollarbusen. 4) Die Fechte, die im südwestlichsten Theile den Niederlanden zuströmt. Von den Kanälen ist der Bremerkanal der wichtigste, der Treckschuytenkanal und die merkwürdigen Pappenburger Kanäle. Außerdem sind verschiedene Abführungs-, Entwässerungs- und Eindeichungs-Kanäle, zum Theil mit kostbaren Anlagen, vorhanden. Von den größern Landseen gehören nur der nördliche Theil des Steinhudermeers und der größte östl. Theil des Dümmersees hierher; bei Flögeln im Lande Hadeln ist ebenfalls ein Landsee, und in Ostfriesland zählt man 36 größere Schlachten. Von Mooren und Brüchen ist das Land vielfach durchschnitten, der größte aber,

der Teufelsmoor, ist meistens trocken gelegt; in Ostfriesland finden wir noch einige halb trocken gelegte Moore, wie das ewige Meer, das Oster- und Whistermeer, das Bandmeer, der Jordan u. s. w. An Mineralquellen fehlt es auch nicht, die bekanntesten sind die von Rehburg, Limmer, Nordheim bei Verden und Bentheim. Als Seebad gewinnt Norderney immer mehr an Frequenz. Eine Eigenthümlichkeit der Oberfläche Hanovers sind die großen Haiden, unter denen die Lüneburger die ausgebreitetste und der wüste Hämling die ödeste ist, die letztere liegt im nordöstlichsten Osnabrück. Die fruchtbarsten Striche des Landes sind in Ostfriesland die Polder und das Ländchen Hadeln im nördlichen Bremen, Ködingen, Wursten, das alte Land u. s. w. Das Klima ist oft rauh und stark abwechselnd, an den Küsten herrschen häufig Orkane. Die Gebirge haben reine Luft und in den Haiden und Sandgegenden befördert die oft drückende Hitze das Reifen der Feldfrüchte viel zeitiger, als in den andern Landstrichen. Naturprodukte liefert das Thierreich: Pferde in Ostfriesland und auch in Lüneburg, geringere und Arbeitspferde die Grafschaft Hoya. Die Rindviehzucht und ihre Erzeugnisse sind schon lange die bedeutendsten Nahrungs- und Handelszweige der Ostfriesen, die Schafe sind theils veredelt, theils sind die der Haiden als Schlachtvieh gesucht. Die Schweinezucht wird an dem linken Weserufer, des Rauchfleisches wegen, stark betrieben, Federvieh ist hinlänglich vorhanden, die Bienenzucht ist ansehnlich, man rechnet an 80.000 Stöcke; Jagd und Fischerei ist mittelmäßig. Das Pflanzenreich gibt Getreide, Kartoffeln, Gemüse aller Art, Obst, Flachs, Hanf, Hopfen, Rübsamen, Raps und Taback. Die großen Wälder liefern viel Stabhölzer. Noch reicher ist die Produktion des Mineralreiches, welches Gold, Silber, Kupfer, Blei, Glätte, Eisen, Zink, Vitriol, Schwefel, Salz, Steinkohlen, Torf, Marmor, Thon, Kalk und Mühlsteine liefert. Das Königreich ist zusammengesetzt aus dem Herzogthum Bremen, den Fürstenthümern Hildesheim, Grubenhagen, Kalenberg, Lüneburg, Verden, Osnabrück und Ostfriesland, den Grafschaften Hoya, Diepholz, Lingen und Bentheim, der Provinz Meppen und aus dem nördlichen Theile des vormaligen Fürstenthums Münster. Seine administrative Eintheilung zerfällt in die Landdrosteien: Hanover (116½ QM.), Hildesheim (81½ QM.), Lüneburg (203¾ QM.), Stade (125½ QM.), Osnabrück (104¾ QM), Aurich (54 QM.), Klausthal (9 QM.); zusammen 695 QM. Das Menschencapital Hanovers berechnet man für das Jahr 1832 auf 1.577.610 Seelen oder aus: 1.145.000 Lutheraner, 285.000 Katholiken, 139.000 Reformirte, 8000 Juden, 480 Mennoniten und 140 Herrnhuter. Die 924 Kirchen der Lutheraner und die 114 Kirchen der Reformirten stehen unter 10 General-Superintendenten und 94 lutherischen und reformirten Inspectoren. Die 143 Pfarrkirchen der Katholiken stehen unter einem Bischof, die Mennoniten haben 3, die Herrnhuter 1 Bethaus, auch sind 9 lutherisch-männliche und 16 lutherisch-weibliche Stifter vorhanden. Für die Geistesbildung sorgen eine Universität, eine Ritterakademie, ein Pädagogium, eine chirurgische Schule, 6 Hebammenschulen, 2 Thierarzneischulen, 33 Gymnasien und lateinische Schulen, 4 Schullehrer-Seminarien, überhaupt aber 3561 Schulen aller Art. Die Wohnplätze des Landes bestehen in 70 Städten, 117 Marktflecken, 960 größern oder Pfarrdörfern, 3673 kleinen Dörfern, Weilern, Colonien und in 1022 Höfen, Bollwerken, Meiereien und

Holländereien, die 1832 228 250 Häuser zählten. Unter den Städten befindet sich eine, die über 25.000, 6 die über 10.000 und 7 die über 5000 Einw. zählen. — Die natürlichen Erzeugnisse des Landes werden freilich überall verarbeitet, auch manche derselben verarbeitet ausgeführt (besonders Garn und Leinwand), ja hin und wieder findet man auch eigentliche Fabriken; allein glücklicher Weise nirgends Gegenden, welche hauptsächlich von Fabriken und Manufakturen leben. Eine eigentliche Handelsstadt besitzt das Land seit 1815 in Emden. Emdens Entfernung von den reichern Provinzen und der Mangel einer Schifffahrt aus der Niederems in die Niederweser durch einen Canal ist aber Schuld daran, daß sie niemals Das für Hanover werden kann, was es für Preußen war. Ueberdieß findet sich größtentheils nur durchgehender und Zwischenhandel, der aber großen und mannigfaltigen Gewinn von der einen Seite abwirft, von der andern aber der Hauptgrund war, warum Kurhanovers Erblande die unbevölkertsten Provinzen in Deutschland, außer Mecklenburg, geblieben sind. Die Frachtfuhre durch ein Land verdirbt den Landmann als Landmann, und noch mehr die aus Hanover so häufigen Auswanderungen der Taglöhnerclasse nach den Niederlanden im Sommer wegen Arbeitsmangel aus einem Staate, der so viele Haiden und Moore nutzlos zur schlechten Schafweide liegen ließ und nicht einmal, wie in Mecklenburg und Brandenburg, mit Waldung besamte. Es fehlt in den nördlichen Provinzen an guten Landstraßen. — Ueber die Länder zwischen der Elbe und Weser, Trave und Hunte s. die Charte von Hogrewe und Heiliger, 6 große Bl. 1812. Die chorograph Charte vom Generalquartiermeisterhauptm. W. Müller (Maßstab v. $1\frac{1}{10}$ Zoll auf die Meile), 35 Bl., Hanover 1821, umfaßt Hanover, Braunschweig, Oldenburg, Lippe, Hamburg und Bremen.

In den alten Erblanden des Königreichs Hanover waren seit dem 10. Jahrh. besonders 4 Fürstenhäuser mächtig, nämlich das braunschweigische, billungische, nordheimische und süplingburgische. Wie das Land durch Heirath mit der billungischen Erbtochter Wulfilde am Ende des 11. und zu Anfang des 12. Jahrh. an das Haus Guelf-Este kam, wie dieses Haus unter Heinrich dem Löwen (s. d.), dem mächtigsten Fürsten seiner Zeit in Deutschland, der aber 1180 in die Reichsacht gerieth, sank, wie Heinrichs Enkel, Otto das Kind, 1235 das Land Braunschweig, Lüneburg, Kalenberg, Grubenhagen und Göttingen, welches vom Besitz seiner Ahnen allein als Allod übrig blieb, vom Kaiser als Herzogthum Braunschweig zur Lehn nahm, wie 1267 und 1409 dieser Besitz in mehre Linien (Wolfenbüttel, Lüneburg, Kalenberg, Grubenhagen, Göttingen, Haarburg, Giffhorn) getheilt wurde, wie diese Linien sämmtlich nach und nach ausstarben, sodaß ein großer Theil des braunschweigischen Gebiets unter Herzog Ernst dem Bekenner (st. 1546) vereint war, wie dessen beiden Söhne das Land theilten und sie Stifter der beiden braunschweigischen Linien waren, nämlich der Aeltere, Heinrich, von dem Hause Braunschweig-Wolfenbüttel, der Jüngere, Wilhelm, von dem Hause Braunschweig-Celle (später Braunschweig-Lüneburg), ist schon unter dem Artikel Braunschweig (Geschichte) erzählt worden. Anfangs regierten diese beiden Brüder 10 Jahre lang gemeinschaftlich, später theilten sie; der ältere Heinrich erhielt die Aemter Danneberg und Luchow (erst sein zweiter Sohn, August, erhielt nach Aussterben der braunschweiger Linie die Länder dieser), Wilhelm aber Lüneburg und Celle. Unter die-

sem fiel 1582 die Hälfte der ausgestorbenen Grafschaft Hoya, und 1585 ganz Diepolt an sein Haus. Unter seinen 7 Söhnen, die einander nach der Reihe folgten, durfte, nach einem dem Vater auf dem Todbett geleisteten Eid, nur einer heirathen; das Loos fiel auf den jüngsten, Georg, und dieser war so, obgleich er starb, bevor er zur Regierung kam, der Stammvater aller spätern Fürsten aus dem Hause Lüneburg. Während der Regierung dieser Brüder fiel um 1630 Grubenhagen, über das ein langer Proceß geführt worden war, 1634 Kalenberg, 1642 Haarburg und Mösburg an das Haus Lüneburg. Als die Brüder sämmtlich gestorben waren, erhielten die 4 Söhne Georgs das hanöversche Land und theilten es auch wieder in 4 Theile. Bald starb jedoch der ältere, Christian Ludwig, 1665, der dritte, Johann Friedrich, der katholisch geworden war, 1679, der zweite, Georg Wilhelm, welcher 1689 Lauenburg, gegen eine Abgabe von 1.100.000 Gulden an Sachsen, geerbt hatte, 1705, und das ganze Land fiel daher an den Sohn des jüngsten, Ernst August, welcher Letzterer 1692 die Kurwürde für sein Haus erwarb. Dieselbe wurde errichtet, um die Stimmengleichheit bei der Kaiserwahl zu vermeiden, und eigentlich dem zweiten Bruder, Georg Wilhelm, angetragen, der sie aber wegen hohen Alters ausschlug und sie auf das Haus Hanover, dessen Herrscher sein Bruder und dessen Kurprinz sein Schwiegersohn war, zu übertragen bat. Der neue Kurfürst st. 1698 und ihm folgte sein Sohn Georg Ludwig, der 1714 wegen Abstammung durch seine Mutter von König Jakob II. die englische Krone übertragen bekam, welche das Haus Hanover noch jetzt besitzt. 1715 erwarb Hanover durch Kauf das Herzogthum Bremen-Verden und erhielt dasselbe von Schweden 1729 völlig abgetreten. 1802 ward das Kurfürstenthum durch Osnabrück vergrößert, und 1814 und 1815 durch Hildesheim und Ostfriesland, die Reichsstadt Goslar, einen Theil des Eichsfeldes, die Kreise Emsbühren und Meppen, die niedere Grafschaft Lingen und die seit 1753 pfandweise besessene Grafschaft Bentheim. Dagegen ward Lauenburg, bis auf den auf dem linken Elbufer gelegenen Theil desselben, und das vom Mecklenburgischen und Lauenburgischen eingeschlossene Amt Neuhaus, an Dänemark, das Amt Klötze aber und andre kleine Bezirke an Preußen, und an Oldenburg etwa 5000 Seelen des Hoyaischen (früher Stadt und Amt Wildeshausen) abgetreten. Zum Andenken der Gründung des Königreichs Hanover stiftete König Georg IV. den Guelfenorden 1815 für Civil- und Militairpersonen. S. von Horn's „Verfass. und Gesch. des Guelfenordens", Leipzig 1823.

Die genannten Gegenden waren von sächsischen Stämmen bewohnt, als Karl der Große hier zuerst das Christenthum und einige Bildung verbreitete. Späterhin verfiel nach und nach die gemeine Freiheit zugleich mit der kaiserl. Macht, und es kamen auch hier, wie überall in Deutschland, mächtige Herren geistlichen und weltlichen Standes auf. Doch hob sich das bürgerliche Gewerbe; die Bergwerke des Harzes und die lüneburgischen Salzquellen wurden entdeckt, ein bedeutender Waarenzug begann, wobei Bardowiek und Gandersheim vorzüglich gewannen; Heinrich der Löwe begünstigte diese Betriebsamkeit, so hart er auch widerspänstige Städte bestrafte (Zerstörung von Bardowiek 1189); er rief niederländische Anbauer in das Land, die fruchtbaren Marschgegenden an der Weser einzudeichen. Die fast hundertjährigen Streitigkeiten nach sei-

nem Tode ließen die Vortheile und den Schutz, welche das gemeinsame Leben in befestigten Orten gewährt, doppelt lebhaft empfinden; schnell entstanden eine Menge bürgerlicher Gemeinwesen, und manche derselben blüheten zu angesehenen Städten empor. So fand die in der Nachbarschaft entstandene Hansa hier willkommene Aufnahme; von den 85 Städten, welche die Verbindung bildeten, lagen 13 im jetzigen Königreich Hanover, 2 im jetzigen Herzogthum Braunschweig. Der Reichthum und die Macht, welche die Städte in diesen Zeiten gewannen, hatten auch auf die ständischen Verhältnisse großen Einfluß. Wenn die Fürsten sich bis dahin nur mit geistlichen und weltlichen Freiherren auf sogenannten Landtagen berathen hatten, so sahen sie jetzt sich genöthigt, städtische Abgeordnete gleichfalls zu denselben zu ziehen. So galten z. B. gegen Ende des 14. Jahrh. auf den lüneburgischen Landtagen die Abgeordneten der 3 großen Städte ebenso viel als die der gesammten Freiherren. Aber die Hansa verfiel; durch die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien bekam nun der Welthandel eine andre Gestalt, und die Fürsten suchten, zum Nachtheil der mächtigen freien Städte, den Verkehr und Betrieb der ihnen unterworfenen Landstände empor zu bringen. Die Reformation fand bei dem Bürgerstande und dem Landvolke fast allgemeinen Beifall; unter den Magistraten der Städte, den adeligen Geschlechtern und Fürsten waren dagegen viele, die sich ihr widersetzten, sodaß lebhafte Bewegungen, zuletzt förmliche Kriege entstanden. Doch wurde der Reformation, durch die Bemühungen Erichs des Bekenners von Lüneburg, und besonders Julius Karls von Braunschweig-Kalenberg (des Stifters der Universität Helmstädt), Festigkeit und Bestand gegeben. Die neuen Verhältnisse zwischen Fürsten, Ständen und Volk, welche nach und nach eingetreten waren, entwickelten sich vollkommen durch den dreißigjährigen Krieg, dessen Geißel diese Länder mehr als ein Mal in vollem Maße fühlten. Indessen begann mit dem Anfange des 18. Jahrh. für den braunschweig-lüneburgischen (hanöv.) Staat eine Zeit bis dahin noch nicht erlebter Blüthe. Kammer- oder Privatschulden der Fürsten sind seit jener Zeit durchaus nicht gemacht und auf das Land gewälzt worden; vielmehr wurde der größere Theil Dessen, was die von der Kammer verwalteten reichen Domainen aufbrachten, zur Unterhaltung der Kriegsmacht und andrer Landesanstalten verwendet. Steuern wurden nie anders als nach Berathung und Bewilligung der Stände ausgeschrieben, mit denen sich der Fürst überhaupt über alle wichtige Gegenstände der innern Verwaltung berieth. Sowie man einen großen Theil der zur Reformationszeit eingezogenen geistlichen Güter zu Unterrichtsanstalten verwendet hatte, so wurde auf diese auch jetzt fortdauernd viel verwendet. Mehre Schulanstalten wurden neu errichtet oder vervollkommnet, z. B. das Pädagogium zu Ilefeld und die Ritterakademie zu Lüneburg. Die 1737 eröffnete Universität Göttingen fand bald nicht mehr ihres Gleichen unter allen Lehranstalten ähnlicher Art, und erwarb sich das Verdienst, die Wissenschaften mit Besonnenheit und Vernunft zu pflegen. Wohlthätig in ihren Wirkungen waren die Verbesserungen der niedern Schulen, zu denen das 1750 zu Hanover, anfangs von einem Privatmann gestiftete, dann aber von der Regierung zweckmäßig unterstützte Seminar für Lehrer niederer Schulen, und die, zuerst in Deutschland, von Sextro und Wagemann zu Göttingen errichteten Industrieschulen ein Großes beitrugen. Für die Dotation der Elemen-

tarschulen geschah bisher wenig. Viel Unglück brachte über Hanover der siebenjährige Krieg. Für die Blüthe des Meierwesens geschah viel, weniger für die Verbesserung des Schicksals der Meier, jedoch Einiges für die Domainenbauern. Die Ruhe, welche Norddeutschland 30 Jahre hindurch genoß, der, besonders durch die Zunahme des engl. und nordamerik. Handels, um mehr als das Doppelte vergrößerte Verkehr der Städte Hamburg, Bremen und Altona mit dem innern Deutschlande, welcher zum größten Theil durch das Hanöverische betrieben wurde, und von 1792—1803, durch die Zerstörung des Handels von Frankreich, Holland, den Rheingegenden ꝛc., zu einer unerhörten Höhe stieg; der Anbau wüster Stellen (im Bremischen wurde 1760 die Urbarmachung des Teufelsmoors begonnen, und auf demselben, wo sonst keine menschliche Wohnung war, leben jetzt 10 — 12.000 Menschen; im Lüneburgischen wurde seit den letzten 25 — 30 Jahren der tragbare Boden fast um ein Drittheil vermehrt) von der Regierung theils durch unmittelbare Unterstützung der Anbauer, theils durch Begünstigung der Gemeinheitstheilungen befördert. Die Gemeinheitstheilung ging aber dort sehr langsam. Seit dem Frühjahre 1793 hatte Hanover an dem Kriege gegen Frankreich thätigen Antheil genommen. Durch den Umstand, daß England die Truppen besoldete, wurde diese Anstrengung der Landeskräfte nicht wenig erleichtert. Erfreulich war es den Bewohnern, als die Regierung sich in die Maßregeln des preuß. Hofes fügte, welcher mit den Franzosen Frieden geschlossen und versprochen hatte, die Neutralität des nördlichen Deutschlands mit gewaffneter Hand zu schützen (17. Mai 1795). Ganz Norddeutschland, und also auch Hanover, hat durch den verstärkten Zug des Welthandels, welcher hinter der Schutzwehr jener Neutralitätslinie getrieben wurde, bedeutend gewonnen. Man versäumte aber, die Cordonskosten (über 3 Mill.) sofort durch neue Abgaben zu decken. Als im Frühjahr 1801 zwischen England und den nordischen Mächten Streitigkeiten entstanden waren, wollte Preußen den hanöverschen Landen nicht einmal Neutralität zugestehen, sondern besetzte dieselben als feindliches Gebiet. Der Tod Pauls von Rußland und die Friedenspräliminarien zwischen England und Frankreich (23. März und 1. Oct. 1801) veränderten Lage der Dinge; die preuß. Truppen verließen Hanover. Indessen hatte Bonaparte's Umsichgreifen einen Bruch zwischen England und Frankreich herbeigeführt. Er gab ihm eine bequeme Gelegenheit, seine Plane zunächst über Hanover, dann über ganz Norddeutschland auszudehnen. Unter Mortier näherte sich ein franz. Heer. Zum Widerstande zu schwach, schloß man mit dem feindlichen General die Convention zu Suhlingen (3. Juni 1803), von welcher die Convention auf der Elbe bei Artlenburg (5. Juli 1803) eine fast unausbleibliche Folge war. Vermöge derselben mußte das hanöv. Heer auseinandergehen, nachdem es Festungen, Waffen, Kriegsgeräth und Pferde dem Feinde überliefert hatte; das Land mußte die franz. Truppen besolden, unterhalten und beritten machen, mußte sich zu unbestimmten Kriegssteuern verpflichten ꝛc. Eine Deputation aller Landstände trat zusammen, um das Land gegen den feindlichen Befehlshaber zu vertreten, und eine vollziehende Commission wurde von ihm ernannt, um seine Befehle im Lande zu vollziehen. 1805 zeigte sich einige Hoffnung der Erlösung. Zwischen Oestreich, Rußland, Schweden und England wurde ein

mächtiges Bündniß verabredet, und man hoffte auch Preußen zum Beitritt zu bewegen. Statt dessen erklärte Preußen (1. April 1806): Hanover sey von Frankreich gegen Anspach, Kleve und Neufschatel an Preußen angetreten und auf immer mit diesem vereinigt, damit es in Verbindung die Sicherheit fände, welche seine bisherigen Fürsten ihm nicht gewähren könnten. Indeß fiel Hanover schon im nächsten Jahre wieder in Napoleons Hände. Dieser löste dasselbe auf, schlug einen Theil zu dem neugeschaffenen Königreiche Westfalen, und ließ das Uebrige durch einen Generalgouverneur verwalten. Die feindliche Besetzung hatte von 1803 bis zu diesem Zeitpunkte (1808) die Schulden des Landes um 5 Mill. Thaler vergrößert. Nun wurden freilich keine neuen Landesschulden gemacht, das Land aber auf andre Weise mehr noch wie bisher gedrückt und ausgesogen. Anfangs 1810 ward das ganze Kurfürstenthum, mit Vorbehalt des Lauenburgischen, Westfalen zugeschrieben, kaum aber hatte man angefangen, es zu diesem Zwecke einzurichten, da zog Napoleon (Ende 1810), Lauenburg gegenüber, von der Elbe ab, einen Strich in südwestlicher Richtung quer durch das Königreich Westfalen, und Alles, was nördlich desselben lag, wurde mit den Hansestädten, dem Oldenburgischen ꝛc. u. d. T. „der hanseatischen Departements" dem Kaiserreiche einverleibt. Die Unzufriedenheit stieg nun von Tage zu Tage, und als im Frühjahr 1813 die Russen in Norddeutschland erschienen, war Alles zum Aufstande reif. In den nördlichen Theilen brach dieser sogleich aus und half die Franzosen verscheuchen, aber als sie verstärkt wiederkehrten und ungeachtet der Niederlage bei Lüneburg (2. April 1813) sich wieder festgesetzt hatten, da mußte das Land ihre schwere Hand doppelt fühlen. Die Schlacht an der Görde (16. Sept.) befreite den nördlichen, Czernitscheff's Zug nach Kassel und die Folgen der Schlacht bei Leipzig auch den südlichen Theil. Am 4. Nov. 1813 übernahm das Staats- und Cabinetsministerium zu Hanover wieder die Regierung des Landes, und der Herzog Adolf von Cambridge wurde General-Gouverneur des Königreichs.

Das Kurfürstenthum Hanover mit den dazu gekommenen Provinzen hatte ihre besondere Verfassung, welche meistens nach den 3 Ständen, der Prälaten, der adeligen Ritterschaft und der Städte, bestand. In den Herzogthümern Bremen und Verden und der Grafschaft Hoya und Diepholz war der Prälatenstand eingegangen; in den übrigen gehörte er zum Theil wirklich noch der Geistlichkeit an, zum Theil dem Adel. Die Ritterschaft bestand in der Fürstenthümern Kalenberg, Lüneburg, Bremen und Verden, und der Grafschaft Diepholz zusammen aus 450 landtagsfähigen Rittergütern. Die Städte waren im Ganzen nur 35. Nur im Lande Hadeln gab es weder Prälaten noch Ritterschaft, sondern die Stadt Otterndorf und die 7 Kirchspiele des Hochlandes, die 5 des Sieth- (Nieder-) landes übten in alter Gemeindeverfassung alle landständische Rechte. Ostfriesland, Osnabrück, Hildesheim hatten ebenfalls ihre besondere landschaftliche Verfassung. Die wichtigsten Organe der althanöv. Landschaften waren die Schatzcollegien, zum größten Theil aus adeligen Rittergutsbesitzern, einem oder 2 gelehrten Räthen (von den Städten) bestehend. Eine Folge dieser Absonderungen war, daß jede Provinz auch ihr eignes Steuersystem, Schuldenwesen ꝛc. hatte, welche sehr große Verschiedenheiten darboten und einer allgemeinen Verwaltung des Staats fast unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg legten. Ihre Aufhe-

dung und Verschmelzung mit den Einrichtungen des Königreichs Westfalen, und der nördlichen Theile mit Frankreich selbst, war nur vorübergehend; die alte Verfassung war schon 1813 überall wiederhergestellt worden. Aber nachdem die ganze Ländermasse des Hauses Braunschweig-Lüneburg 1814 in ein staatsrechtliches Ganzes als Königreich Hanover vereinigt worden war, wurde auch die landschaftliche Verfassung der einzelnen Bestandtheile zwar nicht aufgehoben, aber neben ihnen eine allgemeine Ständeversammlung, bestehend aus den Deputirten der einzelnen Provinzialstände, durch eine Proclamation vom 12. Aug. 1814, nach Hanover berufen. Dazu stellten, nach Provinzen eingetheilt, Kalenberg-Grubenhagen 23, Lüneburg 19, Bremen-Verden 12, Hoya-Diepholz 9, Lauenburg 3, Hadeln 1, der Harz 1, Osnabrück 9 und Hildesheim 8 Deputirte, zusammen also 85 Mitglieder, und wenn man nach Ständen sondern will, so waren darunter 10 Deputirte der ehemaligen geistlichen Stiftungen, 43 ritterschaftliche, 29 städtische und 3 von den freien nicht adeligen Grundbesitzern der bremischen Marschländer, der Grafschaft Hoya und des Landes Hadeln. Man hatte den Stiftern und Städten vergönnt, auch außer ihrer Mitte Abgeordnete zu wählen, und die Wahl war meistens auf Staatsbeamte gefallen. Unter allen waren 50 von adeliger, 35 von unadeliger Geburt. Dieser erste Landtag trat am 1. Dec. 1814 zusammen und wurde mit einer Rede des Prinzen Adolf von England, Herzogs von Cambridge, eröffnet, worin die Bestimmung der Stände dahin angegeben wurde, daß in ihr die Stimme des Volks sich mit Freiheit, aber mit Ordnung erheben könne, um den Regenten die Mittel anzuzeigen, wodurch er seinen Zweck, das Wohl des Landes, zu befördern vermöge. In der ersten Audienz aber sagte er den Ständen: „Sie sind berufen, dem Regenten Das seyn, was in dem mit uns verschwisterten Großbritannien das Parlament ist, ein hoher Rath der Nation". Die Verhandlungen dieses Landtages waren nicht öffentlich, doch entschied gegen die Oeffentlichkeit der Sitzungen nur eine kleine Mehrzahl der Stimmen. Zwar wurde eine „Kurze Uebersicht der Verhandlungen des ersten Landtags im Königr. Hanover" vom Hofr. Meyer, 1. u. 2. Absch., Han. 1816) gedruckt, aber nur für die Mitglieder der Ständeversammlung selbst, und ohne in den Buchhandel zu kommen. Indessen gibt die Schrift: „Das Königreich Hanover nach seinen öffentlichen Verhältnissen, besonders die Verhandlungen der allgemeinen Ständeversammlung in den J. 1814, 1815 und 1816" herausgeg. von Hur. Luden (Nordh. 1818), darüber auch für das größere Publicum eine belehrende Auskunft. Einer der wichtigsten Gegenstände, welcher aber damals nicht erledigt werden konnte, war die Aufstellung eines wenigstens gemeinschaftlichen, wenn auch nicht vollkommen gleichförmigen Steuersystems, worüber Sartorius („Ueber die gleiche Besteuerung im Königr. Hanover", 1815, Nachtrag 1817) und A. v. Werlebe („Bemerkungen über die gleiche Besteuerung u. s. w.", 1815) interessante Schriften gewechselt haben. Jene erste allgemeine Ständeversammlung war jedoch nur die Vorbereitung zu einer neuen Einrichtung, welche im Einverständnisse mit den Ständen entworfen und durch das Patent des Prinzenregenten vom 7. Dec. 1819 eingeführt wurde (s. „Constitutionen der europ. Staaten", III, 337). Auch durch diese Organisation der Stände sind die Provinzialstände nicht aufgehoben, sondern dauern für die besondern Angelegenheiten der einzelnen Landestheile noch fort. Es

sind aber nicht nur die Standesherren, welche ehemals in den hanöv. Landen nicht vorhanden waren, hinzugekommen, sondern auch die Repräsentation der Städte und gemeinfreien Grundeigenthümer verstärkt, und statt der alten Abtheilung in die Stände der Prälaten, Ritterschaft, Städte und freien Gutsbesitzer, sowie statt der einen Kammer, in welche die allgemeinen Stände 1814 vereinigt waren, zwei Kammern geschaffen worden. In der ersten sitzen: 1) die mediatisirten Fürsten von Aremberg, von Looz-Corswaren und von Bentheim; 2) der Erblandmarschall Graf Münster; 3) der Graf Stolberg, wegen Hohenstein; 4) der Graf Platen-Hallermünde, als Erb-Generalpostmeister; 5) der Abt zu Loccum (protestant. Geistlicher); 6) der Abt zu St.-Michael in Lüneburg (weltlich-adelige Stelle); 7) der Klosterdirector zu Neuenwalde (desgl.); 8) der katholische Landesbischof oder mehre; 9) ein protestantischer Geistlicher; 10) die Majoratsherren mit erblichem Stimmrechte nach Verleihung des Königs; 11) der Präsident und die lebenslänglichen adeligen Mitglieder des Generalsteuercollegiums; 12) 35 (41) ritterschaftliche Deputirte, auf die Dauer eines Landtags von der Ritterschaft der verschiedenen Provinzen gewählt. In der zweiten Kammer sitzen: 1) die lebenslänglichen nichtadeligen Mitglieder des Generalsteuercollegiums; 2) die Deputirten von 6 Stiftern; 3) ein Deputirter der Universität Göttingen; 4) 2 Deputirte der Consistorien; 5) 31 städtische Deputirte, wobei die kleinern Städte mit einander wechseln oder verbunden sind, und 6) 22 Deputirte der unadeligen Freisassen, worunter Ostfriesland 5, Bremen-Verden 6, das Land Hadeln 2 sendet. Die Mitglieder beider Kammern müssen 25 Jahre alt, christlicher Religion seyn und ein reines Einkommen, die Majoratsherren von jährl. 6000 Thlr., die Deputirten der Ritterschaft von 600 Thlr., die übrigen von 300 Thlr. haben. Die Stifter, der Universität, die Consistorien, die Städte sind nicht auf ihre Mitglieder und Bürger beschränkt. In den Städten wählen der von der Staatsregierung ernannte Magistrat und die Repräsentanten der Bürgerschaft gemeinschaftlich. Die beiden Kammern sind einander an Rechten ganz gleich. Eine besondere Verordnung sollte den Geschäftsgang, die Wahl der lebenslänglich anzustellenden Generalsyndicen und Generalsecretarien bestimmen. Diese neu organisirte Ständeversammlung wurde am 28. Dec. 1819 eröffnet mit einer Rede des Herzogs von Cambridge („Europ. Constitut.", III, 345), worin beide Kammern erinnert wurden, daß der Zweck der Trennung nur sey, die Angelegenheiten des Landes einer desto gründlichern Untersuchung zu unterwerfen, nicht aber einen verschiedenen Zweck der Berathungen anzuerkennen. Von Oeffentlichkeit der Verhandlungen war nicht die Rede. Die Aufstellung des gemeinschaftlichen Steuersystems ist einer der Gegenstände gewesen, welche die Stände am meisten beschäftigt haben. 1822 konnten beide Kammern sich über die Grundsteuer nicht vereinigen, indem die zweite Kammer sie auf 1.450.000 Thaler erhöhen, die erste aber nur 1.300.000 Thlr. dadurch aufbringen und das Uebrige durch eine Häusersteuer decken wollte. Es ist bei der alten Grundsteuer geblieben, 1823 eine neue Vermessung und Abschätzung alles steuerbaren Landes beschlossen worden, wozu die Stände 500.000 Thlr. bewilligt haben. Ein großes Hinderniß einer allgemeinen und gerechten Besteuerung, sowie eine große Ursache der Zwietracht zwischen den verschiedenen Classen der Unterthanen, ist mit Aufhebung aller ehemaligen Steuerfrei-

heiten verschwunden, welche zuerst durch die französisch-westfälischen Einrichtungen bewirkt, aber 1823 beibehalten worden ist. Dagegen machten 1823 die Stände den Antrag, daß, wenn eine Grundsteuer nach allgemeinen Principien angeordnet werde, diejenigen Abgaben aufgehoben werden möchten, welche von ähnlicher Beschaffenheit seyen, aber nicht für die Landessteuercasse, sondern für die Kammer erhoben würden. Dieser Antrag ist von der Regierung abgelehnt worden.

Hinsichtlich der neuesten Ereignisse in Hanover bemerken wir als Einleitung Folgendes: Trotz mannigfaltigem Drucke befand sich das Land im Anfange dieses Jahrhunderts in dem Zustande der höchsten Zufriedenheit. Günstige Verhältnisse hatten überall einen zwar nicht glänzenden, aber sehr glücklich vertheilten Wohlstand gegründet: Anhänglichkeit an die abgestammte Regentenfamilie, und besonders an den allgemein verehrten Georg III., gab allen Herzen einen Ersatz für das erloschene Nationalgefühl, und die Milde der Regierung, sowie die ausgezeichnete Rechtlichkeit aller Staatsdiener, ließ sowohl die bei einer Häuptlingsgewalt der Unterbehörden natürliche Schwäche der höchsten Staatsgewalt übersehen, als sie auch mit dem daraus hervorgegangenen Drucke versöhnte, den ohnehin bei seinem allmäligen Entstehen das Volk zu empfinden längst verlernt hatte, und der, wie allerdings anerkannt werden muß, bei den stattfindenden einfach patriarchalischen, man könnte sagen, gutmüthlichen Verhältnissen in der That nichts mit sich führte, was wirklich hätte direct verletzen oder gar erbittern können. — All diese Verhältnisse änderten sich in den Jahren 1803—14, wo auf einmal ein ganz widersprechendes System im Lande die Oberhand gewann, herbeigeführt durch die, in eine endliche Einverleibung des Landes in das französische und westfälische Reich übergegangene französische Besitznahme. Der Sinn der französischen Krieger, welche die Vortheile der Demokratie alle selbst genossen, die Nachtheile derselben dagegen nur durch Anschauen aus der Ferne kennen gelernt hatten, war keiner Aristokratie hold, und die französische Regierung, welche bei ihren riesenhaften Unternehmungen von ihren Unterthanen fast übertriebene körperliche und finanzielle Anstrengungen fordern mußte, konnte ebenso wenig einem Systeme gewogen seyn, welches die nationale Thätigkeit, deren höhere Entwickelung allein im Stande war, jene Leistungen möglich zu machen, in eine träge Bequemlichkeit einwiegte. So wurden, bei allem Hasse gegen den französischen Usurpator und sein System, dennoch die bisherigen Grundlagen der öffentlichen Ansicht von zwei Seiten her allmälig untergraben, nämlich im geselligen Leben durch das einschmeichelnde Benehmen des gewandten Franzosen, und von der dienstlichen Seite durch die Aufforderungen einer anlenkbar sehr energischen Regierung zu allgemeiner rastloser Thätigkeit, welche durch die verlangten ungemeinen Leistungen nothwendig gemacht und durch den hohen Preis aller Producte und den ungemein erleichterten Erwerb begünstigt wurde, den ein rascher Geldumlauf, besonders aber das lockende Gewerbe des Schleichhandels darbot. — Die Siege der Verbündeten gaben dem Lande die rechtmäßige Regierung wieder, und hier gerade war es, wo ein großer politischer Fehler begangen wurde. Der Haß gegen Fremdherrschaft und ihr System verleitete zu der Unbesonnenheit, alle französischen Einrichtungen, auch die guten beliebt gewordenen, umzustürzen und die frühere Verfassung und Verwaltung mit all ihren gothischen und feudalistischen Anhängseln so vollkommen wiederein-

und als die angeblichen Urheber der stattgefundenen Bewegungen, gefänglich nach Hanover abgeführt waren, endete hier die Sache mit dem Versprechen der Bürger, sich ruhig zu betragen, und mit der dagegen ertheilten Versicherung, daß der Herzog von Cambridge die Beschwerden der Stadt dem Könige selbst empfehlen und vorlegen werde. Aber nicht bloß in Osterode, sondern auch in der Umgegend, hatten lebhafte, jedoch bald erstickte, Bewegungen stattgefunden, und ganz gewiß ist es, daß, wenn nicht ein Observationscorps in diesen Gegenden sich befunden, oder nur ein entschlossener umsichtiger Mann sich an die Spitze des Aufstandes gestellt hätte, der größte Theil jener Gegend und dann freilich sehr bald das ganze Land im offenen Aufstande sich befunden haben würde. Die nach den osteroder Unruhen folgenden göttinger Auftritte bewiesen, was in dieser Rücksicht zu befürchten war. In Göttingen hatten alte Gebrechen der städtischen Verfassung und neuere Mißgriffe und Ausschreitungen der örtlichen Behörden die Bürger höchst unzufrieden gemacht. Trotz dem aber möchte dennoch wohl schwerlich ein Ausbruch erfolgt seyn, wenn nicht auch unter einem Theile der Studirenden diese Stimmung Anhalt gefunden hätte. Der in Deutschland wiedererwachende revolutionnaire Geist hatte auch unter den Studirenden in Göttingen Eingang gefunden, um so leichter, als die Studentenverbindungen — und namentlich wurde dieß auch von der sogenannten Burschenschaft behauptet — zu keiner Zeit gänzlich aufgehört hatten, und es ihnen gelungen war, die Aufmerksamkeit der akademischen Behörden wiederholt zu täuschen. In der Mittagsstunde des 8. Januars 1831, an einem Sonnabend während des Jahrmarkts, begaben sich etwa zehn Studenten und Bürger, an ihrer Spitze der Kanzleiprocurator Doctor Eggelin und der Doctor Seidensticker der Aeltere, sowie die juristischen Privatdocenten Schuster, von Rauschenplatt und Ahrens, bewaffnet auf das Rathhaus, wo die Polizeicommission versammelt war, aber alsbald auseinanderging. Der akademische Senat faßte am nächsten Tage in einer außerordentlichen Versammlung den Entschluß, gar keine Maßregeln zu ergreifen. Die Garnison verhielt sich wegen ihrer Schwäche vollkommen unthätig. Schon nach wenigen Stunden hatte der größte Theil der Bevölkerung, sowohl Bürger als Studenten, sich bewaffnet, und der Bewegung sich angeschlossen. Dr. von Rauschenplatt, der für einen Haupturheber der ganzen Unternehmung galt und durch seine exaltirte Gesinnung bekannt war, erhielt den Oberbefehl. Nicht mehr bloße Localinteressen und Localzwecke suchte man jetzt zu erreichen, sondern man ging weiter und sprach von einer neuen Verfassung des Landes, welche durch eine freigewählte Ständeversammlung berathen und ins Leben eingeführt werden sollte; in diesem Sinne wollte man eine Petition an den König, gegen welchen sich übrigens bei jedem Anlasse die wärmste, keinen Augenblick sich verleugnende Liebe und Anhänglichkeit aussprach, entwerfen. Eine bereits am nächsten Morgen erlassene Proclamation verkündigte zugleich die Fortdauer der allgemeinen Bewaffnung, um Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Noch an demselben Tage trat ein aus Studenten und Bürgern gebildeter Gemeinderath an die Spitze; die Theilnehmer der Bewegung unterschieden sich durch das Tragen einer weißen Binde und der kalenbergischen Cocarde (roth, grün und lilla). An eine gewaltsame Revolution dachte dabei jedoch Niemand; treu gegen den König und seinen Stellvertreter, den Herzog von Cam-

brüdge, wollte man nur zeitgemäße Reformen. Ein Ministerialrescript der Reg. zu Hanover über das Geschehene vom 9. Jan. sprach das höchste Mißfallen aus, der Landdrost Rieper von Hildesheim ward als königlicher Commissarius nach Göttingen gesandt, um gegen die Urheber der Unruhen an Ort und Stelle alsbald eine Untersuchung anzustellen, allein seine Mission hatte bei der Unzulänglichkeit seiner Vollmachten keinen andern Erfolg, als ihm selbst persönliche Unannehmlichkeiten zuzuziehen. Die akademischen Vorlesungen, die schon von selbst aufgehört, wurden am 10. Jan. von dem akademischen Senate für geschlossen erklärt. Dagegen ward am folgenden Tage in einer Proclamation des Gemeinderaths nicht nur wiederholt der feste Entschluß erklärt, unerschütterlich zusammenzuhalten, sondern auch eine, aus Mitgliedern des Gemeinderaths nebst einem Abgeordneten der Studirenden, aus einigen Gliedern des Stadtmagistrats und dem dazu eingeladenen Professor Saalfeld bestehende Deputation nach Hanover gesandt, um dort die Bitten und Wünsche vorzutragen und die gänzlich verkannt scheinende Lage näher darzulegen. Die Bitten und Wünsche, welche die Deputation gegen den Herzog von Cambridge aussprach, gingen zunächst auf die Erlaubniß, eine Petition der Stadt rücksichtlich des herrschenden Nothstandes und der in der Verfassung des Landes vorzunehmenden Veränderungen an den König selbst durch den Herzog einzureichen, dann aber auch darauf, daß der Herzog nach Göttingen kommen möge, um die aufgeregten Gemüther zu beruhigen. In letzterer Rücksicht vorzüglich wurde zugleich um Zurückziehung der heranrückenden Truppen gebeten. Die Annahme und Beförderung der Bittschrift an den König wurde zwar von dem Herzoge zugesagt, sowie auch seine persönliche Erscheinung in Göttingen, vor Allem aber schleunige Aufhebung der willkürlich getroffenen ordnungswidrigen Einrichtungen, Aufnahme der königlichen Truppen und unbedingte Unterwerfung verlangt. Während am nächsten Tage (den 12. Jan.) eine Verordnung die Vorlesungen einstweilen bis Ostern für geschlossen erklärte und die Studirenden aufforderte, alsbald die Stadt zu verlassen, erklärte zugleich eine Proclamation des Cabinetsministeriums dessen Bereitwilligkeit, zu jeder Zeit gerechten Beschwerden, so weit die Mittel reichten, abzuhelfen. — Mittlerweile hatte der noch in Göttingen befindliche Rest des daselbst garnisonirenden leichten Infanteriebataillons die Stadt mit Waffen und Gepäck verlassen, und immer näher war dieselbe jetzt von allen Seiten durch das in aller Eile auf 7—8000 Mann verstärkte Observationscorps des Generalmajors von dem Busche eingeschlossen, und wiewohl eine Aufforderung des Generals zur Rückkehr zur Ruhe und Ordnung für den Augenblick ohne sichtbare Wirkung blieb, und wiewohl noch ein Theil der Einwohner, vorzüglich der Studirenden, wiederholt ihren Entschluß erklärten, sich bis aufs Aeußerste zu vertheidigen, auch die Truppen durch Proclamationen zu gewinnen suchten und, so viel es die Eile erlaubte, die Stadt in Vertheidigungsstand zu setzen bemüht waren, so stieg dennoch zu gleicher Zeit um so mehr die Aengstlichkeit und die Besorgniß, vorzüglich bei den ältern Bürgern, als auch eine von Seiten der Universität am 14. Jan. an den Herzog von Cambridge nach Hanover gesandte Deputation keinen sichtbaren Erfolg hatte, sondern nur von Seiten des Herzogs sowohl an die Bürger als an die Studirenden wiederholte Aufforderungen zu unbedingter Unterwerfung erfolgten. Vergeblich versuchten noch einige Ein-

aktirte zu den gewaltsamsten Maßregeln anzuregen; als am 15. Jan. eine Proclamation des Generals von dem Bussche aus Nörten bekannt ward, welche eine letzte zwölfstündige Frist zur Niederlegung der Waffen und zur Rückkehr zum Gehorsam bewilligte, entstand Abfall und Spaltung; der Gemeinderath löste sich auf, manche Theilnehmer entfernten sich, und noch an demselben Nachmittag begab sich eine aus Mitgliedern des bisherigen Gemeinderaths, des Magistrats und demselben Professor, der die Deputation nach Hanover begleitet, bestehende Sendung in das Hauptquartier des Generals von dem Bussche nach Nörten, um dort auf Bedingungen zu capituliren. Diese Bedingungen: vollkommene Amnestie und Beschränkung der Besatzung der Stadt auf das Bataillon des leichten Infanterieregiments, welches auch früher dieselbe gebildet, wurden jedoch von dem General verworfen, dagegen aber eine nochmalige äußerste Frist bis um 9 Uhr Morgens am nächsten Tage (den 16. Jan.) zur Unterwerfung festgesetzt. Noch am Abend traten der Magistrat und die ordentlichen Behörden ganz und gar wieder in ihre gewohnte Thätigkeit, wer von den Anführern entfliehen konnte, entfloh, und am nächsten Morgen gegen 11 Uhr rückte das Observationscorps in die Stadt; der Magistrat aber ließ an demselben Tage an den General eine nochmalige Erklärung, worin er die völlige Unterwerfung der Stadt, sowie der General einen Tagsbefehl am nächsten Tage an die Truppen, worin er ihnen seinen Dank für die Besiegung der widerspenstigen Stadt erklärte. So endigte die Insurrection von Göttingen.

Schon vor dem Ausbruche der Bewegung in Osterode und Göttingen war Doctor von der Horst in Rothenburg mit einer Flugschrift aufgetreten, worin mit Freimuth einige der wichtigsten Landesbeschwerden erörtert wurden. Ihm folgte der Advokat Gans in Celle mit einer noch freimüthigern und schärfern Darstellung der Gründe des öffentlichen Verfalls („Ueber die Verarmung der Städte und des Landmanns, und den Verfall der städtischen Gewerbe im nördlichen Deutschland, besonders im Königreich Hanover", dritte Auflage, Braunschweig 1831), ohne daß die Regierung dagegen eingeschritten wäre. Diese Schriften verbreiteten sich mit ungemeiner Schnelligkeit und wurden mit dem größten Interesse gelesen, und da von Seiten der Regierung diesen Versuchen ebenfalls nur die Presse entgegengesetzt wurde, so sah das ganze Land einen würdigern Kampfplatz als den der rohen Faustgewalt, den Kampfplatz der Wahrheit geöffnet, in welchem es zwar langsamer aber desto sicherer und ohne Verbrechen zu dem gewünschten Ziele gelangen konnte. Die muthmaßlichen Urheber der stattgehabten Unruhen wurden, so weit man ihrer habhaft werden konnte, gefänglich eingezogen, nach Celle geführt und einer dort niedergesetzten Commission zur Untersuchung und Bestrafung übergeben. Indeß ist von dem Erfolge der, noch immer nicht geschlossenen Untersuchung im Publicum nichts bekannt geworden, da die Heimlichkeit des hanöverischen Criminalverfahrens nur dem Inhaber der Acten Aufschlüsse ertheilt. Gleich beim Ausbruche der Unruhen war dem König darüber Bericht abgestattet worden, und ein königlicher Erlaß, worin jeder revolutionnaire Versuch mit der Anwendung der vollen gesetzlichen Strenge bedroht wird, war davon die Folge. Es erfolgte im Febr. die sehr ehrenvolle Entlassung des an der Spitze der deutschen Kanzlei in London, eines wirklichen Theils des hanöverischen Ministeriums, stehenden Grafen Münster, und die Ernennung des

Herzogs von Cambridge zum Vicekönig von Hanover, ein Ereigniß, das um so lautern Jubel im Lande erweckte, je weniger die allgemeine Aufregung, ja selbst der Aufstand sich gegen den Thron oder den König und die Glieder seines Hauses richtete, und je mehr der Herzog durch freundliche Aufnahme der aus dem ganzen Lande zusammenströmenden Beschwerden an Liebe gewonnen hatte, wie es denn überhaupt bemerkenswerth ist, daß die nationale Partei nur gegen die Beamten und den Adel ankämpfte. Eine dritte Sendung an den König, durch höchst liberale Männer, hatte die Zusammenberufung der allgemeinen Ständeversammlung zur Folge, welche im Anfange des März 1831 eröffnet wurde. Die Eröffnung selbst geschah mit feierlicher Förmlichkeit, wodurch die äußere Bedeutsamkeit des ganzen Instituts gewann. Gleich beim Anfange der Sitzungen äußerte sich in der zweiten Kammer ein bis dahin nicht gekannter Geist der Kraft und des Freimuthes, indem der Wunsch nach einer zeitgemäßen liberalern Verfassung, nach Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen, nach geregelter Preßfreiheit, nach Vereinigung der Domainial- und Landescasse unter Feststellung einer königlichen Civilliste, kräftig ausgesprochen und eine Empfehlung der Verhafteten in Celle an die Gnade des Königs in Antrag gebracht wurde. Aber gleich anfangs offenbarte sich der Widerstand der ersten Kammer, welche den Grundsatz der Stabilität auf das Aeußerste festhalten zu wollen schien. Die Regierung benutzte die Zwischenzeit zur Bearbeitung des Verfassungsentwurfs; als aber derselbe im Herbste beendet war, verhinderte der noch nicht vollendete Bau eines hinreichend geräumigen Locals für die zweite Kammer, vielleicht auch wohl das Annähern der Cholera, welche im Oct. in Hamburg ausbrach, und bald nachher, ohne jedoch weiter fortzuschreiten, in Lüneburg und andern Orten an der Nordgrenze des Landes mehre Opfer forderte, die Zusammenberufung der allgemeinen Ständeversammlung. Die Regierung beschränkte sich daher darauf, landesherrliche Commissarien zu ernennen und den bereits früher zu diesem Behuf gewählten ständischen Bevollmächtigten, welche im Nov. zusammenberufen wurden, den ausgearbeiteten und vom Könige genehmigten Verfassungsentwurf zur Berathung vorzulegen. Die Grundzüge dieses Entwurfs bestehen, insofern derselbe die bisher bestandenen Institutionen abändert, im Folgendem: Jeder Staatsbürger hat gleichen Anspruch auf den Schutz des Gesetzes, ist aber auch gleich zur Tragung der öffentlichen Lasten verpflichtet. Jeder mündige Staatsbürger hat das Recht der Petition bei dem Souverain und allen Landesbehörden. Es soll Freiheit der Presse, jedoch unter Beobachtung der desfallsigen Bestimmungen des deutschen Bundes, stattfinden. Jeder Staatsbürger soll zu einer bestimmten Gemeinde gehören. Die Städte sollen sämmtlich öffentlich bekannt zu machende Verfassungs- und Verwaltungsformen erhalten, und durch freigewählte, zu allen das Gemeindewesen betreffenden Berathungen zuzuziehende Repräsentanten vertreten werden. Die Landgemeinden sollen ebenfalls das Recht haben ihre Vorsteher selbst zu wählen. Jede Gemeinde soll, lediglich unter der Aufsicht der Regierungsbehörde, ihr Gemeindevermögen selbst verwalten. Die Aufhebung geistlicher Stiftungen kann stattfinden, jedoch soll deren Vermögen nie zum Staatsvermögen gezogen werden. Es sollen in den Provinziallandschaften wie in der allgemeinen Ständeversammlung durch freigewählte Deputirte auch die pflichtigen Grundbesitzer vertreten werden. Alle neuen Staatsleistun-

gen der Landeseinwohner bedürfen der Einwilligung der Ständeversammlung, in Rücksicht der übrigen allgemeinen Gesetze sollen die Stände, welche indeß auch das Recht der Initiative haben, mit ihrem Rath gehört werden. Das gesammte Domainenvermögen wird als ein beständiges, nur ausnahmsweise und unter Beschränkungen in seinen einzelnen Theilen veräußerliches Krongut festgestellt, und mit dem Landesschatze vereinigt, unter Vorbehalt einer Civilliste von jährlich etwa 600 000 Thalern. Die Domainen stehen unter der Mitaufsicht der Stände, welche außerdem das Recht der Prüfung und Bewilligung des Budgets haben. Die eigentliche Ritterschaft soll fortan in der zweiten Kammer repräsentirt werden, wogegen die erste Kammer aus den königlichen Prinzen, den Standesherren, einigen Notabeln und Prälaten, den mit einer erblichen Stimme vom Könige versehenen Majoratsherren und einer Anzahl dazu ernannter Mitglieder, welche jedoch ein Drittel der übrigen nicht übersteigen darf, bestehen soll. Jede landesherrliche Verfügung muß von dem Vorstande des betreffenden Ministerialdepartements contrasignirt seyn und derselbe kann für jede absichtliche Verletzung der Verfassung bei dem höchsten Gerichte des Landes von dem Könige und dem Lande als verantwortlich in Anklagestand versetzt werden. Abänderungen der Verfassung können nur in Uebereinstimmung der Stände mit dem König stattfinden, unter der Beschränkung, daß auf zwei nach einander folgenden Landtagen zwei Drittheile der bis wenigstens zu drei Viertheilen anwesenden Stände einwilligen. Ueber diesen Entwurf verhandelte die Commission bis zum Schlusse, selbst als nach dem Ende der Landtagszeit die Vollmachten der Abgeordneten bereits erloschen waren. Der sehr bald im Druck erschienene Verfassungsentwurf veranlaßte sehr verschiedenartige Urtheile. Es kam sehr bald zur öffentlichen Kunde, daß durch die ständischen Commissarien hinsichtlich derjenigen Punkte, wo der Verfassungsentwurf zu ängstlich die Rechte der Deputirten beschränkt, sehr erhebliche Zugeständnisse erlangt waren, unter andern auch der Zusatz, daß zu den, bisher nur die Berathung der Stände erfordernden Angelegenheiten, deren volle Einwilligung nöthig seyn solle. So rückte denn, da mit dem Januar die Vollmachten der zu diesem letzten Landtage gewählten Deputirten erloschen waren, die Zeit heran, wo zur Wahl und Zusammenberufung einer neuen Ständeversammlung, welche über die Annahme des Grundsatzes und Bewilligung des Budgets entscheiden sollte, geschritten werden mußte, und es ward, nachdem schon früher die Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen bestimmt worden war, die Eröffnung des Landtags anfangs auf den 30. April, nachher aber auf den 30. Mai 1832 festgesetzt. Nach einer königlichen Verfügung sollte schon dießmal der Bauernstand durch 15 Repräsentanten vertreten werden. Die Wahlen dieser bäuerlichen Repräsentanten wurden nach einer passenden Anordnung, die der ständischen Deputirten nach einer zweckmäßig verbesserten Wahlordnung vorgenommen, und fielen zur Freude des Landes durchgängig auf Männer, deren Grundsätze und Eigenschaften zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Am 30. Mai wurde die Versammlung eröffnet und mit der gespanntesten Erwartung, und einer bisher nicht gekannten Theilnahme der untern Classen am Oeffentlichen, sah man den Resultaten eines Landtages entgegen, der das nächste Schicksal des Königreichs entscheiden sollte. Staatsdiener fanden sich unter den Gewählten verhältnißmäßig wenige,

dagegen eine beträchtliche Anzahl städtischer Beamten und außerdem viele Advokaten, unter den gebildeten Classen diejenige, die bisher noch vorzüglich mit der Masse des Volks, vorzüglich der Landleute, in genauem Verkehr und vielfacher Verbindung gestanden. Die erste Kammer, mit Ausnahme weniger geistlichen Mitglieder, nur allein aus Adel bestehend, war, wie bei den frühern Ständeversammlungen, nichts weiter, als ein reiner Repräsentant der Aristokratie, nur allein ihre Interessen wurden dort vertreten und allerdings mit ungleich größerer Consequenz und ungleich größerer Einheit, als dieß mit der Vertretung der Volksinteressen in der 2. Kammer der Fall war. Nachdem schon bei Gelegenheit der Discussion über die Adresse an die zu Celle in Untersuchung befindlichen Staatsgefangenen, die Urheber und Haupttheilnehmer der göttinger und osteroder Unruhen, erinnert worden und vergeblich darauf angetragen war, daß jede Kammer für sich ihre Adressen entwerfen möge (4. Jun.), wurde die Frage über Oeffentlichkeit der Sitzungen aufs Neue zur Sprache gebracht. Obgleich aber das Rescript vom 11. Mai die Oeffentlichkeit ausdrücklich verweigert hatte, so lange die Berathungen über das Grundgesetz noch nicht vollendet seyen, wurde dieselbe dennoch in der zweiten Kammer (7. Jun.) mit großer Stimmenmehrheit beschlossen, dagegen aber in der ersten Kammer ebenso durch die Mehrzahl verworfen. Bei Gelegenheit einer Verhandlung über die Ernennung einer Commission, welche über die wegen der Staatsgefangenen zu Celle etwa zu ergreifenden Maßregeln berichten sollte, sprach (27. Jun.) die zweite Kammer sehr entschieden und kräftig. Allein schon in der nächsten Zeit ward ein stets zunehmendes Schwanken unter der bisherigen liberalen Opposition bemerklich; immer mehr in gleichem Maße verstärkte sich die Regierungspartei und obgleich es noch zuweilen der Opposition gelang, den einen oder den andern Punkt durchzusetzen, so war dennoch immer mehr jede feste Consequenz aus ihr verschwunden. Dieß zeigte sich vorzüglich auch bei der Erörterung des Staatsgrundgesetzes. In Gemeinschaft mit der ersten Kammer war die Ordnung der Berathungen so geregelt, daß zuerst über das siebente Capitel von den Kammern, dann über das sechste von den Landständen, darauf über das zweite bis fünfte, dann über das achte und zuletzt über das erste und den Schluß berathen wurde. Vergeblich ward auf die fast unvermeidlichen Inconsequenzen und Widersprüche bei dieser Verkehrung der Ordnung aufmerksam gemacht; mit großer Mehrheit wurde nichtsdestoweniger dieser Vorschlag angenommen. Zur Ausgleichung des etwanigen Zwiespalts mit der ersten Kammer aber ward eine Conferenz von sieben Mitgliedern mit Einschluß des Generalsyndicus ernannt, von welchem 4 Mitglieder beständig seyn, 3 aber bei jedem Capitel wechseln sollten. Daß die stehenden Mitglieder dadurch auf die endlichen Beschlüsse einen überwiegenden Einfluß erhalten mußten, war klar, und dieß ward um so nachtheiliger, als eines derselben, der Geheime Cabinetsrath Rose durchaus, der zweite, der Schatzrath Stüve, gewöhnlich ministeriell stimmte, der dritte, Dr. Meier aus Lüneburg, aber diesen Beiden das Gleichgewicht nicht zu halten vermochte. Auch die Wahlen der wechselnden Mitglieder bei den einzelnen Capiteln wurden größtentheils von der ministeriellen Partei gelenkt. Bei der Erörterung des siebenten Capitels über die Finanzen zeigte jedoch die Oppositionspartei noch einmal eine kaum geahnete Energie. Der 19. Paragraph des 7. Capitels setzte nach dem Entwurfe die Ausgaben für die einzelnen

Dienstzweige auf so lange fest, bis zwischen König und Ständen eine neue Uebereinkunft zu Stande gekommen, wodurch das wesentlichste Recht der Stände, die jährliche Prüfung und Bewilligung des Ausgabebudgets, der Sache nach vernichtet ward, denn obgleich die Bewilligung der Abgaben und Steuern dem Namen nach den Ständen überlassen wurde, war sie doch nur ein leeres Wort, indem da, wo die Ausgaben einmal festgestellt sind, auch die zur Deckung derselben erforderlichen Einnahmen nicht verweigert werden können. Eine veränderte, von Dr. Sermes beantragte, die Rechte der Stände mehr sichernde Fassung wurde, freilich mit geringer Stimmenmehrheit, angenommen; nur auf die Dauer zweier Landtage höchstens sollten die Ausgaben bewilligt werden. Vergebens hatte die Regierung eine geordnete und regelmäßige Verwaltung damit für unvereinbar erklärt, und die Behauptung aufgestellt, daß die Stände von jetzt an, wo die Domainencasse, auf welche ihnen bisher durchaus keine Einwirkung und Controle zugestanden, mit der Steuercasse vereinigt werden würde, keineswegs das unbedingte Bewilligungsrecht der Ausgaben, das sie früher allein in Beziehung auf den Ertrag der Steuern und Abgaben ausgeübt, zu fordern berechtigt seyn könnten. Doch war die Freude der liberalen Partei von kurzer Dauer. Die erste Kammer hatte, wie sich erwarten ließ, den Vorschlag der Regierung ohne alle Abänderung angenommen. Die Conferenz trat zusammen, um diese Verschiedenheit der Ansichten auszugleichen. Advokat Klenze, Deputirter des hildesheim. Bauerstandes, der zum Mitgliede der Conferenz war gewählt worden, that einen Vorschlag, der mit geringen Veränderungen den Ministerialentwurf wiederholte. Der Bedarf für den Militairetat und die Grundsätze, welche bei Bewilligung der, in den übrigen Hauptausgabezweigen begriffenen Gehalte und Pensionen zu befolgen wären, sollten durch Regulative gemeinschaftlich mit den Ständen festgestellt werden. Diese Regulative sollten alsdann bis dahin, daß ein Anderes zwischen König und Ständen ausgemacht seyn würde, der ständischen Bewilligung zur Norm dienen, jedoch auf Antrag der allgemeinen Ständeversammlung jederzeit einer Revision unterworfen werden. Einige andere, dem Paragraphen noch hinzugefügte Bestimmungen waren von geringerer Bedeutung. Da aber für den Fall, daß sich bei den vorzunehmenden Revisionen König und Stände nicht würden vereinigen können, nichts weiter bestimmt war, es daher alsdann natürlicherweise beim Alten bleiben mußte, so hielten wohl nicht mit Unrecht Diejenigen, die sich gleich anfangs gegen den 19. Paragraphen in der Fassung des Entwurfs erklärt hatten, auch durch diese Fassung das Recht der Stände, die Ausgaben zu prüfen und zu bewilligen, für aufgeopfert. Am 7. Sept. ward über den Conferenzvorschlag namentlich abgestimmt. 28 Stimmen waren für, ebenso viel Stimmen gegen denselben, da gab dem Reglement zufolge der Präsident, Stadtdirector Rumann, den Ausschlag, indem er sich für den Conferenzvorschlag erklärte. Schon einige Wochen früher war eine andere Lebensfrage in der zweiten Kammer auf eine für die Freunde einer durchgreifenden und kräftigen Reform gleich betrübende Weise entschieden. Es ward nämlich am 22. Aug. der Antrag des Professors Saalfeld auf das System Einer Kammer mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt, wiewohl selbst Manche von Denen, welche gegen den Antrag stimmten, die Zweckmäßigkeit desselben anerkannten, allein nach einer nicht selten geübten verderblichen Praxis sich gegen Dasjenige erklärten, was sie für unerreichbar hielten.

Der König: Wilhelm IV., als König von Hanover I. (f. Großbritannien). Vicekönig: Adolf, Herzog von Cambridge, Königl. Prinz von England. Residenz-, Luſt- und Jagd-Schlöſſer: Das Schloß in Hanover hatte während der Invaſion ſehr gelitten und war in eine Caſerne verwandelt worden. — Herrnhauſen unweit Hanover mit Park und Waſſerkünſten. — Montbrillant ebenfalls nahe an Hanover. — Der landesfürſtliche Palaſt zu Osnabrück. — Clemenswerth, Jagd- und Luſtſchloß zu Meppen. — Das Jagdſchloß in der Görde u. ſ. w. Das Wappen: Ein großer Schild, umgeben von einem Mantel mit Hermelin gefüttert, auf deſſen Kuppel die Königskrone von Hanover ruht. Der Schild, um welchen der Hoſenband- und der Guelphen-Orden hängen, enthält das königl. britiſche Wappen, wie es ſchon beſchrieben iſt; rund umher im Zirkel ſtehen die Wappen der das Königreich Hanover bildenden Provinzen, 24 an der Zahl, in folgender Ordnung: oben das altſächſiſche Roß, unten Stadt Goslar, zur rechten Seite die Embleme von Braunſchweig, Sachſen, Lauenburg, Verden, Osnabrück, Eberſtein, Diepholz, Hoya, Klettenberg, Regenſtein und Niederlingen; links von Lüneburg, Bremen, Aremberg, Hildesheim, Münſter, Homburg, Lauterburg, Brachhauſen, Hohenſtein, Blankenburg und Pleſſe. — Militair: Es beſteht aus 6300 Mann Infanterie (1 Gardegrenadier-, 1 Gardejäger-, 10 Linien-Regimenter), 4840 M. Cavalerie (2 Cüraſſier-, 2 Ulanen-, 4 Huſaren-Regimenter), 1315 M. Artillerie und Genie, zuſammen 12.455 Mann. Außerdem beſteht ein Land-Dragoner-Corps aus 160 Berittenen und 160 Fuß-Dragonern und ein Invaliden-Corps. Das Bundes-Contingent beträgt 13.054 M., die zur erſten Abtheilung des 10. Armee-Corps gehören. An der Spitze dieſer Armee ſtand 1828 der Statthalter als Generaliſſimus, 1 General-Feldzeugmeiſter, 1 General, 3 Generallieutenants und 16 Generalmajors. — Feſtungen: Stade, von neuem ſtark verbeſſerte und hergeſtellte Feſtung. Nienburg, befeſtigte Stadt. Hameln iſt durch die Franzoſen geſchleift worden. Harburg hat noch heute ein feſtes Schloß. — Militairiſche Anſtalten: Eine Militairſchule und eine Wundarzneiſchule ſind in Hanover, in Lüneburg eine Ritterakademie, eine Gewehrfabrik zu Herzfeld, Stückgießereien in Hanover und Stade. — Finanzen (1828): Staatseinkünfte 7.800.000 Thlr., Staatsausgaben 7.400.000 Thlr., Staatsſchulden 20.000 000 Thlr. An landwirthſchaftlichen Obligationen waren bis Anfang 1828 für 729.409 Thlr. 21 Sgr. vernichtet worden. Die Steuer-Anlage für $18^{28}/_{29}$ iſt auf 3.168.886 Thlr. und die Staatsausgabe auf 3.123 000 Thlr. angeſetzt worden. Für die Hildesheim'ſche Irren-Anſtalt wurden für dieſes Jahr 9562 Thlr. und für die Errichtung vier neuer Zwangshäuſer 20 000 Thlr. angewieſen. Vom 1. Nov. 1817 bis zum 1. Juli 1826 betrugen die Landes-Einkünfte 28.299.193 Thlr. und zwar: die Grundſteuer 10.842.544 Thlr., die Perſonalſteuer 5.708.523 Thlr., die Stempelgebühren 1.131.737 Thlr., die Conſumtionsſteuer 9 300.620 Thlr., die Adminiſtrations-Koſten betrugen jährlich 341.097 Thlr., alſo $10^3/_8$ der Netto-Einnahme. In jenem obengenannten Zeitraum von 10 Jahren wurden verwendet: für das Militair 13.693 613 Thlr., für die Juſtiz 498.106 Thlr., für die Landdrozen 569.961 Thlr., die Zinſen der Staatsſchuld 4 655.235 Thlr., die Tilgung der alten Reichsſchuld 963.040 Thlr., die Tilgung der neuen Reichsſchuld 568.923 Thlr., die Stände-Verſammlung 647.889 Thlr., die neue Grundſteuer-Anlegung 727.000

Thlr., die Provinzial-Anlagen 947.644 Thlr., das Deichwesen 729366 Thlr., der Chausseebau 423.134 Thlr. — In dem Staats- und Cabinetsministerium führt der älteste Minister ein förmliches Directorialpräsidium. Die Departements sind nicht mehr nach Provinzen, sondern nach den Gegenständen getheilt. Unter dem Ministerium bestehen als allgemeine Landesbehörden: 1) das Geheimeraths-collegium als höchste Berathungsbehörde (Staatsrath), bestehend aus den Ministern, den Departementschefs und Assessoren; 2) die Domainenkammer, welche lediglich mit der Verwaltung des Domanialguts beauftragt ist; 3) Kriegskanzlei; 4) das Generalsteuer- und Schatzcollegium, eine landschaftliche Behörde und Cassencuratel, und 5) das Oberappellationsgericht zu Celle. Mittel- oder Provinzialbehörden sind: 1) für die Rechtspflege die Justizkanzleien zu Hanover, Celle, Göttingen, Stade, Osnabrück und Hildesheim, das Hofgericht zu Stade, das Obergericht im Lande Hadeln und das Tribunal zu Bentheim; 2) für die Landesregierung und Polizei-, Zollsachen, die 6 Landdrosteien zu Hanover, Hildesheim, Lüneburg, Stade, Osnabrück und Aurich (und für den Harz die Berghauptmannschaft), jede bestehend aus einem Landdrosten nebst 3 Regierungsräthen; 3) die protestantischen Consistorien zu Hanover, Stade, Osnabrück und Aurich; 4) für die Domainensachen, die Domainendeputation bei den Landdrosteien, die Oberforstämter u. s. w.; 5) für das Steuerwesen die Provinziallandstände und Steuerdirectionen. Bei den Aemtern ist die Rechtspflege mit den Regierungssachen noch vereinigt, doch soll ihr Umfang gleichförmiger abgetheilt und sodann in jedem Amte 2 Beamte, einer für die Justiz, der andere für die Landesverwaltung angestellt werden (s. Malchus's „Politik der innern Staatsverwaltung, 1823, I, 415, III, 235, 394, 427). — Der Guelfen-Orden zählte $18^{27}/_{28}$ 42 Großkreuze, 55 Commandeurkreuze und 290 Ritter, die Inländer, und 109 Großkreuze, 87 Commandeurkreuze und 150 Ritter, die Ausländer sind. — Hanover hat im engern Rathe des deutschen Bundes die 5. Stelle, im Plenum 4 Stimmen, stellt zum Bundesheere 13.057 M., die mit Braunschweig, Holstein, Mecklenburg, Oldenburg, Lippe, Waldeck und den Hansestädten das 10. Armeecorps bilden. — Die hanöv. Geschichte ist noch am besten in Pfeffinger's „Historie des braunschw.-lüneburgischen Hauses" (3 Thle., Hamb. 1731 fg.), und in Steffens's „Geschichte des Gesammthauses Braunschweig-Lüneburg" vorgetragen, doch zu sehr nur Geschichte der Fürsten. K. Venturini's „Vaterländische Geschichte" (4 Thle., Braunschweig 1805—9) ist ohne historische Würde und größtentheils ohne Benutzung der Quellen; die neuesten Zeiten der hanöv. Geschichte sind darin ohne Kenntniß der innern Verfassung, und einzig nach den zwischen 1803—6 erschienenen Flug- und Streitschriften bearbeitet. Vortrefflich ist Spittler's „Gesch. des Fürstenth. Hanover seit der Reformation bis zu Ende des 17. Jahrh." (2 Thle., Hanov. 1798). Von Hüne's „Gesch. des Königr. Hanover und des Herzogth. Braunschweig" erschien (Hanov. 1825) der 1. Th. — Ueber die Statistik des Königr. Hanover s. m. Ubbelohde's „Statist. Repertor." (1823); Jansen's „Statist. Handb." (Hanover 1824), und Rudloff's „Staats- und Adreßkalender für das Königr. Hanover". — Ueber Bremen und Verden s. man Pet. v. Kobbe's „Gesch. u. Landesbeschr. der Herzogth. Bremen u. Verden" (2 Thle., Götting. 1824). Derselbe gab zu Göttingen 1823 den „Abriß einer Gesch. des Königr. Hanover und des Herzogth. Braunschweig" heraus.

Hanover, Hauptstadt des Königreichs Hanover, an der schiffbaren Leine, am Fuße fruchtbarer Berge. Sie gehört zu den ältesten Städten des Landes und war im Mittelalter Mitglied des hanseatischen Bundes. Die Neustadt mit der Aegidienneustadt, welche sich fortwährend erweitert, ist sehr schön. Schloß, Münze, Zeughaus, Marställe, die königl. Bibliothek mit dem Archive, beides an der Esplanade, auf welcher Leibnitzens marmorne Büste unter einer Kuppel von antiker Form, und das 1829 gegründete Waterlood enkmal aufgestellt ist; die in einem edeln Style erbaute kath. Kirche, die öffentlichen Spaziergänge, die Lustschlösser Herrenhausen und Montbrillant und mancher Pallast sind sehenswürdig. Das hiesige Schauspielhaus, brachte durch den Glanz, mit dem man es ausgeschmückt hat, dem Namen eines Hoftheaters Ehre; an der großen herrlichen Decke über dem Paterre hat sich des genialen Rambergs Meisterhand verewigt. In 2200 Häusern leben hier 27.000 Einwohner. In der westfälischen Periode war Hanover fast ganz ruinirt, die Häuser waren werthlos. Der Friede, der Glanz des Hofes und einer zahlreichen, wohlbesoldeten Centraldienerschaft, sowie des reichen Landadels und der jährl. Ständeversammlung, hat die Stadt schnell wieder gehoben, deren Alt- und Neustadt jetzt zu Einer Stadtgemeinde gehören. Die Bibliothek des Georganium, Gymnasium, Industrieschule und Elementarschulen sind trefflich. Einige Fabriken und Manufacturen sind hier vorhanden; bedeutender aber ist der Handel, theils eigner, vorzüglich mit Landesprodukten, theils durchgehender, besonders von und nach Bremen. S. v. Spielcker's „Beschreib. der Residenzstadt Hanover" (Hanov. 1819).

Hansard (Luke), geb. 1748 zu Norwich, lernte die Buchdruckerkunst in seiner Vaterstadt bei einem Manne, der seine Geschäfte aus Zerstreuungssucht vernachlässigte und seinem Lehrling, dessen Geschicklichkeit und Eifer sich ihm erprobt hatten, die Leitung seiner Angelegenheiten fast ganz überließ. Hansard erwiderte dieses Vertrauen durch die strengste Pflichterfüllung, und dieses Verhältniß trug nicht wenig dazu bei, ihn an die pünktliche und gewissenhafte Geschäftsthätigkeit zu gewöhnen, die er später unter weit wichtigern Umständen zeigte. Als er seine Lehrjahre geendigt hatte, ging er nach London, wo er 1772 als Setzer zu Hubgs, dem Buchdrucker des Unterhauses, kam. Auch hier erwarb sich Hansard das volle Vertrauen seines Dienstherrn, der ihn 1799 als Gesellschafter eintreten ließ und ihm schon 1800 das ganze Geschäft abtrat. Die Druckerei des Unterhauses hatte vor jener Zeit bei weitem nicht den bedeutenden Umfang, den sie seitdem durch die stets zunehmende Ausdehnung der Parlamentsgeschäfte erhielt, und Zeit genug übrig, auch für Buchhändler Arbeiten zu übernehmen. Hansard kam dadurch mit mehren berühmten Schriftstellern in Verbindung, besonders mit Burke, Johnson und Porson, welche die Druckerei, deren Geschäfte er hauptsächlich leitete, allen andern vorzogen, und Hansard erhielt durch den Verkehr mit diesen und andern ausgezeichneten Schriftstellern vielfältige Gelegenheit, seine Kenntnisse zu erweitern. Als die Arbeiten für das Parlament, besonders seit der franz. Revolution, immer zahlreicher und umfassender wurden, mußte sich die Druckerei denselben ausschließend widmen und Hansard wußte durch die Handhabung der strengsten Geschäftsordnung und viele mechanische Verbesserungen, die seine ausgezeichnete Kunstgeschicklichkeit bewiesen, die Schwierigkeiten der Unternehmung so glücklich zu überwinden, daß

er Pitt's Wohlwollen und Vertrauen gewann. Als 1805 die Arbeiter ſich verbündeten, um höhern Lohn zu ertrotzen, kamen auch die Buchdrucker in Verlegenheit, und an einem Tage, wo Hanſard die dringendſten Druckſchriften für das Parlament zu liefern hatte, gingen 24 Drucker von den Preſſen weg. Hanſard verlor keinen Augenblick, ſuchte Arbeitsloſe in den Straßen und wo er ſie ſonſt finden konnte, und man ſah ihn und ſeine Söhne in der Arbeitsjacke die ungeübten Leute durch Anweiſung und Beiſpiel unterrichten. In einem 1828 dem Hauſe der Gemeinen abgelegten Ausſchußbericht über die Druckangelegenheiten erhielten Hanſard's Verdienſte eine öffentliche Anerkennung, und es wurde beſonders auch erwähnt, daß er durch die von ihm angegebene Einrichtung des Drucks von Tabellenwerken dem Staatsſchatze einen bedeutenden Koſtenaufwand erſpart habe. Wie in ſeinen Geſchäftsverhältniſſen unermüdlich arbeitſam und ſeine wachtſame Aufſicht auf alle Einzelheiten ſeiner großartigen Anſtalt ausdehnend, war er auch als Menſch und im häuslichen Kreiſe ein höchſt achtbarer Mann, und hinterließ ein rühmliches Andenken ſeiner edeln Geſinnung in einer freigebigen Stiftung für arme alterſchwache Buchdrucker. Bis in ſein hohes Alter im Genuß einer feſten, durch Mäßigkeit und regelmäßige Lebensordnung geſtärkten Geſundheit, fühlte er erſt zu Anfange des Jahres 1828 eine beunruhigende Abnahme ſeiner Kräfte, und als er am Schluſſe der Parlamentsſitzung den für ihn ſo ehrenvollen Bericht gedruckt hatte, nahm er feierlichen Abſchied von allen Arbeitern in ſeiner Anſtalt, und ſtarb bald nachher am 29. Oct. im Kreiſe ſeiner zahlreichen Familie. Sein älteſter Sohn Thomas Curſon Hanſard beſitzt ſeit 1805 eine eigne anſehnliche Buchdruckerei und hat ſich durch ein umfaſſendes Werk über die Buchdruckerkunſt: „Typographia, an historical sketch of the origin and progress of printing“ (London 1825), bekannt gemacht. Seine jüngern Söhne James und Luke, ſchon lange Theilhaber ſeines Geſchäfts, ſetzten die Parlamentsdruckerei fort. Die Parlamentsverhandlungen („Parliamentary journals“), eine lange Reihe von Bänden, gehen unter Hanſard's Namen.

Hanſe. Hanſeatiſcher Bund. Hanſeſtädte. Schon im 11. und 12. Jahrh., ehe noch die Städte Lübeck und Hamburg ſich in ein Bündniß mit einander eingelaſſen hatten, bedeutete Hanſe einen Maskopeyhandel, den die Kaufleute aus einer deutſchen Stadt oder aus mehren zuſammen unter ſich errichteten, um in den damaligen Fehdezeiten ihren Geſchäften beſſern Nachdruck zu geben, und deſto ungeſtörter reiſen und handeln zu können. Die förmliche Städte- oder Hanſeverbindung im 13. Jahrh. war zwar eine Folge einer Privateinrichtung, wurde aber nun erſt zu einer Staatsſache. Zu dem großen Bunde hatte die Stadt Hamburg die erſte Veranlaſſung gegeben, welche nebſt Bremen und Lübeck gegen das Ende des 12. und in der erſten Hälfte des folgenden Jahrh. durch Handlung und Schifffahrt ſich ſehr bereichert hatte, und die Niederlage der italieniſchen und deutſchen Manufakturen geworden war. Der Mangel an Künſtlern und Handwerkern nöthigte die ausländiſchen, beſonders die nordiſchen Völker, faſt alle Nothwendigkeiten von den Kaufleuten aus dieſen Städten zu nehmen, und ihnen dafür ihre rohen Landesprodukte zu geben, die ſie ihnen verarbeitet wieder zuführten. Der Reichthum, der durch den einträglichen Handel ſolchergeſtalt in die Städte kam, reizte den Neid der Fürſten ꝛc., denen das damals herrſchende Fauſtrecht alle mögliche Gelegenheit darbot, ihre Abſichten wider dieſe Städte

auszuführen. Durch Unsicherheit der Straßen zu Wasser und zu Lande, und durch Anlegung neuer und Erhöhung alter Zölle, wurde die Handlung sehr gehindert. Um dieser die nöthige Sicherheit auf der Elbe und in der Nordsee zu verschaffen, schloß zuerst Hamburg 1239 mit den Hädelern und Westfriesen ein Bündniß. Zwei Jahre darauf vereinigte sich Lübeck in gleicher Absicht mit Hamburg, und beide Städte versprachen auf gemeinschaftliche Kosten Schiffe und Kriegsleute zu halten, welche die Landstraße zwischen der Elbe und Trave, und das Gewässer von Hamburg bis an die Nordsee von Straßen- und Seeräubern reinigen sollten. Sie verpflichteten sich ferner zur gemeinschaftlichen Beförderung ihrer Handelsschaft und Vertheidigung ihrer Rechte und Freiheiten. 1247 nahmen Hamburg und Lübeck auch die Stadt Braunschweig in diesen Bund auf, wo beide Städte große Niederlagen von den aus Italien und Oberdeutschland nach dem Norden gehenden Waaren hatten. Die Anzahl der Städte, welche allmälig dem Bunde beitraten, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Man nimmt gewöhnlich 64 und mit den zugewandten Städten 85 an, welche in 4 Quartiere getheilt wurden, in das wendische, rheinische, sächsische und preußische. Zu dem ersten gehörten Lübeck, welches die Bundesversammlung ausschrieb, die Ausfertigungen siegelte, Casse und Archiv verwahrte und die erste Stimme führte; Hamburg, Rostock, Stralsund, Wismar, Lüneburg und mehre pommerischen, überhaupt 14 bis 15 Städte; zu dem zweiten, Köln (Quartierstadt, und nebst Lübeck das Meiste zu dem Cassefonds beitragend), Münster, Osnabrück, Bielefeld, Dortmund, Soest, Lippstadt, Lemgo, Wesel, Duisburg, Nimwegen, Arnheim, überhaupt 29 bis 33 Städte; zum dritten, Braunschweig (Quartierstadt), Magdeburg, Eimbeck, Göttingen, Hildesheim, Stade, Bremen, Hameln, überhaupt 13 Städte; zum vierten, Danzig (Quartierstadt), Elbing, Thorn, Königsberg, Riga, überhaupt 9 Städte. Königliche und fürstliche Privilegien gaben dem Ganzen seine eigentliche Consistenz, und 1364 wurde eine förmliche schriftliche Bundesacte zu Köln abgefaßt. Die meisten dieser Städte waren nicht frei, und sind es nie geworden. Allein da überhaupt die Landstädte, wenn sie durch Gewerbe reich waren, über die geldlosen Fürsten dieser Zeit sehr viel vermochten, so hatte ihre Abhängigkeit in die gemeinschaftlichen Unterhandlungen des Bundes, dessen Hauptstädte, insonderheit Lübeck, überdieß schon einer unbestrittenen Freiheit genossen (gegen welche jedoch Dänemark einzelne Versuche machte), wenig Einfluß. Die größte Macht des Bundes zeigte sich zur See; und je mehr die Seemacht damals überall in den europäischen Reichen fehlte, desto schneller mußten die hanseatischen Städte diesen furchtbar werden. Es herrschte große Einmüthigkeit in diesem Bunde; doch ging es vorzüglich nach dem Sinne der Seestädte, welche mit einer weitsehenden Handlungspolitik für das Handlungsinteresse in Rücksicht auf allen in- und ausländischen Handel sorgten. Sie hatten schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. 4 große Handelsniederlagen oder Comptoire, nämlich zu Nowogrod, zu Bergen in Norwegen, zu Brügge und zu London. Die Niederlage in England war besonders wichtig, weil dieses Land arm an Manufakturen war, und daher die deutschen Waaren nicht entbehren konnte. Zwar hatten seit 1382 Brabanter daselbst Wollwebereien angelegt, aber die Engländer verkauften dennoch einen ansehnlichen Theil ihrer Wolle an die Deutschen, welchen sie dagegen wieder

rohe ungefärbte Tücher abkauften. Unter den aus Deutschland eingeführten Gegenständen waren besonders Stahl- und Eisenwaaren, daher nannte man die Niederlage der Hansestädte in London den Stahlhof. Flachs, Hanf, Bauholz, Getreide, Pelzwerk, Kupfer und andere Erzeugnisse des Nordens waren die Hauptgegenstände des Handels der Hanse. Aus Spanien brachte sie Salz, aus England, außer der Wolle, vorzüglich auch Zinn nach dem Norden. Alle 3 Jahre ward ein Bundestag zu Lübeck gehalten. Das Oberhaupt des deutschen Ordens war der Beschützer des Bundes, der vom Niederrhein bis Narwa in Rußland eine lange, durch eine starke Kriegsmacht gesicherte, Linie bildete. Ueberdieß gründeten eine weise Einrichtung, gute Ordnung, und die kräftigen Maßregeln, wodurch sie dem Betruge und dem Handelswucher zu steuern suchte, ihren Reichthum und ihr überwiegendes Ansehen im Norden von Europa, sodaß sie demselben Handelsgesetze vorschrieb. Zu der innern Einrichtung des Bundes gehörte besonders, daß nach einem Matrikularanschlag gewaffnete Mannschaft und Schiffe, oder statt dessen in gewissen Fällen baares Geld, sodann der Pfundzoll und Geldbußen entrichtet werden mußten; der Bund übte besondere Justizgewalt, er belegte mit dem größern und kleinern Bann; verfiel ein Ort in denselben, so nannte man Das verhansen; auf den auswärtigen Comptoiren herrschte eine fast klösterliche Zucht, die selbst bis zur Ehelosigkeit der Factore, Kaufgilden-Meister und Gesellen stieg. Durch ein strenges Festhalten dieser in jene vier Hauptzwecke sich spaltenden Richtung und ihrer innern Ordnung erlangte die Hanse, ungeachtet sie von Kaiser und Reich nie förmlich anerkannt worden, ein großes Ansehen, und man kann wohl sagen, daß Könige und Fürsten mehr von dem Bunde abhängig waren, als er von ihnen, wofür in der Geschichte desselben gar viele Belege sich finden. So genossen die Städte der Hanse in England freie Ausfuhr, und in Dänemark, Schweden und Rußland freie Einfuhr; kein Bürger dieser Staaten erlangte je ein solches Vorrecht. Der große Zwischenhandel der Hanse war eine Hauptquelle ihres immer wachsenden Reichthums; es gab endlich keinen Handelszweig in Europa mehr, der nicht in ihren Wirkungskreis nach und nach gezogen worden wäre, und so ward sie bald Herrscherin durch die Gewalt ihrer Schätze und ihrer Waffen über Kronen, Länder und Meere. Gegen die Könige Erich und Hakon in Norwegen, Waldemar III. von Dänemark, war die Hanse siegreich, sie setzte den König von Schweden ab, und verlieh seine Krone dem Herzog Albrecht von Mecklenburg; sie rüstete 1428 eine Flotte von 248 Schiffen, 12.000 Streitern gegen Kopenhagen aus; ein Bürgermeister in Danzig, Namens Niederhoff, durfte dem König Christian von Dänemark den Krieg erklären; England, Dänemark und Flandern schlossen mit dem Bunde Verträge zum bessern Gedeihen ihres Seehandels; sie übernahm die Handhabung der Polizei auf der Ost- und Nordsee, wobei sie vorzüglich die Ausrottung der berüchtigen Victualienbrüder oder Vitalianer auf jenen Meeren bezweckte, wie auch dem Strand- und Grundruhrecht vorbaute; ihr verdankte man die Anlegung schöner Wasserstraßen und Canäle, und die Einführung gleichen Maßes und Gewichts im Gebiet ihrer unmittelbaren Wirksamkeit. Der blühende Zustand der Hanse war aber natürlich von der Fortdauer der Umstände abhängig, welche ihre Einrichtung veranlaßt hatten; er mußte verfallen, als nach und nach jene Umstände verschwanden. Die gänzliche Veränderung des Zustandes

der europäischen Staaten, ihres gegenseitigen Verhältnisses und des Ganges der Handlung waren die Ursachen, die sich vorzüglich gegen das Ende des 16. Jahrh. vereinigten, den Verfall dieses Bundes herbeizuführen. Schon am Ende des 15. Jahrh. hörten mit dem durch Maximilian I. bewirkten Landfrieden in Deutschland die Fehden auf, welche die Landstraßen unsicher machten, wodurch der Hauptzweck der inländischen Städte bei ihrem Eintritt in den Bund wegfiel. Eine zweite Ursache war der Anfang einer hellern Politik der Fürsten, welche auf die vielen Freiheiten, die sich manche ihrer Landstädte während ihrer Verbindung mit der Hanse angemaßt hatten, eifersüchtig wurden, und diese aus der Hanse zu treten zwangen; hierzu kam, daß sie jetzt nach Einführung eines ordentlichen Steuerfußes, und nach Einziehung vieler reichen Stifter der Geldbeiträge nicht mehr so sehr bedurften, auch ihr Ansehen durch die stehenden Heere besser behaupten konnten. Die vorzügliche Ursache des Falles der Hanse lag aber darin, daß die mächtigsten europäischen Fürsten im 16 Jahrh. die Nothwendigkeit einer Seemacht, die sich auf eigne Schifffahrt gründet, und der Belebung der Handlung ihrer eignen Unterthanen zu fühlen anfingen. Kaiser Karl V. machte den Anfang, indem er seinen Niederländern (welchen die Hansestädte, so lange sie konnten, die Ostsee sperrten und sich ihnen überall in den Weg stellten) alle mögliche Handlungsvortheile zuzuwenden suchte, und darin um so glücklicher war, da ihm der Widerwille der nordischen Kronen gegen den Bund zu statten kam, vermöge dessen Dänemark den Niederländern die Ostsee öffnete. Ebenso sehr war Elisabeth von England bemüht, die Vortheile, welche der Bund in der englischen Handlung gehabt hatte, zu schmälern und sie ihren Unterthanen zuzuwenden. Indeß gelang es doch vorzüglich Hamburg, welches sich überhaupt bei dem Verfall des Bundes sehr klug betrug, die britische Handlung, so gut nur möglich war, an sich zu halten. Mit dieser Politik der mächtigsten europäischen Mächte steht die Entdeckung von Amerika und die Schifffahrt der Portugiesen nach Afrika in genauer Verbindung. Schon im 16. Jahrh. traten daher viele Städte aus dem Bunde, dessen Thätigkeit und Gewerbe in der letzten Hälfte desselben abnahm. 1626 und 1628 veranlaßte Kaiser Ferdinand II., welcher die Absicht hatte, sich der ganzen Ostsee zu bemächtigen, eine Zusammenkunft der Städte Lübeck, Hamburg, Rostock ꝛc., um sie gegen Versprechung großer Vortheile im span. Handel zum Beistand zu der erwähnten Absicht aufzufordern; allein die Furcht von den nordischen Seemächten nöthigte sie, diese Gelegenheit, neue Stärke zu gewinnen, vorbei zu lassen. 1630 aber, als die Hansestädte unter einander in Zwist geriethen, erfolgte die gänzliche Auflösung des Bundes. Seitdem bestanden nur die Handelsstädte Hamburg, Bremen und Lübeck unter dem Namen der freien Hansestädte selbständig fort, bis 1810 Bonaparte's Gewaltstreich sie mit seinem Reiche vereinigte. Der Sturz der franz. Gewaltherrschaft gab auch ihnen im Jahre 1814 ihre Freiheit wieder. Großbritannien hat 1826, nach den Grundsätzen wechselseitiger Gleichheit der Schifffahrt, dieselben Verträge mit den Hansestädten (wie mit Schweden, Dänemark u. a.) abgeschlossen. Der Minister Huskisson nannte im britischen Unterhause am 12. Mai 1826 diese kleinen Freistaaten „eine Schule der Grundsätze des Handels, der Europa seine äußere und innere Civilisation zu einer Zeit verdankte, als das Lehnssystem vorherrschte und dergleichen Grundsätze zurückwies". Die gesunde

Staatskunst Großbritanniens", setzte der Minister hinzu, „erheischte, die Hansestädte ebenso unabhängig in ihrem Handel zu erhalten als die größten Mächte der Welt". Auch Preußen schloß (Berlin den 4. Oct. 1828) mit den 3 Hansestädten einen Handels- und Schifffahrtsvertrag. (Vgl. Bremen, Hamburg, Lübeck und Freie Städte, und Sartorius's „Gesch. des hanseat. Bundes", 3 Th., Götting. 1802—8.)

Hänseln, eine nur noch wenig übliche Gewohnheit, mit Personen, welche in eine Gesellschaft, im ältern Deutsch Hanse, aufgenommen werden sollen, verschiedene lächerliche, alberne, oft grausame, Ceremonien vorzunehmen; indessen geschieht es noch bei einigen Handwerkern, in einigen Gegenden bei angehenden Kaufleuten, sowie bei Reisenden, und bei den Schiffern mit Solchen, welche zum ersten Male die Linie passiren, in welchen Fällen man sich aber gewöhnlich durch ein Geschenk von der Receptionsceremonie loskaufen kann. Es ist aber an vielen Orten als polizeiwidrig verboten.

Hanswurst (Theaterw.), 1) ehedem ein stehender grotesk-komischer Charakter der deutschen Bühne, dem Arlequino der Italiener nachgebildet und ähnlich gekleidet, der seinen Namen wahrscheinlich gleich den nationellen Spaßmachern der Franzosen (Jean potage), der Engländer (Jack pudding) und der Holländer (Pickelhäring), von dem Lieblingsgericht der Deutschen, Wurst, hatte. In früherer Zeit erschien er bloß in den Stegreifspielen (der Comedia dell' arte der Italiener) und war von den sogenannten Staatsactionen gänzlich ausgeschlossen. Die älteste Komödie, worin er vorkommt, ist ein Fastnachtsspiel vom „Kranken Bauer und einem Doctor", von 1553, dessen Verfasser Peter Probst ein Zeitgenosse und Nacheiferer Hans Sachs's, war. In Georg Roll's Komödie vom „Fall Adams" (1573) steht er und Hans Han neben Gott dem Vater und dem Sohne; in einem Stücke, „Der verlorne Sohn", von 1692, prügelt er sich mit einem Heiligen und zwei Teufeln wacker herum. Erst aber vom Anfang des vorigen Jahrh. an, finden wir Spuren von Schauspielern, welche diesen Charakter auch mimisch auszubilden beflissen waren. Joseph Anton Stranitzky, geb. zu Schweidnitz in Schlesien, trat 1708 zu Wien als Nebenbuhler der italien. Komiker auf, nationalisirte ihre Buffonerien und stellte den Hanswurst als das Zerrbild Harlekins in eigner Person mit großem Beifall dar. Er wählte sich den Charakter und die Tracht eines salzburgischen Bauern und verwandelte damit den dicken, plumpen, gefräßigen Tölpel in einen zwar einfältigen, aber dabei possirlichen Bauer. Um sich von der Art seiner Darstellung zu überzeugen, sehe man seine „Olla potrida des durchtriebenen Fuchsmundi" (Wien 1772) nach (vgl. Nicolai's „Beschreibung einer Reise durch Deutschland", Bd. 4, S. 566 fg.). Nächst ihm war Gottfried Prehauser aus Wien berühmt, welcher 1720 zuerst die Pritsche nahm, die er, ein Mann von nicht gemeinen komischen Talenten, nachher mit vielem Ruhme führte, bis 1759 mit ihm der Hanswurst in Wien ausstarb. Unter den übrigen Schauspielern Deutschlands, die noch in dieser Rolle auftraten, verdienen ausgezeichnet zu werden Schönemann und Franz Schuch. Durch Letztern reicht Hanswurst in die zweite Hälfte des vorigen Jahrh. hinein, wo ihm von mehren Seiten her der Krieg angekündigt wurde. In Wien verdrängte ihn der neue Theaterunternehmer, Freiherr von Pendel, in Berlin Schönemann selbst, in Leipzig die Neuberin, vornehmlich durch Gottsched's Bemühungen, und nun verschwand er gänzlich von der Bühne.

Leſſing, welcher die Geſchmacksreinigung des Hanswurſtes vom Theater für die größte Hanswurſtiade erklärte, und Andere, nahmen ſich des Vertriebenen an. Man vergeſſe bei dieſer Unterſuchung nicht, daß man von dem Geſichtspunkte ausgehen müſſe, Hanswurſt gehöre einer eignen Gattung des Komiſchen, der Groteske, an, ebenſo wie Harlekin und deſſen Verwandte.

Hanway (Jonas), Esquire, Kaufmann in London und einer der thätigſten Menſchenfreunde, geb. zu Portsmouth 1712, begann ſeine kaufmänniſche Laufbahn zu Liſſabon, verband ſich nachher, da er ſich in London niedergelaſſen hatte, mit einem Handelshauſe zu Petersburg, reiſte 1743 nach Perſien und kehrte 1750 mit Reichthümern beladen, die er im Handel erworben, nach London zurück. Von dieſer Zeit an wandte er Zeit und Vermögen auf Einrichtung von Sonntagsſchulen für arme, des Unterrichts entbehrende, Kinder und andere gute Handlungen, und ſtarb allgemein betrauert den 5. Sept. 1784. Für Geſchichte, Geographie und Handelswiſſenſchaften iſt vorzüglich wichtig ſeine „Reiſebeſchreibung", London 1753, 2 Bde. 4. Deutſch: Hamburg und Leipzig 1754, 2 Thle. 4. m. Kpfrn. Leipzig 1769, 2 Thle. 4., im Auszuge in der Berliner „Sammlung der beſten Reiſen", Bd. 1. und 2.

Harald I., in der Geſchichte den Beinamen Haarfager führend, König Norwegens und Sohn Halfdan's des Schwarzen. Den Beinamen Haarfager, d. h. mit dem ſchönen Haare, erhielt er auf folgende Veranlaſſung. Beim Tode ſeines Vaters herrſchte Harald nur über einen Theil Norwegens. Er bot ſeine Hand der Tochter eines Nachbarkönigs Gida an; doch dieſe ſchlug ſtolz ſie aus und wollte nicht eher in die Heirath willigen, als bis Harald ſich ganz Norwegen unterworfen habe. Harald, der Gida wirklich liebte und um ihren Beſitz Alles wagen wollte, und den ſein kriegeriſcher Muth, welchen er ſchon früher in mehren Schlachten bewährt hatte, überdieß zu ſolchem Unternehmen anſpornte, gelobte, vor der Eroberung des Landes ſein Haupthaar nicht zu ſchneiden. Er brachte mit dieſer Einnahme 10 Jahre zu, während welcher Zeit ſein Haar ungemein ſchön und lang geworden war. Die überwundenen Könige vertrieb der Sieger nicht, ſondern ließ ihnen unter dem Titel Jarl (Grafen) einen Theil ihrer Einkünfte und die Verwaltung ihres Landes. Doch nicht alle unterwarfen ſich Harald, viele zogen mit ihrem Gefolge aus und erwarben ſich in Frankreich, in Island und den nahe gelegenen Inſeln mit dem Schwerte andere Sitze und Reiche; von hieraus beunruhigten ſie Norwegen und plünderten die Küſten; Harald beſiegte ſie in mehren Seetreffen, verfolgte ſie bis Schottland und eroberte auch dieſes Land. Er ſtarb 930 zu Drontheim, ſeinem Königsſitze, nachdem er eine lange Reihe von Jahren ſein Reich mit Kraft und Weisheit regiert und durch nützliche Geſetze ſeinen Wohlſtand begründet hatte.

Harald III., mit dem Zunamen Haardraade, der Strenge, ſtammte von Harald I. ab; ſein Vater hieß Sigurd, König von Stingarige. 1033 befehligte er mit ſeinem Halbbruder, dem heil. Olaus, die Flotte, bei 600 Segel ſtark, in der Schlacht bei Stickelſtad. Sie wurden geſchlagen, Olaus fiel und Harald floh verwundet nach Rußland, wo ihn der Großfürſt Jaroslaw gütig aufnahm. Von hier ging er nach Konſtantinopel und nahm in der Leibwache der Kaiſerin Zoe, die damals meiſt aus Nordländern beſtand, welche den Namen Varenger, Vertheidiger, führten, Dienſte. Er zeichnete ſich durch Tapferkeit in dem Kriege

gegen die Seeräuber der afrikanischen Küsten aus und kämpfte mit Glück gegen die Sarazenen unter Anführung des Georg Maniak. Durch seine Thaten erwarb er sich den Oberbefehl über die Leibwache und wußte es bei der Kaiserin dahin zu bringen, daß er nur unmittelbar von ihr Befehle anzunehmen brauchte. Er zog jetzt nach Sicilien und vertrieb aus mehren Städten die Seeräuber; sein Glück und Ruhm lockten eine große Anzahl Krieger aus Italien, der Normandie und Lombardei unter seine Fahne; mit diesen setzte er nach Afrika über, schlug die Sarazenen, eroberte ihre Städte und machte ungeheure Beute. 1042 kehrte er nach Konstantinopel zurück und wollte den kaiserlichen Dienst verlassen. Die Kaiserin Zoe aber ließ ihn unter dem Vorwande, er habe einen Theil der Beute unterschlagen, in den Kerker werfen. Ein Weib rettete ihn; er floh wieder nach Rußland, wo ihm der Großfürst Jaroslaw seine Tochter Elisabeth zur Gemahlin gab. Harald ging 1045 nach Schweden, wo er vom Könige, in dessen Verwandtschaft er durch Heirath gekommen war, Hülfe erhielt, und hernach sein väterliches Reich, das während seinem Aufenthalte in Konstantinopel sein Neffe Magnus geerbt hatte, in Besitz nahm. Er regierte bis 1067, in welchem Jahre er in einer Schlacht in England getödtet wurde.

Harburg, Stadt an der Elbe und Seeve mit 3800 Einw. in der hannöverschen Provinz Lüneburg, ohne Festungswerke, als die Ruinen der von den Franzosen angelegten. Die Gewerbe sind starker Transito von und nach Hamburg, Holzhandel, Weberei, Gerberei, Zuckersiederei, Wachsbleiche, Hutfabrikatur u. s. w. Die kostbare Elbbrücke der Franzosen über die Insel Wilhelmsburg zwischen der Süder- und Norderelbe ist wieder abgebrochen worden. Ein Dampfboot zwischen Hamburg und Harburg liefert die Reisenden ebenso rasch als eine Brücke über die Elbe.

Harcourt (Familie), ein altes franz. Geschlecht, so benannt vom Flecken Harcourt in der Normandie, wo Robert Harcourt zuerst 1100 als Erbauer eines Schlosses vorkommt. Johann Harcourt IV. wurde 1338 in den Grafenstand erhoben und 1700 wurde dieß Geschlecht herzoglich. Ausgezeichnet haben sich: 1) (Godefroi de Harcourt), genannt der Hinkende, ließ sich mit Eduard III. von England in staatsverrätherische Verbindung ein, bewog diesen zu einer Landung in Frankreich, focht in der Schlacht von Cressy mit den Engländern. Ergriffen vom Tode eines geliebten Bruders, nahte er sich reuig seinem rechtmäßigen Herrn, Philipp IV., der ihm verzieh und ihm seine Güter zurückgab, wo er bis 1355 ruhig lebte. Unter König Johann, dem Nachfolger Philipps, wurde Harcourt's Neffe, Johann, des Einverständnisses mit Karl dem Bösen von Navarra überwiesen und hingerichtet, weßhalb sich Harcourt von neuem mit den Engländern verband; er blieb 1356 in einem Gefechte. 2) (Heinrich Harcourt, Graf von Armagnac und Brienne), Sohn Karls von Lothringen, geb. 1601; ging sehr jung in Kriegsdienste, wohnte auf kaiserl. Seite der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag bei (1620), sowie darauf in den Kriegen mit den Hugenotten, den Belagerungen von St.-Jean d'Angely, Montauban, La Rochelle und der Einnahme der Insel Rhé Ludwig XIII. belohnte ihn deßhalb 1633 mit der Ertheilung mehrer Orden und er fühlte den doppelten Sporn in sich, die eben erhaltene Auszeichnung zu verdienen. Er erwarb sich nachher noch großen Ruhm durch die Einnahme der Lérinsinseln 1637, welche die Spanier 2 Jahre in Besitz gehabt hatten, durch das Gefecht bei Quiers in Pie-

mont (1639), die Belagerung von Turin (1640) und die Einnahme von Coni (1641). Zur Belohnung für diese neuen Siege erhielt er die Statthalterwürde von Guienne. 1645 wurde er Vicekönig von Catalonien, schlug die Spanier bei Lorento, nahm Balaguer, wurde aber bei Lerida 1646 geschlagen, was im folgenden Jahre dem Prinzen von Condé vor demselben Platze begegnete. Nachdem er 1649 in den Niederlanden den Spaniern Condé, Maubeuge und andre Städte entrissen, in den Bürgerkriegen von 1651 und 52 Guienne gegen alle Angriffe gesichert hatte, erhielt er die Statthalterwürde über Anjou und starb zu Royaumont den 25. Juli 1666 in einem Alter von 66 Jahren. 3) (Heinrich, Herzog von Harcourt), geb. 1654, zeichnete sich bedeutend in Kriegsdiensten aus, ging 1697 als Gesandter nach Spanien und war sehr thätig bei Erhebung Philipps V. auf den Thron von Spanien, wofür ihn Ludwig XIV. 1700 zum Herzog ernannte; 1703 wurde er Marschall; 1710 Pair von Frankreich und starb 1718.

Hardenberg (Karl August, Freiherr, dann Fürst von), preußisch. Staatskanzler, wurde 1750 in Hanover geboren aus einem der ältesten adeligen Geschlechter Hanovers, dessen uralter Familiensitz, Vorder- und Hinterhaus Hardenberg, mit einer höher liegenden Burgruine bei Nörter liegt. Hardenberg studirte jung, als ein umfassender Kopf bereits bekannt, in Leipzig und Göttingen, und war schon 1770 in seiner Vaterstadt Kammerrath. Im Besitze eines ansehnlichen Vermögens, erlaubte ihm dieß, sich frei zu machen, durch Reisen und den Umgang mit der großen Welt seine Kenntnisse zu erweitern, und den Talenten, mit welchen ihn die Natur ausgerüstet, eine lebendige Bildung zu verleihen. So brachte er mehre Jahre theils in Wetzlar, Regensburg, Wien und Berlin, theils in Frankreich, Holland und vorzüglich in England zu. 1778 ward er Geh. Kammerrath. Ein Zwist mit einem englischen Prinzen verleidete ihm jedoch den vaterländischen Dienst; er trat 1782 in die des Herzogs v. Braunschweig als Wirkl. Geh. Rath und Großvogt und erlangte bald das Vertrauen seines neuen Herrn, sodaß ihn derselbe mit Friedrichs II. Testamente, was in seinen Händen sich befand, nach dem Tode des großen Königs nach Berlin sandte, wo er die ehrenvollste Auszeichnung fand, indeß ihn sein Fürst 1787 zum Präsidenten der Kammer ernannte. Persönlich beliebt, bahnte ihm dieß den Weg zum markgräflich anspachschen Minister in der Zeit, da sein neuer Souverän die fränkischen Lande an Preußen abzutreten vorhatte. Als Geh. Staatsrath nahm er die Huldigung im Namen des Königs an, und als die Cession vollzogen war, wurde er 1792 preuß. Cabinetsminister und Statthalter mit den ausgedehntesten Vollmachten. Noch jetzt wird dort seine Verwaltung verehrt. Im Reichskriege wider Frankreich begleitete er den König Friedrich Wilhelm auf seinen Feldzügen am Rhein, wurde zum königl. Commissair in politischen Angelegenheiten am Rhein ernannt, indeß das Zutrauen des Königs zu ihm immer stieg, und schloß nach dem Tode des Grafen Golz am 5. April 1795 den baseler Frieden, zwischen Preußen und der franz. Republik. Zur Belohnung schmückte ihn sein Monarch mit dem schwarzen Adlerorden, sowie er ihm schon 1792 den rothen Adlerorden verliehen hatte. Von Neuem hierauf nach Anspach gesandt, organisirte er die Provinz nach preuß. Vorbilde; wirkte dort viel Gutes, aber auch die bedenkliche Exklavirung der Reichsritterschaft. Er wurde dann von Friedrich Wilhelm III. nach Berlin berufen, wo ihm

beim Cabinetsministerium die Leitung aller fränkischen, auswärtigen, Hoheits- und öffentlichen Angelegenheiten, sowie der Lehnssachen übertragen wurde. Nach dem Ableben der Minister von Werder und von Heinitz vergrößerte sich sein ministerieller Geschäftskreis in Berlin; er wurde außerdem (1800) Chef des magdeburg-halberstädtischen Departements und einstweilen Chef des westfälischen Departements, nebst dem von Neufchatel, und endlich für immer Curator der Kunst- und Bauakademie. Der berliner Hof war um diese Zeit fast der Mittelpunkt aller Verhandlungen der verschiedenen europäischen Mächte unter des französisch-gesinnten Grafen von Haugwitz Leitung geworden; als aber eine Annäherung an England statt fand, nahm Haugwitz seinen Abschied und zog sich mit dem vollsten Vertrauen seines Königs nach seinen Gütern zurück. Jetzt übernahm Hardenberg an dessen Stelle das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, der bald das preuß. Cabinet zu einer überwiegenden Neigung für England stimmte. Neutralität war seit dem baseler Frieden die Lieblingsidee des damaligen Friedensstifters, der dieß als das Mittel zur Vergrößerung Preußens betrachtete; aber Napoleons gewaltsamer Durchmarsch durch Anspach (1805), stimmte die Ansichten des preuß. Hofes anders in der Note vom 5. Oct. 1805, der klar sah, wie sich Napoleon hierbei und in der Verhaftung eines engl. Ministers am niedersächsischen Kreise eine Rücksichtlosigkeit erlaubte, welche zu rechtlos war, um ertragen werden zu können. Nur der Verlust der Schlacht bei Austerlitz und Oestreichs schneller Friede verhinderte, daß Preußen nicht schon damals gegen Frankreich auftrat. Bald hernach, am 25. Dec. 1805, schloß der Minister Haugwitz mit Napoleon einen Tractat zur Friedensbegründung in Norddeutschland zu Wien, wodurch Hanover an Preußen abgetreten wurde, indeß eine Note des preuß. Ministeriums vom 22. Dec. dem brit. Gesandten, Lord Harrowby, den Schutz des preuß. Hofes für Hanover zusicherte. Hardenberg sah die Folge, Krieg mit England und Abhängigkeit von Frankreich voraus; beides war wider sein System, und er zog den Rücktritt vom Departement der auswärtigen Angelegenheiten vor. Entfernt vom Cabinet fuhr er indessen fort, durch anhaltende Thätigkeit in den übrigen Theilen seines Wirkungskreises (als Chef des magdeburg-halberstädtischen Departements) thätig zu wirken. Aber auch Haugwitz freute sich seines Werks nicht lange; unerwartete Ereignisse führten Preußen 1806 dennoch zum Kriege. Hardenberg wurde zwar zu den Verhandlungen gezogen, die vor dem Ausbruche desselben zu Charlottenburg statt fanden, und machte einige Reisen in Aufträgen des Hofes, trug aber zum Ausbruche des Krieges mit Frankreich nicht bei, den er sogar nach der Schlacht bei Jena sofort zu beendigen wünschte. Erst 1807 übernahm er auf Kaiser Alexanders Wunsch an Zastrow's Stelle das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, zog sich aber nach dem tilsiter Frieden nach Tempelhof zurück, lebte mit seiner Familie in stiller Abgezogenheit und trat erst am 6. Juni 1810 auf dem politischen Schauplatze wieder auf, von seinem Monarchen mit der höhern Würde eines Staatskanzlers bekleidet. In seinen äußeren Verhältnissen suchte er Preußen seitdem möglichst eng mit Frankreich zu verbinden, allein er änderte Preußens Politik, als nach der Convention des preuß. General York und dem Rückzuge des franz. Heers aus Rußland (1813) ihm ein günstiger Zeitpunkt dazu gekommen zu seyn schien, weil, sobald Preußen Partei gegen Napoleon ergriff, der Gravitationspunkt

der neuen Allianz Preußen zufiel; aber es kannte die Bereitwilligkeit seines arm gewordenen Volks, Alles zu wagen, um von der unglücklichen Abhängigkeit von Napoleon befreit zu werden und wieder zur Selbständigkeit zu gelangen. Hardenbergs umsichtige und besonnene Politik rettete Preußen in jener verhängnißvollen Periode und bereitete den Sturz Napoleons durch zweckmäßig getroffene Maßregeln in Preußen vor; denn Alles boten damals König, Volk und Minister für ihre großen Zwecke auf, und erreichten ihren Hauptplan im pariser Frieden 1814, den Hardenberg unterzeichnete. Jetzt ertheilte ihm der König von Preußen den Fürstentitel mit einer ansehnlichen Dotation an Gütern und übertrug ihm die höchste Leitung aller Angelegenheiten. Fürst Hardenberg begleitete die verbündeten Monarchen nach London, nahm an dem Congresse in Wien einen wesentlichen Antheil und wirkte mit zu den Verträgen in Paris 1815. Seine Ernennung zum Präsidenten des neu errichteten Staatsraths, seine Sendung in das Großherzogthum Niederrhein 1817, seine Theilnahme an den Congressen zu Aachen 1818, in Karlsbad 1819, in Wien 1820, sowie die Feststellung des neuen preuß. Abgabensystems vom 30. Mai 1820, gehören ebenfalls in die Geschichte seiner Staatsverwaltung. Auf den Congressen zu Troppau, Laibach 1821 und Verona 1822, glänzte der hochverdiente preuß. Staatskanzler, und er hatte einen wesentlichen Antheil an der auf jenen Congressen von Rußland, Oestreich und Preußen zuerst befolgten Politik: nämlich das Recht der bewaffneten Dazwischenkunft in die innern Angelegenheiten eines durch Parteien zerrütteten Nachbarstaates, welche seitdem in das neue Staatsrecht eingeführt worden ist. Er starb während des Congresses in Verona zu Genua im Nov. 1822, wohin er sich wegen geschwächter Gesundheit begeben hatte. Seine Brust war geschmückt mit den ersten Orden der europäischen Monarchen. Unstreitig war Hardenberg ein Staatsmann von glänzenden Talenten, der eine hohe Idee zu fassen und auszuführen wußte, und ohne Privatrücksichten das Beste des Monarchen wollte, der ihn seines Vertrauens gewürdigt hat. In jedem Zweige des Staatsdienstes hat er sich ausgezeichnet, nur nicht im Finanzfache, so redlich und uneigennützig er auch war, indem er in der Finanzverwaltung seinen Nachfolgern Manches besser und sparsamer zu ordnen übrig ließ. Während seines Ministeriums bildete sich die jetzige Stellung der Minister und der Cabinetsräthe, da Letztere in der preuß. Staatsverwaltung früher in direkterer Beziehung zum Monarchen standen als jetzt. Die Verdienste Hardenbergs um die Monarchie anerkennend, ließ der König an dessen Sterbetage (1824) die Büste desselben in dem Versammlungssaale des Staatsraths aufstellen. Als Dotation hatte er ihm schon im Nov. 1814 die ehemalige Commenthurei Lietzen und das Amt Quilitz, mit dem Namen Neuhardenberg, verliehen. Von Hardenberg's Kindern erster Ehe leben ein Sohn und eine Tochter. Der Sohn, Christian Heinrich August, Graf von Hardenberg-Reventlow, ist dän. geh. Conferenzrath und Besitzer der im Jan. 1816 vom Könige von Dänemark zur Grafschaft Hardenberg erhobenen Stammgüter des Hauses in Dänemark. Die Tochter, Lucie, wurde 1817 mit dem jetzigen Fürsten von Pückler-Muskau vermählt. — Eine mit Urkunden begleitete „Gesch. des Geschlechts von Hardenberg" hat der 1826 verst. Kanonicus zu Norten, Joh. Wolf (Götting. 1823, 2 Thle.), herausgegeben. Der Verf. findet den Stammvater der Hardenberg unter den Dynasten des 12. Jahrh. und zeigt deren

Abstammung von den Herren v. Rosdorf (Roßtorf). Fürst Hardenberg hatte von 1807—10 Memoiren über seine Zeit, von 1801 bis zum Frieden von Tilsit, geschrieben und das Manuscript vor seinem Tode dem Staatsrath Schöll anvertraut. Der König hat dasselbe, mit dem königl. Wappen versiegelt, in dem Staatsarchive niedergelegt und verboten, es vor 1850 zu eröffnen. 1824 errichtete Graf de la Rivalière aus Paris dem Fürsten in der Dorotheenkirche zu Berlin ein Denkmal mit der Büste Hardenberg's von Wichmann. — Der Senior des Hauses, Ernst Christian Georg August, Reichsgraf von Hardenberg, großbrit. Staatsminister, starb zu Wien den 25. Dec. 1827 im 74. J. seines Alters.

Hardenberg (Fried., Freiherr von), unter dem schriftstellerischen Namen Novalis bekannt, war zu Weißenfels 1772 geb. Der fromme Sinn, welcher im elterlichen Hause herrschte, hatte bedeutenden Einfluß auf den talentvollen Knaben. In seinem reifern Jünglingsalter verlebte er einige Jahre bei seinem trefflich literarisch gebildeten Oheime in Luchlum bei Braunschweig, in dessen Bibliothek er sich mit den neuesten classischen Schriften vertraut machte. Nachdem er das Gymnasium zu Eisleben besucht, studirte er in Jena Naturwissenschaft, die höhere Mathematik und Philosophie, zu Leipzig und Wittenberg die Rechte. Dem Wunsche seines Vaters genügend, ging er nach Tennstadt, um sich dort zu einem juristischen Geschäftsmanne zu bilden. Auf dieser Reise lernte er ein 13jähriges, aber schon als Jungfrau blühendes Mädchen kennen; er liebte dieses liebenswürdige Geschöpf mit innigster Zärtlichkeit; es wurde ihm aber 1797 durch den Tod entrissen, und sein Lebensplan schien vernichtet. Doch erholte er sich von diesem Schmerz und widmete sich dem Salinenwesen. Auf der Bergwerksakademie zu Freiberg studirte er unter Charpentier mit Eifer seine Wissenschaft, und gewann die Liebe von dessen Tochter Julie, wodurch dieser Ort zweifachen Werth für ihn erhielt. Hardenberg hoffte, sich mit ihr durch die Bande der Ehe zu vereinigen. 1798 wurde er Assessor beim Directorium der Salinen zu Weißenfels. An Ludw. Tieck und den beiden Brüdern Schlegel fand er werthe Freunde und Geistesgenossen. Indeß ward er allmählig in einen sehr kränklichen Zustand versetzt, und am 21. März 1801 starb er im elterlichen Hause zu Weißenfels im Angesicht seines Bruders und in den Armen seines geliebten Freundes Fr. Schlegel, als er zum Amtshauptmanne in Thüringen bestimmt war. Herzlichkeit war ein Hauptzug seines Charakters, und im Umgange mit Freunden oder in großen gemischten Gesellschaften, sagt sein vieljähriger Freund, der Kreishauptmann Just in Tennstädt, war er oft Stunden lang still, doch dabei aufmerksamer Beobachter Dessen, was um ihn her vorging, aber im traulichen Zirkel desto beredter. Es war ihm überhaupt Bedürfniß, daß er sich aussprechen konnte. Ganze Abende konnte man ihm zuhören, und man ward nicht müde, ihn zu hören; denn den gemeinsten Gegenständen wußte er ein Interesse zu geben. Und wie sichtbar ward da seinen Freunden der Reichthum seiner Phantasie, die Schärfe seiner Vernunft, das Innere seiner Herzlichkeit! Widerspruch ertrug er gern und ward nie unwillig darüber. Hatte er aber einmal einen paradoxen Satz gesagt, so gab er ihn nicht auf, und machte dann auch wohl den Sophisten. Seine Gestalt war lang, gut gebaut, hager, sein Auge verrieth Geist, sein Mund Freundlichkeit. Sein Aeußeres war einfach und schlicht, aller Putz war ihm widernatürlich. Der Kirchenrath Schmid in Jena sagt von ihm: „In

zwei Perioden seines Lebens bin ich diesem Fr. v. Hardenberg nahe gewesen, und in beiden war er mir als origineller Mensch so interessant und als edler Mensch meinem Herzen so theuer und werth, daß ich mit inniger Rührung mir ihn für dieses Leben entrissen denke'. Gewiß war er eins der herrlichsten Gemüther, die je die Welt geschmückt haben, ein wahrer Dichter im heiligsten Sinne des Worts, welcher die ganze geistige und irdische Natur umfassend, indem er sich in der sichtbaren Welt eine unsichtbare schuf, das ganze Gemüth ergreift. Zwar hatte er die mannigfaltigsten Kenntnisse erworben; doch herrschte bei ihm stets die Poesie vor. Phantasie und Gemüth spiegelten sich in allen seinen Werken, die leider meist nur Fragmente, nur Andeutungen Dessen sind, was er gewollt hat. Alle sind von der heiligen Schönheit der christlichen Religion innig durchdrungen; dabei ist er im Geiste dieser Religion mild und tolerant, und bei der Tiefe der Gedanken zeigt sich immer eine hohe Einfachheit der Form. Es wird Jeder bei dem unvollendeten, unbeschreiblich anziehenden Roman: „Heinrich von Ofterdingen", mit Wehmuth bedauern, daß er unvollendet ist. Niemand hat wohl die Zeiten der blühenden Wartburg treuer und lebendiger in sich aufgefaßt, als Novalis; auch als Fragment bleibt „Heinrich von Ofterdingen" ein Juwel für das Gemüth und für den Geist ein Meisterwerk. Es war die Absicht des Dichters, nach Vollendung des „Ofterdingen" noch sechs Romane zu schreiben, in denen er seine Ansichten der Physik, von denen die „Lehrlinge zu Sais" den Anfang bilden, des bürgerlichen Lebens, der Handlung, der Geschichte, der Politik und der Liebe niederlegen wollte. Die Poesie lag ihm zum nächsten am Herzen, im Geiste dieser trachtete er Alles zu erringen. Des Dichters Gemüth offenbart sich am Herrlichsten in den „Hymnen an die Nacht", welche er selbst als seine gelungensten Erzeugnisse betrachtete. Seine geistliche Lieder haben gewiß manches Herz tief und wohlthuend angesprochen. Seine Freunde, die beiden Schlegel und Tieck, haben Novalis Schriften herausgegeben, über die sich überhaupt das allgemeine Urtheil dahin ausspricht, daß er bei längerem Leben Großes geleistet haben würde, zumal sein idealischer und mystischer Sinn unsre Zeit mehr angesprochen haben würde, als die seinige, und seine Moralität ihn gegen Egoismus gesichert haben dürfte.

Hardouin (Johann), aus Quimbre in Bretagne, geb. 1646, war der Sohn eines Buchhändlers. Er kam früh zu den Jesuiten, und zeichnete sich dort durch eine schnelle Auffassungsgabe, ein glückliches Gedächtniß, aber auch durch seinen Hang zu Paradoxien aus. Nach ihm sind alle Schriftsteller der alten Classiker unterschoben, mit Ausnahme der Werke des Cicero, der Naturgeschichte des Plinius, der Satyren und Episteln des Horaz und Virgils Gedichte über den Landbau. Seine „Aeneide" ist ihm augenscheinlich von einem Benediktiner des 13. Jahrh. gedichtet worden, der die Reise des h. Petrus nach Rom beschreiben wollte. Nicht weniger offenbar ist es ihm, daß die Oden des Horaz aus derselben Quelle geflossen seyen, und daß die Lalage nichts anders bedeute, als die christliche Religion. Dem Vater Hardouin gilt keine alte Münze für authentisch, oder doch nur sehr wenige sind es. Ein Alterthumskenner und Numismatiker, der sich über die paradoxen Behauptungen des Hardouin ärgerte, suchte diesen durch Uebertreibung lächerlich zu machen, und behauptete, daß nicht nur keine alte Münze echt sey, sondern daß alle von den Benediktinern seyen geschlagen wor-

den, und bewies es aus den Buchstaben CON. OB., die sich auf mehren Medaillen befinden. Erstere, meinte er, müßten nicht durch „Constantinopoli Obsignatum", sondern durch „Cuse Omnes Nummi Officina Benedictina" erklärt werden. Diese ironische Erklärung verwirrte zwar Hardouin etwas, bekehrte ihn aber nicht. Nach ihm ist die „Aeneide" eine allegorische Fabel, in welcher der Sieg der christlichen Religion über die Synagoge verhüllt liegt. Das brennende Troja sey das Bild des zerstörten Jerusalems, Aeneas, seine Götter nach Italien tragend, stellte das den Römern verkündete Evangelium vor. Der gelehrte Huet sagt von ihm: „Der Vater Hardouin hat vierzig Jahre daran gearbeitet, seinen Ruf zu zerstören, ohne zum Zweck zu gelangen". Seine Oberen bewogen ihn, seine närrischen Paradoxien zu widerrufen; er thats, und war ihnen nicht weniger geneigt. Er starb zu Paris den 3. Sept. 1729 in seinem 83. Jahre. Seine vorzüglichsten Schriften sind: 1) eine Ausgabe des ältern Plinius zum Gebrauch des Dauphins (1785), wieder aufgelegt 1725. In der letztern Ausgabe sind die Noten vermehrt und die Paradoxien weniger häufig. Das Werk ist sonst mit vielem Fleiße und Scharfsinne ausgeführt. Huet fällt über dasselbe ein sehr vortheilhaftes Urtheil: „Hardouin habe in 5 Jahren geleistet, was kaum 6 Gelehrte der ersten Classe in fünfzig Jahren geleistet haben würden". 2) „Die aus Medaillen wieder hergestellte Chronologie", in lateinischer Sprache, Paris 1697. In diesem Buche machte der Verfasser seine lustigen Meinungen über die Echtheit der alten Schriften bekannt. 3) Die Ausgabe der Concilien; der franz. Clerus forderte ihn hierzu auf und gab ihm ein Gehalt. Sonderbar ist es, daß er dieß übernahm, da er doch alle Concilien bis auf das von Tarent für Chimären hielt. (Das Werk wurde zuerst zu Paris 1694 gedruckt, und hierauf bedeutend vermehrt, 1715 zu London wieder aufgelegt.) 4) Ein „Commentar über das neue Testament", Amsterdam 1741. 5) Eine Ausgabe der Lobrede des Themistius. 6) „Opuscula selecta", gedruckt in Holland 1709. 7) „Opuscula varia"; sie kam nach seinem Tode zu Amsterdam 1733 heraus. 1767 erschien in London eine Schrift, „Jean Hardouini ad censuram veterum scriptorum, prolegomena". Er sucht hierin seine Theorie über die Alten, welche er früher widerrufen hatte, nochmals zu vertheidigen. Man kann nicht scharfsinniger und gelehrter irren, als hier Hardouin.

Hardy (Alexander), Dichter, aus Paris gebürtig, zeichnete sich schon unter Heinrich IV. als Tragiker aus und gilt für den Besten vor Corneille; doch sind seine Verse sehr schwerfällig. Von seinen Stücken, deren er 800 verfertigte, sind nur 41 gedruckt worden. Er starb um 1630. — 2) J. Hardy, franz. General, geb. zu Monzon in Lothringen 1763, nahm, 21 Jahre alt, Kriegsdienste, ward 1792 Anführer des 7. Bataillons von Paris und 1794 Brigade-General bei dem Ardennenheere, nachdem er sich bei Givet und Philippeville ausgezeichnet hatte. 1796 kam er zum Maas- und Sambre-Heere, nahm, an der Spitze eines bedeutenden Heerhaufens St.-Wendel, Kaiserslautern, Bingen u. s. w., wurde im Gefechte am Donnersberge (den 26. Nov.) verwundet und dann später (1798) als Befehlshaber der Unternehmung nach Irland gebraucht, hatte aber das Unglück, noch ehe er daselbst gelandet, den 11. Oct. von den Engländern gefangen zu werden. Nach seiner Auswechselung wurde er 1799 Divisions-General, und diente bei dem Rhein-

heere. Nach geschlossenem Frieden wurde er unter Le Clerc nach St.-Domingo geschickt und starb daselbst 1802. Man hat von ihm eine vortreffliche Charte über den Hundsrück. — 3) Kasp. Bernh. Hardy, Vikarpriester und Chorältester an der Domkirche zu Köln, geb. daselbst 1726. Schon in früher Jugend erwachte in ihm die stärkste Liebe zur Kunst, die alle Schwierigkeiten besiegte, die sich ihm, besonders während seiner Studienjahre, entgegenstellten. In seinem 15. Jahre verfertigte er Copien und einige Gestalten in Wachs, denen der Kenner seine Achtung nicht versagen konnte, und auf die Hardy selbst in spätern Lebensjahren mit Zufriedenheit zurücksah. Hierauf neigte er sich zur Oelmalerei, und trotz des dürftigen Unterrichts, den er darin erhalten, brachte er es in Kurzem so weit, daß Copien von seiner Hand, die er besonders nach de Laer und Brenghel verfertigte, gleich den Originalien werthgeschätzt wurden. Dann ergab er sich mit Eifer der Schmelzmalerei, und hierin lieferte er auch bald Werke von großer Kraft, unter denen vorzüglich sein Weltheiland nach Carlo Dolce immer noch die Bewunderung von Kennern werth bleibt. Indeß gab er die Schmelzmalerei wegen seiner schwächlichen Gesundheit auf, und begann nun in weißer und farbiger Wachsmasse und in Schnitzwerk auf mehrfarbigen Muschelschichten, in Form der antiken Cameen zu arbeiten. Er verfertigte hier mehre Bildnisse der Großen mit den trefflichsten Natur- und Charakterzügen, worunter sich vorzüglich die Charakterportraits von Franklin, Newton, Voltaire und Rousseau auszeichnen; ferner das geizige Weib, der sich glücklich fühlende Jude, der verzweifelnde Ehemist, der Waldbruder, eine Magdalena u. s. w., und im größerm Querformate die schöne schlafende Schäferin, der liebende Jägerbursche ꝛc., vor Allem aber verdient hier sein vortrefflicher Christus am Kreuze genannt zu werden, worin die Schönheit und der sanfteste Ausdruck des leidenden Gottmenschen und die ganze myologische und malerische Bildung von herzergreifender Wirkung ist. Außerdem verdienen noch angeführt zu werden: Cleopatra, in erhabener Arbeit dargestellt, in dem Moment, wo sie sich eben die Schlange angesetzt hat, von schöner edler Form und Bildung und hohem psychologischen Ausdruck; das schöne Landmädchen mit dem Körbchen, der sterbende Weise; ferner Lina, unter welchem Namen ein Cyklus von Idealvorstellungen der Stufen des weiblichen Alters begriffen ist, zu welchen er als Gegenstück auch die vom männlichen Alter lieferte. Noch wichtiger sind wohl Hardy's Arbeiten in durchgehends vergoldeter Bronze, worin er außer einigen Büsten, unter denen sich ein Homeruskopf auszeichnet, vorzüglich zwei allegorische Gruppen lieferte, die die arbeitende Bildhauerei und Malerei vorstellen. Er verfertigte dieselben zu Ende des dritten Viertels des vorigen Jahrhunderts, und verkaufte sie an den kurfürstlichen Hof zu Bonn. Allein nicht nur in der Kunst, sondern auch für die Wissenschaften leistete Hardy Ausgezeichnetes, namentlich für die Physik, der er sich schon frühe mit Liebe ergeben hatte. Seine zusammengesetzten Mikroskope gehören unter die ausgezeichnetsten und wären so anerkannt, daß die damaligen fränkischen Volksrepräsentanten eines derselben zu einem hohen Preise kauften, und noch dazu sein Haus durch einen förmlichen Beschluß von allen Kriegslasten frei sprachen. Ebenso vortrefflich ist sein künstliches Planetarium, das nach der neuesten Theorie in einer, mit dem Fixstern-Himmel in richtigen Distanzen bezeichneten großen Glaskugel, den Lauf der Plane-

ten und ihrer Trabanten mit ihren bestimmten, durch ein inneres Uhr- und Stundenwerk unterhaltenen, verschiedenen Bewegungen zeigt. Auch in der Elektrizität hatte er immer die vortrefflichsten Maschinen, sowohl der Einrichtung, als den Wirkungen nach. Der allgemein verehrte Künstler, lange der Nestor der Künstler und Gelehrten in Köln, in dem sich in einem seltenen Grade wissenschaftliche und künstlerische Bildung vereinigte, starb 1819 im 94. Jahre seines thätigen Lebens.

Harem, welches eigentlich ein geheimer oder verbotener Ort heißt, nennt man sowohl die sämmtlichen Weiber der Türken und anderer Muhamedaner, als den Ort oder das Gebäude, in welchem sie sich befinden, und es ist unrichtig, wenn man diesen Begriff durch das Wort Serail ausdrückt, das Pallast heißt, und nur jenen Nebenbegriff erhalten hat, weil das Harem des türkischen Kaisers sich in dem Pallaste befindet. Da es jedem Muhamedaner erlaubt ist, außer den 4 rechtmäßigen Frauen, die ihm der Koran verstattet, so viele Beischläferinnen zu haben, als er will, halten sich die mehresten, bald eine größere, bald kleinere Zahl, und alle befinden sich, nebst den rechtmäßigen Frauen, in dem Harem, unter der strengen Aufsicht schwarzer Verschnittener und einiger alten Hofmeisterinnen, wenn sie so glücklich oder so unglücklich sind, Weiber eines vornehmen Türken zu seyn; denn die Weiber der Geringen besitzen mehre Freiheit, weil die Männer sie mit in ihrem Gewerbe brauchen und sie die öffentlichen Frauenbäder besuchen dürfen. Die Bewohnerin eines Harems darf nur von ihrem Vater, ihrem Oheim und Brüdern Besuch annehmen, allen andern Männern ist der Eingang verwehrt, und der Eigenthümer eines Harems darf selbst nicht zu einer seiner Frauen gehen, wenn eine fremde Frau bei ihr ist, sondern muß sich, wenn er die Pantoffeln derselben vor der Thüre des Zimmers stehen sieht, sogleich wieder entfernen. Die Harems der Vornehmen befinden sich gewöhnlich in dem hintern Theile des Hauses, und haben die Aussicht in einen, mit hohen Mauern umgebenen Garten, der mit zum Gebrauche der Bewohnerinnen bestimmt ist. Nur selten erhalten sie Erlaubniß, unter genauer Aufsicht, eine Freundin in einem andern Harem zu besuchen, übrigens sind sie auf ihre Zimmer und Gärten eingeschränkt, wo sie sich theils mit weiblichen Arbeiten, theils mit Musik, Spielen und andern Belustigungen, welche ihre eingeschränkte Lage verstattet, beschäftigen, und die jüngern von ältern in allerlei Künsten, die Liebe ihres Gebieters sich zu erwerben, unterrichtet werden. — Der Harem des türkischen Kaisers besteht aus 2 Zimmerabtheilungen, Oda's, welche im entferntesten Theile des Serails, im vierten Hofe liegen. Außer den Verschnittenen ist es keinem Manne erlaubt, nur durch das äußerste, nach dem Harem gehende, Thor zu schreiten. Aerzte allein werden mit äußerster Vorsicht in das Innere desselben gebracht; bekommen aber eine Patientin, von welcher sich vorher alle ihre Gespielinnen haben entfernen müssen, nur unter strenger Aufsicht und verschleiert zu sehen, und sie darf ihnen kaum einen leidenden Theil zeigen. Die Zahl der Frauenzimmer im Harem, welche nach dem Namen ihrer Wohnung Odaliken heißen, hängt von der Neigung des Kaisers ab. Bei manchem stieg sie über 2000; bei manchem sank sie auf 400 herab. Seit Bajazets I. Tode befindet sich unter denselben keine einzige Freie, sondern alle sind Sklavinnen, meistens Christinnen, welche geraubt, oder von Sklavenhändlern aufgekauft, oder von den Schönen Cirkassiens und Georgiens

als Tribut geliefert worden. Von dieſen Odaliken, welche ſich unter einander nach der Reihe, wo ſie aufgenommen worden ſind, ſelbſt bedienen müſſen, ſind indeſſen die wenigſten wirkliche Bettgenoſſinnen des Sultans, weil die Unterhaltung der Letztern großen Aufwand koſtet, und ihre Anzahl deßhalb eingeſchränkt wird. Nur an Feiertagen, bei öffentlichen Freudenfeſten oder bei glücklichen Ereigniſſen trifft der Sultan eine neue Wahl unter den Odaliken, die ihm, der Reihe nach, im reizendſten Putze vorgeſtellt werden; er wählt aber nicht vermittelſt eines zugeworfenen Schnupftuches, ſondern läßt der Erkornen durch den Kislar Aga ſeine Wahl bekannt machen. Dieſe wird hierauf von den übrigen in das Bad begleitet, parfümirt und prächtig geputzt, und tanzend und jauchzend in das Schlafgemach des Sultans geführt, der ihrer gewöhnlich ſchon im Bette harrt, bei welchem ſie niederkniet und auf geſchehenen Ruf zu den Füßen deſſelben hinein kriecht. Alle, welche Kinder, beſonders Söhne gebären, erhalten ihren beſondern Hofſtaat im Serail und andere Odaliken zur Bedienung und Geſellſchaft. Nach dem Tode des Sultans werden alle, welche Bettgenoſſinnen deſſelben geweſen ſind, in das alte Serail gebracht, aus welchem nur ſolche, die Mädchen geboren haben, heirathen dürfen; die noch nicht berührten Odaliken hingegen bleiben in dem Harem für den neuen Sultan.

Häreſie, ein kirchliches Verbrechen und als ſolches zuvörderſt von verwandten Begriffen zu ſcheiden. — Ungläubige (Infideles) ſind ſolche, die keine Chriſten ſind: Heiden, Mohammedaner, Juden. Da ſie nicht durch die Taufe der Kirche einverleibt worden, ſo maßt ſich die Kirche keine Gewalt über ſie an. Sie werden geduldet. Durch die Kirchengeſetze iſt aber bei Strafe des Kirchenbannes verboten, den Feinden des chriſtlichen Namens Waffen zuzuführen oder ſonſt Vorſchub zu leiſten; eine Beſtimmung, die zwar ſehr alt und legitim, aber nichts deſtoweniger in neuerer Zeit wenig beachtet worden iſt. — Apoſtaſie hat zweierlei Bedeutungen. Erſtlich nennt man Apoſtaten Die, welche von dem einmal bekannten chriſtlichen Glauben abfallen, alſo Heiden, oder Mohammedaner, oder Juden werden; dann heißt Apoſtaſie das eigenmächtige Verlaſſen des Prieſter- (apost. irregularitatis) oder Mönchsſtandes (apost. obedientiae). — Schismatiker ſind Diejenigen, welche ſich von der Einheit der Kirche abſondern, alſo einen Riß (scissura, schisma) in das Kirchengebäude zu bringen ſuchen. Häreſie kann mit einem Schisma verbunden ſeyn, es iſt aber nicht nothwendig. — Häreſie iſt die hartnäckige Vertheidigung eines von der allgemeinen Kirche verdammten oder dem Symbol derſelben widerſprechenden Dogma. Es iſt alſo zuerſt zum Begriff des Häretikers erforderlich eine hartnäckige Vertheidigung; denn es heißt ausdrücklich in einer kanoniſchen Rechtsſtelle von 398 (can. 19, c. 24. qu. 3): „Keineswegs ſind unter die Häretiker zu rechnen Diejenigen, welche ihre, wenn gleich falſche und verkehrte, Meinung nicht mit hartnäckiger Heftigkeit vertheidigen, beſonders wenn ſie dieſe Meinung nicht aus eigner Kühnheit aufgeſtellt, ſondern von verführten, in Irrthum gefallenen Aeltern erhalten haben, und die Wahrheit mit behutſamer Sorgfalt ſuchen, bereit, wenn ſie dieſelbe gefunden, ſie anzuerkennen". Zweitens gehört zum Begriff der Häreſie, daß ſie ein falſches Dogma aufſtelle; Meinungsverſchiedenheit in Disciplinarſachen macht noch keine Häreſie aus. Es wird drittens

zum Begriff der Häreſie erfordert, daß die irrige Meinung ſchon von der Kirche als ſolche erklärt worden; ſo lange dieß nicht geſchehen, ſind die Meinungen frei, und man kann mehr als einen verehrten Kirchenvater aufweiſen, der ſpäter von der Kirche verworfene Meinungen vertheidigt. Die allgemeine kirchliche Strafe der Häreſie iſt Ausſchluß aus der Kirchengemeinſchaft, alſo auch vom Begräbniß, Verluſt von und Unfähigkeit zu Kirchenwürden; die bürgerlichen Strafen ſind verſchieden, je nachdem die Staaten ſich mehr oder weniger an die Kirche angeſchloſſen, oder auch, wie in Spanien durch die Inquiſition, die Kirche zur Erreichung freiheitswidriger Zwecke mißbraucht haben. In den eben angeführten kirchlichen Strafen der Häreſie wird gewiß keine Ungerechtigkeit erkannt werden, ſobald man der Kirche überhaupt das Recht zugeſteht, ſich als Anſtalt zu ſetzen, einen Lehrbegriff zu haben, denn alsdann muß ſie ja auch das Fremdartige ausſcheiden können. Es iſt gar nicht zu berechnen, was aus der Kirche, was aus der Welt geworden wäre, wenn die Kirche ein müßiger Zuſchauer der vielen hundert entſtehenden Häreſien geblieben wäre und ſich nicht vielmehr ſie zu unterdrücken bemüht hätte. Die Kirche kann nicht zugleich das Eine als wahr ſetzen, ohne das Entgegengeſetzte als unwahr zu erklären; ſie iſt ja keine Verſammlung von Skeptikern. Wie ungegründet der der katholiſchen Kirche gemachte Vorwurf, daß ſie in ihrem Bekenntniſſe entgegengeſetzte Meinungen als Häreſie brandmarkt, ſey iſt ſonach von ſelbſt klar. Vielleicht iſt es nicht unpaſſend, hier die Worte Möſer's, der die Sache von der politiſchen Seite nahm, anzuführen, eine Stelle nämlich aus ſeinem Briefe an den Vicar in Savoyen (Rouſſeau) („Vermiſchte Schriften", Thl. I, S. 181 u. 132): „Was dächten Sie weiter, wenn ich gegen Sie den Satz wage, die Oekonomie einer jeden Religion erfordere, öffentlich zu behaupten, daß außer ihr kein Heil ſey? Mir ſcheint es, als könne eine Religion ihre bürgerliche Wirkung ohne dieſen Grundſatz nicht haben. Wenigſtens bilde ich mir ein, wenn in einem öffentlichen Katechismus mit großen Buchſtaben die Kinderlehre ſtände: Man kann in allen Religionen ſelig werden, daß dieſes den nöthigen Enthuſiasmus ungemein ſchwächen würde; ich, als ein fauler Knabe, würde ſicher geträumt haben: Laß die Seele gebären, bringt ſie keine Wahrheiten, ſo bringt ſie Phantaſien; und jede Religion iſt Gott angenehm. So hätte ich gewiß geſchloſſen, oder mein Vater hätte mir die große Lehre von der Gleichgültigkeit aller Religionen eine Zeitlang verbergen und mich wider Ihre Meinung erſt mit einem Vorurtheil auferziehen müſſen. Als ein Mann wäre ich vielleicht ſo billig geworden, mich hierdurch nicht irren zu laſſen. Allein der große Haufe der Kinder, welche niemals zu einem männlichen Verſtande kommen, würde mich allemal gedauert haben. Eine ſolche Gleichgültigkeit hätte, meiner Meinung nach, jede Religion um ihre Kraft gebracht, die Gewiſſen zu binden, welches doch nothwendig iſt, um den bürgerlichen Endzweck des Eides, dieſes unentbehrlichen, obgleich traurigen Mittels, zu erhalten. Und dieß bewegt mich zu glauben, daß jede Religion in ihrer öffentlichen Lehre alle andern ausſchließen und den Philoſophen nichts mehr als die heilſame Ungewißheit zur weitern Betrachtung laſſen müſſe." — Bekanntlich hat es auch für die evangeliſche Kirche Häretiker gegeben und zwar verbrannte, z. B. Servet (ſ. d.), ſo inconſequent dieß auch immer ſeyn mochte. In neuerer Zeit, wo die Autorität der ſymboliſchen

Bücher und der vier ersten Concilien aufgehört, scheint die Consequenz zur Annahme führen zu müssen, daß alle Häresien ein fortgehender Protestantismus gewesen, denn die Häretiker legten ja die Resultate ihres Forschens in den heiligen Schriften dar.

Harfe, eins der ältesten Saiteninstrumente. Anfangs war sie nur mit Thierhaaren bezogen. Die Hebräer hatten zwei ihr ähnliche Instrumente: Ugab, welches Jubal erfand, und Nebel, welches Luther durch Psalter übersetzt. Mit dem Trigonen der Griechen hat unsere jetzige Harfe manche Aehnlichkeit. Ihr hohes Alter wird unter andern auch durch den hinter den Ruinen des ägyptischen Thebens in den vermeinten Gräbern der thebanischen Könige entdeckten Harfenspieler in einem Frescogemälde außer Zweifel gesetzt. Alexander aus der Insel Cythera war der Erste, der die Harfe mit mehren Saiten bezog; als er alt wurde, ließ er in dem Tempel der Diana zu Ephesus sein Instrument dieser Göttin widmen. Während der ersten 6 Jahrhunderte bedienten sich die Christen der Harfe zur Begleitung ihrer geistlichen Lieder bei ihren geheimen Zusammenkünften. Aber auch bei den Völkern des nördl. Europas war die Harfe schon früh einheimisch, besonders in dem Fürstenthume Wallis. Die der jetzigen Harfen sind verschieden von den irländischen. Nach den Walliser Gesetzen gehörte die Harfe zu den Dingen, welche unentbehrlich waren, um einen Freien oder Edelmann zu bezeichnen; keiner durfte auf diesen Rang Anspruch machen, der nicht eine Harfe hatte, und sie zu spielen verstand. Durch dasselbe Gesetz war es ausdrücklich verboten, Leibeigne Harfe spielen zu lehren, damit solche nie auf die Rechte der Edeln Anspruch machen könnten. Nur der König, dessen Spielleute oder Minstrels, oder die Adeligen durften Harfen besitzen. Die Harfe des Brian Boitomb, Königs von Irland, welcher 1014 erschlagen wurde, ist vor Kurzem in dem Trinity-College in London aufbewahrt worden. Sie scheint von einem geschickten Künstler erbaut zu seyn. Es gibt verschiedene Gattungen von Harfen, von denen wir folgende anführen: 1) die ehedem sehr gewöhnliche Spitzharfe, auch italienische Harfe genannt. Sie ist mit zwei Reihen, durch einen doppelten Resonanzboden getrennten, Drahtsaiten bezogen. Die linke Seite, welche den Baß ausmacht, pflegt gelbe, die rechte oder die Diskantseite aber weiße Saiten zu haben. Bekannter und gewöhnlicher ist 2) die Doppel- oder Davidsharfe, in Form eines Triangels, mit Darmsaiten bezogen und mit einem Resonanzboden versehn. Ihr Umfang ist meistens von dem großen C bis zum dreigestrichenen c oder d. In den neuern Zeiten wurde dieses Instrument durch die französische Erfindung der Pedale an demselben wesentlich verbessert, und zur Ausführung der größten Meisterstücke fähig gemacht. Die Pedalharfe hat 7 Tritte, welche die halben Töne bilden, indem sie, vermittelst einer kunstvollen Mechanik, die Saiten gleiches Tones durch alle Oktaven um einen halben Ton erhöhen. Weil diese aber nur erhöhen und nicht erniedrigen können, und die be

also nicht zu bilden wären, so muß die Pedalharfe, abweichend von allen übrigen Instrumenten, ursprünglich in Es dur (Mi be mol) gestimmt werden. Sebastian Erard in Paris vervollkommnete den Mechanismus dieses Instruments; erhielt das Patent für England und das Brévet d'invention für Frankreich, und die Pedalharfen aus seinen Fabriken sind die schönsten auf der Welt. Die Vorzüge dieses Instrumentes sind sein

schöner voller Ton, der von der größten Stärke bis zum leisesten Verhallen ganz in der Gewalt des Spieles bleibt, und seine Fähigkeit, die verschiedensten Affekte und Leidenschaften auszudrücken. Es nimmt sich am schönsten aus, entweder ganz allein, oder nur von Einem Instrumente begleitet; besonders eignen sich dazu Blasinstrumente. Es hat den Umfang vom tiefsten Contra F bis in das viergestrichene höchste D. Einige schreiben diese glückliche Veränderung einem Deutschen, Namens Hochbrucker, zu, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrh. zu Donauwörth, Andre einem Anspacher, Joh. Paul Velter, der 1730 zu Nürnberg lebte. Später sind von Cousineau und Krumpholz in Paris Verbesserungen daran gemacht worden, besonders in Ansehung des Forte und Piano. Auch haben die Gebrüder Erard daselbst eine neue Art Pedalharfe erfunden. (S. auch Aeolsharfe.) Lehrbücher für die Harfe haben Backofen und Bochsa geschrieben. Die vorzüglichsten neuen Componisten für die Harfe sind, außer Nadermann, Demar, Steibelt ꝛc. Auch hat Spohr einige treffliche Stücke für seine Frau geschrieben, namentlich Potpourris mit Begleitung der Violine.

Häring (Wilhelm), wurde im Jun. 1798 in Breslau geboren, wo sein Vater bei der dortigen Kriegs- und Domainenkammer Kanzleidirector war, abstammend aus einer Refugié-Familie aus der Bretagne, welche nach Aufhebung des Edicts von Nantes in der Neumark Aufnahme gefunden und dort ihren französischen Namen in den entsprechenden deutschen übersetzt hatte. Der Letzte, welcher den französischen oder bretagnischen Namen Hareng (oder Harenc) geführt, war Advokat in Rennes gewesen. Die ersten poetischen Eindrücke, deren sich Häring aus der Kindheit erinnert, knüpfen sich an die Belagerung Breslaus 1806, welche er in einem Nonnenkloster miterlebte. Nach dem Tode seines Vaters zog er mit der Mutter nach Berlin, wo er auf dem dortigen werderschen Gymnasium seine erste wissenschaftliche Ausbildung erhielt. Diese Anstalt blühte damals unter der Leitung Bernhardi's, Spilleke's u. A., und vornehmlich scheinen die beiden genannten Männer, welche sich in ihrer Richtung und Gesinnung dem aus der Tieck-Schlegel'schen Literaturperiode hervorgegangenen Princip der sogenannten Lebensironie angeschlossen hatten, durch ihr Einwirken seinem Geist schon früh eine eigenthümliche Anschauungsweise mitgetheilt und ihm den Keim zur Ironisirung der Lebensverhältnisse eingepflanzt zu haben, die sich in manchen seiner Novellendarstellungen als charakteristischer Zug hervordrängt. Er machte 1815 als Freiwilliger im Regiment Kolberg den Feldzug mit. Sein Antheil an demselben beschränkte sich auf die Belagerungen der Ardennenfestungen, und manche romantische Eindrücke aus dieser Zeit finden sich in seiner Novelle „Iblou" niedergelegt. Er bezog 1817 zuerst die Universität Berlin, dann Breslau, wo er außer der juristischen Berufswissenschaft sich mit mancherlei historischen Nebenstudien beschäftigte und besonders Savigny und Raumer zu Lehrern hatte. Während seiner akademischen Jahre und nachher machte er vielfach Ausflüge auf Fußreisen, auf denen er nicht selten Gelegenheit gehabt, das Volksleben in seiner unmittelbaren Wirklichkeit zu belauschen und seine Phantasie mit Scenen und Gestalten dieser Art zu bereichen, was später auch als eigenthümlicher Bestandtheil in seine Novellen überging, in denen gerade aus allen diesem Kreise angehörigen Parteien die lebendigste Frische spricht. Seine juristische Laufbahn scheint jedoch keine geborene Wahlverwandt-

schaft für ihn gewesen zu seyn, denn nachdem er in Berlin Auscultator und Kammergerichtsreferendar geworden, verließ er sie wieder, als er die bestimmte Ueberzeugung gewonnen, daß sie sich für ihn mit dem literarischen Beruf, der ihn zu entschieden drängte, nicht vereinigen lasse. Dem letztern lebte er seitdem ausschließend in Berlin, seit 1830 zugleich mit der Redaction des „Freimüthigen" beschäftigt, welches Journal, verbunden mit dem ehemaligen „Berliner Conversationsblatt", unter seiner Leitung unstreitig einen geistigern Charakter erhalten, nachdem er früher das ältere „Berliner Conversationsblatt" in Gemeinschaft mit Fr. Förster drei Jahre hindurch redigirt hatte. Von der philosophischen Facultät der Universität Halle wurde ihm 1828 das Doctordiplom als öffentliche Anerkennung seiner literarischen Leistungen zugesandt. Als Schriftsteller machte sich Häring zuerst bekannt durch einige kritische Abhandlungen in den wiener „Jahrbüchern der Literatur" und im „Hermes", indem er als literarische Firma den nom de guerre W. Alexis beibehielt, mit dem ihn seine Universitätsfreunde zu nennen pflegten. Als seinen ersten productiven Versuch ließ er ein idyllisches Epos in Hexametern: „Die Treibjagd" (Berlin 1820), erscheinen, das, obwohl von geringerer Bedeutung, doch Gnade fand vor Jean Paul und von Müllner gelobt wurde. Frucht längerer Studien über England und hervorgegangen aus einer scherzhaften Wette war der Walter-Scott'sche Roman „Walladmor" (3 Bde., Berlin 1823—24), eine flüchtige und rasch hingestellte Arbeit, die der Verfasser kaum durchgesehen haben mochte, ehe er sie in Druck gab. Dieser Roman erregte allgemeines Aufsehen, und man kann wohl sagen, daß er von den Walter-Scott-Lesern begieriger verschlungen wurde als die eignen in ausgedehnterer Breite gehaltenen Darstellungen desselben. Mit der Ironisirung Walter Scott's, wovon wohl die Rede gewesen, hatte es Häring, der eigentlich für das Talent des Briten sehr eingenommen ist, nicht so ernstlich dabei gemeint; er wollte nur beweisen, daß man eben in Deutschland auch einen Scott'schen Roman schreiben könne, und der Erfolg rechtfertigte die in guter Laune unternommene Speculation. „Walladmor" ist fast in alle lebendige Sprachen übersetzt und jüngst erst ins Polnische; in der englischen Uebersetzung erschien er sehr umgearbeitet. Ein englischer Kritiker, wahrscheinlich Walter Scott selbst, nannte ihn die kühnste Mystification unsers Jahrhunderts. Ernster gemeint war der darauf unter gleicher Maske erschienene Roman „Schloß Avalon" (3 Bde., Leipz. 1827), in dem der Verfasser gründliche geschichtliche Studien über die glorious revolution niederlegte; doch ließ diese Arbeit, bei ihrem zu streng historisch gehaltenen Charakter, die größere deutsche Lesewelt kälter, obwohl sie in den wiener Nachdrücken getrost als Scott'sche Roman wieder abgedruckt wurde. Unter Häring's Novellen, die theils einzeln, theils in Taschenbüchern zerstreut erschienen, sind die erste und die letzte: „Die Schlacht bei Torgau" (Berlin 1823) und „Das Dampfschiff" (in der „Urania" für 1832) ohne Zweifel die originellern; „Die Geächteten", „Venus in Rom" und „Acerbi" die bedeutendern, und letztere wohl nicht mit Unrecht vom Verfasser selbst als seine gelungenste Arbeit in Anspruch genommen. In der begonnen Sammlung derselben, von der bis jetzt vier Bände herausgekommen (Berlin 1830 fg.), erschienen sie streng durchgearbeitet und in sorgsamer Feile wieder; mehre davon sind in die nordischen Sprachen übersetzt. Weniger Glück machte Häring

mit theatralischen Arbeiten, von denen sich nur ein Lustspiel: „Der Prinz von Pisa" und ein Fastnachtsschwank: „Der verwunschene Schneidergeselle", einige Zeit auf der Bühne hielten. Dagegen richtete sich die Theilnahme des Publicums mit allgemeiner Anerkennung auf sein Talent als Novellist, und hier möchten wir sagen, daß er weniger originelle Schöpfungskraft der Phantasie als lebendig eigenthümliche Auffassung und Wiedergeburt des Empfangenen, weniger Feuer als Wärme, weniger ursprüngliche Begeisterung als dauernde Liebe in seinen Darstellungen besitzt und gezeigt hat. Aber er ist Meister in der Beschreibung, die nur, wenigstens in seinen frühern Arbeiten, zuweilen etwas zu detaillirt ausfällt, und die glänzende Lebhaftigkeit seiner Darstellung, die Alles sehen, hören, fühlen läßt, geräth vielleicht mitunter nur in den einzigen Fehler, zu theatralisch und dramatisch angespannt zu seyn. Seine lyrische Ader schlägt schwächer und reißt nicht hin durch Fülle der Empfindung; dagegen ist die humoristisch-ironische die stärkste und eigenthümlichste an ihm. Gedankenreichthum ist kein hervorragendes Element in seinen Novellen; wo er Gedanken auftreten läßt, erscheinen sie fast immer plastisch gestaltet und nicht selten scharf und tief eingehend, dagegen sie sich in seinen Raisonnements, wo er besonders das Streben blicken läßt, populair zu seyn, leicht verflachen. Sein Styl ist lebendig, elegant, und ermangelt nur zuweilen der Gedrängtheit. Das Talent scharfer Wahrnehmung und anschaulicher Auffassung hat er an verschiedenartigen Gegenständen in seiner „Herbstreise durch Skandinavien" (2 Bde., Berl. 1828), welche er in Gesellschaft mit dem Franzosen Ampère 1827 unternahm, nicht minder bewährt. Zu gleicher Zeit mit derselben erschienen die von ihm herausgegeb. „Wanderungen im Süden" (Berlin (1828), Schilderungen des französischen Lebens in den letzten Jahren unter Villèle, besonders durch ein darin mitgetheiltes Reisebild: „Der stumme Bettler", beliebt. Sein neuestes Werk: „Cabanis", ein auf Familientraditionen beruhender vaterländischer Roman (6 Bde., Berlin 1832), der in Preußen und Sachsen zur Zeit des siebenjährigen Kriegs spielt, ist die Frucht einer vieljährigen Arbeitsamkeit und eines begeisterten Patriotismus. Es scheint immer Häring's Lieblingsgedanke gewesen zu seyn, einmal Preußens Walter Scott zu werden, und wie weit ihm das gelungen oder gelingen wird, darüber muß die Stimme des Publikums entscheiden, die über diesen neuen Roman bis jetzt noch nicht geurtheilt hat.

Hariri (Ithiel) oder Abu Muhamed al Kasi ben Muhamed al Basri, ein berühmter arabischer Dichter, geb. zu Bassora 1054, hielt sich größtentheils im Flecken Hariri in Persien auf, woher er auch den Beinamen erhielt, und starb 1121. Er schrieb einen Roman der Geschichte eines fahrenden Ritters, der von den Arabern als ein Meisterstück der Poesie und Beredtsamkeit angesehen wird; er besteht aus 50 Mekamat oder Confessus. Man findet sie in J. Jahns „Chrestomatie", Wien 1802, und Andern.

Harley, eine alte französische Familie, welche nach Einigen von dem englischen Geschlecht Harlei stammt, nach Andern aber von der Stadt Harlai in der Franche-Comté ihren Namen erhielt und im 13. Jahrh. zuerst vorkommt. Merkwürdig sind: 1) Achille I. de, Parlaments-Präsident zu Paris und sehr berühmter Staatsmann, geb. zu Paris 1536, zeigte, während der bürgerlichen Unruhen gegen die Ligue die größte Festigkeit und widerstand allen Lockungen von Seiten des Herzogs

von Guise, ihn seiner Pflicht untreu zu machen. Kaum war Heinrich IV. auf dem franz. Thron befestigt, so suchte Harlay, was er früher nicht immer hatte thun können, das Ansehen der Gesetze in ihrem vollen Glanze wieder herzustellen und starb den 23. Oct. 1616 allgemein betrauert. — 2) Achille II. de, Baron von Sancy, Bischof von St.-Malo, geb. 1531, studirte anfangs die Rechte, trat aber später in den geistlichen Stand, erhielt reiche Pfründen, verließ sie aber, um die Waffen zu ergreifen, wurde dann franz. Gesandter zu Konstantinopel und wandte einen großen Theil seines Vermögens an, um mehre Tausende christlicher Sklaven loszukaufen und den Ihrigen wieder zu geben. Im J. 1609 zurückberufen, trat er in die Congregation des Oratoriums, wurde 1615 Beichtvater der Königin von England und erhielt nach seiner Rückkunft 1626 vom Cardinal Richelieu das Bisthum St.-Malo, welche Stelle er jedoch zu Ende seines Lebens niederlegte. Er starb den 20. Nov. 1646, einige Schriften, welche den Cardinal Richelieu betreffen, hinterlassend.

Harlekin, eine besonders charakterisirte, komische Person in den Lustspielen, welche unter andern Namen schon die Griechen und Römer hatten, auch auf dem Theater aller Neuern den ersten Platz behauptete, bis sie endlich in den neuesten Zeiten vom Theater verdrängt wurde. Riccoboni („Gesch. d. ital. Schaubühne") sagt: „Wenn man heutzutage die Kleidung des Harlekins als eine neue Erfindung untersuchen wollte, so würde uns ihr Erfinder der abgeschmackteste Mensch von der Welt zu seyn scheinen. Die Kleidung des Harlekins ist niemals Mode und nirgends einer Nation eigen gewesen. Stückchen von rothem, blauem, gelbem und grünem Tuche, dreieckig geschnitten und nach der Form eines Wamses zugenäht, ein kleiner Hut, welcher den geschornen Kopf kaum bedeckt, kleine Schlurfen ohne Absätze und eine schwarze Larve, welche keine Augen hat, sondern bloß zwei kleine Löcher zum Durchsehen, was für eine närrische Erfindung!" Seine Vermuthung ist, daß die Kleidung des Harlekins keine andere sey, als jene der alten Mimen, welche mit geschornem Kopfe gingen, und die man Planipedes (Barfüßer) nannte. „Der Charakter des alten Harlekins, sagt Flögel („Gesch. des Groteskekomischen", S. 38 fg.), war ein Gewebe von außerordentlichem Spiel, heftigen Bewegungen und übertriebener Possenreißerei, womit eine gewisse körperliche Behendigkeit verknüpft war, daß er fast immer in der Luft zu schweben schien, und fast den Springer spielte. Er war unverschämt, spöttisch, ein Schalksnarr, niedrig, nun sonderlich sehr schmutzig in seinen Ausdrücken. Ungefähr seit 1560 veränderte sich der Charakter dieser Maske. Der neue Harlekin legte Alles ab, was ihm aus dem vorigen Jahrhunderte noch anklebte. Es ist ein unwissender, im Grunde einfältiger Bedienter, der sein Möglichstes thut, um witzig zu seyn, und der diese Sucht bis zum Boshaften treibt. Er ist ein Schmarotzer, feig, treu, thätig, läßt sich aber aus Furcht oder Eigennutz in allen Arten von Schelmerei und Betrügerei ein. Er ist ein Chamäleon, das alle Farben annimmt, und wird in den Händen eines geistreichen Mannes die Hauptrolle der Bühne. Die Rede aus dem Stegreif ist sein Probierstein. Der neue Harlekin beobachtet gewisse komische Geberdenspiele und Possen, die viele Jahrhunderte vom Vater auf den Sohn in dieser Rolle sich fortgepflanzt haben." Indeß ist hier vornehmlich von dem italienischen Harlekin (Arlechino) die Rede, welcher in Italien, und

war in der sogenannten Commedia dell' arte, ganz eigentlich heimisch ist. Man kann ihn daher nur mit Genauigkeit kennen lernen, wenn man diese Art von Schauspiel kennt und die übrigen Seitenverwandten Harlekins von ihm gehörig unterscheidet. Ob er zu dulden sey oder nicht, ist eine nicht unwichtige Frage. Er hat in Möser („Harlekin oder Vertheidigung des Grotesk komischen") einen geistreichen Anwalt gefunden. (Vgl. Masken, italienische.) Der galante, geschmeidige französische Harlekin ist eine ganz nationell modificirte Maske. Sie wird im Vaudevilletheater, stumm, mit einer schwarzen Halbmaske gegeben, und erinnert durch ihre Gewandtheit und Grazie an die Katzennatur.

Harlem oder Haarlem, Stadt im Gouvernement Nordholland des Königreichs der Niederlande, Hauptort eines Bezirkes, wird vom Flusse Sparen durchflossen und liegt 3 Stunden westlich von Amsterdam, unweit des Harlemer-Meeres, mit dem die Stadt durch einen Canal in Verbindung steht, eine Stunde von der Nordsee, vor deren Wellen sie durch Dünenhügel geschützt ist. Sie hat viel von ihrem ehemaligen Glanze verloren, doch gehört sie noch zu den besten holländischen Städten. Die sehr reinlichen Straßen sind mit Bäumen besetzt und von Canälen durchschnitten. Einwohner zählt Harlem nur 17.000. Auf dem Markte sieht man die Bildsäule von Lorenz Coster, welchem die Holländer die Erfindung der Buchdruckerkunst zuschreiben; daher hier 1823 das Jubiläum dieser wichtigen Erfindung gefeiert wurde. Die ausgezeichnete schöne und große Hauptkirche hat eine 8000 Pfeifen starke Orgel. Es sind in dieser Stadt mehre gelehrte Gesellschaften; auch ist sie im Besitze einiger naturhistorischen Cabinette und Sammlungen, worunter das Tay'orsche Museum, das Naturaliencabinet der Societät der Wissenschaften merkwürdig sind. Die Enschedeïrische Schriftgießerei in Harlem ist berühmt. Obgleich die Manufakturen sehr gesunken sind (von 300 Seidenstühlen sind kaum noch 60 vorhanden), so sind doch noch immer die harlemer Leinwandbleichen, das seidene Beuteltuch (das beste in Europa) u. s. w. geschätzt. Am berühmtesten jedoch ist diese Stadt durch die Blumenzucht, die hier (1630—40) auf einen bis in's Unglaubliche gehenden Grad getrieben worden ist (s. Blumenhandel). Aber auch jetzt wird hier noch ein nicht unbedeutender Handel von 13 großen Blumenhändlern mit Tulpen, Hyazinthen, Ranunkeln, Aurikeln, Sämereien, Obst und Treibhausgewächsen getrieben und viele Länder Europa's von hieraus damit versehen. So verkaufte noch 1800 ein Blumenhändler nur allein nach Lissabon mehr als 18 000 türk.sche Ranunkelstöcke. Das Bleichen des Garns und der Leinwand, welche nicht bloß aus Holland, sondern von Deutschland und England in großer Menge hierher gesendet wird, geschieht unweit Harlem, am Fuß der Dünen, wo man ein sehr klares Quellwasser findet. Die Arbeit daran ist sehr schwer und wird meist von deutschen Taglöhnern verrichtet. Die Bleiche wird mit russischer Pottasche und Eichenasche und Meerwasser, welches vermittels des Durchseigerns durch die Sanddünen von seinem Meerunreinigten befreit worden, bewirkt; doch muß damit noch eine spätere Behandlung mit Buttermilch und darauf mit schwarzer Seife folgen. Die Umgebungen dieser Stadt zeichnen sich aus durch herrliche Gartenanlagen (der harlemer Busch) und prächtige Landhäuser, worunter vor allen das mit fürstlicher Pracht erbaute Landhaus des Banquier Hope (jetzt königl. Eigenthum) sehenswerth, dessen Inneres auf eine überaus kostbare Weise verziert ist.

— Harlem ist wahrscheinlich im 9. Jahrh. gebaut, kommt jedoch vor dem 12. Jahrh. nicht als bedeutende Stadt vor. Sie wuchs im 13., 14. und 15. Jahrh. zu ihrer jetzigen Größe. 1300 verbrannten die Harlemer Amsterdam. 1492 wurde Harlem von den unter dem Namen Käse- und Brotvolk bekannten Aufrührern eingenommen, bald darauf aber von dem Statthalter Herzog Albert zu Sachsen wieder erobert. 1559 ward Harlem Bischofssitz. 1572 trat es der Insurrection der Niederlande bei. 1573 wurde es von Alba's Sohne, Don Friedrich, mit 30.000 Mann angegriffen und nach einer Belagerung von 7 Monaten, nach der tapfersten Gegenwehr, durch Hunger zur Capitulation gezwungen. Man hielt das Versprechen der Gnade nicht und wüthete höchst grausam gegen die Bürger. Dieß bewog das übrige Holland, sich desto tapferer zu wehren und kostete den Spaniern Holland. 1577 nahm es der Prinz von Oranien wieder. Im 17. Jahrh. vergrößerten französische Ausgewanderte die Stadt bedeutend, und sie zählte noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts 40 bis 50.000 Einw.

Harleß (Gottlieb Christoph), geb. zu Kulmbach 1738, starb 1815, Director des philologischen Seminars, Bibliothekar und Professor der Beredtsamkeit zu Erlangen, ist berühmt durch Herausgabe mehrer griechischer und lateinischer Classiker, der „Bibliotheca graeca" von Fabricius, Hamburg 1790—1812; einer Sammlung von Lebensbeschreibungen berühmter Philologen in lateinischer Sprache (Bremen 1770—72, 3 Thle.) und mehrer Abhandlungen und Dissertationen. — Sein Sohn Johann Christian Friedrich H., Professor der Medicin auf der Hochschule zu Bonn, Adjunct des Präsidiums der leopoldinisch-carolinischen Akademie der Naturforscher, geboren zu Erlangen 1773. Nachdem er durch tüchtige Lehrer vorbereitet war, bezog er die Universität seiner Vaterstadt, wo er sehr bald die medicinische Doctorwürde erhielt und 1796 außerordentlicher Professor der Medicin ward. Von 1801—3 bereiste er Italien und bildete sich vorzüglich unter dem berühmten Frank mehr aus. Nach seiner Rückkehr widmete er sich in Erlangen mit großem Eifer der Klinik und der Therapie, und hielt, nachdem er 1808 anhaltbernburgischer geheimer Hofrath geworden war, bis 1818 Vorlesungen über Pathologie, Therapie und Geschichte der Medicin. Er folgte 1818 einem Rufe nach Bonn, wo er als Zierde der berühmten medicinischen Facultät lebt. Harleß war als Schriftsteller sehr fruchtbar und hat nach Hufeland die meisten ärztlichen Schriften verfaßt, von denen keine werthlos ist, viele für werthvoll und mehre für originell mit Recht gehalten werden. Außer seinem „Handbuch der ärztlichen Klinik" (3 Bde., Leipzig und Koblenz 1817—24), seinen Schriften über das gelbe Fieber und mehren geschätzten Monographien, unter welchen sich die Schrift: „Die Verdienste der Frauen um Naturwissenschaft, Gesundheits- und Heilkunde, sowie um Länder-, Völker- und Menschenkunde von ältester Zeit bis auf die neueste" (Göttingen 1830) auszeichnet, war er besonders auch durch die Herausgabe von Zeitschriften thätig, indem er allein die „Annalen der französischen, englischen, italienischen und holländischen Medicin und Chirurgie" (Nürnberg 1809—14), die „Rheinischen Jahrbücher der Medicin und Chirurgie" (Bonn und Elberfeld 1819—24), die „Rheinisch-westfälischen Jahrbücher der deutschen Medicin und Chirurgie" (Hamm 1824 fg.), mit Hufeland und Schreger das „Journal der ausländischen medicinischen Literatur" (1802—3) und dessen Fortsetzung

mit Hufeland und Ritter (1804—8), und einige Zeit mit Hufeland das „Journal der praktischen Heilkunde" besorgte. Harleß hat einen Schatz von Gelehrsamkeit, der ihm bei einem trefflichen Gedächtniß augenblicklich zu Gebote steht, und wodurch sein Umgang ebenso belehrend als unterhaltend ist.

Harmattan, ein kalter, äußerst trockner Ostwind, weht an der Westküste von Afrika aus dem Innern des Landes her, besonders in den 3 ersten Monaten des Jahrs, oft mehre Tage hinter einander, der indeß der Gesundheit nicht nachtheilig ist. So lange er weht, ist die Atmosphäre in einen dichten Nebel gehüllt, auch führt er einen äußerst feinen, schwärzlichen Staub mit sich, der Alles durchdringt. Unendlich gefährlicher ist ein heftiger, brennend heißer Wind, der aus dem Innern der großen Sandwüste Afrika's kommt, und in derselben, in Aegypten, Arabien und Persien oft Menschen und Thieren verderblich wird. Eine brennende Röthe der Atmosphäre, ein schwefelartiger Geruch und ein knisterndes Geräusch der Luft kündigen ihn an; wer ihn einathmet, stürzt entseelt nieder, und der Leichnam geht äußerst schnell in Fäulniß über. Das einzige Mittel, sich dagegen zu schützen, ist, sich sogleich mit dem Gesicht gegen die Erde senken; aber auch so — er hält meistens nur eine Viertelstunde an — fühlen Menschen und Thiere sich nachher äußerst ermattet, zittern an allen Gliedern und triefen von Schweiß Er führt in verschiedenen Gegenden verschiedene Namen, in Aegypten wird er Chamsin oder Kamsin genannt; die Araber und Perser nennen ihn Simum, Samum oder Samiel. Sein schädlicher Einfluß erstreckt sich weit über die Grenzen von Afrika hinaus.

Harmonia, s. Harmonie.

Harmonica, 1) (Glasharmonica), ein von Benjamin Franklin, wenn auch nicht erfundenes, doch verbessertes Instrument von eigenthümlichem Ton und Behandlung Die Harmonica besteht gewöhnlich in einem Kasten, in Form eines länglichen Vierecks, welcher auf 4 Füßen ruht und dessen obere Decke abgehoben werden kann. Inwendig befindet sich der sogenannte Glockenkegel, welcher aus einem eisernen Stabe besteht, woran die nach Höhe und Tiefe kleinern oder größern Glasglocken, in deren Mitte ein Loch geschliffen ist, mit Kork so befestigt sind, daß keine die andere berührt und jede etwas über eine andere hervorsteht Die halbe Töne angebenden Glocken haben zur Unterscheidung einen Goldrand. Die Spindel welche an den beiden Enden Zapfen hat, die an den beiden schmalen Enden des Gehäuses in Pfannen laufen, wird durch ein Schwungrad, das der Spieler mit dem Fuße tritt, in Bewegung gesetzt und treibt die Glocken dem Spieler entgegen um ihre Axe. Vor dem Spieler werden die Glocken mit reinem Wasser durch einen Schwamm angefeuchtet und die Hände des Spielers von allem Fettigen und vom Schweiße sorgfältig gereinigt. Nachdem die Glocken in Bewegung gesetzt sind, legt der Spieler die Finger schwächer oder stärker, je nachdem er den Ton stark oder schwach haben will, an die Glocken, und der mit nichts vergleichbare Ton erfolgt und kann vom Forte bis zum verschwindenden Pianissimo modificirt werden. Die Behandlung der Harmonica hat sehr viele Schwierigkeiten, die nur durch Uebung beseitigt werden; auch eignet sich die Harmonica nur für Stücke von langsamer Bewegung und ernstem Charakter, vorzüglich zum Vortrag von Chorälen. Der Umfang der Harmonica reicht gewöhnlich vom

kleinen c bis zum dreimal gestrichenen f. Die linke Hand des Spielers greift den Baß, die rechte den Discant. Da man fand, daß das Spiel der Harmonica einen übeln Einfluß auf die Nerven der Spielers äußere, so erfand man, diesen Uebelstand zu beseitigen, 2) die Clavier- oder Tastenharmonica, wo an den Tangenten der Taste angefeuchtete der Badeschwamm, Tuch, Hutfilz, mit Roßhaaren gestopfte Kißchen befestigt waren, die statt der Finger die Glocken zum Ansprechen brachten. Doch ging dabei die nur mit Berührung der bloßen Hand möglich schöne Modification des Tons verloren, und es ist deßwegen diese Art von Harmonica ziemlich vergessen. Mehr darüber findet man in der „Berliner Monatsschrift vom J. 1787", und in der „Leipziger musikalischen Zeitung", Jahrg. 1799. 3) Glasflattenharmonica, erfunden von Chr. Friedrich Quandt zu Jena 1790, der Glasharmonica sehr ähnlich. Der Ton wird durch gläserne Stimmgabeln von Barometerröhren hervorgebracht, welche 44 an der Zahl hinter einem Resonanzbogen befestigt sind. Die Tastatur besteht aus Glasstreifen und berührt die Stimmgabeln. Durch Streichen mit feuchten Fingern wird der Ton den Tasten entlockt und dann den Stimmgabeln mitgetheilt und von ihnen modificirt. Ihr Umfang reicht vom großen G bis zum 3gestrichenen d. 4) Die Nagelharmonica, erfunden 1750 zu Petersburg von J. Wilde. Sie besteht aus einem halbrunden Resonanzkästchen, auf dessen Rand eiserne oder messingene Stifte befestigt sind, welche durch einen Geigenbogen mit schwarzen Pferdehaaren bezogen und stark mit Kolophonium eingerieben, angestrichen und zum Klingen gebracht werden. Aus diesem sehr unvollkommenen Instrumente entstand 5) die Stahlharmonica, erfunden 1796 in Nürnberg vom Röbe, in Form eines durchschnittenen Cylinders von hartem Holze. An der untern Seite befindet sich ein etwas hervorragender Rand, in den 22 stählerne Stäbe in einer Entfernung von 1½ Zoll eingelassen sind, welche kürzer oder länger senkrecht um den Cylinder herumgehen. Der Spieler stellt sich hinter das Instrument und streicht die Stäbe mit 2 Geigenbogen. Ueber die Mitte der Stäbe läuft, ohne sie zu berühren, ein Messingdraht, um das Abgleiten der Bogen zu verhindern. Der Ton ist sehr angenehm. 6) Mundharmonica, a) eine vervollkommnete Maultrommel mit mehren Zungen, deren sich Virtuosen auf diesem Instrument bedienen; b) eine jetzt gewöhnliche musikalische Spielerei. In einem silbernen oder vergoldeten, auch wohl von Argentan verfertigten Metallplättchen befinden sich 4—10 in dem Accord gestimmte Zungen. Das Instrument wird in den Mund genommen und die Zungen durch den eingezogenen oder ausströmenden Athem zum Klingen gebracht. 7) Chemische Harmonica, auf solche wurde de Luc zufällig geleitet. 1 Theil Zinkspäne werden mit 2 Theilen concentrirter Schwefelsäure, nachdem diese mit 6 bis 8 Th. Wasser verdünnt worden ist, in eine gläserne Flasche übergossen, sodaß etwa ⅔ des Raums derselben damit angefüllt werden. In die Oeffnung derselben wird, vermittelst eines durchbohrten Korkes, eine lange Glasröhre, die in eine dünne Spitze ausgezogen wird (oder auch der Stiel einer thönernen Tabackspfeife) befestigt. Wird nun, nachdem mit dem zuerst in der Flasche entbundenen Wasserstoffgas auch die atmosphärische Luft entwichen ist, das dann rein aus dem Röhrchen strömende Gas entzündet und in eine entweder vorn offene oder auch verschlossene, einige Zoll weite Glasröhre darüber gehalten, so entsteht ein starker,

nach Verhältniß der Dimensionen der gebrauchten Röhren und der Größe der Flamme höherer oder tieferer Ton. Die Benennung ist, wie man sieht, eine sehr uneigentliche.

Harmonicello, ein vor mehren Jahren vom Bischof in Dessau erfundenes Instrument, in Form eines Violoncells mit 5 Darmsaiten und 10 Drahtsaiten bezogen. Die Drahtsaiten dienen theils zum Mitklingen, theils können sie auf einem besondern Griffbrett gegriffen werden; jetzt vergessen.

Harmonichord, ein im J. 1808 von Friedrich Kaufmann erfundenes Saiteninstrument in Form eines aufrechtstehenden Flügels, mit einem der Harmonica ähnlichen Ton. Der Erfinder hat den innern Mechanismus nicht völlig bekannt gemacht. Es ist mit Metallsaiten bezogen und der Spieler hat neben der Tastatur noch eine Walze mittelst eines Fußtrittes zu bewegen, deren rascher und langsamer Umschwung zur Bildung des Tons beiträgt. Die Modificirung der Stärke oder Schwäche des Tons hängt von dem Drucke des Fingers auf die Taste ab; das Instrument hat noch die Vorzüge, daß man sowohl Adagio's als auch brillante Sätze ausführen kann, oder der genauen Ansprache und Schönheit des Tons Abbruch zu thun. Die Spielart ist für jeden Pianofortespieler bei einiger Uebung leicht.

Harmonie ist Uebereinstimmung mehrer Dinge 1) unter sich selbst, sodaß das Eine das Andere nicht aufhebt, z. B. Vernunft und Sinnlichkeit, Gerechtigkeit und Billigkeit können beide in dem Menschen bestehen, ohne daß die eine die andere vernichte, oder eine der andern widerspreche. 2) In Ansehung der Zwecke und Wirkungen harmoniren Dinge, die sich einander wechselsweise unterstützen. So müssen Unterthan und Landesherr harmonisch zu einem Zweck, dem Wohl des Staats, verbunden seyn. Begriffe, Urtheile harmoniren nicht nur, wenn sie wahr sind, sondern auch, wenn das Eine dazu dient, die Wahrheit des Andern zu bestätigen. Harmonie, in der Musik. Nach dem altgriechischen Mythos war Harmonia eine Tochter der Venus, die Gemahlin des Kadmos, der aus Phönikien kam und dort eine Colonie anlegte; durch sie soll die Musik eingeführt worden seyn. Die Griechen, welche Harmonie im jetzigen Sinne gar nicht, sondern nur Melodie kannten, bezeichneten mit dem Worte Harmonie die richtige Folge der Intervallen, die Kunst des reinen Satzes. Nächstdem verstanden sie auch unter Harmonie eines ihrer Klanggeschlechter, nämlich das enharmonische, ferner ihre Tonarten, die dorische, die lydische u. s. w., auch die Verdoppelung ihrer Octaven, oder ihrer Antiphonien. Wir verstehen im engern Sinne einen der wichtigsten Theile der Musik darunter: die gleichzeitige Vereinigung und zusammenklingende Abwechselung verschiedener Töne, die nach bestimmten, auf ihre Verhältnisse sich gründenden Regeln verbunden werden, sodaß dadurch mehre Melodien zum Vorschein kommen, die bei dem Vortrage in ein wohlklingendes Ganzes zusammenfließen und sich zu gleichem Zweck vereinen. Die Alten kannten nur einstimmige Musik. Erst im 10. Jahrh. n. Chr. fing die Harmonie oder mehrstimmige Musik an, sich zu entwickeln. Marpurg nimmt in Rücksicht der Fortschritte der Harmonie und ihrer allmäligen Vervollkommnung 6 Perioden an. Man glaubt die erste Spur davon in England zu finden, wo der Bischof Dunstan im J 950 zuerst den vielstimmigen Gesang einführte. Die Harmonie wurde damals nur in Consonanzen ausgeübt. Sie beruht ebenso,

wie die Melodie, auf dem Gesetz der Natur; denn bei jedem angeschlagenden Tone klingen alle ihm verwandten Töne mit, d. h. die zu Einer Tonfamilie gehören. Der Stoff zur Musik entwickelt sich also ursprünglich harmonisch; da aber diese Mitklänge successiv ertönen, so entsteht hieraus zugleich die erste Melodie, und beide, Harmonie und Melodie, erwachen zugleich mit dem ersten Tone. Soll die Musik nur Tochter der Natur bleiben, und sich darauf beschränken, nur die Nerven unserer Gefühle zu berühren, so ist Melodie hinreichend; soll sie sich aber als ausgebildete Kunst zeigen, und ebenso vollendete Tongemälde für das Empfindungsvermögen und die Phantasie entwerfen, wie die Wortsprache vollendete Ideengemälde für den Verstand, so ist Harmonie ihr unentbehrlich, nur durch sie gewinnt sie Tiefe, Kraft, Bestimmtheit und Reichthum. Schon als bloße Unterstützung gibt die Harmonie der Melodie Nachdruck und Gewißheit, denn durch eine veränderte harmonische Begleitung kann dieselbe Melodie einen ganz verschiedenen Charakter bekommen; aber am hinreißendsten wirkt Harmonie, wenn ein Tonstück polyphonisch behandelt ist, d. h. wenn mehre Stimmen sich als Hauptstimmen in einander greifend vereinigen. Die einzelnen Theile eines solchen harmonischen Tongewebes heißen Accorde. Viadana erfand im Anfange des 16. Jahrh. die Bezifferung der Harmonie, wodurch er die bequeme Uebersicht der Harmoniefolge erleichterte. Tartini stellte ein System der Intervalle auf, und entdeckte den dritten Klang, der aus zwei gegebenen Tönen erzeugt wird. Im ersten Viertel des 18. Jahrh. lieferte Rameau ein System der Harmonie, welches das Tartinische verdrängte. Rameau machte zuerst die wahre Beobachtung, daß ein klingender Körper eine ganze Harmonie mit sich führt, und lehrte, daß aus dem harmonischen Dreiklange, mittelst der Verwechselung anderer consonirenden Accorde, und, wenn über denselben eine Septime gesetzt wird, auch andere dissonirende Accorde entspringen. Die größten Meister in der Harmonie sind und waren Deutsche. **Harmoniemusik** nennt man diejenige, die aus lauter Blasinstrumenten, gewöhnlich aus 2 Oboen, 2 Clarinetten, 2 Hörnern und Fagots, besteht. Von der Musik ist das Wort Harmonie auch auf andere Künste übergegangen, namentlich auf die Malerei. In dieser findet sowohl eine Harmonie der Farben als der dargestellten Gegenstände und Figuren statt; jene besteht in einer richtigen Mischung der Farben und in der Vereinigung und Nebeneinanderstellung passender und in einander verfließender Farben, sowie in der zweckmäßigen Vertheilung des Lichtes und Schattens; diese in einem gehörigen und gefälligen Verhältnisse der dargestellten Dinge. Vict. Derode stellte in s. „Introduction à l'étude de l'harmonie", Paris 1828, eine neue Theorie dieser Wissenschaft auf.

Harmonie der Sphären, eine Hypothese des Pythagoras und seiner Schule, welche glaubten, daß, weil sich das Weltall nach unverrückten Grenzen bewege, sie auch eine Harmonie, wiewohl unvernehmbar für ein sterbliches Ohr, unter sich hervorbringen müßten; daher bedienen sich die Dichter dieses Ausdrucks, um die genaue Ordnung und Uebereinstimmung des Weltalls zu bezeichnen. Auch Cicero schrieb über diesen Gegenstand eine eigne (verlorne) Schrift.

Harmonie, prästabilirte, s. **Leibnitz**.

Harmonik ist ein Theil der theoretischen Musik, und setzt die Begriffe fest, welche sich auf die Theorie des Klanges, die Beschaffenheit

des gegenwärtigen Systems die in selbigen vorkommenden Verhältnisse, den richtigen Gebrauch der Töne, Tonarten, Accorde, Dissonanzen, Consonanzen und auf das zweckmäßige Verfahren in der Modulation u. s. w. beziehen.

Harmoniten, ursprünglich würtembergische Sektirer, von dem Landmann Georg Rapp 1785 gegründet, die zwar nicht mit den Lehren der lutherischen Kirche, aber doch mit der kirchlichen Verfassung ihres Vaterlandes und den gegen sie ergriffenen Maßregeln des Consistoriums unzufrieden waren, und 1803 vom Stifter nach den amerikan. Freistaaten verpflanzt wurden, wo sie die Colonie Harmony 1822 mit 1000 Seelen anfangs in Pennsylvanien unweit Pittsburg und wegen günstigern Bodens und Klimas seit 1811 in Indiana am Wabaschfluß 38° 30′ N. B. 90° L. westlich von London haben; sie hatten 1822 von 25 000 schon 3000 Acres urbar gemacht, bauen Lebensmittel nur zum eignen Bedarf, auch Wein, sorgten für Merinoschafzucht, legten sich aber vorzüglich auf Handwerke und Fabriken, die in den an dergleichen noch armen hintern Staaten reichen Absatz finden, die sie großentheils mit Tuch, Kleidern, Lederwerk, Hausgeräth ꝛc. versorgen. Ihr Tempel, auch vorzugsweise Harmony genannt, zur Bezeichnung ihrer einträchtigen brüderlichen Gesinnung, nach der sie auch alle Güter gemein haben, ist mit einem Irrgarten, Labyrinth, umgeben, als Zeichen, daß es schwer ist, zur wahren Harmonie zu gelangen. Vor dem Gottesdienst wird an jedem Sonntag früh öffentliche Schulprüfung gehalten, die Jugend aber bloß Vormittags in den Schulkenntnissen unterrichtet, des Nachmittags aber mit Handarbeiten beschäftigt. Außer der Stadt hat die Colonie noch 4 Dörfer, und nimmt jeden auf, der sich ihren moralischen Grundsätzen unterwirft, und eine einmonatliche Prüfungszeit bestanden hat; sein Vermögen fällt der Gemeinde zu: hat er nichts, so sorgt diese für seine Bedürfnisse. Jeder kann ausscheiden, und erhält dann sein Eingebrachtes zurück, doch ohne Zinsen. Ihr gesammeltes Vermögen berechnete Molish 1811 auf 220 000 Doll. — Einen andern Colonieort, Harmony genannt, in Pennsylvanien, kaufte 1824 der engl. Philanthrop Owen, um seinen sittlich-gewerbfleißigen Colonisationsplan auszuführen.

Harms (Emilie), geborne von Oppeln, eine der geistreichsten und gebildetsten Schriftstellerinnen Deutschlands. Geboren 1757 zu Gotha, war sie zuerst an den durch seinen Prozeß mit der hannöverschen Regierung bekannten Hofrichter, auch Land- und Schatzrath der Fürstenthümer Kalenberg und Göttingen, Freiherrn Dr. Friedrich Ludwig v. Berlepsch, welcher als Hofgerichtspräsident den 22. Sept. 1818 verstarb, verheirathet, und lebte in dieser Zeit bald in Hanover und Göttingen, bald auf dem Gute Berlepsch und in Weimar, mit den dasigen ersten Gelehrten in stetem Umgange. Die Ehe war aber nicht glücklich, und sie selbst trug auf eine gesetzliche Trennung derselben an, die auch erfolgte. Der eigentliche Grund dieser Ehescheidung ist ebenso wenig bekannt geworden, als bis jetzt über ihr Jugendleben und den Gang ihrer Bildung das Geringste zur öffentlichen Mittheilung gebracht worden ist. 1801 verband sie sich darauf anderweitig mit dem mecklenburgisch-schwerinschen Domainenrath Aug. Heinr. Ludw. Harms, welcher damals als dritter Beamter zu Hagenow angestellt war, dann aber seine Dimission nahm und sich auf seinem Pachthofe Redirin, bei Hagenow, spaterhin zu Boitzenburg an der Elbe, aufhielt. 1804 begab sie sich mit ihm nach der Schweiz,

wo sie sich in der Gegend von Bern niederließ und mit einigen der ersten Familien des Ortes im alten Freundschaftsbunde verkehrte, bis sie endlich 1807 das Gut Erlebach am züricher See käuflich acquirirte und dort ihren Wohnsitz nahm. Schon früher hatte sie von der Schweiz aus Schottland besucht, und diese Reise, welche sie mit dem in Deutschland bekannten James Macdonald, welcher von hier aus sein Vaterland Long-Island besuchte, in Gemeinschaft machte, gab zu ihrem Werke „Kaledonia" (dem alten Namen dieser Insel) mit Veranlassung. Schon damals beabsichtigte sie, auch eine Uebersetzung des „Ossian" herauszugeben, und beschäftigte sich ernstlich damit, gab aber doch späterhin diese Arbeit wieder auf. Nachdem sie, durch die kriegerischen Unruhen bewogen, ihr Gut Erlebach wieder verkauft hatte, verließ sie mit ihrem Gatten 1813 die Schweiz, und kehrte nach Mecklenburg zurück, wo ihr Gemahl in der Folge das Gut Garlitz, bei Lübtheen, und einen Antheil von Kuhstorf, bei Hagenow, besaß, beides aber verpachtet hatte. Seitdem lebte sie zu Schwerin in stiller Zurückgezogenheit, theils auf einem gemietheten, ländlichen Wohnsitze in der Nähe der dasigen großherzogl. Steinschleifmühle, theils an andern entlegenen, weniger geräuschvollen Orten der Stadt, allgemein geachtet und geliebt. Als ihr Gatte jedoch in seinen Vermögensumständen immer weiter zurückkam und all das Seinige im Concurse verloren hatte, begab sie sich 1828 nach Lauenburg und starb dort am 27. Juli 1830 in ihrem 73. Lebensjahre, in fortwährender seltener Geistes- und Charakterkraft bis wenige Tage vor ihrem Tode sich erhaltend, innigst betrauert von ihrem Gatten, dem sie 30 Jahre hindurch in sehr guten und sehr bösen Tagen die treueste Gefährtin seines Lebens gewesen ist. Auch diese, sowie die erste Ehe, war kinderlos geblieben. — Als Schriftstellerin hat sie Nachstehendes herausgegeben: „Sammlung kleiner Schriften und Poesien", 1. (und einziger) Thl. Gött. 1787. — „Sommerstunden", 1. (u. einziger) Bd, Zürich 1794., neue Aufl. ebend. 1811. — „Einige Bemerkungen zur richtigen Beurtheilung der erzwungenen Schweizer-Revolution, und Mallet du Pan's Geschichte derselben", Leipz. 1799. — „Kaledonia", von der Verfasserin der „Sommerstunden", 4 Th. Hamb. 1802 bis 1804 — Als Beiträge zu fremden Werken und Zeitschriften lieferte sie: „Briefe über einige Rheingegenden und über verschiedene holstein. Gärten"; im „Hands Magazin" — Drei Theaterreden; in Reichardt's „Theaterkalender a. d. J. 1785". — Gedichte im „Göttingenschen Musenalmanach a. d. J. 1791". — „Stanzen an Herder"; in Wieland's „Neuem deutschen Merkur", 1791, Februarheft, S. 113, und nachher in ihren „Sommerstunden" aufgenommen. — „Nachruf an Herder"; ebend. Aprilheft, S. 241, und auch in der „Kaledonia" aufgenommen. — „Italien", ein Gedicht an Herder; in Matthisson's „Lyrischer Anthologie", 13. Bd. — Das „Weihnachtsfest am züricher See". „Fragment eines Briefes"; in der „Zeitung für die elegante Welt", 1807, Nr. 47. u. m. a.

Harms (Klaus), Archidiaconus in Kiel, als Prediger und Schriftsteller bekannt, geb. 1778 zu Fahrstedt, einem Dorfe in Süder-Dithmarschen in Holstein, Sohn eines Windmüllers. Bis in sein 12. J. genoß er den Dorfschulunterricht; wie er denselben zu benutzen wußte, sagt er selbst in W. Schröder's und F. A. Klein's Oppositionsschrift: „Für Christenthum und Gottesgelahrtheit", 2. Bd., 2. Heft, Jena 1819. Hierauf erlernte er bei dem Prediger des Orts die Elemente der latein. und

griech. Sprache. Dann mußte er in dem väterlichen Hause auf der Mühle und in der Landwirthschaft mit Hand anlegen; doch ward dabei durch heimliches Lesen eines geliehenen, auch wohl eines gekauften Buchs der in ihm unaufhörlich wirkende Trieb zur Wissenschaft rege erhalten. Von seinem 17. J. an stand er, da sein Vater gestorben war, dem elterlichen Haushalte gewissermaßen ganz vor. Immer reger aber ward nun der vor Jahren mühsam unterdrückte Gedanke ans Studiren in ihm, bis er, da seine Mutter die Mühle verkaufte, 1797 die Gelehrtenschule zu Meldorf im Dithmarscher Lande beziehen konnte. Darauf studirte er seit 1799 in Kiel, bestand 1802 das Oberconsistorialexamen zu Glückstadt, und wurde Hauslehrer. 1806 wählte ihn die Gemeinde zu Lunden in Norder-Dithmarschen zu ihrem Diaconus, welchem Amte er 10 Jahre hindurch vorstand, bis er 1816 das Archidiaconat in Kiel erhielt. Zum geistlichen Redner scheint er wie geboren; die Rede fließt ihm mild und sanft, oft kräftig und feurig, wie in einem Guß, und dabei immer auf eine ganz eigenthümliche, einfache, klare, fast naive Weise von den Lippen. Sein ungekünstelter, faßlicher Vortrag ist vorzüglich auf das Herz gerichtet. Alle Classen von Zuhörern, der gelehrte Stand wie der des Landmanns, hören mit Erbauung seiner Rede zu. Auch durch seine in mehren Auflagen verbreitete „Sommer- und Winterpostille" hat er in weiten Kreisen gewirkt. Nicht weniger bekannt machte er sich 1817, bei der Feier des dritten Reformationsfestes, durch seine Schrift: „Das sind die 95 Theses D. Martin Luther's, mit andern 95 Sätzen begleitet ꝛc.", von Kl. Harms, Kiel 1817. Harms wollte darin des Gebrechen der protestantischen Kirche zur Sprache bringen, indem er kurz und kräftig, oft scharf und mit sarkastischem Witze, manche einzelne Erscheinung als allgemein aufstellte und die conventionellen Rücksichten wenig schonte. Es entstand darüber ein ärgerlicher Streit; für ein regeres Leben in der protestant. Kirche ist gewiß Vieles dadurch gewonnen worden. Außerdem hat er, durch Zeitbedürfnisse veranlaßt, mehres geschrieben und in seinem Kreise immer kräftig für das Gute gewirkt, Manchem vielleicht als ein zu rüstiger Kämpfer für Das, was ihm Recht schien; z. B. in seiner von Krug gewürdigten Schrift: „Daß es mit der Vernunftreligion nichts ist" (1819); dann in seiner gegen den Senator Witthöfft in Kiel gerichteten Schrift (vgl. „Sophronizon", 2. Bd., 2. Heft). Sein Charakter ist zwar lebhaft und rasch, aber dabei gutmüthig, offenherzig, naiv, einfach und milde. Er ist ein heiterer Gesellschafter, ein guter Hausvater. Seinem Berufe lebt er ganz mit Treue und Eifer, ohne Eigennutz, er ist ein Freund der Armen, sein öffentlicher und sein Privatwandel sind rein; er wird allgemein geliebt und verehrt. Als er vor einigen Jahren den Ruf zu der evangelischen Bischofswürde für alle evangelische Gemeinden in Rußland ablehnte (was um so uneigennütziger war, da ihn bloß die Zuneigung zu seiner Gemeinde und Vaterlandsliebe bestimmten, ohne alle Verbesserung seiner äußern, nicht so gar glänzenden Lage), sprach sich die Freude seiner Gemeinde über sein Bleiben laut aus, insbesondere durch die (mittelst freiwilliger Unterzeichnung von vielen Gemeindemitgliedern bewirkte) Schenkung eines bequem eingerichteten Wohnhauses. — Sein Bild hat Bollinger in Berlin, nach einem Gemälde von Hansen in Kiel, 1821 in Kupfer gestochen.

Harn, 1) (Physiol. u. Med.), ein eigner aus dem Blute (daher auch nur bei rothblütigen Thieren) in eignen Organen, den Nieren,

ausgesonderter und von da auf eignen Wegen aus dem Körper gelangender Ausleerungsstoff. Bei Menschen und Säugthieren träufelt er in kurz nach einander sich folgenden, doch unbestimmten Zeiträumen, in größerer oder geringerer Menge, durch die Harnleiter in einen eigenen Behälter (Harnblase), wo er sich bis zu einer gewissen Quantität ansammelt und dann durch seinen Reiz und die Spannung der Blase einen Trieb zur Ausleerung anregt, die unter Leitung der Willkür steht, wodurch er dann, mittelst Ausflusses durch die Harnröhre in einem Strom, aus dem Körper gelangt. Vögel entleeren ihren Harn zugleich mit ihrem Darmkoth, indem bei ihnen die Harnleiter nicht in einer eigenen Blase, sondern in den Endtheil des Darmkanals sich enden (doch entleeren der Strauß und der Kasuar ihren Harn und ihren Darmkoth jeden zu verschiedenen Zeiten). Auch bei Amphibien und Fischen geschieht die Ausleerung des Harns zunächst in den Endtheil des Darms, ungeachtet mehre mit Harnblasen ähnlichen Organen versehen sind. Der größere Theil des ausgeleerten Harns (über $^9/_{10}$) besteht aus Wasser; den größern Theil der darin aufgelösten Substanzen aber bildet ein eigener Harnstoff und eine eigene thierische, in Alkohol theils lösliche, theils unauflösliche Materie; nur in geringer Quantität finden sich darin eigne Neutralsalze: schwefelsaures Kali, schwefelsaures, phosphorsaures und salzsaures Natrum, phosphorsaures und salzsaures Ammonium, erdige phosphorsaure Salze mit etwas Flußsäure, auch eine eigene Harnsäure. Diese Bestandtheile sind in ihrer relativen Menge nach Umständen sehr verschieden; häufig gehen genossene Stoffe auch durch den Harn wieder ab. Nüchtern getrunkene Limonade theilt dem Harn Citronensäure und häufig genossene Sommerfrüchte Aepfel- und Kleesäure mit. Der häufige Genuß brausenden Biers, oder auch der Gebrauch von Mineralwassern, hat die Folge, daß sich auch reichlich Kohlensäure im Harn findet. Von genossener Fleischbrühe geht eine Menge in den Harn über, der als Osmazom sich ausscheiden läßt. Mehre genommene Neutralsalze (doch nicht Salpeter) gehen, ebenfalls unverändert, zum Theil durch den Harn wieder fort. Verschiedene Substanzen, besonders Spargel und Erdbeeren, auch Terpentinöl, theilen dem Harn einen eigenthümlichen Geruch mit. Ueberhaupt scheint die Harnabsonderung dazu bestimmt zu seyn, nicht assimilirbare flüssige Stoffe aus dem Körper sich zu entfernen, obgleich mehre Bestandtheile des Harns organische Bildungen sind. Auch ist der Harn, der kurz nach genossenen Getränken abgeht, weit wässeriger, als der, dann dunkler gefärbte, nach völlig geendigter Verdauung abgehende, so des Morgens, nach dem nächtlichen Schlafe. Man unterscheidet jenen auch als Getränkharn, diesen als Bluthарn. — Die Harnabsonderung in den Nieren bietet überhaupt, da sie nach Verschiedenheit der Lebenszustände auch so sehr abweichend ist, mancherlei Probleme dar. So ist es auffallend, wie schnell nach gewissen Getränken, wie z. B. nach jungem Bier, oder nach nüchtern genommenem Sauerbrunnen, Drang zum Harnlassen erfolgt und reichlicher Harn in weit kürzerer Zeit abgeht, als man annehmen kann, daß das Getränk von dem Magen und Darmkanal aus durch Einsaugen in die Blutmasse aufgenommen, mit dem Blute in seiner Circulation theilweise zu den Nieren gelangt, hier als Harn abgesondert und durch die Harnleiter in die Blase abgeflossen sey. Man hat heimliche Harngänge angenommen,

durch die flüssige Stoffe unmittelbar aus dem Magen zu der Blase gelangen könnte; aber solche sind anatomisch nicht nachweisbar; es ist daher wahrscheinlich, daß bloß vermöge einer erhöhten Thätigkeit der absondernden Gefäße in den Nieren, durch Nervenreiz angeregt, der von dem Magen aus nach reichlich genommenen Getränken unmittelbar anhebt; unverzüglich nach dem reichlichen Genuß solcher Getränke auch die stärkere Harnabsonderung erfolge. Uebrigens stehen Hautausdünstung und Harnabsonderung in einem gegenseitigen Verhältnisse, sodaß, wo erstere sparsamer vor sich geht, wie in der Kälte, der Harn reichlicher, auch wässriger abgeht, als im entgegengesetzten Falle. Auch lassen alte Personen und solche, die eine sitzende Lebensart führen, aus gleicher Ursache mehr Harn, als junge und Personen, die sich viel bewegen. Uebrigens greift die Harnabsonderung noch vielseitig in das animalische Leben ein. So erregen Stoffe, die durch besondern Reiz auf die Nieren die Lebensthätigkeit derselben anregen, auch den Geschlechtstrieb. Schrecken, sowie überhaupt Krampfzustände, haben die Absonderung eines blassen Harns zur Folge. — Der gelassene und einige Zeit sich selbst überlassene Harn erleidet in kurzer Zeit wesentliche Veränderungen. Frisch gelassen hat er einen kaum merklichen, nicht unangenehmen Geruch, auch milden, dünner Fleischbrühe ähnlichen Geschmack und helle citronengelbe Farbe. Aber schon während des Erkaltens fängt er gewöhnlich an, sich zu trüben und sich zu zersetzen, besonders an der Luft unter einer warmen Temperatur. Zuerst bildet sich in der Regel eine weiße leichte Wolke, die nach und nach sich zu Boden setzt. Mit oder nach ihr entsteht ein krystallinischer Niederschlag, der auf dem Boden und an den Wänden des Gefäßes, worin der Harn aufgefangen wurde, sich ansetzt. Zugleich beginnt ein chemischer Fäulnißproceß, der sich vornehmlich durch den eigenen ammoniakalischen Geruch des sich überlassenen Harns andeutet. Aus den entstandenen Krystallen läßt sich phosphorsaure Ammonikalerde und harnsaures Ammonium ausscheiden. Der krystallinische Satz bildet sich in dem Harn gesunder Menschen nur in geringer Menge (in 16 Unzen etwa gegen 4 Gran), die Krystalle aber ziehen den Färbestoff des Harns und zeichnen sich, wenn sie sich gefärbt haben, durch dunkele, oft röthliche Farbe aus, besonders der Harn alter Leute und von Männern. — Sehr verschiedenartig ist der Harn der Thiere. Bei Thieren, die mehr von Pflanzen leben, hat er keine Harn- und Phosphorsäure; dagegen findet sich in ihm Benzoesäure; auch ist er frisch gelassen bereits getrübt, besonders beim Rindvieh (daher solcher Harn bei Menschen in Krankheiten auch jumentöser Harn genannt wird); bei fleischfressenden Thieren aber findet sich in dem auch frisch gelassenen Harn schon Ammonium; daher der specifische Geruch des Harns mancher dieser Thiere, wie der Katzen, auch Löwen und anderer Thiere aus dem Katzengeschlecht. Igeln dient ihr widrig riechender Harn zur Vertheidigung. — Krankheiten verändern den Harn vielfach, besonders fieberhafte, wo er auch als Zeichen der Krankheit dient, obgleich die Erkenntniß daraus nicht so wichtig, oder vielmehr als einziges und Hauptzeichen so sicher ist, als man dieß hat geltend machen wollen und Charlatane noch häufig thun. Man sieht hierbei auf Farbe, Helligkeit und Trübheit, vorzüglich auf Bodensatz. Auch die gehemmte Gallenab- und Gallenaussonderung hat auf den Harn Einfluß. Bei Gelbsucht ist ein auch Papier- und Leinwandstreifen gelb färbender Harn

charakteristisch. Besonders ist der häufige und mannigfaltig veränderte Harnsatz oft in Krankheiten merkwürdig, wo er besonders beim Ausgang fieberhafter Krankheiten sich als kritischer Harn andeutet und, wenn zumal auch die Hautausdünstung zugleich dabei reichlicher ist, oft die völlige Lösung der Krankheit bewirkt. Meist ist er zugleich dunkel ziegelroth; doch kommen auch in Krankheiten weiße, gelbliche, rosenrothe, grüne, ja auch wohl blaue und schwarze Harnsätze vor. Wo überhaupt ein stärkerer Zufluß nach einem andern Organe hin ist, wie besonders bei Diarrhöen, ist der Harnabgang sparsamer, so auch bei krankhaften Ergüssen von wässerigen Stoff in einzelnen Körpertheilen (bei Wassersucht), wo aber gegenseitig auch ein stärkerer Harnabgang das Einsaugen einer solchen Wasseranhäufung fördert, daher die Dienlichkeit harntreibender Mittel in diesen Fällen. Auffallend aber ist der ungewöhnlich starke Abgang von Harn, der unter besondern Umständen eintreten kann, und der in einzelnen Fällen ans Unglaubliche grenzt, sodaß Personen in wenigen Tagen nicht allein mehr Harn, als die von ihnen genommenen Flüssigkeiten betrugen, ließen, sondern auch ohne Verringerung des Gewichts des Körpers, oder wenigstens weit mehr als die etwanige Verminderung des Gewichtes des eigenen Körpers betrug (Harnruhr). Dergleichen ungewöhnlicher reichlicher Harnabgang, wenn auch in minderem Grade, kommt aber bei gewissen kränklichen Anlagen sehr häufig vor, ohne daß er beachtet wird, wo offenbar mehr Harn gelassen wird, als der Betrag der genossenen Feuchtigkeiten ist, und der Körper auch nicht merklich abnimmt. In solchen Fällen leidet immer die Hautausdünstung; gegenseitig ist die Einsaugung von Feuchtigkeiten durch die Haut und unter dem Athmungsproceß eine erhebliche, ja es scheint sogar, daß durch die Lebensthätigkeit aus der Atmosphäre wässerige Stoffe in Elementartheilen dafür dem Körper zugeführt werden, worüber die pneumatische Chemie noch keine Auskunft zu geben vermag. Völlige Zurückhaltung der Harnabsonderung ist in wenigen Tagen tödtlich, daher auch bedeutende Nierenkrankheiten leicht tödtlichen Ausgang haben. Nur unvollkommen wird die ermangelnde Harnabsonderung durch Schweiß mit harnartigem Geruch und Wasserergießung unter der Haut auf einige Zeit ersetzt. — Ehemals wurde sowohl Menschen- als Thierharn als Arzneimittel gebraucht, ebenso mehre chemische daraus bereitete Mittel, wie Harngeist, Harnsalz und andere. Der Harn der landwirthschaftlichen Thiere ist für den Dünger von großem Vortheil und wird daher auch vom Rindvieh, auch von Pferden, in eigenen Gauchenlöchern und Gauchengruben gesammelt (Gülle). Sonst wird auch der Harn vielfach für Manufakturen und Fabriken benutzt, wie zu Bereitung des Salmiaks, in Alaunsiedereien, zu mehrer Gewinnung von Salpeter, zur Reinigung der Wolle, zur Bereitung der Orseille, zur Härtung des Eisens, zur Indigküpe, zum Ausmachen von Oel, auch Eisen- und Tintenflecken, zur schwarzen Beitze des Rauchwerks, zu Herstellung verschiedener Farben, besonders durch metallische Niederschläge, zur Tombakbereitung, u. a. m. 2) (Jagdw.), eine Leine von Hanf und Pferdehaaren, an welcher die jungen Parforcehunde geführt werden.

Harnblase (vesica urinaria, Anat.), der zur Aufnahme des Harns aus den Nieren bestimmte, durch eigene Häute (Harnblasenhäute) gebildete Behälter; hat in der Höhle des kleinen Beckens, unmittelbar hinter der Schooßknochenvereinigung seine Lage und eine ziemlich ovale Form.

Mit seinem obern Theil (Scheitel, gewöhnlich Harnblasengrund) steigt sie, wenn sie mit Harn angefüllt ist, bis etwas über den Rand der Schooßknochen, oder wenigstens bis zu demselben empor. Hinterwärts liegt beim männlichen Geschlecht der Mastdarm zunächst an ihr, beim weiblichen aber die Mutterscheide. Nur die obere Fläche ist von dem Bauchfell bedeckt, das mit seiner für die Beckenhöhle bestimmten Platte die vordere Fläche der ausgedehnten Harnblase noch etwa zur Hälfte, die hintere zu etwa $^2/_3$ überkleidet. Hierdurch und durch zwei bänderartige Stränge, Harnblasenbänder, vordere, durch dichtes Zellgewebe von den Schooßknochen aus, Seitenbänder, welche meist Rückstände der Nabelgefäße sind, und hintere, von der Faltung des Bauchfells bewirkt (Douglassische Falten), wird vornehmlich die Harnblase in ihrer Lage erhalten. Oberwärts ist die Harnblase mit dem Urachus in Verbindung, in den sie bei dem Embryo, wo derselbe hohl ist, selbst übergeht, der aber ebenfalls als ein Blasenband sich darstellt. Der vom Bauchfell nicht bedeckte Theil der Harnblase wird von dichterem Zellstoff umgeben, den man auch als eigene Haut (Zellhaut) unterscheidet. Außerdem zieht sich auch eine Lage von meist langen, doch auch einigen schief und quer verlaufenden Muskelfibern um die innere Haut der Blase herum und bildet die eigene Muskelhaut, auf deren Thätigkeit das Auspressen des Harns beim Harnlassen beruht. Unter ihr findet sich eine Schleimhaut, die nach der Blasenhöhle zu sammtartig und faltig ist. Der aus ihr reichlich abgesonderte Schleim schützt die Blase gegen die Schärfe des Harns. Unterwärts wird die Blase, deren Haupt- und Mitteltheile auch als Harnblasenkörper unterschieden werden, verschmälert und bekommt den Namen Harnblasenhals. Gegen denselben hin treten die Harnleiter auf beiden Seiten schräg in die Harnblase. Die Muskelfasern der Harnblase aber treten hier dichter an einander und bewirken am Blasenhals selbst einen Verschluß der Blase, obgleich sie keinen eigentlichen Schließmuskel bilden. Zur stärkern Verschließung der Blase wirken aber noch beim männlichen Geschlechte mit: der, auch als Harnblasenmuskel bezeichnete Quermuskel der Vorsteherdrüse, der vom aufsteigenden Aste des Sitzbeins aus, verstärkt durch Fasern des Aufhebemuskels des Mastdarms, theils an der Seiten- und Hinterfläche der Vorsteherdrüse, theils am Blasenhals sich befestigt und bei beiden Geschlechtern, ein gewöhnlich unbeachtet bleibender Muskel (Schamknochen-, Harnröhrenmuskel), der von der hintern Fläche der Schooßknochenvereinigung aus, theils zum obern Theil der Harnröhre geht und diese umgibt, theils aufwärts zur Muskelhaut der Harnblase gelangt. An der untern Fläche aber, hinterwärts und zur Seite, haben beim männlichen Geschlecht die Samenbläschen ihre Lage, zwischen denen der Mastdarm mit der Harnblase in Berührung kommt. Vom Blasenhals aus geht die Harnblase in die Harnröhre über.

Harnisch, eine metallene Bedeckung des ganzen Körpers, zur Sicherheit im Kriege vor Stichen, Hieben und Flintenkugeln; voller Harnisch heißt er, wenn er den ganzen Körper bedeckt; Brustharnisch (Kuiraße) wenn er nur die Brust bedeckt; daher ein Küraßier, ein geharnischter Reiter. Die Unterlage des Brustharnisches war bei den Alten entweder von Leder, oder Leinwand, oder von wollenem Filz, und die äußere Bedeckung von Metall bestand gewöhnlich aus kleinen, wie die Fischschuppen über einander gelegten Schildchen, und zuweilen auch aus in ein-

eingeflochtenen Kettchen; allein die Brustharnische der alten Perser waren immer nur aus einem einzigen Stücke Eisen geschmiedet, wie der Rückenharnisch. Indessen verfertigte man den Harnisch nicht immer aus Metall, sondern man machte die Rüstungen auch aus flachsenem und hanfenem Garne, indem man dasselbe entweder webte, oder aus mehren Garnfäden kleine Strickchen flocht, und diese dann mit einander mehrfach verband, oder auch die gewebte Leinwand in einer aus essigsaurem Wein und Salz bestehenden Flüssigkeiten beizte, und dann aus Leinwand einen Filz bereitete der oft zehnmal dicker ward, als die einfache Leinwand gewesen war. Die Erfindung des Harnisches fällt in das hohe Alterthum; sie wird dem Midas von Messene zugeschrieben. — Im Bergbau heißt Harnisch ein festes Saalband, oder die Ablösung des Ganges vom Gestein mit einer festen Oberfläche, und den Ueberzug von Erz oder metallischen Körpern, welche sich auf die Flächen des Gesteins legen, daß die Flächen das Ansehen haben, als wenn sie mit metallenen Plättchen belegt wären, sowie auch den Ueberzug jener Materialien auf Holz beim Bauwesen, nennt man ebenfalls Harnisch. — In der Weberei, wo alle großblumige oder gezogene Zeuche auf einem Stuhle gewirkt werden, der neben seinen gewöhnlichen Theilen eine Menge schwebender Schnüre hat, wovon der eine Theil mitten in dem Stuhle an dem Rahmkorden meistentheils senkrecht herunterhängt, heißen die Schnüre Harnisch.

Harpe (Jean François de la), Mitglied der franz. Akademie, berühmter Literator, geb. zu Paris d. 20. Nov. 1739, war sehr arm, zeichnete sich aber durch Talente aus und erhielt eine Freistelle im Collège d'Harcourt; früher hatten sich die barmherzigen Schwestern seiner angenommen. Die Correctur eines Pasquills auf einen seiner Lehrer, die er, ohne vielleicht etwas Arges dabei im Sinne zu haben, übernommen hatte, war Ursache, daß man ihn bald nachher für den Verf. einer andern Schmähschrift, ebenfalls auf einen seiner Lehrer, der zugleich sein Wohlthäter war, ansah. Er wurde dafür auf einige Monate in die Bastille gebracht. In der Folge erhielten mehre seiner dichterischen Jugendversuche den Preis, und schon 1762 gab er eine Sammlung von Heroiden und Gedichten heraus, die man anmuthig und elegant fand. 1763 trat er mit seinem Trauerspiele „Warwick" auf, welches mit vielem Beifall aufgenommen ward und sich auf dem Theater erhielt. Weniger Glück machten „Timoleon" und „Pharamon". Um diese Zeit ward er mit Voltaire bekannt, der ihm Beweise seines großmüthigen Wohlwollens gab, wofür er nicht immer dankbar gewesen seyn soll. Er fing darauf an, sich um die von der Akademie ausgesetzten Preise zu bewerben, und wenige Schriftsteller sind darin so glücklich gewesen als er. Unter seinen Lobreden steht die auf Heinrich IV. oben an; auch die auf Fénélon, Racine und Catinat zeichnen sich aus. Nicht von gleichem Werthe sind seine Poesien. Zugleich arbeitete er fortwährend für das Theater, wiewohl „Warwick" das einzige Schauspiel blieb, das sich eines dauernden Beifalls erfreute. Doch werden seine Uebersetzungen des „Philoktet" von Sophokles, und sein Schauspiel „Melanie" mit Auszeichnung genannt. Außer verschiedenen andern Werken gab er seine „Lycée, ou cours de littérature ancienne et moderne" (12, und nach des Vfs. Tode 16 Bde) heraus, auf welchem sein Ruf besonders gegründet ist. Seine „Mém. littéraires, ou Correspond. russe" von 1774 bis 1791, mit dem Grafen Schuwaloff für den Großfürsten Paul (4

Bde., 1801, und 2 Bde. Forts. 1807) zogen ihm heftige Gegner und eine bittere Satyre („Corresp. turque") zu. In seinem „Lycée" findet man durchaus eine geschmackvolle Behandlung und ein gesundes Urtheil, dagegen darf man tiefes Eindringen in die Elemente der Aesthetik und neue, große Ideen nicht darin suchen, wie er denn in der Würdigung der Erzeugnisse der Dichtkunst lediglich von dem bekannten Standpunkte der französischen Kritik ausgeht. Auch beurtheilt er die spätern und gleichzeitigen Schriftsteller oft einseitig und ungerecht. Zu Anfang der Revolution ein eifriger Demokrat, änderte er im Gefängnisse, in welches ihn die anarchische Partei warf, seine Grundsätze, und ward ein Anhänger der Kirche und des Königthums. Gleich in den ersten Sitzungen des „Lycée des arts" hatte er den Muth, gegen die Tyrannei des Terrorismus nachdrücklich zu sprechen. Am 18. Fructidor 1798 ward er zur Deportation verurtheilt, der er jedoch durch die Flucht entging. Nach dem 18. Brum. (9. Nov. 1799) begann er seine Vorlesungen im Lycee aufs Neue. Kurz vor seinem Tode zog er durch freie Aeußerungen über die Verfügungen der Regierung den Unwillen des ersten Consuls auf sich und wurde nach Orleans verwiesen. Er durfte jedoch bald zurückkehren, und starb den 11. Febr. 1803 im 64. J., nach einer langwierigen Krankheit als ein eifriger Katholik.

Harpe (Frédéric César la), Erdirector der helvetischen Republik, russischer Titular-General, geb. zu Rolle in einer zum Adel des Waadtlandes gehörigen Familie, 1754, trat 14 Jahre alt in Nesemann's Seminarium zu Haldenstein und Banden, das seine idealische Ansichten von Freiheit und Vaterland nährte und stärkte. Er kam von Haldenstein mit dem Rufe eines Halbwilden zurück. In den Wissenschaften allein lebte er, unter denen er die Mathematik als die erste betrachtete. In Genf wurden Sauffer und Bertrand seine Lehrer. Darauf studirte er zu Tübingen die Rechte und empfing in seinem 20. Jahre den Doctorhut. Nicht ohne einen harten Kampf gelang es ihm, aus seiner Ideenwelt in die Wirklichkeit des beschränkten Geschäftslebens überzugehen. Er ward Sachwalter bei der welschen Appellationskammer in Bern, folgte aber bald der Einladung eines angesehenen Russen, ihn durch Italien zu begleiten, sah die Wunder dieses Landes, Malta und Sicilien, und begab sich von da auf des Barons Grimm Vorschlag, 1782 nach Petersburg, wo er 1783 der Lehrer des damals 7 Jahre alten Großfürsten Alexander und dessen Bruders ward. Ein so erhabener Wirkungskreis war seines Geistes und Herzens würdig; er widmete sich ihm mit ganzer Seele. Inzwischen brach die französische Revolution aus, deren Fortgang ihm große Theilnahme einflößte. Auch aus der Ferne wollte er für die Befreiung seines Vaterlandes wirken. Er verfaßte u. a. eine Bittschrift im Namen seiner Mitbürger an die berner Regierung, worin er ehrfurchtsvoll, aber freimüthig eine Zusammenberufung der Stände zu Abstellung der Mißbräuche forderte. Bald aber brachen Unruhen aus, und die Regierung, die ihn als Mitanstifter derselben betrachtete, setzte ihn unter die Zahl der Geächteten, und es gelang seinen Feinden, die Verlobungsfeierlichkeiten Alexanders zu seiner Entfernung zu benutzen. Er ging nach Genf, und wollte in sein Vaterland zurückkehren, als er erfuhr, daß schon der Befehl gegeben sey, ihn dort zu verhaften. Darüber erbittert, ging er 1796 nach Paris und übergab der Regierung ein Memoire. Wirklich wurde, auf des franz. Gesandten Verwenden

in Bern, allen Waadtländern Amnestie gewährt, jedoch mit Ausnahme derer, die durch Schriften die Unruhen im Waadtlande angestiftet hatten; und so blieb er davon ausgeschlossen. Noch mehr dadurch gereizt, ließ er neue Pamphlete im Druck erscheinen, und übergab endlich 1797 dem franz. Directorium eine von 22 ausgewanderten Patrioten der Waadt und Freiburgs unterzeichnete Bittschrift, worin die Ausübung der 1565 durch den Vertrag von Lausanne festgestellten Gewährleistung von Frankreich begehrt wurde. Dem zufolge ließ das Directorium den Beschluß vom 6. Nivose ergehen, welcher die waadtländischen, sich auf die Rechte ihres Volks berufenden Bürger unter Frankreichs unmittelbaren Schutz stellte. Dieser Gewaltschritt rief die Revolution der Eidgenossenschaft hervor, und unter seiner Mitwirkung ward die helvetische Republik eingerichtet. Aber bald zeigte sich, in welche Uebel dadurch die Schweiz gestürzt worden. Er trat ins Directorium, und verfolgte, der öffentlichen Stimmung zum Trotz, sein System mit der größten Hartnäckigkeit und unter den schwierigsten Verhältnissen, bis ein Beschluß der gesetzgebenden Räthe das Directorium auflöste. Er ging in seine Heimath zurück, wo man sich begnügte, ihn unter Aufsicht zu stellen. Indeß bewahrte er auch nach seinem Sturze, bei Freunden und Feinden, den Ruf der Redlichkeit. Er war im Begriff, Lausanne, wo er lebte, zu verlassen, um sich nach Paris zu begeben, als ihm der Zufall einen, mit dem Namen des Generalsecretairs Mousson unterzeichneten Brief in die Hände führte, in dem von einer Verschwörung gegen den ersten Consul Bonaparte, der in Italien Melas gegenüberstand, die Rede zu seyn schien. Wahrscheinlich war der Brief untergeschoben, entweder um ihn oder die Regierung in Unannehmlichkeiten zu verwickeln; aber die Aehnlichkeit der Handschrift täuschte ihn. Er übergab ihn dem Gerichte, worauf die gesetzgebenden Räthe Mousson's und seine Verhaftung befahlen. Man versiegelte seine Papiere, verhaftete ihn am 2. Juli 1800 und führte ihn nach Bern. Diese Schmach schien ihm unerträglich, und er entging ihr durch die Flucht. Bonaparte empfing ihn in Paris mit einem Ton, aus dem hervorleuchtete, wie sehr er gegen ihn eingenommen sey; seine Ideen fanden nicht Eingang. Seitdem lebte er auf seinem Landhause, Plessis-Piquet bei Paris, machte 1801 eine Reise nach Rußland und kehrte 1802 mit Beweisen der Achtung seines kaiserl. Zöglings zurück. 1814 besuchte er denselben in Paris und wurde zum russ. General ernannt. Beim wiener Friedenscongreß war er für die Unabhängigkeit der Cantone Waadt und Aargau und deren Trennung von Bern sehr thätig. Er lebt seitdem in seinem Vaterlande als Privatmann, aber in hoher Achtung seiner dankbaren Mitbürger. In einem Briefe (Lausanne 25. Juli 1829, im „Globe") widersprach er der Behauptung des Predigers Empeytaz (in der „Notice sur l'Emp. Alex."), daß Frau von Krüdener die heil. Allianz bewirkt habe.

Harpeggio, Arpeggio, eine Tonfigur oder eine Weise zu setzen, zu der wahrscheinlich die Harfe Veranlassung gab. Die Töne dieses Instruments schwinden rasch vorüber, und ein längeres Verweilen in einerlei Accorden ist daher auf diesem Instrumente nicht möglich; um dieß nun zu ersetzen, werden die vorkommenden Intervalle nicht zugleich, sondern einzeln, sowohl der Tonscale herauf als herunter vorgetragen. Dieselbe Anwendung des Harpeggio findet bei dem Clavier statt; da es in dieser Hinsicht Aehnlichkeit mit der Harfe hat. Nicht immer schreibt

der Tonsetzer diese Figur vor, auch der Spielende kann sie an den geeigneten Ort, um das Spiel zu schmücken und zu beleben, einschieben. Die Harpeggio-Figur dient ebenfalls dazu, um die kleinen Pausen auszufüllen, und beim Gesang den Sänger zu erleichtern, und ihn in der richtigen Intonation zu erhalten und zu befördern. Daß dieß aber nie zu lange und zu laut geschehen muß versteht sich von selbsten.

Harpinella, ein von Marstrand in Kopenhagen erfundenes Instrument, das, in Form einer Lyra (nur etwas größer), alle Eigenschaften und Vorzüge einer Pedalharfe, wenn auch nicht ganz dieselbe Stärke des Tones hat, aber weit einfacher, bequemer und leichter zu spielen ist, als die Harfe. Sie hat an beiden Seiten Saiten und wird ebenso wie die Harfe gespielt. Sie hat, statt der 7 Pedale bei dieser, 7 Manuale, welche, vermittelst eines Mechanismus, zu den Modulationen und dem Uebergange in andere Tonarten dienen.

Harpokrates, ägyptischer Gott unter griechischem Namen. Isis erzeugte ihn mit Osiris nach dessen Tode und gebar ihn um die kürzeste Zeit des Tages, wenn die Lotosblume sproßt. Er war zart, gebrechlich, lahm, sitzt auf einer Lotosblume, den Finger an den Mund haltend, weßhalb man ihn in späterer Zeit zum Gott des Schweigens machte und als solchen verehrte. Die Erstlinge der Hülsenfrüchte (Bohnen) und Pfirsichen wurden ihm als Opfer dargebracht, und zu Buto in Aegypten gaben ihm bei seinem Jahresfeste alte Männer Milch zu trinken, worauf sein übrigens lächerliches und abscheuliches Bild in Procession herumgetragen wurde. Die Priester beschmierten sich dabei mit einer Art von Schminke, welche sie hierauf wieder abkratzten und als Arzneimittel verkauften. Er mag ursprünglich der Gott des Horns gewesen seyn. Einstimmig hält man ihn für ein Symbol der Morgen- oder Frühlingssonne. Hierauf deutet sein Geborenwerden am kürzesten Tage. Seine Verehrung als Gott des Schweigens kam auch in Rom auf, wurde mehrmals verboten, allein immer wieder hergestellt. Sein Bild diente, auf Gemmen in Ringen und am Hals getragen, als Talisman gegen Unheil. Als Attribute hat er Krokodile, Schlangen, Scorpionen, Hirsche und Löwen, als Bilder des Lebensgeistes, auch Sphynxe und Hasichte. Abgebildet wird er auch in einem Milchkahn stehend, mit Sonne und 2 Sternen über dem Haupte; auch wohl mit Keule und Füllhorn, alles Symbole der erwachenden Natur durch die Frühlings- oder Morgensonne. Man hat noch Münzen von Trajan u. A., Gemmen (in der Stoschischen Sammlung), die ihn unter mancherlei Attributen darstellen.

Harpyen, mythische Wesen feindseliger Art. In der „Ilias" ist nur an einer Stelle von Einer Harpye die Rede, Podarge, welche von Zephyros in Stutengestalt Mutter der Rosse des Achilleus, Xanthos und Balios, ward. In der „Odyssee" kommen Harpyen im Plural zuerst vor, wo es von spurlos von der Erde Verschwundenen heißt, die Harpyen haben sie hinweggerafft (1, 251., 20, 77.). Sie wohnen nebst den Erinnyen am Okeanos vor dem Schlunde des Schattenreichs und sind Gottheiten der Stürme, ohne besondere Namen und Gestalt. Bei Hesiod sind sie Töchter des Thaumas und der Elektra, Namens Aello (Sturm), Okypete (Raschflug), nach And. Töchter des Pontos und der Gäa, des Poseidon ꝛc. Andere fügen noch die Kelänо zu, und nehmen mit Podarge (Schnellfuß) 4 an. Noch Andere nennen als Harpyen

auch Thyella, Acholoë, Aëllopus. Hesiod nennt sie schön gelockt und geflügelt; allein nachdem sie später als Strafgöttinnen für Uebelthäter gedacht wurden, bildete man ihre Gestalt immer abschreckender. Sie sind geklaute Raubvögel mit jungfräulichen Gesichtern und Bärenohren; ihr Leib trieft von scheußlichem Unrath; sie haben menschliche Arme mit großen Klauen, menschliche Schenkel, die in Hühnerfüße auslaufen ꝛc. Die Harpyen Homer's erklärte man für Sturmwinde, Wasserhosen ꝛc. Bilder derselben glaubt man (sie erscheinen auf Denkmälern sehr verschieden gestaltet) auf einem ehernen Wagen im Pio-Clementinischen Museum zu sehen. Ganz oder theilweise erscheinen sie auch als Schmuck an Vasen u. s. w. Sagen von ihnen s. unter Phineus, Boreas u. a. — Die Harpyen erscheinen auch als Adler mit vorwärts gekehrten Jungfrauenköpfen in der Heraldik.

Harrach (Grafen von), alte adelige Familie in Böhmen und Oesterreich, aus welcher mehre berühmte Männer entsprossen sind. Die vorzüglichsten sind: 1) (Ernst Albrecht, Graf von), geb. 1598, Cardinal, Erzbischof zu Prag und Bischof zu Trident; wurde von dem Kaiser bei den böhmischen Religionsunruhen gebraucht, krönte mehre Kaiser und Kaiserinnen des östreichischen Hauses, wurde von den Schweden 1648 in seinem Pallast zu Prag gefangen genommen, doch auf Verwenden des Cardinals Mazarin gegen ein starkes Lösegeld wieder freigelassen. Nachdem er drei Papstwahlen beigewohnt, starb er bei der Rückreise von der letzten (Clemens IX.) zu Wien 1667. 2) (Ferdinand Bonaventura, Graf von), geb. 1637; bekleidete mehre bedeutende Aemter am kaiserl. Hof, war auch mehrmals Gesandter, unter andern in Spanien, wo er sich bemühte, dem östreichischen Hause die Nachfolge zu sichern. Er starb 1706 und hinterließ: „Mémoires et négociations secrètes de F. B. Comte de Harrach", 2 Bde., Haag 1720, 12., herausgeg. von de la Torre. 3) (Aloysius Thomas Raymund, Graf von), des Vor. Sohn, geb. 1669; ward 1699 an seines Vaters Stelle Gesandter in Spanien und kehrte, nachdem er seinen Hauptzweck, dem östreichischen Hause die Erbfolge zu sichern, nicht erreicht, 1701 zurück, wurde 1728 Vicekönig von Neapel, welchem Amte er mit strenger Gerechtigkeit vorstand. 1733 wurde er Conferenzminister und starb 1742. 4) (Friedrich August Gervasius, Graf von), des Vor. Sohn, geb. 1696; wurde, nachdem er mehre andere Aemter bekleidet, Conferenzminister, schloß den breslauer Frieden 1742 und starb 1749. 5) (Joh. Joseph Philipp, Graf von), des Vor. Bruder, geb. 1698; ward 1723 Generalfeldmarschall, später Hofkriegsrathspräsident und starb 1764. 6) (Ferdinand Bonaventura, Graf von), geb. 1708, war kaiserl. bevollmächtigter Gesandter beim allgemeinen Friedenscongreß zu Breda und bei den Generalstaaten, später Generalgouverneur und Generalcapitain der Lombardei. Er starb 1778 und hinterließ eine Schrift über die Schafzucht, Wien 1786. 7) (Auguste, Gräfin von H., Fürstin von Liegnitz), s. unter Liegnitz.

Harrington (James), ein berühmter politischer Schriftsteller, geb. zu Upton 1611, studirte zu Oxford und bereiste in der Folge Frankreich, Holland, Dänemark, Deutschland und Italien. Karl I. machte ihn zu seinem Geh. Kammerjunker, und in dieser Eigenschaft begleitete er den König auf seiner ersten Unternehmung nach Schottland. Nach dem Tode Karls schrieb er in der von ihm erwählten Zurückgezogenheit sein berühmtes politisches Werk „Oceana" (London 1650, späterhin mit seinen andern

Werken 1700 u. fg.), welches er Cromwell zueignete. Es erregte großes Aufsehen und wirkte mächtig ein auf die politische Denkart der Engländer. Harrington stellte darin in einer Allegorie das Ideal seiner Republik auf, deren Güte und Dauer nach seinem Urtheile hauptsächlich von dem Gleichgewichte des Vermögens der Bürger abhing. Aber seine Grundsätze waren nicht nach dem Sinne Cromwell's und der Anhänger desselben; es erhoben sich eine Menge von Kritiken; Harrington's Antworten findet man dem Werke angehängt. Seine folgenden Schriften und Verhandlungen verursachten, daß er unter der Regierung Karls II. 1661 in den Tower gesetzt, und ob er gleich des Verbrechens des Hochverraths unschuldig befunden wurde, doch in der Gefangenschaft blieb und harte Mißhandlungen erfuhr, worüber er in Wahnsinn fiel und 1677 starb.

Harris (John), englischer Schriftsteller, geb. um 1667, bekleidete mehre geistliche Stellen und starb 1719 als Secretair und Vicepräsident der königl. Gesellschaft zu London. Er war so arm, als er starb, daß seine Freunde die Begräbnißkosten unter sich aufbringen mußten. Man hat von ihm: „Lexicon Technicum" (London 1708, 2 Bde.), welches Werk den Schriftsteller Chambers zuerst auf den Gedanken einer allgemeinen Encyklopädie brachte. — 2) (James), Metaphysiker und Grammatiker, geb. zu Close bei Salisbury 1708, war ein Schwestersohn des berühmten Grafen von Shaftesbury. Er widmete sich auf der Hochschule zu Oxford der Jurisprudenz, und hierauf in London in dem berühmten Rechtscollegium Lincoln-Inn; entsagte aber nach dem Tode seines Vaters dieser Wissenschaft, und legte sich mit Eifer auf das Studium der griech. und röm. Classiker. Die „Minerva" des Sanctius brachte ihn — wie er selbst gestand — zu einer tiefen und genauern Erforschung der Grundsätze der allgemeinen Sprache. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich mit der Musik, um deren Aufnahme in seiner Vaterstadt er viel Verdienst hat. 1761 wählte ihn der Flecken Christ-Church zu seinem Repräsentanten im Parlamente, welche Stelle er bis an seinen Tod mit Würde behauptete. 1762 wurde er Lord der Admiralität, und das Jahr darauf vom König zu einem Lord der Schatzkammer erhoben. Aber seit 1765 dieser Würden beraubt, lebte er ohne öffentliches Amt bis 1774, wo er Secretair der Controleurs der Königin wurde. Der Tod ereilte ihn im J. 1780. Schriften: „Hermes, or a philosophical inquiry concerning universal grammar", London 1752, 8.; 1771, 8. (deutsch von Everbeck mit Anmerkungen von Wolf, Halle 1788, 8); „Philosophical arrangements", ebend. 1775, 8.; „Philosophical inquiries", ebend. 1781, 2 Bde., 8. (deutsch von Dr. Jenisch, Berlin 1788, 8.); „Discourse on music, painting and poetry", London 1744, 8.; 1773 (deutsch Halle 1780, 8). Auch besorgte sein Sohn, der berühmte Lord Malmesbury, eine vollständige Ausgabe seiner Werke, London 1802, 2 Bde., 4.

Harrison (John), der Erfinder und Verfertiger der genauen Uhren, deren man sich zu den Längenbestimmungen bedient. Er war 1703 zu Foulby in der Grafschaft York geboren und wählte anfänglich das Gewerbe seines Vaters, der ein Zimmermann war. 1726 machte er die Erfindung seines pendule à gril und wandte es bei zwei fast ganz aus Holz verfertigten Uhren an, welche dadurch einen Grad von Vollkommenheit erhielten, daß sie in einem ganzen Monat kaum um eine Secunde abwichen. 1736 brachte er eine Seeuhr (d. h. eine vermittelst ihres sehr

genauen Ganges zur Bestimmung der geographischen Länge auf dem Meere brauchbare Uhr) zu Stande, die er Zeithalter (time keeper) nannte, und die auf einer Reise nach Lissabon so gute Dienste leistete, daß man dem Künstler die auf die nützlichste Erfindung ausgesetzte Copley'sche Medaille gab. Seitdem arbeitete er unermüdet an der Verbesserung seiner Erfindung, und im Nov. 1711 trat sein Sohn William mit einer neuen Seeuhr eine Reise nach Jamaica an, die 81 Tage dauerte, während welchen die Uhr auf dem Hinwege nur 5 Secunden und auf dem Rückwege noch nicht volle 2 Minuten in Zeit, d. h. also in Bogen keinen halben Grad abwich. Harrison machte nunmehr Anspruch auf den Preis von 20.000 Pf. St, der durch eine Parlamentsacte von 1714 für Bestimmung der Meereslänge bis auf einen halben Grad ausgesetzt worden war; die Commissarien bewilligten ihm aber nach einer zweiten Prüfung vorerst nur die Hälfte; und da der königl. Astronom Maskelyne den Gang der Uhr nachher ungleicher fand, so mußte sich Harrison damit begnügen. Vgl. „An account of the going of Mr. Harrison's watch at the royal observatory" (London 1767, 4.). In seinen letzten Jahren verfertigte Harrison noch einen neuen Zeitmesser, der auf der Sternwarte von Richmond geprüft ward und binnen 6 Wochen nur um $4\frac{1}{2}$ Secunde abwich. Er starb 1776. Ein Jahr zuvor hatte er ein Werk: „Description containing such mechanism as will afford a true mensuration of time", herausgegeben, das man jedoch mit Rücksicht auf des Verf. hohes Alter und gänzliche Unbekanntschaft mit literarischen Gegenständen beurtheilen muß. Man findet darin die kurze Berechnung seiner neuen Tonleiter oder mechanischen Eintheilung der Octave. Harrison hatte ein sehr feines Ohr und war in seiner Jugend ein Meister in der Musik gewesen. S. über sein Leben „Monthly review" (1775, Bd 53.).

Harsdörfer (Georg Philipp), ein hochgepriesener Gelehrter und Dichter des 17. Jahrh., lebte von 1607 bis 58. Er stammte aus einer vornehmen Patrizierfamilie in Nürnberg, war lange auf Reisen in Holland, England, Frankreich und Italien, und erwarb sich dadurch viele Sprachkenntnisse, die er in seinem Vaterlande geltend machte, wo man ihm den Beinamen „des Gelehrten" gab. Auch wurde er Mitglied des hohen Raths zu Nürnberg. Harsdörfer's deutsche und latein. Schriften, geschichtlichen und schönwissenschaftlichen Inhalts, füllen 47 Bände. Er war indessen weder ein gründlicher Gelehrter noch ein dichterischer Geist. Fleiß und Belesenheit zeichnen ihn als Literator, sinnreicher Witz, der aber oft in witzelnde Spielerei ausartet, als Dichter aus. Seine meisten und besten Lieder finden sich in seinen „Frauenzimmergesprächen" (Nürnberg 1642 fg., 8 Bde.). — Mit seinem Freunde und poetischen Genossen Joh. Klai (Clajus) (s. d.), gest. als Prediger zu Kitzingen in Franken 1656, stiftete er 1644 zu Nürnberg den gekrönten Blumenorden oder die Gesellschaft der Hirten an der Pegnitz, welche der Form und dem Namen nach noch jetzt besteht. Die Reinheit der deutschen Sprache und Dichtkunst aufrecht zu erhalten, war der Zweck dieses Ordens, welcher Fürsten und Gelehrte des ersten Ranges zu Mitgliedern zählte.

Hart, in physischer Bedeutung, bezeichnet Körper, deren Theile so fest zusammenhängen, daß viele Kraft erfordert wird, sie zu trennen oder zu verschieben. In dem ersteren Sinne ist ein Kiesel hart, in dem zweiten das Eisen. Absolut hart ist kein Körper; er kann jedesmal nur in Beziehung auf einen andern hart heißen, dessen Theile sich leichter als

die seinigen trennen lassen, da er in Rücksicht auf andere weich seyn kann. Hiermit stimmt die dynamische Lehrart überein, nach welcher Härte, der Erfahrung gemäß, bloß auf Graden beruht, über und unter welchen andere Grade bis ins Unendliche möglich sind. Nach den atomistischen Grundsätzen kommt den Grundkörpern oder Atomen eine absolute Härte zu, wovon die Erfahrung nichts lehrt. 2) Im ästhetischen Sinne ist hart ein Fehler in den schönen Künsten. Es drückt den Mangel völliger Verbindung zwischen 2 auf einander folgenden Vorstellungen aus — also das Gegentheil vom Sanften. Hart wird die Vorstellung durch wiederholte kleine Unterbrechungen, indem man keinen natürlichen Uebergang findet. Ein Wort wird hart durch die Anrückung von Buchstaben, welche nicht an einander passen, wie im Worte hart selbst das r und t. Auch entsteht Härte in den Versen durch Fehler der Prosodie, wo folglich, dem hergebrachten Klange zuwider, ein Wort ausgesprochen werden muß. Eine unharmonische Musik nennt man eine harte. Harte Manier, bei dem Maler ist, wenn die hellen Farben zu nahe an den dunkeln stehen und nicht gehörig vertrieben sind, welches man auch trocken heißt; imgleichen wenn etwas zu stark ausgedruckt ist. In den bildenden Künsten heißt hart, wenn etwas nicht die Politur und das Markige hat, was vornehmlich Schönheit und Aehnlichkeit gibt. Alles Harte, wo man es auch findet, stört das sanfte Fortströmen der Wahrnehmung und Beobachtung und folglich die Aufmerksamkeit. 3) Im moral. Sinne ist Härte Gefühllosigkeit, sowohl bei eigenen Leiden, als bei den Leiden Anderer.

Hartig (Georg Ludwig), Staatsrath und Oberlandforstmeister zu Berlin, geb. 1764 zu Gladenbach unweit Marburg, wo sein Vater als großherzoglich hessischer Forstmeister lebte. Aus einer Familie stammend, die mehre Generationen hinauf fast nur Forst- und Jagdbeamte zählte, widmete auch er sich von früher Jugend an dem Weidmannsleben, und nachdem er seit 1779 einige Jahre die Jägerei bei seines Vaters Bruder im Harz erlernt hatte, besuchte er die Universität Gießen, um eine wissenschaftliche Grundlage seines künftigen Berufs zu gewinnen. Er erhielt 1785 den Zutritt im Oberforstamte zu Darmstadt, wo er Gelegenheit hatte, sich mit den forstlichen Verwaltungsgeschäften bekannt zu machen, kam aber bereits 1786 als Forstmeister des Fürsten von Solms nach Hallgen in der Wetterau. Hier gründete er sein Forstlehrinstitut und begann seine schriftstellerische Laufbahn 1791 mit seiner „Anweisung zur Holzzucht", wovon die 7. Aufl. (Marburg 1817) erschienen ist. Als er 1797 Landforstmeister und Forstrath im Dienste des Fürsten von Oranien-Nassau geworden war, verpflanzte er seine Lehranstalt nach Dillenburg, auf welche der weite Wirkungskreis, den ihm die Leitung der Forst- und Jagdwirthschaft in ausgedehnten Waldungen eröffnete, und die kräftige Unterstützung, die seine Verbesserungsplane von der Regierung erhielten, einen so günstigen Einfluß hatten, daß die Zahl der Zöglinge auf 50 stieg, da besonders die belehrende Abschätzung der Forste, welche Hartig leitete, viele junge Leute und selbst Forstbeamte aus allen Gegenden Deutschlands nach Dillenburg zog. Er hatte hier 1806 sein „Journal für das Forst-, Jagd- Fischereiwesen" begonnen, als die politischen Umwälzungen dem Fürsten von Oranien seine Besitzungen raubten, die mit dem Großherzogthum Berg vereinigt wurden. Hartig nahm einen Ruf des Königs von Würtemberg an und ging als Oberforstrath nach Stuttgart, wo er auch seine Forstlehranstalt wieder eröffnete, die aber

unter ungünstigen äußern Verhältnissen und bei dem Mangel wirksamer Unterstützung dort ebenso wenig gedieh, als Hartig selbst einen genügenden Spielraum für seinen Eifer und seine Thätigkeit fand. Er trat in einen desto größern Wirkungskreis, als er 1811 die Stelle eines Oberlandforstmeisters im preußischen Staate annahm, und er hat sich seitdem um das preußische Forstwesen, das besonders in den neu erworbenen Landestheilen sehr in Verfall gekommen war, große Verdienste erworben. Seine Forst- und Jagdlehranstalt setzte er in Verbindung mit der Universität zu Verbindung mit der Universität zu Berlin in der Art fort, daß die Universitätslehrer die Hülfswissenschaften vortrugen und er bloß über Forst- und Jagdwissenschaft Vorlesungen hielt, da die umfassenden Verwaltungsgeschäfte seine Thätigkeit fast ganz in Anspruch nahmen. Er wurde 1830 zum Professor Honorarius an der Universität zu Berlin ernannt. Außer den bereits genannten Werken hat sich Hartig um Forst- und Jagdkunde durch mehre Schriften verdient gemacht, unter welchen besonders auszuzeichnen sind: „Anleitung zur Taxation und Beschreibung der Forste" (Gießen 1791, 4. Aufl. 1819, 4.); „Anleitung zur Forst- und Weidmannssprache" (Tübingen 1809, 2. Ausg. Stuttgart 1821); „Grundsätze der Forstdirection" (Hadamar 1803, 2. Aufl. 1815); „Lehrbuch für Förster" (3 Bde., Tübingen 1807, 7. Aufl. 1827, und ins Böhmische und Polnische übersetzt); „Lehrbuch für Jäger" (2 Bde., Tübingen 1800, 5. Aufl. 1832); „Die Forstwissenschaft nach ihrem ganzen Umfange" (Berlin 1830). Durch sein „Forst- und Jagdarchiv", das von 1816—26 (7 Bde., Leipz. und Stuttgart) erschien, hat er, wie durch seine übrigen Schriften, für die Verbreitung praktisch bewährter Grundsätze und Erfahrungen vielfach gewirkt.

Hartleben (Franz Joseph), berühmter deutscher Rechtslehrer, der sich um die Literatur seiner Wissenschaft wesentliche Verdienste erworben, stammte von dem niederländischen adeligen Geschlechte Hartlöwen, wie sich später aus seinen Familienpapieren ergab, und war 1740 zu Düsseldorf geboren. Als Waise nahm ihn der Beichtvater des Kurfürsten von der Pfalz zu sich und bestimmte ihn, der seltene Talente hervorblicken ließ, zum Jesuiten. Allein Hartleben entfernte sich heimlich von seinem Erzieher und trat ins preuß. Heer, wo er sich im 7jährigen Kriege als Cavallerieoffizier vortheilhaft auszeichnete. Nach geschlossenem Frieden (1763) entsagte er dem Militairstande und begann die Rechte zu studiren, in welcher Wissenschaft er durch seinen anhaltenden Fleiß sich seltene Kenntnisse erwarb. Der Kurfürst von Mainz berief ihn als Professor der Pandecten an die dasige Hochschule, wo er viele Jahre mit großem Beifall lehrte und von seinem Fürsten zum Oberappellationsgerichtsrath erhoben wurde. Nach der Wiedereroberung von Mainz durch die Deutschen, im franz. Revolutionskriege, stand er an der Spitze der gegen die dasigen Clubbisten niedergesetzten Untersuchungscommission, und zeigte auf diesem schwierigen Posten eine seltene Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe, sodaß selbst die Jakobiner ihm ihre Achtung nicht versagen konnten. Später ging er nach Wien, wo er als Privatmann 1808 sein Leben beschloß. Von seinen Werken sind berühmt und als classisch geschätzt: „Allgemeine Bibliothek der neuesten juristischen Literatur" (1784—92); „Medit. ad. Pandect." Letzteres ist eine treffliche Kritik und Ergänzung des berühmten Leyser.

Hartleben (Theodor), geb. zu Mainz 1770, Sohn des Vorigen,

studirte, nachdem er bereits Dr. der Rechte und Assessor der mainzer Juristenfacultät war, die Reichspraxis in Wetzlar, Wien und Regensburg. In Wien machte er sich mit den Einrichtungen und dem Geschäftsgange der Polizei genau bekannt; zugleich schrieb er über staatsrechtliche Gegenstände. Damals trug ihm der sogenannte mainzer Nationalconvent, unter Androhung des Verlustes seiner vaterländischen Rechte, ein einträgliches Staatsamt an; allein er schlug es aus. Hierauf wollte ihn der zu Aschaffenburg residirende Kurfürst von Mainz als Hofgerichtsrath anstellen; allein Hartleben zog es vor, sich ganz dem publicistischen Fache zu widmen. Dieß bewog ihn, als Hofrath und Oberamtmann in die Dienste des Fürstbischofs von Speier zu treten, der ihn wegen seiner Schrift: „Ueber die Einquartierungsfreiheit reichsständischer Residenzen", sehr schätzte. Hier bildete er sich zum juridischen und polizeilichen Geschäftsmann. 1795 ward Hartleben als wirkl. Hofrath und Lehrer des Staatsrechts an der Universität Salzburg angestellt, wo er 10 Jahre lang mit Beifall Vorlesungen hielt, selbst vor Staatsbeamten, auch durch staatsrechtliche und polizeiliche Referate im Hofrathscollegium sich Vertrauen erwarb. Als 1800 franz. Truppen Salzburg besetzten, gab es hier keine Polizeibehörde für Einquartierung, Verpflegung ꝛc. Hartleben ward beauftragt, der daraus entstandenen Verwirrung abzuhelfen, und er richtete mehre Anstalten nicht nur ein, sondern brachte sie auch bald in Thätigkeit, sodaß ihn die Regierung zum Polizeidirector ernannte. Hartleben handelte mit der größten Publicität, dadurch ward überall das Zweckmäßigste gefunden und allgemeines Vertrauen erweckt. Mit 1802 begann Hartleben seine für die Polizeipraxis von ganz Deutschland so wichtig gewordene, noch 1826 fortdauernde „Allgemeine deutsche Justiz- und Polizeifama". 1803 bewog ihn Manfredini's Verwaltungssystem, den Ruf als kurpfalz-bairischer wirkl. Landesdirectionsrath und Professor der Polizei, sowie des Territorialstaatsrechts zu Würzburg, anzunehmen. Hier wurde von ihm die Stadtpolizei neu geordnet und verbessert; auch gelang es ihm, die alten Religionsstreitigkeiten zu Buchbronn in Kitzingen beizulegen. Vielfach thätig als Rechtslehrer an der Hochschule, als Beisitzer des Spruchcollegiums und als Senior in der Section der Staatswissenschaften, gab er noch das „Archiv für die Sicherheits- und Armenpflege" gemeinschaftlich mit dem berliner Polizeidirector v. Gruner heraus. Bei der Abtretung Würzburgs an den bisherigen Kurfürst von Salzburg legte Hartleben seine Stellen aus dem Grunde nieder, weil er einer Regierung, die er zu Salzburg verlassen hatte, nicht wieder angehören wollte, und ging als Landesregierungsrath in herzogl. sachsen-koburgische Dienste. Hier machte er sich, während der franz. Verwaltung 1806 fg., um Stadt und Land so verdient, daß ihn der Herzog zum Geh.-Regierungsrath und 1807 zum Dirigenten des neuen Revisionsgerichtshofs ernannte. Als aber unter der neuen Regierung der verdienstvolle Minister seine Entlassung nahm, ging auch Hartleben ab, weil er der Gegenpartei nicht angehören wollte. Hierauf zog er einen Ruf in großherz. badische Dienste einem andern weit vortheilhaftern aus dem Grunde vor, weil Karl Friedrich in diesem Staate regierte. Als Rath bei der Regierung des Oberrheins und als Rechtslehrer an der Universität zu Freiburg, dann bei 3 Kreisdirectorien binnen 8 Jahren mit Geschäften überhäuft, war er unermüdet thätig, erhielt aber nicht die erwartete Beförderung,

doch ward auswärts ſein wiſſenſchaftliches Verdienſt bei der Herausgabe des franz. Strafgeſetzbuches und ſeines ſtatiſtiſchen Gemäldes von Karlsruhe, ſowie ſein praktiſches Verdienſt in den Einrichtungen des Feldlazareths der verbündeten Heere, von der Oberbehörde anerkannt. Später ernannte ihn die vorige badiſche Regierung zu ihrem Commiſſair bei der Rheinſchifffahrtscommiſſion in Mainz. Ende 1820 aber ward er abberufen, weil er durch die Unterſchrift eines Vertragsentwurfs über die Schifffahrtsverhältniſſe zwiſchen Baden und Frankreich gegen ſeine Inſtructionen gehandelt haben ſollte. Allein nach den Erklärungen darüber im 8. Hefte v. Murhard's „Politiſchen Annalen" haben andre Urſachen dabei mitgewirkt. 1819 ward Hartleben zum Geh.-Regierungsrath ernannt; ſpäter wegen Kränklichkeit in Ruheſtand verſetzt, lebte er nun den Wiſſenſchaften. Er hat in ſeinem „Geſchäftslexicon für die deutſchen Landſtände, Staats- und Gemeindebeamten" (1. Th., Leipz. 1824) die Ergebniſſe ſeiner reichen Erfahrung im publiciſt.-jurid.-polizeil. Fache niedergelegt. Er war Mitglied der Akademien der Wiſſenſchaften zu Berlin, München, Hanover u. a. m. Auch haben die Könige von Preußen, Baiern und Sachſen und andre Regenten ihm ihre goldene Verdienſtmedaille ertheilt. Hartleben ſtarb den 15. Juni 1827 zu Mannheim.

Hartleibigkeit, Eigenheit der Verdauung, indem die Darmausleerung nur ſelten (nicht täglich) erfolgt und die Excremente in feſter Conſiſtenz und nicht ohne einige Schwierigkeit ausgeleert werden. Sie gilt als eine Ungehörigkeit; doch kommt es auf das Befinden der ihr unterworfenen Perſonen an. Durch angemeſſene Diät kann in den meiſten Fällen ihr da entgegengewirkt werden, wo ein Uebelbefinden dadurch unterhalten wird. Um die Natur zu täglicher Ausleerung zu gewöhnen und ſie in Ordnung zu erhalten, iſt in vielen Fällen Kaffee früh nüchtern genoſſen, oder auch eine Pfeife Taback von Vortheil.

Hartley (David). Dieſer als materialiſtiſcher Pſycholog bekannte Arzt, geb. 1704 zu Illingworth, prakticirte einige Zeit in London und ſtarb 1757 zu Bath. Er hat mehre mediciniſche Werke geſchrieben. Bekannter ſind ſeine philoſophiſchen Betrachtungen über die Menſchen (Observations on man, his frame, his duty and his expectations", 2 Thle., London 1749, überſetzt mit Anmerk. von Piſtorius, Roſtock u. Leipz. 1772, 2 Bde., und „Theory of human mind with essays by Joh. Priestley", Lond. 1775). In dieſen Unterſuchungen leitet er alle geiſtige Thätigkeit auf die Vergeſellſchaftung der Vorſtellungen und dieſe von den Schwingungen der Nerven und eines ätheriſchen Gehirnfluidums ab. Doch nahm er eine pſychologiſche Einheit immaterielle Subſtanzen zur Erklärung der Materie an. Nach ihm iſt der Zweck des Ganzen Glückſeligkeit, und die Sittlichkeit und Unſittlichkeit der Handlungen beſteht in ihrem Verhältniß zur Glückſeligkeit und Unglückſeligkeit. Seine Anſichten wurden von ſeinem Nachfolger Prieſtley noch mehr entwickelt.

Hartſoeker (Nikolaus), geb. zu Gouda in Holland, 1656, legte ſich vorzüglich auf Phyſik und Mathematik, war Mitglied der gelehrten Geſellſchaften zu Paris und Berlin, und erhielt vom Czar Peter d. Gr. einen Ruf nach Moskau, zog aber den Aufenthalt in Amſterdam vor. Aus Dankbarkeit erbaute ihm der Magiſtrat dieſer Stadt auf einer der Baſteien eine Art von Obſervatorium, und hier verfertigte er einen großen Brennſpiegel nach dem Muſter des Archimediſchen. Der Kurfürſt

Johann Wilhelm von der Pfalz zog ihn nach Heidelberg, allein nach dem Tode desselben kehrte er nach Amsterdam zurück, lebte dort noch einige Jahre und starb zu Utrecht 1725, mehre gehaltvolle Werke hinterlassend.

Haruspex (Aruspex), in der Mehrzahl Haruspices, waren gewisse, zur Priesterclasse bei den Römern gehörige Personen, welche die Opferthiere und die Eingeweide derselben nach ihrer Opferung besichtigen mußten, um daraus die Vorbedeutungen der Zukunft zu erforschen. Auch aus der Flamme, dem Rauche und andern die Opfer begleitenden Umständen weissagten sie; wenn z. B. das Opferthier gutwillig zum Altar ging, ruhig da stand, auf Einen Streich niederfiel, stark blutete u. s. w., so waren dieß günstige Anzeigen. Sie erklärten und deuteten auch die außerordentlichen Naturbegebenheiten, z. B. das Erdbeben. Diese Art von Wahrsagung stammte aus Etrurien, und ein gewisser Tages, ein Sohn Jupiter's, soll der Erfinder davon gewesen seyn und sie den 12 etruskischen Volksstämmen bekannt gemacht haben. Von Etrurien aus wurden öfters Haruspices nach Rom geschickt. Romulus führte sie ordentlich in Rom ein, indem er aus jedem Stamme einen Wahrsager wählte. Bisweilen kamen auch Haruspices aus dem Orient nach Rom. Auch Frauenzimmer (Haruspicae) übten diese Kunst aus, welche Haruspicina hieß. Ihr Amt war dem der Augurен ähnlich; doch genossen sie kein so großes Ansehen wie diese; daher erklärte es Cicero für eine Beschimpfung des Senats, daß Julius Cäsar den Haruspex Nuspina in denselben aufnahm. Ihre Anzahl in Rom wuchs zuletzt bis auf siebzig; ihr Vorsteher hieß Summes aruspex oder Magister publicus. Das ganze Collegium derselben wurde nach ihren Verrichtungen, welche oben angezeigt sind, in verschiedene Classen getheilt. Daneben gaben sie auch Rathschläge, wie die erzürnten Götter am besten wieder versöhnt werden könnten. Auch sühnten sie die vom Blitze getroffenen Oerter, und die, von denen man glaubte, daß sie den Göttern verhaßt wären, wieder aus. Diese letztern hießen Haruspices Fulguratores. Sie deuteten auch die Mißgeburten, sowie Träume. Auch unter den Kaisern dauerte ihr Ansehen noch, obgleich diese sonst auf die alten römischen Gebräuche und Gewohnheiten wenig achteten; der Kaiser Claudius aber trug im Senat auf die Wiederherstellung des alten Ansehens des Collegiums der Haruspices an. Kaiser Konstantin ließ zuerst 319 n. Chr. sehr scharfe Befehle gegen die Haruspices ergehen; zwei Jahre nachher aber wurde diese wieder gemildert. Endlich wurde 357 von Konstantinus alle Wahrsagerei schlechterdings bei Todesstrafe verboten. Valentinian und Valens verstatteten sie jedoch wieder; nur sollte sie nicht zum Schaden ausgeübt werden. Wie aufgeklärte Römer in den spätern Zeiten der Republik von der Wahrsagekunst der Haruspices dachten, erhellet aus den Worten des Cato, daß er sich wundere, daß die Haruspices nicht lachten, wenn sie einander ansähen. Dennoch erzählen die Geschichtschreiber wunderbare Beispiele von der Erfüllung ihrer Wahrsagungen, ohne einen Zweifel dagegen zu äußern.

Harvey (Wilhelm), Harvaeus, geb. 1578 zu Folkstone in der engl. Grafschaft Kent, war Leibarzt der Könige Jakob I. und Karl I., Professor der Anatomie und Chirurgie an dem Collegium der Aerzte zu London, das er, während seinem Leben, zum Gegenstande seiner Wohlthaten machte. Ihm gehört die Ehre, den Blutumlauf entdeckt zu haben;

obgleich man behauptet, daß Cäsalpin und der Jesuit Fabri vor ihm denselben gelehrt haben sollen. Das Wahre ist, daß Harvey zuerst ihn öffentlich vortrug, und seine Entdeckung hierauf in einem Werke, das den Titel führt: „Exercitatio anatomica de motu cordis et sanguinis", Karl I. gewidmet, 1628 zu London gedruckt, bekannt machte. Die Aerzte widersetzten sich der Harvey'schen Ansicht hartnäckig, und behandelten ihren Entdecker als einen Visionair. Sie suchten ihn bei Karl zu stürzen. Er vertheidigte sich, er erwiederte, er wiederholte seine Erfahrungen, und die Wahrheit trat endlich ans Licht. Doch man verfolgte ihn von einer andern Seite. Als er zuerst seinen Fund den Kunstbrüdern mittheilte, schrieen sie ihn erst für widersinnig und für eine Neuerung aus; als sie aber nicht mehr umhin konnten, der Entdeckung ihren Beifall zu zollen und sie aufzunehmen, behaupteten sie, die Idee derselben sey sehr alt. Auf alle Fälle mußten doch die Neidischen eingestehen, daß die Lehre vor ihm nur sehr dunkel sey gelehrt worden. Hume sagt von diesem Werke: es herrsche in demselben jene Wärme und jener Adel, wie sie so natürlich dem Erfindungsgenie eigen sind. Karl zeichnete den Mann aus, und gestattete ihm Hirsche aus den königl. Forsten zu Versuchen über die Zeugung der Thiere. Von diesem berühmten Arzte hat man noch folgende Schriften: „De circulatione sanguinis", Rotterdam 1646, „De generatione animalium", London 1651. Während der Unruhen, die gegen das Ende der Regierung Karls I. herrschten, wurde Harvey's Haus geplündert; ein großer Theil des letztern Werkes ging hierbei verloren, und selbst der Rest würde nicht bekannt geworden seyn, wenn nicht Georg Ent den Verfasser fast dazu gezwungen hätte, es 1651 drucken zu lassen. Harvey beweiset in demselben durch Versuche, daß alle lebende Wesen ihren Ursprung aus Entwickelung der Keime nehmen. Ein anderes Werk heißt: „De ovo"; und endlich eins in englischer Sprache mit dem Titel: „Neue Grundsätze der Philosophie." Seine Schriften erschienen zu London 1766. Der große Mann besaß eine ebenso anspruchlose Bescheidenheit, als sein Genie tiefblickend war: die erste bewies er in dem Streite für seine Entdeckung; er behandelte seine Gegner sanft und milde, und besonders den Riolan, der ihn mit Heftigkeit angegriffen hatte: er nahm selbst den Mann, dem er doch so sehr überlegen war, zum Richter. Harvey erlebte, nach einer Bemerkung des Hobbes, daß seine Lehre über den Blutumlauf allgemein angenommen wurde; vielleicht ist er unter Denen, welche den Kreis des Wissens durch nützliche Kenntnisse vermehrten, der Einzige, dem dieß zu Theil ward. Das Original-Manuscript seiner Vorlesungen befindet sich im Museum von Hans Sloane; das Parlament hat es als Nationalgut angekauft. Harvey starb 1657.

Harwich, eine von Natur feste Stadt in der englischen Grafschaft Esser, am Ausfluß des Stour in die See, mit einem sicheren Hafen (eine geräumie und tiefe Bai, welche über 100 Kriegsschiffe nebst vielen andern Fahrzeugen fassen kann), den das Fort Languard vertheidigt, 20 000 Einw., welche Tuchfabriken, Schifffahrt und Fischerei auf Hummer und Kabliau unterhalten. Sie hat beträchtlichen Seehandel, treffliche Schiffswerfte, große Seemagazine und in Friedenszeiten Packetboote zur Ueberfahrt nach Helvoetsluis in Holland und nach Hamburg. Auf Beacon-Hill ist wegen der gefährlichen Küste ein schön gebauter Leuchtthurm. Auch wird Harwich wegen seiner Bäder besucht.

gen über die Bibel" erhielten allgemeinen Beifall wegen der Tiefe und Scharfsinnigkeit der darin niedergelegten Gelehrsamkeit. Er war der Erste an der kölner Hochschule, der theologische Sätze in hellenischer Sprache abhandelte. Das sogenannte dreigekrönte Gymnasium hatte das Glück, ihn vierundzwanzig Jahre als Regens zu besitzen. Um die Verbesserung der Schulen erwarb er sich noch besondere Verdienste. Er besaß ein bewunderungswürdiges Gedächtniß. Unter den röm. Dichtern scheinen Horaz und Virgil seine Lieblinge gewesen zu seyn. Durch die öftere Lesung ihrer Poesien und auch von der Natur begünstigt, glänzte unser Hartzheim auch als Dichter. Von seiner Stärke in der Redekunst hat er bei vielen Fällen die herrlichsten Beweise gegeben. Sein hellsehender Geist umfaßte alle Zweige der Theologie und Philosophie, der Moral, der heiligen, profanen und literarischen Geschichte ꝛc. Er besaß nebstdem noch eine große Kenntniß in der Münz- und Wappenkunde. Die heil. Schrift, die Classiker der Hellenen und Römer, sowie der vorzüglichsten neueren europ. Völker — mit Ausnahme der Briten — las er in ihrer Ursprache. Schon über 60 Jahre alt, faßte er den Entschluß, die Decrete aller kölnischen Kirchenversammlungen, die er seit vielen Jahren mit der größten Sorgfalt aufgesucht und gesammelt hatte, im Drucke erscheinen zu lassen. Mit einem kühnen Muthe wagte er sich in dieses weite unübersehbare Gefilde. Durch seinen rastlosen Eifer brachte er in einigen Jahren eine große Menge alter Synoden und dahin gehöriger Stücke zusammen, wobei ihm die Sammlung des Schannat bei seiner Arbeit sehr nützlich war, an deren Vollendung ihn sein plötzlicher Tod (1763) hinderte. Von seinen vielen Schriften erwähnen wir außer den genannten noch „Bibliotheca Scriptorum Coloniensium"; „Historisch-kritischer Catalog der Dombibliothek".

Hase, ein Säugethier, aus der Ordnung der Nagethiere, wovon es 15 Arten gibt. Der gemeine Hase verdient besonders angeführt zu werden. Er nährt sich von vielerlei Gewächsen, vorzüglich von solchen, die Milchsaft enthalten: im Winter benagt er junge Bäume und beißt die Spitzen junger Triebe ab. Er wirft wenigstens 3 Mal im Jahr, gewöhnlich 3 Junge auf ein Mal. Der Hase verläßt selten sein Lager am Tage, wenn ihn nicht die Nähe eines Feindes daraus verjagt; nur des Nachts mit Sonnenuntergang geht er nach Aeßung und kehrt auf derselben Fährte bei Sonnenaufgang in sein Lager zurück. Hierin läßt er sich zuweilen so nahe kommen, daß man fast auf ihn treten könnte; wahrscheinlich bemerkt er die erste Annäherung seines Feindes nicht, dann setzt ihn die Nähe desselben so in Schrecken, daß er bewegungslos sitzen bleibt, bis zuletzt die nahe Gefahr jede Nerve und Muskel zur Flucht in Bewegung setzt. Gewöhnlich machen ihn aber sein feines Gehör und sein scharfer Geruch in einer großen Entfernung mit der Gefahr bekannt. Seine Fußsohlen und zum Theil sogar sein Maul sind behaart. Er bringt sehende Jungen zur Welt. Der Berghase findet sich nur in nördlichen und Alpen-Gegenden. Er hat einen dickern Kopf und kürzern Schwanz, kürzere Ohren und längere Hinterbeine; die Pfoten sind sehr breit. Im höchsten Norden ist er stets weiß; in der Schweiz nur im Winter. Auch das Kaninchen gehört zu dieser Gattung. Die reich- und langhaarigen Kaninchen in Angora, oder die sogenannten englischen Hasen, sind eine durch das Klima hervorgebrachte Spielart. Die meisten Hasen hat Deutschlands Mitte, wo die Hasen so häufig sind, daß bloß das Weimarsche

aus den großherzoglichen Jagden über 20.000 Stück jährlich liefert, theils Rußland, theils Canada. Die Felle werden verbraucht zur Hutstaffirung. S. Haarhandel.

Hasenclever (Peter), einer der scharfsinnigsten Männer seines Standes, der seine kaufmännischen Geschäfte mit einem umfassenden, in die großen Welthändel eingreifenden Geiste führte. Er war zu Remscheid im Bergischen 1716 geboren, widmete sich von Jugend auf Fabrik- und Handelsgeschäften, bereiste wiederholt die meisten europ. Länder, und trieb lange sehr bedeutende Geschäfte, vorzüglich in Frankreich, Lissabon, Cadix, London und Nordamerika. Ein bedeutendes Vermögen, das sein redlicher Fleiß erworben hatte, ging ihm hier durch Betrug und Ungerechtigkeit verloren, und er verließ England, für dessen amerikanischen Eisenhandel er vortheilhaft zu wirken angefangen hatte, ohne die Früchte seiner Anstrengungen geerntet zu haben. Darauf ließ er sich zu Landshut in Schlesien nieder, machte sich um den schlesischen Leinwandhandel vielseitig verdient, begründete noch in seinem Alter ein ansehnliches Etablissement, bei dessen Verwaltung er allenthalben ebenso viel Einsicht als Rechtschaffenheit zeigte, und starb, allgemein geachtet, 1792. Er hat mehre Schriften hinterlassen, die Beweise seiner großen Kenntnisse sind.

Hasenscharte (Labium leporinum), eine trennende Spalte in der Oberlippe; bei den Hasen ist diese naturgemäß, woher denn auch jene Mißbildung ihren Namen hat. Sie ist unvollkommen, wenn die Spaltung nicht durch die ganze Oberlippe geht; doppelt nennt man sie, wenn mehre solcher Trennungen in der Oberlippe statt finden. Selten entsteht dieß Uebel aus zufälliger Verletzung; am häufigsten ist es angeboren. Ist mit der Hasenscharte zugleich eine Trennung der Gaumentheile verbunden, so heißt sie Wolfsrachen. Der Grund der angebornen Hasenscharte will Blumenbach in der Nichtverwachsung des Zwischenknochens (os intermaxillare) finden; Medel und Mekel bringen diesen Bildungsfehler in die Reihe der Mißbildungen, welche aus Hemmungen entstanden sind. Ungeheilt ist dieser Fehler ein unübersteigliches Hinderniß zum deutlichen und richtigen Sprechen; ebenso ist er der Verdauung und Körpernährung nachtheilig, da er das Kauen beeinträchtigt, und die Lippen den Speichel, der in großer Menge ausfließt, nicht zurückhalten können. Seine Heilung beruht auf der kunstgerechten Erfüllung der folgenden Operationen: 1) Müssen die Ränder in der Trennung wund gemacht, und dann 2) durch einen zweckmäßigen Verband die Wundlefzen in genaue Berührung gebracht und darin erhalten werden. Durch dieses Verfahren wachsen die Ränder aneinander, und nach Verlauf von 14 Tagen nimmt eine schmale Narbe die Stelle der frühern Spalte ein.

Hasse (Joh. Adolf), königlich-polnisch und kurfürstlich-sächsischer Obercapellmeister, einer der berühmtesten Componisten Deutschlands des vorigen Jahrh., war zu Bergedorf bei Hamburg 1705 geboren. Schon als Knabe verrieth er, daß ihn die Natur zur Tonkunst bestimmt habe, und als der große Musikfreund J. U. König seine außerordentlichen Talente bemerkte, empfahl er den 13jährigen Hasse als Tenorist für das hamburger Opern-Theater, wo er sich in vier Jahren als Sänger und Clavierist so trefflich ausbildete, daß er schon in seinem siebzehnten Jahre als Hof- und Theatersänger nach Braunschweig berufen wurde. Seine 1723 componirte Oper „Antigonus" erhielt bei der Aufführung lauten Beifall. Bisher hatte er sich bloß seinem Genie überlassen, jetzt

Schaſſiſche Stipendium, und wurde im J. 1811 Doctor der Rechte, nachdem er ſeit 1805 Privatdocent an der Univerſität zu Kiel, und Univerſitätsſyndicus daſelbſt geweſen war. 1811 wurde er zum ordentlichen Profeſſor der Rechte zu Jena, wo er zugleich Oberappellationsgerichtsrath war, und 1813 zu demſelben akademiſchen Poſten in Königsberg ernannt. Endlich war er ſeit 1818 zu Berlin, und von 1821 bis zu ſeinem Tode (18. Nov. 1830) zu Bonn ord. Prof. der Rechte. Seine durchgehends gediegenen Schriften und Aufſätze ſind folgende: „Beiträge zu einer Reviſion der bisherigen Theorie von der ehelichen Gütergemeinſchaft"; nach deutſchem Privatrecht. Kiel 1808. — „D. inaug. disquirens: an novatio voluntaria esse possit citra stipulationem?" ebend. 1812. — „Die Culpa des röm. Rechts", ebend. 1815. — „Gibt es nach dem Sachſenſpiegel ein Eigenthum an beweglichen Sachen, und wird dieſes aufgegeben durch die bloße freiwillige Entfernung aus der Wehre?" Im „Archiv für die civil. Praxis", 1. Bd. 1. Heft (Berlin 1815). — „Sollte der L. 14. pr. D. de aqua et aquae pluviae arcendae nicht ohne Abänderung des Textes zu helfen ſeyn?" In der „Zeitſchrift f. geſchichtl. Rechtswiſſenſchaft", 3. Bd. 1. Heft (1818). — „Anzeige und Beurtheilung einer zuerſt 1764, dann wieder, nebſt einer Abhandlung Pothiers, Paris 1813 abgedruckten Schrift des Parlamentsadvokaten le Beim über die Culpa und deren Präſtation", ebend. 4. Bd. 2. H. Nr. 2. (1819). — „Skizze d. Güterrechts d. Ehegatten, nach einigen älteren deutſchen Rechtsquellen", ebend. 4. Bd. 2. H. S. 60—112. — „Verſuch einer genauern Auslegung d. L. 1. D. de jure dotium u. der L. 20. D. sol. matrim." ebend. 5. Bd. 3. H. S. 311—337. — „Ueber universitas juris et rerum und über Univerſal- und Singularſucceſſion". Im „Archiv für civil. Praxis", 5. Bd. 1. H. (1822). — „Ueber d. Compenſation u. ihre Liquidität", ebend. 7. Bd. 2. H. S. 145—207. (1824). — Das „Güterrecht d. Ehegatten, nach röm. Recht", 1. Bd. (Berlin 1824). — „Von d. Beſtellung d. Servituten durch ſimple Verträge u. Stipulationen". In d. „Rhein. Muſeum", das er mit herausgab, 1. Bd. 1. H. S. 64—128. (Bonn 1827). — „Von d. Recht d. lex Cincia", ebend. 5. H. S. 185—248. — Seit 1828 gab er d. „Rhein. Muſeum für Jurisprudenz mit F. Blume, G. F. Puchta u. E. Puggé" heraus. In dem 1. Heft iſt von ihm: „Wie werden die Früchte d. dos aus d. letzten Jahre beim Schluß d. Ehe zwiſchen Dem, der dieſelbe zurück zu fordern, und Dem, der ſie zurück zu geben hat, vertheilt?" — „Kann Das, was juriſtiſch dos heißt, bei einer Ehe mit Conventio in manum ſtatt finden?" — „Ueber Gellii Noct. Attic." 10, 2.

Haſſel (Johann Georg Heinrich), ward am 30. Dec. 1770 zu Wolfenbüttel geboren, wo ſein Vater als braunſchweigiſcher Conſiſtorialrath lebte. Seine Familie ſtammt aus England und kam im 17. Jahrhundert nach Braunſchweig. Auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt unterrichtet, bezog er 1789 die Univerſität Helmſtedt, um ſich der Rechtswiſſenſchaft zu widmen, beſuchte aber mit größerer Theilnahme die Vorleſungen über Geſchichte und Geographie. Als er 1792 die Prüfung gut beſtanden hatte, fand er einen Gönner in dem damaligen braunſchweigiſchen Miniſter, nachherigen Fürſten Hardenberg, und ward im Reſidenzamte Wolfenbüttel angeſtellt. Er ſammelte ſchon zu jener Zeit eifrig für Geſchichte, Geographie und Statiſtik und gab in Verbindung mit dem Juſtizamtmann Bege zu Helmſtedt eine „Geographiſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung der Für-

stenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg" (2 Bde., Braunschweig 1802), heraus, welcher sein „Statistischer Umriß der sämmtlichen europäischen Staaten" (2 Hefte, Braunschweig 1805, Fol.) folgte. Beide Schriften erhielten den Beifall des Herzogs von Braunschweig, der Hassel einen kleinen Gehalt bewilligte und ihm eine höhere Stelle gegeben haben würde, wenn nicht die Folgen der Schlacht bei Jena alle Verhältnisse zerrissen hätten. Hassel wollte sich gänzlich der literarischen Thätigkeit widmen und schlug einige vortheilhafte Berufungen auf auswärtige Universitäten aus. Er gab 1807 zu Nürnberg seinen „Statistischen Abriß des östreichischen Kaiserthums" und bald nachher einen „Statistischen Abriß des russischen Kaiserthums" (Nürnberg 1807) heraus. Nach einem kurzen Aufenthalt in Nürnberg ging Hassel nach Göttingen, wo er die Bibliothek benutzte, endlich aber auf Bertuch's Einladung nach Weimar, um bei den literarischen Unternehmungen des Industriecomptoirs mitzuwirken. Als der ehemalige braunschweigische Minister, Graf von Wolfradt, Minister des Innern im Königreich Westfalen wurde, rief er Hassel 1809 zu sich, übertrug ihm die Leitung des statistischen Bureaus und gab ihm bald nachher eine Anstellung im Departement des Unterrichts und des Cultus. Hassel fand in diesen Dienstverhältnissen vielfache Gelegenheit, wohlthätig zu wirken, und es gelang seinen Gegenvorstellungen, die Vereinigung der westfälischen Universitäten und des Pädagogiums zu Ilefeld mit Göttingen zu verhüten. Sein Rath galt in staatswirthschaftlichen Angelegenheiten viel, und trotz der herrschenden Finanznoth erlangte er die Ausführung mancher Verbesserung. Er schrieb, außer einem „Geographisch-statistischen Abriß des Königreichs Westfalen" (Weimar 1809), eine „Statistische Uebersicht der elf Departements Westfalens" (Braunschweig 1811, Fol.) und andere für westfälische Geschäftsmänner nützliche Hülfsmittel und gab in Verbindung mit Karl Murhard die Zeitschrift: „Westfalen unter Hieronymus Napoleon" (2 Bde., Braunschweig 1812) heraus. Nach der Auflösung des Königreichs Westfalen ward er von der braunschweigischen Regierung zum Bevollmächtigten bei der Ausgleichung der westfälischen Centralangelegenheiten ernannt und 1815 nach Paris geschickt, das entführte braunschweigische Eigenthum zurückzufordern. Bei der Gewogenheit des Herzogs Friedrich Wilhelm, schien er eine dauernde Wiederanstellung in Braunschweig erwarten zu dürfen; durch einen feindseligen Einfluß aber wurde diese Hoffnung vereitelt, indem man dem Herzog die Meinung beibrachte, Hassel habe 1809 einen Aufsatz im „Westfälischen Moniteur" über den Rückzug des Herzogs geschrieben. Er ging 1816 nach Weimar, um für Bertuch's Verlag neue literarische Arbeiten auszuführen. Die bedeutendsten Früchte seiner Thätigkeit waren sein „Allgemeines europäisches Staats- und Adreßhandbuch für 1816" (4 Bände, Weimar 1817—18); „Allgemeines geographisch-statistisches Lexikon" (2 Bde., Weimar 1817—18); „Lehrbuch der Statistik der europäischen Staaten" (Weimar 1812), vielleicht das gehaltreichste seiner Werke; „Statistischer Umriß der sämmtlichen europäischen und der vornehmsten außereuropäischen Staaten" (3 Hefte, Weimar 1823—24, Fol.). Von 1824—29 gab er in Verbindung mit einigen Freunden den „Genealogisch-historisch-statistischen Almanach" heraus. Für die periodische Schrift: „Länder und Völkerkunde", lieferte er (1819) Beschreibungen von Frankreich, Hanover, Braunschweig und Oldenburg. Zu dem „Vollständigen Handbuche der

in den neu erworbenen Provinzen an den Meiſtbietenden zu verſteigern. In Ertheilung einer ſolchen Ermächtigung waren Haſtings Abſichten redlich und wohlgemeint geweſen. Es wäre ungerecht, die Beſtechung von Agenten und die Folgen fehlgeſchlagener Erwartungen ihm beimeſſen zu wollen. Nach fünf Jahren wurde, ſtatt der ſo begierig verhofften Beſſerung, ein bedeutender Rückſtand in den öffentlichen Einnahmen wahrgenommen. Ein Gewaltſtreich hat oft einen andern zur Folge. Es wurde zunächſt der Verſuch gemacht, den erſchöpften Schatz wieder mit Beute zu füllen. Man unterſtützte den Vezir Suja-ul-Dowla, Nabob von Oude, in einem verheerenden Feldzuge, den er gegen die Rohillas unternahm, mit Truppen, wofür er der britiſchen Regierung große Summen bezahlte. Man mußte den Kaiſer von Hindoſtan, der ſich den Maratten in die Arme geworfen hatte, bald aufs Neue beeinträchtigen, und in kurzer Zeit war die Kriegsflamme in allen Theilen Indiens angefacht. Unbillig iſt es jedoch, Haſtings beſchuldigen zu wollen, als ſey er die Veranlaſſung eines allgemeinen Kriegs geweſen. Die eigentlichen Urſachen waren die ehrgeizigen Abſichten der Maratten. Der Rath von Calcutta hatte ſich auf das Aeußerſte entzweit; denn General Clavering, Oberſt Manſon und Sir Francis waren beinahe in allen Stücken den Planen des Generalgouverneurs entgegen. Sie machten dem Hofe der Directoren offene Vorſtellungen gegen ſein Verfahren, und gaben verſchiedenen parlamentariſchen Anklagen des Rajahs Nund Comar und anderer Eingebornen gegen ihn Gehör. Der edeldenkende Mann verſchmähte es, zur Selbſtvertheidigung ſeine Zuflucht zu nehmen. Statt ſein Benehmen unterſuchen zu laſſen, ließ er den Rajah, welcher zu der in Indien ſo hoch geachteten Bramimenkaſte gehörte, bei dem Oberrichter des oberſten Gerichtshofs der Fälſchung anklagen. Er wurde, nach engliſchen Geſetzen, für ein Verbrechen verurtheilt und hingerichtet, das nach ſeinen eigenen nichts mehr als ein Vergehen gegen die guten Sitten war. Sein Schickſal erregte in Indien allgemeines Aufſehen und Unwillen; und nur augenblickliche Schwäche hielt die Eingebornen ab, ſich zu rächen. Haſtings fiel die Oppoſition des Generals Clavering und des Oberſten Manſon nicht lange beſchwerlich, denn beide ſtarben bald, und da Sir Francis einſah, wie erfolglos die ſeinige ſey, kehrte er nach Europa zurück, um dem Hofe, der Direction und den Miniſtern, welche von den Rieſenplanen Haſtings zur Vergrößerung des oſtindiſchen Reichs gleichſam verblendet waren, fruchtloſe Vorſtellungen zu machen. Der Krieg mit den Maratten dauerte indeß mit fortwährendem Glücke fort, ja als die Präſidentſchaft Bombai ſich mit der von Bengalen entzweite, als die Franzoſen, der Nizam von Dekan und Ayder Ali ſich gegen die Compagnie verbanden, ward der Zuſtand der Regierung immer kritiſcher und beunruhigender, und außer Haſtings war in Indien kein Mann, der dem Glücke hätte gebieten können. Ayder Ali und die Maratten fochten indeß eine Zeitlang (1780) mit Glück, als aber letztere vom engliſchen General Goddart bei Guzurate angegriffen und geſchlagen wurden, trennten ſich dieſe nebſt dem Nizam vom Ayder Ali, ſchloſſen für ſich einen Separatfrieden und ein Allianz mit den Briten, welches Alles man dem ſtaatsklugen Haſtings verdankte. Aber als Lord North 1782 aus dem Miniſterium verdrängt worden, waren deſſen Gegner bemüht, auch ſeinen Schützlingen ein gleiches Schickſal zu bereiten. Haſtings wurde auf Dundas's Antrag 1785 zurückberufen, und ſogleich bei ſeiner Ankunft

in England in ein faſt unüberſehbares Labyrinth von Anklagen verwickelt. Ungeachtet er die Einkünfte der Compagnie aus Oſtindien von 3 Mill. Pfd. St. bis auf 5 Mill. vermehrt hatte, wurde er von den vorzüglichſten Rednern der Oppoſition der Räuberei und Bedrückung angeklagt, und 1783 vor Gericht geſtellt. Der Staatsproceß nahm den 13. Febr. vor dem Oberhauſe im Saale von Weſtminſter ſeinen Anfang. Der perſönlichen Haft entging Haſtings durch die Leiſtung einer anſehnlichen Caution und durch Beibringung einiger unverwerflichen Bürgen. Manche Anklagepunkte erforderten eine genaue Unterſuchung der oſtindiſchen Angelegenheiten; es mußten Zeugen abgehört werden, die zu dem Ende von Oſtindien nach London berufen wurden. Die Reden der Ankläger dauerten oft mehre Tage. Alle dieſe Umſtände verurſachten eine ſo große Zögerung, daß man bereits am 15. April 1794 die 120. Sitzung im Oberhauſe hielt, ohne zu Ende gekommen zu ſeyn. Das Publikum hatte ſich indeß einſtimmig für Haſtings erklärt; endlich entſchied ſeine Sache die Rückkehr des Lords Cornwallis aus Oſtindien, der zum Vortheile deſſelben aufmerkſam machte, Oſtindien den Engländern durch ſeine Maßregeln erhalten zu haben. Auch das großmüthige und unparteiiſche Zeugniß des franz. Obriſten Gentil, den Haſtings aus Indien verbannt hatte, ſprach zu ſeinem Vortheile. Es hielten ſich indeſſen nur 29 Pairs für competent, in der Sache zu ſtimmen, da durch die Länge der Zeit, ſeit welcher der Proceß anhängig gemacht worden war, und durch die Declamationen des Edm. Burke, deſſen blumenreiche Beredtſamkeit mehr dazu gemacht war, den Verſtand zu verwirren, als der Wahrheit förderlich zu ſeyn, ihre Aufmerkſamkeit davon abgezogen worden war. Acht dieſer Pairs ſprachen ihr: Schuldig über ihn aus; allein er wurde durch eine Majorität von 21 Stimmen losgeſprochen und nur zur Bezahlung der Gerichtskoſten verurtheilt, die ſich auf mehr als 71.000 Pfund Sterling beliefen. Dem Staate ſelbſt hatte dieſer Proceß über 100.000 Pfund Sterling gekoſtet. Haſtings hatte indeß in ländlicher Einſamkeit gelebt und ſeine Vertheidigung geſchickten Sachwaltern überlaſſen. Die oſtindiſche Compagnie entſchädigte ihn durch ein Jahrgeld von 4000 Pfd. auf 28 Jahre, zahlte davon 42.000 Pfd. voraus und bewilligte ihm ein Darlehn von 50.000 Pfd. Das Jahrgeld ward 1813 auf Lebenszeit verwilligt. Haſtings hatte eine Menge Koſtbarkeiten aus Indien mitgebracht, welche bei dem Umſturz des Landes in ſeine Hände gekommen waren. Die auserleſenſten wurden dem Könige dargebracht. So ſah man in Buckinghamhouſe den Thron des bengaliſchen Herrſchers ganz mit Juwelen bedeckt, und in Frogmore, dem Landſitze der 1820 verſtorbenen Königin, in der Nähe von Windſor, ein Bettgeſtell und ein Dutzend Armſtühle ganz von Elfenbein, trefflich gearbeitet. Dieſe Geſchenke erregten den Glauben, daß der Gouverneur außerordentlich reich ſeyn müſſe, welches ſich jedoch nicht beſtätigte. Er ſtarb am 22. Sept. 1818 auf ſeinem Landgate Dayleſfordhouſe im 68. J. ſeines Alters, ohne ſeiner Witwe, einer geb. Deutſchen, die er in Indien geheirathet hatte, Kinder zu hinterlaſſen. Feine Sitten, eine edle Haltung, ſchöne Bildung, verträgliche Sinnesart und ein ſtets anſtändiges Betragen erwarben ihm die Achtung und Liebe Aller, die ihn kannten. Haſtings Charakter iſt lange der Gegenſtand von Lob und Tadel geweſen, von Einigen iſt er bis zum Himmel erhoben, von Andern ſind ſeine Talente

vergessen, und er mit seinen Fehlern unter die Menschheit herabgewürdigt worden. Aufrichtig muß man gestehen, daß er glänzende Talente besaß. Er strebte nach großen Dingen; allein in der Ausführung seiner Absichten nahm er in einzelnen Fällen seine Zuflucht zu Mitteln, welche jedes redliche Herz verdammen muß. Während er die innere Ueberzeugung hegte, in Verfolgung seiner Plane das Glück seiner Regierten zu beabsichtigen, wurde er zu Maßregeln verleitet, die Viele unglücklich machten. Es war eine stolze Erinnerung edler Beweggründe, die ihn in den mühsamen Untersuchungen aufrecht erhielt, welchen sein Betragen bei seiner Rückkehr unterworfen wurde, und die ihn mit Erhabenheit auf Diejenigen herabblicken ließ, welche die Reinheit seiner Absichten anklagten. Niemand kann die öffentlichen Handlungen seiner glänzenden Verwaltung mit Aufmerksamkeit betrachten, ohne nicht über die Mißachtung menschlicher Rechte zu seufzen, welche sie in einzelnen Fällen bezeichnete. Wenn er die indischen Fürsten überfiel, waren sie nicht bereit, über ihn herzufallen? Er kam ihnen bloß zuvor. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß Diejenigen, welche sich bloß durch die Furcht gebunden fühlen, nicht lieben können, und er war überzeugt, daß, wenn er den muhammedanischen Fürsten die Gewalt raubte, welche sie über die Hindus usurpirt hatten, weit entfernt, ihnen ein Unrecht zuzufügen, er vielmehr ihnen und ihrer Nachkommenschaft einen segenreichen Dienst erwies. Hastings ist auch als ein guter Architekt, Ingenieur, selbst als Dichter bekannt. Unter seinen Schriften nennt man seinen „Bericht von dem Aufstande in Benares", 1782; seinen „Bericht von dem Zustande Bengalens im J. 1785"; seine „Memoiren über den Zustand von Indien", die er 1786 herausgab; mehre Schreiben an die Directoren der ostind. Compagnie von 1786 und 1788, und seine Vertheidigungsrede von 1791.

Hastings (Francis Rawdon), Ritter des Hosenbandordens, seit 1815 Marquis von, vorher Lord Moira, aus einer alten englischen Familie, geb. in Irland 1754, vortrefflich erzogen und durch Reisen in Europa gebildet, diente im Kriege gegen die Amerikaner mit solcher Auszeichnung, daß er, 23 J. alt, Obristlieutenant, und bald nachher Generaladjutant des britischen Heerführers Clinton wurde. Er hieß damals Lord Rawdon. 1782 kehrte er nach England zurück, wurde Pair von Großbritannien und Adjutant des Königs, beerbte seinen Oheim, den Grafen Huntingdon, und führte dessen Namen bis zu dem Tode (1793) seines Vaters, des Grafen Moira. Er nahm dann an mehren Expeditionen zu Gunsten der französischen Emigranten Theil, widersetzte sich 1798 der Vereinigung Irlands mit Großbritannien und gehörte stets zur Opposition, erwarb sich das Vertrauen des Prinzen von Wales (Georg IV.), versöhnte denselben 1805 mit dem Könige, seinem Vater, und wurde zum Lordlieutenant von Irland ernannt. Unter Fox's Ministerium, 1807, stimmte er für die Abschaffung des Negersklavenhandels und für die Emancipation der Katholiken. 1814 ward er zum Generalgouverneur des britischen Ostindiens ernannt. Hier führte er 1816 fg. den Krieg mit den Pindarees (s. d.) und mit dem Marattenfürsten Scindiah, indem er ebenso staatsklug Bündnisse mit dem Nizam und dem Peischwa gegen die Maratten abschloß, als geschickt die Feldzüge leitete. Nach Besiegung der Pindarees und der Marattenfürsten unterwarf er Nepaul (s. d.). 1823 kehrte er aus Indien, wo (statt Cannings) Lord Amherst sein Nachfolger wurde, nach England zurück. Hier waren seine

Freunde sehr thätig, um die Anerkennung seiner Verdienste zu bewirken. Nach langer Verhandlung legte die ostind. Compagnie die gedruckten Berichte über des Marquis Verwaltung (sie füllen 3000 Seiten) den Theilnehmern vor; allein der Vorwurf, daß er aus Nachsicht oder Nachlässigkeit einigen Geschäftsführern der Compagnie gestattet habe, mit einem der eingeborenen indischen Fürsten Geldgeschäfte zu machen, was gegen die Grundgesetze der Compagnie sey, erregte großes Aufsehen. Die Regierung war jedoch mit den Resultaten der Verwaltung des Marquis von Hastings zufrieden und ernannte ihn 1824 zum Gouverneur von Malta, wo er sich seit dem Juni 1824 befand. Man schätzte den Marquis allgemein als einen ebenso aufgeklärten als rechtlich gesinnten und großmüthigen Staatsmann. Auch hat er im Oberhause früher Beweise von Beredtsamkeit gegeben und einige Reden über den Zustand Irlands ꝛc. drucken lassen. Er starb auf der Rhede vor Bajä d. 28. Nov. 1826, 74 J. alt.

Hattischerif, Hatscherif (türk., heilige oder edle Schrift), eine Art von Cabinetsordre des Großsultans, welche augenblicklich und ohne Einwendung vollzogen werden muß, dabei unwiderruflich ist. Er wird aber deßhalb um so genauer vollzogen, weil der Großwesir von der Art der Vollziehung dem Divan Nachricht gibt.

Haubitze, ein Wurfgeschütz, das Mittelding zwischen Kanone und Mörser. Von jener hat sie die Feldlaffetten, von diesem den, gegen die Kanone genommen, kürzern Flug, weil sie gewöhnlich, ihrer Bestimmung gemäß, mit dem Arme muß können geladen werden, und deßhalb nur 5 bis 6 Kaliber Länge haben darf. Indeß läßt sich dieß nicht ganz fest bestimmen, weil sonst die kleinern Kaliber zu kurz und die größern zu lang werden würden; man gibt daher den fünfundzwanzig- bis dreißigpfündigen 3, und den sieben- bis zehnpfündigen 6 bis 7 Kaliber Länge. Doch leidet auch diese Bestimmung häufige Ausnahmen, sowie man auch, um eine größere Genauigkeit und Weite der Würfe zu bekommen, sich in neuern Zeiten der Einhörner und Grenadstücken bedient hat. Man wirft aus der Haubitze Granaten, Kartätschen und zuweilen auch Leuchtkugeln (vergleiche diese). Immer bleibt jedoch das Werfen der Granaten der Hauptzweck, indem man dadurch im freien Felde Truppen, besonders wenn sie gegen Kanonenfeuer gedeckt stehen, durch den Wurf zu erreichen und ihnen durch das Crepiren der Granaten zu schaden, außerdem aber Dörfer und Städte in Brand zu schießen, und durch sie Besatzungen aus Schanzen zu vertreiben und hinter Brustwehr und Wall zu ängstigen sucht. Sie sind deutscher Erfindung und hießen anfangs Haufenitz, weil man sie bis zur Mündung mit alten Nägeln, gebacktem Blei u. dgl. als Kartätschen ausfüllte. Hiervon kam das franz. Obusier, das engl. Howitzer. In der Schlacht von Nerwinden 1693 befanden sich unter dem franz. Geschütz die ersten Haubitzen, und erst 1749 (nach Thiebault 1744) wurden die ersten franz. Haubitzen zu Douay gegossen. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts kamen sie häufiger in Gebrauch.

Haubold (Christian Gottlieb), einer der berühmtesten Rechtsgelehrten unserer Zeit, geb. 1766 zu Dresden, wo sein 1771 als ordentlicher Professor der Physik nach Leipzig berufener Vater damals die Stelle eines Inspectors über den kurfürstl. mathematischen Salon bekleidete. Durch Privatunterricht wie durch den Besuch der Nicolaischule zu Leip-

zig wohl vorbereitet, fing der junge Haubold 1781 an, die Rechtswissenschaft unter Biener, Kind, Hebenstreit, Chr. Gottl. Richter, Sammet, Püttmann und Stockmann zu studiren, und betrieb sie mit so großem Eifer, daß er schon am 30. Dec. 1784 seine Abhandlung „De differentiis inter testamentum nullum et inofficiosum" vertheidigen konnte. Nachdem er sich 1786 habilitirt hatte, hielt er im Winter dess. J. seine ersten Vorlesungen über die Geschichte des röm. Rechts, wurde 1788 D. der Rechte, 1789 außerord. Prof. der Rechtsalterthümer, 1791 Assessor des Oberhofgerichts, 1797 ordentl. Prof. des sächs. Rechts, 1802 Beisitzer der Juristenfacultät, 1809 fünfter ordentl. Prof. alter Stiftung, und rückte seitdem (mit Beibehaltung der Professur des sächs. Rechts) immer höher, bis er 1821 zweiter Professor und dadurch zugleich Decemvir der Universität und Domherr zu Merseburg wurde. Auch war er 1816 zum Ritter des königl. sächs. Verdienstordens erhoben worden. Er starb an den Folgen zu angestrengter Thätigkeit am 14. März 1824, auch wegen seines liebenswürdigen Charakters hoch betrauert. Tiefe Kenntniß des class. Alterthums und der Besitz gründlicher Sprachkenntnisse führten ihn dem röm. Rechte zu, welches er in allen seinen Verzweigungen und späterhin in Verbindung mit dem sächs. Rechte gründlich bearbeitete, und dem er bis an das Ende seines Lebens alle Kräfte seines Geistes widmete, obgleich kein Theil der Rechtswissenschaft ihm fremd blieb. Glänzend als Rechtsgelehrter durch eine bewundernswürdige Fülle wahrer Gelehrsamkeit, die ihm stets zu Gebote stand, durch seltenen Scharfsinn und Geschmack, sicherte er sich auch bleibenden Nachruhm, vorzüglich durch seine weit verbreiteten Institutionen, „Institutionum juris Rom. priv. historico-dogmaticarum denuo recognitarum epitome etc.", 1821, und „Lineamenta", a. d. Handschriften nach dem Tode des Verfassers von D. Otto (Lpz. 1825), und durch sein Pandectensystem, „Doctrinae Pandectarum lineamenta cum locis classicis etc.", 1820, durch die „Institutiones juris Romani literariae", 1809, durch die neue Ausg. des „Rogerius Beneventanus", 1821, und der „Rechtsantiquitäten des Heineccius", 1822, durch das „Manuale Basilicorum", 1819, 4., und durch sein Lehrbuch des k. sächs. Privatrechts", 1820. Seine „Opuscula academica" hat D. Wenck (Lpz. 1825) herausgegeben.

Hauff (Wilhelm), ward am 29. Nov. 1802 zu Stuttgart, wo sein Vater damals Regierungssecretair war, geboren und nach des Vaters Tode (1809) in der Mutter Hause zu Tübingen erzogen. Im häuslichen Kreise bildete sich seine Gabe, zu erzählen, von Außen nicht geahnt (denn der Knabe galt keineswegs für talentvoll), früh aus, und sein Hang zu Gebilden der Phantasie nährte sich nicht nur aus modernen Romanen, sondern auch aus dem an alten Historienwerken reichen Büchersaale des mütterlichen Großvaters, bei welchem sein älterer Bruder (der jetzige Redacteur des „Morgenblatts", Dr. Hermann Hauff) erzogen wurde. Im Umgange des Letztern gewöhnte er sich früh daran, die gewonnenen Bilder im Gespräche zu handhaben, und legte dadurch den Grund zu der Darstellungsgabe, die später sein Hauptverdienst ward. Hauff wurde zur Theologie bestimmt, 1816 in die Klosterschule zu Blaubeuren aufgenommen und bezog 1820 die Universität Tübingen und das evangelische Seminar. Aus dieser Zeit (1820—24) fanden sich Ueberbleibsel schriftstellerischer Vorübungen und lyrische, nicht besonders ausgezeichnete Versuche in seinem Nachlasse. Nach Vollendung seiner Studien ward er

Hauslehrer zu Stuttgart bei dem jetzigen Kriegsminister Freiherrn von Hügel, und eröffnete seine schriftstellerische Laufbahn, zu der ihm die nöthige Muße blieb, mit dem „Märchenalmanach auf das Jahr 1826". Nirgends ist Hauff der Poesie so auf die rechte Spur gekommen als in diesen Märchen, deren Stoff zwar meist entlehnt ist, die jedoch mit so freiem Phantasiespiele behandelt, und dabei durch die Darstellung so schön abgerundet sind, daß sie, obgleich weniger bekannt, doch unter seinen Werken obenan stehen. Auf sie folgten die „Mittheilungen aus den Memoiren des Satans" (Stuttgart 1826), ein mehr fragmentarisches Werk, auch reich an Phantasie und Darstellungskunst, in welchem sich überdieß der Scherz, soweit das äußerlich Lächerliche seinen Gegenstand ausmacht, schon dichterischer zeigte. Der dadurch erworbene Ruf und das gesellige Leben, in welches er getreten, forderten ihn nun zu bequemern Darstellungen auf und so erschien sein berühmter „Mann im Monde" (Stuttgart 1827), ein Roman, der, als Original angelegt, unter den Fingerzeigen einiger Freunde und unter der Hand des Verfassers zu einer Caricatur der Clauren'schen Manier ward, seiner Meinung nach als Satire auf jenes Unwesen betrachtet werden sollte, von der Menge aber im Grunde, wie jedes andere Werk Clauren'scher Leichtigkeit und Lüsternheit, verschlungen wurde. Der Name Clauren, der auf dem Titelblatte stand, verwickelte den Verleger Franckh in einen Proceß, den derselbe verlor. Auf dieses Werk ließ Hauff eine ernstlicher gemeinte „Controverspredigt" (Stuttgart 1827) gegen Clauren folgen. Im Uebrigen wurde er immer mehr den Darstellungen der modernen Welt zugeführt, wie der zweite Band der „Memoiren des Satans", aus welchen das Phantastische fast ganz verbannt ist, und seine Erzählungen, unter welchen sich „Das Bild des Kaisers" auszeichnet, beweisen; doch suchte er mit richtigem Gefühl ein Gegenmittel gegen die Verflüchtigung seines Talents im historischen Roman und sein „Lichtenstein" (3 Bde., Stuttgart 1826), dessen angeblich schwäbische Sage jedoch eine Erfindung ist, zeichnet sich durch geschickte Benutzung der Zeitbegebenheiten, größtentheils wohl getroffenes Costume und Wahrheit einiger Charaktere (namentlich der schwäbischen Bauern), sowie durch blühende Naturschilderung seines Vaterlandes aus, und ist reich an wahren Schönheiten im Einzelnen, sodaß von einem neuen historischen Roman, der in Tirol und der neuern Zeit spielen sollte, und mit dessen Entwurf er kurz vor seinem Lebensende beschäftigt war, Ausgezeichnetes erwartet werden durfte. Auch führte ihn die Poesie zu seinen Märchen zurück, von welchen noch zwei Jahrgänge erschienen. Von einer Reise nach Paris und durch Norddeutschland (1826) brachte er Bilder und Skizzen, von Ausgearbeitetem nur die nach Erfindung und Darstellung treffliche „Phantasie im bremer Rathskeller" (Stuttgart 1827) mit. Er übernahm nun die Redaction des „Morgenblatts", aber bald unterlag er am 18. Nov. 1827 einer tückischen Nervenkrankheit. Wir besitzen seine sprechend ähnliche Büste vom Bildhauer Wagner, einem der besten Schüler Dannecker's, und seine Werke sind von Gust. Schwab (Stuttgart 1830 fg.) im Interesse der Witwe gesammelt worden.

Haug (Johann Christian Friedrich), Lieder- und Epigrammendichter, geb. den 19. März 1761 zu Niederstolzingen im württemb. Amte Alpeck, wo sein Vater, M. Balthasar Haug, Pfarrer war. Von ihm erhielt er

seine erste Bildung und besuchte dann die lateinische Schule zu Ludwigsburg. Hier regte der Oberpräceptor Winter bei ihm Lust, lateinische Verse zu machen, an. Als sein Vater nach Stuttgart als Professor ans Gymnasium und als Stiftsprediger versetzt wurde, nahm er an dem Unterrichte im Gymnasium Theil und war der Theologie gewidmet; in seinem 15. Jahre aber wurde er in die damals aufblühende hohe Karlsschule genommen und wandte sich nach vollendetem philologischen und philosophischen Curse zur Rechtswissenschaft. Seine Fortschritte erwarben ihm hier die Auszeichnung des vom herzoglichen Protector gestifteten akademischen Ordens, mit welchem der Titel eines Chevalier und mehre Vorrechte verbunden waren. Früh schon äußerte sich aber auch sein Dichtertalent, vielleicht zuerst durch seinen Vater geweckt, der selbst ein rüstiger Gelegenheitsdichter, nicht mit sonderlichem Erfolge war. Der überkräftige aber geistreich und belebende Schubart erkannte und ermunterte bald den Genius des Jünglings, auf den auch seine Jugendfreunde und Mitzöglinge, Schiller und (der als Sprachforscher bekannte nachmalige geistreiche Bibliothekar und Biograph Schiller's) Petersen, befruchtenden Einfluß gewannen. — Witz war die hervorstechendste Anlage seines Dichtertalents, ein Witz, der ebenso geistreich mit Klängen und Worten zu spielen, als mit seinem Blitze den innern Kern zu treffen vermochte, und der in der Gestaltung eines und desselben Gegenstandes unerschöpflich war. — Nach vollendeten Studien wurde er von dem Herzoge Karl 1783 im geheimen Cabinet angestellt und von ihm mit außerordentlicher Huld und Nachsicht behandelt, welche er nicht selten durch irgend einen jugendlichen Muthwillen oder übersprudelnden Witz auf die Probe setzte, die sich aber auch dann nicht verleugneten, wenn der Herzog eine Ahndung nöthig fand, wie in einem Decret, in welchem derselbe die Personen des Dienstes im Cabinet bei seiner Person in Hohenheim für den Monat bestimmte und, da er mißfällig vernommen, daß Haug Komödie spiele, einen Andern an seiner Statt ernannte, mit der Bemerkung: „Der Cabinets-Komödiant Haug kann zu Hause bleiben", wobei es denn sein Bewenden hatte. Der Nachfolger Herzogs Karl, Herzog Ludwig Eugen, ernannte ihn zu seinem zweiten Cabinets-Secretair, und hier war seine Stellung von Bedeutung und Einfluß; allein diese Regierung währte nicht lange und der Nachfolger, Herzog Friedrich Eugen, versetzte ihn 1794 als geheimen Secretair beim Geheimenrathe, dem nachmaligen Staats-Ministerium, welche Stelle er bis 1816 bekleidete, wo er mit dem Titel eines Hofraths als Bibliothekar zur öffentlichen k. Bibliothek versetzt wurde, an welcher sein vieljähriger Freund Matthisson seit einigen Jahren bereits als Ober-Bibliothekar angestellt war. Er hatte diese Stelle, die ihn so ganz aus seiner bisherigen Laufbahn in eine ihm durchaus fremde versetzte und auch weiter keine Verbesserung seines übrigen guten Einkommens, oder größere Muße mit sich brachte, nicht gewünscht; doch war er von je her mehr Dichter als Geschäftsmann, und benutzte seine neue Stelle zu seinen literarischen Beschäftigungen, und verstand es, in dem alten Wuste der Bibliothek manchen ihm willkommenen Fund auszuspähen. Bis zur Auflösung des deutschen Reiches war er Pfalzgraf, und hat viele interessante Fälle in seiner Praxis erlebt; auch nahm er gelegentlich nach spätern Jahren Notariatsgeschäfte vor. Haug besaß sehr gute Schulstudien und hatte viel Talent für alte und neuere Sprachen, in denen er, wie im Latei-

nischen, Französischen, Englischen, Italienischen, bald so weit kam, ein Liedchen darin dichten zu können, was ihm Freude machte. Die erstere Wissenschaft zog ihn nicht an. In der Dichtkunst versuchte er sich in den meisten Gattungen, jedoch mit ausgezeichnetem Berufe im scherzhaften Gedichte und besonders im witzigen Epigramm, in welchem er in unserer Literatur unübertroffen und an Fruchtbarkeit unerreicht dasteht. Er pflegte sich täglich eine bestimmte Zahl aufzugeben. Keine Erscheinung des Lebens oder der Literatur, oder auch seiner Umgebung ging leicht vorüber, die ihm nicht reichen Stoff gegeben hätte. Mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit gewann der witzige Gedanke bei ihm Ausdruck und Form, daher er auch äußerst glücklich improvisirte. Wollte sich ihm der Gedanke nicht geben, so rief er den Reim zu Hülfe, in welchem er eine außerordentliche Gewandtheit besaß und dabei ein höchst glückliches Talent, auch ihm die komische Spitze abzugewinnen. Verletzend war sein Witz nie, und der scharf Getroffene konnte von ganzem Herzen mitlachen. — Außer dem Epigramm gelang ihm am besten das Lied, oft voll tiefen Gefühls, und dann die Fabel und die metrische Anekdote. Die Zahl seiner Gedichte muß außerordentlich groß seyn, und bei einer scharfen Sichtung wird des Guten, ja des Ausgezeichneten — besonders im Epigramm — viel bleiben. Zu den glücklichsten Erzeugnissen seines Witzes gaben ihm aber scherzhafte Persönlichkeit und Vorfälle in seinen Umgebungen Anlaß, und diese hängen zugleich mit seiner Individualität oder mit den veranlassenden Personen und Vorfällen so zusammen, daß sie theils öffentlich nicht mitgetheilt werden, theils nicht so wirken können als aus seinem Munde, wenn er damit die Gesellschaft zum schallenden Gelächter zwang und in die heiterste Stimmung versetzte; ein Talent, das ihn zum Mittelpunkte jeder Gesellschaft machte. Seine literarische Wirksamkeit war höchst ausgedehnt, und es ist nicht leicht irgend ein öffentliches Blatt oder ein Almanach erschienen, zu dem er nicht reichlich beigesteuert hätte, sowie er denn auch selbst von der Gründung des „Morgenblatts", also von 1807 an, bis zum Jahre 1820 der Redaction dieses Blattes mit einem Neben-Redacteur oder auch zu Zeiten allein vorstand. Zu seinen größern literarischen Unternehmungen gehört auch die mit seinem vieljährigen Freunde, dem mit ihm in demselben Jahre, und wenn wir nicht irren an demselben Tage, geborenen Satyriker Fr. Chr. Weisser veranstaltete „Epigrammatische Anthologie" in 10 Bändchen, 1805 bis 1809. Von seinen eigenen Gedichten sind mehre Sammlungen, zuletzt noch vor einigen Jahren eine Auswahl von eigener Hand in zwei Bänden bei Göschen in Leipzig erschienen. Der Gang seines äußern und innern Lebens war einfach und ungestört und seine Gemüthsruhe wurde nur unterbrochen durch die schmerzlichen Verluste, die sein Herz erlitt, zuerst durch den Verlust des einzigen Sohnes im frühern Alter, und dann besonders durch den Tod seiner würdigen Gattin und zweier liebenswürdiger erwachsener Töchter, von denen die älteste verheirathet und eine treffliche Gattin und Mutter war; aber sein unbesiegbarer Frohsinn ließ ihn, so tief er diese Schläge auch empfand und nie ganz verschmerzte, doch immer bald wieder das Gleichgewicht finden, und wenn ein Recensent ihn etwa ärgerte, was wohl geschehen konnte, so machte er seinem Verdrusse in einem Dutzend Epigrammen Luft, und ging dann wieder, munter sein Liedchen pfeifend (wie er zu thun pflegte), seinen Weg. — Er hatte früher niemals die Grenzen sei-

nes Vaterlandes überschritten, bis er in den letzten 6 Jahren eine Reise nach Heidelberg zu seinem Freunde Voß, dem Vater (der Sohn war bereits gestorben), vornahm, von dem er rühmte, daß er ihn das griechische Oden-Maß handhaben gelehrt habe, in welchem er sich von da an häufig versuchte; dann ein zweites Mal nach Strasburg, und vor wenigen Jahren nach Norddeutschland bis Berlin, wo man überall mit Vergnügen den kindlichen Mann persönlich kennen lernte, dessen harmloser, glänzender Witz aus der Ferne seit so vielen Jahren erfreut hatte. Von seinen Freunden und Mitbürgern wurde er geliebt als ein rechtlicher, liebenswürdiger Mann, der, höchst gesellig, überall, wohin er kam, Heiterkeit um sich verbreitete. Daher fühlte auch ein Jeder, als unerwartet nach einem nur kurzen Krankenlager die Kunde von seinem Tode erscholl, daß er in Haug einen persönlichen Verlust erlitten. Er starb am 30. Jan. 1829 zu Stuttgart. Die Stelle seines Begräbnisses hatte er einst selbst mit den Worten aus dem Stegreife bezeichnet:

Er, der hier ruht, — war froh und gut;
Einst, hoff' ich, taug's — zur Grabschrift Haug's.

Haugwitz (Christian Heinrich Karl, Graf von), k. preuß. erster Staats- und Cabinetsminister, geb. 1758 in Schlesien auf einem seiner väterl. Güter. Zu allen Mitteln, seine Kräfte auszubilden, verlieh ihm die Natur eine mit einem gewissen Grade von Idealität ausgestattete Gemüthsart. Die stille Betriebsamkeit und die schlichte Denkart der Brüdergemeinde in dem benachbarten Herrnhut machte auf ihn einen tiefen Eindruck; das patriarchalische Leben der ehrwürdigen Vorzeit stand vor seinem Auge und ließ ihn in der Alltagswelt nur Zerstreuungen finden, welche den Menschen hindern, sich seiner bewußt, mit sich selbst vertraut zu werden. Daher die Spuren von stiller, einfacher, kein Aufsehen erregender Thätigkeit; daher der Hang zum unabhängigen Leben und die Beweise von Uneigennützigkeit, von welchen Haugwitz's Leben ein Muster aufstellt. Er studirte in Göttingen mehre Jahre, und war nicht lange in seine Heimath zurückgekehrt, als er sich mit der Tochter des Generals Tauenzien verband und mit ihr eine Reise nach Italien antrat. Mehre Jahre lang fesselte ihn Venedig und Toscana. Zu Florenz trat er in freundschaftliches Verhältniß mit Leopold II. Familienverhältnisse riefen ihn nach Schlesien zurück, wo er sich in der Verschönerung seiner Besitzungen gefiel, und durch seinen Eifer, nützlich zu seyn, sich Liebe und Achtung erwarb. Die schles. Stände wählten ihn daher zum Generallandschaftsdirector. Indeß hatte Leopold II. den Kaiserthron bestiegen. Dieser wünschte, im Einverständnisse mit Preußen, gewisse weitumfassende Plane auszuführen; aber seine durch den preuß. Gesandten, Jacobi-Klöst, gemachten Anträge fanden in Berlin, wo Herzberg noch an der Spitze des Cabinets stand, keinen Eingang. Der Kaiser schrieb die Schuld dem Gesandten zu und erbat sich von Friedrich Wilhelm II. den Grafen Haugwitz zu seinem Gesandten an seinem Hofe. Der König gab diesem Wunsche um so leichter nach, da die zahlreichen Widersacher Herzberg's diese Gelegenheit ergriffen, Haugwitz in dem günstigsten Lichte zu zeigen. So bekam dieser unerwartet den Antrag, sich als Gesandter nach Wien zu begeben. Er wandte seine Ungeübtheit in diplomatischen Geschäften vor; da er indeß einsah, daß er durch ausharrende Weigerung 2 mächtigen Fürsten mißfallen müsse; nahm er den Gesandtschaftsposten an, verbat sich jedoch jede Besoldung. Mit

Haugwitz's Ankunft am wiener Hofe schien Leopold einen Vermittler zwischen sich und dem preuß. Hofe gefunden zu haben. Man hält es für wahrscheinlich, daß Haugwitz, noch zu wenig vertraut mit seinem Wirkungskreise, an Unterhandlungen Theil nahm, über deren Folgen er nicht zu entscheiden vermochte, und welche Preußens wahrem Wohl zuwider waren. Die reichenbacher Convention von 1790 und der pillnitzer Vertrag werden als solche angesehen. Darauf folgte der zwecklose Kampf am Rhein und in Polen. Unterdessen war Herzberg von der öffentlichen Laufbahn abgetreten, und Friedrich Wilhelm, der ein großes Vertrauen zu Haugwitz gefaßt hatte, übergab diesem, an des Grafen von Schulenburg Stelle, das Portefeuille der auswärtig. Angelegenheiten und die oberste Leitung aller Cabinetsverhandlungen. In diesem Posten wußte Haugwitz, trotz mancher Verwickelungen, Preußen gleichsam zum Mittelpunkt aller politischen Verhandlungen zu machen. Friedrich Wilhelm II. belohnte die Verdienste seines Ministers mit dem schwarzen Adlerorden, auch hatte er ihm Güter in Südpreußen geschenkt. Als Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg, behielt Haugwitz seinen Wirkungskreis. Unter ihm arbeitete der Cabinetssecretair Lombard. Man bemerkte in der Art, wie er die politischen Angelegenheiten leitete, ein entschiedenes Bestreben, Preußen und Frankreich einander zu nähern, und sein System gewährte dem preuß. Hause beträchtliche Erwerbungen. Als aber 1803 die franz. Truppen Hanover besetzten, erschien dieser Schritt als gefährlich für die Neutralität des nördlichen Deutschlands, welche Preußen bisher zu behaupten suchte, und der König erhielt eine andre Ansicht seiner politischen Lage. Haugwitz wollte seine Grundsätze ebenso wenig aufgeben, als sein friedlicher Charakter ihm Widerstand erlaubte. Kränklichkeit vorwendend, nahm er Urlaub, auf seine Güter zu gehen, und räumte Hardenberg seinen Platz, der seines Vorgängers System dahin abänderte, daß Preußen durchaus neutral blieb. Indeß führte der Durchmarsch der Franzosen durch Anspach 1805 eine Irrung herbei, die sogleich den Krieg zur Folge gehabt haben würde, wäre nicht der friedliebende König um so geneigter zur Unterhandlung gewesen, als bereits während seiner Rüstungen die Ereignisse von Ulm eingetreten waren. Napoleon wollte jedoch nur mit einem Manne unterhandeln, dessen Anhänglichkeit an seinen Ideengang er schon kannte, deßwegen verließ Haugwitz die Ruhe des Landlebens, erschien in Wien wo Napoleon sich eben zur Schlacht von Austerlitz anschickte, und brachte nach der Schlacht jene Convention zu Stande, durch welche Frankreich Hanover an Preußen überließ und die Neutralität Norddeutschlands anerkannte. Haugwitz erlangte das vorige Vertrauen wieder und nahm aufs Neue aus Hardenberg's Händen das Portefeuille der auswärt. Angelegenheiten. Allein sein politisches System fand lauten Tadel, und während die Besitznahme Hanovers Preußen mit England entzweite, dem sich Frankreich um dieselbe Zeit näherte, trübten sich die Verhältnisse zwischen Frankreich und Preußen mehr als je; Haugwitz begab sich als Vermittler nach Paris, kehrte aber unverrichteter Sache wieder zurück. Er war Zeuge der jenaer Schlacht, zog sich nach derselben auf seine Güter in Schlesien zurück, die ihm über 30.000 Thlr. jährl. einbrachten. Später ging er nach Wien. Er erhielt seine Entlassung mit 6000 Thlrn. Pension, und lebte seitdem auf Reisen, meistens in Italien. Er starb dort im Febr.

1832. Ein Verwandter von ihm ward im Oct. 1811 zum Curator der Universität Breslau ernannt.

- Hauptbuch, s. Buchhalterei.

Hauptsatz, s. Thema.

Hauptton oder Grundton, derjenige Ton, dessen diatonische Tonleiter bei Anordnung eines Tonstücks zum Grunde gelegt und herrschend ist, welcher daher die Art der Ausweichung in andre Töne, die hier Nebentöne heißen, bestimmt, und dessen Dreiklang sowohl am Anfang als am Ende des Tonstücks gehört werden muß, um dem Tonstück Einheit zu verschaffen. Es kann jeder Ton unsers jetzigen Tonsystems zum Grundton oder zur Tonica gemacht werden: nur müssen alsdann die Nebentöne hiernach geordnet und durch Vorzeichnung in die ihnen zukommenden Verhältnisse gesetzt werden. Die Intervallen oder Tonleiter des Grundtons entscheiden, ob man die Tonart der Nebentöne, oder der vom ersten und zweiten Grade der Verwandtschaft hart oder weich zu nehmen habe. Kommt in jener Tonleiter die Terz derselben groß vor, so nimmt man die Tonart hart, kommt sie als klein vor, so nimmt man sie weich. (S. Ton, Tonart.) In einem andern Sinne heißt derjenige Ton Haupt- oder Grundton, welcher in einem Accorde der tiefste ist, weil gleichsam die ganze Harmonie auf ihn gegründet ist und aus ihm sich entwickelt. Bisweilen heißt auch Hauptton, derjenige, der als bezziffert in Tonstücken vorkommt, zum Unterschiede derjenigen Töne oder Noten, welche man durchgehend nennt; ferner die Noten, welche accentuirt sind.

Hausehre. In der Mittelzeit und auch noch jetzt nennt man die Frau des Hauses, die Matrone der Familie, wohl die Hausehre. Zu dieser Benennung der Hausfrau gaben wahrscheinlich die Pflichten, welche vorzüglich der Dame des Hauses in den Ritterzeiten oblagen, die Veranlassung. Gastfreundlichkeit, eine zuvorkommende Aufnahme und aufmerksame Bewirthung der Gäste, gaben dem Hause, wo sie geübt wurden, einen großen Glanz; und jedem Ritter lag es daran, daß sein Haus den andern in dieser Hinsicht nicht nachstand; er setzte seine Ehre darein, stets Jedem gastfreundlich seine Thüre zu öffnen und ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Natürlich mußte die größte Last der Bewirthung der Gäste auf die Hausfrau fallen; sie mußte Alles anwenden, um der Ehre ihres Hauses Nichts zu vergeben: daher wahrscheinlich der Ursprung des Ausdrucks. Vielleicht entsprang die Benennung zuerst als Schmeichelwort, durch das der Ritter seine Liebe und Achtung vor seiner Gattin an den Tag legte; ihm war Nichts theurer als seine Ritterehre; es war daher natürlich, daß er Das, was seinem Herzen am liebsten war, sein Weib, auch mit dem Namen des Kostbarsten, was er auf Erden besaß, belegte: so begrüßt man jetzt noch ein theueres Wesen mit dem Kosenamen, mein Schmuck, meine Ehre.

Hausen (russisch Beluga), der größte Flußfisch vom Störgeschlecht, von glatter weißlicher Haut und genießbarem Fleische, welches roh dem Fleisch vom Rinde, und gebraten dem Kalbfleisch sehr nahe kommt; es wird frisch und gesalzen aus Rußland und Ungarn, von der Donau, der Wolga und dem Flusse Jaik versendet. Er wiegt zuweilen über tausend Pfund, und sein eingesalzener Rogen ist unter dem Namen Kaviar (s. d.) als Delikatesse bekannt. — Hausenblase, die Schwimmblase des Hausens, des Störes und des Sterlets, die man gereiniget,

aufgeschnitten, von der äußern Haut getrennt, dann wie einen Teig geknetet, geformt und getrocknet hat; die bessere russische Sorte, die schön weiß und klar ist, geht von Archangel und St.-Petersburg nach Lübeck, Frankreich, England, Holland; der schlechtere, zum Theil aus den Gedärmen, trüb und schwärzlich aussehend, kommt aus Ungarn über Breslau, Leipzig, Frankfurt a. d. O. durch polnische Juden. Sie ist in feinen Leimfarben, zur Hervorbringung des Glanzes und der Steife von seidenen und andern Geweben, zur Reinigung trüber Weine und anderer Getränke, zum Abguß der Bilder und Münzen, wie auch gereinigt zu Mundleim brauchbar. Zu Gurjew-Gorodek am Uralfluß wird für die Reinigung der Hausenblase durch Kochen gesorgt; das Produkt sieht dann klar wie Bernstein aus.

Häuserſteuer, die auf die Hausrente gelegte Abgabe. Sie theilt sich in die Bau- und in die Grundrente; jene ist der Zins des auf die Errichtung des Gebäudes verwandten Capitals, diese das reine Einkommen, das dem Eigenthümer des Bodens, worauf das Gebäude steht, als Landrente (s. d.) zu Theil wird. Die Grundrente des Hauses besteht in Dem, was von der gesammten Hausrente übrig bleibt, nachdem die Baurente abgezogen worden, und ist nach der verschiedenen Lage der Häuser verschieden. Unbedeutend ist dieselbe von Landhäusern, welche von großen Städten entfernt liegen; dort ist sie oft nicht höher, als die Rente seyn würde, die man von dem Boden, worauf das Haus steht, ziehen würde, läge er unter dem Pfluge. Stärker ist die Grundrente von Landhäusern in der Nähe großer Städte, am größten aber in den Hauptstädten selbst, und hier besonders in den Gegenden, wo die stärkste Nachfrage nach Häusern ist. Eine auf die gesammte Hausrente gelegte Steuer ist zum Theil als Grundſteuer (s. d.), zum Theil als Capitalſteuer (s. d.) zu betrachten, die endliche Bezahlung derselben aber geschieht, je nachdem die Umstände wechseln, bald vom Eigenthümer, bald vom Bewohner des Hauses. In manchen Ländern kommt die Häuserſteuer unter der Benennung von Giebelschoß, Herdgeld, Fenſterſteuer, Rauchfangſteuer ꝛc. vor.

Haut (cutis), 1) (Anat. und Physiol.), der allgemeine äußere Ueberzug der Thierkörper und also auch des Menschenkörpers, wodurch die tiefern und innern Theile zusammen befaßt, gleichsam in Hut (daher das Wort) genommen sind. Aus derselben Substanz, wie die andern weichen Körpertheile gebildet, stellt sie im Zusammenhang ein eigenes Organ dar, das durch mehr oder minder lockeres Zellgewebe mit den darunter liegenden Theilen verbunden ist, von denen an den meisten Stellen, mechanisch von außen gefaßt, etwas (in Hautfalten) in die Höhe gehoben werden kann. Sie besteht entweder für sich, als nackte Haut, oder hat selbst noch eine eigene Ueberkleidung, als Hautbedeckung. Diese ist entweder eine eigene Umformung des Außentheils der Haut, oder wird durch Bildungen eigner Art dargeboten, die der Haut ein- und beigefügt sind. Von letzterer Art sind die Schuppen, die Federn, die Haare, von erſterer Art die mancherlei Körperdecken härterer, knorplichter oder selbst knochenartiger Consistenz, in denen Thiere niederer Ordnungen, entweder völlig, wie die Krustenthiere, oder doch meist, wie ganze Classen und Ordnungen von Insekten, aber auch einzelne Ordnungen der Vierfüßler (wie Schildkröten), eingeschlossen sind, die an einzelnen Hautstellen aber fast allen Thieren der höhern Klassen, als Horn, Krallen, Nägel u. s. w.

zukommen. Bei ganz einfachen Thieren (Polypen, Korallinen, den meisten Würmern, den Larven mehrer Insekten) ist gar keine eigene Haut unterscheidbar, ja der ganze Körper ist als ein Hauptgebild zu betrachten, ebenso bei Embryonen in ihren frühesten Perioden. Bei Thieren höherer Ordnungen und im Fortgang der körperlichen Ausbildung zeigt sich zwar immer die Haut zunächst als äußere umfassende Körperhülle (äußere Haut); dabei setzt sie sich aber auch an Körperstellen, wo innere Räume zugänglich sind, nach innen fort, wiewohl mit Umänderung ihres Charakters. Es bilden sich nämlich von diesen Uebergangsstellen aus, entweder als durchgehende Haut, wie besonders von der Mundöffnung bis zum After, oder auch sackförmig, Schleimhäute, die mehre Eigenheiten mit dem äußern Körperüberzug, besonders die vorzugsweise seitliche Verbreitung oder Ausbildung in der Dimension der Breite, wodurch sich das Hautgewebe als solches charakterisirt, gemein haben, und die, insofern diese Uebereinstimmungen und Verschiedenheiten in Betrachtung kommen, in der allgemeinen Organenlehre mit jenen das Hautsystem bilden. Die äußere Haut ist aber auch, abgesehen von ihrer ganz verschiedenen Function, besonders dadurch ausgezeichnet von jenen, daß sie eigne deutlich unterscheidbare Schichten bildet und auf ihrer äußern Fläche trocken, oder nach Verschiedenheit der Zustände des Lebens doch nur wenig feucht ist. Die Hauptgrundlage der Haut wird als Lederhaut unterschieden, weil aus ihr bei den Thieren das Leder erhalten wird. Sie besteht aus dichtem, doch weichem Zellstoffe, bildet ein eigenes netzartiges Gewebe, wird aber einwärts lockerer und bekommt, indem sie hier auch in ihren Zellen Fett aufnimmt, den Namen Fetthaut. An einigen Stellen, doch mehr bei Thieren als bei Menschen (hier nur am Halse und am Kopfe), steht sie mit einem flachen und breiten Muskelgewebe (Muskelhaut) in Verbindung, durch welche Thiere (wie u. a. Pferde) ihre Haut willkürlich bewegen können. An einigen Theilen des menschlichen Körpers, besonders in der Hohlhand und der Fußsohle, wird die Lederhaut auch nach innen dichter und vermischt sich mit den darunter liegenden flechsigen Geweben. Ihre Farbe ist weiß, doch im Leben mehr oder minder röthlich (fleischfarbig). Ihre Dichtigkeit ist sehr verschieden; höchst stark ist sie besonders in den Augenliedern. An behaarten Theilen ist sie durchlöchert. Auf ihrer äußern Fläche zeigt sie Ungleichheiten, theils als längliche Vertiefungen, Hautfurchen, besonders wo bei Bewegung der darunter liegenden Theile sich die Haut gewöhnlich faltet, theils als Hervorragungen, Hauthügelchen, die man, wo sie vorzüglich merklich und mit zarten Verzweigungen von Nerven und Gefäßen versehen sind, noch schärfer als Hautwärzchen unterscheidet, die man auch als ein eignes Gewebe (Warzengewebe) hat unterscheiden wollen. Zwischen dem Gewebe der Lederhaut liegen kleine Drüsen (Hautdrüsen), die eine eigene fettige Substanz (Hautschmiere) absondern, die die Haut geschmeidig erhält. Die Lederhaut ist überhaupt reichlich mit Blutgefäßen (Hautarterien und Hautvenen, wie auch Lymphgefäßen) versehen, ebenso mit Nerven (Hautnerven), daher sie auch zu den vorzugsweise im Körper belebten Theilen gehört, woher auch die große Empfindlichkeit der Haut, sodaß auch der kleinste Nadelstich Blutung und Schmerz erregt. Von der als Oberhaut von ihr leicht ablösbaren Schicht (Epidermis), welche gewissermaßen schon als eine dem Körper fremde Masse, als ein auf die empfindliche Haut abgelagerter, hier vertrockneter Auswurfstoff erscheint, und bei Thieren,

die einer periodischen Häutung unterworfen sind; wie Schlangen, auch in der That ein solcher ist, ist sie durch ein höchst feines Gewebe (Schleimnetz) abgesondert, das aber nicht eigentlich als ein organisches Gebilde angesehen werden kann, indem es nur in einer dünnen Lage Schleim besteht, der sich immerfort wieder erzeugt und vornehmlich zur steten Erneuerung der Epidermis dient. Von diesem Schleime aber erhält die Haut ihre eigentliche Farbe; bei Negern ist er daher schwarz, fehlt dagegen bei Kakerlaken. — Die Bestimmung der Haut ist, außer dem Schutz, der dadurch dem Körper, bei Menschen jedoch nur unzureichend, verliehen wird (daher das Bedürfniß der Hautbekleidung), durch die Ausdünstung den Körper von schädlichen Stoffen zu befreien, gegenseitig aber auch an dem Geschäft der Einsaugung mit Theil zu nehmen; auch ist sie für den Tastsinn das eigentliche Sinnorgan, obgleich einzelne Hauttheile, besonders die Fingerspitzen, in ihrem Hautüberzug vorzugsweise dafür geeignet sind. — Die Haut bietet auch in Krankheitszuständen Erkenntnißzeichen für dieselben dar. Im gesunden und kräftigen Leben hat die Haut eine gewisse Spannung; durch das in ihr aufgenommene und unter ihr liegende Fett wird bewirkt, daß alle Glieder ihre zu wohlgefälliger Darstellung erforderliche Rundung erhalten. Eine schlaffe, welke Haut zeigt Abmagerung an und ist um deßwillen ein mißfälliger Begleiter des höhern Alters, wodurch besonders auch die Hautrunzeln sich bilden. Uebermäßige Ausdehnung deutet auf krankhafte Stoffe hin, die in dem Zellgewebe sich anhäufen (vgl. Wassersucht und Windsucht, auch Zellgewebeverhärtung) oder zeigt einen entzündlichen Zustand der tiefern Theile an. Eine trockene Haut deutet Störung der Ausdünstung an, wogegen eine mäßig feuchte Haut Bedingung und Anzeige der Gesundheit ist. Nach den Temperaturveränderungen des Körpers ist die Haut auch bald heiß, bald kalt. Andere Unterschiede, die aber mehr mit Eigenheiten der Körperconstitution zusammenhängen, sind die einer feinen und groben, glatten oder rauhen Haut. Die Hautröthe oder Hautblässe steht theils mit dem herrschenden Gesundheitszustande, theils mit vorübergehenden Lebenszuständen, Gemüthsaffectionen u. s. w. in Verbindung. 2) (Waarenk.), Fell von Ochsen, Kühen, Pferden, Bären, Rennthieren, Wölfen, Füchsen ꝛc., im rohen Zustande noch mit Haaren besetzt; sie theilen sich in grüne, eingesalzene und getrocknete. Süd-Amerika liefert vorzüglich die Büffelhäute, welche den Namen Buenos-Ayreshäute führen. Schlesien, Polen, Preußen liefern hauptsächlich Kuh-, Ochsen- und Pferdehäute; Nord-Amerika und Rußland Wild-, Reh-, Bären- und Wolfshäute. 3) (membrana, tunica, Anat.), überhaupt ein im thierischer Körper in Flächenform sich ausbreitendes Organ von weicher Consistenz, theils zur Bildung einzelner Theile (wie die Harnblasenhäute u. a.), theils zum Ueberzug (wie die Gehirnhäute), theils zur Scheidung von Theilen (wie das Zwerchfell). Nach den Geweben, woraus sie bestehen, unterscheidet man Muskelhäute, Flechsenhäute, Schleimhäute u. a. 4) (Häutchen, Chem.), der feste Ueberzug, der sich auf Flüssigkeiten, bei Verdunsten derselben oder Gerinnen in der Hitze, bildet und theils, weil das Gewicht noch nicht zur Lösung der Cohäsion des Wassers hinreicht, auf der Oberfläche bleibt, wie das Salzhäutchen bei concentrirten Salzauflösungen, theils wegen specifischer Leichtigkeit schwimmt, wie das Milchhäutchen beim gesottenen Rahm. 5) Haut des Schiffes (Seew.), die äußere Bekleidung

des Schiffes, mit auf die Innhölzer genagelten eichenen Planken (Hauptplanken), die unten, so weit das Schiff im Wasser liegt, mit schwächern Tannen- oder Kieferbretern (der Spikerhaut), unter der sich noch ungeleimtes graues Packpapier und Kuhhaare befinden, überzogen wird; anstatt der Spikerhaut bedient man sich in der neuern Zeit einer Belegung von dünner Kupferplatte, um die innern Hauptplanken gegen die Fäulniß und gegen die Angriffe des in der See häufigen Bohrwurmes zu schützen. Statt des Papiers wendet man in neuester Zeit mit großem Vortheil Filz an. Die Nägel zur Befestigung dieses Ueberzuges heißen Hautspiker.

Hauteliſſe nennt man besonders schöne Tapeten, welche zuerst in Paris gewebt wurden und den Namen davon bekommen haben, daß die Kette, oder der Aufzug, senkrecht oder vertical auf dem Stuhle angebracht wird. (Baſſeliſſe-Tapeten sind solche, die eine wagrecht liegende Kette haben.) Sie zeichnen sich vorzüglich dadurch aus, daß sie die künstlichsten Gemälde höchst täuschend nachahmen. Diese Tapeten sind zu Tischdecken und Ueberzügen, wie auch Wandbekleidungen, brauchbar. Es gibt Hauteliſſe-Tapeten, die ganz von Seide, im Einschlag von Wolle sind. In Belgien liefern Brüssel und Tournai die schönsten; in Frankreich aber die Manufaktur der Gobelins (s. d.) zu Paris.

Hautkrankheiten nennt man alle Abweichungen der Haut von ihrem naturgemäßen Zustande, in Farbe, Gestalt oder Structur. Es gibt deren zwei Hauptgattungen: 1) Hautkrankheiten oder Ausschläge mit Fieber; gewöhnlich rechnet man diese Krankheiten nicht zur Gattung der Hautübel, da die Hauptabnormitäten nur Erscheinungen des Fiebers sind, das sich zur bestimmten Zeit durch diese Veränderungen des Hautorgans entscheidet, und sich auch in praktischer Hinsicht bei diesen Fiebern nur eine untergeordnete Stelle einnehmen. Die 2. Classe bilden die chronischen oder die Hautausschläge ohne Fieber. So mannigfaltig diese Art Hautdesorganisationen sind, ebenso schwer sind sie auch zu classificiren. Man hat sie nach ihrem Sitze in den drei anatomischen Hauptbestandtheilen der Haut in drei Classen bringen wollen, und theilte sie diesemnach in Ausschläge der Epidermis (die krätzigen), in die der eigentlichen Haut (die flechtenartigen) und die, welche vorzüglich das unter ihr liegende Zellgewebe einnehmen (die leprösen) ein. Da die Aerzte aber den ursprünglichen Sitz eines Ausschlages häufig nicht angeben können, und eine und dieselbe Gattung bei dem einen Individuum alle drei Bestandtheile angreift und bei dem andern sich mit ihren organischen Veränderungen an der Oberhaut hält; so dürfte eine solche Classification, wenngleich ihr Nutzen nicht zu leugnen ist, doch nicht genau durchgeführt werden können. Aus dieser Ursache hat man bei der Eintheilung der Hautausschläge bloß ihre äußere Erscheinung ins Auge gefaßt, und je nachdem sie sich als Bläschen, Pusteln, Risse, Borken, Schuppen, Knoten ꝛc. auf der Haut zeigen, ihnen verschiedene Namen gegeben. Viele Ausschläge sind endemisch, d. h. sie beschränken sich auf einen bestimmten District, über den hinaus sie sich nicht verbreiten; so sind die Yaws und Piaws nur in Indien, die Radesye nur in Norwegen und Schweden, der Aussatz im Orient einheimisch. Einige derselben sind ansteckend, wie die Krätze. Der pathologische Ursprung, d. h. in welcher Veränderung und abnormer Thätigkeit des Körpers sie begründet liegen,

ist nicht weniger dunkel. Manche suchten ihn in einer Entmischung der Säfte; weil aber einige Ausschläge durch Ansteckung geschehen, in der ersten Zeit ganz local bleiben und ebenfalls durch bloß örtliche Mittel geheilt werden; und weil in den meisten Fällen keine Entmischung der Säfte, keine Schärfe der flüssigen Theile nachgewiesen werden kann, so ist diese Quelle der Ausschläge immer sehr problematisch. Dieß Dunkel, was den Ursprung und das Wesen der Ausschläge deckt, hat bisher jede rationelle Behandlung derselben verhindert und zu den zahllosen Quacksalbereien und geheimen Mitteln, mit denen man die Flechten und andre Hautkrankheiten zu bekämpfen sucht, Veranlassung gegeben.

Hauy (René-Just, Abbé), einer der berühmtesten Mineralogen neuerer Zeit, der Sohn eines Webers, ward 1734 zu St.-Just geboren. Er widmete sich der Theologie und stand 21 Jahre hindurch einem Lehramte am Collegium von Navarra und später an dem des Cardinals Le moine vor. Wie bei Vielen, so war es auch bei ihm der Zufall, welcher sein Genie für Mineralogie weckte, und dem Zufalle verdankte er auch die Entdeckung der Krystallographie. Er besah nämlich die mineralogische Sammlung des Defrance und hatte das Unglück, daß ihm eine Stufe schön krystallisirter Feldspath aus der Hand fiel; sie zersprang, und Hauy fand bei näherer Betrachtung, daß alle Stücke, die größten und kleinsten, eine regelmäßige Rhamboidgestalt zeigten. Dieß bemerkend und zugleich die Grundidee seines mineralogischen Systems in der Ferne erkennend, geschah in Hauy's Seele in dem nämlichen Augenblicke: „Nun hab ich Alles gefunden!" rief er, nahm die Stücke mit nach Hause, entdeckte das geometrische Gesetz der Krystallbildung und erfand Werkzeuge zur Messung der Krystalle. 1783 trug er seine Entdeckungen und seine Theorie der Akademie vor, die ihm eine Adjunctenstelle in der Classe der Botanik übertrug. Diese Stelle verlor Hauy, als er den priesterlichen Constitutionseid nicht leisten wollte. Er wurde eingezogen, und nach vielen Bemühungen gelang es erst Geoffroi de St.-Hilaire, ihn den Tag vor dem Anfange der fürchterlichen Septembristrung aus dem Gefängnisse und vom Tode zu retten. Unter dem Consulate erhielt Hauy die Stelle seines verstorbenen Lehrers Daubenton in der Akademie; zugleich bekleidete er das Amt eines Oberaufsehers der Mineralien-Sammlungen der Ecole des Mines, eine Professur bei der Normalschule, und war Secretair bei der Commission, welche den Auftrag hatte, Maß und Gewicht nach dem Decimalfuß einzurichten. Bald darauf ernannte ihn Napoleon zum Professor an dem naturhistorischen Museum und an der kaiserl. Universität, und 1808 arbeitete er auf Befehl des Kaisers sein „Handbuch der Physik" aus. Zur Belohnung erhielt der Gatte seiner Nichte eine Anstellung und Hauy eine Pension von 6000 Franken. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, hing er bei einem Besuche des Museums dem verdienstvollen Manne das Band der Ehrenlegion um. Ungeachtet seiner Kränklichkeit erreichte Hauy das Alter von 80 Jahren; er starb 1822. Seine vorzüglichen Schriften sind: „Essai sur la theorie et la stucture des cristaux", 1784; „Traité de Minéralogie", 1801; „Traité élémentaire de physique", 2 Bde. 1803; „Traité des caractères physiques, des pierres précieuses", 1817; „Traité de cristallographie", 2 Bde. 1822; „Traité de minéralogie", 1822. Hauy war ein stiller, ungemein bescheidener Mann, der mit ganzer Seele an seinen Wissenschaften

ding; er kümmerte sich gar nicht um die Revolution seines Vaterlandes; er war allen Parteien fremd, und diese ließen ihn, die Kerkerung, die ihm die Weigerung, den Constitutionseid der Priester zu schwören, zuzog, abgerechnet, in Ruhe. Er setzte auch unbeeidet seine priesterlichen Verrichtungen fort; man störte ihn nicht. Wo es galt, zeigte Hauy einen festen Muth; so wagte er es, den verhafteten Lavoisier und die abgesetzten Borda und Delambre öffentlich zu vertheidigen; ein Unternehmen, was ihn damals leicht den Kopf hätte kosten können. Durch Hauy erhielt das Studium der Mineralogie neues Leben; die Sammlungen an den öffentlichen Lehranstalten wurden unter seiner Leitung um das Vierfache vermehrt. Er war der liebreichste und gefälligste Lehrer gegen seine Schüler, dabei war er fromm, duldsam und thätig. Die von ihm hinterlassenen Manuscripte wird sein Schüler Lafosse herausgeben. Seine reiche Mineraliensammlung hat der Herzog von Buckingham erstanden. Cuvier hielt ihm 1823 in der Akademie eine Lobrede, und Brogniart, bisher sein Adjunct, wurde sein Nachfolger bei dem naturhistorischen Museum.

Hauy (Valentin), der jüngere Bruder des Vorigen, geb. 1746, gründete das Blindeninstitut in Paris. Früher war er in Paris Lehrer der Schönschreibekunst. Als er 1783 die blinde Clavierspielerin Dem. Paradis von Wien in Paris Concerte gab, erregte die Art, wie sie mittelst auf die Schrift gestellter Nadeln durch das Gefühl Geschriebenes und Gedrucktes las, und wie sie mit Hülfe der von dem blinden Weißenburg aus Manheim erfundenen en relief gearbeiteten Charten von der Geographie sich Kenntnisse erwarb, Hauy's Aufmerksamkeit. Er nahm einen armen blindgeborenen Knaben, Namens Lesueur, der einen regen Geist verrieth, in seine Wohnung, unterrichtete ihn eine Zeit lang und stellte ihn dann den philanthropischen Gesellschaft vor. Diese gab ihm nun die nöthigen Fonds, um nach seiner Lebensart ein Institut für 12 Blinde zu errichten. Ein Jahr darauf konnte Hauy seine Zöglinge dem Hofe in Versailles vorstellen. Bald darauf ward, auf Verwendung des Herzogs von Rochefoucauld, das neue Blindeninstitut mit dem der Taubstummen vereinigt und beiden ein ehemaliges Cölestinerkloster eingeräumt; Hauy erhielt zugleich eine Anstellung bei der Admiralität als Dollmetscher. Es zeigte sich jedoch bald, daß die beiden Arten von Unglücklichen durchaus nicht zusammenpaßten, indem sie eine solche Abneigung für einander an den Tag legten, daß man endlich (1794) gezwungen war, die Institute wegen gänzlicher Verschiedenheit der nothwendigen Unterrichtsmethoden wieder zu trennen. Allein auch nach dieser Trennung wollte die Blindenanstalt doch nicht so gedeihen, wie das Taubstummeninstitut. Hauy trug davon zum Theil selbst die Schuld. Denn mit dem besten Herzen that er Mißgriffe bei der ökonomischen Leitung, indem er den eigentlichen Zweck, den Unterricht der Blinden, aus den Augen verlierend, das Institut zu einem Versorgungshause machte. Es ward daher unter der Consularregierung aufgelöst, und man brachte die Zöglinge desselben in dem Hospitale der Quinze-Vingts unter, mit welcher Stiftung die Anstalt 14 J. vereinigt blieb, bis endlich im Febr. 1815 der jetzige Vorsteher des Blindeninstituts, Quillon, der Befehl erhielt, die Anstalt in ein ihr angewiesenes Locale zu verlegen und sie besser einzurichten. Hauy selbst hatte sich durch die übereilte Verbindung mit einer

ungebildeten Frau in vielfache Verlegenheiten gestürzt; und war nicht glücklicher, als er nach Aufgebung des Instituts eine Pension für Blinde, „Musée des aveugles“, auf eigne Kosten errichtete. Trotz dem, daß ihm der Staat fortwährend ein Jahrgeld von 2000 Fr. auszahlen ließ, geriethen seine Umstände immer mehr in Verfall, und er nahm daher einen Ruf nach Petersburg an, um dort unter dem Schutze der Kaiserin Mutter eine Anstalt zum Unterricht für Blinde zu errichten, bei welcher ihm sein Schüler Fournier als Gehülfe beistehen sollte. Allein auch dieß Unternehmen fand keinen Fortgang, und Hauy kehrte mit seiner Familie 1806 nach Paris zurück, wo er bis an seinen Tod, im April 1822, bei seinem Bruder, dem Mineralogen lebte. An der Revolution, deren eifriger Anhänger er war, nahm Hauy selbst wenig Antheil, doch machte er während der Directorialregierung mit Larevellière-Lepeaux gleichsam das Haupt der sogenannten Theophilanthropisten aus. Sein „Essai sur l'éducation des aveugles“ (Paris 1786, 4.) ist mit erhabener Schrift gedruckt, sodaß die Blinden die Linien mit den Fingerspitzen durchlaufen und so die Buchstaben und Worte fühlen können.

Havana, 1) District auf der spanischen Antillen-Insel Cuba in Westindien in Amerika; 392.400 Einw., worunter 197.600 Weiße, 68.600 freie Farbige und 126.200 Sklaven. 2) Havana (S.-Christoval de la), die wichtigste Stadt auf der spanischen Insel Cuba, mit 3678 H. und 77.300 Einw., mit Garnison, Negern und Fremden über 140.000; der Mittelpunkt des spanisch-amerikanischen Handels. Sie liegt an der nördlichen Küste (23° 8′ 15 N.B.) in einer fruchtbaren und angenehmen, aber gesunden Gegend. Die Straßen der Stadt sind zum Theil mit Eisenholz gepflastert. Havana ist der Sitz des Generalcapitains, der Audienz, eines Bischofs und einer Universität. Der Hafen kann alle europäische Flotten aufnehmen und ist dabei so sicher, daß die Schiffe ohne Anker und Taue liegen können. Schon die Natur hat ihn befestigt, indem ein enger Canal, 12.000 Ellen lang, zwischen Felsen den Eingang bildet; dazu kommen zwei Forts an der West- und Ostseite mit Bastien. Außerdem sind alle Felsen, die den Hafen beherrschen, zusammen mit 800 Kanonen besetzt. Dessenungeachtet ward Havana 1669 von den Freibeutern oder Flibustiers und 1762 von den Engländern unter Lord Albemarle genommen, die daselbst unermeßliche Beute machten. Man führte aus Havana im J. 1821 236.670 Kisten Zucker, 793.000 Aroben Kaffee, 15.800 Aroben Wachs, 26.700 Fässer mit Honig, weil die weiten Llanos sehr viel Blumen in jeder Jahreszeit liefern, da beim Mangel an Menschen und Weidevieh wenig blühende Gewächse abgeweidet oder abgemäht werden. Taback, Indigo, Farbeholz, Mahagoni und Cochenille sind unwichtigere Ausfuhrartikel. Zur Zeit der Cortes verlangte die dasige Kaufmannschaft allgemeine Handelsfreiheit. Gegenwärtig treibt man hier den verbotenen Negersklavenhandel. Im J. 1823 liefen 1215 Schiffe ein, worunter 59 spanische und 70 fremde Kriegsschiffe, 106 spanische und 890 fremde Kauffahrer. 1796 wurden die Ueberreste des großen Columbus in einem kupfernen Sarge nach Havana gebracht. Er hatte nämlich verordnet, daß sein Leichnam in der Cathedrale von St.-Domingo beigesetzt werden sollte. Dieß war geschehen; aber nachdem die Franzosen Domingo eingenommen, ließen seine Nachkommen den Sarg mit großer Feierlichkeit nach Havana bringen.

Havercamp (Siegebert), einer der vorzüglichsten Sprachforscher und Kenner des Alterthums, 1683 zu Utrecht geb., war Professor der Geschichte, der Beredtsamkeit und der griech. Sprache in Leyden, sowie Mitglied der Akademie zu Cortona in Italien, und erwarb sich einen großen Ruhm durch seine Gelehrsamkeit. Er starb 1742. Von seiner Reise nach Italien brachte er die Neigung für das Studium der Medaillen und Münzen zurück, dessen Früchte er namentlich in dem „Thesaur. Morellianus", in den Abhandlungen über die Münzen Alexanders des Großen, in seinen holländisch geschriebenen Universalgeschichte nach Münzen und in mehren Katalogen von Münzsammlungen niederlegte. Wir übergehen einige andere Schriften von ihm und führen bloß seine Ausgabe des Apologeticus des Tertullian (1718), des Lucrez (1723, 2 Bde., 4.), der Geschichte Josephus (1726, 2 Bde., Fol.), des Eutrop (1729), des Orosius (1738, 4.), des Sallust (1742, 2 Bde., 4.) und des Censorinus (1743 oder 67) an, welche wegen der Correctheit des Textes und der hinzugefügten Abhandlungen noch jetzt in großem Werthe stehen. Nicht minder geschätzt ist seine „Sylloge scripterum, qui de linguae graecae vera et recta pronunciatione commentaria reliquerunt" (Leyden 1736—40, 2 Bde.).

Haverei, s. Avarie.

Hay, s. Hai.

Hayduken, s. Haiduken.

Haydn, 1) (Joseph), geb. 1732 in dem Dorfe Rohrau, an der Grenze von Oestreich und Ungarn, wo sein Vater ein Wagner war, der sich den nöthigen Unterhalt auch durch Harfenspielen erwarb. Seine musikalischen Talente bewogen einen Schulmeister, ihn zu sich zu nehmen, und bald zeichnete er sich so aus, daß er vom kaiserlichen Capellmeister, als er eben erst sein 8. Jahr erreicht hatte, als Chorknabe in der Stephanskirche zu Wien gebraucht wurde. Der junge Haydn besaß eine schöne Stimme, spielte sehr gut die Geige, und besaß große Fertigkeit auf dem Claviere, setzte schon kleine Arien und niedliche Sonatinen. Diese Vorzüge erwarben ihm von mehren Seiten Aufmerksamkeit und er wurde häufig zu Privat-Concerten geladen. Als Haydn in die Jünglingsjahre trat, fürchtete der Capellmeister, sein junger Chorknabe möchte den herrlichen Sopran, die Zierde seiner Capelle, verlieren, und beschloß, durch die Castration diesem Verlust vorzubeugen. Haydn ließ sich leicht überreden, doch glücklicher Weise widersetzte sich der Vater diesem unnatürlichen Ansinnen. Nach seiner Entlassung, die bald darauf erfolgte, gerieth Haydn in eine drückende Lage, aus der ihn die Bekanntschaft mit einem Fräulein von Martinez riß, die bei dem berühmten Metastasio lebte, und der er Unterricht im Gesange und Clavier ertheilte, wofür er Wohnung und freien Tisch erhielt. So wohnten in einem Hause der erste Operndichter des vorigen Jahrh. und der erste Componist beisammen. Doch diese bessere Lage war von keiner langen Dauer. Die Martinez verließ Wien, und Haydn war wieder so bedrängt wie zuvor. Ein Friseur in der Leopoldstadt nahm ihn in sein Haus. Dankbarkeit und Liebe knüpften ihn an die Tochter seines Hauswirthes, die er heirathete; sie aber verbitterte ihm zum Danke seine schönsten Lebenstage. In seinem 18. Jahre componirte er sein erstes Quartett, das mit allgemei-

nem Beifall aufgenommen wurde und ihm die Gunst des Barons v. Fürnberg erwarb. Bald darauf erhielt er die Stelle eines Organisten bei den Carmelitern, er spielte ebenfalls die Orgel in der Capelle des Grafen Haugwitz und sang in der Stephanskirche. Durch eine Serenade, die er mit einigen seiner Gefährten zu Ehren der Gattin des beliebten komischen Schauspielers Kurz sang, gerieth er mit diesem in Bekanntschaft. Kurz bewog ihn zur Composition der Oper, „Der hinkende Teufel", die ihres satyrischen Inhalts wegen nur 3 Vorstellungen erlebte. Um diese Zeit kam eine seiner Sonaten in die Hände der Gräfin von Thun, einer großen Musikliebhaberin; ihr verdankte Haydn eine Belohnung und die Protection dieser Dame. Da seine Compositionen keine tiefe Einsicht in das Wesen der Harmonie bekundeten, schenkte sie ihm die Schrift von Fuchs, damals das vorzüglichste Werk über diesen Gegenstand, zum Selbststudium. Haydn bekannte später, daß er nie einen andern Lehrer in der Kunst der Composition gehabt habe. Sein Ruf hatte sich schon so verbreitet, daß der Fürst von Esterhazy ihm die Capellmeisterstelle an seinem Hofe übertrug. In seinem Dienste componirte Haydn den größten Theil seiner trefflichen Werke, und verfertigte die schönen Symphonien, in welcher Gattung ihn weder vor noch nach ihm ein Künstler übertraf; ferner für die kleinen Privatconcerte jene reizenden musikalischen Kämpfe, in denen vier Instrumente nach der Reihe ihre Geschicklichkeit entwickeln. Hier componirte er auch die unter dem Namen „Haydn's Abschied" so berühmte Symphonie, in welcher ein Instrument nach dem andern verstummt, der Musiker sein Licht auslöscht, seine Noten einsteckt und fortgeht. 1785 ersuchte ein Kanonicus in Cadix Haydn, die „Sieben Worte des Erlösers am Kreuze" zu componiren. Die Musik sollte an einem Feste, das man jährlich in der Domkirche zu Cadix während der Fasten feierte, ausgeführt werden. Die Aufgabe war schwierig. Jene sieben Worte wurden von dem Bischof in Zwischenräumen ausgesprochen, und diese Pausen sollten durch Instrumentalmusik auf eine solche Weise ausgefüllt werden, daß die Zuhörer nicht ermüdeten. Der deutsche Text wurde erst einige Jahre später von einem Kanonicus aus Passau der Musik untergelegt. Als nach einigen zwanzig Jahren der Fürst Esterhazy seinen Hofstaat einschränkte, und Haydn seine Entlassung erhielt, ging er nach London, wohin ihn die Wünsche der Musikfreunde schon seit langer Zeit gerufen hatten. 1794 machte er eine zweite Reise dahin. Er fand die glänzendste Aufnahme, und die Universität Oxford ertheilte ihm die Doctorwürde. Von England ging der Ruf Haydn's aus, der ihm in seinem Vaterlande erst spät allgemein zu Theil ward, wiewohl man seine Verdienste nie verkannte. Joseph II. selbst ward erst auf seinen Reisen auf die Talente des großen Meisters aufmerksam gemacht. Bei seiner Rückkehr aus England kaufte sich Haydn in einer der Vorstädte Wiens ein kleines Haus mit einem Gärtchen. In diesem Heiligthume, zu dem jetzt Freunde der Kunst nicht ohne Rührung wallfahrten, componirte er die „Schöpfung" und die „Jahreszeiten". Jenes Werk, in dessen Harmonien ein jugendliches Feuer strömt, verfaßte er in seinem 65. Jahre; die „Jahreszeiten" waren seine letzte Arbeit, er vollendete sie in 11 Monaten. Zu seinen zahlreichen Werken gehören noch ein „Te Deum", ein „Stabat", viele Concerte, Sonaten, Märsche, Messen u. s. w. Haydn gilt für die Instrumentalmusik als Muster. Mit ihm beginnt eine neue Epoche für

dieselbe. Unerschöpflich im Erfinden und Ausführen, stets neu und eigenthümlich, überraschend und befriedigend, wußte er mit schöpferischer Kraft den Zeitgeschmack zu beherrschen. Seine Symphonien tragen alle jenes Gepräge. Durch seine Quartetten ward er gleichsam der zweite Schöpfer dieser Gattung; denn erst durch ihn erhielt sie jene Anmuth, jene kunstreiche Verflechtung, welche den Kenner entzückt. Einige Jahre vor dem Tode des würdigen Greises, der am 31. Mai 1809 in seinem 77. Lebensjahre erfolgte, schloß die Dilettantengesellschaft in Wien ihre Winterconcerte mit einer glänzenden Aufführung der „Schöpfung", zu welcher Haydn eingeladen ward. Der ausgezeichnete Empfang machte auf den schwachen, durch die Last der Jahre gebeugten Greis den außerordentlichsten Eindruck; aber noch tiefer erschütterte ihn sein eignes Werk, und bei der Alles ergreifenden Stelle: „Es ward Licht" fühlte er sich dergestalt überwältigt von der Gewalt der Harmonien, die er selbst geschaffen, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten, und er mit emporgehobenen Armen ausrief, „Nicht von mir, von dort kommt Alles"! Er unterlag den ihn bestürmenden Gefühlen und mußte hinweggetragen werden. Collin hat durch ein schönes Gedicht diese Scene verewigt. — Sein Bruder Johann Michel H., geb. 1737, ein vorzüglicher Kirchencomponist; ward 1763 Musikdirector des Bischofs von Großwardein, dann später Musikdirector zu Salzburg. Schrieb eine große Menge Messen, Litaneien, Motetten, Requiem, mehre Symphonien, worunter eine, die „Schlittenfahrt", welche, sowie viele seiner vortrefflichen Werke, gewöhnlich seinem Bruder zugeschrieben wird, und Quartetten. Er starb 1806 zu Salzburg.

Hayti, s. Haiti.

Hazardspiele, oder Glücksspiele, sind alle diejenigen, in welchen Karten, Würfel, Kugeln oder Nummern (z. B. Pharo, Rouge et Noir, Baffette, Schnitt, Grobhaus, Paschen, Roulette, Biribi, oder welche Namen sie sonst haben mögen), das Loos des Glücks oder Unglücks unter den Spielern bestimmen, wobei gemeiniglich der Unternehmer aber gewisse erlaubte Vortheile vor den andern Spielenden genießt. Diese Spiele sind in der Regel verderblich und führen den Pointeur zum Verlust; einmal, weil schon an und für sich das Spiel auf den Vortheil des Bankhalters berechnet ist; dann aber auch, weil der Pointeur der Regel nach den Einwirkungen der Leidenschaft in weit höherm Grade ausgesetzt ist, als der Bankhalter. Dazu kommen noch die zahllosen, fast unergründlichen Betrügereien, durch welche der Pointeur, selbst der Spielkundige, von handwerksmäßigen Spielern unausbleiblich bevortheilt wird. Wenn die Alchemie vor ein paar Jahrhunderten den Fürsten und dem Adel die Finanzen nur zu häufig ruinirte: so hat zwar jetzt das Licht der Chemie seine Grillen verbannt, aber dagegen sich die Spielwuth unter mäßigen, ältern und jüngern, Standespersonen nur zu sehr verbreitet, und manches reiche Geschlecht findet besonders in den Bädern den Untergang seiner Wohlhabenheit. Die Ansichten, welche die Regierungen von den Hazardspielen haben, sind ganz entgegengesetzt. Eine Reihe berühmter Heilbäder dulden das öffentliche Hazardspiel gegen eine starke Abgabe an den Staat oder an eine Wohlthätigkeitsanstalt. Auch in Paris und den vorzüglichsten Städten Frankreichs gibt es privilegirte Spielhäuser, die an 6 Mill. Fr. Pacht zahlen. Nur im östreichischen Staate wird in den Bädern, nach zu notorisch gewordenem Unheil, das öffentliche Hazardspiel nirgends mehr geduldet.

Hearne, 1) (Thomas), geboren zu White-Waltham in Berkshire 1678; wurde Bibliothekar zu Oxford, verlor aber diese Stelle politischer Meinungen halber, und starb 1735. Man hat von ihm mehre Ausgaben alter Classiker, als: Plinius, Oxford 1703; Justin, ebend. 1705; Livius, 6 Bde, ebend. 1708, sowie Ausgaben von Schriftstellern der mittlern Zeit, zusammen unter dem Titel: Scriptores varii de historia anglicana." 64 Bde., 1709 — 1732. — 2) (Samuel), geboren 1745; zuerst Matrose auf englischen Schiffen, dann im Dienste der Hudsonsbay-Gesellschaft; bereiste 1768 diese Bay, um den Stockfischfang zu verbessern, sowie er später die Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt und die Untersuchung eines von Reisenden angeführten Kupferbergwerks unternahm. Diese letzte Reise machte er zu Fuß und allein, nur in Gesellschaft von Wilden, kam auch nach anderthalb Jahren glücklich in das Fort Prince-Wales, und kehrte 1787 nach England zurück; die Beschreibung seiner Reise erschien später.

Hebe, Tochter des Jupiter und der Juno, die Göttin immerwährender Jugend. Sie bekleidete das Amt einer Mundschenkin der Götter, das sie aber bei einem kleinen Versehen verlor, und welches dann dem Ganymed zu Theil ward. Herkules, als er in Himmel kam, ward ihr Gemahl. Sie wird als junges, schönes Frauenzimmer mit Rosen bekränzt und eine Trinkschale in der Hand, dargestellt.

Hebel (Math. und Mech.), die einfachste und im gemeinen Leben am häufigsten vorkommende Maschine, um Etwas zu heben, niederzudrücken, oder nach einer Seite zu bewegen, sodaß dabei Kraft oder Zeit gewonnen wird. Man unterscheidet a) den Hebel erster Art (zweiarmiger oder doppelseitiger H.); dieß ist eine unbiegsame gewöhnlich gerade Stange, welche zwischen beiden Enden auf einem Gegenstande aufliegt, oder um denselben, z. B. einen Zapfen, sich drehet. Der Punkt, wo der H. aufliegt, heißt Umdrehungspunkt (Ruhepunkt, Unterstützungspunkt), der Gegenstand, auf welchem der H. ruht, heißt Unterlege (Hypomochlion), in manchen Fällen auch Ueberlage. Die beiden Theile des Hebels zur Seite des Hypomochlions heißen Arme des Hebels (H.-arme). An dem einen Ende des H. wirkt die Kraft, daher Punkt der Kraft, activer (angegriffener Punkt), an dem andern die Last, daher Punkt der Last, leidender (passiver) Punkt; diese beiden Punkte nebst dem Ruhepunkte heißen die H.-punkte und die Ebene, in welcher sie liegen, die H.-ebene. Hat der H. die Gestalt eines Winkels, dessen Spitze der Ruhepunkt ist, so heißt dieß ein gebrochener oder ein Winkelhebel; er wird vorzüglich da angebracht, wo eine Bewegung in einer andern Richtung fortgehen soll. Der H. kann auch ein krummliniger Körper seyn, gleicht aber an Kraft ganz einem geraden oder Winkelhebel, welcher durch die H.-punkte beschrieben gedacht wird. b) H. der zweiten Art, einarmiger einseitiger H.; bei ihm ist der Ruhepunkt an dem einen Ende der Stange, der Punkt der Kraft an dem andern Ende und der Punkt der Last in der Mitte. Er wird von Manchen auch Tragh genannt. Hierzu rechnet man gewöhnlich auch den von Einigen unterschiedenen H. der dritten Art, Wurfh.; bei ihm liegt der Punkt der Kraft in der Mitte und der Punkt der Last am andern Ende; er erspart nicht Kraft, sondern Zeit, oder vermehrt die Geschwindigkeit. Bei der Theorie des H.'s wird derselbe als eine mathematische Linie gedacht und heißt daher mathematischer (immaterieller, ideeller) H., von welchem die Wirkung eines materiellen (phy-

fischen) H.'s um etwas abweicht, indem hier die eigne Schwere desselben als Gewicht mit in Betracht kommt. Da sich der H. um einen Punkt drehet, so beschreibt jeder Punkt des H.'s, außer dem Ruhepunkte, bei der Bewegung einen Bogen; die Bogen, welche der Punkt der Kraft und der Last beschreiben, heißen Wege der Kraft und der Last; die Zeiteinheit, in welcher diese Punkte gleichzeitig ihre Bogen zurücklegen, heißt die mechanische Geschwindigkeit der Kraft und der Last; die Größe des Bogens, welche beide Punkte in einer gewissen Zeit zurücklegen, gibt die Winkel oder Umdrehungsgeschwindigkeit. Von allen H.n gilt der Satz: die Wirksamkeit der Kraft ist an Gewicht um so viel Mal größer als die der Last, um so viel Mal größer die Entfernung des Punktes der Kraft von dem Hypomochlion als die Entfernung des Punktes der Last von dem Hypomochlion ist. Ist z. B. bei einem zweiarmigen H. der Arm, an welchem die bewegende Kraft wirkt, 4 Fuß, der Arm, an dessen Ende die Last hängt, = 1 Fuß, so setzt 1 Pfund Kraft 4 Pfund Last in Gleichgewicht. An Geschwindigkeit gewinnt die Wirksamkeit der Kraft um so viel, als sie dem Hypomochlion näher liegt als die Last, indem die Last in derselben Zeit einen um so viel größern Bogen beschreiben muß, als die Kraft. Das Produkt der Kraft oder Last und ihre Entfernung vom Hypomochlion heißt das statische Moment, das Produkt der Kraft oder Last und ihre Geschwindigkei. das mechanische Moment. Ist Kraft und Last gleich weit vom Hypomochlion entfernt, so kann weder an Zeit noch an Kraftersparniß gewonnen werden; der H. als solcher ist nutzlos, z. B. die gemeine Wage, die Sprengwage an Fuhrwerken. Setzt man mehre Hebel zusammen, welche auf einander wirken, so gewinnt die Kraft hierdurch noch mehr, aber desto geringer wird die Höhe, zu welcher die Last erhoben werden kann. Brächte man in dem Raume eines H., dessen Arm für die Kraft 20 Theile und dessen Arm für die Last 1 Theil hat, wo also mit 1 Pfunde Kraft 20 Pfund Last gehoben werden, 5 H. an, so würde man mit 1 Pfunde Kraft ungefähr 250—300 Pfd. Last heben, je nachdem der Abzug für die Friction und die Angriffspunkte der einzelnen H. ausfällt. Die Wirkung zusammengesetzter H. entsteht, wenn mehre Räder und Getriebe vereint sind, wobei die Verminderung der Geschwindigkeit aufgehoben wird, weil die Kamm- und Stirnräder viel mehr Zähne haben, als das sie bewegende Getriebe Triebstöcke. Als zweiseitige H. wirken die Hebebäume, Brechstangen, Schwingen, Schiffruder, als einseitige die Kurbeln, Göpel, Haspeln, Kloben, Flaschenzüge, Wasserräder und viele ander Räder. Fast alle Bewegungen der Gliedmaßen sind H.bewegungen. Denn H. soll Kinyras, ein Cyprier, erfunden haben, doch kann man bei einem so einfachen Werkzeuge kaum von Erfindung sprechen. Ueber die Theorie des H. stellte schon Archimedes richtige Lehrsätze auf, ausführlicher und bestimmter wurde sie von Carterius, Newton u. A., besonders aber von Kästner u. de la Hire dargestellt.

Hebel (Joh. Peter), Consistorialrath und Professor zu Karlsruhe, Verfasser des „Rheinischen Schatzkästleins", seit 1819 protestantischer Prälat, und als solcher Mitglied der ersten Kammer der badischen Ständeversammlung, hat sich durch seine „Allemannischen Gedichte" einen eigenen Platz auf dem deutschen Parnaß erworben. Er starb 1827. Sein Talent, sagt Göthe, neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem, frohem Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Daseyn, Wachsthum und

Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personifikationen seine Darstellungen auf eine höhere Stufe der Kunst heraufzuheben. Auf der andern Seite neigt er sich zum Sittlich-Didaktischen und zum Allegorischen; aber auch hier kommt ihm jene Personifikation zu Hülfe, und wie er dort für seine Körper einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Wenn antike oder andere durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben, und höhere Naturen, als Nymphen, Dryaden ꝛc. an die Stelle der Felsen, Quellen und Bäume setzen: so verwandelt dieser Dichter hingegen diese Naturgegenstände zu Landleuten, und verbauert, auf die naivste, anmuthigste Weise, durchaus das Universum, sodaß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur Eines auszumachen scheint. Das Lokal ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannichfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit, Darstellungsgabe und neckische Sprachweise, so viel steht ihm zu Gebot, um Das, was ihm sein Talent eingibt, auszuführen. Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterläden, der Mond, ihr Mann, kommt forschend herauf, ob sie wohl schon zur Ruhe sey, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf, als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen. Hat der Dichter auf Erden seine Liebesleute vorzustellen, so weiß er etwas Abenteuerliches drein zu mischen. Sehr gern verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beschäftigung; Jahres- und Tageszeiten gelingen ihm besonders. Hier kommt ihm zu gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiter der Zustände zu fassen und zu schildern. Eine gleiche Nähe fühlt er zu Pflanzen und Thieren. Andere Gedichte leiten mit großer Anmuth der Erfindung und Ausführung auf eine heitere Weise vom Unsittlichen ab zum Sittlichen hin. Hat uns nun dergestalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, so spricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höheren Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdischen, Dauer des Himmlischen, vom Leben jenseit, mit Ernst, ja melancholisch aus. Allen diesen innern guten Eigenschaften kommt die behagliche naive Sprache sehr zu Statten, aus der er sich einen Styl gebildet hat, der zu diesem Zwecke vor unserer Büchersprache große Vorzüge hat. Hebel's „Allemannische Gedichte" haben von 1803—20 5 Aufl. u. 2 Uebersetz. in das Hochdeutsche v. Girardet und D Adrian) erlebt, der Nachdrücke nicht zu gedenken. Auch seine Volksschriften sind Muster in ihrer Gattung: der „Rheinische Hausfreund", das „Schatzkästlein" und „Biblische Erzählungen".

Heber, 1) (Physik.), eine luftdichte, an beiden Enden offene Röhre, welche 2 Schenkel bildet, und mit welcher man, wenn der eine Schenkel in ein Gefäß voll Wasser, oder irgend eine Flüssigkeit, gestellt wird, durch den Druck der Luft das Wasser aus dem Gefäße

leitet, indem man mit dem Munde aus dem äußern Schenkel die Luft saugt, bis etwas Wasser nachgeflossen kommt. Ohne daß man nun weiter etwas an dem Heber thut, fließt das Wasser fort, bis seine Oberfläche im Gefäße mit der Ausgußöffnung in eine horizontale Linie kommt. Diese Erscheinung gründet sich darauf, daß der Druck der Luft eine Wassersäule von 32 Fuß zu tragen im Stande ist, wenn durch den Ausfluß des Wassers in dem Gefäße ein luftleerer Raum entstehen müßte, und daß daher, wenn eine luftleere Röhre mit Wasser in Verbindung gesetzt wird, das Wasser in derselben 32 Fuß steigt. So lange nämlich die Ausgußöffnung des Hebers tiefer liegt als die Oberfläche des Wassers im Gefäße, ist die Wassersäule im äußern Schenkel länger und schwerer, als die im innern Schenkel; sie fließt also wegen dieses Uebergewichts heraus, wodurch im Heber ein luftleerer Raum entstehen müßte, welchen das im innern Schenkel durch den Druck der Luft steigende Wasser stetig ersetzt. Hieraus folgen bei der Anwendung des Hebers folgende 3 Gesetze: a) die Oeffnung des innern Schenkels muß in das Wasser eingetaucht seyn, b) die Höhe von der Oberfläche des Wassers bis zum höchsten Punkte des Hebers darf nicht über 32 Fuß betragen (die veränderliche Schwere der atmosphärischen Luft kann jedoch hierbei Abweichungen hervorbringen), c) die Oeffnung des äußern Schenkels muß tiefer liegen als die Oberfläche des Wassers. Früher glaubte man, der äußere Schenkel des Hebers müßte länger seyn, doch wurde dieß von Johann Jordan in Stuttgart und dem würtembergischen Leibarzte Salomon Reisel zu Ende des 17. Jahrh. widerlegt, weßhalb die gleichschenkeligen Heber würtembergische heißen. Will man einen H. anwenden, der so groß ist, daß die Luft nicht mit dem Munde ausgesaugt werden kann, so muß er an beiden Enden durch Hähne verschlossen und oben durch eine Oeffnung mit Wasser gefüllt werden, welche nach der Füllung luftdicht verschlossen werden kann. Oeffnet man nun die Hähne, so thut der Heber unter den eben angegebenen 3 Gesetzen seine Wirkung. Will man mit einem Heber eine Flüssigkeit ausheben, die beim Aussaugen der Luft nicht in den Mund kommen darf, so wird nahe an der Ausgußöffnung eine aufwärtsgehende Röhre angebracht, durch welche man die Luft aussaugt, während man die Ausgußöffnung mit der Hand zuhält. Einige nennen dieß einen doppelten oder Stechheber. Bei dem unterbrochenen Heber stehen die beiden Schenkel nicht in unmittelbarer Verbindung. Der innere Schenkel, welcher in das Wasser getaucht ist, endigt sich oben in ein luftdichtes Gefäß; in dasselbe ist auch der äußere Schenkel eingelöthet, welcher sich unten in ein luftdichtes doppelt so großes Gefäß endigt, an dessen Boden eine mit einem Hahne versehene Ausflußröhre befindlich ist. Das untere, größere Gefäß kann durch Oeffnung eines Hahnes mit Wasser gefüllt werden, wobei ein oberhalb befindlicher Hahn geöffnet wird, damit die Luft ausströme. Ist das Gefäß gefüllt, so werden beide Hähne geschlossen, und der Hahn der Ausflußröhre geöffnet. Indem das Wasser herausfließt, wird die Luft in dem H. verdünnt, es steigt also in dem innern Schenkel das Wasser durch den Druck der äußern Luft in die Höhe. Da die Luft auf diese Art nie rein aus dem H. gebracht wird, so kann das Wasser in demselben nie auf eine Höhe von 32 Fuß steigen. Der einzige Nutzen, welchen er gewährt, ist, daß man das Wasser auch aus dem obern Kasten abfließen lassen kann. Eine besondere Art H. ist der Diabets der Alten, bei welchem ein Schenkel in dem andern

steckt. In dem Boden eines Gefäßes ist eine an beiden Enden offene Röhre so eingelöthet, daß sie ein großes Stück in das Gefäß hineinreicht und auch etwas über den Boden hervorragt. Ueber diese Röhre wird eine andere etwas weitere und höhere Röhre auf den Boden des Gefäßes befestigt und daselbst mit einer Oeffnung versehen. Wird nun das Gefäß mit Wasser gefüllt, so tritt es in den Zwischenraum, zwischen beiden Röhren, und ist das Gefäß so gefüllt, daß das Wasser den Rand der kleinen Röhre übersteigt, so läuft es durch dieselbe nach den Gesetzen des H. heraus, und daß Gefäß leert sich so weit, bis in die Bodenöffnung der äußern Röhre Luft eindringen kann. Dagegen bleibt das Wasser im Gefäße, wenn es nur so weit gefüllt wird, daß es nicht den Rand der kleinen Röhre erreicht. Ist dieser Diabetes in einem Becher so angebracht, daß man ihn nicht sieht, z. B. einem doppelten Rande oder in einem Henkel, so heißt es ein Verirbecher. Die H. waren schon den Griechen bekannt, Heron von Alexandrien erwähnt dieselben. 2) (Haush.), im Hauswesen gebraucht man einen Heber, um etwas Wein oder Bier aus dem Spundloche eines Fasses zu heben, wenn man das Faß nicht ganz abziehen will, daher Bierh., Weinh. Es ist dieß eine blecherne Röhre, welche in einem rechten Winkel zusammengesetzt oder in ein Knie gebogen ist; der Klempner verfertigt ihn über der Heberstange, einem eisernen Stabe. Um wenig Wein aus einem Fasse zu nehmen, hat man noch eine Art Stechheber, dieß ist eine oben und unten offene, aber enge und in der Mitte bauchige Röhre von Glas oder Blech, gewöhnlich aber mit einem Henkel versehen; steckt man diesen H. durch das Spundloch in das volle Faß und hält dann die obere Oeffnung mit einem Finger zu, so bleibt der in den H. gestiegene Wein darin, auch wenn man ihn aus dem Fasse nimmt. Im Gegensatze dieses H. nennt man die zweischenkeligen auch doppelte Heber. 3) (Posamentirer), am Posamentirstuhle 2 Schnuren, welche unter den Wellencarden hingezogen werden, um die letztern nach Erforderniß anzuspannen.

Heber (Reginald, Bischof von Calcutta, geboren am 21. April 1783 in Yorkshire, wo seiner angesehenen Familie mehre einträgliche Pfründen grundherrlich oder lehnsrechtlich zustanden, verrieth schon der Knabe den Fleiß, die Besonnenheit, Milde und Lernbegier, welche den Mann auszeichneten. Als siebenjähriger Knabe übersetzte er die Fabeln des Phädrus in englische Verse, und oft, um nicht vom Schlafe beim Studium übermannt zu werden, umwickelte er den Kopf mit nassen Tüchern. Auf der Universität in Oxford erwarb er 1803 einen Preis durch sein religiöses Gedicht „Palästina", welches, bald in ganz England beliebt, in die wälische Sprache übersetzt und als Oratorium componirt, jetzt bei vielen ernsten Feierlichkeiten in England aufgeführt wird. Schon mit großem Ruf und den glänzendsten Aussichten machte er 1805 und 1806 eine Reise durch Schweden, Norwegen, Finnland, Rußland und Deutschland, soweit Napoleons Herrschaft dieß den Engländern damals vergönnte. Er brachte viel schätzenswerthe Bemerkungen über die russische Geistlichkeit mit, Material zu einer Geschichte der Kosacken, die herkömmlichen englischen Vorurtheile über deutsche Universitäten, aber Liebe für die deutsche Sprache, in der er sich selbst viel geübt. Dem reichbegabten Jünglinge standen die Pfründen seiner Familie offen. Mit mehr Ernst und Beruf als meist die englischen Patronatsherrn und Pfarrer und mit patriarchalischer Hingebung zu seinen Pfarrkindern, verwaltete er

von 1807—22 das Pfarramt zu Hodnet in Shropshire. Bekannt in jeder Hütte, mit jedem Kinde, Allen ein thätiger Rather, war er in ganz England als aufrichtiger und milder Kämpfer für den Glauben und seine Kirche, als Dichter von Kirchenliedern, als Forscher in der Schrift, als Historiker geschätzt, als er den Ruf zum Bisthum Calcutta erhielt. Nachdem er von seiner Gemeinde in einem rührenden Hirtenbriefe, der als ein Muster gilt, Abschied genommen, segelte er 1823 nach Indien. Sein kurzer Aufenthalt daselbst, seine beiden ungeheuern Visitationsreisen durch das mächtige Reich, die Nachrichten, die er davon in seinen Briefen und Tagebüchern hinterlassen, und der Tod, den er dabei mitten im angestrengten Berufe fand, haben ihm seinen europäischen Namem verschafft. Ausgerüstet mit Liebe und Beharrlichkeit zu dem großen Werke, mit möglichster Kenntniß der orientalischen und aller der Pracht, welche seine Stellung, gemäß den Vorstellungen der morgenländischen Völker, forderte, trat er im Jun. 1824 die erste Reise an. Nachdem er die westlichen flachen Theile Bengalens bis Dhaka besucht, schiffte der christliche Bischof auf einem Fahrzeug, von Mohammedanern gesteuert, den heiligen Gangesstrom hinauf, besuchte das Gebirgsvolk der Puharri, das alte Patna und das uralt heilige Benares. Von Allahabad wandte er sich nördlich abwärts vom Ganges in das den Briten verbündete Königreich Oudh und drang bis Almorah, der äußersten britischen Besitzung, wo er die eisbedeckten Gipfel des Himalaya, denen nichts auf Erden gleicht, in ihrer majestätischen Schönheit erblickte. Von hier sich wieder südwärts wendend, besuchte er die Kaiserstadt Delhi und durch die Staaten von Radschputana über Jugerit nach Bombay reisend, schiffte er sich hier (im Aug. 1825) nach Ceylon ein. Kaum von dieser heiligen Insel in Calcuttta wieder angelangt, treibt sein rastloser Eifer ihn zur zweiten Visitationsreise nach der Küste von Coromandel, wo er, in Tritschinopoly, am 3. April 1826 sein wirkungsreiches Leben beschließt. Man fand ihn todt im Bade. Wo er erschien, bei Hindus, Moslems und Christen kam H. als Bote des Friedens und der Versöhnung; Liebe, Anhänglichkeit, Begeisterung folgte dem edeln Menschenfreunde. Für das Christenthum in Indien hoffte er nur etwas durch Ausdehnung des Schulunterrichts, nicht durch Zelotismus der Missionaire; er suchte die bengalische Kirche mit der altorientalischen Christenkirche in Verbindung zu bringen, wohingegen auch dieser ausgezeichnete Mann sich nicht von dem alten Vorurtheil der Episkopalen gegen die presbyterianischen Sekten ganz frei zu machen wußte. Ungemein war die Trauer um seinen Tod. Seine Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand des Wunderlandes Indien werden lange eine Quelle und ein Muster bleiben, wie ein englischer Reisebeschreiber beschreiben sollte. S. „Narrative of a journay through the upper provinces of India" (2 Bde., London 1828). H. hat unstreitig ein tief poetisches Gemüth. Auch als Skizzenzeichner hat er Verdienste und besonders das eine, uns fern liegende, kaum von Europäern berührte Gegenden vor Augen gebracht zu haben. Kaum begreift man, wie der von seinen Berufsgeschäften überladene Reisende noch so viel Zeit und Munterkeit haben konnte zu einem solchen Tagebuche. Freilich erdrückte ihn auch die Arbeit. Ihr unterlagen auch beide nach Heber dorthin gesandte Bischöfe. Seine Witwe gab seine Lebensgeschichte („The life of Riginald Heber" (2 Bde., London 1830, 4.), mit Auszügen aus seinem Briefwechsel und dem Tagebuch seiner Reise

durch Norwegen, Schweden, Rußland und Deutschland heraus. Ueber sein Leben und seine Reisen durch Indien siehe die umfassende Zusammenstellung in dem empfehlenswerthen Werke: „Reginald Heber's Leben und Nachrichten über Indien, nebst einem Abrisse der Geschichte des Christenthums in Indien von Friedrich Krohn" (2 Bde., Berlin 1831). In der Kirche zu Hodnet ward ihm 1829 ein Denkmal gesetzt.

Hebert (Jacques René), während der franz. Revolution Père Duchêne einer der eifrigsten Schreckensmänner, geb. 1755 zu Alençon kam jung nach Paris, um sein Glück zu machen, fand aber nur Gelegenheit, seine Anlagen verderblich zu entwickeln. Nachdem er einige Zeit mit Betrügereien sich durchgebracht hatte, wurde er Billeteur an einem kleinen Theater, aber wegen Veruntreuung bald fortgejagt. Bei dem Ausbruche der Revolution gab ein gewisser Lemaire ein Journal u. d. Tit.: „Père Duchêne", heraus, das er in den Straßen vertheilen ließ, und wodurch er die untere Volksclasse mit der neuen Verfassung und andern revolutionnairen Vorgängen bekanntmachte. Die Jakobiner setzten diesem Blatt einen andern „Père Duchêne", von H. herausgegeben, entgegen, in welchem sie auf die pöbelhafteste Weise täglich den König, die Königin und die königl. Familie beleidigten. So wurde H. allmälig der Held des Pöbels. Nach dem 10. August wurde er Mitglied der Commune. In eine Verschwörung mit dem Maire Pache und andern wüthenden Jakobinern verwickelt, wurde er verhaftet; allein ganz Paris begehrte seine Freilassung. H.'s Sieg zog unmittelbar die Auflösung der Commission der Zwölf nach sich, und der größte Theil der Conventsmitglieder, woraus sie bestand, wurde geächtet. Dann erschien H. unter den Anklägern der Königin; er beschuldigte sie Verbrechen, welche die Natur empören; auch war er einer der Commissaire der Municipalität, welche im Temple die unglücklichen Kinder Ludwigs XVI. verhörten und die schmählichsten Fragen an sie stellten. Selbst Robespierre mißfiel der darüber erstattete Bericht. H. verband sich daher mit Chaumette, um die Partei, deren Häupter sie waren, zu verstärken; durch sie und durch Rousin, den Chef der revolutionairen Armee, machte sich H. zum Herrn der Clubbs der Cordeliers, die seit lange im Besitz der Mittel waren, die Volksmasse in Bewegung zu bringen. Er veranstaltete daher die Feste der Vernunft; dann klagte er Danton an, die Natur der Freiheit und die Charte der Menschenrechte verletzt zu haben. Diese Verwegenheit schreckte Robespierre und Danton; und, wiewohl heimliche Feinde, vereinigten sie sich doch zur Vertilgung dieser neuen Faction und ließen H. und einige seiner Anhänger verhaften. Mit der Freiheit verlor H. allen Muth. Er wurde den 24. März 1794 auf das Blutgerüst geschleppt; man hatte noch Niemand feige sterben gesehen als ihn. Seine Gattin, eine ehemalige Nonne, wurde wenige Tage nach ihm hingerichtet.

Hebezeug, 1) im weitern Sinne alle Werkzeuge, welche dazu dienen, eine Last mit Vortheil in die Höhe zu heben. Zu den einfachen gehört der Hebel, das Rad an der Axe, die Scheibe, die Schraube, der Keil; zu den zusammengesetzten die Hebelmaschine, Hebelade, Hebebock, Stangenkunst, Walzen, Winden, Göpel, Haspel, Krahn, Flaschenzug, auch rechnet man hydraulische Maschinen dazu, welche eine Last heben; 2) im engern Sinne so v. w. Hebelade. 3) eine Maschine, um mit verhältnißmäßig geringer Kraft große Lasten schnell und mit Sicherheit in die Höhe zu heben; wird bei der Artillerie vorzüglich dazu gebraucht, die Geschützröhre von größerem Kaliber in

die Laffetten zu legen, oder von denselben abzuheben. Jedes Hebezeug besteht aus drei oder vier, oben durch einen starken eisernen Bolzen verbundenen hölzernen Schenkel, zwischen welchen oben ein Flaschenzug angebracht ist, dessen Tau durch eine unten an den Schenkeln angebrachte Welle aufgewunden und mithin der untere Kloben mit der daran befindlichen Last gehoben wird. Sie werden nach der Zahl der Schenkel drei- oder vierschenkelige Hebezeuge genannt.

Hebräer, bekanntes Volk; so genannt, entweder weil sein Stammvater Abraham von Eber abstammte, oder wahrscheinlicher von dem Worte Eber, d. h. Ankömmling, Fremdling, weil Abraham mit seinem Stamme über den Euphrat her kam. Thara, ein Nachkomme Sems, Emir seines nomadisirenden Stammes, war i. J. 2000 v. Chr. in das Land Haran in Mesopotamien eingewandert. Als auch hier der Götzendienst sich verbreitete und Abraham, dessen Sohn und Nachfolger, fürchtete, daß auch seine Familie und sein Stamm von der Abgötterei angesteckt werden möchte, so beschloß letzterer, diese Wohnsitze wieder zu verlassen und sich mit seinem Brudersohne, Lot, nach Kanaan zu begeben. Ein Besitzer zahlreicher Heerden zog er im Lande umher und erhielt von Gott die Verheißung, daß er einst das Land Kanaan als Eigenthum besitzen und sein Volk groß, reich und geehrt werden solle, indem aus demselben der Messias kommen werde. Auch führte Abraham zum Zeichen der besondern Verbindung mit Gott die Beschneidung ein. Isaak, den sein Weib Sara in hohem Alter ihm gebar, ererbte mit des Vaters Besitzungen seinen Geist und ward nicht minder ein standhafter Anbeter Jehova's. Isaak's Sohn, Jakob, folgte seinem Vater und stiftete später durch seine zwölf Söhne die 12 Stämme Israels. Der jüngste, Joseph, durch den Verrath seiner Brüder als Sklave nach Aegypten verkauft, aber hier nach mannichfachen Schicksalen in die Priestercaste aufgenommen und zur Würde eines Staatsverwesers über das ganze Reich erhoben, rief 1847 v. Chr., zur Zeit einer großen Theurung, seine Familie in Aegyptens Weideland, Gosen genannt, wo dieselbe, jeder Verbindung und Vermischung mit den Eingebornen hartnäckig widerstrebend, wenigstens dem Haupttheile nach, 400 Jahre lang nomadisirte und sich so ansehnlich ausbreitete, daß die 70 einwandernden Seelen auf drittehalb Millionen, unter welchen 600.000 streitbare Männer waren, anwuchsen. Nach Josephs Tode von den Pharaonen in Memphis, denen die neuen Colonisten immer gewaltiger und furchtbarer wurden, grausam bedrückt und die Verheißungen auf Kanaans Besitz immer lebhafter umfassend, entwickelte sich in den Hebräern eine Reife zur Revolution, sodaß Moses, einem höhern Rufe folgend und vertrauend, den Entschluß, dasselbe in das Land ihrer Hoffnungen zurückzuführen, mit der Beistimmung ihrer Stammhäupter ausführen konnte. Begleitet von Aaron, seinem beredten Bruder, erlangte er endlich bei Pharao die lange verweigerte Entlassung der Hebräer und führte sie an den arabischen Meerbusen hin, um, nach erfolgter Vereinigung mit seinen übrigen Landsleuten am Sinai durch das Meer zu setzen, als Pharao, die ertheilte Entlassung bereuend, ihnen nachsetzte, aber während Moses unter Begünstigung der Nacht an einer nicht breiten Stelle glücklich durch die Ebbe ging, mit seinem ganzen Heere in der am Morgen zurückkehrenden Fluth seinen Tod fand. Durch dieses Ereigniß von Neuem in seinem Ansehen bestätigt, gleichwohl durch die Halsstarrigkeit seines undankbaren

Volkes in schneller Durchführung seines edlen Planes gehindert, führte er dasselbe, nachdem er auch auf seines Schwiegervaters, Jethro, Vorstellung es im dritten Monate am Sinai dem Herrn geheiligt und ihm die Gesetze der zehn Gebote gegeben, statt sogleich einen Angriff auf Kanaan zu unternehmen, um es zur Folgsamkeit gegen sein Führer und zur Standhaftigkeit zu gewöhnen, 40 Jahre lang in der arabischen Wüste umher, während deren die ältere Generation einer jüngern kräftigern Platz machte und selbst Moses und Aaron, welche an dem Entwurfe eines künftigen umfassenden Gesetzbuches arbeiteten, den Einzug in das gelobte Land nicht erlebten. Nach Moses Tode ward Josua, dessen Schüler und Freund, Heerführer und setzte 1450 v. Chr. die Stämme, von denen einige, nämlich der Stamm Ruben, Gad und der halbe Stamm Manasse schon den Besitz der zur Viehzucht geeignetsten Gegenden diesseits des Jordans ergriffen hatten, über diesen Fluß. Die Eingebornen setzten sich zur Wehr, da sie aber unter sich selbst uneinig waren, so entschieden in dem siebenjährigen Eroberungs- und Vertilgungskriege zwei Hauptschlachten über das Schicksal von Palästina, das, obgleich noch nicht völlig in den Händen der Israeliten, doch so gut wie unterworfen betrachtet werden konnte. Denn während ein Theil der alten Bewohner vernichtet und ein anderer ausgewandert war, blieben nur noch einige unbesiegte Stämme (besonders die Jebusiter, Richter 1, 19 f. 2, 2. 3, 1) zurück. Aber zu früh, ehe noch die Eroberung vollendet war, ward zur Theilung des Landes geschritten, sodaß nach Maßgabe der Stärke des Stammes und der Güte des Landes auch die noch übrigen 10½ Stämme: Simeon, Juda, Dan, Naphtali, Asser, Isaschar, Sebulon, Benjamin, Ephraim und die andere Hälfte Manassa ihren Antheil, der Stamm Levi aber wegen seiner priesterlichen Bestimmung 48 Städte und 6 Freistätte in den Besitzungen der übrigen Stämme erhielten. Die Stämme Ruben, Gad und die Hälfte von Manassa zogen, wie schon gesagt, in das reiche Viehweide darbietende Land diesseit des Jordans. Die Grenzen dieses Landes behaupten dieselben bis zur Zeit Sauls, wo die drittehalb Stämme, nach glücklicher Besiegung von vier angrenzenden arabischen Völkern, das Land derselben einnahmen, sich bis Gilead ausbreiteten, unter David ihren Sitz befestigten und erweiterten, unter Salomo die später berühmte, noch jetzt mächtige Ueberbleibsel aufzeigende Stadt Tadmor erbauten und ihre Ansiedelung bis zur assyrischen Gefangenschaft behaupteten. Während jene Stämme sich so ausbreiteten, zog sich auch der Anwachs der übrigen Stämme theils tiefer in die weidereichen Gegenden Arabiens, theils gegen Osten hinein; besonders wurden die Kanaaniter immer weiter zurückgedrängt. Nach der Constitution Mosis, dessen klarer Blick seines Volkes Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft überschaute und den Bedürfnissen derselben im Licht einer sehr geläuterten Religiosität mit frommem Sinn durch eine, einer unendlichen Vervollkommnung fähigen Verfassung zu entsprechen suchte, entwickelten sich nun in den 12 Stämmen eben so viele föderirte Freistaaten unter dem Principe der Theokratie, welche sich in Moses und nach ihm in Josua repräsentirte und sich forthin in ihrem gemeinschaftlichen Oberhaupte und Oberpriester repräsentiren sollte. Als nach Josua's Tode dem jungen Staate ein allgemeiner Heerführer fehlte, der die vortreffliche Verfassung geistig belebt hätte, so konnten weder die äußere Form die Eifersucht der sich immer mehr von einander loslösenden Stämme unter-

drücken, noch die selbst ausartenden Priester den zunehmenden Verfall des ohnehin politisch nicht abgerundeten, in seinem Schooße, an den nicht vertilgten alten Bewohnern noch viele nie ruhende Feinde nährenden Landes und der Verfassung hindern. Daher wurden die Hebräer nicht bloß bald der Religion und Verfassung ihrer Väter untreu, sondern sahen sich auch von den benachbarten Völkerstämmen von innen und außen öfters beunruhigt oder gar unterjocht. So wurden sie, nachdem sie von der Herrschaft Kuschan Tischataims, Königs von Mesopotamien, der sie acht Jahre lang als verächtliche Sklaven behandelte, befreit worden waren (Richt. 3, 8.) und von Eglon, König der Moabiter, der sich mit den Ammonitern und Amalekitern verbunden hatte, und andern Beduinen unterjocht worden waren, endlich von den Philistäern sogar ihrer Heiligthümer und Bundesurkunden beraubt und vierzig Jahre lang in der Sklaverei gehalten und der ganze Staat würde sich ohne Zweifel ganz aufgelöst haben, wenn nicht, außer der Gefahr selbst, theils die Eifersucht der fremden Stämme unter sich selbst, theils die Großthaten ausgezeichneter Patrioten die Verbindung der einzelnen Stämme erhalten und befestigt hätten. In diesem Heldenzeitalter der Israeliten nämlich, ungefähr gegen 400 Jahre umfassend, standen den Stämmen Oberhäupter unter dem Namen Richter vor, welche, wie besonders Simson 1150 v. Chr. durch ihren Heldenmuth, auch durch ihre Abenteuer den Feinden oft fürchterlich wurden und ihre Landsleute befreiten. Vgl. Buch d. Richter. Unter diesen leitete Samuel, ein Prophet im höchsten Sinne des Worts, eine sehr zeitgemäße und vortreffliche Reform der Gesetzgebung ein und gründete in den Prophetenschulen National-Akademien. Auch Gad und Nathan, in seine Fußstapfen tretend, zeichneten sich aus. Allein besorgend, daß das Richteramt erblich werden und an Samuels ungleiche Söhne gelangen möchte, und die Nothwendigkeit eines Anführers im Kriege fühlend, forderte die Nation nach dem Beispiele anderer Völker einen König. Samuel, in der Monarchie für Freiheit, Verfassung und Gesetz fürchtend, gab nur schwer nach und salbte, wiewohl weder mit unumschränkter Gewalt, noch allgemeiner Zustimmung, Saul 1095 v. Chr., der zwar mehre Siege erfocht und allgemeine Anerkennung sich erwarb, aber mit Samuel zerfiel und dadurch seiner Familie die Königswürde verscherzte, indem derselbe 1063 v. Chr. David zum künftigen König salbte, der nach Sauls Tode, obgleich anfangs von der Mehrzahl der Stämme, die Sauls Sohne, Isboset, anhingen, nicht anerkannt, auch wirklich succedirte und, obschon nicht ohne Schwächen und oft beunruhigt, theils durch glänzende Siege über die Jebusiter, Philistäer, Amalekiter, Edomiter, Moabiter, Ammoniter und das mächtige Zeba (Nisibis), theils durch kräftige Belebung des Handels und Eröffnung neuer Handelsverbindungen, besonders mit Tyrus, theils durch die einflußreichen Reformen der gesammten Kirchen- und Staatsverfassung, besonders aber durch seine Bemühungen für allgemeine Cultur und Religiosität sein Volk beglückte, aber auch zugleich den Grund zur künftigen Trennung und zum gänzlichen Verfall des Staates legte. Denn indem die Nation unter seiner und seines Sohnes Salomo Regierung den höchsten Culminationspunkt ihrer Macht und Blüthe erreichte und ihr goldenes Zeitalter lebte, so zog doch die allzugroße Pracht des Cultus zu sehr zum Sinnlichen hin, die Einführung ausländischer Sitten und fremder Gebräuche verderbte den Nationalcharakter und die Sittlichkeit

des Volkes zu sehr, es fielen fortwährend zu viele unterjochte Völker wieder ab; es erzeugte sich endlich unter der Eifersucht der übrigen Stämme, besonders Ephraims, auf den regierenden Stamm, sowie der Unzufriedenheit des mit Frohndiensten und Abgaben belasteten Volks zu viel Zunder innerer Unruhen, als daß es möglich gewesen wäre, diesen Höhepunkt lange zu behaupten, um so mehr, da Salomo, bei aller Regenten-Weisheit und Güte, später diesen Gährungsproceß selbst beförderte. Nachdem er als junger König nur durch Strenge den Thron behauptet, das Wohl und Ansehn seines Volkes vermehrt, die Residenz besonders durch einen Tempel und Pallast verschönert, den Handel und die Schifffahrt begründet und erweitert, den Glanz der Religionsübung erhöht, für allgemeine Cultur unermüdet gewirkt, kurz die Pläne seines Vaters im Geist desselben weiter verfolgt hatte, hatte er doch durch seinen Luxus und seine Prachtliebe, so wie durch seinen spätern Hang zu ausländischen Sitten die Unzufriedenheit seiner Unterthanen so sehr auf die Regierung geladen und zugleich die Constitution und Nationalität seines Volkes so wenig befestigt und gesichert, daß er zwar bis an sein Ende ruhig und noch unumschränkter als sein Vater herrschte, aber auch zugleich das Reich in einem Zustande hinterließ, welcher zum Ausbruche der völligen Spaltung reif war, und Jerobeam, der seinem Vater folgte, war so wenig im Stande, das drohende Ungewitter zu beschwören, daß vielmehr sein unkluges Benehmen gegen die um Minderung der Auflagen bittenden Abgeordneten 10 Stämme zum förmlichen Abfall brachte. Der hebräische Staat theilte sich nun in die Reiche Juda und Israel. Zu Israel gehörten die 10 Stämme: Ephraim, Dan, Simeon, Manasse, Isaschar, Sebulon, Asser, Naphtali, Gad und Ruben; die Haupt- und Residenzstadt war anfangs Sichem, dann Tirza, später Samaria. Zum Reiche Juda gehörten: die beiden Stämme Juda und Benjamin; die Hauptstadt war Jerusalem. Jedes Reich hatte seine eigenen Könige, nämlich Israel: Jerobeam I., Nadab, Baesa, Ela, Simri, Omri, Ahab, Ahasja, Joram, Jehu, Joahas, Joas, Jerobeam II., Sacharja, Sallum, Menahem, Pakaja, Pekah, Hosea; das Reich Juda: Rehabeam, Abija, Assa, Josaphat, Joram, Ahasja, Athalia, Joas, Amazia, Usia, Jotham, Athas, Hiskias. Die Geschichte des gänzlichen Verfalls des Reichs beschreibt 1 Kön. 12. Cap. ff. 2. Kön. 2. Chron. 10 ff. Obgleich Israel der größere und volkreichere Staat war, so war doch Juda durch den Besitz der alten Hauptstadt, des Tempels und des Priesterstandes wichtiger und erhielt sich, während ersterer, von meist schlechten Königen beherrscht, nicht viel über 250 Jahre bestand, fast 400 Jahre. Zwar verhinderte die Erklärung des Propheten Schemaja einen sogleich drohenden Bürgerkrieg, und Israel suchte der Religionsübung durch Anlegung eigener Heiligthümer zu Statten zu kommen, allein, wenn auch mehre seiner Könige der Religion ihrer Väter treu blieben, so fehlte dem Volke doch ein Nationalheiligthum, und der ausländische Götzendienst mit allen Greueln seiner Sittenlosigkeit mußte um so leichter Eingang finden, da überdieß die monarchische Verfassung in Despotie ausartete und häufige Thronveränderungen und Ausrottungen der regierenden Familien erfolgten. Der gänzliche Untergang beider Reiche konnte aber um so weniger lange ausbleiben, da die Eifersucht zwischen denselben endlich in offene Fehde ausbrach und jede gemeinschaftliche Vertheidigung gegen äußere Feinde verhinderte, und so auch Juda dem

unvermeidlichen Untergange um so mehr entgegenführte, da auch hier der Götzendienst eindrang und mehre Könige, gegen den Rath der Propheten, welche den Staat moralisch zu erhalten suchten, verderblicher Fehler sich schuldig machten. Die Verkündigung der Propheten von dem bevorstehenden, nur durch Rückkehr zur Constitution ihrer Väter und Besserung abzuwendenden Untergange der Reiche ging in traurige Erfüllung, als Israels Könige, seit 771 v. Chr. den aufblühenden Assyriern zinsbar gemacht, in einem Versuche, wieder unabhängig zu werden, von denselben unter dem Assyrer Salmanassar völlig vernichtet und die Einwohner theils in andere Länder Asiens, größtentheils jenseits des Euphrats, verpflanzt, theils mit den neuen Colonisten vermischt wurden. Die 10 Stämme, welche auf diese Weise weggeführt waren, verschwanden gänzlich mit der Zeit unter den Völkern, mit denen sie vermischt worden waren, und alle Vermuthungen, daß sie nach Amerika ausgewandert oder nach Ungarn, Schweden gekommen, daß sie in die Gothen übergegangen, daß sie noch in Madagascar vorhanden, oder unter den chinesischen oder den cochinchinesischen Juden oder gar in Otaheiti versteckt wären, haben sich als völlig grundlos erwiesen. Nur in Ispahan trifft man Juden, die sich für vom Stamm Levi entsprossen ausgeben und hauptsächlich Glashandel treiben. Juda's Könige waren dagegen seit 677 vor Chr. bald babylonischer, bald ägyptischer Herrschaft unterworfen, und endlich wurde das Reich dem großen babylonisch-chaldäischen Staate als Provinz einverleibt und die Einwohner in die Gefangenschaft geführt. Nachdem die Hebräer 52 Jahre im Exil, im Allgemeinen unter nicht drückenden Verhältnissen, sich aufgehalten und, während einige ihres Volkes sogar zu Staatsämtern gelangten, in ihren Ansiedelungen einheimisch geworden waren, zerstörte der Perserkönig Kyros das chaldäisch-babylonische Reich und ertheilte 537 v. Chr. den unter seine Botmäßigkeit gekommenen Hebräern die Erlaubniß zur Rückkehr in ihr Vaterland. Der größte Theil blieb zurück; nur 42.360 Männer mit ihren Familien, aus dem ehemaligen Reiche Juda, weshalb die Hebräer nach dem Exil Juden genannt wurden, zogen in zwei Karavanen unter Esra und Nehemia in das Land ihrer Väter ein, setzten sich anfänglich zu Jerusalem fest, nahmen bald die Provinzialstädte von Juda und Benjamin ein und gründeten, unter persischer Oberherrschaft, einen neuen, nach der Mosaischen Constitution sich gestaltenden, Hohepriester und Aelteste an seine Spitze stellenden Staat, in welchem sie, obwohl die Opfer mit Abgaben beschwert wurden, ziemlich ruhig lebten. Auch Jerusalem und der Tempel wurden, nach vergeblichem Widerspruche der von dem Tempelcultus ausgeschlossenen Samaritaner, wieder aufgebaut, unter Esra's und Nehemia's Leitung die Schriften Mosis, die Geschichtsbücher und Propheten gesammelt und die große Synagoge, zur Auslegung derselben, sowie einzelne Landessynagogen eingesetzt. Ob aber gleich durch die jährlichen Festreisen der Juden nach Jerusalem hier sich große Reichthümer anhäuften und der Stadt und dem Tempel einen nie gesehenen Glanz verliehen, die Juden auch durch ihre Erwerbthätigkeit ihre Vorfahren weit hinter sich ließen, so konnte doch der Staat um so weniger sich wahrhaft begründen und erblühen, da nicht allein der Buchstabendienst grübelnder Schriftgelehrten die, ohnehin für die gegenwärtigen Verhältnisse untaugliche Mosaische Constitution noch mehr entstellte, sondern auch der Staat selbst den gewaltigen Umwälzungen aller politischen Ordnung,

sich nicht zu entziehen vermochte. Zwar blieb das Schicksal der Juden unter dem Eroberer des persischen Reichs Alexander dem Großen, und den nach seinem Tode erfolgenden Kriegen zwischen seinen Feldherren insofern erträglich, als sie ihre Freundschaft erkaufen konnten und Ptolemäus von Aegypten den in seine Hände fallenden jüdischen Colonien sogar Vorrechte vor den Eingebornen ertheilte und viele Juden als Colonisten nach Aegypten, besonders nach Alexandrien zog; allein, als sich die Juden auf die Seite der syrischen Könige schlugen, wurden sie eine Beute derselben. Seleukos versuchte ihren Tempel zu plündern, und Antiochos IV. beschloß die Ausrottung ihrer Religion, deren Verfall die selbstsüchtige Politik ihrer Priester, besonders die Intriguen wegen der hohenpriesterlichen Würde, bereits herbeigeführt hatten. Zwar das Volk, festhaltend am Cultus seiner Väter, widersetzte sich; und als Antiochos eine Statue des Zeus im Tempel zur Verehrung aufstellen ließ, auch mehre Juden bereits den Märtyrertod gestorben waren, trat Judas der Makkabäer an der Spitze einer bewaffneten Schaar, aus Judäa's Gebirgen hervor, schlug die Syrer und stellte in dem eroberten Jerusalem den alten Cultus wieder her. Er und seine beiden Brüder Jonathan und Simon, vollendeten als hohe Priester das Werk der Befreiung und Letzterer ward von seinem dankbaren Volke zum Fürsten erhoben, der seinem Sohne, Johannes Hyrkanos, das Reich unabhängig und durch Bündnisse mit den Römern gesichert übergab, welches dieser durch Siege über die Samariter und Idumäer erweiterte, durch Einsetzung des hohen Rathes mit einer festen Verfassung beschenkte und, wie auch sein Sohn und Nachfolger, Judas Aristobulus, der die Königswürde annahm, und Alexander Jannäus, des letztern Nachfolger, der Gaza eroberte, durch inneres Cultur und Moralität erhob. Allein während dessen hatten sich die religiös-politischen Secten der Pharisäer, Sadducäer und Essäer gebildet und erstere beiden riefen Factionen herbei. Denn nach dem Tode der Königin Salome machten sich ihre Söhne, Hyrkanos und Aristobulos, die Krone streitig, und Pompejus, von letzterem zum Schiedsrichter ins Land gerufen, eroberte dasselbe für den schwächern Hyrkanos und stürzte so den bisherigen jüdischen Staat. Jerusalems Mauern wurden niedergerissen, das Land als römische Provinz betrachtet und zinsbar gemacht und der Familie der Makkabäer (Hasmonäer) die Königswürde genommen. Hyrkanos ward Hoherpriester und Ethnarch, und da des Aristobuls Söhne durch neue Empörungen das Reich zu befreien versuchten, drängte sich mit falscher Freundschaft Antipater von Idumäa als römischer Procurator in Hyrkans Familie ein. Vergebens suchten Unzufriedene Antigonos, Aristobuls Sohn, mit Hülfe der Parther auf den Thron zu setzen. Kaum 5 Jahre vermochte er sich in Jerusalem zu behaupten, als ihn der fremde König Herodes, von den Römern unterstützt, verjagte und den letzten Makkabäer hinrichten ließ. Obgleich Herodes die Juden durch den prächtigen Tempelbau sich geneigt zu machen strebte, so ward er doch um seiner Grausamkeit willen und durch den Druck, welchen die Römer überhaupt über sie ausübten, gefürchtet und gehaßt. Und indem theils der Hof selbst Sittenlosigkeit verbreitete, theils der Gottesdienst in geist- und herzloses Ceremonienwesen immer mehr ausartete, reifte das Volk immer mehr einer offenen Empörung entgegen. Vergebens suchte Christus sein Volk durch eine gänzliche Reform der ausgearteten mosaischen Religion und moralische Besserung vom völligen Untergange zu ret-

verdient um so mehr Beachtung, als es einen neuen Beweis liefert, daß der Kreis der religiösen Vorstellungen der Juden sich bedeutend verändert habe; in ihm findet sich die erste deutliche Spur der Idee von bösen Geistern. Wichtiger wurde für die jüdische Literatur die Rückkehr des Volkes nach seinem Vaterlande (336) und die Wiederherstellung des Mosaismus. Esra (s. d.) bildete ein Collegium von 120 gelehrten Juden, dem er den Auftrag gab, die alten National-Werke zu sammeln. Er wollte hierdurch dem Volke einen festen Religionskanon geben, und eine Quelle eröffnen, aus der die Priester stets die reinen Lehren des Mosaischen Monotheismus schöpfen könnten. Sein Nachfolger Nehemia suchte diese Absicht durch Errichtung einer Tempelbibliothek noch vollständiger zu erreichen. Mit größerer bildenden Kraft, als die Ober-Asiaten, wirkte der mit Alexander dem Großen zunehmende Verkehr der Juden mit den Griechen auf das religiöse und geistige Leben der Erstern. Die vorhandenen jüdischen Schriftwerke jenes Zeitraumes sind in griechischer Sprache abgefaßt; die hebräische Urschriften palästinischer Juden sind von griechischer Uebersetzung verdrängt worden. Als eine der wichtigsten literarischen Erscheinungen ist die, unter dem Namen der Septuaginta (s. d.) bekannte, griechische Uebersetzung des A. Test., die älteste und angesehenste unter mehrern vorhandenen zu betrachten. Sie wurde zu verschiedenen Zeiten (285—130?), in Alexandria, zuerst auf Veranlassung des Königs Ptolemäus Philadelphus, von ägyptischen Juden verfertigt, wahrscheinlich nicht ohne Genehmigung und Mitwirkung des hohen Raths in Jerusalem (vgl. d. Art. Bibel). Die, an wichtigen Abweichungen reiche, bisweilen willkürliche samaritanische Recension des Pentateuchs scheint in dieser Zeit überarbeitet und in ihre heutige Gestalt gebracht worden zu seyn. Zweifelhaft ist, obschon jetzt mit umschreibenden Uebersetzungen der kanon. Bücher in das Chaldäische, den Tragumim, der Anfang gemacht worden sey; das Bedürfniß derselben läßt sich kaum bezweifeln, da die Landessprache der Juden nicht mehr hebräisch, sondern syrisch-chaldäisch war; aber den von uns erhaltenen Werken dieser Art scheinen auch die ältesten in spätere Zeit zu gehören. Die jetzt erschienenen Schriften lassen sich ihrem Inhalte nach in folgende Klassen eintheilen: 1) sittliche, die von Jesus Sirach in Aegypten (140) aus dem Hebräischen seines Großvaters in das Griechische übersetzten, sinnvollen kräftigen, für alle Zeitalter beherzigenswerthen Sittensprüche und kurzen Betrachtungen, und Lebensvorschriften; das freisinnigkühne Buch der Weisheit (100?) in neu philosophischem Tone; das elegisch-didaktische Buch Baruchs. 2) Geschichtsbücher, die beiden Bücher des Pseudo-Esras (250?), reich an glaubwürdigen Nachrichten; 1. Buch der Makkabäer (n. 161), treu und gehaltvoll; 2. Buch der Makkab. (n. 135) unterscheidet sich durch den rednerischen Schmuck, enthält manche unverbürgte Ueberlieferung und nicht wenige Uebertreibungen; das Buch Judith, das Buch Esther und das 3. Buch der Makkab., aus ungewissem Zeitalter, theilen Sagen mit. 3) Lehrreiche und für den alten wahren Glauben begeisternde Dichtungen: die Geschichte des Tobias; die Geschichte der Susanna; die Erzählung vom Bel und Drachen zu Babylon; Gesänge und Gebete scheinen gegen Ende dieses Zeitraums verfaßt zu seyn. Der dritte Zeitraum umfaßt die Verbindung der Hebräer mit den Römern, ihre Unterjochung, Vernichtung als Nation und ihre Zerstreuung unter alle Völker des Erdbodens. Ihre Literatur nahm in dieser Folge mehr einen kritischen Charakter an, und beschäftigte sich vorzüglich mit Erklärung und Erläuterung der alten Nationalbücher, Lehren, Gesetze und Mei-

nungen, die ihnen als Erbschaft von den Vätern überliefert worden wären. Dieß Streben wurde durch die Bekanntschaft, welche sie mit den religiösen und philos. Systemen und Ansichten der andern asiatischen Völker in ihrer Gefangenschaft machten, angeregt; nicht weniger trug hierzu die griechische Literatur bei, die ihnen unter den syrischen Königen und durch den Aufenthalt vieler Juden in Alexandria nahe gebracht wurde. Einmal mit diesen bekannt, konnten ihnen das Uebergewicht das Platonismus, und der aus ihm hervorgegangenen Tochter, der eklektischen Philosophie, nicht entgehen. Wie der Platonismus in Griechenland sich angelegen seyn ließ, den groben religiösen Vorstellungen und vernunftlosen Mythen der Götter einen edlern Sinn unterzulegen und sie allegorisch zu deuten: so regte er auch bei den Hebräern diesen Geist auf, und verursachte die Entstehung und Ausbildung der allegorischen Auslegung der heil. Schriften; indem sich der bessere Kopf und der kritische Vernunftgeist, die durch die geistige Anregung der griechischen Literatur aus dem alten dogmatischen Schlummer aufgerüttelt wurden, Mühe gaben, die Lehren und Aussprüche der alten Bücher mit den neuen philosophischen Vorstellungen und den Anforderungen das Bedürfniß nach höherer Vernunftbildung in Einklang zu bringen. So war die Bahn gebrochen zu einer theoretisch-mystischen Philosophie, für welche sich schon im vorigen Zeitraume durch Wort- und Buchstabenspiele einiger Stoff gesammelt hatte; jetzt pflanzte sie sich auch auf längere Zeit mündlich fort und gewann Vertrauen, ehe sie zum System reifte und in Schriften überging. Dieses System, die Kabbala, stützte sich auf die Emanationslehre von der stufenweis, in 10 Sephirot, bewirkten Entwickelung aller Dinge aus dem göttlichen Urwesen, und hatte einen theoretisch-magischen Charakter, der mannigfache Verwirrungen der Vernunft begünstigte. Dem durch seine Verbindung mit Bar.-Kocheba und durch die ihm deßhalb zuerkannte schauderhafte Todesstrafe bekannte R. Akiba (st. 120) wird das älteste kabbalistische Buch Jezirah, reich an Buchstaben- und Zahlendeutungen und von spätern Bearbeitern viel verfälscht, beigelegt. Uebersetzungen und chaldäische Umschreibungen der Religionsbücher, deren vormasorethischer Text zum Theil daraus zu erheben ist, erscheinen in nicht geringer Anzahl. Jonathan ben Usiel (90?) übersetzte die Propheten und Joseph der Blinde die Hagiographa. Es sind noch vorhanden des Pseudo-Jonathan Targum über den Pentateuch und ein jerusal. Targum über denselben, ein Targum über die fünf Megilloth, drei Targum vom Buch Esther und eins über die Chronik. Der vorzüglichste chaldäische Umschreiber oder vielmehr Uebersetzer ist Onkelos (120??), welcher freisinnig und mit Einsicht gearbeitet und den Sinn der Urschrift möglichst treu in reiner Sprache wiedergegeben hat. Exegetisch-kritische, grammatische und paläographische Bemerkungen, welche gelehrte Rabbinen, seit Rabbi Hillel (st. 10) über die heiligen Bücher gemacht hatten, pflanzten sich durch mündliche Ueberlieferung fort und wurden Masora genannt; ihre beträchtlichste Vermehrung erfolgte zwischen dem 3ten und 6ten Jahrhundert, in welchem sie auf der hohen Schule zu Tiberias gesammelt, aber nicht geschlossen wurde; der Vorrath wuchs fortwährend und nach dem in Handschriften davon gemachten Gebrauche wurde zwischen großer und kleiner Masora unterschieden; erst im 6ten Jahrhundert erfolgte die Anordnung dieser chaotischen Sammlung durch Rabbi Jakob ben Chajim. Die gelehrten Satzungen, Erläuterungen, zum Theil polemische nähere Bestimmungen, die religiös geordnete Volksgewohnheiten und Lebensverhältnisse betreffen, vermehrten sich in den bei-

den ersten Jahrhunderten beträchtlich, und bei dem Werthe, welchen Gläubige auf die Aussprüche älterer berühmter Lehrer legten, wurde es bald dringendes Bedürfniß, dieselben zu sammeln und zu ordnen. Solche Sammlungen veranstalteten die hohen Schulen zu Jerusalem und zu Tiberias; sie führen den Namen Mischna, das zweite Gesetz. Auch dieses erhielt neue, dasselbe berichtigende, erweiternde, beschränkende Erläuterungen und Zusätze, welche ebenfalls gesammelt und Gemara benannt wurden. Die jerusalemische Mischna wurde von Rabbi Juda Hakkadosch aus Sepphoris (st. nach 200) in 6 Theilen gesammelt. Die jerusalemische Gemara trug Juda's Schüler, Rabbi Jochanan ben Elisser (st. 279), mit Hülfe zweier Rabbinen zusammen. Beide, die Mischna und Gemara, machen den Talmud von Jerusalem aus, welcher späterhin (um 300) unterzeichnet und als gesetzlich verbindlich anerkannt wurde. Er erhält nebst vielen abenteuerlichen Grillen und kleinlichen Bestimmungen der Handlungsweise in allen Verhältnissen des Lebens, durch welche die gesellschaftliche Fortbildung und sittlich freie Veredlung der Juden gehemmt worden ist, einen, noch wenig benutzten großen Schatz von großartigen Gedanken und sinnbildlichen Belehrungen, alten Sagen und alterthümlichen und geschichtlichen Nachrichten. Die babylonische Mischna beziehet sich größeren Theils auf die von Juden außerhalb Palästina's zu beobachtenden Verordnungen und hat demnach einen, für allgemeiner eingetretene Verhältnisse des in allen Welttheilen zerstreuten und vom Verkehr mit Nicht-Juden lebenden Volkes entscheidenden Werth; sie wurde (nach 300) zu Tiberias gesammelt. Die dazu gehörige Gemara wurde um (400?) von Rabbi Ascher und nach diesem von Rabbi Joseph zusammengetragen. Beide, den babylonischen Talmud bildend, wurde ebenfalls um (500?) für gesetzlich verbindlich erklärt. S. Rabbinische Sprache u. Literatur.

Hebräische Sprache und Schrift. Die Sprache der Hebräer war eine Tochter des großen semitischen Sprachstammes, der sich in viele Verzweigungen spaltete, und über Arabien, Kanaan, Syrien, Armenien, Aethiopien sich verbreitete. Die hebräische Sprache hat, je nachdem das Volk mit diesem oder jenem Brudervolke näher in Verbindung kam, und seine Ideen und Vorstellungen mit fremden umtauschte, oder gar neue in seinen Denkkreis aufnahm, verschiedene Veränderungen erlitten. Sie wurde, wie ihre Literatur, durch den Einfluß der Nachbaren gebildet. Man kann daher auch in ihrer Kultur drei Perioden annehmen, in den sie mit fremdartigen Zusätzen vermischt wurde. Die erste umfaßt den Zeitraum von Abraham bis Moses, oder besser bis zur Zeit, als die Israeliten die Eroberung des verheißenen Landes vollendet hatten und anfingen, mit den Völkern Kanaans und Syriens in wechselseitige Berührung zu treten. Abraham's Sprache war die altaramäische: so lange das Volk mit seinen Stammvätern ein Nomadenleben führte, und die enggeschlossene Horde keinen bedeutenden Verkehr mit andern flog, mußte sich seine Sprache rein erhalten; als es aber nach Aegypten zog, dort einige Jahrhunderte an der Seite und in genauem Umgange mit den Aegyptern lebte (eine Nation, die an Kultur die Hebräer weit überragte, und einen Reichthum von Ideen und Kenntnissen besaß, die den Juden durchaus unbekannt waren, und für die sie also auch keine Ausdrücke in ihrer Sprache fanden), mußte es nothwendig durch mehre Vorstellungen von ihnen, zugleich aber auch entweder das ägyptische Wort so, wie es war, annehmen oder dasselbe hebräisiren; auf jeden Fall konnte sich die altaramäische Sprache der Hebräer nicht unvermischt erhalten, sie mußte ägyptische Zuflüsse an sich ziehen. Der vierzigjährige Zug durch die Wüste unter Moses brachte die Hebräer mit andern Nomaden-Völkern bald in

freundschaftliche, bald in feindselige Verbindung; die meisten waren arabischen Ursprungs; diesemnach erleichterte die Sprach-Verwandtschaft den Verkehr zwischen den Israeliten und den andern Völkern. Ein Umtausch der Ideen und ihrer Ausdrücke fand statt, und die hebräische Sprache erhielt von der arabischen neue Zusätze. Die zweite Periode erstreckt sich von der Eroberung Palästina's bis zur Rückkehr der Juden aus Oberasien. In diesem Zeitraume erweiterte sich das politische Leben der Juden, und auf seinem Schauplatze erschienen nach der Reihe verschiedene Nationen Syriens und Oberasiens. Während der Einnahme des Landes und unter den Richtern und den beiden ersten Königen konnte sich die Sprache nicht sehr verändern; die Vernichtungskriege, die sie anfangs und noch unter Saul, gegen die alten Landeseinwohner führten, pflanzten einen gegenseitigen Haß in die Gemüther der Völker, hoben jeden genaueren Verkehr auf, und verhinderten so die wechselseitige Aufnahme neuer Vorstellungen und ihrer Bezeichnungen. Erst unter David, der menschlicher kriegte und eroberte, nicht vernichtete, konnte sich ein lebhafterer Umtausch von Vorstellungen und Ausdrücken zwischen den Siegern, den Besiegten und Nachbaren bilden. Davids kriegerischer Geist hatte das Reich bis an die Gränzen Phöniziens ausgedehnt; Salomo, der von dem Heldensinne seines Vaters nichts besaß, aber desto größere Fähigkeiten zu den Künsten des Friedens, benutzte die Vergrößerung des Landes zur Kultur seines Volkes, und nahm hierin die Phönizier zum Muster; er baute phönizisch, richtete seinen Hofstaat nach dem des phönizischen Königs, und unternahm gemeinschaftlich mit diesem großen Kaufmannsvolke Handelsunternehmungen. Durch Beispiel und Aufmunterung rief er die Blüthenzeit der hebräischen Literatur und die Reife der Sprache zu vollkommener Selbstständigkeit: doch war ihm bei diesen Schöpfungen vorzüglich der phönizische Geist hülfreich, und dieser konnte nur durch sein Hauptmedium, die Sprache, Hülfe leisten. Der Nationalstrom der hebräischen Sprache wurde daher durch phönizische Bäche bereichert. Unter seinen Nachfolgern brachen die Stürme der assyrischen Eroberungszüge gegen Aegypten los; Palästina war die Heerstraße, und Aegypter, an die sich sonst immer die Judenkönige schutzsuchend lehnten, und Assyrier schlugen sich auf Israels Boden. Die Sprache der Hebräer mußte daher mehr oder weniger fremde Beimischungen erhalten. Endlich hoben die Assyrer das arme Volk auf, und schleppten es nach Medien. Hier erlitt die Sprache große Veränderungen; chaldäische Vorstellungen und ihre Bezeichnungen drängten in Menge bei ihr sich ein. Die Hebräer verließen selbst ihre alten Schriftzeichen und nahmen die chaldäischen an. Nach der babylonischen Gefangenschaft bis in das Zeitalter der Makkabäer verlor sich die alte Nationalsprache in die neuaramäische, und wurde zur todten Bücher-sprache. In der Zeit, da das Gros der Nation gefangen in Medien lebte, bildete sich aus der Vermischung der im Lande zurückgebliebenen Bewohner mit den neuen Ankömmlingen der samaritanische Dialekt aus; und aus der Vermählung des Althebräischen mit der chaldäischen Sprache ging das Jehudit hervor; in welcher Sprache die auf uns gekommenen Handschriften des alten Testaments verfaßt sind. Die 3te Periode umfaßt den Zeitraum der griechischen und römischen Herrschaft über die Juden. Vorzüglich üben die Griechen eine Art Tyrannei auf die Literatur und Sprache der Juden aus. Die ursprünglichen Handschriften der Juden mußten griechischen Uebersetzungen weichen, und vor allen waren es die alexandrinischen Juden, die ihre Volkssprache gräcisirten und sich immer weiter von dem alten Geiste der Nation entfernten. — Das Studium der hebräischen Sprache und Literatur blieb

die ersten Jahrhunderte hindurch im Alleinbesitze der Juden, und wurde von diesen auch in Italien (s. 1475) durch die Druckschriften einigermaßen veröffentlicht, bis es im Anf. des 16. Jahrh. in Deutschland von J. Reuchlin (s. d.), in Spanien von Anton Nebrissensis, bald darauf in Italien, Frankreich, Niederlanden ꝛc. unter den Christen erweckt ward, blieb aber länger als ein Jahrh. auf Methode und Vorarbeiten D. Kimchi's und Elias Levita beschränkt, wiewohl Joh. Forster (1557) schon eine Reform versuchte, W. Postel (st. 1581) die syrische und arabische Sprache mit der hebr. in Verbindung brachte und es nicht gänzlich an Gelehrten fehlte, welche mehre morgenländische Sprachen bearbeiteten und lehrten. Unter den um hebr. Literatur verdienten Buchdruckern sind D. Bomberg in Venedig, Rob. Etienne in Paris, Chph. Plantin in Antwerpen, Froben und Oporin in Basel, die Wechel in Paris und Frankfurt a/M. die berühmtesten. Gegen Mitte des 17. Jahrh. wurde die Bekanntschaft mit dem oriental. Sprachschatz umfassender und die Benutzung desselben für das Hebräische allgemeiner; die Behandlung der hebr. Sprache nahm einen wissenschaftlich-philologischen Charakter an; nur verhinderten die unter der Mehrheit fortgeerbten theol. Vorurtheile jüdischer Abkunft die Auffassung unbefangener Ansichten, und diesen war auch im Anfange des 18. Jahrh. die philosophische Demonstrationsmethode ungünstig. Durch Albert Schultens (s. d.) wurde die Verbindung des sich wechselseitig unterstützenden Studiums der hebr. und übrigen oriental. Sprachen, namentlich der arabischen, geltend gemacht und geistvoll und philologisch tief eingreifend veranschaulicht; er machte auf Analogie aufmerksam, sagte sich von der judaisirenden grammatikalischen Herkömmlichkeit los und bahnte einen Weg, welchen vorzüglich deutsche Orientalisten verfolgt und Geist und Eigenthümlichkeiten hebr. Schriftwerke schärfer und treuer erforscht und durch grammatikalische, lexikographische und kritisch-exegetische Arbeiten erläutert haben. — Hebräische Schrift. Die Juden besaßen schon in dem Zeitalter Moses eine Buchstabenschrift; sie hatten sie von den Phöniziern geliehen. Während ihrer Gefangenschaft vertauschten sie dieselbe mit der Quadratschrift der Chaldäer, und schrieben selbst ihre alten Religionsbücher in diese um; wenn diese Umschreibungen nicht eher Uebersetzungen zu nennen sind. — Zum Materiale der Schriften gebrauchte man in den ersten Zeiten Steine oder Erz; Moses ließ die Gesetze in steinerne Tafeln hauen: ein anderes Schreibmateriale war damals noch nicht bekannt. Hierdurch wurde Moses gezwungen, sich Menschen als Bücher zu bedienen; er mußte ein Collegium bilden, dem er die Aufbewahrung seines ausführlichen Gesetzbuches, die Vorschriften für den Gottesdienst, die Einrichtungen des politischen und bürgerlichen Lebens der Nation, der Geschichte ihrer Stammväter, auf der das Wichtigste beruhte — indem schon mit der Wurzel des jüdischen Stammes (Abraham) Gott einen Bund geschlossen, den er auch den Nachkommen halten würde — anvertraute. Die mündliche Ueberlieferung ward also das Archiv jener Kenntnisse und Einrichtungen, die für die Aufrechthaltung der Mosaischen Verfassung nothwendig waren. Nur in den schützenden Händen einer besondern Kaste konnte Moses hoffen, daß sich dieser National-Schatz unverfälscht erhalten würde; und dieß durfte er um so eher hoffen, da er das Interesse dieser Kaste (Leviten) von der treuen und gewissenhaften Erhaltung der Traditionen abhängig gemacht hatte. Erst unter Samuel und Saul lernten die Hebräer Leinen und Papyrus kennen, und dieselben zur Schrift gebrauchen. Es läßt sich leicht denken, daß es nach der gemachten Bekanntschaft mit dem Schreibmateriale die

erste Beschäftigung der Priester gewesen sey, die Mosaischen Ueberlieferungen aufzuzeichnen. Ihre Ehrfurcht und ihre heilige Scheu vor denselben entfernten hinlänglich den Gedanken, daß sie sich fremdartige Zusätze, willkürliche Einschreibungen und Auslassungen hätten erlauben können. Die besten Grammatiken der hebr. Sprache sind von Michaelis, Güte, Hezel, Pfeiffer, Jahn, Wezel, Vater, Wekherlin, Hartmann, Gesenius; hebräisch-deutsche Wörterb. von Castelli, Coccejus, Simonis, Michaelis, Schulz, und das neueste, vorzüglichste, von Gesenius. Eine kritische Ausg. des „Pentateuchus, hebraice et graece c. annot. perperpetua" erhalten wir von G. A. Schumann, 1 Th., Lpz. 1829. (M. vgl.: Juden, Hellenisten, Septuaginta, Rabbinische Sprache und Literatur, Kabbalah.)

Hebriden oder Westliche Inseln, eine an der Westseite von Schottland gelegene Gruppe vor ungefähr 300 Inseln (nach Mac-Culloch: 1020 von Man bis St.-Kilda). Bewohnt sind nur einige 40 von 60.000 Hochschotten, die Sinn für Dicht- und Tonkunst haben. Die vornehmsten sind Sky (800 Q.M., mit 20.000 Einw.), Ila mit 8000, Mull mit 8000 Einw., am merkwürdigsten ist die kleine Insel Staffa (s. d.). Sie liefern Metalle, Marmor, Thon ꝛc., haben Schafzucht und Fischerei. Vögel von mancherlei Art nisten in den schwer ersteiglichen Klippen der Inseln, unter welchen sich viele Adler und Solangänse finden, deren Eier und Federn von den Einwohnern mit großer Gefahr aufgesucht werden. Der Getreidebau gedeiht an wenig Orten, besser die Viehzucht. Aus dem Seegras bereitet man Soda zum Gebrauch der englischen Glasfabriken. Die Lage der Einwohner ist unglücklich, denn der größte Theil des Bodens ist das Eigenthum schottischer Stammhäupter, deren Pächter den armen Landmann bedrücken. Er muß schwere Frohndienste thun, kann nach Willkür vertrieben werden, und lebt fast ohne Eigenthum mit dem wenigen Vieh, das er zum Landbau unumgänglich nöthig hat. Nur die persönliche Freiheit bleibt ihm, und diese ist von den Wohlhabendern zu Auswanderung nach Amerika benutzt worden. Einige Gutsherren aber, welche selbst auf ihren Gütern leben, haben jene Härte gemildert. (S. Mac-Culloch's „Descript. of the western Islands of Scotl.", Lond. 1819, 2 Thl., m. Kpfn.) — Die Neuen Hebriden sind eine Gruppe von 12 großen (darunter das Heilige-Geist-Land) und vielen kleinen Inseln in Australien, mit 240.000 Einw, die Landbau treiben, Musik lieben und zum Theil Menschenfleisch verzehren.

Hebron (alte Geogr.), eine der größten Städte Palästina's, die man zu gleicher Zeit für eine der ältesten der Erde hielt, indem sie nach der Bibel (4. Mos. 13, 25.) älter als Zoan in Aegypten seyn sollte und schon in der Geschichte Abrahams vorkommt, der in ihrer Nachbarschaft beerdigt wurde. Bei der Eroberung Palästina's wurde H., das damals eigne Häuptlinge hatte, eine Besitzung des Hauses Kaleb (Richt. 1, 20.), dann eine Leviten- und eine der 6 Freistädte der Israeliten. David hielt während der ersten 7 Jahre da sein Hoflager; während der babylonischen Gefangenschaft setzten sich darin die Idumäer fest, die jedoch Judas der Makkabäer (1. Makk. 5, 65.) wieder verjagte. Die Römer zerstörten sie unter Vespasian; sie wurde zwar wieder aufgebauet, aber nicht auf dem Berge, worauf sie sonst gestanden hatte, sondern unter demselben, konnte auch nie wieder zu ihrem vorigen Glanze gelangen. Jetzt Hlatil oder Kalil.

Hedlinger (Johann Karl), ein geschickter schweizerischer Zeichner und Medailleur, wurde zu Schwyz 1691 geb. Schon in früher Jugend gab sich

sein Talent zum Graviren kund. Auf seine Bitten bewog sein Vater den Vorsteher der Münze in Sitten, Crauer, dem Knaben die Handgriffe zu lehren. Hedlinger machte große Fortschritte und erlernte ebenso leicht das Goldschmidthandwerk. Nach einiger Zeit wurde ihm von seinem Lehrer die öffentliche Münze zu Mömpelgard übertragen, wodurch er mit dem berühmten St.-Urbain in Bekanntschaft gerieth. Bald darauf ging Hedlinger nach Paris (1717) und vervollkommnete sich unter Roëttiers und de Launay. Roëttiers übertrug ihm Arbeiten, welche Hedlinger mit solchem Glücke ausführte, daß sie die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zogen. Der Baron Görz, der sich damals in Aufträgen Karls XII. zu Paris aufhielt, machte ihm den Auftrag, nach Schweden zu kommen. Hedlinger nahm ihn an, und die Proben seiner Leistungen gefielen dem Könige so sehr, daß er den Künstler auf jede Bedingung zu gewinnen wünschte. Der Nachfolger Karls ehrte den verdienstvollen Mann im gleichen Grade, und Hedlinger, durch Wohlthaten an Schweden geknüpft, wies alle Anerbietungen, die ihm Peter der Große machen ließ, ab. 1726 machte er eine Reise nach Italien, wo er mit Auszeichnung aufgenommen wurde. Benedikt XIII. ertheilte ihm den Christusorden. Nach seiner Rückkehr nach Schweden ward er gefährlich krank, genas aber wieder, und nahm hierauf die oft wiederholte Einladung der Kaiserin Anna, nach Petersburg zu kommen, an. Er blieb mit Erlaubniß seines Hofes 2 Jahre dort, und kehrte hierauf nach Schweden zurück. 1741 ging er nach seinem Vaterlande, heirathete, und kehrte wieder nach Schweden zurück, wo ihn 1745 die Akademie unter ihre Mitglieder aufnahm. Von Heimweh gequält, verließ er im Jahre 1745 Schweden für immer. Das Schiff, was seine Habe führte, verunglückte: doch die Gnade des Königs ersetzte diesen Verlust. Von jetzt an lebte er in seinem Vaterlande still und eingezogen, und starb 1771. Hedlinger besaß einen feinen Geschmack, den er durch ein anhaltendes Studium der Meisterwerke der alten und neuen Zeit ausbildete. Karl Maratti und Busseni waren seine Führer und Muster. Die schöne Literatur benutzte er als Quelle zu Inschriften und Reversen seiner Medaillen. Die ersten sind in einem lakonischen Style verfaßt; in einen kurzen Gedanken schloß er einen hohen Sinn. Seine Reverse verkünden den Erfindungsgeist. Die Liebhaber suchen seine Medaillen, die sehr selten sind, und schätzen einzelne Stücke höher, als ganze Sammlungen von andern Künstlern. Chretien de Mechel und Laveaux gaben ein Prachtwerk unter dem Titel heraus: „Oeuvres du Cheval. Hedlinger, ou recueil de médailles de ce célèbre artiste" Basel 1775, in 2 Bde. Fol. Der erste Theil enthält seine Eingrabungen, der zweite die Erklärungen derselben, sämmt einer Biographie des Künstlers.

Hédouin (Charles François), Botaniker, geboren zu Paris am 25. März 1761, starb am 15. Aug. 1826 in dem Gehölz von Vincennes, wo er eben herbarisirte. Er hatte fortwährend obrigkeitliche Aemter bekleidet, aber alle freie Stunden der Naturgeschichte und der Alterthumskunde gewidmet. Unter seinen hinterlassenen Handschriften fand man ein „Veni mecum bibliographique du naturaliste", das mit ebenso viel Urtheilskraft als Geschmack abgefaßt ist; ferner Denkschriften „Sur les fossiles de Grignon", „Sur un trèfle monstrueux etc." und eine „Flore du bois de Boulogne" Das schätzbare Cabinet dieses geachteten Naturforschers ist verkauft worden. Sein trefflich geordnetes Herbarium von 26 großen Bänden befindet sich nebst mehren Sammlungen von Insekten und Schmetterlingen im Besitze der Witwe. S. die „Notice des principaux

articles du cabinet de feu M. Hédouin, greffier à la cour royale de Paris" (Paris 1826).

Hedwig (von ed, hed, vortrefflich, glücklich, und wie, siegreich, oder nach Luther, von Hatto, Vater, und Wick, Zuflucht), ursprünglich männlicher und weiblicher Name: der (die) glückliche Sieger (Siegerin) (nach Luther: des Vaters Zuflucht); nach Beneken: die feurige Vertheidigerin. 1) Tochter des Herzogs Heinrich von Baiern, lebte in der 2. Hälfte des 10. Jahrh.; war anfangs mit dem griechischen Kaiser Konstantin versprochen, ward aber, noch sehr jung, mit Burkard, Herzog von Schwaben, vermählt. Früh Witwe geworden, führte sie die Zügel der Regierung mit fester Hand und wußte ihr Recht sogar gegen die Anmaßungen der Geistlichen zu behaupten. 2) (St.), Herzogin von Schlesien und Oberregentin von Polen, Tochter Bertholts IV., Herzogs zu Meran und Istrien, und schon im 12. Jahre mit Herzog Heinrich I. Barbatas von Schlesien und Polen vermählt; zog sich, nachdem sie Mutter von 6 Kindern geworden, in das von ihr gestiftete Cistercienser-Nonnenkloster Trebnitz bei Breslau zurück, widmete sich strengen Bußübungen, sowie der Pflege von Kranken und Armen, und st. 1243. Papst Clemens IV. sprach sie heilig 1266. Tag der 15. Oct. 3) (St.), Königin von Polen, Tochter Ludwigs, Königs von Ungarn, der nach dem Tode Kasimirs III. auch die Krone Polen erhalten; wurde nach dem Tode ihres Vaters von den Polen zur Königin erwählt, vermählte sich mit Jagello, Herzog von Lithauen, unter der Bedingung, daß er das Christenthum annähme, wandte die Hälfte ihres Geschmeides zur Vollendung der von Kasimir angefangenen Universitätsgebäude an, vermachte die andere Hälfte den Armen und wurde nach ihrem Tode (1399) heilig gesprochen.

Hedwig (Joh.), Professor der Botanik zu Leipzig, geb. 1730 zu Kronstadt in Siebenbürgen, studirte die Arzneiwissenschaften in Presburg und Leipzig und mußte, mit Nahrungssorgen kämpfend, seine Studien vollenden. In Kronstadt versagte man ihm die Praxis, weil er nicht in Wien studirt hatte. Er praktizirte daher in Chemnitz, bis er nach Leipzig einen Ruf erhielt und einen großen botanischen Namen, besonders durch sein „Fundamentum historiæ naturalis muscorum" und durch seine „Stirpes cryptogamicae" sich erwarb. Zur „Flora lipsiensis" trug er Vieles bei. Er starb zu Leipzig 1799.

Heemskerk (Martin van), geb. im Dorfe dieses Namens bei Harlem 1498, nannte sich van Veen und wurde in seiner Jugend von seinem Vater, der ein Maurer war, fast mit Gewalt von der Malerei zurückgehalten, weßhalb er auch das väterliche Haus verließ und in Delft nach und nach die Werkstätten von Johann Lukas und Johann Schoorel besuchte. Heemskerk machte so überraschend schnelle Fortschritte, daß der Meister fürchtete, von ihm verdunkelt zu werden, und ihn wegschickte. Damals verfertigte er sein Gemälde: „der Evangelist Lukas malt die heil. Jungfrau und das Jesuskind", und machte mit demselben der Malerinnung zu Harlem ein Geschenk. Dieß Gemälde fand großen Beifall. Nachdem er in Italien, besonders unter Michel Angelo in Rom, die Kunst weiter ausgebildet, galt er in Holland für einen der geschicktesten Künstler der niederländischen Schule. Er starb zu Haarlem 1574 und vermachte seinem Kirchspiele eine bedeutende Summe zur jährlichen Ausstattung einiger armen, aber tugendhaften Mädchen, unter der Bedingung, daß sie am Tage ihrer Hochzeit um sein Grabmal herumtanzen sollten. Seine Zeichnung ist kräftig und richtig; allein die Umrisse sind ohne Eleganz und Reiz; seine Draperie ist schwer und faltenreich; seinen Köpfen

mangelt Hoheit und Würde. Seiner Kenntniß der Anatomie, worin er Michel Angelo nachzuahmen suchte, verdankte er hauptsächlich seinen Ruhm. Unter seinen Gemälden zeichnen sich die Schlachtstücke aus den Kriegen Karls V. und aus der heiligen Geschichte vorzüglich aus.

Heemskerk (Jakob van), holländischer Admiral und einer der berühmtesten Seefahrer des 16. Jahrh., war aus Amsterdam gebürtig und wurde vom Stadtrath von Amsterdam 1546 ausgesandt, um eine nordöstliche Durchfahrt nach China aufzusuchen. Diese Reise war eine der gefahrvollsten und denkwürdigsten dieser Art; denn nach vielen Gefahren wurde er genöthigt, mit seiner Mannschaft auf Nova Zembla zu überwintern und kam erst im andern Jahre nach Amsterdam zurück, die Unmöglichkeit einer Durchfahrt darthuend. 1607 wurde er mit einer Flotte von 26 Segeln gegen die Spanier geschickt, die er auf der Rhede von Gibraltar angriff. Die Spanier wurden geschlagen, Heemskerk aber selbst verlor sein Leben. Sein Körper wurde nach Amsterdam gebracht, daselbst prachtvoll beerdigt und ihm ein Denkmal gesetzt.

Heer (stehendes). Unter stehendem Heere versteht man eine Kriegsmacht, die auch in Friedenszeiten nicht entlassen wird, sondern immerwährend in den Waffen geübt, und auf einem solchen Stande erhalten wird, daß sie ohne große und langdauernde Zurüstung ins Feld rücken kann. Durch Bildung der stehenden Heere wurde das Militair eigentlich zu einem Stande; aber auch zugleich der ehemals freie Krieger zu einem Soldaten, der Sold empfängt und hievon leben muß. So lange die Soldaten überall zusammengerafft und geworben wurden, waren es Söldner, denen der entehrende Begriff der Feilheit anklebte: erst in der neuern Zeit wurde der Kriegerstand wieder zu einem ehrenvollen Stande, indem der Schutz und die Vertheidigung des Staats aus den waffenfähi Landeskindern genommen wurden. Die stehenden Heere sind nicht, wie man gewöhnlich glaubt, eine Erfindung der neuern Zeit: die alte Welt kannte sie schon: der römische Kaiser Augustus gründete sie, indem er eine bedeutende Leibgarde — die Prätorianer — um seine Person versammelte; doch erst unter Tiberius haben diese Garden eine feste Gestalt und Haltung bekommen, indem er sie auf den Rath seines Günstlings Sejanus in ein Lager bei Rom zusammenzog, wodurch sie zwar in der Hand des Kaisers, wenn sie ihm geneigt waren, zu einem furchtbaren und scharfen Werkzeuge der Despotie, aber auch auf der andern Seite, wenn er ihren guten Willen nicht besaß, zu einer Zucht- und Strafruthe für ihn werden konnten und wurden; indem in dem engbegränzten Bezirke eines Lagers, wo sich die Soldaten so leicht mittheilen und gegenseitig anreizen konnten, Stoff und Gelegenheit sich immer vorfand, eine Empörung anzuzetteln und sie mit Kraft schnell durchzuführen. Außerdem befestigte Augustus die stehenden Heere an der Gränze und in den weiter vom Mittelpunkte des Staates entlegenen Provinzen; er wies ihnen bestimmte Cantonirungs-Punkte an und riß sie fast gänzlich vom Senate los; denn der Legat, welchen dieser Körper manchmal zum Heere abschickte, war meist ein bloßer Zuschauer, und hatte auf das Heer selbst keinen Einfluß. In dem Mittelalter unter Herrschaft des Feudalismus verhinderte dieser das Aufkommen stehender Heere: erst mußten diese Bande in etwa gelöst werden, ehe sich ein solches Militair-Institut bilden konnte; denn der Vasall brauchte auf den Ruf des Fürsten mit seinen Mannen nur auf eine bestimmte Zeit Kriegsdienste zu leisten; und dann würden auch die Lehnsträger nicht geduldig zugelassen haben, daß der Fürst eine von ihm ganz abhängige Macht, die, stets seinem Willen gerecht, blind

seine Befehle vollführe, sich erwerbe: er konnte sie ja leicht zur Unterdrückung der Rechte der Lehnsträger gebrauchen. Die Noth, welche fast zu allen politischen und anderen öffentlichen Einrichtungen die Veranlassung gibt, gab sie auch hier. Zur Zeit der Kreuzzüge, als ein großer Theil der Vasallen nach dem Orient gezogen war, und so das Land seiner Wehr entblößt hatte, errichtete 1215 der König von Frankreich die Gemeindetruppen, troupes de communes, Communkräten. Diese hatten so weit Aehnlichkeit mit der heutigen Landmiliz in England, daß sie nur in einiger Entfernung von ihrem Standorte zu Kriegsdiensten verpflichtet waren. Sie wurden aus den Bewohnern der Städte und Länder gehoben, und dienten auf Kosten ihrer Heimath. Die Aushebung geschah nicht nach einem Systeme, sondern jede Landschaft stellte nach ihrer Größe eine verhältnißmäßige Mannschaft, eine Stadt nicht über 4—500. Ebenso wenig waren sie stets im Dienste, sondern wurden nur zur Zeit der Noth aufgeboten. Durch diese Einrichtung wuchsen die Städte an Macht und Ansehen, und mußten um so mehr Gewicht erhalten, da auf ihnen die vorzüglichste Stütze des Staats beruhte; indem die Ritterschaft ihre besten Kräfte im heiligen Wahne nach dem gelobten Lande getrieben hatte. Philipps und seiner Nachfolger Kriegsmacht war demnach ein Gemisch aus Lehnsmiliz, Gemeindetruppen und fremden Söldnern, die in Compagnien abgetheilt waren. Dieses Chaos litt an mannigfachen Uebeln; nach einer Idee konnten diese rohen Massen nicht geordnet werden, und der Vasallen Stolz und ihr verkehrter Sinn von Unabhängigkeit ließ keine Subordination und Kriegszucht aufkommen. Der Adel und seine Anhänger befehdeten sich wechselseitig und leisteten dem Aufgebote zum Heerbanne wenig Gehorsam; auch die Söldner raubten und plünderten ohne Scheu. Diese Staatsleiden bewogen endlich den König Karl VII. (1423—1461), ein besseres Militairsystem und eine strengere Kriegszucht einzuführen. Er berief 1446 die Großen seines Reichs zu einer Berathung, und mit ihrer Mitwirkung gründete er eine zeitgemäßere Militairverfassung. Er ernannte 16 Hauptleute (Capitains); diese hoben aus allen vorhandenen Truppen die bravsten Leute aus, und bildeten aus ihnen ebenso viele Compagnien, deren jede anfangs, ohne Freiwillige, die später in großer Menge sich einschreiben ließen, aus 600 Mann bestand. Sie erhielt zur Auszeichnung den Namen Compagnies d'ordonnance du Roi, und wurden in die Hauptstädte der Provinzen vertheilt. Ihren Sold zahlten die Bürger und Bauern. Karl ging noch weiter, und errichtete 1448 eine Infanterie aus Scharfschützen, die man Francs-archers nannte. Diese Truppengattungen bildeten den Kern zu einem Heere, was im Laufe der Zeiten zu einer bedeutenden Größe anwuchs. Diese Einrichtung untergrub zunächst die Feudalverfassung, insoweit sie Bezug auf Landesvertheidigung und Kriegsführung hatte; die großen Vasallen der Krone wagten es nicht mehr, gegen ihren Lehnsherrn die Waffen zu ergreifen, und dieser hatte eine Macht in der Hand, um ihre Fehden unter einander, die das Land zerrissen, zu dämpfen. Das Ritterwesen sank allmälig seiner ganzen Auflösung entgegen; die Krone brauchte ihre Vasallen nur unter den dringendsten Fällen aufzubieten, und vermochte sie in ihren Anmaßungen zu zügeln; doch bestand die Lehnsmiliz noch bis ins 18. Jahrh., wo sie erst von den Söldnern ganz verdrängt wurde. Als Frankreich ein stehendes Heer errichtete, dasselbe bald nach seiner Entstehung bedeutend vermehrte, und ein festes System des Kriegsdienstes und der Kriegszucht einführte, wurden die Nachbarstaaten zu Gleichem gezwungen, und in Holland, England, Deutschland entstanden

stehende Heere, die mehr oder weniger nach dem französischen Muster gebildet waren. Mehre Jahrhunderte hindurch bestanden diese Heere aus geworbenen Söldnern, Freiwilligen und aus Landeskindern, die nach Willkür, und meist nur aus den gemeinsten Klassen ausgehoben wurden; dieß konnte dem Militairgeiste und der Kriegszucht nicht sehr günstig seyn; erst in der neuern Zeit erkannte man die Richtigkeit des Grundsatzes, daß alle waffenfähige Bürger die Pflicht auf sich hätten, ihr Vaterland zu vertheidigen. Eine nothwendige Folge hievon war die Einführung des Conscriptions-Systems, das nach der Bildungsstufe der Bevölkerung und dem Bedürfnisse in den verschiedenen Staaten verschieden modificirt wurde; indem hierdurch Bürger und Krieger gleiche Bedeutung erhielten, wurde der Kriegerstand als ein besonderer Stand wieder aufgehoben. Die großen Vorzüge eines bloß aus Landeskindern bestehenden Heeres sind unverkennbar; die Vaterlandsvertheidigung wird der Liebe und nicht der Käuflichkeit anvertraut; ein freier, edler Geist wirkt und belebt die Schaaren, während ehedem den Söldner nur Eigennutz, Raubluft und Hang zu einem zügellosen Leben zu den Fahnen trieb, und Furcht, Strafe oder die Hoffnung, jene Leidenschaften befriedigen zu können, bei denselben erhielt; daher denn auch die schrecklichen Verwüstungen, die jene Horden auf ihren Wegen überall anrichteten. Die Moralität des Heeres hingegen muß nothwendig bei dem neuen Conscriptions-System gewinnen.

Heerbann (heribannus, Rechtsw.), 1) das Aufgebot, welches der Lehns- oder Dienstherr bei einem bevorstehenden Kriege an seine Vasallen oder Dienstleute erließ, und in Folge dessen sie an dem bestimmten Sammelplatze und zur bestimmten Zeit gehörig gerüstet und in Begleitung der Vasallen mit ihren Leuten erscheinen, und Den, der das Aufgebot erlassen hatte, im Kriege begleiten und ihm beistehen mußten (Heeresfolge). Nur den Geistlichen, die königl. Beneficien hatten, war der persönliche Kriegsdienst erlassen, jedoch mußten sie einen Stellvertreter (advocatus) stellen; jeder Andere, welcher nicht persönlich dispensirt war, mußte bei Strafe von 60 Solides, oder auch bei Verlust des Beneficiums, dem Heerbann die schuldige Folge leisten und mit seinen Leuten erscheinen, oder, im Fall der Dispensation, die bestimmte Anzahl Dienstleute schicken. Doch bedingte die Pflicht des persönlichen Erscheinens der Besitz eines gewissen Landeigenthums; von den ärmern Landeigenthümern traten mehre zusammen und rüsteten einen Bewaffneten aus. Seit dem 10. Jahrh. wurde die Bewaffnung immer schwerer und forderte ein geübteres Heer, welches nur unter einem Theile der Freien und der Dienstmannschaft gefunden werden konnte. Der Adel mußte daher den ganzen Kriegsdienst von seinem Amtssprengel übernehmen, und er leistete ihn mit seinen Dienstleuten und den vermöge ihres Eigenthums zu persönlichen Kriegsdiensten verpflichteten Freien. Diejenigen, die nun mit dem persönlichen Heerdienst verschont blieben, mußten dem Dienstherrn Entschädigung leisten (Heersteuer), welche, da jene für immer des Dienstes überhoben waren, zu einer ordentlichen Abgabe wurde. Diese neue Einrichtung hatte für den Adel die wichtigsten Folgen; die Anzahl seiner Dienstleute nahm sehr zu, und er wurde so vom König, da die Lehnstreue höher galt, als die Unterthanenpflicht, und vom Volk, da dieses entwaffnet wurde, unabhängig. Diese Umstände brachten Veränderungen in der Verbindlichkeit zum Heerdienst hervor, und schon früh wurde es in Folge dieser üblich, Ritter und gemeines Kriegsvolk gegen Sold in Dienst zu nehmen. Die letzte bedeutende Veränderung ward von der Erfindung des Schießpulvers herbeigeführt, und es bildete sich nach und nach in Deutschland eine Klasse

von Menschen, die aus dem Dienst eines Herrn in den eines andern zog und gegen Sold für jeden Krieg zu haben war. Hieraus entstanden die stehenden Heere, und erst in neuerer Zeit ist wieder die Verpflichtung jedes Staatseinwohners, das Vaterland zu vertheidigen, in Anspruch genommen worden (vgl. Gefolge). 2) Die Verbindlichkeit, das Aufgebot zu befolgen; 3) die Strafe Desjenigen, der dieß Aufgebot nicht befolgte; 4) so v. w. Kriegssteuer.

Heergeräth (H.-gewende, H.-gewette, Rechtsw.), eigentlich der Inbegriff der einem gerüstet in das Feld ziehenden Krieger nöthigen Geräthschaften. Da im Mittelalter die Waffen ein Zubehör der Aecker waren und die Söhne nach älterm Erbrecht jederzeit die Grundstücke allein nahmen, so wurde auch das Heergeräth auf den nächsten Erben männlichen Geschlechts, welcher bloß durch Mannspersonen mit dem Erblasser verwandt war (Schwertmagen), mit Ausnahme der Geistlichen vererbt. Unter diesen Personen erben zuerst die Descendenten, dann die Ascendenten und zuletzt die Seitenverwandten. Waren mehre Söhne vorhanden, so erbte der älteste das Schwert im Voraus, in die übrige Verlassenschaft theilten sie sich. Das Heergeräth ist noch jetzt ein gewisser Theil der Verlassenschaft, welches nur die nächsten Agnaten männlichen Geschlechts aus dem Nachlaß einer Mannsperson erhalten. In vielen Ländern ist jedoch dieser, für die jetzige Zeit grundlose Unterschied abgeschafft worden; in denen, wo er noch besteht, sucht man durch Verträge den etwanigen Nachtheilen zuvorzukommen. Nach sächsischem Rechte gehören folgende Stücke zum Heergeräth: das beste Pferd gesattelt und gezäumt, der beste Harnisch, das beste Schwert, die täglichen Kleider des Verstorbenen, ein Heerpfühl, ein Kopfkissen und Deckbette (bei den letzteren mit doppeltem Ueberzug) und zwei Bettücher, ein Tischtuch und eine Handquele, Alles nächst dem Besten, zwei Becken oder zinnerne Schüsseln, ein Fischkessel, ein Schüsselring oder Dreifuß. Ist eines von diesen Stücken nicht mehr in Erbschaft vorhanden, so wird keineswegs der Werth dafür erstattet.

Heermeister, eigentlich der Kriegsheerführer, dann überhaupt der Vorgesetzte einer unter einen Ritterorden gehörigen Provinz, wie Landcommenthur, weil der Heermeister sonst die Ritter seiner Provinz im Kriege anführte.

Hegel (Georg Wilhelm Friedrich) wurde den 27. August 1770 zu Stuttgart geboren. Sein Vater, Secretair bei der herzoglichen Kammer, ließ ihm jene classische Erziehung geben, die vor Allem damals die würtembergische Jugend auszeichnete, und die noch späterhin als die feste Grundlage aller seiner weiteren Fortschritte zu bemerken war. Im 18. Jahre bezog er die Universität Tübingen, oder vielmehr das theologische Stift derselben, um sich theologischen und in deren Gefolge philosophischen Studien zu widmen. Hier war er mehre Jahre hindurch der Stubengefährte Schelling's, und ein kleiner enger Raum umfaßte Denjenigen, der in jugendlicher Begeisterung den großen Wurf zur neuen Philosophie thun sollte, und Denjenigen, der berufen war, sie mit männlicher Tiefe einzuarbeiten und mit spätdauernder Thatkraft auszuführen. Niemals ist Hegel dieses früheren jugendlichen Beisammenseyns uneingedenk gewesen; wenn er davon sprach, geschah es mit stiller freudiger Wehmuth; niemals haben Die, welche am vertrautesten mit ihm waren, irgend einen Tadel Schelling's oder seiner überbauten Stufe von ihm hören dürfen. Die frühe Zeit seines Lebens fiel in eine bewegte und kritische Epoche. Im Westen hatten die Ideen des 18. Jahrh. den bestehenden Staat zertrümmert; weit im Osten hatte der Schöpfer der neueren Philosophie den leeren schaalen und formalen Dogmatismus

geknickt. Von beiden Bewegungen ergriffen, entschied sich Hegels rüstiger Geist nunmehr, im philos. Denken allein die ihm entsprechende Thätigkeit zu finden, und als Fichte am Ende des 18. Jahrh. schnell leuchtend hervortrat, waren Schelling und Hegel, beide noch vereint, einen Augenblick Anhänger, bald aber weitergehende Kämpfer. Im 20. Jahre erhielt Hegel zu Tübingen die philosophische Doctorwürde und bekleidete mehre Jahre darauf eine Hauslehrerstelle in der Schweiz und späterhin in Frankfurt a. M. Hier knüpfte er ein inniges Verhältniß mit seinem Landsmann, dem Dichter Hölderlin, und mit Sinclair, dem Verfasser des „Cevennenkrieges", ein Verhältniß, das die Geistesabwesenheit des Einen und der frühe Tod des Andern unterbrach. Im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts ging er nach dem Tode seines Vaters mit einigem ererbtem Vermögen nach Jena, das die Bemühungen der damaligen herzoglichen Regierung oder auch vielleicht der Zufall zum größten philosophischen Sitze von Deutschland erhoben hatten. Hier wirkte er in Gemeinschaft mit Schelling theils durch die Herausgabe der „Differenz der Fichte'schen und Schelling'schen Philosophie" theils durch mehre meisterhafte Aufsätze in dem „Kritischen Journal der Philosophie", theils endlich als Privatdocent durch einen Unterricht, aus dem späterhin bedeutende Männer, wie Gabler in Baireuth und Troxler in Basel, hervorgingen. Dieser jenaische Aufenthalt brachte ihn mit Schiller und Göthe in nahe Berührung. Wie scharf ihn Göthe schon damals erkannte, wie sehr er den tiefen Kern in der noch jetzt wenig gastlichen Schaale bemerkte, geht aus seinem Briefwechsel mit Schiller hervor, dessen Bekanntmachung in eine Zeit fällt, in der man schon längst den Namen des größten Philosophen dem des größten Dichters beigesellt hatte. Bei dieser Anerkennung fand sich aber die Regierung der bestehenden Verhältnisse wegen außer Stande, etwas für den kühn aufstrebenden Mann zu thun, und als er endlich i. J. 1806, nach Schellings Abgang zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt wurde, konnte ihm nur eine sehr kärgliche Besoldung zu Theil werden. Unter dem Donner der Schlacht von Jena vollendete Hegel seine „Phänomenologie des Geistes" und nahm mit ihr einen immerwährenden Abschied von der philosophischen Denkweise Schelling's. Daß die Wissenschaft nicht mehr in bloßem Anschauen des Absoluten feststehen, sondern daß sie ein sich aus ihrem Anfange entwickelndes Begreifen seyn müsse, dem selbst die Form der Wissenschaftlichkeit zukomme, war jetzt die Grundlage der neueren, von nun an immer in reicheren Strömen sich ausbreitenden, Philosophie. Die trüben Verhältnisse der Zeit, der Verfall, in den nunmehr die Universität Jena gerieth, sowie die Unmöglichkeit, jetzt mit einer ihrer Gestaltungen noch schwer gebärenden Philosophie durchzudringen, bewogen Hegel, seine Stellung aufzugeben und nach Bamberg zu gehen, wo er zwei Jahre lang den politischen Begebenheiten zugewandt, die Redaction der dort erscheinenden Zeitung leitete. In diesen Jahren sollen klare, geistreiche, in die Zeit eindringende Aufsätze in dem von ihm redigirten Blatte gestanden haben, und die durch ihn herausgegebene Zeitung schien in damals seltener Freisinnigkeit und Tiefe den Geist, der sie führte, zu verrathen. Im Herbst 1808 zum Rector des Gymnasiums zu Nürnberg ernannt, konnte er von nun an seine Talente und seine Kraft in einem neuen Fache bewähren. Die Umwandlung und neue Anordnung der Gymnasial-Classen, die Einführung der philosophischen Wissenschaften in die höheren Abtheilungen, die strenge Zucht und Festhaltung des Ganzen, die von ihm ausging, haben noch neuerdings den Gegenstand großer Lobeserhebungen abgegeben, die ihm bei einer vom Gymnasium gehaltenen Jubel-

feier gespendet worden. In diese Zeit fällt seine Verheirathung mit dem Fräulein v. Tucher, seiner jetzt hinterlassenen Witwe. Die Ehe, durch Neigung geschlossen, war während ihrer zwanzigjährigen Dauer ein Bild des tiefsten und innigsten Verhältnisses, durch keine Störung als nur durch den Tod unterbrochen. Die Ruhe, welche nunmehr durch die Begebenheiten der Restauration eintrat, schien dem philosophischen Denken einen neuen Nahrungsstoff zu gewähren, und was bisher sich Hegel nur phänomenologisch gestaltet hatte, mußte nun in objectiven sich allmälig entlassenden Bildungen hervorgehen. So erschien der erste und bedeutendste Theil der Philosophie, die Logik, die nicht bloß aus den Formen des subjectiven Denkens bestand, sondern mit diesem Namen auch die Metaphysik umfaßte. Aber der größere Schwung, den sich Hegel nunmehr philosophisch gegeben hatte, die kleinlichen Verhältnisse, in die ihn sein Schulleben brachte, der Drang, das tief Gehegte jetzt auch in Schülern wiederleben und neu aufgehen zu lassen, machte ihm Nürnberg zu einem weniger angemessenen Aufenthalte. Die Erinnerung an frühere betrübende Universitäts-Ereignisse, die Hoffnung, daß es jetzt möglich sey, der Philosophie eine neue Gestaltung und Ausbreitung zu geben, ließen ihn mehr als je an das akademische Leben zurückdenken, und in dieser Stimmung traf ihn im J. 1816 ein Ruf als ordentlicher Professor nach Heidelberg. Hier beginnen die Flitterwochen und die Blüthezeit seiner philosophisch-akademischen Laufbahn; ein Kreis junger Schüler aller Facultäten sammelt sich um ihn, ein Gefühl der Tiefe und Gediegenheit, die aus seiner noch wenig faßlichen Darstellung hervorleuchten, bemächtigt sich sogar Derer, die ihn noch nicht begriffen haben, und der bis jetzt nur eingeweihten Männern bekannte Name wird von diesem Universitäts-Orte aus ein allgemeiner und deutscher. Wie angenehm aber auch dieses Beginnen war, wie traulich und belehrend der Umgang mit Daub, Creuzer und dem noch nicht so streitsüchtigen würdigen Voß, wie schön die Natur, der diese noch jugendliche Philosophie entstieg, es war ihm ein größerer Schauplatz vorbehalten, wo seine Lehre sich allmälig ganz entfalten und ausarbeiten, Schüler treiben, zu höchster Ausbildung gedeihen und endlich eine europäische Anerkennung finden sollte. Nachdem Hegel 1817 in der ersten Ausgabe seiner „Encyclopädie" den ganzen Umfang der philosophischen Wissenschaft bezeichnet hatte, war es die erste That des hohen Staatsmannes, dem die Aufsicht über die wissenschaftliche Bildung übertragen worden, den nun größten Philosophen für die Universität Berlin zu gewinnen und dieser dadurch einen Ruhm und einen Glanz zu geben, dessen sie sich in dreizehnjährigem Besitz erfreuen durfte. Hegel, auf den größeren Staat und den größeren Wirkungskreis begierig, nahm, trotz allen Bemühungen badischer Seits, ihn zurückzubehalten, den Ruf an und kam so im Herbste 1818 nach Berlin, wo er ein Jahr lang noch in Gemeinschaft mit Solger, dann aber zwölf Jahre lang allein und späterhin erst von den zu Lehrern gebildeten Schülern unterstützt, seine Philosophie verbreitete und ihr durch Umfang und Gehalt eine europäische Wirksamkeit verschaffte. In Berlin hat er in Verbindung mit gleichgesinnten und unterstützenden Freunden, immer reicher werdend an Schülern und Verehrern, im Genusse mancher ihm früher versagten Freude, eine zweite kräftigere Jugend durchgemacht. In neun Vorlesungen entwickelte er zu verschiedenen Malen, immer umarbeitend und klarer gestaltend, sämmtliche Seiten der Philosophie. Die Logik und Metaphysik, die Natur, die Psychologie und das Recht, die Geschichte, Kunst, Religion und Geschichte der Philosophie gingen ebenso auseinander hervor, wie sie in seiner un-

endlichen, allumfassenden Gelehrsamkeit, eine Grundlage philosophisch zu verarbeitenden Stoffes fanden. Als Schriftsteller reich und thätig, erschienen hier die Rechtsphilosophie, zwei Ausgaben, der immer mehr umgearbeiteten und an Inhalt gewinnenden Encyclopädie, eine noch zuletzt vollendete zweite Ausgabe des ersten Theiles der Logik, endlich aber verschiedene Aufsätze und Recensionen, wodurch er die von ihm mitgegründeten „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" stets bereicherte und auffrischte. Sein akademischer Vortrag ermangelte jener Behendigkeit, Gewandtheit und Darstellungsfähigkeit, die geringere Männer sich oft zu eigen machen, und die an ihnen zu loben sind: wer sich aber von der Tiefe und dem Kern hatte ergreifen lassen, die unter der Haut jener Auseinandersetzung verborgen lagen und sich immer durchdrangen, war durch die Anschaulichkeit, die er jedem Gegenstande zu geben wußte, durch die Energie augenblicklicher Hervorbringung wie in einen magischen Kreis versetzt, dem er sich näher und inniger anschließen mußte, um sich wieder davon befreien zu können. In seinem persönlichen Umgang und in seinen geselligen Kreisen trat die Wissenschaft zurück; er liebte es nicht, mit ihr eine exoterische Buhlerei zu treiben, sie blieb in den Vorlesungen und in dem Studierzimmer. Wer ihn, von kleinen menschlichen Interessen ergriffen, froh und scherzend im heiteren Kreise sah, hätte aus der Einfachheit des Benehmens wohl kaum die großen Thaten und Schicksale ahnen können, die diesen Mann in der Gedankenwelt hervorgehoben hatten. Seinen Umgang sah man ihn, namentlich in Berlin, mehr mit unbefangenen Personen, als mit denen des gelehrten Standes nehmen. Das ihm zu Theil gewordene Rectorat verwaltete er mit besonderer Rechtlichkeit und Gründlichkeit und erwarb sich hier die freundschaftliche Theilnahme Derer, die früher mit ihm noch in keiner Berührung, ihm feindlich gegenüberstehen zu müssen geglaubt hatten. Im letzten Jahre seines Lebens ward auch höchsten Ortes die Wohlthätigkeit seines überall sich verbreitenden Einflusses durch Verleihung des rothen Adler-Ordens dritter Klasse anerkannt. Auch fremde Nationen hatten sich endlich an seine Werke und an seinen Namen gemacht. Die Franzosen ergriff namentlich seine „Philosophie der Geschichte", Cousin, Chateaubriand, Lerminier, Michelet, sowie zuletzt die Simonisten, (vgl. d. Art.) kannten, studirten ihn, zogen ihn aus; die Engländer kauften seine Schriften, um sie in ihre Bibliothek zu setzen; sogar bis in die neue Welt drang sein Name und die Kunde seiner Bedeutung. Hegel starb am 14. Nov. 1831 am Todestage Leibnitzens: er liegt neben Fichte, seinem großen Vorgänger. Bald wird ein von Schülern und Freunden errichtetes Denkmal seine Stätte zieren.

Das Urtheil über die Verdienste dieses Denkers ist gewiß nicht leicht. Noch stehen sich zwei Ansichten einander schroff entgegen. Auf der einen Seite sehen wir die zahlreichen Schüler und Anbeter des Mannes, welche man die Unbedingten nennen könnte. Sie lassen kein anderes System neben dem ihres Meisters gelten, außer höchstens nur insofern, als dessen Wahrheit einen frühern nothwendigen Durchgangspunkt oder eine untergeordnete beschränkte Ansicht der Welt enthält, in welchem Falle aber das Wahre darin schon in Hegel's System mitaufgenommen worden und darin seine wahre Stelle erhalten hat. Ueber dieses hinaus, welches wie das Weltall einzig ist und alle Formen in sich schließt, gibt es keine Wahrheit mehr; es ist geschlossen. So behauptete einer dieser enthusiastischen Anhänger in seiner Rede am Grabe des Meisters: das System desselben sey vollendet, die Geschichte der Philosophie mit ihm aus und fortan das

Geschäft der Philosophen kein anderes, als diese Lehre auszulegen, anzuwenden und zu verbreiten. Er verglich den Meister mit Jesus Christus und erließ, als einer der ältesten Schüler, der zu den Füßen des Herrn gesessen, an die anwesenden jüngern den Aufruf: Gehet hin in alle Welt und prediget das neue Evangelium. Ein anderer Redner verglich ihn mit Alexander dem Großen, in dessen Reich der Wissenschaft sich nunmehr seine Schüler theilen würden. Auffallend contrastiren damit die Urtheile Anderer. Zwar sprechen auch sie Hegel großen dialektischen Scharfsinn und Tiefsinn nicht ab, und finden einzelne Bemerkungen trefflich, aber sie halten das Ganze als System für verfehlt, für ein Gewebe abstruser Formen, voll von Spitzfindigkeiten und willkürlichen Dogmen, ohne bedeutenden Gewinn für Wissenschaft und Leben. Beide Ansichten sind viel zu einseitig und tragen zu offenbar das Gepräge der Parteilichkeit und Leidenschaft, als daß sie für das befriedigende Endurtheil in dieser Angelegenheit gelten könnten. Eine unparteiische und gerechte Würdigung der Verdienste Hegel's wird und muß jetzt nach dem Tode des ausgezeichneten Mannes eintreten; die Herausgabe seiner sämmtlichen Schriften wird dazu das Ihrige beitragen, indem sie uns in den Stand setzen wird, seine Wirksamkeit nach den verschiedenen Richtungen seiner Thätigkeit zu verfolgen und zu einem Ueberblick über die ganze Sphäre derselben zu erlangen, für gegenwärtigen Zweck mögen folgende Andeutungen dienen.

Hegel trat in der Philosophie zuerst 1801 auf mit zwei Schriften, einer Dissertation „De orbitis planetarum", wodurch er sich das Recht in Jena Vorlesungen zu halten erwarb, und der „Differenz des Fichte'schen und Schelling'schen Systems" (Jena 1801). Er erhob darin Schelling's System auf Kosten des Fichte'schen und Kant'schen, sowie er auch mit Schelling sich zur Herausgabe des „Kritischen Journals der Philosophie" (Tübingen 1801) verband. In diesem ist von ihm der geistreiche Aufsatz: „Glauben und Wissen, oder die Reflexionsphilosophie der Subjectivität in der Vollständigkeit ihrer Formen, als Kant'sche, Jacobi'sche und Fichte'sche Philosophie" (zweiten Bandes erstes Stück). In allen dreien, behauptet er, ist nichts weiter als die Erhebung der Reflexionscultur zu einem System, eine Cultur des gemeinen Menschenverstandes. Die Darstellung seines eignen Systems aber eröffnete Hegel mit der originellen Schrift: „System der Wissenschaft" (erster Theil, die Phänomenologie des Geistes, Bamberg 1807). Schon hier tritt die Eigenthümlichkeit seiner Methode hervor, und es werden damit die Punkte bemerklich, in denen er von Schelling abweicht. Es wird nämlich hier die wahre Gestalt der Wahrheit in die Wissenschaftlichkeit gesetzt, oder, was Dasselbe ist, behauptet, sie habe an dem Begriffe allein das Element ihrer Existenz, und hinzugefügt, dieß stehe im Widerspruche mit der Ansicht, welche das Wahre, das Absolute, nur in der Anschauung oder dem Gefühl findet, nicht in dem Begriff. Nach Schelling ist aber die intellectuelle Anschauung das Organ für das Absolute. Bis jetzt sey zwar der Begriff des Absoluten ausgesprochen, aber nur noch als unmittelbarer, d. h. als das noch in seine Einfachheit verhüllte Ganze, welchem die Ausbreitung und Besonderung des Inhalts, sowie die ausgebildete Form fehlt, ohne welche die Wissenschaft auch immer der allgemeinen Verständlichkeit entbehren muß. Jenen versinkt Alles in den Abgrund des Absoluten, worin Alles Eins ist und wie in der Nacht die Besonderheit der Individualität vernichtet.. Die lebendige Substanz ist das Seyn, welches in Wahrheit Subject ist, oder wirklich nur insofern, als sie die Bewegung des Sichselbstsetzens, oder die Vermittelung des Sich-

anderswerdens mit sich selbst ist, d. h. sich entzweit, sich dadurch negirt, aber in der Negativität sich selbst erhält und wiederherstellt, sodaß es erst in seiner Entwickelung sich vollendet und erst am Ende ist, was es in Wahrheit ist. So ist der Embryo wohl an sich Mensch, aber nicht für sich. Für sich ist er es nur als gebildete Vernunft, die sich zu Dem gemacht hat, was sie an sich ist. Das Werden der Wissenschaft ist es, was die Phänomenologie des Geistes, als erster Theil des Systems, darstellt. Dadurch werden die reinen Gedanken Begriffe, sie breiten sich mit Nothwendigkeit zu einem organischen Ganzen aus, und entspringend aus dem unmittelbaren Daseyn des Geistes, dem Bewußtseyn, treten sie alle als Gestalten des Bewußtseyns auf. Dabei erklärt sich Hegel entschieden gegen den naturphilosophischen Formalismus der Schelling'schen Schule. Diese Gestalten des Bewußtseyns sind nun: die sinnliche Gewißheit, die Wahrnehmung, die Kraft und der Verstand, oder Erscheinung und übersinnliche Welt, die Wahrheit der Gewißheit seiner selbst, die Gewißheit und Wahrheit der Vernunft, der Geist, die Religion und das absolute Wissen, der Begriff, die Wissenschaft ist die letzte Gestalt des Geistes. Die Bewegung, die Form seines Wissens von sich hervorzutreiben, ist die Arbeit, die er als wirkliche Geschichte vollbringt.

Nach der Phänomenologie des Geistes gab Hegel die „Wissenschaft der Logik" (in zwei Bänden zu Nürnberg 1812—16) heraus, ein merkwürdiges Denkmal seines originellen Geistes. Die Logik ist ihm die eigentliche Metaphysik oder reine speculative Philosophie. Die Fortbewegung des Bewußtseyns selbst, sowie die Entwickelung alles natürlichen und geistigen Lebens beruht auf der Natur der reinen Wesenheiten, die den Inhalt der Logik ausmachen. Sie sind die reinen Gedanken, der sein Wesen denkende Geist. Die Phänomenologie des Geistes war nichts Anderes, als die Deduction des Begriffs der reinen Wissenschaft. Diese enthält den Gedanken, insofern er ebenso sehr die Sache an sich selbst ist, oder die Wahrheit, daß das Ansichseyende der Begriff, und der Begriff das Ansichseyende ist. Die Logik ist sonach als das System der reinen Vernunft, als das Reich des reinen Gedankens zu fassen. Dieses Reich ist die Wahrheit selbst, wie sie ohne Hülle an und für sich selbst ist, man kann sagen, die Darstellung Gottes, wie er in seinem ewigen Wesen, vor der Erschaffung der Natur und eines endlichen Geistes ist. Auf diese Weise wird die Logik gänzlich umgestaltet, und von allem psychologischen, pädagogischen und physiologischen Material gereinigt. Die Logik zerfällt in objective und subjective. Die objective ist die Logik des Seyns, sie entspricht zum Theil der transscendentalen Logik Kant's und tritt an die Stelle der vormaligen Metaphysik. Die subjective Logik ist Logik des Begriffs. Bestimmter aber hat sie drei Theile, die Logik des Seyns, die Logik des Wesens und die Logik des Begriffs. Das Seyn ist reines Seyn, gleich Nichts, das Werden, als Einheit des Seyns und des Nichts, dann weiter Daseyn, als bestimmtes Seyn, Realität, Bestimmtheit, Unendlichkeit, Fürsichseyn, Eins, Attraction und Repulsion, Größe, die Quantität, das Quantum, das quantitative Verhältniß, und das Maß, welches in das Wesen übergeht. Das Wesen ist Reflexion in ihm selbst, wobei die Reflexionsbestimmungen der Identität, des Widerspruchs und des Grundes zum Vorschein kommen. Dann tritt die Sache in die Existenz, das Wesen erscheint. Die Einheit des Wesens und der Existenz ist die Wirklichkeit. Die Einheit des Innern und Äußern ist die absolute Wirklichkeit. Hierher gehört die spinozistische Substanz, sowie die Monadenlehre Leibnitz's. Von der Substantialität ist der nächste Fortschritt zu der Causalität und der

Wechselwirkung der Substanzen, aus welcher dann die einfache Bestimmtheit des Begriffs, das Reich der Subjectivität oder der Freiheit hervorgeht. Dieses ist das des Begriffs, als die Einheit des Seyns und der Reflexion. Der Begriff in dieser freien Existenz ist das Ich, oder das reine Selbstbewußtseyn. Die Momente des Begriffs sind die Allgemeinheit, die Besonderheit und die Einzelheit. Die Urtheile zerfallen A) in Urtheile des Daseyns, und zwar a) in das positive, b) das negative, c) das unendliche; B) in Urtheile der Reflexion, diese sind das singulaire, das particulaire und das universelle; C) das Urtheil der Nothwendigkeit zerfällt in das kategorische, hypothetische und disjunctive; D) das Urtheil des Begriffs ist das assertorische, das problematische und apodictische. Auch der Schluß zerfällt in den Schluß des Daseyns, in den der Reflexion und in den der Nothwendigkeit. Der zweite Abschnitt der Logik enthält die Objectivität. Zu dieser gehören der Mechanismus, der Chemismus und die Theologie. Der dritte Abschnitt endlich handelt von der Idee, und zerfällt in das Leben, in das Erkennen und in die absolute Idee. Die absolute Idee allein ist Seyn, unvergängliches Leben, sich wissende Wahrheit und alle Wahrheit. Sie ist der einzige Gegenstand und Inhalt der Philosophie. Die Natur und der Geist sind unterschiedene Weisen, ihr Daseyn darzustellen, Kunst und Religion ihre verschiedene Weisen, sich zu erfassen und ein sich angemessenes Daseyn zu geben. Hierdurch kehrt die Logik in ihren Anfang zurück. Sie ist nun reiner Begriff, aber auch erfülltes Seyn, der sich begreifende Begriff; aber nur noch logisch, die Wissenschaft nur des göttlichen Begriffs, welcher dann in die Natur ausschlägt.

Die bequemste Uebersicht des ganzen Hegel'schen Systems gewährt die „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften" (Heidelberg 1817, dritte Aufl. 1831). Hier hat er das Formelle des Vortrags zu mildern und zu mindern, und durch exoterische Anmerkungen abstracte Begriffe dem gewöhnlichen Verständnisse und den concretern Vorstellungen näher zu rücken gesucht. Es wird die Philosophie in drei Theile getheilt, die Logik, die Wissenschaft der Idee an und für sich, die Naturphilosophie, als die Wissenschaft der Idee in ihrem Andersseyn, und die Philosophie des Geistes, als der Idee, die aus ihrem Andersseyn in sich zurückkehrt. Die Logik ist hier mit einem besondern Vorbegriffe bereichert worden, welcher von den verschiedenen Stellungen des Denkens zur Objectivität handelt. Das Wesen der Natur ist die Idee in der Form des Andersseyn, oder die Aeußerlichkeit. Dadurch erhalten die Begriffsbestimmungen den Schein eines gleichgültigen Bestehens und der Vereinzelung gegeneinander. Die Natur zeigt in ihrem Daseyn keine Freiheit, sondern Nothwendigkeit und Zufälligkeit. Die Natur ist zwar an sich, in der Idee göttlich, aber wie sie ist, entspricht ihr Seyn ihrem Begriffe nicht; sie ist vielmehr der unaufgelöste Widerspruch. Man mag in ihr wohl die Weisheit Gottes bewundern; aber jede Vorstellung des Geistes, die schlechteste seiner Einbildungen, das Spiel seiner zufälligsten Launen, jedes Wort ist ein vortrefflicherer Erkenntnißgrund für Gottes Seyn, als irgend ein einzelner Naturgegenstand. Und geht die geistige Zufälligkeit, die Willkür, bis zum Bösen fort, so ist dieses selbst noch ein unendlich Höheres, als das gesetzmäßige Verhalten der Gestirne, oder als die Unschuld der Pflanze. Die Natur ist als ein System von Stufen zu betrachten, deren eine aus der andern nothwendig hervorgeht, aber nicht so, daß sie aus ihr natürlich erzeugt würde, sondern in der innern den

Grund der Natur ausmachenden Idee. Das unmittelbare Concrete ist ein Reichthum von Eigenschaften, die außereinander und mehr oder weniger gleichgültig gegeneinander sind, gegen die eben darum die einfache für sich seyende Subjectivität ebenfalls gleichgültig ist und sie äußerlicher, mithin zufälliger Bestimmung überläßt. Dieß ist die Ohnmacht der Natur, den Begriffsbestimmungen nicht getreu zu bleiben, und ihnen gemäß ihre Gebilde zu bestimmen und zu erhalten. Die Idee als Natur ist: I. In der Bestimmung des Außereinander, der unendlichen Vereinzelung, außer welcher die Einheit der Form, und daher als eine ideelle nur gesuchte ist — Mechanik. Dazu gehören: Raum und Zeit, Materie und Bewegung. II. In der Bestimmung der Besonderheit, sodaß die Formbestimmungen realisirt, oder die Realität mit immanenter Bestimmtheit und existirender Differenz gesetzt ist, ein Reflexionsverhältniß, dessen Insichseyn die Individualität ist — die Physik. Dazu gehören: a) die freien physischen Körper, das Licht, die Körper des Gegensatzes, Sonne, Planet, Mond, Komet; b) die Elemente. In diesen Momenten besteht die allgemeine Individualität. Die Physik der besondern Individualität umfaßt die Schwere, die Cohäsion, den Klang, die Wärme und endlich die Physik der totalen Individualität enthält die Gestalt, die Besonderung des individuellen Körpers, und den chemischen Prozeß. III. In der Bestimmung der Subjectivität, in welcher die realen Unterschiede der Form ebenso zur ideellen Einheit, die sich selbst gefunden und für sich ist, zurückgebracht sind — Organik. Zu dieser gehören: a) die geologische Natur; b) die vegetabilische Natur; c) der thierische Organismus. — Der dritte Theil der Philosophie ist die Philosophie des Geistes. Der Geist hat für uns die Natur zu seiner Voraussetzung, deren Wahrheit, und damit deren absolut Erstes er ist. In dieser Wahrheit ist die Natur verschwunden, und der Geist hat sich als die zu ihrem Fürsichseyn gelangte Idee ergeben, deren Object ebenso wohl als das Subject der Begriff ist. Das Wesen des Geistes ist deswegen formell die Freiheit, nach welcher er von seiner eignen Aeußerlichkeit, seinem Daseyn selbst abstrahiren kann und überhaupt sich zu einem Besondern macht. Daher ist seine Bestimmtheit Manifestation. Er setzt die Natur als seine Welt. Das Absolute ist der Geist; dieß ist die höchste Definition des Absoluten. In seiner Entwickelung ist der Geist I. subjectiver Geist. Dieser ist A) unmittelbar Seele oder Naturgeist, Gegenstand der Anthropologie. Hier ist die Rede von dem Verhältnisse zwischen Seele und Leib, von den natürlichen Qualitäten der Seele, von den Rassenverschiedenheiten, den Lebensperioden, von der Empfindung, von Traum und animalischem Magnetismus, sowie vom Selbstgefühl und der Gewohnheit. B) Für sich, noch als identische Reflexion in sich, Bewußtseyn der Gegenstand der Phänomenologie des Geistes, wovon schon oben. C) Der sich in sich bestimmende Geist, als Subject für sich, der Gegenstand der Psychologie. Das Fortschreiten des Geistes ist Entwickelung, und so ist er a) theoretischer Geist, d. h. Vernunft für sich zu seyn, als Intelligenz zu wissen, daß sie Vernunft ist. Die sogenannten Kräfte oder Vermögen des Geistes sind bloße Reflexionsbestimmungen, wodurch der Geist zu einem Aggregatwesen, einer verknöcherten mechanischen Sammlung gemacht wird. Das Gefühl ist die niedrigste Form des Geistes, das bloß Subjective, das Verzichten auf die Natur und den Begriff der Sache. Von dem Gefühl steigen die Geistesthätigkeiten in folgender Reihe auf: Anschauung, Vorstellung, Erinnerung, Einbildungskraft, Gedächtniß, Denken. Der Gedanke ist die Sache, einfache Identität des Subjectiven und Ob-

jectiven. Was gedacht ist, ist, und was ist, ist nur, insofern es Gedanke ist. Das Denken als diese freie Allgemeinheit ist Verstand, Urtheil und Vernunft, und insofern es auch dem Inhalte nach frei ist, der Wille. Zuerst zeigt sich dieser praktische Geist im Gefühle des Rechts, des Sittlichen ꝛc. Die weitere Aufgabe aber ist, das Vernünftige darin in der Gestalt der Vernünftigkeit aufzufassen. Das Uebel, welches an dieser Stelle eintritt, ist nichts Anderes als die Unangemessenheit des Seyns zu dem Sollen. Die Abhandlung der Triebe, Neigungen und Leidenschaften, nach ihrem wahrhaften sittlichen Gehalte, ist die Pflichtenlehre. II. Der objective Geist. Dieser ist die Einheit des theoretischen und praktischen, der freie Wille, der sich denkt und freie Intelligenz ist. Diese Realität, als Daseyn des freien Willens ist A) das Recht, B) die Moralität, C) die Sittlichkeit. Die Sittlichkeit ist die Vollendung des objectiven Geistes, und die Wahrheit des objectiven und subjectiven Geistes selbst. Die freie Substanz hat in ihr als der Geist eines Volks Wirklichkeit. Dazu gehören das Familienleben, die bürgerliche Gesellschaft, der Staat, welcher durch seine Geschichte in die Weltgeschichte übergeht. Hierdurch wird der Geist zum Weltgeiste. Der Geist eines jeden einzelnen Volks ist bestimmt, nur eine Stufe in der Entwickelung desselben auszufüllen und nur Ein Geschäft der ganzen That zu vollbringen. III. Der absolute Geist. Der absolute Geist ist die ewig insichseyende und insichzurückkehrende und zurückgekehrte Identität, die Eine und allgemeine Substanz, als geistige, das Wissen der absoluten Idee. Die Entwickelungsstufen desselben sind: a) die Kunst, b) die geoffenbarte Religion, c) die Philosophie. Diese ist die höchste Stufe des Bewußtseyns, welche nicht bloß die Einheit der Kunst und Religion ist, sondern sie auch zum selbstbewußten Denken erhebt. Der Begriff der Philosophie ist die sich denkende Idee, die wissende Wahrheit, das Logische mit der Bedeutung, daß es die im concreten Inhalte als in seiner Wirklichkeit bewährte Allgemeinheit ist, sodaß die Wissenschaft auf diese Weise in ihren Anfang zurückgeht und das Logische ihr Resultat geworden ist.

Es kann hier nicht der Ort seyn, dieses System zu prüfen. So viel aber geht aus einer unbefangenen gründlichen Beurtheilung desselben hervor, daß, so sehr man auf der einen Seite Ursache hat, die Originalität des ganzen Systems in seinem Gliederbaue, den großen Scharfsinn und Tiefsinn, sowie die seltene Geisteskraft und Ausdauer zu bewundern, mit welchen hier, vorgeblich nach der strengsten Methode, alle Probleme der Philosophie von dem einfachsten Anfange in der sinnlichen Gewißheit bis zum Bewußtseyn des absoluten Geistes, durch fortgehende Metamorphosen des Einen Princips behandelt und scheinbar gelöst werden, und dabei durch die frappantesten Uebergänge, und die eigenthümlichen Lichter, welche auf ganz dunkele Partien der Welt fallen, und wodurch das Weitauseinandergelegene witzig aneinandergerückt, geblendet und bestochen wird, der Leser ebenso sehr auf der andern Seite durch die seltsam harte, schwere, scholastisch-abstruse, oft grammatisch-unrichtige Sprache, die willkürliche Terminologie, durch das Gezwungene der Uebergänge sowie noch mehr durch das Befremdende, dem natürlichen Bewußtseyn des gesunden Menschenverstandes Widerstreitende der Resultate und die anmaßende, wegwerfende Behandlung der Andersdenkenden, sich erkältet und abgestoßen fühlt und in jenen zauberischen Lichtern mehr Irrwische und Theaterlichter erblickt, welche leuchten ohne zu erwärmen, und in

Demjenigen, was uns das Theuerste seyn muß, uns trostlos uns selbst überlassen. Ein System, in welchem der Begriff das Eine und All, der Weltschöpfer und der Vollender ist, und praktische Freiheit, Unsterblichkeit, Natur und ein persönlicher Gott nur kommende und verschwindende Momente, nothwendige Vorstufen, um sich in das philosophische, logische Bewußtseyn zu erheben, kann zwar einige Zeit Aufsehen erregen, der Eitelkeit und dem Hochmuthe junger Leute schmeicheln, auch wohl schwachköpfige Alte berücken, aber, wir hoffen es zum gegenwärtigen Geschlechte, in die Länge sich nicht behaupten, nie zur allgemeinen Ueberzeugung der Gebildeten werden und die Wissenschaften beherrschen; ein glänzendes Meteor, wie so manche, welche am Horizonte der Geschichte aufgestiegen sind, und wie sie verbleichen und sinken wird, während das Christenthum und die himmlische Sonne des moralischen Bewußtseyns in uns in ewigem Glanze fortstrahlen werden. — Von „Hegel's Werken", herausgegeben von Marheinecke, Schulze, Gans, von Henning, Hotho, Michelet, Fr. Förster, ist zu Berlin 1832 die erste Lieferung, enthaltend den ersten und neunten Band, erschienen. Ueber Hegels System aus dem Standpunkt seiner Anhänger vergl. Göschel, „Hegel und seine Zeit" (Berlin 1832).

Hegemonie (v. griech. Hegemoneia), 1) das Anführen, Anführerstelle, Oberherrschaft; insbesondere 2) (griech. Gesch.), Principat, den in Griechenland ein Staat über die andern ausübte. Um der von Persien aus drohenden Sklaverei zu entgehen, schlossen, auf Themistokles's Rath, die meisten hellenischen Staaten einen Vertheidigungsbund und stellten aus Achtung des anerkannten Verdienstes, Sparta an die Spitze desselben. Kraft dieses Vorranges hatten spartanische Feldherren den Oberbefehl zu Wasser und zu Lande, und die Spartaner behaupteten den ersten Rang in der Schlacht wie bei Verhandlungen. 476 v. Chr. aber übergaben die Verbündeten, durch den Uebermuth des verrätherischen Pausanias aufgebracht, dem Aristides den Oberbefehl über die ganze hellenische Flotte, wodurch die Hegemonie an Athen kam, das ihr eine andere Richtung gab. Die Sorglosigkeit der Bundesgenossen benutzend, verwandelte es die von denselben bewilligten Geldbeiträge zur Fortsetzung des Krieges in eine willkürliche Besteuerung und brachte durch schlaue Verbindung demagogischer Kunstgriffe mit unerhörter Strenge in Kurzem sämmtliche Inseln des ägäischen Meeres, nebst den Küstenstädten Thraciens und Kleinasiens, in solche Abhängigkeit, daß die wenigsten derselben als freie Verbündete oder nur Besteuerte, die meisten hingegen als eigentliche Unterthanen betrachtet und behandelt wurden. Hiermit stand die für Athen ebenso vortheilhafte, als für die übrigen Staaten drückende Meeresherrschaft (Thalassokratia) in der genauesten Verbindung. Das Mißvergnügen der mit Athen Verbündeten und die Besorgnisse der übrigen Staaten stifteten einen Gegenbund, bei welchem Sparta von Neuem die Hegemonie übernahm, um durch den peloponnesischen Krieg Athen, als den gemeinschaftlichen Feind der griech. Freiheit, zu bekämpfen (431—404). Während desselben ward Sparta eine Seemacht, erhielt die Meeresherrschaft und trat, nach der gänzlichen Demüthigung Athens, nicht nur in die bisherigen Verhältnisse dieses Staats zu den Inseln und asiatischen Küstenbewohnern, sondern mißbrauchte auch seinen hegemonischen Einfluß auf das europäische Mutterland, um dieses in Abhangigkeit von sich zu erhalten. Da erhob sich Theben, unter Pelopidas und Epaminondas, vernichtete in der Schlacht bei Leuktra die spartanische Uebermacht und würde selbst

die Hegemonie errungen haben, wenn es nicht seine beiden Häupter so früh verloren hätte. Jetzt benutzte der inzwischen mächtig gewordene Philipp von Makedonien die allgemeine Schwäche der griech. Staaten, unterhielt durch schlaue Politik ihre innern Zwistigkeiten, übernahm nach der Schlacht bei Chäroneia die Hegemonie selbst und verwandelte diese sehr bald in eine eigentliche Beherrschung der Hellenen. Vergl. Manso, „Ueber den Begriff und Umfang der griechischen Hegemonie", Breslau 1804 4.

Hegesias, ein Philosoph der kyrenaischen Schule, blühte zu Anfange des 3. Jahrh. v. Chr., und gründete eine eigene Schule, die von ihm den Namen erhielt. Valerius Maximus erzählt von ihm, daß er eines Tages mit hinreißender Beredtsamkeit die Beschwerden des menschlichen Lebens geschildert habe, sodaß viele seiner Schüler den Entschluß faßten, sich selbst zu ermorden. Es wurde ihm hierauf verboten, über diesen Gegenstand zu reden. — 2) Hegesias aus Magnesia, Rhetor und Geschichtschreiber, blühte um 484 v. Chr. und führte in Griechenland alle Fehler der asiatischen Beredtsamkeit ein. Er schrieb eine Geschichte Alexanders des Großen in schwulstiger Schreibart, wovon Dionysius von Halikarnaß ein Fragment aufbewahrt hat.

Hegira (Hedschra, Muhammed. Chronol.), eigentlich die Flucht, nämlich Muhammeds von Mekka nach Medina, bestimmt (nach Abulfeda's Zeugniß vom Khalifen Omar zuerst dazu festgesetzt) den Anfang der Muhammedanischen Aera und fällt auf den 1. Muharrem 10 J. 2 M. vor Muhammeds Tode, oder auf den 15. Juli (nicht den 16. Juli, wie man gewöhnlich irrig annimmt) des Jahres 622 v. Chr., wiewohl der Prophet nach Abulfeda 68 Tage, nach And. 2 Monate später seine Flucht angetreten hatte. Das Jahr der Hegira ist ein Mondjahr von 354 Tagen. Zur Ausgleichung des Unterschiedes von 8 St. 38 Min., um welche das astronom. Mondjahr länger ist, als das bürgerliche der Araber, nahm man einen 30jährigen Schaltcykel an, in welchem 11 Jahre, 2, 5, 7, 10, 13, 16, 18, 21, 24, 26 und 29 Schaltjahre, die übrigen 19 gemeine Jahre sind. Der Schalttag wird dem letzten Monate angehängt. Da aber der volle Ueberschuß des astronomischen Mondjahres 8 St. 48 Min. 38 Sec. 12 Tert. beträgt; so entsteht dadurch in 30 Jahren ein kleiner Ueberschuß von 19 Min. 8 Sec., welcher jedoch erst im 18. Jahre des 76. Schaltcykels oder nach 2262 Jahren zu 1 Tag, 8 Sec. 24 Tert. erwächst. Der Monate sind 12, aus abwechselnd 30 und 29 Tagen bestehend. Die Woche fängt mit unserm Sonntage an und besteht aus 7, mit dem Untergange der Sonne anfangenden, in 24 Stunden getheilten Tagen. Die Reduction des Muhammedanischen Kalenders auf den christlichen ist schwierig, wird jedoch durch die neue, von Novi und Ideler empfohlene Methode erleichtert. Das Verfahren ist folgendes: Man dividire die gegebene Zahl der verflossenen Jahre der Hegira durch 30 (der Quotient zeigt die verflossenen Schaltcyklen, der Rest die verflossenen Jahre des laufenden Schaltcyklus an), multiplicire den Quotienten mit 10.631 (der Tagsumme eines Schaltcyklus), addire dazu die Tagsumme in dem Reste angegebenen Jahre des laufenden Cykels, ferner die der verflossenen Tage des laufenden Monats, wie die Tagsumme der verflossenen Monate des laufenden Jahres, und zähle dann zu dieser Summe noch 227.015 (die Zahl der vom 1. Jan. 1 bis 15. Juli 622 n. Chr. verflossenen Tage). Diese Gesammtzahl von Tagen der Hegira verwandelt man am bequemsten in Julianische Jahre, wenn man sie mit 1461 (der Tagsumme ei-

ner Julianischen Schaltperiode) dividirt, den Quotienten mit 4 multiplicirt und die vollen Jahre des Restes, welche man durch Subtraction der Zahl 365 von derselben findet, dazu addirt. Die übrig bleibenden Tage zeigen dann den Monatstag des laufenden Julianischen Jahres an. Ist von dem Zeitraum nach der Gregorianischen Kalenderverbesserung die Rede, was nur in der neuern Geschichte vorkommen kann, so muß man das Julianische Datum in das Gregorianische verwandeln, indem man vom 5. Oct. 1582 bis Ende Februar 1800 eilf und weiterhin 12 Tage hinzu addirt. Macht man den Gang dieser Rechnung rückwärts, so bewirkt man die Reduction des Julianischen Kalenders auf den arabischen. Bei allen diesen Reductionen ist die Verschiedenheit des Tagesanfanges bei Christen und Muhammedanern nicht außer Acht zu lassen, wodurch, wenn die Tageszeit bekannt ist, der Fall eintreten kann, daß das christliche Datum um einen Tag früher oder das arabische um einen Tag später gesetzt werden muß. Durch Tafeln der wachsenden Tagsumme, wie sie Ideler mittheilt, wird die Rechnung sehr erleichtert.

Heher (Zool.), 1) (garrulus Cuv.), Gattung aus der Familie der Krähenvögel (bei And. als Untergattung von corvus.; hat geraden, stumpfen, vorn etwas gebogenen Schnabel, weiche, seidenartige Stirnfedern, ist bunt; die hieher gehörigen Vögel sind kleiner, als die übrigen Raben. Arten: Eichelheher (g. glandarius, corvus gl.), graurothlich, Flügel und Schwanz schwarzgrau, auf den Deckfedern der Flügel ein großer blau und weiß gestreifter Fleck, am Unterschnäbel ein schwarzer Streif; kommt in weißer oder bunter Abart vor, ist verschlagen, vorsichtig, gelehrig, lernt Worte aussprechen, lebt in Europa und Asien im Schwarz- und Laubholze, ist Strichvogel, frißt Eicheln, Insecten (Heuschrecken, Bremen) und allerhand Beeren, sammelt sich Vorräthe, nistet auf Eichen und Buchen, wird zuweilen gegessen, seine Federn dienen zum Putz, thut durch Fressen junger Vögel und Eier Schaden. An Orten, wo viel Eichelheher sind, fängt man sie auf der Heherhütte, von Laubwerk um einen einzeln stehenden Baum (Leimbaum), der ausgeschnitten und mit Leimruthen besteckt ist; durch einen Uhu oder andere Lockvögel werden die Heher herbeigelockt, durch deren Geschrei wieder andere Vögel, Elstern, Drosseln und Meisen herbeikommen und sich auf den Leimruthen fangen; sibirischer Heher (g. infaustus, corvus inf., c. sibiricus), hat schwärzlichen Federbusch, ist oben aschgrau, unten rothgrau; im Norden. 2) (gemeiner Heher), so v. w. Elster; 3) so v. w. Tannenheher.

Heidegger (Johann Jacob), ein merkwürdiger Mann in der Kunst der Vergnügungen. Als Oberaufseher der öffentlichen Belustigungen zu London unter der Regierung Georgs II. übte er fast denselben Einfluß aus, den Petron unter Nero in den Apicius'schen und andern verwandten Künsten sich erworben hat. Er war der Sohn eines Geistlichen und wurde zu Zürich 1660 geboren. Eine Liebschaft, die er, schon verheirathet, anspann, soll ihn aus der Heimath vertrieben haben. Er trieb sich als Bedienter, mit Aufwarten in Gasthöfen, in den größten Städten Europas eine Zeitlang herum; kam in seinem 45. Jahre nach London, wo ihm seine Jovialität und Gewandtheit, seine Kenntnisse und sein feiner Geschmack in allen Gegenständen des Lebensgenusses bald eine Menge Freunde erwarben. Selbst die große Welt suchte ihn, in die er unter dem Namen des Schweizergrafen Eintritt fand. Er machte einige treffende Bemerkungen über verschiedene Mängel der damaligen Oper bekannt

und machte einsichtsvolle Vorschläge, um die Aufführungen auf dem königlichen Theater zu vervollkommnen; dieß brachte ihn in den Ruf eines großen Kunstkenners. Sein Urtheil hatte Gewicht, und einige Anordnungen, Decorationen und Scenerei betreffend, die nach seiner Angabe ausgeführt wurden, gefielen dem Könige (der ein großer Freund der Oper war) so sehr, daß er ihm die Oberaufsicht über das Opernhaus übertrug. Sein Verschönerungseifer ergriff hierauf die Maskeraden, seine Reformen gefielen, und auch jener Zweig des Bühnenwesens wurde unter seine Leitung gestellt. Endlich wurde er zum Oberaufseher aller öffentlichen Belustigungen erhoben. Er gründete in diesem Amte seinen Kredit so fest und allgemein, daß selbst Privatleute bei ihren Festen ihn zu Rathe zogen. Seine Einnahme belief sich jährlich auf 5000 Pf. Sterl. Heidegger hatte zwar einen sehr vortheilhaften Körperbau, doch war sein Gesicht so auffallend häßlich und fratzenhaft, daß er mit dem Grafen Chesterfield wetten konnte: es sey kein häßlicheres Gesicht, als seines, in London aufzutreiben; er gewann sie. Er starb 1749 in einem Alter von 90 Jahren.

Heidelberg, eine jetzt zum Neckarkreise des Großherzogthums Baden gehörige Stadt, war bis zum Jahre 1720 der Sitz der Churfürsten und Pfalzgrafen am Rhein. Sie liegt an einem der reizendsten Punkte im herrlichen Neckarthale, am linken Ufer des Flusses, über welchen eine schöne, mit den Statuen des Churfürsten Karl Theodor und der Göttin Minerva geschmückte, und mit sechs Altanen versehene steinerne, auf 9 Bogenpfeilern ruhende, 700 Fuß lange, und 30 Fuß breite, Brücke führt, von welcher man die köstlichste Aussicht genießt. Ihr gegenüber erhebt sich, mit Kloster- und Burg-Ruinen gekrönt, der mit Reben bewachsene Heiligenberg. Sie selbst liegt hart am Fuße des 2000 Fuß hohen Kaiserstuhls, zieht sich am Berge hinauf bis zu der prachtvollen Ruine des ehemaligen churfürstlichen Schlosses, welches 1689 nebst der Stadt von den Franzosen verbrannt und 1764 durch einen Blitzstrahl noch mehr zerstört ward. Die Ueberbleibsel dieses großen und im edelsten Style des Mittelalters erbauten Schlosses sind sehr der Betrachtung werth. Besonders merkwürdig ist der Ruprechtsbau, der Rittersaal und die Kirche. In dem Schlosse sieht man als Pfeiler eines Vorgebäudes vier Säulen von Granit, welche von dem Pallaste Karls des Großen von Ingelheim hieher gekommen seyn sollen. In seinen Kellern befindet sich das berühmte Heidelberger Faß, welches 250 Fuder faßt. Der Schutt ist jetzt aufgeräumt und das Ganze durch geschmackvolle Gartenanlagen verschönert. Heidelberg besteht aus der eigentlichen Stadt, der Vorstadt, und der sich bis zu den Schloßruinen hinaufziehenden Bergstadt. In allem enthält es mit dem Dorfe Schlicherbach 1190 Häuser und 11.200 Einwohner. Die Stadt hat drei katholische, zwei reformirte und eine lutherische Kirche, worunter die reformirte und katholische Hauptkirche zum heiligen Geist, in gothischem Style erbaut, sehr schön ist. Heidelberg ist der Sitz der ältesten und einer der berühmtesten deutschen Universitäten, die schon 1386 gestiftet wurde. Schnell erhob sie sich zu hohem Ansehen, und ihre Bibliothek und vorzüglich ihre Manuscriptensammlung war die bedeutendste in ganz Deutschland; als aber im dreißigjährigen Kriege 1622 Tilly die Stadt eroberte und plünderte, sank sie wieder, und der ganze Schatz von mehr als 500 griechischen, lateinischen und altdeutschen Handschriften ward weggeführt. Als 1802 Heidelberg an das Großherzogthum Baden abgetreten wurde, blühte die Universität aufs Neue wieder auf, und der Großherzog Karl Friedrich

ist als ihr neuer Stifter anzusehen. Sie hat einen jährlichen Fond von 66.000 Fl., und ist in 5 Sectionen abgetheilt: in die theologische mit drei ordentlichen Professoren, in die juristische mit fünf, in die medicinische mit vier, in die staatswirthschaftliche mit fünf und in die philosophische mit sieben ordentlichen Professoren. Rector der Universität ist der Großherzog selbst. Dabei finden sich ein pädagogisches und philologisches Seminarium, ein medicinisch-klinisches Institut, ein anatomisches Theater, ein akademisches Hospital, Gebärhaus, zwei botanische Gärten und ein Garten für landwirthschaftliche und forstbotanische Vorlesungen. Außerdem besitzt die Universität eine Bibliothek von 60.000 Bänden mit wichtigen Handschriften, ein physikalisches, anotomisches und naturhistorisches Cabinet. Ferner findet man in Heidelberg ein Gymnasium, ein männliches und zwei weibliche Erziehungsinstitute, drei Spitäler; Kraxx-, Baumwollen-, Wachs- und Lederfabriken. Die Einwohner treiben einigen Handel und Schifffahrt. Von Heidelberg geht die von den Römern angelegte sieben Meilen lange, schöne Bergstraße, am westlichen Abhange des Odenwaldes nach Darmstadt.

Heidelberger Bibliothek. Nach der Einnahme und Plünderung der Stadt durch das Heer des Generals Tilly 1622, wurde diese Bibliothek von dem Herzoge Maximilian von Baiern als Kriegsbeute angesehen, und dem Papste Georg XV. geschenkt. Der berühmte Leo Allatius holte sie nach Rom ab, wo sie unter dem Namen Bibliotheca Palatina eine besondere Abtheilung der vatikanischen Bibliothek bildete. Acht und dreißig von den Handschriften derselben wurden 1795 unter den 500 Handschriften, welche nach einem Artikel des Friedens von Tolentino die päpstliche Regierung an die französische Republik abgetreten hatte, nach Paris in die Nationalbibliothek versetzt. Endlich folgte 1815, mit päpstlicher Einwilligung, in Paris die Rückgabe jener 38 Handschriften an die Universität Heidelberg. Auch die übrigen altdeutschen Handschriften, zusammen 842 Bände, welche sich bisher noch in Rom befanden, hat die Universität Heidelberg, auf Verwenden des preuß. und östr. Hofes, 1820 vom Papste Pius VII. zurückerhalten; überdieß noch vier lateinische, die Geschichte der Universität Heidelberg betreffende Manuscripte, und den berühmten Codex Palatinus von des Mönchs Otfried poetischer Umschreibung der vier Evangelien.

Heiden. Alle, welche nicht den einzigen, wahren Gott anbeten, nennt die Bibel und der Sprachgebrauch Heiden: in den frühern Jahrhunderten wurden noch die Muhammedaner mit diesem Namen belegt; indem nur die Bekenner des Christenthums und Judenthums zu den Gläubigen gezählt wurden: nachdem man aber den Islamismus besser hatte kennen gelernt, hat man die Muhammedaner aus der Rubrik der Heiden gestrichen. Ursprünglich wurden die Götzendiener mit diesem Namen bezeichnet; doch erhielt derselbe im Munde des Volkes bald eine weitläufige Bedeutung, indem die Schilderung eines Gottlosen, Lasterhaften, der weder menschliche noch göttliche Gesetze ehrte, mit dem einen Worte, heidnisch, entworfen wurde. Der Ursprung des Ausdrucks, Heide, soll historisch seyn. Paganus ist die lateinische Benennung des Heiden; eigentlich heißt es aber Landmann, Bauer. Der Grund, warum Bauer, Paganus, zur Bezeichnung eines Nicht-Gläubigen wurde, lag in der Art der Verbreitung der christlichen Religion. Es war natürlich, daß die ersten Lehrer derselben die Städte zu ihrem Bekehrungsgeschäfte vorzüglich sich ausersahen, und die Landbewohner wenig oder gar nicht besuchten, weil dort keine zahlreichen Versammlungen zu

Stande gebracht werden konnten: dieß, und wahrscheinlich auch die geringe Geistesbildung, welche die reinere metaphysischere Christusreligion zu ihrem Verständnisse in einen höhern Grade forderte, und zugleich die Neigung des Landmannes, fest an dem Glauben seiner Väter zu halten, waren die Ursachen, daß der Landbewohner noch lange Zeit hindurch im Heidenthume befangen blieb, während die Städter schon in Menge die neue Lehre angenommen hatten. Diesen galt daher ein Landmann, Paganus, ebenso viel als Ungläubiger, und um den Letztern zu benennen, gebrauchten sie den Namen des Erstern. Der deutsche Ausdruck, Heide, hat wahrscheinlich einen gleichen Ursprung. Unter Karl dem Großen, dem gewaltigen Bekehrer der Deutschen, wurden die Götzendiener unbarmherzig verfolgt, seine Gesetze gegen dieselben waren mit Blut geschrieben: wer den Zehnten an die Geistlichen nicht entrichtete, die Fasten nicht hielt, seine Kinder nicht taufen ließ, den Götzen opferte ꝛc. wurde mit dem Tode bestraft. Der Verfolgungseifer zwang die Ungläubigen, die sich entweder nicht bekehren wollten, oder sich nur zum Schein bekehrt hatten, ihre religiöse Verrichtungen in den verborgensten Winkeln, in finstern Wäldern und auf wüsten Heiden zu begehen. Hierdurch erhielten sie den Namen Heiden, wie ehemals eine verfolgte Menschenclasse in dem schottischen Hochlande Mistics, Kinder des Nebels, hießen, weil sie ihr Leben nur auf Bergen und in Klüften in Sicherheit bringen konnten. Nach einem Dogma der Christkatholischen können die Heiden nicht der Seligkeit theilhaftig werden; und der heilige Augustinus gesteht ihnen sogar keine Tugenden, die er für glänzende Laster erklärt, zu. Die Anzahl der Heiden ist in unsern Tagen noch sehr groß: sie nehmen das östliche Asien ein, China, Tibet, Japan, die Tartarei und Bucharei; ganz Afrika, einige Küstenländer ausgenommen, und die großen Reiche Indiens. Fast alle Wilden und Nomaden in Amerika und auf den Inseln des Südmeers bekennen sich zum Götzendienste.

Heiden (Geogr.), des Landes, Departement im südlichen Frankreich, zwischen dem atlantischen Ocean, dem Depart. Gironde, Lot und Garonne, Gers und Niederpyrenäen; 173½ Q.M. groß mit 265.300 Einw.; hat den Namen von den großen Heiden oder Sandflächen, Landes, erhalten, und ist sehr unfruchtbar. Flüsse darin sind: Adour, Douze, Eyre und Minden. Einige Eisenhütten und Hämmer, Terpentinölbereitung; Handel mit Holz, Pech, Theer, Terpentin, Weihrauch, Wachs, Branntwein, Vieh, Wolle. Das Departement enthält 3 Bezirke. Mont de Marsan, St.-Sever und Dar. Die Hauptstadt ist Mont de Marsan.

Heilbronn, die Hauptstadt der würtemb. Landvogtei Unterneckar, auf dem rechten Ufer des Neckars, über welchen hier eine bedeckte Brücke führt, in einer äußerst schönen Gegend und am Anfange des herrlichen Neckarthals, zählt über 7500 Einw. Merkwürdig sind: die alte lutherische Hauptkirche, in gothischem Geschmack erbaut, mit einem hohen Thurme; der alte Thurm, in dem Götz von Berlichingen gefangen saß. Man findet hier ein Gymnasium, ein ansehnliches Rathhaus, ein Spital, ein Waisenhaus, Bibliothek und eine außerordentlich ergiebige Brunnenquelle, von der die Stadt den Namen hat; Hut- und Glasfabriken und viel Weinbau. Die Einwohner treiben einen wichtigen Transito- und Speditionshandel, wie auch einen Handel mit Holz und Steinkohlen und mit Gyps, wovon jährlich 100.000 Ctr. ausgeführt werden.

Heilbronn war einst eine durch Handel reiche und mächtige freie Reichsstadt. Bei der Stadt ist der Wartberg mit schönen Anlagen, von wo man eine schöne Aussicht hat. Wäre die Stadt eine Festung, so würden dadurch die Straßen vom Rheine und Main her vertheidigt, und gegen den daher kommenden Feind Diversionen unternommen werden können.

Heilig. Unter dem Begriffe heilig versteht man, was eine größere Ehrfurcht erweckt und zur Bewunderung und Anbetung hinreißt. Alles was göttlich ist oder im Menschen sich der göttlichen Natur nähert; was Segen und Glück bringt, den Sterblichen Schutz angedeihen läßt, oder ihn über das Gemeine erhebt; Alles, was ihn in nähere Berührung mit Gott bringt, und in ihm eine höhere Würde, ein Gefühl seiner schönen, ewigen Bestimmung erregt, ist und nennt man heilig. Daher auch die Tugenden, und selbst die Gedanken und Empfindungen, die uns heiligen, d. h. die uns dem Irdischen und dem gemeinen Leben entheben, und zu der unsichtbaren Welt in Ahnen und Hoffen hinübertragen, heilig sind. Die Religion, weil sie ein Inbegriff solcher Gedanken und Empfindungen ist, ward daher auch von jeher für heilig erachtet; doch nicht allein ihre Lehren, sondern Alles, was in ihren Kreis gehört, ihre Symbole, die Oerter, wo Gott verehrt wird, oder die zu andern religiösen Handlungen bestimmt sind, die Geräthschaften ꝛc. nehmen Theil an der Heiligkeit ihres Zweckes. Dieser Begriff der Heiligkeit ging auch auf die Diener der Religion über, welche bei allen Völkern für heilig und unverletzlich erklärt waren und sind. Ebenso erblickten die Unterthanen in ihren Regenten etwas Göttliches und somit Heiliges; ja in vielen Staaten waren manche Magistratspersonen für heilig (Sacro-Sanct) durch die Gesetze erklärt; darum heißen auch im Orient die Könige die Gesalbten des Herrn. Die Volkstribunen waren zur Zeit der römischen Republik Sacro-Sanct, und auch die Cäsaren waren, da sie ein immerwährendes Tribunat an sich rissen, heilig und unverletzlich; überhaupt ist der Begriff von der Unverletzlichkeit stets mit dem der Heiligkeit verknüpft gewesen; dem Heiligen darf sich ohne ein Verbrechen keine verletzende Hand nahen. Das Gefühl der Achtung vor dem Heiligen, ist tief in die menschliche Natur gegründet; seinen ersten Ursprung verdankt es der Sinnlichkeit; eine Furcht- oder Staunenerregende, eine Schaudererweckende, oder die Seele erhebende Naturerscheinung flößt dem Naturmenschen Ehrfurcht ein, und drängt sich als heilig auf, in deren Nähe er nur anbetend verweilen kann; so wurden und werden noch große gewaltige Naturphänome, unerklärliche und seltene Naturbegebenheiten ꝛc. von den Wilden für heilig gehalten; so flößte das Dunkel der Wälder dem alten Deutschen jenen unbestimmten, heiligen Schauer ein, der ihn die Nähe eines höhern und unsichtbaren Wesens ahnen ließ. Der große Wasserfall des Niagara hat auf die Wilden Amerika's dieselbe Wirkung und sie beten ihn an, zwar als den Aufenthalt eines höhern Geistes, aber immer ist er ihnen doch eine heilige Stätte. Gewaltige Ströme und hohe Berge, die Sonne, der Mond, das Himmelsgewölbe mit seiner Sternensaat wirkten in gleicher Art auf die Gemüter der ungebildeten Nationen, und deßwegen wurden diese Weltkörper auch in so verschiedenen Ländern zu göttlichen und heiligen Wesen erhoben. Der so oft vorkommende Ausdruck im Homer: „die heilige Meeresfluth", ist nicht so poetisch als psychologisch wahr; die Empfindung, jenen unnennbaren heiligen Schauer, von dem sich der Mensch bei seinem Anblicke durchdrungen fühlte, trug

er auf den Gegenstand selbst über; sowie denn die meisten Heiligthümer ihre Heiligkeit mehr dem innern, den Menschen selbst heiligenden Gefühle verdankten, als ihrem eigenen Werthe.

Heilige, nach dem Lehrbegriffe des Katholicismus, sind jene Frommen, welche nach ihrem Tode, entweder gleich, oder erst durch das Fegefeuer (s. d.) gereinigt, zum Anschauen Gottes gelangen, einer ewigen Belohnung für ihre hienieden ausgeübten Tugenden genießen, und die, als Glieder der siegenden Kirche mit ihren Brüdern in der streitenden Kirche noch immer in wirksamer Verbindung stehen: denn Ein Band der Liebe vereint beide Welten. Insbesondere aber nennt man Heilige jene Seligen, welche die Kirche als solche zur Verehrung aufgestellt hat. Wir finden in der heil. Schrift verschiedene Spuren, daß die Seligen noch um Begebenheiten dieser Welt wissen; Paulus (Tim. II. 12) und Johannes (Apokal.) stellten sie uns als Mitregenten Jesu vor. Dieses führt zu der Lehre von der Verehrung der Heiligen und deren Anrufung, welche schon im 5. Jahrh. üblich war, da die Märtyrer des christlichen Glaubens, die unter den Verfolgungen Hab und Gut, Freiheit und Leben, um ihrem Bekenntnisse treu zu bleiben, heldenmüthig hingaben, von der Kirche gleich als Heilige anerkannt, und in den Canon der Messe aufgenommen wurden. Das unter dem großen Papste Leo I. 444 wider die Manichäer, wider Vigilantius ꝛc. gehaltene Concilium sprach sich über die Heiligenverehrung, als über einen, immer in der Kirche gelehrten Glaubensartikel aus. Der Gedanke an eine Verbindung mit den seligen Himmelsbürgern ist höchst tröstlich; er hilft bei Schwachen den großen Abstand zwischen dem Alle heiligsten und dem sündigen Betenden ausfüllen; er heftet uns immer an das Uebersinnliche Gottes, erinnert uns an die Unsterblichkeit, an die Belohnung des Tugendhaften, und weist auf ihre Nachahmung hin. Die katholische Kirche hat ihre Ansicht von der Verehrung der Heiligen — jedoch nicht als Glaubens-, sondern nur als Disciplinar-Vorschrift — in folgendem Dekret der 25. Sitzung des Trientiner Conciliums ausgesprochen: „Die heilige Synode befiehlt allen Bischöfen und Denen, welche das Lehramt verwalten, daß sie dem Gebrauche der katholischen und apostolischen Kirche gemäß, der in den ersten Zeiten des Christenthums angenommen wurde, und nach der Uebereinstimmung der heil. Väter und den Beschlüssen der Concilien, die Gläubigen vorzüglich über die Vermittelung und Anrufung der Heiligen, über die Verehrung der Reliquien und den gesetzmäßigen Gebrauch der Bilder, fleißig unterrichten; sie belehrend, daß die Heiligen gemeinschaftlich mit Christus herrschen, ihre Gebete Gott für die Menschen weihen, und daß es gut und nützlich, nicht nothwendig sey, sie bittend anzurufen; zu ihrer Fürbitte und Hülfe Zuflucht zu nehmen, um von Gott durch seinen Sohn Jesum Christum, welcher allein unser Erlöser und Seligmacher ist, Wohlthaten zu erhalten; daß Die hingegen, welche läugnen, daß die Heiligen, welche einer ewigen Seligkeit im Himmel sich erfreuen, anzuflehen seyen; oder die behaupten, daß sie für die Menschheit nicht bitten, und die Anrufung derselben, um für uns einzelne ihre Fürbitte zu erhalten, Abgötterei sey, oder daß es mit dem Worte Gottes streite, und nicht zu vereinen sey mit der Würde Christus, des einzigen Vermittlers zwischen Gott und den Menschen; oder daß es lächerlich sey, mit dem Munde oder im Geiste die im Himmel Herrschenden anzuflehen, nicht gottselig denken. Sie sollen lehren, daß es den Gläubigen erlaubt sey, die heil. Körper der heil. Märtyrer und anderer mit Christus Lebenden, die lebendigen Glieder Christus und

el des heil. Geistes waren, und von ihm (Christus) zum ewigen
erweckt und verherrlicht worden, zu verehren, dadurch viele
thaten von Gott den Menschen ertheilt werden: und daß Die,
e behaupten, es gebühre den Ueberresten der Heiligen keine Ver-
g und Achtung, oder daß sie und andere heil. Denkmäler nutzlos
den Gläubigen verehrt werden, und man das Andenken der Heili-
ur Erlangung ihrer Hülfe vergebens verehre, durchaus verworfen
n müßten, wie schon früher die Kirche sie verdammte, und sie auch
verdammt. Ferner, daß die Bilder Christus, der jungfräulichen Got-
bärerin und anderer Heiligen vorzugsweise in den Kirchen zu hal-
nd zu bewahren, und ihnen die schuldige Achtung und Verehrung
sten sey; nicht weil man glaube, in ihnen eine Göttlichkeit oder
, deretwegen man sie ehren müßte, zu finden, oder man von ihnen
erbitten könnte, oder man zu diesen Bildern Zutrauen fassen
, wie es ehemals von den Heiden geschah, die in ihre Götzenbilder
Hoffnung setzten; sondern weil die Ehre, welche man ihnen erweist,
ie Urbilder, die sie darstellen, sich bezieht, sodaß wir durch die Bil-
welche wir küssen, und vor denen wir unser Haupt entblößen und
fallen, Christus anbeten, und die Heiligen, deren Aehnlichkeit sie an
ragen, verehren: welche Lehre durch die Beschlüsse der Concilien,
besonders durch die 2te Synode von Nicäa gegen die Bilderstür-
ist festgesetzt worden". Die Verehrung der Heiligen ist also nicht
othwendig anerkannt, sondern der Erbauung eines Jeden überlas-
Die Kirche hat nur dafür zu sorgen, daß der Glaube an den
er nicht Schaden leide, daß die Verehrung nicht in Anbetung
ehe. Es kann aber das Zuweitgehen einzelner Katholiken der
e nicht zum Vorwurfe gereichen; wie leicht hegt das gemeine Volk
grobe und abergläubische Begriffe in allerlei Lehren, wovon man
Beispiele in andern Confessionen findet?! Ist mancher Bischof,
ner Pfarrer nicht aufmerksam, nicht thätig genug, plumpe irrige
iffe des Volks klug und bescheiden aufzuklären, Andachtsbücher,
übertriebene Lobeserhebungen der Heiligen enthalten sind, aber-
ige Wallfahrten und dgl. Mißbräuche abzuschaffen — gesetzt, daß
ne Gefahr ärgerer Uebel geschehen könnte — so fehlen sie: nie
sind sie sammt dem schlecht unterrichteten Volke — die Kirche.
itz in seinem „Systema theologiae" hat die katholische Ansicht
eiligen-Verehrung vertheidigt, und insbesondere gegen den, den
tiken häufig gemachten Vorwurf, daß sie durch ihre Heiligen den
el mit Göttern, an der Stelle der gestürzten Götter des Hei-
ums bevölkert haben. „Die Christen", sagt dieser philosophische
stant, „die jenem höchsten, ewigen und unendlich vollkommnen
n gottliche Ehre erweisen, machen sich, soviel sie auch andern Din-
von endlicher Vollkommenheit, ohne die Gott allein gebührende
zu verletzen, zugestehen, keiner Abgötterei schuldig, indem sie be-
n, daß selbst jene Vollkommenheiten aus der Quelle der göttlichen
ihnen unverdient zufließen. Durch die Heiligen erhielt das Chri-
um eine reiche zum christlichen Heldenmuth wie zum Dulden ein-
de Geschichte; hier sehen wir sie zunächst als erhabene Muster
eben und Handeln, als Trost und Erweckung für die unter der
einheit des Lebens erschlaffende und sinkende Kraft. Vergl. Bea-
ation, Bilderstürmer, Kanonisation, Acta Sanctorum,
tyrer, Reliquien, Wallfahrten.

eilige Allianz, ein Bund der meisten christlichen Fürsten Euro-

pa's im Geiste des wahren Christenthums abgefaßt. Eifersucht, Vergrößerungssucht, Leidenschaften, Intriguen; kurz das ganze verwirrte Gewebe und die Schlangenwindungen der alten Politik sollten aus dem Kreise der Fürsten und ihren Cabinetten weichen, und ihre Stelle ein christlicher Sinn einnehmen. Die Herrscher verbanden sich, nach den Grundsätzen der Liebe, der Gerechtigkeit und des Friedens ihre Völker im Innern zu regieren, und den Staatsverkehr nach Außen zu leiten. Ein Verein gekrönter Freunde, von dem Bande eines schönen Zutrauens umschlungen, wollte für das Glück der Nationen wachen, und alles Feindselige, was sich ruhestörend nahen könnte, mit gemeinschaftlichen Kräften am Boden, und vor Allem den schwärmenden Aufruhrgeist, der seit Jahren die Saaten eines friedlichen Glückes zertrat und die Völker gegen einander auf Schlachtfelder trieb, in seiner Höhle verschlossen halten. Fest und feierlich erklärten die Souveraine ihren Willen, daß das Wohl der Völker ihr höchster und heiligster Zweck sey, und sie sich nie von dieser Richtschnur in ihrem Handeln entfernen würden. Wenn irgend etwas in unserer bewegten Zeit, in welcher Staaten-Erschütterung auf Erschütterung gefolgt, das Heiligste mit dem Höchsten gefallen war; in der aus dem Schoße einen beispiellosen politischen Gährung und Umwälzung, Meinungen und Ansichten sich mit der Gewalt eines Sturmes ergossen und verbreitet hatten, die durch ihre Neuheit reizten, durch die furchtbare Energie, mit der sie ihre Bekenner lehrten in Ausführung brachten, blendeten, hinter glänzenden Sophismen ihre Blößen versteckten, und in der Verwirrung der alten Begriffe ihr Heil suchten und fanden; in der die alten Verfassungs-Gebäude, in welchen Völker so viele Jahrhunderte hindurch wohnten, öffentlich niedergerissen worden, oder der Boden durch geheime Machinationen ausgehöhlt, und sie so dem Falle nahe gebracht hatten: in der man mit Staatseinrichtungen, wie mit einem physikalischen Erkenntnißversuche gespielt und aus den Trümmern jener gothischen Burgen leichtfertig die politischen Häuschen erbaut hatte, welche in kurzer Zeit der Fuß einer entgegengesetzten Meinung umstieß, oder nach einigen Jahren von selbst aus ihren Fugen wichen und in Ruinen vergingen; in der die schrecklichsten Leidenschaften der Menschen, Habsucht, Egoismus, Mord, Rache und Haß, ohne Maske gegangen waren, und aus dem Heiligthume der Menschheit das Ehrwürdigste der Ideen und Gefühle gestohlen und dasselbe, wie die Inquisition das der Religion, ihren Opfern zum Schaffotte vorgetragen hatte; in der endlich eine eiserne Faust das Schwert gezogen, die Rechte aller Völker oft mit Einem Hiebe durchschnitten, die Ehrsucht nichts Hohes neben sich gelitten, und ein despotisch-mächtiger Wille keine andere Selbstständigkeit und Freiheit, als seine, hatte anerkennen wollen: in und nach einer solchen bewegten Zeit war nichts mehr geeignet, die empörenden Elemente in der Geisterwelt und der Politik zu beruhigen, den politischen Fanatismus zu beschwören, den aus ihrer Lage gewaltsam verrückten Nationen feste Gestalt und Bestand zu geben, die Chimären, welche viele Keime zu neuen Gährungen enthielten, mit lichten und wahren Begriffen und richtigen Ansichten der Verhältnisse zu vertauschen, die Herzen der Völker vertrauungsvoll ihren Fürsten zuzuwenden, und auf den blutigen Feldern Europa's Pflanzungen des Friedens gedeihen zu machen, als ein solcher Bund der Herrscher, eine heilige Allianz, in diesem menschlichen Geiste entworfen und ebenso menschlich fest und weise durchgeführt. Die Idee zu einem solchen Vereine wurde zuerst vom Kaiser

Alexander I. aufgefaßt; 1815 den 22. Sept. wurde die Bundesacte von ihm, dem Kaiser Franz I. und dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm III, unterschrieben; worauf sie zuerst 1816 durch den Kaiser Kaiser Alexander und bald darauf von den beiden andern Monarchen besonders bekannt gemacht wurde. Auf die eigenhändige Einladung des Kaisers Alexander, welcher der Kaiser Franz und der König von Preußen jeder einzeln folgte, sind die meisten christlichen Mächte, die Fürsten und freien Städte des deutschen Bundes, die Tagsatzung der Schweiz dem Bunde beigetreten; doch vom Papste dem Könige Ludwig XVIII und dem Prinzen-Regenten wurde er nicht förmlich angenommen. Beide Letztere schlossen sich zwar durch eine eigenhändige Erklärung dem Vereine an, jedoch ohne Beistimmnng der Kammern und des Parlaments ihres Reichs. Einer solchen Legatisation bedurfte die Acte auch nicht, da sie nichts enthielt, als persönliche Willensäußerungen der Souveräne und Maximen, die ihr Verfahren leiten sollten. Aus dieser Ursache darf man diese Bundesacte für keinen förmlichen Staatsvertrag betrachten. Sie stellt keine wechselseitigen Verpflichtungen und Verbindlichkeiten auf, und bestimmt ausdrücklich keine Art von Leistungen. Ihr Zweck war Errichtung eines Freundschaftsbündnisses unter den Monarchen, das Bekenntniß ihrer Grundsätze in der Verwaltung ihrer Staaten und seiner äußeren Verhältnisse der Welt offen vor Augen zu legen; zugleich versprachen sie, diese Maxime aufrecht zu erhalten, und bei ihrer Handhabung gegenseitig sich Hülfe und Beistand zu leisten. Deßwegen enthält auch der Satz, daß die Unterthanen aller christlichen Fürsten einander in allen Fällen Hülfe und Beistand leisten sollen, keinen Staatsvertrag, indem unter einer publicistisch-stipulirten Form eine solche Obliegenheit festgestellt werde; sondern sein Sinn ist, daß der Grundsatz der christlichen Moral, ein Mensch sey sittlich verpflichtet, dem andern in Nöthen beizuspringen, auch auf die Staaten ausgedehnt werden soll, in soweit treten ebenfalls bei ihnen, wie bei den Einzelnen, die Berücksichtigung der Bedingungen ein, unter den der Grundsatz in Anwendung kommen darf, und der Eine verpflichtet ist, Hülfe zu leisten, und der bedrängte Andere, sie zu fordern. Ferner gelobt sich der Bund die Anerkennung eines Status quo des Besitzers der jetzigen Regierungen und der Integrität ihrer Gebiete, die friedliche Auseinandersetzung ihrer Uneinigkeiten und die Durchführung alles Dessen, was sie für gerecht und weise halten, wodurch die Acte, im Gegensatze der alten Politik, die, weil sie Erbstück von Griechen und Römern war, man auch die heidnische nennen könnte, zu einem christlich-politischen Normativ für alle Regierungen wurde. Auch hat keine bisher wider die andere das Schwert ergriffen, und nur Insurrectionen und erpreßte Verfassungen unterdrückt; folglich ihre Legitimität nach den ausgesprochenen Grundsätzen bewährt. Vielleicht wären, ohne Großbritanniens und Nordamerika's Weigerung, die Grundsätze der Heiligkeit des Besitzstandes der einzelnen europäischen Mächte auch auf die Colonien derselben ausgedehnt worden. Damit die heilige Allianz in gegebenen Fällen in Wirksamkeit trete, bedarf es jedesmal besonderer Staatsverträge, wie es bei den Empörungen in Neapel, Sardinien, Spanien und Portugal geschah.

Heiliges Grab. Unter diesem Namen ließ Helena, die Mutter des ersten christlichen Kaisers, Konstantin, im 4. Jahrh. in Jerusalem ein Gebäude aufführen, zu welchem man häufig wallfahrtete. Christliche Ordensbrüder sorgten während der Zeit, als Christen im Besitze Jerusalems waren, für die Erhaltung und Wiederherstellung dieses Gebäudes,

welches bei der frühern Eroberung Jerusalems durch die Saracenen gelitten hatte. Nachdem Palästina an die Türken kam, ward den Pilgern der Besuch des heil. Grabes erschwert. Es entstand daher der Wunsch, durch eine Nachahmung desselben an einem andern Orte die Sehnsucht der Pilger zu befriedigen. George Emerich (geb. 1422, gest. 1507), nachher. Bürgermeister zu Görlitz in der Oberlausitz, einer der wohlhabendsten Männer seiner Zeit, welcher nicht nur 7 Häuser und 13½ Landgüter besaß, sondern auch noch außerdem seinen 12 Kindern, 31.200 ungar. Gulden hinterließ, daher ihn Luther scherzweise den görlitzer König nannte, reiste zweimal, begleitet von einigen Künstlern, nach Jerusalem (1465 u. 1476), ließ das erste Mal das heilige Grab genau ausmessen, und nachdem er vor der Stadt Görlitz einen Platz gefunden zu haben glaubte, welcher mit dem, auf welchem sich das heilige Grab in Jerusalem befand, einige Aehnlichkeit hatte, den zur Anlegung eines solchen Gebäudes entworfenen Riß bei der zweiten Wallfahrt genau berichtigen. Nach erhaltener Erlaubniß des Bischofs von Meißen, Johann V., ward sein Plan durch den Baumeister Blasius Böhrer von 1480—89 ausgeführt. Der dazu gewählte Platz liegt vor dem Nicolaithore. Die Kuniz mußte den Bach Kidron, die Hauptkirche zu St.-Petri und Pauli das Richthaus des Pilatus, ein Garten den Calvarienberg und ein nord ostwärts liegender Hügel den Oelberg vorstellen Von der erwähnten Hauptkirche führt ein Weg von 286 Schritten (den Weg vorstellend, auf welchem Jesus selbst sein Kreuz trug) zu einer an der Kuniz erbauten steinernen Capelle. Ein Weg von 647 Schritten (den Weg vorstellend, auf welchem Simon von Cyrene das Kreuz trug) führt durch das Kreuzthor zur Thüre des heil. Grabes. In einer Erhöhung von 37 Schritten stehen drei Linden, welche die 3 Kreuze vorstellen, an welchen Jesus und die sogenannten Schächer hingen. Von diesem kommt man zur Kirche zum heil. Kreuz, einem aus 2 Stockwerken bestehenden steinernen Gebäude, 16¾ Ellen lang, 13¾ Ellen breit. Im untern, welches den Versammlungssaal des hohen Raths vorstellt, steht ein Kasten, hindeutend auf den, in welchen Judas die 30 Silberlinge warf. Hinter dem Altar der Capelle sieht man einen Riß, den zerrissenen Vorhang, den zerborstenen Felsen und die gesprengte Grube andeutend. Ein kleines Gewölbe stellt den Ort vor, in welchem Jesus so lange bleiben mußte, bis Alles zu seiner Kreuzigung vorbereitet war. Auf 18 Stufen stieg man in den gepflasterten Saal, in welchem Jesu das letzte Passamahl hiel. Hier findet man nicht nur einen steinernen Tisch, an welchem das Festmahl gehalten ward, mit einer viereckigen Oeffnung, in welcher ein Würfel sichtbar ist (hindeutend auf die Vertheilung der Kleider Christi), sondern auch eine steinerne Tafel, die von Pilatus auf Jesus Kreuz angeordnete Inschrift enthaltend. Oben sieht man des Erbauers Bild und ein demselben später errichtetes Denkmal mit verschiedenen Inschriften. Unten ist die Grablegung Christi abgebildet. Aus dieser mit einem Thürmchen versehenen Kirche kommt man zu einem steinern Behältnisse, den Platz vorstellend, in welchem der Leichnam Jesu gesalbt wurde. Das Gebäude des heil. Grabes selbst ist aus Quadersteinen aufgeführt, 10½ Elle lang, 6⅝ Ellen breit und 6⅝ Ellen hoch, in welchem sich Andeutungen der Siegel, mit welchen das Grab verschlossen ward, die Spezereigefäße ꝛc. befinden. Das Grab selbst ist 3⅜ Elle lang, 3⅛ Elle breit, 1¼ Elle hoch. Nachkommen des Stifters dieses heil. Grabes haben von Zeit zu Zeit die nöthig gewordenen Ausbesserungen besorgt.

Heilkunst ist die Kunst, den kranken Zustand des Menschen zu entfernen. Der Arzt muß zuerst eine genaue Kenntniß von der Gattung der Krankheit erlangen, und dann sich eine Idee bilden, sowohl von dem wiederherzustellenden gesunden Zustande, als von der Möglichkeit und den Mitteln, solche Idee bei dem gegenwärtigen kranken Zustande, auszuführen. Da diese Idee zuerst gebildet, und dann erst, und zwar nicht durch den Begriff sondern durch fremden Stoff ausgeführt wird, so tritt eben dadurch die Medicin in die Reihe der Künste, folglich auch der Arzt in die Reihe der Künstler. (Vgl. Arzneikunde, Arzt, Medicin.)

Heilmethode, oder Kurmethode, heißt die Weise, nach einem Plane, den sich der Arzt aus der Erkenntniß der Krankheit, aus der Würdigung der Verhältnisse des Kranken und aus den Wirkungen der Arzneimittel, zur Heilung entwirft. Eine solche Kurmethode muß sich der Arzt bei jedem einzelnen Falle vorzeichnen, wonach er sein Handeln einrichtet, wenn er Anspruch auf den Namen eines rationellen Arztes machen will. Die allgemeine Therapie gibt mehre Arten von Kurmethoden an, als: allgemeine und specielle; jene faßt ganze Klassen von Krankheiten ins Auge, und stellt diesem gemäß zur Hebung derselben generelle Indicationen; diese bezieht sich auf die Unterarten, und fügt zu den generellen Indicationen noch die hinzu, welche die Heilung der einzelnen Arten erfordert. Z. B. die sthenisirende und asthenisirende Kurmethode sind allgemein (jene gebietet Hebung und Bethätigung der unter der Norm herabgesunkenen Vitalkraft; diese hingegen sucht durch Schwächung oder durch die Lebensthätigkeit beschränkende Mittel, die über die Norm hinausschweifende Reactionskraft zu deprimiren), wenn sie sich auf Krankheitsgattungen, als: auf Fieber, Entzückungen ꝛc. beziehen; sie werden aber zu speciellen Kurmethoden, wenn sie auf Arten der Leiden, als auf Scharlach, Pocken, Nervenfieber ꝛc. eingerichtet werden. Die ältern Aerzte haben eine große Anzahl ähnlicher Kurmethoden aufgestellt als: die Methodus deprimendi, evacuandi, sedandi, attenuandi, excitandi; die diuretische, die schweißtreibende ꝛc., und haben hierdurch keinen geringen Schaden angestiftet, indem sie die Krankheiten nach einer solchen Methode behandelten, ohne Rücksicht auf die Individualität des Kranken zu nehmen. Ueberhaupt verlangt jedes Individuum seine besondre Kurmethode, weil durch die Persönlichkeit, durch die Verhältnisse, worin der Kranke lebt, durch anderweitige Leiden, die sich mit der der Krankheit compliciren, die Krankheit einen abweichenden Charakter annimmt; überhaupt erscheint in der Erfahrung nie ein Leiden so rein, als sein Bild in den nosologischen Systemen entworfen wird. Der Arzt wird erst zum wahren Künstler, wenn er für jeden individuellen Fall eine genau passende Kurmethode zu erfinden im Stande ist. Die Heilmethoden haben bisher mit den Systemen, die in der Philosophie herrschend wurden, gewechselt, und selbst in der spätern Zeit der Mysticismus und Frömmelei einen großen Einfluß auf dieselben ausgeübt, sodaß man sogar nach dem Professor Windischmann durch Gebet und religiöse Gesinnungen die Krankheiten behandeln soll. Kein Arzt darf nach ihm ohne Bibel ein Heilkünstler seyn wollen. (Siehe: „Ueber Etwas, was die Medicin Noth thut.“)

Heim, die Familie, im Sachsen-Meiningischen, aus dem Dorfe Sotz, wo seit 1740 Vater, Sohn und dermalen des Letztern Bruders-Sohn ununterbrochen im Besitze einer keineswegs sehr einträglichen Pfarre blieben. Aus diesem unbekannten Orte gingen vortreffliche Menschen mit hellen Köpfen aus einem Stamme hervor, erstarkten in höchst einfacher, zum

Theil origineller Bildungsweise, bei unbedeutenden äußern Mitteln, zu Männern, welche im Berufe wohlthätig wirkten und größtentheils der Wissenschaft wichtige Dienste leisteten.

Heim (Johann Ludwig I.), Vater der vier Folgenden, Pfarrer in Solz, geb. den 29. Febr. 1704 zu Hermannsfeld, wo sein Vater Pfarrer war, studirte zu Schleusingen und Meiningen, dann zu Leipzig, wo er sich der Theologie, aber auch der Geschichte widmete und in dieser Vorträge zu halten gedachte, als er sich dem Vater substituiren lassen mußte. 1740 ward er Pfarrer zu Solz. Durch strengen Ernst im Berufe und große Freundlichkeit außer demselben erwarb er sich Ehrfurcht, Liebe und pünktlichen Gehorsam bei seinen Pfarrkindern, auf deren Sittlichkeit er wohlthätig einwirkte; er ward überdieß der Wohlthäter Vieler durch seine Neigung zur Arzneikunde und durch glückliche Kuren, zu deren Behuf er eine Hausapotheke mit selbst bereiteten wohlfeilen Arzneien angelegt hatte. Die historischen Studien setzte er eifrig fort und gab mehre in die deutsche und besonders hennebergische Geschichte einschlagende Schriften heraus (s. ihr Verzeichniß nebst Nachrichten von seinem Leben in „Nov. Act. hist. eccles. Vinariens." 1786). — Seine 11 Kinder, von denen sechs Söhne und eine Tochter am Leben blieben, unterrichtete er selbst. Sein Erziehungssystem war einfach, aber ein Verein größter Strenge und Freiheit: jene in der vereinten Wohn-, Studier- und Gesindestube, wo keine Stimme laut werden durfte und fleißig gelesen, geschrieben und übersetzt werden mußte, diese in der Natur, für Jagd, Fisch- und Vogelfang und ökonomische Geschäfte. Das mindeste Vergehen ahndete er mit den härtesten Züchtigungen, woran vielleicht die Reizbarkeit seines kränklichen Körpers Schuld hatte. Dagegen war er beim Unterricht die Sanftmuth und Geduld selbst. Ungeachtet der spärlichen Einkünfte seiner Pfarre ließ er sämmtliche 6 Söhne studiren, ohne je eine Unterstützung nachzusuchen. Seine medicinische Praxis öffnete ihm die besten Hülfsquellen. Gewöhnlich brachte er sie mit dem 16. Jahre ins Lyceum nach Meiningen; von da an hörte die Strenge auf. Der Vater ward Freund und schenkte den Söhnen unbedingtes Vertrauen, fragte nie nach ihrem Betragen und Fortschritten, verlangte nie Rechenschaft über das ihnen gegebene Geld. Sämmtlich bezogen sie als hoffnungsvolle Jünglinge die Akademien. Der Jüngste ward im hohen Alter sein Substitut und Nachfolger im Pfarramte. 1784 feierte Vater Heim sein Amtsjubiläum und starb 1785, 82 J. alt.

Heim (Johann Ludwig II.), herzogl. sächs. koburg-meiningischer Consistorialrath, Vicepräsident, wirkl. Geh.-Rath, geb. zu Solz den 29. Juni 1741, verdankte seiner Mutter die Elementarkenntnisse, auch die der latein. Sprache, die weitern dem Vater, dem Lyceum zu Meiningen und der Universität Jena, dem eignen Studiren vornehmlich eine ausgebreitete Geschichtskenntniß. Dann ging er mit seinem Bruder Georg nach Göttingen, ward 1774 Instructor des minderjährigen Herzogs Georg von Meiningen, begleitete diesen und den ältern Bruder Karl auf Reisen und nach der Universität Strasburg. Nach der Rückkehr ward er im Consistorium angestellt. Er war ein origineller Kopf und würde sich auf jedem Felde der Wissenschaften, das er mit Ernst cultivirt hätte, ausgezeichnet haben. Er wählte die Mineralogie, zu einer Zeit, wo sie sich zur Wissenschaft zu bilden anfing. In dem Streite zwischen Vulkanisten und Neptunisten, besonders in Bezug auf Basaltbildung, neigte er sich auf die Seite der Erstern, nach Ueberzeugungen der Autopsie, und vertrat anonym in Journalen die Ansichten Voigt's in Ilmenau. Bald aber beschloß er, die

Natur selbst zu befragen, und wählte dazu das thüringer Waldgebirge. Er untersuchte jedes Thal, jede Abweichung des Gebirges, beobachtete scharf, beschrieb treu, mit Beisetzung jeder Theorie, was und wie er es fand, und belegte die Beschreibung jeder Gebirgsart mit von ihm selbst oder unter seinen Augen gebrochenen Exemplaren. Diese einzige vollständige Sammlung enthielt, nach der Folgeordnung der Berge, die verschiedenen Gebirgsableiter eines und desselben Berges, wie sie von der Spitze bis zum Fuße folgten, sodaß man in einigen Schranken den Thüringerwald geologisch nach seinen Bestandtheilen und in ihrer Folgeordnung übersah. Er vermachte sie dem Museum zu Jena, wo sie stets als belegende Urkunde zu seiner „Geologischen Beschreibung des thüringer Waldgebirges" (6 Bde., 1796 — 1812) verglichen werden kann: ein musterhaftes Kabinet in seiner Art, das eine wichtige Lücke in der Wissenschaft ausfüllte. Die Kupfer dazu zeichnete seine Tochter, die einzige Frucht seiner 1784 geschlossenen Ehe. — Ernst, fast abstoßend war sein Aeußeres, aber heiter und freundlich, sein Inneres, wenn es sich aufschloß. Den Gemeinden Solz und Mehmelt (dem Filial) blieb er Vater, Rathgeber und Helfer. Kirchen und Schulen sind noch Zeugen davon. Er kränkelte während seines ganzen Lebens, ohne daß dadurch sein Geist gebeugt ward, und starb, 79 Jahr alt, den 19. Jan. 1819.

Heim (Georg Christoph), Adjunct und Pfarrer zu Gumpelstadt im Meiningischen, geb. zu Solz den 30. Mai 1743, wählte sich die Geographie zum Lieblingsstudium. Er folgte seinem Bruder nach Jena und Göttingen, ward Hauslehrer in der Nähe von Detmold in der von Alten'schen Familie, dann bei dem Oberamtmann Brauns, und zuletzt bei dem Freiherrn von Stein zu Nordheim im Grabfelde. 1773 gab ihm das herzogl. Consistorium die Pfarrei zu Gumpelstadt, wo er lebte und starb (den 2. Mai 1807), indem er, wie sein Vater, mehre Anträge zu weit einträglichern Stellen ausschlug, um das ihm mehr geltende festgewebte Band der Liebe und des Vertrauens zwischen Pfarrkindern nicht zu zerreißen. Sein thätiger Geist zog ihn in den Stunden der Muße zu dem Studium der Natur hin. Der älteste Bruder Ludwig machte ihn auf einer seiner mineralogischen Reisen mit seinen Ideen über Entstehung und Bildung des thüringer Gebirgs und besonders des Amtes Altenstein, wohin Gumpelstadt gehörte, bekannt. Bald wurde er der eifrigste mineralogische Sammler, Beobachter, Ordner und Schriftsteller. 1773 besuchte ihn der aus England zurückgekehrte, jüngere Bruder, Ernst Ludwig, der als Kenner der Botanik seine Wißbegierde hinlenkte. So ward er nun zugleich eifriger Pflanzensammler. Durch seinen Freund, den Hofrath André in Stuttgart, damals in Schnepfenthal, wo Anschauung und Studium der Natur als vorzügliches Element der Erziehung und des Unterrichts galten, lernte Heim den würdigen Salzmann kennen, für dessen Anstalt er eine der ersten Pflanzen- und Mineraliensammlungen, letztere mit geognostischen Ansichten begleitet, anlegte. Aus diesem unschembaren Anfange gingen eine Menge Kabinette und Herbarien hervor, die nicht nur ihm eine bedeutende Erwerbsquelle, sondern auch ebenso viel Keime zur weitern Förderung der Wissenschaft wurden. So z. B. wurzelte zuerst in diesen Heim'schen Sammlungen, Alles, was André später, vornehmlich durch sein „Elementarlehrbuch der Mineralogie" (womit er zuerst die Bahn brach) und durch mehre hundert Sammlungen, wodurch er in der östreich. Monarchie der Wissenschaft viele Freunde erwarb, indem er ihnen zugleich die ersten Grundbegriffe richtig beibrachte, für dieselbe gewirkt hat. Diese Sammlungen von Pflanzen und Mineralien fanden auch dadurch eine unge-

meine Verbreitung, daß sie André in s. „Gemeinnützigen Spaziergängen" als Lehrmittel empfahl. Heim war einer der Hauptmitarbeiter an der von André 1788 unternommenen „Compendiösen Bibliothek" besonders für das Fach der Mineralogie und Botanik. Wenn er sich in die letztere mit Beckhausen theilte, so blieb ihm doch das Hauptverdienst, durch die „Compendiöse Bibliothek" die erste vollständigere und genauere deutsche Flora in deutscher Sprache (1799) verbreitet und dadurch dem Studium der Botanik viele Freunde gewonnen zu haben. Durch diese und andre literarische Arbeiten erwarb er sich die Mitgliedschaft der ökonom. und naturforsch. Societäten in Berlin, Regensburg, Leipzig, Waltershausen Jena und Altenburg. Auch war er von 1803 an für beide Wissenschaften Mitarbeiter an der „Jenaischen allgem. Lit. Zeit." — Seine 6 Kinder, die besten Gehülfen bei seinem Naturalienverkehr, unterrichtete er in allen Hauptgegenständen, besonders im Latein, selbst, ungeachtet sein Amt, die Sammlungen, seine literarischen Arbeiten und ausgebreitete Correspondenz fast alle Zeit in Anspruch nahmen.

Heim (Ernst Ludwig), D., königl. preuß. Geh.-Rath, ein noch rüstiger Greis, zu Berlin, allgemein geschätzt als Mensch, verehrt als tief erfahrener Heilkünstler, geb. den 22. Juli 1747 zu Solz. In seiner frühsten Jugend gewann er besondere Vorliebe für den ärztlichen Beruf, für welchen ihn auch, wegen seines flüchtigen Wesens, der Vater tüchtiger als zum theologischen erklärte. Der Tod seiner Mutter (1764), den er einer falschen Behandlung zuschrieb, befestigte seinen Entschluß. In demselben Jahre bezog er mit seinem Bruder Anton das Lyceum zu Meiningen und 1766 allein die Universität Halle, trieb unter Junghans mit Vorliebe Botanik und erlangte schon nach 3 Jahren eine nicht unbedeutende Praxis. Seine Freundschaft mit dem die Universität besuchenden, einzigen Sohne des berühmten Leibarztes Friedrichs II., Geheimenraths Muzel, entschied die Wendung seines Schicksals. Beide promovirten an Einem Tage und traten dann ihre wissenschaftliche Reise an, deren Kosten Muzel's reicher Vater allein bestritt. In Deutschland, Holland, England, Frankreich wurde Bekanntschaft mit berühmten Männern und Anstalten gemacht. Banks in London schätzte in ihm den Kenner der Kryptogamen und übergab ihm seine reiche Sammlung zum Ordnen, weßhalb Heim nach Oxford zur Quelle ging, weil hier Dillenius's Sammlung aufbewahrt wurde. In Paris ward bei Thouin, Adamson und Anblet nicht nur das botanische Studium, sondern auch die Anatomie im Hôtel Dieu unter Desoult praktisch fleißig fortgesetzt. In Strasburg erstieg er die äußerste Spitze des Münsters und ritt auf dem Querbalken des Kreuzes 475 Fuß hoch über dem Straßenpflaster. In Deutschland fesselten ihn vorzüglich die Botaniker Medicus, Necker, Kölreuter, Gärtner und Schreber. Im Frühjahr 1775 trennten sich beide Freunde. Muzel kehrte nach Berlin, Heim ins Geburtsland zurück. Aber schon im Herbste rief auch ihn die Freundschaft nach Berlin; er setzte seine medicinischen Studien fort, ward 1776 Physikus in Spandau und bald darauf Kreisphysikus im Havellande. Als Arzt erwarb er sich solchen Ruf, daß er selbst in Oranienbaum und Berlin zu Rathe gezogen wurde. Seine Lebendigkeit und frühe Entwöhnung des Schlafs, dem er nie mehr als 5 Stunden widmete, kamen ihm zu Statten; für Botanik blieb fast keine Minute mehr. Doch ward der Rector Christ. Konrad Sprengel sein Schüler, dem wir das Werk „Ueber die Befruchtung der Blumen durch Bienen" verdanken. Den berühmten Alexander von Humboldt unterrichtete

er als achtzehnjährigen Knaben in der Pflanzenkunde; auch hatte er den größten Einfluß auf des Oberforstmeisters Burgsdorf Leistungen in der Holzzucht. Hedwig verewigte seinen Namen durch das Hypnum Heimii. Erst 29 Jahr alt und noch von zartblühendem jugendlichem Aeußern, erwarb er sich das allgemeinste Vertrauen unter Hohen und Niedern; letztere behandelte er auf das menschenfreundlichste und ward so der Wohlthäter vieler Tausende. 1780 zog er nach Berlin, ward Leibarzt bei der Prinzessin Amalie mit dem Charakter eines Hofraths und zeichnete sich als einer der glücklichsten und thätigsten Aerzte Berlins aus. Seine starke Praxis (3—4000 jährlich heilte er unentgeltlich) verstattete nicht, daß er in irgend einem Hauptwerke als Schriftsteller auftrat. Es ist ohnedieß fast unbegreiflich, wie er 50, 60, 70, ja bis 80 Krankenbesuche täglich in einer so weitläufigen Stadt bestreiten konnte. Dennoch hat die Heilkunde seinem unverminderten Fleiße, seiner langen Erfahrung und seinem glücklichen Scharfsinne folgende Resultate zu verdanken: 1) die Entkräftung des Vorurtheils, daß das Fleisch des mit Franzosenkrankheit behafteten Rindviehes schädlich sey; 2) Entzündungen des Gehirns, der Brust, und des Unterleibes sind die häufigsten Kinderkrankheiten, wo nur durch Blutentziehung zu helfen; 3) Scharlach, Rötheln und Masern können nur durch den Geruch am zuverlässigsten unterschieden werden; 4) Erkennung der echten oder falschen Pocken an den hinterlassenen Narben, noch viele Jahre nach überstandener Krankheit; 5) leichte und bestimmte Erkennung der Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter; 6) Diagnose und Behandlung der idiopathischen Herzentzündungen und deren Unterscheidung von der Pleuresie und Pneumonie; 7) Heilung der acuten Wasserköpfe durch Begießung mit kaltem Wasser; 8) Heilung der Structuren der Urethra bloß durch Anwendung der Darmsaiten bis zur Dicke gewöhnlicher Bougies; 9) Einführung des Arseniks zum innerlichen Gebrauch zuerst in den berliner Apotheken. — Er war der Erste, der in Berlin die Kuhpocken impfte. Sein Ruf stieg mit jedem Jahre. Er ward nach und nach Leibarzt der Prinzessin und des Prinzen Ferdinand, Arzt der Königin der Niederlande und des Kurfürsten von Hessen, während ihrer Anwesenheit in Berlin, später auch des Prinzen und der Prinzessin Radzivil. 1799 ertheilte ihm der König den Charakter eines Geheimenraths und 1817 den rothen Adlerorden 3. Classe. Darauf gab ihm der König von Schweden den Nordsternorden. 1816 besuchte er die Heimath und erstieg, bei einem Abstecher in die böhmischen Bäder, im 70. Jahre den Milleschauer Berg bei Teplitz. Am 15. April 1822 feierte er sein Doctorjubiläum, wobei „Nachrichten von seinem Leben" erschienen (Berlin 1823, 2. Aufl.); 1830 aber sein Ehejubiläum. Noch jetzt, im 86. Jahre, genießt er die Freude, drei Töchter glücklich verheirathet und einen Sohn, als praktischen Arzt, in der Nähe zu haben. Religiosität, Seelenheiterkeit, Wärme des Gefühls, bei besonnener Ruhe in kritischen Momenten, Anspruchlosigkeit, Kinder- und Geschwisterliebe, wahrhaft kindlicher Sinn, die uneigennützigste Menschenliebe, vereinigen sich in ihm mit dem treffenden Blick eines vollendeten Arztes.

Heim (Friedrich Timotheus), geb. zu Solz 1751, besuchte Meiningen und Jena, wo er Theologie studirte, und 1771 den Bruder Ernst in Halle, der ihm die ersten Begriffe von Botanik beibrachte. Dann war er Erzieher im Hause des Grafen Degenfeld zu Eybach in Schwaben, bis er 1782 zur Pfarrei nach Effelder im Meiningischen berufen ward. Die Zeit, welche ihm der mit musterhafter Treue ausgefüllte Beruf übrig ließ, widmete er der Erziehung und dem Unterrichte der eignen und fremder Kinder, mit

Hülfe seiner aus der franz. Schweiz gebürtigen Gattin. Auch darin war er dem Vater ähnlich, daß er gern Kranken beistand; half in leichtern Fällen selbst und wies in schwierigen an einen tüchtigen Arzt, wodurch er viel Gutes stiftete und besonders die Quacksalberei verbannte. Aus Liebe zu seiner Pfarrgemeinde schlug er die vortheilhaftesten Beförderungen aus. Seine Muße widmete er der Baumzucht. Durch ihn ward die ganze Gegend um Effelder in einen großen Obstgarten verwandelt. Ihm vertraute Baron Truchseß zu Bettenburg, dieser zweite Diel in der Kirschenpomologie, bei der großen Schwäche seines Gesichts, seine vielfältigen Bemerkungen mit allen Materialien an, und so erschien sein classisches Werk: „Systemat. Classification und Beschreibung der Kirschensorten, von Christ. Freiherrn Trüchseß von Wetzhausen zu Bettenburg, herausgeg. von Friedr. Timoth. Heim" (Stuttgart 1819). Heim starb den 5. Juli 1821 im 69. Jahre.

Heimfallsrecht, s. Aubaine (Droit d')

Heimweh (nostalgia). Es ist anfangs mehr eine Geistes- als Körperkrankheit; doch bei längerer Dauer greift sie auch diesen an und kann endlich so heftig werden, daß sie die Gesundheit untergräbt und den Kranken dem Tode zuführt. Sie entspringt aus einer unwiderstehlichen Sehnsucht nach dem Vaterlande und den Angehörigen. Merkwürdig ist, daß die Bewohner der rauhesten Länder, die wenig Angenehmes ihnen zu bieten haben, und wo sie nur unter mühevoller Arbeit ihren Lebensunterhalt gewinnen können, am ehesten das Heimweh bekommen, wenn sie längere Zeit von ihrer Heimath entfernt sind; vorzugsweise sind die Bewohner der Gebirge vor denen der Ebene zu dieser Krankheit geneigt. Der arme Schweizer und Schotte fühlen in der Fremde einen heftigen Zug zum Vaterlande, während der Italiener, Franzose und Deutsche viel leiser von der Erinnerung des Vaterlandes berührt wird. Ueberhaupt scheinen die Ungebildeten häufiger und stärker dem Heimweh unterworfen zu seyn, als der Gebildete: so sehr entkräftet und schwächt die Vermehrung der Ideen und Erweiterung des Geistes die Gefühle des Herzens. Der rohe Samojede und Kamtschadale hat eine Sehnsucht zum Vaterlande, der ein Gebildeter nicht fähig ist. Die ersten Spuren der Krankheit zeigen sich im Gemüthe; der Kranke ist mißmüthig, niedergeschlagen, traurig; sein Geist beschäftigt sich nur allein mit dem Andenken an die Heimath und seine Verwandten, und verschließt sich jedem Eindrucke der Freude, oder einer anderen, hiervon ablenkenden Vorstellung; er hat nur Eine Empfindung: den Wunsch nach Hause. Der Appetit schwindet, die Verdauung leidet, das Gesicht wird blaß, das Auge trübe, die Miene leidend. So entwickelt sich allmälig eine wirkliche Melancholie. Der Kranke weint, seufzt, der Athem wird bang und schwer, der Schlaf unruhig, aufreizende Träume quälen ihn, der Puls ist unregelmäßig, der Kranke leidet oft am Herzpochen, und die Verzweiflung liegt in jedem Zuge des Gesichts. Hierzu gesellen sich oft Krämpfe. Bisweilen endet ein plötzlicher Nervenschlag das Leben, oder, was gewöhnlich ist, der Kranke verfällt in eine Abzehrung und ein hektisch-nervöses Fieber bringt ihn endlich ins Grab. Eine Heilung ist schwer, wenn der Leidende nicht nach der Heimath zurückkehrt; ärztliche Hülfe vermag wenig, am meisten noch Zuspruch, die Erwartung der Hoffnung, daß er sein Vaterland bald wieder sehen werde; welche Aussicht schon manchen Nostalgisten allein geheilt hat; eine sanfte, freundliche Behandlung und Zerstreuung, wenn der Kranke für sie empfänglich gemacht werden kann. Selten erreicht das Heimweh eine solche Höhe; doch ist es immer eine gefährliche Krankheit, und macht andere Leiden, zu denen es sich sehr gern gesellt, da-

Krankheit bei einem vom Hause Entfernten leicht den Wunsch nach den Seinigen und ihrer Hülfe anregen kann, für die Arzneikunst unheilbar.

Hein (Peter Petersen), geb. zu Delfscharen 1557 von niederer Geburt, schwang sich von der untersten Stufe des Seedienstes bis zur höchsten Würde empor. Er war lange Vice-Admiral auf der ostindischen Flotte, und schlug im Jahre 1626 die spanische an der Küste von Brasilien. Im folgenden Jahre bemächtigte er sich der spanischen Silberflotte und erbeutete bloß an edlen Metallen 12 Millionen an Werth, die Waaren ungerechnet. Um diese That zu belohnen, ernannten ihn die Generalstaaten zum Großadmiral (1629. Er blieb jedoch eine kurze Zeit darauf in einem Treffen gegen einige dünkirchener Schiffe.

Heineccius (aus dem Taufnamen Heinrich gebildeter Familienname.) 1) (Johann Michael), geb. 1647 zu Eisenberg im Altenburgischen; ward 1699 Diaconus zu Goslar; 1709 Pastor und dann Consistorialrath; 1741 Oberpfarrer; 1720 Vice-Generalsuperintendent zu Halle; st. 1722. Er schrieb: „De veteribus Germanorum aliarumque nationum sigillis syntagma," Leipzig 1709 u. 1719; „Eigentliche und wahrhaftige Abbildung der alten und neuen griechischen Kirche nach ihrer Historie, Glaubenslehren und Kirchengebräuchen," 3 Bde., Leipzig 1711. 2) (Johann Gottlieb), Bruder des Vorigen, geb. 1681 zu Eisenberg, berühmter humanistischer Rechtslehrer, studirte anfangs zu Goslar unter Anleitung seines ältern Bruders Theologie, ging dann, um sich in dieser Wissenschaft zu vervollkommnen, 1700 nach Leipzig. Nach einiger Zeit wurde er Hofmeister in Halle, wo er mit seinem Eleven die juristischen Hörsäle besuchte, und wurde daselbst 1713 Professor der Philosophie. 1721 erhielt er eine juristische Lehrstelle mit dem Charakter eines Hofraths; von dort folgte er dem Rufe als Lehrer der Rechte nach Franecker, und erhielt 1727 die Professur der Pandekten und Philosophie zu Frankfurt a/O. Er brachte dort die Akademie in Aufnahme und gefiel sich in dieser Lage wohl; allein nach dem Willen des Königs mußte er 1733 nach Halle zurückkehren, wo er als Geheimrath und Professor der Rechte und Philosophie 1741 starb. Heineccius verdankte seinen Ruhm einer tiefen Kenntniß aller Theile der Rechtswissenschaft, vorzüglich aber der römischen und deutschen Rechte, verbunden mit einer seltenen Kenntniß der alten Sprachen und der Alterthümer und Geschichte der Völker. Seine juristischen Schriften zeichnen sich durch gute Latinität, logische Ordnung, sowie durch historische Entwickelung der Rechtssätze aus. Seine Compendien haben den Fehler, daß sie in der Darstellung des jetzigen Rechts zu mager sind. Er schrieb: „Syntagma antiquitatum romanarum jurisprudentiam illustrantium", Halle 1718, Franecker 1777, neueste Ausg. von Haubold, Frankf. 1822; „Fundamenta stili cultioris", Halle 1719, Leipzig 1791; „Elementa juris civilis secundum ordinem institutionem", Amsterd., 1725, Berlin 1765, übersetzt Wien 1786, 2 Theile. Unter die spätern Bearbeitungen dieser Institutionen sind die von Höpfner, Göttingen 1778 und 1787, die ausgezeichnetsten; „Elementa juris civilis sec. ord. pandectarum", Amsterdam 1728, Frankfurt a. M. 1770, übersetzt Wien 1784; „Elementa juris naturae et gentium", Halle 1738, 1742; in das Englische übersetzt, London 1742; „Elementa juris cambiasis", Amsterdam 1743, Nürnberg 1779; in das Holländische übersetzt, Middelb. 1773; deutsch vom Kriegsrath Müller in Berlin, Halle 1781. Professor Ubl in Frankfurt a. M. besorgte auch eine Herausgabe seiner sämmtlichen Schriften; 8 Thl., Genf 1744, 1748, 1796. Sein Sohn, Johann Christian Gottlieb, der Herausgeber mehrer Schriften s. Vaters

und einiger anderer Rechtslehrer, geb. 1718 zu Halle, war lange als Professor der Ritterakademie zu Liegnitz angestellt, legte einige Jahre vor seinem Tode die Professur nieder und starb zu Sagan 1791.

Heinecke (Samuel), Direktor des Taubstummeninstituts zu Leipzig, geb. zu Nauschütz bei Weißenfels 1735, treib anfangs Landwirthschaft, wurde dann Soldat unter der Leibgarde in Dresden, besuchte 1757 die Universität Jena, ging als Hofmeister nach Hamburg, wurde 1778 Direktor des Taubstummeninstituts in Leipzig, wo er 1790 starb. Ihm gebührt der Ruhm, im nördlichen Deutschland zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf die bedauernswürdige Klasse der Taubstummen rege gemacht zu haben, und für ihren Unterricht thätig gewesen zu seyn. Sein Betragen trug das Gepräge seiner frühern Schicksale und einer erst spät erhaltenen literarischen Bildung an sich, und er schien daher seine Zöglinge mit zu viel Härte zu behandeln. Unter seinen Schriften zeichnen sich vorzüglich aus, die über den Taubstummenunterricht. Seine von ihm selbst erfundene Methode wird der des Abbé de l'Epee (s. d.) bei weitem vorgezogen.

Heinecken (Karl Heinrich, Ritter v.), geb. 1703 zu Lübeck, genoß dort den ersten Schulunterricht, studirte darauf zu Leipzig die Rechte, weihte jedoch die Nebenstunden den schönen Wissenschaften. Eine Uebersetzung des Longin wurde ungeachtet ihrer Unvollkommenheit mit solchem Beifall aufgenommen, daß er sich ermuntert fühlte, diesem ersten schriftstellerischen Versuche bald eine philosophische Schrift: „Pflichten des Menschen", folgen zu lassen. Nach Vollendung seiner Studien ging er nach Dresden, wo er sich durch seine wissenschaftliche Ausbildung, sowie durch die Lebhaftigkeit seines Geistes so vortheilhaft bekannt machte, daß er bald in einem angesehenen Hause eine Hofmeisterstelle bekam. Nach einiger Zeit wurde er beim Grafen Brühl Privatsekretär und zeigte auf diesem Posten seine Brauchbarkeit auch in solchen Geschäften, vornehmlich im Kameralfache. Durch die Empfehlung seines Gönners stieg er von einem Posten zum andern, wurde in den Reichsfreiherrnstand erhoben, und erhielt die Stelle eines k. poln. und kursächs. Geh. Kammerraths. Da Brühl in jener unglücklichen Periode des 7jährigen Krieges nach Warschau flüchten mußte, übertrug er Heinecken die Aufsicht über alle seine Güter in Sachsen; das Zutrauen des Grafen rechtfertigte er durch die klügste und rechtlichste Verwaltung. Deßungeachtet wurde Heinecken am 27. Okt. 1763, kurz nach Brühls Tode, verhaftet; aber auf die Verwendung des Feldzeugmeisters Grafen Brühl, ältesten Sohnes des verstorbenen Ministers, bald wieder in Freiheit gesetzt. Hierauf wurde ihm nach aufgehobener Sequestration der brühlischen Güter die Verwaltung derselben übertragen, die er 6 Jahre lang zur größten Zufriedenheit der gräflichen Familie besorgte. Nach dieser Zeit brachte er sein Leben größtentheils auf seinem Landsitze in Altdöbern zu, und beschäftigte sich dort in seinen Nebenstunden mit seinem Lieblingsfache, der Literatur und Kunst. Er vollendete jetzt schon sein früher begonnenes in französ. Sprache geschriebenes Werk: die königl. Gallerie in Dresden. Sein letztes und vorzüglichstes Werk ist das „Dictionn. des Artistes", das nur bis zum Buchstaben D geht. In solcher unermüdeten Thätigkeit erreichte er beinahe das höchste menschliche Alter. Er starb 1791.

Heinitz (Anton Friedrich, Freiherr v.), königlich-preuß. Staatsminister, geboren 1724. Nachdem er seine erste Bildung in Dresden erhalten, und darauf die Schule zu Pforta besucht hatte, ging er nach Freiberg,

um dort den Bergbau zu studiren. Durch eine Anstellung im Braunschweigischen trat er zuerst ins praktische Leben. 1763 folgte er einem Rufe nach Dresden; kurz zuvor hatte er in Freiberg eine Bergbauakademie eingerichtet, die sehr erfolgreich für die Wissenschaft geworden ist. Um seine wankende Gesundheit wieder herzustellen, zog er sich 1774 von allen öffentlichen Geschäften zurück, und unternahm 1776 eine Reise nach Frankreich, die zu seiner trefflichen Schrift: „Essai d'Economie politique," Veranlassung gab. Nach seiner Zurückkunft erhielt er einen ehrenvollen Ruf von Friedrich dem Großen als Staatsminister und Chef des Bergwerks- und Hüttendepartements. In dieser Stelle hat sich Heinitz die ausgezeichnetsten Verdienste um das Berg- und Hüttenwesen, besonders im Schlesischen erworben. Diese wurden nicht nur von Friedrich dem Großen, sondern auch von dessen Nachfolger Friedrich Wilhelm II. gebührend anerkannt, der ihm auch die Curatel über die Akademie der Künste übertrug. Er starb 1802 in einem Alter von 77 Jahren. Heinitz war sowohl im In- als auch im Auslande geschätzt, und sehr viele gelehrte Gesellschaften in und außer Deutschland, sogar die physikalische Gesellschaft in Philadelphia, haben ihn zu ihrem Mitgliede ernannt.

Heinrich I., deutscher Kaiser, von gleichzeitigen Schriftstellern der Sachse genannt, von spätern der Finkler oder Vogelsteller, ein Sohn Herzog Otto's des Erlauchten von Sachsen, und Hedwigs, Tochter des Markgrafen Eberhards von Franken, wurde 876 geboren. Nach seines Vaters Tode erbte er das sächsische Herzogthum mit Bewilligung des deutschen Königs Konrad 412, und wurde im Dez. 919 von Konrad auf dem Sterbebette den deutschen Fürsten als Nachfolger empfohlen. Die Fürsten, welche ihm die Reichsinsignien überbrachten, fanden ihn auf dem Vogelheerde, und daher rührt auch obiger Beiname. Aus Dankbarkeit belehnte er Konrads Bruder, Eberhard, mit dem Herzogthume Franken und der Rheinpfalz. Im folgenden Jahre unterwarf er sich die widerspenstigen Herzoge Burkhard von Schwaben und Arnold von Baiern. Ja, was zuerst die Furcht bewirkt hatte, befestigte bald darauf die Liebe, da die Fürsten ihn näher kennen lernten, und seiner Weisheit und Leutseligkeit ihre Achtung nicht versagen konnten. Heinrich leistete dem Herzoge Giselbert von Lothringen, der sich gegen Karl den Einfältigen von Frankreich empört hatte, Hülfe, und zwang ihn 921 zum Frieden. 925 schloß er einen Waffenstillstand von 9 Jahren mit den Ungarn. Aber nach den neun Jahren hatte er ihnen einen andern Tribut zugedacht, und um seine Deutschen darauf vorzubereiten, fing er an, sie förmlich im Kriegswesen zu üben. Er besserte ihre Waffen, lehrte sie in geschlossenen Gliedern und planmäßig fechten, sich schwenken u. dgl. Und weil nur der Mangel an Festungen ein so weites Vordringen der Feinde möglich machte, so zog er um jede mäßige Burgstadt eine weite Mauer, und nöthigte jeden neunten Mann vom Lande, sich in diesen neuen Städten niederzulassen, die er zugleich mit Magazinen versah, und durch manche Freiheiten zu heben suchte, um die Eingeladenen anzulocken. Alle Volksversammlungen, um über öffentliche Angelegenheiten zu berathschlagen oder sich zu vergnügen, verlegte er in die Städte. Durch diese Einrichtung bildete sich nach und nach in den Städten ein dritter Stand, dem Deutschland, eben so wie in andern Ländern seine Bildung verdankt; denn in den Städten entstanden Handwerke, Fabriken, Manufakturen und Handel, und bildeten sich fortschreitend aus. Während Heinrich die innere Verfassung Deutschlands förderte, schaffte er auch auf andern Seiten den Grenzen Sicherheit. Um die Einfälle der Normannen oder Dä-

nen zu verhindern, bekriegte er sie in ihrem eigenen Lande, erweiterte dadurch die Grenzen Deutschlands über die Eider bis Schleswig, stiftete da eine sächsische Pflanzstadt und setzte einen Markgrafen ein. Verschiedene slavische und wendische Völkerstämme in der Mark und in Meißen (Dalemacier, die bisherigen Bundesgenossen der Ungarn), so wie die Böhmen, zwang er, sich ihm zu unterwerfen. Als der neunjährige Waffenstillstand mit den Ungarn zu Ende ging, verweigerte er den von ihnen verlangten Tribut. Da drangen sie mit zwei Heeren durch Thüringen und Sachsen ein, wurden aber von Heinrich bei Sondersheim und bei Merseburg, welches letztere sie belagerten (933 und 934), gänzlich geschlagen. Es war ein herrlicher Sieg, der Niederlage des Varus zu vergleichen, denn es war eine gerechte Ausrottung frecher Räuber und Vaterlandsverwüster. Heinrich ließ die Schlacht an einer Wand seines besten Zimmers in seiner Burg zu Merseburg abmalen, und noch lebt dieser Sieg im Munde der Bauern des heutigen Kirchspiels Keuschberg bei Merseburg, wo er jährlich durch eine Predigt und durch eine einfältige Erzählung, die der Pfarrer dabei vorlieset, gefeiert wird. Heinrich selbst baute zur Dankbarkeit gegen Gott viele Kirchen und Klöster auf, die die Ungarn zerstört hatten, gab Befehl zur Anlegung zweier Bisthümer in Brandenburg und Havelberg, und verordnete, daß im Stifte zu Quedlinburg die Töchter der Edeln, welche im Kriege fürs Vaterland gefallen wären, anständig erzogen und bis zu ihrer Verheirathung unterhalten würden. Jetzt wollte er einen Zug nach Italien unternehmen, um sich in Rom als Kaiser krönen zu lassen, aber der Tod verhinderte dieß. Er starb auf seinem Gute Memleben an der Unstrut (936), 60 Jahr alt. Sein Leichnam ward in der von ihm erbauten Stiftskirche zu Quedlinburg beigesetzt. Er war von männlich schöner Gestalt, und großem Liebreiz der Sitten und des Umganges. Muth und Frömmigkeit waren ihm schon als Eigenschaften seines Zeitalters im hohen Grade eigen. Unermüdliche Thätigkeit, Beharrlichkeit und unaufhaltsame Schnelligkeit im Streben nach einem Ziele charakterisiren ihn in der kleinsten Handlung. Er hatte nicht Lesen, nicht Schreiben gelernt, bloß das Beispiel seines trefflichen Vaters war ihm Lehre und Muster gewesen. Die Vorwürfe, die ihm gemacht werden, betreffen seine Prachtliebe und die Fehler des Temperaments. Was er begonnen hatte, setzte sein großer Sohn und Nachfolger Otto I. (s. d.) rühmlich fort.

Heinrich III., der Schwarze genannt, Sohn des Kaisers Konrad II., aus dem Hause der Salischen Franken, geboren 1017 zu Osterbeck in Geldern, ward 1027 schon zum Könige gewählt, und folgte 1039 seinem Vater in der Kaiserwürde. Er war noch jung, aber die Hoffnung von ihm war groß, und sie zeigte sich nicht unbegründet. Er ward von der klugen Gisela früh angehalten, seinen Geist auszubilden, besonders durch Lesen von Büchern, welches damals sehr selten war. Kein Kaiser seit Karl dem Großen hat kräftiger, wie er, die Kaiserwürde in Italien, Deutschland und den angrenzenden Ländern aufrecht erhalten, und gewaltiger in allen Theilen seines weiten Reiches geherrscht. Besonders demüthigte er die wilden Ungarn, so daß ihm der ungarische Adel mit dem Könige den Eid der Treue leistete. Dann wandte er sich nach Italien 1046, setzte drei Päpste ab und einen neuen ein (Clemens II.), der ihn zum Kaiser krönte, und gründete seine Mitwirkung zu der Wahl des römischen Bischofs so fest daß, so lange er lebte, die Römer ihren Bischofsstuhl nur nach seinem Willen besetzten. Die übrige Geistlichkeit stand immer unter seiner strengen, aber auch gerechten Oberaufsicht. In allen

Theilen seines deutschen, italienischen und burgundischen Reichs durfte ohne Rücksprache mit ihm kein geistliches Amt von Bedeutung vergeben, oder über Kirchengut eigenmächtig geschaltet werden. Den weltlichen Herrenstand hielt er nicht bloß männlich in Abhängigkeit, sondern förmlich unterjocht. Die Herzogthümer und Grafschaften besetzte er und ließ sie unbesetzt, wie es ihm beliebte. In seinem Lieblingssitz Goslar ließ er eine Burg, einen Pallast, Kirchen und Festungswerke anlegen, und dabei mußten die umliegenden Sachsen schwere Frohndienste verrichten: das vermehrte ihren Unwillen, der seinem Sohne späterhin die bittersten Früchte trug. Heinrich starb plötzlich zu Bothfeld, am Fuße des Harzes, wohin er sich auf die Jagd begeben hatte, 1056, mitten in seinen besten Lebensjahren, da er nur 36 Jahre alt war, unter großen Entwürfen für die Zukunft. Bei aller Geisteskraft und Strenge stand Heinrich III. im Rufe eines frommen Mannes.

Heinrich IV, deutscher Kaiser, Sohn des Vorigen, war, als sein Vater starb, erst 5 Jahre alt, und geboren 1050. Schon in seinem 4. Jahre war er nach dem Willen seines Vaters und mit Genehmigung der Stände zum Kaiser gekrönt worden. Bei dem Tode desselben wurde er unter die Vormundschaft seiner Mutter Agnes und eines schwäbischen Edelmanns gesetzt. Der Erzbischof Hanno (vergl. d.) von Köln bemächtigte sich des Prinzen bei einer Lustfahrt auf dem Rheine, leitete die Erziehung des künftigen Kaisers, und führte die Verwaltung des Reichs. Nachdem Heinrich in seinem 15. Jahre auf dem Reichstage zu Goslar die Regierung übernommen hatte, blieb er noch unter dem nachtheiligen Einfluß des Erzbischofs Adalbert von Bremen, der seinen Leidenschaften schmeichelte und ihn besonders zu mancherlei Gewaltthätigkeiten verleitete. Den Sachsen entzog er die von früheren Kaisern ertheilten Rechte, erbaute Burgen und sah gleichgültig zu, wie seine Diener das Land mißhandelten, indem sie es zu ungewöhnlichen Frohnden und Leistungen zwangen. Als nun die Sachsen und Thüringer sich gegen diese Behandlung beschwerten, wies sie Heinrich ab, und gab vor, er sey, da sie die Zehnten nicht willig entrichteten, als Schirmherr der Kirche genöthigt, sie mit Strenge dazu anzuhalten. Heinrich unternahm damals einen Zug gegen Polen. Die Sachsen glaubten ihn gegen sich gerichtet und forderten drohend die Niederreißung der kaiserlichen Schlösser. Heinrich, durch falsche Rathgeber irre geleitet, gab ihnen kein Gehör; die Sachsen griffen zu den Waffen 1073, zogen mit 60.000 Mann gegen Goslar, wo er sich aufhielt. Heinrich floh nach der Harzburg und entkam, auch hier bedroht, mit Mühe nach Eschwege. Die erbitterten Sachsen zerstörten viele kaiserliche Schlösser und zwangen Heinrichen zu einem Vergleich, in welchem er die Niederreißung der übrigen versprechen mußte. Bei der Harzburg wurden jedoch von dem rohen Haufen, gegen ausdrückliche Bedingung, auch die Nebengebäude sammt der Kirche zerstört, und Heinrich, anstatt die Verwegenen vor sein Gericht zu fordern, beging die Thorheit, seine Unterthanen bei dem Papste als Kirchenräuber zu verklagen. Willig erboten sich die Sachsen zu hinreichender Genugthuung, sahen sich aber unvermuthet von einem kaiserlichen Heere angegriffen, und wurden am 7. August 1075 bei Langensalza gänzlich geschlagen. Die unterdrückten Sachsen, die ihre Großen von dem Kaiser mißhandelt und gefangen sahen, ahmten das Beispiel desselben nach, und wendeten sich klagend an den Papst. Damals saß Gregor VII. (s. d.) auf dem Stuhl des Petrus, ein kluger, für die Kirche besorgter Mann, der es sich schon zum Grundsatz gemacht hatte, die geistliche Macht über die weltliche zu erheben. Kaum war die Klage

der Sachsen vor ihn gekommen, so forderte er den Kaiser vor sein Gericht. Heinrich achtete darauf nicht, und eben so wenig auf die Androhung des Bannes, berief zu Worms eine Versammlung von Bischöfen, ließ diese dem Papst den Gehorsam feierlich aufkündigen, 1076, und die Absetzung desselben aussprechen. Er selbst wollte im nächsten Jahr dieselben vollziehen. Da sprach der Papst den Bann über ihn aus, und seine Unterthanen vom Eide der Treue los. Die Sachsen vernahmen dieses mit Jubel, die deutschen Bischöfe hingegen mit großem Unwillen. Das Mißvergnügen gegen Heinrichs Regierung brach an allen Seiten laut aus, und der Kaiser sah sich genöthigt, um nicht Alles zu verlieren, nach Italien zu gehen, und sich dort von dem Banne lossprechen zu lassen. Zu Canossa, einem festen Schloß im Herzogthum Modena, demüthigte er sich vor dem Papst in dem härenen Gewande eines Büßenden, und erhielt die Lossprechung gegen die harte Bedingung: dem Papste in Allem gewärtig zu seyn. Hierbei verfehlte Heinrich gänzlich seinen Zweck, denn die deutschen und italienischen Großen murreten darüber, daß der Kaiser sich selbst sein Ansehn vergeben hatte; die Letzteren forderten ihn auf, mit Gewalt die erlittene Schmach zu rächen, die Ersteren versammelten sich nach Aufforderung des Papstes zu Forchheim, und wählten den Herzog Rudolph von Schwaben an Heinrichs Stelle zum Kaiser. Heinrich zog, sobald er nach Deutschland zurück kam, demselben mit Heeresmacht entgegen. Nach mehreren nichts entscheidenden Treffen, starb Rudolph an seinen in der Schlacht bei der Elster am 18. Oktober 1080 erhaltenen Wunden. Der Tod dieses Gegners machte dem Kaiser möglich, sich mit desto mehr Nachdruck gegen die Uebrigen zu wenden. Indessen war der Streit mit Gregor nichts weniger als geschlichtet. Dieser machte dem Kaiser das Investitur-Recht (Belehnung der Bischöfe mit Ring und mit Stab) streitig. Heinrich, der zum zweiten Male von ihm in den Bann gethan wurde, zeigte sich jetzt nicht so nachgiebig, wie das erste Mal, berief zu Brixen in Tirol 1080 eine Kirchenversammlung deutscher und italienischer Bischöfe, ließ Gregor absetzen und rückte im folgenden Jahre nach Italien, wo er sich von dem durch ihn neu eingesetzten Papst Clemens III. krönen ließ. Der in der Engelsburg belagerte Gregor wurde von Robert Guiscard, dem Herzog der Normänner, gerettet, und starb bald darauf zu Salerno im Exil. Durch den Tod des großen Gegners war jedoch Heinrichs Sache wenig gebessert: denn der Geist des Aufruhrs regte sich in Deutschland nach wie vor. Das Schmerzlichste für ihn war, daß seine eigenen Söhne als Feinde gegen ihn auftraten. Der älteste, Konrad, konnte sich nicht lange behaupten und starb elend und verlassen. Der andere, Heinrich, wurde von seinem Vater als Nachfolger erwählt und als solcher gekrönt. Bald aber wiegelten des Kaisers Feinde den undankbaren Sohn gegen den Vater auf; es kam zum offenbaren Kriege; der Sohn bemächtigte sich seines Vaters, und zwang ihn zur Niederlegung der Krone, 1105. Der letzte Versuch des Kaisers, sich sein Ansehen wieder zu verschaffen, mißglückte; er floh nach Lüttich und starb daselbst im Elend, am 7. August 1106, im 56. Jahre seines Alters und im 40. seiner Regierung. Seine Leiche blieb unbeerdigt liegen, weil er im Bann gestorben war. Erst im Jahre 1111 bestattete ihn sein Sohn Heinrich V., nachdem der Bann aufgehoben worden war, zu Speier. — Heinrich IV. war ein nicht gewöhnlicher Mann, von vortrefflichen Anlagen, diese aber hatten bei einer fehlerhaften Erziehung durch Erzbischof Adalbert eine falsche Richtung genommen. Das Unglück, welches den Kaiser traf, hatte er durch seine Unklugheit sich selbst be-

reitet. Sonst war er ein kräftiger Regent, ein wackerer Heerführer, und in 62 Feldschlachten immer Sieger gewesen.

Heinrich V., Kaiser der Deutschen, geb. 1081, machte sich auf eine traurige Art durch s. Abfall von der Sache s. Vaters und durch sein unnatürliches Benehmen gegen denselben bekannt. Auf Paschalis's II. Betrieb wurde Heinrich (1106) in Mainz noch bei Leibzeiten s. Vaters zum König von Deutschland erwählt. Doch brachte dieses Verfahren des römischen Stuhls weder dem Papste, noch s. Schützlinge, noch dem in wilder Anarchie zerrissenen Deutschland, das mithalf, die Schmach seiner Kaiser zu bereiten, Gewinn; denn kaum hatte Heinrich V. den Thron bestiegen, so erklärte er sich gegen die Anmaßungen des römischen Hofes, und der unglückliche Investiturstreit zerrüttete aufs Neue das Reich. Ein von ihm gegen die Ungarn und Polen unternommener Krieg war nicht minder unglücklich. 1111 heirathete er die Tochter König Heinrichs I. von England, Mathilde, und die reiche Aussteuer dieser Prinzessin gab ihm die Mittel, einen Zug über die Alpen zu unternehmen, um sich in Rom vom Papste die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen. Da Paschalis dieß jedoch nur unter der Bedingung der förmlichen Zugestehung der bereits von Gregor VII. in Anspruch genommenen Rechte thun wollte, und die Bischöfe fortfuhren, den Streit zu nähren, so beschloß Heinrich, die Sache durch einen Gewaltstreich zu endigen, und ließ den Papst während der Messe vom Altare weg festnehmen, in den Straßen Roms aber Alle, die sich ihm und s. Truppen widersetzten, niederhauen. Nach zweimonatlicher Gefangenschaft gab Paschalis endlich nach; Heinrich wurde ohne weitere Bedingung zum römischen Kaiser deutscher Nation gekrönt und empfing knieend von dem stolzen Oberhirten die Erlaubniß, die Gebeine seines unglücklichen, von ihm verrathenen Vaters in geweihter Erde zur Ruhe bringen zu dürfen. Unruhen in Deutschland riefen Heinrich bald wieder aus Italien zurück; während er aber im Vaterlande, in Verbindung mit dem Herzog von Schwaben, gegen Lothar, Herzog von Sachsen, kämpfte, regte der römische Bischof die Empörung in Italien und unter den deutschen Reichsfürsten von Neuem gegen ihn an, indem er den früher mit dem Kaiser eingegangenen Frieden für erzwungen erklärte. Zwei Jahre dauerte dieser Streit, der besonders durch den Erzbischof von Mainz und den Bischof von Würzburg unterhalten wurde und Deutschland aufs furchtbarste verwüstete, dann zog Heinrich zum zweiten Male nach Italien und zwang Paschalis nach Apulien zu entfliehen. Nach dessen bald darauf erfolgtem Tode wählten die Cardinäle Gelasius II.; Heinrich, hiermit unzufrieden, ließ den Erzbischof von Braga, Bourdin, unter dem Namen Gregor VIII. wählen. Gelasius ging nach Wien, woselbst er ein Concilium versammelte und Heinrich in den Bann that. Dasselbe that auch Gelasius's Nachfolger, Calixtus II., auf dem Concil von Rheims. Hierdurch und durch die steten Empörungen der Großen des Reichs wurde Heinrich endlich gezwungen, nachzugeben. Er unterzeichnete 1122 das wormser Concordat, in welchem er auf die Investitur mit Ring und Stab Verzicht leistete und allen Kirchen eine freie Wahl ihrer Prälaten gestattete; doch sollten die Wahlen der Bischöfe und Aebte des deutschen Reichs in Gegenwart des Kaisers geschehen, und der Gewählte wegen der Güter und Regalien die Belehnung vom Kaiser durch das Scepter empfangen. Um die stets unruhigen Vasallen auswärts zu beschäftigen, suchte Heinrich einen Vorwand zum Kriege mit Frankreich. Allein ehe dieser ausbrach, raffte ihn eine Seuche 1125 (den 22. Mai) zu Utrecht weg. Heinrich war ein schlechter Sohn, ein Regent ohne Kraft, ohne Treue, Glauben und Re-

ligion. Unter ihm befestigten sich die Vasallen und Lehnsträger der Krone zu unabhängigen Fürsten, und Deutschlands politische und nationale Theilung wurde somit durch ihn gleichsam für alle Folgezeit sanctionirt. Er war der letzte Herrscher aus dem fränkischen Kaiserstamme, dem bald darauf das schwäbische Haus folgte. Gerhard, Abt von Reichenberg, hat eine Geschichte dieses unwürdigen Fürsten geschrieben, die später (1615) mit der seines bessern Vaters zusammen, von Grister in Ingolstadt in 4. herausgegeben worden ist.

Heinrich VII., Kaiser der Deutschen, ein Sohn des Herzogs von Luxemburg, wurde nach dem Tode Albrechts I. und nach einer Zwischenregierung von 7 Monaten, den 29. Nov. 1308 zum Kaiser erwählt. Bemerkenswerth ist, das er der erste deutsche Kaiser war, welcher allein durch das Collegium der Wahlfürsten (Kurfürsten) ohne Zutritt der andern Reichsstände, gewählt wurde. Mit ihm zugleich wurde Karl von Valois in Vorschlag gebracht; doch erhielt Heinrich den Vorzug, besonders durch Betrieb Clemens V., der obschon Franzose von Geburt, sich doch im geheim zu Gunsten des lothringischen Fürsten erklärte. Eine der ersten Regierungshandlungen des neuen Kaisers war, die Mörder Albrechts I. zu verfolgen. Johann von Schwaben erlag der Reichsacht, Rudolf von Wart, Tegernfeld und die Andern (s. Albrecht I.) wurden grausam hingerichtet. Durch die Vermählung seines Sohnes Johann mit der Erbin von Böhmen sicherte Heinrich seinem Stamme dieß bedeutende Königreich zum Nachtheile Herzog Heinrichs von Kärnthen, der das nächste Recht dazu hatte. Hierauf zog er nach Italien und zwang die Mailänder, ihm die eiserne Krone der Lombardei aufs Haupt zu setzen. Da die Partei der Guelfen die alte Krone der lombardischen Könige bei Seite geschafft hatte, so ließ Heinrich eine neue von Stahl machen, mit welcher ihn der Erzbischof von Mailand in der Kathedrale dieser Stadt krönen mußte. Die hierauf in Oberitalien ausgebrochene Revolution unterdrückte Heinrich durch die Gewalt der Waffen, nahm Cremona, Lodi und Brescia mit Sturm, ließ seinen Kanzler Turiana, welcher insgeheim Rädelsführer dieses Aufstandes war, verbrennen, und zog nun nach Rom, welches Robert, König von Neapel, besetzt hielt, der ihm den Einzug weigerte. Nachdem er die Hauptstadt der Christenheit belagert und endlich mit Gewalt eingedrungen war, ward er zu Johann vom Lateran von 2 Cardinälen zum römischen Kaiser gekrönt, während noch auf den Gassen und in einzelnen Quartieren der Stadt gemordet und geplündert wurde. Hierauf wandte er sich gegen Florenz, verhing die Acht über Robert von Neapel, und bedrohte die Einwohner von Florenz und Lucca mit dem Tode, wenn sie sich ihm nicht sogleich unterwürfen. Doch wehrten sich diese standhaft und er wendete nun seine Waffen gegen Neapel. Als er sein Lager zu Monto-Aperto aufgeschlagen hatte, bekam er zu verschiedenen Malen einen Anfall vom dreitägigen Fieber, welches er aber anfangs nicht achtete. Er setzte seinen Weg 12 (italien.) Meilen weit jenseit Siena fort; und, als es mit ihm schlimmer wurde, ließ er sich nach Buonconvento bringen, wo er den 24. Aug. 1313 mit völliger Ergebung in den Willen Gottes starb. Es ging die Rede, er wäre an Gift gestorben, welches ihm sein Beichtvater, ein Dominikaner, einige Tage vorher, als er ihm das heil. Abendmahl gereicht, beigebracht hätte. Dieses Gerücht verbreitete sich, durch die Gibellinen, nach Gewohnheit, in ganz Europa aus, hat aber nicht die geringste Wahrscheinlichkeit. (Muratori, „Gesch. Italiens," 8r Th. Leipz. 1749. S. 324.) Gleichzeitige Schriftsteller, z. B. Albertus Musat, Wilh. Venture, Ferret, Joh. v. Cermenate, Jordan und Ptolemäus von Lucca u. A. erzählen

einstimmig, der Kaiser sey eines natürlichen Todes gestorben. Indessen bekam Heinrichs Sohn, König Johann von Böhmen, sogleich Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Vaters durch „Vergiftung.“ Er war sogleich entschlossen, einen so verruchten Kaiser- und Vatermord zu bestrafen. Deßhalb hat er sogleich befohlen, den entseelten Körper zu seciren und der Todesursache mit größter Genauigkeit nachzuforschen. Alle Theile des Körpers wurden von den erfahrendsten Leibärzten aufs Genaueste untersucht. Das Resultat der Untersuchung war die officielle Erklärung, „daß Krankheit und Tod ganz natürlich gewesen seyen.“ Der König ließ hierüber öffentliche Briefe und Instrumente verfertigen, in welchen er der Unschuld des ungerecht angeklagten Mönchs ein rechtsgültiges Zeugniß gab; ebenso erhielt der Dominikanerorden eine Bulle des Papstes und ein eigenhändiges Zeugniß des Königs Johann von Böhmen, welche jene Beschuldigung widerlegten und des Mönches Unschuld bewiesen. Auch vom Sohne des Königs Johann, vom Kaiser Karl IV., wurde den Dominikanern 1355 ein Privilegium ertheilet, in der Absicht, die übeln Nachreden zu unterdrücken, welche der Orden wegen des Kaisers Heinrich VII. Tod, damals noch immer ausstehen mußte. Karl V. bestätigte dasselbe 1530.

Heinrich der Zweite, König von Frankreich, geb. zu St.-Germain-en-Laye den 31. März 1518, war der Sohn Franz des Ersten und der Königin Claudia, und folgte ihm 1518. Heinrich der Zweite, der sich schon vorher in Piemont und Rouſſillon im Kriege ausgezeichnet hatte, beendigte den von seinem Vater ererbten Krieg mit England 1550 durch einen glücklichen Frieden, indem ihm die Engländer für 400.000 Thaler Boulogne verkauften. Eben so glücklich lief das, mit dem Kurfürst Moritz von Sachsen abgeschlossene Bündniß gegen Karl den Fünften für Frankreich ab; denn er bemächtigte sich 1552 der Reichsstädte Metz, Toul und Verdun, und behauptete sie selbst nach dem Passauer Vertrage gegen die ganze Macht des Kaisers und nöthigte ihn, nach der siegreichen Schlacht von Renti 1554, die unternommene Belagerung von Metz aufzuheben. Weniger glücklich waren jedoch die Franzosen in Italien; denn sie verloren die Schlacht von Torciano in Toskana. Die Erschöpfung der kriegführenden Mächte führte aber bald darauf den fünfjährigen Waffenstillstand von Vaucelles (den 5. Febr. 1556) herbei, während welcher Zeit Kaiser Karl der Fünfte seine Krone niederlegte. Kaum hatte Philipp der Zweite von Spanien die Regierung angetreten, als eine spanische Armee, 40.000 Mann stark, unter dem Herzoge Emanuel Philibert von Savoyen in die Picardie eindrang und die Franzosen bei St.-Quentin den 10. August 1557 gänzlich schlug, so, daß an diesem blutigen Tage der Connetable von Montmorency und die Blüthe des Adels getödtet wurde. Der Herzog von Guise, aus Italien herbei gerufen, sammelte jedoch schnell eine Armee, entriß den Engländern, die sich mit Philipp dem Zweiten verbunden hatten, nach einer Belagerung von acht Tagen, Calais, den 8. Januar 1558, welches die Engländer seit 1347 besessen hatten. Dieser Eroberung folgten bald andere Städte; Guines und Thionville eroberte der Herzog von Guise; Charlemont der Herzog von Nevers; Dünkirchen u. St.-Vinor der Marschall von Thermes, während der Marschall von Brissac, seiner wenigen Truppen ungeachtet, sich in Piemont behauptete. So viele Siege hatten für Frankreich einen vortheilhaften Frieden erwarten lassen; allein Heinrich, übel berathen, schloß den 3. April 1559 einen Frieden, der gewöhnlich nur der Unglückliche heißt, weil außer Metz, Toul, Verdun und Calais, alle Eroberungen zurückgegeben wurden. Heinrich der Zweite starb nach einer zwölfjährigen Regierung eines schmerz-

haften Todes. Bei einem Tournier (seinem Lieblingsvergnügen), auf dem er schon zu allgemeiner Bewunderung viele Lanzen gebrochen hatte, forderte er zuletzt noch den jungen Grafen von Montgommery (s. d.) zu einem Gange auf. Die Lanze des Grafen zerbrach am Harnisch des Königs, worauf das Splitterende des Schafts ihm gerade ins rechte Auge fuhr, und bis ins Gehirn drang. Erst eilf Tage nach dieser schauderhaften Verwundung erfolgte der Tod (10. Juli 1559). Bei wahrhaft großen Verdiensten, die Heinrich der Zweite besaß, werfen die Geschichtschreiber Frankreichs ihm doch die große Vermehrung der Abgaben, eine Schuldenlast von 43.500.000 Livres und allzugroße Nachgiebigkeit gegen seine Geliebte, Diane von Poitiers, nachherige Herzogin von Valentinois, und den Connetable Annas von Montmorency vor. Von vier Söhnen, die er mit Katharina von Medicis erzeugte, folgten ihm nach und nach Franz der Zweite, Karl der Neunte und Heinrich der Dritte, während der letzte, Franz, Herzog von Alençon, in der Folge Herzog von Brabant wurde. Auch erhielt er aus derselben Ehe sechs Töchter, wovon ihm jedoch nur drei überlebten, von denen Margaretha die Gemahlin Heinrichs des Vierten wurde. Auch hinterließ er zwei natürliche Kinder, von einer Schottländerin, den Herzog von Angouleme, der zu Aix durch Altoriti 1586 getödtet wurde, und von einer Piemonteserin eine Tochter, Diane, die an den Herzog Franz von Montmorency vermählt und 1619 ohne Erben starb.

Heinrich III., König von Frankreich, dritter Sohn Königs Heinrich II. und der Katharina von Medicis, wurde 1551 zu Fontainebleau geboren. Nach dem Tode seines älteren Bruders Karl IX., dessen Name in der Geschichte Frankreichs mit Blut geschrieben ist, bestieg er 1574 den Thron von Frankreich, und wurde 1575 zu Rheims gekrönt. Als Herzog von Anjou (welcher Titel Heinrich früher führte) hatte er sich als ein glücklicher und tapferer Feldherr gegen die Hugenotten gezeigt, und die Siege von Jarnac und Montcontour (1569) hatten ihm einen so hohen Ruhm erworben, daß ihn die Polen nach dem Tode Sigismund Augusts 1573 zu ihrem Könige erwählten. Nach Erledigung des Thrones von Frankreich entwich er heimlich aus Polen, und kehrte unter dem Namen Heinrich III. nach Frankreich zurück. In seinem Pallaste wurde nun der einstige Sieger von Jarnac und Montcontour ein träger, kleinlicher, frömmelnder König, der sich den schändlichsten Wollüsten hingab. Man rieth ihm, die Calvinisten zu schonen, er aber erklärte sich offenbar gegen sie. Sein Bruder, der Herzog von Alençon, und Heinrich von Navarra, nachmals Heinrich IV., verbanden sich gegen ihn. In einem Pacifikationsedikt erhielten die Calvinisten bürgerliche Vortheile, 1576. Darauf bildete sich die heilige Ligue (s. d.), welche der König anerkannte. Man griff zu den Waffen und beide Parteien beobachteten sich gegenseitig. Bald aber schonten die Liguisten den König nicht weiter. Guise (s. d.) stellte nun den alten Cardinal von Bourbon an die Spitze, der im Namen aller katholischen Monarchen von Europa ein Manifest erließ. Der Hof, hierdurch eingeschüchtert, räumte den Liguisten viele Vortheile ein. Sixtus V. that Heinrich und Condé (s. d.) in den Bann, welche aber nicht darauf achteten. Der Krieg, genannt der Krieg der drei Heinriche, brach aus, und die Hinrichtung von Maria Stuart 1587 vermehrte die Wuth der Katholiken. Bei Coutras schlug Heinrich von Navarra die Royalisten, welche von Joyeuse und andern Günstlingen des Königs angeführt wurden; Guise aber trug in derselben Zeit einen Sieg über die deutschen Calvinisten davon, welche ihren Glaubensbrüdern

zu Hülfe kommen wollten. Inzwischen nahm die Empörung zu Paris einen bestimmten Charakter an, unter dem Namen der Sechszehner; es waren das die 16 Viertel der Gemeinden, und dieser Name entspricht ungefähr den Sektionen von 1792 (Vgl. Frankreich). Die Sorbonne, welche dieselben unterstützte, entschied, daß man unfähigen Fürsten die Regierung nehmen könne. Die zu Nancy versammelten Liguisten schrieben dem Könige Gesetze vor, dieser wollte jetzt einigen Widerstand zeigen, und berief seine Schweizertruppen nach Paris. Sogleich griffen die Bürger zu den Waffen, verrammelten die Straßen bis zum Louvre und schlossen die Truppen ein. Darauf nahm der König die Flucht, seine Hauptstadt der Ligue und Guise überlassend. Das war der berüchtigte Tag der Verrammelung. Die Liguisten nöthigten den König zu einer neuen Verbindung gegen die Ketzer, die Engländer aber schlugen währenddem die große unüberwindliche Flotte Philipps II. (s. d.). Nochmals versammelten sich die Stände zu Blois, wo die Liguisten wieder die Oberhand hatten. Man verlor die Zeit, über die Beschlüsse des Concilium zu Trident zu verhandeln, und dachte nicht an die Wiederherstellung der Ordnung. Die Guisen standen jetzt auf dem höchsten Gipfel ihrer Macht, sie konnten leicht die Rolle von Pipin und Capet spielen. Der König fühlte dieses, und da er ihnen keinen offenbaren Widerstand leisten konnte, so ließ er sie ermorden. Die Wuth der Liguisten loderte in hellen Flammen auf; von den Kanzeln herab sprach man Flüche und Verwünschungen über den König aus, und wer vom Parlamente widersprach, ward in die Bastille gesetzt und seiner Stelle verlustig erklärt. Der Herzog von Mayenne, der Bruder von Guise, nahm dessen Platz als Haupt der Ligue ein. Diese Partei war nun sehr mächtig, und dem Könige blieben nur noch einige Städte übrig. Nun fühlte er die Nothwendigkeit, sich mit Heinrich, dem Bearner, zu versöhnen, der ihn mit offenen Armen empfing und alles Vorgefallene vergaß. Der Papst hatte 1589 den Bann über Heinrich III. ausgesprochen, welcher jetzt mit Heinrich von Navarra gegen Paris anrückte. Sie waren bereits bis nach St.-Cloud gekommen, als ein junger Dominikanermönch, von den Liguisten bearbeitet, dem Könige ein Messer in das Herz stieß. Die Pariser feierten diesen Mord, und Jakob Clement (s. d.) wurde von den fanatischen Liguisten wie ein Heiliger betrachtet.

Heinrich IV., König von Frankreich, Stifter des noch jetzt regierenden französ. Königshauses, ein Sohn des Herzogs Anton von Vendôme und einer Tochter Heinrichs, Königs von Navarra, war 1553 zu Pau im jetzigen Depart. Niederpyrenäen geboren. Kaum hatte er das Licht der Welt erblickt, so wickelte ihn sein Großvater in einen Mantel, nahm ihn seiner Mutter weg, und gab ihm eine ausgesuchte Erziehung, welche auf das ganze Leben des nachherigen Königs den wohlthätigsten Einfluß hatte. Sein Körper wurde abgehärtet und sein Geist vielseitig gebildet. Als seine Mutter Johanna nach dem Tode ihres Gemahls den franz. Hof verließ, und sich wieder nach Navarra zurückzog, gab sie ihm einen Protestanten zum Erzieher, Namens Florent Chretien. Von diesem in den Grundsätzen der reformirten Religion erzogen, blieb er an dem franz. Hofe seinem Glauben treu, und stellte sich nach dem Willen seiner Mutter an die Spitze des in der Schlacht bei Jarnac 1568 geschlagenen hugenottischen Heeres, von dem er bald zum Oberanführer ausgerufen wurde. Nach erlangtem Frieden suchte er durch Reisen in seinem Königreich Bearn die richtige Ansicht eines weisen Regenten zu gewinnen, indem er sich von den Bedürfnissen des Volkes selbst unterrichtete. So

So war denn Heinrich kein unerfahrner Jüngling mehr, als ihn der verbrecherische Hof des von seiner blutdürstigen Mutter Katharina von Medicis beherrschten Karls IX. sammt allen Häuptern der Hugenotten nach Paris berief, in der höllischen Absicht, sie alle zu verderben. Durch die beabsichtigte Vermählung Heinrichs mit Margaretha, des Königs Schwester, suchte man ihn noch mehr einzuschüchtern. Nachdem, während des Aufenthalts in Paris, die Königin Johanna gestorben war, nahm er den Titel als König von Navarra an, und vermählte sich am 18. August 1572. Sechs Tage später sollte er mit seinen Glaubensgenossen bluten. In der Nacht vom 24—25. August, der schrecklichen Bartholomäus-Nacht (s. Bluthochzeit) rettete sich Heinrich mit dem Prinzen Condé dadurch, daß er sich äußerlich zum kathol. Glauben bekannte. Da nun auch der Versuch der Königin Katharina, ihn von seiner jungen Gemahlin zu trennen, mißlang, so suchte sie ihn durch einen üppigen und ausschweifenden Lebenswandel zu verderben. Ob nun gleich Heinrich den Verführungen der schlechten Gesellschaft, in die man ihn zu bringen wußte, nicht ganz widerstand, und sich bedeutenden Ausschweifungen hingab, so siegte doch in ihm der bessere Geist, den ihm sein mütterlicher Großvater eingehaucht hatte. Er floh 1576 bei Gelegenheit einer Jagd von dem lasterhaften Hofe, und stellte sich von neuem an die Spitze seiner protestant. Glaubensgenossen. Hierdurch erzwang er noch in demselben Jahre einen für dieselben vortheilhaften Frieden, der ihnen freie Religionsübung zusicherte. Beunruhigt schlossen die Katholiken, angeführt von dem Herzog von Guise, den Bund der Ligue; der Religionskrieg brach von neuem aus, und wüthete durch das unglückliche Land. Heinrichs Heldenmuth schlug die Liguisten 1587 bei Coutras. Da indessen nach dem Tode des Herzogs von Guise dieselben immer mächtiger wurden, so verstand sich Heinrich III, König von Frankreich, mit Heinrich von Navarra zur Unterdrückung derselben. Der unglückliche König wurde, als er die empörten Pariser zum Gehorsam zurückzubringen suchte, in dem Lager zu St.-Cloud ermordet, und setzte sterbend den König Heinrich von Navarra zu seinem Nachfolger ein, 1. Aug. 1589. Die Bedingung, unter welcher er ihm die Krone übergab, war die Annahme des katholischen Glaubens. So bestieg Heinrich IV. den franz. Königsthron, und gründete auf demselben die noch jetzt regierende Dynastie der Bourbonen. Heinrich hatte bei dem Antritte seiner Regierung mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Es warfen sich verschiedene Mitwerber um die Regierung auf, welche den Umstand, daß Heinrich Protestant war, benutzten, um ihm die Herzen des Volks abwendig zu machen. — Seine Hauptgegner waren der Herzog von Mayenne und Philipp II. von Spanien, auch der Kardinal von Bourbon wurde als Karl X. ausgerufen. Heinrich, der sein Kriegsheer hatte theilen müssen, schlug mit 7000 Mann das vierfach überlegene Heer der Feinde bei Arques (21. Sept. 1589), erhielt Unterstützung von den Engländern, achteten des gegen ihn gerichteten Dekrets der Sorbonne in Paris ebenso wenig, als den Bann des Papstes, und rückte vor Paris. Am 14. März 1590 schlug er die Liguisten bei Ivri aufs Haupt („Wir haben keinen andern Abzug, als das Schlachtfeld!" so hatte er den Seinigen vorhergesagt), belagerte aufs neue Paris, konnte es aber, weil es von den Spaniern zu thätig unterstützt wurde, damals nicht erobern. Durch diese Widersetzlichkeit und die beständigen Unruhen im Reich hielt es der König für nöthig, seinen Glauben zu verändern. Sobald er nur durch ein Dekret 1591 diese

seine Absicht erklärt hatte, traten schon viele Gegner auf seine Seite. Er ließ sich sofort in der katholischen Religion unterrichten, und am 25. Juli 1593 in der Kirche St.-Denys durch den Erzbischof von Bourges in diese Kirche aufnehmen. Der Mordanschlag eines gewissen Peter Barriere auf des Königs Leben wurde in dieser Zeit glücklich vereitelt. Nachdem er 1594 zu Chartres feierlich zum König gekrönt, eroberte er Paris durch Einverständniß mit dem Gouverneur Brissac, und hielt am 22. März desselben Jahres seinen feierlichen Einzug, verzieh seinen Feinden, erhielt von der Stimme des Volkes den Beinamen des Großen und von dem Papste die Lossprechung vom Banne. Nachdem nun auch der Krieg mit Spanien durch ein Bündniß mit England und Holland geendigt war, konnte er im ruhigen Besitz des Reiches seine Aufmerksamkeit auf die Wohlfahrt desselben richten. Hierzu fand er den tüchtigsten Mann in seinem Minister Sully, welcher durch seine weisen Anordnungen, durch seine sorgsame Sparsamkeit und durch sein Eindringen in den Geist des Königs es möglich machte, daß, nachdem 330 Millionen Livres Staatsschulden bezahlt waren, noch 45 Mill. in der Staatskasse aufgespart wurden. Mit Hülfe dieses Mannes erließ er am 13. April 1598 das Edikt von Nantes zu Gunsten der Hugenotten, welches ihnen völlige Religionsfreiheit zusicherte. Zur Gewährleistung der versprochenen Rechte gab er ihnen mehre starke Festungen ein. 1599 am 17. Dez. schied sich Heinrich mit Bewilligung des Papstes von seiner Gemahlin Margaretha und vermählte sich zu seinem großen Unglück mit Maria von Medicis. Diese arglistige und herrschsüchtige Italienerin verbitterte ihm den so wohl verdienten Frieden seiner Tage. Er wollte sich darum mehrmals von ihr scheiden lassen; nur die am 27. Sept. 1601 erfolgte Geburt seines ersten Prinzen söhnte ihn einigermaßen mit derselben aus. Gleich schmerzlich mußte dem guten König die Verschwörung seines früheren Vertrauten, des Herzogs von Biron, seyn. In allen solchen Fällen, wo er um des Besten seines Reiches willen nicht Gnade für Recht konnte ergehen lassen, blutete sein menschenfreundliches Herz, welches sich dadurch wohl herrlich beurkundete, daß er die Güter dieser Staatsverbrecher nicht nach dem Gesetz einzog, sondern sie den unschuldigen Verwandten derselben zur Aufmunterung in vaterländischen Tugenden schenkte. In dieser Zeit führte auch Heinrich die Jesuiten (vergl. d.) wieder in Frankreich ein, die durch Parlamentsbeschlüsse aus demselben vertrieben worden waren. Die übermäßige Macht Oestreichs und Spaniens erzeugten in dem König Heinrich einen seltsamen Gedanken, den Plan zu einer allgemeinen christlichen Republik. Der päpstliche Staat, Deutschland, Frankreich, Spanien, Großbritannien, Ungarn, Böhmen, Polen, Dänemark, Schweden, Savoyen, Venedig, die kleinen Fürsten und Städte Italiens, die Schweiz und die Niederlande, zusammen 15 Staaten, sollten einen Bund ausmachen, in dem alle vorkommenden Streitigkeiten nach Rechtsgrundsätzen entschieden werden sollten, wodurch denn unter denselben ein ewiger Friede hätte bewirkt werden können. Um diesen Plan auszuführen, rüstete er sich zum Kriege, und während seiner Abwesenheit sollte seine Gemahlin Marie Regentin seyn, die er deßwegen am 13. Mai 1610 zu St.-Denys krönen ließ. Als Heinrich am folgenden Tage durch die Straßen von Paris fuhr, um die Anstalten zu dem feierlichen Einzuge der Königin zu besehen, wurde seine Kutsche in der Gasse de la Feronerie durch zwei in einander gefahrene Karren aufgehalten. Diesen Augenblick benutzte Franz Ravaillac (s. d.), um das längst vorbereitete ungeheure Verbrechen auszuführen, indem er auf den Wagentritt stieg, und mit

einem langen zweischneidigen Messer Heinrichen zwei Stöße ins Herz versetzte; mit dem Ausrufe: „Mein Gott! ich bin verwundet", sank der König zusammen und verschied. — Heinrich IV., von seinem Volke der Gute genannt, ein Vater seiner Unterthanen, ein Feldherr und Minister seines Reichs, war nicht allein einer der vorzüglichsten Könige Frankreichs, er war einer der ersten Fürsten Europa's. Liebevoll segnete das Volk das Andenken des Monarchen, der es sich zum Grundsatze gemacht hatte: „Ich will es dahin bringen, daß jeder Bauer Sonntags sein Huhn im Topfe habe." Gerne übersahen die von ihm Beglückten die Schwäche seiner Leidenschaft, die er zum andern Geschlechte zeigte, indem seine ausgezeichneten Thaten, seine Empfänglichkeit für allgemeines Wohl, seine Sorge für Gerechtigkeit und gute Verwaltung, seine Achtung, auch des Geringsten im Volke und seine Liebe zur Wahrheit diesen Fehler reichlich aufwogen. So blieb sein Name unter den Nachkommen gefeiert, selbst als das irregeleitete Volk seinen Enkel (Ludwig XVI.) gemordet hatte. Sein Leichnam wurde mit denen der übrigen Könige 1793 aus der Abtei St.-Denys herausgerissen und zerstört; doch wurden einige Theile desselben gleichsam als Heiligthümer von seinen warmen Verehrern gerettet und der Ruhm des Gerechten bei der Wiedereinsetzung seiner Nachkommen auf den französischen Thron 1814—1815 mit verdientem Glanze erneuert. S. „Histoire de Henri IV.", von Péréfixe. N. A. m. c. Not. sur Henri IV. von Andrieux (Paris 1822); „Mém. et correspond. de Duplessis-Mornay, pour servir à l'hist. de la réformation et des guerres civiles et religieuses en France, sous le règne de Charles IX, de Henri III, de Henri IV, et de Louis XIII, depuis l'an 1571 jusqu'en 1623" (Paris 1825, 15 Bde.). — „Geheime Liebschaften Heinrichs IV, aus Originalmanuscripten von 1632 des Jean François, Marquis de Montgendré", gesammelt in Frankreich 1815, m. Anm. vom Grafen Alb. v. Pappenheim (Nürnb. 1824, 2 Bde.).

Heinrich II., einer der mächtigsten Könige Englands, war ein Sohn des Grafen Gottfried Plantagenet von Anjou und Mathildens, Tochter Königs Heinrich I. und zu Mans 1133 geboren. Frühe reiften unter Rob. v. Glocesters Leitung seine herrlichen Anlagen. Er folgte 1158 auf Stephan von Blois. Von seinem Vater besaß er die Grafschaften Anjou, Touraine und Maine, von seiner Mutter die Normandie und von seiner Gemahlin Eleonora, der geschiedenen Gemahlin Ludwigs VII. von Frankreich, das Herzogthum Guienne und Poitou, mithin ein Drittel von Frankreich. Heinrich II. war bei seiner Thronbesteigung der mächtigste Fürst in Europa. Seine ganze Regierung war mit Streitigkeiten und Krieg angefüllt. Da er die Mißbräuche der Geistlichkeit abschaffen wollte, so gerieth er mit dem Erzbischof Thomas Becket (s. d.) von Canterbury in Zwist, der für ihn eine Quelle von Unglück ward. Ein unbedachtsames Wort, das der König in Unmuth über Becket fallen ließ, gab Veranlassung, daß dieser auf der Stelle von vier Rittern bei dem Altare ermordet ward. Der blutigen That folgten große Unglücksfälle. Der König von Frankreich und der Graf von Flandern fielen verheerend in die Normandie. Heinrich II. eilte der belagerten Hauptstadt zu Hülfe, als die Nachricht kam, daß der König von Schottland sich mit den aufrührerischen Söhnen Heinrichs vereinigt habe und in Northumberland eingefallen sey. Er selbst zog nun gegen die Rebellen, und Sieger über den König von Schottland, unterwarf er sich auch bald seine entarteten Söhne.

Nach einer dritten Rebellion starb der unglückliche Vater, unterdrückt von Kummer (1189). Während Heinrichs II. Regierung eroberte eine Anzahl Ritter, mit Genehmigung des Königs, Irland, welches damals von rohen Horden bewohnt war. Unter allen diesen Widerwärtigkeiten fand Heinrich II. noch Zeit, sehr viele Gesetze zu geben, aber ohne Zuziehung der Adels und der Geistlichkeit. Er hatte sich in dieser Rücksicht sehr mächtig gemacht. Er verbot das Ansichbringen der Güter eines Vasallen wegen darauf haftender Schulden des Besitzers. Er gab vielen Burgen (Städten) Gemeinde-Briefe, wie es in Frankreich geschah. Er ließ sich die Kriegsdienste, die man nach dem Feudalrechte persönlich leisten mußte, mit Geld bezahlen; und diese Abgabe machte es ihm möglich, ein stehendes Heer zu halten, das aus 60.000 Mann zu Fuß und 20.000 Reitern bestand.

Heinrich V., Sohn Heinrichs IV. aus dem Hause Lancaster, bestieg 1413 den Thron von England. Seine Jugend hatte er in Zerstreuungen zugebracht, auf dem Thron zeigte er aber einen festen Geist, und sehr hohe Ansichten über die Dinge. Er wußte sich Anhänger zu verschaffen. Die Lollards, angeführt durch den Lord Cobham, einen geübten Kriegsmann, versuchten zwar einen Aufstand, aber der König unterdrückte ihn bald, mit Hülfe der Geistlichkeit, deren geschwornem Feinde. Diese Vorläufer der Presbyterianer konnten sich nicht halten. Die Geistlichkeit war klug, und überließ dem Könige einen Theil ihres Grundeigenthums; auch machten die Angelegenheiten in Frankreich eine Diversion. Heinrich IV. hatte auf dem Todbette zu seinem Sohne gesagt, daß er die Engländer auswärts beschäftigen solle, um Frieden im Lande selbst zu haben. Frankreich war damals der Schauplatz eines Bürgerkriegs, und war getheilt zwischen die Parteien zweier Prinzen von Geblüte. Heinrich V. warb um die Tochter Karls VI. in Frankreich, und verlangte die Souverainetät über die Provinzen wieder, welche unter Philipp August eingezogen worden waren. Der französische Hof bewilligte die Hälfte derselben; dieß nahm aber Heinrich nicht an. Nachdem er eine Verschwörung gegen sich, vernichtet, und einen Sohn des Herzogs von York hatte hinrichten lassen, landete er in der Normandie, nahm Harfleur, zog sich aber darauf zurück weil der Mangel seine Heer aufrieb. Angegriffen bei Azincourt (s. d.) in einer gefährlichen Stellung, die er aber doch befestigt hatte, erkämpfte er einen Sieg, gleich denen von Cressy und Poitiers, bei welchem der französische Ungestüm der englischen Ueberlegung weichen mußte. Aber Geldmangel nöthigte ihn zu einem Waffenstillstand und zur Räumung Frankreichs. Zwei Jahre darnach aber kam er wieder dahin zurück, unterhandelte mit den Armagnacs und mit den Burgundern, nahm Rouen, Pontoise und Gisors, unterzeichnete zu Troyes einen Frieden, in welchem er als Erbe der französischen Krone anerkannt wurde, und zog in Paris ein. Hier vermählte er sich mit Katharina von Frankreich. Einige Glieder der Reichsstände und des Parlaments schworen ihm Treue als Regenten. Aber die Geldbedürfnisse nöthigten ihn abermals, nach England zurückzukehren, wo er 1422 starb. Seinen Bruder, den Herzog von Bedford, hatte er zum Regenten von Frankreich, und den zweiten Bruder, den Herzog von Gloceſter, zum Regenten von England ernannt.

Heinrich VI. war erst 9 Monate alt, als er seinem Vater Heinrich V. in der Regierung von England und Frankreich folgte: deßhalb stand er in Frankreich unter der Vormundschaft des Herzogs von Bedford und in England unter der des Herzogs von Gloceſter. Durch seine Feldherren wurden die Schlachten bei Crevant, Verneuil und Rouvroy ge-

wonnen, aber die Siege der Jungfrau von Orleans und die Folgen, die sie begleiteten, setzten den Triumphen dieses Monarchen ein Ziel und waren Ursache, daß die Engländer fast aus ganz Frankreich verjagt wurden. Die Streitigkeiten, die in England sich erhoben, endigten für ihn mit Verlust der Krone; denn sein Verwandter, der Herzog Richard von York, der eine weiße Rose im Wappen führte, und durch seine Mutter von Eduard III. abstammte, ergriff die Waffen gegen Heinrich VI., schlug ihn und machte ihn zum Gefangenen. Margaretha von Anjou, seine Gemahlin, sammelte jedoch eine Armee und schlug den Herzog von York in der Schlacht von Wakefield, wobei derselbe auch umkam (1460). Heinrich VI. erhielt hierdurch seine Freiheit wieder. Aber Eduard, Sohn des Herzogs von York, rächte seinen Vater, besiegte die Truppen der Königin und nahm sie in der Schlacht von Tewksbury gefangen. Heinrich VI. entkam durch die Flucht nach Frankreich. Als er aber nach England zurückkehrte, wurde er gefangen genommen und in dem Tower zu London eingekerkert, wo er noch in demselben Jahre, durch den Herzog von Gloucester 1471, mit seinem 18jährigen Prinzen getödtet wurde. Gleiches Geschick hatte auch seine Gemahlin Margarethe.

Heinrich VII., Stifter des Hauses Tudor, geb. 1456, war der Sohn des Grafen Edmund von Richmond und Margarethens aus dem Hause Lancaster, ging, unterstützt von dem Herzoge von Bretagne und Karl VIII. von Frankreich nach England über, schlug und tödtete den Usurpator Richard III. zu Bosworth den 2. August 1485. Den 30. Sept. desselben Jahres wurde er als König von England gekrönt, als Sprößling des Hauses Lancaster, obwohl nur von mütterlicher Seite und zwar in entferntem Gliede. Ein gewisser Lambert Simnel und der Sohn eines getauften Juden, Namens Perkin Waerbeck, machten ihm zwar, der erste als Neffe, der andere als Sohn Eduards IV., die Krone einige Zeit streitig; allein der erste endigte sein Leben in der Küche Heinrichs VII. und der zweite auf dem Schaffot. Die Regierung dieses Königs gehörte übrigens zu einer der friedlichsten, und diese Ruhe wirkte zunächst auf Verbesserung der Sitten, die durch die innern Kriege verschlimmert worden waren. Das Parlament, welches er oft zusammenberief, gab weise Gesetze; Ackerbau und Handel hoben sich von Neuem und eine Menge eingeschlichener Unordnungen wurden abgeschafft. Das Einzige, was man ihm Schuld gab und das vielleicht nur die Nothwendigkeit, in der er sich befand, entschuldigt, war der Geiz. Drückende und ungerechte Auflagen bewirkten, daß er bei seinem Tode einen Schatz von 2.750.000 Pfd. Sterlinge hinterließ. Bei Herannäherung des Todes versuchte er durch Allmosen und milde Stiftungen seine Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen. Er starb den 22. April 1509, im 52. Lebensjahre und nach 24jähriger Regierung. Der Schutz, den er den Gelehrten gewährte, verschaffte ihm den Titel: Freund der Wissenschaften. Sorgsam war er bedacht, die Macht der großen Vasallen zu vermindern, und indem er dem Adel das Recht ertheilte, ihre Ländereien zu veräußern, verschaffte er dem Volke Mittel, sein Eigenthum zu vermehren. Er war übrigens der erste König Englands, der Garden gehalten hat. Um die beiden Häuser Lancaster und York mit einander auszusöhnen, vermählte er sich 1486 mit Elisabeth von England, Tochter und Erbin Eduards IV. und erhielt von ihr mehre Kinder. Arthur Tudor, Prinz von Wales, starb jedoch schon vor ihm 1502, ohne von seiner Gemahlin Katharine, Tochter Ferdinands des Katholischen von Spanien, Kinder zu hinterlassen, und so folgte ihm Heinrich VIII., der die Witwe seines Bruders heirathete, die er darauf wie-

der verstieß. Die Schriftsteller Englands geben übrigens Heinrich VII. den Titel Salomo.

Heinrich VIII. folgte (1509) seinem Vater als 18jähriger Jüngling in der Regierung über England. Der junge Heinrich versprach wie Nero eine schöne Zukunft, denn er zeigte sich sanft, gesprächig und edel, und liebte Künste und Wissenschaften. Aus Anhänglichkeit an die Kirche, verband er sich mit den Feinden Frankreichs, fiel in die Picardie ein, schlug die Franzosen bei Guinegate, ging aber wieder zurück, indem er sich mit Ludwig XI. aussöhnte, ohne Vortheil von dem Siege gezogen zu haben. Jetzt überließ er sich ganz der Leitung seines ränkevollen Günstlings, des Kardinals Wolsey, den die Laune des Glücks aus dem niedrigsten Stande empor gehoben hatte. Er wußte allen Lüsten und Leidenschaften des Königs zu schmeicheln, und so stieg er von einer Ehrenstufe zur andern. Da ihm Karl V. Hoffnung zum päpstlichen Stuhle machte, so suchte er Heinrich in dessen Interesse zu ziehen. Nach der berühmten Zusammenkunft Heinrichs VIII. mit Franz I. gelang es Wolsey, Heinrich gegen Frankreich zu stimmen. Da Heinrich aber nach der Schlacht bei Pavia Karls Uebermacht zu fürchten anfing, und Wolsey einsah, daß er getäuscht worden; so entstand ein Bruch, und mit Frankreich wurden zwei Bündnisse gegen den Kaiser nacheinander geschlossen. Als Luther seine Reformation begann, so beging Heinrich die Thorheit, als Gelehrter und Theologe glänzen zu wollen, und schrieb eine eigene Streitschrift gegen Luther über die sieben Sakramente. Dafür bekam er vom Papste den Titel eines Vertheidigers des Glaubens. Aber seine Demonstrationen verhinderten nicht das Aufgehen des Samens der Reformation, der von den Lollard's in England gestreut worden war, und Heinrichs eigene Leidenschaften bereiteten das Erdreich dazu vor. Er liebte die Katharina von Aragonien nicht mehr, und trug nun kein Bedenken, eine Scheidungsbulle vom Papste zu verlangen, obgleich Katharina die Tante des Kaisers war. Es hatte sich eine heftige Leidenschaft zu Anna Boleyn, einem Hoffräulein, in seinem Herzen entzündet. Der Papst, der der Rache Karls V. ganz bloß gestellt war, kam durch diese Sache in die größte Verlegenheit, und suchte sie in die Länge zu ziehen. Durch dieses Zaudern des päpstlichen Hofes in die äußerste Wuth gebracht, ließ der leidenschaftliche Heinrich durch den Erzbischof Cranmer (s. d.), mit Beistimmung des eingeschüchterten Parlaments, die Scheidung vollziehen, und erhob die Anna Boleyn zur Königin. Die Geistlichkeit setzte er durch starke Abgaben in Furcht; alle jene reiche Einkünfte, die sonst nach Rom gingen, zog er in seinen Schatz; und er selbst erklärte sich nun zum Protektor und Oberhaupt der Kirche in England. Vergebens donnerte nun Clemens VII. mit Bannbullen auf ihn los; vergebens nannte sich Katharina noch immer die rechtmäßige Königin; das königliche Ansehen war zu fest begründet, und wo der Widerstand von Folgen hätte seyn können, setzte der König ihm schonungslose Gewalt entgegen. Der Kanzler Morus und der Bischof von Rochester, Joh. Fisher, wurden enthauptet, weil sie die Rechtmäßigkeit der geistlichen Oberhauptschaft und der zweiten Ehe des Königs nicht anerkennen wollten. Mit gleicher Wuth verfolgte er Katholiken und Protestanten; an allen Ecken des Königreichs rauchten die Scheiterhaufen sowohl für die Lutherischen als Katholischen. Er bildete sich ein, die einzige wahre Richtschnur des Glaubens zu besitzen, und berechtigt zu seyn, jeden Andersdenkenden zu bestrafen. Da ein anderes Hoffräulein, Johanna Seymour, seine wilde Leidenschaft entflammt hatte; so ward er der Anna Boleyn überdrüssig, und um sich ihrer zu entledigen, klagte er sie

der Untreue an. Es ward ihr der Prozeß gemacht, und trotz ihrer rührendsten Briefe an den König, trotz ihrer heiligsten Versicherungen vor den Richtern, daß nur ein Schein, keine Thatsache gegen sie spräche, ward sie dennoch am 9. Mai 1539 nach Urtheil und Recht durch das Henkersbeil enthauptet. Den Tag nach der Hinrichtung heirathete er die Johanna Seymour, und Elisabeth, seine Tochter von der Anna, wurde für unehelich erklärt. Johanna Seymour starb aber schon im ersten Kindbette, und auf das Vertrauen zu einem schmeichelnden Portrait erhob er eine protestantische Prinzessin, Anna, die Tochter des Herzogs von Kleve, zu seiner vierten Gemahlin. Da er sie aber nach der Vermählung seinen Erwartungen nicht entsprechend fand, so verstieß er sie nach kurzer Zeit, und ließ seinen Liebling, Thomas Cromwell, der ihn zu dieser Heirath verleitet hatte, zum Tode verurtheilen und hinrichten (1540. An die Stelle der zurückgesandten Anna trat eine reizende Engländerin, die Lady Katharina Howard, die des Wollüstlings Begierden erregt hatte, und wenige Wochen nach der Scheidung von jener seine Gemahlin wurde. Aber schon im folgenden Jahre entdeckte sichs, daß dasselbe Verbrechen, das man der unglücklichen Anna Boleyn zu Last gelegt, von der gegenwärtigen Königin wirklich begangen sey. Da die deutlichsten Zeugnisse gegen sie sprachen, so ward sie und einen Haufen anderer in ihre Schuld verwickelten Personen zum Schaffot verurtheilt. Seine sechste Gemahlin ward die Lady Katharina Parr, des Lords Latimer Witwe, die es nur ihrer großen Klugheit verdankte, daß sie nicht das Schicksal ihrer unglücklichen Vorgängerin theilte. Mit zunehmenden Jahren nahm auch Heinrichs Wuth und Grausamkeit zu; indem er mit jedem Jahre körperlich schwerfälliger und geistig empfindlicher und übellauniger wurde. Die letzten Lebensjahre des mißtrauischen und eigensinnigen Tyrannen kosteten vielen, mitunter angesehenen Personen das Leben. Mehre wurden bloß darum als Verräther hingerichtet, weil sie während seiner Krankheit gesagt hatten, der König werde wohl nicht mehr lange leben. Noch den Tag vor seinem Ende verlangte er vom Parlamente den Tod des Herzogs von Norfolk, eines der verdienstvollsten Männer des Königreichs. Zum Glück starb er selbst noch vor Vollziehung des Urtheils (21. Januar 1547) im 56. Jahre seines Alters und im 38. seiner Regierung.

Heinrich der Löwe, geb. 1129, Sohn Heinrichs des Großmüthigen, Herzogs von Sachsen, und mütterlicher Seits ein Enkel des deutschen Königs Lothar, der merkwürdigste deutsche Fürst des 12. Jahrh. Sein Vater starb 1139 an Gift. Die Feindschaften, welche der Vater sich zugezogen hatte, erbten auf den Sohn. Während seiner Minderjährigkeit führten seine Mutter Gertrud und seine Großmutter Richenza die Regierung im Herzogthum Sachsen. Die bairischen Erblehen wurden von seines Vaters Bruder, Welf, verwaltet; das Herzogthum Baiern war schon dem Vater entrissen und einem östreich. Fürsten verliehen worden. Die mächtigsten Feinde des jungen Heinrich waren in Sachsen Albrecht der Bär, Markgraf von Brandenburg, welcher auf das Herzogthum Ansprüche machte, und der bremer Erzbischof Adalbert. Heinrich trat 1146 die Regierung selbst an und kam bald zum ungestörten Besitze des Herzogthums Sachsen. Auf dem Fürstentage zu Frankfurt (1147) forderte der junge Held vom Kaiser Konrad sein bairisches Eigenthum zurück. Konrad suchte Ausflüchte; aber Heinr ch stärkte seine Macht durch die Vermählung mit Clementine, Tochter des mächtigen Herzogs von Zähringen, und erwarb sich Kriegsruhm durch glückliche Züge gegen die Wenden. Als nun Konrad ihm Baiern nicht geben wollte, griff er in

Verbindung mit dem Oheim Welf zu den Waffen. Konrad zog nach Goslar, um von dort aus Braunschweig zu überfallen; aber Heinrich vereitelte durch List das Unternehmen, focht auch im folgenden Jahre glücklich gegen die Wenden, befestigte durch Gewalt der Waffen den König Knut gegen den Prätendenten Swen auf Dänemarks Thron, und erstieg endlich, als sein Vetter, der Kaiser Friedrich I (von Hohenstaufen), ihm 1154 Baiern zusprach, die höchste Stufe der Macht, welche damals nächst dem Kaiserthrone ein deutscher Fürst erringen konnte. Seine Besitzungen erstreckten sich von der Nord- und Ostsee bis zum adriat. Meere. Ost- und Westfalen nebst Engern, das alte Herzogthum Sachsen vom Rheine bis zur Elbe, folgten seinem Heerbanne. Der größte Theil von Baiern war als Lehen sein Eigenthum, und für die Welfischen Stammgüter in Italien mußten die dortigen Vasallen ihm nicht nur 1154 den Lehnseid leisten, sondern auch 400 Mark Silbers zahlen. Heinrich liebte jedoch Baiern weniger als sein Geburtsland Sachsen. Des erstern Verwaltung überließ er daher dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, in Sachsen aber nahm er Heinrich den Finkler zum Vorbilde und zum Maßstabe seiner herzogl. Gewalt, sowie dieselbe jener Heinrich und Otto der Erlauchte ehemals ausgeübt hatten. Dazu gehörte vor Allem, daß der herzogl. Heerschild nicht mehr unter den bischöflichen erniedrigt wurde, und daß in den eroberten Landen die Bischöfe vor dem Herzoge sich zur Belehnung mit Ring und Stab stellen mußten. Dieß mißfiel den stolzen Bischöfen, doch mußten sie der Gewalt des Herzogs nachgeben. Inzwischen hatten um 1164 des Herzogs Feinde, an deren Spitze der bremer Erzbischof Hartwich stand, sich näher vereinigt und schlossen 1166 zu Merseburg ein Bündniß, dem viele Vasallen des Herzogs beitraten. Bald gesellten sich auch zu ihnen die Bischöfe von Magdeburg, Halberstadt und Hildesheim, nebst den Markgrafen von Thüringen und Brandenburg. Heinrich, der eben auf einem Zuge gegen die aufrührerischen Wenden begriffen war, wendete sich schnell gegen die verbündeten Bischöfe und Fürsten. Bremen ward erobert, Oldenburg mit Sturm genommen. Als Kaiser Friedrich (1168) aus Italien zurückkehrte, hielt er auf dem Reichstage zu Bamberg Gericht, welches zu Heinrichs Vortheil ausfiel. Um diese Zeit trennte sich Heinrich wegen Gewissensscrupel von seiner ersten Gemahlin, Clementine, und verehelichte sich mit Heinrichs II., Königs von England, Tochter Mathilde. Bald nachher unternahm er, dem Geiste des Zeitalters gemäß, einen Zug nach Palästina. Er hatte auf dieser Reise mancherlei Abenteuer zu Wasser und zu Lande zu bestehen, kehrte aber glücklich nach Braunschweig zurück. Während seiner Abwesenheit hatten seine Feinde Mancherlei wider ihn unternommen, selbst Kaiser Friedrich das Gerücht von Heinrichs Tode benutzt, um Sachsens feste Plätze in seine Gewalt zu bekommen. Dieß Alles machte den Herzog mißtrauisch. Zwar folgte er dem Kaiser mit zahlreicher Mannschaft auf dem fünften Zuge nach Italien (1174), verließ ihn jedoch bei der langwierigen Belagerung von Alessandria, obgleich Friedrich ihn fußfällig bat, zu bleiben. Heinrich verlangte als Entschädigung für die dem Kaiser geleistete Hülfe Goslar, welches ihm Friedrich nicht geben wollte. Die Folge von Heinrichs Abfall war, daß Kaiser Friedrich bei Legnano eine Schlacht gegen die italienischen Städte verlor und mit seinen Gegnern einen nachtheiligen Vertrag eingehen mußte. Nun erhoben sich Heinrichs alte Feinde von allen Seiten. Vergebens klagte der Herzog auf dem Reichstage zu Speier (1178) bei dem aus Italien heimgekehrten Kaiser über die Verletzung des Friedens. Denn als Friedrich selbst sein Miß-

vergnügen über den Herzog äußerte, traten alle seine Gegner mit ihren Beschwerden gegen ihn hervor. Der Herzog ward zur Verantwortung auf die Reichstage zu Regensburg, nachher zu Magdeburg und zuletzt nach Goslar vorgeladen; da er aber niemals erschien, durch einen Ausspruch der Fürsten in die Acht und aller seiner Lehen verlustig erklärt (1180). Dieses Urtheil wurde sogleich vollzogen, und Heinrichs Länder unter seine Gegner vertheilt. Das Herzogthum Baiern erhielt Otto von Wittelsbach, Bernhard von Askanien (Anhalt) Sachsen, der Erzbischof von Köln erhielt Engern und Westfalen unter dem Titel eines Herzogthums. Den übrigen Erzbischöfen und Bischöfen wurden einzelne Theile verliehen. Das eigentliche Ostfalen war aber Allodium Heinrichs und konnte ihm durch Reichsspruch nicht genommen werden. Da er sah, daß Gewalt mehr als Recht galt, sendete er auch seine Getreuen, schlug bei Hallerfeld die kölnischen Heerhaufen, trieb die Angreifer aus Ostfalen, nahm den halberstädter Bischof Ulrich gefangen, und hätte er nicht aus Eigensinn dem Grafen Adolf von Holstein die bei Hallerfelde gemachten Gefangenen verweigert, so würde er sich aller seiner Feinde siegreich erwehrt haben. Als ihn aber Adolf verließ, war sein Fall entschieden. Der Kaiser kam mit dem Reichsheere nach Sachsen, und Heinrichs Vasallen ward eine Frist gesetzt, binnen welcher sie die Fahnen des Geächteten verlassen oder selbst als Geächtete behandelt werden sollten. Heinrich mußte nach Lübeck flüchten; Braunschweig allein hielt fest an der gelobten Treue und ward vergeblich vom kölnischen Bischof belagert. Heinrich sah, daß er sich demüthigen müsse, wenn er nicht Alles verlieren wolle. Er bat daher zu Erfurt (1182) fußfällig den Kaiser um Gnade, gewann aber nichts als die Zusicherung, daß seine Erblande, Braunschweig und Lüneburg, ihm verbleiben sollten; jedoch mußte er 3 Jahre hindurch außerhalb Deutschland als Verbannter leben. Heinrich ging mit seiner ganzen Familie nach England zu seinem Schwiegervater. Dort wurde ihm sein Sohn Wilhelm, der Stammvater der nachherigen Herzoge von Braunschweig, geboren. Vom Erzbischof Philipp zu Köln, der sich mit dem Kaiser entzweit hatte, zurückgerufen, erschien er wieder auf heimischer Erde 1184, fand die ganze Verfassung verändert, Alles durcheinandergeworfen und die Prälaten im Kampfe mit den weltlichen Großen. Hätte er jetzt selbst wieder zu den Waffen gegriffen, so wäre die Verwirrung noch größer geworden. Er lebte aber wie ein Privatmann still zu Braunschweig. Doch traute Friedrich dem gereizten Löwen nicht, sondern verlangte, er solle ihm nach Palästina folgen oder nochmals 3 Jahre nach England gehen. Heinrich wählte das Letztere. Während seiner Abwesenheit starb zu Braunschweig die treue Mathilde, und bald erfuhr er auch, daß das Versprechen, seine Allodien nicht anzutasten, keineswegs gehalten werde. Da hielt auch er sich seines Versprechens ledig, benutzte die Abwesenheit des Kaisers, kam 1189 nach Stade, ward von seinem ehemaligen Feinde, dem Erzbischof von Bremen, der jetzt seiner bedurfte, mit offenen Armen aufgenommen, und schlug bald, da die treuen Vasallen von Wolpe, Schwerin und Ratzeburg sich wieder zu ihm sammelten, die Dänen und Ditmarsen in die Flucht. Als Hamburg, Plön und Itzehoe wieder erobert waren, forderte er Unterwerfung von Bardewick, der blühendsten Handelsstadt jener Gegend. Aber stolz verweigerten die Bardewicker Gehorsam. Deßwegen wurde die Stadt, nachdem er sie mit Sturm erobert, größtentheils zerstört bis auf den Dom, und an des Doms Mauern das schreckende Bild des rächenden Löwen mit der Inschrift: Vestigia Leonis, gesetzt, die noch jetzt dort zu lesen ist. Nach Bardewicks Zerstö-

rung ergaben sich Lübeck und Lüneburg; aber in der nächsten Schlacht gegen Adolf von Dassel, den Statthalter Holsteins, war Heinrich unglücklich. Viele seiner Vasallen blieben auf dem Wahlplatze (bei Segeberg), die andern verließen ihn. Die Bischöfe von Hildesheim und Halberstadt belagerten darauf in Gemeinschaft mit dem jungen König Heinrich, den Friedrich I. als Reichsverweser in Deutschland gelassen hatte, Braunschweig, jedoch vergebens. Daranf kam 1190 durch Vermittelung der Erzbischöfe von Mainz und Köln, ein Vergleich zu Stande, worin Heinrich versprach, seine Söhne dem König als Geißeln zu stellen. Zwar dauerte auch dieser Vergleich nicht lange, doch ward auf andre Weise die alte Feindschaft ausgeglichen. Heinrichs ältester Sohn Heinrich hatte sich mit Agnes, der Erbtochter des Pfalzgrafen Konrad am Rhein, Bruders Kaiser Friedrichs I., vermählt. Diese Verbindung eines Welfen mit einer Hohenstaufen schien endlich die alte Fehde zu enden. Durch des Pfalzgrafen Konrad und des jungen Heinrichs Vermittelung erfolgte endlich eine Aussöhnung mit dem Kaiser, und Heinrich der Löwe, gedrückt von der Last so mancher Unglücksfälle, lebte nun ruhig zu Braunschweig, wo er in einem Alter von 66 J. (1195) starb. Im dortigen Dome ist noch sein Grabmal zu sehen. Heinrich der Löwe war tapfer, großmüthig, unermüdet thätig, aber auch starrsinnig, hochfahrenden Wesens und leidenschaftlich gestimmt; dabei fromm, aber kein Frömmler. Durch sein ganzes Leben hatte er mit den Pfaffen, die seine erbittertsten Feinde waren, zu streiten. Ueber sein Zeitalter ragt er hervor durch seine unermüdete Bemühung, Handel, Gewerbfleiß, Bürgerglück und Wohlhabenheit in seinen Ländern zu verbreiten, Künste emporzubringen und Gelehrsamkeit, wie er sie kannte, zu befördern. Er unterlag nie seinem harten Schicksale, sondern kämpfte ihm rastlos entgegen. (Vgl. „Heinrich der Löwe, Herzog der Sachsen und Baiern; ein biographischer Versuch von K. W. Böttiger", Hanov. 1819.)

Heinrich der Jüngere, Herzog von Braunschweig, Sohn Heinrichs des Aeltern, geboren im Jahre 1498, einer der heftigsten Gegner und Verfolger der Reformation. Die hildesheimische Stiftsfehde war der erste merkwürdige Krieg, den er führte. Obgleich er die entscheidende Niederlage bei Soltau (1519) erlitt, so wurden ihm und seinem Vetter Erich dennoch durch Gunst Kaiser Karl V. fast sämmtliche hildesheimische Stiftslande zugesprochen, wodurch seine Erblande um ein Drittel vergrößert wurden. Zugleich kam er aber auch in eine Abhängigkeit vom Kaiser, die später sehr drückend für ihn wurde. Als Thomas Münzer durch geistliche Schwärmerei das niedere Volk in Thüringen aufregte, und mit seiner wilden Rotte ganz Thüringen, Hessen und Niedersachsen zu verheeren drohte, so vereinigte sich Heinrich mit dem Kurfürsten und dem Landgrafen von Hessen gegen die Aufrührer, und nahm Theil an der Schlacht bei Frankenhausen, wo fast die Hälfte derselben niedergehauen wurde. Da für Heinrichs unruhige Gemüthsart der Friede unerträglich war, so begann er jetzt mit der Stadt Goslar eine Fehde und belagerte sie; doch bald rief ihn Karl V. zu einem Zuge nach Italien gegen den Papst und Venedig ab, dem er mit tausend Reitern folgen mußte. Jedoch brachte er von diesem Zuge nur sehr wenige seiner stattlichen Reiter, von denen die meisten durch ansteckende Seuchen hinweggerafft worden waren, nach Wolfenbüttel zurück. Als die lutherischen Fürsten den schmalkaldischen Bund schlossen, ließ sich Heinrich als Feldherr an die Spitze des Gegenbundes stellen. Weil sich auch die Städte Goslar und Braunschweig in den schmalkaldischen Bund hatten aufnehmen lassen, so befeindete Heinrich dieselben, und ließ selbst auf mehre

ernstliche Warnungen des Kaisers Ferdinand davon nicht ab. Da beschloß endlich der Bund, den beiden Städten Frieden zu verschaffen; es wurde ein Heer von 15.000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern ausgerüstet, und dieß brach unter Anführung des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen so schnell in die braunschweigischen Lande ein, daß Herzog Heinrich die eiligste Flucht ergreifen mußte. Sie nahmen darauf das Land in Besitz, richteten den Gottesdienst nach protestantischer Weise ein, und äußerten unverholen, daß sie es dem Herzog nie wieder herausgeben würden. Dieser floh nach Baiern, und da ihm alle Versuche mißglückten, wieder zum Besitze des Landes zu gelangen, so beging er in einer Art von Verzweiflung eine Treulosigkeit gegen Franz I., der ihm Gelder gesandt hatte, um dafür eine Anzahl Truppen in Deutschland für ihn zu werben. Kaum hatte er nämlich diese beisammen, so führte er sie in der größten Schnelligkeit nach Braunschweig, verwüstete das platte Land im Lüneburgischen, und belagerte Wolfenbüttel und Schöningen. In gleicher Schnelligkeit brachte auch der Landgraf von Hessen ein Heer gegen ihn auf, zog ihm selbst entgegen, nöthigte ihn, die Belagerung von Wolfenbüttel aufzugeben, und umzingelte ihn bei Nordheim; hier erlitt er eine entscheidende Niederlage, und wurde nebst seinem ältesten Sohne Karl Viktor gefangen und nach der Festung Ziegenhayn geführt, wo der Landgraf ihn strenge bewachen ließ. Durch die für die Protestanten so unglückliche Schlacht bei Mühlberg (24. April 1547) ward er aus dieser Gefangenschaft wieder befreit und in sein Erbland eingesetzt, dessen Abfall von ihm er nun, mit bitterem Groll im Herzen, zu rächen beschloß. Er belagerte die Stadt Braunschweig, die vorzüglich seine Rache fühlen sollte, schloß aber bald einen Vertrag mit ihr, als der Graf Galradt von Mansfeld verheerend in die wolfenbüttelschen Länder eingefallen war. Heinrich verbündete sich mit dem Kurfürsten Moritz von Sachsen, und zog ihm mit seinen beiden ältesten Söhnen entgegen. Sie trafen ihn bei Sivershausen auf der Lüneburger Heide und griffen ihn auf der Stelle an. Das Treffen war blutig und endete mit der Niederlage des Grafen; aber dem Herzog von Braunschweig kostete dieser Sieg zwei Söhne, und auch der treffliche Moritz ward tödtlich verwundet. Heinrich fühlte den Verlust seiner beiden ritterlichen Söhne um so schmerzvoller, da ihm nur noch ein mindergeliebter Sohn, der still verwachsene Julius, übrig blieb, der sogar im Geheimen der lutherischen Lehre zugethan war. Heinrichs wilder und unruhiger Charakter milderte sich im Alter, und war jenen heftigen Ausbrüchen der Leidenschaften, die seine Jugend und sein Mannsalter so stark bewegten, weniger unterworfen. Er starb 1568. Auch ist Heinrich in der Romanenwelt bekannt wegen seiner Liebe zu dem Hoffräulein Eva von Trott. Um verborgen vor seiner Gemahlin und der Welt mit ihr in Liebe leben zu können, verfiel er auf folgende List: Das Fräulein mußte sich todt stellen und begraben lassen; während aber die dazu bestellten Priester die feierlichen Exequien hielten, ließ er sie nach einem entfernten Schlosse bringen, wo er sie insgeheim oft besuchte und sieben Söhne mit ihr zeugte.

Heinrich der Seefahrer, der dritte Sohn des Königs Johann I. von Portugal, geb. 1396, hat sich durch die Erweiterung der Schifffahrt und die dadurch vorbereitete Entdeckung des Seeweges zu Indiens Handelsschätzen einen unsterblichen Ruhm in der Geschichte erworben. Schon in früher Jugend faßte er Neigung zu den Wissenschaften, besonders zur Mathematik, Astronomie und Schifffahrtskunde. Aber auch in den Waffen übte er sich, und oft gab er Beweise von hohem Muth. Nach dem

Tode seines Vaters setzte er die Feldzüge gegen die Mauren fort, ließ aber während denselben keine Gelegenheit vorüber gehen, sich von den an Aegypten und den arabischen Staaten grenzenden Ländern Kenntniß zu verschaffen, und einen Weg um die Westküste von Afrika nach Indien nachzuforschen. Zu Sagres, einer Stadt in Algarbien, errichtete er ein Observatorium, sowie eine Schule, in welcher junge Edelleute alle auf Schifffahrtskunde sich beziehenden Wissenschaften gelehrt wurden. Die Schifffahrt vervollkommnete er durch die Anwendung des Kompasses auf dieselbe; auch soll er bedeutenden Antheil an der Erfindung des Astrolabiums gehabt haben. Anfangs hatten seine Entdeckungsversuche wenig Erfolg: doch wurden durch zwei in seiner Schule gebildete Hauptleute die beiden Inseln Puerto Santo und Madera entdeckt. Hierauf beschloß Heinrich eine Entdeckungsreise nach der goldreichen Küste von Guinea, und mit dem beharrlichsten Muthe überwand er alle Schwierigkeiten, die der Ausführung dieser Reise entgegenstanden. 1483 ging sein Zögling Gilianez unter Segel, umschiffte glücklich das Vorgebirge Bojador, und nahm die Küste in Besitz durch die Errichtung eines Kreuzes. Im folgenden Jahre sandte Heinrich ein größeres Schiff aus, das 30 M. über das Vorgebirge Bojador hinaussegelte. Da jetzt ein so glücklicher Erfolg sein Unternehmen krönte, so wurde Heinrich auch Anerkennung seiner verdienstvollen Bestrebung und mehr Unterstützung zu Theil. Sein Bruder Pedro, der die Vormundschaft über den minderjährigen Alfonso V. und die Regierung führte, bestätigte die ihm schon vom verstorbenen König Edmund geschenkten Inseln Puerto Santo und Madera. Als darauf 1440 Antonio Gonzalez und Nunno Tristan bis zum weißen Vorgebirge drangen, ergriff das ganze Volk ein Enthusiasmus zu Entdeckungsreisen, und eine große Anzahl unternehmender Männer schloß sich an Heinrich an. Was bisher die Sache eines Einzigen war und durch die Kraft eines Einzigen gefördert wurde, das ward nun eine Angelegenheit des ganzen portugiesischen Volkes, und hatte einen schnellern Fortgang, als sich die Kräfte Vieler zum rühmlichen Werke vereinten. Das grüne Vorgebirge wurde 1446 umschifft, und 1448 drei der azorischen Inseln entdeckt. Heinrich leitete bis zu seinem Tode alle diese Unternehmungen, und starb 1463, nachdem er vorher noch die Freude erlebt hatte, daß die Küste Sierra Leona entdeckt wurde, und daß ein Fürst den portugiesischen Thron bestieg, der mit heftiger Liebe alle Plane zur Ausdehnung der portugiesischen Macht umfaßte.

Heinrich, Prinz v. Preußen, (Friedrich Heinrich Ludwig,) Bruder Friedrichs d. Gr., geb. zu Berlin 1726. Seine Eltern waren Friedrich Wilhelm und Sophie Dorothea von Braunschweig-Hanover, Schwester Georgs des Zweiten, Königs von England. Bis zu seinem fünfzehnten Jahre, wo er seinen Vater verlor, war seine Erziehung nicht glänzend; und seinem eigenen Fleiße nur verdankte er sein späteres Wissen. Sechszehn Jahre alt, machte er 1742 als Obrist bei den in Mähren unter den Befehlen des Feldmarschalls Schwerin und des Königs eindringendem Heere seinen ersten Feldzug, und wohnte der berühmten Schlacht von Chotusitz (am 17. Mai 1742 durch das preußische Heer gewonnen) bei. 1744 vertheidigte er mit eben so viel Hartnäckigkeit und Erfolg die Stadt Tabor in Böhmen, und zeichnete sich hauptsächlich in der Schlacht von Hohenfriedberg am 4. Juni 1745, wo das preuß. Heer die unter den Befehlen des Prinzen Carl von Lothringen stehenden Oestreicher schlug, aus. Als nach dem Dresdner Frieden Friedrich der Große seine Residenz in Potsdam aufschlug, berief er den Prinzen Heinrich sowohl als seinen

Bruder Ferdinand zu sich. Ersterer benutzte die Zeit der Muße, um sich in allen Fächern des Wissenschaften auszubilden, und von dem größten Eifer beseelt, von dem glücklichsten Gedächtnisse unterstützt, konnte es ihm nicht fehlen, daß sein Fleiß und Mühen mit dem schönsten Erfolg gekrönt wurden. Musik und Malerei trieb er gleichfalls mit Glück, und hatte die gebildetsten Männer seiner Zeit um sich her versammelt. 1752 vermählte ihn sein königlicher Bruder mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Kassel, und ließ ihm in Berlin ein Schloß erbauen. Auch schenkte er ihm als Eigenthum die Herrschaft und das Schloß Rheinsberg, schon berühmt durch den Aufenthalt Friedrichs als Kronprinz, und noch berühmter geworden durch den des Prinzen Heinrich. Der 1756 ausbrechende siebenjährige Krieg gab dem Prinzen Gelegenheit, seine Talente zu entfalten, und seine, während des Friedens studirten, militärischen Theorien auszuführen. Seine kalte und unerschrockene Tapferkeit, so wie sein scharfer und sicherer Ueberblick, entschieden (6. Mai 1755) die glänzende Schlacht bei Prag Bei Rosbach verherrlichte eine Wunde noch mehr die Lorbeeren, welche er und der König an diesem Tage sammelten. Um seine Wunde zu heilen, ließ der König ihn nach dieser Schlacht in Leipzig, und vertraute ihm späterhin den Oberbefehl seines zweiten Heeres. Von jetzt an wetteiferten beide Brüder gegenseitig, um einen Feldzug glücklich zu beendigen, indem beide eine Hauptrolle spielten, und ihr Ruhm sowohl als ihre Sache wurde gemeinschaftlich. Im Jahre 1758 wurde Prinz Heinrich beauftragt, mit einer Armee von 25.000 Mann nicht allein Sachsen, sondern auch Hannover, Braunschweig und Hessen zu decken, und wußte durch geschickte Manövres, und glückliche Märsche den Feind, den er zugleich einzeln, oft, ohne selbst Verlust zu erleiden, angriff und schlug, aufzuhalten, und die nöthige Zeit zu gewinnen, bis ihm der König, der selbst bedrängt war, Hülfe schicken konnte. Den Feldzug von 1795, der mit Recht für seinen schönsten gehalten wird, eröffnete er, indem er offensive in Böhmen eindrang, alle Magazine der Oestreicher zerstörte, sich hierauf gegen die Reichsarmee wandte, und mit gleichem Erfolge gegen sie stritt. Im Jahre 1760 übertrug ihm der König den Befehl von einer Armee von 40.000 Mann, die bestimmt war, gegen die Russen zu fechten, und es gelang ihm, nach mehren richtig combinirten Märschen, die Belagerung von Breslau aufzuheben. Der Feldzug 1761 bietet nichts Merkwürdiges dar, indem der Prinz ohne hinlängliche Kräfte, genöthigt war, die Defensive zu ergreifen. Den von 1762 eröffnete er glücklich, und es gelang ihm, die Oestreicher bis über Weiseritz zu drängen; später aber erlitt er mehre Unfälle, die aber lediglich seinen beschränkten Kräften, mit denen er noch obendrein eine Strecke Landes besetzen und decken mußte, zuzuschreiben sind. Wichtige Folgen hatte indeß der Angriff, die Wegnahme des Lagers und der Sieg bei Freiberg, wodurch Prinz Heinrich, indem der allgemeine Friede dadurch herbeigeführt wurde, seinem Ruhme die Krone aufsetzte und Preußens Glück begründete. Der Friede führte ihn in seinem Schloß Rheinsberg wieder den Musen zu; aber seine häusliche Ruhe wurde dadurch, daß er ein großes Vertrauen in Leute setzte, die es nicht verdienten, gestört, und es kam zu Mißhelligkeiten zwischen ihm und seiner Gemahlin. Mit der größten Geschicklichkeit handelte er für Preußens Interesse bei der Theilung Polens, und erlangte für dasselbe Vortheile, die seine kühnsten Hoffnungen überstiegen. Der Tod Max. Joseph's, Kurfürst von Baiern, (30. Dez. 1777), störte plötzlich die Ruhe Europa's, und Preußen zog gegen Oestreich zu Felde. Prinz Heinrich befehligte eine Armee, welche

am 7. Juli 1778 bei Dresden ankam, sich mit den Sachsen vereinigte, und in Böhmen einfiel. Mangel an Lebensmitteln nöthigte indeß den Prinzen, sich zurückzuziehen, welches er auch ebenso geschickt als glücklich bewerkstelligte. Der am 13. Mai 1779 unterzeichnete Friede machte diesem Feldzug ein Ende. Unter dem Vorwand, den glänzendsten Hof von Europa zu sehen, kam Prinz Heinrich 1784 nach Paris; der Zweck seiner Reise war jedoch politischer Tendenz. Nach dem Tode Friedrichs des Großen hatte er die Absicht, sich gänzlich in Frankreich niederzulassen, die ausbrechende Revolution verhinderte ihn daran, und er zog sich, ohne fernern Antheil an den Staatsgeschäften, nach Rheinsberg zurück, sich selbst und den schönen Wissenschaften lebend. Er starb daselbst im Juli 1802, betrauert von Allen, die ihn kannten, den Namen und den Ruhm eines eben so tapfern als geschickten Feldherrn mit ins Grab nehmend. 1809 erschien zu Paris ein „Vie privée polit. et milit. du Prince de Pr., frére de Frédéric II." Nach der Meinung des H. v. Dohm soll der Verf. dieser Biographie den Prinzen genau gekannt und sein Vertrauen genossen haben.

Heinrich I., König von Haiti. Henri Christophe war geb. 1767 auf der Insel Grenada, die zu den kleinen Antillen gehört. (Nach Andern soll er auf St.-Christophe, einer in der nämlichen Inselgruppe gelegenen Insel, geboren seyn, und den Namen Christophe von seinem Geburtsorte erhalten haben.) Er war von ansehnlichem Wuchs und starkem Körperbau, konnte sich nach seiner angebornen Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit nicht in das Joch der Sklaverei beugen und entfloh. Der nordamerikanische Freiheitskrieg bot ihm eine schickliche Gelegenheit dar, seine militairischen Talente zu entwickeln. Er nahm Kriegsdienste, und galt in den Reihen der Freiheitskämpfer für einen kecken Streiter, aber auch für einen Plünderer, der eben so gefühllos als furchtlos war. Bei der Belagerung von Havannah erhielt er eine schwere Wunde, die ihn von dem Kriegsschauplatz entfernte. Er ging nach St.-Domingo, und wurde bei einem Kaufmann zu Cap-François, Namens Beateche, Aufseher über dessen Sklaven. Hier offenbarte Christophe aufs Neue seine wilde, menschenfeindliche Gemüthsart, indem er seine unglücklichen Mitbrüder mit außerordentlicher Härte tyrannisirte. Als 1792 die Empörung der Mulatten und Neger auf St.-Domingo gegen die Weißen ausbrach, war Christophe nicht allein einer der Ersten, die sich für die Sache der Freiheit erklärten, er wurde auch einer der wüthendsten Verfolger der Europäer. Mit dem nämlichen Grimme, mit welchem er seine Mitbrüder vorher mißhandelt hatte, fiel er über deren Tyrannen her, und ward ein gewaltiger Vertheidiger ihrer Menschenrechte, nicht sowohl aus Grundsatz, als um der Beute willen. Um diese sicher zu gewinnen, soll er anfangs nicht bei den vordern, sondern bei den hinteren plündernden Haufen zu sehen gewesen seyn. Auf solche Weise kam er bald in den Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens, das in Verbindung mit seinem furchtlosen Muthe ihn in den Stand setzte, unter seinen Kameraden eine besondere Rolle zu spielen. 1802 findet man ihn als Anführer eines ansehnlichen Negerhaufens, mit dem er sich bei vielen Gelegenheiten durch Muth und List auszeichnete. Toussaint l'Ouverture (s. d.), damals Chef der schwarzen Insurgenten, fand in Christophe den entschlossenen Mann, zu jeder gefährlichen Unternehmung bereit, und ernannte ihn zum General, um ihn mit desto mehr Vortheil gegen seine Nebenbuhler zu gebrauchen. Den Auftrag desselben, sich seines Neffen zu bemächtigen, richtete er mit schändlicher Arglist aus, be-

mächtigte sich des Unglücklichen durch Treulosigkeit und überlieferte ihn dem Toussaint zum Tode. Für seine guten Dienste ernannte ihn dieser zum Gouverneur von Cap-François. Auf diesem Posten wahrte er das Beste des Landes mit eben so viel Tapferkeit, als List und Bosheit. Zwar mußte er dem französischen General Leclerc die Stadt übergeben, aber er wich nur aus den rauchenden Trümmern, und trug weiterhin nicht wenig zu der gänzlichen Befreiung des Landes bei. Als der unglückliche Toussaint durch schändlichen Betrug nach Frankreich abgeführt war, zog Christophe mit Dessalines, Pethion und Anderen aufs Neue das Schwert. Er, Pethion und Clerveaux erhoben Dessalines am 5. Oktober 1804 auf den neugeschaffenen Kaiserthron. Zum Dank dafür verlieh ihm der schwarze Monarch die Würde des ersten Kriegsobersten und Hofbeamten, und er benutzte diesen Posten, um sich von dem sauren Schweiß und Blut des Volkes reiche Schätze zu sammeln. Jakob I. (Dessalines) grub sich durch seine Tyrannei sein Grab. Christophe, der ihm an Scharfsinn, Umsicht und Bildung weit überlegen war, stellte sich als General des Kaisers an die Spitze der Unzufriedenen und nahm in Verbindung mit Pethion dem Wütherich Thron und Leben. Nach Jakobs Fall (Oktober 1806) wurde Christophe als ältester Negergeneral bis zur Einführung einer neuen Constitution zum provisorischen Oberhaupt von Haiti ernannt. Bei dem Entwerfen dieser Constitution entzweite er sich mit dem republikanisch gesinnten Pethion und bekriegte diesen, welcher nicht zugeben wollte, daß Haiti von Neuem einem Usurpator unterworfen würde. Seine Waffen begleitete das Glück, er trieb den Gegner in die Enge, ob er ihn gleich nicht unterwerfen konnte, und machte sich zum Oberherrn des nordwestlichen Theiles der Insel, 1811, ließ sich von einem Kapuziner, mit Namen Cornelius Brell (dem nachherigen Bischof Herzog von Ansa), mit Cacaoöl salben und feierlich krönen, und nannte sich Henri I. Er wählte sich ein Reichswappen, ernannte, wie Napoleon, Herzoge, Grafen und Edelleute und stiftete selbst einen Militairverdienstorden (Heinrichsorden). Dieser hatte auf der einen Seite des Königs Brustbild mit der Umschrift: Henri fondateur 1811, und auf der Kehrseite einen Lorbeerkranz mit der Aufschrift: Prix de la valeur. So wie er nun selbst in Kleinigkeiten die Form des Napoleonischen Kaiserhofes nachahmte, und durch einen jährlich erscheinenden in französischer Sprache gedruckten Staatskalender der Welt die Herrlichkeit des schwarzen Reiches kund that, so sorgte er daneben für das Wohl, die Sicherheit und Kultur seines Landes. Die Organisation desselben war militairisch, in Divisionen und Arrondissements. Seine 30.000 Mann starke Armee bestand aus 27 Regimentern zu Fuß, 2 zu Pferd und Artillerie nebst 6 Regimentern Garde. Er beförderte Wissenschaften, Künste, Gewerbe und Handel, und suchte durch fremde Gelehrte und andere tüchtige Männer die den Seinigen noch fehlende Bildung von dem Auslande einzuführen. Die Einrichtung einer höhern Lehranstalt zu Cap-Henri, einer königl. Buchdruckerei und das in derselben erschienene königl. Gesetzbuch beschämte manchen europäischen Staat, und legte zugleich vor der Welt ein ehrenvolles Zeugniß ab von der Tüchtigkeit dieses Regenten. Handhabung der Gerechtigkeit, Civilisirung des rohen Volkes durch strenge Polizei, Besorgung der kirchlichen Bedürfnisse und die mit andern Mächten, besonders mit England, eingegangenen Handelsverträge, hoben den Flor seines kleinen Königreichs unglaublich schnell, und gaben ihm gegen außen hin ein nicht unbedeutendes Ansehen. Als Napoleon, dem Drang der Zeit weichend, der franz. Krone entsagte, trat Christophe den Grundsätzen der

Verbündeten bei, und erklärte sich bereit, mit dem neuen König von Frankreich in Verbindung zu treten. Man hoffte damals das Reich der Schwarzen dem franz. Scepter zu unterwerfen, und forderte Christophe auf, sich der Zumuthung Ludwigs XVIII. zu fügen. Mit Verachtung wies er jedoch den ehrenrührigen Antrag ab, und erklärte, sich eher unter den Trümmern seines Reiches begraben zu lassen. Ob nun gleich Henri nicht ohne Regententugenden war, so fehlte ihm doch die hohe Kunst, sich die Herzen der Menschen zu gewinnen. Er war nicht geliebt, nur gefürchtet. Dieses zeigte sich bei der ersten Veranlassung, und war die Ursache seines Unterganges. Als der General Boyer 1818 an die Spitze des Freistaates Haiti trat, so brach er die Verbindungen gänzlich ab, welche sein Vorfahrer Pethion noch mit Henri unterhielt, und die Spannung wurde so groß, daß man einem offenbaren Krieg entgegen sah. Viele Bewohner des Königreichs wünschten das Erscheinen der Truppen des Freistaates, um sich zu Gunsten des Letzteren zu erheben. Diese Stimmung war dem Präsidenten Boyer bekannt, als er mit den Waffen in der Hand das Gebiet Henr.'s anfiel: denn sogleich brach die Empörung gegen denselben aus. Der Gouverneur von St.-Marc wurde von dem Obersten der Garnison ermordet, und Boyer von diesem aufgefordert die getrennten Theile von Haiti zu vereinigen. Als Henri die Kunde erfuhr von den Begebnissen in St.-Marc und dem Anrücken Boyers mit 15.000 Mann, versammelte er auf dem festen Schlosse Sans-Souci 1500 Mann seiner Garden zum Schutze seiner Person, und gab seinem Schwager Joachim Roëile, Herzogen von Port-au-Pair, den Oberbefehl. Die Hauptstärke seines Heeres vertraute er dem General Richard an, einem Manne, der Alles, was er war, ihm verdankte, und sandte ihn dem Feinde entgegen. Richard aber lohnte seinem Herrn mit Untreue, ging mit mehren Regimentern zu Boyer über, und proklamirte die Abschaffung des Königthums. Mit allgemeinem Jubel vernahmen die Einwohner von Haiti dieses Wort, und Unruhen brachen aller Enden aus. Jetzt glaubte Henri, das letzte Mittel aufbieten zu müssen. Er sandte seinen Schwager dem Empörer entgegen. Ehe dieser mit den Truppen von Sans-Souci abzog, ließ sich der König, der krank war, durch die Reihen der Soldaten tragen, und ermahnte sie selbst zu Muth, Tapferkeit und Treue, große Belohnungen verheißend für rechtschaffene Pflichterfüllung. Sie gelobeten Alles. Da sie aber am 8. Oktober 1820 den abtrünnigen Geführten gegenüberstanden, gelüstete sie nicht mehr nach des Königs Lohn; sie versagten ihren Oberen den Gehorsam und gingen sämmtlich über. Wenige Stunden nachher erscholl zu Sans-Souci die Nachricht dieses Ereignisses, und Henri, von allen Seiten verrathen und von seinen treuesten Dienern verlassen, glaubte seine Stunde habe geschlagen. Um den Empörern nicht lebendig in die Hände zu fallen, endigte er sein Leben durch einen Pistolenschuß am 8. Oktober 1820 Vormittags 11 Uhr. Sogleich drangen die Empörer in das Schloß, erschlugen den Kronprinzen und mißhandelten des Königs Leiche. Das Königthum wurde abgeschafft, und der Staat unter dem einen Präsidenten Boyer vereinigt. Die Empörer bemächtigten sich eines Theiles der Schätze des Königs; seine Gemahlin, seine Töchter und Freunde nahm Boyer in Schutz und gab ihnen mit Rettung des größten Theils ihres Privatvermögens Gelegenheit, nach England über zu gehen. Henri betrachtet als Mensch und als König sind zwei verschiedene Charaktere. Immer aber wird er eine merkwürdige Erscheinung bleiben, und manchen Flecken wird der Gedanke von ihm abwischen, daß er als Sklave erzogen war.

Heinsberg, Kreis im Reg.-Bez. Aachen der preuß. Rheinprovinz, aus einem Theile des Herzogthums Jülich bestehend, enthält auf etwas mehr als 4 Q.-M. 31.000 Einw., außer 660 Evangelischen und 200 Juden, kathol. Glaubens. Er bildet eine von der Roer und Worm bewässerte, großentheils ebene Landschaft, deren Boden sich mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau eignet. Man erzeugt Getreide aller Art, Buchweizen, Erbsen, Kartoffeln, Rüb- und Leinsamen, Hopfen und Futterkräuter. Sitz der Kreisbehörde ist Heinsberg, Stadt an der Worm, sonst Hauptort einer besondern Grafschaft, welche eigne Grafen hatte und 1472 durch Heirath an Jülich fiel. Die Stadt war ehemals fest und wurde 1542 von den Kaiserlichen und 1543 vom Herzoge Wilhelm III. von Jülich, Kleve und Berg erobert, nachdem er jene, die der Stadt Lebensmittel zuführen wollten, in der Nähe derselben geschlagen hatte. Sie ist mit einer Mauer und Graben umgeben, hat 2 kathol. Kirchen, in 284 Häusern 1650 Einw., Tuch- und Flanell-Manufakturen, eine Wollmaschinen-Spinnerei, Bandwebereien, Bierbrauereien, Gerbereien, Papiermühle. Das ehemalige Schloß der Grafen von Heinsberg liegt jetzt in Trümmern. Heinsberg ist der Geburtsort des ausgezeichneten Malers Karl Begasse, seit 1826 königl. preuß. Professor in Berlin. Sprößling der Dynasten von Heinsberg war der köln. Erzbischof Philipp v. Heinsberg, blühte in dem letzten Viertel des 12. Jahrh., dessen noch wohl erhaltenes Grabmal im Dom zu Köln ist. Beim Flecken Wassenberg in einer Ebene besiegte 1205 der Kaiser Philipp seinen Gegner Otto.

Heinse (Wilh.) war geboren 1746 zu Langenwiesen, einem Dorfe in Thüringen. In Jena studirte er die Rechte; nach Vollendung seiner akademischen Studien ging er nach Erfurt, wo er in eine nahe Verbindung mit Wieland trat. Jetzt eröffnete er seine schriftstellerische Laufbahn mit einer Uebersetzung des Petron; dieser folgte „Laidion, oder die eleusinischen Geheimnisse". Obgleich man in diesen Erstlingsprodukten das ausgezeichnete Darstellungs-Talent des jungen Verfassers nicht verkennen kann, so muß man sie doch zu jenen wenigen deutschen erotischen Schriften rechnen, die wahrhaft gefährlich sind. 1780 ging er nach dem heißersehnten Italien, wo er drei Jahre im Genusse des Lebens und der Kunst schwelgte. Nach seiner Heimkehr in Deutschland siedelte er sich mit Joh. Müller in Mainz an, wo er als Lector des Kurfürsten und später als Hofrath und Bibliothekar angestellt wurde. Hier schrieb er seinen „Ardinghello" und „Hildegard". Was er von den bildenden Künsten und der Musik je in seinem Leben erkannt und empfunden hatte, legte er in seinen Werken nieder. Er starb am 22. Juni 1803. Ein bekannter deutscher Schriftsteller fällt folgendes Urtheil über ihn: „Als Jüngling schrieb er einige Gedichte, denen man noch zu viel Ehre anthut, wenn man ihnen bloß eine sinnliche Glut beilegt. In spätern Jahren suchte er einige Aesthetik in die Unsittlichkeit hineinzubringen, er schrieb ein paar Romane, in denen die Wollust kunstlos und die Kunst wollüstig erscheint. Man kommt nur höchst selten in den Fall, eine deutsche Schrift gefährlich nennen zu dürfen; doch Heinse's Schriften darf man in der That so nennen, und Schiller's bekanntes Urtheil über ihn ist streng aber gerecht. Talente sprechen wir ihm keineswegs ab; nur da wir ihn einmal als eine unreine Natur erkannt haben, muthe man uns nicht zu, ihn zu lieben".

Heinsius (Daniel), ein ungemein vielseitiger und für Bereicherung der griechischen Literatur sehr thätiger Philolog, geb. zu Gent 1580, war ein Schüler von Jos. Scaliger und darauf Professor der Geschichte und

Politik zu Leyden, sowie Historiograph von Holland, und starb 1665. Sowohl durch seine mannigfaltigen Kenntnisse als durch seinen feinen Geschmack hat er sich bleibende Verdienste um die Philologie erworben. Er dichtete mit Eleganz in hellenischer und altrömischer Sprache. Seine historischen Schriften, sowie seine Reden, zeichnen sich durch Kraft und Gediegenheit der Darstellung aus. Doch ist er in seinen Leistungen ungleich, beurkundet aber immer Talent und tiefe Gelehrsamkeit. Von seinen Schriften erwähnen wir seine schätzbaren Uebersetzungen des Max. Tyrius, der „Poetik" des Aristoteles, des Hesiod (den er auch mit Noten herausgab, 1603), des Theokrit, Moschus, Bion ꝛc. Auch bearbeitete er den Horaz, Terenz, besorgte eine schöne Ausgabe des Tragikers Seneca u. A. Seine trefflichen Anmerkungen über das „N. Testam." erschienen Lugd. Batav. 1639 in Folio, sowie seine „Geschichte der Belag. von Bois-le-Duc" a. d. Lat. ins Franz. übers. v. Rivet 1631. Sein Sohn Nikolaus, ebenfalls Philolog, geb. zu Leyden 1620, bereiste mehre Länder Europa's, vorzüglich aber Italien, auf Kosten der Königin Christine v. Schweden, war dann eine Zeitlang holl. Resident in Stockholm, kehrte in sein Vaterland zurück, wo er ganz den Wissenschaften lebte, bis ihn 1681 im Haag der Tod ereilte. Nikolaus erwarb sich um kritische Berichtigung römischer Dichter so glänzendes Verdienst, daß man in ihm den Wiederhersteller des Ovid, Silius Italicus, Valerius Flaccus, Claudian, Prudentius u. A. verehrte. Zerstreute Bemerkungen über die alten Schriftsteller enthalten auch seine „Adversaria", und die Bemerkungen zu Catull und Properz (Harlingen 1742). Auch schätzt man seine latein. Gedichte und Briefe, herausgegeben von Burmann, 5 Bd. 4to.

Heinsius (Anton), Rathspensionnair von Holland, starb im Haag 1720 im 79. Lebensjahre, leitete von 1639 bis an seinen Tod alle wichtige Berathungen seines Vaterlandes. Vom Prinzen Wilhelm von Oranien emporgehoben, wurde er dessen Vertrauter und erhielt nach dessen Tode, wenn auch nicht seine Würde, doch sein Ansehn. Dieser Prinz hatte ihn in früherer Zeit nach Frankreich geschickt, um seine Rechte auf das Fürstenthum Oranien zu sichern, welche Frankreich anzutasten drohte. Bei dieser Gelegenheit sprach er so lebhaft für das Interesse seines Herrn und der Hugenotten in Orange oder Oranien zu Ludwigs XIV. Minister Louvois, daß derselbe drohte, ihn in die Bastille zu setzen. Von dieser Zeit an fühlte er einen glühenden Haß gegen Frankreich und strebte nach nichts mehr, als dasselbe zu demüthigen. Gewiß hätte er diesen Zweck auch erreicht, hätte er Frankreichs Anträge von 1709 und 10 nicht mit Stolz von sich gewiesen. Bei dem utrechter Frieden erhielt Holland nur wenige Vortheile und war noch dazu mit einer Schuldenlast von 30 Millionen belastet. Er verlor daher unmittelbar seine Stelle als Rathspensionnair und lebte bis an seinen Tod abgeschieden von den Geschäften im Haag.

Heißhunger (Bulimie), ein Zufall, der oft krankhaft ist, wie beim kalten Fieber, wo man ihn Freßhunger nennt. Kinder, die gewöhnlich viel schwere Speisen genießen (überfüttert werden), die freie Luft entbehren, wenig Bewegung haben und in feuchten Wohnungen leben, bekommen oft Heißhunger nach grobem Brote, den man nicht stillen darf, wenn das Uebel nicht lebensgefährlich werden soll. Man hat Beispiele von großen Fressern, wie Kahle von Wittenberg, die Brote zu 8 und mehren Pfund und verhältnißmäßig viel Fleisch, Kartoffeln ꝛc. zu einer Mahlzeit verzehrten. Unter den Jakuten und andern sibirischen Völkern haben Reisende ähnliche Fresser gefunden.

Heizung, so viel als Erhitzung, Erwärmung durch Feuer. Man braucht die Wörter heizen, Heizung sowohl zur Bezeichnung der durch Feuer zu bewirkenden Erhitzung der mancherlei Gattungen von Oefen, deren Wärme zu verschiedenen ökonomischen und technischen Zwecken benutzt wird, als auch bei der Erwärmung der Zimmer durch Oefen (oder Kamine). Letztere sind also Werkzeuge oder Vorrichtungen zum Heizen, Feuerbehälter, kleine Gebäude zum Behuf bequemer Benutzung der Wärme, welche das Feuer (das Verbrennen) entwickelt, für mancherlei Zwecke, mit Beseitigung des Rauchs. Die zunehmende Holztheurung hat endlich unsere Zeitgenossen vermocht, durch Erfindung zweckmäßiger, auf sparsamen Verbrauch des Brennmaterials berechneter Oefen, Herde und anderer Feuerstätten, der so lange herrschend gewesenen Holzverschwendung Grenzen zu setzen, und man hat seit einiger Zeit angefangen, vorzüglich den Bau der Stuben- und Kochöfen kunstmäßiger zu betreiben, indem man die durch die Fortschritte der Physik herbeigeführte Kenntniß der Natur der Wärme, der Gesetze der Wärmeentwickelung und Wärmeleitung darauf anzuwenden bemüht ist. Die Zweckmäßigkeit eines Ofens beruht im Allgemeinen vorzüglich auf wohlberechneter Beschränkung des Feuers, in Verbindung mit einer Einrichtung, welche auf möglichste Benutzung der entwickelten Wärme abzielt. Mit einem kleinen Feuer kann man, bei genugsamer Beschränkung desselben, z. B. ein Zimmer viel besser heizen, als mit einem großen bei schlechter Beschränkung, und je enger ein Feuer, unbeschadet seiner Lebhaftigkeit, beschränkt werden kann, desto mehr wirkt es erwärmend (erhitzend) auf seine Schranke, nämlich auf die Wände und Decken seines Behälters, worin es eingeschlossen ist. Vergleicht man mit diesen Grundsätzen die meisten noch jetzt gebräuchlichen Oefen, so sieht man, daß es große, weite und hohe Kasten sind, worin das Feuer sich ohne Hinderniß ausbreiten und emporsteigen kann, sodaß bei weitem die meiste Wärme schnell und unbenutzt mit dem Rauche in den Schornstein entweicht. Zur Beurtheilung der Zweckmäßigkeit der jetzt gebräuchlichen Oefen ist noch Folgendes in Betrachtung zu ziehen: 1) Da ein Feuer um so lebhafter brennt und um so mehr Wärme entwickelt, je mehr die äußere Luft mit dem brennenden Material in Berührung kommt, so sind die Zugöfen, bei welchen die Luft durch eine kleine Oeffnung des Ofenlids (Ofenschürschens) fortwährend einströmt und das Feuer anbläst, den Oefen, die von Außen geheizt werden und eines solchen Luftstroms ermangeln, weit vorzuziehen. 2) Da das Feuer aufwärts steigt und daher am meisten nach oben wirkt, so ist dessen Beschränkung in dieser Richtung am nöthigsten; und es ist eine Hauptregel bei der Verbesserung der Oefen, die Höhe des Feuerraums zu vermindern. Diese wichtige Regel hat man zwar neuerlich beim Bau der Kochöfen beobachtet, bei den Stubenöfen dagegen vernachlässigt, deren Feuerraum fast durchgängig zu hoch ist. Mehr als 7, 8, höchstens 9 Zoll Höhe sollte keines Stubenofens, und ebenso keines Kochofens Feuerraum enthalten. Man kann daher fast jeden Stubenofen dadurch sehr verbessern und in einen Sparofen verwandeln, daß man in dem Feuerkasten einen Wärmekasten (Wärmerohr), in Form einer Brat- oder Kochröhre, anbringt (z. B. nach Pohl's Angabe; s. dessen „Beschreibung eines Kochofens"), dessen Mündung dann viel Wärme in das Zimmer bringt, wenn man nämlich unter dem Wärmekasten ein Ofenlid anbringt, wodurch der Ofen zugleich, wenn er es noch nicht war, in einen Zugofen umgeändert wird, worin der Feuer- und Wärmestrom

den Kasten umspielt. 3) Das zu schnelle Entweichen der Wärme, welche das Brennmaterial entwickelt, muß möglichst verhütet werden; dieß geschieht durch Verlängerung des Weges, den der Feuer- und Rauchstrom von der Feuerstätte bis zum Ausgang in den Schornstein oder das Kamin zu durchlaufen hat. Darauf beruht die mehr oder weniger zweckmäßige Einrichtung der Ofenaufsätze, welche mit mehren Zügen, doch mit einem nach verschiedenen Richtungen gebohrten Canale von genugsamer Länge versehen seyn müssen. Daher die sogenannten Circulirösen, welche, als die ersten verbesserten Stubenösen, bisher eine bedeutende Rolle gespielt haben. Hierzu eignen sich die bekannten dietendorfer Oefen, welche lang, schmal und von unbeträchtlicher Höhe sind, am besten, und man versteht einen solchen Feuerkasten mit einem thönernen Aufsatze mit 3 Horizontalzügen aus gebrannten Tafeln oder Kacheln. Die neuesten Circulirösen sind ganz aus Eisen gegossen, d. h. Feuerkasten und Aufsatz sind aus Einem Guß; sie haben aber, wie fast alle bisherige Oefen dieser Art, doch in geringerem Grade, den Fehler, daß der Feuerkasten zu hoch und die Züge zu weit sind, mithin die Regel der möglichsten Feuerbeschränkung nicht genug beobachtet ist. Durch die Verängerung der Züge und die Verminderung der Höhe des Feuerraums concentrirt man die Wärme und gewinnt dadurch, außer besserer Heizung der Zimmer, zugleich den Vortheil, daß sich weniger Ruß ansetzt, den nur der abgekühlte Rauch erzeugt. 4) Auch die Materialien, deren man sich zum Ofenbau bedient, sind für die Zweckmäßigkeit der Einrichtungen wohl zu berücksichtigen. Eisen, als guter Wärmeleiter, ist überall dienlich, wo es auf schnelle Erwärmung der Zimmer ankommt; aber es hat die Eigenschaft aller Wärmeleiter, beim Mangel des Feuers bald wieder zu erkalten, welches um so mehr der Fall seyn muß, je dünner die Eisenplatten sind. Dagegen ist gebrannter Thon ein schlechter Wärmeleiter und dient daher zum längern Nachhalten der empfangenen Wärme. Aus diesem Grunde sind die gewöhnlichen blechernen Windösen, welche überdieß, in Ermangelung fast aller Circulation, die Wärme schnell in den Schornstein abführen, sehr unzweckmäßig. Zweckmäßiger sind aus obigem Grunde diejenigen Oefen, deren Feuerkasten, aus starken Eisenplatten, einen thönernen Aufsatz tragen, wodurch man beide Vortheile, nämlich den des schnellen Heizens und des Nachhaltens der Wärme, vereinigt. Zweckmäßig in jeder Hinsicht ist daher auch, wenn man bei Circulirösen mit thönernen Aufsätzen zu den Decken der Horizontalzüge Blechtafeln von geringer Dicke wählt. Es gibt aber auch Oefen, bei welchen das Nachhalten oder die Dauer der Erwärmung allein berücksichtigt ist, worin man daher das Feuer nicht zu unterhalten braucht, und welche darauf eingerichtet sind, daß sie nur zuweilen, aber dann stark, geheizt werden dürfen, um dann desto länger warm zu bleiben und das Zimmer, worin sie stehen, in angenehmer Temperatur zu erhalten. Von den Backösen ist diese Eigenschaft bekannt, und Jedermann weiß, wie lange sie nach der Heizung die Hitze beibehalten. Aber nicht Jeder kennt wohl die russischen Stubenösen, welche in 24 Stunden nur ein Mal, ohne weitere Unterhaltung des Feuers, geheizt werden, und dennoch die Zimmer während dieser ganzen Zeit, trotz des kalten Klimas, hinlänglich und gleichmäßig warm erhalten. Sie werden gewöhnlich ganz aus Backsteinen gebaut und mit vielen (senkrechten) Zügen versehen. Bei jeder Heizung wird starkes Feuer gegeben, um die Backsteine möglichst zu erhitzen. Sobald nun das Flammenfeuer vorüber und bloß noch reine Kohlenglut vorhanden ist, wird sowohl oben das Abzugsrohr als unten das Schür- oder

Heizloch durch wohlpassende Klappen u. dgl. verschlossen, und die Arbeit des Heizens ist geschehen und unter 24 Stunden nicht mehr nöthig. Diese Oefen verbreiten eine angenehme, gleichmäßige und daher gesunde Wärme in den Zimmern, deren längere Dauer durch die überall eingeführten Doppelfenster sehr unterstützt wird. 5) Je mehr Züge endlich die Oefen oder deren Aufsätze enthalten, desto mehr ist es nöthig, daß sie nicht zu selten gereinigt werden, wenn sie jederzeit gute Dienste leisten sollen, da der Ruß die Wärmeleitung und daher die Wirkung des Ofenfeuers schwächt. Man vermeidet übrigens die häufige Erzeugung des Rußes durch die zweckmäßige Einrichtung der Oefen, durch gehörige Beschränkung des Feuers, durch verhältnißmäßige (nicht zu weit getriebene) Verengung der Züge, wodurch die Wärme des Rauchs concentrirt und die Ansetzung des Rußes vermindert wird. Man darf daher auch die Vermehrung der Züge, d. h. die Verlängerung des Weges für den Rauch nicht zu weit treiben, weil bei zu großer Abkühlung des letzten nicht nur viel Glanzruß entsteht, sondern am Ende eine rußige Flüssigkeit erzeugt wird, welche herabtropft und die Zimmer verunreinigt. Hinsichtlich der Vermeidung des Rußes sollte man auf die Vervollkommnung der rauchverzehrenden Oefen bedacht seyn, deren Feuerkasten die Form eines abgekürzten Kegels haben; sie sind mit einem Seitenrohr versehen, durch welches die äußere kalte Luft in den obern Theil des Feuerrohrs geleitet wird; die kalte Luft drückt den Rauch nieder, sodaß er vom Feuer entzündet wird. Natürlich setzt sich in diesen Oefen fast gar kein Ruß an, da es an Rauch fehlt, nur sind sie nach der bisherigen Einrichtung zu kostspielig. Am meisten darf man sich aber für die Verbesserung der Stubenöfen oder die vollkommnere Heizung der Zimmer von der zu erwartenden Einführung der Saugwerke versprechen. Diese gründen sich auf die Erfahrung, daß die Luft, wo sie erhitzt wird, sich sogleich ausdehnt und aufsteigt, während andre kühlere Luft an ihre vorherige Stelle tritt, wodurch man, bei fortwährender Wärmeerzeugung, einen heißen Luftstrom unterhalten kann. Dieß geschieht durch eiserne (eisenblecherne), im Ofen oder dessen Aufsatz angebrachten Röhren, deren beide Mündungen sich in das Zimmer öffnen, sodaß keine derselben mit dem Rauche des Feuerstroms Gemeinschaft hat. Diese Wärmeröhren werden mit Knieen versehen, damit man sie im Innern des Ofens nach verschiedenen Richtungen leiten kann, wie es die Umstände erfordern, z. B. aus dem Feuerkasten in die Züge, wo man sie mit ihren obern Mündungen in passenden Löchern, die in die Seitenwand eines Zugs gemacht werden, mittelst guten Lehms befestigt. Ebenso wird auch die untere Mündung eines solchen Wärmerohrs in dem Loche einer Ofenwand befestigt. Es ist klar, daß durch diese Einrichtung eine ununterbrochene Circulation und Erhitzung der Luft während der Heizung (Unterhaltung des Feuers im Ofen) bewirkt werden muß, wobei die erhitzte Luft aus der obern Mündung der Wärmeröhren ausströmt, indem die untere fortwährend andere kühlere Luft einsaugt, welche innerhalb des heißen Rohrs ebenfalls sogleich erwärmt wird, u. s. w. Je näher man den untern Theil eines Wärmerohrs über dem Feuer anbringt, desto stärker ist natürlich die Wirkung, aber desto stärker muß auch das Eisenblech seyn, woraus dieser Theil gemacht ist, wenn er nicht zu bald verbrennen soll. Auch mit der Zahl der Wärmeröhren steht, begreiflich, der Erfolg eines solchen Saugewerks in genauem Verhältniß, d. h. je mehr man deren anbringen kann, desto besser ist es. Diese Einrichtung ist nicht nur holzsparend, sondern man gewinnt auch dadurch

den Vortheil einer gleichmäßigen Verbreitung und Vertheilung der Wärme in den Zimmern, was ebenso angenehm als günstig für die Gesundheit ist. Daß man übrigens aus einem Ofen von genugsamer Größe die zweckmäßig angebrachten Wärmeröhren verlängern und in andre Zimmer leiten könne, um diese bloß durch das Einströmen der erwärmten Luft (ohne besondere Oefen) zu heizen, leuchtet von selbst ein. Die zu große Mannigfaltigkeit der jetzt gebräuchlichen Stubenöfen, hinsichtlich der Haupteinrichtung, ist eben kein Zeuge von einer hohen Stufe, welche die Ofenbaukunst im Ganzen bis jetzt erreicht hätte. Denn die Anwendung richtiger physikalischer Grundsätze auf diese Kunst fordert auch eine bestimmtere Einrichtung, welche übrigens hinsichtlich der Mannigfaltigkeit der äußern Form und Verzierung dem Geschmack noch freien Spielraum genug läßt. Vor der Hand scheint eine Verbindung zweckmäßig gebauter Circuliröfen mit dem Saugewerke viel Vortheil zu versprechen, und höchst wahrscheinlich würden aus der Vereinigung der Vortheile des rauchverzehrenden Ofens, des Saugewerks und Circulirofens die vollkommensten Stubenöfen hervorgehen. Als Brennmaterialien wendet man, wie Jeder weiß, außer dem Scheitholz und Reißig, auch Steinkohlen, Torf, Lohkuchen, und neuerlich sogar die Sägespäne (in ähnlicher Form wie die Lohkuchen) zum Heizen an. Jedes dieser Materialien, welche, die Steinkohlen ausgenommen, dem Pflanzenreiche angehören, gewährt seine eignen Vortheile; vom Scheitholze aber, als dem vorzüglichsten Heizmaterial, sollte Jeder wissen, daß es nur völlig trocken und kurz (wenigstens drei, in der Regel vier Mal) geschnitten, in Stubenöfen mit Vortheil verbraucht werden kann. Die Literatur dieses Fachs enthält zwar mancherlei gute Vorschläge, Vorschriften, Anleitungen zum Bau holzersparender Oefen, Herde ꝛc., aber Alles ist noch zu einseitig und unvollständig; an einem classischen Werke über diesen Gegenstand fehlt es uns noch. Beachtung hinsichtlich der Fortleitung der erwärmten Luft verdient die Schrift: „Die Heizung mit erwärmter Luft". (S. Luftheizung.)

Hekate war nach Einigen eine Tochter des Tartarus, nach Andern der Nacht; noch Andere nennen Jupiter als ihren Vater, der sie bald mit der Juno, bald mit der Ceres, bald mit Asteria, bald mit Phocäa gezeugt haben soll. Von der Juno soll sie den Namen Angelos erhalten und den Nymphen zur Erziehung übergeben worden seyn. Als sie erwachsen war, raubte sie ihrer Mutter die Schminkbüchse, womit sie ihr Gesicht glänzend zu machen pflegte, und gab sie der Europa, des Phönix Tochter. Juno wollte sie nun dafür bestrafen; aber Hekate flüchtete sich zuerst zu einer Kindbetterin und dann in das Gefolge eines Leichenzuges. Da sie sich dadurch verunreinigt hatte, so ließ sie Jupiter durch die Kabiren am acherusischen Pfuhle wieder reinigen. Von nun an ward sie eine unterirdische Gottheit. Diejenigen, welche sie eine Tochter der Ceres nennen, geben ihr eine außerordentliche Größe und Stärke und lassen sie von Jupiter in die Unterwelt geschickt werden, um die verlorne Tochter der Ceres, die Proserpina, zu suchen. Von der Zeit an blieb sie unterirdische Göttin. Als Tochter der Phocäa und des Jupiter wird von ihr erzählt, ihre Mutter habe sie gleich nach der Geburt auf einen Scheideweg ausgesetzt, und die Hirten des Pheres hätten sie aufgenommen und erzogen. Sie war die einzige Göttin titanischer Abkunft, welche immer die ihr verliehene Würde behielt, weil sie Jupiter's Liebling war. Hesiodus sagt: „Ihre Macht erstreckte sich über die Erde und das Meer, sie hatte unter den Gestirnen einen Platz und genoß vorzüglicher Ehre unter den Unsterblichen. Wen sie begünstigt, den erhebt sie zu Ehren und

segnet ihn mit Gütern. Sie verleihet den Kriegern den Sieg, sitzt den Richtern zur Seite, steht den Prozessirenden bei, sowie Denen, die um den Preis kämpfen, segnet den Fischer mit reichlichem Fange, den Hirten mit Heerden und befördert das Wachsthum und Gedeihen der Jugend. Alle Zauberkräfte der Natur stehen ihr zu Gebote." Späterhin ward sie das Symbol des Mondes und war dann mit Diana einerlei. Weil ihre Macht sich über Alles erstreckte, selbst über die Unterwelt, so heißt sie auch die unterirdische Diana. Die Zauberer und Hexen flehten besonders ihren Beistand an und suchten sich dieselbe gleich beim Anfange ihrer Beschwörungen zur Freundin zu machen. Erschien sie auf ihre Bitten, so konnten sie einen glücklichen Fortgang hoffen. Sie führte auch den Namen Selene. Ueberhaupt nannte man sie als unterirdische Göttin Hekate, im Himmel Selene und auf Erden Artemis oder Diana. Man opferte ihr auf Scheidewegen und zwar vorzüglich Hunde. Insbesondere verehrten sie die Einwohner der Insel Aegina, die ihr jährlich geheimnißvolle Feste feierten. In Athen wurde ihr alle Neumonde ein Opfer von Speisen auf Scheidewege gesetzt, welches in der Nacht die Armen verzehrten. Die ältere Kunst bildete sie als eine ungeheure Gestalt mit Schlangenfüßen, von zischenden Schlangen umlockt, die ihr um den Hals und auf den Schultern herabhängen, und mit dreien Thierköpfen, daher sie die Dreiköpfige hieß. In den schönern Zeiten bildete man sie mit dreien Gesichtern der jungfräulichen Diana. Auf einem schönen Denkmale bei Montfaucon sieht man die dreigestaltete Hekate als drei mit dem Rücken zusammengefügte Figuren. Die eine trägt auf dem Kopfe einen halben Mond, über den Hörnern desselben Blumen und in jeder Hand eine Fakkel; die zweite eine phrygische Mütze, aus deren Rande Strahlen ausbrechen und gleichsam eine Krone bilden. In der einen Hand hält sie ein Schwert und in der andern eine Schlange. Die dritte ist mit Lorbeern bekränzt und trägt in der rechten Hand einen Schlüssel, in der linken aber Stricke. Das Gewand der Hekate ist bald weiß, bald schwarz.

Hekatombe, eigentlich ein Opfer von 100 Stieren, überhaupt aber jedes Opfer von 100 Stück Thieren, welches die Alten bei außerordentlichen Gelegenheiten brachten, wie auch bei einem Feste, Hekatombia genannt, welches der Juno zu Argos gefeiert wurde.

Hekla, ein noch immer feuerspeiender Berg mit dreien Spitzen im südl. Viertel der Insel Island, 5600 Fuß über dem Meere erhaben. Sowohl an Stärke als in Wiederholung der Ausbrüche steht er dem Aetna und Vesuv nach. Die Einwohner Islands nennen die Lava desselben Steena (Steinfluß). Zur Westseite an seinem Fuße fließt der Fluß Wester-Rangaa in einem Bette, das von großen Lavamassen gebildet worden. Der Trichter ist 100 Fuß tief, seit 1004 zählt man 23 Ausbrüche, wovon der letzte sich 1818 ereignete. Von dem Briten Mackenzie ist er 1810 mit vieler Gefahr und großen Beschwerlichkeiten bestiegen worden.

Hektisch, von dem griechischen, das Verhalten, Befinden, herstammend, bedeutet aber in beschränkterem und medicinischem Sinne einen Körperzustand, bei dem die Kräfte allmälig schwinden und der Kranke abmagert. Meist ist ein solcher Zustand mit fieberhaften Symptomen begleitet; daher er auch febris hectica, tabifica, Zehrfieber, Dörrsucht heißt. Selten ursprünglich, entspringt dieses Fieber aus einer vorhergegangenen Krankheit: als Eiterung eines Organs, Verhärtungen, Wassersuchten. Es kündigt sich durch ein regelmäßiges Erscheinen der Fieberzeichen an: einige Stunden nach dem Essen und am Abende treten Brennen der Handteller, Hitze des ganzen Körpers, umschriebene Röthe der

Wangen, beschleunigter kleiner Puls ein, und entscheidet sich nach dem Morgen heran durch Schweiß, der den Kranken sehr ermattet; diese einzelnen Symptome werden auch hektisch genannt.

Hektor, des Priamus und der Hekuba Sohn, focht an der Spitze der Trojaner. Seine Heldenthaten besingt Homer in der „Ilias". Nachdem durch die Entfernung des zürnenden Achilles von dem griechischen Heere der Trojaner Muth gewachsen war, stellte er sie auf Jupiter's Befehl bei dem Grabhügel der Bätieia in Schlachtordnung; vor der Schlacht aber forderte er den Menelaus im Namen des Paris zum Zweikampfe auf. Dennoch entbrannte bald auf beiden Seiten die Wuth des Kampfes; Hektor focht mit Löwenwuth, und Mars selbst mit der Enyo schritt vor ihm her. Aus der Schlacht eilt er zu seiner Gemahlin Andromache; am skäischen Thore begegnet er ihr mit seinem kleinen Sohne Astyanar. Er nimmt den Knaben von der Wärterin Arm, er fleht zu den Göttern, daß sie ihn zum braven Manne erwachsen lassen möchten, und nachdem er von seiner Gattin getröstet und rührenden Abschied genommen, kehrte er mit dem Paris in das Treffen zurück. Nun kämpfte er mit dem Aias einen Zweikampf, worin er durch einen Steinwurf zu Boden sank, bald aber von Apollo wieder aufgerichtet wurde. Darauf schieden die beiden Helden versöhnt und sich gegenseitig beschenkend von einander. Unter Apollo's Schutz, der mit der blitzenden Aegide vor ihm herging, drang er mit den trojanischen Scharen bis zu den Schiffen der Griechen vor; lange kämpfte er mit Aias um ein Schiff, das er in Brand stecken wollte. Endlich trieb er mit Jupiter's Hülfe die Griechen hinter die Schiffe; selbst Aias wich, und das Schiff des Protesilaus stand zuerst in Flammen. Aber jetzt kam Patroklus in Achilles's Rüstung den Griechen zu Hülfe und drängte den Hektor mit den Trojanern zurück. Von Apollo angefeuert, ging nun Hektor dem Patroklus selbst entgegen und erlegte ihn mit seinem Beistande. Er plünderte den Leichnam und schleppte ihn fort, und in der Rüstung des Erschlagenen erschien er nun auf dem Schlachtfelde. Da erhob sich Achilles von gewaltigem Grimme, den Tod seines Freundes zu rächen, und eilte auf Hektor los. Dieser floh vor dem Wüthenden, und drei Mal jagte ihn Achilles um die Mauern der Stadt herum, bis an die Quellen des Skamander. Hier verlieh ihm Apollo neue Kräfte, und sie kamen zum vierten Male an den Skamander. Jetzt sank die Wagschale in Jupiter's Hand, worin Hektor's Todesschicksal lag. Apollo verließ ihn, und Achilles stieß ihm mit Minervens Hülfe den Speer in den Hals. Darauf band er den gefallenen Helden mit seinen Füßen an den Wagen und schleifte ihn voll wilder Freude nach seinem Zelte und daselbst drei Mal um Patroklus's Leiche. Unstreitig ist Hektor der interessanteste Held in der „Ilias." An Tapferkeit weicht er keinem als dem Achilles; an Menschlichkeit übertrifft er jeden Andern. Selbst als ihn Achilles endlich besiegt, fällt er weniger als ein Opfer der größern Tapferkeit des Griechen, als vielmehr als ein Opfer der List und des Betrugs der Minerva, welche ihrem Liebling selbst gegen einen Mann beizustehen für nöthig fand, der, von langen Kämpfen erschöpft, von Wunden ermattet, es kaum wagen zu können schien, gegen den ausgeruhten Achilles aufzutreten.

Hekuba, eine Tochter des thrakischen Königs Dymas, oder nach Andern des Kisseus, oder des Flusses Sanagrius und der Metope. Sie war die zweite rechtmäßige Gemahlin des Priamus, Königs von Troja, dem sie zuerst den Hektor gebar. Bei ihrer zweiten Schwangerschaft träumte ihr, daß sie eine Fackel zur Welt brächte, die ganz Troja ver-

zehrte. Der Wahrsager Aesakus, ihr Stiefsohn, deutete diesen Traum so, daß der zu hoffende Sohn den Untergang des Reichs veranlassen würde. Um dieß zu verhüten, setzte man das neugeborne Kind aus (s. Paris). Nachher gebar sie noch die Kreusa, Laodike, Polyxene und Kassandra, sowie den Deiphobus, Helenus, Pammon, Polites, Antiphus, Hippnous, Polidorus und Trollus. Nach Troja's Eroberung ward sie die Sklavin des Ulysses. Nach Hygin konnte sie den Gedanken, als Sklavin der Griechen zu leben, so wenig ertragen, daß sie diese durch die bittersten Scheltworte zu reizen suchte, sich dann ins Meer stürzte und in einen Hund verwandelt wurde. Bei Abydos zeigte man ihr Grab, das Kynosshema (Hundedenkmal) genannt wurde. Euripides verfertigte von ihr ein noch vorhandenes Trauerspiel, das Ennius ins Lateinische übersetzte. Diese Uebersetzung ist aber, sowie die Tragödie des L. Accius, verloren gegangen.

Hela, s. Nordische Mythologie.

Heldenbuch, eine altdeutsche episch-romantische Erzählung der Ritterthaten, Kriegs- und Liebesabenteuer von einer Menge Könige, als des Königs Giebichs v. Worms, Dietrichs v. Bern, des lombard. Königs Otnit, Elberichs u. A. Unglücklicherweise besitzen wir von dem alten ursprünglichen Gedichte nur einige Bruchstücke; das Ganze, was u. d. N. „Heldenbuch" bekannt ist, rührt nicht vom ersten Verfasser her, sondern scheint eine spätere Umarbeitung oder doch Uebertragung aus dem alten Deutsch in ein neueres zu seyn. Dieß Heldengedicht gleicht dem Rosengarten zu Worms, von dem es eine so liebliche und anmuthige Erzählung gibt. Liebe, Rittertugenden, große Thaten, abenteuerliche Begebenheiten, Alles ist zu einem reizenden romantischen Ganzen verschmolzen, das durch die Lebhaftigkeit und den echten Dichtergeist, womit es gesungen ist, ungemein die Einbildungskraft, und durch die altdeutsche Schlichtheit und naive Herzlichkeit, welche in demselben herrschen, sanftbelebend die Herzen rührt. Unter den Verfassern nennen wir Heinrich von Ofterdingen und Wolfram von Eschenbach. Eine spätere Ueberarbeitung lieferte Kaspar von Roan (1472), und einige Stücke sind prosaische Volksbücher geworden. Sämmtliche alte Drucke liefern den überarbeiteten Text. Die erste Ausg. v. O. u. J. um 1490, 2te Augsburg 1491, 3te Hagenau 1509, alle Fol. Den Anfang einer modernisirten Bearbeitung lieferte v. d. Hagen (Berlin 1811), und derselbe und A. Primisser „Das Heldenbuch in der Ursprache ꝛc." (Berlin 1820—24, 2 Bde., 4.).

Heldengedicht (Epopöie) ist eine besondere Art aus der Gattung der epische Poesie (des Epos). Hält man diese Bemerkung nicht fest, so wird man das viele Einseitige und Willkürliche, das über diese Dichtungsart bereits behauptet worden ist, nur vermehren oder bestätigen. Das Einseitige und Willkürliche dieser Behauptungen hat aber seinen Grund darin, daß man das Heldengedicht als die Gattung selbst nahm und aus den Gedichten Homer's, wie sie dem Aristoteles erschienen waren, und Virgil's, als Mustern für diese Gattung, die Regeln derselben ableitete und für alle ähnliche Werke festsetzte. Indem man nun Epos und Heldengedicht nicht unterschied, drang man auch jenem die Regeln auf, welche höchstens für diese gelten konnten. Höchstens, sagen wir, denn es gab darunter auch solche, welche keineswegs in dem Wesen des Heldengedichts gegründet waren, sondern nur aus falscher Ansicht jener Muster entstanden seyn konnten. Von jedem Epos verlangte man einen großen Umfang der Dichtung, in der Anlage eine tragische Verwickelung, Vollständigkeit und Abgeschlossenheit der Handlung, in den Charakteren Idealität,

in Ausdruck und Vers Pracht und Würde, und vor allen Dingen in der Erfindung das heroiſch Wunderbare, zu deſſen Darſtellung auch eine Einmiſchung überirdiſcher Weſen für nothwendig erachtet ward. Nun ſehe man, wie beſonders die neuere Praxis, durch ſolche Regeln verleitet, alle Kunſtgriffe aufbot, den darzuſtellenden Gegenſtand zu vergrößern, wie ſie dadurch aus allem epiſchen Charakter völlig heraustrat, und bald durch entfremdete Mythologie, bald durch ſelbſt erfundene kalte Allegorie das innere Leben erkältete und allen Glauben an die Darſtellung ertödtete. Selbſt in den gelungenſten Werken dieſer Art hat man noch oft genug Urſache, dieſe Mißgriffe zu bedauern. Seitdem man über dieſe Entſtehung der Gedichte Homer's die richtige Anſicht gewonnen hatte, mußte man nothwendig auch von jenen, auf die irrige Anſicht dieſer Gedichte gegründeten, theoretiſchen Verirrungen in Anſehung des Epos zurückkommen, und ſo wurden Wolf's kritiſche Unterſuchungen über Homer auch für die Aeſthetik fruchtbar. A. W. v. Schlegel war es vornehmlich, der, nach berichtigten Anſicht von Homer's Rhapſodien, eine dem Homer und der Natur gemäßere Theorie des Epos aufſtellte, nachdem bereis früher mehre Stimmen gegen die Geſetzkräftigkeit bloß temporeller und örtlicher Einrichtungen ſich erklärt, und alſo vom Zufälligen mehr auf das Weſentliche hingewieſen hatten. Beſaß man nun aber gleich eine richtigere Theorie des Epos überhaupt, ſo hatte man darum doch noch keine ebenſo richtige Theorie des Heldengedichts; ja es ſchien, als wollte man jetzt in den entgegengeſetzten Fehler verfallen und nun dem Heldengedicht keine andern Geſetze zugeſtehen als die des Epos überhaupt und nach keinem andern Muſter als nach Homer's Rhapſodien, zu welchem Behufe mitunter das Anſehen Virgil's gar ſehr verunglimpft wurde. Wer möchte behaupten, daß der neue Irrthum nicht auch ein Irrthum ſey! Das Heldengedicht als epiſches wird zwar allerdings unter den Geſetzen des Epos ſtehen, als eine beſondere Art in der Gattung aber auch Eigenthümlichkeit haben müſſen, durch die es ſich von jedem Epos, das kein Heldengedicht iſt, auszeichnet. Geht man nun von dem Grundſatz aus, daß die Form eines Kunſtwerks bedingt ſey durch den Stoff, und daß beide mit einander in der innnigſten Harmonie ſtehen müſſen, ſo wird man nicht umhin können zu geſtehen, daß unter den vielen Erklärungen vom Heldengedichte die von Heydenreich gegebene noch am meiſten zum Ziele treffe. Er erklärt es „als die Darſtellung einer Handlung, welche durch ihre Wichtigkeit für die ganze Menſchheit oder einen großen Theil derſelben, durch die Charaktere, welche an ihr Theil nehmen, und die Art ihrer Entwickelung das Gefühl des Erhabenen erregt, in der Form der höchſten durch Sprache darſtellbaren Schönheit". Wenn der Urheber dieſer Erklärung die Darſtellung einer Handlung fordert, ſo ſcheint er dem Heldengedichte die Geſetze der Tragödie vorzuſchreiben, denn in dem Begriffe der Handlung ſind die Anforderungen der Einheit, Vollſtändigkeit u. ſ. w. mit eingeſchloſſen. Schwerlich würde man ein Heldengedicht darum tadeln, weil es dieſe Anforderungen befriedigte; man kann aber freilich auch nicht, als eine unumgängliche Nothwendigkeit, darauf dringen. Hier gelten die allgemeinen Geſetze des Epos. Streng hat dagegen der Sänger eines Heldengedichts über Einheit des Tons zu wachen, weil er, wenn er dieſe verletzte, die Wirkung ſeines Gedichts ſelbſt vernichten würde. Als dieſe Wirkung nennt Heydenreich das Gefühl des Erhabenen, welches jedoch nur mit Einſchränkung dafür kann angenommen werden. Es gibt nämlich 3 verſchiedene Claſſen von Heldengedichten, und bei jeder iſt die Wirkung verſchieden. Dieſe 3 Claſſen kann man bezeich-

men als das ernste, das komische und das romantische Heldengedicht. Was bisher von dem Heldengedicht überhaupt gesagt worden ist, kann man als von dem ernsten gesagt annehmen. Die Wirkung desselben soll allerdings Gefühl des Erhabenen seyn; gerade die entgegengesetzte aber hat das komische Heldengedicht zum Zweck. Dieses ist hervorgegangen aus der Parodie des ernsten Heldengedichts, d. h. aus der scherzhaften Anwendung der ernsten Form desselben auf einen mit ihr abstechenden Stoff, wobei der Contrast hauptsächlich dient, das Gefühl des Lächerlichen zu erregen. Hier ist deßhalb Manches von sehr guter Wirkung, was im ernsten Heldengedichte geradezu seinen Zweck verfehlt, namentlich die ganze allegorische Maschinerie. Das romantische Heldengedicht kann man dem vorigen nicht entgegensetzen, indem es ernst seyn kann, wie bei Tasso, Trissino, Camoens u. A., oder komisch, wie bei Arioſto. Da es jedoch mit der Zeit zu einer Mischung von Ernst und Scherz wurde, indem die Dichter es nicht verhehlen, daß sie mit ihrem Stoffe nur spielten, so kann man füglich das romantische Heldengedicht als eine eigne Classe neben jene stellen. Der Geist eines scherzenden Spottes waltet darin vor. Wie der Scherz überall mehr Freiheit hat als der Ernst, so ist auch diese Classe von Heldengedichten ungebundener, und der lose Geist Capriccio treibt bisweilen darin mit den Regeln ein loses Spiel. (Vgl. Romantische Poesie.)

Helena, die Tochter des Jupiter und der Leda. Leda gebar nämlich 2 Eier, indem sie vom Jupiter und ihrem Gemahle Tyndareus zugleich schwanger war; das eine enthielt den Kastor und Pollux, das andere die Klytämnestra und Helena, diese und Pollux waren aus Jupiter's Umarmung. Wegen ihrer Schönheit war Helena in ganz Griechenland berühmt, und viele Helden buhlten um ihre Liebe. Schon als 10jähriges Mädchen wurde sie aus dem Tempel der Proserpina vom Theseus entführt, aus dessen Händen sie ihre Brüder Kastor und Pollux befreiten, als Theseus vom Pluto gefangen gehalten wurde. Sie blieb nun in Sparta, und alle griechische Fürsten bewarben sich um ihre Liebe. Um allen Streit zu vermeiden, ließ Tyndareus, auf den Rath des Ulysses, alle ihre Freier schwören, daß sie seine Tochter, sowie Denjenigen, den sie zum Manne erkiesen würde, an Jedem rächen wollten, der sie beleidigte. Sie gab darauf dem Menelaus ihre Hand und brachte ihm das Königreich Sparta, dessen einzige Erbin sie durch den Tod ihrer Brüder und die Vermählung ihrer Schwester mit Agamemnon geworden war, als Brautschatz mit. Als einst Menelaus nach Kreta gereist war, wurde sie von dem trojanischen Königssohne Paris besucht, und von den Reizen des schönen Jünglings umstrickt, vergaß sie ihres Gemahls und folgte dem Verführer nach Troja. Da die Trojaner den Griechen Genugthuung und die Zurückgabe der Geraubten verweigerten, so entstand der berühmte trojanische Krieg, an dem ganz Griechenland Theil nahm. Sie gebar dem Paris mehre Söhne; indessen erwachte auch oft in ihrem Herzen die Liebe zu ihrem vorigen Gemahle und das Gefühl schmerzhafter Reue. Nach Paris's Tode soll Priamus sie dem tapfersten seiner Söhne zur Gattin versprochen haben, und Deiphobus erhielt sie. Als Troja auf's Aeußerste gebracht worden war, soll sie, unter dem Vorwande, das Fest des Bacchus zu begehen, den Griechen mit den Fackeln des Festes die Losung zum Einbruch in die Stadt gegeben und insbesondere ihren Gemahl Deiphobus dem Menelaus ausgeliefert haben. Nachdem Troja durch die List der griechischen Heerführer erobert, kehrte sie nach 8jährigem Umherirren mit Menelaus wieder nach Sparta zurück. Nach des Mene-

laus Tode wurde sie mit ihren Stiefsöhnen, Nikostratus und Megaponthes, aus Sparta vertrieben und floh nach Rhodus, wo sie von der Polyro, der Gemahlin des Tlepolemus, aufgenommen wurde. Weil dieser aber vor Troja geblieben war, so beschloß Polyro, den Tod ihres Gemahls an der Helena, als die Ursache des ganzen Krieges, zu rächen. Während die Unglückliche sich in einem Flusse badete, schickte sie in Furien verkleidete Weiber ihr nach, die sie ergriffen und an einem Baume aufhängten. Zum Andenken dieser traurigen Begebenheit weihten die Rhodier ihr eine Capelle unter dem Namen der Helena Dendritis. Auch wurde ihr ein Tempel zu Lakedämon gewidmet. Ihre Geschichte wird übrigens von den Dichtern auf so verschiedene Arten erzählt, daß uns der Raum nicht gestattet, sie anzuführen. Es ist ganz unrichtig, wenn man glaubt, daß die alten Dichter sie wegen ihrer Fata mit einem mißbilligenden Blicke betrachten. Homer spricht immer für sie zum Besten, und die noch vorhandene Lobrede des Isokrates auf sie mag viel Wahres enthalten. Nicht weniger berühmt war im Alterthume die Palinodie des Stesichorus, der, weil er sie geschmäht habe, erblindet seyn soll. Ueberhaupt hatte man auch eine apologetische Sage von ihr, welche ihre Ankunft in Troja und ihre Liebe zu Paris leugnete, und worauf Euripides zum Theil seine Tragödie gründete.

Helena (die heilige), Mutter des Kaisers Konstantin d. Gr., wurde, nach Prokopius, von sehr dürftigen Eltern im Flecken Drepana in Bithynien geboren, zog aber durch ihre außerordentliche Schönheit die Blicke des Konstantius Chlorus, damals nur noch Offizier der kaiserlichen Leibwache, auf sich und wurde seine Gemahlin. Da derselbe aber vom Diokletian zum Mitregenten angenommen wurde, verstieß er sie, um die Stieftochter des Kaisers Maximinus Herkulius, Theodora, zu heirathen. Bis dahin, wo ihr Sohn Konstantin den Thron bestieg, schweigen gleichzeitige Schriftsteller von ihren Lebensumständen. Kaum aber war dieß geschehen, so wurde sie an den Hof berufen, erhielt den Titel Augusta und ward mit allen Ehrenbezeugungen, wie sie der Mutter des Kaisers gebührten, überschüttet. Sie erhielt sogar die Erlaubniß, aus dem kaiserlichen Schatz so große Summen, als ihr beliebten, zu nehmen, die sie größtentheils zur Erbauung von Kirchen, selbst in den Rheinlanden, und zur Unterstützung armer, hülfsbedürftiger Menschen verwendete. Um 326 unternahm sie die Wallfahrt nach Jerusalem, wohin nachher so viele Pilgrimme aus allen Ländern Europa's zogen, und soll daselbst das heilige Kreuz gefunden haben, dessen 614 die Perser sich bemächtigten und das Kaiser Heraklius 628 wieder zurückerhielt und Ludwig der Heilige von Frankreich mit der Dornenkrone 1241 von den Venetianern erkaufte. Helena st. den 18. August 327 oder 328, welchen Tag die katholische Kirche ihr zu Ehren noch feiert.

Helena (Insel), s. St.-Helena.

Helenen-Feuer, St.-Helms-Feuer, St.-Elms-Feuer, St.-Elmo-Feuer, eine Erscheinung, die sich zuweilen bei Ungewittern auf den Schiffen sehen läßt und in einer elektrischen Flamme auf den Masten, Raaen und Wimpeln besteht; wahrscheinlich eine Folge der aus dem Schiffe emporsteigenden Ausdünstungen. Erscheint es einfach, so halten es die Schiffer für eine Vorbedeutung von Unglück und heftigem Sturme; das doppelte hingegen, welches die Alten Kastor und Pollux nannten, gilt ihnen als Zeichen des Glücks und guten Windes, und sie begrüßen dasselbe mit Pfeifen.

Helenus, Sohn des Priamus und der Hekuba, insbesondere als

Wahrsager berühmt. Als er nämlich einst mit seiner Schwester Kassandra im Tempel des Apollo schlief, so leckten ihnen beiden ein paar Schlangen die Ohren, wodurch sie die Gabe erhielten, die Rathschläge der Götter zu hören. Auf seine Veranlassung brachten Hektor und Aeneas die vor Diomed fliehenden Trojaner wieder zum Stehen. Er vernahm die Rathschläge des Apollo und der Minerva, wie sie das Blutvergießen hemmen könnten, und den Vorschlag des Apollo, daß Hektor mit einem Griechen sich in Zweikampf einlassen sollte, worauf er den göttlichen Rathschluß dem Hektor eröffnete. Bei Bestürmung der Verschanzungen war er mit dem Äsius und Deiphobus Anführer der 3. Colonne und gerieth mit dem Menelaus in Kampf, von dem er verwundet wurde. Er war der einzige von Priamus Söhnen, der Troja's Untergang überlebte, und dieses sein glückliches Schicksal hatte er seiner Wahrsagerkunst zu danken; denn während der Belagerung der Stadt gelang es einst dem Ulysses, ihn zu überraschen und ihn gebunden in das Lager der Griechen zu führen, um diese durch seine Wahrsagerkunst über die Zukunft zu belehren. Hier erwarb er sich die Freundschaft des Pyrrhus Neoptolemus, Sohn des Achilles, dadurch, daß er ihn von einer Schifffahrt abhielt, wobei, wie er es vorhergesagt hatte, Alle umkamen. Nachdem nun die Stadt erobert war, nahm ihn Pyrrhus in seinen Schutz, ging mit ihm nach Epirus, wo er König der Molasser ward, und ernannte ihn zu seinem Nachfolger. Nach des Pyrrhus Tode regierte er wirklich daselbst und heirathete des Pyrrhus Witwe, Andromache, ehemals Hektor's Gemahlin.

Helgoland, eine jetzt den Briten gehörige Insel vor der Elbe, seitdem diese Nation angefangen hat, die Mündungen aller bedeutenden Flüsse wo möglich zu beherrschen. Sie liegt in der Nordsee, 6 Meilen von der Mündung der Elbe, Weser und Eider, besteht aus Dünen und verschiedenen Klippen, deren bedeutendste der Mönch ist. Das hohe Land hat 4200 Schritte im Umfang, von solchem steigt man auf das Unterland durch eine Sanddüne herab. Die ganze Insel hat 400 Häuser und 1800 Menschen, welche sich als Lootsen und Fischer ernähren. Die Insel hat einen schönen Leuchtthurm. Alles Land wird gegraben. Der Boden ist rother harter Thon. 60 Kühe und 4—500 Schafe unterhält der hiesige Garten- und Feldbau. Bäume sind hier sparsam. Die vorzüglichste Einnahme besteht in dem Preise für die Seefische, wovon jährlich ungefähr für 60.000 Rthlr. ausgeführt werden. Die Einwohner sind unvermischte Abkömmlinge der Friesen, deren Sprache und Gebräuche sie vollkommen beibehalten haben. Die Weiber bestellen den Acker, dreschen und mahlen das Getreide. Pferde und Wagen gibt es nicht. Die Feuerung zieht man von dem Festlande. Die Helgoländer sind als geschickte Lootsen bekannt. Zum Trinken hat man keine Brunnen. Beide Häfen sind schlecht. Die hier überwinternden Kriegsschiffe liegen an Ketten an der abgesonderten Sandinsel, welche frisches Wasser hat. Die Wuth des Meeres hat diese Sandinsel von der Hauptinsel abgerissen. Die Insel gehörte sonst zu Dänemark, ward im September 1807 von den Engländern besetzt und im kieler Frieden 1814 von Dänemark an Großbritannien abgetreten. Während des Continentalsystems, wo hier die Hauptniederlage der englischen, nach dem Festlande zu schmuggelnden Waaren war, stieg die Volksmenge auf 4000 Seelen. Die Justiz und Polizei wird nach den schleswig-holsteinischen Landesgesetzen gehandhabt. Die letzte Instanz bildete der Gouverneur, welcher die vor ihn gebrachten Streitigkeiten militairisch entschied. Jetzt vertritt dessen Stelle eine Magistratsperson, denn die militairische Station auf Helgo-

land (700 Mann brit. Truppen) hörte 1821 auf. Noch 1820 kostete die Insel 20.000 Pf. St. S. „Philolog.-histor.-geogr. Untersuchung über die Insel Helgoland", von Friedr. v. d. Decken, k. hanöv. Feldzeugmeister (Hanov. 1826, m. K. u. Ch.).

Heliaden (Heliadae), die 7 Söhne des Sonnengottes Helios, welche erzeugt wurden, als Helios's heiße Strahlen alle Feuchtigkeit auf der Insel Rhodus austrockneten. Ihre einzige Schwester Elektryone starb als Jungfrau und ward von den Rhodiern als Halbgöttin verehrt. Die Brüder zeichneten sich alle durch Verstand und Kenntnisse aus, beschäftigten sich mit der Astronomie, verbesserten die Schiffbaukunst und theilten die Tage in Stunden ab. Besonders that es Thenages seinen Brüdern an Scharfsinn zuvor, welche ihm deßhalb das Leben nahmen. Als aber diese Mordthat bekannt wurde, entflohen sie von Rhodus bis auf zwei, die sich nicht mit dem Blute befleckt hatten. Auch führt die Fabel Heliaden (Heliades) als Töchter des Helios und der Nymphe Merope oder Klymene an. (S. Phaethon.)

Helikon (jetzt Sagara in Livadien), ein Berg, den die Mythographen nach Böotien in die Nähe der beiden Städte Theben und Phocis setzten. Auf ihm befanden sich die Musenquellen Aganippe und Hippokrene; er diente dem Apollo und den Musen zum Wohnsitze, welche Letztere von ihm den Beinamen Helikoniaden oder Helikoniden bekamen. Die Umgegend des Berges war ihrer Fruchtbarkeit wegen berühmt; selbst die Schlangen sollten nach dem Genusse der dortigen Pflanzen ihr Gift verlieren.

Heliocentrisch, Dasjenige, was sich auf den Mittelpunkt der Sonne bezieht, oder wovon man sich vorstellt, als ob es aus dem Mittelpunkte derselben betrachtet würde. Der Ort, den ein Planet, aus der Mitte der Sonne gesehen, unter den Fixsternen einnehmen würde, heißt sein heliocentrischer Ort, und dessen Länge und Breite heliocentrische Länge und Breite des Planeten. Astronomische Rechnungen werden zuerst auf die heliocentrischen Orte gerichtet, weil die Bewegungen der Planeten um die Sonne, als einen festen Punkt, gehen, und also aus ihr am regelmäßigsten erscheinen.

Heliodor, einer der besten griechischen Erotiker, war aus Emesa in Syrien gebürtig und lebte gegen Ausgang des 4. Jahrh. n. Chr. Er war Christ und ward Bischof von Tricca in Thessalien, gegen Ende seines Lebens aber abgesetzt. Sein Jugendwerk: „Aethiopika (d. h. äthiopische Geschichten) oder die Liebe des Theagnes und der Chariklea", in poetischer Prosa und fast epischem Tone verfaßt, zeichnet sich durch strenge Sittlichkeit vor den übrigen griechischen Romanen aus und zieht durch die Abenteuerlichkeit seiner Erfindung an. Hauptausgaben, von Bourdelot (Paris 1616, Leipz. 1772), von Korais (Paris 1804, 2 Bde., Leipz. 1805, 2 Bde.), deutsch, von Meinhard (Leipz. 1767, 2 Bde.).

Heliometer, auch Astrometer, ein Werkzeug, das an einem Fernrohre angebracht wird, um kleine Weiten am Himmel, vorzüglich aber die scheinbaren Durchmesser der Sonne und des Mondes, mit mehr Bequemlichkeit zu messen, als mit dem Mikrometer geschehen kann. Die Einrichtung kann verschieden seyn; bei Bouguer's Einrichtung z. B. wird ein astronom. Fernrohr mit 2 Objectivgläsern versehen, von denen eins beweglich ist, und welche zwei nebeneinanderliegende Bilder des Gegenstandes machen, die man zugleich durch dasselbe Ocular betrachtet. Stellt man nun bei Betrachtung eines Himmelskörpers die Objective so, daß sich die beiden Bilder mit den Rändern genau berühren, so gibt die

Entfernung der Mittelpunkte der Gläser den Durchmesser des Bildes, welcher dem scheinbaren Durchmesser proportional ist. So wird das Instrument namentlich bei Bestimmung des Unterschiedes der Sonnendurchmesser in der Erdnähe und Erdferne gebraucht. Vergl. Lalande's „Astronomie", 2. Aufl., §. 2433.

Helios, bei den Römern Sol genannt, der Sonnengott in der griechischen Mythologie, aus dem Geschlechte der Titanen und deßhalb auch oft den Namen Titan führend. Er war ein Sohn des Hyperion und der Thia und Bruder der Eos oder Aurora und der Selene. Täglich freut er sich seiner heiligen Heerde, die ihm zur Lust auf den üppigen Auen Trikanias weiden. Sieben Heerden fetter Stiere und sieben Heerden blökender Schafe, jede aus fünfzig Stücken bestehend, und deren Zahl sich nicht mindert noch mehret, weiden ihm da. Und unglücklich ist der Frevler, der sie verletzet. Dieß erfuhren Odysseus und seine Gefährten, die thöricht sich an ihnen vergriffen. Ihr Schiff wurde durch den Donner des Zeus zerschmettert und die Verbrecher sämmtlich in das Meer versenkt. Seinem Blicke entgehet Nichts, er sieht den Ares zu dem Bette der Aphrodite schleichen und verräth es dem Hephästos: nur er sieht den Raub der Proserpina, und er nennt der Mutter den Räuber. Darum rufen ihn auch alle Sterblichen zum Zeugen ihrer heiligen Bündnisse an. Denn er leuchtet unermüdet den Sterblichen und Unsterblichen. Schrecklich schaut des schönen Jünglings Auge aus dem goldenen Helme hervor, und glänzende Locken umwallen sein feuriges Antlitz. Von glühenden Strahlen umblitzet und von hellem Gewand umschleiert, das der Odem der Winde gewebt hat, schnauben mit ihm seine muthigen Rosse von den Höhen des Himmels in die Tiefen des Oceanus hinab. Hier besteigt er eine vom Vulkan gefertigte goldene geflügelte Schale und segelt auf dem Ocean hin zu dem heiligen Wohnsitz der schwarzen Nacht und zu seiner Mutter und jungen Gemahlin, sowie zu seinen Kindern und den frommen Aethiopen, wo in der Stadt des Aethers an des Oceans Ufern seine goldenen Strahlen liegen. Denn hier stehen harrend seine Rosse und Wagen, um sie bei der Ankunft der Eos zu besteigen. Sein Dienst war in Griechenland sehr ausgebreitet; besonders ward er auf Rhodus, in Korinth, Elis, Argos und Trözene verehrt. Oft wird er mit dem Apollo als dieselbe Person angesehen, allein Homer unterscheidet ihn wirklich von jenem, und zwar in der Geschichte von der Zusammenkunft des Mars und der Venus (Odyss. 8, 302), wo Helios als Kundschafter und Hinterbringer erscheint und Apollo mit den andern Göttern auf die erhaltene Nachricht herbeieilt. Noch deutlicher aber stellt er ihn dadurch als eine besondere Gottheit dar, daß er ihm einen eigenen Hymnus weiht, der ihn ganz als den Sonnengott auszeichnet.

Helioskop oder Sonnenglas ist ein Fernrohr, hinter welchem man das Bild der Sonne auf einer Ebene auffängt. Ein astronomisches oder holländisches Fernrohr wird etwas weiter auseinandergezogen, als es, um dadurch zu sehen, nöthig ist. So wird es gegen die Sonne gerichtet, und das dadurch entstehende Bild in einem dunkeln Ort aufgefangen. In dieser Absicht wird entweder ein Zimmer verfinstert, oder man steckt das Fernrohr in ein dunkles trichterförmiges Behältniß, dessen Boden mit geöltem Papier überspannt oder mit einem matt geschliffenen Glase verschlossen ist, worauf sich die Sonne abbildet. Auf diesem Papier oder Glase wird ein Kreis beschrieben, den das Sonnenbild gerade ausfüllt, und der durch 5 innere concentrische Kreise in die gewöhnlichen 12 Zolle getheilt wird. Mit einem solchen Helioskop kann man das Bild der

Sonne mit ihren Flecken, sowie die Sonnenfinsternisse ohne Nachtheil für die Augen beobachten. Indeß ist das Instrument zu genauern Bestimmungen nicht geeignet, und man betrachtet die Sonne daher lieber durch Fernröhre, deren Gläser entweder mittelst des Rauches einer Kerze geschwärzt, oder sonst stark gefärbt sind. Die astronom. Fernröhre pflegen aber auch noch besonders mit solchen stark gefärbten Plangläsern versehen zu seyn, die in die Röhre geschraubt werden können, wenn die Sonne beobachtet werden soll.

Hell (Maximilian), Jesuit und einer der verdienstvollsten Astronomen des vorigen Jahrhunderts. Er war am kaiserlichen Hofe zu Wien als Astronom angestellt und lange Zeit hindurch Professor dieser Wissenschaft, Director der Sternwarte und Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften. Er wurde 1720 zu Chemnitz in Ungarn geboren und trat früh in den Orden der Jesuiten. Von Jugend auf beschäftigte er sich mit Sternkunde und Physik; nahm 1745—46 Theil an den Beobachtungen des P. J. François, Vorstehers der Jesuiten-Sternwarte zu Wien, und half ein Cabinet der Experimental-Physik daselbst errichten. 36 Jahre hindurch versah er François's Stelle. 1768 begab er sich auf Antrag und Kosten des Königs von Dänemark „Christian VII." nach der Insel Warde-Huys, um mit dem J. Gainnovics den 3. Juni 1769 den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten. Er war hierin glücklicher als 13 andere Astronomen, die sich auf verschiedenen Punkten des Nordens verbreitet hatten, weil ihm der Himmel durch seine Heiterkeit günstig war. In der Geschichte der königlichen Akademie der Wissenschaften heißt es: „Unter allen in Europa gemachten Beobachtungen ist ohne Zweifel die auf der Insel Warde von Hell angestellte die vollkommenste„ Hell und Gainnovics wurden vom Könige durch Geschenke geehrt, kehrten nach Wien zurück, wo sie ihre „Ephemeriden" bekannt machten und ihre merkwürdigen Beobachtungen und Reflexionen, sowie eine genauere Charte von verschiedenen Partien des Nordens herausgaben. Hell erfand auch das bewegliche Dach zum Gebrauche eines der astronomischen Hauptinstrumente. Einige medicinische Bemerkungen, die er auf seiner Reise nach Norden machte, erwarben ihm keinen geringern Ruf als seine Himmelsbeobachtungen. Hell starb zu Wien 1792. Unter seinen Schriften zeichnen sich aus: 1) „Observatio transitus Veneris ante discum solis dies 3 jun. 1769" (Wien 1769); 2) „Ephemerides annı 1758—63" (ebend.); „Ephemerides astronomicae" (ebend. 1771); 4) „Ephemerides astronomicae anni 1791 ad meridiānum Vindobonensum etc." Hell beschloß 1778 ein Werk in 3 Bänden unter dem Titel: „Expeditio literari ad dolum arcticum" herauszugeben; doch ein Zusammenfluß unglücklicher Umstände, vorzüglich die Unterdrückung seines Ordens, zwang ihn, ein Unternehmen aufzugeben, was er bald zu Ende gebracht hätte.

Hellas wurde in verschiedenem Sinne von Griechenland gebraucht. Ursprünglich bezeichnete dieser Name einen kleinen Landstrich in Thessalien um die uralte Stadt Hellas. Auch Homer scheint dieß Wort in der Bedeutung zu nehmen, indem er Hellas allezeit mit Phthia und anderen Gegenden Thessaliens zusammensetzt. In der Folge verstand man darunter alle griechische Freistaaten außer dem Peloponnes. Dieser Begriff war bis auf Alexander den Großen der gemeinste, aber doch nicht ganz bestimmt; denn bald verstand man Thessalien mit darunter, bald nicht. Daher entstand ein anderer Begriff, indem man Hellas nur Das nannte, was bei den Römern Achaja hieß und von den Athenern, Böo-

tiern, Lokrern, Phokensern und Doriern bewohnt wurde. Nach den Kriegen mit Xerres suchten die Spartaner den Begriff herrschend zu machen, daß der Peloponnes das eigentliche Hellas sey. Wenn auswärtige Länder den Namen Hellas brauchten, so verstanden sie darunter alle Länder, die von Griechen bewohnt wurden, weder den Peloponnes, noch Thessalien ausgeschlossen. Im weitesten Sinne endlich wurde Hellas in den spätern Zeiten genommen, als Philipp Sitz und Stimme im Rathe der Amphiktyonen erhalten hatte. Man begriff nämlich alsdann darunter alle Länder zwischen dem ionischen und ägäischen Meere, selbst Makedonien und Epirus. (Vgl. Griechenland.)

Helldunkel, s. Clair-obscur.

Helle, Schwester des Phryxus und Tochter des Athamas und der Nephele. Um ihrer Stiefmutter Ino Haß zu entgehen, nahm sie mit ihrem Bruder die Flucht, und ein Widder mit goldenem Felle trug sie auf den Wink der Götter über Land und Meer nach dem fernen Kolchis. Aber nur Phryxus langte hier an; denn die unglückliche Helle stürzte sich in das Meer, welches von ihr den Namen Hellespont (Meer der Helle) erhielt.

Hellenen, die der neuern Zeit, bewohnen jetzt das alte Hellas, den Peloponnes, den östl. Theil Thessaliens und die Küsten Makedoniens und Thrakiens, die kleinen Eilande des Archipels ausschließlich, die größern Inseln zur Hälfte; auch sind sie über ganz Arnauth verbreitet und in den Provinzen diesseits der Donau. Ueber ihre Sprache, die Romaika, s. Neugriechische Sprache u. Literatur. Unter ihnen zeichnen sich als besondere Stämme aus: die Mainotten (s. d.), die Hydrioten (s. d.), die Sfachioten auf Kreta, ein Gemisch der alten Kretenser und eingewanderten Hellenen. Ueber die alten Hellenen s. Griechenland. Ein Hauptwerk ist Wachsmuth's „Hellenische Alterthumskunde a. d. Gesichtspunkte des Staats", 1 Thl., 1. Abth., Halle 1826).

Hellenismus. Unter Hellenismus verstehen wir jenen Charakter, jenen Genius, die ganze Denk- und Empfindungsweise der Griechen, welche sie so sehr von den andern Völkern, sowohl des Alterthums als der neuern Zeit, auszeichnen. In dem griechischen Genie scheinen sich die vorherrschenden Geistesgaben des Morgen- und Abendlandes zu vereinigen. Eine lebhafte Phantasie, feine Sinnlichkeit, naives Gefühl waren die Elemente, welche das Morgenland zu seiner Bildung hergab; vom Abendlande erhielt es den Geist der Kritik und Philosophie. Man denke sich nun diese Naturkräfte, welche stets bei den Griechen im schönsten Einklange wirkten, unter einem milden Himmel, in einer üppigen Natur, unter Verfassungen, die alle Triebfedern des Menschen anregten und in Thätigkeit setzten, die sie in ihren Aeußerungen nicht beschränkten und einengten, und man wird sich in etwa erklären können, warum griechische Bildung, ihr ganzes politisches und wissenschaftliches Leben, eine solche Stufe der Vollkommenheit erreichte, die nie ein Volk vor oder nach ihnen erlangt hat. Die Ursachen, welche zusammenflossen, um den griechischen Charakter zu bilden und ihn zu der bewunderungswürdigen Höhe zu heben, sind unter andern diese: 1) das sanfte Klima: es erleichterte das gesellige Leben und was es hierdurch und schon an sich selbsten zur Entwickelung der Geistesanlagen einer Nation beiträgt, beweist uns die Kulturgeschichte der Völker. Nicht weniger vortheilhaft ist ein milder Himmel für die Erhaltung von Kunstwerken; in Griechenland standen die Meisterwerke der Bildhauer- und Malerkunst unter freiem Himmel, dessen

Gelindigkeit nicht wie in den Nordländern, sie in Zimmern aufzustellen zwang. Diese Prachtkunstwerke, die der Anschauung des Volkes immerwährend offen standen, mußten daher seinen Kunstsinn wecken und sein Gefühl für Schönheit verfeinern. 2) Griechenlands Lage. Sie ist äußerst glücklich: zwischen zwei Welttheilen schiebt sich ein Inselgrund, und bildet so ein Band zwischen Asien und Europa. Diese Lage mußte nothwendig eine Quelle des regsten Lebens und Verkehrs werden. Daher finden wir schon in den frühesten Zeiten Griechenlands ein lebhaftes Treiben und Drängen der Völker auf dem hellenischen Boden. Aegypter, Phönikier befuhren in dem mythischen Zeitalter schon Hellas's Meere, und aus Thrakien und Kleinasien kamen immer Fremdlinge herüber. Bei einem solchen Zusammenfluß und Reiben der verschiedensten Nationen konnten keine Kräfte schlummern, Alles wurde geweckt, drängte und wurde gedrängt, trieb und wurde getrieben. Ueberdieß bot das Land die abwechselndsten Naturschönheiten dar und schien den Menschen aufzufordern, seine geistigen und moralischen Anlagen ebenso mannigfaltig und vielseitig auszubilden. 3) Die ursprüngliche glückliche Organisation. Die Griechen gehörten zu dem schönsten Menschenschlage, und die körperlichen und geistigen Gaben, mit denen die Natur vorzugsweise den kaukasischen Stamm begabte, schien der Grieche in einem reichern Maße empfangen zu haben. 4) Die Verschiedenheit des Landes. Griechenland besteht theils aus einer Menge kleiner Inseln, theils aus festem Lande; doch auch dieß ist von Bergen durchschnitten und bildet Landschaften von mittelmäßiger Größe, deren Bewohner hinter den natürlichen Bollwerken, den Gebirgen, Schutz vor den Eroberungs- und Unterjochungsplanen der Nachbaren und Vertheidigungsmittel ihrer Unabhängigkeit fanden. In einem so verschieden gestalteten Lande mußte sich die Kultur ebenso verschiedentlich gestalten; während der eine Staat von der Natur auf Ackerbau verwiesen war, fand der andere, dem die nahe See hiezu Gelegenheit bot, seinen Wohlstand im Handel. 5) Der gemischte Ursprung der griechischen Nation. Eine Menge Völker Asiens und Afrika's waren in Hellas eingewandert; sie brachten ihre Kenntnisse, Sitten, Gebräuche und ihre Gesetze mit, und wenn gleich diese verschiedenartigen Elemente im Laufe von Jahrhunderten zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen wurden, so konnten sie doch nicht so ganz verwischt werden, daß nicht Spuren derselben übrig geblieben seyen, und selbst in der höchsten Blüthe der griechischen Kultur und bei ihrer originellsten Entwickelung der Wirkung jener alten Beimischungen und Einpflanzungen fremdartiger Stoffe in den ursprünglichen Nationalcharakter, sich nicht sollten bemerkbar gemacht haben. Daher denn auch aus dieser Quelle die größte Verschiedenheit und die Mannigfaltigkeit der hellenischen Bildung mit herzuleiten seyn möchte. 6) Die politischen Verfassungen. In keinem Lande hat sich der Menschen-Geist in Schaffung politischer Staatsformen so sehr geübt als in Griechenland; keine Art derselben wurde unversucht gelassen, bis endlich nach einem langen Streben, Wanken, nach häufigem Niederreißen und Wiederaufbauen die republikanische Verfassung die herrschende und fast einzige wurde. Der Grieche kannte keinen Druck, keine schwere Auflagen und Frohndienste, kein Feudal-System und keine privilegirte Stände; Jeder nahm Theil an der Verwaltung seines Vaterlandes und durfte mit gleichem Rechte als seine Mitbürger nach Staatsämtern streben; Alles wurde öffentlich verhandelt und Keinem war die Freiheit benommen, seine Meinung über Staatsangelegenheiten der öffentlichen Prüfung vorzulegen. Hierdurch wurde den Geisteskräften ein großer, freier Spielraum eröffnet, auf dem sie sich nach

allen Seiten ausbreiten konnten. Dieß Uebungsfeld trug auch unter ihnen die schönsten Früchte. Kritische und pragmatisch Geschichte vermochte sich nur unter einer solchen Verfassung zu bilden, während sie unter dem Drucke asiatischer Despoten zu Königs- und Hofchroniken herunterſank und sich nie zu dem freien und großen Griechengeiste erhob. Die Beredtsamkeit und ihr Flor, den wir noch jetzt bei den Rednern Griechenlands bewundern, waren Töchter der republikanischen Verfassung. Regsamkeit im Handel und Verkehr und Nationalwohlstand waren die Folgen, und diese erzeugten wieder feinere Lebenssitten, Geschmack an schönen Künsten und edlern, geistigern Vergnügungen und Hang zur Geselligkeit, die vermöge der Wechselwirkung, in der Alles im menschlichen Leben steht, zur Belebung des Witzes, zur Ernährung des Verstandes, zur Schöpfung neuer und Läuterung und Erweiterung der alten Ideen beitrugen. 8) Die große Anzahl der griechischen Staaten. Sie erweckte den Wetteifer in allen Zweigen der Industrie und der Kunst. Die despotische Reiche Asiens gleichen von jeher einem stillen Meer, worin Manches in Fäulniß überging, weil nur selten Bewegung stattfand und Jahrhunderte hindurch die Dinge dasselbe Ansehen behielten. In den kleinen griechischen Staaten, die voll Wetteifer brannten, in denen hundert verschiedene Interessen sich durchkreuzten, Bündnisse sich schlossen und zerrissen wurden, Partheien gegen Partheien kämpfend standen, mußte Alles beweglich seyn, veraltete asiatische Formen und Einrichtungen konnten dort keinen Bestand haben. In Griechenland war überall Druck und Gegendruck, gegenseitiges Drängen und Reiben; wenn also irgendwo schöne Naturanlagen zu freier That und energischer Kraft werden konnten, so war es hier. Durch die republikanische Verfassung der Hellenen wurde zuerst der Forschungsgeist über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit angeregt; ihre Philosophen und Staatsmänner forschten zuerst nach den Rechten der Menschen und der Völker, und legten so den Grundstein zum Civil-, Völker- und Staatsrecht. 9) Griechenlands Kriege gegen die Perser. Sie gaben der Nation ein Gefühl ihrer Kraft, einen Stolz auf Alles, was griechisch war, befestigten den von Natur so starken Freiheitssinn und wurden hierdurch zur Quelle neuer National-Thätigkeit. 10) Die gemeinschaftlichen Feste und Spiele. Ihr politischer Zweck war wichtig, sie waren das Band, was die griechischen Staaten zusammenhielt; doch nicht weniger wichtig zeigte sich ihr Einfluß auf die Bildung des Volkes. Was Kunst und Wissenschaft Großes und Schönes geleistet hatten, wurde am Olympos, auf dem Isthmus, öffentlich der Beurtheilung, der Bewunderung und dem Tadel hingestellt. Die Nation belohnte ihre großen Männer in allen Fächern und spornte hierdurch zu herrlichen Leistungen an. 11) Die Religion. Sie war eine Religion der Kunst; ihre Gestalten waren aus dem ewig blühenden Reiche der Phantasie und aus der schönen, griechischen Sinnlichkeit genommen. 12) Die Freiheit des Denkens und Forschens, die durch keine religiöse und politische Gewalt zurückgedrängt wurde; einen prüfenden Blick durfte der Hellene nach allen Richtungen wenden, auf alle Gegenstände heften. 13) Endlich die großen Geister der Nation. Der einzige Homer wirkte auf die Bildung seines Volkes mehr als eine Menge Akademien es hätten thun können; griechische Dichtkunst ist Homerische Dichtkunst. Diese und andere im Einklange wirkende Ursachen schufen den Hellenismus mit seinem eigenthümlichen Gepräge. — Unter Hellenismus versteht man noch die griech. Sprache, welche die alexandrinischen Gelehrten aus den verschiedenen

Mundarten bildeten, und bei der sie vorzüglich den attischen Dialekt, insoweit er in den classischen Werken dieser Mundart als vollkommen ausgebildet erscheint, zur Norm nahmen.

Hellenisten nennen wir die gelehrten Kenner des griech. Alterthums, vornehmlich der griech. Sprache und Literatur.

Hellenisten (ägyptische) wurden die jüdischen Colonisten genannt, die nach dem Untergange des Königreichs Juda, um 600 v. Chr., nach Aegypten gekommen waren, und durch die zahlreichen jüdischen Colonien, welche Alexander der Große, 336 v. Chr., zur Bevölkerung Alexandriens und nach ihm Ptolemäus Lagi ebendahin führen ließ, so sehr verstärkt wurden, daß sich unter der Regierung des römischen Kaisers Augustus beinahe eine Million Juden in Aegypten befand. Hier begründete nun die Mischung des jüdischen und ägyptischen Nationalcharakters und der Einfluß der von diesen Juden angenommenen griech. Sprache und Philosophie eine neue Epoche gräcisirender jüdischer Bildung, die von ihrem herrschenden Charakter den Namen der hellenischen erhielt. Pythagorismus und Platonismus verschmolz sich darin wunderlich mit jenem phantastischen Orientalismus der hauptsächlich in Aegypten zu systematischer Ausbildung kam und noch in den mystischen Philosophemen der Gnostiker spukte. Der merkwürdigste unter den jüdisch-hellenistischen Philosophen war Philo von Alexandrien (s. d.), und das einflußreichste Denkmal des Fleißes der alexandrin. Juden die griech. Uebersetzung des alten Testaments. (S. Septuaginta.)

Hellespont, die Meerenge zwischen Europa und Asien, jetzt die Straße der Dardanellen. Ueber die Entstehung des Namens s. Helle. Die Ufer waren mit anmuthigen Hügeln, Städten und Dörfern besetzt. Hier war im Alterthume die Stadt Lampsakus mit ihren schönen Weinbergen, die Mündung des Aegos Potamos, durch Lysander's Sieg über die athenienſische Flotte verewigt, und die Städte Sestos in Europa und Abydos in Asien, beide durch das Gedicht des Musäus von der Liebe der Hero und des Leander berühmt. Die Meerenge war hier nur 7 Stadien ebrit, und Xerres ging an dieser Stelle auf einer doppelten Brücke aus Asien nach Griechenland über. Lord Byron durchschwamm den Hellespont 1811 in 1 Stunde 10 Minuten, und so auch Lieut. Ebenhead u. A.

Helm, Sturmhaube, eine uralte kriegerische Kopfbedeckung von Metall; sie schützte Kopf, Hals und, mittelst eines beweglichen eisernen Rostes, Visier genannt, auch das Gesicht, und wurde mit Federn und andern Dingen verziert. Der Helm schützt jetzt zwar noch für den Hieb, verursacht aber desto gefährlichere Quetschungen. Nur die Küraſſiere und schweren Reiter tragen jetzt noch Helme, jedoch ohne Visier. Helm, in der Technologie, ist die gewölbte Decke einer Destillirblase. Sie ist entweder von Zinn oder von verzinntem Kupfer; in der Probierkunst, ein gläserner oder kupferner Hut mit einem langen Schnabel, ohne solchen heißt er blind (s. Destillation).

Helmers (Johann Friedrich), ein holländ. Dichter, geb. zu Amsterdam 1767, war für den Handelsstand bestimmt und vervollkommnete sich besonders in den neuern Sprachen; bald zog ihn aber das Lesen der deutschen, franz. und engl. Dichter mehr für Wissenschaft und Poesie an. Begeistert von den Vorbildern des Auslandes, dichtete Helmers im 19. Jahr eine Ode „An die Nacht", deren Schwung und Schönheit seinem Talente Anerkennung verschaffte. Bald folgten diesem Versuche andre, die nicht minder günstig aufgenommen wurden; doch gründete erst die Ode „Der Dichter" seinen Ruf. Von nun an sich ganz dem innern Be-

rufe widmend, gab er 1790 ein größeres Gedicht: „Sokrates", in 3 Gesängen heraus, das ihm einen ausgezeichneten Rang unter den Dichtern seiner Nation erwarb. Dagegen fand sein Trauerspiel „Dinomak, oder die Befreiung von Athen" bei der Aufführung nur geringen Beifall, und der Dichter war bescheiden genug, die Fehler seines Stücks einzusehen, das übrigens schöne Stellen enthält. Da ihn indeß die theatralische Kunst sehr anzog, so unternahm er die Herausgabe eines dramaturgischen Journals. Obgleich nun keine andere holländ. Zeitschrift sich mit einer Kritik des Theaters und der Kunst überhaupt befaßte, so fand dennoch Helmers's Unternehmen bei dem für solche Dinge höchst gleichgültigen holländ. Publicum keine Unterstützung, und Helmers schloß es mit der 6. Nummer. Seitdem übte er sein Talent im lyrischen und epischen Fache. 1810 erschien zu Amsterdam eine Sammlung seiner Gedichte; hierauf sein großes, mit allgemeiner Bewunderung aufgenommenes Gedicht „Holland" (in 6 Ges., Amsterd. 1812), in welchem er sein Volk und Vaterland besang. Helmers starb den 26. Febr. 1813. Die unter seinen Papieren vorgefundenen Arbeiten erschienen u. d. Titel: „Nalezing van Gedichten", zu Harlem (2 Bde., 1814 u. 1815), und fast zugleich in einer andern sorgfältigern Ausgabe zu Amsterdam.

Helmintologie, Lehre von den Würmern. Helmintolit, ein versteinerter Wurm. Helminthiasis, Krankheit, die von den Würmern herrührt. Helminthisch, wurmtreibend.

Helmont (Johann Baptist van), Herr von Roienborch und Pellines, geb. 1588 zu Brüssel, studirte zu Löwen und machte große Fortschritte in den Wissenschaften. Er legte sich mit einem solchen Fleiße auf die Physik, Medicin und Naturgeschichte und erwarb sich in denselben so große Kenntnisse, daß er der Zauberei verdächtig wurde. Die Inquisition warf ihn deßwegen in ihre Kerker und klagte ihn an, daß er Dinge verrichte, welche über die Kräfte der Natur gingen; er bewies das Gegentheil und zog sich nach Holland zurück, wo er 1644 starb. Er war ein Gegner des Aristoteles und Galen, und brachte daher ihre Anhänger gegen sich auf; in der Arzneikunde erhob er sich nicht sehr über den Empirismus; sein universelles Mittel konnte ihn nicht vom Tode retten. Es gelangen ihm mehre außerordentliche Heilungen, die er in chronischen Krankheiten durch heftige Mittel und wenn ihm überdieß eine noch kräftige Constitution des Kranken zu Hülfe kam, bewirkte. Seine Werke sind gesammelt 1667 zu Leyden und 1707 zu Frankfurt in Fol. erschienen. Die vorzüglichsten sind: 1) „De magnetica corporum curatione"; 2) „Febrium doctrina inaudita"; 3) „Hortus medicinae" (Amsterdam 1648); 4) „Paradoxa de aquis Spadanis".

Helmstädt, Stadt und Sitz eines Kreisgerichts im Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel, an der Elze, mit Mauern und einem zur Allee eingerichteten Walle, zählt über 5400 Einwohner. Unter den Gebäuden sind zwei Kirchen, 3 Hospitäler, das Juleum, oder Gebäude der vorigen Universität, das Jungfrauen-Kloster Marienberg, die große Domaine Ludgeri, aus einem 1803 aufgehobenen reichen kathol. Stifte entstanden, mit einer kathol. Kirche. Helmstädt hat ein Gymnasium, Pädagogium, Waisenhaus, ferner Leinwandwebereien, Fabriken in Baumwolle, Flanell, Seife, Hüten, Liqueurs und wohlriechenden Wassern und einigen Handel. Die hiesige Universität ward 1575 vom Herzog Julius von Braunschweig gestiftet und 1809 aufgehoben. Seitdem ist der Flor der Stadt sehr gesunken. Eine halbe Stunde von der Stadt, in einer schönen waldigen Gegend, liegt ein besuchter Gesundbrunnen.

Heloise. Diese durch ihren Geist, noch mehr aber durch ihre Liebe zu Abailard berühmt gewordene Frau wurde zuerst Priorin des Klosters zu Argenteuil, widmete sich aber mehr den Studien als der Leitung ihrer Untergebenen, die wegen Zügellosigkeit endlich 1129 vertrieben wurden. Sie folgte hierauf der Einladung Abailard's (s. d.) und bezog mit einigen ihrer Nonnen das Bethaus Paraklet, wo sie ein neues Kloster stiftete. Hier lebte sie in musterhafter Frömmigkeit; die Bischöfe liebten sie wie ihre Tochter, die Aebte wie ihre Schwester, und die Laien wie ihre Mutter. Abailard schrieb auf ihren Wunsch diesem Kloster eine Regel vor, welche Innocenz II. bestätigte. Sie starb 1163. Die gleichzeitigen Schriftsteller sprechen sehr vortheilhaft von Heloisens Geist. Sie verstand Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, kannte die Alten und war in die Tiefen der Philosophie und Theologie eingedrungen. Unter Abailard's Briefen finden sich 3 von ihr, voll Feuer, Geist und Phantasie; sie sind in Sprache und Empfindungen ein wunderbares Gemisch von Zärtlichkeit und Tugend.

Heloten, der Name der Leibeigenen in Sparta, wird gewöhnlich von Helos, einer Stadt in Lakonien, hergeleitet, deren Einwohner 1040 vor Chr. von den Herakliden zu Sklaven gemacht wurden. Sie waren von den Sklaven der übrigen Griechen ganz verschieden, indem sie nicht einem Herrn, sondern dem ganzen Staate angehörten, der allein nur über ihr Leben und ihre Freiheit zu gebieten hatte. Sie machten eine eigene Classe der Einwohner Lakoniens aus, und ihr Schicksal war dem Loose der leibeigenen Bauern in manchen Ländern Europas sehr ähnlich. Ihre Anzahl war zu gewissen Zeiten verschieden, da die Eingebornen anderer Orte, die die Spartaner sich unterwarfen, ihnen einverleibt wurden. In den blühendsten Zeiten von Sparta scheint sie sehr groß gewesen zu seyn; Thukydides sagt, daß in keinem griechischen Staate so viel Sklaven gewesen als in Lakedämon. Sie versuchten mehre Empörungen, worunter besonders die unter dem Namen des dritten messenischen Krieges bekannt ist; diese hatten aber keine andere Folge, als daß sie immer mehr eingeschränkt und gedrückt wurden. Sie wurden vom Staate gewissen Bürgern zugetheilt, die sie jedoch nicht ausschließend für sich gebrauchen konnten, weil sie auch im Dienste des Staates standen. Da das Lykurgische Gesetz dem Freien alle erwerbende Geschäfte verbot, so war Alles, was sich auf Ackerbau, Handwerke und Künste bezog, den Heloten überlassen. Dem Staate mußten sie Kriegsdienste leisten, und der größere Theil in den Heeren der Spartaner bestand immer aus Heloten. Die Heloten erfuhren zwar eine weit schlimmere Behandlung als die übrigen Sklaven in Griechenland; dagegen hatten sie auch bedeutende Vorzüge vor denselben: denn sie konnten sich heirathen, brauchten ihren Herren nur einen kleinen Zins von dem Ertrage der Aecker, die sie anbauten, abzuliefern und konnten sich durch Das, was sie erübrigten, Eigenthum erwerben. Auch erlangten sie durch ausgezeichnete Tapferkeit im Kriege die Freiheit; oft wurden sie auch freigelassen, wenn ihre zu große Menge dem Staate gefährlich schien: alsdann wurden sie aber nicht selten als Colonie außer Landes geschickt. Nur vom Staate, nicht vom Bürger, dessen Aecker sie bauten, konnte die Freilassung ausgehen, die jedesmal mit einer öffentlichen Feierlichkeit geschah. Von ihren Herren wurden sie übrigens oft hart und grausam behandelt, wozu allerdings ihre Neigung zu Unruhen und Empörungen Veranlassung gab. Auch durch äußere Abzeichen suchten die Spartaner ihre Heloten von den freien Einwohnern schimpflich zu unterscheiden. Ihre Kleidung war ein Hundefell und eine

besondere lederne Mütze. Obgleich der Name Helóten allgemein allen Leibeigenen beigelegt wurde, so unterschied man sie doch auch bisweilen nach den Nationen. Man findet z. B. Argiver und Messenier besonders genannt.

Helsingfors, seit dem 1. Oct. 1819 die Hauptstadt des russischen Großfürstenthums Finnland und der Sitz aller Oberlandes-Behörden, der Commissaire des öffentlichen Unterrichts, der Bank, s. Oct. 1827 der Universität von Abo (jetzt Alexanders-Universität in Finnland genannt), liegt auf einer Landspitze am finnischen Meerbusen, welcher den großen Hafen der Stadt bildet, und zählt 9000 Einw. Sie ist regelmäßig gebaut, seit 1815 sehr erweitert und verschönert und neu und stark befestigt. Merkwürdig ist die Schiffsbrücke, ein offener Platz, auf der einen Seite von prächtigen Häusern in der Form eines Amphitheaters umgeben, und auf der andern Seite der vortreffliche Hafen mit bequemen Kanälen für kleinere Handelsfahrzeuge, in dessen Hintergrunde sich die Veste Sweaborg, auf 7 Inseln erbaut, erhebt. Helsingfors hat Segeltuch- und Leinwand-Fabriken, und treibt Handel mit Landes-Produkten.

Helsingör, Stadt im dänischen Stiftsamte Seeland, an der schmalsten, nur 736 Fuß breiten Stelle des Sundes, auf der Insel Seeland, hat 7200 Einw., 2 Kirchen, ein Land- und Seehospital, Quarantaineanstalt, einen sehr seichten Hafen, aber eine gute Rhede. Sie lebt von der Verproviantirung der durchsegelnden, hier den Sundzoll entrichtenden, etwa 14.000 Schiffe und von einiger Fabrikatur für Schiffsbedürfnisse. Nahe bei der Stadt liegt die Festung Kronenburg, und im nahen Schlosse Hellebeck ist eine königl. Gewehrfabrik.

Helst (Barthol. van der), ein vorzüglicher Künstler der niederländischen Malerschule, zu Harlem 1613 geboren, von dessen Lebensumständen weiter Nichts bekannt ist, als daß er sich größtentheils zu Amsterdam aufhielt und wahrscheinlich dort starb. Ungeachtet er die italienischen Muster nicht gesehen hatte, leistete er in der Portraitmalerei so Ausgezeichnetes, daß ihn Manche über die berühmtesten Meister in diesem Kunstzweige, Rembrandt, van Dyk u. A. erhoben. In seinen Gemälden bewundert man die große Manier, die schöne Zeichnung der Figuren, den Faltenwurf der Gewänder und die täuschende Nachahmung der Natur, selbst im Nebenwerke. Nichts Gelecktes, nichts Frostiges herrscht in seinen Kunstwerken. Sein Sohn war ebenfalls ein guter Portraitmaler.

Helvetier, ein gallisches, sehr kriegerisches Volk, das zwischen dem Rhodanus und dem Rhein, dem Juragebirge und den rhätischen Alpen wohnte. Den Römern wurden sie zuerst zu Cäsar's Zeiten bekannt, dr. als Statthalter von Gallien ihren Uebergang über den Rhodanus verhinderte und sie nach einer gänzlichen Niederlage zur Rückkehr in ihr Vaterland zwang. Dadurch waren sie so geschwächt worden, daß sie bis zum Vitellius fast ganz aus der Geschichte verschwinden; unter diesem Kaiser wurden sie in einen Streit mit dem römischen Feldherrn Cäcina verwickelt, in dem sie aber, durch die lange Ruhe verweichlicht, wenig kriegerischen Muth zeigten. Unter Honorius ließen sich endlich die Burgunder, entweder allein oder mit ihnen die Alemannen, jene nämlich in dem westlichen Theile, diese in dem östlichen, in ihrem Gebiete nieder. Ptolemäus kennt sie nur in einem kleinen Bezirke von der Aar bis an den Bodensee längs dem Rhein und etwas tiefer. Cäsar beschreibt die Helvetier als das tapferste und mächtigste aller übrigen gallischen Völker. Selbst Weiber und Kinder fochten in der Schlacht mit Cäsar. Ihre Staatsverfassung war demokratisch und ein monarchischer Gebieter war ihnen äußerst ver-

haßt. Das Land der Helvetier machte anfangs einen Theil vom celtischen Gallien aus, wurde aber hernach zum belgischen geschlagen und endlich zu einem Theile von der Provincia maxima Sequanorum gemacht. Cäsar gibt ihm eine Länge von 48 und eine Breite von 36 geographischen Meilen. Es hatte bei weitem nicht den Umfang der heutigen Schweiz, sondern es begriff nur die Eidgenossenschaft, die Cantone Basel und Schaffhausen ausgenommen; die schweizerischen Unterthanen an den deutschen und französischen Grenzen, das Gebiet St.-Gallen, das französische Ländchen Ger nebst dem Genfer Bezirk diesseits der Rhone, das Fürstenthum Neuenburg, das Bieler Gebiet u. s. w. Es war in vier Cantons eingetheilt. Das Weitere s. im Art. Schweiz.

Helvetius (Claude Adrien), Sohn des Jean Claude Adrien, Leibarztes der Königin, wurde 1716 zu Paris geboren. Er machte seine Studien an dem Collegium Ludwigs des Großen unter dem berühmten Jesuiten Porée, der in den Schulübungen seines jungen Zöglings mehr Einbildungskraft und Geist fand als in denen seiner Mitschüler; er nahm ihn deßwegen unter seine besondere Leitung. Schon früh suchte er die Bekanntschaft der damals berühmten Philosophen Frankreichs, vorzüglich Voltaire's, und strebte in ihre Fußstapfen zu treten. 1758 gab er sein Werk „Sur l'esprit" heraus, welches ein großes Aufsehen machte und dem Verfasser lange und lebhafte Verfolgungen zuzog. Alle Interessen vereinigten sich gegen ein Buch, das, nach dem Urtheile einer geistreichen Frau, das Geheimniß der ganzen Welt ausplauderte: die Journalisten verschrieen es, die Sorbonne brach den Stab über dasselbe, die Inquisition, durch die französische Geistlichkeit aufgeregt, verdammte es, das Parlament ächtete es, weil es die Kräfte des Menschen auf die physische Sensualität beschränke und zum Laster aufmuntere, indem es der Tugend wenig edle Beweggründe unterlegt; der königliche Rath unterdrückte es. Im Kampfe mit so vielen Feinden und selbst zu einem Widerrufe, den er zur Sicherheit seines Censors von sich gab, genöthigt, wurde Helvetius durch den Beifall der ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit unterstützt; vielleicht brachte ihm der Ruhm, nach dem er so sehr gegeizt hatte und den er so theuer bezahlen mußte, einigen Trost. Sein Werk wurde fast in alle Sprachen Europa's übertragen und überall mit Begierde gelesen. Hume und Robertson sprachen von ihm, als von einem außerordentlichen Werke; Schweden, Rußland, Deutschland, Italien stimmten in das Lob mit ein. Um den Unannehmlichkeiten, die ihm sein Werk verursachte, zu entfliehen, machte Helvetius 1764 eine Reise nach England und 1762 eine nach Preußen. Friedrich d. Gr. wollte ihm eine Wohnung in seinem Pallaste anweisen. Nach Frankreich zurückgekehrt, lebte er den größten Theil des Jahres zurückgezogen auf seinem Landgute Voré. Er genoß da in dem Umgange mit seiner Frau und seinen Kindern alle Freuden des häuslichen Lebens; überließ sich ganz seiner herrschenden Neigung, wohlthätig zu seyn; suchte überall das Verdienst auf und machte sich eine angenehme Pflicht daraus, dasselbe zu unterstützen: dem Maivaux setzte er eine Pension von 2000 Liv. und Saurin, Mitgliede der französischen Akademie, eine von 3000 Liv. aus. Seine Milde und Humanität ließ ihn in den letzten Jahren seines Lebens den Aufenthalt auf dem Lande verlängern. Der Anblick eines Elends, dem er nicht abhelfen konnte, sagt der Verfasser seiner Lobschrift, verbitterte ihm den Aufenthalt in Paris. Jeden Tag bezeichnete er mit Wohlthaten und suchte sie so viel als möglich der Kenntniß des Publikums zu entziehen. Manchmal waren die Gegenstände seiner Freigebigkeit ihrer wenig würdig: man

machte ihm deßwegen Vorstellungen. „Wäre ich König", antwortete er, „so würde ich sie bessern; ich bin aber nur reich und sie sind arm; ich muß ihnen helfen". Er starb 1771 zu Paris. Helvetius liebte sehr das schöne Geschlecht, doch ohne Leidenschaft und ohne in seinem Umgange Sinnenreiz zu suchen; in der Freundschaft war er mehr hülfreich und gütig als zärtlich. Seine Freunde fanden ihn theilnehmend für ihre Sorgen; doch er selbst bedurfte ihrer nicht im gewöhnlichen Laufe des Lebens. Seine Lieblingsbeschäftigung war, Andre, denen er hierzu Fähigkeit zutraute, zum Selbstdenken anzuregen: er nannte dieß mit ihnen auf die Ideenjagd gehen. Den Umgang mit den Großen scheute er und vermied ihn, wo er konnte. Seine einzige Leidenschaft war der Ruhm, sie war an allen seinen Leiden Schuld. — Seine vorzüglichern Werke sind: 1) „Ueber den Geist"; es kam 1758 in 4. heraus. Man ist noch heutzutage über den wissenschaftlichen Werth dieser Schrift uneinig. Voltaire nennt sie ein Gewebe von trivialen Wahrheiten, die mit Schwulst und ohne Methode, vermischt mit Märchen und Erzählungen, die einem philosophischen Geiste unwürdig sind, vorgetragen sind. Doch dieses Urtheil unterschrieben nicht alle Philosophen; in Helvetius's Werke erkannten sie Klarheit der Vorstellung, Reinheit der Sprache, Ordnung des Vortrages und nicht selten Eleganz des Styls: demungeachtet gestehen sie ein, daß es in seinem Gange nicht selten schläfrig sey und ohne wahre Beredtsamkeit, daß es sich oft durch gesuchte Ausdrücke, durch eine falsche Manier und kalten Schmuck versündige. In wenigen Schriften ist die Kunst, ein umfassendes System von abstracten Ideen zu entwickeln, weiter getrieben worden; doch ist es der Metaphysik gefährlich und der Moral schädlich. Indem er den Beweis führen wollte, daß der Menschengeist seiner Natur nach dem der Thiere nahe stehe und daß die Menschen in ihren heiligsten Pflichten und bei ihren uneigennützigsten Empfindungen nur durch Eigennutz geleitet werden, erniedrigte er die Tugend und erschüttert die Grundfesten, auf denen Vaterlands-, Kinder-, Gattenliebe und Freundschaft ruhen. 2) Ein allegorisches Gedicht in 6 Gesängen, „Das Glück" betitelt, hat einige schöne Stellen; doch das Ganze ist eine Declamation, die manchmal glänzend, aber oft hart und gezwungen ist. Helvetius's Poesie ist schwulstiger als seine Prosa und weniger hell und fließend. 3) „Ueber den Menschen", ein nicht weniger reiches Werk als über den Geist. Der Verfasser zeichnet den Menschen, wie ihn die Natur und die Gesellschaft zu allen Zeiten und an allen Orten gebildet habe. Wenn er auch nicht immer in diesem Werke seinen Gegenstand bis in seine Tiefe erfaßt, so sieht man doch, daß er ihn studirt hat. Der paradoxe Satz, daß alle Menschen mit denselben Talenten geboren werden und daß sie die verschiedene Größe ihres Geistes der Erziehung verdanken, ist unter allen möglichen Gesichtspunkten dargestellt worden. Die Folgerungen, welche aus diesem Werke gezogen werden können, dürften leicht noch gefährlicher seyn als die aus der Schrift über den Geist, weil der Verfasser in einer natürlicheren Schreibart seine Meinung ohne Rückhalt sagt. Helvetius war Haushofmeister der Königin und General-Pächter; diese Stelle gab er später auf, um ohne Zerstreuung sich den Wissenschaften und der Philosophie widmen zu können. Bastien gab 1791 eine vollständige Ausgabe der Werke des Helvetius zu Paris in 5 Bänden heraus; sie ist die correcteste. 1792 ertheilte der Gemeinderath von Paris der Straße St.-Anna den Namen Helvetius. Seine Gattin, Tochter des Grafen Ligneville, geb. 1719, gehörte zu den trefflichsten Frauen ihrer Zeit. Nach seinem Tode zog sie sich nach Auteuil zurück, wo ihr

Haus, wie das Haus der Madame Geoffrin, der Vereinigungspunkt der ausgezeichnetsten Gelehrten und Künstler ward. Sie starb den 12. Aug. 1800 zu Auteuil (s. d.) und ist dort in ihrem Garten begraben. La Roche, Cabanis, Gallois drückten ihr die Augen zu. Franklin besuchte sie täglich; der Abbé Morellet verlebte 10 Jahre hindurch wöchentlich 3 Tage bei ihr. Turgot liebte sie zärtlich, und Chamfort fand in ihrer Unterhaltung den angenehmsten Genuß.

Helvig (Amalie von), geb. Freiin von Imhoff, geb. 1776 zu Weimar in dem Hause ihrer Mutter, die hierauf nach Mörlach bei Nürnberg, dem Gute ihres Gemahls, zurückkehrte. Der liebevolle und geistreiche Vater unterrichtete selbst das lebhafte Kind, zu dessen früher Entwickelung auch die Reisen ihrer Aeltern in Frankreich, England und Holland viel beitrugen. Amalie v. Imhoff sprach schon im 8. Jahre Englisch und Französisch, und liebte besonders das Erstere. Ihr Vater, der 7 Jahre in Indien verlebt hatte, erzählte ihr von den Wundern Indiens; sein Geist beseelte das Bild der Ferne wie der Nähe. Ein reizender Garten und jedes Fest der Familienliebe schmückte den Morgen ihres Lebens. Es war daher ihr erster großer Schmerz, als sie das schöne Mörlach verließ, welches ihr Vater verkaufte, weil er seiner Kinder wegen Weimar zum Wohnorte wählte. Amalie kam jedoch nach Erlangen in Pension, wo sie an ihrem 12. Geburtstage den Tod ihres Vaters erfuhr. Eine weise und gute Erzieherin verstand es, ihr Trost und Freude in Beschäftigung und Pflichterfüllung zu zeigen. Sie hinderte das Fräulein, welches schon als Kind spielend den Reim auf jedes gegebene Wort zu finden wußte und im 7. Jahre zu dichten anfing, in dieser Neigung nicht; allein das Leben war so zweckmäßig geordnet, daß die Phantasie wenig Spielraum behielt. Im 15. J. kehrte sie nach Weimar zurück, wo 2 jüngere Schwestern und der kleine Haushalt, bei der schwankenden Gesundheit der geliebten Mutter, ihres Beistandes bedurften. Jetzte lernte sie Bürger, Hölty, Stolberg und andere Dichter kennen. Ein gebildeter Mann im Hause ihres Oheims unterrichtete sie täglich eine Stunde im Griechischen, und in 4 Wochen las er mit ihr den Homer. In dem Rahmen, den er ihr von dem Leben des griechischen Volks aufstellte, hat sie alle ihre spätern Belehrungen geordnet. Auch erschloß sich ihr in seinem ausdrucksvollen Gesange der Liederreichthum der Deutschen. Am liebsten zeichnete sie. Hofrath Meyer theilte ihr dazu seine in Italien gesammelten Studien mit, und sie erlangte bald eine ausgezeichnete Fertigkeit. Durch ihn lernte sie Winckelmann kennen, die Antike verstehen und den Sinn der ersten großen Meister der Italiener, obwohl nur in Kupferstichen, auffassen. — Ein kleines Gedicht, das der Herzogin Louise an ihrem Geburtstage auf einem Maskenballe überreicht wurde, gelangte durch Hrn. v. Knebel an Schiller, der die Verfasserin in sein Haus nach Jena einlud. Da Schiller's Gattin eine Freundin ihrer Mutter war, so brachte Amalie v. Imhoff oft mehre Wochen in einem häuslichen Kreise zu, wo jedes Wort die Grenzen ihrer Begriffe erweiterte. Denn auch Göthe wohnte meistens in Jena, und an dem kleinen Abendtische zu 4 hörte sie den lebhaften Ideenumtausch der beiden Männer oft bis tief in die Nacht mit an. Diese Zeit bestimmte ihre innere Richtung, ihre Ansichten von Poesie und Literatur. Schiller wollte Alles sehen, was sie geschrieben; sie theilte ihm nur Einiges mit, und er behielt es für den „Musenalmanach" von 1798 fg. Ein Gedicht von ihr in 6 Ges., „Abdallah u. Balsora", nahm er in die „Horen" auf, wie auch das „Fest der Hertha". Als sie Göthe die ersten Gesänge der „Schwestern von Lesbos" vorlas, machte er einige Bemerkungen wegen

des Hexameters, entdeckte aber, daß die Verfasserin noch gar nicht wußte, was das sey. Nun schrieb er selbst ihr das Schema für diese Form auf, und sie studirte dieselbe seitdem besonders in Voß's „Luise", die Göthe ihr angerathen. Kurz nach der Erscheinung dieses Gedichts (1800, zweiter Druck 1801), das ihren Namen auf die Nachwelt bringen wird, ward Amalie v. Imhoff zur Hofdame ernannt. Am Hofe lernte sie 1802 ihren Gemahl kennen, der von Reisen in der Türkei und Griechenland über Italien und Wien zurückkehrte. Indeß folgte sie ihm 1803 nicht nach Schweden, weil sie ihre kranke Mutter nicht verlassen konnte. Bald darauf schloß sie der Sterbenden die Augen; auch der einzige Sohn derselben war gestorben; also nahm Frau von Helvig ihre jüngern Schwestern mit nach Schweden. Spätere Zufälle erschütterten ihre Gesundheit. Erst im Vaterlande genas sie wieder. Sie beschäftigte sich nun in Heidelberg mit der Malerei und dem Studium der altdeutschen Kunst; auch gab sie das erste „Taschenbuch der Sagen und Legenden" (1813) heraus, und „Das Märchen vom Wolfsbrunnen" (1814). Ihre in Schweden gedichteten „Schwestern von Corcyra" und „Die Tageszeiten" waren schon 1811 erschienen. Sie mußte hierauf, um Geschäfte zu ordnen, allein nach Schweden reisen, wo sie die bedeutendsten Männer in der neuesten Literatur des Landes kennen lernte. Nach ihrer Rückkunft erschienen von ihr Uebersetz. aus d. Schwed. nebst 2 nordischen Legenden in dem „Taschenbuch der Sagen und Legenden" f. 1816. Seitdem übte sie vorzüglich in Dresden und in Berlin ihr Talent für die Malerei; mehre Aufsätze von ihr in dem „Tüb. Kunstblatte" und im „Morgenbl." sind Bruchstücke aus einem Werke über Schweden, das sie zum Drucke vorbereitet, u. a. Mittheilungen über Kunst und Literatur in Schweden. Dann entwarf sie auf historischem Grunde ein zartes Bild des weiblichen Herzens: „Helene von Tournon" (Berl. 1824). Auch weckte das Schicksal der Griechen ihr tiefstes Gefühl, und sie dichtete in Dresden den herrlichen „Zuruf" und das Gedicht: „Den Zaudernden". Diese bildeten, mit einigen spätern Gedichten, die kleine von ihr zum Besten der unglücklichen Griechen zu Berlin (1826) herausgeg. Sammlung von Gedichten. Dann bereicherte sie unsere Literatur durch ihre schöne Uebersetz. der „Frithiofs-Sage" von Es. Tegner (Stuttg. 1826). — Sie starb im Dec. 1831 zu Berlin.

Helvoetsluys, wohlgebautes, festes Städtchen in der niederl. Provinz Süd-Holland an der Mündung der Maas, mit 1250 Einw., einem vortrefflichen Hafen (seit 1800 sehr erweitert) und einer guten Rhede, einem Schiffswerfte, einer Docke zur Verwahrung der Kriegsschiffe und Magazine. In Friedenszeiten geht alle Mittwoch und Sonnabend ein Packetboot von hier nach Harwich in England und zurück. Bei gutem Winde geschieht die Ueberfahrt in 15 bis 18 Stunden.

Hemerodromen waren bei den Griechen öffentliche Läufer, deren man sich als Eilboten bediente; sie sowohl bei den Heeren gebrauchte, als auch in jeder Stadt etliche hatte, Botschaften hin und wieder zu bringen. Sie hatten es in ihrer Kunst so weit gebracht, daß einige, nach der Versicherung der alten Schriftsteller, 360 Stadien oder 20 deutsche Meilen, andere 1000 Stadien oder über 51 Meilen in einem Tage zurücklegen konnten.

Hemikranie oder Hemigraine, Halbseitiges Kopfweh, s. Migraine.

Hemisphäre, s. Halbkugel.

Hemmelink oder Hemmling (Hans), einer der größten deutschniederländischen Maler, blühte in der Mitte des 15 Jahrh.; nach der gewöhnlichen Meinung geb. zu Damme bei Brügge, kam als ein kranker Kriegsmann am letztern Orte in St.-Johannishospital, wo er bei seiner Genesung in dieser Wohnung sein außerordentliches Talent für die Malerkunst kund gab. Man findet noch dort von seinen Werken unter andern den berühmten Reliquienkasten der heiligen Ursula, von welchem 1818 zu Gent eine von v. Keverberg herausgegebene Beschreibung erschien, die sehr genau und interessant ist und zugleich Nachrichten von den übrigen Werken Hemmelink's enthält. Er hat mehr Darstellungen aus dem alten Testamente als aus dem neuen geliefert. Wahrscheinlich zog ihn, der seine Gestalten gern im romantisch-orientalischen Style kleidete, und der überhaupt ein so phantastischer Dichter war, der poetische Glanz, das Ansprechende der patriarchische Lebensweise mehr an. Die Engel bei Abraham, das Mannah in der Wüste und die Begrüßung Melchisedech's u. a. zeugen von dieser Vorliebe. Das wunderherrliche Himmelslicht über den Gebirgen, im Mannah in der Wüste, entzückt und mit sicherer Kraft sind die Gruppen geordnet und gebildet. Doch die Krone dieser Schätze ist die Anbetung der heiligen drei Könige, mit ihren zwei Seitenflügeln: St.-Christophorus, den Strom und eine wunderkühne Felsgegend durchschreitend, und St.-Johannes der Täufer in einer lieblichen Landschaft. Maria sitzt mit dem Kinde an den Vorhallen eines schönen Gebäudes, auf dessen Giebel Täubchen flattern und ruhn. Rosen und andere Lieblichkeiten umblühen das Bild; es ist die schöne Sommerzeit. In des Heilandes Nähe hat der Winter keine Macht. Maria ist hausmütterlich liebreich, die drei Weisen sind ehrenfeste Männer aus Brabant, augenscheinlich Abbildungen. Ihr Wesen ist voll der reinsten Demuth, welche das Licht der Weisheit freundlich mildert. Wie überall zeigt sich auch hier Hemmelink als Meister in dem Schmuck und in den Umgebungen. Unübertrefflich blüht die Farbe. Dieß Gemälde voll Kühnheit und Gluth prägt sich unauslöschlich der Seele ein, und herrlich gedacht sind die Gegensätze in den drei Darstellungen. Von Hemmelink wird behauptet, daß er mit Eiweisfarbe gemalt habe. Nach neuern Untersuchungen („Kunstbl.", 1821, St. 11) ist er wahrscheinlich zu Konstanz 1439 geboren und nach den Niederlanden gegangen, um in Eyck's Schule zu lernen. H. de Bast, Secretair der Gesellsch. für Kunst und Lit. zu Gent, behauptet in s. „Messager des sciences et des arts" (1825, No. 4—7), dieser Künstler heiße Hans Memling.

Hemprich (Friedrich Wilhelm) ward am 24. Jan. 1796 zu Glatz geboren, wo sein Vater als Kreischirurg lebte. Die erste Anregung zu geistiger Entwickelung verdankte er dem würdigen Pfarrer Pohle, dessen er noch in Afrika mit liebevoller Dankbarkeit gedachte. Er wurde 1808 in das Gymnasium zu Glatz aufgenommen, folgte aber 1813 und 1814 dem Rufe des Vaterlandes und diente unter seines Vaters Anleitung als Militairchirurg. Nach dem Frieden kehrte er in jene Anstalt zurück, die er nach einem halbjährigen Aufenthalte verließ, um sich in Breslau der Arzneiwissenschaft zu widmen. Als neue Kriegsrüstungen die preußische Jugend nach Frankreich riefen, trat er wieder als Militairwundarzt in Dienste und kam erst 1817 zur Fortsetzung seiner Studien wieder nach Breslau, wo er bald nachher durch die Beantwortung einer physiologischen Aufgabe einen Preis gewann. Im Oct. begab er sich nach Berlin, um seine wissenschaftliche Ausbildung zu vollenden und die Prüfung zu bestehen. Hier begann ein neues Leben für ihn. Die unter Lichtenstein's

Pflege bereicherten Naturalienſammlungen Berlins begeiſterten ihn und erweckten eine Jugendneigung für das Studium der organiſchen Natur zur lebendigen Aeußerung. Rudolphi's gründliche Naturforſchung ſprach ihn beſonders an und das zufällige Zuſammentreffen mehrer in gleichen Beſtrebungen begriffenen Studirenden, mit welchen er ſich befreundete, entſchied für ſein künftiges Leben. So war auch gleich im Anfange ſeines Aufenthalts in Berlin ein Freundſchaftsverhältniß zwiſchen ihm und Ehrenberg entſtanden, welches bis zu ſeinem Tode in gleicher Innigkeit gedauert hat. Der Tod ſeines Vaters, durch den Biß eines tollen Hundes herbeigeführt, erſchütterte den Jüngling in ſeinem tiefſten Gemüthe und ſeine äußere Lage wurde abhängig von dem Bedürfniß ſeiner Mutter und ſeiner verwaiſten jüngern Geſchwiſter. Vielfache Theilnahme beſtärkte ihn in ſeinem Entſchluſſe, ſich mehr der phyſiologiſchen und naturhiſtoriſchen als der praktiſch-mediciniſchen Thätigkeit hinzugeben. Nachdem er die Doctorwürde erlangt und die Staatsprüfung beſtanden hatte, wurde er durch Lichtenſtein bei dem zoologiſchen Muſeum angeſtellt und trat als Lehrer der Phyſik und Naturgeſchichte am königlichen Cadettencorps zu Berlin ein. Bald darauf habilitirte er ſich als Privatdocent für vergleichende Phyſiologie bei der Univerſität und beſchäftigte ſich dabei auch mit mediciniſcher Praxis. Seine Diſſertation, welche von der Entzündung handelte, zeugte zwar von der Gewandtheit ſeines Geiſtes und ſeinen literariſchen Kenntniſſen, die erſte Probe wiſſenſchaftlicher Selbſtändigkeit aber gab er in einer lateiniſchen Abhandlung über zwei neue Arten der Schlangengattung Amphisbaena, die er 1820 in der berliner naturforſchenden Geſellſchaft vorlas und die einen Vorläufer einer umfaſſenden ſehr mühſamen Arbeit über die ganze Claſſe der Amphibien bilden ſollte, wozu das zoologiſche Muſeum ihm reiches Material dargeboten hatte. Hieran ſchloß ſich alsbald ein Leitfaden zum Unterricht in der Naturgeſchichte, zunächſt für ſeine Vorträge beſtimmt, der unter dem Titel: „Naturgeſchichte für höhere Lehranſtalten", erſchien und mit Beachtung des Neueſten ſo klar abgefaßt war, daß dieſes Buch zur bequemen Ueberſicht der Naturgeſchichte ſehr paſſend gefunden und in mehren Lehranſtalten zum Grund gelegt wurde. Die zweite Auflage (Berlin 1829) deſſelben iſt von Reichenbach in einem ſo verſchiedenen naturphiloſophiſchen Sinne umgearbeitet, daß ſie Hemprich's Beſtrebungen und Darſtellungsweiſe ganz fremd geworden. Mitten in dieſer Beſchäftigung wurde er zu dem Rieſenunternehmen abberufen, welches ſeinen Namen und ſeine Thätigkeit in größere Ferne getragen hat. Der Generallieutenant Menu von Minutoli, welcher die Abſicht hatte, eine antiquariſche Reiſe nach Aegypten zu unternehmen, wurde die Veranlaſſung, daß die berliner Akademie der Wiſſenſchaften Ehrenberg und Hemprich gleichzeitig mit Mitteln verſah, ebendahin eine naturhiſtoriſche Reiſe zu unternehmen, die ſich zur gegenſeitigen Sicherung an jene des Herrn von Minutoli anſchließen ſollte. Freudig ergriff Hemprich dieſe Gelegenheit zur Erfüllung ſeines innigſten Wunſches, zumal da er die Verſicherung erhielt, daß in der Zwiſchenzeit und bei ungünſtigem Ausgange ſeine Mutter vor Noth geſchützt werden ſolle. Nur wenige Wochen waren zur Vorbereitung vergönnt. Schon am 1. Jun. 1821 trat er mit ſeinem Freunde die auf zwei Jahre berechnete Reiſe an. Sie verweilten nur kurze Zeit in Wien, wo Hemprich ſeine Arbeit über die Amphibien vervollſtändigen und vollenden zu können glaubte; als er aber im dortigen Muſeum viel mehr Neues als er vermuthete entdeckte und Herrn Fitzinger mit einer ähnlichen Arbeit vorgerückt fand, überließ er, jedem kleinen Egoismus fremd,

dieſem Gelehrten ſeine ganze mühevolle Arbeit zur Benutzung, da er ſeinen Zweck erreicht und jenſeit des Meers reichen Stoff zu lebendigern Forſchungen ſah. Von Trieſt ſegelten die beiden Freunde am 3. Aug. nach Aegypten ab und erreichten am 2. September Alexandrien, wo am 7. mit einem andern Schiffe auch Herr von Minutoli eintraf. Es wurden ſogleich Plane zu einer großen Reiſe von Alexandrien nach Cyrenaica berathen und deren Ausführung vorbereitet. Hemprich war, wie ſein Freund Ehrenberg, der Meinung, daß dieß ohne einige Erfahrung im Bereiſen der Wüſten mißlich ſey, und deßhalb machten ſie vorläufig allein kleinere Excurſionen in der Nähe von Alexandrien und dann eine vierzehntägige größere mit zehn Kameelen in die Wüſte bis Abuſir. So gewannen ſie unter Anderm die Erfahrung, daß es rathſam ſey, der weniger zweckmäßigen und ſchon von fern Neugierige, Spötter und Räuber anlockenden europäiſchen Kleidung zu entſagen, den Bart wachſen zu laſſen, den abgeſchorenen Kopf mit einem rothen Tarbuſch zu bedecken und ſich den Eingebornen gleich zu kleiden. Beſchwerdevoll war das Einſtudiren in dieſe neue Rolle, aber alle Hinderniſſe beſiegte die Begeiſterung für den Zweck. Am erſten Oct. zog die vereinigte, mehr als vierzig Kameele und faſt ebenſo viel Bewaffnete ſtarke Karavane in die Wüſte der Cyrenaica entgegen. Die Bosheit der eignen Bedeckung und Begleitung machte aber große Anſtrengung durch Bewaffnung und Nachtwachen nöthig, und veranlaßte zuerſt die Rückkehr und Trennung des Herrn von Minutoli, dann auch das Aufgeben der ganzen Unternehmung. Von Kasr Eſchdäbie wendeten ſich die getrennten Karavanen beide nach der Oaſe des Jupiter Ammon und Hemprich kehrte mit ſeinen Gefährten nach Alexandrien zurück. Hemprich hatte auf dieſem mühevollen Zuge, der jedoch keineswegs ohne mannigfach intereſſante naturhiſtoriſche Ergebniſſe war, neben den großen Beſchwerden der Wüſtenreiſe an äußerſt heftigem Zahnweh ſehr gelitten. Ihre Begleiter Limon, Söllner und Gruoc und ihr Diener ſtarben in weniger als Jahresfriſt raſch auf einander, und dieß machte einen tiefen Eindruck auf beide Reiſende, aber dennoch erkaltete Hemprich's Liebe zu dem lang gepflegten ernſten Plane nicht. Als ſie 1821 Mittelägypten, die Umgegend der Pyramiden und die Halb-Oaſe Fajum durchforſchten, pflegte Hemprich ſeinen bei Sakkara ſchwer erkrankten Freund drei Monate lang auf das ſorgfältigſte, ward aber gleichzeitig ſelbſt von Augenentzündung ergriffen, die ihn längere Zeit unfähig zu aller Arbeit machte. Die Reiſenden hatten zu viel gewagt und im Verhältniß noch zu wenig errungen, als daß ſie jetzt, wo die urſprünglichen Reiſemittel erſchöpft waren, hätten umkehren mögen, und Nachrichten aus Berlin machten Hoffnung zu fernern Mitteln. So ward die Fortſetzung der Reiſe nach Oberägypten und Nubien beſchloſſen, die ſie im Aug. antraten. Im Febr. 1822 erreichte Hemprich mit ſeinem Freunde Dongola, jedoch nicht ohne neues Unglück, denn ein Diener war im Nil ertrunken und ein anderer hatte durch Sturz vom Kameele den Arm gebrochen. Abdim Beg, damals Gouverneur von Dongola, nahm ſie freundlich auf, und während Ehrenberg ſich einer Feſtungsbauangelegenheit eifrig annahm, behandelte Hemprich mit Theilnahme und glücklichem Erfolg eine Fußverrenkung des Begs und ertheilte vielfachen mediciniſchen Rath. Der Beg ließ daher alle Subſiſtenzmittel während des mehr als halbjährigen Aufenthalts für die ganze Karavane unentgeltlich reichen, und wenn man auch die Annahme derſelben von den armen Einwohnern ſo viel als möglich vermied, ſo wurde doch die Erlangung derſelben durch jene Verfügung erleichtert. Im Juni erreichten die beiden

Freunde Ambukohl, den südlichsten Punkt von Dongola in gerader Richtung. Von hier machte Hemprich allein mit den Dienern eine Excursion in die Wüste und brachte eine wichtige naturhistorische Ausbeute an großen afrikanischen meist unbekannten Thieren zurück. Einsehend, daß die vorhandenen Transportmittel die hierzu erwartende reiche Ausbeute nicht fassen könnten und daß die Reiseeinrichtung auf längere Zeit nicht mehr ausreiche, entschloß sich Hemprich mit den zusammengebrachten Sammlungen nach Aegypten zurückzureisen, um sie auf ein europäisches Schiff in Sicherheit zu bringen, und alsbald mit neuem Material zur Reise zurückzukehren, während Ehrenberg ihm die Kameele überließ und allein in Ambukohl für ihre Zwecke thätig zu bleiben bereit war. Auf dieser Rückreise hatte Hemprich mit großen Beschwerden zu kämpfen. Alles ward jedoch glücklich überstanden und er übergab die sehr ansehnliche Sammlung einem europäischen Schiffe, fand aber unangenehme Nachrichten aus Europa, die ihn zu dem Entschlusse brachten, die weitern Anstrengungen aufzugeben, weßhalb er den Dolmetscher allein nach Assuan schickte, um seinen Freund aus Dongola zurückzurufen. Dieser hörte dort, daß vor Kurzem drei Europäer (unter welchen Frediana war) in Dongola ermördet worden, bezog dieß auf Ehrenberg und kam den langen Weg mit dieser Nachricht zurück. Ehrenberg, den die Ermordung des Ismael Pascha und die kriegerischen Bewegungen der Türken schon aus Dongola vertrieben hatten, langte jedoch fast gleichzeitig zu Anfang des Jahrs 1823 mit dem Dolmetscher in Kahira an und konnte den höchst unglücklichen Eindruck, den jene Nachricht auf Hemprich gemacht hatte, wenigstens bald beseitigen. In dieser Zeit voller Sorge und Kummer hatte Hemprich einen leichten Anfall von Tysenterie überstanden, der kein Unwohlseyn zurückzulassen schien. Neu angekommene Briefe aus Europa ermunterten zur Fortsetzung der Reise und Ehrenberg, den der erste Eindruck der Zwischenereignisse nicht getroffen hatte, war geneigter sie zu vergessen, was Hemprich, obwohl Ehrenberg, der am Fieber heftig litt, mit ihm umkehren wollte, zuletzt ebenfalls that. In dieser Zeit erhielt Hemprich von Dusap, Director des ägyptischen Medicinalwesens, den Antrag mit 400 Fl. monatlichem Gehalt als zweiter Director in den Dienst des Pascha zu treten, was er, um seine Mutter zu unterstützen, fast bereit war anzunehmen. Mehre mit dem Lande bekannte Freunde riethen nicht dazu, weil er zu ehrlich sey, und mit Ehrenberg's Ankunft lehnte Hemprich selbst es entschieden ab. Im Anfange des Jahrs 1823 wurde Unterägypten, besonders am östlichen Nilarme, bis Damiette durchsucht und bei der Rückkehr nach Kahira starb der Dolmetscher Ibrahim, als sie eben im Begriff waren, das Sinaigebirge zu bereisen, an der Pest. Im Juni brachen sie nach Suez auf, und gingen zu Schiffe an die Küste des Sinaigebirges auf sämmtliche Inseln des Einganges zum Meerbusen von Akaba bis Moileh, deren geographisches Verhältniß sie zuerst berichtigten, und kehrten im August nach Tor zurück, von wo Hemprich den Sinai bestieg, während Ehrenberg, durch Besuchen der Korallenriffe am Fuße verwundet, in Tor blieb. Es wurde nun der Entschluß gefaßt, mit den erwarteten neuen Reisegeldern die Untersuchungen auf das ganze rothe Meer bis Habessinien auszudehnen, und Hemprich reiste deßhalb, um Gelder und Reisegeräth in Empfang zu nehmen, allein nach Kahira ab. Der triestiner Consul, welcher die Gelder hatte abschicken sollen, zögerte aber, und obwohl Hemprich zuletzt Ehrenberg nach Alexandrien berufen zu müssen glaubte, so vergingen doch durch die weite Entfernung fünf Monate, ehe dieser Nachricht von seinem Freunde und der Lage ihrer Sache erhielt, während welcher Zeit er sich

besonders mit Korallenbeobachtung und wiederholter Besteigung des Sinaigebirges beschäftigte. Auch er kehrte zu Anfang des Jahrs 1824 über Kahira nach Alexandrien zurück, wo das Frühjahr ihnen reiche botanische Schätze aufschloß. Der Consul hatte sich entleibt und das Geld war verloren, dazu kam die Pest von Kahira nach Alexandrien. Um nicht unthätig zu seyn, gingen Hemprich und Ehrenberg zu Schiff nach Bairut in Syrien, und besuchten in den Monaten Juni und Juli 1824 den Libanon und Balbeck. Hemprich wurde von einer Viper gefährlich gebissen, überwand es aber. Reichbeladen mit Beobachtungen und Sammlungen kehrten sie im Aug. über Bairut nach Damiette zurück. Neue Reisemittel waren unterdeß angekommen und sie bereiteten nun die lange beschlossene Untersuchung des rothen Meeres und Habessiniens vor. Am 12. Dec. fuhren sie zu Schiffe von Suez nach Tor, Djambo, Djedda, wo sie, nachdem sie mehrfachem Unglück entgangen waren, Weihnacht feierten. In Djedda fühlte sich Hemprich krank an starkem Rheumatismus, seine Hautfarbe hatte sich besonders im Gesicht dabei so verändert, daß sein Freund und endlich er selbst, der nicht gern Krankheit eingestand, rathsam fanden, ein Zimmer am Lande zu miethen, während die Effecten auf dem Schiffe blieben und nur übergeladen wurden. Hemprich befolgte strenge Diät, wollte aber keine Medicin anwenden und drang in Ehrenberg, seinetwegen eine Excursion in das Balsamgebirge nicht aufzugeben. Diese wurde gegen den Willen des Commandanten ausgeführt, und brachte außer dem Balsamstrauche mancherlei merkwürdige Landeserzeugnisse und Kenntniß der Gebirgsart ein. Nach Hemprich's Genesung setzten die beiden Freunde auf einem ägyptischen Schiffe die Reise nach Gumfude fort, wo sie am 7. Febr. eintrafen, und wo Hemprich Mehemed Beg, den Befehlshaber der ägyptischen Truppen gegen die Wechabiten, alsbald vom typhösen Wechselfieber rettete. Der dankbare Türke, welcher indirect erfuhr, daß er nicht bezahlen dürfe, bot Ehrenberg, der sich unterdessen mit Untersuchung des Landes beschäftigte, 100 Mann Soldaten an, um das Gebirge zu besteigen; Ehrenberg nahm aber bloß vier Mann und einen Offizier und besuchte in 12 Tagen die Berge der Wechabiten, wo noch kein Europäer gewesen war, bis zum Berge Derban. Die ersten wilden Affen (Cynocephalus Hamadryas), Nashornvögel und andere Merkwürdigkeiten fand er dort. Am 4. März verließen sie Gumfude und entdeckten am 7. die große bewohnte Insel Farsan, auf die Hemprich, als erster Europäer, der sie betrat, sogleich eine Excursion machte. In Loheie, wo sie beim Einlaufen das Gewehrfeuer eines feindlichen Kauffahrteischiffes aushalten mußten, machte Hemprich, dem die Landreisen wohl zu bekommen schienen, sogleich einen Ausflug zu Kameel nach dem Kaffeegebirge gegen Surdud, fand viele durch Forskal und Niebuhr merkwürdige Pflanzen. Die Bewohner waren im Kampfe mit einander, wie auch in Loheie selbst zwischen dem Commandanten und der Garnison ein Streit ausgebrochen war. Ehrenberg schickte daher Boten an Hemprich mit Ermahnung zum Rückzuge und zur Weiterreise nach Habessinien. Am 6. erreichten sie die Insel Camaran. Zwischen Camaran und Dhalac berührten sie eine unbekannte querliegende Inselreihe, auf deren einer, Belhosse, sie landeten. Am 13. April 1825 bestiegen sie die Insel Hauakel, bis zum 24. verweilten sie auf Dhalac und an demselben Tage kamen sie auf der Insel Massaua an. Eine schnell angetretene Reise auf das Festland bei Artiko unternahm Hemprich, um Menschen und Land kennen zu lernen; an sie sollte sich eine größeer Landreise bis Gondar und zu den Sewelmgebirgen schließen. Reiche Ausbeute und Interesse am Lande hielten Hemprich länger

auf, als verabredet war, und die aus Liebe für den Zweck unternommenen beschwerlichen Züge, Jagden und übrigen verschiedenartigen Beschäftigungen brachen seine Gesundheit, die allerdings in Djedda zuerst stark gewankt zu haben schien. Während Hemprich's Abwesenheit von Massana war Ehrenberg dort erkrankt, Hemprich war bei seiner Rückkehr selbst so angegriffen, daß er nur nach Ruhe verlangte. Er hatte heftiges Fieber, dem ein Brechmittel nicht abhalf. Ehrenberg fürchtete den Ausbruch eines typhösen Wechselfiebers, konnte aber Hemprich nicht zum Gebrauche von China bewegen, bis am neunten Tage der Typhus deutlich hervortrat, aber der geschwächte Körper das sonst vielfach wirksam befundene Mittel nicht mehr vertrug. Unter täglich erneuten, aber dreitägig stärkern Fieberanfällen, welche den Körper sichtlich von Tage zu Tage aufrieben und eine Ortsveränderung, das wahrscheinlich sichere Heilmittel, nicht gestatteten, starb er, auf das treueste gepflegt und nur manchmal durch Sorge für seine Mutter beunruhigt, in den Armen seines Freundes am Abend des 30. Jun. Ehrenberg begrub ihn auf der kleinen Insel Toalut, zwischen Massana und dem Festlande. Die Akademie der Naturforscher zu Bonn hatte ihm vor seiner Abreise, der Sitte gemäß, sonderbar ahnungsvoll den Beinamen Forskål der zweite gegeben. Beide liegen sich gegenüber fast am südlichen Endpunkte des rothen Meeres. — Hemprich's Reise ist sein Leben. Der Zweck seiner Reise war ernste naturwissenschaftliche Beobachtung im Gegensatz der unseligen Beschreibung von Fragmenten der Museen, welche die Kenntniß der Naturkörper und ihres Wechselverhältnisses so erschwert und verwirrt. Nur als Mittel zu jenem andern Zwecke übernahm er mit seinem Gefährten das beschwerdevolle Einsammeln und Uebersenden bedeutender Sammlungen, welche durch aufmerksame Beobachtung der Lebensverhältnisse aller Einzelheiten ihren eigenthümlichen Werth haben sollten. Es wurden 114 Kisten zu 20—30 Kubikfuß an das königliche Museum zu Berlin gesendet. Diese enthielten 2900 etiquettirte Pflanzenarten in etwa 46.000 getrockneten Exemplaren, 135 Arten Säugethiere, 430 Arten Vögel, 546 Fisch- und Amphibienarten, etwa 600 Arten Anneliden und Crustaceen, etwa 2000 Insektenarten und 300 Stück mineralogischer Gegenstände. Die Gesammtzahl der gesammelten Thiere ist ungefähr 34.000 Individuen. Fast ohne Ausnahme wurden alle Pflanzen und alle größern und selbst kleinern Thiere, die Insekten ausgenommen, nach dem Leben beschrieben und zergliedert und mehr als 1000 unterwegs abgebildet, auch von den Insekten sind die Fundorte und Lebensverhältnisse, zuweilen die Verwandlung bemerkt. Mit den Wirbelthieren und Crustaceen beschäftigte sich Hemprich vorzugsweise. Seine Tagebücher und Berichte waren aber mit denen seines Freundes absichtlich verschmolzen, damit der Ueberlebende beides als ein Ganzes benutzen sollte, und nicht durch unzeitige Publication der bloßen Reisenotizen der mit so viel Aufopferung verfolgte Zweck mehr gehindert als gefördert werde. Von einer Reisebeschreibung hat Ehrenberg bisher den ersten Theil des ersten Bandes erscheinen lassen. Von den naturhistorischen Resultaten, welche auf Kosten der Regierung bekannt gemacht worden, sind bisher 20 Tafeln Abbildungen neue Säugethiere, 10 Tafeln Vögel und 12 Tafeln Würmer, zusammen 40 Foliotafeln mit 64 Bogen lateinischen Text von Ehrenberg bearbeitet erschienen und überdieß 30 Tafeln mit 318 Insekten und 25½ Bogen Text von Klug. Alexander von Humboldt lieferte einen Bericht über Hemprich's und Ehrenberg's Reise in den Schriften der berliner Akademie 1826.

Hemsterhuis (Tiberius). Dieser als Grammatiker und Kritiker, und wegen seiner großen Gelehrsamkeit besonders in den classischen Sprachen des Alterthums berühmter holländischer Philolog, Stifter und Haupt einer noch fortdauernden philologischen Schule, war geb. zu Gröningen 1685. Von seinem Vater, einem sehr gelehrten und geschätzten Arzte, erhielt er die erste Erziehung. In seinem vierzehnten Jahre wurde er schon auf die Universität seiner Vaterstadt aufgenommen. Nach einigen Jahren erhielt er den ehrenvollen Auftrag, die Handschriften der Universitätsbibliothek zu Leyden zu ordnen. Noch nicht 20 Jahre alt, bekam er einen Ruf als Professor der Geschichte und Mathematik nach Amsterdam. Hierauf lehrte er mehre Jahre griechisch und Geschichte zu Franecker, kam dann 1740 nach Leyden in gleicher Eigenschaft und starb daselbst 1766. Erst in Amsterdam wandte er sich, tüchtig vorbereitet durch das Studium der Mathematik, der Philosophie und der Geschichte, mit allem Eifer auf die Philologie. Er besorgte hier zuerst die Herausgabe des „Onomastikon" des Julius Pollux, und kam dadurch in eine nähere Verbindung mit dem großen Philologen R. Bentley, der durch seine freundliche, aber strenge Kritik einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die philologische Ausbildung des Jünglings ausübte. Er las nun die griechischen und römischen Autoren nach der Zeitfolge alle durch, und mit lebendigem Schönheitsgefühl, natürlichem Scharfblick und sicherem Wahrheitssinne ausgestattet, faßte er ihren eigenthümlichen Geist auf, wie wenige seiner Zeitgenossen. Als gründlicher Kenner der griechischen Sprache möchte er selbst über Casaubon und Saumaise zu setzen seyn. Er hat sich um diese Sprache die entschiedensten Verdienste erworben, durch Erforschung der Stammwörter und Scheidung der ursprünglichen Bedeutung von dem jüngern bildlichen Gebrauche, worin ihm Joseph Scaliger und Saumaise vorgearbeitet hatten. Seine einfache Anordnung der Grundsätze der Grammatik und Syntaxis gaben dem Sprachstudium eine neue Gestalt; auch als tiefblickender Kritiker und erschöpfender Ausleger schwieriger dunkler Stellen ist er gleich achtungswerth. Ein ebenso gründlicher Kenner, wie von der griechischen Sprache, war er auch von der lateinischen, wiewohl seinem Style die leichte Anmuth eines Ruhnkenius fehlt. Dieser und L. C. Valkenaer waren seine berühmtesten Schüler. Seine Werke sind: die bereits erwähnte Ausgabe des „Onomastikon" von Julius Pollux, Lucian's auserwählte Gespräche, der „Plutus" des Aristophanes, der erste Band der Werke Lucian's. Dazu kommt noch eine Menge der ausgesuchtesten Anmerkungen und Verbesserungen zu verschiedenen Autoren. Sein Charakter war im hohen Grade sanft und bescheiden. Er vermied ganz den harten absprechenden Ton, in welchem sich manche holländische Philologen so sehr gefallen haben. Der Umgang mit Hemsterhuis hatte bei all seinem Ernst viel Reizendes, und sein dankbarer Freund und Schüler Ruhnkenius, theilt uns in dem classischen Denkmale, welches er ihm zu Ehren gesetzt hat, einen schönen Charakterzug mit. Als ihn einst einige Freunde auf zwei Tage besuchten, erhielt er eben die Nachricht vom Tode eines hoffnungsvollen Sohnes. Er gewann aber die Kraft über sich, den väterlichen Schmerz zu verbergen, um seinen Freunden den Genuß dieser zwei Tage nicht zu verkümmern. Jak. Geel hat aus Hemsterhuis's in der leydner Bibliothek aufbewahrten Handschriften „Anecdota Hemsterhuisana" herausgegeben (Leyden u. Lpz. 1825).

Hemsterhuis (Franz), Sohn des Vorigen, starb 1791. Seine Philosophie war der Empirismus des Locke, den er weiter und feiner ausarbeitete, und ihn mit eigenen Erfahrungen vermehrte; in der Darstellungs-

art folgte er der Sokratischen und Platonischen Weise, ohne doch, wie G. Forster ihn nennt, der Platon des 18. Jahrhunderts in der ganzen Bedeutung des Worts zu seyn. Er liebte die Dialogen, die allerdings zu einer systematischen und consequenten Darstellung und Entwickelung der Begriffe und Gedanken nicht sehr geeignet sind. Seine Schriften sind folgende: „Lettre sur la sculpture", 1760. Der Gegenstand dieser Schrift ist, die Tendenz der schönen Künste zu entwickeln, und dieß vorzüglich von der Bildhauer-Kunst. „Lettre sur les désirs, de l'Amour et de l'Egoïsme". Herder hat diesen kleinen Versuch zum Theil übersetzt und treffliche Anmerkungen hinzugefügt. „Description philosophique du caractère de feu M. Flagel", 1773. „Lettre sur l'homme et les rapports". „Sophyle, ou de la Philosophie". In diesem Briefe hat er vorzüglich seine Ansicht über Philosophie niedergelegt. „Lettre sur une pierre antique". „Aristée ou de la divinité", 1779, und die „Lettre de Diocles à Diotime sur l'athéisme", 1785. Diese beide Werke enthalten seine Religionsphilosophie; das erste, ein Dialog, machte sein Freund F. H. Jacobi (die Lehre Spinoza's) zuerst bekannt. „Alexis, ou de l'age d'or", 1787. „Simon, ou des Facultés de l'ame". Seine sämmtlichen Werke wurden von Jansen gesammelt, und 1792 zuerst herausgegeben; 1809 kam eine neue Ausgabe zu Paris unter dem Titel: „Oeuvres philosophiques de F. Hemsterhuis" heraus. Sein Ruf brachte ihn mit den ausgezeichnetsten Personen seiner Zeit in Verbindung. Mit der Fürstin Gallitzin, an die er unter dem Namen Diotima mehre seiner Schriften richtete, und mit dem Grafen von Fürstenberg machte er eine Kunstreise, auf der er sich viele Kenntnisse sammelte, die er in einem in holländischer Sprache geschriebenen und aus dieser ins Französische übersetzten Briefe an seinen Freund Smeth mittheilte. Georg Forster sagt in seinen „Ansichten vom Niederrhein ꝛc." 2. Theil S. 397 von ihm: „Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß Feinheit der Empfindung, Reichthum und Wahl der Ideen, Politur des Geschmacks, verbunden mit Fertigkeit und den subtilen Stacheln des echten Witzes, mit der lichtvollen Ordnung einer herzlichen Philosophie und dem Dichterschmuck einer alles verjüngenden Einbildungskraft, nicht an irgend eine Erdscholle gebunden sind; so würde wenigstens ein Mann, wie dieser, beweisen, daß Holland nicht aus der Zahl der Länder ausgeschlossen ist, wo die edelsten Kräfte und die zartesten Empfänglichkeiten der menschlichen Natur den höchsten Punkt ihrer Entwicklung erlangen und die reifsten Früchte bringen können. Der Geist, der in diesem schwachen Körper wohnt, ist so empfindlich für Harmonie aller Art, und leidet so im eigentlichen Verstande bei jedem Mißverhältniß in der sinnlichen, wie in der sittlichen Natur, daß er sich sogar seiner vaterländischen Mundart nicht zum Vehikel seiner Gedanken bedienen konnte, sondern alle seine (gedruckten) Werke französisch schrieb, und auch diese Sprache zu seinen Zwecken umbildete, indem er ihr einen eignen Styl aufdrang. Seine zum Theil dialogischen Schriften sind unter uns weniger bekannt als sie es verdienen; allein man muß sie in der Ursprache lesen, wenn man von ihrer attischen Eleganz, die oft nur ein unnachahmlicher Lebenshauch ist, nichts verlieren will".

Hendekasyllaben ist der Name eines elfsylbigen Verses, dessen sich unter den Alten besonders Catull bediente, und der für kleine Tändeleien eine recht angemessene Form ist. Das Schema ist:

—U—UU—U—U—U

Henderson (Ebenezer), protestantischer Missionnair, einer der eifrig-

sten Mitglieder der britischen Bibelgesellschaft, reiste 1814 nach Island, wo er 1183 Bibeln und 1668 Neue Testamente unentgeltlich vertheilte. Dieser Reise verdanken wir eine der gehaltreichsten Beschreibungen jenes merkwürdigen Eilandes. 1820 besuchte er die entferntesten Provinzen Rußlands, um in den wichtigern Städten dieses Reichs Bibelgesellschaften zu gründen. In Begleitung seines Landmanns Paterson, der am Kaukasus und in Schuschi an der persischen Grenze Missionen gründete, durchstreifte er Bessarabien und die Krim. Sein Reisewerk: „Biblical researches and travels in Russia" (London 1826), gibt mancherlei Aufschlüsse über Sitten und Gebräuche der südrussischen Völkerstämme und hauptsächtlich über die religiösen Sekten der Starowärtzi, Roskolniken, Bezpoputschini. Nach so schön vollbrachter Arbeit entschloß sich Henderson auch die transatlantischen Länder der Wohlthaten des Evangeliums theilhaftig werden zu lassen. Die Indianer in Südamerika schienen derselben am meisten bedürftig. Henderson trat 1827 in Begleitung des geschickten Malers Chorts, der schon Otto von Kotzebue auf seiner ersten Reise um die Welt begleitet hatte, von Rio de Janeiro aus die Reise an; Beide aber fielen bald darauf (am 22. Marz 1828) als Opfer barbarischer Habsucht indem sie auf dem Wege zwischen Veracruz und Jalappa von Straßenräubern auf eine gräßliche Weise ermordet wurden.

Hengist, der Gründer des Königreichs Kent in Großbritannien, war, sowie sein Bruder Horsa, unter den Sachsen berühmt durch körperliche Stärke und Alter der Ahnen, die ihren Ursprung unmittelbar von Odin ableiteten. Es war 449, als die Briten gegen den Andrang der Schotten und Pikten von den Sachsen Hülfe begehrten. Lange schon hatten diese Verlangen getragen, die schöne Insel zu überfallen, gern folgten sie daher dieser Einladung; Hengist und Horsa stellten sich an ihre Spitze, landeten am Ausflusse der Themse, griffen die Feinde der Briten an und schlugen sie bei Stamford. Da sie hier ohne große Anstrengung gesiegt hatten, glaubten sie um so leichter ein Volk unterjochen zu können, das so schwachen Feinden nicht zu widerstehen vermochte. Sie sandten Berichte von der Fruchtbarkeit des Landes nach Sachsen und erklärten die Besiegung eines Volks, das seit langer Zeit den Gebrauch der Waffen verlernt hätte und unter sich selbst getrennt und zerfallen sey, für mühlos und sicher. Sowie sie Verstärkung aus dem Vaterlande erhalten hatten, suchten sie Streit mit den Briten unter dem Vorwande vorenthaltenen Lohnes und entzogener Verpflegung, ließen die Maske fallen, verbanden sich mit den Schotten und Pikten und griffen die Briten an. Diese hatten zu den Waffen gegriffen, ihren König Vortiger, der durch seine Laster und die verderblichen Folgen seines Raths verhaßt geworden war, abgesetzt und dessen Sohn Vortimer auf den Thron erhoben. Der Krieg wurde mit der größten Wuth geführt. Die Angelsachsen drangen verheerend in das Innerste des Landes, übten alle Gräuelthaten, und den Briten blieb Nichts mehr übrig, als sich dem Joche ihrer Sieger zu unterwerfen; Einige hatten sich nach Armorika (dem heutigen Bretagne) geflüchtet und diesem Lande auch ihren Namen gegeben. Hengist, der seinen Bruder in der Schlacht bei Eglesford (jetzt Ailsford) verloren hatte, blieb Sieger und gründete das Königreich Kent, welches die heutigen Grafschaften Kent, Middlesex, Esser, Surrey umfaßte. Er schlug seinen Wohnsitz in Canterbury auf und starb gegen das J. 488, indem er seinen Nachfolgern das neuerobberte Reich hinterließ. Octa und Ebissa, sein Bruder und sein Neffe, die er später gerufen hatte, ließen sich in Northumberland nieder;

ihrem Beispiele folgten mehre sächsische Feldherren und gründeten so die 7 britisch-sächsischen Königreiche.

Henil, Henile, eine Art Fetisch der alten Wenden, aus einem Stabe bestehend, woran oben eine Hand gemacht war, welche einen Ring hielt. Dieses Götzenbild wurde vor den Thüren herumgetragen, und man opferte ihm, um sich seines Schutzes zu versichern.

Henke (Heinrich Philipp Konrad), Vicepräsident des wolfenbüttelschen Consistoriums, Abt des Klosters Königslutter, Generalsuperintendent, erster Professor der Theologie zu Helmstädt und Director des Predigerseminariums daselbst, geb. den 3. August 1752 zu Hehlen im Braunschweigischen, war der Sohn des Garnisonpredigers zu Braunschweig. Da er frühe sein Vater verlor, so sah sich der Jüngling, der nun ganz sich selbst überlassen war, zu seinem Unterhalte bloß auf die Gunst wohlthätiger und vermögender Gönner beschränkt. Seine herrlichen Naturanlagen, verbunden mit einem regen und rastlosen Streben, sie auszubilden, hatten ihn bald empfohlen. Mit dem größten Eifer wandte er sich auf das Studium des classischen Alterthums. Die größten Gedanken der Classiker, in kühnen Worten ausgesprochen, fanden einen Anklang in ihm, und der hohe und freie Geist, der sich in den Werken des griechischen und römischen Alterthums offenbart, riß ihn so hin, daß er sich anfangs ganz den philologischen Studien zu ergeben beschloß. Sein Lieblingsschriftsteller war Quintilian, mit dessen Uebersetzung er zuerst den literarischen Schauplatz betrat. Auf der Universität Helmstädt widmete er sich mit dem ausdauerndsten Fleiße dem Studium der Theologie, und erhielt daselbst die Doctorwürde in der philosophischen Facultät. Durch Empfehlung seiner Gönner ward er 1778 außerordentlicher Professor der Theologie zu Helmstädt und 1780 stieg er schon zum ordentlichen Professor der Theologie daselbst auf. Als Lehrer hatte er sich bald durch seinen kräftigen und lebhaften freien Vortrag eine große Anzahl von Zuhörern verschafft. 1788 gab er den ersten Band seiner „Kirchengeschichte" heraus, die seinen literarischen Ruhm begründet hat. Henke wollte anfangs mit seiner allgemeinen Geschichte der christlichen Kirche nach der Zeitfolge, ein Lehrbuch zu akademischen Vorlesungen liefern; bald aber und zwar schon bei der zweiten Auflage und bei der Fortsetzung, da er das Verfehlte dieses Zweckes selbst einsah, gab er diesen auf und nahm sich vor, Freunden der Kirchengeschichte überhaupt ein bequemes Handbuch zu liefern, deren sich jeder nach der besondern Beziehung, in welcher er das Studium dieser Wissenschaft betrieb, entweder zur erster Uebersicht ihres Umfangs oder zur Wiederholung oder zum Nachlesen über einzelne wichtige Materien bedienen könnte. Auf neue Aufklärung ging er nicht aus. Er wählte die synchronistische Methode, welches an sich schon bei der Kirchengeschichte eine sehr schwere Aufgabe ist. Er erschwerte sich eben dieselbe noch mehr dadurch, daß er zugleich einen reichen Vorrath von Thatsachen, auch von unbedeutenden, liefern wollte. Diese Aufgabe ist nicht genügend gelöst, ungeachtet sehr viel Fleiß, Sorgfalt und Gelehrsamkeit auf das Werk verwandt worden. Die Literatur ist sehr reich und enthält viel Neues; die chronologischen Angaben sind zahlreich und genau. Der Styl und die Darstellung hat eine gewisse Fülle, Mannigfaltigkeit und Leichtigkeit, aber oft fehlt es an Kraft, Würde, Rundung und Klarheit. Der Hauptgesichtspunkt, den Henke in seiner Kirchenhistorie nahm, bestand darin, den Schaden und Unfug ins Licht zu setzen, welches der Religionsdespotismus und Lehrzwang in allen Zeiten angerichtet haben. Hierdurch hat seine Geschichte einen polemischen Charakter angenommen und

ist von Manchen sehr angefochten worden. Ueberhaupt war Henke ein Protestant in der vollkommensten Bedeutung des Wortes und erklärter Feind alles Glaubenszwanges. Als daher das preußische Religionsedict erschien, trat er öffentlich ohne Scheu in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" als Gegner desselben auf. In seinen Predigten zeigte er eine starke kräftige Beredtsamkeit, doch fehlten ihnen alle einschmeichelnde, herzgewinnende Eigenschaften. Besonders ist seine „Freimüthige Rede am Krönungsfeste Napoleons" (1807) berühmt geworden. Er starb, nachdem er zuvor fast ein Jahr gekränkelt hatte, am 2. Mai 1809. Außer seiner „Kirchengeschichte", von der er nur 5 Bände beendigte, und die von Vater in Königsberg (1820) fortgesetzt wurde, hinterließ er noch: „Historia antiquior dogmatis de unitate Ecclesiae", Helmstädt 1781 4.; „D. G. Calixti de conjugio clericorum liber, Emendatius edidit, in capita sua et sectiones divisum et indicibus necessariis completum, additum praefatione", ebd. 1783, 4.; „Geschichte der jüdischen und christlichen Religion", Leipzig 1788, 8.; „Elemente für den akademischen Cursus einer chronologischen und allgemeinen christlichen Kirchengeschichte", Braunschweig 1778—95, 4 Bde. 8.; „Magazin für Philosophie der Religion, Exegese und Kirchengeschichte", Helmstädt 1794—96, 5 Bde. 8; „Archiv für die Kirchengeschichte der letztern Zeit", 1794—96, 3 Bde. 8.

Henrici (Christian Friedrich) trat als Dichter u. d. N. Picander auf und wurde 1700 zu Stolpen in Kursachsen geboren. Zu Wittenberg und Leipzig studirte er die Rechte; übte dabei beständig die Poesie, der er nicht nur seinen Unterhalt, sondern sein ganzes Lebensglück zu verdanken hatte. 1728 wurde er Actuarius bei dem Oberhofamte zu Leipzig, dann Postsecretair und endlich Oberpostcommissair. Dazu ward ihm 1740 noch die Kreis-Landsteuer- und die Stadt-Trankſteuereinnahme zu Leipzig, nebst der Weininspection ertheilt. Er starb 1764. Den Namen Picander soll er deßwegen angenommen haben, weil er 1722 auf dem Dorfe Niederglaucha bei Düben nach einer Elster geschossen, bei verfehltem Schusse aber einen Landmann, der auf einem Eichbaume ein Elsternest ausnehmen wollte, getroffen und stark verwundet hatte. Aus seinen Gedichten leuchtet zwar einiges Talent zur Poesie hervor, aber er bildete dasselbe nicht gehörig aus und wendete es übel an. Durch geschmacklosen Witz und grobe unsittliche Scherze suchte er die rohen Seelen zu vergnügen; dafür aber ward ihm die Verachtung des feinern Theils seiner Zeitgenossen, als der Nachwelt zum verdienten Lohn. Henrici's Quodlibete waren zu seiner Zeit beliebt, die jetzt aber zum literarischen Unrath gehören. Auch hat er Schauspiele geschrieben. „Picander's ernst-scherzhafte und satyr. Gedichte" (Leipz., neueste Aufl. 1736 fg.).

Henriette Marie von Frankreich, Königin von England, Tochter Heinrichs IV. und Marie von Medicis, geb. zu Paris 1600, besaß große Reize und wurde 1625 an König Karl I. von England verheirathet. Ihr Charakter glich sehr dem ihres Vaters; sie besaß Festigkeit, Edelmuth, Zärtlichkeit, Mitleiden und einen sanften, doch dabei lebhaften Geist. Die ersten Jahren ihrer Ehe verflossen ihr äusserst glücklich; aber bald wurden durch die bürgerlichen Unruhen in Schottland und die Empörung der Engländer gegen ihren Gemahl, diese glücklichen Tage in sehr unglückliche für sie verwandelt. Sie nannte sich deßhalb auch nur die unglückliche Königin. Man warf ihr vor, daß sie Karl I. in seinem Eifer für die katholische Religion bestärkt habe, und verfuhr eben deßhalb gegen sie mit aller Wuth des Fanatismus. Dennoch änderte dieß ihren Charakter nicht; sie fuhr vielmehr fort, wie sie gleich anfangs gethan, Wohlthätig-

keit selbst gegen ihre Feinde zu üben. Als beim Ausbruch des Bürgerkriegs die königl. Familie London verlassen mußte, begab sich die Königin nach Holland, warb, nachdem sie ihre Meubeln und Kostbarkeiten zu Geld gemacht, Truppen, miethete Schiffe und setzte nach England über. Bei der Ueberfahrt hatte sie einen furchtbaren Sturm auszustehen; dennoch verließ sie das Verdeck nicht, sondern ermuthigte die Truppen und sagte: „Königinnen ertrinken nicht". Endlich nach vielen Widerwärtigkeiten und Gefahren, kehrte sie nach Frankreich 1644 zurück. Der üble Zustand der Angelegenheiten der Königin Anna von Oestreich verhinderte diese, bei den Unruhen der Fronde, der unglücklichen Königin von England die Hilfe zu gewähren, die ihr Unglück verdiente. Deßhalb sah sich Henriette Marie genöthigt, wie sie sich selbst hierüber ausdrückt, das Parlament für ihren Lebensunterhalt um ein Almosen zu bitten. Dennoch war dieß nicht ihr letztes Unglück; ihr Gemahl endigte 1649 auf dem Blutgerüste. Da Karl II. nachher den Thron seiner Väter wieder bestieg, konnte sie nichts bewegen, ihren Wohnsitz in einem Lande aufzuschlagen, das nur traurige Erinnerungen für sie hatte. Sie starb in einem Kloster zu Chaillot 1669.

Henriette (Anna), Herzogin von Orleans, Tochter des unglücklichen Königs Karl I. von England, wurde in den unruhigen Zeiten des Bürgerkrieges in England zu Exeter den 16. Juni 1644 geboren. Sie war kaum 3 Wochen alt, als ihre Mutter mit ihr nach Frankreich floh, wo sich dieselbe nach Karls Tode in das Kloster von Chaillot begab und daselbst ihre Tochter erzog. Da Henriette mit großer Liebenswürdigkeit des Geistes die Reize eines schönen Körpers verband, so wünschte Anna von Oestreich, Mutter Ludwigs XIV., daß ihr Sohn sich mit ihr verbinden möchte; diesem Fürsten schien sie aber noch zu jung dazu zu seyn, und nun warb Anna um die Hand der Prinzessin für ihren zweiten Sohn, Philipp von Frankreich, Herzog von Orleans. Im März 1661 fand die Vermählung statt, und jetzt auf einmal schien es Ludwig XIV. zu reuen, die liebenswürdige Henriette ausgeschlagen zu haben. Er näherte sich ihr, und die Prinzessin soll nicht unempfindlich für die Huldigungen des verführerischen Königs geblieben seyn. Dieß sowohl als noch einige andre Intriguen mit ein paar Hofleuten, deren Umgang sie wenigstens mit zu leichter Berücksichtigung des Scheins duldete, erweckten die Eifersucht des Herzogs von Orleans, und ihre Ehe war deßhalb nicht glücklich. Henriette würde von dem strengen und finstern Charakter ihres Gemahls noch mehr zu leiden gehabt haben, hätte sie nicht stets an dem Könige eine Stütze gefunden, der in späterer Zeit die Prinzessin noch besonders aus Rücksichten der Politik begünstigte. Nachdem nämlich ihr Bruder Karl II. den Thron von England wieder bestiegen hatte, lag Ludwig XIV. viel daran, diesen Fürsten von der Allianz mit Holland und Schweden abzuziehen, weil er schon damals den Plan hegte, sich wo möglich einen Theil von Belgien zuzueignen. Da der gewöhnliche Weg diplomatischer Verhandlungen hierzu nicht hinreichen wollte, so beschloß Ludwig, seine Schwägerin in diese Sache einzuweihen, und die Herzogin von Orleans ergriff mit um so größerm Vergnügen diesen Vorschlag, da ihr Stolz hierdurch geschmeichelt und ihrem Geiste zur Intrigue ein weites Feld eröffnet wurde. Sie reiste 1670 mit dem Hofe nach Flandern, und von Calais aus, unter dem Vorwande, ihren Bruder zu besuchen, plötzlich nach Dower, wo Karl sich eingefunden hatte. Mademoiselle de Keroual, eine Bretagnerin (später als Karls II. Geliebte unter dem Namen Herzogin von Portsmouth bekannt), begleitete sie; und sowohl den Zuredungen der Schwester als den

Reizen ihrer Gefährtin gelang, den schwachen Karl in der kurzen Zeit von 10 Tagen ganz so zu stimmen, wie Ludwig es wünschte. Kaum war jedoch Madame von Orleans nach Frankreich zurück, so ward sie plötzlich in St.-Cloud, während noch Alles sich beeiferte, ihr für den glücklich abgeschlossenen Tractat den Hof zu machen, von heftigen Schmerzen befallen, die immer zunehmend ebenso plötzlich als unerwartet ihren Tod am 29. Juni 1670 herbeiführten. Der Verdacht einer Vergiftung erhob sich sogleich, und obschon bei der in Gegenwart des englischen Gesandten vollführten Section die Aerzte das Gegentheil behaupteten, so ist es doch beinahe gewiß, daß sie in der Blüthe ihrer Jahre ein Opfer nichtswürdiger Rache fiel. So viel man aus den von der zweiten Gemahlin des Herzogs von Orleans, der Prinzessin von Baiern, dieserhalb gesammelten Papieren und Nachrichten und andern Nachforschungen hat herausbringen können, soll der Chevalier de Lorraine (der Busenfreund ihres Gemahls), an dessen Ungnade bei Ludwig XIV. sie Schuld war, und der damals im Exil in Rom lebte, gern aber nach Frankreich zurück wollte und es wußte, daß sie das einzige Hinderniß war, das sich der Erreichung seines Wunsches entgegenstellte, der Anstifter dieser Abscheulichkeit gewesen seyn. Daß Ludwig 2 Jahre nach dem Tode der Herzogin den Ritter wieder an den Hof kommen ließ und ihn zum Marschall von Frankreich erhob, entkräftet diesen Verdacht keineswegs, da der König damals des Ritters großen Einfluß auf die Schritte seines Bruders, des Herzogs von Orleans, sehr bedurfte. Die gewinnende Liebenswürdigkeit ihres Betragens machte, daß man die unglückliche Fürstin allgemein bedauerte und sie in Hinsicht ihrer Anmuth und Schönheit oft mit ihrer noch unglücklichern Aeltermutter, der berühmten Maria Stuart, verglich. Ein Ludwig XIV. mündlich abgelegtes Geständniß des Haushofmeisters der Herzogin soll die That des Ritters de Lorraine in des Königs Augen völlig außer Zweifel gesetzt, Gründe der Politik aber gegen seinen Bruder und besonders auch gegen England sollen den Monarchen bewogen haben, das Ganze mit einem Schleier zu bedecken und selbst die nächsten Thäter nicht zu bestrafen.

Hephästion werden mehre Männer des Alterthums genannt. Einer war aus Alexandrien, lebte unter dem Kaiser Trajan und schrieb ein mythologisches Werk. Ein anderer war ein Grammatiker, ebenfalls aus Alexandrien gebürtig, einer von den Lehrern des Kaisers Verus. Nach Suidas schrieb er ein Handbuch über die Metra, welches noch verhanden ist. Ein dritter war ein astrologischer Schriftsteller von Theben; zu den Zeiten Konstantins des Großen. Wir besitzen noch mehre Auszüge aus seinen Schriften. Auch hieß ein Freund Alexanders Hephästion. Er begleitete den König auf seinem Kriegszuge gegen Persien, erkrankte aber zu Ekbatana und starb. Alexander, den sein Verlust sehr schmerzte, ließ ihm ein Grabmal errichten, das nach Plutarch 10.000 Talente kostete.

Hephästos, s. Vulkan.

Heptachorde, eine Leier oder Cither mit sieben Saiten. Sie war im Alterthum sehr im Gebrauch, und die berühmteste unter allen; doch fehlt ihr die Octave. Simonides fügte sie nach Plinius hinzu, indem er eines ganzen Tons Zwischenraum zwischen den beiden Tetrachorden ließ. In dem Systeme der Octave der Alten fanden sich die Töne in der günstigsten Stellung zu einer männlichen, edlen und würdevollen Harmonie; gleich weit entfernt von der zu großen Tiefe und Höhe. Doch diese edle Mittel erhielt sich nicht; man vervielfältigte die Töne in der Höhe, und

machte das System der Harmonie zu weich und weibisch. Plutarch beschuldigte den Melanippides, daß er die Musik durch die Erfindung von zwölf Saiten entnervt habe.

Heptagonalzahlen, s. Figurirte Zahlen.

Herakliden, die Nachkommen des Herkules, deren Eroberung des Peloponnes, in Verbindung mit den Doriern, vorzüglich in der griechischen Geschichte berühmt ist. Ihre Ansprüche auf den Peloponnes gründeten sie auf die Rechte ihres Ahnherrn Hercules auf das Königreich Tirynth. Zwei Mal waren ihre Angriffe auf den Peloponnes schon verunglückt, als sie 80 Jahre nach Zerstörung Troja's einen neuen unternahmen. Anfangs schien es, als wenn das Schicksal sie wieder nicht begünstigen wolle: Aristodemus, einer ihrer Hauptanführer, fand unter den Zurüstungen zum Kriege seinen Tod, und ein beträchtlicher Theil des Heeres wurde aus Hungersnoth aufgerieben. In dieser traurigen Lage befragten sie das delphische Orakel, und erhielten zur Antwort, daß sie sich der Führung eines dreiäugigen Feldherrn unterwerfen und ihm zwei Jahre folgen sollten. Dieser führte ihnen bald den Zufall in dem Aetolier Oxylus entgegen, der ihnen, auf einem einäugigen Maulthiere reitend, begegnete. Von ihm angeführt, drangen sie nun von zweien Seiten in den Peloponnes, eroberten mit unbegreiflicher Schnelligkeit die ganze Halbinsel, und vertheilten das Land durch's Loos unter ihre Anführer. Temenus bekam Argos mit Mykenä und Sikyon, Kresphontes Messenien, und die Söhne des Aristodemus, Prokles und Eurysthenus, Lakedämon, das sie gemeinschaftlich regierten.

Heraklit, ein durch seinen Charakter, seinen forschenden Geist und den Einfluß seines Systems merkwürdiger griechischer Philosoph. Er war aus der Stadt Ephesus in Kleinasien gebürtig und lebte um die 69. Olympiade (500 v. Chr.). Er studirte die eleatische und Pythagoräische Philosophie, bildete sich aber aus beiden ein eigenes System. Von finsterer melancholischer Gemüthsart, unzufrieden mit der Demokratie seiner Vaterstadt, entsagte er aller Gemeinschaft mit den Menschen, die er wegen ihren Lastern haßte, und floh in ein einsames Gebirge, wurde aber durch eine Hautkrankheit genöthigt, Hülfe dagegen in der Stadt zu suchen, wo er kurz darauf starb. Er hinterließ ein Werk „Ueber die Natur der Dinge", welches in einem dunkeln und bildlichen Styl abgefaßt gewesen seyn soll und deßhalb wahrscheinlich (bis auf einige Bruchstücke) verloren ging. Heraklitus forschte nach dem alles Seyn erzeugenden, belebenden und bewegenden Prinzip. Er erklärte das Feuer für dieses Elementarprinzip, weil es das feinste und gewaltigste von allen Elementen ist. Das Feuer war ihm aber das Substract aller Dinge, und die alles undurchdringende Naturkraft, welche auch zugleich die ursprüngliche Denkkraft ist. Die Welt ist weder von Menschen noch von Göttern gemacht, sondern ein immer lebendes, sich nach einer gewissen Ordnung entzündendes und verlöschendes Feuer. Daraus scheint er abgeleitet zu haben a) die Veränderlichkeit oder den Fluß aller Dinge, worin eben das Leben besteht. b) Das Entstehen aller Dinge aus — und Auflösung in Feuer. Der Weg nach Unten, nach Oben Ausdünstung, Weltverbrennung. c) Alle Veränderungen geschehen durch Feindschaft und Freundschaft (Entgegensetzung) (nach festen unveränderlichen Gesetzen). d) Die Grundkraft ist auch der Grund des Denkens. Die ganze Welt ist mit Seelen angefüllt, die trocknen sind die besten. Durch die Verbindung mit der göttlichen Vernunft im Wachen denken die Seelen das Allgemeine und Wahre, durch die Sinne das Veränderliche und Individuelle. So knüpfte Hera-

klit mehre für seine Zeit treffliche und neue Ideen auch über sittliche und politische Gegenstände in sein System zusammen, das wir sehr unvollständig kennen, aber für Plato, die Stoiker und Aenesidemos folgenreich war. Die ihm beigelegten 6 Briefe findet man in der Briefsammlung des Aldus Manutius.

Heraldik oder Wappenkunde ist der Inbegriff der Grundsätze, welche sich auf die Entwerfung und Beschreibung, sowie auf die Rechte der Wappen beziehen. Wappen sind gewisse Zeichen, die von der höchsten Gewalt im Staate einzelnen Personen, Geschlechtern oder auch Ländern beigelegt werden. Daher persönliche Wappen, Geschlechtswappen, Amtswappen, Länderwappen. Unter den letzten kommen als besondere Arten vor: Herrschaftswappen, die den gegenwärtigen Besitz eines Landes anzeigen, Gedächtnißwappen und Erbschaftswappen, von welchen jene auf den noch streitigen, diese auf den künftigen Besitz eines Landes sich beziehen. Die ausdrückliche Bewilligung eines Wappens geschieht durch Wappenbriefe. Zeichen und Bilder auf Schilden und Helmen kamen freilich in den ältesten Zeiten vor. Schon im vierten Buch Moses wird den Kindern Israel befohlen, daß ein Jeder unter seinem Panier und Zeichen, nach ihrer Väter Hause, sich lagern solle. Wer weiß nicht, wie oft bei den Dichtern der Griechen und Römer Gemälde und Kunstarbeiten auf Schildern und Helmen vorkommen? Ja, es ist gewiß, daß diese Symbole sogar erblich waren. So erzählt Xenophon, daß die medischen Könige einen goldenen Adler auf ihren Schildern geführt. Sueton berichtet, daß Domitian einen goldenen Bart zum Wappen gehabt. Doch die Wappen und die Grundsätze der Wappeneinrichtung sind deutschen Ursprungs. Schon in den ältesten Zeiten bemalten die Deutschen ihre Schilde mit glänzenden Farben, und höchst wahrscheinlich bezogen sich diese Schildgemälde auf Kriegsthaten; später bemalte man die Schilde mit Figuren, welche kriegerische Vorfälle bestimmter andeuteten, z. B. mit Waffen, mit Stücken von Mauern, Thürmen, gewissen Thieren u. a. Dingen, die als Sinnbilder griechischer Tapferkeit galten. Diese Schildgemälde waren ursprünglich nur eine persönliche Auszeichnung Desjenigen, auf dessen Thaten sie sich bezogen. Als aber im 10. oder 11. Jahrh. die Turniere (s. d.) aufkamen, zu welchen nur Diejenigen, die von edler Herkunft waren, Zutritt erhielten, so brauchte man äußere Zeichen, um diesen Vorzug der Geburt zu erkennen. Dazu mußten die gemalten Schilde dienen. Jeder Edle stellte seinen Schild zum Zeichen der Turnierfähigkeit auf dem Turnierplatze aus und setzte seinen Helm mit den Zierrathen desselben darauf. So sind wahrscheinlich Helm und Helmzierrathen Theile der jetzt gebräuchlichen Wappen geworden. Ein zweiter Beweis des angegebenen Ursprunges der Wappen ist das Wort blason, wodurch im Französischen wie im Englischen, im Italienischen wie im Spanischen, die Wappenkunde bezeichnet wird. Dieß Wort hat höchst wahrscheinlich seinen Ursprung in dem deutschen Worte blasen; denn so oft auf den Turnieren ein neuer Ritter erschien, mußte der Herold blasen, und weil jener mit verschlossenem Visir auftrat, das Sinnbild seines Schildes oder das Wappen deuten und auslegen. Weil nun dieß der Herold that, so heißt diese Kenntniß Heraldik, und weil er dabei blies, so nannten es die Deutschen das Wappen ausblasen. Daß dieß bei den Turnieren so herkömmlich gewesen, kann man aus Gedichten der alten Troubadours aus dem 12. und 13. Jahrh. beweisen. Daher kommt es auch, daß solche Ritter, deren Turnierfähigkeit schon durch das Ausblasen ihrer Wappen beurkundet war, zwei Trompeten auf dem

Helm ihres Wappens führten. Die Franzosen bildeten die Turniere und den damit verbundenen blason oder die Wappenkunde, wie das ganze Ritterthum, weit mehr aus; sie gaben dem Worte blasonner nicht allein die Bedeutung des Auslegens der Wappen, sondern auch des Anpreisens überhaupt. Die Kreuzzüge gaben Gelegenheit, neue Wappenbilder einzuführen, wozu besonders die in so verschiedener Gestalt erscheinenden Kreuze gehören. Damit der Knappe seinen Ritter und der Vasall seinen Lehnsherrn hinter seiner Rüstung von Stahl und Eisen leichter möchte unterscheiden können, trugen Ritter und Lehnsherren ein gewisses Bild als Merkzeichen auf ihrem Schilde. Was aus Noth erfunden worden war, behielt man nach der Zeit als Ehrenzeichen bei. Die Nachkommen der Ritter, die in Palästina gekämpft hatten (denn von diesen ging das Führen der Wappen aus) trugen die Sinnbilder ihrer Vorfahren, als ein Zeichen ihres Muths und ihrer Frömmigkeit fort, um dadurch aller Welt zu zeigen, daß das Blut der frommen Helden in ihren Adern fließe; sie prangten damit bei jeder Gelegenheit: sie setzten sie in ihre Fahne, auf ihr Pettschaft, auf ihren Schild, auf ihre Kleider. Eifersüchtig auf ihre Auszeichnung, als eine Sache der Religion und Ehre, wollte bald nachher jeder Herr, jeder Baron einen ähnlichen Wappenschild haben: man schämte sich bei Feierlichkeiten, bei Kampfspielen und Zusammenkünften an Höfen ohne ein solches Merkmal edler Abkunft zu erscheinen. Im 12. Jahrh. wurden daher Wappen beim höhern, in der Folge auch beim niedern Adel gewöhnlicher; und bis zum Ende des 13. waren sie in allen Reichen von Europa allgemein und erblich eingeführt. Der Ursprung der Länderwappen aber ist von den Bildern der Kriegszeichen oder Fahnen, deren jede Landschaft ihre eigene hatte, herzuleitrn. Als der Besitz der Fürstenthümer, Grafschaften u. s. w. erblich geworden war, kamen die Fahnenbilder in den Wappenschild der Besitzer und blieben seitdem bei den Fürstengeschlechtern. Kenntniß der Wappen war in Kurzem ein wichtiges und weitläufiges Studium, das die Deutschen zuerst recht ernsthaft beschäftigte. Es lag den Herolden ob, die als eigenes Collegium unter besondern Wappenkönigen standen, und ihren Schülern (den Presevanten) mündlichen Unterricht in ihrer Wissenschaft ertheilten, die man lange als ein Geheimniß betrachtete, weil es allerdings nicht leicht war, über Entstehung und Bedeutung der Wappen die Materialien zusammen zu bringen. Die Herolde wurden eben darum in hohen Ehren gehalten und bei Vermählungen, Krönungen, Turnieren und andern Feierlichkeiten zur Untersuchung der Wappen für unentbehrlich angesehen. Es wurden förmliche Wappenbriefe ausgefertiget (der älteste bekannte deutsche Wappenbrief ist von 1305, vom Kaiser Albrecht I. der Stifte Gurk ertheilt). Die von den Herolden gegebenen Regeln des Wappenwesen pflanzten sich lange Zeit bloß mündlich fort; seit dem 14. Jahrh. aber hörte die Heraldik auf, bloß ein Eigenthum der Herolde zu seyn. Der erste Schriftsteller über die Wappenkunde war ein Italiener, Bartolus de Saro Ferrato (st. 1359). Indeß blieb sie noch lange von Ueberlieferung in Heroldscollegien abhängig, manchen Spielen willkürlicher Deutung und märchenhafter Folgerungskunst ausgesetzt und aller kritisch-historischer Behandlung entfremdet. Daher haben die zahlreichen älteren Wappensammlungen nur bedingten Werth; die vollständigste und treueste ist die J. Siebmacher'sche, Nürnberg 1605, beträchtlich vermehrt 1734 fll. 1771 fll. — Die, durch die von Jac. Franckwart (1623) eingeführte Schraffirung erleichterte, heraldische Technik bearbeitete zuerst M. Vulson de la Colombiere, (st. 1658) 1634, unterstützt von De Salvaing de Boissieu

(st. 1683); unter seinen Nachfolgern ist Jul. Baron 1672 fl. der bemerkenswertheste; der lästige Vielschreiber Cl. Fr. Menestrier (st. 1705) 1658 fl. hat sie nicht weiter gebracht. Ihr wahrer wissenschaftlicher Instaurator wurde Philipp Jakob Spener, ihm schloß sich J. W. Trier 1714 an; Vieles erörterte der gründliche J. D. Köhler 1734 fl.; genügende Vollständigkeit und Helligkeit haben J. Ch. Gatterer's „Abriß" 1766; 1773 und „Praktisches Handbuch" 1791. 8. verbunden mit J. Ch. Siebenkees's „Erläuterungen" 1780, F. u. Th. Brydson's hist. vielseitiger Darstellung 1795. — Die Haupttheile eines Wappens sind Schild und Helm. Der Schild ist das wichtigste Stück. Es gibt dreieckige, herzförmige, kreisrunde, viereckige, rautenförmige Schilde. Andere, die ebenfalls nur durch die äußere Gestalt unterschieden sind, werden nach gewissen Nationen benannt; so gibt es italienische, die ovalrund sind, spanische, die ein längliches, unten abgerundetes, Viereck bilden, französische, welche in der Mitte der abgerundeten Grundlinie eine Spitze haben, deutsche, welche außerdem noch allerlei Ausschnitte haben. Die ursprüngliche Gestalt der Wappenschilde war ein auf der Spitze stehendes Dreieck. Die Theile des Schildes haben besondere Namen, die sich auf einzelne Stellen des Kriegsschildes beziehen, wenn man sich denselben als Bedeckung des Ritters denkt. Rechts heißt daher Alles, was auf der gegen uns gekehrten Oberfläche des Schildes nach der rechten Hand des Ritters liegt, links aber, was gegen dessen linke Hand gekehrt ist. Auf gleiche Weise unterscheidet man auf der Oberfläche des Schildes, Haupt, Herz und Fuß, sowie Herz- und Nabelstelle. Gewöhnlich stehen die Schilde aufrecht, selten gelehnt oder gestürzt, d. h. das Untertheil nach oben gekehrt. Die Farbe oder den Anstrich des Schildes und Helmes und aller darauf vorkommenden Gegenstände nennt man Tinctur. Man theilt sie in natürliche und künstliche Tincturen. Bei jenen kommt der Anstrich der heraldischen Körper mit der Farbe des Urbildes überein. Künstliche Tincturen sind die sogenannten Metalle, Gold und Silber, oder gelb und weiß, und die eigentlichen heraldischen Farben. Um bei Darstellungen der Wappen, z. B. auf Münzen, oder in Kupferstichen, wenn sie nicht illuminirt sind, die Farben auszudrücken, bezeichnet man seit dem 17. Jahrh. die Tincturen auch ohne Anstrich durch Schraffirungen. Die von dem Franzosen Colombiere eingeführten sind noch jetzt gebräuchlich; nämlich Gold, Silber, Roth, Blau, Schwarz, Grün und Purpur. Die Theorie der Wappen gründet sich hauptsächlich auf die durch gerade und krumme Linien auf dem Schilde hervorgebrachten Veränderungen. Die Linien auf der Oberfläche des Schildes sind von doppelter Art. Einige berühren mit ihren Enden die Grenzlinien des Schildes und theilen diesen, andere aber erreichen jene Grenzlinien nicht. Jene, die Theilungslinien, haben viererlei Richtungen, nämlich die senkrechte, die horizontale, die schrägrechte, die schräglinke. Ein Schild ohne Theilungslinien heißt ein einfacher. Ein Raum auf dem Schilde, welchen die Grenzlinien allein oder mit ihnen eine oder mehre Theilungslinien einschließen, heißt ein Platz. Ein aus mehren Plätzen bestehender Schild muß mehre Tincturen haben. Sind diese Tincturen so vertheilt, daß eine Tinctur so viel Platz oder so viel Plätze einnimmt, als die andere, so entsteht eine Schildtheilung, oder Section. Wird ein Schild 1) durch gerade Linien getheilt, so entstehen bei der Section mit senkrechten und wagerechten Linien, die Theilung mit Stufen, mit Zinnen und mit Quaderstücken. Aus den Theilungen mit gegen einander laufenden Schräglinien entstehen viererlei Sectionen, die Theilung mit einer Spitze, das Gespitzte, das mit Spitzen getheilte und das Gesperrte. Zwei kleine gleich-

laufende Schräglinien, über welche eine Querlinie gezogen ist, machen einen Ast, wodurch geästete oder mit Aesten getheilte Schilder entstehen. Eine Zinne, die statt der Querlinie mit zwei gegen einander laufenden Schräglinien bedeckt ist, heißt eine zugespitzte Zinne. Diesen sind die sogen. Eisenhütlein ähnlich, die gewöhnlich reihenweise wiederholt werden. Aus der Durchschneidung senkrechter und wagerechter, oder 2 schräger und einer schrägen und nicht schrägen Linie, entstehen neue Sectionen, z. B. gevierte oder quadrirte mit 4 gleichen Plätzen, geschachte oder einem Schachbrete gleich getheilte. Bei schrägen Linien, z. B. das geweckte oder die Spindel, auch schräg stehend, wie im baierischen Wappen; bei schrägen und nicht schrägen Linien, das schräg gevierte und in die Länge oder in die Quere getheiltte, und wenn ein quadrirter Schild noch schräg gevierte ist, das Geständerte. Durch krumme Linien entstehen gleichfalls eine Menge von Schildtheilungen nach der Länge und Quere, schrägrechts oder schräglinks, wovon man in den Wappen häufige Beispiele findet, z. B. der in Form eines Löwenrachens schräglinks getheilte Schild. Ein Schild, der bloß aus Tincturen besteht, heißt ein lediger Schild, und wenn ein solcher bestimmt ist, künftig eine Figur zu erhalten, ein Wartschild. Nimmt bei der Theilung der Tincturen die eine mehr Platz ein als die andere, so entsteht ein Ehrenstück, oder eine Heroldsfigur, die stets an den Rand des Schildes stoßen muß. Dahin gehören z. B. der Pfahl, der Sparren, das Schildeshaupt; die ledige Vierung, die vielen Arten von heraldischen Kreuzen, wie das gemeine, das gemeine mitten ausgebrochene, das Andreaskreuz oder burgundische, das Schächerkreuz und von den mit krummen Linien gebildeten Figuren, der geflutete (wellenartig gezogene) rechte Schrägbalken. Von den Heroldsfiguren sind die gemeinen Figuren unterschieden, die in natürliche und künstliche getheilt werden. Zu jenen gehören lebende und leblose Wesen, wie auch die fabelhaften Thiere, z. B. die Lilie, die Sonne, die Sonne ohne Angesicht oder die ungebildete, der Stern, der aufrechtstehende Löwe mit vor sich geworfenen Vorderpranken, der Leopard und der Adler: zu den künstlichen rechnet man mehre nicht zu den Heroldsfiguren gehörende Kreuze, die kreisrunden Figuren, welche, wenn sie von Farben sind, Kugeln oder Ballen, wenn sie von Metall sind, Pfennige heißen, die Ringe, das Büffelhorn. Ein Platz, worin eine Figur sich befindet, heißt ein Feld. In Hinsicht der Tincturen der (eigentlich heraldischen, nicht aber der natürlichen) Figuren gilt die Hauptregel, daß man nicht Metall auf Metall, nicht Farbe auf Farbe, sondern Metall auf Farbe, oder Farbe auf Metall setze. Die Wappen sind entweder einfache oder zusammengesetzte. Die Zusammensetzung mehrer Wappen als verschiedener Theile eines einzigen ist oft willkürlich. Bei einfachen Wappen treten in Hinsicht auf den Entwurf keine Schwierigkeiten ein, bei der Anordnung zusammengesetzter Wappen aber sind verschiedene Regeln zu beobachten, besonders 1) daß Wappen von einer Klasse und Gattung nicht zerrissen und nicht mit Wappen einer andern Klasse und Gattung vermengt werden dürfen; 2) daß in den Wappen keine Figur anders gestellt werden darf, als es die Natur der Sache und das Herkommen erfordert. Auf die in dem Plane des Wappens befolgte Anordnung gründet sich das Blasoniren, d. i. die Beschreibung eines Wappens und die kunstgerechte Angabe der Theile desselben. Zu den Nebenstücken der Wappen gehört Alles, was dem Schilde entweder zur genauern Bestimmung der einzelnen Wappengattung oder als Zierrath beigefügt ist; Unterscheidungsstücke und Prachtstücke. Unterscheidungsstücke über dem Schilde sind: der Helm, der ge-

schlossene, der offene sammt seinen Zubehörungen, den Helmkleinodien (z. B. das Büffelhorn, der Flug oder Flügel) und den Helmdecken, vielerlei Kronen, Hüte und Mützen; Unterscheidungszeichen hinter dem Schilde, z. B. päpstliche Schlüssel, Bischofstäbe, Fahnen, Anker (wie ehemals im Wappen des Groß-Admirals von Frankreich), um den Schild: Ordenszeichen, Palmenzweige u. s. w. Zu den Prachtstücken gehören: die Schildhalter, gewöhnlich Bilder lebender oder fabelhafter Wesen, die Wappenzelte und Mäntel, Wahlsprüche, die besonders in England sehr gewöhnlich sind. Beizeichen oder Brüche sind Merkmale, wodurch Personen, die einerlei Hauptwappen haben, unterschieden werden, z. B. jüngere Linien von ältern; eine französische Erfindung. Sie sind theils im Schilde, theils äußer demselben angebracht, und können auf vierfache Art, durch Hinzufügung, Hinweglassung, Veränderung der Figuren und der Tincturen, gegeben werden. Redende Wappen sind solche, die eine Beziehung auf den Namen Desjenigen haben, der sie führt. Diese Andeutungen werden sowohl durch die Figuren und Tincturen des Schildes, als durch die Nebenstücke ausgesprochen. Historisiren heißt bei der Wappenkunde, die Geschichte eines Wappen, seinen Ursprung und die Veränderungen erklären, die es erlitten. Hier hat der Heraldiker ein großes Feld vor sich, den Reichthum historischer Kenntnisse und den Ausschlag gründlicher Forschungen anzubringen. Will er ein Wappen historisch deuten, so muß er nicht gerade angeben wollen, warum eben diese oder jene Figur das Wappen eines Landes oder eines Fürsten ausmache, sondern er muß beweisen, daß gerade diese Figur die wahre Hieroglyphe der Familie oder des Landes ist. Er führt z. B. aus historischen Quellen den Beweis, daß der zweiköpfige Adler des römischen Königs erst im Anfang des 14. Jahrh. unter Albrecht I. aufgekommen, und daß vorher, seit Otto II., der Reichsadler nur einköpfig gewesen; daß die drei Leoparden im englischen Wappen zuerst 1127 unter Heinrich I. aus dem normännischen Hause vorkommen. Das Kritisiren eines Wappens besteht in der Beurtheilung desselben, ob es echt und ob es den heraldischen Regeln gemäß sey. Endlich das Aufreißen der Wappen besteht in der Angabe und Verfertigung neuer Wappen. Der Heraldiker folgt hierin entweder den Vorschriften seines Landesherrn, oder er findet die Idee und macht den Plan des Wappens nach eigener Willkür, oder er setzt aus mehren Wappen ein neues zusammen. Wappensammlungen findet man in Köhler's großem, anfangs Siebmacher'schen, nun Weigel'schen Wappenbuche, in 17 Th. 1734—1756. N. A. 1776—1791, 6 B. u. 8. Supplm. B. und in dem neuen adl. Wappenwerke, Nürnb. b. Tyroff. 7 Th. 1795—1809.

Heraus (Karl Gustav), ein zu seiner Zeit ausgezeichneter deutscher Dichter, wurde 1671 zu Stockholm von deutschen Eltern geboren. Nach Vollendung seiner akademischen Studien brachte er 1694 ein sogenanntes Klosterjahr im Hamburg, in dessen lutherischem Hochstifte er Domherr geworden war. Dieser Stand gefiel ihm aber nicht, er legte sein Kanonicat nieder, und erhielt an dem fürstlich schwarzburg-sondershausischen Hofe eine Bedienung, nebst dem Hofrathscharakter. Seine Lieblingsstudien waren die Alterthümer und die Numismatik. Außerdem zeigte er viel Talent zur Poesie und Erfindung von Trauerdenkmalen und Inschriften. Um für sein Talent einen weitern Spielraum zu gewinnen, ging er 1709 nach Wien, bekannte sich hier zur katholischen Religion, und wurde von Joseph I. zum Antiquitäten-Inspektor ernannt. Dessen Nachfolger beehrte ihn mit dem Charakter eines kaiserlichen Raths, und trug ihm dabei auf, die Medaillen zu erfinden, die bei gewissen Vorfällen und großen Feierlichkeiten

gepräugt werden sollten, sowie die Inschriften bei Erleuchtungen, Feuerwerken, Trauergerüsten u. s. w. zu verfertigen. Er starb zu Wien 1730. Heraus verdient in der ältern Geschichte der deutschen Sprache und Poesie eine nicht unrühmliche Erwähnung. So wenig rein und ausgebildet auch sein Geschmack, so achtungswerth ist gleichwohl sein Eifer für die Veredlung unserer Sprache. Er schrieb sie nicht allein selbst so rein und fließend, als man es zu seiner Zeit wenig gewohnt war, sondern er ließ es sich auch sehr angelegen seyn, Andern die Natürlichkeit der Schreibart zu empfehlen und vor aller gezwungenen Künstelei zu warnen, ja er reichte sogar einen Entwurf zu einer deutschen Sprachgesellschaft bei Hofe ein, die aber nicht zu Stande gekommen ist. Auch bleibt er schon deßwegen merkwürdig, weil er einer der Ersten war, die das elegische Versmaß der Römer in deutscher Sprache versucht haben; dazu kommt, daß er sein Distichon in Reimen schrieb. Er wurde lange Zeit für den Erfinder oder vielmehr Einführer des deutschen Hexameters gehalten, bis endlich Lessing das Unrichtige dieser Behauptung zeigte.

Herbarium (Herbarium vivum), die Sammlung von getrockneten Pflanzen, welche zwischen Papier aufbewahrt werden. Man beobachtet dabei folgende Regeln: Die Pflanzen müssen, so viel als möglich, vollständig mit allen ihren Theilen abgeschnitten werden, Blüthen, Früchte und Wurzelblätter gehören nothwendig dazu. Man nehme sie trocken, nicht feucht von Thau und Regen, ab. Man bringe sie entweder in einer Blechbüchse oder in einer Mappe mit Löschpapier nach Hause, lege sie alsdann zwischen Löschpapier mit Brettern und Steinen beschwert an einen luftigen trockenen Ort, oder lege sie in Folianten, die man enge zusammen in den Bücherschrank stellt. Sind sie sehr saftig, so brühe man sie erst ein paar Minuten in kochendem Wasser oder platte sie mit einem heißen Bügeleisen zwischen Löschpapier. Sind sie völlig trocken, so ordne man sie, lege sie in Bogen Schreibpapier und schreibe die systematischen Namen nebst Zeit und Fundort dabei. Eine solche Sammlung vor Motten und Käfern durch öfteres Durchsehen bewahrt, erhält sich mehre Menschenalter hindurch, ja man hat Pflanzensammlungen, die 2 Jahrhunderte alt und noch zu gebrauchen sind. Ihr Nutzen für das Studium leuchtet ein. Denn weder Abbildungen noch Beschreibungen von Pflanzen können die eigne Beobachtung ersetzen; an grünen Pflanzen aber kann dieselbe nicht immer hinreichend geübt werden. Theils wachsen sie in entfernten Gegenden; theils kann man auch diejenigen, welche mit einander verglichen werden sollen, nicht immer zusammenbringen. Endlich wird der angehende Botaniker auch bei der mechanischen Beschäftigung mit dem Herbarium vielfältig Veranlassung finden, die Pflanzen selbst einer sorgfältigen Untersuchung zu unterwerfen.

Herberstein (Sigismund, Frhr. von), ein ausgezeichneter Krieger, Diplomat und Geschichtschreiber, wurde 1485 zu Wippach in Krain geboren. In seiner Jugend widmete er sich einige Zeit der Rechtswissenschaft; vertauschte aber bald dieses Fach mit dem Kriegerstande, und focht mit Muth in mehren Feldzügen gegen die Türken. Der Kaiser Maximilian I. schlug ihn wegen seiner Verdienste zum Ritter, übergab ihm den Oberbefehl über die krainische Reiterei, und gebrauchte ihn in wichtigen diplomatischen Angelegenheiten. Er wurde als Gesandter nach Rußland und später nach Konstantinopel geschickt. Seinem Aufenthalte in Rußland verdankte man ein geistreiches und mit einem großen Beobachtungsgeiste geschriebenes Werk über dieses Land, das für die Geschichte und Kenntniß des damaligen russischen Reiches noch jetzt als eine ergie-

bige Quelle angesehen wird. Seine großen Dienste, die er den Kaisern Maximilian I., Karl V. und Ferdinand I. geleistet hatte, ehrten die Monarchen durch seine Erhebung zum Geheimen Rathe und Präsidenten des Finanzministeriums. Herberstein starb 1559, n. A. 1566. Alle Schriftsteller über Rußland nennen jenes Werk als das beste über die ältern Zeiten dieses Reichs. Man erkennt, daß der Verf. ein geistreicher Beobachter war und nichts versäumte, um sich zu unterrichten. Eine von ihm selbst aufgesetzte Geschichte seines Lebens, die bis 1545 reicht, ist erst 1805 zu Ofen in der Sammlung von Kovachich erschienen; aus ihr besonders hat Adelung s. Lebensbeschreibung Herberstein's (Petersb. 1818) geschöpft. An Herberstein's Reise schließen sich Adam Olearius's „Reisebeschr. nach Muskow und Persien" 1647, theils aber und vorzüglich des Freih. v. Meyerberg (vorher Augustin v. Mayern genannt, den Kaiser Leopold 1661 nach Moskau schickte) „Iter in Moschoviam" an, welche Adelung zu St.-Petersb. 1827, m. Kpf., nebst Kämpfer's „Diarium itineris 1683 ad aulam Moscovitic." 1683 herausgegeben hat.

Herbst, eine der vier Jahreszeiten, die den ersten Tag, an dem die Sonne in das Zeichen der Wage tritt, beginnt, was ungefähr am 23. September geschieht, die Zeit durchdauert, wo sie sich in den Sternbildern der Wage, des Scorpions und des Schützen aufhält, und endigt, wenn sie ihre kleinste Mittagshöhe, oder wenn sie über dem Aequator auf der südlichen Halbkugel den Wendekreis des Steinbocks erreicht hat, wo wir auf der nördlichen Seite den kürzesten Tag, der gewöhnlich auf den 21. Dezember fällt, haben. — Herbstnachtgleiche ist der Zeitpunkt, wenn die Sonne in ihrem scheinbaren Niedersteigen aus der nördlichen in die südliche Hemisphäre den Aequator berührt, und auf beiden Halbkugeln Tag und Nacht gleich macht; der Punkt aber, wo der Aequator und die Sonnenbahn, Ekliptik, sich berühren und durchschneiden, heißt der Aequinoktial- oder der Herbstpunkt. Diese Durchschneidung tritt den 23. September ein. Ihm entgegengesetzt ist der Frühlings-Aequinoctialpunkt; ihre Entfernung von einander muß also 180 Grade und ebenso viel ihr Aufsteigen betragen.

Herbst (Joh. Friedrich Wilhelm), Prediger an der St.-Marienkirche zu Berlin und berühmter deutscher Naturforscher, geboren 1744 zu Petershagen im Fürstenthum Minden, wurde Feldprediger, dann Prediger an der Garnisonskirche und bei dem Cadettenhause in Berlin, und starb als Archidiaconus an der Marienkirche daselbst 1807. In den Jahren seiner vollen Kraft war Herbst einer der geachtetsten und beliebtesten Kanzelredner Berlins; Gedankenfülle und gesunde Begriffe zeichneten seine Kanzelvorträge aus, von denen mehre gedruckt sind. Herbst war Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften, namentlich der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, deren Schriften er durch schätzbare Beiträge bereicherte. Als Naturforscher hat er sich besonders um die Entomologie verdient gemacht. Sein Cabinet von Insekten, namentlich seine Sammlung von Krabben und Krebsen, war ausgezeichnet. Seine vorzüglichsten Werke sind: „Versuch einer natürlichen Gesch. der Krabben und Krebse" (3 Bde., 1782—1800); „Kurze Einleitung zur Kenntniß der Insekten" (3 Bde., 1784—87); „Kurze Einleitung zur Kenntniß der Gewürme" (2 Bde., 1787); „Natursystem der Käfer" (6 Bde., 1783—95); „Natursystem der Schmetterlinge" (7 Bde. 1783—95); „Natursystem der ungeflügelten Insekten" (4 Hefte, 1797—1700); auch zusammen unt. d. T.: „Natursystem aller bekannten in- und ausländischen Insekten, als Fortsetzung der Buffon'schen Naturgeschichte" (11 Bde., 1783—1804).

Herculanum, eine in Campanien auf der Meeresküste dem Vesuv gegenüber liegende Stadt (11.000 Schritte von Neapolis entfernt), deren Strabo zuerst erwähnt. Nach Dionys von Halikarnaß hat Hercules auf seinem Zuge von Gallien nach Italien sie gegründet. Sie hatte ursprünglich oskische und etruskische Bewohner, welche von den Griechen vertrieben wurden, die wieder den Samnitern weichen mußten. 292 v. Chr. setzten sich die Römer in Campanien fest und nahmen Herculanum ein. 100 v. Chr. hatte sie Antheil an dem Bundgenossenkrieg gegen Rom, wurde vom Proconsul T. Didius wieder genommen und zu einer römischen Colonie gemacht. Die Stadt war, nach den ausgegrabenen Resten zu urtheilen, bedeutend reich; auch zählten sie Plinius und Florus zu den ersten Städten Campaniens. 79 n. Chr. gingen Herculanum, Pompeji und Stabiä durch einen Ausbruch des Vesuvs unter. Wie schnell und unerwartet dieß Ereigniß über die Unglücklichen hereingebrochen ist, schließen wir aus dem Berichte des Dio Cassius, der erzählt, daß das Volk eben versammelt war, sich am Schauspiele zu ergötzen, als der Vulkan mit entsetzlichem Krachen sich plötzlich Luft gemacht. Ein schwarzer Dampf entstieg dem geborstenen Gipfel und schwebte in Pinien-Gestalt über dem Krater. Jetzt erhob sich aus dem geöffneten Schlunde ein unerhörter Aschenregen von Wassergüssen begleitet, die mit schrecklicher Gewalt vom Sturme weithin getrieben, Pompeji und Stabiä begruben, indessen Herculanum mit brennend heißer Lava überzogen ward, die aus mehren Oeffnungen unterhalb des Kraters in feurigen Strömen herniederfloß. Drei Tage war der Himmel in Finsterniß gehüllt, Menschen und Thiere fanden den Tod unter der alles erstickenden Asche, das Meer gerieth in Aufruhr und zog sich brausend von seinen Ufern zurück. In diesen Tagen des Jammers mußten gleichwohl die meisten Bewohner mit vielen ihrer Habseligkeiten sich durch die Flucht gerettet haben; denn unbedeutend ist die Anzahl der Gerippe, die man bei den bisherigen Ausgrabungen entdeckt hat. Das Andenken an die verunglückten Städte war so ganz erloschen, daß man sich im Anfange des 18. Jahrh. über ihre Lage stritt. Alterthumsforscher haben Herculanum rund um den Vesuv gesucht, und natürlich auch überall durch ihre Hypotheſen gefunden. Celano brachte es sogar auf den Gipfel des Vulkans. Der Streit wurde endlich durch Aufdeckung des Gegenstandes beschwichtet. Der Prinz von Elbeuf gab 1713 die erste Veranlassung zu den Ausgrabungen. Er ließ, um sein Landhaus zu Portici mit Stuckaturarbeit zu schmücken, nach verschiedenen mineralischen Massen graben; nach einigen Tagen Arbeit fand man eine Statue des Hercules und der Cleopatra. Dieß munterte auf; man grub bald darauf ein Marmorthor mit einer Inschrift und sieben griechische Statuen aus. Nach einiger Zeit stieß man auf einen runden Tempel mit 24 Säulen von gesprenkeltem Marmor umgeben; das Innere schmückte eine gleiche Anzahl Säulen von griechischem Marmor. Diese Ausbeute zog die Aufmerksamkeit der Regierung an sich; sie verbot dem Prinzen das weitere Suchen, bezeigte aber keine Lust, die Nachforschungen fortzusetzen. 23 Jahre hindurch lag dieß Feld, das so reiche Ausbeute für die Kenntniß des Alterthums versprochen hatte, unbenutzt, bis Don Carlos König von Neapel ward und 1736 ein Lustschloß zu Portici bauen wollte. Der Prinz von Elbeuf überließ dem Könige sein Landhaus und den Boden, aus dem er so viele herrliche Sachen gezogen hatte. Karl ließ 80 Fuß tief in perpendikulärer Richtung graben und man erkannte bald, daß eine ganze Stadt unter dieser dicken Decke begraben liege; der be-

rühmte Venuti leitete die Arbeiten; er grub einen Tempel des Jupiter mit einer goldenen Statue und hierauf das Theater aus. Das Bedeutendste, was er entdeckte, war ein öffentliches Gebäude, vermuthlich der Justiz gewidmet; es bildet einen länglich viereckigen Hof von 228 Fuß im Umfange, mit einem 42säuligen Portikus umgeben, mit Marmor gepflastert und mit Gemälden geziert. Eine Menge anderer merkwürdiger Gegenstände wurde aufgefunden, unter denen die Statuen der beiden Balbus, mehre der Familien Annia und Nonia, des Kaisers Vespasian, zwei bronzene Statuen von Nero und Germanicus, den meisten Werth haben. Indessen suchte man (1750) auch Stabiä und Pompeji auf, an welchem letztern Orte man die großen Ueberreste eines Amphitheaters entdeckte. In dem Keller eines Landhauses fand man auch nahe bei der Thüre 27 weibliche Gerippe, und den Abdruck der Brust einer dieser Unglücklichen in einst feuchter, dann verhärteter Aschenmasse, nebst dabei befindlichem Hals- und Armschmuck. Aber am meisten Interesse von allen Ausgrabungen bis jetzt gewährt die Via consularis mit ihren Grabmälern zu beiden Seiten außerhalb Pompeji, und ihre Fortsetzung der Länge nach innerhalb derselben zwischen zwei zusammenhängenden Reihen von Häusern. Es ist Einem hier sonderbar zu Muthe; man sieht sich in eine Schattenwelt versetzt, in eine offenes Grab. Wie von unsichtbaren Geistern umgeben, erbebt man vor dem Widerhall seiner eigenen Tritte in diesen leeren Räumen; man hört nur sich, und immer nur sich. Kein menschlicher Laut begegnet unserm Ohr, kein Gruß heißt uns willkommen, denn Die einst gastfreundlich hier gehauset, haben längst diese Wohnungen verlassen, vor 1800 Jahren schon, und noch länger; oder sind vom Verderben übereilt, als Gerippe darin gefunden worden, oder schlummern noch in den verschütteten Gräbern unter grünenden Weinbergen. Was allen diesen sonderbaren Eindrücken noch einen eigenen Grad von Lebendigkeit gibt, sind die vielen Zufälligkeiten, denen man begegnet, und die uns das Leben und Treiben der Menschen hier von mehr als 1700 J. so nahe rücken, als wäre vor Kurzem erst die Stadt verlassen worden. Sind doch die Spuren des Geleises noch so frisch, als hätten die rollenden Wagen sie vor kurzem erst in die Lava, womit die Straßen gepflastert sind, gezeichnet. — Dort blickt man in eine Bude; gleich vorn befindet sich eine große marmorne Platte mit eingesenkten Töpfen zu verschiedenen Flüssigkeiten, die hier verkauft wurden. Auf der Platte selbst bemerkt man noch zurückgelassene Spuren anderer Gefäße, wahrscheinlich der Käufer, die sie darauf niedergesetzt hatten. — Hier tritt man in die Werkstätte eines Bäckers. Gleich beim Eingange steht noch die Handmühle mit allen Spuren ihres Gebrauches, als hätte der Sklave sie noch vor wenigen Tagen umgetrieben. Im Hintergrunde der Backofen, gebaut nach heutiger Form und hoch darüber eine eingemauerte Tafel mit der Inschrift: Hic habelat felicitas. — Wohl vor der entsetzlichen Katastrophe! — Alle bisher aufgedeckten Häuser fanden sich ohne Bedachung. Sie sind, wie die innern Gemächer, auffallend klein und nieder, aber äußerst nett und reinlich. Zum Baden finden sich überall die zweckmäßigsten Vorrichtungen. Was bei Hinwegräumung der Lava im Innern der Gemächer sich vorgefunden, beschränkt sich, außer andern Geräthschaften, größtentheils auf kleine Gefäße und Lampen aus Thon gebildet; auf Vasen von Bronz und Glas; auf Figürchen von Bronz ꝛc. 1750 wurde das Museum zu Portici errichtet und die unterirdischen Schätze dort aufgestellt, zu deren Studium der Marquis Tanucci eine Akademie der schönen Künste bildete. Ihre Bestrebungen theilte sie in sieben Bän-

den der Welt mit; der erste enthält ein Verzeichniß von 788 Gemälden, 850 Statuen, 1649 Vasen und Hausgeräthen, ohne die Lampen, Leuchtern und Dreifüße, die besonders aufgezählt sind, die andern sechs enthalten Kupferstiche und die Erklärungen der vorzüglichsten Gemälde. Die aufgefundenen Manuskripte erregten große Hoffnungen in der Gelehrten-Welt; der Erfolg aber entsprach nicht sehr den sanguinischen Erwartungen, zwar wurden in einer Villa des alten Herculanum 1769 Papyrusrollen entdeckt; ihre Cylinder sind gekohlt und haben das Ansehen von Tabacksrollen, doch die großen Schwierigkeiten ihrer Aufrollung haben es bisher verhindert, daß ein bedeutender Gewinn aus diesem Funde gezogen wurde. Sie sind eigentlich nicht auf ägyptischen Papyrus, sondern auf Blätter von Rohrpflanzen geschrieben, die auf einander gelegt und in entgegengesetzter Richtung, in der sie gelesen wurden, aufgewickelt sind. Nur eine Seite ist mit Schrift angefüllt, die in kleine Columnen abgetheilt ist, welche nicht größer sind, als unsere Duodezblätter. Ein großer Theil war durch die Wirkung des Wassers so verdorben und mürbe gemacht worden, daß sie bei dem Einflusse der Luft in Staub zerfielen, allein die verkohlten haben sich erhalten; doch auch sie zerfallen bei einer nicht äußerst behutsamen Aufwickelung in Asche. Antonio Piaggi erfand die Art des Verfahrens bei Aufrollung der Blätter. Seine Maschine ist einfach und sinnreich. Der Cylinder wird an seinen beiden Enden durch Bändern in einem Rahm befestigt, indem von oben nach unten seidene Fäden die nahe an einander gelagert sind, über den abzurollenden Cylinder laufen; andere Seidenfäden werden eben dicht der Länge nach über den Cylinder gelegt, sodaß sie zusammen ein festes Netz bilden; doch werden die letzten Fäden einzeln und erst in dem Augenblicke aufgelegt, wenn in Wasser oder Speichel aufgelöstes Gummi mit einem Pinsel leise auf die Fäden und die Rolle getragen werden soll. Die Stellen der Rollen legen sich leicht an die seidenen Fäden, an die sie die Gummiauflösung befestigt. Ist diese getrocknet, so wird der Cylinder behutsam weiter abgerollt. Dieß Verfahren ist ungemein mühsam, denn nur sehr schmale Streifen können jedesmal mit Gummi betupft und entwickelt werden: ist auf diese Weise von der Manuskriptrolle so viel entwickelt, als die Höhe des Rahms beträgt, so wird sie abgeschnitten, und das Stück auf eine Tafel ausgebreitet. Bartel hat in seinen „Briefen über Calabrien" die deutlichste Vorstellung von der Entwickelungsmethode des Piaggi gegeben. Nach einer 1819 von dem englischen Chemiker Davy in Neapel angestellten Untersuchung sind von den gefundenen 1696 Rollen bisher 407 aufgerollt, worunter nur 88 lesbar befunden worden; 24 wurden an auswärtige Fürsten verschenkt, und von den übrigen 1265 dürften nur etwa 80 bis 120, nach der von ihm erfundenen chemischen Methode, noch gerettet werden können. Die Schriftsteller, von denen man bisher Werke entdeckt hat, sind Epikur, Philodemos, Demetrios, Polystratos, Kolotes, Phädros, Phanas. „Herculanensium voluminum quae supersupt, Tom. I. II. III." (Neapel 1793—1827, Fol., herausgeg. von E. Ant. Rosinius, Präsid. der Bourbon. Akademie) enthalten Bruchst. a. d. moral. Werken des Epikuräers Philodemus. Vgl. „Dissertationis isagogicae ad Herculan. Voll explanationem Pars I" (Neapel 1797). Leider ist das abgedruckte 4. Buch des Philodemos über die Musik nur eine unfruchtbare Declamation gegen den Nutzen derselben. Der 2. Band enthält die Physik Epikur's. Mehr als die Literatur hat durch die hier gemachten Entdeckungen die Kenntniß der alten Kunst gewonnen. Wie viele Bildsäulen, Vas-

reliefs und andere Werke der bildenden Kunst sind nicht in diesen verschütteten Städten gefunden worden! Von vorzüglicher Wichtigkeit sind jedoch, mag man nun auf Inhalt oder Composition, Zeichnung oder Farbengebung sehen, die hier entdeckten herculanischen Mauergemälde, unter welchen Andromeda und Perseus, Diana und Endymion, die Erziehung des Bacchus und die bekannte Aldobrandinische Hochzeit (s. d.). Sie sind mit der Mauer, die den Grund derselben macht, zugleich von den Gebäuden ausgeschnitten worden, im Museum von Portici in 16 Zimmern unter Glas und Rahmen aufgestellt und jedes mit einem der Zeichen P. E. St. versehen, um anzuzeigen, ob sie in Pompeji, Herculanum oder Stabiä gefunden sind. Abgebildet sind die in diesen verschütteten Städten entdeckten Antiken in dem großen Werke: „Le antichita d'Ercolano" (Neap. 1757 fg.), welches mit dem (ziemlich unkritischen) „Catalogo degli antichi monumenti d'Ercolano", verfaßt von dem Prälaten Bayardi (1755), aus 10 Foliobdn. besteht. Bis auf einige später gefundene sind jene Mauergemälde in den 6 ersten Bdn. dieses kostbaren Werks dargestellt (con qualche spiegazioni di Pasquale Carcani), und von diesen hat man wohlfeilere Nachstiche in Frankreich von David, in Deutschland von Kilian, mit Erklärungen von Murr (Augsburg 1777—83, 5 Bde.). „Die Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Herculanum, Pompeji und Stabiä" vom Architekten W. Zahn (Berlin 1828 fg., Fol.). Unter der Regierung Joachims wurden die Nachgrabungen thätiger und planmäßiger betrieben als unter den vorigen. Rossini, Scotti und Pasetti zu Neapel (Sickler 1818 und Davy 1820, Beide ohne Erfolg) beschäftigten sich unermüdet mit dem Aufrollen und Entziffern der herculanischen Manuscripte, und verschiedene schätzbare literarische Ueberbleibsel aus dem röm. und griech. Alterthum wurden durch sie mehr oder minder vollständig hergestellt. Die von Sickler aus Gotha 1818 zu London angestellten Aufrollungsversuche hatten nicht den gewünschten Erfolg, weil die dazu verwandten Rollen zu sehr zerstört waren. Die Aufgrabungen hatten besonders über den Trümmern von Pompeji und auf der von Pompeji nach Neapel führenden Consularstraße statt. Ein Theil der schönen Decken und Fußböden von Marmor, die man gefunden hat, sind in den Galerien des Museums, andre in dem Saale der Zeichnenakademie zum Studium der Künstler aufgestellt worden. Die politischen Ereignisse von 1815 unterbrachen das Geschäft. Im Febr 1816 verordnete der König Ferdinand I. die Fortsetzung aller Arbeiten. Jedoch können die Ruinen von Herculanum nicht mehr besucht werden, weil sie, bis auf einen sehr kleinen Theil, nach Wegnahme der Kunstwerke und Geräthschaften wieder verschüttet worden sind. (S. Pompeji.)

Hercules, bei den Griechen Herakles, auch Alcides, einer der berühmtesten Heroen der griech. Fabelwelt, in welchem die Poesie das Ideal menschlicher Vollkommenheit im Sinne des heroischen Zeitalters, d. i. höchste Körperkraft mit allen Vorzügen des Geistes und Gemüths gepaart, die jenes Zeitalter anerkannt, darstellte: ein Ideal von Vollkommenheit, das sich dem Heile der Menschen weiht. Ein solcher Held ist ein Mensch: aber jenes Große und Herrliche in ihm ist göttlichen Ursprungs; Hercules ist demnach der Sohn des Königs der Götter, von einer sterblichen Mutter. Seine Natur strebt nach dem Göttlichen, aber als Menschennatur, d. h. ringend und kämpfend; sein Leben ist deßhalb eine ununterbrochene Kette von Anstrengungen und Kraftäußerungen. Seine unermüdete Beharrlichkeit bringt ihm den Sieg, und dieser Sieg zeigt uns den Triumph des Göttlichen in dem Menschen über sein Irdi-

sches; sein Tod erwirbt ihm Unsterblichkeit und den Ehrensitz unter den Göttern. Welcher Mythus konnte nun wohl für Menschen anziehender und belehrender zugleich seyn als dieser von Hercules, durchaus von moralischer Tendenz und allegorischer Einkleidung, worin man das irdische Leben mit seinen Schicksalen, seinen Kämpfen, seinen Hoffnungen und Aussichten so treulich wiedererkennt! Kein Wunder daher, wenn eben dieser Mythus ein Lieblingsgegenstand von Sängern, Schauspieldichtern und Künstlern aller Art wurde, wodurch sich denn aber auch die Thaten des Hercules, und zwar über die Dauer eines Menschenalters hinaus, am Ende selbst planlos, häuften. Das hindert jedoch nicht, die Einheit des Mythus durch alle spätern Zusätze hindurch zu erkennen, und wir wollen denselben zuförderst, gemäß dieser Einheit mittheilen. Herkules war ein Sohn von Jupiter und Alkmene (s. d.). Nie war Juno eifersüchtiger auf ihren Gemahl gewesen als dießmal. Des Sohnes erbitterte Feindin war daher Juno schon, bevor er noch geboren war. Jupiter hatte einen Eid geschworen, daß der an diesem Tage Geborene alle Umwohnende aus seinem Heldengeschlechte beherrschen solle, und Juno wußte zu bewirken, daß die Geburtsgöttin die Geburt der Alkmene hemmte und dagegen die der Gemahlin des Sthenelos, die ihr Kind erst im siebenten Monate trug, beschleunigte. Eurystheus hieß dieser Knabe, in dessen Dienst nun der noch ungeborene Hercules kommen mußte. Alkmene kam endlich auch und zwar mit Zwillingen nieder, wovon Hercules des Jupiter, Iphikles des Amphitryon Sohn war. Hercules legitimirte sich schon in der Wiege als Sohn eines Gottes, indem er nahende Schlangen, vor denen sein Bruder schreiend zurückfuhr, ergriff, lachte, als sie zängelnd die Köpfe gegen ihn erhoben, und sie erwürgte. Durch Amphitryon's Sorge ward der junge Göttersohn in allen Künsten, durch welche die Helden jener Zeit sich auszeichneten, von den größten Meistern unterwiesen. In allen waren seine Fortschritte groß, nur für die Lyra schien seine Hand nicht gebildet, und ein Schlag, den ihm einst sein Lehrer darin, Linos, gab, kostete diesem das Leben. Amphitryon sandte ihn deßhalb auf das Land, wo er bis zum 18. Jahre die Heerde weidete; in diese Zeit fällt die Scene, die der Sophist Prodikos gedichtet hat: „An einem Scheidewege stand Hercules, und 2 Göttinnen begegneten ihm. Die Eine derselben, in üppigen Reizen prangend, lüstern sich dem Jüngling anschmiegend, bot ihm Entfernung von allen Mühseligkeiten und Gefahren, und jede Freude, jeden Wonnegenuß, wenn er ihrer Leitung sich überlassen wolle. Es war die verführerische Wollust. Die andre, nicht minder schön als jene, aber ernst, bescheiden und voll Würde, versprach ihm Unsterblichkeit und einen Sitz in den Hallen des Olympus, wenn er unter ihrem Beistand allen Gefahren und Mühseligkeiten des Lebens kühn die männliche Brust entgegenstellen wolle. Hercules, dessen Herz die verführerischen Töne des Lasters nicht ansprachen, empfand tief die Worte der Göttin der Tugend, und seines hohen Ursprungs, seiner Bestimmung und der Kraft, mit welcher er ausgerüstet war, eingedenk, reichte er ihr die Hand und wählte sie zur beständigen Gefährtin seines Lebens. In Erlegung verwüstender Ungeheuer und räuberischer Unholde, in Austrocknung von Sümpfen, Ableitung von Gewässern, Beförderung des Verkehrs der Menschen unter einander, Anlegung von Colonien, konnte die Tugend eines Helden jener Zeit sich wohlthätig für sein Geschlecht bewähren, und so bewährte sich auch des Hercules Tugend". — Sein gewaltiger Körper hatte eine Höhe von 4 Ellen und ein Maß der Glieder, welches das Riesenmäßige der Statur verdoppelte, denn seine Arme und Beine wa-

bige Quelle angesehen wird. Seine großen Dienste, die er den Kaisern Maximilian I., Karl V. und Ferdinand I. geleistet hatte, ehrten die Monarchen durch seine Erhebung zum Geheimen Rathe und Präsidenten des Finanzministeriums. Herberstein starb 1559, n. A. 1566. Alle Schriftsteller über Rußland nennen jenes Werk als das beste über die ältern Zeiten dieses Reichs. Man erkennt, daß der Verf. ein geistreicher Beobachter war und nichts versäumte, um sich zu unterrichten. Eine von ihm selbst aufgesetzte Geschichte seines Lebens, die bis 1545 reicht, ist erst 1805 zu Ofen in der Sammlung von Kovachich erschienen; aus ihr besonders hat Adelung s. Lebensbeschreibung Herberstein's (Petersb. 1818) geschöpft. An Herberstein's Reise schließen sich Adam Olearius's „Reisebeschr. nach Muskow und Persien" 1647, theils aber und vorzüglich des Freih. v. Meyerberg (vorher Augustin v. Mayern genannt, den Kaiser Leopold 1661 nach Moskau schickte) „Iter in Moschoviam" an, welche Adelung zu St.-Petersb. 1827, m. Kpf., nebst Kämpfer's „Diarium itineris 1683 ad aulum Moscovitic." 1683 herausgegeben hat.

Herbst, eine der vier Jahreszeiten, die den ersten Tag, an dem die Sonne in das Zeichen der Wage tritt, beginnt, was ungefähr am 23. September geschieht, die Zeit durchdauert, wo sie sich in den Sternbildern der Wage, des Scorpions und des Schützen aufhält, und endigt, wenn sie ihre kleinste Mittagshöhe, oder wenn sie über dem Aequator auf der südlichen Halbkugel den Wendekreis des Steinbocks erreicht hat, wo wir auf der nördlichen Seite den kürzesten Tag, der gewöhnlich auf den 21. Dezember fällt, haben. — Herbstnachtgleiche ist der Zeitpunkt, wenn die Sonne in ihrem scheinbaren Niedersteigen aus der nördlichen in die südliche Hemisphäre den Aequator berührt, und auf beiden Halbkugeln Tag und Nacht gleich macht; der Punkt aber, wo der Aequator und die Sonnenbahn, Ekliptik, sich berühren und durchschneiden, heißt der Aequinoktial- oder der Herbstpunkt. Diese Durchschneidung tritt den 23. September ein. Ihm entgegengesetzt ist der Frühlings-Aequinoctialpunkt; ihre Entfernung von einander muß also 180 Grade und ebenso viel ihr Aufsteigen betragen.

Herbst (Joh. Friedrich Wilhelm), Prediger an der St.-Marienkirche zu Berlin und berühmter deutscher Naturforscher, geboren 1744 zu Petershagen im Fürstenthum Minden, wurde Feldprediger, dann Prediger an der Garnisonskirche und bei dem Cadettenhause in Berlin, und starb als Archidiaconus an der Marienkirche daselbst 1807. In den Jahren seiner vollen Kraft war Herbst einer der geachtetsten und beliebtesten Kanzelredner Berlins; Gedankenfülle und gesunde Begriffe zeichneten seine Kanzelvorträge aus, von denen mehre gedruckt sind. Herbst war Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften, namentlich der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, deren Schriften er durch schätzbare Beiträge bereicherte. Als Naturforscher hat er sich besonders um die Entomologie verdient gemacht. Sein Cabinet von Insekten, namentlich seine Sammlung von Krabben und Krebsen, war ausgezeichnet. Seine vorzüglichsten Werke sind: „Versuch einer natürlichen Gesch. der Krabben und Krebse" (3 Bde., 1782—1800); „Kurze Einleitung zur Kenntniß der Insekten" (3 Bde., 1784—87); „Kurze Einleitung zur Kenntniß der Gewürme" (2 Bde., 1787); „Natursystem der Käfer" (6 Bde., 1783—95); „Natursystem der Schmetterlinge" (7 Bde. 1783—95); „Natursystem der ungeflügelten Insekten" (4 Hefte, 1797—1700); auch zusammen unt. d. T.: „Natursystem aller bekannten in- und ausländischen Insekten, als Fortsetzung der Buffon'schen Naturgeschichte" (11 Bde., 1783—1804).

Herculanum, eine in Campanien auf der Meeresküste dem Vesuv gegenüber liegende Stadt (11.000 Schritte von Neapolis entfernt), deren Strabo zuerst erwähnt. Nach Dionys von Halikarnaß hat Hercules auf seinem Zuge von Gallien nach Italien sie gegründet. Sie hatte ursprünglich oskische und etruskische Bewohner, welche von den Griechen vertrieben wurden, die wieder den Samnitern weichen mußten. 292 v. Chr. setzten sich die Römer in Campanien fest und nahmen Herculanum ein. 100 v. Chr. hatte sie Antheil an dem Bundgenossenkrieg gegen Rom, wurde vom Proconsul L. Didius wieder genommen und zu einer römischen Colonie gemacht. Die Stadt war, nach den ausgegrabenen Resten zu urtheilen, bedeutend reich; auch zählten sie Plinius und Florus zu den ersten Städten Campaniens. 79 n. Chr. gingen Herculanum, Pompeji und Stabiä durch einen Ausbruch des Vesuvs unter. Wie schnell und unerwartet dieß Ereigniß über die Unglücklichen hereingebrochen ist, schließen wir aus dem Berichte des Dio Cassius, der erzählt, daß das Volk eben versammelt war, sich am Schauspiele zu ergötzen, als der Vulkan mit entsetzlichem Krachen sich plötzlich Luft gemacht. Ein schwarzer Dampf entstieg dem geborstenen Gipfel und schwebte in Pinien-Gestalt über dem Krater. Jetzt erhob sich aus dem geöffneten Schlunde ein unerhörter Aschenregen von Wassergüssen begleitet, die mit schrecklicher Gewalt vom Sturme weithin getrieben, Pompeji und Stabiä begruben, indessen Herculanum mit brennend heißer Lava überzogen ward, die aus mehren Oeffnungen unterhalb des Kraters in feurigen Strömen herniederfloß. Drei Tage war der Himmel in Finsterniß gehüllt, Menschen und Thiere fanden den Tod unter der alles erstickenden Asche, das Meer gerieth in Aufruhr und zog sich brausend von seinen Ufern zurück. In diesen Tagen des Jammers mußten gleichwohl die meisten Bewohner mit vielen ihrer Habseligkeiten sich durch die Flucht gerettet haben; denn unbedeutend ist die Anzahl der Gerippe, die man bei den bisherigen Ausgrabungen entdeckt hat. Das Andenken an die verunglückten Städte war so ganz erloschen, daß man sich im Anfange des 18. Jahrh. über ihre Lage stritt. Alterthumsforscher haben Herculanum rund um den Vesuv gesucht, und natürlich auch überall durch ihre Hypothesen gefunden. Celano brachte es sogar auf den Gipfel des Vulkans. Der Streit wurde endlich durch Aufdeckung des Gegenstandes beschwichtet. Der Prinz von Elbeuf gab 1713 die erste Veranlassung zu den Ausgrabungen. Er ließ, um sein Landhaus zu Portici mit Stuckaturarbeit zu schmücken, nach verschiedenen mineralischen Massen graben; nach einigen Tagen Arbeit fand man eine Statue des Hercules und der Cleopatra. Dieß munterte auf; man grub bald darauf ein Marmorthor mit einer Inschrift und sieben griechische Statuen aus. Nach einiger Zeit stieß man auf einen runden Tempel mit 24 Säulen von gesprenkeltem Marmor umgeben; das Innere schmückte eine gleiche Anzahl Säulen von griechischem Marmor. Diese Ausbeute zog die Aufmerksamkeit der Regierung an sich; sie verbot dem Prinzen das weitere Suchen, bezeigte aber keine Lust, die Nachforschungen fortzusetzen. 23 Jahre hindurch lag dieß Feld, das so reiche Ausbeute für die Kenntniß des Alterthums versprochen hatte, unbenutzt, bis Don Carlos König von Neapel ward und 1736 ein Lustschloß zu Portici bauen wollte. Der Prinz von Elbeuf überließ dem Könige sein Landhaus und den Boden, aus dem er so viele herrliche Sachen gezogen hatte. Karl ließ 80 Fuß tief in perpendikulärer Richtung graben und man erkannte bald, daß eine ganze Stadt unter dieser dicken Decke begraben liege; der be-

rühmte Venuti leitete die Arbeiten; er grub einen Tempel des Jupiter mit einer goldenen Statue und hierauf das Theater aus. Das Bedeutendste, was er entdeckte, war ein öffentliches Gebäude, vermuthlich der Justiz gewidmet; es bildet einen länglich viereckigen Hof von 228 Fuß im Umfange, mit einem 42säuligen Portikus umgeben, mit Marmor gepflastert und mit Gemälden geziert. Eine Menge anderer merkwürdiger Gegenstände wurde aufgefunden, unter denen die Statuen der beiden Balbus, mehre der Familien Annia und Nonia, des Kaisers Vespasian, zwei bronzene Statuen von Nero und Germanicus, den meisten Werth haben. Indessen suchte man (1750) auch Stabiä und Pompeji auf, an welchem letztern Orte man die großen Ueberreste eines Amphitheaters entdeckte. In dem Keller eines Landhauses fand man auch nahe bei der Thüre 27 weibliche Gerippe, und den Abdruck der Brust einer dieser Unglücklichen in einst feuchter, dann verhärteter Aschenmasse, nebst dabei befindlichem Hals- und Armschmuck. Aber am meisten Interesse von allen Ausgrabungen bis jetzt gewährt die Via consularis mit ihren Grabmälern zu beiden Seiten außerhalb Pompeji, und ihre Fortsetzung der Länge nach innerhalb derselben zwischen zwei zusammenhängenden Reihen von Häusern. Es ist Einem hier sonderbar zu Muthe; man sieht sich in eine Schattenwelt versetzt, in eine offenes Grab. Wie von unsichtbaren Geistern umgeben, erbebt man vor dem Widerhall seiner eigenen Tritte in diesen leeren Räumen; man hört nur sich, und immer nur sich. Kein menschlicher Laut begegnet unserm Ohr, kein Gruß heißt uns willkommen, denn Die einst gastfreundlich hier gehauset, haben längst diese Wohnungen verlassen, vor 1800 Jahren schon, und noch länger; oder sind vom Verderben übereilt, als Gerippe darin gefunden worden, oder schlummern noch in den verschütteten Gräbern unter grünenden Weinbergen. Was allen diesen sonderbaren Eindrücken noch einen eigenen Grad von Lebendigkeit gibt, sind die vielen Zufälligkeiten, denen man begegnet, und die uns das Leben und Treiben der Menschen hier von mehr als 1700 J. so nahe rücken, als wäre vor Kurzem erst die Stadt verlassen worden. Sind doch die Spuren des Geleises noch so frisch, als hätten die rollenden Wagen sie vor kurzem erst in die Lava, womit die Straßen gepflastert sind, gezeichnet. — Dort blickt man in eine Bude; gleich vorn befindet sich eine große marmorne Platte mit eingesenkten Töpfen zu verschiedenen Flüssigkeiten, die hier verkauft wurden. Auf der Platte selbst bemerkt man noch zurückgelassene Spuren anderer Gefäße, wahrscheinlich der Käufer, die sie darauf niedergesetzt hatten. — Hier tritt man in die Werkstätte eines Bäckers. Gleich beim Eingange steht noch die Handmühle mit allen Spuren ihres Gebrauches, als hätte der Sklave sie noch vor wenigen Tagen umgetrieben. Im Hintergrunde der Backofen, gebaut nach heutiger Form und hoch darüber eine eingemauerte Tafel mit der Inschrift: Hic habelat felicitas. — Wohl vor der entsetzlichen Katastrophe! — Alle bisher aufgedeckten Häuser fanden sich ohne Bedachung. Sie sind, wie die innern Gemächer, auffallend klein und nieder, aber äußerst nett und reinlich. Zum Baden finden sich überall die zweckmäßigsten Vorrichtungen. Was bei Hinwegräumung der Lava im Innern der Gemächer sich vorgefunden, beschränkt sich, außer andern Geräthschaften, größtentheils auf kleine Gefäße und Lampen aus Thon gebildet; auf Vasen von Bronz und Glas; auf Figürchen von Bronz ꝛc. 1750 wurde das Museum zu Portici errichtet und die unterirdischen Schätze dort aufgestellt, zu deren Studium der Marquis Tanucci eine Akademie der schönen Künste bildete. Ihre Bestrebungen theilte sie in sieben Bän-

den der Welt mit; der erste enthält ein Verzeichniß von 788 Gemälden, 850 Statuen, 1649 Vasen und Hausgeräthen, ohne die Lampen, Leuchtern und Dreifüße, die besonders aufgezählt sind, die andern sechs enthalten Kupferstiche und die Erklärungen der vorzüglichsten Gemälde. Die aufgefundenen Manuskripte erregten große Hoffnungen in der Gelehrten-Welt; der Erfolg aber entsprach nicht sehr den sanguinischen Erwartungen, zwar wurden in einer Villa des alten Herculanum 1769 Papyrusrollen entdeckt; ihre Cylinder sind gekohlt und haben das Ansehen von Tabacksrollen, doch die großen Schwierigkeiten ihrer Aufrollung haben es bisher verhindert, daß ein bedeutender Gewinn aus diesem Funde gezogen wurde. Sie sind eigentlich nicht auf ägyptischen Papyrus, sondern auf Blätter von Rohrpflanzen geschrieben, die auf einander gelegt und in entgegengesetzter Richtung, in der sie gelesen wurden, aufgewickelt sind. Nur eine Seite ist mit Schrift angefüllt, die in kleine Columnen abgetheilt ist, welche nicht größer sind, als unsere Duodezblätter. Ein großer Theil war durch die Wirkung des Wassers so verdorben und mürbe gemacht worden, daß sie bei dem Einflusse der Luft in Staub zerfielen, allein die verkohlten haben sich erhalten; doch auch sie zerfallen bei einer nicht äußerst behutsamen Aufwickelung in Asche. Antonio Piaggi erfand die Art des Verfahrens bei Aufrollung der Blätter. Seine Maschine ist einfach und sinnreich. Der Cylinder wird an seinen beiden Enden durch Bändern in einem Rahm befestigt, indem von oben nach unten seidene Fäden die nahe an einander gelagert sind, über den abzurollenden Cylinder laufen; andere Seidenfäden werden eben dicht der Länge nach über den Cylinder gelegt, sodaß sie zusammen ein festes Netz bilden; doch werden die letzten Fäden einzeln und erst in dem Augenblicke aufgelegt, wenn in Wasser oder Speichel aufgelöstes Gummi mit einem Pinsel leise auf die Fäden und die Rolle getragen werden soll. Die Stellen der Rollen legen sich leicht an die seidenen Fäden, an die sie die Gummiauflösung befestigt. Ist diese getrocknet, so wird der Cylinder behutsam weiter abgerollt. Dieß Verfahren ist ungemein mühsam, denn nur sehr schmale Streifen können jedesmal mit Gummi betupft und entwickelt werden: ist auf diese Weise von der Manuskriptrolle so viel entwickelt, als die Höhe des Rahms beträgt, so wird sie abgeschnitten, und das Stück auf eine Tafel ausgebreitet. Bartel hat in seinen „Briefen über Calabrien" die deutlichste Vorstellung von der Entwickelungsmethode des Piaggi gegeben. Nach einer 1819 von dem englischen Chemiker Davy in Neapel angestellten Untersuchung sind von den gefundenen 1696 Rollen bisher 407 aufgerollt, worunter nur 88 lesbar befunden worden; 24 wurden an auswärtige Fürsten verschenkt, und von den übrigen 1265 dürften nur etwa 80 bis 120, nach der von ihm erfundenen chemischen Methode, noch gerettet werden können. Die Schriftsteller, von denen man bisher Werke entdeckt hat, sind Epikur, Philodemos, Demetrios, Polystratos, Kolotes, Phädros, Phanas. „Herculanensium voluminum quae supersunt, Tom. I. II. III." (Neapel 1793—1827, Fol., herausgeg. von C. Ant. Rosinius, Präsid. der Bourbon. Akademie) enthalten Bruchst. a. d. moral. Werken des Epikuräers Philodemus. Vgl. „Dissertationis isagogicae ad Herculan. Voll explanationem Pars I" (Neapel 1797). Leider ist das abgedruckte 4. Buch des Philodemos über die Musik nur eine unfruchtbare Declamation gegen den Nutzen derselben. Der 2. Band enthält die Physik Epikur's. Mehr als die Literatur hat durch die hier gemachten Entdeckungen die Kenntniß der alten Kunst gewonnen. Wie viele Bildsäulen, Vas-

reliefs und andere Werke der bildenden Kunst sind nicht in diesen verschütteten Städten gefunden worden! Von vorzüglicher Wichtigkeit sind jedoch, mag man nun auf Inhalt oder Composition, Zeichnung oder Farbengebung sehen, die hier entdeckten herculanischen Mauergemälde, unter welchen Andromeda und Perseus, Diana und Endymion, die Erziehung des Bacchus und die bekannte Aldobrandinische Hochzeit (s. d.). Sie sind mit der Mauer, die den Grund derselben macht, zugleich von den Gebäuden ausgeschnitten worden, im Museum von Portici in 16 Zimmern unter Glas und Rahmen aufgestellt und jedes mit einem der Zeichen P. E. St. versehen, um anzuzeigen, ob sie in Pompeji, Herculanum oder Stabiä gefunden sind. Abgebildet sind die in diesen verschütteten Städten entdeckten Antiken in dem großen Werke: „Le antichità d'Ercolano" (Neap. 1757 fg.), welches mit dem (ziemlich unkritischen) „Catalogo degli antichi monumenti d'Ercolano", verfaßt von dem Prälaten Bayardi (1755), aus 10 Foliobdn. besteht. Bis auf einige später gefundene sind jene Mauergemälde in den 6 ersten Bdn. dieses kostbaren Werks dargestellt (con qualche spiegazioni di Pasquale Carcani), und von diesen hat man wohlfeilere Nachstiche in Frankreich von David, in Deutschland von Kilian, mit Erklärungen von Murr (Augsburg 1777—83, 5 Bde.). „Die Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Herculanum, Pompeji und Stabiä" vom Architekten W. Zahn (Berlin 1828 fg., Fol.). Unter der Regierung Joachims wurden die Nachgrabungen thätiger und planmäßiger betrieben als unter den vorigen. Rossini, Scotti und Pasetti zu Neapel (Sickler 1818 und Davy 1820, Beide ohne Erfolg) beschäftigten sich unermüdet mit dem Aufrollen und Entziffern der herculanischen Manuscripte, und verschiedene schätzbare literarische Ueberbleibsel aus dem röm. und griech. Alterthum wurden durch sie mehr oder minder vollständig hergestellt. Die von Sickler aus Gotha 1818 zu London angestellten Aufrollungsversuche hatten nicht den gewünschten Erfolg, weil die dazu verwandten Rollen zu sehr zerstört waren. Die Aufgrabungen hatten besonders über den Trümmern von Pompeji und auf der von Pompeji nach Neapel führenden Consularstraße statt. Ein Theil der schönen Decken und Fußböden von Marmor, die man gefunden hat, sind in den Galerien des Museums, andre in dem Saale der Zeichnenakademie zum Studium der Künstler aufgestellt worden. Die politischen Ereignisse von 1815 unterbrachen das Geschäft. Im Febr 1816 verordnete der König Ferdinand I. die Fortsetzung aller Arbeiten. Jedoch können die Ruinen von Herculanum nicht mehr besucht werden, weil sie, bis auf einen sehr kleinen Theil, nach Wegnahme der Kunstwerke und Geräthschaften wieder verschüttet worden sind. (S. Pompeji.)

Hercules, bei den Griechen Herakles, auch Alcides, einer der berühmtesten Heroen der griech. Fabelwelt, in welchem die Poesie das Ideal menschlicher Vollkommenheit im Sinne des heroischen Zeitalters, d. i. höchste Körperkraft mit allen Vorzügen des Geistes und Gemüths gepaart, die jenes Zeitalter anerkannt, darstellte: ein Ideal von Vollkommenheit, das sich dem Heile der Menschen weiht. Ein solcher Held ist ein Mensch: aber jenes Große und Herrliche in ihm ist göttlichen Ursprungs; Hercules ist demnach der Sohn des Königs der Götter, von einer sterblichen Mutter. Seine Natur strebt nach dem Göttlichen, aber als Menschennatur, d. h. ringend und kämpfend; sein Leben ist deßhalb eine ununterbrochene Kette von Anstrengungen und Kraftäußerungen. Seine unermüdete Beharrlichkeit bringt ihm den Sieg, und dieser Sieg zeigt uns den Triumph des Göttlichen in dem Menschen über sein Irdi-

sches; sein Tod erwirbt ihm Unsterblichkeit und den Ehrensitz unter den Göttern. Welcher Mythus konnte nun wohl für Menschen anziehender und belehrender zugleich seyn als dieser von Hercules, durchaus von moralischer Tendenz und allegorischer Einkleidung, worin man das irdische Leben mit seinen Schicksalen, seinen Kämpfen, seinen Hoffnungen und Aussichten so treulich wiedererkennt! Kein Wunder daher, wenn eben dieser Mythus ein Lieblingsgegenstand von Sängern, Schauspieldichtern und Künstlern aller Art wurde, wodurch sich denn aber auch die Thaten des Hercules, und zwar über die Dauer eines Menschenalters hinaus, am Ende selbst planlos, häuften. Das hindert jedoch nicht, die Einheit des Mythus durch alle spätern Zusätze hindurch zu erkennen, und wir wollen denselben zuförderst, gemäß dieser Einheit mittheilen. Herkules war ein Sohn von Jupiter und Alkmene (s. d.). Nie war Juno eifersüchtiger auf ihren Gemahl gewesen als dießmal. Des Sohnes erbitterte Feindin war daher Juno schon, bevor er noch geboren war. Jupiter hatte einen Eid geschworen, daß der an diesem Tage Geborene alle Umwohnende aus seinem Heldengeschlechte beherrschen solle, und Juno wußte zu bewirken, daß die Geburtsgöttin die Geburt der Alkmene hemmte und dagegen die der Gemahlin des Sthenelos, die ihr Kind erst im siebenten Monate trug, beschleunigte. Eurystheus hieß dieser Knabe, in dessen Dienst nun der noch ungeborene Hercules kommen mußte. Alkmene kam endlich auch und zwar mit Zwillingen nieder, wovon Hercules des Jupiter, Iphikles des Amphitryon Sohn war. Hercules legitimirte sich schon in der Wiege als Sohn eines Gottes, indem er nahende Schlangen, vor denen sein Bruder schreiend zurückfuhr, ergriff, lachte, als sie zängelnd die Köpfe gegen ihn erhoben, und sie erwürgte. Durch Amphitryon's Sorge ward der junge Göttersohn in allen Künsten, durch welche die Helden jener Zeit sich auszeichneten, von den größten Meistern unterwiesen. In allen waren seine Fortschritte groß, nur für die Lyra schien seine Hand nicht gebildet, und ein Schlag, den ihm einst sein Lehrer darin, Linos, gab, kostete diesem das Leben. Amphitryon sandte ihn deßhalb auf das Land, wo er bis zum 18. Jahre die Heerde weidete; in diese Zeit fällt die Scene, die der Sophist Prodikos gedichtet hat: „An einem Scheidewege stand Hercules, und 2 Göttinnen begegneten ihm. Die Eine derselben, in üppigen Reizen prangend, lästern sich dem Jüngling anschmiegend, bot ihm Entfernung von allen Mühseligkeiten und Gefahren, und jede Freude, jeden Wonnegenuß, wenn er ihrer Leitung sich überlassen wolle. Es war die verführerische Wollust. Die andre, nicht minder schön als jene, aber ernst, bescheiden und voll Würde, versprach ihm Unsterblichkeit und einen Sitz in den Hallen des Olympus, wenn er unter ihrem Beistand allen Gefahren und Mühseligkeiten des Lebens kühn die männliche Brust entgegenstellen wolle. Hercules, dessen Herz die verführerischen Töne des Lasters nicht ansprachen, empfand tief die Worte der Göttin der Tugend, und seines hohen Ursprungs, seiner Bestimmung und der Kraft, mit welcher er ausgerüstet war, eingedenk, reichte er ihr die Hand und wählte sie zur beständigen Gefährtin seines Lebens. In Erlegung verwüstender Ungeheuer und räuberischer Unholde, in Austrocknung von Sümpfen, Ableitung von Gewässern, Beförderung des Verkehrs der Menschen unter einander, Anlegung von Colonien, konnte die Tugend eines Helden jener Zeit sich wohlthätig für sein Geschlecht bewähren, und so bewährte sich auch des Hercules Tugend". — Sein gewaltiger Körper hatte eine Höhe von 4 Ellen und ein Maß der Glieder, welches das Riesenmäßige der Statur verdoppelte, denn seine Arme und Beine wa-

ren noch einmal so stark als bei gewöhnlichen Menschen, und seine Brust von ungeheurer Breite. Mit dieser Größe und Stärke zugleich die seltenste körperliche Geschicklichkeit verbindend, trat er auf den Schauplatz. Ein wüthender Löwe, der am Kithäron umhertobte, ward der erste Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Der König Thespios, dessen Staaten durch das Ungeheuer verheert wurden, nahm den kühnen Jäger gastfreundlich auf, der, bis das Ungeheuer seiner Kraft erlag, in den Armen der 50 schönen Töchter des Thespios ruhte, die ihm eine zahlreiche Nachkommenschaft gebaren. Auch die physische Kraft der Zeugung mußte der Held in einem hohen Grade besitzen, da ein großes Geschlecht zu den Dingen gehörte, auf welche die Menschen jener Zeit stolz seyn durften. Als er nach seiner Geburtsstadt Theben zurückgekehrt war, befreite er dieselbe nicht nur von der Schmach eines Tributs, den sie an die Orchomenier hatte zahlen müssen, sondern zwang auch diese, den zuvor empfangenen Tribut künftig selbst zu zahlen. Kreon, der König von Theben, gab ihm dafür seine Tochter Megara zur Gemahlin. Juno's Haß aber wuchs nun auch in demselben Grade als des Helden rasch aufschießende Größe, und ein Werk jenes Hasses war, daß Eurystheus jetzt den Hercules zu sich entbot und ihm befahl, Abenteuer, die er ihm auftragen würde, zu bestehen. Hercules, unwillig, ihm zu dienen, ging nach Delphi, das Orakel deßhalb zu befragen, das ihm zur Antwort gab: zehn von Eurystheus gebotene Abenteuer, wozu aber dann noch 2 kamen, müsse er bestehen, dann aber gelange er zur Unsterblichkeit. Dieser Ausspruch stürzte den Helden, der einem Schlechtern zu dienen seiner unwürdig hielt, in Schwermuth, welche von Juno zu wirklicher Raserei erhöht ward, deren Opfer seine eignen mit Megara erzeugten Kinder wurden, die er für seine Feinde ansah und erlegte. Nachher von seiner Raserei befreit, ergriff ihn tiefer Schmerz, und er floh allen menschlichen Umgang. Endlich geheilt von der Zeit, mit den Göttern versöhnt und von der Blutschuld gereinigt, begab er sich zu Eurystheus und unterzog sich den berühmten Abenteuern, bekannt unter dem Namen der 12 Arbeiten des Hercules. 1. Erlegte er den nemeischen Löwen, der in den Wäldern von Nemea und Kleone hauste und von keinem Geschoß eines Sterblichen verwundet werden konnte. Hercules zerschlug ihm mit der Faust den Nacken und zog ihm dann das undurchdringliche Fell ab, welches ihn fortan gleich einem Harnisch umgab, indeß der Kopf wie ein Helm den seinigen deckte. 2. Erlegte er mit Iolaos's Beistand die Lernäische Hydra (s. d.). 3. Fing er die Hindin der Diana, gleich sehr durch ihre Schnelligkeit wie durch ihr goldenes Geweih und ihre ehernen Füße ausgezeichnet. Da sie lebendig eingefangen werden mußte, so galt es, daß der Held, wie vorher Kraft und List, so jetzt Schnelligkeit bewies. 4. Fing er den erymanthischen Eber, der die Gegend um den Berg Erymanthus verheerte, ein und brachte ihn lebendig auf seinen Schultern zu Eurystheus, der darüber so sehr erschrak, daß er sich in ein Gefäß verkroch und fortan nicht wagte, dem Hercules seine Befehle selbst zu geben. 5. Reinigte er in Einem Tage die Ställe des Augias, Königs von Elis, worin dieser 3000 Rinder seit langer Zeit hatte stehen gehabt, dadurch, daß er die vereinigten Flüsse Alphëus und Penëus hindurchleitete. 6. Tödtete er die Stymphaliden, ungeheure Raubvögel mit ehernen Flügeln, Schnäbeln und Klauen, welche die Gegend um den dichtumwaldeten See Stymphalis in Arkadien verheerten. 7. Fing er den Stier aus Kreta, den, ausgezeichnet durch Schönheit und Kraft, Neptun einst auf des Minos Flehen aus den Fluten hatte aufsteigen lassen, um durch dieß Wun-

der dem Flehenden das Reich zu verschaffen. Statt, wie er gesollt, den Stier dem Gott zu opfern, hatte Minos ihn, gereizt von dessen Schönheit, unter seine Heerden gebracht, was er zu bereuen nur zu sehr Ursache fand. Denn nicht nur stürmte jetzt der Stier mit nicht zu bändigender Kraft verheerend durch das Eiland, sondern Pasiphaë faßte auch jene unnatürliche Leidenschaft für ihn, deren Frucht Minotaurus war. Als Hercules mit ihm auf den Schultern zu Eurystheus kam, ließ dieser ihn wieder frei, worauf der Stier noch ein Mal, unter dem Namen des marathonischen, in den Sagen von Theseus vorkommt. 8. Brachte er die menschenfressenden Rosse des thrazischen Königs Diomedes, der ihnen alle Fremdlinge, die sein Gebiet betraten, vorwarf, nach Mykene, zu welchem Abenteuer ihn freiwillig viele Helden begleiteten. Ebenso zu dem folgenden, als er 9. das Wehrgehäng der Amazonenkönigin Hippolyte für des Eurystheus Tochter Admete holte. 10. Mußte er die Rinder des dreigestaltigen Geryones, bewacht von dem zweiköpfigen Hunde Orthros und dem Riesen Eurytion, aus Erytheia, einer Insel im westlichen Ocean, unfern von Spanien, die nachher Gadeira (Gades) hieß, holen, und hatte er bei dem vorigen Zuge nach dem damals fernsten Osten wandern müssen, so wanderte er bei diesem nach dem fernsten Westen, wobei es denn an Nebenabenteuern nicht mangelte. Waren die bisherigen Wanderungen gefahrvoll gewesen, so übertrafen die folgenden sie weit an mühevoller Gefährlichkeit. Zunächst ward ihm aufgetragen, 11. die goldenen Aepfel aus den Gärten der Hesperiden zu holen. Hercules, der nicht einmal wußte, wo diese Aepfel zu suchen wären, wanderte, wiederum mancherlei Kämpfe bestehend, so lange zu Lande und Wasser, bis er den Ort erreichte. Atlas zwar holte eigentlich dann die goldenen Aepfel, Hercules aber trug einstweilen statt seiner das Himmelsgewölbe. Das letzte der von Eurystheus gebotenen Abenteuer bestand in nichts Geringerm als 12. den Cerberus aus der Unterwelt heraufzuholen. Der Herrscher der Unterwelt verhieß dem Allgefürchteten den Cerberus unter der Bedingung, sich seiner ohne Waffen zu bemächtigen. Schnell ergriff nun der Held das Ungeheuer, drückte dessen drei Köpfe zwischen seine Beine und fesselte es trotz der wüthenden Angriffe, die der Drache, in welchen Cerberus endigte, von hinten auf ihn machte. So brachte er das Thier auf die Oberwelt und zu Eurystheus, der es ihn wieder in die Unterwelt bringen hieß. Auch das that er und war nun, nach des Schicksals Willen, frei von der schimpflichen Knechtschaft, die ihm der Zorn einer strengen Göttin aufgelastet hatte. Während er aber, diese 12 Abenteuer zu bestehen, die Welt durchzog, verrichtete er hier und da, wie sich ihm Gelegenheit darbot, weit mehr Thaten als jene gebotenen. Man pflegt diese seine Nebenthaten (parerga) zu nennen, unter denen sein Kampf mit den Centauren, seine Theilnahme am Zuge der Argonauten, seine Befreiung der Hesione, die von ihrem Vater einem Meerungeheuer ausgesetzt war, um den Zorn der Götter zu versöhnen, die Errichtung der sogenannten Herculessäulen (s. d.), sein Rückzug von Spanien nach Argos, den er mit bleibenden Spuren seines Daseyns bezeichnete, die Erlegung des Alcyoneus, seine Kämpfe mit Anteus und Cygnus (Kyknos), die Befreiung des an den Kaukasus gefesselten Prometheus, und des Theseus aus der Unterwelt die denkwürdigsten sind. Nachdem er alle die Thaten vollbracht, kehrte er zurück nach Theben und vermählte seine Gemahlin an Jalaos. Er selbst wollte sich indessen auch wieder vermählen, und da er vernahm, daß Eurytos, der König von Ochalia, seine Tochter Jole Dem, der ihn und seine Söhne im Bogenschießen übertreffen würde,

als Kampfpreis ausgesetzt hatte, so ging er nach Oechalia, besiegte Alle, erhielt aber die Gemahlin nicht, weil man einen neuen Anfall seines Wahnsinns fürchtete. In der That ergriff ihn auch dieser bald darauf, nachdem er in der Zwischenzeit die Alceste aus der Unterwelt zurück in die Arme ihres Gemahls gebracht hatte, noch ein Mal, und in diesem Anfall stürzte er Iphitos, der Iole ältesten Bruder, seinen treuen Freund, von den Mauern Tirynts herab. Ungeachtet er von diesem Morde gereinigt wurde, verfiel er doch darüber in schwere Krankheit, derentwegen er das delphische Orakel zu befragen ging. Da ihm die Pythia Antwort versagte, plünderte er den Tempel, raubte den Dreifuß und kämpfte selbst mit dem Apollo. Endlich erhielt er das verlangte Orakel, welches also lautete: Von seiner Krankheit werde er genesen, wofern er auf 3 Jahre sich zum Sklaven verkaufe und dem Eurytus den Kaufpreis als Sühngeld gebe. Diesem Orakelspruche zufolge verkaufte Mercur den Hercules an Omphale, der Lydier Königin. Während dieser Dienstschaft war er aber keineswegs bloß mit weiblicher Arbeit und weichlicher Liebe beschäftigt, sondern er bezwang auch manchen Straßenräuber. Nach Vollendung seiner Dienstzeit strafte er manche Ungerechtigkeit, die man in früherer Zeit gegen ihn selbst begangen und Wortbrüchigkeiten, deren man sich gegen ihn schuldig gemacht hatte. So zog er mit einem Heere gen Troja, um Laomedon, der Hesione Vater, zu bestrafen und mit einem andern gegen Augias, welche Beide ihn um den bedungenen Lohn betrogen hatten. Zu Kalydon hatte er inzwischen um des Oeneus Tochter Deïanira geworben und um deren Besitz mit Achelaus gekämpft. Mit dieser Gemahlin begab er sich nach Trachin. Am Fluß Evenus angelangt, traf er auf den Centauren Nessus, der die Wanderer um Lohn übersetzte. Hercules ging durch den Fluß, Deïaniren aber trug Nessus um den bedungenen Lohn hinüber. Während dieses Tragens widerstand der Centaur seinen Lüsten nicht; Deïaniea schrie, Hercules sah es und schoß dem Centauren, sowie er ans Ufer trat, den in das Gift der Hydra getauchten Pfeil durchs Herz. Im Verscheiden lehrte er Deïaniren einen Liebestrank für Hercules mischen. Sie hatte in ihrer Ehe öfters einsame Stunden, denn Hercules unternahm noch mancherlei Züge. Des letzten müssen wir seiner Folgen halber gedenken. Unter den an ihm verübten Ungerechtigkeiten hatte er auch die des Eurytos zu bestrafen, der ihm die wohlverdiente Iole verweigert hatte. Deßhalb zog er gegen Oechalia. Eurytos und seine Kinder blieben, die Stadt ward genommen, geplündert, und Iole als Gefangene weggeführt. Von da zog er nach Kenäos auf Euböa und errichtete auf dem Vorgebirge dem Jupiter einen Altar. Um hier feierlich zu opfern, sandte er nach Trachin um ein weißes Gewand. Deïanira befragt den Boten wegen Iole, und da sie fürchtet, ihr Gemahl werde diese mehr lieben als sie, so nimmt sie des Nessus vermeintes Liebestrank und bestreicht damit das Gewand. Hercules bekleidet sich damit; kaum aber ist er erwärmt, so greift das Gift den Körper an. Er reißt das Gewand vom Leibe und mit ihm sein Fleisch herab. In solchem Zustande brachte man ihn zu Schiffe nach Trachin, wo Deïanira, von dem Vorgefallenen benachrichtigt, sich erhing. Hercules selbst begab sich auf den Berg Ota, errichtete einen Holzstoß, bestieg ihn und befahl, ihn anzuzünden. Als der Holzstoß aufloderte, kam eine Wolke, die unter Donner ihn in den Himmel auftrug. Dort der Unsterblichkeit theilhaft und versöhnt mit Juno, ward er mit Hebe vermählt, der Göttin ewiger Jugend, der blühenden Mundschenkin des Olympus. Auch mit ihr noch zeugte er 2 Söhne; deren, die er im irdischen Leben theils in, theils

außer der Ehe zeugte, könnte man leicht gegen hundert zählen. Einige seiner Nachkommen sind in der Geschichte unter dem Namen der Herakliden bekannt.

Gewöhnlich zweifeln die historischen Erklärer an dem wirklichen Daseyn des Hercules nicht, bezweifeln aber, daß ein Mensch in seinem Leben so viel und in der Art habe ausführen können, wie es erzählt wird, zu geschweigen der Anachronismen, die in dieser Geschichte nicht selten sind. Dieß hat die Meisten bewogen, mehre Heroen dieses Namens anzunehmen, wozu es an Zeugnissen der Alten nicht fehlt. Varro hat deren nicht weniger als 44 aufgezählt, Cicero nimmt nur 6, Diodor nur 3 an. Darunter finden wir einen indischen, ägyptischen, tyrischen oder phönizischen und thebanischen Hercules, und namentlich Letztern als Erben aller auch von den Uebrigen verrichteten Thaten. Untersuchen wir das Wesen der orientalischen Gottheiten, welche die Griechen mit des Hercules Namen belegen, so können wir in der That kaum zweifeln, daß sie ursprünglich nichts Anders als astronomische Symbole waren. Der ägyptische Hercules, der eigentlich Chom oder Dson heißt, gehört nach Herodot und Diodor zu den 12 großen himmlischen Göttern, die 17.000 Jahre vor Amasis aus den 8 Göttern entstanden. Da nun sowohl die 8 als die 12 Götter der Aegypter astronomisch zu verstehen sind, so ist leicht ausgemittelt, daß Hercules hier eigentlich nichts ist als das Product des Sonnenlaufs durch die 12 himmlischen Zeichen, d. i. ein Jahreskreis und die Sage daß er schon vor 17.000 Jahren schon gelebt habe, besagt, daß man seit dieser Zeit astronomische Berechnung hatte. Der phönizische Hercules, dessen eigentlicher Name Melcarthos ist, gibt einen ähnlichen Ursprung schon durch seine Mutter Asteria (Sternhimmel) zu erkennen. Daß man auch in dem thebanischen oder griechischen Hercules noch mannichfaltige Erinnerungen an die orientalisch-astronomische Uridee findet, kann nicht bezweifelt werden. Die 12 Arbeiten sind dieser Idee zufolge nichts Andres als die Wanderung der Sonne durch die 12 Zeichen des Thierkreises, durch die plastische Poesie der Griechen zur Sage geworden, vielleicht durch den Cultus, welcher diese 12 Arbeiten der Sonne symbolisch dramatisirte. Seine Vermählung mit Hebe haben schon bei den Alten Einige dahin gedeutet, daß, nachdem er seinen Kreis durchlaufen, er wieder jugendlich dasteht. Besonders aber darf man bei dem griechischen Hercules nicht vergessen, daß er von dem phönizischen unmittelbar abstammt, denn seine Geburtsstadt Theben war eine phönizische Colonie. Der phönizische Hercules, als der Schutzgott und das Symbol des phönizischen Völkerstamms, wanderte überall mit hin, wohin diese Briten der alten Welt mit ihrem Handel und ihren Colonien sich verbreiteten, und dadurch erscheinen seine Züge als eine allegorische Erzählung der Verbreitung dieses Volks durch Handel und Schifffahrt und der Ausbildung der Völker, die davon eine Folge war. Es könnte demnach sehr leicht seyn, daß niemals ein Hercules als Person gelebt, und es gleichwohl Herakliden gegeben hätte, Abkömmlinge nämlich einer phönizisch-griechischen Colonie aus Theben. Indeß wollen wir damit die Persönlichkeit eines thebanischen Hercules nicht gänzlich leugnen, am allerwenigsten darum, weil eine alte Ueberlieferung von ihm sagt, daß er ursprünglich nicht Hercules, sondern Alkäos geheißen, und jenen Namen erst von dem Gott Hercules überkommen habe. („Sext. Empir. adv. Phys.", 557, ed. Fabric.) Wie dem nun sey, auf diesen thebanischen Alkäos-Hercules wurde alles Das übertragen, was man von den Uebrigen berichtet hatte, und diese Berichte verwandelten sich im Munde der so eigenthümlich anthropomorphosirenden Griechen in Sagen, wie sie die Griechen liebten.

Der ganze Mythus erhielt nach solcher Zusammenschmelzung andre Richtung und Gestalt. Der Mythus des griechischen Hercules stellt uns nämlich die Geschichte der frühesten Bildung oder die Entwilderungsgeschichte Griechenlands dar. Dieses Entwildern wurde auf drei Wegen bewirkt: physisch durch Urbarmachung des Bodens, Austrocknung von Seen und Sümpfen, Grabung von Canälen, Ausrottung von Wäldern und der in ihnen hausenden wilden Thiere; mercantilisch durch Schifffahrt und Handelsverkehr mit entfernten Gegenden; politisch-religiös durch Stiftung heiliger Spiele, Satzungen u. s. w. Alles dieß bewirkte der phönizisch-thebanische Hercules, auf welchen eine Menge von Städten, phönizische Pflanzungen, ihren Ursprung zurückführten. Alle feierten ihm zu Ehren Feste und an diesen Festen sang man von seinen Thaten. Unstreitig flossen darin astronomische Ideen, Wundersagen von mercantilischen Zügen und Thaten eines oder mehrer griechischen Helden in einander. Auf diese Weise entstanden nach und nach Herakleen, d. i. Gedichte von größerm Umfang, deren Inhalt das Leben und die Thaten des Hercules waren. Ohne Zweifel gab es deren bereits in einfacherer Gestalt vor Homer. Endlich kamen auch die dramatischen Dichter, welche besonders in den Satyrhandlungen einen travestirten Hercules darzustellen liebten, wodurch eine Menge Possen in die Sagen des Hercules kamen. Dahin gehört wohl ohne Zweifel, was man von Hercules dem Fresser, dem Säufer, von Hercules bei Omphale am Spinnrocken, wo das Ideal männlicher Kraft und Tapferkeit dem gebietenden Pantoffel preisgegeben ist, und dergl. mehr hin und wieder berichtet findet. Es ist demnach kein Zweifel, daß die Idee des griechischen Hercules, als eines Heros, ihre Ausbildung der Poesie verdankt, weßhalb man ihn in gewisser Hinsicht als ein bloß poetisches Wesen betrachten kann. Das poetische Ideal wurde nachher von der bildenden Kunst sichtbar dargestellt. Hercules erscheint in der Reihe der Idealfiguren griechischer Plastik als die nervigste und untersetzteste. Außerordentlich starke und breite Schultern, ein kurzer, dicker Hals, eine große, gewölbte Brust bei einem verhältnißmäßig kleinen Kopfe zeichnen ihn aus. Der Kopf ist geistreich, gutmüthig; nur selten erscheint er mit einem Ausdruck von Wildheit. Sein Bart ist kraus, sein Haar kurz. Gewöhnlich erscheint er nackt, mit Löwenhaut und Keule; in ältern Werken führt er Bogen und Pfeile. Die von ihm noch vorhandene Hauptstatue ist der sogenannte Farnesische Hercules, ein Werk des Atheners Glykon. Uebrigens läßt sich leicht erachten, daß man in mancherlei Bildwerken ihn in verschiedenen Stellungen, wozu die reichen Scenen seiner Geschichte von selbst aufforderten, werde dargestellt haben. Man findet ihn als Kind, Jüngling und Mann, ringend und kämpfend, leidend und genießend, in voller Anstrengung und in Ruhe. Eine vorzüglich merkwürdige Darstellung ist der sogenannte Torso di Michel Angelo, also genannt, weil dieser große Künstler 7 Jahre lang an diesem Bruchstück einer Herculesstatue studirte. Aus der Anatomie zu schließen, saß die Statue vormals gebückt, mit aufgerichtetem Kopf, auf die Keule gelehnt. Die Löwenhaut ist über den Sitz geworfen. Was den Hercules sonst auszeichnet, Brust und Schultern sind in hohem Grade schön, die starken Muskeln aber nicht ausgedrückt; der Künstler — Apollonius, Nestor's Sohn von Athen — stellte nicht mehr den kämpfenden Helden dar, sondern den Gott, der jetzt die Thaten überdenkt, die ihm Unsterblichkeit gaben. Zu den denkwürdigen Darstellungen gehört noch Hercules als Musenführer, Musagetes, zu welcher Ehre er durch seine eignen Musenkünste wohl schwerlich gelangt seyn kann, denn dem Linos

wußte er den Unterricht nicht sonderlich Dank. Indeß wurde er doch in dieser Beziehung mit der Lyra dargestellt. Die Vorstellung ist römisch. Fulvius Nobilior erbaute dem Hercules einen Tempel, in welchem er die von ihm zu Ambracia eroberten Musen aufstellte, und es scheint in der That, er habe seinen Landsleuten dadurch eine Warnung geben wollen, die kriegerische Tapferkeit nicht für unvereinbar mit den Musenkünsten zu halten.

Hercules-Säulen, die beiden Berge Abyla und Calpe, welche die Straße von Gibraltar bilden, und wovon der erste in Afrika bei Ceuta liegt, ein Zweig des Atlas ist, und von den Spaniern Sierra Ximiera oder oder Xierra de las Monas (Affenberg) genannt wird; der zweite liegt in Europa an Gibraltar. Es wird erzählt, Hercules habe dem Wasser aus dem abendlichen Meer den Eingang in das mittelländische eröffnet und jene beiden Steinmassen als Säulen auf jeder Seite der Meerenge errichtet. Die Hercules-Säulen galten eine Zeitlang als das Ziel der Schifffahrt, sodaß man es nicht wagte, über dieselben herauszugehen und schon die Erreichung derselben für etwas sehr Großes hielt.

Herder (Johann Gottfried von), einer der originellsten, geistreichsten Schriftsteller der Deutschen, wurde 1744 zu Morungen in Ostpreußen geboren. Sein Vater war Unterlehrer an der Schule daselbst, ein Mann frömmern Herzens als hellen Geistes, der seinem Sohne kein Buch, außer Bibel und Gesangbuch, erlaubte. Als Herder später sich andere Bücher zu verschaffen wußte, sah er sich genöthigt, dieselben verstohlen zu lesen, und, wie Klopstock in Schulpforte die ersten Versuche seiner Dichtkunst, so seine verbotene Lecture auf einen Baum zu retten, an welchen er sich mit einem Riemen festzubinden pflegte, um während des Lesens nicht herabzufallen. In der Folge machte sich der Prediger Treschow zu Morungen um ihn verdient. Weil Herder schön schrieb, brauchte er ihn anfangs als Schreiber, ließ ihn aber nachher, als er die trefflichen Anlagen seines Geistes und Herzens bemerkte, an den Lehrstunden Theil nehmen, die er seinen eigenen Söhnen im Lateinischen und Griechischen gab. Bei seinem großen durch kein Hinderniß besiegbaren Eifer machte Herder sehr bald in diesen Sprachen ungemeine Fortschritte. Eine Augenkrankheit brachte ihn in die nähere Bekanntschaft eines russischen Wundarztes, der damals in Treschow's Hause wohnte. Die schöne Bildung, der edle Anstand des Jünglings gefiel dem Fremden, und er erbot sich, ihn mit nach Petersburg zu nehmen, und dort unentgeldlich die Chirurgie lernen zu lassen. Herder entschlossen, demselben nach Rußland zu folgen, verließ 1762 seine Vaterstadt und begleitete ihn nach Königsberg. Hier aber wurde er Männern bekannt, die bald entdeckten, es sey ein Verlust für das Vaterland, wenn den Talenten dieses Jünglings kein anderer Wirkungskreis eröffnet würde, als der obschon nützliche eines Chirurgus. Gern zurückgehalten, blieb er in Königsberg und fing an, Theologie zu studiren. Er zog in das Friedrichs-Collegium, wo er Aufseher einiger Pensionairs wurde, bis man ihm in der Folge das Lehramt in der ersten philosophischen und der zweiten lateinischen Classe anvertraute, wobei er übrigens fleißig die akademischen Hörsäle besuchte. Außer der Theologie legte er sich hauptsächlich auf Philosophie, und war einer der aufmerksamsten Zuhörer Kant's, der ihn auch seines besondern Vertrauens würdigte und ihn öfters nach den Vorlesungen mit sich auf sein Zimmer nahm, um sich mit ihm über die abgehandelten Gegenstände noch weiter zu unterreden. In Königsberg an der Quelle der Wissenschaften kostete Herder nicht von ihnen, er berauschte sich darin. Wie eine Biene von Blume zu

Blume, sah man ihn von Wissenschaft zu Wissenschaft eilen. 1765 erhielt er den Ruf als Lehrer bei der Domschule zu Riga, mit welcher Stelle zuletzt auch noch ein Predigeramt verbunden wurde. Mit Liebe und Enthusiasmus begann er sein Geschäft. Seine Zöglinge hingen fest an ihm. Die Art, wie er die Studien behandelte, weckte den Geist, belebte und ermunterte. Als geistlicher Redner sprach er voll Einfalt, Herzlichkeit und ungeschminkter Wahrheit so evangelisch lauter, daß er sich aller Herzen bemächtigte, und hatte so großen Beifall, daß man sich sogar entschloß, für ihn eine größere Kirche zu bauen. Zugleich begann jetzt seine schriftstellerische Thätigkeit, die sich anfangs polemisch übte. Seine damaligen, viel leistenden und für die Zukunft mehr versprechenden Schriften („Fragmente über die neuere deutsche Literatur", „Kritische Wälder", „Plastik"), mit denen er selbst jedoch nichts weniger als zufrieden war, machten seinen Namen rühmlichst in der gelehrten Welt bekannt. 1768 trug man ihm von Petersburg aus das Inspectorium der dortigen St.-Petrischule an; allein er lehnte diesen Ruf ab, weil er den Wunsch hegte, die Welt zu sehen, Menschen kennen zu lernen und manche Dinge (wie er selbst sagte) anders zu betrachten, als sie Diogenes aus seinem Fasse sehen konnte. Zur Erfüllung dieses Wunsches zeigte sich eine treffliche Gelegenheit, indem er zum Reiseprediger des jungen Prinzen von Hollstein-Eutin berufen wurde, mit dem er einen Theil von Deutschland und Frankreich bereiste. In Strasburg lernte er Göthe kennen, der sich eben damals hier aufhielt, um zu promoviren, und innige Freundschaft verband ihn mit demselben. Ungeachtet Herder als Theolog bisher noch nichts von Bedeutung geschrieben hatte, so erhielt er doch 1770 den Ruf als Hofprediger, Superintendent und Consistorialrath zu Bückeburg und hatte das Glück, sich das ganze Vertrauen des edlen Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, gewesenen portug. Generalissimus, sowie der geistreichen Gemahlin desselben zu erwerben. Während der sechs Jahre seines Aufenthalts in Bückeburg wurde sein Name bedeutender in der gelehrten Welt. 1775 erhielt er einen Ruf als Professor zu Göttingen, wohin er auch abging, aber in eine peinliche Verlegenheit gerieth. Er sah nämlich bei seiner Ankunft durchaus keine Anstalten zu seiner Anstellung. Nicht nur hatte der König seine Berufung nicht bestätigt, sondern man verlangte auch von ihm, vielleicht aus Mißtrauen in seine Rechtgläubigkeit, daß er sich zu einem Colloquium stellen sollte. Mußte das Erstere dem Berufenen unerwartet seyn, so war das Andere dem Autodidaktos höchst unangenehm. Und dennoch blieb Herder'n keine Wahl. Der Tag zum prüfenden Gespräch war da; aber auch sein guter Genius nicht fern. Denn an dem Mittag desselben Tages erhielt er über Tische den Ruf als Hofprediger, Generalsuperintendent und Oberconsistorialrath nach Weimar. Hier in diesem deutschen Athen befand er sich nunmehr auf einem Posten, wo er nicht allein seinen literarischen Ruhm immer mehr begründen, sondern auch den weimarischen Landen auf mannigfaltige Weise nützlich werden konnte und auch wirklich nützlich wurde. Durch die Anlegung eines Schullehrer-Seminariums, durch Verbesserung des gesammten Schulwesens, durch eine zweckmäßigere Einrichtung der Candidaten-Prüfungen, durch verschiedene liturgische Reformen, durch einen von ihm selbst ausgearbeiteten Religions-Katechismus u. s. w. erwarb er sich ausgezeichnete Verdienste, sowie durch sein persönliches Betragen die Hochachtung des herzogl. Hauses, aller Einwohner der Stadt und des gesammten Landes. 1779 wurde er Vice-Präsident des Unterconsistoriums, und 1801 mit seiner Nachkommenschaft von dem Kurfürsten von Pfalzbaiern in den Adelstand erhoben. Der Tod unterbrach

seine schöne Wirksamkeit am 18. Dez. 1803; aber des großen Mannes edler Geist lebt über das Grab hinaus, und in seinen Schriften hat er uns ein schönes Vermächtniß hinterlassen, sowie in ihnen sich selbst ein unvergängliches Denkmal gestiftet. Herder's sämmtliche Werke in der neuen Ausgabe bei Cotta in Tübingen sind sehr zweckmäßig abgetheilt in Schriften zur schönen Literatur und Kunst, Schriften zur Religion und Theologie, und Schriften zur Philosophie und Geschichte gehörig; indem man dadurch auf den ersten Anblick die Vielseitigkeit seiner Bestrebungen und Leistungen erkennt. Als Theolog, Philosoph, Aesthetiker, Sprach-, Natur- und Geschichtsforscher hat er mehr als 40 Jahre mit rastlosem Eifer gewirkt, und einen beträchtlichen Einfluß auf die Bildung seines Zeitalters ausgeübt. Er war ein wahrhaftiger Theolog, d. h. ein mit jeglicher Art von Sprach- und Geschichtskenntniß ausgerüsteten Seher; er war Philosoph und hat als solcher einen Schatz bewährter Natur-, Menschen- und Weltbeobachtungen hinterlassen; er war Aesthetiker, wie Deutschland damals keinen hatte, denn auch Lessing'n übertrifft er bei weitem an Gemüth; er war der frühbeste deutsche Prosaiker nach Luther, ein Herrscher über die ganze herrliche deutsche Sprache, wie nur Wenige nach ihm; er war Polemiker, ebensowohl mit hoher Kraft als zarter Reinheit. Er war Dichter, und wollte man ihm diesen Namen absprechen, so war er nach dem bekannten herrlichen Ausspruch Jean Pauls — etwas Besseres als Das, nämlich ein Gedicht, ein indisch-griech. Epos von irgend einem reinsten Gotte gemacht. In seiner schöne Seele — so spricht sich Jean Paul in einem fast lyrischen Erguße über seinen edeln Freund weiter aus — war das Gute, das Wahre und das Schöne eine untheilbare Dreieinigkeit. Griechenland war ihm das Höchste, und wie allgemein auch sein episch-kosmopolitischer Geschmack lobte und anerkannte, so hing er doch, zumal im Alter wie ein vielgereister Odysseus nach der Rückkehr aus allen Blüthenländern an der griechischen Heimath am innigsten. Er und Göthe allein, jeder nach seiner Weise, sind für uns die Wiederhersteller oder Winkelmanne des siegenden Griechenthums, dem alle Schwätzer voriger Jahrhunderte nicht die Philomelenstimme hatten lösen können. Herder war gleichsam nach dem Leben Griechisch gedichtet. Die Poesie war ihm nicht etwa ein Horizont-Anhang ans Leben, wie man oft bei schlechtem Wetter am Gesichtskreise einen regenbogenfarbigen Wolkenklumpen erblickt, sondern sie flog wie ein freier leichter Regenbogen glänzend über das dicke Leben als Himmelspforte. Daher kam seine griechische Achtung für alle Lebensstufen, seine zurechtlegende epische Weise in allen seinen Werken, welche als ein philosophisches Epos aller Zeiten, Formen, Völker, Geister mit der großen Hand eines Gottes unparteiisch vor das secularisirte Auge (das Jahre nur am Jahrhundert ausmißt) und also auf die weiteste Bühne führt. Daher kam sein griechischer Widerwillen gegen jedes Ueberschlagen der Wage auf die eine oder andere Seite; manche Sturm- und Foltergedichte konnten seine geistige Marter bis zur körperlichen treiben. Er wollte die Opfer der Dichtkunst nur so schön und unverletzt erblicken, als der Donner des Himmels die getroffenen Menschen läßt. Darum zog er, wie ein griechisches Gedicht, um jede, auch schönste Empfindung, z. B. um die Rührung, oft durch die Gewalt des Scherzes, froh die Grenze der Schönheit. Wenige Geister waren auf die große Weise gelehrt, wie er. Die Meisten verfolgten nur das Seltenste, Unbekannteste einer Wissenschaft; er hingegen nahm nur die großen Ströme, aber aller Wissenschaften, in sein himmelspiegelndes Meer auf, das ihnen aufgelöst seine Bewegung von Abend gegen Osten aufdrang. Viele wer-

den von der Gelehrsamkeit umschlungen, wie von einem ausgetrockneten Epheu, er aber wie von einer Traubenrebe. Ueberall das Entgegengesetzte organisch dichtend an sich zu ziehen war sein Charakter; und um das trockne Kernhaus eines Lamberts zog er eine große Fruchthülle. So verknüpfte er die kühnste Freiheit des Systems über Natur und Gott mit dem frommsten Glauben, bis sogar an Ahnungen. So zeigte er die griechische Humanität, der er den Namen wiedergab, in der zärtlichsten Achtung aller reinmoralischen Verhältnisse und in dem kräftigsten Zorn gegen alle von Religion oder Staat geheiligten Gifte derselben. So war er ein Festungswerk voll Blumen, eine nordische Eiche, deren Aeste Sinnpflanzen waren. Wie herrlich, unversöhnlich entbrannte er gegen jede kriechende Brust, gegen Schlaffheit, Selbstzwist, Unredlichkeit und poetische Schlammweiche, sowie gegen deutsche kritische Rohheit, und gegen jeden Scepter in einer Tatze; und wie beschwor er die Schlangen der Zeit! Aber wolltest du die süßeste Stimme hören, so war es seine in der Liebe, es sey gegen ein Kind oder ein Gedicht oder die Musik, oder in der Schonung gegen Schwache. Er glich seinem Freunde Hamann (s. d.), diesem Heros und Kinde zugleich, der wie ein elektrisirter Mensch im Dunkeln mit dem Heiligenschein um das Haupt sanft da steht, bis eine Berührung den Blitz auf ihn zieht. Wenn er seinen Hamann als einen zürnenden Propheten, als einen dämonistischen Geist schilderte, den er sogar über sich stellte, und wenn man mit Schmerzen hörte, wie ihm in dessen Grab seine rechte Welt- und Freundschaftsinsel nachgesunken; so wurde man aus seiner Sehnsucht inne, daß er innerlich (nach einem höchsten Ideale) viel schärfer über die Zeit richte, als es äußerlich seine Duldung und Allseitigkeit verrieth; daher geht durch seine Werke eine geheime, bald Sokratische, bald Horazische Ironie, die nur seine Bekannten verstehen. Und so schließe endlich das Lob, das hier der edle Freund dem edeln Freunde zollt. Er kommt mir jetzt, so sehr auch sonst der Tod die Menschen in eine heilige Verklärung hinein hebt, in seiner Form und Höhe nicht glänzender vor, als sonst hier neben mir; ich denke mir ihn drüber hinter den Sternen, gerade an seinem rechten Orte und nur wenig verändert, die Schmerzen ausgenommen. Nun so feiere nur recht drüber dein Erntefest, du Reiner, du Geisterfreund; dein schwerer Aehrenkranz erblühe dir auf deinem Haupt zu leichten Blumenkronen, du Sonnenblume, endlich auf deine Sonne versetzt.

Here, s. Juno.

Hering, ein Zugfisch, der in unermeßlicher Menge an vielen Küsten gefangen und dann gesalzen, oder getrocknet als Böckling, durch ganz Europa verfahren wird. Gegen Johannes findet er sich an den schottischen Küsten ein, zieht von da nach den engl. Küsten und gegen Ende des Jahres nach den irländ. Dünen, hierauf zum Laichen wieder höher nach Norden, wo er dann bis zum nächsten Jahre bleibt. Vorzüglich und in seiner besten Güte wird er in der Nordsee gefangen; in der Nordsee gefangen; in der Ostsee, an den Küsten von Dänemark, Norwegen, Schweden, Gothland ꝛc. ist er magerer. Der in der Zuydersee gefangene wird zu Böckling zubereitet und getrocknet, oder auch von der gemeinsten Volksclasse frisch verbraucht. (Mehres s. im Art. Fischerei). Nach D. Siemerling's in Neubrandenburg Bekanntmachung, 1821, ist die Heringsmilch, nüchtern genossen, ein wirksames Mittel gegen die Luftröhrenschwindsucht.

Hermandad (span. Verbrüderung), bildete sich in Spanien zur Zeit des Faustrechts aus. Um dem übermüthigen Adel, der auf seine

Rechte trotzte und eine Macht besaß, die leicht der Krone gefährlich werden konnte, ein Gleichgewicht entgegen zu setzen, suchten die Könige die Städte zu heben, und ertheilten ihnen große Privilegien und Rechte. Diese Freiheiten und zugleich der wieder aufgeblühte Handel steigerten bald den Wohlstand in den Städten und vergrößerten ihr Ansehn und ihre Macht; sie fühlten sich kräftig genug, ihren Verkehr und sich selbsten gegen die Raubsucht des Lehnadels zu schützen und traten zu diesem Zwecke in ein Bündniß zusammen; in Castilien geschah dieß zuerst, von wo aus sie auch bald festen Fuß im Reiche Leon faßten. Die Verbrüderung wußte sich dem Raubadel furchtbar zu machen; sie duldete keine Beleidigung und Kränkung ihres Eigenthums; jeder Adelige, der ein Mitglied der bundgenossenen Stadtgemeinden beraubt oder gekränkt hatte, und keine Genugthuung oder Bürgschaft leisten wollte, wurde mit den Waffen verfolgt, seine Schlösser niedergerissen und seine Felder verwüstet; fiel er in die Hände der Rächer, so büßte er nicht selten seine Raubsucht mit dem Tode. In Spanien gab es zu verschiedenen Zeiten zwei solche Verbrüderungen; die erste entstand im 13. Jahrh.; sie ist die oben beschriebene, und ward ein Muster für die spätere, die sich 1486 unter Ferdinand und Isabella bildete. Die Veranlassung zu der jüngern Hermandad war dieselbe. Der Adel raubte und plünderte, griff wehrlose Kaufleute auf der Landstraße an, überfiel die offnen Dörfer und schleppte fort, was ihm diente. Die Krone war nicht im Stande, ihre Vasallen zu zügeln; die geplagten Städte- und Landbewohner mußten sich daher selbst Hülfe schaffen und schlossen einen Vertheidigungsbund, der ältern Hermandad gleich. Die Gemeinden erhoben ein Heer und bestellten Richter in ihren Districten. Vor dieses Tribunal wurden die Verbrecher gegen die öffentliche Sicherheit gezogen und wenn sie nicht erschienen, durch die gewaffnete Macht verfolgt; kein Rang und Stand schützte, und selbst in den Kirchen fand der Verfolgte kein Asyl vor der rächenden Gerechtigkeit mehr. Der Lehnadel beschwerte sich; doch die Krone, die es gerne sah, daß seine Macht gebrochen und seiner Gesetzlosigkeit Schranken gesetzt wurden, schützte den Bund um so eher, da sie selbst nicht die Kräfte besaß, den Landfrieden aufrecht zu erhalten; überdieß sah sie in der Verbrüderung eine Macht, die ihren Beschlüssen Achtung und Gehorsam verschaffen konnte; auch stellte ihr der Bund ein schlagfertiges Heer, das er auf eigene Kosten unterhielt. Aus dieser castilisch-leonischen Städteverbrüderung ging später die heilige Hermandad hervor; sie war eine Polizeianstalt für das Königreich Castilien, die unter dem Rathe des Landes stand. Sie wachte für die Sicherheit der Straßen, verfolgte die Räuber und zog die Ruhestörer ein; nur durfte sie ihr Amt nicht in den Städten ausüben. Als die Inquisition Eingriffe in die öffentliche Justiz that, und mehre Verbrecher, über welche die bürgerlichen Gerichte früher entschieden hatten, vor ihren Gerichtshof zur Verurtheilung forderte, bediente sie sich mitunter der heiligen Hermandad zur Einziehung der Angeklagten.

Hermann (lat. Arminius), Deutschlands Erretter und Befreier vom Joche der Römer, war der Sohn des Cheruskerfürsten Siegmar und 18 v. Chr. geboren. Drusus (s. d.) hatte alle deutschen Länder zwischen dem Rhein, der Elbe und der Saale der römischen Herrschaft unterworfen. Theils um sich ihrer Treue zu versichern, theils um sie an die römische Herrschaft zu gewöhnen, nahm man die Söhne ihrer Fürsten und Vornehmsten zu Geiseln und gab ihnen eine vollkommene römische Erziehung. Unter diesen befand sich auch der junge Hermann; in früher Jugend kam er nach Rom, ward dort erzogen, und erhielt sogar wegen

seines Wohlverhaltens das römische Bürgerrecht und die Ritterwürde. Aber weder die Gunst des Kaisers, noch die Reize des röm. Lebens vermochten nicht, den Jüngling in ihre Netze zu verstricken; in der glanzvollsten und zerstreuendsten Uebung dachte er stets mit Sehnsucht und mit Schmerz an sein Vaterland, das jetzt Ketten schmählicher Knechtschaft umwanden, und beschloß in seinem großen und kühnen Geiste, seine Ketten zu sprengen und seine Schmach zu rächen. Damals führte Quintilius Varus die Statthalterschaft über Deutschland, und die tapfersten ausgesuchtesten Legionen standen ihm zu Gebote, die Unterwerfung von Deutschland zu vollenden. Da seinem kurzsichtigen Blicke die Gemüther ruhig zu seyn schienen, so hielt er den jetzigen Augenblick für den günstigsten, die deutsche Volksthümlichkeit ganz zu vernichten und durch Einführung römischer Einrichtungen, Sitten und Sprache das deutsche Volk umzugestalten. Er zog eine Menge von Agenten und Rechtsgelehrten in das Land, saß selbst zu Gericht, verhörte Parteien, sprach Urtheile und verhielt sich nicht anders, als wenn er mitten in Rom als Prätor und nicht in einem feindlichen, noch nicht ganz bezwungenen Lande, die Justiz verwaltete. Dieß empörte alle Gemüther; in kurzem ward die Gährung allgemein. Es fehlte nur an einem entschlossenen Anführer, der dieselbe zum Ausbruch gebracht hätte; jedoch auch der erschien bald in Hermann, der nun, in Roms Kriegsschulen gebildet, in sein Vaterland zurückkehrte. Da er sich überzeugt hatte, daß die deutsche Tapferkeit der römischen Kriegskunst in offenem Felde nicht widerstehen könne; so bediente er sich der List, das große Werk der Befreiung zu vollführen, und nicht wenig kam ihm die Sorglosigkeit des Varus zu statten. Zuerst vertraute er sein Unternehmen einigen Wenigen an, hernach Mehren, Alle aber hießen es gut und beschlossen einmüthig, den Varus zu überfallen, und mit seinem ganzen Heere zu vertilgen; nur mußte er erst geschwächt und seine Kräfte getheilt werden. Ein jeder von den Vornehmsten bat sich daher unter allerlei Vorwänden römische Bedeckungen aus, welche Varus um so williger gab, weil er dadurch der Fürsten selbst versichert zu seyn glaubte. Auch war ihnen der Posten, wo sich Varus aufhielt, nicht schicklich genug für einen Ueberfall: Einige mußten daher dem Scheine nach Feindseligkeiten anfangen, um den Varus dahin zu locken, die Andern gaben ihm Nachricht davon und riethen dahin zu ziehen, um die Empörung in der Geburt zu ersticken; sie wollten ihm mit allen den Ihrigen folgen. Varus ließ sich den Rath gefallen und machte Anstalten zum Aufbruche: Hermanns eigener Schwiegervater, Segestus, dessen Tochter der tapfere Jüngling wider dessen Willen entführt hatte, entdeckte zwar dem Varus das Geheimniß; allein dieser verachtete aus Leichtsinn oder Stolz jegliche Warnung. Segest bat ihn noch einmal, bei dem letzten Gastmahl, zu welchem Varus die Vornehmsten geladen hatte, den Hermann mit den übrigen Verschworuen fest zu halten; das Volk würde nichts ohne die Fürsten unternehmen. Varus glaubte noch nichts, und von seinem bösen Dämon getrieben, brach er mit seinem Heere auf. Die Fürsten beurlaubten sich bei ihm, mit dem Versprechen, bald zu folgen, sie hielten es auch, aber in andern Absichten. Sobald sie zu Hause angelangt, wurde die Maske abgelegt und der Anfang zu den Feindseligkeiten mit der Ermordung der römischen Bedeckung, die sie von Varus erhalten, gemacht; dann eilten sie dem Varus nach, und holten ihn im teutoburger Walde (im Paderbornschen) ein, da er eben in den mißlichsten Umständen sich befand. Auf allen Seiten waren Berge mit engen Thälern, ungeheuere dicht auf einanderstehende Bäume, nirgends ein gebahnter Weg. Varus

mußte erst die Bäume abhauen lassen, Brücken schlagen, Moräste und Gräben ausfüllen, wodurch die Soldaten außerordentlich ermüdet wurden. Wägen, Lastthiere und Soldaten marschirten unter einander, weil man sich mitten in Frieden zu seyn glaubte. Aus der nämlichen Ursache war der Troß ungewöhnlich groß, das Schlimmste war ein starker Regen mit Wind, der den Boden schlüpfrig und alle Tritte unsicher machte. Alles schien sich zum Untergange der Römer vereinigt zu haben, und in diesen Umständen erschienen noch die Deutschen, von denen sie Hülfe erwarteten, zum größten Schrecken und zur Verwunderung der Römer als ihre ärgsten Feinde. Weil diese die Gegend und Wege durch die Waldung wohl kannten, so waren die Römer von ihnen bald auf allen Seiten umringt. Der erste Angriff geschah nur in der Ferne, um die Kräfte und den Muth der Feinde zu versuchen; da sie wenig Widerstand fanden, mehrten sie sich und verdoppelten den Angriff. Das zerstreute und abgemattete römische Heer konnte sich in keine Ordnung stellen, in der es zu fechten gewohnt war, der Marsch ward ungeachtet der beständigen Anfälle fortgesetzt, und endlich traf das Heer einen Platz an, wo ein Lager geschlagen werden konnte. So ermüdet Alles war, so bot doch Jeder seine Kräfte auf, um die gewohnten Verschanzungen herzustellen, damit nur eine Nacht, vielleicht die letzte, ruhig könnte zugebracht werden. Des andern Tags ging der Marsch an; die Deutschen erneuerten ihre Anfälle. Nach unsäglichen Beschwernissen kamen sie aufs freie Feld; da sie sich aber auch hier nicht halten konnten, so mußten sie ihren Marsch fortsetzen und kamen nun wieder in einen Wald. Die Deutschen, durch den bisherigen glücklichen Erfolg angefrischt, griffen sie heftiger an als jemals. Die Römer suchten sich zwar auch zur Wehr zu stellen; allein wegen der Enge des Platzes und der vielen Bäume hinderte Einer den Andern. Dazu ward am folgenden Tage der Regen und der Wind so heftig, daß sie weder fest stehen noch fortschreiten konnten; auch hatte die Nässe ihre Pfeile und Bogen, Wurfspiese und Schwerter unbrauchbar gemacht. In solchen Umständen erschien die Nacht und sie suchten sich noch einmal zu verschanzen; allein sie konnten wegen den heftigen Anfällen der Deutschen die Verschanzungen nicht ganz zu Stande bringen. Da Himmel und Erde ihnen entgegen, nirgends nur von weitem einigen Beistand zu erwarten war, so ließ auch der Tapferste den Muth sinken. Varus selbst, nachdem er einige Wunden empfangen, fiel in sein Schwert, um nicht lebendig in die Hände seiner Feinde zu gerathen. Einige folgten seinem Beispiele, Andere warfen die Waffen von sich und ließen sich niedersäbeln; Andere baten um Gnade und Wenige erhielten sie. Andere, da der begierige Deutsche anfing zu plündern, ersahen die Gelegenheit und ergriffen die Flucht; auf solche Art ward das schönste und tapferste aller römischen Heere zu Grunde gerichtet. Einige von den vornehmsten Gefangenen wurden den Göttern geschlachtet, des Varus Haupt aber ward dem König der Markomannen, Marbod, überschickt, der es dem August übersendete. Viele der Gefangenen wurden von ihren Verwandten losgekauft; Andere mußten es sich gefallen lassen, den Deutschen ihre Schweine und Ochsen zu hüten. Niemand aber war schlimmer daran, als die römischen Sachwalter, dem Einen wurden die Augen ausgerissen, dem Andern die Hände abgehauen, einem Dritten die Zunge aus dem Halse geschnitten mit dem Zurufe: „Höre nun auf zu zischen, Natter!“ Diesem Siege hat Deutschland, nach dem eigenen

Geständnisse der Römer, seine Freiheit zu verdanken; wir aber in den spätesten Zeiten, daß wir noch Deutsche sind, und vielleicht, daß noch Deutsch auf der Welt geredet wird. Ein so hohes Verdienst hat Hermann sich um das deutsche Vaterland erworben. Indessen ruhte Hermann nicht auf seinen Lorbeeren aus, sondern er wirkte fort mit ununterbrochener Thätigkeit zum Wohl seines Vaterlandes. Er zerstörte alle Festungen der Römer an der Elbe, der Weser und dem Rheine und hauchte seinem Volke wieder einen freien und kriegerischen Geist ein. Unter seinen eigenen Landsleuten bildete sich aber damals schon eine Gegenpartei, die seinen Bemühungen widerstrebte, und an deren Spitze sein Schwiegervater Segest, das Haupt eines mächtigen Cheruskerstammes, stand. Segest, von den übrigen deutschen Fürsten von Hermanns Partei angegriffen, rief den Germanicus zu Hülfe; dieser eilte herbei, trieb die Fürsten, die den Segest belagerten, auseinander, befreite ihn und bekam unter den Gefangenen auch Hermanns schwangere Gemahlin Thusnelda, die mit ihren Blicken genug verrieth, daß sie mehr die vaterländischen Gesinnungen ihres Gemahls als ihres Vaters hegte. Sie wurde nach Italien gebracht und mußte den über die Deutschen gefeierten Triumph des Germanicus zieren. Hermann ließ sich aber durch den Verlust seiner Gattin von der Vertheidigung seines Vaterlandes nicht abhalten; er rückte es vielmehr den Römern als eine Niederträchtigkeit vor, daß sie sich an Weibern rächen wollten, und ermunterte seine Krieger, gegen solche Helden um so tapferer zu fechten, die mit der Gefangenschaft eines Weibes so prahlten. Germanicus sparte auch von seiner Seite nichts, die Deutschen mit Nachdruck anzugreifen; allein trotz einzelner Siege der römischen Tapferkeit und Kriegskunst mußte er doch endlich seinen Rückzug nach der See nehmen und sich mit seiner Legion einschiffen. Dem Germanicus brachten diese Feldzüge großen Ruhm, zugleich aber auch von Seiten des Tiberius ebenso großen Neid. Der tapfere Jüngling sollte nun der Eifersucht des Kaisers aufgeopfert werden; allein ungeachtet der Ränke seines Oheims wurde er von seinen Unternehmungen nicht abgeschreckt; er wollte nun auch den letzten Versuch wagen, sein Vorhaben in Deutschland durchzusetzen. Der darauf erfolgte Feldzug war der blutigste zwischen den Römern und Deutschen. Die von Hermann befehligten Deutschen mußten in zwei Treffen der besseren Kriegskunst der Römer weichen. Dessen ungeachtet aber konnten diese noch immer keinen festen Fuß in Deutschland fassen, und mußten wiederum zur See den Rückzug nehmen, auf dem fast die ganze Flotte des Germanicus zu Grunde ging. Nachdem nun von den Römern nichts mehr zu befürchten war, so suchte Hermann auch sein Vaterland von den innern Tyrannen zu befreien. Der berühmte Marbod, gleichwie er sein Volk an die römischen Kriegsübungen gewöhnte, so ließ er sich auch zuletzt beifallen, ebenso unumschränkt als ein römischer Kaiser dasselbe beherrschen zu wollen, wodurch er sich bei den Seinigen sowohl als den übrigen deutschen Völkern gehässig machte. Hermann, an der Spitze derselben, griff ihn an, schlug ihn in einer blutigen Schlacht und nöthigte ihn, sein Land zu verlassen, worauf er zuerst sich nach Böhmen zurückzog, dann aber nach Italien floh, wo er ein verachtetes Leben führte. Hermann aber selbst gerieth endlich in Verdacht der Tyrannei, und wurde zwei Jahre nach seinem Siege über den Markomannenkönig in einem Aufstande der Seinigen durch List seiner eigenen Verwandten aus dem Wege geräumt; er, der unstreitig der Wiederhersteller der deutschen Freiheit gewesen. Er war 37 Jahre

alt geworden. Mit ihm fiel auch sein Volk, die Cherusker, schnell von der Höhe seiner Macht und seines Ruhms, auf welche er es emporgehoben. Unstreitig war Hermann, sagt Tacitus, der Befreier Germaniens. Er hat die Römer nicht, gleich andern Königen und Feldherren, im Zustande ihrer Schwäche bekämpft, sondern zur Zeit ihrer höchsten Macht und ihres glänzendsten Ruhmes. Das Glück blieb ihm nicht immer treu; aber auch besiegt flößte er durch sein Benehmen und seine Kräfte den Siegern Ehrfurcht ein. Zwölf Jahre leitete er die Angelegenheiten Germaniens zur Zufriedenheit seiner Landsleute; nach seinem Tode ward er ein Gegenstand ihrer Verehrung.

Hermann von Thüringen. Wenn man jenen Hermann von Winzenburg, welcher nach Ludwig dem Springer eine kurze Zeit Landgraf von Thüringen war, von Lothar II. aber 1129 der landgräflichen Würde beraubt ward, unter den Landgrafen Thüringens, die aus der Familie Ludwigs des Bärtigen stammen, nicht mitzählt, so hat man Recht, diesen Hermann mit dem Beinamen des Ersten zu bezeichnen. Ein Sohn Ludwigs IV. oder Eisernen, Enkel Ludwigs III., welchen Lothar statt jenes Hermanns 1130 zum Land- und Erbgrafen von Thüringen einsetzte, kam Hermann 1192 zur Regierung, nachdem sein älterer Bruder, Ludwig V. oder der Fromme, kinderlos verstorben war. Die Landgrafen Thüringens waren, als kaiserl. Statthalter und Oberrichter, den Grafen des Landes vorgesetzt, welche die Beisitzer des Landgerichts waren und dem Aufgebote des Landgrafen folgen mußten. Unter ihrer Regierung erhob sich Thüringen zu einer der blühendsten Provinzen Deutschlands, und die Landgrafen selbst erhoben sich zu solch einem Ansehen, daß einer der Söhne Hermanns, Heinrich Raspe, zum Gegenkaiser Friedrichs II. erwählt ward. Unter Hermann wurde 1193 das thüring. Landgericht in vier Dingstühle eingetheilt, die dem Landgerichte zu Mittelhausen unterworfen waren, wo der Landgraf selbst zu Gerichte saß. Auch in politischer Hinsicht spielte Hermann eine wichtige Rolle. Gegen K. Heinrich VI., welcher Thüringen in Besitz zu nehmen Lust hatte, ergriff er solche Maßregeln, daß dessen Versuche fruchtlos blieben. Mit gleicher Entschlossenheit und gleichem Glücke widersetzte er sich den Anmaßungen des Erzbischofs von Mainz und des Abtes von Fulda. Nur in den unseligen Kriegen, welche nach Heinrichs Tode Deutschland verheerten, schwankte Hermann zu sehr zwischen den Prätendenten der deutschen Königskrone, Philipp aus dem Hause Hohenstaufen und Otto von Braunschweig (1198—1208), und er zog durch seine, bald mit diesem, bald mit jenem eingegangenen Bündnisse seinem Lande so große Verwüstungen zu, daß der Erwerb von Nordhausen, Mühlhausen, Saalfeld, des Schlosses Ranis und des Bezirks an der Orla nicht für Ersatz gerechnet werden konnte. Nachdem Otto endlich allein zum Kaiser der Deutschen gekrönt war, den Hoffnungen des Papstes Innocenz aber nicht entsprach, brachte dieser, mit Hülfe Frankreichs, welchem Ottos wachsendes Glück bedenklich war, eine Versammlung deutscher Fürsten zu Stande, auf welchem Ottos Absetzung und des sicilischen Friedrichs Wahl vorgeschlagen wurde. Hermann versammelte zu diesem Behufe eine Anzahl Fürsten und Grafen zu Naumburg, wo man jenen Vorschlag zum förmlichen Beschluß erhob. Sehr theuer würde dieses ihm zu stehen gekommen seyn, denn die Sachsen bemächtigten sich hierauf der Städte Nordhausen und Mühlhausen, viele thüringische Herren wurden ihrem Landgrafen untreu, und Otto

rückte mit einem Heere in sein Land, wenn nicht zum Glücke für ihn Friedrichs Ankunft in Deutschland diese Truppen weggerufen und Otto seinem Gegner hätte weichen müssen. Wie viel sich Friedrich von Hermanns Unterstützung versprach, erkennt man daraus, daß er diesem, als er sich auf dem zu Frankfurt 1213 gehaltenen Hoftag einfand, mit 500 Pferden entgegenritt. Hermann versäumte aber auch nicht, diesem Vertrauen zu entsprechen, denn er reiste in Deutschland umher, eifrig bemüht, Ottos noch übrige Anhänger dem neuen Kaiser zu unterwerfen. Er sah sein Unternehmen gelungen; ein Jahr vor seinem Tode (1215) wurde Friedrich (II.) zum deutschen Kaiser gekrönt. Mitten unter so vielen Beschäftigungen vernachlässigte Hermann die Künste des Friedens nicht. Sein Leben fällt in das goldene Zeitalter der deutschen Poesie. Hermanns Name steht selbst mit in den Reihen der Minnesänger, die er gern als eine besondere Zierde an seinem Hofe aufnahm. Schon zu der Zeit, als sein Bruder noch regierte und er Pfalzgraf von Sachsen war, hatte er auf seinem Wohnsitze zu Neuenburg an der Unstrut mehre derselben um sich versammelt, und ihre poetischen Wettkämpfe verschönerten seine Einsamkeit. Als er, zur Regierung gelangt, seinen Sitz auf die berühmte Wartburg bei Eisenach verlegte, folgten ihm seine Sänger auch hieher. Heinrich von Veldeck, Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen, Biterolf, Reimar von Zweter, Klingsohr und andre der berühmtesten haben sein Andenken verewigt. Die sechszehnreimige Strophe, deren sie sich bedienten, heißt des Fürsten von Thüringen oder der thüringer Herren Ton. Der eine ihrer poetischen Zweikämpfe vom J. 1207 ist uns noch übrig, und bekannt unter dem Namen des Krieges auf der Wartburg (s. d.). Wie vielfach Hermann auf die Poesie seiner Zeit wirkte, erhellt aus mehren Beweisen. Er ermunterte Veldeck zur Beendigung seiner Aeneide, Albrecht von Halberstadt zur Bearbeitung der Metamorphosen Ovids. Auch Hermanns Söhne und Töchter waren Freunde der Poesie, und beschäftigten sich mit ihr. Heinrich Raspe ließ die Bibel in deutsche Verse übersetzen, und seine Schwester Irmengard trug den Geschmack an deutscher Poesie an den anhaltischen Hof über. Von Heinrich dem Erlauchten, Hermanns Enkel (durch seine Tochter Jutta), haben wir noch einige Lieder zu der Sammlung der Minnesänger. Mit Hermann theilte die Liebe zu den Musenkünsten sein jüngerer Bruder Friedrich, und Heinrich von Veldeck rühmt deßhalb Beide. Daß auch spätere Dichter ein Fürstenhaus, worin die Poesie geehrt und gepflegt worden war, nicht sobald vergaßen, davon sprechen das Lobgedicht auf Ludwig den Heiligen, Hermanns Sohn (s. Gottsched's „Büchersaal" X, 264), und das Leben der heil. Elisabeth, der Gemahlin dieses Ludwig, einmal durch Konrad von Marburg und einmal durch Johannes Rothe. In dem Letztern ist auch von dem Kriege auf der Wartburg die ausführlichste Nachricht gegeben.

Hermannstadt (ungarisch Szeben), die erste von den sächsischen Städten und die Hauptstadt in Siebenbürgen mit 1800 Häusern und 17.000 Einw., am Fluß Szeben. Sie ist nach alter Art befestigt, wird in die Ober- und Unterstadt eingetheilt, und kann mittelst den sie umgebenden großen Teichen auf einigen Seiten unter Wasser gesetzt werden. Hier ist der Sitz eines Guberniums, des General-Militärkommandos und Appellationsgerichts, des königl. Grafen der sächs. Nation, des Hauptpostamtes, sowie eines katholischen und griechischen Bischofs, und der Versammlungsort der Stände von Siebenbürgen. Sie hat

4 luther., 3 kathol. und eine unirte griechische Kirche, welche sich durch ihren schönen Bau auszeichnen, und mehre Paläste, katholisches und lutherisches Gymnasium, und die vom Freiherrn von Bruckenthal angelegte Mineralien-, Münz-, Gemälde- und Büchersammlung. Hermannstadt hat Manufakturen von feinen Hüten, Leder, Musselinen ꝛc. und guten Weinbau; in der Nähe eine Pulvermühle und einen Kupferhammer, sowie bedeutenden Handel nach der Walachei und Wien. Die Umgebungen der Stadt sind schön, wozu das, vom Schebeschbache durchflossene Eichenwäldchen, viel beiträgt. In der Nähe, nach der Walachei hin, liegt der berühmte Rothenthurmer-Paß.

Hermaphrodit, ein Sohn des Hermes oder Merkur und der Aphrodite oder Venus, der von den Nymphen auf dem Berge Ida erzogen wurde. Nach seinem 15. Jahre reiste er nach Karien, und badete sich in einem Brunnen, welchen die Nymphe Salmacis bewohnte. Diese entbrannte gegen die Reize des schönen Jünglings, bot ihm aber ihre Liebe vergeblich an. Hermaphrodit suchte zu entfliehen, doch Salmacis hielt ihn zurück, schlang sich fest um ihn, und flehte die Götter an, daß sie nie wieder von ihm getrennt werden möchte. Dieser Wunsch wurde auch auf solche Art erfüllt, daß sie mit ihrem Geliebten in einen Körper zusammenwuchs, welcher aber die beiden Geschlechtstheile behielt. Nach dieser Fabel gibt man den Namen Hermaphroditen Zwittern, oder solchen Personen, welche von beiderlei Geschlecht zu seyn scheinen; denn daß sie es nicht sind, sondern nur zu einem gehören, ob sie schon von der gehörigen Bildung mehr oder weniger abweichen, ist durch die Erfahrung ge[illegible]. Berühmt ist aus dem Alterthume die schöne Statue des Hermaphroditen in der Gallerie des Großherzogs von Toscana.

Hermelin, eine Wieselgattung von der Größe eines Eichhorns, die vorzüglich in Sibirien und in Canadas hohem Norden angetroffen wird, dessen Fell seiner Zartheit und seiner schönen Farbe wegen sehr geschätzt ist. Diese Farbe fällt im Sommer ins Gelbe oder Röthliche, zur Winterzeit wird es schneeweiß und ist dann am schönsten. Petersburg und Archangel liefern die schönsten Waaren dieser Art. Unsere fürstlichen Wappen pflegt die Heraldik mit einem Hermelinmantel zu schmücken. Auch lassen die Erzbischöfe und Bischöfe der katholischen Kirche ihre Mäntel damit auszieren.

Hermelin (Samuel Gustav, Freiherr von), k. schwedischer Bergrath, Ritter des Nordsterns, Mitglied der k. Akad. der Wissensch., geb. den 4 April 1774, der Sohn des Senators Karl v. Hermelin, studirte zu Upsala vorzüglich die Gebirgskunde, trat dann in die Dienste des Bergkollegiums und wurde 1781 zum Bergrath ernannt. Seine Reisen in Deutschland, Frankreich, Nordamerika und England weckten in ihm den Vorsatz, die schwedische Geographie und Statistik zu vervollkommnen. Er veranstaltete Beobachtungen und Untersuchungen in Westbothnien und Lappland auf eigne Kosten. Unter den schwedischen Patrioten gibt es wohl wenige, die mit so großen Aufopferungen dem Vaterlande und den Wissenschaften Nutzen und Ehre erwarben, wie Hermelin. An der lappländischen Grenze eroberte er gewissermaßen eine Strecke Landes beinahe von dem Umfange des Königreichs Portugal, um daselbst Kultur, Leben und Bewegung hervorzurufen und bei den neuaufgenommenen Eisenminen und angelegten Kolonien tausend Arme zu beschäftigen. In der Literatur ist sein Name durch den vortrefflichen Atlas über Schweden und Finnland verewigt, dessen Kosten er mit den größten Aufopferungen, die je ein Privatmann den Wissenschaften widmete, getragen.

Dieses Werk ist auf neue astronomische und trigonometrische Beobachtungen gegründet, welche von Mathematikern und Landmessern angestellt wurden, zu deren Reisen Hermelin die Kosten hergab. Auf diese Zwecke, sowie auf Reisen für die Naturgeschichte, auf Reisebeschreibungen, topograph. und mineralogische Arbeiten u. s. w. hat dieser edle Mann sein bedeutendes Privatvermögen verwendet. Er starb in Armuth den 4. März 1820 im 76. J. Bei dem Reichstage 1800 ließ der schwedische Adel eine Schaumünze auf ihn prägen. Karl XIII. verlieh ihm den Orden des Nordsterns. Der Reichstag von 1818 bestimmte ihm eine jährliche Pension, welche er in Folge der Aufopferung seines Vermögens für das Vaterland und die Wissenschaften anzunehmen sich genöthigt sah. Die meisten seiner Aufsätze findet man in den Abhandlungen der schwed. Akad. der Wissensch. Seine Charten und Platten kaufte die Regierung 1824.

Hermen nennt man alle viereckige Säulen mit einem Kopfe, die unten etwas spitzer zulaufen als oben. Anfänglich stellten sie den Hermes (Merkur), als den Gott der Wege und der Reisenden, später auch andere Gottheiten, z. B. Apollo, endlich auch Heroen, Philosophen und andere ausgezeichnete Männer als Hermen dar, und zur Bezeichnung eines solchen auf einem Würfel oder einer Säule aufgestellten Kopfes, setzte man den Namen Hermes mit dem Namen des dargestellten Gottes oder Heroen zusammen, z. B. Hermares, Ares (Mars), Hermathene, Hermherakles, Hermerotes, Hermanubis; wo die Zusammensetzung nichts anders, als die hermenartige Vorstellung des Mars, der Athene oder Minerva, des Herakles oder Hercules, des Eros oder Amor und des Anubis bedeutet. Sie waren der erste Anfang der Bildhauerkunst bei den Griechen, welche auf pyramidalförmige Klötze von Holz oder Stein unförmliche Köpfe setzten. Auch in den blühenden Zeiten der Kunst behielt man in einigen Tempeln die Form der Hermen, welche durch das Alterthum geheiligt worden war, bei und verschönerte sie. Besonders befanden sich zu Athen viele Hermen. Man stellte sie auf vor den Häusern, auf den Straßen, besonders auf Scheidewegen, auch wohl auf Brücken, in den Tempeln, in den Vorhöfen der Häuser, in den Gärten, Gymnasien und Palästen. Sie wurden für heilig gehalten, und wer sich an ihnen vergriff, wurde als ein Frevler bestraft. Auch in Italien gab es Hermen, wo man sie zu Kreuz- und Grenzsteinen gebrauchte und sie deßhalb termini, dii terminalis nannte. Besonders neigte sich die Kunst in ihrer letzten Periode zu den Hermen, und die meisten noch übrigen Büsten sind wahrscheinlich aus den spätern Zeiten. Bald wurde nur der Kopf, bald noch die Brust, bald auch die Arme oder der Rumpf bis an die Oberschenkel ausgearbeitet, endlich waren sie meist nackt, gewöhnlich männlich, selten weiblich, und ohne die Attribute der vorgestellten Gottheit. Auch waren im Alterthume Hermen mit Doppelköpfen üblich, sodaß die Zusammensetzung am Hinterhaupte geschah.

Hermeneutik ist die Kunst, die Worte, Schriften und Meinungen Anderer zu verstehen und zu erklären, und den wahren Sinn der Schriftsteller zu entdecken. Diese wichtige Kunst fordert folgende Bestimmungen: der Erklärer muß wohl die Sprache des Schriftstellers, die Kraft und Energie der Ausdrücke, die Natur des Styls und seinen Charakter kennen. Er muß eine correcte Ausgabe seines Autors gebrauchen; um sicherer in die Gedanken des Schriftstellers einzugehen, muß der Interpret unumgänglich mit dessen Vaterlande, Sitten, Charakter

Religion und den Gebräuchen seiner Nation vertraut seyn; er muß den Zweck des Schriftstellers erfassen, auf die Form seines Vortrags achten, ob er philosophisch, rhetorisch oder poetisch sey. Nach den Absichten des Verfassers können seine Schriften verschiedene Erklärungen erlauben, selbst fordern.

Hermes, s. Merkur.

Hermes Trismegistus, ein historischer Name, über den es uns an zuverlässigen Angaben fehlt. Die Aegypter und Phönizier vergötterten unter demselben den Erfinder der Buchstabenschrift und aller nützlichen Kenntnisse und Wissenschaften. Die Aegypter nannten ihn auch Thot, Taaut, Thoyt oder Theut, und setzten ihn als eine wohlthätige Gottheit dem Osiris und der Isis zur Seite, deren Zeitgenosse er gewesen seyn soll. Nach Diodor war er des großen Osiris Freund und Rathgeber, bildete die Sprache der Aegypter und erfand die ersten Schriftzeichen, die Grammatik, Astronomie, Rechenkunst, Meßkunst, Tonkunst, Medicin, war ihr erster Gesetzgeber, der Anordner ihrer gottesdienstlichen Gebräuche, der erste Anbauer des Oelbaums, der Lehrer der gymnastischen Uebungen und der das Leben erfreuenden Tänze. Auch Sanchuniaton, Manetho und Plutarch erzählen auf ähnliche Weise von seiner Weisheit. Aber alle diese Angaben sind so unsicher und schwankend, daß weder Zeit und Ort, wann und wo, noch ob er überhaupt gelebt habe, mit einigem Grunde bestimmt werden kann. Um seine Wissenschaft auf die Nachwelt zu bringen, soll er sie in steinerne Säulen gegraben, und diesen Säulen sollen Pythagoras und Plato ihre Kenntnisse zu danken gehabt haben. Nachher verzeichnete man den Inhalt derselben in ein eignes Buch, und später entstanden unzählige Bücher, die Hermes's Namen trugen. Besonders schob ihm die alexandrinische Schule Alles unter, was sie über Magie, Theosophie, Alchymie und andre Schwärmereien ohne wissenschaftlichen Grund träumte, wohin auch wohl die noch vorhandenen Schriften „Pocmander" und „Asclepius" (Lond. 1628) gehören. Auch neuere Schwärmer betrachteten solche Sagen als eine Quelle geheimer Weisheit. Man lese Dornedden's Aufsatz: „Ueber die Erfindungen des Thoyth", in dessen „Neuer Theorie der griechischen Mythologie", Gruber's „Mythologisches Wörterbuch" und Bauer's „Symbolik und Mythologie", II, 42.

Hermes (Johann August), Doctor, geb. zu Magdeburg 1736, ein protestantischer Theolog, der durch Leben, Lehre und Schriften eine wahrhaft christliche Moral verbreitete, und als Beförderer der Toleranz und Aufklärung in dem Kreise genannt zu werden verdient, welchem Spalding, Teller, Jerusalem Sack u. A. angehören. Auf der Schule zu Klosterbergen (1749—54), auf der Universität Halle (1754—56) und in den ersten Jahren seines Predigeramtes, welches er 1760 im Mecklenburgischen zu Horschendorf antrat, war er dem streng-pietistischen Systeme ergeben, das zunächst von Spener ausgehend, mit dem Namen Blut- und Wundentheologie in der Kirchengeschichte bezeichnet wird. Allein seit 1765, als Präpositus nach Wahren versetzt, sagte er sich nach reifer Ueberlegung von diesem Systeme los und begann in Lehrvorträgen und Schriften eine geläuterte Ansicht über dogmatische Lehrsätze zu verbreiten. Er betrachtete die Religion als eine immer höherer Vervollkommnung fähige, ausübende Weisheit des Lebens, nicht als ein geschlossenes System zunftmäßiger Satzungen. Seine „Untersuchung der Frage: ob Christus für die zeitlichen Strafen der Sünde genug gethan?" (in den von ihm herausgeg. „Beitr. zur Beförderung der Gottseligkeit") veranlaßte aber, daß er vor dem mecklenburg. Consistorio zur Untersuchung gezogen wurde. Hermes hatte

mindestens Dienstentsetzung zu befürchten, als er den Ruf als erster Prediger und geistlicher Inspector zu Jerichau im Magdeburgischen erhielt. Die Geschichte jener Verfolgungen hat er selbst in einer Schrift (Berlin 1777) erzählt, welche um so größeres Aufsehen erregte, da Friedrich Nicolai (s. d.) dadurch veranlaßt wurde, seinen „Sebaldus Nothanker" zu schreiben. Widerwärtigkeit und schwere Familienleiden erweckten in Hermes den Wunsch, die ungesunde Gegend von Jerichau zu verlassen. Durch Vermittelung seines Freundes Spalding ward er von der Aebtissin von Quedlinburg, der Prinzessin Amalie von Preußen, zum Oberprediger in Dittfurt und bald darauf zum Oberprediger an der Nicolaikirche und zum Consistorialrath in Quedlinburg ernannt (1780). Hier schrieb er sein (mehrmals aufgelegtes und ins Dän., Holländ., Schwed. und Französ. übersetztes) „Handbuch der Religion" (Berl. 1779). Die franz. Uebersetzung desselben (Berl. 1784) ist von der durch Frömmigkeit und Geistesbildung unsterblichen Königin von Preußen, Elisabeth, Gemahlin Friedrichs II. — Die Angriffe feindselig gesinnter Menschen, die ihn bei seiner Gemeinde verketzerten, suchte er durch ein stilles christliches Leben und durch Verdienste um die Schul- und Armenanstalten seines Wohnorts zu beseitigen. Neue Verunglimpfungen verursachte ihm der muthwillige Bahrdt, als dieser, wider sein Wissen und Willen, mit einem Sendschreiben gegen die Verketzerer und deren Wortführer hervortrat (1782). Unter Hermes's Arbeiten verdient noch die „Allgemeine theologische Bibliothek", die er mit s. Freunde und Collegen H. M. A. Cramer 1784—87 herausgab, genannt zu werden. 1800 ward Hermes an Boysen's Stelle erster geistl. Rath des Stiftsconsistoriums und Oberhofprediger; zur Feier seines Amtsjubiläums 1807 übersandte ihm die Universität Helmstädt das theolog. Doctordiplom. — Nach der Auflösung des kleinen, einst so glücklichen Staats wurde Hermes von der westfälischen Regierung pensionirt. Er behielt bloß die Superintendenturgeschäfte. Auch dieses Amt legte er 1821 nieder und starb den 6 Jan. 1822 in s. 86 Jahre. S. D. J. H. Fritsch: „J. A. Hermes, nach seinem Leben, Charakter und Wirken" (Quedlinb. 1827).

Hermes (Johann Timotheus), bekannt als aufgeklärter Theolog, populärer Philosoph und Romanendichter, war 1733 zu Peynick bei Stargard in Hinterpommern geboren. Von seinem gelehrten Vater und seiner vortrefflichen Mutter erhielt er den ersten Unterricht. Nachdem er zu Stargard seine Gymnasialstudien vollendet, ging er nach Königsberg, um Theologie zu studiren. Kant und Arnold wurden hier seine Lehrer; der Letztere erkannte in ihm einen deutschen Richardson. Von Königsberg, wo er die ganze Moral des Weibes zu schreiben begann, ging er nach Danzig und von da nach Berlin. Sein Aufenthalt daselbst trug nicht wenig zu seiner Ausbildung bei; auch verfaßte er hier seine „Fanny Wilkes". Hierauf wurde er Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, dann Feldprediger zu Löben in Schlesien, und darauf fürstlich anhaltischer Hof- und Schloßprediger zu Pleß. 1772 erhielt er einen Ruf nach Breslau, wo er verschiedene geistliche Aemter bekleidete, und 1808 Superintendent der Kirchen und Schulen im Fürstenthum Breslau, Pastor primarius zu St. Elisabeth und Professor primarius der Theologie wurde. Er starb 1819. Seine Romane: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", „Rauch [illegible]" sind gute moralische Exempelbücher, denen es nicht an einzelnen angelegten Situationen in fließender Darstellung, wohl aber an Gedrängtheit und innigem Zusammenhang, an tiefen Charakteren, und überhaupt an künstlerischer Bildung mangelt; daher kömmt es denn

auch, daß diese Schriften, die ehedem sehr viel Aufsehen erregten und viel gelesen wurden, heutzutage wenig mehr beachtet werden; denn sie sind in der That veraltet, ein Schicksal, das dem künstlerisch gebildeten Roman nie begegnen kann, weil er in der That zu allen Zeiten redet, und zu allen Zeiten zu reden werth ist. Die strenge Kritik, die oft ein weitschauendes Ahnungsvermögen hat, prophezeite den Hermes'schen Werken schon bei ihrer Erscheinung das spätere Schicksal, und man muß einräumen, daß sie sich nicht getäuscht hat.

Hermes (Georg), eins der glänzendsten Lichter der deutschen Philosophie und ausgezeichneter katholischer Theolog, ward am 22. April 1775 im Dorfe Dreyerwalde, 3 Stunden von Rheine, im Fürstenthum Münster, geboren. Von seinen Eltern, welche Ackerbau trieben, erhielt er früh eine sehr religiöse Erziehung und vom Pfarrer des Orts ward er in der latein. Sprache unterrichtet. 1787 bezog er das Gymnasium zu Rheine, wo er sich bald durch regen Fleiß hervorthat, wiewohl er auch, da er sehr heiterer Natur war, jugendliche Erholungen und Spiele nicht vernachlässigte. Mathematik und Psychologie waren seine Lieblingsstudien. Seit dem Winter 1792 studirte er an dem Gymnasium zu Münster die philosophischen Wissenschaften. Als Lehrer schätzte er vor Allen Baltzer, der die Physik vortrug, wegen seiner seltenen Lehrergabe; dann Ueberwasser wegen seines großen empirisch-psychologischen Talents. Mit besonderm Eifer gab er sich der Mathematik hin. Er selbst war noch in spätern Jahren der Meinung, daß er ohne das fleißige Studium dieser Wissenschaft und die dadurch erworbene Bildung im Denken und Schließen seine „Philosophische Einleitung" nicht würde zu Stande gebracht haben. Wir glauben auch nicht, daß man außer Spinoza einen Philosophen neben Hermes finden wird, dessen speculative Entwickelungen und Darstellungen mit dieser erstaunenswürdigen mathematischen Consequenz und Schärfe durchgeführt sind. Durch Privatunterricht von Gymnasiasten erwarb er sich in Münster seinen Unterhalt. Nach Vollendung seines philosophischen Cursus ging Hermes 1794 zu den theolog. Studien über. Gleich beim Anfange derselben trat er in das bischöfl. Seminar, in welchem er sich eine Freistelle durch abgelegte Proben seines Fleißes und seiner Kenntnisse erworben hatte. Seine Lehrer waren hier Forkenbeck, Kistemaker, Albers u. A. Ein Jahr und darüber suchte sich Hermes in Dem zurecht zu finden, was ihm vorgetragen wurde, und beschränkte so seine Studien fast ausschließlich auf Das, worüber er Vorlesungen hörte. Doch regten sich schon zu dieser Zeit allerlei Bedenken und Zweifel in ihm, die sich weniger auf den Inhalt der christlichen Lehre als auf Das bezogen, welches zu ihrer wissenschaftlichen Vorbereitung und Begründung gehört, und welches dazumal mehr vorausgesetzt als einer tieferen Untersuchung gewürdiget wurde. Zu denjenigen Gegenständen, über welche er vorzüglich Auskunft verlangte, die ihm, wie er sagte, mehr als das Leben selbst werth war, und für deren Erreichung er auch das Leben gern aufgeopfert haben würde, zählte er die Ideen Gott, Offenbarung und ewiges Leben, die ihn so sehr beschäftigten, als wären sie die einzigen gewesen, die er je gehört hätte. Ein Zufall brachte ihn zuerst an die alte Metaphysik. Er erkannte aber bald mit aller Gewißheit, daß der Beweis für das Daseyn Gottes, den er da traf, in seiner Natur nichtig sey, und so fand er sich, wie er selbst bekennt, genöthigt, für die Beantwortung seiner ersten Frage schon zu der neuen Philosophie überzugehen. Er fing bei Kant an und ging hernach zu den noch neuern Systemen fort, wie sie der Reihe nach entstanden. „Ich lernte da Vieles, woran ich nie gedacht

(sagt er in der Vorrede zu seiner „Philosophischen Einleitung"), für die Beantwortung meiner Fragen aber würde ich durch dieses Studium die Ueberzeugung gewonnen haben, daß sie gar nicht zu beantworten seyen — freilich auch eine Antwort, womit ich auch zufrieden seyn wollte, falls keine andere zu erreichen wäre —, wenn ich nicht durch das Einstudiren dieser Systeme auch allmälig fähig geworden wäre, selber zu philosophiren und Das zu kriticiren, dem ich meine Bildung verdankte. Ich fand, daß sich in diesen Systemen bloß dadurch eine Unmöglichkeit, auf meine Fragen genugthuend zu antworten, ergäbe, weil sie immer noch Etwas als wirklich und wahr oder als nicht wirklich und nicht wahr annähmen, zu dessen Annahme sie keine absolute Nothwendigkeit erwiesen hätten, und überzeugte mich so, nicht durch die Prüfung einzelner Sätze, sondern der Grundlagen dieser Systeme, daß sie mir nicht näher oder unerreichbarer rücken könnten, wovon sie mich anfangs durch eine unübersteigliche Kluft zu trennen schienen. Ich kehrte jetzt zum zweiten Male in mich selbst zurück, mit dem Entschlusse, von nun an selbst zu philosophiren; aber Nichts als wirklich und wahr oder als nicht wirklich und nicht wahr anzunehmen, so lange ich noch zweifeln könnte, und zu dem Ende Gefühl und Phantasie überall auszuschließen. Ich fing jetzt damit an, daß ich alle denkbaren Weisen aufsuchte, in welchen die Auflösung der allgemeinen Aufgabe der Metaphysik versucht werden könne. Ich habe sie alle durchgeführt, und habe diejenige, welche ich in dieser „Philosophischen Einleitung" vorgelegt, jedoch nur in Beziehung auf meinen Zweck ausgeführt habe, unter allen als die einzige gefunden, welche die gewünschten Resultate gibt, und welche überhaupt irgend ein metaphysisches Resultat gibt, so lange man alle Willkür ausschließt und nur nach Nothwendigkeit entscheidet. Eben diese ist aber auch die einfältigste unter allen, und ich habe mich bemühet, sie in ihrer ganzen Einfalt vorzutragen, ohne Terminologie und ohne alle hochfahrenden Bilder in Gedanken und Ausdruck, welche die Sache nur verdunkeln und die Prüfung und Erkenntniß der Wahrheit erschweren, so sehr dergleichen gelehrter Popanz auch pflegt angestaunt zu werden. Es soll mich daher weder befremden noch kränken, wenn man mir sagt, man habe Das, was ich hier vorbringe, längst gewußt — auch ich habe es längst gewußt, aber ich wußte nicht, daß ich es wußte. — Ich habe also nicht in einem der bekannten philosophischen Systeme, welchen Deutschland seit 30 Jahren nach einander gehuldigt hat, sondern in meiner eigenen Weise philosophirt, und ich habe mich auf jene Systeme fast ausschließlich nur da bezogen, wo ich sie zur Vertheidigung meines eigenen und der hierin erwiesenen Grundlagen für die Theologie bestreiten mußte, und auch hier habe ich mich ausdrücklich nur auf diejenigen bezogen, welche ich vor andern am meisten schätze, auf das Kantische und Fichte'sche. In dieser meiner Weise habe ich nicht nur meine anfänglichen Fragen über jene Grundlehren der Theologie, welche mich vor 23 Jahren mit so unwiderstehlicher Kraft anzogen und seitdem so unverändert mich fesselten, daß mir in diesem ganzen Zeitraum, aller verschiedenartigen Geschäfte ungeachtet, wohl kaum ein Tag vergangen ist, an dem ich nicht mehre Stunden an ihrer Beantwortung arbeitete, nicht nur diese Fragen, sage ich, habe ich in dieser meiner Weise beantwortet, sondern ich habe auch, weil sich während des Studirens der Kreis immer erweiterte und endlich eine vollständige geoffenbarte Theologie mein Zweck wurde, in dieser Weise den Grund gelegt zum Beweise des Christenthums als einer von Gott gegebenen Offenbarung, und Das ist der Inhalt der hier vorliegenden „Philosophischen Einleitung"; —

dann habe ich auch das Christenthum als göttliche Offenbarung und den Katholicismus als das wahre Christenthum in derselben Weise erwiesen, was den zweiten Theil der Einleitung unter dem besondern Titel: „Positive Einleitung", ausmachen wird; — und endlich habe ich auch die „Christkatholische Dogmatik" selbst über jener Grundlage aufgebaut, und so viel Philosophie darin unmittelbar noch Anwendung findet, sie ebenfalls in dieser Weise bearbeitet". — Was Hermes hier über seinen unablässigen Eifer berichtet, ist nach allen Zeugnissen seiner Freunde und Studiengenossen vollkommen wahr. Von jener Zeit, wo, wie er selbst sagt, der sein ganzes Leben umfassende Entschluß ihn faßte, sah man ihn Tag und Nacht beschäftigt, um sich psychologische und philosophische Kenntnisse für die Lösung seiner Aufgabe zu erwerben. So viel ist gewiß, daß er vor Ende d. J. 1798 wenigstens zu einer ihm damals genügenden Beruhigung gekommen seyn muß, da er kein Bedenken trug, im Dez. 1798 in den geistlichen Stand zu treten. Im entgegengesetzten Falle würde er dieß nicht gethan haben, sondern zum juristischen Studium übergegangen seyn. Man hat ihm wohl vorgeworfen, er habe 23 Jahre lang geheuchelt, weil er selbst sage, daß er erst nach 23 Jahren zum Glauben an Gott gekommen sey. Dieser Vorwurf ist wie so viele andere, die man ihm gemacht hat, nur ein Zeugniß der Unfähigkeit und Kleinlichkeit seiner Gegner. 1798 wurde Hermes Professor am Gymnasium zu Münster. Seine Hauptgabe als Lehrer war das Erfindenlassen und das Hervorholen der Begriffe auch aus dem Unwissendsten, wenn nur einiger Maßen Fähigen. Vielleicht hat nie ein Mensch die sogenannte Sokratische Methode des Unterrichts in diesem Maße, wie er, inne gehabt und zu gebrauchen gewußt. 1805 gab er eine kleine Schrift: „Untersuchung über die innere Wahrheit des Christenthums" heraus, die großen Beifall fand. 1807 wurde Hermes ordentlicher Professor der Dogmatik an der Hochschule zu Münster. Alle seine Anstrengungen galten zunächst seinen Vorlesungen, die er als seinen Hauptberuf betrachtete, dem alles Uebrige nachstehen müsse. Wurde er an die nachtheiligen Folgen für seine Gesundheit erinnert, so erwiederte er, daß er auch das Leben seinem Berufe zu opfern verpflichtet sey. Bei solchem Kraftaufwande, verbunden mit einer unüberwindlichen Klarheit und einem überaus schönen Vortrage, machte er von Anfang an durch seine scharfsinnigen Untersuchungen ungemeines Aufsehen, und es währte nicht lange, so wurden seine Vorlesungen selbst von Anderen als Theologie Studirenden besucht. Während aber die Zuhörer mit begeistertem Beifall dem Lehrer folgten, erhoben sich außerhalb Neider und Verkleinerer jeder Art. Die Anhänger des blinden Glaubens, die in keinem Jahrhunderte fehlen, und auch in der That nicht fehlen dürfen, damit auch auf diese menschliche Verirrung als eine wirkliche hingewiesen werden könne, die Feinde alles Philosophirens überhaupt, sprachen geringschätzig von Hermes und erklärten sich bei jeder Gelegenheit heftig gegen ihn. Er achtete dessen nicht weiter. 1813 arbeitete er ein Gutachten für das Münster'sche Domkapitel über das Verhältniß desselben zu seinem Generalvicar aus, ein wahres Muster; daß es Gegner fand, ist begreiflich, da es ein Gutachten für eine Partei war. Um Ostern 1820 wurde Hermes Prof. der Dogmatik zu Bonn. Er lebte hier in derselben Anstrengung und Abgeschiedenheit von der Welt, wie in Münster, einzig seinem Berufe und seinen Studien. 1818 hatte er sein Hauptwerk, die „Philosophische Einleitung", zum Drucke übergeben, die dann 1819 erschienen war. An der Fortsetzung des Ganzen (welches die ganze theoretische Theologie umfassen sollte), wovon dieselbe nach dem von ihm

selbst in der Vorrede angegebenen Plane nur der Anfang war, arbeitete er mit der gewohnten Aufopferung aller Vergnügungen und der Nachtsruhe mehre Jahre hindurch, bis wiederholte Krankheitsanfälle und manche andere Arbeiten ihm nur wenige Stunden zur Fortsetzung mehr übrig ließen, sodaß in der positiven Dogmatik Manches nicht völlig ausgearbeitet wurde. Nur ein Theil der versprochenen Fortsetzung wurde noch von ihm selbst herausgegeben, nämlich die erste Abtheilung der „Positiven Einleitung", im J. 1829. Seine Vorlesungen wurden außerordentlich zahlreich besucht, und zwar regelmäßig auch von jungen Männern aus andern Fakultäten. Seine Gegner hatte er natürlich immer; denn auch hier gab es blinde Glaubenshelden und Todtfeinde aller Philosophie, sowie scheelsehende Nebenbuhler und Neider. Aber seine Sache blieb immer siegreich glänzend oben. Hermes genoß auch des ausgezeichneten Wohlwollens und der größten Achtung seiner Collegen und Vorgesetzten. Es wurde ihm in dem neu errichteten Metropolitankapitel zu Köln eine der ersten Präbenden gegeben, bloß mit der Verpflichtung, einige Male des Jahres nach Köln zu kommen. Der allverehrte Erzbischof von Köln bewies ihm seit seiner Inthronisirung ein außerordentliches Zutrauen und begegnete ihm überall mit der aufmerksamsten Freundschaft. Eine sehr ehrenvolle Auszeichnung gab ihm die philosoph. Fakultät zu Bonn, indem sie ihm das Ehrendiplom der philosophischen Doctorwürde mit der ruhmvollsten Motivirung ertheilte. Aber Hermes's Gesundheit nahm immer mehr ab. Seit mehren Jahren mußte er jeden Winter eine Zeit lang das Zimmer hüten. 1827 hatte er einen so heftigen Anfall von gichtartigen Beschwerden, daß er sich zum Tode vorbereitete. Weniger heftiger waren die folgenden Anfälle. Aber er hielt seine Vorlesungen mit solcher Anstrengung, daß er jedesmal eine lange Zeit nachher geistig und körperlich ganz und gar ermattet war. Durch einen außerordentlichen Kraftaufwand setzte er alle seine Lebensgeister in Aufregung, um eine Stunde zu sprechen; und diese nervenzerrüttende Operation wiederholte er tagtäglich, ohne sich zum Aufgeben der Vorlesungen, die ihm ein wahres Bedürfniß zu seyn schienen, entschließen zu können. Im Januar 1831 las er zum letzten Male. Seitdem konnte er das Zimmer nicht mehr verlassen, wurde immer kraftloser und starb am 26. Mai desselben Jahres mit voller christlicher Ergebung in den göttlichen Willen und mit zuversichtlicher Hoffnung auf den Versöhnungstod Jesu Christi, im 57. Jahre seines Lebens. So endete ein frühzeitiger Tod dieses Leben, das in der That nur eine ununterbrochene Anstrengung zur wissenschaftlichen Begründung und Vertheidigung des Christenthums gewesen war; ein Tod, der allem menschlichen Ermessen nach nur durch das Uebermaß dieser Anstrengung so früh herbeigeführt wurde; denn es war ein Tod durch Erschöpfung der Kräfte. Wohl mögen der Beispiele wenige seyn, daß ein ganzes Leben mit solcher eisernen Geduld und solch inniger Hingebung der Erreichung eines so geistigen und erhabenen Zieles gleichsam geopfert wurde. — Hermes war ein Mann von festem Charakter, edlem Wahrheitssinne, besaß eine seltene Stärke der Willenskraft, aufrichtige Menschenliebe und frommen, christlichen Sinn. Dabei war er, ungeachtet der Strenge in seinen Grundsätzen und in seinen Handlungen, nichts weniger als mürrisch und finster, sondern er war heiter und fröhlich, besonders in Gesellschaft von Freunden, woran er übrigens nur selten Antheil nahm. — Eine treffliche Darstellung des Hermes'schen Systems findet man in der „Denkschrift auf G. Hermes" von D. W. Esser (Köln 1832). Hermes's „Dogmatik" ist unter der Presse.

Hermetiſche Kunſt, ſ. Alchymie.

Hermione, die einzige Tochter des Menelaus und der Helene, ein ſchönes Mädchen. Menelaus hatte ſie vor Troja dem Sohne des Achilleus, Pyrrhus Neoptolemus, verſprochen; allein Tyndareus hatte ſie indeſſen Agamemnons Sohne Oreſtes zur Gemahlin gegeben. Hermione liebte den Oreſtes; doch Menelaus nahm ſie ihm bald und gab ſie dem Pyrrhus. Oreſtes tödtete dieſen durch einen liſtigen Ueberfall am Altare des Apollo zu Delphi, und heirathete ſeine Geliebte wieder, mit der er zugleich das Königreich Sparta erhielt und den Taſimenus zeugte. Später ſoll ſie noch den Diomedes geheirathet haben.

Hermittage, die Einſiedelei, die Zelle oder Hütte eines Einſiedlers; desgleichen ein einſamer, abgelegener Ort; 2) eine der feinſten und feurigſten Sorten franzöſiſcher Weine, die längs der Rhone zwiſchen Valence und Valiere wächſt. Es gibt davon rothe und weiße Sorten, jene ſind aber die beliebteſten. Ihren Namen haben ſie von dem Eremitengebirge, welches dem Flecken Tain gegenüberliegt. Man bringt ſie über Cette und Beaune zum Handel.

Hermode, ſ. Nordiſche Mythologie.

Hernia, ſ. Bruch.

Hero, ſ. Leander.

Herodes der Große, aus Askalon, einer Stadt in Judäa gebürtig 72 v. Chr., war der Sohn von Antipater, eines Idumäers und zum Judenthume übergetretenen Heiden, der bei Cäſar in großer Gunſt ſtand. Herodes zeigte frühzeitig große Talente, aber auch einen ſtarken Hang zur Grauſamkeit. Durch ſeinen Vater erhielt er 48 v. Chr. die Regierung über Galiläa und machte ſich dieſer Würde durch Reinigung dieſes Landes von Räubern vollkommen würdig. Da er bei dieſer Gelegenheit gegen Mehre zu grauſam verfahren ſeyn mochte, und auch dieß Alles auf eigene Hand gethan hatte, wandten ſich ſeine Feinde an Hirkan, den Oberprieſter, der ihn zur Vertheidigung nach Jeruſalem forderte. Herodes, durch Sextus Cäſar, römiſchen Statthalter in Syrien, unterſtützt, erſchien daſelbſt mit königl. Schmuck nicht als Beklagter, ſondern vielmehr als Ankläger, weßhalb auch alle Klagen gegen ihn verſtummten. Kurz darauf gab ihm Sextus Cäſar die Regierung über Cöleſyrien. Nach Julius Cäſars Ermordung ergriff er die Partei von Brutus und Caſſius, wandte ſich aber nach ihrem Tode auf des Antonius Seite und wurde durch ihn Tetrarch und endlich König von Judäa, behauptete ſich auch auf dem Throne. Um ſich auf dem jüdiſchen Throne zu befeſtigen, vermählte er ſich mit der Tochter Alexanders, eines großen Sohnes Ariſtobuls, Marianne, ließ aber dennoch ihren Bruder Ariſtobul aus Eiferſucht (35 v. Chr.) erſäufen, wüthete auf gleiche Weiſe gegen die übrigen Verwandten ſeiner Gemahlin und verſchonte ſie ſelber nicht (23 v. Chr.), ſodaß in kurzer Zeit der Asmonäiſche Heldenſtamm, der Judäa ſo viele berühmte Helden gegeben hatte, völlig ausgerottet wurde. Bei einer großen Hungersnoth, die Paläſtina um dieſe Zeit betraf, handelte er jedoch ſehr brav gegen ſeine Unterthanen, denn er verkaufte ſein Hausgeräthe und ſeine Koſtbarkeiten, um das allgemeine Elend zu mildern. Jeruſalem wurde durch ihn verſchönert, der Tempel wurde prächtiger, als er vorher geweſen, von ihm aufgebaut und noch außerdem mehre Einrichtungen getroffen, die ſowohl ſeine Prachtliebe als ſeinen Geſchmack zeigten. Dennoch ward er von den Juden wegen ſeiner Grauſamkeit, die ſelbſt ſeine beiden Söhne Alexander und Ariſtobul nicht verſchonte, nicht geliebt, und gewiß wären

Empörungen gegen ihn ausgebrochen, wenn nicht die Furcht vor Augusts, der ihm wohlwollte und seine Macht durch die Provinzen Trachonitis, Auranitin, Batanäa und Zenodods Gebiet vermehrt hatte, ihn gehalten hätte. Unter ihm wurde Jesus geboren. Er starb nach einer Regierung von 34 oder 37 Jahren im 1sten oder 2ten Jahre der christlichen Zeitrechnung.

Herodes (Tiberius Claudius), Atticus, auch von seinem Geburtsorte Marathon häufig Marathonius genannt, ebenso ausgezeichnet durch seine altadelige Abkunft — denn sein Geschlecht ward auf Cekrops zurückgeführt — als durch ererbten Reichthum und glänzende Bildung, war unter Hadrian geboren und verwaltete Staatsämter unter den Antoninen; namentlich wurde er 143 n. Chr. zum Eponymus von Athen ernannt, und starb wahrscheinlich nach 180. Die Trümmer eines Odeums zu Athen, das schon Pausanias wegen seiner Größe und Schönheit jedem ähnlichen vorzog (Paus. VII. 20), sind der einzige Ueberrest jener vielen Gebäude, Bäder, Wasserleitungen, Statuen ꝛc., mit denen Herodes Atticus Griechenland, Asien und Italien schmückte. Jenes Odeum, das noch in seiner Zerstörung für Herodes's Kunstsinn beweist, war dem Andenken seiner Gemahlin Annia Regilla, einer Römerin, geweiht, deren Tod Herodes durch Mißhandlungen herbeigeführt zu haben beschuldigt wurde. Eine andre Stelle, nur 3 Miglien von Rom, an der appischen Straße, hatte er gleicher Bestimmung gewidmet. Es war eine ausgedehnte Gartenanlage, in welcher sich mehre Tempel und das Grabmal seiner Familie befanden, und die Herodes, nach dem Triopas, dem Vater des Erechthon, um ihr größere Unverletzlichkeit zu sichern, Triopium nannte. Ein Standbild, das der Regilla, gleich einer Heroine, im Tempel der Kaiserin errichtet war, erwähnt die Weihungsinschrift (verfaßt wahrscheinlich von Marcellus Sidetes, und vortrefflich übers. von Fr. Jacobs in „Leben und Kunst der Alten", 1. Bd., 2 Abth., S. 52 fg.), in deren Erklärung die Gelehrten seit längerer Zeit, namentlich aber Visconti, Eichstädt und Fr. Jacobs in der neuern, durch Scharfsinn und Erudition sich überboten haben. Die Originale der metrischen triopäischen Steininschriften befinden sich gegenwärtig im Museum des Louvre zu Paris; die auf Säulen gegrabenen im bourbonischen zu Neapel. Herodes's Trauer um Regilla, die nicht frei von Vorwürfen seyn mochte, gefiel sich im Auffallenden. Sein Haus selbst sollte an seinem Schmerze theilnehmen: darum ließ er jede heitere Farbe darin mit dunkelm lesbischen Marmor belegen. — Von Herodes's Rednertalent, das ihm den Schmeichelnamen „die Zunge der Hellenen" und des „Königs der Beredtsamkeit" erwarb, ist nur eine einzige Probe, eine sophistische Schulchrie: „Ueber den Staat" (zuletzt abgedruckt bei Fiorillo) erhalten, die der alten Versicherung, daß der Fluß seiner Rede sich silberwirbelnd über Goldsand ergossen habe, nicht viel Glauben verschafft. Auf dem Marktplatze zu Tenedos fanden neuere Reisende den Marmorsarg von Herodes's Mutter als Brunnenbecken, und Clarke hat seine Inschrift bekanntgemacht. Sie fehlt in der Schrift von Fiorillo: „Herodis Attici, quae supersunt, adnonat. illust." (Leipzig 1801).

Herodian, griech. Geschichtschreiber, der in Rom öffentliche Ehrenämter bekleidete und über 238 n. Chr. hinaus gelebt haben muß, da er seine in griech. Sprache abgefaßte Geschichte, welche von dem Tode des Antonius anhebt, mit diesem Jahre schließt. Sie besteht aus 8 Büchern und ist zwar ohne chronologische Angaben, aber mit Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe in einem reinen und würdevollen Style geschrieben. Gro-

ihre kritische Ausgabe von Irmisch (Leipzig 1789—1805), Handausgabe von Wolf (Halle 1782). Nach dem venetian. Codex neu von Immanuel Becker (Berlin 1826).

Herodotus, der älteste griech. Geschichtschreiber, aus Halikarnaß in Karien gebürtig, geboren im ersten Jahre der 31. Olympiade, v. Chr. 484. Er war der Erste, der nicht bloß die Geschichte eines ganzen Volkes, sondern eine allgemeine Völkergeschichte in einer ordentlichen Verbindung schrieb, die einen Zeitraum von 240 Jahren umfaßt. Den Stoff zu seiner Geschichte sammelte er dadurch, daß er in den meisten der verschiedenen Länder selbst herumreiste, deren Geschichte er schrieb, z. B. in Griechenland, Macedonien, Thracien bis über den Ister und Borysthenes hinaus, durch einen großen Theil Asiens, sogar auch in Aegypten, Libyen, Cyrene. Aus dem gesammelten Stoff bearbeitete er hernach im 44sten Jahre seines Alters die Geschichte, welche er in 9 Bücher abtheilte, die er nach den 9 Musen benannte. Er beschrieb darin die Kriege der Perser mit den Griechen, beiläufig aber die Geschichte der andern Nationen, im ionischen Dialekt. Nachdem er fertig war, las er sie in der Versammlung bei den olympischen Spielen (Ol. 51, 1) und nachher in der athenischen Volksversammlung (Ol. 53, 3) vor, wo er beidemal den lautesten Beifall erhielt. Zuletzt mußte er sein Vaterland verlassen, das durch Parteien zerrüttet war. Er ging mit einer athenischen Colonie nach Thurium in Großgriechenland, wovon er auch den Beinamen Thurius führte. Wo und wann er gestorben ist, weiß man nicht. Man legt ihm auch eine Lebensbeschreibung des Homer bei, obgleich ohne völlige Gewißheit. Seine Schreibart empfiehlt sich durch Würde und Simplicität. Seine Glaubwürdigkeit ist über allen Zweifel erhaben, wenigstens insofern er selbst nicht mit falschen Nachrichten getäuscht wurde. Ohne seine uns noch übrig gebliebene Geschichte würden wir die ältesten Zeiten fast gar nicht kennen. Auch für die alte Geographie ist Herodot sehr wichtig. Die besten Ausgaben von der Geschichte des Herodot sind von Wesseling (Amsterd. 1763, Fol.) und Schweighäuser (Strasb. 1816, 6 Bde.). Uebersetzungen haben wir von Degen, Jacobi und Lange. Sehr schätzbar sind die Arbeiten Larcher's, Volney's, Böttiger's, Heyne's und Creuzer's („Commentat. Herod.", Leipz. 1819) über Herodot. Vergleiche auch den Art. Griech. Literatur.

Heroen oder Halbgötter, werden in der griech. Mythologie jene starken, freien und edlen gefühl- und muthvollen Menschenkinder der Vorwelt genannt, die Dinge thaten, die ein großer Theil ihrer Zeitgenossen bewunderte und die schwächere entartete Nachwelt anstaunte, die Alles erdulden konnten und ohne Murren erduldeten, was ihnen Natur oder Nothwendigkeit auflegten, die wagten, was sie sich auszuführen getrauten, die so gut und böse waren, wie es ihnen gelüstete, und die in stetem Kampfe mit Abenteuern lebten, wie Herkules, Cyanus, Jason; ferner diejenigen Menschen, die durch Bogenschießen, durch Wettläufe, durch Ringen und Faustkampf, durch Ueberschauung der Zukunft, durch Dichtkunst und Musik, durch Kenntniß heilsamer Kräuter, durch List und Gewandtheit sich unter ihres Gleichen ausgezeichnet und berühmt gemacht, oder die sich als wohlthätige Städteanbauer oder als weise Gesetzgeber oder als muthvolle und reiche Fremdlinge hervorgethan hatten, wie Eurytus, Tiresias, Orpheus, Nestor, Antolicus, Ulysses, Theseus, Minos, Cadmus, Pelops u. A. Das Andenken dieser großen Männer ihrer Zeit und Dessen, was sie thaten, erhielt sich nämlich Jahrhunderte lang unter ihren

Stämmen lebendig. Vater und Großvater erzählten ihren Kindern und Enkeln mit verjüngter Wärme, kühnen Zusätzen und Hyperbeln ihre Geschichte, und begeisterte Dichter sangen ihre Großthaten unter starken und erhabenen Bildern in Liedern und Hymnen. Beide gingen Hand in Hand von einer Generation zur andern. Spätere Dichter sangen diese Geschichten von Neuem und erhöhten sie durch Lobpreisungen und dichterische Begeisterung, stets in dem Grade, in welchem man sich von jenen Zeiten entfernte, in der Versittigung, Verfeinerung und Verweichlichung fortschritt, und jenen Kraftmännern an Stärke, Muth und Tüchtigkeit nachstand und unähnlicher wurde. Natürlich, daß endlich eine Zeit kommen mußte, wo man sich diesen gewaltigen Menschen so ungleich fühlte, daß man sie als Halbgötter betrachtete und als von Göttern entstammte Wesen ansah. Ueberdieß war es Geist der Zeit, alle Vorzüge des Körpers und der Seele als hervorstehende Fähigkeit für unmittelbare Gaben und Geschenke wohlwollender Gottheiten zu halten; und da man in diesem Glauben einige dieser Heroen bereits ganz vorzüglich in verschiedenen Gegenden verehrte, ja selbst ausländische religiöse Begriffe auf sie übertrug, wie das Beispiel des Hercules, Bacchus, der Dioskuren u. A. lehren, und dieselben dadurch zu ordentlichen Göttern wurden. So geschah es endlich, daß Heros und Dämon gleichbedeutende Ausdrücke, und der Glaube an Gotterzeugte und übermenschliche Erdenkinder allgemein in der Vorstellung und Sprache zu werden anfing. Doch hatte man nicht bloß Heroen, sondern auch Heroinnen. Diese Benennung gab man nämlich allen denjenigen Frauen der Vorwelt, deren Schönheit, List und Geschicklichkeit ihnen einen großen Namen erworben hatte; oder welche Töchter oder Gattinnen der Heroen oder Geliebte der Götter gewesen waren, von denen Ulysses eine Menge bei seinem Besuche in der Unterwelt sah, unter denen Alkmene, Leda, Ariadne, Danae, Tyro, Semele, Penelope, Helena u. A. gezählt wurden.

Heroide, ein lyrisches Gedicht in Briefform, worin ein Held oder eine Heldin (daher der Name, von Heros) der Fabel oder Geschichte einer andern Person ihre Empfindungen in einer bedeutenden Lage des Lebens mittheilt, z. B. Penelope schreibt dem lange entfernten Ulysses. Sie können deßhalb als feierliche Monologen in entscheidenden Augenblicken des Lebens betrachtet werden. Ovid wird als der Urheber dieser Dichtungsart genannt, und nach seinen Mustern haben einige Theoretiker behauptet, die Heroide gehöre zur Elegie. Obschon sie aber öfter dem Gegenstand und der Person nach das weichere elegische Gefühl athmen kann, so hindert sie doch nichts, sich auch im höhern tragischen Tone auszusprechen, und Pope hat Heloise an Abelard diesen Ton anstimmen lassen. Wollte man Pope verurtheilen, daß er nicht Ovid sey, so wäre das um nichts besser, als wenn man Ovid tadeln wollte, daß er nicht wie Pope dargestellt habe. Wollte man aber gar die Heroide für unstatthaft erklären, weil sie sich nicht über den Leisten schlagen läßt, so wäre dieß noch thörigter. Diejenigen, die den poetischen Brief verwerfen, sollen wenigstens noch den ersten vernünftigen Grund darüber vorbringen. Mit ihm besteht auch die Heroide als lyrischer Brief. Keine Nation hat mehre aufzuweisen als die französische, wo Colardeau, Alin de St.-More, Dorat, Pezay, Laharpe Beachtung verdienen; unter uns Deutschen sind Wieland's „Briefe Verstorbener an ihre noch lebenden Freunde" (wenn man es wirklich hieher zählen kann) noch jetzt das Vorzüglichste in dieser Art. S. Naßmann's „Heroiden der Deutschen".

Heroisch heißt Alles, wozu außerordentliche Geistes- und Körperkräfte erfordert werden, heldenmäßig, oder aus den Heldenzeiten herrührend, d. i. aus denjenigen Zeiten, wo man die Menschen noch für kräftiger an Geist und Körper hielt. Eine solche Heldenperiode hat jedes Volk; bei den Juden war es die Zeit der Richter; bei den Griechen die mythologische Periode; in Europa die Ritterzeiten u. s. w. — Werke der Kunst, namentlich der Poesie und Malerei, welche auf den Namen heroisch Anspruch machen, müssen das Gefühl der Erhabenheit, des Hauptcharakters des Heroischen, in uns erwecken.

Herold, ursprünglich der Name der tapfersten Krieger, die bei dem Heere alt (olt) geworden waren, und wegen 10jähriger Dienste ihre Entlassung erhalten haben. Sie wurden bei Kriegs- und Friedensschlüssen zu Gesandten und Schiedsrichtern und bei den Turnieren gebraucht, die Wappen und das Verhalten der Ritter zu untersuchen. Man verlangte daher von ihnen eine genaue Kenntniß der Wappen aller Geschlechter, um die widerrechtliche Annahme neuer Wappen, oder die Anmaßung adeliger Wappen von Seiten der Unadeligen verhindern zu können. In Zeiten des Ritterthums wurden sie in Fehden selbst als unverletzliche Personen geachtet, und in Friedenszeiten, besonders in Frankreich und England, in hohen Ehren gehalten. In Frankreich hieß ehedem der Vornehmste unter den Herolden Wappenkönig und erhielt unter großen Feierlichkeiten, durch eine Art von Krönung, seine Würde. In England besteht noch diese Würde. Der vornehmste der drei Wappenkönige ist der vom Hosenbandorden und heißt auch: Garter principal; der zweite, welcher die südlichen Provinzen hat, heißt Clarenceux; der dritte, unter welchem die nördlichen Landschaften stehen, Norroy. Sie bilden mit 6 Herolden, die ihnen untergeben sind (für Windsor, Chester, Lancaster, York, Richmond und Somerset), unter dem Vorsitze des Obermarschalls (Herzog von Norfolk) das 1340 gestiftete Heroldscollegium, zu welchem noch 4 Pursuivants gehören. Vgl. Heraldik.

Heronsball, eine hohle Kugel mit einer engen Röhre, woraus man das Wasser durch Blasen zum Springen bringen kann, wird von ihrem Erfinder, Heron von Alexandrien, also genannt; sowie der Heronsbrunnen, ein aus zwei übereinander stehenden Gefäßen zusammengesetzter Springbrunnen, wo das bereits herausgesprungene Wasser durch eine Röhre in das untere Gefäß abläuft, und durch eine zweite Röhre wieder in das obere getrieben wird.

Herostrat, in Griechenlands alter Geschichte der Anzünder des Tempels der Diana zu Ephesus (J. d. Welt 3594), mit dem Vorgeben, seinen Namen durch diese unehrenhafte That auf die Nachwelt zu bringen. — Bildlich einen Beförderer von Unruhen in einer civilisirten Staatsgesellschaft.

Herrera 1) (Fernando de), großer Schriftsteller der Landwirthschaft, der Columella Spaniens neuerer Zeit, war aus Talavera gebürtig und eine Zeitlang Professor an der Universität zu Salamanca. Er verfertigte, auf dringendes Ersuchen des Cardinals Ximenes, ein vollständiges Werk über den Ackerbau, Toledo 1520, 1541, 1551. Fol. — 2) Fernando de, zugenannt der Göttliche, geb. zu Sevilla 1516, legte sich auf Geographie, Mathematik und alte Sprachen, wurde aber mehr als Dichter berühmt durch Elegien und Sonette, Sevilla 1532 und 1619.

Weil ihm die poetische Diction der besten spanischen Dichter zu gemein schien, so bildete er sich eine eigene zur höhern lyrischen Poesie, durch eine strenge Auswahl der edeln Worte, durch neue Bedingungen, die er mehren Verbindungsworten gab, durch die Aufnahme mehrer lateinischer Worte, und die Bildung völlig neuer nach der Analogie des Castilischen, und durch eine freiere Wortordnung nach dem Muster der lateinischen Sprache: daraus mußte aber ein pretiöser Styl entstehen. Seine Sonnette gehören zu den glücklichsten Nachahmungen der Petrarchischen Manier in spanischer Sprache, und einige seiner Oden, wie die an den Schlaf, erwarben ihm wegen der hohen Begeisterung den Ruhm des ersten classischen Odendichters der Neuern, ob es ihm gleich möglich gewesen wäre, diesen Namen durch eine größere Zahl lyrischer Meisterstücke zu begründen. Seine Elegien zeichnen sich durch Natur und Einfalt aus. Außerdem hinterließ er einige historische Schriften. — 3) Antonio de Herrera Tordesillas, Geschichtschreiber, geb. 1559, ward anfangs Secretair von Vespasian de Gonzaga, Vicekönigs von Neapel, dann Historiograph von Indien unter Philipp II. und starb 1625 als Staatssecretair. Sein berühmtestes Werk ist seine nach den besten Quellen bearbeitete „Allgemeine Geschichte der Thaten der Castilianer auf den Inseln und auf dem festen Lande des Oceans, von 1492 bis 1554", die durch Genauigkeit und Vollständigkeit vor allen Werken, die wir über die Entdeckung der neuen Welt besitzen, sich auszeichnet, aber Gewandtheit und Eleganz der Sprache ermangelt. Außer diesem erwähnen wir noch: „Beschreibung von Westindien" 1606; „Geschichte der Welt, unter der Regierung Philipps II., von 1584 bis 1598"; „Commentar über die Thaten der Spanier, Franzosen und Venetianer in Italien, von 1485 bis 1559", Madrid 1624 u. s. w. — 3) Francesco de, der Aeltere genannt, Maler, Baumeister und Bildhauer, geb. zu Sevilla 1576, st. zu Madrid 1651, hinterließ Werke der Baukunst in seiner Vaterstadt und Gemälde ebendaselbst und zu Madrid. Vorzüglich hochgehalten wird sein allgemeines Weltgericht in der St.-Bernhardskirche zu Sevilla. Am meisten zeichnete er sich aus durch Fisch- und Federviehstücke. — 4) Francesco de, der Jüngere, des Vorigen Sohn, Maler und Baumeister, geb. zu Sevilla 1622, starb zu Madrid 1685, malte vorzüglich treu Fische und erlangte durch andere Stücke den ehrenwerthen Beinamen des spanischen Tizian. — 5) Juan, Baumeister und Ritter des St.-Jagoordens, aus Morella in Asturien gebürtig, war ein Schüler von Juan Battista von Toledo und sein Nachfolger im Bau des Escurials, welcher 1563 angefangen und von Herrera beendigt wurde. Auch baute er die Brücke von Segovia zu Madrid. Herrera starb 1597.

Herrera de Barnuevo (Don Sebastian), s. Barnuevo.

Herrnhut, Marktflecken in der königl. sächsischen Provinz Lausitz, eine Meile von Löbau, am Fuße des Hutberges, zwischen Löbau und Zittau, 1054 Fuß über dem Meere, mit 4 Haupt- und 2 Nebengassen, 2 freien Plätzen ꝛc. Dieser Flecken ist der Stammort der vom Grafen N. L. v. Zinzendorf 1722 errichteten evangel. Brüderunität, wo in 120 freundlichen Wohnungen über 1700 Menschen leben, die eine große Betriebsamkeit, in Bezug auf die Verfertigung der Baumwolle, Leinwand, Taback, Siegellack u. s. w beweisen. Ein großes Bethaus und die übrigen Gemeindehäuser, das Observatorium, der Begräbnißplatz auf dem Hutberge und die Waarenniederlage sind sehenswerth. Er herrscht da-

selbst Frömmigkeit, Arbeitsamkeit, Stille und Reinlichkeit. Der durch Lehranstalten und Missionen so berühmt gewordene Ort würde viel größer geworden seyn, wenn die Polizei dieser Brüdergemeinde eine stärkere Vereinigung von Brüdern duldete, weil man annimmt, daß bei einer mäßigen Zahl sich Ordnung leichter erhalten lasse.

Herschel (Wilhelm), einer der berühmtesten Astronomen unserer Zeit, ward 1738 in Hanover geboren. Sein Vater war Tonkünstler, und er, bestimmt auf gleiche Weise sein Brot zu verdienen, trat, 14 Jahre alt, als Hautboist im Regiment der hanöverschen Fußgarde ein. 1757 ging er nach London, um sich in seiner Kunst höher auszubilden. Nach manchen überstandenen Mühseligkeiten nahm ihn der Graf von Darlington als Lehrer eines Musikcorps an; als dieses eingeübt war, begab er sich in die Nähe von Leeds, um dort Unterricht zu geben. Eine Anstellung als Organist in Halifax vertauschte er 1766 gegen eine noch bessere in Bath, und gewann nun bei guter Einnahme auch Muße, die schon früher nebenbei getriebene Mathematik, noch mehr aber die von ihm besonders geliebte Sternkunde zu üben. Was er in Ferguson's „Wundern des Himmels" gelesen hatte, entzückte ihn. Er wollte es selbst sehen. Aber ein Teleskop, wie es dazu nöthig war, zu kaufen, ging über seine Kräfte, und so entschloß er sich, selbst an die Verfertigung eines solchen zu gehen. Nach manchen vergeblichen Versuchen brachte er 1774 einen fünffüßigen Reflector zu Stande, mit dem er den Ring des Saturn und die Trabanten des Jupiter beobachtete. Jetzt verfertigte er schnell nach einander eine große Anzahl Teleskope, unter denen sich mehre von 20 Fuß befanden. Auch beobachtete er nun den Himmel ebenso fleißig als mit unerwartetem Erfolge. Mit jedem Jahre überraschte eine neue Ansicht oder ein neu entdeckter Stern Europa. Von der Höhe der Mondgebirge, die er 1780 berechnete, hatte kaum ein früherer Astronom etwas geahnet. Am 13. März 1781 entdeckte er den Uranus (s. Planeten), den er dem König zu Ehren Georgsgestirn benannte. Georg III. setzte ihm zum Danke dafür einen Jahrgehalt aus, der ihn aller Nahrungssorgen überhob. Jetzt siedelte sich Herschel in der Nähe von Windsor an. Als sein 20füßiger Newton fertig geworden war, untersuchte er die von ihm bemerkten Nebelsterne und Sterngruppen derselben, und fand, daß sie sich in unzählige einzelne Weltkörper auflösen ließen, die, von allen Größen, in einem Raume von 15 Grad in der Länge, 2 in der Breite, nicht weniger als 50.000 betrugen. Außer ihnen fand er noch 466 neue Gruppen der Art, und die Milchstraße ward nun von ihm als ein Aggregat von viel Millionen Sternen bezeichnet, innerhalb deren unser Sonnensystem seine Bahn durchschneidet und von ihnen ihren Abglanz durch seinen Dunstkreis empfängt. Am 11. Jan. 1787 entdeckte er zwei Nebenplaneten, die zum Uranus gehören, zu welchen 1790 und 94 noch vier andre kamen. 1789 vollendete er ein 40füßiges Teleskop, das 6450 Mal vergrößerte. Mit ihm entdeckte Herschel einen neuen zum Saturn gehörigen Trabanten, dem bald darauf ein zweiter folgte. Allein nicht nur in der Astronomie, auch in der Physik hat er die anziehendsten und fruchtbringendsten Entdeckungen gemacht. Er kam auf die wichtige Entdeckung von unsichtbaren, außer dem Bereiche der rothen vorhandenen Strahlen, welche die Kraft haben, zu erwärmen, aber nicht zu erleuchten. Die Entdeckung der zwei Planeten Ceres und Pallas von Piazzi und Olbers veranlaßte auch ihn, sie mit den Instrumenten zu be-

obachten, und so bestimmte er ihren Durchmesser, indem er sie zugleich als Asteroiden, als ein Mittelding zwischen Planeten und Kometen bezeichnete, deren noch mehre gefunden werden würden. Die Juno und Vesta, welche bald nachher sich anreihten, beweisen das Richtige seiner Vermuthung. Im 19. Jahrh. ist es Herscheln nicht mehr geglückt, neue Entdeckungen zu machen; doch hörte er im hohen Alter nicht auf, mit unermüdlicher Thätigkeit für die Wissenschaft zu wirken. Die meisten seiner schriftstellerischen Arbeiten befinden sich in den „Philosophical Transactions“ der Royal Society. Es darf nicht unangeführt bleiben, daß Herschel von seiner trefflichen Carolina in seinen mühsamen Berechnungen und Beobachtungen unterstützt wurde; sie selbst hat mehre Kometen entdeckt. Dankbare Anerkennung seiner Verdienste fand Herschel im In- und Auslande. Eine englische Universität beehrte ihn 1786 durch Verleihung der Doktorwürde, und Georg III. ernannte ihn 1816 zum Ritter des Guelphenordens. Die astronomische Gesellschaft in London wählte ihn 1816 zu ihrem Präsidenten. Mit einer Abhandlung über 145 neue Doppelsterne vollendete er 1820 sein großes Tagewerk; von dem an nahm seine Gesundheit sichtbar ab. Er starb am 25. Aug. 1822, 84 Jahre alt. Er hinterließ einen Sohn, der in der Mathematik und Physik das Talent des unsterblichen Vaters ererbt hat.

Hertha, Jord, Joard, die Erde, eine Göttin der skandinavischen Mythologie. Ihrem Begriffe nach war sie die heilige, große Gebärerin aller Wesen, Mutter der Erschafferin; sie war die Tochter der Nacht und des Anar, Schwester des Odin und Mutter des Thor; ob sie Eine Person mit Frigga war, ist zweifelhaft. Eine Menge germanischer Völkerstämme verehrten sie, die Semnonen, Reudinger, Astier, Angeln, Varinen, Eudonnen, Suarder. Von den Alten erwähnt ihrer bloß Tacitus. Er sagt in seinem Buche von den Sitten der Germanen: daß im Ocean (wahrscheinlich das baltische Meer) eine Insel (man hält sie für die Insel Rügen) liege, auf der sich ein Wald, Namens Caskum, befinde, in dessen Mitte ein Wagen, der Göttin Hertus geweihet, stehe. Es war nur Einem Priester erlaubt, diesen Wagen zu berühren; weil er die Zeit wußte, wann die Göttin von Odins Throne in den Wagen herunterstieg. War er von der Gegenwart der Gottheit überzeugt, so spannte er zwei junge Kühe vor das Heiligthum, und Hertha's Diener führten es dann voll tiefer Ehrfurcht durch das Land. Ueberall, wo der Wagen erschien, empfing man ihn mit großen Feierlichkeiten; die Kriege hörten auf, man verschloß die Waffen, und Alles hauchte Frieden und Ruhe, bis der Priester die Göttin, an dem Umgange der Menschen gesättigt, wieder in den heiligen Hain zurückführte. Dort wusch man den Wagen, die Decken und der Göttin Bild selbst an einem geheimen Orte ab; die Sklaven, welche diesen Dienst versahen, wurden gleich darauf in einem benachbarten See ertränkt. Vossius vermuthet, daß Hertha die Göttin Kybele gewesen sey, doch der deutsche Name Erde, und der englische Earth macht es wahrscheinlich, daß Hertha die göttliche Personification der Erde bedeute.

Herz (Markus), in der Theorie und Praxis einer der berühmtesten Aerzte seiner Zeit, war 1747 zu Berlin von armen jüdischen Eltern geboren. Zu Königsberg, wo er sich ganz dem Studium der Philosophie hingab, war Kant sein Lehrer, der ihn zu seinem Correspondenten erwählte, als er 1770 die ersten Grundlinien seines philos. Systems in

seiner Dissertation „De mundi sensibilis forma et principiis“ aufs Katheder brachte. Mit Empfehlungen von Kant an Lambert, Mendelssohn und Sulzer versehen, kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück. Seine ausgezeichneten Eigenschaften machten ihn bald zum Freunde und Mitforscher dieser berühmten Männer. Auf ihren Rath studirte er anfangs hier, dann zu Halle die Medicin, und erlangte 1774 die Doktorwürde. Nachdem er vorhin durch einige philosophische Schriften seinen Scharfsinn, seinen Witz und seine Gabe des Styls bewährt hatte, erwarb er sich nun durch seine „Briefe an Aerzte“, sowie durch seinen „Grundriß aller medicinischen Wissenschaften“, und durch einige Aufsätze in Selles „Beiträgen zur Natur- und Arzneiwissenschaft“ als philosophisch-medicinischer Schriftsteller den ausgezeichnetsten Ruf. Alle seine bisherigen Arbeiten übertraf jedoch an Scharfsinn und Aufwand gründlicher Gelehrsamkeit sein Versuch über den Schwindel, ein Werk, das sich durch die eingewebten psychologischen Forschungen über die Verknüpfung der Ideen und eine neue Eintheilung der Krankheiten sich ebenso sehr dem Philosophen als dem wirklichen Arzte empfiehlt. Nicht bloß als praktischer Arzt und Schriftsteller, sondern auch als Lehrer suchte Herz seinen Mitbürgern nützlich zu werden. Er war der Erste, der in Berlin Vorlesungen über Experimentalphysik hielt, die er bis wenige Tage vor seinem Tode vor einem zahlreichen Auditorium fortsetzte. 1787 wurde er vom König Friedrich Wilhelm zum Professor der Philosophie ernannt, mit einer lebenslänglichen Pension von 500 Thalern. Er starb 1808 an einer Lungenentzündung in seinem 61. Jahre.

Herz, ein großer Muskel, der mehre Höhlungen enthält. Es ist der Mittelpunkt des Gefäßsystems und die Quelle der Bewegung für den großen und kleinen Kreislauf des Blutes; aus ihm entspringen die Arterien und in ihm endigen sich die Venen. Die Gestalt des Herzens ist kegelförmig; mit einer breiten Basis, aus der die großen Gefäßstämme hervorgehen, erstreckt es sich von der zweiten Rippe bis zur sechsten und hat beim Menschen mit seiner Achse eine solche Lage, daß die Spitzen links unterwärts und die Basis rechts hinterwärts gerichtet ist. Das Gewicht eines normalen menschlichen Herzens beträgt 10—12 Unzen. Die rechte Vor- und Hauptkammer werden durch eine Scheidewand von den beiden linken geschieden. In die rechte Vorkammer ergießen die Hohlvenen ihr Blut; aus dieser tritt es in die rechte Hauptkammer, aus der es in die Lungenarterien in die Lungen getrieben wird. Aus den Lungen führen es Lungenvenen in die linke Vorkammer — dieß nennt man den kleinen Kreislauf des Blutes — die es in die linke Hauptkammer ergießt, aus der es in die Pulsaderstämme, die es durch den ganzen Körper vertheilen, geführt wird. Der Rückfluß des Blutes aus den Kammern in die Vorkammern und aus den Gefäßstämmen in die Kammern wird durch Klappen, welche durch Oeffnungen gelagert sind, verhütet. Die Fortbewegung der Blutmasse wird durch das abwechselnde Zusammenziehen und Erweitern der Vor- und Hauptkammern hervorgebracht. Das Herz ist mit einem häutigen Beutel umgeben, den in naturgemäßem Zustande ein wässeriger Dunst anfüllt.

Herzkrankheiten. Jede Abweichung in dynamischer oder organischer Hinsicht des Herzens von dem Normalzustande heißt Herzkrankheit. Die Leiden für eines den Gesammtorganismus so wichtigen und an sich so edeln Organs müssen immer von großer Bedeutung seyn und leicht

gefährlich für die Gesundheit und das Leben werden. In der neuern Zeit hat besonders Heim auf die Krankheiten des Herzen aufmerksam gemacht und auf sie den Untersuchungs- und Beobachtungsgeist der Aerzte gelenkt. Man theilt dieselben in dynamische und organische Krankheiten des Herzens; bei der ersten Gattung ist das Herz in seiner Nerven- oder Gefäßsphäre krankhaft ergriffen ohne Anomalien in der Gestalt, Textur oder in den sinnlichen Eigenschaften des organischen Baues. Hierher gehören die Entzündungen vom tiefsten bis zum höchsten Grade, die zu große Reizbarkeit der Herznerven, welche den Grund zum Herzklopfen und zu Krämpfen legt, und endlich die zu geringe Empfänglichkeit derselben für Reize und Schwäche der Muskelkraft; hieraus entsteht eine zu langsame Bewegung des Blutes. Organische Krankheiten des Herzens sind solche, die in einer abnormen Veränderung des organischen Gewebes oder des Baues bestehen. Nicht selten sind sie angeborne Bildungsfehler. Eine der gewöhnlichsten ist die abweichende Lage und der fehlerhafte Ursprung der Hauptblutstämme und die Nichtverwachsung gewisser Oeffnungen, deren das Fötusleben bedurfte. Z. B. so schließt sich die ovale Oeffnung in der Scheidewand der beiden Kammern nicht; so verwächst nicht der Canal (Ductus Botalli), der im Embryo Blut aus der Lungenarterie in die Aorta führt. Diese Fehler veranlassen entweder eine Vermischung des arteriösen und venösen Bluts im Herzen, oder verhindern, daß die ganze Masse des Letztern nach den Lungen gebracht werde, indem ein Theil, ohne seinen Kohlenstoff durch den Athmungsproceß abzusetzen, in den großen Kreislauf geführt wird, wodurch die Blausucht, schlechte Ernährung, Schlaffheit des Körpers und allgemeine Wassersucht veranlaßt werden. Die meisten organischen Fehler des Herzens entstehen im Laufe des Lebens; es sind vorzüglich Verknöcherungen einzelner Fleischtheile der Klappen und Anhänge der Blutgefäße; Verdickung und Verdünnung der Wände, Erweiterung und Verengerung der Kammern, Zerreißung einzelner Muskelfasern, Verwachsungen des Herzens mit seinem Beutel, Vereiterung beider, Auswüchse und Polypenbildung, Wassersucht des Herzbeutels. Die Hauptkennzeichen chronischer Herzkrankheiten zeigen sich in einem unregelmäßigen Herz- und Pulsschlag, Herzklopfen, Ohnmachten, Beängstigungen, Schlaflosigkeit, Aufschrecken im Schlafe, beschwerlichem Athemhohlen, asthmatischen Zufällen. Gewöhnlich tödten sie durch Herbeiführung der Wassersucht und Entkräftung langsam.

Herzberg (Ewald Friedrich, Graf von), königl. preuß. Cabinetsminister und Curator der königlichen Akademie zu Berlin. Dieser große Staatsmann, aus einem alten aber verarmten deutschpommerschen Geschlechte entsprossen, wurde 1725 zu Lottin bei Stettin geboren. Sein Vater, K. D. Herzberg, hatte sich in königl. sardinischen Kriegsdiensten hervorgethan und sie als Major verlassen. In seinem 6. J. übergaben ihn seine Eltern einem benachbarten Prediger zur Erziehung, bei dem er in den Schulwissenschaften einen so guten Grund legte, daß er nach einem dreijährigen Aufenthalte auf dem akademischen Gymnasium zu Altstettin 1742 eine historisch genealogische aus den Quellen geschöpfte Geschichte der ersten östreich. Kaiser in latein. Sprache auszuarbeiten fähig war. Um Ostern d. J. bezog er die Universität Halle, wo er während seines 3jähr. Aufenthalts das Studium des deutschen Staatsrechtes und der damit in Verbindung stehenden Wissenschaften mit dem größten Eifer betrieb. Vor seinem Abhange von der Universität verfertigte er zum Zwecke einer

öffentlichen Zeitschrift eine umständliche Abhandlung über das brandenburg. Staatsrecht, in welcher er eine Fülle von Kenntnissen entwickelte. Da aber das Cabinet zu Berlin den Druck dieses Werkes, dem es übrigens seinen Beifall nicht verweigern konnte, untersagte; so wählte er zum Gegenstande seiner Dissertation die Kurfürstenvereine, deren Geschichte er mit Gründlichkeit bearbeitete und mit Beifall vertheidigte. Er wurde gleich darauf bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu Berlin angestellt, begleitete die kurbrandenburg. Gesandtschaft als Legationssecretair zur Kaiserwahl und arbeitete nach seiner Zurückkunft fleißig in öffentlichen Geschäften, besonders aber im geheimen Archiv, dessen genauere Kenntniß er mit Recht als das sicherste Mittel ansah, in seinem Fache sich geltend zu machen. Bald hatte er Friedrichs II. Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, sodaß dieser ihm Actenauszüge zu den „Denkwürdigkeiten der brandenburg. Geschichte" und eine Abhandlung über den Kriegsstaat der Kurfürsten von Brandenburg zu liefern auftrug. Der König belohnte ihn dafür 1747 durch Ernennung zum Legationsrath; aber an sich wichtiger für seine fernere Ausbildung war der Auftrag, den er 1750 bekam, das seit dem Kriege von 1745 eingepackt gewesene geheime Staats- und Cabinetsarchiv wieder auszupacken und von neuem zu ordnen, indem die Durchgehung der wichtigsten, die auswärtigen Verhältnisse seines Hofes betreffenden Originalurkunden und der die geheimsten Staatsverhandlungen enthaltenden Papiere die gründlichste und genaueste Kenntniß der vorzüglichsten Theile seines Faches ihm verschaffte. Seine von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1752 gekrönte Abhandlung über die erste Bevölkerung der Mark Brandenburg gab die Veranlassung, daß er bald darauf zum Mitgliede der Akademie und zum geh. Legationsrath ernannt wurde und 1755 die Besorgung von einem Theile der geheimen Expeditionen im Departement der auswärtigen Angelegenheiten bekam. In dieser geschäftvollen Periode schrieb er die sehr gelehrte „Historie der ehemal. brandenb. Seemacht Kurfürst Friedr. Wilh. d. Großen und der afrikan. Compagnie, wie auch der brandenb. Besitzungen auf der Küste von Afrika, welche König Friedr. Wilh. 1720 an die Holländer verkauft hat". 1756 mußte Herzberg aus dem Briefwechsel des kursächs. Hofes, den der König sich zu verschaffen gewußt hatte, einen Auszug der geheimen Anschläge der Höfe von Wien, Petersburg und Dresden gegen Preußen verfertigen, und nachdem sich der König Dresdens bemächtigt und aus dem geheimen Archiv die geheime Correspondenz des sächs. Hofes v. 1746 — 56 Herzbergen überschickt hatte, verfaßte derselbe aus diesen 40 Bänden innerhalb 8 Tagen in 3 Sprachen das „Mémoire raisonné sur la conduite des cours de Vienne et de Saxe, et sur leurs desseins dangereux contre le roi de Prusse avec les pièces originales et justificatives, qui en fournissent les preuves". In dems. J. ernannte ihn der König zum ersten Geheimrath oder Staatssecretair beim auswärtigen Departement, und er machte sich während des Krieges sehr verdient um den Staat. Er schloß 1763 den hubertsburger Frieden und ward nun zweiter Staats- und Cabinetsminister der auswärtigen Angelegenheiten. In der ersten Theilung von Polen, 1772, erklärte sich Herzberg heftig gegen die Zerstückelung dieses unglücklichen Landes; allein bald einsehend, daß diese auch ohne Preußens Theilnahme vollbracht werden würde, war Niemand thätiger als er, Friedrichs Ansprüche zu erweisen und durch die klugsten Rathschläge das Gelingen seiner Absichten zu befördern. An den

Streitigkeiten des preuß. und östr. Hofes über Baiern nahm Herzberg lebhaften Antheil sowohl durch Schriften als durch unmittelbares Einwirken; auch bei dem teschener Frieden 1779 war er nicht unthätig, sondern schrieb selbst das Friedensinstrument nieder. Kaiser Josephs Absichten auf Baiern veranlaßten bekanntlich Friedrich II. zur Errichtung des Fürstenbundes, wobei, außer dem König und dem damaligen Kronprinzen, Herzberg viel wirkte und über den er selbst einige Schriften herausgab. In eben dieser Periode war es Herzberg vorzüglich, der an der Beilegung der Unruhen in Holland, an der Wiedereinsetzung des Erbstatthalters in seine Rechte und an der Beschränkung Frankreichs in Holland arbeitete. In seiner letzten Krankheit ließ der König seinen alten Vertrauten zu sich nach Sanssouci kommen, wo Herzberg Friedrichs täglicher Gesellschafter war bis an dessen Tod, 16. Aug. 1786. Herzberg mußte fürchten, daß mit des großen Königs Abtreten von der Bühne auch er vielleicht seine politische Rolle ausgespielt haben würde; allein Friedrich Wilhelm schien ihm dieselbe Huld und Gnade wie sein Oheim zuwenden zu wollen. Er schmückte ihn mit dem schwarzen Adlerorden, erhob ihn in den Grafenstand, übertrug ihm die auswärtigen Geschäfte und machte ihn zum Curator der Akademie. Die Ruhe in Holland ward durch ihn hergestellt; zur Erhaltung des Gleichgewichts in Europa wirkte er kräftig mit. Die Folge davon war der reichenbacher Congreß, 1790. Daß dieser Vertrag, den Herzberg für sein Meisterstück hielt, nicht ganz vollzogen wurde; daß man ihn an der Ausführung seines Planes gehindert hatte, konnte er nie vergessen. Mit dieser Quelle von Unzufriedenheit vereinigten sich auch andere: vornehmlich erregte es seine Empfindlichkeit, daß 1791 das Cabinetsministerium durch zwei neue Minister verstärkt und nicht mehr alle Geschäfte einzig durch ihn verwaltet wurden. Dieser Beweis von Hintansetzung oder Ungnade veranlaßte ihn, im selben J. seine Entlassung zu fordern, wenigstens um die Befreiung aller Theilnahme an auswärtigen Angelegenheiten nachzusuchen. Das Letztere ward ihm gewährt, die gänzliche Entlassung aber so wenig als die angebotene Niederlegung seines Gehaltes angenommen. Er blieb noch im Staatsrath, beschäftigte sich aber einzig mit der Curatel der Akademie der Wissenschaften, der Aufsicht über den preuß. Seidenbau und seine Oekonomie. Die Muße, die er jetzt genoß, die gerechte Vorliebe für seinen verewigten Monarchen gaben ihm den Entschluß ein, die Geschichte Friedrichs zu schreiben und dabei das geheime Archiv zu benutzen, allein er hat dieselbe nicht vollendet. Indeß wurde doch auf seine Veranlassung Friedrichen in Altstettin durch Schadow ein Denkmal gesetzt. In den letzten Jahren seines Lebens an krampfhaften Zufällen leidend, verlor er einige Zeit vor seinem Tode die Sprache und starb den 27. Mai 1785 in einem Alter von 69 Jahren, wovon er beinahe 50 J. dem Staatsdienste gewidmet hatte. Herzberg war einer der merkwürdigsten Männer seines Zeitalters, auf welches er als Staatsmann entschiedenen Einfluß hatte. Seine Staatsschriften, die Staatsveränderung der preuß. Regierung von 1756—95 umfassend, erschienen in 3 Bänden u. d. T.: „Recueil des déductions, manifestes, declarations, traités etc.“ Um die Akademie der Wissenschaften erwarb er sich bleibende Verdienste, und als Curator derselben sorgte er besonders für die Aufnahme vieler deutschen Gelehrten. Die Seidenbaucultur belebte er aufs nachdrücklichste. Dem Schulwesen schenkte er seine ganze Aufmerksamkeit. Er hatte die ausdrucksvolle Physiognomie eines

denkenden Mannes. Sein Aeußeres und die Haltung seines Körpers war vernachlässigt. Seine Sitten waren bürgerlich schlicht wie seine ganze Lebensweise. Ein merkwürdiger Zug in seinem politischen Charakter war ein Grad von Gerathheit und Offenherzigkeit.

Herzog, ursprünglich Kriegsanführer. Nach der ältern deutschen Verfassung waren die Herzoge Aufseher über große Provinzen, wo sie als des Königs Beamte diejenigen Streitigkeiten abmachten, welche die Unterrichter nicht entscheiden konnten. Ihre Würden wurden später erbliche Lehne. Erzherzog, Großherzog (s. dd.). Vergl. Fürst.

Herzogenbusch, Boi-le-Duc, auch Bosch, niederländische Stadt und Festung und Hauptstadt der Provinz Nordbrabant, in einer von Flüssen und Canälen durchschnittenen Ebenen, die ganz unter Wasser gesetzt werden kann, am Zusammenfluß der Dommel und Aa. Dieser wichtige militairische Posten verdankt seine Begründung dem Herzog Gottfried von Brabant, der 1184 hier einen Theil des Waldes ausrotten ließ, wo sich dann die neue Stadt und Veste erhob. Sie ist stark befestigt, mit der Citadelle Papenbrill, 4 sich gegenseitig flankirenden Bollwerken und 3 Forts. Herzogenbusch ist außerdem mit starken Mauern umgeben, hat 4 Land- und Wasserthore, 5 öffentliche Plätze, 10 katholische, 4 reformirte und eine lutherische Kirche, 2800 Häuser, 13.700 Einw., worunter 10.700 Katholiken. In den Religionskriegen des 16. Jahrh. mußte Herzogenbusch viel leiden und kam erst 1629 an Holland. 1794 am 14. Sept. wurde hier ein britisches Corps von den Franzosen geschlagen; am 9. Oct. nämlichen Jahres eroberte es Pichegru und im Jan. 1814 ergab es sich an den preuß. General von Bülow. Herzogenbusch ist der Sitz des Gouverneurs und der Dicasterien, hat ein reformirtes Gymnasium, Leinwand-, Woll-, Hut-, Messer- und Nähnadelfabriken, Oel- und andere Mühlen, Branntweinbrennereien, Handel, besonders mit Getreide. Die St.-Jankirche, ein Meisterstück der Baukunst, ist 383 Fuß lang, 172 Fuß breit und gehört zu den schönsten Kirchen der Niederlande. Mehre andere alte, schöne Kirchen, das Rathhaus und große Gebäude sind bemerkenswürdig.

Hesekiel, s. Ezechiel.

Hesiodus, einer der ältesten Dichter Griechenlands, aus Kumä in der kleinasiat. Provinz Aeolien gebürtig, verließ als Jüngling seinen Geburtsort und lebte in Askra, einem Flecken in Böotien, am Fuße des Helikon. Hiervon heißt er der Askräer. Nach Einigen soll er bei den Akarnanern die Wahrsagerkunst ausgeübt haben, die, zumal in Böotien, mit der Poesie in nahem Zusammenhange stand. War er, wie Andere berichten, ein Priester im Tempel der Musen auf dem Helikon, so konnte er leicht Poesie und Prophetenkunst gemeinschaftlich üben. In seinem Alter wohnte er zu Lokris, und soll von zwei Lokriern, die ihn in Verdacht eines unerlaubten Umgangs mit ihrer Schwester hatten, ermordet worden seyn. Seinen Leib warfen sie ins Meer; Delphine brachte ihn ans Ufer; die Mörder wurden entdeckt und bestraft. So lautet die Sage; wir wissen von ihm wenig Gewisses. Selbst über sein Zeitalter ist man ungewiß. Nach einer bekannten Sage hatte er einst zu Chalkis einen Wettstreit mit Homer und erhielt den Preis. Demnach wäre er ein, wenn auch jüngerer, Zeitgenosse Homer's. Herodot erklärte Beide für gleichzeitig und setzt sie 400 J. vor seiner Zeit, also ungefähr 900 v. Chr. Hesiodus selbst erklärt sich („Tage und Werke", 172) dem nächsten Zeit-

alter nach dem trojan. Kriege angehörig, aber freilich in einer Stelle, die der Kritik verdächtig ist. Ueberhaupt hat diese mehre Gründe für ein späteres Zeitalter des Hesiodus. Johann Tzetzes berichtet, daß sechszehn Werke den Namen Hesiod's geführt haben. Von dreizehn wissen wir bloß den Titel und können daher nur von drei noch übrigen urtheilen. Diese sind 1) die „Theogonie", 2) der „Schild des Herkules", 3) „Werke und Tage" (Hauslehren oder moralische und ökonom. Vorschriften). Mehres s. im Art. Griech. Literatur, Poesie.

Hesperiden, in der griech. Mythologie die drei Töchter des Hesperus: Aigle, Arethusa und Hesperthusa, wohnten in Gärten, wo an den Bäumen goldene Aepfel hingen, welche von einem Drachen bewacht wurden, den aber Herkules, auf Befehl des Eurystheus, erlegte und die Aepfel hinwegholte.

Hesperus, Sohn des Atlas, ein großer Sternkundiger seiner Zeit, fiel bei seinen Beobachtungen vom Berge Atlas (s. d.) in das Meer; wurde an den Himmel versetzt, wo man dem Abendsterne seinen Namen gab, welchen er auch noch führt, obgleich dieser Stern kein anderer als die Venus ist, welche den Namen Abend- oder Morgenstern bekömmt, je nachdem sie des Morgens oder Abends am Horizonte steht.

Heß (Ludwig), berühmter Maler, geb. 1760 in Zürich, wurde anfangs dem Kaufmannsstande gewidmet, und sollte selbst ein Schlächter werden, doch sein Genius trieb ihn unaufhaltsam auf den Weg, den er hernach mit so vielem Glücke vollendete. Ohne Unterricht, selbst ohne alle Fingerzeige fing er an zu zeichnen, arbeitete halbe Nächte durch, und brachte es in seinem 14. Jahre dahin, daß er in Oel malte. Der Viehhandel gab ihm Gelegenheit, sich mit den erhabenen Naturerscheinungen der Alpen bekannt zu machen, und die Metzgerbank sogar mußte ihm Gegenstände liefern, an denen er sich üben konnte; so nahm er manchmal Thierköpfe mit nach Hause und copirte sie in Oel. Dieser Hang zur Malerkunst und sein rastloser Eifer bewog endlich seine Eltern, ihn einem erfahrenen Künstler zum Unterrichte zu übergeben: nichtsdestoweniger trieb er sein Fleischer-Handwerk noch einige Zeit fort. Er machte schnell große Fortschritte, und seine Arbeiten erregten Aufmerksamkeit; sie wurden von Durchreisenden vielfach gekauft. Zur Beförderung seiner künstlerischen Bildung trug die Bekanntschaft mit Salomo Geßner viel bei. Der Gewinn, welchen er aus dem Verkauf seiner Werke zog, machte ihn weniger abhängig von seinem Handwerke und gab ihm zugleich eine größere Freiheit. Diese benutzte er zu Kunstreisen in alle Theile der Schweiz, die er bis Mailand und Alexandrien ausdehnte. Bei dem Ausbruche der helvetischen Revolution hörten diese Wanderungen auf: die eingezogene sitzende Lebensart, zu der ihn die Unruhen nöthigten, und der Kummer über die Leiden seines Vaterlandes untergruben allmälig seine Gesundheit. Er starb 1800. In den beiden letzten Lebensjahren hatte er sich mit Ernst auf das Radiren und Beizen gelegt; obgleich er nebenbei eine Menge Oelgemälde und Zeichnungen verfertigte, brachte er doch in dieser kurzen Zeit gegen 40 Kupferstiche zu Stande, die ein vortheilhaftes Zeugniß sowohl seines angestrengten Fleißes, als seiner Fertigkeit in diesen Künsten geben. Seine Zeichnungen und Gemälde sind ebenfalls häufig in Kupfer gestochen worden. Seine Lebensbeschreibung mit dem Bildnisse des Künstlers gab sein Freund Heinrich Meyer heraus. Heß's Charakter zeichneten Redlichkeit, Bescheidenheit und eine anspruchslose Ruhe aus; er besaß

seine ungewöhnliche Geistesgaben. Der Kunst widmete er sein ganzes Leben mit dem angestrengtesten Fleiße, und brachte es auch, was die mechanischen Fertigkeiten betrifft, zu einem unglaublichen Grade der Ausbildung. Die meisten Landschaftsmaler übertraf er in der Darstellung großer Gebirgsmassen, und wußte sie und die Schnee- und Eisberge der Schweiz mit so vieler Kraft, Wahrheit und Schönheit auf die Leinwand überzutragen, daß kein vaterländischer Künstler in dieser Hinsicht die Palme ihm streitig machen wird.

Heß (Karl Ernst Christoph), Kupferstecher, Prof. bei der Kunstakademie in München, geb. in Darmstadt 1755, Sohn eines Instrumentenmachers, sollte Schwertfeger werden, bis ihn sein Schwager, der Medailleur Hohleisen, nach Manheim kommen ließ. Er studirte hier und in Düsseldorf. In letzterer Stadt arbeitete er seine schönsten Sachen. Wir rechnen zu diesen 7 Blätter nach so viel Gemälden von Rembrandt, den berühmten Charlatan nach Gerard Douw, eine Faunengesellschaft nach Poussin, die Himmelfahrt nach Guido Reni, und insbesondere Rubens mit seiner ersten Frau. Seine Blätter in einer Reihe von Jahrgängen des Mohn'schen Taschenbuchs (Düsseld.), sämmtlich nach den besten Bildern der düsseldorfer Galerie, gehören zu den ausgezeichnetsten dieser Art. In neuester Zeit hat er dergl. auch für das Taschenbuch „Urania" geliefert, die sich sehr auszeichnen. Er starb zu München den 25. Juli 1828. An seine Stelle kam Sam. Amsler.

Hessen. In der ältesten Geschichte Germaniens erschienen die Hessen unter dem Namen Catten (s. d.) als eines der berühmtesten und ausgebreitetsten deutschen Völker; im Allgemeinen wohnten sie in dem jetzigen Hessen; doch wanderte ein Theil derselben schon in den frühesten Zeiten in die Niederlande, wo sie Bataver genannt wurden. Germanicus, des Drusus Sohn, besiegte sie, verbrannte ihre Hauptstadt Mattium (das jetzige Marburg) und nahm eine cattische Fürstentochter mit einem ihrer Priester gefangen, die er im Triumphzuge aufführte. Später kam Hessen an das große Frankenreich. Im 8. Jahrh. brachte der heil. Bonifaz nach Hessen das Christenthum, und zu Fulda und Hersfeld entstanden Klöster. Nach dem verdunner Vertrage (843) regierten fränkische Herzoge das Land, bis es unter die unmittelbare Herrschaft der deutschen Kön ge gelangte. Beinahe bis in die Mitte des 13. Jahrh. nannten die Landgrafen von Thüringen sich auch Landgrafen von Hessen, und erst nachdem Heinrich das Kind, Sohn der Herzogin Sophia von Brabant, nach einem heftigen Kampfe mit dem Markgrafen von Meißen, zum ruhigen Besitze gelangt war, wurde dasselbe 1292 vom Kaiser Adolf zu einem lehnbaren Fürstenthum des Reichs erhoben. Er machte Kassel zu seiner Residenz und baute daselbst ein Schloß. Ihm folgte 1301 Landgraf Otto in Oberhessen, und als sein Bruder Johann 1311 starb, auch in Niederhessen. 1352 beerbte ihn sein Sohn Heinrich II., der Eiserne; schwere Fehden erlebte er mit Mainz und Hessens Ritterschaft. 1373 erneuerte er die Erbverbrüderung mit der meißenschen Dynastie und machte sein ganzes Land zu einem Reichslehn. Ihm folgte des Bruders Ludwig Sohn, Hermann der Gelehrte, nach freiwilliger Abtretung des Oheims, der fast 100 Jahre alt wurde. Mit Mühe bekämpfte er die ritterliche Auffässigkeit wider die stets wachsende Landeshoheit im Bunde der Sterner, die Gesellen des alten Mannes, der Horner, der grimmigen Löwen und der Falkner. 1413 wurde sein Sohn Ludwig der Friedfertige, der arge Fehde

mit Kurmainz bestand, Landgraf und 1494 Schutzherr von Fulda. 1458 erbte er die Grafschaften Ziegenhain und Nidda. Waldeck und andere hessische Dynasten erkannten die landgräfliche Landesherrlichkeit an. Unter den Söhnen dieses Landgrafen wurde Hessen 1458 getheilt. Ludwig II., der ältere Sohn, erhielt Niederhessen und Heinrich III. Oberhessen; aber letztere Linie erlosch mit Wilhelm III., Heinrichs Sohn, 1500, nachdem sie beide Grafschaften Katzenellnbogen erworben hatten. Ludwig II. st. 1471. Sein minderjähriger Sohn Wilhelm I., welcher 1515 starb, trat 1499 dem Bruder Wilhelm II. die Regierung ab, aber auch er starb schon 1509 mit Hinterlassung seines berühmten Sohnes Philipp I. des Großmüthigen, geb. 1504, Vertheidigers und Opfers der Reformation Luthers durch die 5jährige Gefangenschaft und ebenso sehr Beförderer der wachsenden Landeshoheit der deutschen Fürsten, der abnehmenden Kaisermacht und der deutschen Denkfreiheit. Ohne Fiscalität führte er die lutherische Religion ein, stiftete 1527 die Universität Marburg (welche 1827 ihr 300jähriges Jubiläum glänzend feierte) und gründete aus den eingezogenen geistlichen Gütern Landeshospitäler. Der mächtige Fürst vertheilte seinen schönen Staat testamentarisch, und nach seinem Tode, 1567, erbte sein Sohn Wilhelm IV. Niederhessen (Residenz Kassel), der zweite Sohn Ludwig IV. Oberhessen (Residenz Marburg), der dritte Philipp II. Rheinfels, starb aber unbeerbt 1583, der vierte Georg I. Darmstadt, st. 1596 und stiftete den Stamm der Großherzoge von Hessen und Landgrafen von Hessen-Homburg. Wilhelm stiftete die Linie Hessen-Kassel. Vgl. Kurhessen, Hessen, Großherzogthum, Hessen, Landgrafschaft. Die Nebenlinien Hessen-Kassels, ohne Landeshoheit, sind: a. die ältere philippsthaler Linie, Residenz Philippsthal, mit der jüngern, Philippsthal-Barchfeld, Residenz Barchfeld; b. die reich apanagirte Linie Rothenburg mit 8 standesherrl. Aemtern im Kurstaat und mit den fürstl. Standesherrschaften Ratibor und Korvei unter preuß. Landeshoheit. Landgraf Victor Amadeus, geb. 1779, ist der einzige dieser Linie und ohne Leibeserben.

Hessen, Großherzogthum. Die zweite hessische Hauptlinie zu Darmstadt hat Philipp des Großmüthigen jüngsten Sohn Georg I. den Frommen zum Stammvater. Er erhielt 1567 zu seinem Antheil ein Viertheil der väterlichen Erbschaft, nämlich die obere Grafschaft Katzenellnbogen mit der Residenzstadt Darmstadt (s. d.), und vermehrte ihn 1583 bei dem Absterben seines sohnlosen Bruders Philipp zu Rheinfels mit einem Drittel von dessen Verlassenschaft, da nach dem väterlichen Testamente bei Erbfällen gleich getheilt werden sollte. Er hinterließ im J. 1595 drei Söhne, Ludwig V., Philipp und Friedrich, die 1606 die Erstgeburt unter sich verabredeten, und darüber 1608 die kaiserliche Bestätigung erhielten. Philipp erhielt Butzbach und starb 1643 ohne Erben; Friedrich stiftete die noch blühende Linie zu Hessen-Homburg und Ludwig ward Landgraf zu Darmstadt, stiftete 1607 die Universität Gießen und erlangte vom Kaiser die Festsetzung der Volljährigkeit in seinem Hause auf das 18. Jahr. Als seines Vaters Bruder, Ludwig IV., zu Marburg 1607 ohne Erben starb, so hätte nach Philipps des Großmüthigen Verfügung sein Nachlaß zwischen Kassel und Darmstadt zu gleichen Theilen getheilt werden müssen. Aber Ludwig IV. hatte in seinem Testament verordnet, daß, wenn eine von beiden Linien die Religion ändern, oder über sein Testament murren werde, sein Erbtheil an den Andern fallen solle. Nun war Kassel reformirt geworden und Darm-

stadt mußte; daher kam es zu Streit und Krieg. Kassel setzte sich zwar in Besitz; aber Darmstadt wurde vom kaiserlichen Hofe 1623 nicht allein die ganze Erbschaft, sondern auch für die einstweilige kasselsche Nutznießung ein Theil von Niederhessen zuerkannt. Kaiserliche Soldaten führten auch den Landgrafen von Darmstadt in seine neuen Besitzungen; allein die staatskluge Landgräfin Amalie Elisabeth eroberte fast die ganze marburger Erbschaft, und schloß endlich mit Darmstadt 1647 einen Vergleich, durch den sie die niederhessischen Aemter und ¼ der marburger Erbschaft mit der Stadt Marburg für ihr Haus erwarb. Ludwig war unterdessen 1626 gestorben, und sein Sohn Georg II. fühlte alle Drangsale des verheerenden 30jährigen Krieges. Sein Sohn Ludwig VI. erhielt vom Kaiser das bestrittene Schutzrecht über Wetzlar. Nach seinen Söhnen, Ludwig, der nur einige Monate regierte, und Ernst Ludwig, folgte 1739 des Letztern Sohn, Ludwig VIII., der, nachdem die alten Grafen von Hanau 1736 ausstarben, durch seine Gemahlin, die hanauische Erbtochter, die Grafschaft Hanau-Lichtenberg, die größtentheils in Elsaß lag, an sein Haus brachte; Hanau-Münzenberg fiel an Kassel. Er erhielt 1747 für seine Länder ein Privilegium de non appellando und endigte 1768 den langen Streit mit Homburg durch Ueberlassung dreier Aemter an diese Linie. Sein Sohn Ludwig IX. tilgte viele Landesschulden, gab der Universität Gießen eine ökonomische Facultät und errichtete daselbst eine Facultät der Wissenschaften. Ihm folgte 1790 sein Sohn Ludwig X. (s. d.). Er verlor durch den luneviller Frieden den am linken Rheinufer liegenden Theil der Grafschaft Lichtenberg und durch den Reichs-Deputations-Hauptschluß an Baden den Rest von der Grafschaft Lichtenberg oder die Aemter Lichtenau und Wilstedt, und an Nassau-Usingen die Aemter Katzenellnbogen, Ems, Eppstein, Kleeberg und das Dorf Weiperfelden mit 38 QMeilen und 100.800 Einwohnern, und erhielt zur Entschädigung das Herzogthum Westfalen, die mainzer Aemter Starkenburg, Steinheim, Gernsheim, Wilbel, Hirschhorn, Heppenheim, Bensheim, Lorsch, Fürth, Alzenau, Rackenburg, Aßheim, die pfälzischen Aemter Lindenfels, Umstadt und Otzberg, die Reste des Hochstiftes Worms, die Reichsstadt Friedberg und die Propstei Wimpfen, zusammen 103 QMeilen mit 218.000 Einw., sodaß die Entschädigung den Verlust um 65 QMeilen und 117.200 Einwohner aufwog. Doch mußte der Landgraf außer einer Million Gulden Schulden, die auf den darmstädter Ländern jenseit des Rheins hafteten, noch die Verbindlichkeit übernehmen, die Apanage der Seitenlinie Hessen-Homburg wenigstens um den vierten Theil zu erhöhen, um dem Fürsten zu Sain-Witgenstein eine auf das Herzogthum Westfalen gegründete Jahrrente von 15.000 Gulden zu zahlen. Nach dem im Juli 1803 mit Baden geschloßnen Tauschvertrag überließ der Landgraf an Baden die ehemals mainzischen und wormsischen Ortschaften auf dem linken Ufer des Neckar, das Dorf Eschelbach, die Orte Bargen und Aglasterhausen und den straßenheimer Hof bei Furchheim, und erhielt dafür Wimpfen im Thale zur Hälfte, die Dörfer Hochstädten und Darsburg, und den vormaligen speierischen Antheil an dem Dorfe Neckarhausen. Durch den Beitritt zum Rheinbunde am 12. Juli 1806 erhielt der Landgraf mit dem großherzoglichen Titel nicht nur alle von der königlichen Würde abhängenden Vorrechte und die völlige Souverainetät über seine Länder, sondern auch die Hoheit über folgende Souverainetätsländer: die löwenstein-wertheimischen Herrschaften Heubach, Breuberg und Habizheim, die Graf-

schaft Erbach-Erbach ohne Wildenstein, die leiningensche Herrschaft Wildenstadt, den stolberg-gedernschen Antheil an der Grafschaft Königstein in der Wetterau, die Besitzungen der Freiherren von Riedesel und andere ritterschaftliche Besitzungen, die Besitzungen des Hauses Solms (mit Ausnahme der Aemter Hohensolms, Braunfels und Greifenstein), die Grafschaft Witgenstein-Berleburg und Witgenstein-Witgenstein, die Herrschaft Hessen-Homburg, die Grafschaft Schlitz und die Burggrafschaft Friedberg (welche nach dem Tode des letzten Burggrafen am 26. December 1818 ein großherzogliches Justiz- und Polizeiamt geworden ist); zusammen 42 QMeilen mit 112.000 Einwohnern. In dem Vertrag vom 25. Sept. 1810 trat Baden an den Großherzog von Hessen ab, die Souverainetät über die leiningenschen Aemter Amorbach und Miltenberg, das wertheimische Amt Kleibenbach, das fechtenbergische Dorf Lautenbach und das trautmannsdorfsche Dorf Umpfenbach, und Hessen erhielt überdieß die hanauischen Aemter Babenhausen, Dorheim, Rodheim, Heuchelheim, Münzeberg, Ortenburg und das fuldaische Amt Herbstein, zusammen 9 QMeilen mit 26.200 Einw. 1815 schloß sich der Großherzog dem deutschen Bunde an. Nach den Bestimmungen des wiener Congresses trat er das Herzogthum Westfalen, die Fürstenthümer Witgenstein und Berleburg, die Aemter Amorbach, Miltenberg, Heubach, Alzenau, Babenhausen, Rohrheim, Dorheim, zusammen mit 185.045 Einw. ab, setzte den Landgrafen von Hessen-Homburg in seine vormaligen Rechte wieder ein und übernahm die Verpflichtung, die Hälfte der Schulden der Fürsten von Isenburg zu bezahlen. Zur Entschädigung erhielt er einen District jenseit des Rheins im vormaligen französischen Departement des Donnersbergs (wo jedoch Mainz fortdauernd eine Besatzung von Bundestruppen behält), und die Oberhoheit über einen Theil der Besitzungen der Fürsten und Grafen von Isenburg, zusammen mit 203.854 Einw., sodaß er dabei 18.809 Unterthanen gewann. — Das Großherzogthum Hessen liegt 25° 25′ — 22° 12′ O. L., 49° 33′ — 51° 5′ N. B. und besteht aus den Fürstenthümern Oberhessen und Starkenburg und der Rheinprovinz. Die beiden letzten sind nur durch den Rhein getrennt, und grenzen im Norden an Nassau, die freie Stadt Frankfurt und die Grafschaft Hanau, im Osten an Baiern, im Süden an Baden und Baiern, im Westen an Baiern und die preuß. Rheinprovinz; das nördlicher liegende Fürstenthum Oberhessen ist von Kurhessen, Homburg, Nassau und den preuß. Regbez. Koblenz und Arnsberg eingeschlossen. Das Land enthält auf 185 QM. 718.900 Einw., darunter 400.000 Luther., 160.000 Reform. [zum Theil mit jenen vereinigt], 110.000 Katholiken, einige Hundert Waldenser und Mennoniten, 2850 Franzosen und 15.000 Juden, in 97 Städten, 56 Marktfl., 867 Pfarrdörfern, 1240 kleinen Dörf. und Weilern. Der Boden ist mehr bergig als eben; die Rheinprovinz bedecken viele vom Donnersberge abstreifende Berge und Hügel, durch Starkenburg zieht sich der Odenwald und durch Oberhessen der Westerwald und Vogelsberg. Die Rheingegenden und die 18 QM. große Wetterau sind eben und sehr fruchtbar. Den ebenen und den gebirgigen Theil des Landes scheidet die schon von den Römern angelegte Bergstraße. Die vornehmsten Flüsse sind: der Rhein, Main, die Lahn, Nidda, Ohm, Schwalm, Itter ꝛc. Die Hauptprodukte sind: Getreide, Spelz, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Gemüse, Raps, Flachs, Taback, Krapp, Obst, Wein am Rhein und Main, Holz, Hausthiere, Wild, Geflügel, Fische, Bienen, Eisen,

Kupfer, Blei, Silber, Salz ꝛc. Außer der Universität zu Gießen, auch mit einer kathol. Facultät, dermalen unter dem Kanzler und Geheimenrathe Arens stehend, auf der jeder Studirende die 2 ersten Universitätsjahre zubringen, und auch die akademischen Grade sich ertheilen lassen muß, sind Gymnasien zu Gießen, Darmstadt, Mainz, Worms und Büdingen. Die Einw. betreiben Lein- und Wollweberei, Gerberei, Eisenfabrikation ꝛc., und führen ihre Natur- und Kunstprodukte aus, wobei die Lage am Rhein viele Vortheile gewährt. Vom 1. Juli 1818 an ist gleiches Maß und Gewicht eingeführt worden. Der Großherzog hat im deutschen Bunde die 19. Stelle und im Plenum 3 Stimmen. Sein Titel ist: Großherzog von Hessen und bei Rhein. Das Wappen bestand bisher aus einem gekrönten silbernen und roth gebälkten Löwen im blauen Felde. Der am 25. August 1807 gestiftete Verdienstorden, der Ludwigsorden, besteht aus 4 Classen, und hat die Inschrift: Gott, Ehre, Vaterland. S. „Handb. der Statistik des Großherzogth. Hessen in staatswirthsch. Hinsicht", von D. Erome, 1 Th., Darmst. 1822, und Eckhardt's „Charte von dem Großherzogth. Hessen und dem Herzogth. Nassau", trigonometr. aufgenommen, in 8 Sect. Darmst. 1829.

Die landständischen Einrichtungen der alten hessen-darmstädtischen Lande wurden durch ein Edict vom 1. Oct. 1806 aufgehoben. Sie waren mit Hessen-Kassel gemeinschaftlich gewesen, und es sollten gemeinschaftliche Landtage abwechselnd im Kasselschen und Darmstädtischen gehalten werden, was aber 1806 zum letzten Male geschehen war. Die besondern darmstädtischen Landstände bestanden aus Prälaten (dem deutschen Ordenscomthur zu Schiffenberg, der aber nicht erschien, und der Universität Gießen), der Ritterschaft (nach 3 Strömen abgetheilt: Lahn, Eder, und Schwalm, oder auch Eder, Ohm und Lumda) und dem Bürgerstande (26 Städte und 25 Flecken. Die Familie der Herren von Riedesel zu Eisenach hatte das Erbmarschallamt und das Directorium der Landtage und der engern Ausschußtage oder Landschaftscongresse. Das Katzenelnbogensche hatte keinen landständischen Adel. Zu Erfüllung der deutschen Bundesacte Art. 13 ward durch ein Rescript vom 18. Mai 1820 eine neue landständ. Verfassung für das ganze Großherzogthum gegeben. Allein die danach einberufenen Stände erklärten sich so beharrlich gegen die Annahme dieser Verfassung, daß die Regierung mit ihnen über ein neues, mehr umfassendes Grundgesetz übereinkam, welches am 17. Dec. 1820 bekanntgemacht wurde und in 110 Art. eine allgemeine Verfassungsurkunde aufstellt. Die Person des Großherzogs ist heilig und unverletzlich; er vereinigt in sich alle Rechte der Staatsgewalt, und übt sie unter den von ihm gegebenen, in der Verfassungsurkunde festgesetzten Bestimmungen aus. In Ermangelung eines durch Verwandtschaft oder Erbverbrüderung zur Nachfolge berechtigten Prinzen geht die Regierung auf das weibliche Geschlecht über. Hierbei entscheidet Nähe der Verwandtschaft mit dem letzten Großherzog bei gleicher Nähe des Alters. Nach dem Uebergang gilt wieder der Vorzug des Mannsstamms. Ein Drittheil der Domainen, nach dem Durchschnittsbetrag der reinen Einkünfte berechnet, wird nach der Auswahl des Großherzogs an den Staat abgegeben, um mittelst allmäligen Verkaufs zur Schuldentilgung verwendet zu werden. Die übrigen $^2/_3$ bilden das schuldenfreie unveräußerliche Eigenthum des großherzoglichen Hauses. Die Einkünfte dieses Familiengut sollen jedoch in dem Budget aufgeführt und zu den Staatsausga-

ben verwendet werden. Die zu den Bedürfnissen des großherz. Hauses und Hofes erforderlichen Summen sind aber darauf vorzugsweise radicirt, und ohne ständische Einwilligung soll auch von diesem Familiengut nichts verhypothecirt werden. Bei künftigen Erwerbungen wird nach den Rechtstiteln des Erwerbs festgesetzt werden, ob sie zu dem Staats- oder Familienvermögen gehören. Das Veräußerungsverbot bezieht sich nicht auf die Staats- und Regierungshandlungen mit auswärtigen Staaten. Auch sind darunter der Verkauf entbehrlicher Gebäude, die in andern Staaten gelegenen Güter und Einkünfte, in Vergleich zu Beendigung von Rechtsstreiten die Austauschung und die Ablösung des Lehns- und Erbleihbandes, der Grundzinsen und Dienste nicht begriffen. In allen diesen Fällen wird aber den Ständen eine Berechnung über den Erlös und dessen Wiederverwendung zum Grundstock vorgelegt werden. — Nichtchristliche Glaubensgenossen haben das Staatsbürgerrecht dann, wenn es ihnen das Gesetz verliehen hat, oder wenn es Einzelnen ausdrücklich oder durch Uebertragung eines Staatsamtes stillschweigend verliehen wird. Alle Hessen sind vor dem Gesetz gleich. Die Geburt gewährt keinem eine vorzügliche Berechtigung zu irgend einem Staatsamt. Die Verschiedenheit der in dem Großherzogthum anerkannten christlichen Confessionen hat keine Verschiedenheit in den politischen oder bürgerlichen Rechten zu Folge. Jedem Einwohner des Großherzogthums wird der Genuß vollkommner Gewissensfreiheit zugesichert. Der Vorwand der Gewissensfreiheit darf jedoch nie ein Mittel werden, um sich irgend einer nach dem Gesetz obliegenden Verbindlichkeit zu entziehen. Jedem Hessen steht das Recht der freien Auswanderung nach den Bestimmungen des Gesetzes zu. Die Leibeigenschaft bleibt für immer aufgehoben. Ungemessene Frohnden können nie stattfinden und die gemessenen sind ablösbar. Das Eigenthum kann für öffentliche Zwecke nur gegen vorgängige Entschädigung nach dem Gesetz in Anspruch genommen werden. In außerordentlichen Nothfällen ist jeder Hesse zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet. Jeder Hesse, für welchen keine verfassungsmäßige Ausnahme besteht, ist verpflichtet, an der ordentlichen Kriegsdienstpflicht Antheil zu nehmen. Alle Hessen sind zu gleichen staatsbürgerlichen Verbindlichkeiten und zu gleicher Theilnahme an den Staatslasten verpflichtet, insofern sie nicht eine verfassungsmäßige Ausnahme für sich in Anspruch nehmen. Niemand soll seinem gesetzlichen Richter entzogen werden. Das Materielle der Justizertheilung und das gerichtliche Verfahren innerhalb der Grenzen seiner gesetzlichen Form und Wirksamkeit sind von dem Einfluß der Regierung unabhängig. Kein Hesse darf anders, als in den durch das Recht bestimmten Fällen und Formen verhaftet oder bestraft werden. Keiner darf länger als 48 Stunden über den Grund seiner Verhaftung in Ungewißheit gelassen werden, und dem ordentlichen Richter soll, wenn die Verhaftung von einer andern Behörde geschehen ist, in möglichst kurzer Frist von dieser Verhaftung die erforderliche Nachricht gegeben werden. Die Richter können nur durch gerichtliche Erkenntnisse entsetzt, auch nicht wider ihren Willen entlassen, und nur dergestalt versetzt werden, daß sie in derselben Dienstkategorie verbleiben, und weder im Gehalt, noch im Dienstgrad zurückgesetzt werden. Die Directoren der Justizcollegien bleiben aber der allgemeinen Bestimmung der Dienstpragmatik unterworfen. Die Presse und der Buchhandel sind in dem Großherzogthum frei, jedoch unter Befolgung der gegen den Mißbrauch bestehenden oder

künftig erfolgenden Gesetze. Verordnungen der Kirchengewalt können ohne vorgängige Einsicht und Genehmigung des Großherzogs weder verkündet, noch vollzogen werden. Das Kirchengut und das Vermögen der vom Staat anerkannten Stiftungen können unter keiner Voraussetzung dem Finanzvermögen einverleibt werden. Anwartschaften auf Staatsämter finden nicht statt. Untersuchungen gegen Staatsdiener wegen Dienstverbrechen können nicht niedergeschlagen werden. Die Stände des Großherzogthums bilden 2 Kammern. Die erste Kammer besteht aus den Prinzen des großherz. Hauses, den Häuptern der standesherrlichen Familien, dem Senior der Familie der Freiherren von Riedesel, dem katholischen Landesbischof, einem protestantischen Geistlichen, den der Großherzog mit der Würde eines Prälaten auf Lebenszeit ernennt, dem Kanzler der Landesuniversität und denjenigen ausgezeichneten Staatsbürgern, die der Großherzog auf Lebenszeit dazu ernennt; diese Ernennungen sind aber auf 10 Mitglieder beschränkt. Sie müssen wenigstens 25 Jahre alt seyn. Die 2. Kammer wird gebildet aus 6 Abgeordneten, die der angesessene Adel aus seiner Mitte wählt, 10 Abgeordneten der Städte, denen ein besonderes Wahlrecht zusteht, nämlich: Darmstadt, Mainz, Gießen, Offenbach, Friedberg, Alsfeld, Worms und Bingen; aus 34 Abgeordneten, die nach Wahldistricten gewählt werden. Die Ernennung der Abgeordneten der Städte und Wahldistricte geschieht durch 3 Wahlen, erst zu Bevollmächtigten, welche die Wahlmänner, sowie diese die Abgeordneten ernennen. Die 6 Adeligen müssen 300 Gulden directe Steuern für eigenthümliches Vermögen entrichten, die 44 der Gemeinen 100 Gulden oder ein stehendes Gehalt von 1000 Gulden beziehen. Die Abgeordneten zur 2. Kammer müssen Staatsbürger seyn, die das 30. Jahr zurückgelegt haben und ein zur Sicherung einer unabhängigen Existenz geeignetes Einkommen besitzen. Weder in der ersten, noch in der zweiten Kammer darf man sein Stimmrecht durch einen Stellvertreter ausüben lassen. Alle Wahlen der Abgeordneten geschehen auf sechs Jahre. In beiden Kammern haben die Mitglieder des geheimen Staatsministeriums freien Zutritt ohne Stimmrecht. Der Großherzog allein hat das Recht, die Stände zu berufen, und die ständischen Versammlungen zu vertagen, aufzulösen und zu schließen. Eine willkürliche Vereinigung der Stände ohne Einberufung oder nach dem Schluß, der Vertagung oder Auflösung ist gesetzwidrig und strafbar. Der Großherzog versammelt die Stände wenigstens alle drei Jahre. Die Stände sind nur befugt, sich mit angewiesenen Gegenständen zu beschäftigen. Ohne Zustimmung der Stände kann keine Auflage ausgeschrieben werden. Das Finanzgesetz wird immer auf 3 Jahre ausgeschrieben, und zuerst der 2. Kammer vorgelegt, die dann im Verein mit der 1. Kammer ihre Beschlüsse faßt. Die Regierung ist zwar berechtigt, in außerordentlichen und dringenden Fällen Capitalien aufzunehmen, jedoch mit Vorbehalt der Nachweisung ihrer Verwendung und der Verantwortlichkeit der obersten Staatsbehörden. Auch Landespolizeigesetze dürfen nicht ohne Zustimmung der Stände gegeben werden. Wenn auch nur eine Kammer gegen einen Gesetzvorschlag stimmt, so bleibt das Gesetz ausgesetzt; wird es auf dem nächsten Landtag wieder vorgelegt, so findet eine Durchzählung der Stimmen beider Kammern statt. Gesetzentwürfe können nur von dem Großherzog an die Stände, nicht umgekehrt gebracht werden; doch kön-

nen die Stände im Wege der Petition auf neue Gesetze antragen. Die Kammern können überhaupt ihre Wünsche dem Großherzog vortragen, auch Beschwerden gegen Staatsdiener bei ihm anbringen. Wenn sich auch nicht beide Kammern über die Petition der Beschwerde einigen, so kann dieselbe doch im gewöhnlichen Wege mitgetheilt werden. Für den Inhalt ihrer Berathungen sind die Kammern nicht verantwortlich. Einzelne und Corporationen können sich nur dann an die Kammer wenden, wenn sie einen verfassungsmäßigen Weg, um bei den Staatsbehörden eine Abhülfe zu erlangen, vergeblich eingeschlagen haben. Die Stände schützt das Recht der freien Meinungsäußerung nicht gegen der Vorwurf der Verleumdung, die Einzelne in diesen Aeußerungen etwa finden sollten. Klagen dieser Art sollen bei dem Justizcollegium der Provinz angebracht werden, in welcher der Landtag gehalten wird. Den ersten Präsidenten der *ersten* Kammer ernennt der Großherzog; zur Auswahl des 2. Präsidenten werden ihm 3 Mitglieder vorgeschlagen. Von der 2. Kammer werden dem Großherzog 6 Mitglieder zur Auswahl des 1. und 2. Präsidenten vorgeschlagen. Die Secretaire wählt jede Kammer selbst. Zu einem gültigen Beschluß gehört in der 1. Kammer die Abstimmung von wenigstens $^1/_4$ der Mitglieder, die einberufen werden mußten und hätten erscheinen können, in der 2. Kammer die Abstimmung von wenigstens 27 Mitgliedern, und in beiden Kammern Stimmenmehrheit. Bei Stimmengleichheit entscheidet der Antrag der Regierung, bei andern Gegenständen die Meinung für das Bestehende und bei Beschwerden gegen öffentliche Behörden oder Einzelne die diesen günstigere Ansicht. Wenn eine Kammer nicht gehörig besetzt ist, so wird die unvollständig besetzte Kammer als einwilligend in die Beschlüsse der vollständig besetzten angesehen. Die Kammern haben ihre Verhandlungen, insofern sie sich nicht über vertrauliche Eröffnungen erstrecken, durch den Druck bekannt zu machen. Unter derselben Voraussetzung haben sie auch das Recht, eine bestimmte Anzahl von Zuhörern nach den darüber bestehenden oder künftig zu treffenden reglementarischen Bestimmungen zuzulassen. Beide Kammern werden zugleich von dem Großherzog oder einem dazu ernannten Commissarius eröffnet; ebenso geschieht die Schließung. — Für das Großherzogthum soll ein bürgerliches Gesetzbuch, ein Strafgesetzbuch und ein Gesetzbuch über das Verfahren in Rechtssachen eingeführt werden. Die Confiscation des Vermögens soll für alle Zeiten abgeschafft seyn. — Jeder Regierungsnachfolger verspricht die Festhaltung der Verfassung in einer besondern Urkunde. Der etwaige Vormund oder Reichsverweser muß sie beschwören. Jeder Staatsbürger schwört Treue dem Großherzog, Gehorsam dem Gesetz und Beobachtung der Verfassung. Die Staatsminister und Staatsdiener sind innerhalb ihres Wirkungskreises für genaue Befolgung der Verfassung *verantwortlich*; das Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister und Behörden bildet einen integrirenden Theil der Verfassung. Abänderungen und Erläuterungen der Verfassungsurkunde können nur mit Einwilligung beider Kammern geschehen, und dazu müssen in der 2. Kammer wenigstens 20, und in der 1. wenigstens 12 Mitglieder ihre Zustimmung geben. Ist aber die Anzahl der an der Abstimmung wirklich theilnehmenden Mitglieder so groß, daß $^2/_3$ davon mehr betragen als die ausgedruckten Zahlen, so ist die Zustimmung von $^2/_3$ der wirklich Abstimmenden erforderlich. — Die Beschlüsse der Bundesversammlung bilden einen Theil des hessischen Staatsrechts und ha-

ben, wenn sie von dem Großherzog verkündet worden sind, in dem Großherzogthum verbindende Kraft. Doch wird dadurch die Mitwirkung der Stände in Ansehung der Mittel zur Erfüllung der Bundesverbindlichkeit, insoweit diese verfassungsmäßig begründet ist, nicht ausgeschlossen. Nach der Verordnung über die Verhältnisse der Standesherren vom 27. Febr. 1820 sollen sie sich in ihrem Titel aller Beisätze enthalten, die ein vormaliges Verhältniß zum deutschen Reich ausdrücken. Sie haben als Staatsbürger des Großherzogthums sich verpflichtet, auf Erfordern die Huldigung persönlich zu leisten; sonst reicht eine schriftliche Anerkennung ihres Gehorsams und ihrer Treue hin. Sie sind von allen Militairpflichten frei und können in jedem Bundesstaat Militair- und Civildienste nehmen. Ihre Unterthanen versprechen ihnen eidlich gebührende Ehrerbietung und den nach der Verfassung schuldigen Gehorsam. Beim Absterben des Standesherrn oder seiner Gemahlin dauert das Trauergeläute in der Herrschaft 5 Wochen. Standespersonen dürfen aus Männern, die ihre Militairpflicht gegen den Staat erfüllt haben, eine Ehrenwache von 20—30 Mann bei ihren Wohnungen halten und ihnen eine willkürliche, jedoch von der Uniform des landesherrlichen Militairs verschiedene Kleidung geben. An auswärtige Regierungen dürfen sie keine Gesandten mit diplomatischem Charakter absenden. Die Gesetzgebung verbleibt dem Großherzog; die Standesherren können bloß Anordnungen und Verfügungen über die Verwaltung ihres Eigenthums erlassen; auch bleibt ihnen die Ausübung der Gerichtsbarkeit in 1. und 2. Instanz jedoch mit einigen Beschränkungen. Sie entrichten alle nach dem Steuerfuß ausgeschriebenen ordentlichen und außerordentlichen Steuern und Abgaben mit Abzug von $^3/_8$ des Betrags und mit Ausnahme persönlicher Auflagen. Die Standesherren und ihre Familienglieder sollen, wenn sie nicht in landesherrlichen Diensten stehen, in peinlichen Fällen durch ein Gericht von Ebenbürtigen oder Rittern ihres Standes gerichtet werden. Es wird unter dem Vorsitz des Präsidenten des Oberappellationsgerichts aus 6 Personen bestehen, die in Ermangelung fähiger Ebenbürtigen aus Mitgliedern der ersten landesständischen Kammer ergänzt werden. — Dieses Edict ist nach einer Verordnung vom Jan. 1821 in sämmtlichen standesherrlichen Bezirken eingeführt worden, und vom 1. Jan. an die standesherrliche Steuerverpflichtung in Wirksamkeit getreten. Nach der neuen Hofrangordnung vom Juli 1821 sind auch die Präsidenten der Landes- und Provinzialcollegien, der katholische Bischof und der evangelische Prälat hoffähig; diese gehören zur 2. Classe, und zwar hat der katholische Bischof darin den höchsten Rang, auch vor dem evangelischen Prälaten, dem vornehmsten Geistlichen der Kirche, zu welcher der Landesherr und der größte Theil der Bürger sich bekennt. Geheime Räthe sind nur hoffähig, wenn sie dem Adel angehören. Nach einem Decret vom 12. April 1820 kann jeder Staatsbeamte nach 50 Dienstjahren sein Amt niederlegen, und behält Titel und Besoldung; nach 40jährigem Dienstalter oder nach zurückgelegtem 70. Lebensjahr behält er Titel und $^9/_{10}$ der Besoldung; bei einer hinlänglich erwiesenen Dienstunfähigkeit als Folge unverschuldeten Unglücks kann der Staatsbeamte seine Stelle niederlegen und behält dann in den ersten 10 Jahren seit dem Eintritt in den Staatsdienst $^7/_{10}$ in den zweiten 10 Jahren $^8/_{10}$ und bei späterem Austritt $^9/_{10}$ seiner Besoldung. Jeder Staatsbeamte kann von der Staatsverwaltung zu jeder Zeit in den Ruhestand gesetzt werden. Er behält

den Titel und von seiner Besoldung $^7/_{10}$ in den ersten 10 Dienstjahren, $^8/_{10}$ in den zweiten 10 Dienstjahren und $^9/_{10}$ bei späterer, vor 50 Jahren eintretender Versetzung in den Ruhestand. Die untergeordneten Staatsdiener, deren Verrichtungen eigentlich nur mechanisch sind, und keine strengwissenschaftliche Bildung erfordern, können stets unbedingt entlassen werden, wenn sie mit ausdrücklichem Vorbehalt des Widerrufs angestellt worden sind, und wenn die vorgesetzte Behörde sich auf schriftlichen Vortrag überzeugt, daß ein solcher Staatsdiener den Forderungen des Dienstes nicht vollkommen entspricht. Staatsdiener dieser Art, deren Stelle eine besonders erworbene Qualification nicht vorausgesetzt und in Folge neuer Verwaltungsmaßregeln aufgehoben wird, haben kein Recht auf Entschädigung. Jeder Staatsbeamte kann aus Gründen der Verwaltung versetzt werden, doch ohne Zurücksetzung in der Dienstclasse und in dem Gehalt. Der ohne Nachsuchen Versetzte erhält Vergütung der nothwendigen Ueberzugskosten. Dienstentsetzung findet nur durch richterliches Erkenntniß statt, und ist zugleich mit jeder wegen eines gemeinen Verbrechens oder Vergehens zuerkannten Zuchthaus- oder Correctionshausstrafe verbunden, sowie die Suspension vom Dienst und ganzen Gehalt mit jeder gerichtlichen Specialuntersuchung oder Versetzung in den Anklagestand, ohne daß während des weitern Verfahrens der suspendirte Staatsbeamte aus einem Theile des Gehalts unterhalten wird. Disciplinarstrafen finden bei Fahrlässigkeit, Ungehorsam und Unfleiß und andern dienstwidrigen oder die Subordinationsverhältnisse im Dienst verletzenden Handlungen statt, und bestehen in Verweisen, Geldstrafen, die das geheime Ministerium bis auf 300 Gulden, andre Collegien auf 100 Gulden erkennen können, und in Suspension von Dienst und Gehalt, die das geheime Ministerium auf höchstens 6 Monate, andre Collegien auf höchstens 3 Monate zu verfügen können.

Der erste Landtag ward eröffnet am 1. Juli 1820 und geschlossen am 8. Juni 1821, nachdem die erste Kammer in dieser beinahe jährigen Dauer 90, die zweite 196 Sitzungen gehalten hatte. Der Landtagsabschied, von 57 §§., ist vom 8. Juni 1821. Die wichtigsten Arbeiten dieses Landtags waren die Verfassungsangelegenheiten selbst. Außerdem waren von den Landständen 23 Gesetzesentwürfe angenommen worden, zum Theil mit Modificationen, welche die Zustimmung der Regierung erhielten. Der Abschied erwähnt 34 Vorschläge und Bitten der Stände, welche theils erledigt, theils zu künftiger Berücksichtigung ausgesetzt worden. Die Verhandl. der ersten Kammer sind gedruckt in 4 Heften, Darmst. 1821, die der zweiten in 20 Heften, oder 8 Bdn., und 5 Heften außerordentlichen Beilagen nebst Register, Darmst. u. Gießen 1821. Auf dem Landtage, 16. Aug. 1823 bis zum 28. Febr. 1824, wurden den Ständen 23 Gesetzesentwürfe vorgelegt, von den Ausschüssen der zweiten Kammer 220 Berichte erstattet, über 68 Gegenstände von beiden Kammern gemeinschaftliche Anträge an die Regierung gemacht, und über 17 Gegenstände von der zweiten und über 4 von der ersten Kammer besondere Erklärungen überreicht. Der Landtagsabschied vom 1. März 1824 enthält 65 §§. Die Verhandlungen der ersten Kammer sind in 3 Heften, die der zweiten in 11 Heften nebst 3 Heften außerordentlichen Beilagen gedruckt. Ein Supplementheft liefert alle in Gemäßheit des Landtagsabschieds erlassene Gesetze und Verordnungen. Ein dritter Landtag wurde 1827 gehalten. — Der Landtagsabschied vom 12. Jun. d. J. war strenge

fast abstoßend gewesen, und besonders machten die Festsetzung der Staatsausgaben für 1827—29 und das Finanzgesetz einen ungünstigen Eindruck. Der 8. Artikel des Finanzgesetzes erhielt unter Andern die Bestimmung: „wenn über die Handelsverhältnisse und über die Anlage gemeinschaftlicher Zölle eine Uebereinkunft mit den benachbarten Staaten geschlossen würde, oder mit einzelnen Staaten Verträge zu gegenseitiger Erleichterung des Handelsverkehrs zu Stande kämen, so sollten im Lauf der Finanzperiode hinsichtlich der Verbrauchsteuer, der Durchgangsgebühr, der Consumtionsauflagen und des Chausseegeldes diejenigen Abänderungen eintreten, welche als nothwendige Folge solcher Staatsverträge erscheinen". Früher schon hatte man im Großherzogthume Hessen südwärts seiner Grenzen Anschließungspunkte gesucht und einen Handelstractat mit Baden geschlossen, der aber nur ein Jahr dauerte. Als die Stände jene Stelle des Finanzgesetzes genehmigten, hatte man von Seiten derselben, dem bestimmtesten Anscheine nach, ebenfalls wieder die süddeutschen Staaten im Auge, und man pflog deßhalb Unterhandlungen; aber sie scheiterten an der Weigerung Badens, beizutreten. Man wandte sich gegen Norden. Die Uebereinkunft mit Preußen vom 14. Febr. 1828 kam zu Stande. Wesentliche Punkte waren: gemeinschaftliches Zoll- und Handelssystem, unter Beitritt Hessens zur bestehenden preußischen Gesetzgebung über die Eingangs-, Ausgangs- und Durchgangsabgaben auf $6\frac{1}{2}$ Jahr. Die Zollverwaltung im Großherzogthume bleibt der großherzoglich hessischen Regierung überlassen, wird jedoch gleichförmig mit der preußischen Zollverwaltung organisirt. Dabei wird gewährt: gleiche Rechte wegen etwaiger künftiger Abänderungen des Zolltarifs oder anderer das Zollwesen betreffenden Bestimmungen, neuer Conventionen, wechselseitiger Controle, Berechnung von Einnahme und Ausgabe, Vertheilung des Ertrags; aber doch keine Zollvereinigung, wie aus dem beibehaltenen Verbote des Einbringens mancher Dinge, z. B. Spielkarten und Salz, oder der verbliebenen relativen Besteuerung des Weins, Biers, Branntweins, Schlachtviehs, der Tabacksblätter und des fabricirten Tabacks hervorgeht. — Endlich waren die Angelegenheiten der süddeutschen constitutionnellen Staaten mit dem römischen Stuhle geordnet worden. In Folge dieses Umstandes ließ die großherzogliche Staatsregierung am 12. Oct. 1829 die päpstlichen Bullen zur Errichtung des Landesbisthums Mainz bekannt machen und am 21. Oct. 1829 ermächtigte der Großherzog den bisherigen Domdechanten Burg in Freiburg zum Antritte der Würde und zur Ausübung der Functionen als Bischof von Mainz. Derselbe st. den 22. Mai 1833, hat aber schon einen Nachfolger. — Der vierte Landtag ward am 3. Nov. 1829 eröffnet. In der zweiten Kammer hatte dießmal keine Integralerneuerung stattgefunden. Die ordentliche und außerordentliche Einnahme in der Finanzperiode 1824—26 betrug 20.345.777, die Ausgabe 20.344.960 Gulden. Den geringen Betrag des Ueberschusses suchte der Regierungscommissar zu rechtfertigen und gab den wahrscheinlichen Ueberschuß der Periode von 1827—29 zu 375.879 Gulden an. Die der Staatsschuldencasse überwiesene Landesschuld betrug 1821 überhaupt 12.949.178 Gulden. Von 1821—28 kamen zu dieser Summe an einzelnen Posten, theils von den mittlerweile liquid gewordenen Staatsschulden, theils von den zum Straßenbau gebrauchten Summen noch 1.879.769 Gulden. Von 1821—28 wurden getilgt 1.902.421 Gulden, sodaß der Bestand der Schuld zu Ende des Jahres 1828 sich auf

12.926.553 Gulden belief. Die Regulirung des Frohnwesens in den Domainen und Provinzen Starkenburg und Oberhessen war gänzlich beendigt, in den standes- und patrimonialgerichtsherrlichen Bezirken dieser Provinzen aber ihrer gänzlichen Beendigung sehr nahe gebracht; die Staatsfrohnen waren von den auf privatrechtlichem Titel beruhenden geschieden, die Staats- und Jagdfrohnen den Frohnpflichtigen unentgeltlich erlassen und den Unterthanen noch überdieß diejenigen Frohnen vergütet worden, welche sie etwa seit 1817 in Natur oder Frohngeldern zu viel geleistet. Die übriggebliebenen ablöslichen Domanialfrohnen, insofern sie ungemessen waren, hatte man in gemessene verwandelt und zu geringen Geldsummen angeschlagen. Hinsichtlich der nach erfolgter Auflösung der Jagdfrohnen noch verbliebenen gutsherrlichen und Leibeigenschaftsfrohnen bestand seit 1827 die freiwillige Abschaffung gegen eine aus der Staatscasse zu leistende Entschädigungsrente und sehr geringe und ablösliche Vergütungen in Gelde, welche die vormals frohnpflichtigen Unterthanen nun zur Staatscasse zu leisten haben. Nach einer spätern amtlichen Uebersicht vom 23. März 1831 gibt das Resultat für beide erwähnte Provinzen: Jährlicher Geldwerth der abgelösten Frohnen: 61.815 Gulden; jährliche von den Frohnpflichtigen an die Staatscasse zu leistende Ersatzrente: 5585 Gulden; mithin jährliche Erleichterung der Frohnpflichtigen durch die Gleichstellung: 56.230 Gulden. Als jährliche Einnahme- und Ausgabesumme ward im Hauptvoranschlage der Einnahmen und Ausgaben für 1830—32 eingetragen: 6.363.336 Gulden. Im Finanzgesetz für 1830—32 wurden an directen Steuern (Grund-, Personal- und Gewerbsteuer) vorgeschlagen: 2.128.023 Gulden, später von den Ständen auf 1.983.509 Gulden festgesetzt. Von den verschiedenen indirecten Steuern: Trankſteuer und Zapfbühr vom Wein, Trankſteuer von Obstwein, Branntwein und Bier, Schlachtaccise, Chausseegeld, Salzsteuer, Zollgefällen und einigen der Provinz Rheinhessen eigenthümlichen Abgaben dieser Art, ward auf den Vorschlag der Staatsregierung, die Schlachtaccise vom 1. Jan. 1831 an aufgehoben und die Trankſteuer vom Obstwein gemindert. Nach den Daten des Präsidenten des Finanzministeriums betrug der Werth der vom 1. Juli 1828 bis 1. Jul. 1829 aus dem Großherzogthume Hessen in den preußischen Staat ausgeführten Artikel sehr mäßig berechnet: 3.198.431 Gulden; ein Zollbetrag von 871.429 Gulden wäre davon zu entrichten gewesen, der nun wegfiele. Die Bilanz der Ausfuhr stellte sich für den preußischen Staat noch bei Weitem günstiger. Im Hauptvorschlage von 1830—32 war die wahrscheinliche reine Einnahme der Zollgefälle für Hessen auf 500.000 Gulden jährlich berechnet; 400.000 Gulden jährlich hat Preußen garantirt. Der Wunsch größerer Ausdehnung ward übrigens lebhaft von den Ständen ausgesprochen und fand Anklang bei der Staatsregierung. Auch erklärt Art. 6 des neuen Finanzgesetzes die oben erwähnte Bestimmung des 8. Artikels des Finanzgesetzes vom 12. Jun. 1827 als „fortwährend in Gültigkeit". So entstanden die Handelsverträge mit Hessen-Homburg, am 31. Dec. 1829, Sachsen-Koburg-Gotha, 6. März 1830, und Hessen-Kassel, 25. Aug. 1831.

Im Großherzogthum Hessen wird immer noch an der Gesetzgebung hier und da geflickt; kein Vorwurf, hätte man nur erst eine große, gleiche Grundlage, so wäre es Bau- und nicht Flickwerk. Jetzt aber gelten in den beiden ältern Provinzen außer dem subsidiarisch römischen, kanonischen und gemeindeutschen Rechte auch noch ein halbes Dutzend Landrechte und

eine Masse Präjudicien und Verordnungen, ja, die Fundamente sind noch nicht einmal festgestellt, worauf, nach Art. 103 der Verfassungsurkunde, für das ganze Großherzogthum ein bürgerliches Gesetzbuch, ein Strafgesetzbuch und ein Gesetzbuch über das Verfahren in Rechtssachen eingeführt werden soll. Während in dieser Beziehung die Provinz Rheinhessen noch der franz. Gesetzgebung sich erfreut, ist sie in Communalsachen, der Administration überhaupt und dem größten Theile der Finanzeinrichtung harmonischer gestellt mit den Schwesterprovinzen. Dieses Verhältniß erklärt denn auch, warum in letzterer Hinsicht schon jetzt mehr Gleichmäßiges, Neues, wiewohl Einzelnes, in allen Provinzen in Vollzug gebracht und berathen werden kann, als es für streng juridische Gegenstände möglich ist, wonach Rheinhessen und die ältern Provinzen jedes seine dürftige Speise bereitet erhalten. Von der bezeichneten allgemeinen Art waren die von der Staatsregierung vorgelegten Gesetzentwürfe über das Verfahren gegen Cassenbeamte, welche Recesse machen; über den Abkauf und die Verwandlung der fiscalischen Grundrenten in den Provinzen Starkenburg und Oberhessen — darum allgemein, weil in Rheinhessen keine fiscalischen Grundrenten mehr bestehen; über die Vervollständigung des Gewerbsteuertarifs; über die Leistungen der Gemeinden bei Erbauung der Staatskunststraßen; über die Pensionirung der auf Widerruf angestellten Staatsdiener und Beamten; über die Wiesencultur; über die Erbauung und Erhaltung der Provinzialstraßen; über Abänderungen und Zusätze zum Recrutirungsgesetze vom 6. Aug. 1821; über die Zusendung unbestellter Lotterielooſe; über Abänderung und Zusätze zur Gemeindeordnung von 1821; über Feststellung und Erhaltung der innern Grenzen und zur Sicherung des Grundeigenthums und Hypothekenwesens; über Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck. Alle diese Gesetzentwürfe wurden meist mit geringen Modificationen angenommen. Provinziell waren die Gesetzentwürfe über Abschaffung der Strafe der Brandmarkung in der Provinz Rheinhessen; eine Regulirung des altbekannten civilprocessualischen Verfahrens durch Zahlungsbefehle für Starkenburg und Oberhessen; über die Aufhebung der dilatorischen Termine bei den Untergerichten in den eben genannten Provinzen; über die Zwangsveräußerungen in Rheinhessen; für dieselbe Provinz über das Verfahren in Contraventionssachen gegen die Gesetze über indirecte Auflagen; über die Wirkungen der Generalhypotheken in den Provinzen Starkenburg und Oberhessen. Diese Gesetzentwürfe wurden meist mit wichtigen Modificationen angenommen, und nur der letzte von der zweiten Kammer abgelehnt, welche auch bei dieser Ablehnung beharrte. Die Uebernahme von zwei Mill. Gulden Privatschulden des Großherzogs wurde in der zweiten Kammer mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt, eine Civilliste von 576.000 Gldn. bewilligt, dem Erbgroßherzog eine jährl. Summe von 25.000 Gldn. gewährt, den Prinzen Karl, Georg, Friedrich und Emil wurden aber nur die seitherigen Gebührnisse zugestanden, und für die übrigen Glieder des großherzogl. Hauses einige Vortheile gewährt. In der ersten Kammer ward in Gegenwart von 9 Mitgliedern abgestimmt und Prinz Georg stimmte ungehörig mit. Durch den Kammerbeschluß wurde die Civilliste von 576.000 Gldn. bewilligt, ein Beschluß wegen der Schulden des Großherzogs und der Antrag auf Erhöhung der Apanagen der Prinzen Karl und Emil von Hessen abgelehnt. Die zweite Kammer war mit den Ansichten der ersten nicht einstimmig, obgleich diese ihren Beschluß als der

Entscheidung der zweiten gleichförmig bezeichnet hatte, und sie verwarf mit großer Stimmenmehrheit die aus der ersten Kammer zurückgekommene Fassung des Beschlusses. Am 3. Nov. 1829 war der Landtag eröffnet worden. Später traten Ferien und die nach dem Tode des Großherzogs angeordnete Vertagung des Landtags, vom 6. April bis 16. Jun. 1830, ein. Nicht bloß die Juliusrevolution und andere europäische Ereignisse, auch wichtige Landesbegebenheiten wälzten unterdessen um die Berathungen der Kammern hohe drohende Wogen auf, oder bewegten doch stärker eine Fläche, die besonderer Erregung bisher kaum gewohnt war. So der Tod des Großherzogs Ludwig I., 6. April 1830, der Regierungsantritt Ludwig II., geb. 1777, die Unruhen in Oberhessen, Ende Sept. und Anfangs Octobers 1830, und besonders die unglücklichen Vorfälle bei Südel (vgl. d.). Im Dec. 1831 fanden die ersten Vorbereitungen auf den künftigen Landtag statt, auf welchen nun das nächste Interesse gerichtet war. Die Wahlkammer ward gänzlich erneuert. Am 12. März 1832 ward eine landesherrliche Verordnung über den Beitritt zu Vereinen, die politische Zwecke haben, erlassen. An diese Verordnung schlossen sich die beiden andern vom 23. Jun. 1831 wegen Aufhebung des bisherigen Cassationshofes für Rheinhessen und die Verfügung gegen Volksfeste und Volksversammlungen, Abzeichen u. s. w. an. Es waren nur die Vorläufer des Beitritts zu den Bundesbeschlüssen vom 28. Jun. Im Juli begann die Reihe landesherrlicher Verordnungen über die Organisation der dem Ministerium des Innern und der Justiz untergeordneten Regierungsbehörden, namentlich erfolgte die Aufhebung der Provinzialregierungen, der Kirchen- und Schulräthe, der Pädagogcommissionen, des Oberforstgerichts, der Polizeideputationen in Darmstadt und Gießen, der Landräthe (ausgenommen in den patrimonialgerichtsherrlichen Bezirken) und der Waisenhausdeputation in Darmstadt. An die Stelle derselben traten mit Kreiseintheilung Kreisräthe, ein Oberconsistorium, ein Oberschulrath, ein Oberstudienrath, ein Administrativjustizhof; die Polizeigerichtsbarkeit ging an die entsprechenden Gerichtsstellen über, ebenso die Forstgerichtsbarkeit; die Gemeinderechnungen sollten von der Oberrechnungskammer geprüft werden, wie auch das Kirchenrechnungswesen. Mit dem 15. Oct. 1832 traten die meisten jener Veränderungen unterdessen in Wirksamkeit. Die Bekanntmachung der Bundestagsbeschlüsse fand am 10. Aug. mit dem Zusatze statt: „wodurch übrigens der Verfassung des Großherzogthums in keiner Hinsicht Eintrag geschieht". Die Bundestagsbeschlüsse vom 14. Jun., 5. und 9. Jul. wurden zu gleicher Zeit bekannt gemacht. Die späteren großherzoglichen Verordnungen betrafen vorzüglich die Vorbereitung zum Staatsdienste im Justiz- und Administrativfache, die Aufstellung der definitiven Etats: die Organisation der Baubeamten, den Gymnasialbesuch, die Maturitätsprüfungen und die Beziehung der Universität. Am 9. Nov. 1832 erschien die lange erwartete Verordnung über die Zusammenberufung der Stände auf den 1. Dec. 1832. Die Rede, mit welcher der Großherzog am 1. Dec. die Ständeversammlung eröffnete, gab ein günstiges Bild vom innern Zustande des Landes, deutete auf neue Verbesserungen der Gesetzgebung und warf auch einen Rückblick auf die unruhigen Bewegungen des Jahres 1830, die sie fremder Aufreizung zuschrieb, während sie an die Milde der Regierung gegen die Schuldigen erinnerte. Es zeigte sich gleich nach der Eröffnung der Sitzungen der zweiten Kammer bei den Berathungen über die Antwort auf die Thron-

rede, daß ein freisinniger Geist in ihr walte. In der durch überwiegende Stimmenmehrheit beschlossenen Adresse der Wahlkammer hieß es, sie (die Stände) hätten die Aeußerung des Großherzogs, daß das Streben der Regierung, das Landeswohl zu befördern, durch die Beobachtung der Verfassung bedingt seyn sollte, um somehr mit freudigem Danke vernommen, da neuere, das hessische Staatsrecht bedrohende Beschlüsse unter der großen Mehrheit des Volks unselige Zweifel erweckt hätten. Auf die Erinnerung an die Unruhen deutend, sagten sie, bei dem Zustande der, aller Oeffentlichkeit ermangelnden Strafrechtspflege in Oberhessen und Starkenburg sey den Ständen das Verhältniß der moralischen Schuld zu der den Angeklagten zuerkannten Strafe unbekannt geblieben. Jenen Ereignissen, setzten sie hinzu, sey bei der ersten Nachricht durch Entstellung der Thatsachen eine zu große Bedeutung beigelegt worden, und es würde möglich gewesen seyn, dieselben im Entstehen zu unterdrücken, wenn die Behörden die ihnen zustehenden Mittel mit Kraft hätten gebrauchen wollen. Die Stände wünschten, daß ihnen nicht sowohl Entwürfe zu Verbesserungen einzelner Zweige der Gesetzgebung vorgelegt werden möchten, sondern hofften, daß es endlich zu einem Einverständnisse über die Grundlage einer verbesserten Gesetzgebung kommen werde. Sie sprachen die Erwartung aus, daß sie Gelegenheit erhalten würden, sich auch mit der Prüfung der von der Regierung ausgegangenen neuen Einrichtung der Verwaltungsbehörden zu beschäftigen. Die Antwort des Großherzogs war aus der Ansicht hervorgegangen, daß die Stände aus den Schranken ihrer Befugnisse getreten wären. Er kenne keine Beschlüsse, welche den staatsrechtlichen Verhältnissen des Landes Gefahr drohten, und die Bemerkung der Stände über die Verkennung des Charakters der Unruhen in Oberhessen, wurde mit den Worten zurückgewiesen, jene Versuche wären auch bei milder Deutung strafbar und die Regierungen dürften in dem Bestreben, sie zu unterdrücken, nicht nachlassen.

Hessen-Homburg, Landgrafschaft, ist 7¾ QM. groß mit 20.600 Einw., außer 2100 Katholiken, evangel. Glaubens, in 3 Städten, 30 Dörfern und 27 Weilern. Sie besteht 1. aus der Herrschaft Homburg, in der Nähe des Taunusgebirges, von Nassau, Frankfurt und der großherzogl. hess. Provinz Oberhessen eingeschlossen, ist im Ganzen fruchtbar und vortrefflich angebaut und unterhält eine lebhafte Industrie, vorzüglich in Wollenzeuch- und Leinweberei. 2. Der Herrschaft Meisenheim, liegt auf dem linken Rheinufer, begrenzt von den preuß., oldenburg., koburg. und baierschen Rheinlanden, wird von der Nahe und Glan umflossen, ist bergig, erzeugt jedoch viel Getreide, hat beträchtliche Viehzucht und an der Glan Weinbau. Das Mineralreich liefert Eisen, Steinkohlen und Quecksilber. — Das Ganze gehört einer jüngern Linie von Hessen-Darmstadt. Der souveraine Landgraf, Friedrich Joseph, geb. 1760, reform. Religion, succedirte seinem Vater, dem souver. Landgraf Friedrich Ludwig, am 20. Jan. 1820, welchem den 2. April 1829 sein Bruder Ludwig, geb. den 2. Aug. 1770, in der Regierung folgte. Dieser vermählte sich 1804 mit der Prinzessin Auguste von Nassau-Usingen, von welcher er aber 1805 wieder geschieden wurde. Seine nächsten Erben sind seine jüngern Brüder, Philipp, geb. 1779, östr. Feldmarschallieutenant und Commandirender in Inneröstreich und Tirol, der unvermählt ist, und Gustav Adolf Friedrich, geb. 1781, östr. Feldmarschallieutenant, seit 1818 mit der Prinzessin Luise Friederike von Anhalt-Dessau vermählt,

der einen männlichen Erben hat. Landgraf Ludwig ist auch Gouverneur der Bundesfestung Luxemburg, wo er sich seit dem Ausbruche der belgischen Unruhen durch kräftige Entschlossenheit auszeichnete. Hessen-Homburg wurde im Juli 1817 in den deutschen Bund aufgenommen. Der Landgraf, welcher ohne Stände regiert, führt in der Plenarversammlung eine Virilstimme. Das Bundescontingent von 200 M. wird von Hessen-Darmstadt zur 3. Division des 8. Armeecorps gestellt. Die Eink. betragen 180.000 Gld.; die Staatsschuld 450.000 Gulden. Residenz des Landgrafen und Sitz der Regierung ist Homburg vor der Höhe (s. d.). Unter preuß. Hoheit besitzt der Landgraf im Bezirke Magdeburg 3 Aemter: Oebisfeld mit 3343, Hötensleben mit 2927, und Winningen mit 1196 Einwohnern.

Hesychasten, d. h. Ruhende, Stille, der Name einer Partei unter den Mönchen auf dem Berge Athos, im 14. Jahrh. bekannt durch eine der seltsamsten Schwärmereien. Sie hielten den Nabel für den Sitz der Seelenkräfte, und folglich für den Gegenstand der Anschauung. Im Gebet, das Kinn auf der Brust liegend und die Augen unverwandt auf den Nabel gerichtet, glaubten sie nach langem Beharren endlich das göttliche Licht sinnlich zu sehen und der Wonne des Anschauens Gottes genießen zu können. Dieses Licht, in dem die Gottheit wohnt, und das aus ihr fließt, erklärten sie für unerschaffen und doch von dem Wesen der Gottheit unterschieden. In einem Streite über die Natur dieses Lichtes, wo der calabrische Mönch Barlaam gegen sie auftrat, gewannen sie unter dem Schutze des griech. Kaisers Andronikus Paläologus des Jüngern und durch den Eifer ihres Vertheidigers Palamas, Erzbischofs von Thessalonich, auf einer Synode zu Konstantinopel 1341 die Oberhand. Eine Regierungsveränderung entriß den Nabelschauern späterhin diesen Sieg wieder, und andre Streitfragen der Kirche brachten einen Wahn in Vergessenheit, an den der Quietismus des 17. Jahrh. wieder erinnerte, und welcher physiologische Aufklärungen über die Möglichkeit seines Entstehens vielleicht durch den Magnetismus des neunzehnten erhalten kann.

Hesychius, griech. Grammatiker und Lexikograph, war aus Alexandrien gebürtig und lebte wohl zu Ende des 3. Jahrh. n. Chr., nach Andern im 5., oder gar im 6. Jahrh. Seine Lebensumstände sind unbekannt. Er sammelte ein treffliches griechisches Glossarium oder Wörterbuch aus ältern Grammatikern, welches Alberti und Ruhnken, Leyden 1746 und 63, 2 Bde. Fol., am besten herausgaben. Das einzige Manuscript vom Hesychius, zu Venedig auf der St.-Markus-Bibliothek befindlich, verglich später der dänische Gelehrte Nicolaus Schow und gab die Supplemente Leipzig 1792, 8. heraus.

Hetairen (vom Griech., die Freundin) hießen die Buhlerinnen in Griechenland, die daselbst eine große Rolle spielten und sich durch Bildung vor den griech. Hausfrauen gar sehr auszeichneten. Von Eitelkeit und Eigennutz angefeuert, übten sie die Kunst zu gefallen gewiß in einem vorzüglichen Grade aus. Die mehrsten traten ihren Weg sehr frühzeitig an, und bevor sich ihre Reize entfaltet, wohnten sie als Tänzerinnen und Flötenspielerinnen den Gastmählern der Jünglinge bei. Allein ihre glänzenden Eigenschaften konnten ihnen nie in dem öffentlichen Urtheil den Vorzug vor den Hausfrauen verschaffen; sie waren nie im Besitze von großer Achtung, sowie auch die Hausfrauen niemals verachtet worden sind. Die meisten und reichsten Hetairen gab es zu Korinth, die berühm-

testen und geistreichsten zu Athen. Die Gemeinschaft, in welchen viele athenische Hetairen mit Staatsmännern, Rednern, Philosophen und Dichtern lebten, gibt ihnen eine gewisse historische Wichtigkeit. Bekannt ist in dieser Hinsicht Aspasia (s. d.), die durch ihre Anmuth und ihren Geist den Perikles und sogar den Sokrates in den Kreis der Freude zu ziehen wußte. Im Verhältnisse zum Staate waren zwar alle Hetairen einander gleich, aber unter ihnen selbst fand eine große Verschiedenheit statt. Die meisten waren Sklavinnen, die von Fremden, Schutzverwandten oder Freigelassenen in öffentlichen Häusern gehalten wurden. Eine andere Classe von Hetairen waren die Freigelassenen, welche ganz unabhängig von fremder Gewalt waren. Zu ihnen sind auch solche Mädchen zu rechnen, die durch Habsucht ihre Eltern oder Verwandten, oder durch eigene Dürftigkeit zum Stande der Hetairen herabgesunken waren, und durch äußern Glanz oder wenigstens durch Erwerbung ihrer Bedürfnisse sich für die verlorne bürgerliche Ehre zu entschädigen suchten. Diese Classe bestand meistentheils aus Fremden, die nach Athen kamen, um hier auf einem großen und glänzendern Schauplatze ihre Rolle zu spielen. Sie scheinen die schönere Bildung der athenischen Hetairen ganz vorzüglich befördert zu haben. Aspasia von Milet brachte die verfeinerten Sitten Joniens nach Athen und ward das Muster der Hetairen daselbst, die sie sogar in der Kunst zu gefallen unterrichtete. Eine andere Classification machte die Schönheit, eine andere der Reichthum, eine dritte die Wichtigkeit des Liebhabers. Wenn Lais ihre Gunst für mehre Talente verkaufte, Phryne den Thebanern anbieten konnte, die zerstörten Mauern ihrer Stadt auf eigene Kosten wieder zu bauen, so boten sich Andere für wenige Drachmen preis. Eine Pythionike und Glykera genossen am Hofe des Harpulos königliches Ansehen, und Myrina theilte mit dem Demetrius Alles, das Diadem ausgenommen. Thais, die Geliebte Alexanders, gab dem Throne der Ptolemaier einen Erben und den Kypriern eine Königin. Auch durch die bildenden Künste wurden sie ausgezeichnet. Praxiteles stellte die Phryne in einem marmornen und goldenen Bilde dar; auch war sie ihm Modell bei seinen Venusbildern. Sein Sohn Kephissodor machte sich, wie mehre andre Künstler, durch Hetairenstatuen bekannt. Man lernt das Leben der Hetairen durch Wieland's „Menander und Glycerion" und „Aristipp" kennen.

Hetairia, griech., der Bund der Freunde oder Brüderschaft, entstand 1814 in Wien, unter Mitwirkung des Grafen Kapodistrias, später Präsident des freien Griechenland, und des in Pisa zurückgezogen lebenden Erzbischofs Ignatios. Der anfängliche Zweck dieser „Hetairia der Philomusen", religiöse und sittliche Erziehung in Griechenland zu befördern, ging, man weiß nicht durch welche Veranlassung, in eine politische Tendenz über, sich von dem Türkenjoche frei zu machen, aber mit einer Oeffentlichkeit, die es bewies, daß man die Befreiung Griechenlands nahe glaubte. Es war ein Unglück für die Hetairia, daß die Mysterien der obern Leitung sich in Italien fanden, da dieses bei den Congressen den Verdacht carbonarischen Einverständnisses erregte; und ein zweites, daß man die reichen Griechen des Fanar (s. Fanarioten) in Konstantinopel mit hereinzog, welche mit der Pforte in directer Verbindung sich befanden. Auch im südlichen Rußland, vorzüglich in Odessa, waren die politischen Hetairisten zahlreich. Ihr Hauptzweck ging darauf aus, dem ganzen griech. Volke Einheit zu geben, eine gewisse Einstimmung in alle

der einen männlichen Erben hat. Landgraf Ludwig ist auch Gouverneur der Bundesfestung Luxemburg, wo er sich seit dem Ausbruche der belgischen Unruhen durch kräftige Entschlossenheit auszeichnete. Hessen-Homburg wurde im Juli 1817 in den deutschen Bund aufgenommen. Der Landgraf, welcher ohne Stände regiert, führt in der Plenarversammlung eine Virilstimme. Das Bundescontingent von 200 M. wird von Hessen-Darmstadt zur 3. Division des 8. Armeecorps gestellt. Die Eink. betragen 180.000 Guld.; die Staatsschuld 450.000 Gulden. Residenz des Landgrafen und Sitz der Regierung ist Homburg vor der Höhe (s. d.). Unter preuß. Hoheit besitzt der Landgraf im Bezirke Magdeburg 3 Aemter: Oebisfeld mit 3343, Hötensleben mit 2927, und Winningen mit 1196 Einwohnern.

Hesychasten, d. h. Ruhende, Stille, der Name einer Partei unter den Mönchen auf dem Berge Athos, im 14. Jahrh. bekannt durch eine der seltsamsten Schwärmereien. Sie hielten den Nabel für den Sitz der Seelenkräfte, und folglich für den Gegenstand der Anschauung. Im Gebet, das Kinn auf der Brust liegend und die Augen unverwandt auf den Nabel gerichtet, glaubten sie nach langem Beharren endlich das göttliche Licht sinnlich zu sehen und der Wonne des Anschauens Gottes genießen zu können. Dieses Licht, in dem die Gottheit wohnt, und das aus ihr fließt, erklärten sie für unerschaffen und doch von dem Wesen der Gottheit unterschieden. In einem Streite über die Natur dieses Lichtes, wo der calabrische Mönch Barlaam gegen sie auftrat, gewannen sie unter dem Schutze des griech. Kaisers Andronikus Paläologus des Jüngern und durch den Eifer ihres Vertheidigers Palamas, Erzbischofs von Thessalonich, auf einer Synode zu Konstantinopel 1341 die Oberhand. Eine Regierungsveränderung entriß den Nabelschauern späterhin diesen Sieg wieder, und andre Streitfragen der Kirche brachten einen Wahn in Vergessenheit, an den der Quietismus des 17. Jahrh. wieder erinnerte, und welcher physiologische Aufklärungen über die Möglichkeit seines Entstehens vielleicht durch den Magnetismus des neunzehnten erhalten kann.

Hesychius, griech. Grammatiker und Lexikograph, war aus Alexandrien gebürtig und lebte wohl zu Ende des 3. Jahrh. n. Chr., nach Andern im 5., oder gar im 6. Jahrh. Seine Lebensumstände sind unbekannt. Er sammelte ein treffliches griechisches Glossarium oder Wörterbuch aus ältern Grammatikern, welches Alberti und Ruhnken, Leyden 1746 und 63, 2 Bde. Fol., am besten herausgaben. Das einzige Manuscript vom Hesychius, zu Venedig auf der St.-Markus-Bibliothek befindlich, verglich später der dänische Gelehrte Nicolaus Schow und gab die Supplemente Leipzig 1792, 8. heraus.

Hetairen (vom Griech., die Freundin) hießen die Buhlerinnen in Griechenland, die daselbst eine große Rolle spielten und sich durch Bildung vor den griech. Hausfrauen gar sehr auszeichneten. Von Eitelkeit und Eigennutz angefeuert, übten sie die Kunst zu gefallen gewiß in einem vorzüglichen Grade aus. Die mehrsten traten ihren Weg sehr frühzeitig an, und bevor sich ihre Reize entfaltet, wohnten sie als Tänzerinnen und Flötenspielerinnen den Gastmählern der Jünglinge bei. Allein ihre glänzenden Eigenschaften konnten ihnen nie in dem öffentlichen Urtheil den Vorzug vor den Hausfrauen verschaffen; sie waren nie im Besitze von großer Achtung, sowie auch die Hausfrauen niemals verachtet worden sind. Die meisten und reichsten Hetairen gab es zu Korinth, die berühm-

testen und geistreichsten zu Athen. Die Gemeinschaft, in welchen viele athenische Hetairen mit Staatsmännern, Rednern, Philosophen und Dichtern lebten, gibt ihnen eine gewisse historische Wichtigkeit. Bekannt ist in dieser Hinsicht Aspasia (s. d.), die durch ihre Anmuth und ihren Geist den Perikles und sogar den Sokrates in den Kreis der Freude zu ziehen wußte. Im Verhältnisse zum Staate waren zwar alle Hetairen einander gleich, aber unter ihnen selbst fand eine große Verschiedenheit statt. Die meisten waren Sklavinnen, die von Fremden, Schutzverwandten oder Freigelassenen in öffentlichen Häusern gehalten wurden. Eine andere Classe von Hetairen waren die Freigelassenen, welche ganz unabhängig von fremder Gewalt waren. Zu ihnen sind auch solche Mädchen zu rechnen, die durch Habsucht ihre Eltern oder Verwandten, oder durch eigene Dürftigkeit zum Stande der Hetairen herabgesunken waren, und durch äußern Glanz oder wenigstens durch Erwerbung ihrer Bedürfnisse sich für die verlorne bürgerliche Ehre zu entschädigen suchten. Diese Classe bestand meistentheils aus Fremden, die nach Athen kamen, um hier auf einem großen und glänzendern Schauplatze ihre Rolle zu spielen. Sie scheinen die schönere Bildung der athenischen Hetairen ganz vorzüglich befördert zu haben. Aspasia von Milet brachte die verfeinerten Sitten Joniens nach Athen und ward das Muster der Hetairen daselbst, die sie sogar in der Kunst zu gefallen unterrichtete. Eine andere Classification machte die Schönheit, eine andere der Reichthum, eine dritte die Wichtigkeit des Liebhabers. Wenn Lais ihre Gunst für mehre Talente verkaufte, Phryne den Thebanern anbieten konnte, die zerstörten Mauern ihrer Stadt auf eigene Kosten wieder zu bauen, so boten sich Andere für wenige Drachmen preis. Eine Pythionike und Glykera genossen am Hofe des Harpulos königliches Ansehen, und Myrina theilte mit dem Demetrius Alles, das Diadem ausgenommen. Thais, die Geliebte Alexanders, gab dem Throne der Ptolemaier einen Erben und den Kypriern eine Königin. Auch durch die bildenden Künste wurden sie ausgezeichnet. Praxiteles stellte die Phryne in einem marmornen und goldenen Bilde dar; auch war sie ihm Modell bei seinen Venusbildern. Sein Sohn Kephissodor machte sich, wie mehre andre Künstler, durch Hetairenstatuen bekannt. Man lernt das Leben der Hetairen durch Wieland's „Menander und Glycerion“ und „Aristipp“ kennen.

Hetairia, griech., der Bund der Freunde oder Brüderschaft, entstand 1814 in Wien, unter Mitwirkung des Grafen Kapodistrias, später Präsident des freien Griechenland, und des in Pisa zurückgezogen lebenden Erzbischofs Ignatios. Der anfängliche Zweck dieser „Hetairia der Philomusen“, religiöse und sittliche Erziehung in Griechenland zu befördern, ging, man weiß nicht durch welche Veranlassung, in eine politische Tendenz über, sich von dem Türkenjoche frei zu machen, aber mit einer Oeffentlichkeit, die es bewies, daß man die Befreiung Griechenlands nahe glaubte. Es war ein Unglück für die Hetairia, daß die Mysterien der obern Leitung sich in Italien fanden, da dieses bei den Congressen den Verdacht carbonarischen Einverständnisses erregte; und ein zweites, daß man die reichen Griechen des Fanar (s. Fanarioten) in Konstantinopel mit hereinzog, welche mit der Pforte in directer Verbindung sich befanden. Auch im südlichen Rußland, vorzüglich in Odessa, waren die politischen Hetairisten zahlreich. Ihr Hauptzweck ging darauf aus, dem ganzen griech. Volke Einheit zu geben, eine gewisse Einstimmung in alle

Schritte und Unternehmungen zu bringen und die in verschiedenen Ländern und Gebieten zerstreuten Griechen zu einem Brudervereine, den nur Ein Geist beleben sollte, zu versammeln. Die Gesellschaft war in mehre Classen getheilt, und von jedem Mitgliede ward ein Eid gefordert, das Geheimniß selbst vor ihren Familien streng zu bewahren, auch ein beliebiges Geldopfer darzubringen. Täglich vermehrten sich die Mitglieder der Gesellschaft, welche sich nach und nach in alle Länder Europas ausbreitete, wo es Griechen gab. Unterdessen traf der Bund in Odessa die Anstalten zu einem großen Schlage. S. das Weitere in den Artikeln Griechischer Freiheitskampf, 1821, und Ypsilantis.

Heterodox und Heterodoxie kommt von zwei griech. Wörtern her, welche anders meinen und glauben bedeuten. Vorzugsweise aber wird eine solche Meinung heterodox genannt, welche dem öffentlich angenommenen Begriffe einer Kirche widerstreitet, und, nach den Grundsätzen dieses Lehrbegriffs beurtheilt, Irrlehre ist. Bei den Katholiken pflegt man Diejenigen, welche einen von der Kirche angenommenen Glaubenssatz hartnäckig leugnen, Häretiker (s. Häresie) zu nennen, da man sich hingegen in der protest. Kirche des Ausdrucks Heterodoxen, anders Meinende und Lehrende, bedient. Das Gegentheil der Heterodoxie ist die Orthodoxie (s. d.). Als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrh. mehre Theologen in der protest. Kirche auftraten, welche den Lehrbegriff bald in diesen, bald in jenen Theilen verändern wollten, entstanden dadurch vielfältige Streitigkeiten zwischen den Neuerern und den Vertheidigern der alten Lehre, und die Namen Orthodoxie und Heterodoxie, Orthodox und Heterodox waren an der Tagesordnung. Allmälig indeß ward manche dieser Streitigkeiten ausgeglichen und unverkennbar sind jetzt die streitenden Parteien einander näher gerückt.

Heterogen und homogen. Unter heterogenen Dingen versteht man solche, welche verschiedener Gattung oder Natur sind, im Gegensatze von homogen, womit man Dinge von gleicher Gattung, von gleichen Bestandtheilen bezeichnet. Eine besondere Anwendung macht man von beiden Begriffen in der Musik, wo man sie den Bedeutungen von diatonisch und enharmonisch gegenüberstellt, indem man unter homogenen Tönen solche versteht, welche in Rücksicht auf Schreibart mit der Tonleiter eines angenommenen Grundtons näher verwandt und verbunden sind, als andere, nämlich die heterogenen Töne. So wird z. B. der Ton Fis mit der harten Tonart von G homogen — diatonisch — dagegen der Ton Ges heterogen — enharmonisch — seyn, da Ges mit jener Tonart entferntere Beziehungen als Fis hat.

Heteroscii, Einschattige, die Bewohner der gemäßigten Zonen, welche ihren mittäglichen Schatten das ganze Jahr hindurch nur auf eine Seite werfen. Bei uns ist dieß die Nordseite, bei den Bewohnern der südlichen gemäßigten Zone, die Südseite.

Hetmann oder Atamann ist der Titel des Oberhauptes, Feldherrn, der Kosacken. Dieser Titel soll von dem altdeutschen Worte Het, Haupt, herkommen. Als die Kosacken noch unter polnischen Oberherrschaft standen, setzte ihnen der König Stephan Batori, 1576, einen obersten Befehlshaber, unter dem Titel eines Hetmanns, vor, und gab diesem, zum Zeichen seiner Würde, eine Fahne, einen Commandostab und ein Siegel. Diese Zeichen der Würde sind noch jetzt üblich und werden dem Hetmann überall nachgetragen. Der Hetmann wird von den Kosacken selbst ge-

wählt, aber vom Kaiser bestätigt. Als die Kosacken 1654 sich den Russen unterwarfen, wurde ihre ganze Verfassung beibehalten. Aber nachdem der bekannte Hetmann Mazeppa 1708 die Partei Karls XII. ergriff, in der Absicht, sich wieder mit den Polen zu vereinigen, schränkte Peter I. die Kosacken sehr ein und die Stelle eines Hetmanns blieb öfters eine Zeit lang unbesetzt. Als 1750 der Graf Rasumowsky zum Hetmann gewählt wurde, erhielt er, statt der ehemalige Domainen und Zolleinkünfte, 50.000 Rubel jährlichen Gehalt. Katharina II. hob die ukrainische Hetmannswürde gänzlich auf und verordnete dafür eine Regierung von acht Mitgliedern. Die donischen Kosacken haben ihren Hetmann immer behalten; zwar ist seine ehemalige große Gewalt ziemlich beschränkt worden, allein er ist immer noch mehr Regent als bloßer Feldherr und Gouverneur. Vgl. Kosacken.

Hetrurien, s. Etrurien.

Heuschrecke, eine Insektengattung aus der Ordnung der Halbkäfer, mit vier zusammengelegten, meist zur Hälfte harten, etwas pergamentartigen Flügeln. Diese Gattung hat Freßspitzen an dem eckigen Kopfe, fadenförmige Fühlhörner, vier niedergelegte Flügel, wovon zwei gefaltet sind; Springfüße und an allen Füßen zwei feine Nägel. Die zahlreichste unter allen Arten ist die Zugheuschrecke mit einem Einschnitte, stumpfen Kopf und schwarzen Kinnladen, welche von allen Insekten dem Menschen am meisten schaden kann. Man bemerkt von Zeit zu Zeit in verschiedenen Weltgegenden ungeheure Züge dieser furchtbaren Insekten, wo sie ganze Länder in einem Zeitraume von wenigen Tagen verheeren. Bei ihrem Anzuge wird die Luft verdunkelt; doch wenn sie todt sind, werden sie noch weit furchtbarer wegen der Fäulniß, die aus ihrer Menge entsteht. Dieß war 852 der Fall, als unzählbare Schwärme von Morgen gegen Abend zogen. Sie zerstörten auf ihrem Zuge alle Gewächse und Saaten, an 140 Acker täglich, und so rückten sie alle Tage 3 bis 4 Meilen vorwärts. Sie hatten dabei ihre Anführer, welche voran flogen und sich auf dem Platze niederließen, welcher am folgenden Tage zu derselben Stunde von dem ganzen Schwarme besucht wurde. Diese Züge geschehen stets bei Sonnenaufgang. Endlich wurden sie von heftigen Winden in das deutsche Meer gejagt und von den Wellen ans Ufer geworfen, wo sie durch den Gestank eine Seuche verursachten. Seit 1750 ist Deutschland verschont geblieben. Die Wanderheuschrecke wird in Arabien und im nördlichen Afrika seit den ältesten Zeiten bis auf diesen Tag in Menge genossen, daher Akridophagen — Heuschreckenesser.

Heuristik, Hevristik, die Kunst, Erfindungen zu machen. Eigentlich sind die großen Erfindungen nach keiner Methode, nicht nach vorher überdachten Regeln gemacht worden; sie waren meist Kinder einer glücklichen Stunde, in der ein Zufall, die unbedeutendste Begebenheit, einen Gedanken und oft nur eine Phantasie in einem fruchtbaren Geiste entzündete; er erwärmte seine ganze Gedankenmasse, regte seine Kräfte an; Zweifel reizten, Hoffnungen lockten, und was in seinem Ursprunge wankend und dunkel war, entwickelte sich durch Vermählung mit andern Ideen; das Unsichere erhielt im Laufe der Zeit feste Gestalt; das Geahnte, Halberträumte ward zur klaren Einsicht erhoben, und die früher trübe Idee trat endlich auf dem Weg der Erfahrung oder der Speculation in das helle Licht der Wahrheit. Der Zufall war bisher der größte Erfinder, und er läßt sich nicht nach Regeln, nach einer Methode her-

beiführen und leiten; doch würde er unberücksichtigt vorübergegangen seyn, wenn nicht sein Erscheinen den rechten Kopf berührt hätte. Es mußte ein feines Gefühl, verbunden mit einer regen Einbildungskraft und einem tiefen Scharfsinne seyn, was in der zufälligen Erscheinung, die ein gutes Geschick ihm auf seinen Pfad warf, die Keime zu einer neuen Saat erblickte, und ein Herz für sie besaß, sie sorgsam zu pflegen und groß zu ziehen. Der Zufall war meist der Vater, das Genie fast immer die Mutter der Erfindung; beide aber gehorchen keiner künstlichen Regel, und liegen jenseits aller Methode. Nichts destoweniger läßt sich eine Heuristik, eine Anweisung, methodisch Erfindungen zu machen, in der Sphäre des Verstandes und der Wissenschaften denken: sie enthält die Regeln zur Ausbildung und Entwickelung der Ideen, zur Ordnung der Erfahrungen nach Ideen; sie umfaßt die Lehren, auf schon bekannte Versuche neue zu gründen, die alten zu erweitern, die Geistesthätigkeiten zur Lösung einer Frage gehörig zu leiten, aus einer verwirrten Menge von Erfahrungen ein System zu schaffen; sie setzt Warntafeln vor trügerische Mooren und Sümpfe, in die sich der menschliche Verstand schon verirrt hat, oder doch leichter verirren kann, und dort, statt Wahrheit, helles Licht, klare Einsicht sich zu erwerben, nach hypothetischen Irrlichtern hascht. Trotz diesen nicht unwichtigen Vorzügen, hat sich die Heuristik noch keinen Ruf verschafft, daß sie zu einer ursprünglichen Erfindung Veranlassung gegeben; sie mag zur Hebamme, Erzieherin des junggeborenen Kindes werden, aber gebären kann sie selbst nicht. Zu Erfindungen geschwängert wird nur das Genie, und meist bildet es in seinem Schooße den Embryo, ohne alles deutliche Bewußtseyn der heuristischen Regeln, und nicht selten gegen die Methode dieser Kunst, aus. Sie beschränkt sich also darauf, das Erzeugte zu empfangen, seiner zu warten, zu pflegen und ihm Nahrung zu reichen; und insoweit macht sie sich allerdings geltend. Bei wissenschaftlichen Forschungen hat sie ihren größten Werth; denn die Kenntniß der Regeln, wie man verfahren soll, und der Abwege, auf die ein lebhaftes Denken oder ein feuriges Interesse für den Gegenstand der Untersuchung so leicht führen können, gibt dem Forscher eine größere Zuversicht zu sich selbsten, und das Bewußtseyn, seine eigene Thätigkeit sicherer leiten zu können, ertheilen ihm Sicherheit in seinen Arbeiten und Festigkeit in seinem Gange. Die Heuristik stellt allgemeine Regeln des Erfindens auf, die auf besondere Gegenstände des Wissens angewandt und modificirt, zu besonderen werden. Aus dem über diese Kunst Gesagten ersieht man leicht, daß sie eigentlich einen Theil der Logik, und zwar der angewandten, ausmacht; wenngleich sie bald in die Encyklopädie, bald in die Methodologie oder Hodegetik, verwiesen wurde. Was die wichtigsten Regeln dieser Kunst anbetrifft, so hat sie J. L. Dommerich in seiner „Mnemonik und Heuristik“ und Lambert in seinem „Neuen Organon“ entworfen. Einige mögen hier stehen. Methodisches Erfinden ist Nachdenken und Forschen nach einem bewußten Zwecke, absichtliches Lenken seiner Geisteskräfte nach einer bestimmten Richtung, um etwas Neues zu entdecken. Hierzu gehört vorzüglich 1. eine günstige Gemüthslage; Unruhe und Zerstreutseyn sind zu einem methodischen Denken nicht fähig. 2. Man sey Herr seiner Einbildungskraft; sie belebt gern den langsamen Gang des methodischen Nachdenkens durch ihre Gaukeleien. 3. Man frage sich, was man erforschen will; der Gegenstand des Denkens stehe klar, rein und deutlich vor der Seele. Am besten ist, man

gebe ihm die Form einer Frage und suche sie auf synthetischem oder analytischem Wege zu beantworten. 4. Man untersuche, ob das Gegebene der Forschung (denn ohne Gegebenes ist überhaupt kein Nachdenken, Erfinden und Auflösen möglich) mit dem Zwecke, dem Zusuchenden, in einer Causal-Verbindung stehe; stehen beide nicht in dem Verhältnisse der Ursache und Wirkung zusammen, so ist alles Forschen nur ein Herumtappen; die Brücke fehlt, auf der man von dem Bekannten zu dem Unbekannten kommen könnte. Ueberhaupt muß man erkennen, daß das Gesuchte im Reiche der Möglichkeiten liege; enthält es einen logischen Widerspruch in sich, oder widerstreitet es einer erkannten Wahrheit: so gebe man die Arbeit auf, oder sie wird eine Reise nach dem fabelhaften Gold- und Perlenlande. Der Forscher mag auf seinem Wege manches Schöne und Nützliche finden; doch sein Ziel erreicht er nie. 5. Man mache sich vertraut mit Allem, was über den Gegenstand bekannt ist und studiere ihn vorher kritisch. Hierdurch erhält man eine klare Vorstellung von dem Gegenstande des Suchens; man erspart sich viele nutzlose Mühe und entgeht der Gefahr, auf Irrwege verleitet zu werden. 6. Nicht allein die Größe und den Umfang des Objectes trachte man zu erfassen; sondern man erforsche sich selbsten ohne Eigenliebe und Schmeichelei, ob die Schultern der Last gewachsen sind oder nicht. Mancher fiel ermattet auf dem Wege zum Ziele um, das er sich zu hoch gesteckt hatte. 7. Während dem Forschen halte man fest den Gegenstand im Auge, sondere denselben rein von allem Fremdartigen ab, hebe ihn aus seinen Verbindungen und Nebenvorstellungen, ohne doch diese unbeachtet auf die Seite zu werfen. Ist es hingegen eine Experimental-Untersuchung, so darf auch die kleinste Erscheinung nicht entgehen; die Natur verbirgt oft im elenden Quarze das Gold. 8. Das Gefundene zeichne man aphoristisch auf. 9. Ist der Forschergeist, die Weihe, gewichen, so bemühe man sich nicht, ihn mit Gewalt wieder hervorzurufen. Er ist oft ein Kind des Augenblicks, kommt ungerufen und geht wieder; der Wille des Forschers macht ihn nicht weilen. Wichtig ist in dieser Hinsicht das Studium seiner selbst, die Geistesdiätetik, die Beobachtung, zu welcher Zeit und unter welchen Bedingungen die Geisteskräfte am heitersten und lebendigsten wirken. Fries unterscheidet in seinem „Systeme der Logik“ im Allgemeinen das Erfinden in dem Gebiete des reinhistorischen Wissens (Empirismus), im Gebiete des reinen selbstthätigen Nachdenkens (Speculation) und das Erfinden in dem Gebiete der angewandten Vernunftwissenschaften (Induction). Die besondern Regeln, welche er für jede dieser Gattungen aufstellt, können bei ihm nachgesehen werden.

Hevel (Joh.), einer der fruchtbarsten, durch musterhafte Genauigkeit ausgezeichneten, astronomischen Beobachter, geb. zu Danzig 1611; studirte zu Leyden die Rechte, bildete sich auf Reisen durch England, Frankreich und Deutschland, erhielt nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt eine Anstellung und starb daselbst als Senator 1687. Auf eigene Kosten hatte er in seinem Hause eine Sternwarte angelegt und, da diese 1680 abbrannte, erbaute er ein neues Observatorium. Hevel bereicherte die Astronomie mit einem vollständigeren Fixsternverzeichnisse und mit vielen feinen und gründlichen Beobachtungen, namentlich über die Kometen und über die Sonnen- und Mondflecken; auch stellte er die, von G. F. Dörfer bestätigte Theorie von der parabolischen Laufbahn der Kometen um die Sonne auf. Ueber seine Wissenschaft schrieb er lateinisch viele treff-

liche Werke, worin er sich über jene Beobachtungen ebenso musterhaft als gründlich aussprach.

Hexagonalzahlen, s. Zahlensystem.

Hexameter, eine von den Griechen erfundene Versart, die ihren Namen von den 6 Füßen oder Gliedern hat, aus welchen sie besteht. Die 4 ersten Glieder sind Daktylen oder Spondeen, im Deutschen wohl auch Trochäen, das fünfte ein Daktylus zuweilen auch nur ein Spondeus, das sechste ein Spondeus oder Trochäus. Diese Versart, die dem Dichter weniger Zwang anlegt als die meisten andern, verlangt dennoch mehr Sorgfalt, als man glaubt; denn es ist nicht genug, die Wörter nach jenem Maße zu fügen: der Wohlklang verlangt noch mehre Rücksichten. Wie schlecht würde z. B. folgender Hexameter klingen: „Fernhin hauchten tausend Blumen liebliche Düfte?“ Aber man befördert den Wohllaut theils dadurch, daß durch die Glieder die einzelnen Wörter aneinandergeschlungen werden, z. B.: „Flechte das Blumengewind' in der blonden Locken Geringel!“ theils dadurch, daß ungefähr in der Mitte des Verses sich beim Lesen ein Ruhepunkt darbietet. Dieser findet statt, wenn die erste Sylbe des dritten Gliedes mit einem Worte endigt, wie vorhin die Sylbe „wind'“; oder man bringt das Gleichgewicht dadurch hervor, daß die erste Sylbe des zweiten und vierten Fußes Ruhepunkte werden, z. B.: „Ob in dem Hain auch saus'te der Sturm, doch waren sie fröhlich“. Durch den Wechsel jener Verschlingungen, dieser Ruhepunkte und der Daktylen, Spondeen und Trochäen gewinnen die Hexameter so viel Abwechselung, daß sie auch in langen Gedichten nicht ermüdend werden. Im Hexameter herrscht ein starker Wechsel von leichter und schwer steigender, von schwebender und abgestoßener, von sanft gesenkter und stürmisch wallender Bewegung, nachdem der Gedanke vielfachen Ausdruck nothwendig macht. Der Hexameter heißt auch der heroische oder epische Vers, weil die alten Epiker, wie Homer, Virgil u. s. w., ihn zu ihrem Versmaß wählten. Von Spitzner hat man über den heroischen Vers eine belehrende Abhandlung. Seine Erfindung wird in der griech. Anthologie dem Orpheus zugeschrieben; Andre leiten ihn vom orakelgebenden Apollo ab, und Herodot will den ältesten auf einem Dreifuß in einem Tempel des Apollo bei Theben in phönizischer Sprache gefunden haben. Gewiß ist es, daß die Orakel in Hexametern gegeben wurden. Am besten läßt er sich wohl vom ältesten Tanz ableiten. — Hexameter mit sogenannten Vorschlagsylben, wie in Kleist's „Frühling“, sind schon zu lang und schleppend. Im Mittelalter schrieb man lateinische Hexameter, die sich in der Mitte und am Ende reimten, oder leoninische. Die ältesten deutschen Hexameter, aber mit Endreimen, finden sich im 16. Jahrh. bei J. Fischart, K. Gesner u. A. In der Mitte des 18. Jahrh. wurden sie vorzüglich von Uz, Klopstock und Kleist empfohlen und gebraucht. Aber freilich mußte man sich statt des römischen Spondeus im Deutschen oft den Trochäus erlauben. Doch haben A. W. Schlegel in seiner Elegie: „Rom“, und Apel in mehren Gedichten gezeigt, daß man diesen auch vermeiden könne. Wohllautender als jene wußte sie J. F. Schmid, schon 1789 in seinen Gedichten, zu bilden, und als Meister in der Kunst ist J. H. Voß anzuerkennen. Italienische versuchte Annib. Caro, französische Baïf, Beide im 16. Jahrh., englische Stanyhorst und Sidney, schwedische Adlerbeth in seinem „Virgil“, holländische Meermann, und neuerlich auch ungarische Barot und Debrentei.

Hexapla, eine von dem berühmten Origenes zusammengetragene Bibel, welche den hebräischen Text mit hebräischen und griechischen Buchstaben, nebst den Uebersetzungen der 70 Dollmetscher, des Aquila, Theodotions und Symmachus, in 6 verschiedenen Columnen enthält.

Hexe und Hexerei. Ein unglücklicher Irrthum und dabei gefährlicher Wahn einer finstern abergläubischen Zeit, daß Menschen mit dem bösen Geiste in persönliche Verbindung treten und von ihm die Macht erhalten könnten, Erscheinungen wider die bekannten Gesetze der Natur hervorzubringen; ein Wahn, der schon an sich die Vernunft entehrte und zugleich in seinen blutigen Folgen die Menschheit herabwürdigte, indem er menschliches Leben einem grausamen Tode preisgab und ein Verbrechen durch den Scheiterhaufen gerecht zu bestrafen glaubte, das sein Daseyn nur aus Unwissenheit und den Vorurtheilen der Richter empfing. Der etymologische Ursprung des Ausdrucks Hexe ist schwer zu ergründen: man leitet ihn bald von Heza, einer königlichen Zauberin, bald läßt man ihn von Hekate, einer Göttin der Unterwelt, der Beschützerin der Zauberinnen im Alterthume, herstammen, und bald soll er von dem latein. Worte Saga, Zauberin, und endlich von dem deutschen Hug, Haug, Hag, welches Gemüth, Nachdenken bedeutet, herkommen; sodaß im letzten Sinne Hexe eine kluge, weise Frau anzeige. Nach dem Sprachgebrauche hat Hexe dieselbe Bedeutung mit Zauberin, die ihre Macht über die geheimnißvollen Kräfte der Hölle zum Schaden Anderer verwendet. Der Glaube an Zauberer und Hexen ist eine Geburt der Unwissenheit, ein Kind des unaufgeklärten armen Verstandes, der in Mährchen und Phantasmagorien die Erklärungen von auffallenden Erscheinungen in der Natur und des menschlichen Lebens suchte, zu denen er aus Unbekanntschaft mit den Naturgesetzen den Schlüssel nicht finden konnte. Der Mensch ist ein Ursachenthier, sagt Hume; er fühlt ein geistiges Bedürfniß, den Grund eines jeden Phänomens, was seine Neugierde reizt, zu entdecken: verschließen ihm nun Unwissenheit den Weg zur Einsicht der Wahrheit, und besitzt der Verstand keine anderweitige Erfahrung, keine Vorstellung, die als genügende Erklärung ihm dienen könnte; so tritt die Phantasie an seine Stelle, schafft Wolkenbilder und luftige Wesen, die sie als Grund den Erscheinungen unterschiebt; das Bedürfniß ist befriedigt und der kindische Verstand, anstatt zu untersuchen, spielt. Der Glaube an die Möglichkeit eines Einflusses böser Dämonen ist daher unter rohen und ungebildeten Menschen so allgemein verbreitet und unter Barbaren und Wilden so herrschend, daß sie Zauberer und Zauberinnen zugleich fürchten und hochehren, indem sie in der Macht des Einen ein Gegenmittel wider die Kränkungen und Nachtheile, die ihnen ein anderer Zauberer bereiten könnte, suchen. Im Alterthume erstieg er eine solche Höhe, daß Priester ihn vertheidigten und selbst Männer, die sich Philosophen nannten, ihm einen Platz in ihrem Systeme einräumten und ihn schützten. Aus dem Heidenthume ging er in die christliche Kirche über, und eine Menge Kirchenväter, Justinus, Clemens Alexandrinus, Tertullianus, Lactantius ꝛc., waren seine Anhänger; bis endlich sogar vom päpstlichen Stuhle der Ruf zur blutigen Verfolgung der Hexen erscholl: 1484 führte Innocenz VIII. durch eine Bulle, einige Jahre vor Gründung des Reichskammergerichts, die Hexenprocesse ein und eine 1489 u. d. T. „Malleus maleficarum“, Hexenhammer, mit obrigkeitlicher Genehmigung erschienene

Schrift schrieb das bei diesen Processen zu beobachtende Verfahren vor. Lächerlich und ein Gefühl von Wehmuth erregend sind die Anstrengungen der Schriftsteller des Mittelalters und der vorigen Jahrhunderte, den Glauben an Hexerei zu beweisen und die Hexenprocesse zu rechtfertigen. Wie bei so Vielem, mußte auch hier die Bibel Gründe für den Wahn hergeben. Die ägyptischen Zauberer und Bileam's Esel, die Zauberin von Endor und der Teufel selbst, der Christus in der Wüste versuchte, wurden als unwidersprechliche Belege angesehen, und eine Anzahl Bibelstellen sollten erhärten, was Vernunft und Menschlichkeit verwarfen. Weil es Exod. Cap. 22. heißt: „Die Zauberinnen solle man nicht leben lassen"; Levit. Cap. 22.: „Wenn ein Mann oder Weib ein Wahrsager oder Zeichendeuter seyn werden, die sollten des Todes sterben, man sollte sie steinigen, ihr Blut sollte auf ihnen seyn"; weil Isaiä Cap. 21. sagt: „Wir haben mit dem Tode einen Bund und mit der Hölle einen Verband gemacht"; und Paulus an die Galater schrieb: „O ihr Unverständigen, wer hat euch bezaubert?" so war eine Verirrung des menschlichen Geistes keine Verirrung mehr, und die Vernunft sollte vor einigen falsch verstandenen Stellen der Bibel schweigen. Unter den Vertheidigern des Hexenglaubens zeichnet sich aus: Cäsarius v. Heisterbach, der im 13. Jahrh. 12 Bücher voll Zauber- und Hexengeschichten schrieb. Nicolaus Jacquerius gab eine „Peitsche der ketzerischen Zauberer" heraus. Ein großes Ansehen in Hexenprocessen erwarb sich Joh. Bodinus, „Daemonomania", 1579. In Baiern wurde eine Hauptstütze dieses unseligen Aberglaubens Peter Bielefeld, er sammelte Bekenntnisse von Zauberern und Hexen 1591, und Nic. Remigius folgte in seiner „Daemonolatria", 1594, dem Vorigen. Franc. Torreblanca, ein spanischer Rechtsgelehrter, glaubte das bisherige Verfahren gegen die Hexen zu gelind und munterte in seiner „Magia", 1613, die Richter zu einem strengern auf. Die gewichtvollste Authorität bei Theologen und Juristen erschrieb sich Benedikt Carpzov durch seine „In practica rerum criminalium qu. 48—50". 1681—1705 standen in London noch Joseph Glanvils und John Bedmon als Vertheidiger des unglücklichen Wahnes auf. Der Erstere suchte durch seinen „Sadducaeismus triumphatus" das Daseyn der Hexen aus Bibelstellen und historischen Gründen zu erweisen. Die allgemeine Meinung über Hexen, welche jene und eine Menge anderer Schriften unterstützten, war so absurd, daß man zweifelt, ob man die Thorheiten mehr belachen, oder die Schwächen des menschlichen Verstandes mehr beweinen soll? Menschen sollten durch ein Bündniß mit dem Satan, bei dem er entweder in einer Thier- oder scheußlichen Menschengestalt erschien, sich preisgeben, und den schnödesten, viehischsten Leidenschaften des Teufels zum Gegenstand anbieten. Sie mußten ihm geloben, so viel Unheil als möglich anzurichten, und er rüstete sie dagegen zu diesem Zwecke mit den Kräften der Hölle aus: sie verehrten ihn als ihren Gott, und er gab dagegen seinen Jüngern ein Mittel, ihre Wollust, ihre Habsucht und ihren Stolz zu befriedigen; sie verschrieben ihm ihre Seele auf ewig und er schenkte daher seinen Angehörigen die höchsten Güter der Erde und die Freuden des Lebens. Hexerei wurde demnach für das größte Verbrechen gehalten, und man verfolgte den Bruch des Bundes mit Gott, den die Hexen in der Taufe beschworen hatten, mit Feuer und Schwert, unterwarf die Angeklagten peinlichen Processen, und die Ueberzeugung, welche die Richter nicht aus Beweisen entnehmen konnten, verschafften sie sich durch die

Folter, auf der sie den unglücklichen Weibern Bekenntnisse abpreßten, die, so unzusammenhängend und so unwahrscheinlich sie auch waren, doch die richterlichen Gewissen beruhigten. Die Selbstanklagen der Hexen kann man nur einer Geisteskrankheit zuschreiben; mit der Aufklärung und dem Verschwinden des Glaubens an Zauberer und Zauberinnen verschwanden auch sie. Die Hexenprocesse wurden mit einem furchtbaren Eifer betrieben. Weder durch die Wiederherstellung der Wissenschaften im 15. und 16. Jahrh., noch durch die Reformation wurde die tiefgewurzelte Meinung von der Hexerei und dem Einflusse der bösen Geister auf die Natur und auf den Menschen ausgetilgt, vielmehr dauerte sie unter den Protestanten wie unter den Katholiken fort. In England schrieb König Jacob I. ein ausführliches Werk zur Vertheidigung der Hexenverfolgung und in Holland fand dieß Buch an dem berühmten Voetius einen Vertheidiger. In Schweden wurden 1670 72 Frauen und 15 Kinder, wegen verbrecherischen Umgangs mit dem Teufel, hingerichtet. In Deutschland wurde jedoch dieß Unwesen, bei Katholiken und Protestanten, am Aergsten getrieben. In wenigen Jahren hatte bis 1678 ein holsteinischer Rittergutsbesitzer von Rantzow 23 sogenannten Hexen den Proceß machen und sie hinrichten lassen; zuletzt zog er auch den Gutsprediger, als mit den Hexen einverstanden, in Untersuchung, der seines Patrons Willkür den Obern aufdeckte, welches die Revisionen der Processe und eine Strafe von 20.000 Species zur Folge hatte. In dem Bisthum Würzburg wurden während 1627 bis 1629 in 19 Auto's da se 157 Personen gemordet; ja in dem einzigen Jahre 1659 fanden bei dem sogenannten großen Hexenbrande hier und in dem benachbarten Bamberg 1500 Menschen ihren Tod. Noch 1749 wurde in Würzburg eine unglückliche Nonne, Maria Renata Senger, der Zauberei überwiesen und enthauptet; ja im folg. J., 1750, wurde in dem protestantischen Stifte Quedlinburg eine Frau um ähnlicher sinnloser Beschuldigungen willen erwürgt und verbrannt. Zu Landshut in Baiern ward am 2. April 1756 ein 14 J. altes Mädchen, „weil sie mit dem Teufel Umgang gehabt, Menschen verzaubert und Wetter gemacht", enthauptet und verbrannt; 2 Jahre vorher war in Baiern ein Mädchen von 13 Jahren ebenfalls als Hexe geköpft und verbrannt worden, und noch 1780 wurde in der Schweiz — in dem protestant. Theile von Glarus — ein Mädchen wegen Zauberei hingerichtet. Zu verschiedenen Zeiten hatten sich gegen diese Menschenopfer des Aberglaubens mehre Stimmen bald furchtsam und leise, bald muthig und laut erhoben. Einer der ersten war Erasmus von Rotterdam, der in seinem „Lob der Narrheit" und seinen „Unterredungen" das Hexenwesen für eine Erfindung der Mönche ausgibt. Ein Pseudonym Ponzifibius in Piacenza 1515, Jos. Wier oder Weyer, auch Piscinarius genannt (Leibarzt des Herzogs v. Kleve, gest. 1558, welcher „De praestigiis daemonum" (1556, Fol.) schrieb, der auch als deutscher Dichter ausgezeichnete Jesuit Spee, welcher 1631 gegen die Hexenprocesse schrieb, dann vorzüglich Christian Thomasius in Halle (st. 1728) haben durch Bestreitung der in ihrem Zeitalter allgemein herrschenden Meinungen über Hexerei und Teufelsbesitzungen den allmälig erfolgten Untergang dieses Aberglaubens vorbereitet. Die vereinigten Niederlande verdanken es den Bemühungen eines Balthasar Bekker, daß die Hexenprocesse hier bereits 1610, ein volles Jahrhundert früher, als in dem übrigen Europa, ein Ende nahmen; aber wie wenig auch hier bei den niederen Volks-

classen der gesunde Menschenverstand über einen einmal eingewurzelten Aberglauben vermocht hat, davon haben wir erst in unseren Tagen einen merkwürdigen Beweis erhalten, indem noch 1823 zu Delden an einem alten Weibe die Wasserprobe vorgenommen wurde! S. „Dämonomagie, oder Geschichte des Glaubens an Zauberei ꝛc., mit besond. Berücksicht. des Hexenprocesses ꝛc.", von Horst, 2 Thle., 1818; ferner: „Geschiedenis der Heeksenprocessen door J. Scheltema", Haarlem 1828, 8.

Heynatz (Joh. Friedr.), verdienstvoller deutscher Sprachforscher, 1744 in Havelberg geboren, war erst in Berlin an einer der dortigen Schulen, dann als Rector und endlich als Professor zu Frankfurt a. d. O. angestellt, wo er 1809 starb. Als deutscher Sprachforscher gebührt ihm das Lob eines seltenen Fleißes in Aufsuchung alles Dessen, was zur Festsetzung oder Bestätigung seiner Regeln und grammatischen Bemerkungen dienen kann; allein selten wurde dieser Fleiß durch genugsame Wahl, durch Geschmack und philosophischen Geist geleitet. Von seinen bei Meusel verzeichneten Schriften haben mehre, u. a. die deutsche Sprachlehre, viele Auflagen erlebt und sind noch immer als brauchbar zu betrachten.

Heyne (Christian Gottlob). Dieser große und berühmte Humanist ward 1719 zu Chemnitz in Sachsen geb., wohin sein Vater aus Schlesien zur Zeit der Verfolgung der Evangelischen geflohen war und sich durch seiner Hände Arbeit kaum den nöthigen Unterhalt zu verschaffen wußte. Die drückenden Umstände, in denen er aufwuchs, mußten für ihn doppelt empfindlich seyn, da ihn die Natur mit einem tief- und zartfühlenden Herzen begabt hatte. Jedoch fehlte es ihm auch nicht an Stärke der Seele, sich über alle Kränkungen und Demüthigungen zu erheben, welchen er in seiner ungünstigen Lage ausgesetzt war; und seinem Geiste wohnte ein Kraft in, welche die widerwärtigen Schicksale, die ihn von Jugend auf verfolgten, nicht zu brechen vermochten. Schon frühe war es sein sehnlichster Wunsch, die lateinische Stadtschule besuchen zu können; allein hierzu fehlten durchaus die Mittel, bis sich seiner ein Geistlicher annahm und die geringen Kosten zu tragen versprach, um ihn in das Lyceum zu Chemnitz zu schicken. Heyne blieb dort in den beiden Classen von 1741—48 und zeichnete sich durch rastlosen Fleiß und schnelle Fortschritte vor allen seinen Mitschülern aus. Ungeachtet des schlechten Schulunterrichts und der Entblößung von allen literarischen Hülfsmitteln, hatte sich Heyne dennoch schon eine große Fertigkeit in den classischen Sprachen erworben, als er im J. 1749 die Universität in Leipzig beziehen sollte. Beinahe ohne alle Unterstützung gelassen, gerieth Heyne hier in die verzweiflungsvollste Lage; jedoch verlor er nie den Muth und die Kraft, dem Schicksale zu trotzen und sich aus der Niedrigkeit emporzuarbeiten. Unter seinen Lehrern schätzte er Ernesti am meisten, dessen zweckmäßige Kürze, Gründlichkeit und Ordnung im Vortrage ihn besonders anzogen; auch besuchte er die archäologischen und antiquarischen Vorlesungen des Prof. Christ. Da er aber nach damaliger Sitte einem bestimmten Brotstudium sich widmen mußte, so wählte er das der Rechte. Hierin wurde, so viel bekannt ist, der berühmte J. A. Bach sein einziger Lehrer, welcher, in Ernesti's Schule gebildet, das römische Recht in steter Verbindung mit alter Geschichte und Literatur vortrug. Heyne wurde ein fleißiger Schüler von Bach; und die Kenntnisse, die er hier sammelte, setzten ihn in den Stand, nochmals seine Vorlesungen über römische Alterthümer für Juristen mit so großem Beifall zu lesen. Auch schrieb er 1752 bei

seinem Abgange eine Magisterdisputation juristischen Inhalts. Durch eine lateinische Elegie, die Heyne auf den Tod eines reformirten Predigers verfertigte, und dessen Gemeine zum Andenken an ihren verewigten Lehrer mit typographischer Pracht drucken ließ, erregte er die Aufmerksamkeit des Grafen Brühl, auf dessen Prachtliebe nicht sowohl der Werth, als vielmehr das schöne Aeußere des Gedichtes Eindruck machte. Ein Stern des Glücks schien für Heyne aufzugehen, der bisher ohne alle Hülfsmittel sich kaum das Leben zu fristen vermochte. Auf den Rath seiner Freunde begab er sich im April 1752 nach der Residenz, um sich dem Minister persönlich zu empfehlen. Allein seine Erwartungen wurden getäuscht; mit leeren Versprechungen wurde er abgespeiset. Durch eine Hofmeisterstelle bei einem jungen Adeligen half er sich durch den Winter; allein diese hörte im April 1753 schon wieder auf. Seine Noth stieg nun auf das Höchste; er litt oft Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen. In diesem traurigen Zustande blieb er den Sommer und Herbst 1753 hindurch, bis es ihm endlich nach wiederholtem Gesuche gelang, als Copist auf der Brühl'schen Bibliothek angestellt zu werden mit 100 Thaler Gehalt. Jedoch diese Anstellung sicherte noch keineswegs seine Existenz; den meisten Nutzen gewährte sie ihm dadurch, daß sie ihn näher mit den Werken der classischen, sowie auch der brit. und franz. Literatur bekannt machte. In dieser Periode war es auch, als die Noth ihn zum Schriftsteller machte; seine ersten Versuche waren Uebersetzungen eines franz. und griech. Romans. Bald darauf eröffnete er seine weitere Laufbahn mit der Ausgabe des Tibull, den er vor allen röm. Dichtern wegen der unübertrefflichen Zartheit und Wahrheit seines Gefühles liebte. 1754 ward er mehr durch Zufall als durch innern Beruf zu einer Herausgabe des Epiktet geführt, die zugleich einen Beweis von seiner Kenntniß des Griechischen gab. Beide Werke wurden in Deutschland keiner besondern Aufmerksamkeit gewürdigt; im Auslande aber gründeten sie jetzt schon seinen Ruhm. Um eben diese Zeit ward Heyne auch mit Winckelmann bekannt, der sich damals zu seiner Reise nach Italien vorbereitete, und sehr oft die Brühl'sche Bibliothek besuchte; beide Männer aber, damals noch in Dunkelheit und Dürftigkeit, wurden erst späterhin, als Winckelmann schon in Italien war, durch Briefwechsel vertrauter. Der einbrechende siebenjährige Krieg, dessen Stürme so großes Unglück über sein Vaterland brachten, zerstörte auch sein kleines Glück, das er sich so theuer erkauft hatte. Seiner Besoldung und aller Erwerbsquellen durch ihn beraubt sah er sich wieder dem äußersten Mangel ausgesetzt. Wahrscheinlich wäre er der Last des einbrechenden Unglücks erlegen, hätte er nicht auf Rabener's Empfehlung in der Familie der Frau von Schönberg eine so liebreiche Unterstützung gefunden. Als Hofmeister begleitete er den Bruder dieser edlen Frau 1759 nach Wittenberg, wo er ein Jahr durchlebte, sich aufs Neue den akademischen Studien ergab und bei dem trefflichen Historiker Ritter eigentlich den Grund zu seinen nachmaligen geschichtlichen Forschungen legte. Die Kriegsunruhen aber störten ihn bald aus seinen Studien auf und brachten ihn in die mannigfaltigsten, ja oft wiederum in die drückendsten Lagen. Allein dieser Zeitraum blieb nicht nur verloren; sein Geist wurde nicht nur durch die vielen Schläge des Schicksals immer mehr gestählt, sondern er wurde auch wegen der vielerlei Lagen, in die er kam, nicht wenig zum künftigen Geschäftsmanne ausgebildet. Um diese Zeit unternahm Heyne die Ausarbeitung zu Lippert's

drittem Tausend Pasten von geschnittenen Steinen. Durch Ruhnkens erhielt er 1762 nach Geßner's Tode die Professur der Beredtsamkeit in Göttingen, die Aufsicht über das Seminarium, das Bibliothekariat und eine Stelle als ordentliches Mitglied in die Societät der Wissenschaften. Hier beginnt zwar eine neue, eine ruhigere, aber darum keineswegs sofort bequeme und erfreuliche Periode seines Lebens. Denn mit dieser Stelle waren die mannigfaltigsten Arbeiten verknüpft, die ihm besonders anfangs schwierig vorkommen mußten, da er in einen ihm ganz unbekannten Wirkungskreis trat. Er sagte sehr naiv von sich selbst: „Ich erlernte erst als Professor der Redekunst die Kunst, die ich lehren sollte". Dennoch wurden alle Schwierigkeiten besiegt. Schon am 23. Juli hielt Heyne seine Antrittsrede. Alle im Namen der Universität gehaltenen Reden und seine zahlreichen Programme, in welchen er sich mit der umfassendsten Gelehrsamkeit über die anziehendsten Gegenstände des Alterthums verbreitet, gaben Beweis, daß er die lateinische Sprache auf das Vollkommenste in der Gewalt hatte. Die meisten dieser Aufsätze hat er in seinen „Opuscula acad." 6 Thle. gesammelt. Seine Sprache ist nicht bloß correct, sondern auch bewundernswürdig leicht und fließend. Als öffentlicher Lehrer gründete er erst gegen Mitte der siebziger Jahre seiner Beifall. Zwar hatte sein Vortrag nicht jene schulgerechte Regelmäßigkeit, die der große Haufe sucht; allein er fesselte durch einen hohen Grad von Lebendigkeit, durch eine Fülle von Gelehrsamkeit und überraschender neuer Ansichten. Er las über classische Literatur und Alterthümer, über die Oden und Sermonen des Horaz, ferner über die „Iliade", die „Odyssee" und den Pindar; dann über Archäologie oder alte Kunstgeschichte, die er zuerst in den Kreis des akademischen Unterrichts zog. Durch seine vortreffliche Leitung des philologischen Seminariums bildete er eine Menge Lehrer, die seinen Wirkungskreis weit über die Grenzen hinausführten, die er selbst zu überblicken vermochte, und späterhin die wohlthätigsten Wirkungen auf die bildenden Anstalten Deutschlands ausübten. Während seiner 50jährigen Theilnahme an der von Haller gestifteten Societät der Wissenschaften war er der Fleißigste von allen Mitgliedern; als ihren Secretair zeigte er den schnell ordnenden Geist eines gewandten Geschäftsmannes. Mit dem Secretariat der Gesellschaft hatte Heyne zugleich die Direction und Redaction der „Göttinger gelehrten Anzeigen" übernommen, der er 42 Jahre, von 1770 bis zu seinem Tode, vorgestanden hat; er war einer der thätigsten Mitarbeiter und vorzüglich unter ihm hatte sich die Zeitschrift das Verdienst erworben, Deutschland mit allen Werken und Forschungen im Fache der Literatur, die den Wissenschaften Erweiterung gewährten, bekannt gemacht zu haben. So ausgebreitet war Heyne's Wirkungskreis, dessen Mittelpunkt jedoch stets die classische Literatur, und besonders die poetische, blieb, welcher sein ganzes literarisches Leben von jeher und zunächst gewidmet war. Heyne war im wahrsten Sinne des Wortes Humanist. Das Studium des Alterthums war ihm etwas Höheres als bloße Wortkritik und Sammlung antiquarischer Kenntnisse, auf welche es bisher engherzige Schulgelehrsamkeit und Pedanterie beschränkt hatten. Er hatte das Alterthum von seiner schönsten und wahrsten Seite, von der poetischen, aufgefaßt; er sah das Studium desselben als ein Mittel zur Verfeinerung des Geschmackes, zur Veredlung der Gefühle, überhaupt als ein Mittel zur humanen Bildung des Geistes an. Diese Ansicht und die daraus entsprungene Behandlung des Alterthums mußten dem ganz-

zen Studium desselben einen höhern Reiz und Schwung geben. Jetzt war es möglich, daß die Alterthumskunde und classische Literatur jene allgemeine Achtung und Aufmerksamkeit, deren sie vorher ermangelt, erhielt. Jedem edlen Gemüthe war nun durch Heyne der Eingang in die schöne alte Dichterwelt geöffnet; sein eigenthümliches Verdienst war es, sie jedem nach Bildung Strebenden zugänglich gemacht zu haben. Aber er behandelte dennoch die classische Literatur nicht bloß als ästhetisches Studium, sondern vom Anfang an als gelehrtes, und Erläuterung der Dichtersprache mußte demselben vorangehen. Er achtete deßhalb das Studium der Sprache, der Grammatik und der Metrik; aber nur in so weit, als sie die Grundlagen des höhern Studiums der classischen Literatur sind. Diesen einmal gefaßten Gesichtspunkten ist Heyne immer treu geblieben; dieses überzeugen seine Ausgaben der griech. und röm. Dichter, welche ihm den ausgebreitetsten Ruhm im In- und Auslande, und sogar in einem andern Welttheile verschafften. In seinen Bearbeitungen des Tibull und des Virgil stellte er Muster der Dichtererklärungen auf, die nicht wieder übertroffen worden sind. Auch hat er eine Ausgabe des Pindar, für welchen bisher noch sehr wenig gethan worden war, veranstaltet, durch welche er den Versuch machte, diesen schwersten aller Dichter des Alterthums lesbar zu machen, um ihn in den Lehrkreis einzuführen. Die größte Arbeit, die Heyne ausgeführt, ist seine große Ausgabe des Homer, welcher er einen bedeutenden Theil seines Lebens, seiner Kräfte und seiner Studien widmete. Er entwickelte in derselben eine bewundernswürdige Fülle von Gelehrsamkeit, Feinheit des Geschmackes und Schärfe der Kritik. Diese Bearbeitungen der Dichter führten ihn natürlich auf das Studium der Mythologie, über welche er ein neues Licht verbreitete. Um in das Innere der griech. Mythologie tiefer einzudringen, bearbeitete er den Apollodor, der 1782 zum ersten Male erschien. Die Ergebnisse seiner mythologischen Untersuchung hat er theils in seinen Dichterausgaben, theils in der Einleitung und den Noten zum Apollodor, theils in mehren Abhandlungen der Societät bekannt gemacht. Durch seine „Antiquarischen Aufsätze", in welchen er von allen Gegenständen der Kunstgeschichte sprach, erwarb er sich sehr viele Verdienste um die Archäologie. In Wechselwirkung standen mit diesen archäologischen und antiquarischen Untersuchungen seine historischen Arbeiten, namentlich die Bearbeitung der griech. und röm. Alterthümer, und seine ausgebreitete Kenntniß der innern Geschichte, Verfassung und Gesetzgebung der Staaten des Alterthums, welche er mit feinem und politischem Blicke auf die Begebenheiten seiner Zeit anzuwenden wußte. Heyne war auch ein ebenso großer Geschäftsmann, der mit ausgezeichneten Eigenschaften des Geistes zugleich alle Vorzüge des Charakters verband, die den großen Geschäftsmann vollenden. Aus der reinsten Quelle des Patriotismus floß seine rastlose Thätigkeit für das öffentliche Wohl, deren Hauptmittelpunkt die Georgia Augusta war. Den Ruhm, das Ansehen und die Würde der Akademie aufrecht zu erhalten und zu erhöhen, dieß war das Ziel, auf welches er beständig hinarbeitete. Die Universitätsbibliothek wurde durch seine unermüdliche Thätigkeit und seinen bewundernswürdigen Ueberblick über alle Fächer der Wissenschaften in den vollkommenen Zustand gebracht, in welchem sie sich gegenwärtig befindet, sodaß sie von Kennern für die erste Büchersammlung gehalten wird, in welcher alle wichtigen Werke der gebildeten Völker in jedem Fache der Literatur enthalten sind.

Dies öffentliche Zutrauen genoß Heyne in einem Grade, wie wenige seiner Zeitgenossen; von allen Seiten wurden ihm die ehrenvollsten Aemter und Geschäfte anvertraut. Nicht nur wegen des ausgebreiteten Ruhmes seiner Gelehrsamkeit, sondern auch wegen seines rechtlichen und edlen Charakters und seiner feinen Bildung stand er mit den ausgezeichnetsten und bedeutendsten Menschen seiner Zeit in Verbindung; mehre derselben zog er sogar in den engern Kreis seiner Familie. Zu diesen letztern gehören ein Georg Forster, Huber und Heeren, welche sämmtlich seine Schwiegersöhne wurden. Sein ehrwürdiges Ansehen, das mit den Jahren immer höher stieg, war während der großen Staatenumwälzungen in Europa ein Palladium für die Universität, durch welches sie vor den Stürmen jener gefahrvollen Zeiten gesichert wurde. Bei der franz. Besetzung von Hanover, 1803—1805, geschah es hauptsächlich durch seine Mitwirkung, daß die Universität und Stadt Göttingen, sowie die ganze umliegende Gegend frei von feindlicher Besatzung blieb. Als das Königreich Westfalen gegründet wurde, hatte er am späten Abend seines Lebens noch die Freude, die Universität überhaupt und vor allen die Institute, denen er vorstand, verschönert und erweitert zu sehen, während er persönlich zugleich die Beweise der Huld des neuen Herrschers empfing. Ungeachtet seines hohen Alters setzte er mit jugendlich frischer Geisteskraft seine vielfachen Thätigkeiten fort. Der Kreis seiner Arbeiten wurde nicht bedeutend verengt; von diesen Geschäften gab er bloß die als Professor der Beredtsamkeit ab. Die Last der übrigen öffentlichen Geschäfte trug der 80jährige Greis noch immer mit Jünglingskraft. Bis an das Ende seiner Laufbahn hörte er nicht auf, Bildner der Jugend gewesen zu seyn; mit großem Fleiße arbeitete er noch immer für die Societät und besonders für die gelehrte Zeitung. Daß sein Geist in seinem hohen Alter noch ungeschwächt hell und frei war, davon geben die von ihm bis zu seinem Tod in diese Zeitschrift gelieferten Artikel den deutlichsten Beweis, in denen man in Vergleichung mit den früheren nicht nur eine größere Reife, sondern auch eine größere Frische des Geistes wahrnimmt. Endlich machte am 14. Juli 1812 ein plötzlicher Schlagfluß seinem thatenvollen Leben ein Ende. Seine Biographie hat A. H. L. Heeren weitläufig dargestellt (Göttingen 1813).

Heyse (Johann Christian August), geb. 1764 zu Nordhausen, ging 1783 von dem Gymnasium seiner Vaterstadt nach Göttingen, um sich der Theologie und Pädagogik zu widmen, während er zugleich Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaften in den Kreis seiner Studien schloß. Der Antrag zu einer Hauslehrerstelle führte ihn 1786 nach Oldenburg, wo er 1792 als Lehrer am Gymnasium angestellt ward, nachdem er bereits früher eine Mädchenschule als Privatanstalt errichtet hatte. Er legte 1806 seine Lehrerstelle am Gymnasium nieder, nahm aber 1807 einen Ruf nach Nordhausen an, wo er Rector des Gymnasiums wurde, das kurz vorher eine verbesserte Einrichtung erhalten hatte. Er wirkte wohlthätig für diese und andere Schulanstalten seiner Vaterstadt, bis er 1819 zum Director einer neu zu errichtenden Mädchenschule für die gebildeten Stände nach Magdeburg berufen wurde. Seine Thätigkeit auch in diesem Wirkungskreise fand allgemeine Anerkennung, bis er am 27. Jun. 1829 nach kurzem Krankenlager starb. Wie das Geschäft der Jugendbildung die Aufgabe seines Lebens war, so haben auch seine zahlreichen Schriften vorzugsweise diese praktische Richtung. Sein Erstling

war „Neuer Jugendfreund oder Ernst und Scherz" (4 Bde., Hamburg 1801—2). Seine grammatischen Arbeiten begann er mit einem zuerst 1804 zu Oldenburg erschienenen Wörterbuch zur Verdeutschung der Fremdworte, das später umgearbeitet und erweitert, unter dem Titel: „Allgemeines Fremdwörterbuch", in der sechsten Auflage (2 Theile, Hanover 1833) herausgegeben wurde. Seine „Theoretisch-praktische deutsche Grammatik" (Hanover 1814, 4. Auflage 1827) hat vielfältig dazu beigetragen, die Ergebnisse der neuern sprachlichen Forschungen zu verbreiten. Ein 1816 erschienener Auszug aus diesem Werke erlebte als vielbenutztes Schulbuch bis 1830 neun Auflagen. In seinen letzten Jahren beschäftigten ihn die Vorarbeiten zu einem Wörterbuch der deutschen Sprache mit Rücksicht auf Rechtschreibung, Bildung, Biegung und Fügung der Wörter und deren Sinnverwandtschaft, wovon er einen ansehnlichen Theil in der Handschrift hinterließ. Die Ausführung dieses Plans hat sein Sohn K. W. L., Professor in Berlin (bekannt als Herausg. von Solger's „Vorlesungen über Aesthetik", Leipzig 1829) in dem „Handwörterbuch der deutschen Sprache" (1. Theil, Magdeb. 1831—32) begonnen.

Hiatus, ein dem Ohre mißfälliges oder die Aussprache erschwerendes Zusammentreffen zweier Vocale in 2 aufeinanderfolgenden Wörtern. Nur in seltenen Fällen beleidigt der Hiatus das Ohr und ist zu vermeiden. 2. Großsprecherei, Maulaufreißen; 3. derjenige Fehler in Schauspielen, wenn zwei oder mehre Scenen nicht gehörig miteinander verbunden sind; 4. eine Lücke in einem Ganzen.

Hibernien, der alte Name Irlands, zuerst so von Julius Cäsar, von Pomponius Mela Juverna, vom Ptolemäus Juvernia, von Andern auch Overnia, Bernia, Iris, genannt. Aristoteles erwähnt dieser Insel unter dem Namen Jerna, indem er von Albion spricht; doch früher schon führt Orpheus in seiner „Argonautik" das Eiland Jernas an. Die Bewohner Britanniens erzählten dem Cäsar, daß Hibernien im Westen ihrer großen Insel liege und nur halb so groß sey, wie diese. Ptolemäus, von den dorthin gereisten Kaufleuten besser noch unterrichtet, fehlte in seinen Angaben über Größe, Gestalt und Lage nur wenig; durch jene Mittheilungen sah er sich auch im Stande, eine Charte von Hibernien zu fertigen und ziemlich genaue Nachrichten von ihrer Küste, ihren Vorgebirgen, Flüssen und Bewohnern zu hinterlassen. Agricola traf alle Vorbereitungen zu einem Kriegszuge dahin, der jedoch unterblieb, deßwegen kam Hibernien nie unter die Gewalt der Römer. Vgl. Irland.

Hibriden, Bastarde, nennt man bei lebendigen Geschöpfen die Thiere, welche aus der Vermischung zweier verschiedener Thiergattungen hervorgehen. Z. B. wenn Pferd und Esel, Fuchs und Hund, Wolf und Hund sich begatten und fruchtbar werden. Die Natur, welche stets ihre Geschlechter rein zu halten sucht und es nicht leidet, daß die Kunst ihre Schranken durchbreche, und so neue Gattungen erzeugt werden, hat den Hibriden es versagt, wieder fruchtbar zu werden. Es gibt auch Hibriden-Pflanzen; sie entstehen auf dieselbe Weise. — Hibridisch, ein aus 2 Sprachen zusammengesetztes Wort.

Hidalgo, portugiesisch Fidalgo, eine andre Schreibart Hijodalgo, die auch den Ursprung des Wortes erklärt, denn Hijodalgo ist zusammengezogen aus Hijo, Sohn, und Algo, Vermögen, Reichthum, bezeichnet schlechthin einen Edelmann, Edelbürtigen. Diejenigen, welche zu dem hohen Adel Spaniens gehörten, führten vordem den Namen Ricos

Hombres, die reichen Männer, der aber jetzt durch den Titel Herzoge, Marquis, Grafen u. s. w. verdrängt ist, und im Allgemeinen durch die Benennung Titulados betitelt ersetzt wurde. Unter den Mitgliedern des hohen Adels sind die Granden (s. d.) besonders durch die verschiedenartigstens Vorrechte ausgezeichnet, da sie theils zur königl. Familie gehören, theils sich durch alten Adel und Güterreichthum vor den übrigen Ricos Hombres auszeichnen. Den mindern Adel Spaniens bilden die Cavalleros Ritter, Escuderos (eigentlich Schildknappe, Diener einer vornehmern Dame; entspricht aber ganz dem englischen Esquire, ein Edelmann, der nicht Ritter ist) und die Hidalgos, deren es 2 Classen gibt: Hidalgos de Naturaleza, Edle von Geburt, und Hidalgos de Privilegio, solche, die entweder die Adelsrechte vom Könige als Belohnung erhielten, oder dieselben sich erkauften. Diese letzte Classe wird wenig geachtet, da überhaupt die Hidalgos, außer ihrem Ahnenstolze, der in Spanien besonders gehegt und gepflegt wird, im Leben der bürgerlichen Classe fast ganz gleich stehen.

Hierarchie, griech., eigentlich die heil. Regierung oder Herrschaft, bezeichnet im kathol. Sinne die geistliche Macht aller Stufen des Kirchenvorstandes, nicht bloß die des Papstes — wie man so oft behauptet hat — und am allerwenigsten die weltliche Gewalt, die sich mit dem Papstthume allgemach vereinigt und auch wieder ganz wegfallen könnte, ohne daß deßwegen die kirchliche Hierarchie gekränkt würde. Vgl. Kirchenverfassung, kathol., und Papst.

Hieres und Hierische Inseln. Hieres, Seestadt im franz. Departement Var, Bezirk Toulon, an einer schönen, großen und sichern Bai des Mittelmeeres, mit schönen Gärten — in einem derselben 8000 Citronenbäume — und 6500 Einw., die viel Salz bereiten und die schönsten Früchte in Frankreich ziehen. Die Stadt liegt amphitheatralisch auf einem hohen Felsen, auf welchem sich Trümmer eines alten Schlosses befinden. Sie erscheint von Außen mit ihren weißen Häusern ansehnlich, ist aber im Innern schmutzig und verfallen, weil die reichen Einwohner sämmtlich außer den Ringmauern wohnen. Bachaumont und La Chapelle haben in ihrer bekannten dichterischen Reise den ewigen Frühling und die lachenden Gefilde der Gegend um Hieres schön geschildert, wo Pomeranzen, Citronen, Dattelpalmen reichlich gedeihen. An der Küste im Golfe von Toulon liegen die Hierischen Inseln, Porquerolles, Port Gros, Levant und Bagueaur, vormals der äußerst schönen Agrumen wegen, die man daselbst fand, Goldinseln genannt, sind jetzt nackte Berge, fast ohne Baum und Strauch und ohne Schutz gegen die sengende Sonnenhitze. Doch ist das Klima vortrefflich und die übermäßige Hitze wird durch die Seewinde etwas abgekühlt. Nur 2 dieser Inseln sind bewohnt.

Hiero I., Bruder und Nachfolger Gelon's (s. d.) in der Regierung von Syrakus, 478 vor Chr. In den ersten Tagen seiner Herrschaft galt er, einigen Geschichtschreibern zufolge, mehr für einen Tyrannen als für einen rechtmäßigen König. Die Achtung, in der sein Bruder Polyzelus stand, hielt allein das Mißvergnügen seiner Unterthanen zurück. Bis zum Uebermaß argwöhnisch, suchte Hiero sich seines Bruders zu entledigen und gab ihm den Befehl über die Sybaris gegen Kroton zu Hülfe gesandten Truppen. Aber Polyzelus, der seine Absichten durchschaute, suchte eine Zuflucht an dem Hofe seines Schwiegervaters Theron, Königs von Agrigent. Ueber den Schutz, welchen er hier fand, brach ein Krieg aus. Hiero endigte jedoch denselben, indem er seinem

Feinde einen Dienst erwies. Die Einwohner von Himera wurden durch Trasydäus, des Thero Sohn, hart regiert; müde der Bedrückungen, machten sie dem Hiero den Antrag, ihm ihre Stadt zu übergeben. Der König von Syrakus, weit entfernt, diesen Vortheil zu benutzen, benachrichtigte davon Thero, der, nicht minder großmüthig, ihm den Vorschlag machte, durch einen dauerhaften Frieden die zwischen ihnen bestehenden Streitigkeiten zu endigen. Hiero empfing aus den Händen des Königs von Agrigent dessen Schwester zur Gemahlin, und Polyzelus trat in die Gunst seines Bruders zurück. Ohne Feldherrntalente zu zeigen, endigte Hiero mit Glück alle Kriege, die er zu unternehmen genöthigt war. Er vertrieb die Einwohner von Naxos und Katana, bevölkerte beide Städte mit einer neuen Colonie, gab den letztern den Namen Aetna und nahm selbst als Stifter den Namen Aetneus an, indem er damit Anspruch auf die Heroenehre machte, die man Denen zustand, welche eine Stadt, deren Bevölkerung sich auf 10,000 Einw. belief, gründeten. Bald nach Hiero's Tode aber bemächtigten sich die Katanäer ihres alten Vaterlandes wieder und verjagten die dahin versetzten Einwohner; diese erbauten nicht weit davon eine andre Stadt, Namens Aetna, und Katana nahm den seinigen wieder an. Wenn einige Flecken die ersten Regierungsjahre Hiero's verdunkelt haben, so muß man dieß der peinlichen Ungewißheit zuschreiben, die von dem Standpunkte, auf den er gestellt war, unzertrennlich war; aber er hat seine ersten Fehler durch schöne Handlungen, die sein Leben verherrlicht haben, wieder gut gemacht. Es war ihm eine angenehme Pflicht, seinen Bundesgenossen in ihren Kriegen beizustehen und vornehmlich die Schwächern zu beschirmen; aber was ihn in die Reihe der großen Fürsten setzte, ist der besondere Schutz, den er den Wissenschaften gewährte, und die günstige Aufnahme, welche Gelehrte aller Art bei ihm fanden. Eine lange Krankheit, die ihn befiel, war die hauptsächliche Ursache dieser Veränderung. Da er sich nicht mehr mit den Sorgen der Königswürde beschäftigen konnte und Erholung zu suchen ihm Bedürfniß ward, versammelte er eine Gesellschaft von unterrichteten Männern um sich, in deren Unterhaltung er sich gefiel. Damals lernte er den Reiz der Wissenschaften kennen und auch nach seiner Genesung hörte er nie auf, sie zu schätzen. Sein Hof ward der Sammelplatz der berühmtesten Männer seiner Zeit. Pindar und Simonides waren seine besten Freunde; Aischylos fand, nachdem er Athen verlassen hatte, an seinem Hofe die Belohnung, welche er verdiente. Auch Bakchilides und Epicharmos hielten sich an demselben auf. Xenophon gab seinem Gespräch über die Eigenschaften der Könige den Titel „Hiero": die schönste Lobrede dieses Monarchen. Stets bereit zu geben, setzte er seiner Freigebigkeit keine Grenzen. Seine Siege in den Spielen Griechenlands hat Pindar in mehren Oden verherrlicht. Hiero starb zu Katana 467 v. Chr. und hinterließ die Krone seinem Bruder Thrasybul, der sie aber schon nach einem Jahre verlor.

Hiero II., König von Syrakus, regierte ungefähr zwei Jahrh. nach dem Vorigen. Sein Vater Hierokles behauptete, von der Familie Gelon's herzustammen. Als Jüngling focht er mit großer Tapferkeit unter dem Pyrrhus, der um diese Zeit Sicilien gegen die Carthager beistand. Unter diesem bildete er sich zu einem sehr geschickten Feldherrn. Mit der Tapferkeit verband er auch die edelsten Eigenschaften, und sein schöner gesunder Körper und sein angenehmer Umgang machten dieselben noch

liebenswürdiger. Nachdem Pyrrhus Sicilien verlassen hatte, erwählten ihn die Syrakusaner mit zu ihrem Heerführer. Er stellte die Ordnung in Syrakus, wo bisher Alles in der größten Verwirrung gewesen war, so gut wieder her, daß man ihm aus Dankbarkeit die größte Gewalt im Kriege und in Civilsachen übertrug, bis eine ordentliche Regierung wieder eingerichtet seyn würde. Syrakus hatte jetzt seine Streitigkeiten mit den Mamertinern und Hiero agirte sehr glücklich gegen dieselben. Seine Siege brachten eine so günstige Stimmung gegen ihn hervor, daß er einstimmig zum Könige erklärt wurde. Schon war es so weit, daß die Mamertiner einen Frieden mit ihm schließen und die Stadt Messana ihm übergeben wollten, als das Versprechen von Carthago, sie zu schützen, die Sache wieder rückgängig machte. Auch die Römer waren von den Mamertinern zu Hülfe gerufen worden, und da die Römer hörten, daß die Carthager sich in die Sache mischen wollten, so beschlossen sie, diesen zuvorzukommen und sie von der Besitznehmung Messana's abzuhalten. Deßhalb schickten sie auch Hülfstruppen dahin ab, welche die Mamertiner bereitwillig aufnahmen. Nun verbanden sich die Carthaginenser mit dem Hiero gegen die Mamertiner und Römer. Messana wurde von beiden belagert und Hiero selbst von dem römischen Consul Claudius geschlagen. Weil die Carthager ihn dabei nicht gehörig unterstützt hatten, so hob er das Bündniß mit ihnen auf und schloß einen Frieden mit den Römern, die schon gegen Syrakus vorgerückt waren. An dem Kriege nahm sodann Hiero keinen weitern Antheil, außer daß er die Römer von Zeit zu Zeit mit Lebensmitteln versorgte. Er regierte seinen Staat die ganze Zeit des ersten punischen Krieges über in vollkommener Ruhe und bemühte sich, das Glück seiner Unterthanen zu befördern. Alle innere Unruhen dämpfte er glücklich, beförderte vorzüglich den Ackerbau und verfaßte sogar eine Schrift über diesen Gegenstand, welche aber verloren gegangen ist. Er regierte noch im Anfange des zweiten punischen Krieges und blieb immer ein eifriger Freund der Römer, sodaß er ihnen auch seine Flotte gegen die Carthager anbot. Nach der Schlacht am See Trasimenus ließ er den Römern durch eine Gesandtschaft seine aufrichtige Theilnahme an ihrem Unglücke bezeugen und schickte ihnen ein ansehnliches Geschenk an Getreide nebst dem Bilde einer Siegesgöttin von Golde. Ueberhaupt war er ein sehr freigebiger Fürst. Als ein Erdbeben die Insel Rhodus verwüstet hatte, schickte er den unglücklichen Einwohnern 100 Talente zum Geschenk. Unter ihm lebte auch der berühmte Archimedes, mit dessen Hülfe er eine große Anzahl von öffentlichen Gebäuden, Tempel, Palläste, Zeughäuser u. s. w. aufführen ließ. Auch bauete er sehr viele Schiffe, meistens zum Behufe des Getreidehandels. Eins derselben zeichnete sich besonders durch seine ungeheure Größe aus; er machte dem Könige Ptolemaios ein Geschenk damit. Den Römern blieb er selbst nach der Schlacht bei Cannä noch treu, obgleich die Carthager große Verwüstungen in seinem Gebiete anrichteten, und sein eigener Sohn, Gelon, sich für die Carthager erklärte, der jedoch starb, ehe er etwas zu ihrem Vortheile unternehmen konnte. Bald darnach wurde auch Hiero, im 90. Jahre seines Alters und im 54. seiner Regierung, seinem Volke entrissen (214 v. Chr.), das durch seine tiefe Trauer anzeigte, wie viel es an ihm verloren hatte. Da sein Sohn Gelon noch vor ihm gestorben war, so hinterließ er die Krone seinem Enkel Hieronymus.

Hierodulen, heilige Tempeldiener. Es gab bei dem Tempeldienste

der Griechen Jünglinge und Mädchen, die für den Schmuck der Tempel, die Bekränzung der Altäre, das Malen, Sticken und Reinigen der Schleier und Gewänder der Götterbilder zu sorgen hatten. Diese Mädchen hießen Plyntriden und Ergastinen, und die Jünglinge und ältern Tempeldiener nannte man Neokoren, Pastophoren, Hierophanten und Daduchen. Ganz verschieden hiervon ist aber das eigentliche Hierodulenwesen. Dieß stammt aus dem asiatischen Dienste der Naturgottheit her. Bekanntlich verehrte man dort in den ersten Jahrhunderten die Sterne, als das schaffende, zeugende, belebende Princip, und den Mond oder auch die Erde als das empfangende, gebärende und ernährende Grundwesen; dieß dachte man sich personificirt als Venus Urania, doch nicht in dem Sinne der hohen, himmlischen Unschuld und Reinheit der spätern Griechen. In den rohesten Zeiten wurden dieser Göttin Menschenopfer gebracht; ihre Verehrung verlangte das Leben der blühendsten und schönsten Jungfrauen; als im Fortgange der Kultur menschlichere Gesinnungen herrschend wurden und der Dienst der Götter kein Blut mehr forderte, aber auch zugleich, mit dem Verschwinden der Rohheit, eine neue Verfeinerung der Sitten, die bei den sinnlichen Asiaten in Sittenlosigkeit überging, eintrat, wurden aus diesen jungfräulichen Opfern Sklavinnen, die dem Heiligthume und den Lusthainen von frommen Gläubigen geschenkt oder auch aus dem Tempelschatze gekauft wurden. Außer den Dienst in den Hallen des Tempels zu leisten, mußten sie sich den Pilgrimmen und Anbetern der Venus Urania preisgeben. Der Lohn wurde zur Tempelcasse geschlagen. Die männlichen Hierodulen waren Tempeljünglinge, die mit gaukleriſcher Schwärmerei sich selbst zerfleischten und wüthend in Kreisen herumwirbelten, gleich den türkischen und indischen Fakirn. Strabo will in dem Heiligthums-Bezirke der komanischen Göttin auf dem Gebirge Kappadociens 6000 solche Hierodulen weiblichen und männlichen Geschlechts angetroffen haben. Bei jedem Tempel der phönizisch-carthaginensischen Urania, ja selbst bei denen der ephesischen und phrygischen Diana, waren solche leibeigne Mädchen, die man in phönizischer Sprache Benoth (d. i. junge Mädchen) nannte, woraus der Name Venus entstanden seyn soll. Von Asien kam dieser Venus-Dienst nach Griechenland; und vorzüglich berühmt war die Venus-Verehrung auf dem Berge Eryx in Sicilien. Eine Menge Hetairen boten hier unter dem Namen Hierodulen ihre Schönheit feil, und Alles, was sie durch ihre käuflichen Reize erwarben, mußten sie zum Tempeleigenthum geben. Mehr als Ein Venustempel, namentlich der in Samos, wurde von solchem Erwerb erbaut.

Hieroglyphe (von den griech. Wörtern Hieron und Glypto), heiliges Bildwerk, bedeutet allegorische Bilderschrift, und wir bezeichnen mit demselben Worte vorzüglich die alten ägyptischen Schriftzüge, die wir theils in den Papyrusrollen geschrieben, theils an den Obelisken, Tempelwänden und Gräberwänden in Aegypten eingegraben oder gemalt finden. Unter diesen alten ägyptischen Schriftzügen müssen drei verschiedene Arten, welche freilich unter sich verwandt sind, unterschieden werden; nämlich: 1) hieroglyphische Schrift im engern Sinne, die sowohl in den Papyrusrollen als an den öffentlichen Denkmälern vorkommt, und unter deren Schriftzeichen viele Abbildungen von Menschen, Vögeln, Pflanzen und Geräthschaften sich befinden; 2. hieratische Schrift, welche vorzüglich in Papyrusrollen und auf Mumiensärgen vorkommt, ein mehr

buchstabenähnliches Ansehen hat, jedoch mitunter auch flüchtig gezeichnete Abbildungen von Menschen und Vögeln zu enthalten scheint; 3) enchoriſche Schrift, welche faſt nur in Papyrusrollen vorkommt und ein ganz buchſtabenartiges Anſehen hat; dieſe dritte Art nennt man auch demotiſche und epiſtolographiſche Schrift. Schon Herodot, Diodor und Clemens Alexandrinus unterſcheiden dieſe drei Arten der alten ägyptiſchen Schrift, und Clemens gibt über die Einrichtung derſelben einige allgemeine Nachrichten, die indeß bei weitem nicht den Leſer in den Stand ſetzen, einzelne ägyptiſche Texte wirklich leſen und verſtehen zu können. Viele neuere Gelehrte beſchäftigten ſich daher damit, eine Methode aufzufinden, nach welcher Hieroglyphen, und zwar beſonders die eigentlichen Hieroglyphen im engern Sinne, geleſen und erklärt werden könnten. Die Schwierigkeit dieſer Unterſuchung wurde dadurch erhöht, daß man auch über die Beſchaffenheit der alten ägyptiſchen Sprache, welche in den Zeiten der einheimiſche Könige, der perſiſchen Herrſchaft und der Ptolemäer geredet worden, in Zweifel war. Wir kennen zwar aus vielen Schriften die ſpätere ägyptiſche oder koptiſche Sprache, welche in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Zeitrechnung geſprochen ward; aber ob dieſe einerlei mit der ältern ſey, blieb ungewiß. Was nun die Beſchaffenheit der alten ägyptiſchen Schrift betrifft, ſo konnte dieſe vornehmlich von dreierlei Art ſeyn: entweder a) Bilderſchrift, welche die Begriffe darſtellt durch Abbildung der ſinnlichen Geſtalt des Gegenſtandes derſelben, ſodaß z. B. der Begriff Menſch dargeſtellt wird durch das Bild eines Menſchen; oder b) ſymboliſche Schrift, welche die Begriffe darſtellt durch willkürlich angenommene Zeichen, z. B. den Begriff Menſch durch drei übereinanderſtehende Punkte, oder irgend ein anderes beliebiges Zeichen; oder c) Buchſtabenſchrift, welche nicht den Begriff unmittelbar darſtellt, ſondern nur das Wort, welches in der Sprache den Begriff bezeichnet. Die Meinung der meiſten frühern Gelehrten ging dahin, daß die alte ägyptiſche Schrift für Bilderſchrift und ſymboliſche Schrift zu halten ſey, indem ſie eine ſo große Anzahl von Zeichen enthalte, die noch nicht lauter verſchiedene Buchſtaben ſeyn könnten, und auch unter ihren Schriftzeichen ſo viele Abbildungen ſinnlicher Gegenſtände, als Geier, Eulen, Gänſe, Eier, Schlangen, Löwen, Füße, Hände, ſich fänden. Dieſe Meinung ſchien auch beſtätigt zu werden durch des alten Schriftſtellers Horapollo Werk: „Hieroglyphia“, worin viele alte ägyptiſche Schriftzeichen als Bilderſchrift erklärt werden. Indem nun aber die neuern Gelehrten die hieroglyphiſchen Texte als mit Bilderſchrift und ſymboliſcher Schrift geſchrieben zu erklären anfingen, fehlte es ihnen dabei freilich an feſten Fundamenten für die Erklärung der einzelnen Zeichen, und ſie überließen ſich dabei ihrer mehr oder minder beſonnenen Phantaſie. Der Pater Athanaſius Kircher ſchrieb mehre Foliobände über die hieroglyphiſchen Inſchriften und las darin metaphyſiſche und theoſophiſche Lehren einer wunderlichen von ihm erſonnenen Dämonologie. Der Abbé Pluche in ſeiner „Histoire du ciel“ las darin die Kalenderbemerkungen, Mondwechſel, Wetterbeobachtungen. Der Schwede Palin gebrauchte die bei den verſchiedenſten Völkern der Erde üblichen Embleme zur Erklärung von Hieroglyphen. Der Verfaſſer des Werks: „De l'étude des hiéroglyphes“, Paris 1812, las in den hieroglyphiſchen Inſchriften Davidiſche Pſalmen. Sickler zu Hilburghauſen nahm an, die alte ägyptiſche Sprache ſey der hebräiſchen ähnlich geweſen, und die Aegypter hätten nach dem Syſteme

einer gewissen Paronomasie geschrieben, sodaß sie einen Begriff bezeichneten durch die Abbildung eines zweiten Begriffs, dessen hebräisches Wort ungefähr ebenso lautete als das hebräische Wort jenes ersten Begriffs. Am vorsichtigsten verfuhren der Engländer Warburton und der Däne Zoega, welche sich begnügten, die von den alten Schriftstellern über die Hieroglyphen hinterlassenen Nachrichten zu sammeln und zu commentiren, welches Geschäft denn freilich nur geringe Resultate liefern konnte. — Endlich gelang es seit dem Anfange dieses Jahrhunderts durch ägyptische Denkmäler, wie die Inschrift zu Rosette (s. d.), auf welchen gleichlautende ägyptische und griechische Texte standen, der Beschaffenheit der alten ägyptischen Schrift näher auf die Spur zu kommen, und es haben sich bei diesen Untersuchungen vorzüglich der Engländer Thomas Young (s. d.) und der Franzose Champollion der Jüngere ausgezeichnet. In dem zu Cambridge erscheinenden „Museum criticum“ (Nr. 6, 1815) lieferte Ersterer eine bisher noch nicht übertroffene muthmaßliche Uebersetzung des ganzen enchorischen Abschnitts der Inschrift von Rosette, die Entzifferung sämmtlicher darin vorkommender Eigennamen und außerdem die Erklärung von 80 andern Wörtern und ein aus diesen Erklärungen sich ergebendes enchorisches Alphabet. Obwohl nun der Werth dieser einzelnen enchorischen Buchstaben völlig außer Zweifel gesetzt war, so blieb dennoch der größere Theil der enchorischen Abtheilung der Inschrift unlesbar, weil darin noch eine Menge Schriftzeichen vorkam, deren Gattung sich noch nicht ausmitteln ließ. Young kam bald auf die Ansicht, daß viele enchorische Wörter nicht alphabetisch geschrieben seyen, sondern symbolisch, durch Abkürzung oder flüchtige Zeichnung der gleichbedeutenden hieratischen und hieroglyphischen Schriftgruppen. Indem er die in der großen französischen „Description de l'Egypte“ abgebildete hieratischen Papyrusrolle studirte und ihre Texte mit correspondirenden hieroglyphischen Texten verglich, erkannte er deutlich, daß die hieratischen und enchorischen Schriftgruppen sehr häufig nur abgekürzte Cursivhieroglyphen seyen. Young unternahm nun auch die Untersuchung der hieroglyphischen Abtheilung der Inschrift zu Rosette, und lieferte 1819 in einem Supplement der „Encyclopaedia britannica“ den Artikel „Egypt“, worin er 200 hieroglyphische Schriftgruppen symbolischer Art erklärt. Zugleich bemerkte er aber auch, daß in Eigennamen, wie Ptolemäus und Berenice, alphabetische Hieroglyphen gebraucht zu seyn schienen, sodaß z. B. ein Löwe den Buchstaben L oder die Sylbe Lo, zwei Federn den Vokal E bezeichneten. Diese Bemerkung Young's wurde dann von dem Franzosen Champollion aufgefaßt, und führte ihn zu seiner berühmten Entdeckung der phonetischen oder alphabetischen Hieroglyphen, die er darauf fortwährend vervollkommnete. — Seit 1819 beschäftigte sich auch Spohn (s. d.) zu Leipzig mit der Entzifferung der rosettischen Inschrift und der enchorischen Papyrusrollen. Man findet seine Resultate in der von Seyffarth ergänzten und herausgegebenen Schrift: „De lingua et literis veterum Aegyptiorum“, Leipzig 1825—31. Seyffarth, von Spohn's Forschungen ausgehend, lieferte ein besondres System der Hieroglyphenerklärung: „Rudimenta hieroglyphices“, Leipzig 1826, und besuchte darauf viele Museen, um seine Ansichten zu vervollkommnen und zu begründen. — Obgleich wir durch Young's und Champollion's Forschungen nur erst dahin gelangt sind, in den ägyptischen Texten viele Einzelnheiten, Namen der Fürsten und Privatpersonen, Genealogien, Namen der Götter, Zeitdatirungen,

einzelne Sätze und Wörter mit Sicherheit entziffern zu können, so haben uns die Resultate doch nicht bloß über die Beschaffenheit der alten ägyptischen Schrift und Sprache, sondern auch über viele andere interessante Gegenstände schon belehrt. Das verschiedene Alter der ägyptischen Denkmäler, der Tempel, Obelisken, Gräber, Statuen, läßt sich nun durch die darauf angebrachten Inschriften genau bestimmen. Die Geschichte Aegyptens, die Genealogie und Chronologie seiner Dynastien haben aus den entzifferten Inschriften Aufklärungen erhalten. Die Mythologie der Aegyptier ist in vielen Punkten erläutert, über die gesellschaftlichen Einrichtungen und Verhältnisse des alten Aegyptens ist manches neue Licht verbreitet worden.

Hieronymiten, Ordensleute von verschiedenen Classen oder Congregationen. Die von der ersten heißen Eremiten des heiligen Hieronymus, sind aus dem dritten Orden des heil. Franciscus entsprossen und wurden im J. 1374 vom Papst Gregor XI. bestätigt. Sie haben die Regel Augustin's, tragen ein braunes Scapulier, nebst einer kleinen Kapuze und einem Mantel von gleicher Farbe, und haben den heil. Hieronymus zum Schutzpatron. Die zweite Congregation heißt Eremiten des heil. Hieronymus von der Observanz und folgt einer vom heil. Hieronymus eingerichteten Regel. Diese beiden sind vornehmlich in Spanien ausgebreitet, aber die dritte Congregation, welche keinen besondern Namen hat, besitzt auch Ordenshäuser in Italien und Tirol. Der Orden hat niemals nach politischer Größe getrachtet und war ganz das Gegenstück der Jesuiten, obgleich er, noch ehe Letztere entstanden, die Jugend zur Arbeitsamkeit erzog und der Menschheit vorzüglich nützliche Wissenschaften lehrte und verbreitete.

Hieronymus der Heilige, einer der gelehrtesten lateinischen Kirchenväter, geb. 331 zu Stridon, einer Stadt in Pannonien, ward früh zur Frömmigkeit angehalten und in der katholischen Lehre sorgfältig unterrichtet. In Rom lernte er die schönen Wissenschaften beim Grammatiker Donatus; hörte auch hier Vorlesungen über Philosophie, Mathematik und Astronomie. Nach seinem eigenen Bekenntnisse widerstand er den Lockungen des üppigen Lebens in Rom nicht: doch scheint, daß er nicht lange im Bösen beharret sey. Mit seinem Freunde Bonosus reiste er nach Trier, wo er den Entschluß faßte, der Welt ganz zu entsagen und sich der Andacht und dem beschaulichen Leben als Einsiedler zu widmen. Nach seiner Rückkehr in Rom wurde er zu Zeit des Papstes Liberius 366 getauft. Nach einem langen Aufenthalte in Aquileja beschloß er, in die Wüste Asiens zu ziehen. Er ging in die nach der syrischen Stadt Chalcis genannte Scheidewüste zwischen Syrien und Arabien, wo er mehre Jahre als Einsiedler die härtesten Arbeiten und Abtödtungen übte; dabei aber auch fleißig den exegetischen Studien oblag. 378 begab er sich aus seiner Einsamkeit nach Antiochien und nahm die Priesterweihe, jedoch mit ausdrücklich erklärter Bedingung, an keiner besondern Kirche angestellt zu werden, weil er die Freiheit nicht aufgeben wollte, in der Wüste als Mönch leben zu dürfen. Wir wissen nicht, wie lange er zu Antiochien blieb, sehen aber, daß er zu Konstantinopel war während der Zeit, die der heil. Gregor Nazianz dort zubrachte, um dessen Unterricht zu genießen. Gegen Ende 382 reiste er nach Rom, wo er in Geschäften der Kirchenversammlung arbeitete und vom Papst Damasus den Auftrag bekam, eine neue latein. Ausgabe des Neuen Testaments

zu besorgen. Auch übersetzte er die Psalmen in Latein. Seine latein. Bibelübersetzung liegt der Vulgata zu Grunde und seine Commentare gaben dem Studium der heil. Schrift neuen Schwung. Die strenge Lebensweise, welche Hieronymus zu Rom führte, der Ruf seiner Beredtsamkeit, der weite Umfang seiner Kenntnisse und insbesondere seine Schriftkunde erwarben ihm viele Bewunderer, Jünger und Jüngerinnen, auch unter den vornehmsten Matronen, die Licht und Erbauung bei ihm suchten. Unter diesen befanden sich die h. Asella, Marcella u. A.; mit keiner der röm. Matronen stand er aber in engerem Bunde der Freundschaft als mit der h. Paula. Diese zog ihm auch nach Palästina nach, 386, wo sie in der Nähe von Bethlehem von ihrem in Rom verkauften Vermögen ein Kloster bauen ließ Hieronymus lebte zu Bethlehem in einer kleinen Zelle, in schlechtem Gewande gekleidet, sich nach äußerster Nothdurft nährend von Kräutern und Brot, strenger Abtödtung und rastloser Arbeit obliegend bis an seinen Tod 420. An den Meletianischen, Origenistischen und Pelagianischen Streitigkeiten nahm er thätigen Antheil; überall verfocht er die Lehre der katholischen Kirche mit Eifer und Geschicklichkeit. Im Streite mit Jovinian und Vigilantius, die das ascetische Leben der Mönche bekämpften, zeigte er mehr Feuer als Reife des Urtheils. Stolberg („Geschichte der Religion Jesu", 14r Bd.) sagt ebenso wahr als treffend von ihm: „Er war einer von jenen Männern, welche Kraft, Feuer, ungemeine, mit Kenntnissen bereicherte Geistesgaben, den Beruf mächtiger Wirkung auf Andere zu verleihen scheinen, und denen auch rastlose Thätigkeit und glühender Eifer in ihren Bestrebungen einen ausgebreiteten Wirkungskreis zum Bedürfniß machen. Er hat daher, wiewohl er nicht Bischof war, weit mehr als viele Bischöfe gewirket, und seine unleugbaren Verdienste um die katholische Kirche hat diese dankbar anerkannt, daß sie ihn zu den Heiligen zählt und als großer Kirchenvater verehrt. Jedoch war Hieronymus nicht tadellos, und die ernste Geschichte darf seine Fehler weder verschweigen, noch vielweniger beschönigen. Nicht selten ließ er sich von seiner natürlichen Herbe, leidenschaftlichen Heftigkeit und Eifersucht hinreißen, sodaß er nicht in so reinem Glanze der Gemeine Gottes vorleuchtete, wie viele andre heilige Männer". Die beste Ausgabe seiner Werke ist die von Martianay und Pouget 1693—1706. 5. Bd. Fol.

Hieronymus von Prag, aus dem Geschlechte von Faulfisch, hatte auf den Hochschulen zu Prag, Paris, Oxford, Köln und Heidelberg studirt und ward 1399 Magister der freien Künste und Baccalaureus der Theologie, auch Ritter am Hofe des böhm. Königs Wenzel. Er war ein gelehrter Mann, aber von heftigem, stolzem Charakter. Er ward vom König Wladislaw von Polen 1410 zur Errichtung der Hochschule nach Krakau berufen; Siegmund von Ungarn ließ ihn vor sich predigen. Schon zu Oxford war er mit den vom Katholicismus abweichenden Lehren des engl. Gottesgelehrten Wiclef (s. d.) vertraut geworden. Derselbe behauptete: der Papst sey nicht das Oberhaupt der Kirche; die Bischöfe haben keinen Vorrang vor den gemeinen Priestern; durch eine Todsünde verlieren sie alle geistliche Macht, sodaß ein Bischof oder ein Priester, der sich in einem solchen sündhaften Zustande befindet, weder weihen, noch consecriren, noch taufen könne; die äußerliche Beicht sey unnütz, wenn der Mensch wahrhaft reuig ist; im Altarssacramente

sey Jesus nicht wahrhaft und wesentlich gegenwärtig ꝛc. Hieronymus brachte nicht nur in Prag die Wiclef'schen Schriften in Umlauf; sondern verkündigte selbst von der Kanzel herab jene antikatholischen Lehren, auch vor Ungarns Monarchen. Deßhalb in Wien verhaftet, ward er von den Pragern wieder befreit. Er begab sich nun nach Prag und unterstützte dort mit aller Kraft des Wortes und der That die kühnen Neuerungsversuche seines Freundes Joh. Huß, s. d., der ebenfalls in Wiclef's Geiste Dogmen verwarf, aber auch gegen Mißbräuche in der Kirche eiferte. Hieronymus unternahm es sogar, eine päpstliche Ablaßbulle vom J. 1311 öffentlich unter dem Galgen zu verbrennen. Kurz nach der Verhaftung seines Freundes Huß auf dem Concilium zu Kostnitz, eilte er, jedoch ohne Geleitsbrief, dorthin, um ihn zu vertheidigen. Aber als er merkte, daß ihm ein ähnliches Schicksal, wie seinem Freunde, bevorstehen dürfte, machte er sich flüchtig und kam bis an die böhm. Grenzen, nach Hirschau in der Oberpfalz. Hier fing er wieder an, seine Lehren auszustreuen und stieß so viele Lästerungen gegen das Concilium aus, daß endlich die Klagen an den Magistrat gelangten, der ihn anhalten und nach Kostnitz zurückbringen ließ. Man gab sich alle erdenkliche Mühe, ihn zurecht zu weisen. Nach Huß's Verbrennung, 6. Juli 1415, entschloß er sich zum Widerruf. Man führte ihn dem Concilium in der 14. Sitzung, den 23. Sept., vor; er bestieg die Kanzel und schwur die Lehren des Wiclef und Huß ab und betheuerte feierlich, im kathol. Glauben leben und sterben zu wollen. Er setzte sogar hinzu, daß, wenn er wieder davon abfallen würde, er sich aller Strenge der kanonischen und bürgerlichen Gesetze unterwerfen wolle. Allein er hielt nicht Wort. Da er sah, daß er sich durch seine Abschwörung die Verachtung seiner Secte, deren Abgott er war, zugezogen, ohne die Achtung der Katholiken zu gewinnen: so versöhnte er sich wieder mit seinen Anhängern und versuchte zum zweiten Male zu entweichen. Er wurde aber wieder ergriffen und behauptete nun mit unerschütterlicher Standhaftigkeit seine vorigen Lehren. Man übergab ihn also auch dem weltlichen Arm, und er wurde, wie Huß, nach dem 351., von Kaiser Friedrich II. bestätigten Gesetze des schwäbischen Landrechts, verbrannt. Er ging am 30. Mai 1416 unter Absingung des apostolischen Glaubensbekenntnisses und geistlicher Lieder getrost zum Scheiterhaufen und gab unter lautem Gebet seinen Geist auf. Seine Asche streute man in den Rhein. Seine eigenthümlichen Ansichten und Behauptungen stimmen nahe mit den Huß'schen überein. Bei seinen Reformationsversuchen war er, von fanatischem Eifer hingerissen, nicht selten zu Gewaltthätigkeiten geschritten. Er warf Mönche, die sich ihm widersetzten, in Fesseln, ja einen sogar in die Moldau. Die Evangelischen preisen den Hieronymus als einen Mann, der sich um die Vorbereitung der Kirchenreformation unsterbliche Verdienste erworben hat.

Hierophant, s. Eleusinische Geheimnisse.

Highwaymen nennt man in England die Banden von Räubern, die ihr Handwerk auf den königlichen Landstraßen treiben. Sie haben unter sich eine Art von Innung errichtet, rauben und theilen den Raub nach gewissen Gesetzen, und bilden eine Gesellschaft, die nach bestimmten Formen regiert wird. Sie theilen sich sogar in Classen, unter denen die eine ein größeres Ansehen hat als die andere. Die Geachtetsten unter ihnen sind die bewaffneten Räuber zu Pferde; weniger geachtet sind die,

welche es zu der Auszeichnung noch nicht gebracht haben und zu Fuße rauben; die Haus- und Taschendiebe und die andern kleinen Schnapphähne bilden die Canaille, auf die der Raubritter mit Hochmuth herabsieht.

Hilarius (der heilige), Bischof zu Poitiers, wo er im 4. Jahrh. aus einem alten edlen Geschlechte von heidnischen Eltern entsprossen. Er hatte einen vielumfassenden, lebhaften und feurigen Geist, den er von Jugend an mit den Schriften des Alterthums nährte und bildete. Des ernsten Jünglings Durst nach Erkenntniß ward durch sie erregt, aber gestillt erst durch Lesung unsrer heiligen Schriften, und er und seine Gattin nebst Tochter bekannten sich zum christlichen Glauben. Der Ruf seines sittlichen Wandels, verbunden mit seiner Gelehrsamkeit, bewog das Volk zu Poitiers, ihn auf den bischöflichen Stuhl zu erheben. Mit dieser Würde bekleidet, zeichnete er sich bald in den Arianischen Streitigkeiten als einen muthigen und geschickten Vertheidiger des katholischen Glaubens aus, und erwarb sich dadurch den Namen eines Erhalters der reinen Lehre, für die er Vieles dulden mußte und nach Phrygien ins Exil verwiesen wurde. So kühn Hilarius sich, als Vertheidiger der Wahrheit, in seinen Schriften zeigte, so schonend waren seine Grundsätze milder Duldsamkeit; er hielt es für erlaubt, mit Irrgläubigen, selbst mit den Arianern, in den Kirchen zu beten und ihnen den Gruß des Friedens zu geben. Er starb 368, nachdem er 355 die ersten Hymnen in lateinischen Versen und die Melodien dazu verfertigt hatte. Seine sämmtlichen Werke gaben heraus: Erasmus, Basel 1533, Fol.; Scipio Maffei, Verona 1730, 2 Bde. 8.; Fr. Oberthür, Würzburg 1793, 3 Bde. 8.

Hildburghausen, eins der sächsischen Herzogthümer Ernestinischer Linie, zusammengesetzt aus einem Theile des ehemaligen Herzogthums Koburg und der Grafschaft Henneberg, führt den Namen von seiner Hauptstadt, die der fränkische König Childebert, Clodwig's Sohn, gegründet haben soll. Die Stadt und ihr Bezirk, sowie Heldburg, Eisfeld und Königsberg, kamen durch Heirath an den Burggrafen v. Nürnberg, und später, ebenfalls durch Heirath, an Sachsen. Unter Ernst, dem 6. Sohne Ernst's des Frommen, wurden sie 1678 ein selbständiges Fürstenthum, welches 1683 durch das Amt und die Stadt Königsberg vergrößert wurde. Hildburghausen ward nun die Residenz des Fürsten Ernst, der seine Herrschaft nach Beendigung des koburgischen Erbfolgestreites noch über das Amt Sonnefeld, Behrungen, die eilsterschen Lehne und den Hof Militz erweiterte. Er führte in seiner Linie das Recht der Erstgeburt ein. Sein ältester Sohn Ernst Friedrich I. hinterließ bedeutende Landesschulden, die theils durch die Folgen des 7jähr. Kriegs, theils durch die verschwenderische Hofwirthschaft des Herzogs Ernst Friedrich Karl so sehr angewachsen waren, daß sie 1769 über 4 Mill. Gulden betrugen, unter welchen über 2½ Mill. Wechselschulden waren. Um das zerrüttete Finanzwesen wieder in Ordnung zu bringen, erhielt eine kaiserliche Debitcommission, unter dem Vorsitz des Prinzen Joseph Friedrich von Hildburghausen, die Verwaltung des Landes, dessen Einkünfte sich nur auf 200.000 rhein. Guld. beliefen. Der jetzige Herzog Friedrich, geb. 1763, Senior des Ernestinischen Hauses Sachsen, regierte seit 1780 und stand anfangs unter der Vormundschaft seines Großoheims, des Prinzen Joseph Friedrich, der 1787 starb. Er war seit 1785 mit Charlotte, Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, vermählt, welche 1817 starb. So groß die Schwierigkeiten waren, die der zerrüttete Staatshaushalt und die von der

Debitcommission verordneten Einschränkungen entgegensetzten, und die seit dem Anfange des Reichskrieges gegen Frankreich noch vermehrt wurden, so geschah doch Manches für die Beförderung der Landescultur, und besonders wurde seit 1795 für das Schulwesen durch die Gründung eines Schullehrerseminariums, durch die Verbesserung des Unterrichts und die Stiftung neuer Dorfschulen und einer höhern Lehranstalt in Hildburghausen viel Erfreuliches gewirkt. Wie der Herzog hier thätig eingriff, sorgte er auch für die Verbesserung der Waisenerziehung, für die Vervollkommnung der Armenpolizei durch Unterdrückung der Bettelei und Anlegung einer Industrieschule und für die Gesundheitspflege, welche besonders auch durch die, seit 1809 verordnete Verbreitung der Schutzpockenimpfung gefördert wurde. Mit der Auflösung des deutschen Reiches hörte zwar die Wirksamkeit der Debitcommission auf, aber die Ereignisse seit 1806 brachten dem kleinen Lande neue Gefahren und Bedrängnisse. Als der Kurfürst von Sachsen mit Frankreich Frieden geschlossen hatte, war der Herzog unter seinen Stammvettern der erste, der sich dem Rheinbunde anschloß, um die Selbständigkeit des Landes zu retten, ein Verhältniß, das neue schwere Opfer herbeiführte. Die alten Landstände, bestehend aus den sämmtlichen Rittergutsbesitzern und den Deputirten der 5 Städte, wurden in der Zeit des Rheinbundes beibehalten. Nach der Stiftung des deutschen Bundes war der Herzog unter den sächsischen Fürsten einer der ersten, welche die landständische Verfassnug im Sinne der Bundesacte ordneten, indem er 1817 die Mängel der alten Einrichtung, welche der Ritterschaft das Uebergewicht über die Städte gab, aufhob. Die Zahl der Deputirten wurde auf 18 gesetzt: 6 aus den Rittergutsbesitzern, 5 von den Städten, 6 aus dem Bauerstande und 1 von der Geistlichkeit. Den Ständen ward ein wesentlicher Antheil an der Gesetzgebung, die Steuerbewilligung mit eigner landständischer Cassenverwaltung, das Recht der Beschwerde und Anklage gegen Staatsdiener, und die Befugniß, neue Gesetze in Antrag zu bringen, eingeräumt. S. „Europäische Constitutionen", Bd. 3, Leipzig 1820, und Bd. 1 der n. Aufl., Leipzig 1832. — Das Herzogthum hatte vor 1826 auf 11 QM. 5 Städte, 120 Flecken, Dörfer und Weiler, mit 32.000 Einw., luther. Religion. Das Land liegt am südlichen Fuße des Thüringerwaldes und wird von den Flüssen Werra und Rodach durchströmt. Das Klima ist gemäßigt, doch rauh im Gebirge. Der mittelmäßig fruchtbare Boden trägt Getreide aller Art, Hülsen- und Gartenfrüchte, viel Flachs und Holz ꝛc. Außerdem zieht man die gewöhnlichen Hausthiere, Wild, Fische und Bienen. Das Steinreich liefert Eisen, Kupfer, Salz und in der Werra etwas Goldsand. Bei Schwarzbrunn wurde sonst eine Goldwäsche betrieben. Die Industrie besteht hauptsächlich in einiger Wollspinnerei, Wollzeugweberei und Gerberei; auch gibt es eine Porzellanfabrik, ein Blaufarbenwerk, Töpfereien, einige Eisen- und Blechhammer ꝛc. Die Landesschulden betragen ungefähr noch 600.000 Thlr. — Nach dem Theilungsvertrage vom Novemb. 1826, zwischen Koburg, Hildburghausen und Meiningen, die Länder der ausgestorbenen Linie Sachsen-Gotha und Altenburg betreffend, ist Hildburghausen, mit Ausnahme der Aemter Königsberg und Sonnenfeld, an Meiningen (s. d.) gekommen und hat am 23. Aug. 1829 eine das ganze Land umfassende Verfassung erhalten. Nach der neuen Eintheilung sind zu dem jetzigen Fürstenthum Hildburghausen Parcellen von Koburg, die Pflege Saalfeld und das Amt Kamburg geschlagen, se-

daß es 19½ QM. mit 60.000 Einw. in 10 Städten, 4 Flecken, 210 Dörfern enthält. Darin die Provinz Hildburghausen, 9 QM. groß, mit 28.300 Einw., enthält die Aemter Hildburghausen, Eisfeld, Heldburg, Veilsdorf und Behrungen. Die Hauptstadt Hildburghausen liegt an der Werra, besteht aus der Alt- und Neustadt, wovon die letztere schön und regelmäßig gebaut und zum Theil von franz. reformirten Flüchtlingen, unter Herzog Ernst Friedrich I., angelegt worden ist. Die 390 Häuser sind meist schön und von 4000 Menschen bewohnt. Bemerkenswerth sind das Schloß nebst Schloßgarten, das geschätzte Gymnasium, das Schullehrerseminar. Der bisherige Herzog von Sachsen-Hildburghausen aber hat Altenburg (s. d.) bekommen, und besitzt nunmehr 23½ QM. mit 105.000 Einw.

Hildebrand, s. Gregor VII.

Hildesheim, ehemaliges Bisthum, jetzt handverisches Fürstenthum in Niedersachsen, auf der Nordseite des Harzes, ein für den Ackerbau vortreffliches Land, welches die Viehzucht etwas vernachlässigt. Die Berge im südlichen Theile des Landes, der Solling, die Siebenberge, der Sunder u. s. w., sind meist mit trefflichen Eichen, Buchen, Eschen und Birken bewachsen, und die wenigen kahlen Berge haben ergiebige Steinbrüche und Eisengestein. Des Landes Hauptflüsse sind die Leine, Oker, Innerste und Fuse. Es hat gegenwärtig auf 32 QM. 136.500 Einwohner in 9 Städten, 4 Mfl., 135 Pf. Df. und 105 geringen Df. und 43 Vorwerken. Obgleich das Land früher als ein kathol. Bisthum zu betrachten war, so bekannten sich doch alle Städte, der größte Theil des Adels und die meisten Dörfer zur luther. Religion, deren Freiheiten durch den Receß von 1711 bestätigt waren. 822 hatte Ludwig der Fromme das Bisthum gestiftet. Als aber Johann IV. 1519 die hildesheimische Stiftsfehde mit Heinrich dem Jüngern von Braunschweig begann, lief diese, weil Heinrich Karls V. Liebling geworden, so unglücklich ab, daß der in die Acht erklärte Bischof nichts als die Dompropstei, nebst den Aemtern Steuerwald, Marienburg und Peine behielt. Im Laufe des dreißigjährigen Krieges änderte sich die Lage der Dinge. Bischof Ferdinand bekam durch einen 1643 mit den Herzogen von Braunschweig-Lüneburg geschlossenen Vergleich das sogenannte große Stift, bis auf die Aemter Lutter am Barenberge, Dachtmissen, Coldingen und Westerhofen, zurück. So blieb die Sache bis zum Reichsdeputationsschluß 1802. Der König von Preußen ergriff Besitz von diesem Lande, welches Napoleon 1807 mit Westfalen vereinigte, und der Frieden von 1814 und der Cessionsvertrag Preußens an Hanover abtrat. — Die hanöversche Landdrostei Hildesheim, 81½ QM. mit 328.500 Einw., besteht aus den Fürstenth. Hildesheim, Göttingen mit der Herrschaft Plesse, und Grubenhagen mit dem hanöv. Antheile am Eichsfelde und aus der Grafschaft Hohenstein. — Die Stadt Hildesheim, altmodisch gebaut, liegt an der Innerste auf einem abhängigen Boden, besteht aus der Alt- und Neustadt, hat ein Schloß, sehenswerthe Kathedrale, mehre andre Kirchen für den kath. sowohl als evangel. Ritus, Sitz der Landesbehörde, eines kathol. Bischofs nebst seinem Domcapitel, eines kathol. und eines luther. Consistoriums, hat ein kathol. Klerikalseminar und Gymnasium, ein luther. Gymnasium, mehre Wohlthätigkeitsanstalten, worunter seit 1826 auch eine Irrenanstalt, zweckmäßig eingerichtete Zwangsanstalt, Industrie- und Armenschule, in 1890 Häusern 13.450 Einw., welche Manufakturen in Leinwand und

Zwillig, Stärke-, Tabacks- und Wachslichterfabriken, Seifensiederei ꝛc. unterhalten und ansehnlichen Getreide-, Garn- und Leinwandhandel treiben. Vor der Stadt liegt, als eine Vorstadt, der Moritzberg.

Hill (Aaron, Esq., berühmter englischer Dichter, geb. in Wiltshire 1634, unternahm eine Reise in die Levante und durch einen großen Theil von Europa und gab nach seiner Rückkehr 1709 eine Geschichte des ottomanischen Reichs heraus, der bald mehre dramatische Stücke folgten, die seinen Ruf auch außer England verbreiteten. Er starb zu London 1748. Seine sämmtlichen Werke, von denen sich sein Lehrgedicht "The art of acting" auszeichnet, erschienen zu London 1753, 4 Bde. 8. — 2) Sir John, Aufseher über den königlichen Garten zu Kew, geb. 1717, sollte Apotheker werden, legte sich aber bald nur auf Botanik, ohne darin eine Anstellung finden zu können, weil seine Ausschweifungen und Thorheiten ihm immer in den Weg traten. Erst gegen das Ende seines Lebens, 1772, erhielt er die angeführte Stelle und starb den 21. Nov. 1775. Er hinterließ mehre botanische Werke, unter denen sich besonders seine "Naturgeschichte der drei Reiche", 3 Bde. Fol., und sein "System vegetal", 2 Bde. Fol., auszeichneten. Auch schrieb er einige Romane.

Hiller (Joh. Adam), geb. zu Wendischossig bei Görlitz 1728, wo sein Vater Schullehrer war, bildete sich zu Görlitz und auf der Kreuzschule zu Dresden nicht nur für die Wissenschaften, sondern auch für die Musik zur Universität Leipzig, wo er, neben den Rechten, diese Kunst forttrieb und sich dadurch den nöthigen Unterhalt erwarb. Von 1754 bis 1760 war er Hauslehrer beim jüngern Grafen von Brühl, besuchte mit seinen Zöglingen Leipzig zum zweiten Male, mußte aber wegen Anfällen von Hypochondrie diese Stelle aufgeben, verdiente sich, was er brauchte, durch die Herausgabe eines Journals, "Musikalischer Zeitvertreiber" genannt, das erste in seiner Art, und wurde 1764 als Director des sogenannten großen leipziger Concerts angestellt. Durch Einführung deutscher Operetten machte er sich um Deutschland, durch bessere Ordnung, die er bei den schon genannten Concerten einführte, wie durch Einrichtung einer Singschule für Frauenzimmer, um Leipzig sehr verdient. 1789 erhielt er an Doles Statt die Stelle eines Cantors und Musikdirectors an der Thomasschule in Leipzig, wo er an gänzlicher Entkräftung starb. Man hat von ihm mehre Opern, deren meiste Arien von der Bühne sich in das Volk verliefen und gern gesungen wurden, z. B. "Die Jagd", "Die Jubelhochzeit", "Die Liebe auf dem Lande", "Der Erntekranz" u. s. w.

Hiller (Joh., Freiherr von), östr. Feldmarschall-Lieutenant, diente anfangs in der Artillerie und brachte es durch seine Verdienste bis zum Range eines Generals. Im Kriege von 1809 befehligte er mit dem Erzherzog Ludwig die Colonne, welche am 20. April 1809 den Kaiser Napoleon schlug; allein er war glücklicher bei Neumark an der Rott, 24. April, gegen die Herzoge von Montebello und von Istrien und bewies bei und in Ebersberg, bei Aspern und Eßlingen die heldenmüthigste Tapferkeit. Seine Colonne eroberte Aspern und führte so den Sieg herbei. 1813 befehligte er das östr. Heer in Italien, mit der er bis Vicenza vorrückte, worauf er den Oberbefehl an den General Grafen von Bellegarde abgab und zum großen östr. Heer in Frankreich versetzt wurde, wo er trefflich die Plane unterstützen half, die endlich die Absetzung des Kaisers Napoleon zur Folge hatten. Seit 1814 war er commandiren-

der General in Galizien und Präsident des militairischen Gerichts zu Lemberg, wo er 1819 starb.

Himalaya, der, Himalih, d. i. im Sanskrit, Schneesitz, war bei den Alten der Imaus, von dem sie weiter nichts wußten. Es gilt dieß natürlich von der höchsten Kette dieses Gebirges, welches den Nordsaum von Bengalen und dem übrigen Hindostan in den kolossalsten Gestalten umgürtet und in seinen Verzweigungen das reizende Thal Kaschemir, das Vaterland der kostbaren Shawls, bildet. In seiner Ausdehnung zwischen dem Indus und Brahmaputra umfaßt es 12.000 QM. Der Himalaya hat jetzt 5 bekannte Uebergänge, von denen einer nach Tibet und 2 in die chinesische Tartarei führen. Zwischen 30 und 32° N. Br., südlich gegen Bussahir liegend, erhebt sich das jäh abschüssige Gebirge in seinen höchsten Spitzen bis gegen 27.000 par. Fuß, die Gebirgspässe aber erreichen eine Höhe von 17.000 Fuß, selbst die tiefeingeschnittenen Thäler der Flüsse, an welchen die wenigen Dörfer liegen, befinden sich noch in einer Höhe von 9—11.000 Fuß. Hochthäler von größerer Ausdehnung finden sich dort nirgends, wohl aber eine unzählbare Menge von nackten Felskuppen und Schneegipfeln. Ueberhaupt scheint die mittlere Höhe des Himalayakamms nicht geringer als 15.000 Fuß zu seyn. Der Himalayagürtel hat im Ganzen eine mittlere Breite von 80—100 Stunden und bildet nach Süden in 3—8 Parallelketten das indische Alpenland, den Südrand von ganz Hochasien. Die Berggipfel erheben sich über den Kamm noch 7—10.000 Fuß. In dem Theile des Gebirgs, der Ngari im Süden umläuft, liegen die Gipfel Bender Petsch'h an der Yamunaquelle, 21.155 engl. Fuß; Kedarnath an der Gangesquelle, 23.562 engl. Fuß; Bedrinath, 23.441 engl. Fuß; Dschawagiri oder Dschawahir, weiter östlich, 25.749 engl. Fuß. Man nennt eine Gegend des Gebirgs von 30° 50′ bis 30° 54′ N. Br. und von 96° 38′ bis 96° 47′ das Land Pandscha Parwata oder Fünfgebirge wegen seiner weithin leuchtenden 5 Riesengipfel. Gipfel von wenig geringerer Höhe als die eben genannten steigen aus den Umgebungen jener auf oder ruhen da und dort auf dem hohen Gebirgskamm von 95° 83′ und 97° 37′ L. Die höchste Kette des Himalaya streicht von Westen nach Osten. Hier befindet sich, etwa 35 M. SO. vom Dschawahir, der Dhawala-Ghiri, Weißeberg, 29° 30′ N. Br und 83° 45 L., dessen Gipfel, nach Blake und v. Humboldt, über 28.000 engl. Fuß hoch ist, im Norden des Landes Nepaul; noch weiter östlich der Gosaingthan, 24.740 Fuß, im Norden von Butan der Tschamalari, 26.000 Fuß, bis wo der Himalaya, etwa 115° L., sich in hohen Schneeketten nach Süden beugt, im Quellande des Brahmaputra. Dort dringen seine Schneeberge theils östlich bis ans Meer, theils weiter nach Süden vor. Geologisch merkwürdig ist ein vulkanischer Ausbruch, der 1827 auf dem höchsten Schneegipfel des Himalaya erfolgte. Der Abfall des Gebirges ist tiefer gegen Süden als Norden; furchtbare Schluchten, 2000 Fuß und tiefer, führen hinauf ins Innere desselben. Dort zeigt sich nun in einem sehr hohen Grade die ganze Schauerlichkeit einsamer Urgebirgsscenen. Waren es von unten an Quarz, Feldspath, Glimmerschiefer, die dem Wanderer begegneten, so trifft er hier zwischen Gletschern und Schneelasten, an Wasserstürzen und Rinnsalen nur schwarzen uranfänglichen Granit in durcheinandergeworfenen Blöcken und hereinhängenden Felsenwänden, über welche die Gipfel weiß emporstehen. Erdbeben schütteln sehr oft diese starre Welt durcheinander, mit großem

Getöse schleudern sie die Steinmassen und Lawinen herab in die Thäler und Flußbette. Solche Scenen sind es, die man sieht, wenn man den Quellen des Ganges (vgl. d.) oder des Yamuna naht. Schlünde und Abgründe gähnen neben Granitnadeln und Pyramiden, die bis 6000 F. relative Höhe haben. Diese furchtbare Einöde ist die Heimath der uralten indischen Mythen- und Heroenwelt — wohin seit Jahrtausenden die Hindus zu den Tempeln und Altären ihrer Götter pilgern — aber das Land ist durch die Tyrannei der Ghorkas — die vor mehren Jahren noch Nepaul beherrschten — ganz verödet, und das Elend der Bewohner macht einen seltsamen Gegensatz mit den Seligkeiten des Götterlebens, welche die indische Dichtung auf eben diesen Schauplatz verlegt. Was diese indische Alpenwelt von der europäischen unterscheidet, ist die Fülle und Mannigfaltigkeit des Pflanzenwuchses, welche dort so nahe an der Grenze des ewigen Schnees den Wanderer durch Pracht und Schönheit überrascht. In den 9000 F. erhabenen Thälern wachsen treffliche Obstarten, Trauben, wird wohlschmeckender Honig erzeugt und ist der Boden mit Blumen bedeckt. Wälder gedeihen über der Mitte der hohen Kette noch in größerer Fülle als auf den niedrigeren Parallelketten; Fichten besonders bedecken die Seiten der Berge in seltener Schönheit. Ueber 10.000 F. hoch wachsen noch Hülsenfrüchte; Eichen, Eiben, Kastanien, Blumen — Thymian, Schlüsselblumen u. a. — auf schwarzem Torfboden trifft man 11.800 Fuß hoch. Die Waldgrenze scheint 12.000 Fuß zu seyn, Waiden befinden sich noch bis gegen 14.000 F., bis 17.000 F. findet man größere Pflanzen, Flechten und Moose reichen weit höher, die Schneegrenze zeigt sich hier, 31° N. Br., erst mit 18.000 Fuß. Ja in einigen südlichen Lagen des Gebirges reicht der Gerstenbau auf 14.000 Fuß hinan! Und diese Himalayagerste hat eine so außerordentliche Productionskraft, daß man in Wien 1822 aus einem einzigen Korne solcher Gerste 15 volle Aehren zog, die zusammen 334 Körner enthielten! — Aus Furcht vor den barbarischen Ghorkas hatte kein Europäer gewagt, das Himalayagebirge zu betreten. Endlich unternahmen es 2 bei dem brit. Heere in den Feldzügen 1809 und 1815 gegen Nepaul angestellte Officiere: Kirkpatrik, der uns in seiner „Beschreib. von Nepaul", 1811, den Osten, und Fraser, der uns den Westen dieses indischen Alpenlandes kennen lehrte; danach entwarf 1819 Franc. Hamilton ein Gemälde jener Länder. Die ersten barometrischen und trigonometrischen Messungen im Himalayagebirge haben, obwohl mit ungenügenden Instrumenten, Colebrooke und Capit. Weeb angestellt. Hierauf maßen Capit. Hodgson und Lieut. Herbert die ganze Centralkette trigonometrisch. Höher hinauf als Weeb, war im Sommer 1815 Fraser gedrungen, der erste Europäer, der Gangavatari, Gangautri, einen dem Bhagirathi geheiligten kleinen Tempel, 10.300 Fuß über dem Meer, den Wallfahrtsort der Hindus, erreicht hat; nach ihm kam Hauptm. Hodgson im Sommer 1821 bis zu den Quellen des Yamuna und des Ganges. Mehres über den Himalaya s. in den Schriften der ebengenannten Reisenden, in Ritter's „Erdkunde", 1. der „Hertha", 3.; „Ausland" 1829, 1830, 1831; in letzterm Jahrg. aus v. Humboldt's neuester Reise.

Himmel, nach der populairen Eintheilung der Welt in Erde, Meer und Himmel, der obere Luftraum, sonst auch, in einem metaphorischen Sinne, der Aufenthaltsort der Gottheit und der Frommen nach dem Tode, in dieser Bedeutung auch das Empyreum genannt, von dem reinen Licht-

ganze, der nach der sinnlichen Vorstellungsweise der alten Welt in diesen Gegenden herrschen soll. Nach den Vorstellungen alter Philosophen bildete der Himmel eine Hohlkugel um die Erde, daher noch bei Ovid: „die Erdlast vom Himmel umschlossen". Anaximander und nach ihm Andere nannten den Inbegriff aller entstandenen Dinge auch Himmel. Die Poesie und Philosophie der Morgenländer sprechen von sieben und mehren Himmeln, von denen sie den obersten der Gottheit zum Sitz anweisen. An jeden derselben versetzen sie einen der 7 Planeten; ein achter Himmel ist nach Einigen für die Fixsterne. Ptolemäus fügte einen neunten hinzu, den er das Primum mobile nannte; König Alfons von Portugal gab ihnen noch zwei höhere von Krystall bei, um die Unregelmäßigkeiten in der Bewegung der andern auszugleichen. Ein zwölfter empyreischer Himmel ward endlich, als Wohnsitz der Gottheit, um das Ganze gezogen. Andere gingen noch weiter. So nahm Eudorus (griech. Philos. um 360 v. Chr.) 23, Kalippus (griech. Astron. um 320 v. Chr.) 30, Regiomontanus (eigentl. Jo. Müller, st. 1457 zu Rom) 33, Aristoteles 47, Fracaster (st. 1553 bei Padua) 70 Himmel an. — Himmelfahrt Christi gehört als erzählte Thatsache zu den historischen Glaubensartikeln der Christen, welche die Person und die Schicksale Jesu betreffen. Als Vernunftidee kann sie nichts anders bedeuten, als den Uebergang in den Zustand der Vollendung, in die Gemeinschaft mit allen Seligen. Es ist genug für den Christen, an diese Vollendung Jesu zu glauben, ohne über das unerklärbare „Wie" zu grübeln, zumal da die beiden Jünger, die Augenzeugen derselben waren, besonders Johannes, welchem Alles so wichtig ist, was zur Ehre seines Freundes dienen kann, ihrer mit keinem Worte zu erwähnen, und Markus und Lukas nur als mittelbare Zeugen betrachtet werden können, überdem die Apostel sich in der Folge mehr auf seine Auferstehung als auf seine Himmelfahrt berufen.

Himmel (Friedr. Heinr.), königl. preußischer Capellmeister, wurde zu Treuenbriezen in der Mark Brandenburg geboren. Seine Eltern waren unbegütert und bestimmten ihn zum Theologen. Schon hatte er sein Studium vollendet und begab sich nach Potsdam, um sich zum Antritt einer Feldpredigerstelle examiniren zu lassen, als ihn Friedrich Wilhelm II., der Himmel's Fertigkeiten auf dem Fortepiano erfuhr, zu hören verlangte und mit seinem Spiele so zufrieden war, daß er ihn zu seinem Capellmeister ernannte. Schon frühe hatte sich Himmel's Genie für den Gesang und das Clavierspiel gezeigt; seine musikalischen Studien hatte er unter dem vortrefflichen Capellmeister Naumann in Dresden vollendet, dem er die Gründlichkeit, Reinheit des Satzes und überhaupt Alles, was man in der Kunst gute Schule nennt, verdankt. Reisen und anhaltendes Studium der berühmtesten Meister bildeten ihn aus. Als Capellmeister begründete Himmel theils durch sein meisterhaftes Clavierspiel, theils durch seine Compositionen sowohl im Kirchen- als im Opernstyl seinen Ruf. Die berühmteste Composition, die er für das Theater gemacht hat, ist seine Oper „Fanchon, das Leiermädchen", die sich zwar durch Lieblichkeit, Leichtigkeit und charakteristische Musik, die aus jeder einzelnen Person in Klarheit hervortritt, empfiehlt, jedoch unsern großen und genialen Musikwerken nicht an die Seite zu setzen ist. Als Kirchencomponist hat er vorzüglich durch seine Trauercantate zur Begräbnißfeier Friedrich Wilhelms II. seinen Ruhm begründet; sie ist durchaus in

einem edlen, einfachen Styl geschrieben. Auch durch seine Liedercompositionen hat er sich unleugbare Verdienste erworben. In allen seinen Compositionen spricht sich eine Leichtigkeit des Gemüthes aus, die gewohnt ist, das Leben als ein schneller Vorüberflug zu betrachten. Alles athmet ein fröhliches Leben, Alles tritt hell, freundlich hervor, überredet leicht, süß, und geht einschmeichelnd zum Gemüth. Im Umgange paarte er eine außerordentliche Gewandtheit mit seltener Herzlichkeit, die Zutrauen verlangt, gibt und erregt. Heitere Lebensansicht, Witz, frohe Laune und eine edle Freimüthigkeit waren die Hauptzüge seines Charakters. Er starb zu Berlin 1814 an der Wassersucht in seinem 50. Lebensjahre.

Himmelskugel (künstliche), s. Globus.

Hinckelmann (Abraham), D. der Theologie, ein gelehrter Theolog und Orientalist, geb. den 2. Mai 1652 zu Döbeln im Meißnischen, wo sein Vater ein reicher Apotheker war. Er begann seine Studien in seiner Vaterstadt und setzte sie in Freiberg und Wittenberg fort. Nach Beendigung derselben ward er 1672 zum Rector an der Schule von Gardelegen ernannt, und 3 J. später ging er in derselben Eigenschaft an das Gymnasium nach Lübeck, wo er 11 J. blieb. 1685 nahm er das Pastorat an der St.-Nicolaikirche zu Hamburg an, welches er aber nur kurze Zeit verwaltete, da der Landgraf von Darmstadt ihn 1687 zu seinem Oberhofprediger, Kircheninspector und Professor honorarius der Universität zu Gießen ernannte. 1688 kehrte Hinckelmann nach Hamburg zurück, um die erste Stelle an der St.-Katharinenkirche einzunehmen. Die Erscheinung eines mystischen Werks von Poiret erregte großen Zwiespalt zwischen seinen Amtsbrüdern. Hinckelmann, der von sanftem und friedliebendem Charakter war, wollte keinen Theil an diesem Streite nehmen; aber statt ihm für diese Mäßigung Dank zu wissen, vereinigten sich alle, um ihn mit Schmähungen zu überhäufen. Er verbarg den Kummer, der darüber an seinem Innern nagte; aber ein Pamphlet, das einen Anhänger jenes Werks zum Verfasser hatte, griff ihn dergestalt an, daß er beim Lesen Krämpfe bekam und wenige Tage darauf, 1695, starb. Hinckelmann ist vornehmlich durch seine Ausgabe des „Koran“ bekannt, die erste, welche arabisch erschien (Hamb. 1694, 4.).

Hindenburg (Karl Friedrich). Bewundernswürdig war der Umfang der Kenntnisse dieses Mannes, der als Erfinder der combinatorischen Analysis sich einen unsterblichen Namen gemacht hat. Er wurde zu Dresden, wo sein Vater Kaufmann war, 1739 geboren. Seine erste gelehrte Bildung erhielt er auf dem Gymnasium zu Freiberg, von welchem er 1757 auf die Universität Leipzig kam, um die Arzneiwissenschaft zu studiren. Doch trieb er auch Philosophie, Physik und Mathematik, alte Literatur und schöne Wissenschaften. Durch Gellert's Empfehlung kam er nach geendigter akademischer Laufbahn 1768 als Erzieher zu dem, schon in seinem Knabenalter als ein mathematisches Genie sich auszeichnenden Hrn. v. Schönberg, welches ihm Veranlassung wurde, als er seinen Zögling auf die leipziger Universität begleitete, sich vorzüglich mit Mathematik und Physik zu beschäftigen, und als er nachher die Universität Göttingen besuchte, ward ihm Kästner's Unterricht und Umgang höchst lehrreich. 1771 promovirte er in Leipzig als Magister, und seine Vorlesungen und Schriften fanden so viel Beifall, daß ihm 1781 ein außerordentl. Lehramt der Philosophie und 1786 das ordentliche der Physik ertheilt wurde. Ansehnliche Rufe auf in- und ausländische Universitäten

schlug er aus Liebe für sein Vaterland aus. Die angesehensten Akademien und gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes schätzten es sich zur Ehre, ihn unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Als Gatte, Vater und Freund war er höchst liebenswürdig. Er starb zu Leipzig am 17. März 1808. Seine Schriften nennt Meusel's „Gelehrtes Deutschland".

Hindostan (das Land der Hindus), oder die Halbinsel diesseits des Ganges, das diesseitige Indien, auch wohl Vorder-Indien genannt. Dieses Land bildet ein großes nach Süden gestrecktes Dreieck, welches sich zwischen dem 98° und 110° O. L. und von dem 8° bis 32° N. Br. erstreckt. Der Flächeninhalt mag an 60.000 QM. betragen. Von Norden nach Süden beträgt die größte Länge etwa 380 M., die größte Breite aber etwa 300 Meilen. Seine jetzigen Grenzen sind in N. die große Kette des Himalaya, welche es von den Besitzungen der Chinesen trennt, im W. Beludschistan und Afghanistan; schon lange ist hier der Sind nicht mehr die Grenze, obgleich er es der Natur des Landes und der Bewohner nach seyn sollte; im O. die Halbinsel jenseits des Ganges, doch macht auch die Mündung dieses Flusses oder vielmehr der Lauf des Bramaputrem nicht mehr die Grenze, welche vielmehr sich viel weiter östlich erstreckt. Die südlicheren Theile des Dreiecks werden westlich vom arabischen Meere und östlich vom Meerbusen von Bengalen oder vom indischen Ocean umflossen. Die Natur selbst hat dieses große Land in 2 deutlich gesonderte Theile getrennt, nämlich das eigentliche Hindostan oder die nördlichen Gegenden und die südlichere, eigentliche Halbinsel oder Dekan, welche durch Niederungen und Wüsten von einander geschieden sind. Im Norden von Hindostan erheben sich die höchsten Gebirge der Erde, der Himalaya, im Ganzen von N. W. nach S. O., doch in der Mitte etwas nach S. hinaustretend. Sie fallen in vielen pararellen Gebirgszügen, die immer niedriger werden, nach Süden ab; ihr Fuß ist mit einem breiten Gürtel der tiefsten Wälder umgeben, bis sie die Ebene erreichen, wo der Ganges und seine zahlreichen Nebenflüsse sich nach O. fließend in den bengalischen Meerbusen ergießen. An ihren Ufern herrscht überall die größte Fruchtbarkeit; weiter südlich aber erstreckt sich vom Sind bis an den bengalischen Meerbusen eine wüste und öde Niederung; westlich eine völlige unwirthbare Sandwüste, östlich mehr steinig, aber doch auch wenig bewohnt. Im Süden dieser Wüsten erhebt sich das eigentliche südliche Dreieck, Dekan, welches inselartig vom Meer und jenen Wüsten umgeben ist. Die ganze Mitte von Dekan wird von einer wenig fruchtbaren Hochebene eingenommen, deren höchster von N. nach S. sich ziehender Rand, die Gant-Gebirge, der westlichen Küste in geringer Entfernung, höchstens 14 M., parallel läuft; ihr westlicher Abhang ist sehr steil und herrlich bewaldet, kann aber nur geringen Flüssen von kurzem Laufe den Ursprung geben; die westliche Meeresküste ist meist sandig. Nach Osten fällt die Hochebene ungleich milder ab, daher hier auch die einzigen größern Flüsse Dekans. Im Süden dieser Hochebene, etwa unter dem 10°, durchschneidet ein tiefes, schön bewaldetes, 3 M. breites Thal, Gap genannt, das Land von einem Meere zum andern. Die äußerste südliche Spitze bis zum Cap Comorin erfüllt das Gebirge von Travancore. Der Nordrand von Dekan wird durch das wilde und fast unzugängliche Gebirge Vindhyan gebildet. Die Ostküste von Dekan ist überall flach und der Schifffahrt sehr gefährlich. Die Westküste hingegen hat bessere Häfen. Das Ganze dieser ungeheuren Gebirgsmasse bedeckt von W. nach O. 30 Län-

gengrade, und von N. nach S. 60—70 Meilen, alſo ein Alpland von 30.000 QM., beinahe 3 Mal ſo groß als Frankreich. Vgl. Himalaya. 3 Hauptſtröme entfließen dem Himalayagebirge. 1. Der Ganges (ſ. d.), 2. der Burremputter, auch Bramaputrem, noch mächtiger als der vorige, entſpringt auf der N.O. Seite des Gebirges, durchbricht die Gebirgsreihen von Tibet, wo er Tſampa heißt, fließt zuerſt nach S.O., wendet ſich dann nach S.W. und vereinigt ſich endlich mit dem Ganges; zuſammen heißen ſie nun Megna oder Padda und bilden, indem ſie ſich in tauſend verſchiedene Arme theilen, ein ungeheures Delta, welches am Meeresufer 40 M. breit iſt. 3. Der Sind oder der Indus der Alten, von jeher und ganz naturgemäß als die weſtliche Grenze Indiens betrachtet. Er entſpringt ebenfalls im N. Abhange des Himalaya, im weſtlichen oder Kl. Tibet, fließt anfänglich mit dem Gebirge parallel in N.W. Richtung, bricht dann zwiſchen Himalaya und Hindi-Koch durch, empfängt von der rechten Seite den Kabul, und fließt dann in der Ebene meiſt in mehre Arme getheilt, beinahe ganz ſüdlich dem arabiſchen Meere zu; auf der rechten Seite werden ſeine Ufer von einem hohen, öden Stufenlande begrenzt. Von der linken Seite empfängt er 5 vereinigte Ströme, zuſammen den Punjund genannt. Der weſtliche von ihnen iſt der Jelum, der Hydaspes der Alten, dann folgte der Chinab, Aceſines; beide vereinigt gehen in den Rawi, Hydraetes, welcher wiederum dem Beyah oder Begah, Hyphaſis, zufließt und ſich endlich mit dem Gharra vereinigt, welcher die Gewäſſer aller 5 dem Sind zuführt. Auch der Sind bildet ein 30 M. breites, aber baumloſes, ſandiges und ungeſundes Delta an ſeiner Mündung. Zu den übrigen beträchtlichen Flüſſen gehören noch der Nerbudda, der Godavery, der Kiſtna und der Cavery oder der Coleram. Letzterer iſt der Hauptfluß von Myſore, mit der berühmten 1000 F. langen Brücke, die von 400 ſteinernen Pfeilern getragen wird. Sie führt zu der den Hindus und Mohammedanern heiligen Inſel Sevaſamoodra und iſt 1819 von einem Eingeborenen, Namens Moodely, auf eigne Koſten erbaut worden. Bei der Ausdehnung des Landes iſt das Klima natürlich verſchieden, doch iſt es im Ganzen, wie ſeine Lage, größtentheils innerhalb der Wendekreiſe, es mit ſich bringt, heiß. Die den Eisgipfeln des Himalaya nahen Thäler haben natürlich Alpenklima, doch ſind ſie im Sommer ſchon heiß. Sehr warm iſt es dagegen in den großen Niederungen am Fuße dieſer Gebirge, am unerträglichſten in den weſtlichen Gegenden am Sind. Dabei hält die Hitze mit geringen Veränderungen das ganze Jahr lang, da der Winter nur in einer Regenzeit beſteht, während welcher der Himmel beinahe ſtets bewölkt iſt; doch iſt die Luft eigentlich nirgends ungeſund, wenn auch erſchlaffend; die Europäer haben es meiſt nur ihrem Eigenſinne, nicht von der heimathlichen Kleidung und Lebensweiſe ablaſſen zu wollen, beizumeſſen, daß viele von ihnen in Indien ihr Grab finden. Das Plateau von Decan genießt einer gemäßigtern, oft durch Regen abgekühlten Temperatur; heißer iſt es natürlich wieder an den beiden Küſten. Die Winde haben hier einen großen und regelmäßigen Einfluß auf die Witterung. Täglich wechſeln Land- und Seewind mit einander ab. Der Landwind, vom Lande nach der See, herrſcht von Mitternacht bis gegen Morgen; der erfriſchende Seewind tritt mit 9 Uhr ein und hält bis 5 Uhr Abends an; von da bis Mitternacht, wo es gewöhnlich ſtill iſt, iſt daher die Hitze im Sommer am erträglichſten. Faſt ebenſo ſind die Paſſatwinde, Muſuns oder Mun-

sums, welche die eine Hälfte des Jahres von NO., die andere von SW. her wehen. Der NO-Munsun ist für die östliche Küste der Regenwind, er herrscht vorzüglich in unserm Herbst bis Ende November, das ist dort der Winter. Gegen Ende Februars geht er in SW. über, bringt heißes Wetter und nun beginnt der Sommer, der gewöhnlich im Mai seine stärkste Hitze erreicht. Merkwürdig ist, daß die Witterung auf der Westküste gerade umgekehrt ist: hier ist Sturm, Regen und Winter, wenn dort Sommer; überhaupt aber sind Ungewitter und Regen häufiger auf der Westküste. Der in ungeheurer Menge herabströmende Regen verursacht das Uebertreten aller Flüsse, und ganze weite Gegenden in ihrer Nähe werden dann unter Wasser gesetzt. Bleiben diese Regen zuweilen aus, so entsteht bei der Sorglosigkeit der Einwohner, die nicht auf Vorräthe denken, oft die fürchterlichste Hungersnoth, weil das Hauptnahrungsmittel, der Reis, dann nicht gedeiht. Außer diesen regelmäßigen Winden sind furchtbare Orkane, hier Typhons genannt, nichts Seltenes; auch der Samum zeigt hier zuweilen seinen verheerenden Einfluß. In allen drei Reichen der Natur ist Indien ein sehr fruchtbares Land: Reiß, Weizen, Mais, Zucker, Pfeffer, Ingwer, Kokosbäume, Kassia, Limonien, Brotfrüchte, Südfrüchte, köstliche Harzbäume, Indigo, Mohn, Opium, Ananas, Betel, Arekapalme, Eisenholz-, Drachenblut-, Gummiguttä-, Muskatnußbäume, Aloe, Sago, Wein, Bananas, Baumwolle, Flachs, Hanf, Sandelholz, rothes Färbeholz, Bambusrohr, Kampfer, Weihrauch, Safran, Saflor, Taback, Pisang, Benzoe-, Firniß-, Adlerholz-, Watt- oder Woll-, Pagoden-, Wunder-, und Tamarindenbäume u. s. f. hat der Boden in Ueberfluß. Das Mineralreich liefert vorzüglich Eisen, natürliches Stahlerz, Kupfer, Gold, Silber, Zinn, Blei, Borax, Ambra, gediegener Salpeter, Steinkohlen, die besten Diamanten und Edelsteine aller Art, Quecksilber, Zink, Lasursteine, Marmor, Alabaster, Serpentin, alle Kalk- und Bausteine, Natrum, Schwefel, Salz, Naphta, Mineralwasser ꝛc. Das Thierreich zeichnet sich aus durch Elephanten, Rhinozerosse, Löwen, Königstiger, Leoparden, Panther, Bezoarziegen, Gazellen, Ziebetkatzen, Antilopen, Affen, Alligatoren, Schildkröten, Fische, Austern, Kamele, Dromedare, Bisamthiere, Kasuare, Scorpionen, Eidechsen, Chamäleone, Schwalben mit den berühmten indischen Vogelnestern, Pfauen, Papageien, Seidenraupen, Cochenille, Bienen, Perlen, Muschelthiere, auch die Riesenmuschel, Austern, Brillenschlangen, Königs- oder Abgottsschlangen, Muskits, weiße Ameisen, an den Küsten Haifische, Wallrosse, Flußpferde ꝛc.; alle europäische Hausthiere sind im Ueberfluß vorhanden. Die Gesammtzahl aller Bewohner der östlichen Halbinsel beträgt nach den neuesten Untersuchungen der Engländer etwa 132 Millionen; davon sind 83 Mill. unmittelbar den Engländern unterworfen, 40 Mill. leben in den, den Engländern verbündeten oder von ihnen abhängigen Ländern, und etwa nur 8 Mill. kommen noch auf die unabhängigen Gegenden. Unter den Bewohnern sind 40.000 Engländer, 114.175.000 Hindus, 15 Mill. Mongolen, 1 Mill. Afghanen, 150.000 Parsen, 150.000 Araber, 100.000 Juden ꝛc. Die Vertheilung dieser Menschenzahl ist aber sehr ungleich. Alle Bewohner Hindostans sind ansässig; wenn auch einige rohere Stämme den Anbau weniger eifrig treiben, so gibt es doch keine eigentlichen Nomaden. Alle wohnen in Städten und Dörfern. Obgleich Hindostan einige Staunen erregende Prachtgebäude aufzuweisen hat, so sind doch die meisten Städte nicht schön nach unsern Begriffen; die Straßen sind aus-

ferst eng und krumm; die Häuser, mit kleinen Fenstern und flachen Dächern, finster, meist aber mit einem Hof und Garten versehen; Wohlhabendere umgeben die Häuser mit einem auf Säulen ruhenden Schirmdach, Veranda, um die Sonnenstrahlen abzuhalten. Aermere und Dörferbewohner bauen ihre Hütten von Bambusrohr und Lehm. Nach den verschiedenen Beherrschern Hindostans läßt sich dasselbe am besten eintheilen: in das kabulische Hindostan, s. Kabul, in den Staat Nepaul (s. d.), nebst Ghorka und Sirinagur; in die Cabuten- und Dschaten-Fürstenthümer (im nordwestlichen Theile Hindostans), in die Lande der Seiks (s. d.), in die unter mehren unabhängigen Beherrschern stehende Provinz Sind; in den Marattenstaat, s. Maratten; in die Gebiete der britischen Bundesgenossen oder vielmehr Vasallen, als des Nabobs von Auhd, des Rajahs von Mysore, des Rajahs von Cochin und Travancore und des Nizam von Golconda, oder des Subah v. Decan (s. dd.), und endlich in die Besitzungen der Europäer, wovon die der Briten bei weitem am größten sind. S. Großbritannisches Reich u. Ostind. Compagnie (britische). Die Besitzungen der übrigen Europäer, der Franzosen, der Niederländer, der Portugiesen und der Dänen, begreifen zusammen nur 140 QMeilen mit 320.000 Ew. und den Städten Pulicacate und Kodschin oder Cochin (niederländisch), Pondichery und Chandernagor (franz.), Goa und Diu (portugiesisch) und Trankebar (dänisch). S. Indien. S. Hamilton's „Description of Hindostan", Lond. 1820, 2 Bde., 4.; desselben „East-India Gazetteer", 2 A., Lond. 1823, 2 Thle., enthält die genaueste Beschreibung von Hindostan, Hinterindien und dem ostind. Archipel. Die beste Charte: Arrowsmith's Map of Hindostan, 6 Bl., und dessen Chart of the eastern seas, 4 Bl.

Hindus. Seit undenklichen Zeiten bewohnt dieß Volk die Halbinsel diesseits des Ganges, ohne sie jemals in Kriegen oder Ansiedlungen wegen verlassen zu haben. Sie machen die so große Mehrheit der Bewohner aus, daß man ihre Zahl auf 114 Millionen annimmt. Der Hindu ist in der Regel von mittler Größe, mehr fein und zart als stark gebaut, dabei aber äußerst wohlgebildet; einige der vornehmen Stämme gehören zu den schönsten Menschen. Ihre Farbe ist bräunlich gelb, lichter in den höhern, dunkler in den niedern Ständen. Die Gesichtszüge sind edel, obgleich die Lippen etwas dicker als beim Europäer, das Haar fein und glänzend schwarz, die Haut überaus zart und weich. Auffallend ist die Kleinheit der Hände und Füße. Ihr ganzer Körper ist mehr zierlich, biegsam und stark, dennoch können sie weite Märsche lange hintereinander aushalten. An Geschick übertreffen sie uns weit; ihre Gaukler und Seiltänzer lassen die unsrigen weit hinter sich zurück; und fast ohne alle Maschinen, mit den bloßen Händen weben sie Zeuche und verrichten Arbeiten, die dem Europäer unerreichbar sind. Sie sind äußerst mäßig; der Aermere lebt nur beinahe von Reißfrüchten und Wasser: kein Hindu berührt beim Trinken das Gefäß mit den Lippen, sondern weiß die Flüssigkeit geschickt in den Mund zu gießen. Ihre Wohnung, ihr Hausgeräth, ihr Handwerkszeug, alles ist einfach. Die Kleidung der größern Menge besteht beinahe nur in einem um die Hüften befestigten Tuche, worüber noch ein Gewand nachlässig geworfen wird; die Beine sind beinahe immer bloß; Vornehmere und Frauen tragen wohl eine leichte Jacke und weite bis zu den Knöcheln herabhängende Beinkleider; das Haupt wird mit einem Tuche umwunden. Doch lieben sie Putz und tragen oft

viel Juwelen, Arm-, Fuß- und Halsbänder mit Edelsteinen besetzt, auch Ringe durch den Nasenknorpel. In der Regel erreichen sie ein hohes Alter und wissen wenig von Krankheiten. Sie sind von sanftem, milden Charakter, mitleidig selbst gegen Thiere und gastfrei. Obgleich das Gesetz die Vielweiberei erlaubt, ist sie doch selten, und die Ehe wird treu gehalten; nur Fürsten und Große haben einen Harem. Von dem drückenden Verhältniß der Frauen in mohammedanischen Ländern weiß man hier nichts; die Frau ist in jeder Hinsicht die Gehülfin des Mannes. Der ehelose Stand wird für schimpflich gehalten. Nur bei den Naïren, einer edlen Kriegerclasse auf der Küste Malabar, herrscht die sonst nur in Tibet und Butan oft vorkommende Polyandrie, d. h. daß eine Frau mehre Männer hat. Die Leichen werden theils verbrannt, theils beerdigt. Die Schattenseite ihres Charakters ist Geiz und Feigheit. Das unglückliche Volk ist seit so vielen Jahrh. von zum Theil rohen Menschen beherrscht, daß es allen Sinn für politische Freiheit verloren hat; diese lange Sklaverei hat den Hindu an Geist und Körper entnervt und herabgewürdigt; er haßt den Krieg und jede anstrengende Arbeit, Ruhe geht bei ihm über Alles; kriechend gegen Mächtige, ist er nicht selten höchst anmaßend und bedrückend gegen Untergebene; Lüge, Falschheit und Hinterlist sind seine Waffen. Unwissenheit und Aberglaube sind ganz allgemein, Sittenlosigkeit wenigstens sehr häufig. Ihre Vergnügen bestehen vorzüglich darin, dem Spiele der Gaukler und Seiltänzer und dem Tanze der Bajaderen (s. d.) zuzusehen. Alle Hazardspiele sind den Hindus untersagt: das Schachspiel, für dessen Erfinder sie sogar gelten, lieben sie leidenschaftlich. Das Baden, welches sie täglich üben, gehört ebensowohl zu ihren Vergnügungen als zu ihren religiösen Gebräuchen. Das Betelkauen (s. Betel) ist allgemein, viele rauchen Taback, auch wohl Hanfblätter, welche eine betäubende Wirkung hervorbringen. Ihre Musik klingt uns unharmonisch; sie haben einen Skala von acht Tönen und viele musikalische Instrumente. Ein Hauptzug in ihrem Charakter ist die beinahe unüberwindliche Anhänglichkeit an alten Sitten, Herkommen und Gebräuchen, kraft welcher sie ihre Eigenthümlichkeit seit Jahrh. unter den ungünstigsten Umständen behaupten und welche leider das größte Hinderniß der allgemeinen Verbreitung des Christenthums bildet. Das Volk der Hindus zerfällt nämlich in vier Haupt-Casten, oder Dschadis oder Varnas, wovon jede ihren Mitgliedern von der Geburt an ihren Stand, Rang, Beschäftigung, Sitten und Gebräuche unwiderruflich und unabänderlich vorschreibt, sodaß es ebenso unmöglich ist, aus einer Caste in die andere zu heirathen oder das Gewerbe einer andern zu treiben. Wer die Pflichten seiner Caste gröblich verletzt, wird ausgestoßen und sinkt damit zum Abschaum des Volkes herab. Diese vier Haupt-Casten sind die der Braminen, der Tschetries, der Waschis und der Schuders, wovon nach der Mythologie der Indier die ersteren aus dem Haupte, die zweiten aus den Schultern und Armen, die dritten aus dem Leibe und den Schenkeln, die vierten aus den Füßen Brama's entsprungen sind. Jede derselben hat wieder viele Unterabtheilungen, welche ebenso wenig überschritten werden dürfen. Außerdem, aber unabhängig von der Casten-Eintheilung, finden sich abweichende Gebräuche und Sitten bei verschiedenen Stämmen und Sekten, welche durch alle Casten hindurchgehen. So gibt es nur 18 Classen, welche gar keine thierische Nahrung genießen dürfen, aber 70, denen sie mit Einschränkungen erlaubt ist, nur Kuhfleisch

wird durchaus nie genossen. Einige verbrennen ihre Todten, Andere begraben sie; bei Einigen ist es den Witwen erlaubt, sich wieder zu verheirathen, bei Andern ist es ihnen zur Pflicht gemacht, sich mit dem Leichnam des Mannes verbrennen oder begraben zu lassen. Diese gräßliche Sitte, von welcher Einige behaupten möchten, sie sey gänzlich abgeschafft, ist leider selbst unter der englischen Herrschaft so wenig auch nur abgekommen oder beschränkt, daß nach den zuverlässigsten Nachrichten allein in der Provinz Bengalen 1826 sich über 800 Frauen auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer verbrannten; der älteste Sohn wird dazu gewählt, um den Scheiterhaufen anzuzünden. Beim Lebendigbegraben der Witwen sind es ebenfalls die Kinder der nächsten Anverwandten, welche die Erde über dem Haupte der Unglücklichen festtreten. a) Die Braminen (s. d.) machen den Priester-, Gelehrten- und Beamtenstand aus. b) Die Tschetries, auch Rajas, bilden die Krieger-Caste und die Fürsten sind fast immer aus derselben; sie dürfen einige animalische Nahrung genießen. Die h. Bücher dürfen sie zwar nicht lesen, wohl aber sich vorlesen lassen. Sie zerfallen in 3 Abtheilungen, wovon die vornehmste, woraus die Fürsten stammen, die der Rajaputras ist. Die eigentlichen Krieger heißen Maratten, woher wohl der kriegerische Stamm der Maratten (s. d.) seinen Namen hat. c) Die Waischis bestehen aus Denen, welche das Land bauen, Viehzucht und Handel treiben, und haben also mehre Abtheilungen. d) Endlich die Schuders sind Diejenigen, welche alle übrigen Gewerbe und Handwerke treiben; die Zahl ihrer Unterabtheilungen ist daher sehr groß und jede bindet die in ihr Gebornen an den Stand seines Vaters, wie die Caste selbst den Rang und den Stand eines jeden bestimmt; sodaß der Sohn eines Schmidts nichts anders als Schmidt seyn kann. Außer diesen vier edlen Casten gibt es, wenn man will, eine fünfte, die aber nicht als Caste anerkannt wird und eigentlich den Auswurf aller übrigen enthält. Das sind die zahlreichen und unglücklichen Parias. Sie werden kaum als Menschen betrachtet, müssen abgesondert von den Hindus wohnen, dürfen nie einen Tempel betreten, kaum mit einem Hindus reden, wenigstens dabei die Hand vor den Mund halten, damit ihr Athem jene nicht verunreinige; Jeder, den sie berühren, hätte das Recht, sie zu tödten. Sie leben daher fast in einem thierischen Zustande, essen nicht allein ohne Unterschied alle Sorten von Speisen, sondern sogar oft aus Noth das Fleisch gestorbener Thiere und werden höchstens zu den schmutzigsten Arbeiten gebraucht. Schon ihr Aeußeres, ihre fast schwarze Farbe und ihre Unreinlichkeit unterscheidet sie von den Hindus. Doch bedienen sich ihrer die Engländer als ganz guter Soldaten. Wahrscheinlich sind sie kein eigener Volksstamm, sondern nur die Abkömmlinge der unzählig Vielen, welche seit Jahrtausenden wegen irgend eines schweren Verbrechens aus ihren Casten sind ausgestoßen worden. Vgl. Indien, Indische Literatur, Indische Mythologie und Religion und Indische Sprachen. Der Abbé Dubois, welcher 30 Jahre in Ostindien lebte, hat in s. Werke „Moeurs, de instructions et cérémonies des peuples de l'inde", Paris 1825, 2 Bde., die Hindus ziemlich treu geschildert. Noch treuer ist des Bischofs von Calcutta, Reginald Heber, „Narrative of a Journay through the Upper Provinces of India 1824 fg.", London 1828, 2 Bde., 4.; 3. A. in 3 Bdn.

Hinkmar, Erzbischof zu Rheims, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, stand bei Karl dem Kahlen in großem Ansehen und starb

auf der Flucht vor den Normannen 882. Seine Schriften sind meist polemisch oder betreffen die Kirchengeschichte. Für die Geschichte der damaligen Zeit sind auch seine Briefe wichtig, welche J. Busäus, Mainz 1602, herausgab. Eine Ausgabe sämmtlicher Werke besorgte J. Sirmondi, Paris 1645. 2 Bde. Fol.

Hinken, eine täglich vorkommende Erscheinung, welche daher keiner Worterklärung bedarf. Wichtig ist die Art des Hinkens, welche man das freiwillige Hinken der Kinder nennt, welcher Krankheit schon Hippokrates erwähnt; doch ihr eigentliches Wesen wurde erst durch Alberts, Ficker und vorzüglich Rust, der sich vor Andern ein Verdienst um die rationelle Behandlung derselben erwarb, aufgedeckt. Sie besteht in einer schleichenden Entzündung im Innern des Hüftgelenkkopfes, welcher als Folge der durch die Entzündung abgelagerten Stoffe aufgetrieben wird, aus der Gelenkpfanne tritt, und später in Eiterung übergeht, welche auch die herumliegenden Weichgebilde ergreift und endlich durch Herbeiführung eines Zehrfiebers tödtet. In den Perioden der Entzündung empfindet der Kranke nur einen dumpfen periodischen wiederkehrenden Schmerz in der Gegend des Hüftgelenks, und ein Gefühl von Ermüdung und Lähmung in diesem Theile. Im zweiten Zeitraum schwillt der Gelenkkopf an, das kranke Bein ist länger als das gesunde, die Leistendrüsen schwellen, und ein fixer Schmerz im Knie quält den Kranken. Im dritten Zeitraume erscheint die freiwillige Lupation; das kranke Bein wird kürzer; die Entzündung theilt sich durch Zehrung und Untereinweichung der weichen Theile der Gelenkpfanne mit, sie gehen in Eiterung über, und diese bahnt sich endlich Wege nach Außen. In den beiden ersten Perioden ist nach Rust das Brenneisen das beste Mittel; in den spätern hingegen gelingt selten die Heilung und das Kind wird ein Opfer des Todes. Es ist daher wichtig, daß dieß Uebel von den Eltern nicht verkannt oder unbeachtet bleibt und gleich die Zuflucht zum Arzte genommen wird. Kinder von 3—12 Jahren sind ihm am häufigsten ausgesetzt.

Hintergrund, s. Grund.

Hiob, Job, die Hauptperson in einem biblischen Buche gleiches Namens, über den die verschiedensten Meinungen herrschen. Einige halten ihn für den König vom Edom, Jakob, Urenkel des Cham; nach Andern stammt er von Nahor, dem Bruder Abrahams, her; eine jüdische Dichtung macht ihn sogar zum Ehemanne der Tochter Jakobs, Dina. Wahrscheinlich ist, daß er in Idumäa (Hutz) wohnte, weil mehre Stellen in dem Buch Hiob vorkommen, die am füglichsten auf dieses Land bezogen werden können. Sein großer Reichthum und sein Ansehen bei den Nachbarn machte es glaubwürdig, daß er ein arabischer Emir war. Die Bibel sagt von ihm: Er war schlicht und recht; gottesfürchtig und vermied das Böse. Seine harte Prüfungen, in denen er Alles verlor, was er besaß und seinem Herzen theuer war, und selbst mit einer scheuslichen Krankheit heimgesucht ward, vermochten seinen frommen Muth nicht zu beugen; wie die Erde und die Menschen ihn von sich zu stoßen schienen, richtete sich sein kindlicher Sinn, gottergeben und vertrauungsvoll nach oben; geduldig ertrug er sein Geschick, dessen Gewebe eine allmächtige uud unsichtbare Hand zusammenflocht; lehrte er selbst unter dem schweren Drucke, als nach seiner Meinung Gottes Zorn schwer auf ihm lag, die heiligsten Wahrheiten der Menschheit, daß duldend der Mensch der allgewaltig lenkenden Hand folgen solle; daß, wenn das ewige Va-

terauge auch zürnend blicke, der Sterbliche doch an seiner Güte und Milde nicht verzweifeln müsse. Reflexionen über diese Wahrheiten mit den stärksten, zartesten und frommsten Gefühlen durchwoben, bilden den Inhalt des Buches Hiob. Man ist ebenso uneinig über den Verfasser und das Zeitalter dieser Schrift als über die Person Hiob's. Papst Gregor der Große hält Hiob selbst für den Verfasser; Stuhlmann, „Hiob, ein religiöses Gedicht", Hamb. 1804, hingegen setzt seine Entstehung in das Zeitalter Salomo's; Andere schreiben es den Propheten Jesaias, Ezechiel und Elihu zu. Die verbreitetste und wahrscheinlichste Meinung gibt Moses für den Verfasser an, der es in der Absicht schrieb, um seinem Volke unter dem Joche der ägyptischen Tyrannei oder auf dessen mühevollen Zügen durch die Wüste ein Vorbild der Geduld zu zeigen. Ein Israelit konnte es nur schreiben, der genau mit den Sitten und Gebräuchen der Araber und mit ihrer Sprache bekannt war, weil in der Schrift mehr arab. als hebr. Geist herrscht, und manche Ausdrücke, die dem Arab. und Chald. eigen sind, vorkommen; wodurch dieses Buch so dunkel und schwer zu verstehen ist. Man hat häufig die Frage aufgeworfen, ob es durchaus historisch wahr sey, oder nur einen Theil auf historischen Facten beruhe, oder Dichtung in jeder Hinsicht sey? Die katholische Kirche, welche es in den Kanon der heiligen Bücher aufgenommen hat, erklärt es hierdurch für historisch; mehre Protestanten halten es hingegen für ein Gedicht, dessen weite Verbreitung in Arabien und Syrien vermuthen lasse, daß zum wenigsten Geschichte in seinen Hauptzügen zum Grunde liege. Der Form nach ist es unstreitig Gedicht; es ist in freien Versen geschrieben. Das Gedicht ist von hoher Schönheit, seine Kühnheit im Ausdrucke, seine Größe und Erhabenheit der Gedanken, die Lebhaftigkeit und Bewegung in dem dramatischen Dialoge, die Energie der Bilder, die Mannigfachheit der Charaktere erheben es zu einem Meisterwerke der darstellenden Kunst; während die hohe Einfalt, die reine Natur, die frommen und lautern Gesinnungen, die wie Hauche des Himmels uns anwehen, die tiefsinnigen, rührenden und doch tröstenden Betrachtungen über das Menschenleben, das göttliche Schicksal und dessen Fügungen, die ergreifende Stärke und Wahrheit der Situationen und Darstellungen der Empfindungen, auf der andern Seite es zu einem Buche der Menschheit, zu einem Balsam verwundeter Herzen, machen.

Hipparchus, aus Nicäa in Bithynien, einer der berühmtesten griech. Astronomen, lebte um die Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. größtentheils zu Alexandria. Durch genaue Bestimmung des Sonnenjahrs, der Excentricität der Sonnenbahn und andere astronomische Berechnungen hat er seinen Ruhm auf die Nachwelt fortgepflanzt. Von seinen Schriften besitzen wir noch einen Commentar über Aratus und über des Eudorus „Phänomena", in Petav's „Uranologie" befindlich. Auch besitzen wir von ihm ein Verzeichniß von 1026 Fixsternen, mit Angabe der scheinbaren Größe, Länge, Breite, Ascension und Declination, sowie er auch den ersten Planiglobus verfertigt haben soll. Ptolemäus hat ihn vorzüglich benutzt. — Hipparchus, Sohn und Nachfolger des Pisistratus in der Herrschaft von Athen und Bruder des Hippias, wurde in einer Verschwörung von Harmodius und Aristogiton ermordet, obgleich die Athener seine Regierung nicht drückend fanden.

Hippel (Theodor Gottl. von), einer der originellsten deutschen Schriftsteller, geb. 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen, wo sein Vater

Schulrector war. Die Familie stammte von einem adeligen Geschlechte, das aber längstens sich des ihm gebührenden Vorzuges nicht zu bedienen für gut oder für nöthig gehalten hatte. Die Seele des Knaben, seine Art zu studiren, sein Hang zur Einsamkeit, sein kindisch schwärmender Umgang mit den Geistern seiner Bücher, sein eingebildeter Verkehr mit Gott und der Geisterwelt überhaupt, verriethen früh eine ungewöhnliche geistige Organisation. Der Vater unterrichtete ihn zwar selbst, bis er die Universität beziehen konnte, doch verdankt er den größern Anstoß zu wissenschaftlicher Thätigkeit und seine Fortschritte dem damaligen Prediger und Schulinspector Steber zu Gerdauen. Bei seinen Talenten, und besonders seinem glücklichen Gedächtnisse, machte er bald sehr gute Fortschritte in Sprachen und Wissenschaften. Auch zeigte sich frühzeitig bei ihm Neigung für Poesie und Musik. Im 15. Jahre seines Alters ging er auf die Universität nach Königsberg, wo er, dem Wunsche und Willen seines Vaters zu folgen, Theologie studirte. Dabei setzte er das Studium der lateinischen und griech. Sprache, sowie seine poetischen Uebungen fort, legte sich aber außerdem noch auf Mathematik und Philosophie. Kant hörte er indessen nur erst gegen das Ende seiner akademischen Laufbahn. Um diese Zeit kam er in Bekanntschaft des holländ. Justizrath Voigt, der ihn zu seinem Gesellschafter wählte und ihm freie Wohnung und Tisch gab. Der Umgang mit diesem eleganten römischen Juristen wurde für ihn sehr vortheilhaft. Er lernte von ihm die holländische Sprache; aber zugleich schlich jetzt bei ihm eine Neigung zur Jurisprudenz ein, die seinem nachherigen Entschlusse, sich dieser Wissenschaft zu widmen, Vorschub leistete. In diesem Hause erhielt er auch die Bekanntschaft und vertraute Freundschaft des, damals zu Königsberg sich aufhaltenden russischen Lieutenants von Kaiser, eines Sohnes des russischen Viceadmirals zu Kronstadt. Mit diesem jungen Manne machte er 1750 eine Reise nach Petersburg, wo er unter andern Gelegenheit hatte, die Kaiserin Katharina II. zu sehen, von der er die ganze Zeit seines folgenden Lebens nicht anders, als mit hoher Begeisterung sprach. Es boten sich ihm hier bald Aussichten zu einer Versorgung dar; aber die Liebe zu seinem Vaterlande hielt ihn zurück. Der Blick indessen in den Glanz des Hofes und des Großlebens, die freundschaftliche Art, mit welcher ihm der Viceadmiral v. Kaiser, seine Gattin und Töchter begegneten, brachten Empfindungen und Wünsche in der jungen Seele zum Keimen, die bis dahin unter der Liebe zu den Wissenschaften und Büchern geschlummert hatten. Es waren neue Ideen, Plane und Bedürfnisse in ihm aufgeregt worden, die auf sein künftiges Leben einen entscheidenden Einfluß hatten. Nach seiner Zurückkunft ins Vaterland wurde er Hauslehrer bei einer adeligen Familie, die sich Winters in Königsberg und im Sommer auf einem nahen Landgute aufzuhalten pflegte. Er wurde von seinen Zöglingen geliebt und von den Eltern geachtet. Diese zogen den jungen Hippel durch gesellschaftliche Vertraulichkeit bald näher an sich. Er wurde hier in Das eingeweiht, was man gemeinhin gute Lebensart und Welttön nennt; er lernte die guten und minder guten Seiten Derer, die durch Geburt und Stand über Andere erhoben zu seyn glauben, in dieser Familie und ihren Freunden näher kennen. Doch verließ er schon 1762 dieses Haus, um sich in Königsberg dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen, von dem er sich schnelleres Aufsteigen zu Ehrenstellen und geschwinderes Reichwerden, als von einem geistlichen Amte

verſprach. Beides dünkte ihm jetzt mehr, als bisher, wünſchenswerth. Er liebte! Dieſe ſeine erſte, und wie alles bei ihm, heftige, begeiſterte Liebe zu einer äußerſt ſchönen, ſehr ſanften Perſon ward nun die gewaltigſte Triebfeder in ihm. Der Gegenſtand ſeiner zärtlichen Neigung war aber in Anſehung des Standes und Vermögens weit über ihm. Dennoch hielt er eine endliche Verbindung mit ihr nicht für unmöglich. Er fing an, den Gedanken zu faſſen, ihr einſtens in Anſehung beides gleich zu kommen; und von nun an war ſein unverrückter Plan, ſein unabläſſiges Bemühen, reich und groß zu werden. Seit der Bekanntſchaft, die er mit der größern Welt gemacht hatte, ſtrebte ſein großer Geiſt ohnehin ſchon nach großer, ſichtbar wirkender Thätigkeit, und es brauchte gerade nur noch eines ſolchen Anſtoßes, um den kraftvollen Jüngling dem Berufe des bloßen Studirens und Speculirens, des bloßen Denkens und Lehrens zu entziehen. So viel Schwierigkeiten ihm jetzt auch Armuth und Mangel an Unterſtützung in den Weg legten, er kämpfte gegen ſie an. Mit einer Reſignation, die Bewunderung verdiente, ſchränkte er ſich anderthalb Jahr auf eine faſt unglaubliche Art in Anſehung der Kleidung und des täglichen Unterhalts ein. Er ſagte damals mit dem Dichter Uz von ſich, und ſchrieb es in mehre Stammbücher: „Nackt flieh ich in der Weisheit Arme!“ Was einen ſchwächern Jüngling zur Hoffnungsloſigkeit niedergedrückt hätte, ward für dieſen talentreichen und muthvollen nur ſtärkern Antrieb zum Fleiß, ſich aus jenem Druck des Mangels empor zu arbeiten, und ſiehe, in Kurzem war es geſchehen. Er zeigte ſich von jetzt an und ſein ganzes Leben hindurch als den Mann von Talent, Beharrlichkeit und praktiſcher Klugheit, der faſt Alles, was er wollte und unternahm, durchſetzte und erreichte, der ſeine leidenſchaftliche Ehr- und Geldliebe befriedigte, indem er ſich hohe Würden und Reichthum erwarb, und nun dem Beſitz der Perſon, die er geliebt hatte, entſagte, um im eheloſen Stande ſeinen politiſchen Planen und Zwecken ganz leben zu können. Er wurde 1765 Advokat beim Stadtgerichte zu Königsberg, dann Hofgerichtsadvokat, 1772 ſtädtiſcher Gerichtsverwandter und Aſſeſſor des Stipendiencollegiums. Schon in dieſen Stellen und als Anwald wurde er ſehr geachtet, man faßte allgemeines Zutrauen zu ſeiner Geſchicklichkeit, man conſulirte ihn gern und ſeine Geſchäfte belohnten ſich. Sein Anſehen ſtieg; er wurde bald darauf Criminalrath, dann Stadtrath, Beiſitzer des Armencollegiums, Hofhaltsrichter und Criminaldirector. Oft hatte er die Gelegenheit, wenn er als Anwald für ſeine Partei, oder als Richter zu Inquiſiten ſprach, die wirklich größte Macht ſeiner Beredtſamkeit zu zeigen. 1785 ernannte ihn der König Friedrich II. zum dirigirenden erſten Bürgermeiſter in Königsberg und zum Polizeidirector mit dem Charakter eines Kriegsrathes und Stadtpräſidenten. Bald darauf ließ Hippel den Adel ſeiner Familie vom Kaiſer erneuern. Bei der preußiſchen Beſitznahme von Danzig wurde er zu den dortigen magiſtratualiſchen Einrichtungen gebraucht, und kehrte dann zu ſeinen königsbergiſchen Aemtern zurück. Nach langen, ihm peinlichen Erfahrungen von allmählig hinſinkenden Kräften endete er ſein, bis auf den letzten Punkt ſehr thätiges Leben den 23. April 1792. Kant hat Hippel einen Plan- und Centralkopf genannt, der mit der größten Leichtigkeit Plane entwarf, und mit der ausdauerndſten Standhaftigkeit ſie ausführte. In ſeinen Schriften und in ſeinem Leben, in welchem ſich die auffallendſten Widerſprüche zeigen, erſcheint er als einer der ſeltſamſten Menſchen.

Aufklärung des Verstandes paarte sich in ihm mit Schwärmerei der Gefühle und mit Hang zum Aberglauben, eine an Andächtelei grenzende Frömmigkeit und warme Liebe zur Tugend mit unlauterer Leidenschaft und Sinnlichkeit, schwärmerische Freundschaft mit planmäßiger Verstecktheit gegen seine Vertrautesten, Humanität und Despotismus, und leidenschaftliche Liebe zur Natur und ihrer Einfalt amalgamirten sich mit Künstelei in seinem ganzen Thun und Lassen. Der größte Lobpreiser der Ehe lebte nicht in der Ehe; der Verfasser des Mannes nach der Uhr ging stets ohne Uhr; und der das Geld liebte, größtentheils ohne Geld, der rund um sich in seinem Hause, in seinem Garten Embleme des Todes gesammelt hatte, und so oft von ihm sprach und schrieb, fürchtete den Tod; der das Leben abgeschmackt fand, mochte es nicht verlassen. So sonderbar, wie sein Leben, sind auch seine Schriften, meist humoristischen Inhalts, die zu den ausgezeichnetsten und gelesensten Werken der deutschen Literatur gehören. In ihnen ist auf eine wunderbare Weise Ernst mit Scherz, tiefe Rührung mit hochkomischer Laune, Paradoxie mit schlichter Wahrheit, Schwärmerei mit Aufklärung vermischt. Alle sind mit Witzspielen, mit Bilderjagden, mit Ausschweifungen aller Art überladen. In Allem zeigt aber Hippel ein Herz, das ganz der Schönheit, Wahrheit und Tugend ergeben ist, und einen Himmel von großen, heiligen Gedanken und Gefühlen in sich schließt. Die berühmtesten seiner Schriften sind: 1) „Ueber die Ehe", zuerst 1774, 4. Aufl., 1825. Hieran schließt sich 2) eine spätere Schrift „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber", Berlin 1792, und 3) sein Nachlaß „Ueber weibliche Bildung", Berlin 1801. Nicht minder bekannt, obwohl weniger verstanden, sind 4) seine „Lebensläufe nach aufsteigender Linie", nebst Beilagen A. B. C. in 3 Thln., Berlin 1778—81. Eine eigenthümliche Laune, eine lebendige, oft glühende Einbildungskraft und ein reger Wahrheitssinn haben gleichen Antheil an diesem Werke. Unter dem glänzenden, oft blendenden Gewande kühner Bilder und witziger Ansprüche werden hier die Grundsätze seiner ernsten Philosophie und einer gewandten Lebensweisheit mitgetheilt. Besonders suchte er in diesem Werke Kant's philosoph. Ideen, dessen Kritik damals durch den Druck noch nicht bekannt geworden war, wie er sie früher aus seinen Heften und aus persönlichem Umgange mit Kant aufgefaßt und zu den seinigen gemacht hatte, auf die ihm eigenthümliche, immer aber geistvolle Weise mitzutheilen und zu verbreiten. Er hat in diesem Werke sich selbst und seine Freunde gezeichnet, und man lernt ihn dadurch von den verschiedensten Seiten kennen. Einen Commentar dazu liefert in dieser Hinsicht 5) Hippel's „Selbstbiographie", welche Schlichtegroll in seinem „Nekrolog", 1796, 2. Bd., u. 1797, 1. Bd., mit Hippel's Bildniß im Umriß, aufgenommen, berichtigt und ergänzt hat. 6) „Die Kreuz- und Querzüge des Ritters A — Z", 2 Bde., Berlin 1793 und 1794, in welchem er, wie früher 7) in seinem „Zimmermann I. und Friedrich II., von Joh. Heinr. Friedr. Quittenbaum, Bildschnitzer in Hanover, London, gedruckt in der Einsamkeit 1790", viele polit. Gegenstände und Zeitereignisse ernst, aber mit scharfer Satyre berührt. Auch Lustspiele, geistliche Lieder, Berlin 1772, und andere poetische Versuche sind von ihm bekannt geworden, unter welchen seine „Idyllischen Handzeichnungen nach der Natur", Berlin 1790, ein poetisches Interesse gewähren. In Hippel's „Sämmtlichen Werken" enthält der 12. Bd., Berlin, bei Reimer, 1830, dessen wesent-

lich berichtigte Biographie mit Bildniß und Facsimile. Die „Supplemente“ werden, außer dessen Briefen an Scheffner, den ungedruckten Nachlaß enthalten. Uebrigens beobachtete Hippel, so lange er lebte, mit vieler Kunst und Schlauheit in Ansehung seiner Schriftstellerei das strengste Incognito, das er höchstens gegen ein paar Freunde verließ. Hauptsächlich waren es wohl Amtsrücksichten, die den Präsidenten und den immer weiter aufstrebenden Weltmann zu dieser Geheimhaltung seines Namens bewogen. Dazu kam eine ihm angeborne Verschlossenheit, welche an dieser Anonymität und diesem Rathen und Räthseln der besten Köpfe ihr Gefallen fand. S. Borowski, „Ueber die Autorschaft des Verfassers des Buchs über die Ehe“, Königsberg 1797.

Hippias, ein Sohn des Pisistratus und Bruder des Hipparchus (s. dd.), regierte anfangs mit diesem die Athenienser sehr gut; nachdem aber Hipparch durch den Harmodius und Aristogiton ermordet worden, weit strenger und beinahe tyrannisch. Er ließ nicht nur die Verschwornen foltern und hinrichten, sondern auch alle Die, auf welche er nur den geringsten Verdacht hatte, selbst viele von seinen besten Freunden, weil Aristogiton (s. d.), um sich an dem Tyrannen zu rächen, sie auf der Folter fälschlich angab. Eine solche Tyrannei konnten die Athener unmöglich mehr ertragen. Sie bestachen das Orakel zu Delphi, damit dieses den Spartanern befehlen möchte, Athen von der Herrschaft der Pisistratiden zu befreien. Die Spartaner, keinen Betrug ahnend, leisteten Folge, obgleich sie vorher mit Hippias in dem besten Vernehmen gestanden hatten. Dieser wurde nun wirklich aus der Stadt und dem Gebiete von Athen getrieben, ums J. 510 v. Chr. So glücklich auch für Athen die Vertreibung des Hippias war, so blutige Folgen verursachte sich mittelbar für Griechenland durch den Krieg mit den Persern. Denn als die Lacedämonier die Bestechung des Orakels erfahren hatten, so wollten sie den Hippias in Athen wieder einsetzen; auf Zureden der Bundesgenossen aber und der Korinther gaben sie diese Absicht auf. Hippias nahm nun seine Zuflucht zum persischen Statthalter Athaphernes in Sardes, gewann dessen Gunst, und bewog denselben, den Athenern zu befehlen, ihn wieder aufzunehmen, wenn sie nicht den Zorn des großen Königs auf sich laden wollten. Dieß thaten aber die Athener nicht, sondern um sich an den Persern zu rächen, standen sie auch den Joniern bei, welche sich unabhängig machen wollten. Dieß war dann die Veranlassung zum persischen Kriege. Hippias befand sich mit bei dem persischen Heer in der Schlacht bei Marathon und verlor dabei sein Leben. — Den Namen Hippias führte auch ein Sophist.

Hippiatrik, die Pferde- und Roßarzneikunst, s. Thierarzneikunde.

Hippocentauren, nach den Mythologen Zwittergeschöpfe aus der Begattung eines Centauren mit einer Stute entstanden. Nach der Wortabstammung höchst wahrscheinlich ein Reiter, der vom Pferde herab einen Stier durchbohrt.

Hippodamia hießen mehre Frauen des Alterthums. 1. Die Gattin des Pirithous (s. d.), bei deren Hochzeit der Kampf zwischen den Lapithen und den Centauren vorfiel, in dem Letztere die Hippodamia entführen wollte. 2. Die Tochter des Oenomaos, Königs von Pisa. Da diesem geweissagt worden war, daß sein künftiger Eidam ihn tödten würde, so mußte Jeder, der seine Tochter zur Gemahlin begehrte, vorher

mit ihm einen Wettlauf zu Wagen bestehen, und Denjenigen, den er besiegte, tödtete er mit dem Schwerte. Nachdem auf diese Weise schon 17 Freier ums Leben gekommen waren, gelang es endlich dem Pelops (s. d.) durch List, sich durch den Sieg das schöne Mädchen zu verschaffen. Er bestach nämlich des Oenomaos Wagenlenker, und dieser richtete den Wagen so ein, daß er mitten im Laufe zertrümmerte, wobei Oenomaos sein Leben verlor. Hippodamia gebar dem Pelops den Hippalbus, Atreus und Thyestes. Als diese ihren Halbbruder Chrysippus ermordet, und Pelops seine Gemahlin für die Stifterin dieses Mordes hielt, so nahm sie sich aus Schmerz über diesen Verlust selbst das Leben. 3. Hippodamia, eine Tochter des Brises, Königs der Lelegen, heißt von ihrem Vater gewöhnlich Briseis, und so auch beim Homer, bei dem sie bekanntlich die Ursache vom Zorne des Achilles wird.

Hippodromos hieß bei den Alten den Platz, wo die Wettrennen zu Roß und Wagen gehalten wurden. Solche Rennbahnen legten die Römer besonders bei Landhäusern an. Griechenlands größter Hippodromos befand sich bei Delphi, in der Ebene vom Parnaß bis ans Meer, auf dem 40 Wagen zugleich sich den Sieg streitig machen konnten. Den prächtigsten von allen begann Severus in Konstantinopel zu bauen, den hernach Konstantin nach dem Modell des großen Circus in Rom vollendete. Es ist der jetzige Atmeidan (s. Konstantinopel), welcher von jeher zu Aufläufen einer Parthei wider eine andere, oder wider die Regierung unter den Byzantinern und unter der anarchischen Regierung der Türken benutzt wurde. Er war von zwei langen Reihen geschmackvoller Säulen, die sich übereinander erhoben und auf einer breiten Grundlage ruhten, umgeben, und mit einer außerordentlichen Menge von Marmor-, Porphyr- und Bronze-Statuen, Menschen und Thieren, Kaiser und Athleten vorstellend, verziert. Die gelehrtesten archäologischen Nachrichten über denselben gibt uns der berühmte Kenner des Orients, Baron Hammer, in seiner Beschreibung Konstantinopels. S. Heyne (Commenta. S. R. G.), „Ueber die Kunstdenkmäler in Konstantinopel", und Murhard's „Gemälde von Konstantinopel".

Hippogryph, Roßgreif, ein Thier aus dem Mythenreiche der Griechen, dessen Obertheil als einen Greif, der sich unten in einem Roß endigte, dargestellt wurde. Es diente als Symbol des Apollo; doch ist man uneinig, ob es den Gott der Musen oder der Sonne bezeichnete. Aus Asien, wo solche symbolische Thiergestalten sehr gebräuchlich waren, kam er mit dem Dienste Apollo's nach Griechenland.

Hippokrates, der berühmteste griech. Arzt, Stifter einer eignen Schule und Arzneikunde, ja des ersten Versuchs einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Medicin überhaupt. Er war auf der Insel Kos, in der Stadt gl. N., 466 vor Chr. geboren und ein Abkömmling des berühmten Geschlechts der Asklepiaden, welche ihren Ursprung von Aeskulap herleiten, sodaß Hippokrates in der Reihe der siebzehnte gewesen wäre. Sein Vater, Heraklides, war auch Arzt, der seinen Sohn selbst unterrichtete. Seine Erziehung und sein Unterricht sind sehr sorgfältig und denen der vornehmen Familien der damals blühendsten Epoche Griechenlands gleich gewesen. Wahrscheinlich ist es, daß er den Unterricht der damaligen Philosophen in Athen, besonders auch Heraklit's, mitgenossen hat. Die meiste Zeit seines Lebens brachte er außerhalb seiner Vaterstadt in verschiedenen Städten Griechenlands zu, um in seiner Kunst sich immer

mehr zu vervollkommnen. Am meisten hielt er sich in Thracien und Thessalien, besonders auf der thracischen Insel Thasus auf, hat aber wahrscheinlich auch einen großen Theil von Asien durchreist. Er starb im 90. J. seines Alters. Nicht alle Schriften, die unter dem Namen der Hippokratischen noch vorhanden sind, können diesem Einzelnen zugeschrieben werden. Es haben Mehre dieses Namens gelebt. Einige der Hippokratischen Schriften wurden ihm, besonders zur Zeit der alexandrinischen Schule, unterschoben. Andre sind zwar echt, aber von seinem Sohne Thessalus oder von Andern seiner Nachkommen gesammelt, verändert, erklärt, mit Zusätzen vermischt worden. Die als echt anzusehenden Schriften des Hippokrates sind: das erste und dritte Buch von den Landseuchen; Aphorismen; das Buch von der Lebensordnung; von der Luft; den Wassern und der Ortsbeschaffenheit; von der Vorhersagung; einige chirurgische Bücher; die Eidesformel; das Gesetz. Die geschätzte Ausgabe, griech. und latein., ist die genfer von 1657 in 2 Bdn., Fol. Nachdem nennen wir die Ausgabe von Van der Linden, Leyden 1665, 2 Bde., und von Chartier, Paris 1639—79, 13 Bde., Fol., zugleich mit dem Galen; die neueste ist von Kühn, von der 1825 zu Leipzig der erste Band erschien. Hippokrates war ein eifriger, unermüdeter Beobachter der Natur und sah die Krankheiten mit einem freien Geiste ohne Befangenheit irgend eines Systems; daher wir die schönste Beschreibung des weder durch Arzneimittel noch durch irgend ein ungestümes und voreiliges Einwirken gestörten Verlaufs derselben von ihm haben. Er konnte so die Heilkraft der Natur und die Wege, auf welchen sie die Heilung der Kranken bewirkt, auch die Mittel, welche sie in ihrem Geschäfte unterstützen, am besten kennen lernen. Ein Lebensprincip nahm er zwar als Grundkraft des lebendigen Körpers an (Enormen), von welchem Leben, Gesundheit und Krankheit abhängen sollten; allein er erklärte sich hierüber nicht deutlicher, ließ sich auch auf vielerlei Hypothesen und Untersuchungen über das Wesen der Krankheit nicht ein. Desto mehr Rücksicht nahm und empfahl er auf die äußern Einflüsse, als entfernte Ursachen der Krankheiten, besonders Luft, Nahrungsmittel, Klima, Wohnort, selbst die Verhältnisse der Kranken. Er beobachtete, daß die Natur im Verlauf der Krankheiten sich an gewisse Perioden des Wachsthums und der Abnahme hielt, und wurde dadurch auf seine Lehre von den kritischen Tagen geleitet. In seiner Heilmethode nehmen die diätischen Vorschriften den vornehmsten Platz ein, die er nach Beschaffenheit der Kräfte einzurichten empfahl. Dabei ging sein Bestreben dahin, die Bewegungen der Natur zu beobachten, zu leiten, nachzuahmen, nach Bedarf zu verstärken oder zu mäßigen. Im Wachsthume der Krankheit unternahm er nicht gern etwas Entscheidendes, z. B. Ausleerungen, um die Natur in ihrer heilsamen Bearbeitung (Kochung) der Krankheitsstoffe nicht zu stören; er kam aber in und nach der Entscheidung der Absonderung und Ausleerung des Krankheitsstoffes der Natur durch Ausleerungsmittel zu Hülfe. Sein eigentliches Verdienst um die Arzneikunde bestand aber vorzüglich darin, daß er sie von den unfruchtbaren Grübeleien der damaligen philosophischen Secten befreite, aus dem bisherigen, beinahe ausschließenden Besitz der Priester zum gemeinschaftlichen Gute jedes Andern, der sie erlernen wollte, machte; daß er ohne Hypothesensucht den Gang der ungestörten Natur mit hellem Auge und erleuchtetem Geiste beobachtete und seine Erfahrungen mit gewissenhafter Treue wiedergab; daß er auf die

Wichtigkeit der äußern Einflüsse, auf die heilende Kräfte der Natur und begründeter, den großen Scharfsinn und sein göttliches Genie, den innern Beruf und das Talent zum Arzte beurkundender Beobachtungen bereicherte.

Hippokrene (Roßquell), ein Quell, welcher von dem Helikon, diesem den Musen heiligen Berge in Böotien, mit begeisterndem Wasser herabsprudelte und deßhalb selbst den Musen und dem Apollo heilig war. Wer aus ihm trank, fühlte sich zu Gesang begeistert. Er sollte aus dem Hufschlag des Pegasus entstanden seyn.

Hippolytus, s. Phädra.

Hippolytus a Lapide, s. Chemnitz.

Hipponax, lyrischer Dichter aus Ephesus, geb. um 540 v. Chr., wurde wegen seines Hanges zur Satyre, aus seiner Vaterstadt verbannt und soll der Erfinder der Art von jambischen Versen seyn, die man skazontische nennt. Weil er von Gestalt sehr häßlich war, so bildeten ihn zwei Bildhauer, Bupalas und Athenis noch lächerlich ab; Hipponax verfertigte hierauf satyrische Gedichte auf dieselben, die so beißend waren, daß, der Sage nach, sich beide erhängten. Es haben sich nur wenige Gedichte von ihm erhalten, die sich in Brunk's „Anthologie" befinden.

Hire (Philipp de la), auch Lahire, ein berühmter franz. Mathematiker, Sohn von Lorenz Lahire, Hofmaler zu Paris, wurde daselbst 1640 geboren, verließ die Malerkunst, wozu ihn sein Vater angehalten, und bestimmte sich in Italien allein für mathematische Wissenschaften. 1669 schickte ihn Colberg nach Bretagne und Guienne, um diese Provinzen auszumessen und eine Charte davon zu verfertigen. 1670 erhielt er von demselben den Auftrag, die Lage von Calais und Dünkirchen zu bestimmen, maß dann die Breite des Pas de Calais und setzte 1698, nördlich von Paris, die Ausmessung des von Picard 1669 angefangenen Meridian fort, während Cassini südlich von Paris sich wandte. Er starb zu Paris 1710 und hinterließ viele treffliche Werke über seine Wissenschaft.

Hirschberg, Kreis im preuß. Reg.-Bezirk Liegnitz, durch das Riesengebirge auf 2 Seiten von Böhmen getrennt, bildet die gebirgigste Landschaft von Schlesien und enthält die höchsten und merkwürdigsten Berge sowohl des Riesengebirges als auch des ganzen nördlichen Deutschlands. Wir finden hier die 4900 Fuß hohe Riesenkoppe, das 4700 F. hohe große Rad, der 4476 F. hohe Seifenberg u. m. a. Das Land wird von den Flüssen Bober, Lomnitz und Zacken, mit dem bekannten Wasserfall, durchströmt. Ansehnliche Waldungen bedecken die Gebirge. Die Produkte des Pflanzenreichs beschränken sich auf einiges Getreide und Flachs. Die Viehzucht ist im Ganzen sehr bedeutend, besonders die Schaf- und Ziegenzucht. Das Mineralreich liefert Kobalterze, braunen Magnetstein, Vitriol, Bergkrystall, Eisenstein und Torf. Die Gewässer sind in den Gebirgen vorzüglich reich an Forellen. Die Größe des Kreises beträgt etwas mehr als 11 QM., auf denen in 2 Städten, einem Mktfl., 95 Dörfern, Vorwerken und Colonien 50.600 Menschen leben, deren Betriebsamkeit durch Manufakturen aller Art, Spinnereien, Bergbau, Glashütten, Papiermühlen, Schleifereien, Steinschleifereien u. a. Werkstätten belebt wird. Einen besonders wichtigen Gewinn bieten diesem Kreise die Schwefelbäder zu Warmbrunn (s. d.), welche seit mehren Jahren außerordentlich besucht werden, und deren Heilkraft sich immer mehr bewährt. — Die Hauptstadt Hirschberg ist wohlgebaut in der Mitte des großen Riesengebirgthals und seiner Lage nach eine der

schönsten Städte auf Erden, da man von hier aus zu jeder Jahreszeit den ausgezeichnet schönen Anblick des Riesengebirgs genießt. Am Einfluß des Zacken in den Bober und 1090 Fuß über dem Spiegel der Ostsee belegen, mit hohen Mauern umgeben, hat sie 4 Vorstädte, 4 dem kathol. und eine dem evangel. Kultus geweihte Kirchen, ein gutes Gymnasium, mehre milde Stiftungen, unter denen das Armen- und Waisenhaus, eine Anstalt für Taubstumme, in 825 Häusern 6650 Einwohner. Die evangelische Kirche gehört zu den ausgezeichnetsten Gebäuden dieser Gattung in ganz Deutschland. Sie ist in Form eines Kreuzes gebaut. Eine besondere Aufmerksamkeit verdient die mittlere Halle, in welcher sich beide Hauptgänge der Kirche unter rechten Winkeln schneiden. Die Kuppel derselben ist nämlich akustisch gewölbt, und zwar so, daß jedesmal die an den Enden der beiden Diagonalen liegenden Ecken mit einander correspondiren. Das leiseste Wort wird, obwohl der Sprecher dem Hörenden in der Regel den Rücken zuwendet und von ihm wohl mehr als 30 Fuß entfernt steht, dennoch ganz deutlich vernommen, wogegen Die, welche sich nicht unmittelbar im andern Brennpunkte der Ellipse befinden, nicht das Mindeste verstehen. Eine andere Zierde des herrlichen Gebäudes ist die Orgel. 1745 schlug der Blitz während des Gottesdienstes in den Thurm, welcher auf der erwähnten, mittleren Kreuzhalle ruht, beschädigte die Glocke, fuhr dann an dem eisernen Stabe herab, welcher den Baldachin der Kanzel hielt, und tödtete von allen Versammelten nur den Prediger. Hirschberg ist nächst Breslau die vornehmste Handelsstadt Schlesiens, besonders in Ansehung des Leinwandhandels. In guten Jahren betrug die Ausfuhr der Leinwand u. s. w. über 2 Mill. Thlr.; im J. 1816 wurden für 269.000 Thlr. Leinwand versendet. Außerdem hat Hirschberg bedeutende Tuchmanufakturen, Strumpfwirkerei, Zuckerraffinerie ꝛc. In der Nähe der Stadt, welche von den reizendsten Gärten und Lustpartien umgeben ist, befinden sich eine große Anzahl von Bleichen. Außer dem Sitze der Kreisbehörde und eines Superintendenten ist in Hirschberg ein Land- und Stadtgericht erster Classe.

Hirschfeld (Christian Cay Lorenz) war 1742 zu Rüschel im Holsteinischen geboren. Nach seines Vaters Tode, der daselbst Prediger war, nahm ihn ein verwandter Landprediger zu sich; in einem Alter vom 14 Jahren kam er auf die Schule des Waisenhauses zu Halle, und nach 4 daselbst verlebten Jahren ward er akademischer Bürger. Nach dem Wunsche seiner Verwandten besuchte er zwar die theologischen Hörsäle, allein seine Neigung trieb ihn vornehmlich zur Philosophie und den schönen Künsten, und diesen huldigte er mit sichtbarem Gewinn für Kopf und Herz. So verflossen 3 Jahre, worauf er in sein Vaterland zurückkehrte, wo ihm bald nachher die Erziehung einer Prinzessin und zweier Prinzen aus dem Holstein-Gottorpischen Hause anvertraut wurde. Die beiden letztern begleitete er als Informator und Cabinetssecretair, als sie 1765 auf Reisen gingen. Zwei Jahre versah er diese Stelle, bis ihn eine Cabale aus derselben verdrängte. Jetzt wählte er Leipzig zu seinem Aufenthalte und kündigte sich der gelehrten Welt durch seinen „Versuch über den großen Mann“ und einige andere Schriften auf eine vortheilhafte Art an. Die russische Kaiserin, als damalige vormundschaftliche Landesregentin, berief ihn 1770 zum Secretair des neu errichteten Curatel-Collegiums und zugleich zum außerordentlichen Professor der Philosophie nach Kiel. Nach einigen Jahren wurde er ordentlicher Professor und

1777 wirklicher königl. Justizrath. Die schöne Gartenkunst, der es damals noch ganz an Pflege fehlte, war jetzt der Gegenstand seiner angelegentlichsten Bemühungen und es gelang ihm, sich hier bleibende Verdienste zu sammeln. Nachdem er ein paar kleine Schriften über diesen Gegenstand geschrieben hatte, erschien 1779 der erste Theil seiner „Theorie der Gartenkunst", ein Werk von reizender Mannigfaltigkeit und classischer Güte, das seinen Ruhm durch ganz Europa verbreitete. Seine Plane, Vorschriften und Beschreibungen greifen Geist und Herz an; ganz aus der Natur gemalt sind seine Schildereien, ganz aus ihrer Fülle genommen seine Regeln und Grundsätze. Zum Behuf dieses Werkes unternahm er mehre große Reisen nach Dänemark, Deutschland und der Schweiz, und seine Gartenkunst enthält von Verschiedenem, was er auf diesen Reisen sah, Beschreibungen, die seiner Meisterhand würdig sind. Auf königl. Befehl und Kosten legte er 1784 zu Düsternbork bei Kiel eine Fruchtbaumschule an, die in wenigen Jahren zu einer unerwarteten Vollkommenheit gedieh. Was er hier und sonst über die Cultur der Gärten und Bäume beobachtet und erforscht hatte, davon theilte er der Welt die Resultate in seinem „Gartenkalender" und in seinem „Handbuch der Fruchtbaumkunst" mit. Dabei versäumte er seine Pflichten als Professor so wenig, daß er nicht allein zu Düsternbork Vorlesungen über die Baumzucht hielt, sondern auch von Zeit zu Zeit in die Stadt kam, um Collegien, besonders über die Wohlredenheit und Beredtsamkeit und über die Sittenlehre zu lesen. Er war dabei wegen seiner gefälligen Sitten im Genuß der allgemeinsten Achtung, und jeder Fremde, der nach Kiel kam, eilte zu ihm, um den berühmten Mann und seine Schöpfung kennen zu lernen. Er starb 1792. Hirschfeld behauptet eine ehrenvolle Stelle unter den classischen Schriftstellern seiner Zeit. Seine Prosa ist von der blühenden, oder schildernden und malerischen Art, voll heiterer Empfindungen und Bilder, im Anschauen der allerfreuenden Natur gesammelt. In einigen seiner kleinen Schriften ist der Ausdruck oft allzu dichterisch, überladen mit Beiwörtern und Metaphern, und dieser Aufwand würde mißfallen und ermüden, wenn er die vielen Malereien nicht öfter durch kleine Erzählungen, Allegorien und moralische Betrachtungen unterbräche. In andern kömmt er dem mittlern Style näher: seine Versuche über den großen Mann und über die heroischen Tugenden sind Abhandlungen aus der Philosophie des Lebens, reich an Scharfsinn und Deutlichkeit mit Beispielen aus der Geschichte durchwebt, und in einer kräftigen und minder schwelgenden Sprache vorgetragen. Sein moralischer Sinn leuchtet aus allen seinen Schriften hervor.

Hirtenbrief, ein kirchliches Kreisschreiben eines katholischen Bischofs an seine untergebenen Geistlichen über kirchliche Gegenstände.

Hirtengedicht, s. Idylle.

Hirzel (Hans Kaspar), Oberstadtarzt und Mitglied des großen Raths zu Zürich, war daselbst 1725 geboren. Auf dem akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt waren Joh. Geßner und Bodmer seine vorzüglichsten Lehrer; der letztere nährte und leitete seine schon frühzeitig erwachte Neigung zu den schönen Wissenschaften. Auch ward er um diese Zeit mit Sulzer bekannt, in dessen Gesellschaft er eine Reise durch die Schweiz und ihre vornehmsten Gebirge machte, deren Beschreibung nachher im Druck erschien. 1747 ging er auf die Universität Leyden, um dort die Medicin zu studiren. Nachdem er die Doctorwürde erlangt,

reiste er, um sich als praktischer Arzt auszubilden, nach Potsdam zu dem Hofrath Arndts. Hier und in dem nahen Berlin, wohin er oft zum Besuche reiste, hatte er das Glück mit mehren Männern, die damals rühmlich für die vaterländische Literatur wirkten, befreundet zu werden. Unter ihnen befanden sich Kleist, Spalding, Ramler und Sacken; auch Sulzer fand er hier wieder. Nach seiner Zurückkunft ins Vaterland 1747 trat er als Mitglied in die züricher physikalische Gesellschaft, die ihn später zu ihrem Vorsteher erwählt. 1751 erhielt er die Stelle eines Unterstadtarztes. 1761 wurde er Oberstadtarzt und 1763 Mitglied des großen züricher Raths. In seinem Alter zog er sich auf sein Landgut zurück und lebte auf demselben bis an seinen Tod in philosophischer Ruhe. Er starb 1803, im 77. Jahre seines unermüdet thätigen Lebens, nachdem die politischen Veränderungen seines Vaterlandes seinen so fröhlichen Geist zu Mißmuth und Trübsinn umgestimmt hatten. Erst spät betrat Hirzel die schriftstellerische Laufbahn und wandelte auf derselben fort, als ihm der lauteste Beifall entgegen kam. In hohem Grade besaß er die Kunst, Charaktere richtig, kräftig und lehrreich zu schildern. Mit anspruchloser Einfachheit und eindringender Herzlichkeit wußte er in einer musterhaften, ungekünstelten Sprache gemeinnützige Wahrheiten zu populariſiren. Ihm gelingt die Sprache der Philosophie fürs gemeine Leben ausnehmend, er mag nun in „Kleinjogg" das Ideal eines vorsichtigen und glücklichen Landwirthes oder in „Sulzer's Leben" die reizende Scene aus jener Morgenröthe des guten Geschmacks schildern, die dieser sein Freund und er in den Tagen ihrer Jugend aufgehen sahen. Alle seine Schriften athmen Liebe zur Tugend, Enthusiasmus für sein Vaterland, republikanischen Geist und menschenfreundliche Gesinnungen. Die Wohlfahrt der arbeitenden Stände, die ihm als freier Weltbürger näher am Herzen lag, als alle Verherrlichung der Thronen und Mächte, lenkte sein Geist auf die Betrachtungen, die den wohlthätigen Einfluß der Philosophie auf die Geschäfte des gemeinen Lebens beweisen helfen. Viel versäumte Vortheile des Ackerbaues und Handels lehrte er in den Idealen, die er aufstellte, beherzigen. Die tiefe Verehrung der Wissenschaft, verbunden mit einer genauen Kenntniß ihrer allwirkenden Kraft, führte ihn auf Bemerkungen von seltener Wichtigkeit. So wahr und stark, als er dachte, gerade so schrieb er auch; frei wie ein Schweizer, mit natürlicher Lauterkeit und Anmuth. Der Fluß seiner Rede strömt rein und ohne wildes Geräusch, ohne verfliegenden Schaum und ohne Trübheit. Seine Worte sind gewählt, aber nicht weit hergesucht, alle bedeutend und in ihrer Stellung wohllautend. Die vorzüglichsten seiner Schriften sind: „Die Wirthschaft eines philosophischen Bauers, Kleinjogg", Zürich 1761, 2. Aufl. 1774; „Das Bild eines wahren Patrioten, Blaarer von Wartensee", das. 1767, 2. Aufl. 1775; „Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen", das. 1779; „Auserlesene Schriften zur Beförderung der Landwirthschaft", das. 1792, 2 Bde., u. a. m. — Sein Bruder, Salomon Hirzel in Zürich, schrieb Mehres über die schweizerische Geschichte und starb 1818, 92 J. alt. — Hans Kaspar Hirzel der Sohn, Archiator, Stifter der Hülfsgesellschaft in Zürich, ein als Arzt und Geschäftsmann sehr verdienter Mann, geb. 1751, starb 1817.

Hispanien hieß der ganze westwärts der Pyrenäen gelegene Theil von Europa, also das heutige Spanien und Portugal. Die Grenzen waren folglich gegen Osten die Pyrenäen, gegen Süden das iberische

Meer (ein Theil des mittell.), die herculiſche Meerenge und der Ocean, gegen Weſten und Norden ebenfalls der Ocean, das cantabriſche Meer genannt. Der Name Hiſpania iſt wahrſcheinlich phönic. Urſprungs; die Carthager überlieferten ihn den Römern. Bei den ältern Griechen hieß die Seeküſte vom Rhodanus bis zu den Säulen des Hercules Iberien; das Land hinter den Säulen Tarteſſus und das neuere Land Celtica. Späterhin verſtanden ſie unter Iberien eben Das, was die Römer Hiſpanien nannten (ſ. Iberien). Den Namen Heſperia gaben ihm die röm. Dichter. Die erſte Bevölkerung Spaniens fällt in die früheſten Zeiten, zugleich mit der Bevölkerung des ganzen weſtlichen und ſüdlichen Europa überhaupt. Die Geſchichte nennt uns unter den zuerſt eingewanderten Völkern die Kyneter oder Kyneſier an der ſüdlichen Küſte, die Tarteſier, ein gaſtfreundliches, ziemlich gebildetes Volk hinter den Säulen des Hercules und die Sikaner und Sikuler. Die erſten beiden Völker vertrieben die Iberier wahrſcheinlich aus Gallien nach Spanien, und die letztern beiden Völker wurden wieder von den Iberiern aus Spanien nach Italien vertrieben. Den Iberiern folgten die Celten, von denen ein Theil unvermiſcht unter den Namen Celticer blieb; ein anderer Theil aber mit den Iberiern ſich vereinigte und mit ihnen das tapfere Volk der Celtiberier ausmachte. Noch ſpäter kamen Colonien von phöniciſchen und griechiſchen Kaufleuten hierher. Die erſten erbauten Gades, die letzten Emporium. Die Iberier waren unter allen ſpaniſchen Völkern das Hauptvolk. Es war im Ganzen ſehr wild, hatte aber doch einige Cultur. So z. B. verſtanden ſie die Kunſt, Kleider zu machen und zu weben, Waffen zu verfertigen, Häuſer und feſte Städte zu bauen ꝛc. Gegen die Feinde waren ſie äußerſt grauſam, hatten wenig Ideen von der Gottheit, kannten aber eine Furcht vor dem Tode. Die häuslichen Geſchäfte und der Feldbau wurden bloß von Weibern beſorgt, die Männer widmeten ſich allein dem Kriege. Für Freiheit waren ſie enthuſiaſtiſch geſtimmt. Nächſt ihnen waren die Celtiberier der ausgebreitetſte Völkerſtamm, welche ſich von den Iberiern durch Sprache, rauhere Lebensart und größere Wildheit auszeichneten. Sie kannten wahrſcheinlich weder Ackerbau noch Künſte. Weit gebildeter als beide waren die Völker an der Meerenge, ein Gemiſch von den älteſten Bewohnern, Griechen, Carthagern und endlich Römern. Ihre Sprache war anfangs die puniſche, nachher die römiſche. Sie trieben die Handlung, und machten ſich dadurch den Einwohnern des innern Landes verächtlich, von deren Einfällen ſie faſt immer leiden mußten. Die erſten Eroberungen in Spanien machten die Carthager nach dem erſten puniſchen Kriege (um 240 fg. vor Chr.), zuerſt unter Hamilkar, dann unter Hasdrubal, der Carthago nova (das jetzige Carthagena) anlegte. Die Römer ſetzten den Carthagern den Iberfluß zur Grenze; doch Hannibal eroberte Sagunt (ſ. d.) und gab dadurch die Loſung zum zweiten puniſchen Kriege. Roms Heere vertrieben unter Scipio die Carthager; allein die Völker jenſeits der Gebirge, die Celtiberier, Carbetaner, Vaccäer u. ſ. w., blieben frei, und die nördlichern und weſtlichern kannte man noch nicht. Dieſe, die bisher von dem Solde der Carthager und von der Beraubung der ſüdl. Spanier gelebt hatten, fingen einen Krieg mit den Römern an, der erſt nach 200 Jahren mit ihrer gänzlichen Unterjochung endigte. Cato war zuerſt, um 196 vor Chr., glücklich gegen ſie, und T. Sempronius Gracchus zwang die Celtiberier, um Frieden zu bitten. Die

Habsucht, Treulosigkeit und Grausamkeit der römischen Feldherren reizten jedoch bald zu neuen Kriegen. Die Lusitanier ergriffen unter Viriathus die Waffen, unterwarfen sich aber, als die Römer Jenen durch List aus dem Wege geräumt hatten. Gleich darauf brach der numantische Krieg aus, den nach einem furchtbaren Kampfe Scipio Africanus durch Numantias (s. d.) Eroberung endigte, 133 vor Chr. Seitdem waren die Römer in ruhigem Besitze der Ost- und Südküste und wußten die Völker im südlichen Mittelland in Achtung zu erhalten. Der berühmte Sertorius unterwarf endlich die Celtiberier und Lusitanier ganz und nöthigte sie, römische Sitten und Kriegsgebräuche anzunehmen. Die Nordländer bezwang erst August in dem berühmten cantabrinischen Kriege. Einzelne Völker, z. B. die Vasconen und Artabrer, blieben aber auch jetzt noch frei. Anfangs theilten die Römer Hispanien in Hispania citerior und ulterior, und nachher in Baetica, Lusitania und Hispania Tarragonensis, und zuletzt in sieben verschiedene Provinzen. Das Land war schon in den ältesten Zeiten als fruchtbar und reich bekannt. Es hatte Ueberfluß an edeln und unedeln Metallen, welche die Phönicier von dort holten. Außerdem hatte es treffliche Pferde und Schafe und war fruchtbar an Wein, Oel und Getreide. S. Spanien.

Historie, s. Geschichte.

Historienmaler, Historienmalerei, s. Malerei und Historisch.

Historiker, s. Geschichtforscher und Geschichtschreiber.

Historisch, geschichtlich, heißt Alles, was durch Erfahrung, sie sey innere oder äußere Wahrnehmung, gegeben ist, kurz Alles, was geschah. In diesem Sinne bildet es einen Gegensatz mit dem Fabelhaften, das zwar innerhalb den Grenzen des Möglichen und Wahrscheinlichen liegen kann, aber nie wirklich war. Das Historische als empirisch steht ebenfalls dem Philosophischen, was durch reine Anschauung und Speculation in der Sphäre der abstracten Wissenschaft erworben wird, entgegen, wenngleich das Philosophische als ein wirklich Gegebenes und Gedachtes wieder historisch ist; so gibt es eine Geschichte der philosophischen Systeme, Ansichten und Meinungen. Im Begriffe des Empirischen genommen, schließt es alle Wissenschaften und Kenntnisse in sich, die durch mittelbare oder unmittelbare Anschauung der Dinge, durch Beobachtung und Erfahrung gewonnen sind; Geographie, Geschichte, Physik, Botanik, Naturgeschichte ꝛc. sind demnach historische Wissenschaften, weil ihr Stoff aus Thatsachen, aus wirklichen Erscheinungen der Natur bestehen, welche durch die Sinne aufgefaßt wurden, und unterscheiden sich hierdurch von den Vernunftwissenschaften, als: reine Mathematik, Metaphysik ꝛc., indem diese ihren Gehalt nicht aus Anschauungen der Sinne nehmen, sondern aus der Anschauung geistiger Kräfte und Thätigkeiten der Seele. Wie es der Quelle nach ein historisches Wissen gibt, so setzt man es auch der Art nach, wie historische oder speculative Kenntnisse erworben werden, dem Philosophischen entgegen. Ein bloßes Erlernen, Auffassen durch das Gedächtniß in den philosophischen Wissenschaften, ein Aufnehmen der Gedanken Anderer, ohne wieder zu geben, ohne neue selbst zu schaffen, ist ein historisches Lernen, im Gegensatze des philosophischen, bei dem sich die eigene Denkkraft thätig zeigt und erzeugt. Im engern Sinne heißt historisch Das, was sich auf die eigentliche Geschichte bezieht; die Veränderungen des Menschengeschlechts, die Begebenheiten, die Schicksale und Lei-

den 2c. einzelner Menschen, wie ganzer Völker, sind Gegenstände des Historischen. Das Historische, in beschränkter Bedeutung genommen, scheidet sich in das Strenghistorische, in dessen Gebiet die Thatsachen und Begebenheiten fallen, deren Wahrheit durch glaubwürdige Zeugen schon ist bewiesen worden; und in die Mythe, Sage, der zwar immer etwas Factisches zum Grunde liegt, welches aber durch dichterische Beimischungen und sein fabelhaftes Gewand so verhüllt ist, daß man es kaum von dem Fremdartigen, Nichthistorischen trennen kann. Den Mythen und Sagen vertrauten alle Völker die Geschichte ihrer Kindheit an; es sind die Ammenmährchen der Nationen, aus den sich allmälig die echte Geschichte gestaltete. Ebenso wenig, als mit der Mythe, steht das Strenghistorische im vollkommenen Gegensatze mit dem Poetischen; indem nicht immer der Stoff der Poesie rein imaginativ ist, und nicht selten zu Dichtungen aus dem Reiche der Geschichte genommen wird; die Art, die Darstellung, die Form und der Zweck unterscheiden allein Beides von einander. Auch die Geschichte verlangt zu einer würdigen Behandlung die schaffende Einbildungskraft. Ihr Verfasser muß aus den einzelnen, zerstreuten Zügen ein ganzes Bild zusammenstellen, den Charakter der Handelnden bruchstückweise aus ihren Thaten und aus den Begebenheiten, in die sie thätig mit eingriffen, sammeln; er muß in die Denk- und Empfindungsweise seiner historischen Personen dringen, ihre Ursprungsfäden nach allen Richtungen verfolgen, und in dem Geiste der damaligen Zeit in dem Gange der Bildung, in den verwickelten, sich durchkreuzenden Interessen, in den Sitten, Gebräuchen, Gesetzen, in der Staatsverfassung, Religion und der Erziehung, selbst in den Eigenthümlichkeiten des Klimas und des Bodens, die Ursachen aufsuchen, wodurch die historische Kette von Begebenheiten und Thatsachen bewirkt wurde; kurz er muß die vertrockneten Mumien, welche die Geschichte in ihren Nischen aufbewahrt, den ihnen ehemals eigenthümlichen Geist wieder einhauchen und sie neubelebt vor unsere Augen wiederum auf die Bühne bringen. Diesen Pflichten vermag der Historiker nicht zu genügen, ohne eine lebhafte, sich an jeden Gegenstand anschmiegende Phantasie: doch muß in den historischen Darstellungen die Wahrheit sein Hauptziel stets bleiben; er darf bei der Entwerfung seiner Gemälde nie den Prüfstein der Kritik aus der Hand lassen, und soll sich von den geschichtlichen Daten mehr leiten lassen, als er sie selbst leitet und gestaltet. Der historische Dichter hingegen, dem Schönheit der Composition der höchste Zweck ist, bedarf keiner kritischen Prüfung des Stoffes nach seiner Wirklichkeit; ohne weitere Rücksicht steht es ihm frei, Veränderungen in der Chronologie, in der Reihefolge der Thatsachen und der Begebenheiten vorzunehmen; es ist ihm erlaubt, neue Ereignisse einzuschieben, unhistorische Personen mit den geschichtlichen in Wechselwirkung zu bringen, und selbst Menschen und Charaktere, die ein Eigenthum der Geschichte sind, in einen ihnen fremden Gesichtspunkt zu stellen und sie nach seinem Ideale und Zwecke umzuformen. Er nimmt aus dem Gebiete der Geschichte den Stoff als roh und kann ihm, wenn er nur die großen, historischen Umrisse achtet, jede beliebige Gestalt, die dem Geiste seiner Dichtung am Besten entspricht, ertheilen. — Unter allen Dichtungsarten kann der historische Roman der wirklichen Geschichte am nächsten kommen; auch ist das Epos ihr mehr verwandt als andre, weil sein Grundgewebe meist eine wirkliche Thatsache ist. — Man unterscheidet ferner einen historischen und poetischen Styl; jener ist

ruhig, bedächtig, lehrt und überzeugt, anstatt zu überreden und hinzureißen; dieser ist blendend, glänzend, blumenreich, feurig, erhaben, stürmend; er ändert sich nach der Natur der darzustellenden Gegenstände und paßt sich ihnen genau an. — Das Historische in der Bildhauer- und Malerkunst erklärt sich nach dem gegebenen Begriffe vom Geschichtlichen leicht. Bilden diese Künste Menschen in wirklichen Situationen und Handlungen ab; nehmen sie den Stoff aus der Geschichte; stellten sie mehre Figuren oder Gruppen, die eine gemeinschaftliche zusammengesetzte Handlung verbindet, dar; greifen sie diese Handlung in ihrem Hauptmomente so auf, daß der verständige Zuschauer aus dem Gegenwärtigen die vorhergehenden Ursachen, welche diesen Moment der Handlung hervorbrachten, erkennen, und selbst in dem Angeschauten auf die Folgen der Begebenheit schließen oder sie erahnen kann: so nennt man sie reinhistorische oder historische Malerei im engern Sinne, und setzt sie den allegorischen, mythischen und Phantasiedarstellungen entgegen; in ausgedehnterem Sinne aber nimmt man historische Malerei für Figurenmalerei überhaupt, wo dann auch Phantasiestücke, Portraits, Allegorien ꝛc. mit einbegriffen werden. Historische Landschaftsmalerei ist die treue Darstellung einer wirklichen Gegend und unterscheidet sich von der idealen insofern, als diese entweder kein wirkliches Object zu ihrer Darstellung wählt, oder ein vorhandenes verschönert, idealisirt, wiedergibt.

Historische Composition, historische Kritik, historische Kunst, historischer Styl, historisches Gemälde, s. Historisch.

Historische Wissenschaften und historische Literatur, s. Geschichte, Geographie, Chronologie, Numismatik, Genealogie, Heraldik, Diplomatik, Alterthumskunde. Ein Verzeichniß aller brauchbaren, besonders von 1750—1824 in Deutschland erschienenen Bücher über Geschichte, Geographie und deren Hülfswissenschaften ist die bei Enslin zu Berlin 1925 erschienene „Bibliotheca historico-geographica“, über 9000 Artikel, und Ersch's „Literatur der Geschichte und deren Hülfswissenschaften seit 1750 bis auf die neueste Zeit“, neue fortgesetzte Ausg., Lpz. 1827.

Histrionen, Possenreißer, Schauspieler, stammen ursprünglich aus Etrurien, aus welchem Lande sie, nach Titus Livius, im J. 391 nach Rom, als hier eine furchtbare Pest herrschte, und man in Bühnenspielen ein Mittel zur Versöhnung des Zorns der Götter suchte, berufen wurden. Die Römer kannten bisher nur die Spiele des Circus, die mit ihrem kriegerischen Charakter besser übereinstimmten. Man nahm daher, als der Götterzorn schwer auf Rom lag, seine Zuflucht zu Etrurien, aus dem die Römer schon früher viele religiöse Einrichtungen, die Grundzüge ihrer Staatsverfassung, die Auguren und selbst die Kleidungen und Auszeichnungen ihrer Magistratspersonen und Priester geholt hatten. Nach der Sitte ihres Vaterlandes führten die etruriſchen Histrionen anfangs ernste Tänze nach dem Schall einer Flöte auf einem Bretergerüste auf. Man hielt für diese Schauspieler den toscanischen Namen Hister, Possenreißer, bei, der später auch auf die bessern Schauspieler überging. Nach einiger Zeit verbanden die Histrionen mit den toscanischen Tänzen die Recitation ausgelassener Verse aus dem Stegreife, aus den sich bald regelmäßigere Stücke, die u. d. N. Satyren, Saturae, bekannt sind, gestalteten. Sie wurden gruppenweise recitirt, begleitet von einer Flötenmu-

musik, Tänzen und mit einem ihrem Sinne entsprechenden Geberdenspiele. Diese unförmlichen Farcen dauerten bis zum J. Roms 514, wo der Dichter Titus Andronikos, ein Grieche, das erste regelmäßige Stück, was eine Folge von Handlungen, nach einem Zwecke geordnet, darstellte, aufführen ließ. Andronikos declamirte es selbst, und die Histrionen begleiteten die Declamationen mit den zweckmäßigsten Mimen; seitdem entstanden zwei Classen Schauspieler: die Pantomimen oder auch Histrionen (welche bloß durch Mimik die Declamationen belebten und anschaulich machten; nur im Dialog durften sie reden) und die declamirenden Schauspieler. Die Letztern erwarben sich bald ein so großes Ansehen, daß selbst die berühmtesten Redner bei ihnen in die Schule gingen, um Unterricht in der Declamation zu nehmen. In dem republikanischen Rom war der Schauspielerstand wenig geachtet; er war gewissermaßen durch die Staatsgesetze für ehrlos erklärt. Einen Jüngling, der sich diesem Stande widmete, durfte der Vater enterben; der Schauspieler war nicht fähig zu destiren, Bürgschaft zu leisten; der Stadtprätor durfte ihn sogar bei Theatervergehungen peitschen lassen. Die Verfeinerung der Römer und ihr Hang zu Vergnügungen, der im Schauspiele Befriedigung fand, verwischte allmälig die Schmach, welche auf den Schauspielern ruhte; zum Danke dafür beförderten sie die Ausschweifungen der Römer durch unsittliche Vorstellungen und andre theatralische Künste, in denen eine freche Obscönität herrschte. Unter den Kaisern stieg die Lust zum Theater bis zur Theatromanie; es bildeten sich Parteien für und wider einen Schauspieler, die bedeutende Unruhen veranlaßten; die vornehmsten Römer wollten selbst Schauspieler seyn und betraten die Bühne; der Kaiser Nero sogar strebte emsig nach dem Ruhme, für einen großen Histrio gehalten zu werden, und starb mit den Worten: „Welch ein großer Künstler geht da verloren!“

Hobbes (Thomas), einer der scharfsinnigsten, aber auch wegen seiner paradoxen und dem religiösen und politischen Glauben seiner Zeit durchaus widersprechenden Ansichten sehr verrufener Philosoph, war der Sohn eines Predigers und zu Malmesbury in England 1588 geboren. Frühzeitig widmete er sich den Studien, und überstieg, trotz der Schwäche seiner Gesundheit, mit unglaublicher Leichtigkeit die Schwierigkeiten der gelehrten Sprachen; er übersetzte in lat. Verse des Euripides „Medea“ in einem Alter, wo andere Knaben kaum den Namen der Alten kennen. Im 14. Jahre ging Hobbes nach Oxford und studirte Philosophie; von hier kam er in das Haus des William Cavendish, Baron von Hardwick, als Hofmeister, und nach einiger Zeit wurde ihm die Erziehung des jungen Grafen von Devonshire anvertraut. Diesen begleitete er auch auf seinen Reisen durch Frankreich und Italien. Bei seiner Rückkehr nach England überließ er sich ganz dem Studium der Wissenschaften und Philosophie. Die Schuldisciplinen und die Methode ihres Vortrags ekelten ihn an; in der Logik und Metaphysik der Peripathetiker sah er nur ein Gewebe von schwerfälligen Armseligkeiten; in der Moral einen Gegenstand zum Streiten ohne Sinn, und in der Physik Träumereien über die Natur und ihre Erscheinungen. Begierig nach einer bessern Nahrung, kehrte er zu den Alten zurück. Um diese Zeit kam er mit Baco in Bekanntschaft, der ihn in die Gesellschaft seiner Freunde aufnahm. Englands Verfassung fing an, sich zur Demokratie zu neigen; Hobbes, den

die Uebel, die große Staatsumwälzungen stets begleiten, erschreckten, legte die Grundsteine zu seinem politischen Systeme; er glaubte gutmüthig, daß die Stimme eines einsamen Denkers sich unter dem Geschrei eines aufrührischen Volkes Gehör verschaffen könnte. Während der Arbeit verlor er seinen Zögling und mit ihm Gönner und Freund. Hobbes war 40 Jahre alt, ohne Vermögen; ein Augenblick hatte alle seine Hoffnungen zerstört. Gervaise Clifton bat ihn, seinen Sohn auf Reisen zu begleiten: Hobbes willigte ein; später übernahm er die Erziehung eines Sohnes der Gräfin von Devonshire, mit dem er Frankreich und Italien wieder sah. Zu Paris lernte er Gassendi kennen und wurde ein Anhänger der atomistischen Philosophie. Gassendi sagte von Hobbes: Er kenne keine kühnere Seele, keinen Geist freier von Vorurtheilen, keinen Mann, der tiefer in das Wesen der Dinge dringe. In dieser Zeit gab Hobbes seinen „Bürger" („De cive") heraus. In Italien lernte er Gallilei kennen; eine feste und innige Freundschaft schloß sich zwischen beiden, deren Bande durch die spätern Verfolgungen noch stärker angezogen wurden. Die Unruhen, welche England mit Blut beflecken sollten, standen auf dem Punkte auszubrechen; unter diesen Umständen schrieb Hobbes seinen „Leviathan": das Werk erregte großes Aufsehen. Seine darin aufgestellten Grundsätze gibt er selbst in gedrängter Kürze an: „Ohne Frieden keine Sicherheit, kein Friede ohne eine absolute Macht; keine absolute Macht ohne Waffen; ohne daß die Kräfte und Schätze in einer Hand sich befinden, vermögen Waffen nichts; keine Furcht vor den Waffen wird den Frieden begründen, wenn eine größere Furcht, als die des Todes, die Geister aufregt; eine solche Furcht ist aber die ewige Verdammung: wenn daher keine einstimmige Meinung über Das, was nothwendig zum ewigen Heile erachtet wird, unter dem Volke herrscht, kann auch kein Frieden unter den Bürgern stattfinden". Inzwischen hatte sich das Parlament mit dem Hofe entzweit, der Bürgerkrieg entspann sich von allen Seiten. Hobbes, der Vertheidiger der souverainen Majestät, zog sich den Haß der Demokraten zu. Wie er die Gesetze mit Füßen getreten, den Thron wankend, die Menschen durch einen allgemeinen Schwindel zu den grausamsten Thaten hingerissen sah, meinte er, die menschliche Natur sey bis in ihr Grundwesen böse und daher seine Fabel oder Geschichte des Naturzustandes. Die Umstände schufen seine Philosophie: einige vorübergehende Zufälle nahm er für unbewegliche Gesetze der Natur und ward der Feind der Menschheit und der Lobredner der Tyrannei. Hobbes hielt sich bald nicht mehr in England sicher und ging nach Frankreich. Mersenne brachte ihn mit Descartes in Correspondenz. Zwei nach der Herrschaft in der Philosophie strebende Gemüther konnten nicht in gutem Vernehmen bleiben. Descartes gab seine Gesetze der Bewegung heraus; Hobbes griff sie an: gegen Descartes behauptete er, daß die Materie denken könne. Trotz der Kühnheit seiner Lehre, lebte er ruhig in Paris, und wurde sogar Lehrer der Mathematik bei dem Prinzen von Wales. In dem Streite mit Barmhall, Bischof zu Derry, über Freiheit, Nothwendigkeit, Schicksal und dessen Einfluß auf die Handlungen der Menschen, machte Hobbes seine Ideen über Moral und Metaphysik kund; sie waren die seiner Politik, die nur auf Gott und andere metaphysische Gegenstände übergetragen waren. Hobbes war der Meinung: es gehöre zu den Rechten des Souverains, den Völkern vorzuschreiben, was sie von Gott und göttlichen Dingen glauben

sollten; daß man Gott nicht gerecht nennen müßte, weil kein Mächtigerer da sey, der ihm befehlen, ihn zwingen oder seines Ungehorsams wegen bestrafen könnte; daß sein Recht zu herrschen nur auf der Unwiderstehlichkeit seiner Macht beruhe; nehme man diese Bedingung weg, sodaß Einer oder Alle ihn zu Etwas nöthigen könnten, würde sein Herrscherrecht nichtig seyn; daß er nicht mehr die Ursache der guten als der bösen Handlungen sey, sondern daß sie durch seinen bloßen Willen gut oder böse sind, und Den schuldig machen, der es nicht sey, und Den verdammen könnte, der nicht gesündigt habe. Diese für die Humanität furchtbaren und alle Bande der Gesellschaft auflösenden Grundsätze zogen Hobbes Verfolgungen zu. 1649 befiel ihn ein gefährliches Fieber; der Pater Mersenne wollte den Philosophen zur kathol. Kirche bekehren. „Mein Vater, sprach Hobbes, hierüber habe ich längstens nachgedacht; eine Unterredung hierüber würde mir jetzt lästig seyn. Sie haben etwas Angenehmeres zu sagen. Was macht Gassendi?“ Er genaß, und im folgenden Jahre machte er sein Werk über die Natur des Menschen und des politischen Körpers bekannt. Während sein Ruhm sich verbreitete, verlor er seine Ruhe; man verleumdete ihn, daß er die Partei des Königs mit der des Usurpators vertauscht habe. Dieß fand Glauben, und Hobbes, der in Paris seine Sicherheit gefährdet hielt, kehrte nach England zurück, wo er sich mit zwei berühmten Männern, Harvey und Seldenne, verband. Die Familie Devonshire nahm ihn auf, und Hobbes verfaßte in der Zurückgezogenheit seine Werke über Logik, Physik, über die Principien oder Elemente der Körper, über Geometrie und seine Abhandlung über den Menschen. 1660 kam Karl II. wieder auf den engl. Thron, er nahm seinen alten Lehrer in der Mathematik gütig auf und gab ihm eine Pension. Aber des Umgangs mit den Menschen müde, zog Hobbes sich zurück, und vertrieb sich die Zeit mit Mathematik, Poesie und Physik; in seinem 90. J. übersetzte er noch den Homer in Verse; schrieb gegen den Bischof Lancy über die Freiheit oder Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen; gab sein physiologisches Dekameron heraus und vollendete die Geschichte des bürgerlichen Krieges. Im Monat Oct. 1697 wurde er von einer Urinverhaltung befallen, der eine Lähmung der rechten Seite, welche ihn der Sprache beraubte, folgte, und ihn wenige Tage darauf tödtete. Er starb unverheirathet, 91 Jahre alt. Seine Schriften, namentlich „Der Bürger“ und „Der Leviathan“, fanden schon bei seinem Leben eine große Menge Gegner, deren die bedeutendsten Sharrok und Cumberland sind. Unter den Neuern sind vorzüglich Mendelssohn und Feuerbach als seine Gegner aufgetreten; Andere, wie früher Gundling, welcher auch den Vorwurf des Atheismus von ihm abzulehnen suchte, später Maimon u. A. haben ihn vertheidigt. Natürlich konnte auch sein Charakter der Mißdeutung nicht entgehen. Doch schildern ihn seine Biographen als einen freien, lebhaften, vaterlandsliebenden, zugleich aber auch rechtschaffenen, mäßigen, ehrlichen, mittheilenden und gefälligen Mann, und selbst seine Feinde mußten wenigstens seinem selbstdenkenden, eigenthümlichen Geiste und seinem unermüdeten Fleiße Gerechtigkeit widerfahren lassen, mit welchem er überall, obwohl auf eigenem Wege, die Wahrheit suchte. Sein Leben, von J. Aubery, ist 1681 zu Carlopoli und mehrmals erschienen.

Hochamt ist die feierliche Messe, welche in katholischen Kirchen vor dem hohen Altar an Sonn- und Festtagen, auch in besondern Fällen,

z. B. bei der Feier eines Siegesfestes, gehalten zu werden pflegt. Es wird zuweilen auch hohe Messe oder Hochmesse genannt. (S. Messe.)

Hoche (Lazare), Heerführer im franz. Freiheitskriege, geb. 1768 zu Montreuil bei Versailles, der Sohn eines Aufsehers der Jagdhunde des Königs, kam mit 14 Jahren als Stalljunge in den königl. Marstall. Aus Neigung zum Militairstande nahm er, 16 Jahre alt, im Regimente der franz. Garden Dienste. Des Tages verrichtete er Lohnwachten und alle Arten von Arbeiten, und schaffte sich von dem Ertrage dieser Anstrengungen Bücher an, die er Nachts las. Bei dem Ausbruche der Revolution trat er sogleich zur Volkspartei über, nahm bei der pariser Stadtgarde Dienste, zeichnete sich durch seinen Eifer und seine Geschicklichkeit aus, ward Adjutantofficier, 1792 Lieutenant, und studirte nun die Kriegswissenschaften mit großem Eifer. In der Belagerung von Thionville gab er Proben von Unerschrockenheit und großen militairischen Kenntnissen, und ward Adjutant des Gen. Leveneur, mit dem er nach der Schlacht bei Neerwinden und Dumouriez's Abfall nach Paris ging. Dort fand sein Operationsplan den Beifall des Wohlfahrtsausschusses, und er ward als Generaladjutant zur Vertheidigung von Dünkirchen abgeschickt. Hoche begeisterte Alles durch seine Reden und sein Beispiel, schlug alle Angriffe der Engländer ab und schwang sich durch diese Vertheidigung schnell zum Brigade- und Divisionsgeneral empor. Er war noch nicht 24 Jahre alt, als er den Oberbefehl der Moselarmee erhielt. Diesem noch ungeübten Heere flößte er sogleich seinen militairischen Geist und seine rasche und entschlossene Art zu handeln ein. Er wollte die Feinde aus dem Elsaß vertreiben; allein er hatte die erfahrensten Truppen von ganz Europa unter dem Herzog von Braunschweig gegen sich. Vergebens hatte er drei Tage lang die Linien von Kaiserslautern gestürmt; er mußte sich zurückziehen. Da wandte er sich gegen die am Unterrheine stehenden Oestreicher, ging bei dem schlechtesten Wetter und durch die schlechtesten Wege über die Vogesen, schlug am 27. Dec. Wurmser bei Weißenburg, befreite Landau, eroberte Germersheim, Speier, Worms u. s. w. und vertrieb die Oestreicher aus dem Elsaß. Durch seine Freimüthigkeit dem Deputirten St.-Just mißfallend, ward er von diesem entsetzt, verhaftet und nach Paris geführt. Ohne die Revolution vom 9. Thermidor hätte er sicher das Blutgerüst bestiegen. Der Convent ernannte ihn nach derselben zum Anführer der Küstenarmee von Brest. Hoche glaubte mehr durch Milde als durch Gewalt siegen zu müssen. Nachdem ihm der Oberbefehl über die 3 gegen die Royalisten stehenden Heere anvertraut worden war, nährte er die Hoffnung des Sieges, allein die Unterhandlungen der Conventsdeputirten führten einen unsichern Frieden herbei. Als die Feindseligkeiten wieder ausbrachen und die Emigrirten im Juni 1795 in Quiberon landeten, behielt er allein mitten in der Verwirrung jene Kaltblütigkeit, welche die Gefahren beherrscht. Er beschloß die Erstürmung des Forts Penthievre gegen die Ueberzeugung seines Kriegsrathes. Das Fort wurde genommen; die Royalisten wurden in das Meer getrieben und zum Unterhandeln gezwungen. Er forderte von ihnen die Auslieferung ihrer Häupklinge, allein der Convent befahl die allgemeine Niedermetzelung. Darüber erzürnt, legte Hoche das Commando von Morbihan in die Hände des Generals Lemoine nieder und ging mit seinen übrigen Truppen nach St.-Malo. Als das Directorium die Zügel der

Regierung bekam, wurde Hoche beauftragt, Charette und die Vendée zu unterwerfen. Man vertraute ihm eine Gewalt an, die vor ihm kein General gehabt hatte. Hoche bemächtigte sich aller militairischen Punkte der Vendée, brachte die Landleute durch die strenge Zucht seines Heeres zur Ruhe, schmeichelte den Priestern, schwächte und entzweite die Royalisten und schlug sie überall. Charette und Stofflet fielen in seine Hände, in der Vendée wurde die Ruhe hergestellt, und Hoche wendete sich nach Anjou und der Bretagne. Gleich glücklich und gewandt, stellte er auch hier in kurzer Zeit die lang vermißte Ruhe her, und am 16. Juli 1796 erklärte das Directorium, daß Hoche und sein Heer sich um das Vaterland hoch verdient gemacht hätten. Hoche faßte jetzt den großen Plan, nach dem Innern Englands den Bürgerkrieg, den dieß in Frankreich so lange genährt hatte, hinüber zu spielen und ihm Irland zu entreißen. Nachdem er alle diesem Unternehmen entgegenstehenden Hindernisse besiegt hatte, ging er am 15. Dec. in Brest nach Irland unter Segel; allein ein fürchterlicher Sturm zerstreute die Flotte, und er befand sich allein an der feindlichen Küste. So scheiterte das kühne Unternehmen. Nach seiner Rückkehr erhielt er den Oberbefehl der Maas- und Sambrearmee. Er eröffnete 1797 den Feldzug durch einen kühnen Uebergang über den Rhein im Angesichte der Feinde. In 4 Tagen hatte er mit seinem Heere 35 Meilen gemacht, in 3 Schlachten und 5 Treffen gesiegt und bereits Wetzlar genommen; da hielt die Nachricht von dem in Italien geschlossenen Waffenstillstande seinen Siegeslauf auf. Nachdem er noch im Kampfe der innern Parteien dem Directorium seinen Arm zu leihen und bereit gezeigt hatte, starb er plötzlich den 15. Sept. 1797 in Wetzlar, wahrscheinlich an Gift. Hoche war ein geborener Soldat, stolz und ehrgeizig wie Cäsar, aber auch oft groß und hochherzig wie dieser.

Hochheim, ein ansehnlicher Flecken und Amtssitz im Herzogthum Nassau, mit 1800 Einw., $3\frac{1}{2}$ Meile von Frankfurt. Der hier wachsende Wein wird zu den vorzüglichsten Rheinweinen gezählt, von denen er sich durch Zartheit und Feuer auszeichnet. Der beste, Hochheimer Blume, wächst auf einem Hügel, hinter der ehemaligen Dechantei, auf einem Gelänge von ungefähr 8 Morgen. In guten Jahren trägt dieser Berg bis 12 Stückfässer Wein, das Stückfaß zu $7\frac{1}{2}$ Ohm.

Hochkirch, Dorf in der Oberlausitz unweit Bautzen, auf der Straße von da nach Löbau und Zittau gelegen, merkwürdig durch 2 vorgefallene Schlachten. Als im 7jährigen Kriege Friedrich II. nach der Schlacht bei Zorndorf sich gegen den in Sachsen vordringenden Daun, der dieses Land in Verbindung mit den Reichstruppen besetzte, wandte, bezog er ein Lager bei Hochkirch, ungeachtet die Oestreicher die darum liegenden sogenannten Steinberge besetzt hatten. Der General Keith stellte dem Könige das Gefährliche seiner Stellung vor; Friedrich aber achtete nicht darauf, und hatte sich dießmal in seinem Gegner geirrt. Schon am 13. Oct. 1758 in der Nacht verließen die Oestreicher ihre Lager, um die Preußen zu überfallen. Die Zelte blieben im Lager stehen und die gewöhnlichen Wachtfeuer wurden sorgfältig unterhalten; eine Menge Arbeiter mußten die ganze Nacht Bäume zu einem Verheck fällen, wo sie sangen und einander beständig zuriefen; hierdurch wollten sie die preuß. Vorposten hindern, den Marsch der Truppen wahrzunehmen. Allein der König erhielt doch Nachricht davon; er vermuthete aber nichts weniger als ein förmlicher Angriff. Um 5 Uhr Morgens erschien der Feind vor dem Lager

und rückte nun colonnenweise von allen Seiten ins preuß. Lager. Viele Regimenter des königl. Heeres wurden erst durch ihre eigenen Kanonenkugeln aus dem Schlafe geweckt; denn die anrückenden Feinde, die größtentheils ihr Geschütz zurückgelassen hatten, fanden auf den schnell eroberten Feldwachen und Batterien Kanonen und Munition, und mit diesen feuerten sie in das Lager der Preußen. Die Verwirrung im preuß. Lager war über allen Ausdruck. Einige Hundert wurden in ihren Zelten erwürgt, noch ehe sie die Augen öffnen konnten; Andre liefen halb nackt zu ihren Waffen. Die Wenigsten konnten sich ihrer eigenen bemächtigen. Ein Jeder ergriff das ihm zuerst in die Hände fallende Gewehr und stellte sich in Reih und Glied. Hier zeigten sich die Vortheile einer vortrefflichen Disciplin auf die auffallendste Weise. Das Kriegsgeschrei verbreitete sich wie ein Lauffeuer durchs ganze Lager, Alles stürzte aus den Zelten, in wenig Augenblicken stand der größte Theil der Infanterie und der Kavallerie in Schlachtordnung. Die Art des Angriffs nöthigte die Regimenter einzeln zu fechten. Sie warfen sich dem Feinde allenthalben entgegen und schlugen ihn auch an einigen Orten zurück; an andern aber mußten sie der Uebermacht weichen. Man tappte in der Dunkelheit mit den Händen, um den Feind zu fühlen. Die Oestreicher griffen nach den Blechmützen der preuß. Grenadiere und diese nach den Bärenmützen der Kaiserlichen, um sich einander zu erkennen und zu ermorden. Der anbrechende Tag minderte nicht die Verwirrung: denn ein dicker Nebel lag auf den streitenden Heeren. Hochkirch stand in Flammen und diente in der Dunkelheit zum Signal des Mordspiels. Hier war der Hauptplatz des blutigen Kampfes. Eine Kanonenkugel nahm dem Prinzen Franz von Braunschweig den Kopf weg; der Feldmarschall Keith bekam einen Schuß in die Brust und gab seinen Heldengeist auf; auch der General Geist und der Feldmarschall Fürst Moritz von Dessau wurden verwundet zur Erde gestreckt. Die Preußen von Vorne und im Rücken angegriffen, mußten weichen, und die östreich. Kavallerie hieb nun mit Vortheil in die tapfersten Regimenter des preuß. Fußvolks ein. Der König führte nun in Person frische Truppen gegen den Feind an, der auch zwar zurückgeschlagen wurde; aber die östreich. Reiterei verhinderte bald wieder diese Vortheile der Preußen. Das Dorf wurde von den Kaiserlichen behauptet, nachdem sie bei diesem ermüdeten schrecklichen Gefechte den Kern ihrer Grenadiere eingebüßt hatten. Der König befahl nun, daß der in Unordnung gerathene rechte Flügel sich zurückziehen sollte, und schickte den General Saldern mit einigen Bataillons Veteranen ab, den Rückzug zu decken. Als sich endlich der Nebel verzog, formirte man von beiden Seiten die Schlachtordnung. Vielleicht wäre es Friedrichs großem Feldherrntalent gelungen, der Schlacht eine andere Wendung zu geben; da fiel aber der Herzog von Ahremberg dem linken Flügel der Preußen in die Flanke, warf ihn über den Haufen und eroberte eine große preuß. Batterie. Der König, der jetzt feindliche Truppen vorne und im Rücken hatte, zog seine tapfern Scharen mitten unter diesem Mordgetümmel zusammen und nach einem 5stündigen verzweifelten Gefechte zurück. — 2) Schlacht im Mai 1813. S. Bautzen (Schlacht bei).

Hochland, s. Schottland.

Hochstädt, s. Blendheim.

Hochverrath, s. Majestätsverbrechen.

Hoditz (Albert Joseph, Graf v.), geb. 1706, genoß eine vorzügliche

Erziehung, wobei aber auch der Grund zu der Eigenthümlichkeit seines Geschmacks, der nach phantastischem Schimmer strebte, gelegt wurde. Er unternahm in seiner Jugend mehre Reisen, hielt sich lange Zeit in Italien auf und vermählte sich nach seiner Zurückkunft mit der Witwe des Markgrafen Georg Wilhelm von Bayreuth, Sophie (1734), mit der er sich auf sein Landgut Roßwalde in Mähren zurückzog, woraus er ein neues Arkadien schuf und sorgsam alle Annehmlichkeit des Stadt- und Landlebens aufhäufte. Man sah daselbst Wasserfälle, Lusthaine, Theater, Orchester, Schäfer, Nymphen, Tonkünstler und Schauspieler, kurz Alles, was den ländlichen Aufenthalt daselbst angenehm machen konnte; Kunstliebhaber fanden aber zugleich auch Gemälde, Statuen und eine reiche Bibliothek. Zu bewundern ist es, wie er alle diese Einrichtungen mit ungefähr 15.000 Thlr. jährlicher Einkünfte bestreiten und dabei so große Feste geben konnte, die alle Besuchende durch Pracht in Erstaunen setzte. Friedrich II. besuchte ihn zu Roßwalde und richtete an ihn eine poetische Epistel. Nach dem Tode seiner geliebten Gemahlin folgte Hodiz einer Einladung jenes Königs nach Potsdam, die er um so williger annahm, da seine ökonomischen Umstände sehr in Verfall gekommen waren. Er starb 1778 in Potsdam. Nach seinem Tode fiel Roßwalde an den Lehnsherrn, den Bischof von Olmütz, der den Rittersitz in Erbpachten auflösete und alle Prachtgebäude und kostbare Einrichtungen abbrechen und eingehen ließ.

Hof, eine wichtige, seit dem großen Brande 1823 sehr verschönerte Fabrikstadt im baierischen Obermainkreise, an der Saale, auf einer sanften Anhöhe in einer fruchtbaren und wohl angebauten Gegend, hat 3 Vorstädte mit vielen schönen Gärten, über 700 Häuser, 7800 Einw., 4 lutherische Kirchen, ein Gymnasium mit einer beträchtlichen Bibliothek, ein reiches Hospital, Waisen- und Armenhaus. Die Straßen sind erleuchtet, gut gepflastert und breit. Hof ist der Sitz eines Landgerichts, treibt einen äußerst beträchtlichen Transitohandel und einen für die ganze Gegend Gewinn bringenden Activhandel mit Baumwollengarn, davon viel in die Schweiz und nach Sachsen geht, Flor, Kattun, baumwollenen Tüchern, Leinwand, Wollenzeuch und Tuch, welche theils in den Fabriken der Stadt, theils auf dem Lande verfertigt werden. Außerdem gibt es hier Leder- und Papierfabriken. Auch der Feldbau, die Gerbereien, die Bierbrauerei und Viehmastung gehören unter die beträchtlichen Nahrungszweige der Einwohner. In der Nähe gibt es schöne Marmorbrüche und Eisenbergwerke.

Hof, ein leuchtender Kreis, oft von Regenbogenfarben, der sich, besonders in nördlichen Gegenden, um Sonne und Mond bisweilen sehen läßt. Sein Durchmesser beträgt gewöhnlich 44 bis 92°, ist zuweilen aber bedeutend kleiner. Nicht selten sind 2 Höfe, deren äußerer die Regenbogenfarben in umgekehrter Ordnung gegen den innern zeigt. Manchmal durchkreuzen sich ein oder zwei Kreise; an diesen Stellen erscheinen dann die sogenannten Nebensonnen. Doch können diese auch an einzelnen Stellen jenes Lichtkreises entstehen: meistentheils haben sie dann einen Schweif, den Kometen gleich, und gewöhnlich stehen hier zwei in entgegengesetzten Richtungen. Den 12. Mai 1824 sah man zu Fulda 7 Nebensonnen. Die Naturforscher nehmen an, daß, weil die Höfe, wenn Schnee und gefrorene Dünste in der Luft sind, am häufigsten gesehen werden, diese

Erscheinung aus der prismatischen Brechung des Sonnenlichtes durch die Schnee- und Eiskrystalle zu erklären sey. Thomas Young nimmt bei seiner Erklärung der concentrischen Höfe besonders darauf Rücksicht, daß die Luft voll Schneetheilchen ist, die in allen Richtungen sich befinden. Eine große Anzahl derselben läßt das Sonnenlicht durchfallen, bricht es aber so, daß es sich in seine 7 Farben spaltet. Andre Schneetheilchen, die undurchsichtiger oder dichter auf einander gehäuft sind, werfen das Farbenbild auf entferntere Regionen des Dunstkreises zurück, und es ist begreiflich, daß der blaue Kreis, der der äußere des innern Hofes ist, nun der innere des äußern Hofes werden muß. Wo sich die Kreise kreuzen, entsteht durch Vermischung der Farben ein weißes Licht. Es ist aber auch ohne diese Durchkreuzung denkbar, daß einzelne Stellen der Dunstwolke so dicht gedrängte Theile, vielleicht Hagel oder Eis enthalten, daß sich auf ihnen die Sonne abspiegelt, und daß dergestalt Nebensonnen entstehen. Was von der Brechuug der Lichtstrahlen durch Schnee- und Eistheilchen gesagt worden, gilt auch, obgleich in geringerm Grade, von bloßen wässerigen Dünsten, wie wir am Regenbogen (s. d.) sehen.

Hof (curtis, curia, aula) hieß der von den Gebäuden eines Landguts eingeschlossene Platz, auf welchem sich im Mittelalter das Gefolge eines Herrn versammelte, um Gericht zu halten, über gemeinschaftliche Angelegenheiten zu beschließen u. s. w.; dann die Versammlung Derer selbst, welche unmittelbar mit dem Dienst- und Gefolgsherrn in Verbindung standen, der pares curiae, und die engern Ausschüsse der allgemeinen Versammlung, zum Rechtsprechen, zu Lehnssachen u. dgl.; endlich der Sitz eines Fürsten mit seiner Familie und seinen obersten Beamten. Aus diesem Hofe (aula principis) sind nachher, als die Vasallen an den einzelnen Geschäften weniger Theil nahmen, und diese Geschäfte nicht mehr auf den allgemeinen Hoftagen, zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten, abgethan werden konnten, 1. die verschiedenen stehenden Staatsbehörden, der Hofrath, das Hof- und Kammergericht, die Hofkammer, der Lehnhof, die Hofkanzlei als selbständige Stellen abgesondert worden; 2. hat sich der eigenthümliche Hof, die Wohnung und tägliche Umgebung des Fürsten davon getrennt. Aus der alten Gewohnheit, daß an diesem Hofe zur Gesellschaft des Souverains nur die pares curiae und die Ministerialen zu erscheinen verpflichtet waren, hat sich in der spätern Zeit der Gebrauch entwickelt, daß nur der an die Stelle der Ministerialen getretene niedere Adel zum Erscheinen berechtigt, d. h. hoffähig sey. Die Gebräuche, Etikette, der Höfe haben sich in der neuern Zeit zuerst nach dem Muster des alten spanischen Hofes, spanische Mitteltracht, spanische Reverenzen oder Kniebeugungen, dann nach dem freiern Ceremoniel des franz., Franz I., Katharine von Medici, Ludwig XIV. mit modischer Kleidung, bloßen Verbeugungen des Rückens, ausgebildet. Auch werden die Beschränkungen der Hoffähigkeit, welche keinen rechtlichen Grund haben, immer mehr beseitigt. Fr. K. von Moser's „Hofrecht", 1760, 2 Bde., ist noch immer das neueste Werk über die Regeln des Hofwesens. — Hofämter sind theils die alten, auf dem Ministerialverhältniß beruhenden Erbämter (s. d.), theils die neuern, welche auch zum Theil wenigstens auf die alte Einrichtung der Dienste und ihre Eintheilung in die Stäbe des Obermarschalls, Kämmerers, Stallmeisters und Schenken gegründet sind, nur daß der Marschall in die Stelle des alten Seneschalls oder Truchseß eingetreten ist, und die Besorgung des fürstl. Hauswesens, der Tafel, zu

seinen Obliegenheiten gehört. Diese neuern Hofämter sind jetzt alle persönlich und zum Theil sehr vervielfältigt. — Hofdamen, adelige Damen, welche zur Begleitung der fürstlichen Damen bestimmt sind; an ihrer Spitze steht die Oberhofmeisterin, Dame d'honneur. — Hofrath, Reichsrath, Consilium aulicum, ein Collegium zu Berathung der Regierungsangelegenheiten, was in Frankreich das Conseil du roi hieß. Diese Behörden, in kleinern Staaten Landesregierungen genannt, wurden in Deutschland vom 16. Jahrh. an errichtet und dem kaiserl. Reichshofrathe nachgebildet, sodaß sie auch gleich diesem nach und nach mit richterlichen Functionen beauftragt wurden, bis sie endlich, wo nicht besondere Justizkanzeleien errichtet waren, ganz zu obern Gerichten geworden sind und auch, wie in Preußen, den Namen der Regierung wieder an die Administrativbehörden abgegeben haben. — Hofgerichte, obere Landesgerichte, welche aus den alten Vasallen- (Mannen-) gerichten, oder Gerichtslandtagen in stehenden Collegien, besetzt mit rechtsverständigen Räthen, übergegangen sind, daher denn auch häufig die Landstände Antheil an der Ernennung der Räthe hatten, und eine besondere adelige Bank, die auch in den Regierungen stattfand, übrig geblieben war.

Hofer (Andreas), Sandwirth in Passeyr, Oberanführer der Tiroler während dem Aufstande 1809, wurde 1767 zu St.-Leonhart in Passeyr in dem dortigen Wirthshause auf dem Sand geboren. Außer der Wirthschaft trieb Hofer noch Handel mit Pferden und Wein nach Italien; dieß und zugleich, daß sein Wirthshaus stark besucht wurde, machte ihn in Passeyr allgemein bekannt. 1796, als sich die Franzosen den tirolischen Grenzen näherten, führte er eine Schützencompagnie gegen sie an den Gardsee. Als der Erzherzog Johann, während dem Zwischenraume des luneviller und presburger Friedens, die Grafschaft Tirol bereiste, um die Miliz zu bilden und das Land zu befestigen, zeigte Hofer großen Eifer und trug Vieles zur Erreichung des Zweckes bei. Nach der verlornen Schlacht bei Ulm mußte sich der Erzherzog Karl zurückziehen und diesemnach verließ auch Erzherzog Johann Tirol. Hofer war mit unter den Abgeordneten, die im Namen des Landes Abschied vom Prinzen nahmen; bei welcher Gelegenheit Manches zur Sprache kam, was auf die fernere Vertheidigung Tirols Bezug hatte. 1808 veranlaßten die Nachtheile, welche die Franzosen in Spanien erlitten, und die feindliche Stimmung, in welche die Höfe von Wien und St.-Cloud gegeneinander getreten waren, gewaltige Gährung unter dem tiroler Volke. Es wurden geheime Unterhandlungen mit Wien angeknüpft, Plane zum Aufstande entworfen und die Bewaffnung des Landvolks vorbereitet: Hofer war hierbei sehr thätig und begab sich selbst nach Wien. Der Freiherr von Hormayr entwarf den Plan zum Aufstande, zur schnellen Einnahme Tirols, dieses Felsenschlüssels von Italien und Deutschland, und zur Vernichtung der im Lande sich befindenden feindlichen Scharen. Mit Blitzesschnelle und dem größten Geheimnisse wurde es ausgeführt; in einigen Tagen des Aprils 1809 wurde das ganze Land von den Streitkräften des Feindes gereinigt, über 8000 disciplinirte Truppen von Bauern gefangen genommen, und den Franzosen der Weg von Deutschland nach Italien abgeschnitten. Hofer zeichnete sich bei diesen Ereignissen aus: in der Ebene von Sterzing zwang er ein Bataillon Baiern sich zu ergeben. Nach Befreiung des nördlichen und mittlern Tirols wandte sich Hofer nach dem südlichen Theile, wo bei Trient Baraguay d'Hilliers

mit einer bedeutenden Macht stand; er wurde vertrieben. Während der Zeit hatten die Oestreicher die Schlacht bei Regensburg verloren, Napoleon drang gerade auf Wien und ließ Tirol einschließen. Die Baiern, welche es dem tiroler Landvolke nicht vergeben konnten, daß geübte Krieger schlechtbewaffneten Bauern hatten weichen müssen, nahmen furchtbare Rache und sengten und brennten Alles nieder. Der Feldmarschall-Lieutenant Chasteler mußte bei Wörgel der Uebermacht weichen, zog sich auf den Brenner zurück und schlug sich bald darauf mit großem Verluste durch, indem er den General Buol zum Schutze Tirols mit geringen Streitkräften zurückließ. Hofer, der sich früher ungemein thätig gezeigt und bei der Vertreibung der Baiern aus Tirol so Vieles gewirkt hatte, wurde jetzt der Mittelpunkt des tirolischen Aufstandes. Bald darauf trieb das Landvolk die Baiern, nachdem es sie in 2 Treffen am Berge Isel (25.—29. Mai 1809) geschlagen hatte, aus seinen Marken und entsetzte unter Hofer Trient, wo der Graf Leiningen belagert wurde. Auf Hormayr's Rath wollte Hofer mit seinen Tirolern sich an die Oestreicher, welche Klagenfurt wegnehmen sollten, anschließen, Inneröstreich befreien und die Verbindung zwischen Tirol und den kaiserl. Staaten wieder herstellen, als die Schlacht von Wagram verloren ging und der Waffenstillstand von Znaim geschlossen wurde, wodurch nach dessen Bedingungen die Oestreicher Tirol und Vorarlberg verlassen mußten. Das Tiroler-Volk war hiermit höchst unzufrieden und wollte sich anfänglich dem Abzuge der Oestreicher mit Gewalt widersetzen. Hofer verbarg sich in dieser Zeit in eine Höhle des Passeyrthals. Durch die Flucht ihres Hauptanführers ließen sich aber die Tiroler in ihrem Widerstand gegen die eindringenden Baiern nicht wankend machen; unter Speckbacher, dem Capuciner Haspinger und Peter Mayer brachten sie den Feinden wiederholte Niederlagen am 3.—9. Aug. bei; nun erschien auch Hofer wieder, dem man die Oberanführerstelle antrug. Den 13. Aug. schlugen die Tiroler unter Hofer's Anführung am Berge Isel die Franzosen und zwangen den Marschall Lefebvre, aus Tirol zu weichen. Hofer zog in Innsbruck ein und stellte sich an die Spitze der Militair- und Civilverwaltung des Landes, ließ Münzen schlagen, entschied Processe und bewohnte die ehemalige Kaiserburg. Das Schicksal Innsbrucks milderte er zu mehren Malen, wenn das blinde Landvolk in seiner Wuth Opfer von Menschen oder sogenannten Herren-Blut, oder Ansteckung der Häuser forderte. Mit festem Sinne und sanften Worten sagte er oft den eindringenden Horden: „Landsleute, dazu habe ich keine Vollmacht, das darf nicht geschehen, ich gestatte es nicht". Am 14. Oct. wurde der wiener Friede geschlossen und Tirol kam wieder an Baiern: das Tiroler-Landvolk, das einen unauslöschlichen Haß gegen die Baiern hegte und unter ihrer frühern Verwaltung höhere Steuern hatte entrichten müssen, als es unter der östreich. Regierung gewohnt war, und die Privilegien seiner gefürsteten Grafschaft einzubüßen fürchtete, war zum hartnäckigsten Widerstande entschlossen. Als aber immer mehre Truppen-Corps in Tirol von Baiern aus eindrangen, gab am 1., 5. und 8. Nov. Hofer die Erklärung seiner Unterwerfung an den Vicekönig von Italien, Eugen, ab. Er hätte noch nach Oestreich flüchten können, doch seine Neigung zum Vaterlande hielt ihn fest: er verbarg sich unter Eis und Schnee in eine Hütte auf den passeyrschen Alpen; aber noch vor Ablauf des Novembers ließ er sich durch einige Unsinnige verführen, von Neuem die Waffen zu ergreifen und machte sich hierdurch der Amnestie

verlustigt. Sein alter Freund, der Priester Donay, verrieth an den General Baraguay d'Hilliers den Namen des Vertrauten, welcher Hofer und dessen Familie in ihrem Verstecke Nachrichten und Nahrung brachte, und dieser wurde unter Androhung des Todes gezwungen, Soldaten nach Hofer's Schlupfwinkel zu führen. Am 20. Jan. 1810 wurde Hofer eingefangen und nach Mantua gebracht, wo er am 5. Febr. ankam. Man führte ihn in den Kerker bei Porta Molina, wo viele Tiroler gefangen lagen. Am 19. fällte ein Kriegsgericht, nach dritthalbstündigen Verhandlungen, im Palazzo d'Arco sein Todesurtheil. Sein Vertheidiger war ein talentvoller Advocat, jüdischer Religion, Namens Basevi. Den Ausspruch der Richter vernahm Hofer gelassen und unerschüttert. Er bat um einen Geistlichen, welchen man ihm sogleich zuschickte und der ihn nicht mehr verließ. Am 20. Febr. rüstete sich ein Grenadier-Bataillon. Um 11 Uhr holten sie ihn aus dem Gefängnisse. Durch das ganze Gebäude erscholl dumpfes Heulen und Jammern der eingesperrten Tiroler und übertönte die Trommeln. Auf dem Executionsplatze in der Citadelle bildeten die Grenadiere ein Viereck. Den Sandwirth führte man in die Mitte. Er ersuchte den Geistlichen, der seine Seele Gott empfahl, seinen Tod seiner Familie zu berichten. Nun näherten sich 12 Grenadiere, und ein Trommler befahl ihm sich aufs Knie niederzulassen. Er erwiederte: „Ich stehe vor Dem, der mich erschaffen, und stehend will ich meinen Geist übergeben". Ein Tuch, die Augen zu verbinden, schlug er aus. Den Corporal, der die Execution leitete, ermahnte er, gut zu schießen, und gab ihm ein, unter seiner Administration geprägtes, Zwanzig-Kreuzerstück: „es sey, meinte er, sein letztes Geld, und erinnerte ihn in dieser Stunde noch an sein armes Vaterland". Dann rief er: „Gebt Feuer!" Die ersten 6 Schüsse waren so schlecht gerichtet, daß er bloß umsank. Auch die 6 folgenden tödteten ihn nicht. Mit dem dreizehnten machte der Corporal seinem Leben ein Ende. Er war von mittlerer Größe, mehr stark als schwach gebaut, hatte ein schwarzbraunes, breites, volles Mannsgesicht, eine breite Stumpfnase, ohne Falsch und ohne Grimm im Blicke, einen schwarzen, starken, herunterhängenden Bart, nach Art der Wiedertäufer. Sein Anzug war stets nach der Gewohnheit seines heimathlichen Thales. Hofer war gutmüthig, zeigte einen gesunden Verstand und oft eine schnelle Beurtheilung; doch war sein Charakter unentschlossen und wankend. Seine Leichtgläubigkeit verleitete ihn oft, sein Vertrauen Unwürdigen zu schenken. Auch war er nicht völlig vom Eigensinne frei, und es bedurfte Gewandtheit, ihn von Unbedachtsamkeiten abzuhalten. Seine immer reinen Absichten, seine Rechtschaffenheit und Mäßigkeit verdienen das höchste Lob. Seine Tapferkeit zieht man in Zweifel, weil er nie ins Gefecht ging, sondern in der Entfernung durch seinen Adjutanten seine Befehle ertheilte. Die Familie Hofer's ward für den Verlust ihres Vermögens 1819 vom Kaiser entschädigt, auch ward des bereits 1809 geadelten Andreas Hofer's Adelsdiplom den 26. Jan. 1818 zu Wien ausgefertigt. S. die „Geschichte Andreas Hofer's", Leipz. 1817.

Hoffmann (Friedrich), berühmter deutscher Arzt, geb. 1660 zu Halle, wo sein Vater, gleichen Vornamens, Leibarzt bei dem Administrator zu Magdeburg war. In seinem 15. J. verlor er in einer Zeit von 6 Tagen Vater, Mutter und seine älteste Schwester, bald darauf auch durch eine Feuersbrunst einen ansehnlichen Theil von der Verlassenschaft seiner Eltern und, welches ihm der härteste Verlust war, die vortreffliche

Bibliothek seines Vaters. Indessen hatte er mit Eifer in seiner Vaterstadt die Schulstudien getrieben und widmete sich darauf, vornehmlich unter Wedeln, den medicinischen Studien. In der Folge ging er nach Erfurt, nahm 1681 in Jena die medicinische Doctorwürde an und besuchte darauf England und Holland, wo er sich die Achtung und Freundschaft der berühmtesten Aerzte erwarb. Nachdem er seine gelehrten Reisen geendigt hatte, wählte er Minden zum Orte seines Aufenthalts und ward nun vom Kurfürst Friedrich Wilhelm zum Physicus des Fürstenthums Minden und zum Hofmedicus ernannt. Er hatte sich bereits durch seine glücklichen Kuren ausgezeichnet, als er 1688 als Landphysicus nach Halberstadt kam, wo er die Natur des Gesundbrunnens zu Hornhausen im Halberstädtischen untersuchte. Bei Errichtung der neuen Universität zu Halle wurde er 1693 als ordentlicher Professor der Medicin angestellt und ertheilte dem ersten Candidaten die Doctorwürde. 1708 ging er nach Berlin als Leibarzt, kehrte aber 1712 nach Halle zurück und st. daselbst 1742 als königl. preuß. Geheimrath und Leibarzt, kaiserl. Pfalzgraf, ordentl. Lehrer der Medicin, Senior der Universität und Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften. Fünf Mal hatte er das Prorectorat, 48 Mal das Dekanat der medicinischen Facultät verwaltet und 48 J. lang hat er mit seiner Gattin in einer vergnügten Ehe gelebt. In seinem Alter genoß er den Lohn, daß er 22 Leibärzte an den vornehmsten Höfen, 23 Professoren auf deutschen Akademien und 55 Land- und Stadtphysicus zählen konnte, die seine Zuhörer gewesen waren. Hoffmann war der berühmteste und angenehmste Docent seiner Zeit. In seinen Schriften, die zum Theil noch jetzt einen vorzüglichen Werth haben, finden sich vielfache unbenutzte Schätze der einfachsten, trefflichsten Raisonnements und der feinsten, reichsten Beobachtung. Sein wichtigstes Werk ist die „Medicina rationalis systematica", Halle 1730, 9 Bände. Einem gewissen Mysticismus, der dem geistigen Princip zu viel, oder Alles in der thierischen Oekonomie zuschrieb, arbeitete er mit Nachdruck und Glück entgegen, drang auf deutliche Begriffe, in deren Entwickelung er selbst große Kunst zeigte, erklärte sich für das mechanische System und trug zu dessen Vervollkommnung Vieles bei. Den festen Theilen des thierischen Körpers eignete er seine Rechte wieder zu und führte mit Consequenz den Begriff des solidi vivi aus, woran sich die größten Fortschritte der theoretischen und praktischen Medicin der neuern Zeit anschließen. Für die Diätetik leistete er Bedeutendes und verschaffte vielen ihren Lehren Eingang ins größere Publikum. Ueber einen wichtigen Zweig der Arzneimittellehre, über die deutschen Mineralwasser verbreitete er, so weit es der damalige Zustand der Chemie erlaubte, viele Aufklärung und führte ihre oft so nöthige und nützliche Vermischung mit Milch ein, sie zugleich vertheidigend gegen falsche Ansichten, nach denen diese Verbindung für sehr schädlich gehalten wurde. Hoffmann's Charakter war sanft und bescheiden; sein Streit mit Stahl, sonst sein Freund, dann sein Nebenbuhler, führte ihn nie über die Grenzen des Anstandes. Ihm verdanken wir auch die Hoffmann'schen Tropfen, eins der vorzüglichsten besänftigenden Mittel. Als praktischer Arzt genoß er eine so ausgebreitete Celebrität, daß ihn Kaiser Karl VI. zu sich berief, um seine Leibärzte zu vereinigen, die verschiedener Meinung waren. Sein größter Ruhm und der glückliche Erfolg seiner Heilart machte ihn nicht eitel. Seine ganze Denk- und Handlungsweise war eine Zubereitung auf die Ewigkeit.

Hoffmann (Christoph Ludwig), Geheimrath und Director des Medicinalcollegiums, Leibarzt des Kurfürsten von Mainz, geboren 1721 zu Rheda in Westfalen, gest. 1807 zu Eltwiel am Rhein. Hoffmann suchte 1770 durch Vereinigung der bis zu seiner Zeit für sich bestandenen medicinischen Systeme, der Humoral- und Nervenpathologie, ein neues zu bilden. Auf der einen Seite nahm er die Reizbarkeit der Nerven und die Irritabilität der Gefäße, die er der Stärke ihrer Aeußerung nach in 10 Grade theilte, an; auf der andern Seite verwarf er aber auch die Entmischung der Säfte nicht, sondern stellte sie als reizende Potenzen in seinem Systeme auf. Nach ihm können sich die Säfte des thierischen Organismus in doppelter Hinsicht entmischen: sie gehen entweder in Säurung oder in Fäulniß über. Die letztere spielt eine große Rolle in seinem Systeme; er war mit Stahl der Meinung, daß die thierischen Säfte sich in dem Organismus stets der Fäulniß nähern und bald der Gesundheit Gefahr bringen würden, wenn nicht der Organismus Wege hätte, die faulenden Partikel auszuscheiden. Diese Wege sind die Haut, Lungen, Darmcanal, Nieren ꝛc. Hoffmann nannte sie Reinigungsorgane; vorzüglich sind die Lungen dazu bestimmt, die sauren und faulenden Stoffe aus dem Blute zu scheiden. Der Fäulniß mißt er ein größeres Gewicht als der Säurung auf Hervorbringung der Krankheiten bei; z. B. alle thierische Gifte und Stoffe, welche Entzündung hervorbringen, die ansteckenden Krankheitsmaterien, die Hypochondrie, Gicht, Rheumatismus schreibt er der Fäulniß zu. Eine eigne Ansicht hat er von der Pockenkrankheit; sie ist bei ihm ebenfalls in Fäulniß begründet und hat ihren Sitz in den unzähligen kleinen Hautdrüsen, in die sich der dieser Krankheit eigenthümliche Stoff ablagert und die bekannten Symptome auf der Haut hervorbringt. Durch die Vereiterung und Vernarbung dieser Hautdrüsen geht die Fähigkeit des Körpers, ferner den Pockenstoff zu erzeugen, verloren.

Hoffmann (Ernst Theodor Amadeus oder eigentlich E. T. Wilhelm), einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller in der neuern poetischen Literatur der Deutschen, wurde 1776 zu Königsberg in Preußen geboren. Früh entwickelte sich seine Neigung zur Tonkunst und Malerei. Auf der Universität seiner Vaterstadt die Rechte studirend, begab er sich 1791 von da nach Glogau, um bei der dortigen Oberamtsregierung seine Laufbahn fortzusetzen. 1798 ward er als Referendarius an das Kammergericht, das in Berlin seinen Sitz hat, versetzt, und bestand hier seine letzte Prüfung auf eine so ausgezeichnete Weise, daß er unterm 27. März 1800 zum Beisitzer der Regierung zu Posen mit uneingeschränkter Stimme ernannt wurde. Obgleich er in Posen in den Strudel eines wüsten Lebens gerieth, so vernachlässigte er dennoch die schönen Künste nicht; er componirte hier Göthe's „Scherz, List und Rache", und brachte es mit großem Beifall auf die Bühne. Sein Uebermuth aber, mit dem er die angesehensten Personen in Posen caricaturmäßig darstellte, bewirkte seine baldige Versetzung nach Plozk, einem sehr unwohnlichen Orte in dem damaligen Neuostpreußen. Nach zwei Jahren, die er hier schwer büßend zubrachte, die jedoch zu seiner innern Ausbildung beitrugen, wurde er endlich auf Verwendung seiner Freunde in Berlin von diesem traurigen Orte als Regierungsrath nach Warschau versetzt. Hier kam Hoffmann mit mehren geistreichen Männern in Bekanntschaft, unter andern mit Hitzig und Werner, die in dieser Periode des Lebens belebend und be-

geisternd auf ihn wirkten. Er componirte in Warschau die komische Oper „Der Kanonicus von Mailand“, und eine romantische Oper nach Calderon, „Schärpe und Blumen“, zu welchen beiden er die Texte selbst gedichtet und geordnet; ferner eine Musik zu Werner's „Kreuz an der Ostsee“; endlich brachte er auch schon zu Ende des J. 1804 Brentano's „Lustige Musikanten“ auf die Bühne. Aus dem schönen und heitern Leben, das er hier mit seinen Freunden führte, wurde er herausgerissen, als 1806 die Franzosen in Warschau eingezogen. Auch ihn ergriffen die Drangsale des Krieges. Mit Anfang des Sommers 1807 begab er sich nach Berlin, wo er wohl das unglücklichste Jahr seines Lebens zubrachte. Da sich ihm keine Aussichten im Vaterlande darboten, so folgte er 1808 einer Aufforderung der unter den Auspicien des Grafen von Soden stehenden Verwaltung des Theaters zu Bamberg, bei demselben als Musikdirector einzutreten, und kam in der freudigsten Hoffnung im Sommer 1808 in Bamberg an. Allein er fand sich auf das Unangenehmste getäuscht, da das Theater bald geschlossen ward. Er erwarb sich nun durch Unterricht und Componiren sein nothdürftiges Brot, und schrieb für die „Musikalische Zeitung“ von Rochlitz mehre Aufsätze, aus denen späterhin zum Theil die „Fantasiestücke in Callot's Manier“ entstanden sind. Obgleich er sich von einem Tage zum andern hinüberfristen mußte, so blieb ihm dennoch die heitere Stimmung seines Gemüthes und die rüstige Kraft zu künstlerischer Thätigkeit. 1812 bekam er einen Ruf als Musikdirector bei der Sekonda'schen Gesellschaft und im April 1813 traf er in Dresden ein. In dieser durch die Kriegsereignisse in Sachsen beunruhigten Lage blieb er bis 1815. Nach einem unangenehmen Vorfall mit dem Theaterdirector war Hoffmann vom Theater abgegangen und suchte nun in seinem Vaterlande wieder in die Dienstverhältnisse zurückzutreten. Auf Verwendung seines Freundes Hippel in Berlin ward ihm der Vorschlag gemacht, auf ein halbes Jahr ohne Gehalt beim Kammergericht in Berlin zu arbeiten, und wie er jetzt stand, durfte er kein Bedenken tragen, jenes Anerbieten anzunehmen, das ihm einigermaßen Aussichten für eine gesicherte Zukunft eröffnete. In Berlin traf er nach 8 erfahrungsschweren Jahren mit seinem Freunde Hitzel zusammen, und in der ersten Zeit seines Aufenthaltes daselbst lebte Hoffmann nur für den engsten Kreis seines alten Freundes; zu diesem gehörte Fouque, Chamisso, Contessa u. A. Was seine schriftstellerische Thätigkeit bis zu Ende des Jahres 1815 betrifft, so vollendete er seinen Roman, „Die Elixiere des Teufels“, und schrieb für den vierten Theil seiner „Fantasiestücke“ die „Abenteuer der Sylvesternacht“ und die „Correspondenz des Capellmeister Kreisler mit dem Baron Wallborn“. 1816 rückte er als Rath beim Kammergericht hinauf: in demselben Jahre wurde seine Oper „Undine“ mit großer Pracht auf die berliner Bühne gebracht. Das bedeutende Gehalt, das mit diesem Amte verknüpft war, und die ansehnlichen Honorare, die er nun schon erhielt, wurden für ihn eine Quelle des Unglücks, indem er sich durch Geld über seinen Nothbedarf, zur Schwelgerei, namentlich zum Trunke, verleiten ließ. Von nun an brachte er alle Nächte bis zum Morgen im Weinhause zu, und dieß unordentliche Leben hatte Hoffmann's nachmaligen körperlichen und leider auch geistigen Verfall zur Folge. Eine Oase voll duftender Blumen tauchten in den ersten Jahren des wüsten Weinhauslebens die Serapionsabende aus demselben auf. Hitzig hatte nämlich die Einrichtung begründet, daß mehre geistvolle Freunde

einmal in der Woche in Hoffmann's Wohnung zusammen kamen, um sich mit einander zu besprechen und das Gearbeitete mitzutheilen. Die Gesellschaft ward nach dem h. Serapion deßhalb genannt, weil sie am Abende eines Serapionstages eingeweiht ward. Die Grundpfeiler dieses Vereins bildeten nächst Hoffmann, Contessa, Koreff, ein ausgezeichneter Arzt, und Hitzig. Aus diesen Zusammenkünften sind Hoffmann's „Serapionsbrüder" entstanden. 1817 erschienen seine „Nachtstücke" und 1819 zuerst der „Dialog seltsamer Leiden eines Theaterdirectors", sodann „Klein Zaches": endlich gab er zum Schlusse dieses Jahres den ersten und zweiten Band der „Serapionsbrüder" heraus, deren dritter 1820 und vierter 1821 erschien. Endlich erschien 1820 noch der 1. Band des „Kater Murr", dem 1822 der 2. folgte, und der mit dem 3., leider auf dem Papiere nicht angefangenen, aber im Kopfe des Dichters schon ganz vollendeten, schließen sollte. Auf dieses Werk legte Hoffmann fast unter allen seinen Werken den höchsten Werth. Ein Heft echter Callot'scher Blätter, das ihm sein Freund zu seinem Geburtstage schenkte, gab ihm die Idee zu der „Prinzessin Brambilla", die 1821 erschien. Im Frühherbst des Jahres 1821 rückte er, bei seiner Anciennität, und nachdem sich unlängst sein Gehalt auch noch bedeutend vermehrt hatte, in den Ober-Appellations-Senat des Kammergerichts als Mitglied ein. Hierdurch kam er in die längst gewünschte Lage und nie blickte er freudiger in die Zukunft, als eben jetzt. Er ahnte nicht, daß er nur noch Monate lang das ihm nun in jeder Beziehung so theuer gewordene Leben fortsetzen würde. Nicht lange darauf befiel ihn jene schreckliche Krankheit, die Rückenmarksdarre, die ihn in dem reifsten Mannsalter dahinraffte. Vor deren Ausbruch hatte er noch sein letztes Werk: „Meister Floh", geschrieben. Ungeachtet er mit jedem Tage in einen jammervollern Zustand versank, so verleugnete sich dennoch bei ihm keinen Augenblick die höchste Liebe zum Leben, der unerschütterliche Glaube, daß es ihn nicht lassen könne, und eine, in Vergleichung mit seinen gesunden Tagen fast noch gesteigerte Heiterkeit, ja größtentheils Ausgelassenheit. Die vielen Stunden, die er ohne Gesellschaft und zum Theil in der Nacht ohne Schlaf zubringen mußte, suchte er damit auszufüllen, daß er einem Schreiber dictirte, da ihm die Hände gänzlich gelähmt waren; und diese Beschäftigung ergötzte ihn so sehr, daß er eines Tages gegen Hitzig äusserte: „er wollte sich schon gern gefallen lassen, daß er an Händen und Füßen gelähmt bleibe, wenn er nur die Fähigkeit behielt, fort und fort dictanto zu arbeiten". Was Hoffmann übrigens in den letzten Monaten und Wochen dictirt, ist zuerst: „Meister Wachler", sodann „Die Genesung", endlich „Die Feier" — Fragmente, da er fast im Dictone dieser Novelle gestorben ist. Diese Producte mögen selbst für die Geisteskraft ihres Verfassers reden. Einiges gehört darunter zu dem Besten, was Hoffmann je geleistet hat. Ein noch merkwürdigerer Beweis seiner nie zu brechenden Seelenstärke möge aber folgender Umstand geben. Etwa vier Wochen vor seinem Tode wurde der entsetzliche Versuch gemacht, ob nicht durch das Brennen mit dem glühenden Eisen an beiden Seiten des Rückgrats herunter die Lebenskraft wieder zu erwecken wäre; und als nach einer halben Stunde nach der Operation Hitzig zum Patienten eilte, rief ihm dieser entgegen: „Riechen Sie noch nicht den Bratengeruch?" Etwa den 20. oder 21. Juni zeigten sich die Vorboten des nahen Todes in der Unfähigkeit, Etwas zu genießen, einer größern Neigung zu schla-

sen, einer Unlust an den gewohnten Beschäftigungen. Am 25. Juni starb er endlich. Hoffmann hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Byron: Beide haben sich mit der Welt und ihren Erscheinungen nicht befriedigen können. Byron läßt diese Unzufriedenheit aus durch bittern Spott, Hoffmann durch humoristische Ironie. So wie Byron's Dichtungen immer mit einer Differenz aufhören, so schließen auch Hoffmann's Werke selten befriedigend; oft sind es auch überhaupt nur Fragmente, weil der Dichter fühlte, daß der Schlußstein seinem Gebäude fehlte, daß die befriedigende Lösung der Zweifel seines Helden ihm noch ein Problem sey. So erschien Hoffmann's Hauptcharakter, „Der Capellmeister Kreisler", nur bruchstückweise, und wir erfahren nirgends sein Ende, d. h. die Befriedigung seines Geistes. Allein trotz dieser Verwandtschaft des dämonischen Princips, der skeptischen Weltansicht, der Verhöhnung bestehender Formen, läßt Hoffmann weit häufiger die reine Welt seliger Zufriedenheit ahnen als Byron. Hätte Hoffmann den Weg des Studiums der Natur dem der Ausbildung einer ungezügelten Phantasie vorgezogen, so würde er ein wirklich classischer, vielleicht der erste classische Romanendichter der Deutschen geworden seyn; dafür geben seine Novellen: „Fräulein Scuderi", „Das Majorat", „Der Küfer Martin und seine Gesellen" die sicherste Bürgschaft. Allein er schlug diesen ihm oft angerathenen Weg nicht ein und gerieth so auf den gewöhnlichen Abweg von Ueberkraft sprudelnden Genies — er wurde zuletzt ein Phantast. In allen seinen Werken aber, selbst in den verwilderten, von jeder Form entbunden, phantastischen Dichtungen bewundern wir des Dichters Kraft, sein Genie, seinen bessern Geist, der überall hervorblickt, und die liebenswürdigste Gewandtheit der Darstellung. Zuerst trat Hoffmann mit seinen „Fantasiestücken", die Jean Paul mit einer Vorrede begleitete, auf. Die große Theilnahme und Aufmerksamkeit, die sich auf dieses Werk hinlenkte, verdiente es in mancher Hinsicht, besonders durch einige tiefe Aussprüche über die Musik und ihre herrliche Offenbarung in „Don Juan". Bald darauf erschienen seine „Nachtstücke", welche die vortrefflichste seiner Erzählungen, „Das Majorat" enthalten. „Des Teufels Elixire", den ersten zusammenhängenden Roman, erkannte Hoffmann selbst als eine gefährliche Dichtung, dennoch beurkundete er den reichen Geist und den Genius des Dichters. In den „Seltsamen Leiden eines Theaterdirectors" stellt Hoffmann ebenso klar als geistreich das Unwesen, welches unsere Bühne in mancherlei Gestalt beherrscht, dar. Das Märchen „Klein Zaches" gehört zu den vorzüglichsten unter Hoffmann's Dichtungen, weil diese heitere Laune von Anfang bis zu Ende ungetrübt erscheint. Im leider nicht vollendeten „Kater Murr" soll sich die Handlung theilen in die Geschichte des Katers und die dazwischen gestreuten Maculaturblätter; das Interesse bleibt hauptsächlich beim Inhalte der Letztern, die uns die reine, von der Kunst geleitete, aber auch unbefriedigte Sehnsucht einer tiefen Seele, des Hoffmann'schen Lieblingshelden, des Capellmeister Kreisler, eines Geistesverwandten des Jean Paul'schen Schoppe, entwickeln. In den „Serapionsbrüdern", in welchen er seine zerstreuten Novellen sammelte, erschienen die vollendetsten, die wir von ihm besitzen. Der verbindende Dialog zeigt den geistreichen Denker. Eines seiner letzten Werke ist „Die Brambilla", das eines der launigsten und ein höchst zart dargestelltes Märchen in niederer Region, und bei weitem dem letzten Producte des Dichters, dem „Meister Floh", vorzuziehen. Kurz

nach seinem Tode ist eine vortreffliche Biographie Hoffmann's erschienen, unter dem Titel: „Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß", herausgegeben vom Verfasser des „Lebensabrisses F. L. Z. Werner's", mit einem Anhange zur Beurtheilung Hoffmann's als Dichter und Musiker von Willibald Alexis, A. B. Marx und K. M. v. Weber. In diesem Buche macht man, zunächst von ihm selbst geleitet, im Geiste sein ganzes, unruh- und wechselvolles, inneres und äußeres Leben, mit allen seinem Schönen und Häßlichen, Würdigen und Unwürdigen, Anziehenden und Abstoßenden, mit durch, und steht am Ende gewiß sehr ernst da und mit reichem Stoff zu Betrachtungen der verschiedensten, darunter auch wahrlich höchst bedeutender Art. Hoffmann ist gegenwärtig der Lieblingsheld der französ. Lesewelt, der nicht nur Leser und Bewunderer, sondern auch überall Nachahmer seiner Manier findet, unter welchen Letztern besonders Balzac für den glücklichsten gilt. Eigentlich war es jedoch von England aus, von wo sich Hoffmann's Ruf durch einen Aufsatz Walter Scott's im „Foreign quaterly review", 1827: „On the supernatural in fictitions composition", worin er besonders auf Erörterungen über Hoffmann's Leben und Werke einging, auch nach Frankreich zuerst mit größerer Allgemeinheit verbreitete. Von Loëve-Veimars, dem Uebersetzer van der Velde's, erschienen Hoffmann's „Contes fantastiques", Paris 1829, 12 Bde., ins Französische übertragen, und erregten schnell den merkwürdigen Enthusiasmus der Franzosen für diesen Dichter, der bei seinen deutschen Landsleuten längst seine Zeit gehabt hat.

Hoffmann (Henri), in Paris als Literator, Dichter und Journalist bekannt, geb. 1760 zu Nancy, studirte das. und ging 1785 nach Paris, wo er vermischte Gedichte herausgab, die Beifall fanden. 1786 ward das. seine von Lemoyne componirte Oper „Phädra" aufgeführt, die, sowie seine Oper „Naphtha", gleichfalls von Lemoyne in Musik gesetzt, die günstigste Aufnahme erhielt. Nicht minder glücklich war er mit seinen für die komische Oper geschriebenen Arbeiten. Als Mitarbeiter an mehren franz. Journalen, verwickelten ihn seine mit scharfer Urtheilskraft geschriebenen Aufsätze in literarische Fehden, z. B. mit Geoffroy und in neuerer Zeit mit dem gewesenen Erzbischofe von Mecheln, de Pradt, wegen dessen Werk über Amerika, in denen er nicht immer die gehörige Mäßigung bewies. Dagegen verdient seine gründliche Kritik im „Journal de l'Empire" von Chateaubriand's „Martyrs", worin er den Nachtheil zeigte, den frömmelnde und unklare Ansichten für die Jugend haben können, sowie überhaupt seine Unabhängigkeit von allen Modeimpulsen in der Literatur sowohl als auch in andern Dingen rühmliche Anerkenntniß. Nie schmeichelte er der Macht, und wenn er einst der Directorialregierung Weihrauch streuete, so geschah dieß doch nur in einem Blatte, das schon durch seinen Titel: „Le menteur", zeigte, wie man die Sache zu nehmen hatte. Als lyrischer Dichter besitzt Hoffmann die Kunst, sich sehr nach den Eigenheiten der Componisten bei Ausarbeitung seiner Opern richten zu können, was unstreitig viel zur guten Aufnahme seiner Sachen auf den Theatern beigetragen hat. Sein Text zu der von Mehul in Musik gesetzten Operette „Adrian v. Ostade" erhielt von der 2. Classe des Instituts den zweiten Preis, den ersten bekam der Verf. der „Vestalin". Ausserdem hat Hoffmann noch geschrieben: „Stratonice und Ariodant", Musik v. Mehul, „Medea", Musik v. Cherubini, „La souprette", Mu-

sik v. Solié, und „Das Geheimniß“, Musik von ebendemselben. Er starb zu Paris den 25. April 1828. — „Oeuvres de F. B. Hoffmann“, 10 Bde., Paris 1829, mit seinem Leben.

Hoffmannswaldau (Christian Hoffmann v.), geboren 1618 zu Breslau, zeichnete sich durch vortreffliche Anlagen schon in den Schulen seiner Vaterstadt aus. Später kam er auf das Gymnasium nach Danzig, wo er seiner guten Anlage zur Poesie wegen schon damals von Opitz, der sich eben in Danzig aufhielt, bemerkt wurde. Er studirte zu Leyden unter Salmasius, Vossius, Borhorn und Barläus, reis'te mit dem Fürsten von Fremonville durch die Niederlande, England, Frankreich und Italien, kehrte über Wien in seine Vaterstadt zurück, und erhielt hier sogleich, bevor er noch das dazu erforderliche Alter erreicht hatte, eine Rathsherrnstelle in Breslau. Später wurde er zum kaiserl. Rath und Präses des breslauer Rathscollegium ernannt. Er verwaltete diese Aemter mit aller Treue und Rechtlichkeit, bis er 1679 starb. — Hoffmannswaldau, und nach ihm Lohenstein (s. d.) ließen sich durch die schwulstigen Schriften eines Marino verführen und auf die Abwege eines ganz verdorbenen Geschmacks leiten, der sich durch spitzfindigen Witz, die gesuchtesten Antithesen, übertriebene Metaphern, gehäufte, übelpassende Gleichnisse, Bizarrerien und Unsinn auszeichnete. Obgleich also Hoffmannswaldau, sowie Lohenstein, die damals als Muster der Dichtkunst galten, viel Unheil in unserer Literatur angerichtet; so muß man ihnen doch einräumen, daß sie kein geringes Verdienst um die Bereicherung unserer bildsamen Sprache haben. Außer Uebersetzungen aus dem Italienischen und Französischen, poetische Geschichtreden, geistlichen Oden, Hochzeit- u. a. Gedichten, hat er zuerst unter den Deutschen Heroiden geschrieben, in denen aber keine Spur von warmer, inniger Empfindung, von starkem, leidenschaftlichen Ausdruck, von vertrauter Bekanntschaft des menschlichen Herzens, dagegen Plattheiten, Schlüpfrigkeiten, unanständige Zweideutigkeiten und Unsinn in Menge zu finden sind.

Hofgeismar, eine kleine Stadt an der Esse und Lempe in Niederhessen mit verfallenem Aeußern von 400 Häusern und 2400 Einw., welche sich vorzüglich mit Leinweberei, Gerberei und Branntweinbrennerei beschäftigen, eine Tabacks-, zwei Essig- und eine Papierfabrik unterhalten. Eine Viertelmeile davon liegt das kurfürstliche Bad Hofgeismar mit schönen Anlagen und einem hübschen Schlosse, wohin von der Stadt aus eine Allee führt. Das hiesige Mineralwasser gehört zur Classe des salinisch-martialischen; die Badequelle enthält außerdem aber noch eine seifenartige Erde, deren wohlthätige Wirkung auf das Hautsystem allgemein ist. Wirksam ist das Wasser bei allgemeiner Schwäche des Körpers und einzelner Theile, Lähmungen und Contracturen, Flechten und hartnäckige Krätze, alte Geschwüre, Gicht, chronischer Rheumatismus, Scrofelkrankheit, englische Krankheit der Kinder, Stockung im Unterleibe, Verschleimung der Eingeweide, anhangende Schleimschwindsucht, Hämorrhoiden, Irregularitäten der monatlichen Periode, weißer Fluß, Hypochondrie, Hysterie, Melancholie. 1817 ist diese Badeanstalt noch durch Anlegung von Schlammbädern wesentlich verbessert worden.

Hofnarren. Ehemals, vorzüglich im Mittelalter, hielt man an den fürstlichen Höfen wohlbestallte Possenreißer und Lustigmacher; diese hießen Hofnarren mit Amtstitel (fou du roi en titre d'office); doch nicht immer waren sie als solche ausdrücklich angestellt, sondern bekleideten

nebenbei noch andere Aemter, von denen sie den Namen führten. In Frankreich nannte man sie auch Hofpoeten, Tischräthe, wenn die Pflicht ihnen oblag, diesen anzuordnen, oder lustige oder kurzweilige Räthe. Addison meint, der Stolz der Großen habe sie verleitet, Menschen zur Zielscheibe ihres Witzes sich zu halten; Shaftesbury hingegen schreibt ihre Entstehung dem Despotismus der ersteren zu; wahrscheinlich ist keiner von beiden die Ursache; sondern sie scheinen ihren Ursprung, wenngleich einer Schwäche, doch keiner so gefährlichen Leidenschaft der menschlichen Natur verdankt zu haben. Der Stolz kann seinem Wesen nach keinen Genuß darin finden, sein Uebergewicht an geistigen Kräften an einem Armseligen, der die gnädigen Späße und Witze geduldig an sich ergehen lassen muß, zu erproben; der Stolz will herrschen und gebieten, und nicht lachen. Nicht selten ist er die Quelle des Despotismus, und insoweit dürfte auch dieser keine Veranlassung zu den Hofnarren gegeben haben. Richtiger scheint es daher zu seyn, wenn man den Ursprung der höfischen Narren aus der Eitelkeit, aus dem Hange der Menschen, auch kleinliche Vorzüge auf Kosten eines Andern gelten zu machen, herleitet. Der reizende Kitzel, welcher aus der Befriedigung der Eitelkeit hervorgeht, heitert auf, bringt eine lustige Gemüthsbestimmung hervor. In jedem geselligen Cirkel, indem nicht der conventionnelle Zwang herrscht und alle Glieder sich frei der muntern Laune überlassen, scheidet sich von selbst gewöhnlich ein Glied aus, was feiner oder gröber den Lustigmacher der Gesellschaft macht und sich zum Ziele der Witze und Neckereien hergibt; die Großen, welche nicht selten ebenso roh waren als ihr Zeitalter, und nur an dieser niedrigen Art des Komischen Gefallen fanden, wollten einen Harlequin der Gesellschaft nicht dem Zufalle überlassen; sie schufen Hofnarrenämter. Schon ihr anderweitiger Name: Tischräthe, zeigt an, daß sie für das Salz einer muntern Gesellschaft angesehen wurden. Der Hang, sich über Andere lustig zu machen, liegt viel zu tief in der menschlichen Natur gegründet, als daß man annehmen könnte, er habe sich nur im Mittelalter kund gegeben. Er wirkte zu jeder Zeit, in jedem Lande, bei jedem Volke, nur verschieden, bald gebildeter, bald gröber, je nachdem ein Volk auf einer höhern oder niedern Stufe der Bildung stand; je nachdem der Geist der Zeit dieß oder jenes Gepräge trug. Possenreißer, ähnlich den Hofnarren, treffen wir daher schon im Alterthume an. Unter den Griechen lebte eine Menschengattung, die sich ein Geschäft daraus machte, durch Schwänke das Zwerchfell der Reichen in Erschütterung zu setzen und sich auf diese Weise ihr Brot zu verdienen; kein großes Gastmahl wurde ohne einen Tischnarren für vollständig erachtet. Bei dem Gastmahl des Xenophon findet sich ein solcher Mensch ein, den der alte Schriftsteller geradezu unter dem Namen Lustigmacher aufführt. Bei den Römern hießen sie Parasiten, Schmarotzer; weil sie ihre Mittagsmahle mit Späßen bezahlten. Parasiten waren häufig die Harlequine ihrer Bühne; und so wenig das Lustspiel ihrer entbehren konnte, ebenso gerne nahmen die Vornehmen sie in ihr Gefolge auf. Horazens Satyre, „Die Reise nach Brundusium“, schließt sich mit einem lustigen Wortgefechte, welches zwei Schmarotzer zur Belustigung der Tischgesellschaft auskämpfen. Unter den Kaisern hatte jedes große Haus seinen wohlbestallten Possenreißer, der mit zum Hausstande gehörte; man nannte ihn gewöhnlich den Philosophen und er bekannte sich auch häufig entweder zur stoischen oder kynischen Schule; wahrscheinlich um durch den

Contrast, in welchem seine Kleidung und sein philosophischer Ernst mit seinen Spassen standen, das Lächerliche zu heben und die Unterhaltung mehr zu würzen. — Flögel hat eine interessante Geschichte der Hofnarren im Mittelalter geliefert; indem wir auf sie verweisen, entnehmen wir aus ihr nur die Charakteristik dieser Menschenclasse. „Einige", sagt Flögel, „waren von grober Art, als Claus Narr, welche Alles herausredeten, was ihnen einfiel, keinen Unterschied unter den Personen und Zeiten machten, sich der gröbsten Possen, Unfläthereien und Zoten bedienten; und wenn auch manchmal ein witziger Einfall mit vorkam, so wurde er doch von hundert einfältigen und dummen Einfällen verdrungen. Andere im Gegentheil waren witzige, sinnreiche Köpfe, wie Brusquet und Angeli in Frankreich, schlaue Hofleute von der feinsten Art. Sie nähern sich in ihren Reden und Handlungen niemals der Grobheit, sie befleißigen sich der Höflichkeit und des Wohlstandes in allen Sachen, sind voll lustiger Reden, artigen Erzählungen, kurzweiliger Gespräche, lächerlichen Sprichwörter, und ihr Umgang ist so annehmlich, daß man sie muß lieb haben. Andere waren bloß Tellerlecker, Schmarotzer und Schmeichler, die sich verspotten ließen, bloß um ihren hungrigen Bauch zu füllen. Manche Fürsten haben auch an einfältigen, blödsinnigen, melancholischen Leuten und wirklichen Dummköpfen ihr Vergnügen gefunden und sie als Hofnarren gebraucht. Ja die häßlichen Zwerge, rachitische Ungeheuer, krumm und schief gewachsene Menschen sind als Hofnarren gebraucht worden. Vorzüglich scheinen pedantische Gelehrte der rechte Wetzstein zu seyn, an dem sich der Witz der Hofleute schleifen kann, welches das klägliche Beispiel des Freiherrn Paul von Gundling bezeugt". Ehedem zeichneten diese officiellen Narren sich durch eine eigne Tracht aus, und dazu gehörte 1. der beschorene Kopf, 2. die Narrenkappe, Gugel, Kugel, Kogen, Koggel, Kagel, vom lateinischen Cuculus, eine sonst beiden Geschlechtern gemeine Gattung des Kopfputzes von kugelförmiger Gestalt, und bisweilen einem türkischen Bund oder Turban ähnlich. Da indeß die Gugel der Narren vielleicht nicht genug charakterisirte, weil auch Gelehrte, Mönche und gemeine Leute solche trugen, so fügte man drei Eselsohren hinzu, welche seit dem 15. Jahrh. ein Prädicat und Schmuck der Narren waren; 4. daß aber auch schon im 14. Jahrh. der Hahnenkamm auf den Kappen zum Putz der Narren gehörte, erhellt aus vielen Zeichnungen; 5. der Narrenkolben, Marotte, gehört unter die uralten Waffen oder Ehrenzeichen der Narren, war vermuthlich anfangs nichts anders als die Pflanze, welche noch jetzt den Namen Narrenkolben, Rohrkolben, Typha L., führt, in Sümpfen wächst, und erst braune, dann schwarze, walzenförmige, dicke Kolben hat. Sie führt daher auch den Namen Narrenscepter. Nachher machte man sie von Leder in der Form einer Herkuleskeule, mit einem Riemen, daß sie der Narr an der Hand oder am Arme konnte hängen lassen, entweder damit zu necken, oder sich gegen Angreifende zu vertheidigen. Außer den schlechten Narrenkolben hatte man aber auch sehr zierliche und künstlich gearbeitete, an denen gemeiniglich ein Narrenkopf befestigt war; 6. auch der große Halskragen wurde ein Abzeichen der Narren, und endlich 7. die Schellen, die, sowie der Kragen, früher ein allgemeiner Putz gewesen waren, weßhalb es in dem bekannten halb deutschen und halb lateinischen Kirchenliede des Petrus Dresdensis 1410 heißt: „Da die Schellen klingen in regis curia". Etwa gegen die Hälfte des 15. Jahrh. wurden sie ein eigenthümlicher Putz der Nar-

ren, welche sie theils am Ende der Eselsohren, theils auf der Krone, wo sonst der Hahnenkamm war, theils am Gürtel, theils statt der Rockknöpfe, theils am Schienbein, an den Knieen, den Elbogen, den Schuhspitzen u. s. w. trugen. Erasmus von Rotterdam glaubt, man habe den Narren deßhalb eine so seltsame Tracht gegeben, damit sie von Niemand beleidigt würden, wenn sie etwas Närrisches sagten oder thäten, welches sonst einem verständigen Manne nicht ungestraft hingehen würde; die Schellen wären also gleichsam eine Warnungsglocke. Daß indeß in einer solchen Tracht nicht stets der größte Narr des Hofes stach; daß sich bisweilen unter einer Kappe mehr Verstand, Witz und Weisheit, als in einem ganzen geheimen Rathscollegium fand, und daß sich oft unter die Schellen des Narren die geächtete Wahrheit flüchtete, bedarf wohl keiner Erinnerung. Dr. Lamprechter, Rath bei Karl V., pflegte zu sagen: "Ein jeder Fürst muß zween Narren haben, einen, den er vexirt, den andern, der ihn vexirt".

Hofwyl, früher Wylhof, ein Landgut von etwa 200 Morgen, berühmt durch agronomische Versuche, bedeutende Anlagen, und vorzüglich durch ein großes Erziehungsinstitut, liegt auf einem Hügel zwischen den Dörfern Seedorf und Buchsen, und wird auf der südlichen Seite durch einen Wald, über dessen Gipfel man fernher die Spitzen der Schneeberge des Oberlandes hervorragen sieht, von den schönen Umgebungen der Stadt Bern getrennt. Die Gegend hat wegen des scharfen Nordostes, dem sie gänzlich offen ist, sodaß auf der Höhe kein Nußbaum gedeiht, ein unmildes, wenngleich gesundes Klima. Noch vor 22 Jahren stand hier nur ein hübsches Wohnhaus mit einer kleinen engl. Baumpartie, einer Gärtnerwohnung und 2 Wirthschaftsgebäuden. Die Felder waren in übelm Zustande, das Ackerland voll Steine, Unkraut und Quellen, die Wiesen sumpfig, und das Vieh an Zahl und Art gering. Dieß Alles hat der Unternehmungsgeist des jetzigen Besitzers, Fellenberg, umgeschaffen. Die alten Gebäude sind beträchtlich erhöht und erweitert; größere und kleinere Bauwerke, ja eins einem Pallaste vergleichbar, sind neu errichtet. Ueber 200 Menschen, sowohl Knechte, Mägde und Handwerker, als Gelehrte, Kunstverständige und Erzieher, arme Kinder, die ihr Brot auf den Feldern verdienen, und beglücktere Söhne reicher Aeltern, Alle speisen an Fellenberg's verschiedenen Tischen. Es ist eine Welt im Kleinen, worin besonders eine eigenthümliche Verbindung zwischen Landbau und Erziehung sich kund gibt. In der Agricultur zu Hofwyl ist von Brache und Triesch keine Rede mehr. Die Felder, obschon in Hinsicht des Bodens keineswegs gut ausgestattet, werden alljährlich bebaut und genießen keine andere Erholung, als durch vierjährige Abwechselung der Pflanzen, die sie hervorbringen müssen. Folgende Ordnung hielt Herr v. Fellenberg für die dem größten Theile des Schweizerbodens angemessenste: im ersten Jahre Kartoffeln, im zweiten Gerste und Hafer mit Klee, im dritten bleibt der Klee stehen, und im vierten wird in den umgebrochenen Klee Wintergetreide gesäet. Der vierte Theil des Ackerlandes wird zum Kartoffelbau verwandt, der besonders nebst andern Wurzelgewächsen eine reichliche Viehfütterung möglich macht. Der Dünger wird freilich nicht geschont, damit die Erde von Jahr zu Jahr an treibendem Stoff gewinne, und der Ertrag sich erhöhe. Den Austrag der Cerealien (Fruchtertrag) gibt Herr v. Fellenberg bereits aufs 18fache an. Dazu kommt aber, daß man durch Anwendung der Saemaschine die Hälfte der Aussaat erspart. Ferner

werden die Felder rein von Steinen und Unkraut gehalten, wozu ein neues Instrument, der Exstirpator, und die Hände der Armenknaben gute Dienste leisten. Die Steine werden abgelesen oder ausgepflügt und zu Bauten und Wegbesserung benutzt. Ebenso wenig sind Hungerquellen und übernasse Plätze in den Aeckern anzutreffen. Man hat sie zu zwingen und ihren Wasservorrath trefflich zu nutzen gewußt. Tief unterm Boden wurden Abzugscanäle gezogen, worin sich die Feuchtigkeit sammelte und zu trockenen, am Abhange liegenden Wiesen rinnen mußte, um an deren oberm Rande in einem kleinen Graben hinzulaufen und, durch zeitiges Stauen gehemmt, sich in der ganzen Wiesenbreite gleichmäßig über das Gras zu ergießen. So im Gehalte verbessert und stets lockerer gemacht, sieht man nun große Fluren mit dem herrlichsten Getreide prangen, das in dicht nebeneinander von der Maschine gezogenen Reihen nirgends zu dick und zu licht, hoch aufschießt, durch keine unnützen Pflanzen gehindert und verdumpft. Von den gewöhnlichen Kornblumen ist in Hofwyl nichts zu sehen. Wo ehemals die Wiesen versumpft waren, bereitet sich jetzt in einer weiten Niederung der herrlichste Wiesenteppich aus. Fellenberg suchte nämlich durch tiefe Canäle dem Wasser Abfluß zu verschaffen, und als dieß wegen zu niedriger Fläche nicht hinreichte, faßte er den Entschluß, den ganzen Wiesenplatz zu erhöhen. Die Felder der nahen Höhe, deren Boden an sich der Besserung sehr bedürftig, also ohne sonderlichen Nachtheil abzustechen war, mußten ein ungeheures Quantum Erde an die Tiefe abgeben. Zur Ersparung von Ochsen und Pferden geschah dieß im Winter. Zwei Schlitten verband man durch ein langes Seil, das oben am Hügelrande um eine Rolle lief. Wechselnd mußten nun die Schlitten die Erde hinunterfördern, indem der vollgeladene durch sein gewichtvolles Abfahren stets den leeren wieder auf die Höhe brachte. Unten war man später geschäftig, die Erdhaufen über die Wiese zu verbreiten. Als aber sich ferner noch zu tiefe Stellen fanden, stach man an den steilen Ufern eines raschfließendes Baches so viel Erde ab, als zu ihrer völligen Erhöhung nöthig war, und ließ sie durch das Wasser ihnen zuführen. (S. „Nassauer landw. Blätter von W. Albrecht", 1819, Nr. 44.) Was sonst über die Bewässerung der Wiesen durch umhergezogene Gräben und Quereinschnitte, welche das Wasser in kleinern Massen überall hinleiten, zu sagen wäre, ist bekannt. Die verbesserten Wiesen und Felder verlangten aber einen zahlreichern Viehstand; Fellenberg ließ daher 40 Kühe und Munnis (Bullen) von den Alpen kommen, die er in seinen rein und trocken gehaltenen Ställen reichlich mit Klee und Wurzelgewächsen nährt. Bevor der Ertrag der Aecker stieg, mußte freilich Futter zugekauft werden; dieß war später nicht nöthig, als sich der reine Ertrag von Fellenberg's Landwirthschaft seit Ankauf des Gutes vervierfacht, der rohe aber versechsfacht hatte. Dabei muß man aber auch die andern Anstalten berücksichtigen, deren zahlreiches Personal eine bedeutende Consumtion von Vieh und Vegetabilien veranlaßt, wodurch der Gutsherr im Stande ist, die selbst gewonnenen Producte seinen eignen Anstalten stets um das Maximum des Werthes zu verkaufen. Zu der Oekonomie in Hofwyl gehört ein kleines Magazin von Ackergeräthen, woraus die auf dem Gute selbst abgenutzten ergänzt, die meisten Exemplare aber auf Bestellungen gegen billige Preise versandt werden. Außer der Saemaschine und dem Ausreißer trifft man daselbst noch eine zusammengesetzte Hacke, welche beim Lockermachen und Häufeln in den Kartoffelfeldern sich erprobt hat. Fel-

lenberg wollte noch einen tauglichern Pflug und Hände ersparende Maschinen zum Dreschen einführen. Er läßt diese Geräthe von Wagnern und Schmieden verfertigen, die auf seinem Hofe wohnen, denen der Mechaniker zur Seite steht, welcher die Hauptarbeiten leitet und auf deren Vervollkommnung sinnen muß. Fellenberg selbst ist kein mechanisches Genie. Die erste Saemaschine nach engl. Zeichnungen und Modellen brachte ein Mann, aus dem Canton Basel gebürtig, sonst ungebildet und bäuerisch, aber ein erfinderischer Kopf, zu Stande; sie erregte viel Aufsehen und wurde von dem Nachfolger in dem Geschäfte verbessert und verschönert. Außer den genannten Handwerkern sind noch Schreiner, Sattler, Schuster und Schneider in Fellenberg's Dienst und auf dessen Rechnung thätig. Ihre Werkstätten gewähren sowohl willkommene Bequemlichkeit, weil sie am Orte selbst sind, als auch einen nicht zu verachtenden Vortheil. Die Comptabilität über sie wie über das Ganze, oder das „Bureau der Institute", hat ihren Sitz in Fellenberg's Wohnhause. Man findet darin kleine Modelle von Ackergeräthen, die Jedem zu betrachten vergönnt sind. Kennern der Agricultur gestattet man auch die Einsicht in die das Landwirthschaftliche betreffenden Rechnungsbücher. Zu den Geschäften des Bureaus gehört u. a. die Lieferung von Kleidungsstoffen, Lehrbüchern, geometrischen Bestecken, Schreibmaterial, Landcharten und andern der Jugend in der Erziehungsanstalt nöthigen Dingen, die in größern Quantitäten aufgekauft werden.

In seiner ländlichen Armenschule hat Fellenberg arme, mitunter ganz verlassene Knaben von ungleichem Alter, bereits 50 an der Zahl, aufgenommen. Sie haben ihr eignes, ärmliches, aber rein gehaltenes Local zum Schlafen, und ein andres für den Unterricht. Ihre Kleidung ist gleichförmig aus groben Stoffen, gesund und ordentlich; im Sommer Jacken und Hosen von Drillich, im Winter von wärmerer Art. Unkosten mußten vermieden und Alles aufs schlichteste eingerichtet werden; so ist auch die Kost einfach, aber gesund und hinreichend zur Ernährung junger, wachsender und arbeitender Körper. Neben der männlichen Armenschule gedenkt Fellenberg noch eine weibliche anzulegen. Vielleicht schien ihm bisher die Ausführung bedenklich in so großer Nähe des Philanthropins für Söhne vornehmer Eltern. Diese nun seit 22 Jahren dauernde und im Rufe gestiegene Anstalt zählt über 80 Zöglinge, worunter Engländer, Franzosen und Italiener, und an 22 Lehrer. Das Local ist das oben erwähnte Pallastgebäude nebst andern Häusern, wo der größte Theil des Lehrerpersonals untergebracht ist. Sauberkeit und Anstand herrscht in den Schlafsälen wie in den Eß- und Arbeitszimmern. Seine Höhepunkt hatte das Institut, wie es scheint, 1819 erreicht, wo bekannte politische Maßregeln auch auf das friedliche Hofwyl hinwirkten. In dem Punkte humaner Behandlung ähnelt die Schule der Pestalozzi'schen zu Iferten. Das classische Alterthum und das Vaterland sind als Hauptgegenstände des geschichtlichen und philologischen Unterrichts bestimmt, worin den Lehrern die wohlgeordnete berner Bibliothek sehr zu Hülfe kommt; auch der Naturkunde hat gleich anfangs W. Albrecht (jetzt Director der nassauischen landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Idstein) einen ihr gebührenden Platz angewiesen, sowie Hesse (jetzt Regierungsrath im Darmstädtischen) dem mathematischen Fache durch Einführung der Schweinsschen Methode eine größere Wirksamkeit verschaffte. Der Unterricht im Zeichnen und Gesange wird durch treffliche Lehrer besorgt. Schon Hr.

Griepenkerl, der für einen tüchtigen Spieler der Werke Sebastian Bach's gelten kann, gab der Musik viel Raum. Er und Laur (jetzt in Basel) haben aus den Zöglingen der Anstalt ein recht gutes Singchor gebildet. Der jetzige Führer der Concerte ist Herr Huber aus St.-Gallen, ein talentreicher Mann. Uebrigens kommt in Sachen des Unterrichts nicht, wie in der Erziehung, die Oberleitung einem Einzigen, sondern der Lehrerversammlung zu, worin zugleich der eigentliche Erzieher seinen Platz, Hr. v. Fellenberg aber das Präsidium hat. Fellenberg's landwirthschaftliche Verdienste hat der deutsche Agronom Schwarz geprüft. Ueber die Gesammtheit seiner Institute gibt die Schrift des Grafen Villevieille „Des instituts d'Hofwyl" (Genf 1821) nicht immer die richtigste Ansicht.

Hogarth (William), einer der merkwürdigsten und originellsten neuern Maler und Kupferstecher, ward 1697 zu London von armen Eltern geboren und kam bei einem mittelmäßigen Silberschmied in die Lehre. Dann besuchte er die Akademie von St.-Martins-Lane, machte aber wenig Fortschritte. In seiner frühesten Kunstperiode, 1726—33, beschäftigte er sich mit Wappengraben, verfertigte Adressen für Kaufleute; dann zeichnete und stach er Platten für Buchhändler. Die 17 Platten zu der Duodezausgabe des „Hudibras" sind das Erste, was sich über das Alltägliche erhob. Hierauf legte er sich auf die Portraitmalerei, eine Gattung, die sich für einen Mann, dem jede Schmeichelei fremd war, und der bei Auffindung lächerlicher Züge seine Satyre nicht im Zaume halten konnte, wenig schickte. Dennoch verschaffte ihm seine Leichtigkeit zu treffen und die eigne Art, mit welcher er Familiengruppen und ganze Cirkel darstellte, eine Zeit lang viele Arbeit. Endlich erhob ihn sein Genie zum Maler der Charaktere und Leidenschaften. Hogarth entwarf oft in Gesellschaften unvermerkt die Hauptzüge einer Scene mit Bleistift auf dem Nagel seines Daumen und trug sie so nach Haus in sein Collectaneenbuch. Caricatur wurde deßhalb sein Hauptfach, jedoch in einem edlern Sinne, als man diese gewöhnlich nimmt. (S. Caricatur.) Seit 1733 verbreitete sich Hogarth's Ruf durch das 3. Blatt aus dem Leben eines Freudenmädchens („The jew decoyed, or a Harlot's progress"). Er erhielt für die Darstellung dieses Lebenslaufs über 1200 Subscribenten. Jetzt hatte er seine eigenthümliche Sphäre gefunden. Nach dem Wunsche des Abbé Dubois stellte Hogarth ganze Folgen dar, eine Reihe von Handlungen und Begebenheiten aus dem Leben einer Person, von der Geburt bis zum Grabe. In jenen Blättern z. B. ein junges Mädchen, wie es in der Hauptstadt ankommt, und alle wechselnde Scenen des Lasters bis zu einem frühzeitigen Tode. Dann stellte er in gleichem Sinne das Leben eines Liederlichen, die Heirath nach der Mode u. A. m. dar. Wenn Schilderungen der Sitten und Thorheiten des Zeitalters nach dem Leben entworfen, wenn allgemeine Satyre auf Laster und Ausschweifungen, durch natürliche Züge dargestellt und durch Witz erhöht und das Ganze durch passende und treffende Ausdrücke belebt; wenn Dieses ein Schauspiel ist, so hat Hogarth ebenso gut Komödien gemacht als Moliere. In seiner Heirath nach der Mode ist sogar eine Intrigue durch das ganze Stück fortgesetzt. Jede Rolle unterscheidet sich von der andern, handelt ganz in ihrer Sphäre und kann mit keiner von den andern handelnden Personen verwechselt werden. Ueberall mischt er Witz und Laune mit ein. In Hinsicht auf Colorit und Helldunkel war er kein großer Maler; auch seine Zeichnung ist nicht völlig correct. Als Geschichtsma-

ler lieferte er 1736 für das Bartholomäushospital 2 Gemälde, den Teich von Bethesda und den barmherzigen Samariter; allein das Genie, das in Scenen des Lasters und Unglücks des gemeinen Lebens sich bewährt hatte, verließ ihn in den Scenen, welche Anmuth und Würde erheischten; auch bei den ernstesten Gegenständen konnte er die komischen Züge nicht unterdrücken. So auch in seiner Predig des h. Paulus, in seiner Tochter Pharao's; nur sein Gemälde von Richard III. ist frei davon. 1753 gab er seine „Zergliederung der Schönheit“ heraus, deutsch von Mylius, Berlin 1754, worin er durch eine Menge von Beispielen zu beweisen sucht, daß die Wellen- oder Schlangenlinie die wahre Schönheitslinie sey. Bei dieser Arbeit halfen ihm einige seiner Freunde. Hogarth stach sein eigenes Portrait, unten mit einer Malerplatte, auf welcher diese Linie dargestellt war, mit der Unterschrift: Linie der Schönheit und Grazie. Anfangs wußte man nicht, was er damit wollte, und als er sich darüber erklärte, sagte man, und wohl nicht ganz mit Unrecht, das habe man längst gewußt. Dieß veranlaßte ihn, ein Blatt zu entwerfen, welches er als Empfangschein an die Subscribenten auf seine „Zergliederung der Schönheit“ ausgab, Colombo darstellend, wie er ein Ei auf die Spitze stellt, zur Widerlegung gegen Jene, die die neue Welt auch wollten gekannt haben, bevor er sie entdeckt. Um die Eier in der Schüssel schmiegen sich ein paar kleine Aale, das Symbol der Hogarth'schen Schlangenlinie. Die Vergleichung ist ein wenig überspannt; allein Hogarth war ein einfacher offener Mann, der nie heuchelte, am wenigsten dann, wenn es auf Würdigung eigner Verdienste ankam. Als die berühmte Sigismunda des Correggio in einer londoner Versteigerung für 1626 Thaler wegging, sagte er treuherzig: „Wenn mir Jemand ebenso viel Geld gibt, so will ich wohl noch etwas Besseres machen!“ Lord Grosvenor hielt ihn beim Wort; er mußte eine Sigismunda malen und — mußte sie behalten. Hogarth erlag in dem Wettstreit; indeß soll sein Gemälde unstreitiges Verdienst haben; es wurde nach dem Tode seiner Witwe von Boydell für die Shakspeare-Galerie gekauft. 1757 legte Hogarth's Schwiegervater, Jak. Thornhill, seine Stelle als Maler des Königs zu Hogarth's Gunsten nieder. Ruhig lebte Dieser im Genuß eines allgemeinen Ruhmes für die Kunst bis in sein Alter. Wenige Monate vor der Krankheit, die ihn ins Grab legte, führte er ein Gemälde aus, das Ende aller Dinge vorstellend, welches er schwer seufzend sein letztes Stück nannte. Zusammengruppirte er: eine zerbrochene Flasche; einen alten bis auf den Stumpf abgeschabten Besen; die Kolbe einer Flinte; eine gesprungene Glocke; einen abgespannten Bogen; eine in Stücken zerfallene Krone; Thürme in Ruinen; das Schild eines Wirthshauses, der Welt Ende genannt, herabstürzend; der abnehmende Mond; eine brennende Charte der Weltkugel; einen umfallenden Galgen, der Leichnam herausgefault und die Ketten in zerbrochenen Stücken herabhängend; Phöbus und seine Rosse todt in den Wolken; ein zertrümmertes Schiff; die Zeit mit verbrochenem Stundenglase und Sichel; eine Tabackspfeife im Munde, deren letzter Dampf aber ausgeht; ein aufgeschlagenes Schauspiel mit den Worten „Alle gehen ab“; einen ledigen Geldbeutel; ein Concursinstrument gegen die bankerotte Natur. „Ganz gut so“, rief Hogarth“, Nichts fehlt nur noch als Dieses“. Indem nahm er in einer Art prophetischer Wuth seinen Pinsel und warf das Bild eines zerbrochnen Palets hin. „Finis“, rief er jetzt aus, „ich bin fertig, Alles ist

vorbei. Seitdem nahm er nie wieder das Paket in die Hand und st. kurz nachher 1764, im 67. J. seines Alters. Hogarth's Werke wollen nicht bloß betrachtet, sondern studirt und in der Folge studirt seyn, in welche die meisten Blätter gehören, die eine zusammenhängende Geschichte ausmachen. Sie sind freilich für sich schon so redend und bedeutungsvoll, daß es wenigstens für die Hauptvorstellungen kaum einer Erklärung bedarf. Die vorzüglichsten Commentare seiner Werke sind: "Hogarth illustrated by John Ireland", London 1791, 3 Bde., und Lichtenberg's "Ausführl. Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche, mit verkleinerten, aber vollständigen Copien derselben von E. Riepenhausen, Gött. 1796, 6 Bde. Bei der franz. Uebers. der Hogarth'schen "Zergliederung der Schönheit" von Jansen, Paris 1805, 2 Bde., findet man eine schätzenswerthe "Notice chronologique, historique et critique de tous les ouvrages de peinture et de gravure de Mr. Hogarth". 1833 erschienen in Leipzig Hogarth's sämmtliche Kunstwerke in 74 Blättern, Steindruck, 12 Lieferungen, wovon im August d. J. schon 8 versandt. S. ferner K. Zehmen's "Neue Erklärung und Beschreibung der Hogarth'schen Kupferstiche", 16 Hft, Lpz. 1833.

Höhe, die Erhebung vom Boden oder die dritte geometrische Ausdehnung. Die Ausdehnung einer Fläche oder eines Körpers von der Grundlinie oder Grundfläche nach deren Spitze heißt insbesondere die Höhe, oder von dieser Spitze an gerechnet abwärts nach der Grundfläche die Tiefe. Die Höhe einer Figur ist also der senkrechte Abstand des Scheitelpunktes von der Grundfläche und ist zur Ausmessung des Inhalts unentbehrlich. Die Höhe eines Punktes über die Erde ist demnach der senkrechte Abstand dieses Punktes von seiner Horizontalfläche. Die Höhe ist entweder erreichbar oder unerreichbar. Die erstere findet statt, wenn man zu ihrer Grundlinie kommen und den kürzesten Abstand bis auf die Erde hinmessen kann, der letztere findet statt, wenn Hindernisse, Wasser, Wald u. dergl. das Erreichen oder Messen unmöglich machen. Kann eine Höhe nicht durch Ausspannung einer Schnur vom Gipfel bis zum Boden gemessen werden, was freilich das wichtigste und sicherste Mittel ist, so muß man eine zweite Linie oder Entfernung messen, die man als Grundlinie annimmt, worauf man in Verbindung mit den daran liegenden Winkeln oder andern Proportional-Linien entweder die gesuchte Höhe berechnet, oder geometrisch bestimmt. Die Höhe eines Orts heißt daher in Schifffahrt und Geographie: die Entfernung desselben von einem andern, gemessen durch einen Winkel, welche eine Linie durch 2 Orte gezogen, mit dem Meridian eines jeden macht. Man hat verschiedene Instrumente, um Höhen zu messen (Quadrant, Theodelit, das Winkelmaß, die Schattenlinie u. a. m.). Man mißt sie auch nach dem Schatten oder dem zurückgeworfenen Bilde, also nach optischen Grundsätzen.

Hoheit (jur.), ein Titel, welcher Mitgliedern der souverainen kaiserl. und königl. Familien, den deutschen Großherzogen und ihren Erbprinzen, königl. Hoheit, gegeben wird und auch den übrigen Mitgliedern des mecklenburgischen Hauses beigelegt ist. Er war sonst geringer als der Titel Durchlaucht, Sérénité, Sérénissime, indem der letzte nur regierenden Souverains gegeben war, und ist nicht ganz gleichbedeutend mit dem franz. Altesse. Denn man übersetzt auch den Titel Durchlaucht mit Altesse sérénissime, und fürstl. Gnaden mit Altesse.

Hoheitsrechte, 1) die Rechte der Regierung überhaupt, 2) die aus dem Wesen der Staatsgewalt selbst, ohne besondern Erwerbungsact der Regierung entspringenden Rechte, zum Unterschiede von Regalien oder erworbenen Regierungsrechten, insofern sie von dem Regenten, besonders einer monarchischen Verfassung, ausgeübt werden: mithin alle die Rechte, welche in Beziehung auf den Staat selbst Staatsgewalten, oder Gewalten heißen. Vermöge der doppelten Beziehung des Staats nach innen und nach außen, werden sie in innere und äußere Hoheitsrechte eingetheilt. Die innern werden nach der Verschiedenheit der Zwecke des Staats, welche ursprüngliche, z. B. das Recht, oder abgeleitete, untergeordnete, und Bedingungen zur Erreichung der erstern sind, z. B. das Finanzwesen, in ursprüngliche, hierher gehören Polizei- und Justizhoheit, oder abgeleitete, z. B. Militair- und Finanzhoheit, eingetheilt.

Hohenheim (Groß-), eine Stunde von Stuttgart, vom Herzog Karl von Würtemberg, als er aus England zurückkehrte, um 1776, zu einer landwirthschaftlichen Niederlassung ausersehen, an die sich nach und nach Gärten und Bauwerke anschlossen. Das schönste Schweizerreich prangte hier. Gartenanlagen, Antiken, Ruinen, Tempel, Monumente, Bäder, Thürme, Wasserleitungen, Cascaden, Moscheen, Pyramiden, Bildsäulen in vielerlei Geschmack und Nachahmung alter und mittlerer Zeit wechselten mit modernen Bauwerken der verschiedensten Art, mit Milchhäusern, Wirthshäusern, Strohhütten, bäuerisch maskirten Modezimmern, Schäfereien, Schweizereien, Mühlen, Einsiedeleien, Gewächshäusern u. s. w. Das neue Schloß, das noch jetzt durch hohe Lage und Façade von weitem imponirt, vollendet das Ganze, 1796. S. die ziemlich vollständ. Beschreibung im 7. Th. der „Auswahl kleiner Reisebeschreibungen", Leipz. 1788. Die Gartenanlagen beschrieb der geh. Hofrath v. Rapp in dem „Taschencalender für Natur- und Gartenfreunde", 1795—99, worin die Hauptpartien mit ihren Gebäuden zugleich in Kupferstich erschienen; früher erwähnte ihrer Hirschfeld, Th. 5; ausführlicher der Prinz de Ligne in seinem „Coup d'oeil sur Boloeil". Colorirte Ansichten in gr. Fol. gab Heideloff in 3 Heften, dann noch in 6 Lief. 1795—1800, bei Frauenholz. Jene Herrlichkeiten sind jetzt verschwunden; außer den Haupt-, Schloß-, Wohn- und Stallgebäuden werden fast nur die Obstgärten und Pflanzungen exotischer Bäume erhalten. Dagegen haben König und Stände 1821 diese Domaine zu einer Landwirthschaft- und Forstlehranstalt gewählt. Diese steht unter der Oberaufsicht der Centralstelle des würtemb. landwirthschaftlichen Vereins und unter dem berühmten Director von Schwerz. Sie beschränkt sich nicht bloß auf den theoretisch-praktischen Unterricht erwachsener Jünglinge des In- und Auslandes aus den mittlern und höhern Ständen, sondern nach der eignen Idee des jetzt regierenden Königs und durch seine besondere Unterstützung werden hier auch arme Waisenknaben zu tüchtigen Knechten, Schaffern, Meyern u. s. w. gebildet. Ferner zeichnet sich diese Anstalt aus durch eine auf die Bedürfnisse des Landes berechnete Versuchswirthschaft im Großen, ein Muster-Stamm-Merinosschäferei, eine Werkstätte für neue nützliche Maschinen und Ackergeräthe und eine landwirthschaftliche Privatverbindung, in welcher die Güterbesitzer, Oekonomiebeamten und Bauern einen Vereinigungspunkt mehr zur Austauschung und Prüfung von Kenntnissen und Erfahrungen finden. S. die Berichte über Hohenheim in dem seit 1822 erscheinenden „Correspondenzblatte des würtemb. land-

wirthschaftlichen Vereins". — Hohenheim (Klein-), eine halbe Stunde vom vorigen, eine königl., sehr anmuthig gelegene Schweizerei und Fohlenhof für die seltenen und kostbaren königl. Stutereien, vorzüglich aus Originalarabern und Persern bestehend, welche in den nahen, reizenden und sehenswürdigen königl. Landsitzen Scharnhausen und Weil vertheilt sind.

Hohenheim (Francisca, Reichsgräfin von), Herzogin von Würtemberg und Teck, Gemahlin des Herzogs Karl Eugen (s. d.), geb. den 10. Jan. 1748 zu Adelmannsfelden in der schwäb. Herrschaft gl. N., von welcher ein Theil ihrer väterlichen Familie, den Freiherren von Bernardin, gehörte. In ländlicher Abgeschiedenheit erzogen, anspruchslos und ohne glänzende äußere Vorzüge, mußte sie sich dem älterlichen Willen unterwerfen und ihre Hand dem Freiherrn von Leutrum, einem Officiere, reichen, dessen treue Lebensgefährtin sie eine geraume Zeit lang blieb. Ihre stillen, bescheidenen Tugenden erwarben ihr die Aufmerksamkeit des Herzogs, bald auch seine Zuneigung, und ohne in ihren Pflichten zu wanken, schien sie doch ihrem Verhängniß nicht entgehen zu können. Der Herzog erhob sie zur Reichsgräfin von Hohenheim und 1786 feierlich zu seiner Gemahlin. Als solche wurde sie vom Kaiser und Reich anerkannt und hatte 17 J. lang, liebend und verehrt, den wohlthätigsten Einfluß auf den zweiten Theil der Regierung ihres Gatten, wodurch sie sich ein dankbares Andenken in Würtemberg begründete. M. s. Pfaff's "Gesch. Würtemb.", 2. Bd., 2. Abth. Nach des Herzogs Tode zog sie sich auf ihren Witwensitz zu Kirchheim unter Teck zurück, wo sie 1811 starb, von Vielen betrauert, denen sie Wohlthäterin und Freundin gewesen war.

Hohenlohe, ein mediatisirtes Fürstenthum, 30 QM. mit 90.000 Einw., theils unter würtembergischer, theils unter bairischer Hoheit. Außerdem besitzen die Fürsten die obere Grafschaft Gleichen in S.-Gotha und mehre Herrschaften. Hohenlohe ist eins der fruchtbarsten Länder Deutschlands, reich an Wild, mit vielem Wein-, Land- und Bergbau. Auch war hier die wichtige Viehmastung für den Markt von Strasburg und Paris. — Das Haus Hohenlohe stammt von Eberhard, Herzog der Franken, Bruder des deutschen Königs Konrad I., starb 948. Einer von Eberhard's Nachkommen, Krato, erhielt bei der Theilung von Franken den District an der Tauber, Jart und Kocher, Hohenlohe. Die Ruinen der Burg Hohenlohe sieht man noch bei Uffenheim. Erst 1764 wurden alle Linien dieses zahlreichen Hauses Reichsfürsten. Das fürstl. Haus übt manche Gerechtsame durch seinen Senior aus. Noch blühen 2 Hauptlinien. Die erste, Hohenlohe-Neuenstein, protest., theilt sich in die Zweige a. Langenburg, 5 QM., 14.000 Einw., Residenz Langenburg; b. Langenburg-Oehringen oder Ingelfingen, 5½ QM., 20.000 Einw., Residenz Oehringen; c. Langenburg-Kirchberg 4 QM., 16.000 Einw., Residenz Kirchberg. Die zweite Hauptlinie, Hohenlohe-Waldenburg, kathol., theilt sich in die Zweige: a. Waldenburg-Bartenstein, 7 QM., 23.000 Einw., Residenz Bartenstein; b. Bartenstein-Jartberg, gestiftet 1803 vom jetzigen Fürsten Karl Joseph Ernst Justin, Generallieut. in franz. Diensten, 5 QM., 10.000 Einw., Residenz Haltenbergstetten; c. Waldenburg-Schillingsfürst, 5 QM., 14.000 Einw., Residenz Schillingsfürst. Dem Fürsten Ludwig Aloysius, geb. 15. Aug. 1765, damals regier. Fürst von Waldenburg-Bartenstein,

bot Napoleon die Souverainität an, wenn er dem Rheinbunde beitreten wolle; allein dieser Fürst verweigerte seine Zustimmung und trat im Nov. 1806, als die Mediatisation erfolgte, die Regierung an seinen Erbprinzen Karl August ab. Seit 1814 lebte er in Luneville als franz. Generallieut. und Obercolonel der Legion Hohenlohe. 1823 befehligte er in dem Feldzuge gegen die span. Cortes. Er wurde Marschall und Pair von Frankreich, und starb in Paris den 31. Mai 1829.

Hohenlohe-Ingelfingen (Friedrich Ludwig, Fürst von), geb. 1746, nahm preuß. Kriegsdienste und befehligte im Kriege gegen die Franzosen von 1792—95 eine Division, mit der er sich bei Oppenheim, Pirmasens und bei Wegnehmung der weissenburger Linie 1793, sowie 1794 bei Kaiserslautern sehr vortheilhaft auszeichnete. Nach dem baseler Frieden erhielt er das Commando über den Neutralitätscordon an der Ems, als wirklicher General der Infanterie, sowie er später auch Inspector der preuß. Truppen in Schlesien und Franken wurde. Ohnerachtet er durch den Tod seines Vaters, Febr. 1791, regierender Herr wurde, blieb er doch in preuß. Kriegsdiensten. Der König gab ihm als ein Zeichen seiner Achtung einen goldenen mit Diamanten besetzten Degen. Er wurde 1803 Statthalter der fränkischen Fürstenthümer und Commandant von Breslau, befehligte 1805, als Preußen von Frankreich beleidigt, die Waffen ergriff, den Theil dieser Truppen, die in Thüringen sich sammelten, sowie im folgenden Jahre die vereinigten Preußen und Sachsen bei Jena. Nach dem Verlust dieser Schlacht ward er bestimmt, die geschlagenen Preußen der Oder zuzuführen. Doch der Fürst konnte dem Schicksale nicht entgehen, das er selbst ahnete; die Lage des von ihm entfernten Generals Blücher gestattete diesem nicht, den erhaltenen Befehl des Fürsten, „sich mit ihm zu vereinigen", zu vollziehen und so, ohne Cavallerie, außer Stand, mit einer durch Märsche und Mangel abgematteten Infanterie in einen Kampf mit dem in aller Hinsicht überlegenen Feind sich einzulassen, sah er sich genöthigt, 17.000 Mann nach kurzem Gefecht, den 28. Oct. 1806, bei Prenzlau den Franzosen zu übergeben. Hierauf sandte er dem Könige eine Rechtfertigungsschrift wegen seines Schrittes, und legte alle seine Aemter nieder, sowie er schon den 20. Aug. 1806 die Regierung über seine Besitzungen seinem ältesten Sohne, dem Fürsten August von Hohenlohe-Oehringen, abgetreten hatte, und begab sich auf sein Gut Schlawentitz in Oberschlesien. Die Franzosen zwangen ihn später, seinen Aufenthalt in Frankreich zu nehmen; der Sturz Napoleons führte ihn nach Oberschlesien zurück und er starb zu Schlawentitz 1818.

Hohenlohe-Kirchberg (Friedr. Wilh., Fürst von), kais. General, geb. zu Kirchberg im Hohenlohischen 1732, zeichnete sich im 7jährigen Kriege durch Muth und Tapferkeit aus, wurde 1773 Generalmajor, 1783 Feldmarschall-Lieutenant und 1789 Feldzeugmeister. Während des Türkenkriegs befehligte er 1789 die kais. Truppen in Siebenbürgen, schlug die Türken beim buczaner Passe, bei Porczeny und Vaideny und bewies ebenso viel Feldherrntalente in den Feldzügen gegen die Franzosen, 1792 — 94 in den Niederlanden und am Rheine. Im letzten Jahre ging er, nach der Eroberung von Speier, von der Armee ab und starb zu Prag 1796. Dieser Feldherr besaß wahren Heldenmuth und vorzügliche Talente. Biederkeit und Geradheit waren Hauptzüge seines Charakters.

Höhenmessungen. Die Ausmessungen der Höhen, d. h. die Be-

stimmung der Höhe, in der ein Ort über die Ebene oder über die Oberfläche des Meeres, die man gewöhnlich bei Messungen der Gebirge und hohen Ebenen als festen Vergleichungspunkt zu Grunde legt, sich erhebt; hat einen so vielfältigen Nutzen, daß sie den Wunsch erregt, jeder etwas bedeutend hoher Gegenstand der Natur möchte richtig vermessen seyn. Abgesehn davon, daß sie unsere Kenntnisse von der physikalischen Beschaffenheit des Erdbodens erweitert, greifen die Vortheile, die aus der Vermessung der Höhen entspringen, entschieden in viele Zweige der Cultur und Staatseinrichtungen; kein Chaussee-, Wasserleitungsbau, wo derselbe über Gebirge gelegt oder an Höhen gelehnt werden muß, ist möglich, ehe diese genau vermessen, und die gegenseitige Lage in Rücksicht auf ihre Höhe bestimmt werden. Der Geognostiker muß, wenn er richtige Charten von einer Gegend entwerfen will, und diese nützlich und belehrend seyn sollen, die bedeutendsten Punkte in das Verhältniß, in dem sie die Natur bildete, zu einander darstellen und Durchschnittslinien durch sie ziehen; was aber ohne Höhenmessungen zu vollbringen er nicht im Stande seyn würde. Vorzüglich verlangen militärische Operationen, und unter diesen am meisten der Gebrauch der Artillerie, daß der Feldherr eine richtige Schätzung der Höhen besitze. Den geometrischen Ausmessungen der Höhen stellen sich nicht selten unübersteigliche Hindernisse in den Weg, und oft ist sie mit den größten Beschwerden und Mühseligkeiten verbunden, immer erfordert sie aber unter allen Arten Höhenmessungen den größten Zeitaufwand: man hatte daher mehrfach nach einem Mittel geforscht, um auf dem einfachern, physikalischen Wege zum Ziele zu kommen. Aus der Erfahrung, daß der Luftkreis, der unsere Erdkugel umgibt, Schwerkraft und Elasticität besitzt, zog man den Schluß, daß die Druckkraft der Atmosphäre bei einem höhern oder mindern Standpunkte in derselben sich anders verhalten müsse, und daß diese Veränderungen einem Gesetze unterworfen seyen. Man kannte die Erscheinungen, welche durch den Druck der Luft im Barometer hervorgebracht werden; es war daher natürlich, daß man sich dieses physikalischen Instruments zuerst bediente, um Versuche zur Aufdeckung des Gesetzes, wonach die Schwerkraft der Luft in verschiedenen Höhengraden sich modificirte, anzustellen. Französ. Gelehrte betraten zuerst dieß Feld der Experimentalphysik. 1648 bestieg Pascal in Gesellschaft eines andern Naturforschers mit einem Barometer den nicht weit von Clermont gelegenen Berg Puy-de-Dome. In der Stadt zeigte das Barometer 26′ 3½″; auf dem Gipfel des Berges hingegen nur 23′ 2″. Hieraus schloß Pascal, daß in der Barometersäule das Quecksilber in dem Verhältnisse falle, in welchem sich die Luftmenge und ihr Druck vermindere; er schloß ferner, daß man aus dem Steigen und Fallen, welche das Quecksilber auf verschiedenen Orten erleide, ihre Höhen bestimmen könnte. So richtig aber in der Theorie der erste Satz war, so manche Irrthümer mußte er auch bei seiner praktischen Anwendung veranlassen; da Pascal und viele seiner Nachfolger bei den Höhenausmessungen durch den Barometer nur auf eine wirkende Kraft der Luft, ihre Schwere, Rücksicht nahmen, eine andre aber unbeachtet ließen. Die Elasticität des Dunstkreises wirkt ebenfalls auf den Stand der Barometersäule ein, und die verschiedenen Temperaturgrade der Luft äußern nicht weniger einen Einfluß auf denselben. Weil aber diese Eigenschaften der Atmosphäre großen und häufigen Veränderungen unterworfen sind, und man nichtsdestoweniger ihre abwechselnden Wirkungen auf das Sin-

ten und Fallen des Queckſilbers nicht in Anſchlag brachte, ſo mußten die Reſultate der barometriſchen Meſſungen abweichend ausfallen. Deluc unterſchied zuerſt 1754 die Wirkungen, die durch die Wärme auf die Luft und die Queckſilberſäule hervorgebracht werden, von denen, welche von dem bloß drückenden Gewichte der Atmoſphäre abhangen. Er vervollkommnete die Meßinſtrumente. Endlich ſtellte Ramond durch die genaueſten Unterſuchungen und Vergleichungen der barometriſchen Meſſungen mit wirklichen Nivellements das Verhältniß der Zuſammenwirkung zwiſchen der Schwere, Elaſticität und Wärme der Luft auf das Queckſilber ſo beſtimmt, daß ſeitdem die Vermeſſungen zu einer großen Genauigkeit gelangen können; ſo oft ſie 1. mit guten Inſtrumenten, 2. von guten Beobachtern, und 3. unter den Beobachtungen günſtiger Umſtände geſchehen. Das erſte Erforderniß iſt das Weſentlichſte. Zu jeder Unterſuchung des Höhenunterſchiedes zweier Punkte gehören 2 Barometer und 4 Thermometer, von welchen letztern 2 an die Barometer befeſtigt und 2 frei ſind. Dieſe Inſtrumente müſſen ſo einfach ſeyn als es Bequemlichkeit und Genauigkeit verlangen; ſie müſſen alle völlig übereinſtimmen. Die Beobachter müſſen ihre Inſtrumente gehörig kennen und mit ſelbigen umzugehen, dann aber auch vorzüglich wiſſen, worauf es bei dergleichen Beobachtungen ankommt. Wenn zwei und mehre Beobachter ein barometriſches Nivellement einer Gegend oder eines Landes unternehmen wollen, ſo haben ſie nächſt der guten Beſchaffenheit der Inſtrumente auf allen Beobachtungspunkten darauf zu ſehen, daß a. die Inſtrumente ſenkrecht aufgehängt, vor der Einwirkung der Sonne geſchützt und die freien Thermometer wenigſtens 8 Fuß von dem Boden, auch ſonſt von allen Wärme leitenden Gegenſtänden entfernt ſeyen; b. die Barometer richtig eingeſtellt und die Barometer- und Thermometerſtände genau aufgezeichnet werden; und c. die Beobachtungen an den in Correſpondenz getretenen Inſtrumenten gleichzeitig erfolgen. Uebrigens müſſen die Beobachter auch den Zuſtand der Atmoſphäre beſonders berückſichtigen. Sie müſſen vermeiden, bei ſtürmiſcher oder ſolcher Witterung zu beobachten, wo das Queckſilber im Barometer mehre Bewegungen oft hintereinander macht; jede andere regelmäßige Witterung, wo die Atmoſphäre ruhig, hell oder mit Wolken verſehen iſt, oder auch von einem mäßigen Winde bewegt wird, iſt dazu paſſend. Endlich dürfen die Inſtrumente auch nicht zu weit von einander entfernt ſeyn. Die weiteſte Entfernung darf nicht über 20 Meilen betragen, weil außerdem die Richtigkeit der Meſſung beeinträchtigt werden könnte. Durch Erfahrungen nahm man in der Folge wahr, daß das Queckſilber um 1 Linie fällt, wenn man das Barometer 63 Fuß höher bringt, und nahm nun dieſes als Norm an, nach welcher man Höhen mit dem Barometer meſſen könne; mehre Verſuche gaben aber in neuern Zeiten das Reſultat, daß das Barometer in ſchon beträchtlichen Höhen verhältnißmäßig etwas weniger fällt, als wenn es ſich der Erdfläche näher befindet, und man hat dieſes Verhältniß genau beſtimmt. Noch wird bemerkt, daß für die Meeresfläche der mittlere Barometerſtand 28 pariſer Zoll 1 Linie iſt, aber bis 28 Zoll $4^3/_4$ Linie ſteigen kann. Große Erleichterung bei Berechnung der Höhen nach Barometerbeobachtungen gewähren die auf Laplace's Formel gegründeten Tafeln. Unter mehren zeichnen ſich die „Tables hypsométriques“, Paris 1809, ihrer zweckmäßigen Einrichtung und Brauchbarkeit wegen, aus. Sie ſind in der als Anhang zur 3. Aufl. des Lehmann'ſchen Werks: „Vom topogra-

len lassen, als welchen ihn auch sogleich nach seines Vaters Tode die meisten deutschen Stände anerkannten. Allein sowie sein Vater, so verfolgte auch ihn der Haß des Papstes, der den Bannfluch, der den Vater vernichten sollte, auch auf den Sohn ausdehnte, und den sicilischen Staat als erledigtes Lehn an den päpstlichen Stuhl zurückbringen wollte. In Deutschland stritt gegen Konrad der Gegenkönig Wilhelm von Holland. Kaum hatte Konrad sich in Italien als Sieger behauptet, so wollte er nun auch in Deutschland seine Rechte geltend machen. Er starb aber zu früh für seine bisher gezeigte Thätigkeit, 1254, wahrscheinlich an Gift, das ihm sein Stiefbruder Manfred, Friedrichs II. natürlicher Sohn, gemischt hatte, der mit einem Brudermorde den Besitz Siciliens erkämpfen wollte. Konrads nachgelassener minderjähriger Sohn, Conradin, der rechtmäßige Erbe Siciliens und Neapels und der deutschen Herzogthümer Schwaben, Franken und Elsaß, war der einzige übrige Sprosse des hohenstaufischen Hauses. Manfred hatte sich unterdessen der Königskrone von Sicilien bemächtigt, verlor dieselbe aber bald nach der Schlacht bei Benevent gegen den franz. Prinzen Karl von Anjou, den der Papst nach Italien berufen und mit Neapel und Sicilien belehnt hatte. Als aber Conradin (s. d.) zum Jüngling heranreifte, wollte er, eingeladen von den mit dem Hause Anjou unzufriedenen Italienern, seine gegründeten Ansprüche auf die sicilische Krone geltend machen; doch eine verlorne Schlacht brachte diesen letzten Abkömmling des hohenstaufischen Hauses, in die Gefangenschaft seines Gegners Karl und auf das Schaffot zu Neapel, 29. Oct. 1268. So erlosch in Deutschland und Italien ein Haus, unter dessen Regierung sich überall die Staatskräfte wieder zu bestimmteren Formen consolidirt hatten; ein Haus, das Wissenschaften und Künste begünstigte und ihre Blüthe hauptsächlich im südlichen Deutschland, wo seine Familienbesitzungen lagen, beförderte. Nur die unselige Nachbarschaft seines italienischen Reiches mit der römischen Curie bewirkten seinen frühern Untergang, und stürzten Deutschland wieder in seine vorige Barbarei zurück. Die durch Conradins Tode erledigten Herzogthümer Schwaben und Franken wurden nicht wieder besetzt; sie fielen Baiern, Baden und Würtemberg zu; nur der Titel eines Herzogs von Franken ging auf den Bischof von Würzburg über. S. Friedrich v. Raumer's treffliche „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit", 6 Bde., mit 12 Kpf. und Charten, Leipz. 1823 fg.

Hohenthal. Eine gräfliche Familie, durch einen reichen Kaufmann, Peter Hohmann zu Leipzig, aus Süd-Deutschland, gegründet. Dieser Hohmann wurde 1717 vom Kaiser Karl VI. in den Adelstand, mit dem Beisatz: Edler Panner von Hohenthal, erhoben, seine Söhne erhielten 1733 und 1736 die Reichsfreiherrnwürde und deren Nachkommen 1790, unter dem Reichsvicariat, das Grafendiplom. Die Familie theilte sich in zwei Linien: A. Königsbrück, die ältere, ausgestorben mit Hohenthal 2.; B. die jüngere, zerfällt in: a. Dölkau, mit dem Majorat Wartenburg und b. Hohenprießnitz. Bemerkenswerth sind: 1. Peter, Graf von, geb. 1725 zu Leipzig, Oberconsistorial-Vicepräsident. Besorgte die Herausgabe der leipziger Intelligenzblätter, schrieb anonym Mehres über Oekonomie, gründete die sächsische ökonomische Gesellschaft und starb 1794 zu Herrnhut. 2. Peter Karl Wilhelm, Graf von, des Vorigen Sohn, geb. 1754 zu Trossin bei Torgau; studirte 1771 — 74 zu Leipzig, trat 1775 als Assessor der Landesregierung zu Dresden in sächsische Staatsdienste und

endete 1825 daselbst sein thätiges höchst verdienstvolles Leben als Conferenzminister, wirklicher geheimer Rath, Obersteuerdirector, Großkreuz des Civilverdienstordens, Präsident der Bibelgesellschaft und Domherr zu Kamin. Er setzte die von seinem Vater begonnene Herausgabe des Intelligenzblattes, worin er Fragmente und Nekrologe lieferte, fort, schrieb, außer der Herausgabe eines Anhangs zum dresdner Gesangbuche von 1795, Dresden 1811, eingeführt in den gräfl. Hohenthalschen Ortschaften; „Reinhard' System der christlichen Moral", 5 Bde, Wittenberg 1815; „Lebensbeschreibung des kursächsischen geheimen Cabinetsministers Freiherrn von Gutschmidt, Gotha 1803, sowie mehre juristische Abhandlungen. 3. Karl Anton Friedrich, Graf von, geb. 1774 zu Dresden; starb 1800 als Hof- und Justizrath daselbst; schrieb: „Systematische Darstellung der Geschichte der in Deutschland geltenden Rechte", Regensb. 1789; „Systematische Darstellung des Natur-, allgemeinen Staats- und Völkerrechts", ebend. 1789; „Pütter's Anleitung zum deutschen Staatsrecht, aus dem Lateinischen übersetzt", 2 Thle., Leipzig 1701 und 92; „Welche Regierungsform ist der bürgerlichen Glückseligkeit am angemessensten?" Regensburg 1791. 4. Karl Ludwig August, auf Dölkau, Graf von, geheimer Rath. 5. Christian Gottlob, Graf von, geb. etwa 1775; Kammerherr und Besitzer von Hohenprießnitz und mehrer anderer ansehnlicher Güter; ist jetzt durch mannigfache Verhältnisse, besonders durch das eigne, nur Güterankauf und Stiftung gegen Majoraten verordnende Testament Hohenthal's 2., obgleich es ihn begünstigte, in große Geldverlegenheit und Zerrüttung seiner Vermögensumstände gerathen.

Hohenwarth (Sigismund Anton, Graf von), Fürst zu Gerlachstein, Erzbischof zu Wien, geb. 1730 zu Gerlachstein, war der Erzieher des Kaisers Franz. Er trat 1747 in den Orden der Jesuiten, wo in Wien Michael Denis als Noviz ihm beigesellt wurde. Von diesem Augenblicke an bestand zwischen Beiden die dauerhafteste Freundschaft. Hierauf studirte er in Grätz, war Lehrer zu Triest und Laibach, wurde Priester und wünschte zu den indischen Missionen gebraucht zu werden; allein seine Obern bestimmten den talentvollen Pater Sigismund für die Wissenschaften. Er wurde Lehrer der Universalgeschichte an dem Theresianum zu Wien, wo er in dem Umgange mit Liesganig, Hell, Eckhell, Neumann, Denis u. A. sich eine vielseitige Bildung erwarb. Maria Theresia wählte ihn zum Lehrer der Religion und Geschichte für die vier ältesten Prinzen des Großherzogs Leopold von Toscana. Von 1778 an lebte er zu Florenz an dem Hofe Leopolds 12 Jahre lang als Lehrer der Prinzen, wo er mit Heinse, mit Becker in Dresden, mit Herder und Münter u. A. einen freundschaftlichen Briefwechsel unterhielt. Mit Hirzel in Zürich war er schon vom Theresianum her bekannt und wechselte mit ihm Briefe bis zu seinem Tode. In Florenz waren Fontana, Lauzi, Fabroni u. a. Gelehrte seine Freunde. Mit der Familie des Großherzogs kehrte er nach Wien zurück, wo er an seiner „Geschichte des Hauses Lothringen" arbeitete. 1792 ging er als Bischof nach Triest, 1794 wurde er Bischof von St.-Pölten, 1803 Erzbischof zu Wien. Hier übertrug ihm 1806 der Kaiser den Vorsitz bei der Hofcommission in deutschen Schulsachen und ernannte ihn 1808 zum Großkreuz des Leopoldordens. Als Bischof und Erzbischof erfüllte er die Pflichten seines Amts mit großer Treue, besonders war er auf die Bildung der Seminaristen sehr aufmerksam. Er starb den 1. Juli 1820. Wahre Frömmigkeit, Liebe zu den

Wissenschaften, Achtung gegen Gelehrte und Künstler, Wohlthätigkeit bei der einfachsten Einrichtung seines häuslichen Lebens, waren die Hauptzüge seines Charakters.

Hohenzollern. Das Haus Hohenzollern ist eins der ältesten noch blühenden Geschlechter, und sein Ursprung verliert sich in dem Dunkel des 8. Jahrh., wo seine Stammväter, reiche Güterbesitzer in Schwaben, das Amt als Grafen des Gaues bekleideten und zugleich die Burg Zollern oder Hohenzollern inne hatten. Erwiesen ist, daß Thassilo, Graf von Zollern, um 800 starb. Manche Genealogen gehen noch weiter zurück und nennen Isenbard als Vater und Welf I. als Bruder des Thassilo. Dieß, sowie die Behauptung, daß die Hohenzollern von dem im 5. Jahrh. lebenden König der Franken, Phakamund, oder gar von dem Trojaner Antenor stammten, daß sie mit dem italienischen Hause Colonna gleichen Ursprung hätten, daß sie aus jenem oder jenes Haus aus ihnen entsprossen sey, daß die italienischen Häuser Landi und Colatto, die deutschen ausgestorbenen Grafen von Pfullendorf und von Sigmaringen von Thassilo ihren Ursprung herleiteten, ist jedoch unerwiesen. Nach Thassilo folgten, jedoch auch nicht völlig erwiesen, in directer Linie, Danko (Dankmar, starb 866; Rudolf I., nach Andern Danko's Bruder, Otto, Wolfgang, Friedrich I., um 980, Friedrich II., um 1030, Burkhardt, Friedrich III., beständiger Gefährte Kaiser Heinrichs V., nach Einigen auch Pfalzgraf, der um 1165 lebte. Dessen beide Söhne gründeten, nach der gewöhnlichen, jedoch nicht unbestrittenen Meinung, die beiden Hauptlinien des Hauses Hohenzollern, die schwäbische, welche die Stammgüter besitzen, und die fränkische, aus der später das Haus Brandenburg und Preußen (s. d.) hervorging. I. Die schwäbische, eigentlich hohenzollerische, Linie, ward von dem älteren Sohne des Grafen Rudolf II., Friedrich IV., gegründet. Der Sohn von diesem, Eitel Friedrich I., wird von Einigen als der Stammvater auch der Burggrafen von Nürnberg angegeben, indem durch den Tod seines Oheims, Konrads, Burggrafen von Nürnberg, dieß an ihn zurückgefallen und er Friedrich III., der nach Einigen sein Sohn war, damit belehnt haben soll. Sein anderer Sohn, Eitel Friedrich II., folgte ihm in Zollern. Diesem folgten in directer Linie: Eitel Friedrich III., Friedrich V., starb 1315, Friedrich VI., blieb bei Sempach oder starb nach Einigen 1412, Friedrich VII., wurde 1421 gefangen und sein Schloß von den Reichsstädten zerstört, st. 1422 auf einer Reise nach dem gelobten Lande, Jodocus Nikolaus, baute die zerstörte Burg Hohenzollern 1454 wieder auf, stand als Rath in würtembergischen Diensten und st. 1488, Eitel Friedrich IV., bei Kaiser Maximilian I. geheimer Rath, Oberhofmeister, Ritter des goldenen Vließes und Kammerrichter, brachte das Erbkämmeramt an sein Haus, vertauschte die schweizerische Herrschaft Räzuns, die mit seiner Großmutter durch Heirath an sein Haus gekommen war, gegen Haigerloch, und starb 1512 zu Trier. Eitel Friedrich V., Jugendfreund Karls V., mit ihm zu Brüssel erzogen, st. 1525 zu Pavia an Gift. Dessen Sohn, Karl I., ließ Karl V. in Spanien erziehen; er erhielt nach Erlöschen der Grafen von Werdenberg 1529 die Grafschaften Sigmaringen und Vöhringen, und war Präsident des Reichshofraths. Er verordnete, daß seine Söhne theilen sollten, traf 1575 in der Erbvereinigung zu Sigmaringen mehre, besonders auf Wappen und Titel Bezug habende Einrichtungen und st. 1576. A. Sein ältester Sohn, Eitel Friedrich VI., stiftete die Linie Hohen-

zollern-Hechingen. Er war 1545 geb., bekam die eigentliche Grafschaft Zollern und baute das Schloß zu Hechingen, wornach er seine Linie nannte; st. 1605. Sein Sohn, Johann Georg, leistete dem Kaiser als Kammerrichter und Reichshofrath große Dienste und ward deßhalb zum Fürsten, jedoch mit der Bestimmung, daß seine Söhne, mit Ausnahme des Erstgebornen, nur den Grafentitel fortführen sollten, erhoben; starb 1624. Sein Sohn, Eitel Friedrich, k. k. Obrist, wurde 1653 in das Reichsfürstencollegiums zu Regensburg eingeführt und st. 1672 an einer bei Budweis erhaltenen Wunde. Er st. ohne männliche Erben, und sein Bruder, Philipp Friedrich, Domherr zu Köln und Strasburg, folgte ihm, heirathete nach erhaltener päpstlicher Dispensation und st. 1671. Sein, ältester Sohn, Friedrich Wilhelm, geb. 1663, stand in kaiserl. Kriegsdiensten, stieg bis zum Feldmarschall, war Commandant von Freiburg, erhielt 1692 vom Kaiser den Fürstentitel für alle seine Nachkommen, schloß in demselben Jahre einen Erbvertrag mit Brandenburg und st. 1732. Ihm folgte sein Sohn, Friedrich Ludwig, geb. 1688 zu Strasburg, k. k. Feldmarschall-Lieutenant, diesem dessen Sohn, Joseph Wilhelm Franz, geb. 1717; st. 1798. Ihm folgte der Sohn seines ältesten Bruders, Hermann Friedrich Otto; er verlor die niederländischen Mediatbesitzungen, erhielt jedoch zur Entschädigung 1803 Hirschlatt und Maria-Gnadenthal, trat 1806 zum Rheinbund und ward souverain; starb 1810. Sein Sohn, Friedrich Hermann Otto, geb. 1776, succedirte ihm; er war franz. Obrist, trat 1813 zu den Alliirten und regiert noch jetzt. Bei dem Antritt der Regierung hielt der jetzige Fürst an die Abgeordneten der Gemeinden seines Landes eine würdige und herzliche Rede, worin er Gesinnungen und Zusagen aussprach, die er seitdem fortdauernd bethätigt hat. Die Landstände, aus 12 durch freie Wahl der Gemeinden berufene Abgeordnete des Bürger- und Bauernstandes bestehend, die sich jährlich im Frühlinge in Hechingen versammeln, erhielten mehre den Zeitbedürfnissen angemessene Rechte; eine neue Gemeindeordnung gab den Gemeindegerichten eine bessere Einrichtung und führte die Verwaltung des Gemeindevermögens auf festere Grundsätze zurück. Durch einen mit dem Großherzogthum Baden 1821 abgeschlossenen Vertrag wurde das meist von Katholiken bewohnte Land dem in Freiburg errichteten neuen Erzbisthum zugewiesen und die kirchliche Verwaltung einem von dem kathol. Fürsten ernannten bischöflichen Commissair übergeben. Auf die Verbesserung der Schulen und die Einführung einer zweckmäßigen Unterrichtsweise wendete der Fürst besondere Sorgfalt. Die Rechtspflege wurde vereinfacht, von lästigen Förmlichkeiten befreit und das Gerichtsverfahren minder kostspielig gemacht. Nach einer so wohlthätigen Wirksamkeit konnte der Fürst, als die Bewegungen in Deutschland auch sein Land zu berühren drohten, in einer Bekanntmachung vom 3. Jan. 1831 sich wohl auf das Bewußtseyn berufen, daß er das Vertrauen seines Volks verdiene, und zu Eintracht und Frieden ermahnend, ihm sagen, es werde bei irgend einem Zweifel über seine Rechtsverhältnisse keinen wohlwollendern Rechtsfreund finden als ihn. Mit den Bedürfnissen und der Lage seines Landes genau bekannt, leitet der Fürst selbst die Verwaltung, Jedem zugänglich und einfach in seiner Lebensweise; durch Geistesbildung ausgezeichnet, widmet er die Zeit, welche die Sorge für die öffentlichen Angelegenheiten ihm übrig läßt, wissenschaftlichen Beschäftigungen. — Das Fürstenthum Hohenzollern-Hechingen, 6 QM. groß, mit 21.000 Einw.,

grenzt an Würtemberg, Baden und Sigmaringen, macht einen Theil der schwäb. Alp aus, wird von der Starzel bewässert und erzeugt in den Thälern, darunter das Killerthal das fruchtbarste ist, das nöthige Getreide, besonders da man auch viele Kartoffeln baut. Haupterzeugniß ist Holz. Das Land hat treffliche Weiden und Handel mit Enzianwurzel. Die Gewerke beschränken sich auf Wollenweberei und Baumwollenspinnerei. In diesen Besitzungen liegt auf einem 2844 F. hohen Bergkegel bei der Stadt Hechingen die alte, jetzt wiederhergestellte Burg Hohenzollern. Die Einkünfte des Fürsten werden auf 120.000 Gulden geschätzt, wozu 6 Herrschaften in den Niederlanden wohl die Hälfte beitragen mögen. Die Schulden steigen über 300.000 Gulden. Die Hauptstadt ist Hechingen mit einem Gymnasium und 2700 Einw., wo der Fürst residirt, aber ohne Hofhaltung, wie doch Sigmaringen hat. Der Fürst ist seit 1800 vermählt mit der Prinzessin Pauline von Kurland-Sagan und hat einen Erbprinzen, Namens Friedrich, geb. 1801, und außerdem noch 5 männliche Agnaten. Des regierenden Fürsten Oheim, der Fürst Franz v. Hohenzollern, geb. 1757, k. östr. General der Cavalerie, zeichnete sich in der Schlacht bei Aspern aus 1809, erhielt dafür Güter und 1811 das Indigenat in Ungarn. Er ist General-Gouverneur in Illyrien, Präsident des k. k. Hofkriegsraths zu Wien und erhielt 1826, als er sein Dienstjubiläum feierte, vom Kaiser den Orden des goldenen Vließes. — B. Der zweite Sohn Karls I., Karl II., erhielt 1576 nach dessen Tode die Grafschaft Sigmaringen und Vöhringen und stiftete so die Linie Hohenzollern-Sigmaringen. Er war geb. 1547 und st. 1606. Ihm succedirte sein Sohn, Johann, geb. 1578; 1638 unter gleichen Bedingungen wie Hohenzollern-Hechingen in den Fürstenbund erhoben, erhielt er vom Kurfürsten von Baiern, dessen Geheimerrathspräsident er war, die Herrschaft Schwabeck, und st. 1638. Weder ihm noch seinen Nachkommen gelang es, auf dem Reichstage Sitz und Stimme zu erhalten. Sein Sohn, Meinhard I., folgte ihm und st. 1681. Sein Sohn Maximilian I., geb. 1636, succedirte ihm, und st. 1689. Sein Bruder, Franz Anton, stiftete die gräfliche Nebenlinie Hohenzollern-Haigerloch, von der ausdrücklich, als die jüngern Söhne der Hohenzollern 1692 ebenfalls in den Fürstenstand erhoben wurden, bestimmt war, daß ihre Glieder Grafen bleiben sollen. Auf Maximilian I. folgte Meinhard II., sein Sohn, geb. 1673, st. 1716. Ihm folgte dessen Sohn, Joseph Friedrich, geb. 1702. Diesem folgte ums J. 1770 in directer Linie Karl Friedrich, geb. 1726, st. 1785, und Anton Aloysius Meinhard Franz, geb. 1762, st. 1831. Er verlor in Folge des luneviller Friedens die Feudalrechte in den niederländ. Herrschaften Vormeer, Berg, Dirmüde, Gendringen, Etten, Wisch, Pannerden und Millingen und die Domainen in Belgien, wofür er die Herrschaft Glatt und die Klöster Inzighofen, Klosterbeuern und Holeschein erhielt. 1806 ward er in den Rheinbund aufgenommen und erhielt, außer der Souverainetät, die Herrschaften Achberg und Hohenfels, die Klöster Klosterwald und Habsthal, außerdem noch die Souverainetät über alle ritterschaftliche Besitzungen innerhalb seines jetzigen Gebiets und der Territorien im N. der Donau, namentlich die Herrschaften Gammertingen und Hettingen, die fürstl. fürstenbergischen Herrschaften Trochtelfingen, Jungnau, einen Theil des Amtes Möskirch, und über die thurn- und taxischen Herrschaften Ostrach und Strasberg die Oberhoheit. Der jetzige Fürst, Friedrich Karl Anton, geb. 1785, erwarb sich während seines Vaters Lebzeit durch die Theilnahme an den Berathungen der höch-

sten Behörde Kenntniß der Landesangelegenheiten, und als er nach dessen Tode am 17. Oct. 1831 zur Regierung gelangte, fand er mehre Zweige der öffentlichen Verwaltung in gutem Zustande. Das Land war ohne Schulden, der Staatshaushalt sparsam, der Verwaltungsorganismus durch besondere Verordnungen von 1817 und 1821 geregelt, die Rechtspflege gut geordnet, das Schulwesen seit 1809 durch die thätig eingreifende Sorgfalt des verstorbenen Fürsten wesentlich verbessert, die Armenpflege durch die Theilnahme der Gemeindebehörden und gewählten Ausschüsse wohlthätig wirksam, der gewerbliche Verkehr durch den Zoll- und Handelsvertrag mit Würtemberg seit 1824 gefördert, aber es fehlte an demjenigen politischen Bande zur innigen Vereinigung der verschiedenen Landestheile, das nach dem Ausspruche der Bundesacte gefordert werden konnte, und ohne welches die Verwaltungsgrundsätze ohne Gewährleistung bleiben. Der erste Schritt, den der Fürst nach seinem Regierungsantritt that, deutete an, daß diese Forderung unter seinem Volke laut geworden war. Er berief im Nov. 1831 die Landstände, um durch Uebereinkunft mit ihnen eine Verfassungsurkunde zu Stande zu bringen. Der Entwurf, welchen die Regierung vorlegte, gab jedoch der ständischen Wortführung einen so beschränkten Spielraum, daß die öffentliche Meinung in Deutschland sich ebenso wenig mit demselben befreunden konnte, als die Stände selbst zur Annahme geneigt waren. Die Regierung löste die Versammlung im Mai 1832 auf und verordnete neue Wahlen, mit der Bestimmung, daß die Zahl von 10 Abgeordneten auf 20 erhöht werden sollte. Im September erfolgte die Verordnung, die Abgeordneten alsbald nach einer neuen von der Regierung gegebenen Wahlordnung zu ernennen. — Hohenzollern-Sigmaringen hat mit den Standesherrschaften (s. d.) über 18 QM., 38.000 kathol. Einw. Der nördliche, am linken Donauufer gelegene Theil des Landes, von der Alp durchzogen, hat meistens einen steinigen Boden, welcher das nöthige Getreide nicht hervorbringt, aber reich an Waldungen ist; der südliche, am rechten Donauufer gelegene Theil enthält viel flaches und fruchtbares Ackerland, sodaß Getreide ausgeführt werden kann. Die Eink. rechnet man auf 300.000 Gulden, wozu die mittelbaren Güter in Baiern und 8 Herrschaften in den Niederlanden ein Drittheil beitragen. 1829 überließ Sigmaringen die erbliche Verwaltung seiner Posten als Eigenthum an das fürstliche Haus Thurn und Taxis. Bis auf weitere Verordnung ist das würtembergische Oberappellationsgericht mit der höchsten Justiz in Hohenzollern beauftragt. Uebrigens sind beide Regierungen zu Hechingen und Sigmaringen zugleich obere Justiz- und Verwaltungsbehörden. Die Finanzen verwaltet eine Rentkammer zu Hechingen und eine Hofkammer zu Sigmaringen, und unter beiden ein Forstamt die Forstsachen. An der 16. Stelle des deutschen Bundes nimmt Hohenzollern Theil und jeder der beiden Fürsten hat eine Stimme im Plenum. Beide Fürsten halten ihr Bundescontingent in Landwehr, Hechingen 145 Mann, Sigmaringen 370 Mann, außer Schloßwachen, zur 3. Division des 8. Heerhaufens. — Durch das sigmaringische Familienstatut vom 24. Jan. 1821, welches der König von Preußen, als Haupt des Gesammthauses Hohenzollern, bestätigt hat, sind die alten Erbverträge von 1575, 1695 und 1707 erneuert worden. Beim Abgange einer Linie fallen deren Lande an die überlebende, beim Abgange beider an das Haus Brandenburg. S. Johler's „Geschichte, Land- und Ortskunde der Fürstenth. H.-Hech. und H.-Sigm., Ulm 1824, in statist. Hinsicht brauchbar.

Hoherofen, s. Schachtofen.

Hoherpriester, in der deutschen Bibel, das Oberhaupt der
schen Priesterschaft. Moses übertrug diese Würde seinem Bruder Aa
in dessen Familie sie in ununterbrochener Reihenfolge forterbte; nach
Unterjochung des jüdischen Volks durch die Seleuciden, Ptolemäer
Römer wurde sie jedoch oft von den fremden Statthaltern
Willkür ertheilt; zu den Zeiten Jesu scheint sie sogar von mehren
selweise amtführenden Priestern zugleich verwaltet worden zu seyn.
Wichtigkeit dieser Würde war schon durch die Pracht und Kostbarkeit
nes Gewandes angedeutet, das unter die vorzüglichsten Kunstwerke
Alterthums gehört. Berühmt ist besonders das Brustschild des Hoh
priesters, Urim und Thummim, d. i, nach Luther, Licht und Recht, n
andern Auslegungen hellglänzende Edelsteine genannt, welches aus 12
Gold gefaßten, mit den Namen der 12 Stämme bezeichneten und
Rechtecke zusammengefügten Edelsteinen bestand. In diesem Schmuck
schien der Hohepriester als die heiligste und höchste Person im Volke
seinen Amtshandlungen. Ihm stand die Anordnung und Oberaufsic
des Gottesdienstes, die Verkündigung der Befehle Jehovah's an das Vol
den nur er in wichtigen öffentlichen Angelegenheiten befragen durfte, un
die Bewahrung der Nationalheiligthümer zu. Obschon die Rechtspfleg
besondern Richtern übertragen war, entschied er in schwierigen Fällen doc
auch weltliche Händel in letzter Instanz, und in Krieg und Frieden
konnte ohne seine Zustimmung nichts Bedeutendes unternommen werden.
Er hieß vorzugsweise der Priester, der vor dem Herrn steht, und war
im eigentlichsten Verstande der Mittler zwischen Jehovah und der Na
tion. Ein Mal im Jahre ging er allein in das Allerheiligste der Stifts
hütte, später des Tempels, und durch sein Gebet und Opfer bei dieser
Feierlichkeit glaubte das ganze Judenvolk mit Gott versöhnt und der
Vergebung seiner Sünden theilhaftig zu werden.

Hohes Lied. Das hohe Lied des Salomo, welches die Ursprache,
dessen Schönheit auszudrücken, den Gesang der Gesänge nennt, ward von
jeher fast allgemein von Israeliten, dann von Christen, dem Salomo zu-
geschrieben. Nur einige Rabbinen wollen, doch, wie scheint, ohne Grund,
den Propheten Jesaias zu dessen Verfasser machen. Diese sonderbare Mei-
nung würde vielleicht keine Erwähnung verdienen, wenn sie nicht zeigte,
daß auch die Meister in Israel einen höhern Sinn in diesem göttlichen
Gesang gefunden als ein Brautlied des Salomo auf dessen Vermählung
mit der Tochter des ägyptischen Königs. Wäre das Hohelied nur bloß
ein solches, so würde es unter allen menschlichen Poesien einen sehr hohen
Rang behaupten; ja, wir kennen nicht Ein Gedicht dieser Art, weder bei
den Alten, noch bei den Neuern, das an hoher Einfalt, Zartheit und
Empfindung, Leben in der Handlung, Glut und Leidenschaft, holder Lieb-
lichkeit in Erfindung und in Ausdruck, mit diesem lyrisch-episch-dramati-
schen Idyll sich vergleichen könnte. Die Hochzeitfeier der Israeliten währte
sieben Tage. Diese Tage sind die Zeit der Handlung des Gedichts.
Daß Salomo seine ägyptische Braut in diesem Liede wirklich besang —
sowie auch David die Vermählung Salomo's mit eben dieser Königs-
tochter im 44. Psalme besungen hatte — scheint offenbar, wiewohl er
poetisch die königliche Vermählung zum Idyll macht, sich und sie manch-
mal — nicht immer — als Schäfer und Schäferin vorstellt und den
herrlichen Pallast zur Hirtenhütte, die prächtige Königsstadt zu holden

Auen der Natur veredelt. Die ganze Kirche des alten Bundes und die ganze Christenheit, mit Ausnahme des Theodor von Mopsuestia und einiger Neueren unter den Protestanten, haben es als ein kanonisches, vom Geiste Gottes eingegebenes Buch beständig verehrt. Alle Lehrer der Kirche, von Origenes an, welche dieses Lied erwähnen, haben immer unter dem Bilde der königlichen Vermählung die Verbindung des Sohnes Gottes mit seiner Kirche, zugleich auch seine Verbindung mit jeder einzelnen ihm anhangenden Seele gesehen. Diejenigen freien Züge, welche manchen Leser des Hohenliedes befremden mögen, tragen Vieles zu dessen wahren Schönheit bei. „Den Reinen ist Alles rein". Zu ernster Absicht darf gesagt, darf dargestellt werden, was mit Leichtsinn gesagt, aus Muthwillen dargestellt, die strengste Rüge verdienen würde. Die deutschen Dichter des Mittelalters nannten es gewöhnlich das Buch der Minne. Erasmus wagte den Thorheiten des Allegorisirens mit diesem Gedicht zuerst ein Ziel zu setzen, auch Bossuet nahm einen Wortverstand an; die größten Verdienste aber erwarb sich Herder um die Auslegung des Hohenliedes in seinen 1778 geschriebenen Liedern der Liebe. Niemand hat die Situationen dieses Gedichtes wärmer und wahrer durchempfunden und das orientalische Colorit desselben unserm Verständnisse näher gebracht als er; auch scheint uns seine Uebersetzung den Geist und die Süßigkeit des Originals besser wiederzugeben, als andere Verdeutschungen unserer Zeit. D. Ewald hat das Hohelied übersetzt, mit einer Einleitung mit Anmerkungen und einem Anhange über den Prediger, Göttingen 1826.

Höhlen nennt man leere Räume und Zerklüftungen im Innern der Gebirge, welche zuweilen eine natürliche Oeffnung oder Eingang zu Tage hinaus haben, zuweilen auch erst durch künstlich gehauene Oeffnungen zugänglich geworden sind. Bei weitem die meisten aller Höhlen befinden sich in den Kalk- und Gypsgebirgen, und heißen auch Kalkschlotten; es gibt vielleicht kein einziges irgend bedeutendes Kalkgebirge, worin sich nicht dergleichen Höhlen befänden. In manchen dieser Höhlen träufelt beständig Wasser von der Decke herab, und da dieß Wasser etwas Kalk aufgelöst enthält, und verdunstet, sobald es niedergefallen, so bleibt von jedem Tropfen ein kleiner Kalkansatz zurück, woraus nach und nach mancherlei oft höchst wunderliche Kalkmassen entstehen, welche man von ihrem Ursprunge Tropfsteine, auch Stalaktiten nennt. Die berühmteste Höhle dieser Art ist die Höhle von Antiparos im griechischen Archipel, welche über 900 Fuß tief seyn soll und voller Stalaktiten ist. In Deutschland sind die bekanntesten dieser Art die Baumanns- oder Bielshöhle (s. d.) unweit Blankenburg im Harze. In andern dieser Höhlen, ohne Stalaktiten, findet man eine ungeheure Menge von Knochen und Zähnen, welche man gewöhnlich, aber fälschlich, Bärenknochen nennt, da das Thier, dem sie angehörten, größer und anderer Art als der Bär gewesen seyn muß. Man kann kaum anders glauben, als daß gewaltige Fluthen die Leichname dieser Thiere hier angehäuft haben, wo sie nachher vom Kalkgebirge sind bedeckt worden. Solcher Höhlen gibt es in Deutschland mehre: die bekanntesten sind die Gailenreuther, ohnweit Bamberg, und die Liebensteiner, einige Stunden von Eisenach. Diese Kalkhöhlen mit und ohne Stalaktiten bilden nicht etwa bloß eine große Kluft, sondern gewöhnlich erstrecken sie sich, in einer Reihe von vielen größern und kleinern, unter einander verbundenen Gemächern, mehre Stunden weit durch

das Gebirge: einige dieser Höhlungen sind so groß und regelmäßig m das größte Kirchengewölbe, andere so eng und niedrig, mit oft zackig Wänden, daß man nur kriechend hindurch kann. Die Entstehung dies Kalkhöhlen ist noch höchst räthselhaft. Die Höhle Devils-Arse i England, ein prächtiges Werk der Natur, das mehre Dichter besange liegt 5 Meilen von Burton, nahe bei Castleton, am Fuße eines große Abhanges von einem abgeflachten Berge, auf welchem ein altes Schlo steht. Der bogenförmige Eingang ist 120 engl. Fuß breit, 40 Fuß ho und 70 Fuß tief. Er öffnet sich in einem Kalkfelsen, der eine Meng versteinerter Seekörper enthält, und bildet die erste Halle, die ihr Lich von Außen erhält; doch wird dasselbe weiter hinein nach und nach mat ter. Es befinden sich darin zwei Wohnhäuser und eine Seiler- un Zwirnband-Werkstätte. Im Grunde des ersten Vorhofes öffnet sich ein Thüre zu einem Gange, den man ohne Fackelschein nicht betreten kann Der Weg dadurch ist 450 engl. Fuß lang. Am Ende desselben gelangt man an einen Wasserhälter von 40 Fuß Breite. Nach der Ueberfahrt über denselben findet sich eine zweite Abtheilung von 270 engl. Fuß Länge, und 210 Fuß Breite und 120 Fuß Höhe. Am Ende derselben stößt man wieder auf eine Wassersammlung von 30 Fuß Länge. Nun gelangt man in eine sehr weite Höhle, und stößt gleich anfangs auf eine Felsengruppe, wo das Wasser unaufhörlich herabträufelt. Noch weiterhin kommt man unter ein sehr hohes Gewölbe, die Kirche genannt; hier findet die Einbildungskraft in den Felsentiefungen gothische Thüren und Fenster, und aus den breiten Stalaktiten, die sich von dem Gewölbe auf vorspringende Felsen herabziehen, entstehen große Vorhänge. Weiter vorwärts führt ein tiefer Gang zu dem sogenannten Teufelskeller. Nun geht es 150 engl. Fuß lang auf einem steilen Wege abwärts. Daneben fließt in einem Felsenbette ein starker Strom, der sich endlich in tiefe Felsenspalten stürzt. Nachdem man unter 3 natürlichen Bogen des Gewölbes durchgeschritten ist, hört man das Geräusch eines Wasserfalls, und stößt auf eine Menge pyramidenförmiger Stalaktiten, die den Namen Thurm von Lincoln führen. Hierauf kommt der letzte Gang, der noch 402 Fuß weiter führt. Am Ende desselben kommt man wieder an den Fluß, der sich in ein natürliches Gewölbe drängt, wohin man ihm aus Mangel an Raum nicht folgen kann. Auch in andern Gebirgen finden sich Höhlen und Klüftungen, aber ungleich seltner und meist von viel geringerem Umfange, als die in den Kalkgebirgen. Die berühmteste solcher Höhlen ist die sogenannte Fingals-Höhle (s. d.) auf der kleinen Insel Staffa bei Schottland. Endlich gibt es Höhlen, in welchen aus den Fußbodem schädliche Luftarten aufsteigen; eine solche ist die berühmte Hundsgrotte bei Neapel. M. s. Buckland's „Reliquiae diluvianae", Lond. 1823. Vgl. Urwelt.

Hohlmünzen, s. Bracteaten.

Holbach (Paul Thierry, Baron von), Mitglied der Akademien zu Petersburg, Manheim und Berlin, war zu Heidesheim in der Pfalz 1723 geboren und starb 1789 zu Paris. Als kenntnißreicher Mineralog und denkender Liebhaber der schönen Künste, hatte er sich unter den damals ausgezeichneten Männern der Hauptstadt Frankreichs Ruf und durch seine heitere Philosophie, Wohlthätigkeit und seinen geselligen Sinn Achtung bei den Nichtgelehrten erworben. So zeichneten ihn seine Bekannten und widerlegten dadurch den J. J. Rousseau, der in seinen

„Bekenntnissen“ nicht ehrenvoll des Holbach erwähnt. Mit einer großen Klarheit, Bestimmtheit und Anmuth des Geistes verband Holbach die einfachsten Sitten, sodaß Mad. Geoffrin von ihm sagte: „qu'il étoit simplement simple“. Man besitzt von ihm Uebersetzungen mehrer deutschen und englischen Werke, die er mit Noten begleitete und erläuterte; besonders erwarb er sich durch sie um die Beförderung der Naturgeschichte und Chemie in Frankreich keine unbedeutende Verdienste. Außerdem hat er selbst mehre Werke historischen und chemischen Inhalts herausgegeben; er soll auch der Verfasser des berüchtigten Werks: „Das System der Natur“, seyn. In dieser Schrift wird der Atheismus systematisch gelehrt und der Versuch gemacht, ihn mit der Vernunft und der Natur in Uebereinstimmung zu bringen. Holbach erfaßte jene Gegenstände, die bei jedem denkenden Wesen das Bedürfniß erregen müssen, einmal seine Meinung über sie festzustellen, mit einer strengen Logik und einer genauen, scharfen Analyse. Er gehörte nicht allein zu den Menschen, welche die meisten Wahrheiten besitzen, sondern auch zu denen, welche durch die wenigsten Irrthümer das natürliche Licht ihrer Vernunft verdunkelt haben. Was auch immer der Gegenstand seiner Unterhaltungen seyn mochte, er flößte stets den Zuhörern einen Enthusiasmus für die Kunst und Wissenschaft ein, von der die Rede war. Kein Gelehrter war dienstfertiger, er lieh ohne Anstand seine Bücher und half überall durch Rath und That, wo er helfen konnte. Seinen Reichthum betrachtete er nur als Mittel; in ihm, sprach er, seh ich ein Werkzeug, das Gute schneller und kräftiger zu befördern. Holbach war ein feiner und scharfer Beobachter der Menschen und machte sich mit der Eigenthümlichkeit eines jeden Standes und eines jeden Menschen, der mit ihm in Bekanntschaft trat, genau bekannt, um sich auf ihre Weise zu behandeln; er faßte leicht den Ton der verschiedensten Gesellschaften auf und wußte, trotz seiner großen Einfachheit, sich ihm ungezwungen anzuschmiegen; dieß Alles machte ihn ungemein liebenswürdig.

Holbein (Hans), der Jüngere, gleich berühmt als Maler und Formschneider, war geb. 1498, nach Andern 1495, zu Augsburg, oder nach Vielen zu Grünstadt in der Pfalz. Er lernte die Kunst von seinem Vater, Joh. Holbein, einem guten Maler. Von früher Jugend an gab der Sohn Beweise von Kunsttalent. Um diese Zeit zog sein Vater nach Basel, wo der junge Holbein eine wichtige Bekanntschaft an Erasmus machte, der sich ebendaselbst aufhielt, um seine Werke drucken zu lassen. Er malte diesen berühmten Gelehrten und verfertigte die Holzschnitte zu dessen „Lob der Narrheit“. Zu seinen ersten, aber vortrefflichen Gemälden gehören die 8 im Rathhause zu Basel, welche die Leidensgeschichte Christi vorstellen, wofür der Kurfürst Maximilian dem Magistrat damals vergebens 30.000 Gulden geboten hat. Ueberhaupt war Basel der erste Ort, wo Holbein zuerst Beweise seiner großen Talente ans Licht stellte. Er scheint nur die Natur zur Lehrmeisterin gemacht zu haben; denn sein größeres Verdienst besteht in der treuesten, gewissenhaftesten Darstellung derselben. Die Anzahl seiner Meisterwerke, die er zu Basel hervorbrachte, steht mit seiner ausschweifenden Lebensart in einem auffallenden Gegensatz. Er liebte den Wein, gefiel sich in einer Gesellschaft gemeiner Menschen und konnte Tage lang in Wirthshäusern sitzen; daher er nicht eher an die Arbeit ging, als bis ihn die Noth dazu zwang. Er verheirathete sich; doch war die Ehe nicht glücklich, wegen seiner bösartigen

Frau und seiner eigenen Lebensart, weßhalb er sich von ihr trennte. Auf den Rath des Grafen Arundel, britischen Gesandten zu Basel, begab er sich mit einem Empfehlungsschreiben des Erasmus und dessen Bildniß 1526 nach London, wo ihn der Großkanzler, Thomas Morus, der seine lüderliche Lebensart auf alle Art zu bessern suchte, in sein Haus freundlich aufnahm und gegen 3 Jahre beschäftigte. Dann lud Morus den König Heinrich VIII. zu sich und hing alle Gemälde Holbein's in einer Halle auf. Der König, überrascht und entzückt von dem Anblicke, rief aus: „Lebt der Künstler noch, und ist er für Geld zu haben?“ Morus stellte denselben vor, der König nahm ihn in seine Dienste und belohnte ihn reichlich. Wie sehr er die Verdienste desselben schätzte, beweist die Antwort, die er einem Lord gab: „Ich kann aus sieben Bauern sieben Lords machen, aber keinen Maler Holbein“. Die schönsten Werke dieses Künstlers befinden sich in Deutschland und England, doch einige auch in Paris und in Florenz. Auf der Bibliothek zu Basel findet sich von ihm unter andern das Abendmahl der Apostel, eine Lucretia, sein und seiner Gattin Bildniß, die Portraits von Erasmus und Amorbach und mehr als 120 Handzeichnungen. Die Gallerie zu Wien hat 16 Portraits, unter welchen sein eigenes Bild und eins von Erasmus. Auch die Gallerie zu München besitzt schätzbare Gemälde von ihm. Unter den 10 zu Dresden befindlichen Stücken ist die Familie des baseler Bürgermeisters, Jakob Meyer, wie sie vor der heil. Jungfrau mit dem Christuskinde auf den Knieen liegt, ohne Widerrede eins von seinen Meisterstücken. Ein großer Theil von Holbein's Werken in England ist theils durch die Feuersbrunst 1666, theils durch die Revolution unter Karl I. zu Grunde gegangen. Die Männerköpfe, welche Holbein dargestellt hat, sind weit charakterischer und selbst anziehender, als die Weiberköpfe. Aber es scheint, daß Holbein überhaupt nicht den reizenden und imposanten Effect beabsichtigte. Sein Hauptzweck war treue Wahrheit und reine Objectivität; seine Figuren stehen meistens ganz gerade und einfältig, und sollen, selbst in großen Gruppen, immer nach einem Punkte sehen. Der Hintergrund ist nur eine dunkelgrüne Fläche, Alles, auch in der Tracht, auf's Genaueste und Fleißigste ausgeführt. Er verdient unter den frühern Bildnißmalern, die sich auszeichneten, zuerst genannt zu werden. Seine Werke, die schon vor 300 Jahren gemalt sind, erscheinen noch immer in aller Vollkommenheit des Colorits. Er malte in Miniatur, Wasser- und Oelfarbe und tuschte gut. Zu seinen Meisterstücken in London müssen noch der Triumph des Reichthums und der Zustand der Armuth angeführt werden. Nicht aber bloß als Maler, sondern auch als Formschneider zeichnete sich Holbein höchst vortheilhaft aus, ja er dürfte leicht der größte Künstler im Formschneiden genannt werden. Auch diese Kunst übte er frühzeitig aus; schon in seinem 16. Jahre schnitt er in Holz und gab bis zu seiner Abreise nach England 1526 eine ansehnliche Sammlung kleiner Holzschnitte heraus. Die vortreffliche Ausführung derselben verschaffte ihm mehr Arbeit in dieser Art. Von seinem zu Basel gemalten berühmten Todtentanze (s. d.), wovon die Originalzeichnungen auf der baseler Stadtbibliothek aufbewahrt werden, sind die Holzschnitte ein Meisterstück seiner Kunst. (Man hat davon viele Ausgaben und von Papillon eine ausführliche Beschreibung.) Auch seinen zu Basel gemalten Bauerntanz schnitt er in Holz, und diese Blätter haben sich sehr selten gemacht. Von einer Folge von 90 kleinen Blättern ist die

beste Ausgabe zu Lyon 1539 bei den Gebrüdern Melchior und Kaspar Treschel erschienen. Holbein starb zu Lyon 1554 an der Pest. Hollar, Kupferstecher aus Prag, hat 61 Blätter nach ihm gestochen. Ueber sein Leben s. den 1. Bd. von Füßli's „Geschichte der besten Künstler in der Schweiz" und „Hans Holbein der Jüngere" von Ulrich Hegner, Berlin 1828. Eine Auswahl seiner Werke auf der Bibliothek zu Basel haben Birmann und Söhne zu Basel in gleicher Größe lithographirt und verlegt, 1829.

Holberg (Ludwig, Freiherr von), Schöpfer der neuern dänischen Literatur und Volksschriftsteller in dem Sinne, wie es Cervantes bei den Spaniern, Molière bei den Franzosen, Shakspeare bei den Engländern ist, geb. 1684 zu Bergen in Norwegen. Seine Familie war arm; sein Vater, der sich durch seine Tapferkeit vom gemeinen Soldaten bis zum Obersten erhoben hatte, starb früh; es konnte daher auf seine erste Erziehung und Bildung wenig verwandt werden. In Kopenhagen studirte er Theologie und fremde Sprachen und fand später in verschiedenen adeligen Häusern als Hofmeister Unterhalt. Eine unwiderstehliche Reiselust trieb ihn aus dem Vaterlande; obgleich er mit manchem Ungemache, das durch sein geringes Vermögen veranlaßt wurde, zu kämpfen hatte, bereiste er doch Deutschland, England, Frankreich und Italien. Nach Kopenhagen zurückgekehrt, gab er Unterricht in Sprachen und mußte noch einige Jahre hindurch in sehr beschränkten Umständen leben; doch 1718 wurde er als Professor der Metaphysik angestellt und 1720 als Assessor bei dem Consistorium. Diese Stelle gab Holberg Muße, sich in seinen Arbeiten ganz seinem Geschmacke zu überlassen. Er versuchte sich zuerst als Satyriker und nahm den Juvenal zum Muster; er fand einen so aufmunternden Beifall, daß er ihn bewog, das heroisch-komische Gedicht: „Peder Paars", zu schreiben. Diese Satyre machte ihn nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch auswärts rühmlichst bekannt; sie wurde mehrfach übersetzt. 1722 gab es noch kein Theater in Kopenhagen; Holberg bot sich an, für die Bühne zu arbeiten, und fand hier das rechte Feld zur Entwickelung seiner großen Geistesgaben und seines vielseitigen, beweglichen Talents. In kurzer Zeit schrieb er eine Menge Lustspiele, die alle mit dem größten Beifalle aufgenommen wurden, und schuf so die komische Bühne der Dänen, indem er der Molière der Nation wurde. Wenngleich diese Lustspiele auf die damalige Bildung des Volkes berechnet und in der noch nicht sehr cultivirten dänischen Sprache geschrieben sind, so geben ihnen doch der echt komische Charakter, der gediegene Scherz und die humoristische Laune, welche in ihnen herrscht, noch immer einen bedeutenden Werth; es war daher eine verdienstvolle Arbeit, daß Baggesen eine Umarbeitung derselben, die den Fortschritten der Cultur und der jetzigen Bildung der dänischen Sprache angemessen war, unternahm. Seine Geschichte Dänemarks übertraf alle Vorgänger und ist bis jetzt noch von Keinem übertroffen worden, wenngleich sie zu sehr mit Kleinigkeiten beladen ist und allen Reiz des Vortrags entbehrt. Als Moralist machte er sich durch 2 Bände moralischer Gedanken bekannt, in welchen man unter vielen Paradoxien und Trivialitäten auf scharfsinnige und richtige Beobachtungen der Menschen stößt, die auf eine pikante Art vorgetragen werden, als: „der Geiz gleicht der allgemeinen Anziehungskraft, die Newton entdeckte; das Gold zieht den Geizigen im Verhältnisse seiner Masse an". Sein satyrisch-humoristischer

Roman: „Unterirdische Reise des Nicolaus Klimm", der in lateinischer Sprache geschrieben ist, fand eine so günstige Aufnahme, daß er gleich nach seinem Erscheinen in 7 Sprachen übersetzt wurde; zuletzt deutsch von Mylius, 1788. Er nahm bei dieser Dichtung Swift's „Reisen des Gulliver" zum Vorbilde. Holberg wurde 1747, seiner großen Verdienste um die dänische Literatur wegen, in den Freiherrnstand erhoben. Er st. 1757 zu Kopenhagen. Holberg hatte sich vorzugsweise nach den Franzosen gebildet, obgleich man vermuthen sollte, daß sein satyrisch-komischer Humor ihn eher seine Vorbilder unter den Engländern hätte suchen lassen. Er ging immer zierlich und geschmackvoll gekleidet; sein Scherz war in Gesellschaften fein und munter; mit den Franzosen hatte er ebenfalls den Hang zur Galanterie gemein; er suchte gern weibliche Gesellschaften. Seine schriftstellerischen Arbeiten, seine Stelle und Sparsamkeit verschafften ihm ein bedeutendes Vermögen, über das er größtentheils zu wissenschaftlichen Zwecken verfügte. Er vermachte der Akademie von Soröe, welche zur Bildung des jungen Adels gegründet war, 70.000 Thaler, und ein Capital von 16.000 Thaler zur Ausstattung einiger Mädchen aus Bürgerfamilien zu Kopenhagen. Es gibt in Europa wenige dramatischen Dichter, welche nach dem Verlauf eines Jahrhunderts noch nicht von ihrem Platze in dem Repertoire verdrängt worden wären. Holberg behauptet sich indessen noch immer in der Gunst eines zahlreichen Publikums; und eine 1826 von Prof. Rahbeck vollendete neue Ausgabe seiner Komödien in 6 Bdn. beweist, daß auch die gebildete Lesewelt ihn noch nicht vergessen hat. Sie sind von Oehlenschläger ins Deutsche übersetzt worden, Leipzig 1822 fg. 4 Bde. Ein Dichter wie Oehlenschläger steht mit einem Dichter wie Holberg in natürlicher Wahlverwandtschaft, was denn auch die Uebersetzung beweist. Besonders ist die derbe, sarkastische Mimik glücklich getroffen. Holberg's Episteln, Fabeln und Epigramme sind ebenfalls geschätzt. Seine vermischte Schriften hat Rahbeck in 21 Bdn. herausgegeben.

Holkar, der Geschlechtsname eines mächtigen Marattenfürsten, dessen Länder im westl. Hindostan nördlich von Punah liegen. Malarow-Holkar, der Große, gründete nach manchem blutigen Abenteuer durch Kriegsmuth und Staatsklugheit dieses Herrscherhaus, welches, verbunden mit Scindiah, einem andern Marattenfürsten, nördlich vom Nerbudstrome, dem Hauptsitze der räuberischen Pindarees, den Engländern lange Zeit trotzigen Widerstand leistete, und die Unzufriedenen aus der Kriegerkaste, welche in dem brit. Indien nicht mehr wie ehemals vom Raube und der Unterdrückung der Hindus leben durften, unter seinen Fahnen versammelte. Malarow's Nachfolger, Jeswaul-Row-Holkar, Subah von Malwa, besoldete 50.000 M. berittene Krieger und 50.000 M. zu Fuß; allein innere Zwietracht und ein Krieg mit dem Scindiah schwächten seine Macht. 1805 griff er den Peischwah, das Oberhaupt des Marattenbundes, an. Als dieser hierauf bei dem britischen Statthalter in Bombay Hülfe suchte, mischten sich sofort die Briten in die innern Händel der Maratten und schwächten alle Fürsten dieses Bundes, indem sie dem Peischwah Beistand leisteten. Holkar wurde nach einem tapfern Widerstande besiegt und mußte in den Friedensschlüssen vom 24. Dec. 1805 und vom 2. Febr. 1806 mehre Provinzen an die brit. Compagnie abtreten, wodurch er alle Verbindung mit dem Meere und mit dem Auslande verlor. Indeß dauerten die räuberischen Unternehmungen der Pindarees

gegen das britische Gebiet fort; sie wurden insgeheim von Holkar und vom Scindiah unterstützt; und als 1807 der Peischwah selbst, durch seinen Minister, einen allgemeinen Krieg des westlichen-Marattenbundes gegen die Briten erregte, traten auch Scindiah und der junge Holkar, dessen Mutter die Regentschaft führte, unter die Waffen. Aber der Marsch eines brit. Heers, unter dem Generalgouverneur Marquis von Hastings, Lord Moira, brachte den Scindiah so außer Fassung, daß er einen neuen Bundesvertrag unterzeichnete, durch welchen er mehre feste Plätze als Bürgschaft seiner Treue an die Briten abtrat. Die Mutter des jungen Molhar-Row-Holkar rückte zwar wie eine Amazone an der Spitze ihres Heeres vor, um sich mit dem Peischwah zu vereinigen; doch die Niederlage dieses Fürsten veranlaßte auch sie, um Frieden zu bitten. Der junge Prinz befand sich damals mit seinen Ministern bei einem andern Heere, und die Minister wagten, gegen die Befehle der verwitweten Fürstin, eine Schlacht, deren Verlust das Schicksal Holkar's entschied. Denn bald nach dem Siege, den der Generallieut. Hislop, 21. Dec. 1817, über sein Heer erkämpft hatte, mußte er, 31. Dec., zu Machindpuhr den Unterwerfungsvertrag unterzeichnen, den ihm die Sieger vorschrieben. Als nun auch der Rajah von Berar gefangen, und bald nachher der Peischwah selbst gänzlich besiegt war, ließ der Marquis v. Hastings die Waffenplätze der Pindarees am Nerbudda angreifen. Ihre Haufen wurden zerstreut. Sie verloren Gepäck, Elefanten und Kanonen; ihre Anführer baten um Gnade; der Peischwah wurde abgesetzt und der 12jährige Holkar der ostind. Compagnie zur Erziehung überliefert. Von den 78 Laks Rupien Eink., gegen 8 Mill. Gldn., die der Holkar hatte, sind ihm 12 zu seinem Unterhalt und seinem Hofstaate bestimmt. Uebrigens muß er ein engl. Truppencorps in seinen Staaten, dasselbe ist auch der Fall bei den übrigen Marattenfürsten, unterhalten, eine Festung abtreten, und darf ohne Erlaubniß des Generalgouverneurs keinen Europäer oder Amerikaner in seine Dienste nehmen. Doch behält er den prächtigen Titel: Maha-Rajah-Molhar, Row-Holkar, d. i. großer König Molhar, von dem Geschlechte der Fürsten Holkar. Er besitzt 535 QM., mit 1.200.000 Einw., 2½ Mill. Gldn. Eink. und hält 30.000 M. Reiterei. Nach diesem Vertrag und nach Vernichtung der Macht des Peischwah kann man den marattischen Fürstenbund als aufgelöst ansehen, und ganz Indien ist seit 1818, mit Ausnahme der Provinzen, die dem Könige von Kabul gehören, der Gewalt der brit.-ostind. Compagnie unterworfen.

Holland, s. Niederlande, Königreich der.

Holländer, der Papiermacher, ist ein nach holländischer Art eingerichtetes Mühlwerk, welches vermittelst einer mit eisernen Schienen beschlagenen Walze die Lumpen vollkommen klein macht, und welches in Holland erfunden worden.

Holländerei nennt man eine Einrichtung, wo die Bewohner die ihnen zugeschlagene Wald- und Wiesenbenutzung bei ihren Hofstellen in einem unzertrennten Zusammenhange liegen und durch richtige Grenzen aus aller Gemeinschaft mit ihren Nachbarn gesetzt haben. Diese Art der Einrichtung kommt aus Holland, weßhalb sie auch den Namen führt. Besonders aber pflegt man die wirthschaftliche Einrichtung so zu nennen, bei welcher die Hauptsache die Viehzucht und die Benutzung der Wiesen ist; indem auch in Holland die Haupteinnahme des Landmanns auf der Viehzucht beruht.

Holländische Malerschule, s. Niederländische Malerschule

Holländische Sprache und Literatur, s. Niederländische Sprache und Literatur.

Hollar oder Hollard (Wenzel), berühmter Kupferstecher, geb. zu Prag 1607, begleitete den Grafen Arundel nach England und starb zu London in großer Armuth 1677. Er zeichnete sich vorzüglich in Landschaften, vierfüßigen Thieren, Muscheln, Insekten und Ansichten von Städten aus. Die Anzahl seiner Blätter soll nahe an 2400 betragen.

Hölle. Ein dunkler, ausgehöhlter, unterirdischer Raum wird mit dem Namen Hölle belegt; indem das Wort Hölle aus Hohl gebildet ist. Hölle nennt man auch den engen und dunkeln Ort zwischen dem Ofen und der Wand; und bei den Schneidern bedeutet es einen Korb unter dem Arbeitstisch, in den sie die Lappen werfen. Hölle aber im gebräuchlichen Sinne ist der Ort, wo die Lasterhaften ewige Strafen erleiden müssen. Alle Völker, die irgend einen Begriff von Unsterblichkeit der Seele und der Wiedervergeltung jenseits besaßen, schufen sich einen Aufenthalt, in dem die ewige Nemesis das Laster strafte und mit gerechtem Gewichte dem Sünder seine Vergeltung zuwog. So hatte der Aegypter seinen Tartaroth, der Grieche, der wahrscheinlich von ihm das Wort und die Bedeutung überkam, seinen Tartaros, der Römer sein Infernum; der alte Deutsche und die wilden Negerstämme kannten und kennen einen Ort der rächenden Gerechtigkeit. Fast immer wurde die Hölle unter die Erde verlegt. Dieß ist natürlich. Was groß, erhaben, rein, göttlich, vollkommen ist, denkt sich der Mensch gern im Lichte, weil dessen Wesen über das Irdische hinaus nach dem Unendlichen strebt: es wohnt in der Sternenhöhe; Verworfenheit, Untugenden, Laster, Mängel hingegen, das Ungöttliche, Schlechte versetzt er in die finstere Nacht, in das Grausen des Abgrundes; daher läßt er die guten Geister stets den reinen Aether bewohnen, und verweist die Bösen in die Tiefe, in die Schatten der Nacht.

Höllenstein, Lapis infernalis, Causticum lunare, eins der heftigsten Aetzmittel, welches die Chirurgie besitzt. Man bereitet ihn aus einer Auflösung des Silbers in Salpetersäure, die abgedampft wird, aus der dann die Silberkrystalle von selbst anschießen; auch kann man sie durch einen Zusatz von Küchensalz aus der Auflösung fällen. Diese Krystalle werden geschmolzen und in metallene Röhren, die vorher mit Unschlitt inwendig überstrichen werden, zu dünnen länglichen Stäbchen gegossen. Zur Bereitung des Höllensteins muß das feinste Silber genommen werden, weil durch einen großen Kupfergehalt er leichter an der Luft zerfließt und grün ausschlägt. Der Höllenstein ist schwarzbraun, höchst ätzend und scharf; sein Gefüge nadelförmig; in dem Strahlen von Innen nach der Oberfläche schießen; an der Luft löst er sich etwas auf, indem er Feuchtigkeit aus ihr an sich zieht; im Wasser hingegen ist er ganz auflöslich.

Holm, ein Querholz bei den Zimmerleuten, das über zwei Pfähle befestiget wird, um diese zusammen zu halten; — im Bergbaue die Oberhölzer an den Feldkünsten, welche die Böcke zusammenhalten; — dasjenige Holz am Kreuze des Göpels, welches die Büchse trägt, worin das Kreuz an der Spindel geht; — auch das durchlöcherte Holz am Pumpenstocke, worauf das Leder liegt. An den Brücken sind Holme die starken Zimmerstücke, welche die Pfähle oben miteinander verbinden, Jochträger. In manchen, vorzüglich niederdeutschen Gegenden so viel als Hügel; eine

kleine Insel, besonders in einem Flusse, See u. s. w., auch ein Platz auf einer solchen Insel; in weiterer Bedeutung einen Platz an der Küste, wo man Schiffe bauet, Schiffsholm, Werft, Schiffswerft.

Holstein, ein deutsches Herzogthum, zum dänischen Staate gehörend, welches der wiener Congreß zu einem Großherzogthum erhob, der Regent jedoch nicht so nennt. Es grenzt gegen Norden an die Eyder und den holsteinschen Canal oder an Schleswig, gegen Osten an die Ostsee und das Herzogthum Lauenburg, gegen Süden und Westen an die Elbe, welche es vom Königreich Hanover trennt, und die Nordsee. Durch die Mitte des Landes zieht sich ein öder sandiger Haidezug, welcher westwärts sehr sanft in die herrlichsten Marschländer sich verliert; der östliche kleinere Abhang ist hügelig, mit vielen kleinen Seen und schönen Buchenwäldern bedeckt, und gehört zu den lieblichsten Gegenden des nördlichen Deutschlands; besonders reizend sind die Gegenden um Plön, Eutin und Kiel. Die westlichen Marschgegenden haben keine Städte, aber schöne Flecken und Dörfer, von den Ditmarsen (s. d.) bewohnt. An Mineralien ist das Land sehr arm; Metalle findet man fast gar nicht; nur zu Oldeslohe wird Salz, jährlich 30.000 Ctr., und Kalk gewonnen. Dagegen ist seine animalische und vegetabilische Welt desto reicher. Getreide liefert der fruchtbare Boden fast immer in Ueberfluß; aus dem Thierreiche sind besonders die Pferde rühmlichst bekannt, von denen eine große Menge ins Ausland geführt werden. Fabriken und Manufakturen sind nicht in erforderlicher Menge vorhanden. Die Erzeugnisse des Gewerbfleißes gehören daher nebst den Colonialwaaren und Weinen zu den Einfuhrartikeln. Ausgeführt werden Getreide, Rindvieh, Butter und Torf. Die Aus- und Einfuhr der Waaren ist wegen der Lage an 2 Meeren leicht, und könnte durch Vermehrung der Canäle im Lande mehr erleichtert werden. Vorzüglich wichtig für den Verbrauch der hollsteinischen Erzeugnisse ist das angrenzende Hamburg, wie Altona und Lübeck. Die Theilnahme an dem grönländischen Robben- und Wallfischfange verschafft vielen Holsteinern Unterhalt und Gewinn. Ueberhaupt ist Holstein ein glückliches Land zu nennen, dem es nicht leicht an den nothwendigen Lebensbedürfnissen fehlen kann, und das gemeiniglich Ueberfluß hat. Die 394.000 Einw. leben auf 163 QM. in 14 Städten, 23 Flecken und 468 Dörfern. Fast alle Einw. bekennen sich zur lutherischen Kirche. Die Angelegenheiten derselben werden geleitet durch das Oberconsistorium zu Glückstadt, unter welchem 8 Propsteien stehen, von denen jede einzelne ein von mehren Predigern der Propstei unter dem Vorsitze des Propstes gebildetetes Consistorium oder geistliches Gericht hat. Für die geistige Bildung der Jugend sind in Glückstadt, Altona und Kiel gelehrte Schulen, und in Kiel eine 1665 gestiftete Universität. Großen Nutzen für die allgemeine Volksbildung stiftet das 1780 errichtete Schullehrerseminar in Kiel. Der Generalsuperintendent in Glückstadt führt die allgemeine Aufsicht über die Kirchen und Schulen des Landes und besucht solche theilweise jährlich. Zum Behufe der besondern Justizverwaltung ist das ganze Land, mit Ausnahme der Städte und der adeligen Besitzungen, in 16 Aemter und 2 Landschaften getheilt, von deren Gerichtshöfen man an das obere Justizcollegium oder Obergericht zu Glückstadt, von den adeligen Gerichten aber an das Landgericht, das zum Theil die Ritterschaft besetzt, appellirt; doch ist noch das

remedium publicationis ad regem in gewissen Fällen erlaubt. Das Obergericht, welches die Reichsgerichte vertreten sollte nach der Bundesacte, fehlt hier noch. — Von Holsteins ältester Geschichte wissen wir sehr wenig. Karl d. Gr. bestand in diesem Lande, damals Nordalbingen genannt, seine letzten schweren Kämpfe mit den Sachsen, bis er 10.000 sächsische, besonders aufrührerische Familien nach Flandern, Brabant und Holland versetzte. Unter den großen sächsischen Herzogen war anfangs Ditmarsen eine freie Republik und Wagrien eine wend. Provinz. Graf Adolf II., vom Stamme der Schauenburger, dessen Vater, Adolf I., 1106 vom Kaiser Lothar mit dem von diesem zur Grafschaft gemachten Holstein und Stormarn belehnt worden war, eroberte Wagrien und bevölkerte es mit Niederländern. Auf den Landtagen stimmten aus Herkommen, das allmälig als Pflicht verschwand, die beiden großen Hansestädte Hamburg und Lübeck, und an der Spitze von Ritterschaft und Städten beider Lande Schleswig und Holstein standen die Bischöfe von Lübeck und Schleswig, von denen Ersterer reichsunmittelbar, und was noch sonderbarer war, zugleich für Kaiser und Reich die Belehnung dem Grafen von Holstein ertheilte. In solchen Verhältnissen erlosch 1459 mit Adolf VIII. der directe Stamm der schauenburger Linie; doch besaß eine zweite Linie nicht bloß Schauenburg, sondern auch das Gebiet von Pinneburg und Ranzau (die vormalige Grafschaft Holstein). Diese hatte nämlich männliche Erben, aber dennoch wählten die Stände 1460 Christian I., König von Dänemark, zum Grafen, behielten sich aber unter den Nachkommen des Erwählten die Wahl ihrer Fürsten vor: ein Recht, das sie bis zum König Christian IV. und bis zum Herzog Philipp 1597 behaupteten. Damals ward ihnen die fernere Wahl vom Kaiser untersagt. Der Erwählte erlangte 1474 vom Kaiser Friedrich III. Holsteins Erhebung zum Herzogthum und die Einverleibung des damals noch freien Ditmarsen, das aber noch lange unter 48 Oliarchen seine sächsische Verfassung bewahrte und keine Ritter unter sich duldete. Die Enkel Christians I., König Christian III. und Herzog Adolf, wurden die Stifter der beiden holsteinischen Hauptlinien, der königl. mit ihren Nebenlinien, Holstein-Sonderburg-Augustenburg und Holstein-Beck (letztere nennt sich seit 1826 Holstein-Augustenburg-Glücksburg), sowie der erloschenen H.-Glücksburg und H.-Plön, und der herzogl., Holstein-Gottorp; von dieser letztern stammen die jetzigen Regenten in Rußland, die Linie Holstein-Eutin und das, seit dem 28. Aug. 1829 großherzogl., Haus Oldenburg ab. Die frühern Streitigkeiten zwischen Dänemark und der gottorpischen Linie wurden 1773 dadurch beendigt, daß Christian VII. für die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst die Entsagung der Gottorper auf Holstein erlangte. Vgl. Oldenburg. — Als 1806 durch Errichtung des Rheinbundes das deutsche Reich aufgelöst wurde, ward Holstein Dänemark förmlich einverleibt und vom König die ständische Verfassung aufgehoben. 1813 wurde auch Holstein von den Verwüstungen des Krieges heimgesucht, den der kieler Frieden, 14. Jan. 1814, beendigte. Vgl. Dänemark, Geschichte. — 1815 trat der König v. Dänemark wegen Holstein dem deutschen Bunde bei und erhielt für dasselbe bei dem Bundestage die 10. Stimme, mit welcher später die Stimme wegen Lauenburg (s. d.) vereinigt wurde, und im Plenum 3 Stimmen. Zum 10. Armeecorps des deutschen Bundesheeres stellt Holstein 3600 M. Eine ständische Verfassung wird bald eingeführt werden. Hauptst. ist Glückstadt; wichtig Altona, Kiel, Rendsburg (s. dd.).

Hölty, Ludwig Heinrich Christoph. Dieser berühmte lyrische Dichter, der Sohn eines Predigers zu Marienſee im Hanöverſchen, war daſelbſt 1743 geboren. In früher Jugend zeigte ſich Hölty munter und wißbegierig, liebreich und gefällig. Durch die Blattern, die ihn in ſeinem neunten Jahre befielen, verlor er viel von ſeiner vorherigen Munterkeit, aber nichts von ſeiner Wißbegierde und ſeinem Fleiße, durch den er ſeine Geſundheit ſogar in Gefahr brachte. Sein reges Gefühl für jeden Reiz der Natur, für die Stille des Landlebens erhielten ihn heiter, ſanft und gefällig, und durch ſeinen anhaltenden Fleiß weder mürriſch noch ſtolz gemacht, war er ſtets die Freude ſeiner Familie. Schon früh zeigte ſich ſein Hang zum Schauerlichen und Einſamen. Außer den Schulſtunden ging er in ein düſteres Gebüſch, und oft und zu jeder Tageszeit beſuchte er ohne Furcht den Kirchhof und ähnliche Oerter, verkleidete ſich als Geſpenſt und wankte ohne erſchrecken zu wollen, des Abends einſam zwiſchen den Gräbern. Hölty's Talent für die Dichtkunſt zeigte ſich ſehr früh, und wenn er ſeine Gedichte nicht aufſchreiben konnte, ſo kratzte er ſie in die Wand oder in einen Baum ein. 1765 ſchickte ihn ſein Vater auf die öffentliche Schule nach Zelle und zu Oſtern 1769 nach Göttingen, wo er Theologie ſtudiren ſollte. Er benutzte die ihm zu ſeinem Aufenthalte daſelbſt beſtimmte 3 Jahre gewiſſenhaft ſeiner künftigen Beſtimmung gemäß, beſchäftigte ſich dabei aber auch mit der Literatur der Alten und Neuen und mit der Poeſie. 1772 lernten ihn in Göttingen Miller, Bürger, Voß, Boje, die beiden Stolberg, Cramer, Leiſewitz u. A. kennen, die ſeine Kenntniſſe ſchätzten und ſein Dichtertalent noch mehr weckten und nährten. Hölty, den Freundſchaft und Liebe an Göttingen banden, bat ſeinen Vater, ihn noch in Gottingen zu laſſen; und dieſer bewilligte ihm noch ein halbes Jahr. Allein dieſe Zeit war ihm zu kurz; er verſchaffte ſich ein Stipendium, einen Freitiſch und eine Stelle im philologiſchen Seminarium, und meldete ſeinem Vater, er werde ſich das Uebrige durch Unterricht verdienen. Auch überſetzte er in dieſer Zeit Mehres aus dem Engliſchen, er machte den Auszug aus dem „Kenner", dann folgten Hurd's „Dialogen" und der erſte Theil von Shaftesbury's „Charakteriſtiken". Michaelis 1774 begleitete er ſeinen Freund Miller auf einer Reiſe nach Leipzig. Im Spätherbſt dieſes Jahres begann ſeine Geſundheit ſchon zu wanken; durch den Tod ſeines Vaters wurde ſie noch mehr erſchüttert. Wenige Wochen nach ſeines Vaters Tode ging er von Göttingen nach Marienſee, wo er ſeine Kur unter Zimmermann's Anleitung fortſetzte. Auch jetzt konnte er ſich von den Wiſſenſchaften noch nicht trennen und beförderte durch ſeinen fortgeſetzten Fleiß gewiß um vieles den Untergang des Körpers. 1775 ging er nach Hanover, um dort unter Zimmermann's Aufſicht eine kleine Nachkur zu gebrauchen. Seine Hoffnung ſtieg und ſank; aber er blieb heiter und ſcherzte über ſich ſelbſt. Endlich unterlag ſein Körper unter dem Aufſtreben ſeines thätigen Geiſtes. Er ſtarb zu Hanover den 1. Sept. 1776. Er war, ſagte Voß, ein Jüngling, deſſen Geiſt unter der Laſt eines ſiechen Körpers ſo aufſtrebte, daß er in jeder gewählten Gattung der Poeſie unter den erſten Dichtern glänzt, der mit jedem neuen Verſuche zur Vollkommenheit ſtieg und ſelbſt ſein Vollkommenſtes nur als Vorübung zu Werken des Mannes betrachtete. Er ſtellte nicht mit kalter Ueberlegung Gedanken und Bilder zuſammen, worüber man mit ſich einig geworden iſt, ſie ſchön zu finden. Voll warmer, allumfaſſender Liebe

blickte er in der Natur umher, und sang, was sein Herz empfand. Hölty ist der erste, gänzlich einfache, rein sentimentale Elegiker der Deutschen und bis jetzt ist ihm noch Keiner darin gleich gekommen. Alle seine Gedichte scheinen gleichsam nur ein einziges auszumachen, in welchem der Gedanke hindurch geht: das Leben dringt feindlich auf die Jugend ein, um sie zu zerstören; diese Tröstungen nur bleiben: Liebe, Dichtkunst und der Tod. Daß man diesen Dichter weichlich genannt, ist ein Beweis, daß man ihn nicht verstanden hat; denn weichlich ist nur zerrissener, ins Leere strebender Schmerz, nicht der frommberuhigte unseres Hölty, dem selbst die harmonische Sprache zusagt. Die echte Ausgabe seiner Gedichte wurde durch Voß und Stolberg, 1783, besorgt; zuletzt berichtigt und vermehrt durch Voß, 1804, der dieselbe auch mit einer „Lebensbeschreib. Hölty's" begleitete; sind vor Kurzem in der 3. Aufl. erschienen.

Holz, das, ist ein Theil des Pflanzenstängels und der Pflanzenwurzel, vorzüglich der Bäume und Sträucher. In organischer Hinsicht ist das Holz aus verhärteten Pflanzenfasern zusammengesetzt, oder besteht aus einem Gewebe langgestreckter, erstarrten Zellen, Zellgewebe. Seiner Entstehung und Masse nach ist es verhärteter, durch den Beitritt des Sauerstoffs aus dem Wasser und vorzüglich aus der Luft erstarrter, gleichsam verkalkter Pflanzenschleim, woraus es begreiflich wird, daß das Holz des Stängels oder Stammes härter und fester seyn als das der Wurzel. Man kann das Holz und dessen Arten betrachten: 1. in naturgeschichtlicher Hinsicht oder nach seiner Bedeutung in der Pflanzenentwickelung, Pflanzenmetamorphose; 2. in chemischer Hinsicht, d. h. nach seinen Bestandtheilen oder Stoffen, chemischen Elementen; 3. in technologischer Hinsicht, nach seiner Benutzung, oder in Beziehung auf den Gebrauch, welchen der Mensch durch seine Kunst für das menschliche Leben davon macht. Seiner naturgeschichtlichen Bedeutung nach ist das Holz ein wesentlicher, zum Leben und Seyn des Ganzen nothwendiger, Theil, d. h. ein Organ des Stängels, auch der Wurzel. Solcher Organe hat der Stängel drei: a) die Rinde, b) den Bast und c) das Holz. (Denn das sogenannte Mark im Innersten des Stängel ist kein wesentlicher Theil, kein eigenthümliches Organ, sondern nur lockeres, vertrocknetes Zellgewebe.) Die Rinde, da sie unmittelbar mit der Luft in Berührung und daher in Wechselwirkung steht, scheint das Organ des Athmens für den Stängel, gleichsam seine Lunge oder Kieme, zu seyn. Der Bast, welcher aus verlängerten, weichen Zellen besteht, ist das lebendigste Organ des Stängels; in ihm geht vorzugsweise der Saftlauf, der Gährungs- und Ernährungsproceß vor sich. Aus dem Holze dagegen, als dem innersten Organ, ist das Leben durch Erstarrung meist entwichen, wie in den Knochen bei dem höhern thierischen Organismus. Denn mit letzterm läßt sich die Pflanze allerdings vergleichen, in welchem das Thier schon vorgedeutet ist, das Pflanzenreich die Vorstufe zum Thierreiche bildet, und wenn sonach der Stängel und die Wurzel dem Rumpfe, das Holz dem Knochen entspricht, so stellt der Bast das mit dem Gefäßsystem noch verschmolzene Fleisch, die Rinde aber die athmende Haut (bei niedern Thieren) oder die Lunge (bei höhern) vor. Die chemische Beschaffenheit des Holzes oder der Natur seiner nächsten Bestandtheile bei der lebenden Pflanze ist schwer zu erforschen; denn es ist weder im Wasser lösbar, noch im Weingeist, noch in Oelen, und ebenso wenig in Laugen und Pflanzensäuren, aber zerstörbar durch Schwefelsäure, Salpeter- und

oxydirte Salzsäure. Bei der Destillation des Holzes, wobei es in verschlossenen Räumen durch Erhitzung verkohlt wird, gewinnt man sehr verschiedene Stoffe, nämlich a) Kohlenwasserstoffgas, ein brennbares Gas; b) kohlensaures Gas, vormals fixe Luft genannt; c) eine essigartige Säure, Holzessig; d) ein brandiges, empyreumatisches, Oel, Theer; e) als Rückstand und Hauptmasse die Kohle. — In technologischer Hinsicht spielt das Holz unter allen Materialien, die die Natur dem Menschen zu nützlicher Bearbeitung darbietet, wie bekannt, eine Hauptrolle. Ueber die Benutzung des Holzes, als Brennmaterial, vgl. Heizung, wie über die Benutzung ausländischer Hölzer zum Färben den Art. Farbestoffe. Auch sind in der Arzneikunde ausländische Hölzer, Quassia, China u. a., wichtig. Für die Benutzung des Holzes zu Haus- und Stubengeräthen und andern Kunsterzeugnissen zu täglichem und seltenerm Gebrauch, also vorzüglich für die Erzeugnisse des Tischlers und Drechslers, kommen die verschiedenen Holzarten sehr in Betrachtung, deren Kenntniß, wenigstens der gebräuchlichsten, nicht nur den genannten Künstlern nothwendig, sondern auch jedem Menschen, aus den gebildeten Ständen wenigstens, kaum entbehrlich ist; denn wer die Eigenschaften der Holzarten kennt, kann sich für seine Bedürfnisse selbst die zweckmäßigsten wählen, und ist dann von dem nicht immer sichern Urtheil des Künstlers, bei welchem er Bestellungen macht, nicht abhängig. Wiewohl Deutschland unter den übrigen europäischen Ländern gegenwärtig allein schon reich genug an mannigfaltigen, zum Theil trefflichen Holzarten ist, die noch überdieß durch Beizen und andre Mittel sehr verschönert werden können, so begnügt sich doch der Luxus damit keineswegs, sondern zieht aus andern Welttheilen die schönsten Hölzer in seinen Kreis.

Die Holzarten unterscheiden sich 1. durch ihre Farbe; 2. durch die verschiedenen Grade der Härte, daher die bekannte Unterscheidung in weiche und harte oder feste Holzarten; 3. durch feine und grobe Adern oder Jahre, in der Sprache der Technik, nämlich die Spuren der Holzringe, wovon sich im lebenden Stamme alljährlich einer ansetzt; 4. durch grobe, sichtbare, und feine, kaum bemerkbare, Poren, Zwischenräume; 5. durch Elasticität und Zähigkeit, wovon es ebenfalls sehr verschiedene Grade gibt, deren schwächste den Namen Sprödigkeit erhalten; 6. durch ihr verschiedenes specifisches Gewicht. Daher die Wahl des Holzes, hinsichtlich dieser Eigenschaften, für die Haltbarkeit und Schönheit der Arbeiten keineswegs gleichgültig seyn kann. Von der Härte, Zähigkeit, Feinartigkeit und Elasticität hängt vorzüglich die Dauer und Polirarbeit, und von dieser, in Verbindung mit der Annehmlichkeit der Farbe, die mögliche Schönheit der Oberfläche der Arbeiten ab. Unter den in Deutschland jetzt einheimischen Bäumen liefern die Tanne (Pinus abies), die Fichte (Pinus picea) und Kiefer (Pinus sylvestris) ein weiches, grobaderiges, meist weißes oder röthliches und elastisches Holz, welches zu schönen Arbeiten nicht brauchbar, aber zu gemeinen Geräthen sehr dienlich ist. Zu den weichern, in verschiedenen Graden minder festen, deutschen Holzarten gehört das weiße, feinaderige und feinporige Lindenholz, das schon festere, meist röthliche Erlenholz und das weiße geschmeidige, wegen seiner Zähigkeit zu Korb- und Siebmacherarbeiten dienliche, Weidenholz, welchem das Holz der Pappel am ähnlichsten, das nur härtere Haselnußholz aber (Corylus avellana) an Weiße, Feinheit und Elasticität gleich ist. Diese und andre weiche Holzarten sind, im trocknen Zustande, mehr oder weniger

leicht, worin sich, als eins der leichtesten, das Lindenholz auszeichnet. Unter den härtern, dichtern und daher schwerern inländischen Holzarten sind am meisten im Gebrauch: 1. Das Eichenholz, von braungrauer Farbe, sehr fest, aber spröde, von auffallender Porosität; hält sich in der Feuchtigkeit und Nässe gut und dient daher zum Wasserbau, zu Fensterrahmen und andern für die Dauer bestimmten Arbeiten. 2. Buchenholz (Fagus) hat ein kenntliches Gewebe, röthliche, schuppenartige Flecken, ist ziemlich fest und weniger spröde als Eichenholz. 3. Weißbuchenholz (Carpinus betulus), von Einigen Hornbaum genannt, da das Holz keiner Buche angehört und ein fast hornartiges Gewebe hat, denn es ist sehr hart, meist weiß, elastisch und feinporig, dient daher zu haltbaren Drechsler- und Tischlerarbeiten. 4. Elzbeerholz (Crataegus torminalis), hart, sehr feine Poren, ziemlich zäh und elastisch; Farbe des jüngern Holzes weiß, des ältern röthlich oder braun, mit schwarzen Adern; daher brauchbar zu kleinen und feinen wie zu großen Arbeiten. 5. Pflaumenbaumholz (Prunus domestica), röthlich, mitunter rosenfarben, und braungestreift, fest und politurfähig; daher zu feinen Arbeiten dienlich. 6. Kirschbaumholz (Prunus cerasus), gelbröthlich, feingeadert, ziemlich hart und dicht, schwer; zu Tischler- und Drechslerarbeiten sehr tauglich. 7. Ahornholz verschiedener Art, nämlich: a) Maßholder (Acer campestris), das vorzüglichste; b) Ahorn (Acer pseudoplatanoides) und Spitzahorn (Acer platanoides). Die Farbe ist sehr weiß, selten gelblich, das Gewebe dicht und fein, letzteres wird durch die jetzt bei den Drechslern und Tischlern gebräuchliche Lackpolitur noch sehr gehoben. 8. Birn- und Apfelbaumholz (Pyrus communis et malus), sind einander sehr ähnlich, meist röthlich, mit braunrothen Flecken, bisweilen auch weißgelblich; die Fibern, Adern, fein, aber spröde, die Poren geschlossen; vorzüglicher ist das Holz vom wilden Apfel- und Birnbaum. 9) Ibenholz (Taxus baccata, Iben- oder Eibenbaum, Tarus), ein treffliches, aber in Deutschland ziemlich seltenes Holz, weil bei uns die Stämme nur eine geringe Stärke erreichen. Ein dichtes, hartes, röthliches oder bräunliches Gewebe, keine sichtbaren Poren, sehr politurfähig, fest und elastisch; durch schwarze Beizung wird es dem Ebenholz ganz ähnlich. Noch viele andre in Deutschland einheimische Bäume, als die Ulme, Esche, Birke, wilder und zahmer Kastanienbaum, Nußbaum, die Akazie, Stechpalme, der Maulbeer-, Cornelkirschen-, Aprikosenbaum u. s. w., liefern ein brauchbares, aber weniger gebräuchliches, auch meist weniger vorzügliches Holz. Verschiedene Sträucher aber, wenn sie besser gepflegt und zu Bäumen gezogen würden, z. B. der Wachholderstrauch (Juniperus communis), der Weißdorn (Crataegus oxyacantha) und Kreuzdorn (Rhamnus catharticus) würden, besonders der letztere, vortreffliche Holzarten darbieten. Das Wurzelholz, von den größern Wurzeln verschiedener Bäume, ist schön figurirt oder geflammt, und wird daher u. d. N. Masern zu feinen Sachen verarbeitet und von den Tischlern zum Furniren, Belegung mit dünnen Holzplatten, benutzt. Von ausländischen Holzarten sind folgende die gebräuchlichsten und vorzüglichsten: 1. Ebenholz (s. d.). 2. Grün-Ebenholz, unechtes Pockholz, falsch Grenadillen-, Franzosenholz, Quajakholz (Quaiacum aspalathum), kommt von Madagaskar, aus Westindien. Olivenfarbig, oft gelb geadert, mit grauem Splinte, außerordentlich hart und zugleich harzig; färbt beim Bearbeiten die Hände, wie das schwarze Ebenholz; zu feinen Drechslerarbeiten vorzüglich geeignet. 3. Roth-Eben-

holz, Grenadillenholz (Ebenum, nach Andern Anthillis oretica), soll in Westindien, auf Madagaskar und Kandia wachsen. Sehr hart, aber gut zu bearbeiten, hat auf olivenfarbigem Grunde schöne braune Adern und ist sehr polirfähig. 4. Buchsbaumholz (Buxus). Der eigentliche Buchsbaum, bei uns wächst er nur als Strauch, ist im südlichen Europa zu Hause. Das Holz ist gelblich, zum Theil mit grauen Adern durchzogen, sehr fest, ohne sichtbare Poren, wie Elfenbein, und kommt an specifischer Schwere dem Ebenholz nahe, sodaß es im Wasser zu Boden sinkt; unter den ausländischen Holzarten die bekannteste; wird häufig auf der Drehbank verarbeitet; mitunter auch zu feinen Tischlerarbeiten benutzt. 5. Mahagoniholz (Swietenia mahagony) (s. d.). 6. Cedernholz (Juniperus bermudiana), ein röthliches, weiches und leichtes, zum Drechseln brauchbares Holz, von angenehmem Geruch; zur Einfassung der feinern, besonders englischen, Bleistifte. Von diesem sogenannten Cedernholze ist aber die echte Ceder (Pinus cedrus), der berühmte Baum des Libanon, zu unterscheiden, wovon das Holz, nämlich der alten Bäume, ebenfalls röthlich von Farbe und wohlriechend von einem Harze ist, wovon es durchdrungen wird und wodurch es zugleich dem Wurmfraße widersteht. Es wird daher sehr geschätzt und unterscheidet sich von jenem auch durch seine vorzügliche Festigkeit. Von seltener gebrauchten, auch größtentheils weniger vorzüglichen ausländischen Holzarten gibt es noch eine Menge, worunter auch Farbehölzer, z. B. Brasilien- und Fernambukholz, Kampeschen- oder Blauholz, rothes und gelbes Sandelholz, vorkommen, die zu Erzeugnissen der Drehkunst verarbeitet werden können. Zur Kenntniß der Holzarten reicht auch die bloße Beschreibung nicht hin, sondern man muß sich auch die Anschauung davon verschaffen, z. B. durch Benutzung einer Holzsammlung, durch Besuchen der Werkstätten der Tischler, Instrumentenmacher, Drechsler, besonders in großen Städten, wo häufig auch ausländische Holzarten verarbeitet werden.

Holzanbau. In ganz unbewohnten oder doch nur schwach bevölkerten Ländern, welche größtentheils mit dicken Wäldern bewachsen sind, bringt die Natur von sich selbst überflüssiges Holz hervor, wenn sie nur nicht daran gehindert wird. Wo aber dieses nicht statt findet, da ist der Holzanbau ein sehr nöthiges Stück der Wirthschaft. Zum Holzanbau muß man immer die Orte zuerst wählen, wo der Holzanwuchs am gewissesten, am leichtesten und mit den wenigsten Kosten zu bewerkstelligen, wo das Holz am nöthigsten ist und am bequemsten gebraucht oder am höchsten ausgebracht werden kann. Ehe man einen Ort zu besäen oder auf andere Weise mit Holz in Bestand zu setzen anfängt, ist wohl Acht zu haben auf dessen Klima, Lage und Boden und sorgsam zu untersuchen, welche Holzart in ihm am besten fortkommen werde. In Ansehung des Klima's eines Ortes, worin der Holzanbau bewerkstelligt werden soll, muß man genau unterscheiden, ob es warm, gemäßigt oder kalt ist. Ebenso wichtig zum Wachsthum und Gedeihen der verschiedenen Holzarten ist die Lage eines Ortes; denn auf den höchsten Ebenen oder Gipfeln der Berge, die gemeiniglich sehr trocken sind, wird kein Holz gedeihen, das die Dürre nicht vertragen kann, und in den niedrigen Theilen, die feucht und sumpfig sind, geräth nur das, was nassen Boden verträgt. Da das Holz den Hauptnahrungsstoff aus dem Boden zieht, so hat dieser einen gleich großen Einfluß auf das Wachsen und Gedeihen des Holzes, wie das Klima und die Lage. Allein nichts ist schwerer, als

seine Beschaffenheit genau zu untersuchen; denn es können gewisse den Gewächsen schädliche Materien so unkenntlich in dem Boden versteckt seyn, daß die scharfsichtigsten Kenner dieselben auch durch chemische Versuche kaum zu entdecken vermögen. Unmöglich aber ist ohne genaue Kenntniß des Bodens die Wahl des rechten Standortes für die verschiedenen Holzarten, von denen das Gedeihen des Holzanbaues hauptsächlich abhängt, indem derselbe Boden für eine Holzart vortrefflich, für die andere aber ganz untauglich seyn kann. So verlangt z. B. das Laubholz mit seinen verschiedenen Arten einen ganz andern Boden als das sogenannte Tangelholz. Hieraus erhellt, wie höchst nothwendig es sey, sowohl die innere Beschaffenheit eines Ortes als die äußerlichen Umstände auf das genaueste zu untersuchen, ehe man unternimmt, einen Ort mit Holz in Bestand zu setzen. Was den Holzbau selbst betrifft, so geschieht dieser auf dreierlei Art: 1. durch Besäen mit Holzsamen, 2. durch Pflanzung junger Stämme, 3. durch Schnittlinge und Ableger. Die erste Art ist unstreitig für wilde Bäume die vorzüglichste. Das Verpflanzen junger Stämme ist bloß in gutem und mildem Boden anzubringen. Das Legen der Schnittlinge ist sehr mühsam, auch nur bei wenigen Vorfällen in den Forsten und überdieß nicht bei allen Holzarten anwendbar. Was die Zubereitung des Bodens, auf welchem Holz gezogen werden soll, betrifft, so muß derselbe vorerst urbar gemacht und umgehackt werden, damit der Same nicht durch Laub, gar zu hohes Moos, und durch die Festigkeit des Bodens verhindert werde, seine Wurzel gehörig in die Erde zu treiben und die erforderlichen Nahrungssäfte zu seinem Wachsthum aus derselben zu ziehen. Diese Zubereitung des Bodens geschieht am besten einige Monate vor dem Besäen, weil eine ausgewitterte Erde den Samen leichter annimmt, als wenn unmittelbar nach dem Umhacken, Graben oder Pflügen derselbe hineingestreut wird. Ein allzutrockner Boden muß gewässert, und ein zu nasser durch Ableitung der Gewässer vermittelst der Gräben getrocknet werden. Beim Versetzen junger Stämme wird die Zubereitung des Bodens ein halbes und bisweilen ein ganzes Jahr vorher unternommen, und ist der Boden schlecht, d. h. steinig, lettig, schwer, so muß man ihn durch gute Erde so viel als möglich zu verbessern suchen. Ausführlich verbreitet sich über diesen Gegenstand: G. L. Hartig's „Anweisung zur Holzzucht für Förster", 4. Aufl. 1804. 8.

Holzbrand oder Feuerschaden in Wäldern, auch Waldbrand genannt. Durch das Feuer werden oft ganze Waldungen, besonders Tannen und Fichten, mit einem Mal zu Grunde gerichtet. Es ist wohl das größte Unglück, welches einer Waldung widerfahren kann, weil dadurch nicht allein das sämmtliche Holz verloren geht, sondern auch der Boden dermaßen verderbt wird, daß er in vielen Jahren nicht mit Holz in Bestand zu bringen ist. Es kann das Feuer entweder durch Nachlässigkeit, Verwahrlosung oder Bosheit der Menschen entstehen: wenn mit dem Feueranmachen in den Wäldern, Tabackrauchen u. s. w. unvorsichtig umgegangen wird; wenn die Köhler bei Wind und trocknen Zeiten Feuer aus dem Meiler kommen lassen, die Kohlstätte nicht weit genug von der Hecke rein halten und durch Wegwerfung der Brände das dürre Reisig entzünden; wenn Kohlenfuhrleute in die Kohlen Feuer bekommen, aus dem Wege werfen und nicht auslöschen u. s. w. Auch hat man behauptet, daß das Feuer von selbst von dem schwefligen und salpetrischen Boden, welcher im Sommer durch die Sonnenhitze entzündet wird, ent-

stehen kann; allein diese Behauptung bedarf noch des Beweises. Allerdings kann aber ein Wald durch den Blitz entzündet werden. Die Landespolizei muß bei solchen Unglücksfällen, deren Entstehung nicht gänzlich abgewendet werden kann, sich nur damit beschäftigen, daß sie solche Hülfs- und Rettungsmittel vorzukehren sucht, wodurch der größern Verbreitung des Uebels gesteuert werden möge.

Holzconsumtion oder Holzverbrauch ist ein sehr wichtiger Gegenstand für die Forstwirthschaft, da der nachhaltige Bestand der Wälder darauf beruht. Beim Holzverbrauch kommt nicht bloß das Brennholz, sondern auch das Nutz- und Bauholz in Betracht; daher dem Forstwirth die Kenntnisse der verschiedenen Holzarten, welche Eigenschaften sie haben und zu welchem Zwecke sie am dienlichsten sind, unumgänglich nothwendig ist, damit er zu jedem Bedürfniß die zweckmäßigste und beste Holzart anweisen könne. Die stärkste Consumtion des Holzes geschieht in allerlei Arten von Stubenöfen und auf den Heerden, sowie auch nirgend mehr Holz verschwendet wird, als bei dieser täglichen Feuerung. Ferner verzehren die Fabriken, Manufakturen, Bergbau und verschiedene Schmelzöfen und Siedewerk eine beträchtliche Menge Holz; dann auch verschiedene Gewerbe und Handwerke, z. B. die der Bierbrauer, Branntweinbrenner, Ziegelbrenner, Töpfer, Lohgärber, Böttcher u. s. w. Zur Verminderung des Holzverbrauchs und zur Verhütung des Holzmangels hat man die wirthschaftliche Holzsparkunst (s. d.) erfunden.

Hölzerne Uhren werden insbesondere auf dem Schwarzwalde verfertigt. Ihre große Wohlfeilheit hat den dasigen Künstlern das erlangte Monopol ihrer Uhren zu unsrer Zeit nicht ganz erhalten können; aber immer mehr verbreiten sie sich in Norddeutschland als unentbehrlich in größeren und kleinern Landwirthschaften, da ihre Güte in eben dem Maße steigt, als die metallenen Uhren durch ihre Wohlfeilheit schlechter werden, weil jene dauerhaft sind und gemeiniglich von den verkaufenden Hausirern jährlich gegen geringe Belohnung gereinigt und im Nothfalle reparirt werden. Auch kann nicht fehlen, daß sie jenseit des Meeres Beifall erhalten müßten, wenn die Schwarzwälder sich einmal selbst dahin begäben und ihre Fabrikarbeit dort selbst reparirten. Die Hauptniederlage hat Neustadt in der badenschen Standesherrschaft Fürstenberg.

Holzflöße, s. Flöße.

Holzhandel. Unter Holzhandel versteht man besonders den Handel mit Bau- und Tischler- oder mit Brennholz. Beim Holzverkauf muß das Forstdirectorium allemal zuerst auf das Bedürfniß des Landes sein Augenmerk richten, damit die Manufakturen und Fabriken sowohl, als auch die Bürger und Handwerker, des nöthigen Holzes zu ihrer Nahrung und Haushaltung nicht ermangeln und der allgemeine Nahrungsstand nicht durch einen Holzmangel in Stocken gerathe. Hat das Land aber wirklich Ueberfluß an Holz, so kann man ohne Bedenken zum auswärtigen Holzhandel schreiten; jedoch darf man sich durch die augenblickliche Vermehrung der Einkünfte nicht verleiten lassen, die Forsten zu verwüsten und auf diese Weise bald einen allgemeinen Holzmangel herbeizuführen. Einen starken Holzhandel treiben Rußland, Schweden, Preußen, Polen, Litthauen, Kurland, besonders die Stadt Libau, wie auch die an der Ostsee liegenden Länder Deutschlands. Imgleichen wird sehr vieles Holz jährlich auf dem Rhein, der Elbe und Weser aus Deutschland fortgeschifft. S. Flöße. Besonders aber wird von den Holländern ein star-

ker Holzhandel getrieben, die das Holz aus Rußland, Norwegen, Niederdeutschland und allen an der Ostsee grenzenden Provinzen holen. Denn außerdem, daß das Seewesen nicht wenig erfordert, wird es auch zu Gebäuden, Häusern, Teichen, Pfählen und Fortificationen consumirt; imgleichen in Menge zu Tonnen, Pipen, Fässern und anderm Holzgeräthe verschnitten, worauf sie es für große Summen sowohl an die Franzosen als Italiener und Spanier verkaufen. Aus Schweden und Finnland kommt das meiste und beste Holz zum Schiffbau, besonders Masten, Knie-, Krumm- und Zwangholz, eichne Balken und allerlei Arten Bretter. Vor allen ist der russische Holzhandel berühmt; die Stadt Narva allein schon schifft jährlich über 200.000 Balken aus, ohne die Sparren und Dielen. Auch ist der Holzhandel, der in Hamburg getrieben wird, sehr wichtig. Mit Vortheil und im Großen wird der Holzhandel nur auf dem Wasser vermittelst der Flöße und Schiffe getrieben; der Transport zu Lande ist sehr beschwerlich und theuer.

Holzmangel. Wo beträchtliche Städte, besonders mit Fabriken blühen, da kann bald Holzmangel entstehen, wenn die Domainenkammer, die Rittergüter und Bauerschaften ihre Wälder beliebig verwüsten, oder nach feindlichen Verheerungen den neuen Anflug der Natur überlassen, waldverwüstende Triftgerechtigkeiten nicht abthun, das Wild überhand nehmen lassen, die Blößen, welche fehlgeschlagene Besamungen übrig lassen, nicht von neuem besamen, oder ihnen durch Pflanzung nachhelfen. Es gibt Gegenden, z. B. Holstein, wo die Forsten nur kaum 6 Procent der Oberfläche des Bodens bedecken; doch kann dort das Zaunholz und die Torfgräberei aushelfen. Nur muß das Land fast alles Eichen- und Tannenholz aus der Fremde beziehen. Seitdem lernte man die Forstpolizei, und sorgte wieder etwas für die Nachkommenschaft, ermunterte oder befahl den Gemeinden, jeden etwa abschüssigen und sonst nutzlosen Fleck in Forst zu verwandeln, lernte auf jeder Stelle das für solche geeignetste Holz anpflanzen und säen, sann auf Holzersparung in den Stubenöfen und auf den Kochherden, nutzte selbst die Tannzapfen und die Baumwurzeln, und der Förster ward geachteter als der bloße Jäger; man befriedigte die Waldstrecken, versah sie mit besser belohnten Waldhütern und ließ manche holzverheerende Glasfabrik eingehen, lernte die Soole mit Torf und Braunkohlen sieden, verbot den Verbrauch des kostbaren Eichenholzes zu Särgen, steuerte dem muthwilligen Holzfrevel, bepflanzte die Landstraßen mit Obst- oder wilden Bäumen und erschwerte die verschwenderischen Befriedigungen der Gärten mit todtem Holze.

Holzsäure (acidum phyrolignosum, acide pyroligneux) wurde erst in der neuern Zeit vorzüglich bekannt durch engl. Chemiker, welche ihre Wissenschaft mit der Kenntniß dieser Säure bereicherten und sie in vielen Zweigen der technischen Künste vortheilhaft anzuwenden lehrten. Sie wird aus der Destillation des Holzes, am besten aus Eichenholz, gewonnen. Bei der Verkohlung des Holzes, in einem hiezu besonders eingerichteten Ofen, setzt sich die Holzsäure, die sonst in den Meilern verloren ging, in diesen an. Ihre Reinigung im Großen erfordert viele Mühe; Stolze in Halle hat sich durch seine bessere Anleitung zur chemischen Läuterung der Holzsäure ein ehrenvolles Verdienst erworben. Bei ihrer ersten Bildung hat sie die Farbe des neuen weißen Weines, einen scharfsauren, etwas zusammenziehenden Geschmack und einen brenzlichen Geruch. Wenn sie 8—10 Tage gestanden hat, bilden sie einen Bodensatz, der aus einem

schwärzlichen Theer besteht, und die Säure, klärt sich auf. Bei einer wiederholter Destillation scheidet sich noch mehr der vorhandene Theer aus; doch ist es unmöglich, sie gänzlich von dem flüchtigen Oele zu befreien, das ihr den brenzlichen Geruch ertheilt. Die brenzliche Holzsäure liefert uns die besten fäulnißwidrigen Mittel; deßwegen sie besonders in der Chirurgie in der letzten Zeit häufig ihre Anwendung gefunden hat. Sie setzt der fortschreitenden Putrifaction in den Geschwüren Grenzen und hebt sie oft glücklich; auf das lebende Fleisch des Körpers übt sie dieselbe Wirkung aus, welche die Holzräucherung auf das todte hat. Nach Stolze bedarf es nur eine Minute lang des Eintauchens des Fleisches in die Säure, um die Wirkung hervorzubringen; durch ein längeres Verweilen in derselben werden hingegen die Fleischfasern aufgelöst. In England hat man mit der Behandlung des Fleisches durch die Holzsäure weitläufige Versuche gemacht, wodurch erwiesen wurde, daß das Fleisch, welches schnell durch die Säure gezogen wurde, sich ebenso gut erhalte als das geräucherte, und daß Klima und sonstige Luft- und Wärme-Veränderungen auf das Erstere keinen bedeutendern Einfluß als auf das Letztere habe. Wichtig wurde die Entdeckung der Holzsäure und ihrer Eigenschaften für die Verproviantirung der Schiffe; durch sie wurden die Nachtheile, die bisher aus dem Genusse des geräucherten Fleisches für die Mannschaft entstanden, verhütet. Leichname, die wiederholt mit der Säure behandelt werden, verwandeln sich in Mumien. Statt des essigsauren Bleies dient die Säure den Kattundruckern zur Bereitung des Eisens; doch darf sie nur bei den dunkeln Farben in Anwendung kommen; hingegen ihres Oel- und Weingeistgehaltes wegen ist sie für hellere Farben nicht tauglich.

Holzschneidekunst, die Kunst, auf Holzplatten Figuren zu schneiden, sodaß sie nach aufgetragener Druckerschwärze auf Papier abgedruckt werden können; die Umrisse und Schraffirungen, welche sich auf dem Papiere darstellen, bleiben auf der Holzplatte erhaben, und das auf dem Papiere weiß Bleibende wird auf der Holzplatte mit den Handgriffen der Formschneider ausgeschnitten oder ausgestochen. Die Abdrücke von diesen Holzplatten, Holzschnitte, haben mehr Kraft, aber nicht so viel Zartheit als die Kupferstiche, besonders ist die Punktirmanier der Kupferstecher für den Holzschnitt sehr schwer erreichbar, und auch die über das Kreuz gehende Schraffirung ist sehr schwierig und wird daher selten angewendet. Doch lassen sich von einer Holzplatte bei weitem mehr Abdrücke machen als von einer Kupferplatte. Eine besondere Art von Holzschnitten nennen die Italiener chiaroscuro, die Franzosen camayeu, clair-obscur, wir Helldunkel. Diese druckt man in 3 und 4 Holzplatten ab. Auf die erste werden die Umrisse gegraben, die zweite ist für die starken Schatten, die dritte und vierte für die Mitteltinten. Die verschiedenen Platten machen ein Ganzes aus, und der Künstler muß Sorge tragen, daß, wenn sie nach einander auf dasselbe Blatt abgedruckt werden, Alles gehörig zusammenpasse. Die Deutschen nennen die Holzschneidekunst auch Formschneidekunst. — Spuren der Holzschneidekunst finden sich schon bei den ältesten Völker nach ihren alten Nachrichten. Die Chinesen schnitten schon um 1100 v. Chr. ihre Sprachzeichen in Holz und druckten sie ab. Die Indier hatten schon um d. J. 138 v. Chr. Holzschnitte. Auch die hölzernen und elfenbeinernen Buchstaben, welche die Griechen und Römer brauchten, um damit den Kindern das Lesen zu lehren, die Stempel, welche man zu Justinians Zeiten zum Prägen der Blechmün-

zen gebrauchte, die hölzernen und metallenen Stempel, welche man zu Karls d. Gr. Zeiten zur Namensunterschrift gebrauchte, und die hölzernen Formen, welche sich die Büchermaler zu den Anfangsbuchstaben bedienten, werden, obschon mit Unrecht, hierher gezählt. Mehr wurde die Holzschneidekunst durch die Kartenmacher ausgebildet, als zu Anfange des 14. Jahrh. die gedruckten Spielkarten aufkamen. Vorzüglich wurde sie nun zu Verfertigung der Heiligenbilder benutzt und gab auch Veranlassung zur Erfindung der Buchdruckerkunst, indem man Buchstaben, die das Bild erklärten, unter dasselbe setzte und bald auf den Einfall kam, diese Buchstaben zu vereinzeln und zum Zusammensetzen von Schriften zu benutzen. Diese Heiligenbilder hießen nun im strengen Sinne Holzschnitte. Eines der merkwürdigsten Werke, bei dem Holzschnitte mit gleichfalls in Holz geschnittenen Unterschriften zuerst angewendet wurden, ist die „Biblia pauperum". Der älteste Holzschnitt, dessen Jahrzahl man als echt annehmen kann, ist von 1423 und stellt den großen Christoph vor. Seit der Entstehung der Buchdruckerkunst, welche aus ihr entsprungen ist, wurde die Holzschneidekunst in den andern Ländern, z. B. Italien, Frankreich, bekannter, in Deutschland aber vorzüglich cultivirt. Die Boner'schen Fabeln, gedruckt durch Albr. Pfister zu Bamberg 1461, kann man als das erste mit Holzschnitten verzierte Buch angeben. Denn die Werke von Laur. Coster beruhen nur auf wahrscheinlichen Vermuthungen. Mehre xylographische Werke sind bestimmt den Boner'schen Fabeln vorgegangen. Unter den bekannten Künstlern, welche sich am Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrh. auszeichneten, verdient vor Allen einer rühmlichen Erwähnung der Lehrer A. Dürer's, Michel Wohlgemuth, Maler zu Nürnberg. Seine besten Holzschnitte befinden sich in der Schedel'schen „Chronik", die 1493 zu Nürnberg herauskam. Wilh. Pleydenwurf war sein Helfer bei dieser Arbeit. In der Schule Wohlgemuth's wurde das Formschneiden besonders ausgebildet, und erstaunlich erheben sich diese Arbeiten über ihre Vorgänger; man findet Kreuzschraffirungen, bessere Beobachtung der Schatten und der Perspective, als bei den frühern. Auch wurde um diese Zeit die Manier des Helldunkels in Deutschland zu einer großen Vollkommenheit gebracht. Unrichtig ist es daher, wenn diese Erfindung dem Italiener Hugo da Carpi zugeschrieben wird. Denn in Deutschland hatte man schon Kenntniß, davon, und Ulrich Pilgrim, blühte ums Ende des 15. Jahrh., lieferte sehr schöne Werke in dieser Art. Albrecht Dürer, Wohlgemuth's würdiger Schüler, bildete mit seinen Zeitgenossen die Formschneidekunst vollends aus; seine Verdienste um dieselbe sind ebenso groß als jene um die Malerei und Kupferstecherkunst. Die Dreieinigkeit mit der Jahreszahl 1511, das Leben Maria's, das Portrait Ulrich Varnbuler's sind ausnehmend schöne Blätter, denen nur wenige gleich kommen; letzteres zeichnet sich noch durch sein Helldunkel aus. Sein Freund Hans Burgmair zu Augsburg, hat fast gleich große Verdienste um diese Kunst: sein weiser Kunig, Baumgartner's Bildniß in Helldunkel sind berühmt. Hier. Resch arbeitete Mehres für Albr. Dürer, und wurde, wie die beiden Vorhergehenden, vom Kaiser Maximilian unterstützt. In Sachsen machte sich vorzüglich Lucas Kranach durch seine Holzschnitte bekannt, die größeres Verdienst als seine Kupferstiche haben. Zahlreiche Schüler dieser genialer Meister vervollkommneten nun die Kunst; vorzüglich waren Nürnberg, Augsburg, Ulm, Strasburg, Köln, Frankfurt und Erfurt ihre Werkstätte. Von dem berühmten Holbein kennt

man einige ausgezeichnete Holzschnitte, worunter sein Todtentanz das vorzüglichste. — In den Niederlanden war die Formschneidekunst fast zu derselben Zeit, wie in Deutschland bekannt, und hatte auch gleiche Fortschritte mit dieser. Vorzüglich erhob sich Lucas van Leyden; seine Judith ist ein einziges Meisterstück. Jan van Calkar u. m. A. blühten um diese Zeit. In Italien wurde die Formschneidekunst im Anfange d. 16. Jahrh. meistens von eingewanderten Deutschen ausgeübt. In keinem Lande wurde das Helldunkel so sehr geliebt als in Italien; daher es auch die vorzüglichsten und meisten Künstler darin aufzuweisen hat; besonderer Erwähnung verdienen: H. da Carpi, Ant. da Trento, A. Fantuzzi, Parmeggiano, Joh. Gallus, Vicentino u. v. A. In Frankreich hatte das Formschneiden um diese Zeit keinen großen Fortgang. Gegen die Mitte des 16. Jahrh. sank allmälig das Formschneiden, welches vorzüglich die Vervollkommnung und starke Verbreitung der Kupferstecherkunst bewirkte. Anstatt sich zu befleißen, die Formschneidekunst durch neue Manieren immer weiter zu bringen, oder wenigstens sie in gleich hohem Grade, wie zu Dürer's Zeiten zu erhalten, ließen viele Künstler dieser Epoche einer zu großen Leichtfertigkeit sich beschuldigen. Die Niederländer hatten um diese Zeit den berühmten Hubert Golzius, der die Manier erfand, Kupferstiche und Holzschnitte mit einander zu vereinigen. Der große Kupferstecher Heinr. Golzius gab auch einige Helldunkel heraus. In Italien, wo man das Helldunkel besonders übte, lebten Christoph Coriolan, C. Vecelli, Aydreani u. A. Letzterer schnitt Mehres in Helldunkel und gab besonders die Werke älterer Meister wieder heraus. Frankreich hatte jetzt seinen Bernh. Salomon, le petit Bernhard genannt, der sich durch seine, damals sehr geliebten, kleine Arbeiten auszeichnete; seine Bibel und die Ovid'schen „Verwandlungen" sind etwas Vorzügliches in dieser Art. Im 17. Jahrh. nahm die Formschneidekunst so ab, daß ihr gänzlicher Verfall in dem darauf folgenden eintreten mußte. Nur Liebhaber beschäftigten sich später damit. Deutschland hatte indeß die meisten, wenn auch nur mittelmäßige Künster, aufzuweisen. In den Niederlanden zeichnete sich vorzüglich durch die schönen Holzschnitte nach Rubens, Chr. Jegher, st. 1656 zu Antwerpen, aus; Abr. und Fr. Bloemart vervollkommneten sehr die Kunst. Ed. Eckmann erwarb sich einen sehr großen Ruf durch das Feuerwerk auf dem Arno nach Callot, und der geistreiche Rembrandt hat sich durch den Kopf eines Philosophen ausgezeichnet. Ueberhaupt blühte hier um diese Zeit die Kunst am Schönsten. Im Anfange des 18. Jahrh. lebte zu Amsterdam C. von Noord, Barth. Coriolan. In England, wo alle Künste fast einige hundert Jahre später aufblühen, war es der Fall auch mit dem Formschneiden. Erst um 1750 begann sie sich zu erheben, J. B. Jackson, Edward Kirkal, der die Schwarzkunst und den Holzschnitt zu vereinigen suchte, blühten um diese Zeit in England. Endlich versuchte man gegen das Ende des 18. und im Anfange des 19. Jahrh. die Formschneidekunst wieder in ihre ästhetischen Rechte einzusetzen. Besonders ragen die beiden Unger zu Berlin in diesem Zeitraume als die ersten Künstler des Formschneidens in Deutschland hervor; der ältere, J. Georg, studirte die Kunst ohne alle Anleitung, machte darin große Fortschritte, verfertigte mehre geschmackvolle Vignetten, und unter seine besten Blätter gehören die fünf nach Meil's Zeichnung geschnittenen ländlichen Scenen. Sein Sohn, J. Friedr. Gottlieb, fertigte mehre feingeschnittene Stöcke; sein bestes Blatt ist: die Weiber von Weinsberg. Er starb zu

Berlin 1804 als Professor seiner Kunst. Gubitz, sein Nachfolger, erhob das Formschneiden noch zu einem höhern Grade von Vollkommenheit. Seine Arbeiten sind durch die höchste Zartheit und Schärfe des Schnitts ausgezeichnet, und mehre übertreffen die so sehr beliebten, über alles Verdienst gepriesenen engl. Holzschnitte. Aber weit mehr Ruhm erwarb sich Gubitz bei Kennern durch seine größern Werke, worunter wohl das vorzüglichste: der Heiland, nach L. Kranach, welcher mit mehren farbigen Holzplatten gedruckt ist. Er hat mehre treffliche Schüler gebildet, worunter W. Schulthes. Unter den übrigen Künstlern dieses Faches in Deutschland nennen wir noch: Uckermann, Rosmäsler, J. Kitschl, der in seiner Geburtsstadt Erfurt eine xylograph. Anstalt gegründet, Höfel in Wien, Stechmann, Müller, Phorr, Petry, Weber, Müller, Rubrecht, Zeune, st. 1823, Gräter, Kopp ꝛc. Unter den Niederländern findet man in dieser Epoche wenige Künstler des Formschneidens: von Heylen, Norde, Plos, sind die ausgezeichnetsten. In Italien blühten im vorigen Jahrh. zu Bologna: A. Dardani, J. B. Canossa, dessen Tochter Katharine, J. M. Moretti, dessen Blätter den Kupferstichen fast gleich kommen sollen. Alle aber wurden von dem kunstliebenden Grafen Ant. Mar. Zanetti (auch Erasmus oder Zanetti der Aeltere genannt, um ihn von seinem Neffen Ant. Mar. Zanetti, ein ebenso großer Künstler als Gelehrter, zu unterscheiden) aus Venedig weit übertroffen. Seine Helldunkel stehen den berühmtesten ital. Künstler nicht nach; sie belaufen sich auf 60 Blätter und sind meistens nach Raphael und Parmesano's Zeichnungen geschnitten. Sein Neffe gab 1796 ebenfalls mehre schöne Holzschnitte in Helldunkel heraus, welche zu den schönsten gerechnet werden können, die die Kunst aufzuweisen hat. In Frankreich faßte sie um eben die Zeit bleibende Wurzel, vorzüglich wurde sie zu Paris von der Familie der Papillons befördert. Joh. Bapt. Papillon, st. 1776, auch als Schriftsteller über die Formschneidekunst bekannt, ist der berühmteste, die Vinalstöcke zur Prachtausgabe der Lafontaine'schen Fabeln ist das ausgezeichnetste, was er geliefert hat. In Rouen blühte die Lesueur'sche Familie, aus welcher ebenfalls eine Reihe von Künstlern, worunter Niclas, st. 1764, der vorzüglichste, hervorgegangen sind. Bewundern müssen wir seine rastlose Thätigkeit; denn er lieferte über 1000 Stücke, worunter seine Helldunkel ihm den meisten Ruhm erwarben. Diese beide Künstlerfamilien bildeten mehre ausgezeichnete Schüler. Beugnet, Besnard, Fleuret, Duplat, Cornet, sind unter den neuesten franz. Formschneidern; überhaupt sollen jetzt 12 geschickte Künstler in Paris wohnen. Unter den engl. Formschneidern, welche seit dem Anfange des 19. Jahrh. sich ausgezeichnet haben, sind folgende: Thom. Bewick, geb. 1753, st. 1829, ein großer Künstler, Clennell; A. Anderson, schnitt mit vorzüglicher Feinheit anatomische Figuren; Lee, verfertigte 20 Holzschnitte nach Creig's Zeichnung für Jugendschriften. An den „Sinnbildern der Christen", die 1808 zu London englisch herauskamen, arbeiteten Branston, Holn, C. Nesbit, Clennell. Dieses Werk ist eines der schönsten, welche die Formschneidekunst in neuerer Zeit aufzuweisen hat. 21 allegorische Holzschnitte aus der Bibel, nach Thurston's Zeichnung, zieren dieses Buch. F. A. Brockhaus in Leipzig erhielt von dem englischen Verleger eine Anzahl Abdrücke dieser Stiche, und gab das Werk verdeutscht, 1818 in 4., Preis 9 Thlr., heraus; durch einige zweckmäßigen Aenderungen im Texte hat sie manchen Vorzug vor der englischen Ausgabe. Von Joseph Heller erschien zu Bamberg 1823 eine „Ge-

schichte der Holzschneidekunst, nebst einem Verzeichniß der sämmtlichen xylographischen Werke", welche zwar Sammlerfleiß, nicht aber überall kritische Sorgfalt zeigt.

Holzsparkunst ist die Kunst, das zu allerlei Bedürfnissen, besonders das zur Feuerung nöthige Holz zu sparen, und besteht in letzterer Hinsicht eigentlich darin, den Wärmestoff aus den brennbaren Materien auf die zweckmäßigste und vortheilhafteste Weise zu entbinden, zu entwickeln oder herauszuziehen und ihre Entweichung so viel als möglich zu verhüten. Zu diesem Zwecke muß das Holz völlig getrocknet, und nach Verhältniß des Feuerungsraums gehörig klein gesägt und gespaltet werden. Ferner muß das Holz sowie jedes andere Feuerungsmittel, durch den Zutritt der atmosphärischen Luft, oder richtiger, durch den zur Unterhaltung des Feuers tauglichen Theil der atmosphärischen Luft, welche die bei einem Feuer bemerkbare Wärme und Hitze aus sich hergibt, auf die schnellste und vollkommenste Weise verbrannt werden. Das schnelle und vollkommene Verbrennen kann nur durch eine zweckmäßige Erbauung der Kamine, Oefen, Herde, Bier- und Branntweinbrennereien erreicht werden.

Holzwaaren, hölzerne Waaren, Geräthe oder Spielsachen, die größtentheils nur von Holz verfertigt sind; sie kommen von den holzreichen Gegenden. Es gehören dazu die nützlichen Wirthschaftsgeräthe, Schaufeln, Mulden, Backtröge, Näpfe, Schüsseln, Teller, Löffel, und ferner berchtolsgadener, sonnenberger und nürnberger Waaren (s. Nürnberg), welche in allerlei Schachteln und Kinderspielsachen bestehen, die in der dortigen Gegend von Armen, besonders Bauern verfertigt und von Nürnberg in andere Länder, sogar bis nach Ost- und Westindien versendet werden.

Homann (Joh. Baptist), Gründer des nach seinem Namen benannten Landchartenverlags, ward in Schwaben in dem mindelheimischen Dorfe Kamlach 1663 geboren. Er sollte Dominikaner werden, verließ aber das Kloster bald, trat zu Nürnberg zur evangelischen Kirche über und wurde 1687 Notar. Seine Neigung trieb ihn aber besonders zum Kupfer- und Schriftstechen. Nach manchen Vorarbeiten richtete er zu Nürnberg eine Landchartenofficin ein, und zeichnete und stach eine Menge Charten, die allgemeinen Beifall fanden, und seine Anstalt bald in großen Flor brachten. Vorzüglich gemeinnützig war sein methodischer Atlas für die Jugend in 18 Charten. Auch lieferte er kleine Globen, Armillar-Sphären und mehre andere mechanische Kunstwerke. Die unermüdete Thätigkeit dieses Mannes blieb nicht unbelohnt. Die königl. Akademie zu Berlin nahm ihn 1715 zu ihrem Mitgliede auf, Kaiser Karl VI. ernannte ihn zu seinem Geographen und beschenkte ihn mit einer goldenen Ehrenkette; Peter der Große erwählte ihn 1722 zum Agenten und ertheilte ihm mehre Ehrenbezeugungen. Er starb 1724. Um die Beförderung des Studiums der Geographie in Deutschland hat die Homann'sche Anstalt, welche von den Erben fortgesetzt wurde und noch jetzt besteht, im Allgemeinen große und wichtige Verdienste. In neuern Zeiten hat sie durch den Wetteifer ähnlicher Anstalten natürlich bedeutend verlieren müssen. Zu erwarten ist, daß sie unter dem neuen Besitzer, Gr. Chr. Frz. Fembo, mit erneuerter Lebenskraft aufblühen werde.

Homburg vor der Höhe, an der Eschbach, 2 Meilen von Frankfurt, Residenz des Landgrafen von Hessen (s. d.), hat 390 Häuser und 3000 Einw., eine Forstlehranstalt, Leinwand-, Flanell-, Seiden- und Wollstrumpffabriken. Das Amt d. N. hat 8155 E.

Home, Henry, Lord Kaimes, gehört in die Classe der wenigen Menschen, die mit einer großen Kenntniß der Gesetze alle Vortheile verbanden, welche das Studium der Literatur gewähren kann. Er stammte aus demselben schottischen Geschlechte, woraus David Hume hervorging, dem er zwar an philosophischem Geiste und Scharfsinne nachstand, doch ihn durch einen feinen Geschmack und lebhaftes Gefühl für Schönheit übertraf. Als Rechtsgelehrter verwaltete er seine Aemter so ruhmvoll, daß ihn der König zum Richter über Schottland erhob, und ihm den Lordtitel Kaimes ertheilte. Sein erstes Werk, „Versuche über verschiedene Gegenstände des britischen Alterthums", erschien 1746. Der Zweck des Verfassers in dieser Schrift war, seine Mitbürger zum Geiste des Friedens, welchen politische Streitigkeiten verscheucht hatten, zurückzuführen. Diesem folgten seine „Versuche über die Grundsätze der Moral und der natürlichen Religion" 1751, die mit großem Beifalle aufgenommen wurden. 1759 gab er ein anderes Werk, „Das geschichtliche Recht" und 1760 „Die Grundsätze der Billigkeit" heraus. In beiden Werken versucht der Schriftsteller, die Principien der Politik und Philosophie mit der Rechtsgelehrtheit in Verbindung zu bringen. Drei Jahre nachher erschienen seine „Grundsätze der Kritik", die Meinhard 1765 ins Deutsche übersetzte. Das Werk enthält eine Summe von psychologischen Beobachtungen über das Schöne in Beziehung auf die Gemüthskräfte, durch welche wir dasselbe auffassen und darstellen, durch die eingewebten Beispiele aus engl. Dichtern und Schriftstellern sehr anziehend vorgetragen, allein nur wenige allgemeine Bemerkungen über den guten Geschmack und die Grundsätze, von welchen die Kritik ausgehen soll; ja der Geschmack selbst wird weniger seiner Natur nach und in Beziehung auf das Schöne untersucht, als vielmehr mit dem gesunden Menschenverstande verglichen und dadurch vorausgesetzt; aber auch in diese Grenzen eingeschränkt, hat das Werk noch so viel Werth, daß es als eine vollständigere, wenngleich mehr psychologische Theorie des Geschmacks im Geiste seines Zeitalters und der philosophischen Schule in England anzusehen ist. Bei den Deutschen hat es lange Zeit als Richtschnur gegolten. 1781 gab er seine „Gedanken über die Erziehung, vorzugsweise in Bezug auf die Bildung des Herzens" heraus, und schloß seine literarische Laufbahn mit einer „Geschichte des Menschen", deutsch, Leipz., 1775—83, 2 Bde., die er bescheiden einen Entwurf nannte. Es ist allerdings nur eine Sammlung allgemein bekannter Wahrheiten; doch auch unter diesem Gesichtspunkte verdient das Werk vieles Lob: es ist belehrend und unterhaltend, und der Aufmerksamkeit des Gesetzgebers, Politikers und Moralisten werth. Er starb 1782.

Homer, Homeriden. Das Wenige, was wir von dem Leben des berühmtesten aller Dichter wissen, ist höchst unsicher. Nach der gewöhnlichen Sage war sein Vater Mäon, seine Mutter Kritheis, und er ward, als ein Kind der Liebe, am Flusse Meles unfern Smyrna geboren. Daher wurde er nach seinem Vater Mäonide, nach der Stelle seiner Geburt Melesigenes, der am Meles Geborene, genannt. Auch werden andre Genealogien des Homer angeführt. Bekanntlich stritten sich im Al-

terthume 7 Städte um die Ehre, Homer's Geburtsort zu seyn: Smyrna, Kolophon, Chios, Argos, Athen, Rhodos und Salamis, statt deren zwei letzten Andre Kumä und Pylos nennen. Sucht man in seinen Gedichten Auskunft über seinen Geburtsort, so liefern diese manchen Beweis, daß er in Kleinasien, wahrscheinlich Jonien, oder auf einer nahegelegenen Insel gelebt habe, s. Wood, „Ueber das Originalgenie Homer's", S. 32—60; nach dem Hymnus auf Apollon, den auch Thucydides anführt, auf Chios. Smyrna und Chios dürften das Meiste für sich haben. Fragt man nun weiter: Wann Homer gelebt? so begegnet uns dieselbe Unsicherheit, denn es ist nicht entschieden, ob er im 10., 9. oder 8. Jahrh. vor Chr. gelebt. Die mittlere Angabe ist die wahrscheinlichere. Man nennt als seinen Lehrer den Phemios und Pronapides, nach einer späten, unverbürgten Biographie. Die vielen Reisen, die er nicht bloß durch Griechenland, sondern auch durch Phönicien und Aegypten gemacht haben soll, dürften wohl bloß aus der Erd- und Schifffahrtskunde in seinen Gedichten gefolgert seyn. Wäre er wirklich blind gewesen, wie Pausanias erzählt, so ward er doch gewiß nicht blind geboren, denn ein Blindgeborener hätte solche Schilderungen von sichtbaren Gegenständen, wie wir in den Homerischen Gedichten finden, nie entwerfen können. Noch hat man ihn bald zu einem blinden Schulmeister, bald gar zu einem blinden Bettler machen wollen, der aus Armuth sein Brot mit Absingen seiner Lieder vor den Thüren verdienen mußte. Diese Nachricht ist gegen Alles, was wir von den alten Sängern der Griechen und ihrem Zustande wissen. Wenn nicht reich und mächtig, waren sie doch sehr angesehen und geehrt, bei Opfern und Festen, in den Versammlungen der Bürger und den Palästen der Fürsten gleich willkommen. War daher Homer, wie es wahrscheinlich ist, solch ein umherwandernder Sänger, so war er doch gewiß kein Bettler und Schulmeister. Von seinem Tode ist ebenso wenig etwas Zuverlässiges bekannt. Dennoch hat man sein Grab auf der Insel Jos, jetzt Nio, gesucht. So wenig also wissen wir von Homer! Wie aber, wenn es nie einen Homer gegeben hätte? Nach einer alten Genealogie stammt unser Dichter im 14. Gliede von einem thracischen Sänger; der Name von Mutter, Vater und Großvater haben Beziehung auf Poesie; wie also, wenn in dieser Genealogie eine Geschichte der Poesie läge, die von Thracien über Thessalien nach Griechenland, und von da nach Kleinasien kam; Homer wäre dann eine Gesammtstimme der Gesangsvorwelt, ein Vereiniger der Gesänge. Der Name Homer würde auf diese Weise zu einem Sammelnamen und deutete eine ionische Sängerschule an, in der man die Poesie zugleich fortpflanzte und erlernte. S. Fr. Schlegel's „Geschichte der Poesie der Griechen", S. 155, S. 69—79. Auf solche Weise dürften sich die widersprechenden Nachrichten von Homer entwirren lassen. Bestimmtere Auskunft darüber geben vielleicht die Gedichte selbst, die wir unter dem Namen Homer's besitzen. 24 werden uns genannt, die wir nicht mehr besitzen. Ohne diese verlorenen aber weiter zu berücksichtigen, halten wir uns bloß an die noch vorhandenen: „Ilias", „Odyssee", „Batrachomyomachie", Hymnen und Epigramme. Hier hat die Kritik entschieden, doch nicht Alles dem Homer könne zugeschrieben werden. Die „Batrachomyomachie", d. h. der Frösche- und Mäusekrieg, dieses komische Epos, ist offenbar nichts Andres als ein, und zwar nicht eben mißlungener, Ver-

such; die „Ilias“ u. „Odyssee“ zu travestiren, und verräth durch Darstellung, Sprache und neuere Sitten ein ungleich jüngeres Zeitalter als das Homerische. Die Hymnen, meist zur Gattung der epischen gehörig und von den Orphischen wesentlich verschieden, zum Theil nur Bruchstücke älterer cyklischer Gesänge und Proömien oder Vorspiele der Rhapsoden, sind von genauer Kritik ebenfalls in ein jüngeres Zeitalter herabgesetzt und dem ionischen Sänger abgesprochen worden. Es blieben also, da die Epigramme von keinem Gewichte sind, nur die zwei großen epischen Gedichte, „Ilias“ und „Odyssee“, übrig, aus denen wir über Homer urtheilen können. Um zwei Mittelpunkte vereinigte sich hier die Masse der Sage und des Gesanges. Die eine ist ein großes gemeinsames Unternehmen, ein Gedränge von Kraft und Zwiespalt, der Ruhm des Tapfersten; die andre eine Fülle des Häuslichen, vereinigt mit dem Reizenden, das Wunderbare der Fremde, ein Bild der gewandtesten Klugheit, wie ihr endlich die erschwerte Heimkehr dennoch gelingt. Schon die Alten fühlten, daß die „Odyssee“ in einem andern Geiste gedichtet sey als die „Ilias“, welche viel mehr Erhabenheit hat. Auch die Darstellung ist in beiden verschieden. In der „Ilias“ sind oft in einem Gesange 40 Gleichnisse, während die ganze „Odyssee“ nur 20 enthält. Longin (S. 33) handelt ausführlich von dem Unterschiede der „Ilias“ und der „Odyssee“; ihm zufolge hat man den Sänger der „Ilias“ mit der aufgehenden, den Sänger der „Odyssee“ mit der untergehenden Sonne verglichen. Die in der „Odyssee“ häufig vorkommenden Klagen sollen Beleg zur Behauptung des Alters seyn. Einige alexandrinische Grammatiker erhielten daher den besondern Namen Chorizonten, d. i. die Trennenden, weil sie beiden Gedichten 2 Verfasser versprachen. Gewiß ist es, daß in der „Odyssee“ andre Worte, Begriffe und Mythologie vorkommen. Was in der „Ilias“ Iris, verrichtet Hermes in der „Odyssee“. Kein Gott und keine Göttin sind in beiden Gedichten ganz dieselben; die Gestalten haben sich verändert. Auch der Olymp, die Begriffe vom Reich der Schatten, das Costume der Götter in ihrem Umgange mit den Menschen sind anders; Lebensart, Sitten, sittliche Begriffe, Kunst und Kenntnisse der Menschen fortgerückt. Die Vermuthung, daß beide Gedichte weder Einem Verf. noch Einem Zeitalter angehören, liegt demnach nahe genug und kann nicht als grundlos verworfen werden. Wolf, in seinen „Prolegomenen zu Homer“, ging aber noch weiter und begründete eine neue Ansicht über die alte epische Gesangpoesie der Griechen überhaupt und die Homerischen Gedichte insbesondere. Weder die ganze „Ilias“ noch die ganze „Odyssee“ haben Einen Verfasser, sondern jede ist ursprünglich eine Reihe von mehren Sängern fortgesetzter Gesänge. Die Beweise für diese Behauptung sind folgende: Zur Zeit Homer's war die Schreibkunst, wenn auch erfunden, doch nicht im allgemeinen Gebrauch und nicht bis zum Bücherschreiben ausgebildet. Wenn aber Homer nicht schreiben konnte, so konnte es ihm auch nicht einfallen, Werke von solchem Umfange zu dichten. Die Griechen waren auch zur Zeit Homer's noch nicht so gebildet, als zur Abfassung eines so kunstvollen Ganzen erforderlich gewesen wäre: denn ist dieses gleich, zumal in der „Ilias“, nicht so vollkommen gebaut, als man öfter gemeint hat, so ist sie doch auf jeden Fall eine sehr künstliche Composition, und die „Odyssee“ in dieser Hinsicht noch weit vollendeter. Zudem findet man aber auch in diesen Gedichten selbst manche Ungleichheit, besonders zwischen den erstern und letztern Gesängen. In der „Ilias“

enthalten Geſ. 19—22 Merkmale eines neuen, gegen die vorhergehenden Geſänge fremden, Tons und Charakters in Denkweiſe und Sprache. Vom achten Buche der „Ilias“ an bemerkt man Reſte von Kitt, wodurch die Rhapſodien verbunden wurden. Zur Zeit Homer's endlich war die Sprache noch nicht ſo vollkommen und grammatiſch gebildet, als ſie in beiden Gedichten erſcheint, und nach Hermann, edit. Orph. p. 687, iſt ſich auch die Metrik nicht gleich, indem zwiſchen dem 13. und 23. Geſange z. B. ſich in dieſer Hinſicht ein ſehr bedeutender Unterſchied zeigt. Das Ergebniß aller dieſer Forſchungen nun iſt, daß keins dieſer beiden Gedichte weder von Einem Verf. noch aus Einer Zeit ſey. Man kann mehre kleine Ganze darin unterſcheiden; wie z. B. Geſang 7, 8, 9 eine Rhapſodie ausmachen: die Siege Hektor's. Andre Stücke machen eben ſolche Ganze, manche derſelben ſind offenbar, und zum Theil auch ſchon von dem Alterthume anerkannte ſpätere Einſchiebſel, z. B. das Schiffsverzeichniß, die Wettſpiele, die Doloneia u. a. m. Es fragt ſich nun, wie aus dieſen an ſich verſchiedenen kleinern Ganzen endlich zwei große wurden? Jahrhunderte lang erhielten ſich dieſe Stücke durch den Geſang der Rhapſoden und waren die Lieblingsgeſänge der ioniſchen Griechen. Lykurg brachte, etwa ein Menſchenalter nach Homer, von ſeinen Reiſen nach Kreta und Aſien die erſte Sage von den Homeriſchen Gedichten in das griechiſche Mutterland. Drei Jahrhunderte ſpäter ſingen Piſiſtratus und die Piſiſtratiden an, die Werke Homer's zu ſammeln, und veranſtalteten, daß ſie alljährlich an dem Feſte der Panathenäen von den Rhapſoden öffentlich vorgetragen wurden. Nach ihrer ſchriftlichen Aufzeichnung und Zuſammenordnung wurden ſie nun zu mehren Malen bearbeitet, ergänzt, fortgeführt, und erhielten zuletzt durch die Bemühungen der Alexandriniſchen Kritiker die Geſtalt, aus welcher ſich der gegenwärtige Text gebildet hat. Den Alexandrinern verdanken ſie auch die Abtheilungen in 24 Geſängen nach der Zahl der Buchſtaben des Alphabets. M. ſ. die hierbei zu unterſcheidenden Perioden bei Wolf, S. 22 fg., u. vgl. Schlegel a. a. O., S. 175—178. Die hierbei thätigen Gelehrten hießen Diaſkeuaſten, d. i. Zubereiter oder Ueberarbeiter. Vor dieſen Diaſkeuaſten darf man demnach keine „Ilias“ und „Odyſſee“ annehmen. Schwerlich alſo haben dieſe ihre urſprüngliche Geſtalt, indem auch bei der treueſten Ueberlieferung in einem ſo langen Zeitraume allmälige Abweichungen unvermeidlich ſcheinen. Dieſe wurden noch größer durch die Kühnheit der Grammatiker in Berichtigung der Lesarten, und das Verwerfen einzelner Stellen war ſo häufig, daß daraus das Sprüchwort hervorging: den Homer aus dem Homer herausweiſen. Nicht aber bloß einzelne Stellen, ſondern ganze Rhapſodien erklärte die Kritik für unecht. Aus dieſem Allen urtheile man nun ſelbſt, wie viel wir von dem urſprünglichen Homer wiſſen können und mögen. Die ſogen. Homeriſchen Werken erſcheinen zum großen Theile als zuſammengefügte Bruchſtücke mehrer Verfaſſer, und der eine Homer verwandelte ſich in mehre Homeriden, d. h. in Sänger aus derſelben ioniſchen Schule, ſ. Griechiſche Literatur, aus welcher Homer ſelbſt hervorging, oder der wohl gar ſelbſt vorſtand. Homeriden aber, gleichſam Abkömmlinge Homer's, werden dieſe Sänger mit Recht genannt, weil ihre Geiſter das Gepräge der ſchönen moraliſchen und äſthetiſchen Form Homer's, des Meiſters der ioniſchen epiſchen Sängerſchule, an ſich tragen. Wenn wir nun dennoch von Homeriſchen Gedichten reden, ſo geſchieht es theils nur aus Gewohnheit, theils, weil man an-

nehmen kann, daß von dem wirklichen Homer, dessen Daseyn wir doch nicht geradezu ableugnen mögen, der Grund zu diesen Gedichten gelegt und vielleicht auch der größere Theil gegeben sey. Wie dem aber sey, die ganze kritische Ansicht, die an Harles, Voß, St.-Croix, Mannert, Hug, Bouterwek, Schlosser u. A. auch ihre Gegner gefunden hat, ohne doch völlig widerlegt worden zu seyn, spricht den Homerischen Gedichten nur den Charakter kunstgerechter Epopöen ab, in denen eine ursprüngliche künstlerische Einheit, mit strenger Unterordnung aller einzelnen Theile unter einen Alles in dem Gedichte umfassenden Plan, das Ganze bestimmt, und es sieht demnach eigentlich mit nichts mißlicher aus als mit den Regeln, welche gewisse Aesthetiker, dem Aristoteles nachtretend, aus jenem vermeinten Ganzen ableiteten. Eine dem Epos fremdartige, mechanische und dramatische Einheit hat man ihm aufgedrungen, welche füglich in der Homerischen Poesie wegfallen kann, ohne daß sie ihren poetischen Werth und selbst die echt epische Form verlöre. Ungeachtet hier keine einfache untheilbare Handlung ist, sondern eine Mehrheit des Dargestellten, welche Vermehrbarkeit und Verminderung zuläßt, so ist doch Handlung überhaupt das Leben der Homerischen Poesie. Nirgends ist Darstellung des Ruhenden oder sogenanntes poetisches Gemälde, Alles ist in beständigem Fluß, in bewegendem Fortschritt; es wird vor unsern Augen. Aber nicht jeder Ausdruck des Handelns verträgt sich mit epischer Form: ein leidenschaftliches Handeln griffe in das lyrische und dramatische Gebiet. Homer's Helden mögen daher von den gewaltigsten Leidenschaften bewegt werden: die Darstellung davon erscheint stets leidenschaftlos. Was der Dichter erzählt, muß jedem fühlenden Herzen Theilnahme einflößen, er selbst aber tritt nie mit der seinigen hervor, zeigt weder Neigung noch Abneigung. Ganz in seinen Gegenstand versunken, verliert er sich in ihm, und in dem Grade, wie seine Subjectivität untergeht, tritt die Objectivität reiner hervor. Deßhalb thut er keiner seiner Personen Unrecht. Selbst Grieche, ist er doch ein Freund der Troer und stellt ihr Gutes mit höchster Unparteilichkeit ins Licht. So bleibt er immer in Ruhe, fesselt uns überall an eine lebendige Gegenwart und hält uns fest. Hier ist nichts die Aufmerksamkeit auf einen letzten Punkt Spannendes. Gleichmäßige Entfaltung im stetigen Fortschritt ist der Charakter des Homerischen Epos. Mit Recht rühmt Herder von Homer: „Die Wahrheit und Weisheit, mit der er alle Gegenstände seiner Welt zu einem lebendigen Ganzen verwebt, der feste Umriß jeder seiner Züge in jeder Person seiner unsterblichen Gemälde, die angestrengte sanfte Art, in welcher er, frei als ein Gott, die Charaktere sieht, und ihre Tugenden und Laster, ihre Glücks- und Unglücksfälle erzählt, sie sind es, die in der Geschichte der Menschheit den Homer zum einzigen seiner Art und der Unsterblichkeit würdig machen". Das Große liegt bei Homer in den Ideen, nicht im Ausdruck, der sich nie ungewöhnlich erhebt. Seine Darstellung charakterisirt sich durch die treueste Anschauung und sinnlichste Wahrheit, ist schlicht und einfach wie die Natur, hat aber bei aller dieser Einfachheit zugleich die sinnlichste Mannigfaltigkeit. Jeder Gegenstand hat seinen eigenthümlichen Ton und Farbe. Und wie abwechselnd sind die Scenen, wie mannigfaltig die Charaktere, wie reich die Gemälde, wie ausgeführt das Einzelne ohne Künstelei und Aengstlichkeit! Hätte man die Gedichte Homer's stets nur mit natürlichem Sinne, mit reinem Natur- und Kunstgefühl gelesen, wie anders würde das Urtheil über sie aus gefallen seyn, wie viel

unnöthigen Theorienkram würde man sich erspart haben! Fast überall aber suchten die Aesthetiker die Schönheit dieser Poesie und das Wesen des Epos in der Einheit, Künstlichkeit, Oekonomie, dem Gebrauche des Wunderbaren und der Maschinen, woran Homer gewiß nicht dachte, in der Einmischung des Himmels in die Erde, in einer Encyklopädie alles Wissenswürdigen, und wer weiß, worin noch, nur eben da nicht, wo es wirklich lag. Das Beste hat hierüber A. W. Schlegel gesagt in seiner Recension von Göthe's „Hermann und Dorothea", und nicht ohne vielfache Belehrung wird man lesen, was Herder, zuerst in den „Briefen zur Beförderung der Humanität", über die Humanität Homer's schrieb. Deutschland hat das Glück, „Ilias" und „Odyssee" in einer vortreffl. Uebersetz. von J. H. Voß, neueste Aufl., Stuttgart 1821, 4 Bde., zu besitzen, welche alle vorhergehende, zum Theil sehr schätzbare, Versuche von Damm, Küttner, Bodmer, Stolberg, Bürger u. A. weit hinter sich gelassen hat, und welche ganz vollkommen seyn würde, wenn sie auch die Homerische Einfalt völlig erreicht hätte. Wolf's 100 Verse der Odyssee, in den „Analekten", sind in jeder Hinsicht das Höchste, was ein Uebersetzer erreichen kann, aber für das Ganze läßt sich ein solcher Versuch nicht durchführen. Die „Batrachomyomachie" haben mit ungleichem Erfolg übersetzt Damm, Willamov, Piper, Leo v. Seckendorf, Eschen, Weinzierl; die Hymnen Stolberg und Schwenck, und zum Theil Seckendorf und Eschen. Von den Ausg. nennen wir die von Clarke, London 1729—40, 4 Bde., 4., und öfter, und Ernesti, Leipzig 1759—64, 5 Bde., und 1824 fg., von Wolf, neueste Aufl., Leipz. 1817, 4 Bde., und Heyne, nur die „Ilias", Lpz. 1820 fg., 8 Bde. Von der „Batrachomyomachie" haben wir einzelne Ausg. von Schier u. Borheck; von den Hymnen von Ilgen, Matthiä und Hermann. Zur Erklärung des Homer ist so viel geschrieben, daß die bloßen Titel ein eignes Buch füllen könnten. Was Blackwell, Wood, de Bosch, Köppen, Groddeck, Fr. Schlegel, Jenisch u. A. über Homer überhaupt oder einzelne Gedichte oder auch nur Einzelnes in diesen Gedichten geschrieben haben, verdient Beachtung. Zur Einführung in den Zeitgeist Homer's besitzen wir Feith's „Homerische Alterthümer", de Marées's „Versuch über die Cultur der Griechen zur Zeit Homer's", Halbkart's „Homerische Psychologie"; mehre Schriften über Moral und Theologie Homer's von Heyne, Harles, Delbrück, Hermann, Voß, Wagner, sowie über die Geographie in Homer's Werken von Schönemann, Schlichthorst, A. W. Schlegel und Voß. Selbst über Medicin, Mineralogie und überhaupt Encyklopädie Homer's fehlt es nicht an eignen Schriften. Statt aller dieser nennen wir nur ein Werk noch, welches den Freunden der Homerischen Dichtungen gleich viel Vergnügen als Belehrung gibt: „Homer, nach Antiken gezeichnet von W. Tischbein, mit Erklärungen von Heyne". Zur Erläuterung der Wolf'schen Ansichten dient W. Müller's „Homerische Vorschule".

Homiletik, die Wissenschaft, Kanzelvorträge richtig abzufassen; die Predigerkunst — ein Haupttheil des theolog. Studiums. Homiletisch, nach den Regeln der Kanzelredekunst. Homiletische Versuche, Versuche im Predigen. Homiletische Argumente, Kanzelbeweise, pflegt man spottweise leere Beweise für ungegründete Behauptungen — wie sie hier und da Kanzelredner vorzubringen pflegen — zu nennen. Homiletiker, ein Lehrer der Kanzelberedtsamkeit, auch ein Kanzelredner selbst.

Homilie (griech.), zunächst im Allgemeinen jede geistliche Rede;

dann eine solche, die nicht, wie die Predigt, aus dem gegebenen Texte einen einzelnen Hauptsatz ableitet und in mehren Abtheilungen und Unterabtheilungen erläutert, sondern die, dem Texte Schritt vor Schritt folgend, die Hauptmomente desselben hervorhebt und mit fruchtbaren moralischen Betrachtungen begleitet, sodaß der Eintheilungsgrund für das Ganze nicht, wie bei der eigentlich sogenannten Predigt, ein Thema, sondern allein in den Textworten enthalten ist. Sie ist die älteste und den allgemeinen Bedürfnissen angemessenste Predigtgattung. Die Predigten der ältern Kirchenlehrer waren nur Erklärungen vorgelesener oder hergesagter Bibelabschnitte mit eingeflochtenen Ermahnungen, die man seit dem 4. Jahrh. Homilien, d. i. Unterhaltungen, Gespräche nannte. Reich an trefflichen Predigten, besitzen wir in unsrer Zeit noch wenig Muster für die eigentliche Homilie. Homiliarium, Sammlung solcher Homilien.

Homilius (Gottfried August), einer der größten Organisten und Kirchencomponisten neuerer Zeit, geb. 1714 zu Rosenthal an der böhm. Grenze, ward 1742 Organist an der Frauenkirche zu Dresden, 1755 daselbst Musikdirector an den 3 Hauptkirchen und Cantor an der Kreuzschule, und st. 1785. Er zeigte im Orgelspiel Reichthum an Gedanken, tiefe Kenntniß der Harmonie, ungemeine Fertigkeit und treffliche Wahl im Registriren. Von seinen trefflichen Kirchencompositionen ist gedruckt seine Passionscantate nach Buschmann's Poesie: „Die Freude der Hirten über die Geburt Jesu", 1777; und einige Motetten, in den von Hiller herausg. 6 Theilen Motetten; 6 deutsche Arien im Clavierauszuge für Freunde ernsthafter Gesänge, 1786 gestochen. In Manuscript sind noch von ihm eine Passion mit prosaischem Text aus dem Evangelisten Marcus mit poetischen Arien und Chören; eine andre Passion: „Wir gingen alle in der Irre ꝛc"; eine Cantate; ein ganzer Kirchenjahrgang auf Sonn- und Festtage; 32 ein- und zweijährige Motetten für Singstimmen, ein einstimmiges Choralbuch in 167 Chorälen; 22 variirte und fugirte Choräle und ein Choralbuch, die zu Dresden gewöhnlichen Melodien enthaltend, bekannt.

Hommel, der Name mehrer großen Rechtsgelehrten in Sachsen. 1. Ferdinand August, geb. zu Leipzig am 11. Febr. 1697, studirte seit 1713 Philosophie und Rechtslehre, letztere auch zu Halle, wo er 1719 Doctor der Rechte wurde. Darauf eröffnete er in Leipzig seine juristischen Vorträge mit großem Beifall, verband damit eine thätige Praxis, wurde Beisitzer des Schöppenstuhls, bald öffentl. Prof. des Rechts und Appellationsrath, und starb am 16. Febr. 1765. Er war ein ebenso vortrefflicher Lehrer als praktischer Rechtsgelehrter. Seine Schriften zeigen von mannigfaltiger Gelehrsamkeit; besonders verband er Philosophie mit Jurisprudenz. Vorzüglich hat er sich um die Referirkunst verdient gemacht durch seine „Anleitung, gerichtliche Acten geschickt zu extrahiren und eine Sentenz darüber abzufassen", 6. Aufl., Halle 1795. Sein Andenken hat J. A. Ernesti gefeiert: „Memoria D. Ferd. Aug. Hommelii" („Opusc. orator. nov. Vol", Leipz. 1791). Er sah mit Vergnügen, wie sein noch berühmterer Sohn, 2. Karl Ferdinand, beständiger Decan und Ordinarius derselben Facultät wurde, 1763, in welcher er selbst wegen körperlicher Schwäche seinen dritten Platz behielt. Zu Leipzig d. 6. Jan. 1722 geb., studirte derselbe früher die Medicin, dann in Leipzig und Halle die Rechtswissenschaften, wurde 1744 Doctor, 1750 öffentl. Lehrer der

Rechte zu Leipzig, 1756 ordentl. Prof. der Decretalen, erster Lehrer dieser Wissenschaften, kursächs. wirkl. Hof- und Justizrath u. s. w., und starb d. 16. Mai 1781, ebenso angesehen als begütert. Er verfolgte die ruhmvolle Bahn seines Vaters; ja er übertraf ihn noch, denn er war ebenso einheimisch in der theoretischen als in der praktischen Rechtsgelehrsamkeit, bearbeitete alle Theile derselben mit Scharfsinn und Gründlichkeit, und gehörte zu den ersten Rechtsgelehrten neuerer Zeit, welche in die Behandlung ihrer Wissenschaft Geist und Leben brachten und alle Art von Barbarei und Schulzwang aus dem Kreise derselben zu verdrängen suchten. Er bearbeitete nicht nur mehre Gegenstände der philosophischen Rechtslehre in seinen Schriften, sondern behandelte auch das Positive mit seltenem philosophischem Scharfsinn, und trug daher besonders zur Verbreitung einer menschlichern und dem Geiste der Zeit angemessenern Ansicht des Criminalrechtes, sowohl in seinen Schriften als in seinem umfassenden Lehr- und Geschäftskreise, thätig bei; er beurkundete ferner nicht nur in seinen Werken, selbst in Denen, welche die Literatur der Rechte betreffen, einen bei einer solcher Gelehrsamkeit seltenen Witz, sondern suchte auch eine reinere, zweckmäßigere und geschmackvollere Schreibart in den deutschen Gerichten einzuführen, wozu er durch mehre in deutscher Sprache verfaßte juristische Werke das Muster aufstellte. Uebrigens setzt er die Rechtswissenschaft auch mit Kritik, Geschichte, Alterthumskunde und aller Art der Gelehrsamkeit in vielseitige Verbindung, wovon z. B. seine „Bibliotheca juris rabbinica et Saracenorum arabica", seine „Jurisprudentia numismatibus illustrata", und seine mannigfaltigen akademischen Schriften zeugen. Ausgezeichnet sind sein „Deutscher Flavius, d. i. Anleitung, sowohl bei bürgerlichen als peinlichen Fällen Urtheile abzufassen", 4. Ausg., verm. u. verb. von D. E. F. Klein, Baireuth 1800, 2 Bde.; „Rhapsodia praestionum in foro quotidie obvenientium etc.", 7 Bde., 4. Ausg., Leipzig 1783—87, 4., wovon der 7. Bd., von Rössig herausgeg., das Leben Hommel's enthält; ferner seine Uebersetzung des Beccaria: „Von Verbrechen und Strafen", nebst Anmerk., Breslau 1778, sein Buch, unter dem angenommenen Namen Aler v. Joch, „Ueber Belohnungen und Strafen nach türkischen Gesetzen", 2. Ausg. 1772, seine „Oblectamenta juris feudalis", Leipzig 1755, 4.

Homocentrisch, was einerlei Mittelpunkt hat. Zwei Kreise sind homocentrisch, wenn sie aus einerlei Mittelpunkt gezogen sind.

Homogen, s. Heterogen.

Homöopathie, ähnliches Leiden, eine hypothetische Theorie in der Medicin, welche in der neuern Zeit viel Aufsehen, und keinen geringen Streit unter den Aerzten veranlaßt. Ihr Schöpfer oder besser ihr Wiederhersteller und Erweiterer war der Dr. Hahnemann in Köthen. Er verwarf den bisher in der praktischen Arznei allgemein angenommenen Grundsatz des Galen: „contraria contrariis curantur" — Entgegengesetztes wird durch Entgegengesetztes geheilt — und baute seine Theorie auf einen andern alten Ausspruch: „similia similibus curantar" — ähnliche Krankheiten werden durch ähnliche Krankheiten geheilt. — Die erste Veranlassung, diesen Grundsatz durch Versuche zu erhärten und zu beweisen, gab ihm die Beobachtung, daß die China im gesunden Zustande ein ähnliches krankhaftes Befinden hervorbringe, als das ist, welches sie specifisch heilt. Hahnemann ging weiter, und stellte eine Menge Versuche mit vielen Arzneistoffen an; fand in allen sein Princip bewährt, und glaubte es endlich

so fest gegründet zu haben, daß sich keine Zweifel dagegen erheben ließen. Von vielen Seiten erging eine scharfe Kritik, und seine Gegner führten nicht wenige Erfahrungen an, die dem Hahnemann'schen Grundsatze widersprachen. Z. B. durch das Aderlaß kann eine gute Entzündung gehoben werden; ein Aderlaß müßte also, nach der Meinung des Dr. Hahnemann, bei einem gesunden Menschen eine ähnliche Krankheit hervorbringen, was doch erfahrungswidrig ist. Innerhalb ihrer gehörigen Grenzen enthält allerdings die Homöopathie viel Wahres; doch über sie hinausgeführt, leitet sie auf Einseitigkeiten in der medicinischen Praxis so gut, wie das entgegengesetzte Heilprincip des Galen, wenn es für das einzig gültige erachtet wird. Dessenungeachtet können die Gegner der homöopathischen Lehre ihr das große Verdienst nicht abstreiten, daß sie die Veranlassung zu einer genauern Erforschung der Einwirkungen der Arzneikörper auf den menschlichen Organismus war. Sie wies vorzüglich auf die Nothwendigkeit, sich durch Erfahrungen an gesunden Körpern richtigere und umfassendere Kenntnisse von den Wirkungen der Arzneistoffe zu erwerben; weil die Homöopathie, ihrem Grundprincip gemäß, die charakteristischen Eigenheiten der Arzneikräfte und die Erscheinungen, welche sie im Organismus veranlassen, kennen muß, um das künstliche Leiden, was Arzneimittel im gesunden Körper stets erregen, mit den natürlichen vergleichen können, inwiefern beide sich ähnlich sind oder nicht. Hahnemann stellte diese Versuche mit großer Beharrlichkeit und mit Bloßstellung seiner Gesundheit an sich selbst an; die Resultate seiner Forschung gab er lateinisch unter dem Titel: „Bruchstücke über die positiven Kräfte der Heilmittel", Leipzig 1805, heraus. Eine andere Eigenheit der Homöopathie ist, daß sie weniger die Ursachen, als die ganze Summe der krankhaften Symptome berücksichtigt, und nach den Indicationen, welche aus dem Complex der Zeichen hervorgehen, ihr Heilverfahren einrichtet; sie neigt sich daher mehr zum Empirismus, und kann in unwissenden Händen zu dem gröbsten werden: ein junger Arzt der homöopathischen Lehre braucht nur das anschauliche Bild einer Krankheit aufzufassen, und dann in der homöopathischen Heilmittellehre nachzusehen, welcher Arzneistoff ein Leiden mit ähnlichen Erscheinungen hervorbringt; sein Heilgeschäft ist mit dem Auffinden jenes Mittels beendet, ohne die Mühe gehabt zu haben, sich um mannigfache Bedingungen und Verhältnisse, deren Kenntniß und allseitige Würdigung allein eine rationelle Kurmethode möglich macht, zu kümmern. Von den andern Heiltheorien unterscheidet sie sich ferner auffallend durch die Anwendung der nach der Idee des obersten Heilprincips gefundenen Mittel. Sie reicht nie mehr als ein Mittel auf einmal, und gibt die zweite Dosis desselben, oder wechselt nicht eher, als die erste völlig ihre Wirkungen geäußert. Sie wendet die Arzneien in einer bisher unerhörten quantitativen Kleinheit an; sie spricht von dem million-, billion-, trillionsten Theile eines Grans, während die andern Aerzte ihren Kranken einen oder mehre verschreiben; sie heilt oder will doch heilen mit Arzneikörpern von dem Gewichte eines Sonnenstaubes, während die größten Praktiker sie in der Menge eines Skrupels anwenden. Die Literatur der Homöopathie ist bereits ziemlich angewachsen; Hahnemann's „Organon der rationellen Heilkunst" erschien zuerst Dresden 1810, und wird jetzt in der vierten deutschen Ausgabe erscheinen, nachdem es in Dresden von Brunnow in das Französische, Dresden 1824, in London von Ahner ins Englische, vom Prof. Bernardo Quaranta zu

Neapel ins Italienische, und in Kasan von Petersen ins Russische übersetzt worden ist. Die „Reine Arzneimittellehre von Hahnemann“ erschien in 6 Bdn., Dresden 1811—21; eine 2. Aufl. hat, Dresden 1822, begonnen. Das „Archiv für homöopath. Heilkunst“ besteht unter Stapf's Leitung seit 1821, Leipzig, und bietet einen Vereinigungspunkt für die homöopathischen Arbeiten. Andere Werke über Homöopathie und zum Theil Gegenschriften lieferten A. F. Hecker, Bischoff, Puchelt, Rau, Heinroth u. A. m. Seit Kurzem hat man die homöopathische Heilmethode auch bei den Thierkrankheiten angewendet.

Hompesch (Ferdinand, Freiherr v.), letzter Großmeister des Johanniterordens, geb. 1744 zu Düsseldorf, kam in seinem 12 J. nach Malta, wo er Page des Großmeisters ward, sich nach und nach bis zum Großkreuz emporschwang, 25 J. lang Minister des wiener Hofs bei seinem Orden war, und 1797, durch den überwiegenden Einfluß der bairischen Zunge, zum Großmeister gewählt wurde. Er war der erste Deutsche, der diese Würde bekleidete. Als Bonaparte im Juni 1798 auf seiner Fahrt nach Aegypten auf Malta landete, wurden ihm von dem Commandanten Bosredon alle Festungswerke mittelst einer verrätherischen Capitulation, um die Hompesch nicht einmal gefragt worden war, übergeben. Der Großmeister sah sich mit der rücksichtslosesten Härte von dem übermüthigen Sieger behandelt, mußte Zeuge seyn, wie man allenthalben und selbst in seinem Pallaste die Wappen und Zeichen des Ordens vernichtete, und ward am dritten Tage nach der Uebergabe nach Triest eingeschifft. Man zahlte ihm 100.000 Thlr. für sein Silbergeräth und versprach ihm eine gleiche Summe als Jahrgehalt, die er aber nie bekommen. Nach seiner Ankunft in Triest widersprach Hompesch feierlich der von ihm nicht geschlossenen, noch je gebilligten Capitulation, und legte einige Monate nachher seine Würde zu Gunsten Kaiser Pauls I. nieder. Er lebte seitdem in der Dunkelheit und großer Bedrängniß. Die Noth zwang ihn endlich, sich nach Montpellier zu begeben und die Rückstände der ihm versprochenen Pension zu fordern. Man war ihm 2 Mill. schuldig. Er hatte mit Mühe von dieser Summe 15.000 Franken erhalten, als er 1803 starb.

Hondekoeter (Melchior), der Sohn des ebenfalls als Maler berühmten Egidius Hondekoeter, geb. zu Utrecht 1636, in der Folge Schreiber bei seinem Vater und Onkel, starb daselbst 1695. Mit bewundernswürdiger Kunst malte er Thiere, hauptsächlich Vögel, deren Gefieder er auf das täuschendste nachahmte, besonders Enten, Gänse, Pfauen. Seine Hintergründe sind wohlgeordnete Landschaften. Sein Pinsel ist weich und voll, sein Strich fest und breit. Die Holländer bezahlen seine Gemälde zu hohen Preisen.

Honig, eine zuckerartige Substanz, welche die Bienen aus mannigfaltigen Blüthen sammeln und in ihren Zellen aufbewahren. Der Honig wird entweder ausgepreßt, oder man legt die Honigkuchen an eine warme Stelle, wo er flüssig und in völliger Reinheit erhalten wird. Der beste ist weislich, etwas ins Gelbe spielend, dick, körnig, von angenehmem Geschmack und gewürzhaftem Geruch; doch ändert er Geschmack und Farbe nach den Blüthen, aus welchen er gesammelt worden ist. Er besteht aus Pflanzensäften, die entweder aus Blüthen mit einem Antheil ihres wesentlichen Oels hervorfließen, oder von Blattläusen aus Blättern und Zweigen ausgesogen werden. Diese Säfte, welche die Bienen, vermittelst ihrer Saugrüssel, einsaugen, erhalten in den Mägen derselben eine gewisse Zu-

bereitung. Diese vorgängige Zubereitung scheint deßwegen ohne Widerspruch zu seyn, weil der Honig junger Bienen reiner ist als der von alten. Den weißen Honig nennt man vorzugsweise Jungfern-Honig.

Honigpräparate. In der Pharmacie wird der Honig theils durch Kochen mit Wasser oder auch vermittelst des Einweichens gereinigt (mel despumatum), theils werden demselben andere Arzneistoffe hinzugesetzt; so entstehen verschiedene Präparate, in welchen der Honig den Hauptbestandtheil ausmacht. Die Verbindung von Honig und Essig gibt den Sauerhonig (Oxymel simplex); wird Zeitlosen- oder Meerzwiebelessig genommen, so heißt das Präparat Oxymel colchicum oder squilliticum. Ueberdieß setzt man zu dem Honig ein Decoct des Süßholz (mel liquiritiae), den Aufguß von Rosenblättern (mel rosatum), Veilchen, Rosmarin ꝛc. hinzu, oder verdünnt ihn bloß mit Wasser (hydromel).

Honigthau, eine zuckerartige Substanz auf den Blättern gewisser Gesträuche und Bäume, die man sonst für einen Thau aus den Wolken hielt. Es gibt 2 Arten desselben; die eine ist örtlich, und ein von Blattläusen ausgespritzter Saft, die andere allgemein, wenn nämlich bei einer plötzlichen Veränderung der Lufttemperatur, wo nach einer heftigen Wärme eine plötzliche kalte Luft oder ein Sonnenregen eintritt, das Verfliegen der Ausdünstungen gehindert wird und diese als verdichtete Säfte liegen bleiben.

Honneurs, diejenigen kriegerischen Ehrenbezeugungen, die von Kriegern nach bestimmten Regeln Allen erwiesen werden, denen eine bestimmte Achtung dadurch bewiesen werden soll. Sie bestehen in Abfeuern des Geschützes und Gewehrs, Paradirung, Präsentiren des Gewehrs, Salutiren oder Begrüßungen mit klingendem Spiel, gesenkter Fahne und Degen, Ehrenwachen u. dergl. Auch einer Festungsbesatzung wird, nach tapfrer Gegenwehr, der Auszug aus der Festung mit kriegerischen Ehren in der Capitulation gewöhnlich zugestanden, sie zieht nämlich aus mit klingendem Spiel, fliegenden oder wehenden Fahnen, Ober- und Untergewehr, brennender Lunte, geladenem Rohr u. dergl. Der Auszug geschieht, wenn es sich thun läßt, aus der Bresche bis auf das Glacis der Festung, wo aldann die Waffen niedergelegt zu werden pflegen. Im gesellschaftlichen Leben macht entweder der Hauswirth oder die Hausfrau, oder in Ermangelung dieser eine andre damit beauftragte Person bei Besuchen die Honneurs, d. h. es werden den Gästen von ihnen die erforderlichen Aufmerksamkeiten erzeigt.

Honorar, der Ehrensold, die Ehrengebühr, welche Einem für besondere Bemühungen in seinem Amte, Dienste ꝛc. gereicht werden; daher auch besonders Das, was ein Schriftsteller für seine literarischen Arbeiten von dem Verleger erhält ꝛc. D. Johnson's bekanntes Wort; „Derjenige Schriftsteller, der sich seine Arbeit nicht bezahlen läßt, ist —“, mag den Ehrensold in Metall überhaupt rechtfertigen.

Hontheim (Johann Nicolaus von), Sprößling eines alten Patriciergeschlechts zu Trier, geb. daselbst 1701, vollendete bei den Jesuiten in seiner Vaterstadt seine Studien und widmete sich vorzugsweise dem römischen und kanonischen Rechte. Nachdem er die Universitäten Löwen und Leyden besucht hatte, wurde er 1722 D. der Rechte, bei welcher Gelegenheit er über die natürliche Rechtswissenschaft und die höchste Gewalt schrieb. Aus Vorliebe für seine Studien und aus Hang zur Einsamkeit wählte er den geistl. Stand, dessen er sich mit frommem Eifer

annahm. Bald darauf machte er eine Reise nach Rom, wo er die Curialpraxis und die Politik des päpstl. Hofes, sowie manche Mißbräuche der Priesterregierung kennen lernte. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er von dem gelehrten Kurfürsten Franz Georg zum geistl. Rath des Consistoriums zu Trier und bald darauf zum Professor der Pandekten und des Codex ernannt, auch zur Besorgung mehrer wichtigen Landes- und Kirchengeschäfte gebraucht, durch deren eifrige Verwaltung seine Gesundheit gefährdet wurde. Daher übertrug ihm der Kurfürst eine ruhigere Stelle und erhob ihn 1748 zum Weihbischof der Erzdiözese, welches Amt, sowie das eines Vicekanzlers bei der trierer Universität er bis in sein spätes Alter bekleidete. Als solcher schrieb er in latein. Sprache u. a. folgende wichtige Werke: „Decas merkwürdiger Gesetze"; „Diplomatische und pragmatische Geschichte von Trier", 1750, 3 Bde., Fol., denen noch 2 Bde., u. d. T. eines „Prodromus", 1760 folgten; ein Werk voll tiefer und fleißiger historischer Forschung. Mehr als durch dieses aber hat er sich durch sein Werk „Ueber den Zustand der Kirche und die gesetzmäßige Gewalt des Papstes", ein Buch zur Vereinigung der streitenden christlichen Parteien, welches er 1763, 4., unter dem erdichteten Namen des Justinus Febronius herausgab und dem Papst, sowie allen christlichen Regenten, Bischöfen und Lehrern widmete, einen Namen erworben. Im Wesentlichen enthielt es folgende Grundsätze: „Die Kirchengewalt ist bloß geistlich, und Christus hat sie allen Aposteln auf gleiche Art hinterlassen. Die Bischöfe sind Nachfolger der Apostel, sie haben also ursprünglich eine gleiche geistliche Gewalt. Der Einheit wegen hat Petrus und als Nachfolger desselben der Papst einen Vorrang der Ehre und des Rechtes (primatus honoris et jurisdictionis). Der Papst muß also nicht nothwendig in Rom seyn; er könnte auch anderswo seyn. Wo der Papst ist, da ist Rom (ubi papa, ibi Roma). Der Papst ist, da die bischöfliche Gewalt als eine gleiche angesehen wird, der Erste unter seines Gleichen. Der Primat ist nur nothwendig der Einheit der Kirche wegen, und nur jene Rechte des Papstes sind wesentlich, die nothwendig für diese Einheit sind; alle andern sind außerwesentlich, und könnten und sollen ihm genommen werden. Der Papst ist der Kirche untergeordnet. Der Verfasser des Buchs, das vom Papst durch verschiedene Breven an die geistlichen Kurfürsten streng verboten wurde, blieb lange unbekannt. Allein das Werk wurde desto eifriger in mehren Aufl. verbreitet, übersetzt und in allen christlichen Staaten Europas mit Beifall gelesen. Gegen die Einwürfe und Widerlegungen, welche dieses Buch fand — am talentvollsten und gründlichsten hat es der berühmte Jesuit Zachariä widerlegt — vertheidigte er sich in mehren folgenden Theilen bis 1774 unter angenommenem Namen und verfertigte 1777 auch einen Auszug daraus. Bald hatte der römische Hof den Verfasser ausgespürt, und vermochte ihn endlich 1778 zu einem schriftlichen Widerruf seines Systems, dessen Wirkungen indeß nicht mehr zu ändern waren. Auch erklärte er sich über diesen Widerruf 1781 in einer besondern latein. Schrift, aber natürlich unbestimmt. Er st. zu Montquintin 1790. Hontheim genoß überall den Ruf einer unbescholtenen Tugend und Frömmigkeit; er war großmüthig, wohlthätig und ungemein arbeitsam, und stand mit den wichtigsten Gelehrten der verschiedenen Religionsparteien in freundschaftlicher Verbindung.

Honthorst oder Hontorst (Gebhard), ein berühmter niederländ.

Maler, wurde 1592 in Utrecht geboren. Nachdem er unter Bloemart sich gebildet, ging er nach Rom, um sich zu vervollkommnen, und suchte vor Allem die Manier des Caravaggio nachzuahmen. Er hielt sich einige Zeit in England auf und verfertigte viele Gemälde für den König. Hierauf wählte er Haag zum bleibenden Aufenthalte, wo er u. d. N. eines Malers des Prinzen von Oranien Vieles für denselben arbeitete. Honthorst zeichnete sich in der Darstellung von Nachtstücken aus; deßwegen er auch von den Italienern den Beinamen delle notte erhielt; man hält ihn für den ersten Künstler in dieser Gattung. Er verschmähte in seinen malerischen Bildungen das höchst manierirte Wesen des Arpino und Merigi, das zu seiner Zeit sich in die Schulen gedrungen hatte, und hielt sich nach seinem Muster Caravaggio mehr an die Natur. Von ihm nahm er nur die Charaktere des reinen Lebens und die großen Licht- und Schattenmassen; in den Umrissen zeigte er hingegen mehr Genauigkeit, geschmackvollere Wahl in den Formen und mehr Grazie in den Bewegungen. Er starb 1659.

Hood (Samuel), ein berühmter englischer Admiral, geb. zu Butleigh in Somersetshire 1735, diente im siebenjährigen Kriege unter dem Admiral Holmes und nahm den 13. Febr. 1759 die französische Fregatte Bellona. 1780 wurde er zum Baronet und Admiral ernannt. Er schlug im nordamerikanischen Kriege die Escadre des Grafen von Grasse, im Febr. 1782, und befehligte als Zweiter im Commando, unter Sir Brydges, nachher Lord Rodney, im Gefecht vom 14. April, wo der franz. Befehlshaber de Grasse gefangen genommen wurde. Zum Pair von Irland ernannt und Lord der Admiralität, sandte ihn die englische Regierung 1790 ins mittelländische Meer, und hier bemächtigte er sich, durch Hülfe der Royalisten im Süden und unterstützt von den spanischen und neapolitanischen Schiffen, Toulons, welches später die Franzosen wieder eroberten. Ehe jedoch der Admiral Hood sich von Toulon entfernte, nahm er auf seinen Schiffen eine so große Anzahl Royalisten auf, als sie nur fassen konnten, und gab darauf dem Sir Sidney Smith, damals nur noch Volontair, Befehl, alle franz. Schiffe, die man nicht fortführen konnte, zu verbrennen, was augenblicklich ausgeführt wurde. Nachdem er hierauf einige Zeit Genua blockirte, steuerte er nach Corsica und bemächtigte sich nach zweimaligem Angriffe dieser Insel, die jedoch nicht lange in den Händen der Engländer blieb. 1796 ernannte ihn der König von England zum Vicomte und Gouverneur des Hospitals von Greenwich, welche Stelle er bis zu seinem Tode 1816 bekleidete.

Hooft (Pieter Corneliszoon), Geschichtschreiber und holländischer Dichter, geb. zu Amsterdam 1581, war der Sohn des Bürgermeisters Cornelis Hooft, der sich mit Glück und Gefahr seines Lebens 1785 Leicester's Tyrannei widersetzte. Er legte sich frühzeitig auf die Wissenschaften, bereiste dann einige Länder Europens und war von 1609—47 Drost zu Muiden und Richter von Goolland, ohne nach höhern Aemtern zu streben, auf die er bei seinen Kenntnissen und seinem Stande hätte Anspruch machen können. Mit Recht hält man ihn für den Schöpfer der holländischen Literatur in Prosa. Er war ein vertrauter Freund von Hugo Grotius und starb 1674 im Haag, in holländischer Sprache eine „Geschichte Königs Heinrich IV.", Amsterdam 1626, Fol.; eine „Geschichte der Niederlande von 1550—87", ebd. 1654, Fol., beide Meisterstücke; eine classische Uebersetzung des Tacitus, ebend. 1684, Fol.,

und Briefe hinterlassend. Als Dichter zeichnete er sich aus durch die Trauerspiele „Granida“, „Gerhard de Velsen“, „Cato“ und „Das Urtheil des Paris“. Amsterdam 1636, 12.

Hope (Thomas) wurde 1770 zu London geboren und stammt aus einer alten noch blühenden schottischen Familie, von welcher ein jüngerer Zweig sich in Holland niederließ. Thomas Hope, der zu diesem Zweige gehörte und der Neffe des Stifters des Hauses Hope und Comp. in Amsterdam war, machte früh eine Reise durch verschiedene Theile von Europa, Asien und Afrika, und brachte eine reiche Sammlung von Zeichnungen meist nach Bauwerken und Skulpturarbeiten mit. Nach seiner Rückkehr machte er sich zuerst durch ein Schreiben an J. Annesley bekannt, worin er die von dem Baumeister Wyatt für ein öffentliches Gebäude in Cambridge entworfenen Zeichnungen so strenge und gründlich beurtheilte, daß die Ausführung des Baues dem Architekten Wilkens übertragen ward. Hope kaufte ein großes Haus in London und wendete viel Sorgfalt auf die innere Einrichtung und Ausschmückung desselben, meist Nachbildungen italienischer Muster, von welcher er alle Zeichnungen mitgebracht hatte. Ebenso geschmackvoll stattete er sein Landhaus zu Deepdene bei Dorking in Gemälden und Bildhauerarbeiten aus, und ließ nach seinen eignen Entwürfen eine Bibliothek und Gemäldegallerie mit einem Amphitheater zur Aufstellung der Antiken bauen. Er machte 1805 Zeichnungen zu seinem Hausgeräthe in einem Foliobande unter dem Titel: „Household furnitures and internal decoration“ bekannt, und ungeachtet das „Edinburgh review“ dieses Werk lächerlich zu machen suchte, so hat es doch eine vollständige Revolution in der Verzierung des Innern der Wohnungen der vornehmen Welt Londons hervorgebracht. Hope's Haus stand allen Gebildeten offen und der Geschmack des Besitzers war der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Er vermählte sich 1806 mit Louise Beresford, der Tochter des Erzbischofs von Tuam in Irland, die sich ebenso sehr durch Schönheit als durch ausgebreitete Kenntnisse und gesellige Talente auszeichnete. Er war ein freigebiger Beschützer der Künstler und seine Prachtliebe förderte auch die Kunst insofern, als der Ehrgeiz der jüngern Künstler geweckt und vorzügliche Talente auf eine angemessene Weise beschäftigt wurden. Flaxman erhielt ehrenvolle Aufträge, das aufkeimende Talent Chantrey's wurde gehoben, ermuntert und in Thätigkeit gesetzt. Thorwaldson fand an ihm einen freigebigen Beschützer, wie die vielen Arbeiten des Künstlers zu Deepdene beweisen. Der Maler Dawe fand durch Hope Mittel, seine Talente zu entwickeln. Auch auf Handwerker erstreckte sich seine freigebige Aufmunterung. Er besuchte oft entlegene Gassen, Durchgänge und Höfe, um Leute von Talent und Geschicklichkeit ausfindig zu machen und zu beschäftigen. Nur ein Künstler vergalt ihm mit niedrigem Undank. Ein Franzose, Namens Dubost, empfindlich über Einwendungen gegen den Preis oder die Ausführung eines Gemäldes, das er für Hope gemacht hatte, stellte eine Caricatur mit der Unterschrift: „La beauté et la bête“ aus. Hope's Gemahlin war als beauté abgebildet und er, allerdings nichts weniger als schön, legte als bête seine Schätze zu ihren Füßen, indem er sie mit den Worten des französischen Märchens anredete. Die Ausstellung zog so viele Neugierige herbei, daß täglich gegen 30 Pfund am Eingange eingenommen wurden, bis endlich Hope's Schwager das Bild im Ausstellungszimmer zerhieb. Hope gab 1809 „The costumes of the Ancients“ in

zwei Quartbänden heraus; sie enthielten 130 Umrisse, größtentheils nach Zeichnungen von Hope, und zeugen von einer genauen Bekanntschaft mit der Kunst des Alterthums, worauf 1812 seine „Desings of modern costume“ in einem Foliobande folgten. Sein Roman „Anastasius, or the memoirs of a modern Greek“, 3 Bde, London 1819, deutsch von Lindau, 5 Bde., Dresden 1821—25, beurkundet einen durch reiches Wissen genährten Geist, eine glänzende Phantasie und eine ausgezeichnete Gabe des Vortrags. Wir finden in diesem trefflichen Werke ein treues Gemälde der Sitten, Gebräuche, der Lebensweise, des Charakters der Türken und Griechen, schätzbare historische und topographische Ausführungen. Bis jetzt sind vier Ausgaben dieses Werks erschienen und in jedem neuen Abdruck gewährte man die nachbessernde Hand des stets höher strebenden Verfassers. Außer diesen Werken finden sich Arbeiten von ihm in verschiedenen period. Blättern; noch während seiner letzten Krankheit beschäftigte ihn eine Schrift: „On the origin and prospects of man“, welche jedoch die erregten Erwartungen nicht befriedigte. Hope starb zu London am 3. Febr. 1831, und hinterließ eine reiche Sammlung von Zeichnungen und Kupferstichen, Bauwerke und Landschaften aus Griechenland, der Türkei, Italien, Frankreich und Deutschland darstellend, auch viele Abbildungen der von ihm gesammelten alten Bildhauerwerke, Vasen und dergl. Man erwartet, sein ältester Sohn werde den Nachlaß seines Vaters bekannt machen. Hope war ein Mann von ungemein bescheidenen, anspruchlosen Sitten, von Allen geliebt und geehrt, die ihn näher kannten.

Hope und Comp., die Firma eines berühmten Handelshauses in Amsterdam, das 1756 von den Brüdern Thomas und Adrian Hope, den Söhnen eines Predigers in England, gegründet wurde, die mit einem gar nicht beträchtlichen Vermögen nach Holland zogen, um Wechsel- und Speditionsgeschäfte zu machen. Durch Thätigkeit und Einsicht, und vom Glück begünstigt, erhob sich dieses Haus in einer Reihe von Jahren zu einem der reichsten und zu einem europäischen Rufe. Seit 1782 baute einer der beiden Stifter bei Harlem ein Schloß, das durch königliche Pracht sich auszeichnete und über 500.000 Gulden kostete. Es wurde später vom König Ludwig Napoleon gekauft und gehört jetzt dem König Wilhelm, führt aber noch immer den Namen Hope's Haus. Als 1795 die Franzosen Holland besetzten, ging der Vorstand des Hauses nach England, und für einige Zeit wurden alle unmittelbaren Geschäfte eingestellt. Sobald aber die öffentliche Sicherheit hergestellt war, trat es unter Labouchère's Leitung wieder in Thätigkeit, und das allgemeine Vertrauen, in dessen Besitze es war, bestimmte die Regierungen, bei ihren Finanzoperationen sich der Vermittelung desselben zu bedienen. Es übernahm es 1798 eine Anleihe von 88 Millionen Gulden für Rußland, 1805 für Spanien von 19 Mill., und 1807 eine zweite Anleihe von 30 Mill. Nach der Herstellung des Friedens 1814 wurde Hope Sillem, A. van der Hoop und F. Lestapis von der Familie Hope ermächtigt die Firma Hope und Comp. als alleinge Theilhaber zu führen. Seitdem nahm dieses Haus bedeutenden Antheil an den verschiedenen Anleihen für Rechnung der Regierungen. In Vereinigung mit dem Hause Baring in London übernahm es die große Anleihe, die Frankreich nach der Besetzung durch die Verbündeten machen mußte, um seine außerordentliche Bedürfnisse bis 1818 zu decken, und das Glück begünstigte diese ungeheure Unternehmung. Gleichfalls in Verbindung mit Baring über-

nahm das Haus Hope 1822 eine Anleihe von 40 Mill. Silberrubel für Rußland, 1828 zur Deckung der Kriegskosten eine andere von 42 Mill. Gulden, nach dem Ausbruch des Aufstandes in Polen 1831 eine dritte, und 1832 eine vierte, jede von 20 Mill. Silberrubel. Die jetzigen Inhaber der Firma sind: H. Sillem, A. van der Hoop und S. Labouchère.

Hopfen, Humulus, eine wohlbekannte, zum Bierbrauen sehr häufig benutzte Pflanze, die an Zäunen und Hecken fast überall wild wächst, aber wegen ihres Nutzens sehr häufig, vorzüglich in Böhmen gebaut wird. Der gemeine Hopfen (H. Lupulus) liefert die gewürzhaften Köpfchen, welche dem Biere eine angenehme Bitterkeit mittheilen und es gegen das Sauerwerden schützen. Die jungen Sprossen geben einen gesunden Salat. Der Hopfen eignet sich besonders für die Familiencultur kleiner, mit Kühen gepflügter Landstellen in der Nähe großer Städte und ist mancher Veredelung durch sehr sorgfältige Pflege fähig, die er nur in England erhält, da man bei uns bisher diese Schlingpflanze durch zeitiges Abkneipen der Spitze nicht einmal verhindert, die reiche Ansaugung seiner Wurzeln, die auch den tiefsten und fettesten Boden zu erschöpfen vermag, fortzusetzen, damit er nicht durch zu hohes Steigen seine Kräfte unzeitig verschwende. An starke und hohe Stangen wird nicht genug verwandt, worin Baiern und Böhmen beide sehr fehlen. Er kann den heißesten Dünger ganz frisch benutzen, wie keine andere Pflanze, und bei seiner vielfachen Pflege selbst sehr junge Kinder beschäftigen, denen jede Feld- und Gartenarbeit in den wärmeren Jahreszeiten weit gesünder ist, als die mephitischen Dampfbäder der Baumwollspinnereien, welche hie und da mehr zugenommen haben, als es wünschenswerth war. Diese also durch sorgfältige Cultur, reinen Boden und starke Düngung ungemein zu veredelnde Pflanze, welche unsern besten Bieren die Hauptwürze gibt, erfordert viele Reinlichkeit in der Behandlung; denn nur in trockener Zeit kann und muß der Hopfen geerntet, abgetrocknet und dann gepreßt werden. Selbst im hohen Norden gedeihet diese Pflanze bei einiger guten Lage, muß aber gegen die rauhesten Winde Schutz haben. Die bekannte und anerkannte Güte des braunschweiger Hopfens ist einzig Folge von dessen sorgfältigerer Gartenpflege, belohnt sich aber auch reichlich. Der häufige Wechsel der Preise dieses Artikels macht ihn zu einem Gegenstande der Speculation im Handel.

Hopital (Michel de l'), Kanzler von Frankreich, geb. 1506 zu Aigueperse in Auvergne, behauptet als Dichter, als Magistratsperson und als Gesetzgeber die erste Stelle in der polit. u. literar. Gesch. des 16. Jahrh. in Frankreich. Sein Vater war Arzt, und, wie seine Feinde behaupteten, ein Jude, entsagte aber der Medicin und trat in die Dienste Karls von Bourbon, Connetables von Frankreich, dessen Angelegenheiten er mit Eifer und Redlichkeit vorstand, und der ihn reichlich dafür belohnte. Michel de l'Hopital wurde, als sein Vater mit dem Connetable Frankreich verließ, zu Toulouse verhaftet, auf Befehl des Königs aber losgelassen. Nachdem er zu Padua seine juristischen und Sprachstudien beendigt hatte, ward er Auditor der Rota zu Rom; 1534 rief ihn der Cardinal Grammont nach Paris. Da dieser aber bald darauf starb, mußte er 3 Jahre lang sich sein Brot als gewöhnlicher Advocat verdienen; dann wurde er Parlamentsrath zu Paris, seine Stelle wurde ihm aber durch die Unwürdigkeit seiner Collegen verleidet. 1547 wurde er als Gesandter auf das Concilium zu Trient geschickt, welches nach Be-

logna verlegt wurde, daher er sich 16 Monate dort aufhielt. Nach dem Sturze seines Gönners, des Kanzlers Olivier, ernannte ihn Margaretha von Valois zu ihrem Hauskanzler, und durch den Einfluß des Card. von Lothringen ward er 1554 Oberintendant der Finanzen. Mit unbestechlicher Treue verwaltete er den königl. Schatz, der durch Verschwendung, Veruntreuungen und Kriege völlig erschöpft war. Nach Heinrichs II. Tode 1559 erhob ihn der Vormund Königs Franz II., der Cardinal von Lothringen, zum Staatsrath; er folgte darauf Margarethen von Valois als Kanzler nach Savoyen und erhielt, als er nach 6 Monaten von dort zurückkehrte, dieselbe Stelle in Frankreich, weil man von ihm hoffte, er werde die zerrütteten Finanzen wieder herstellen. L'Hopital zeigte sich in diesem neuen Amte mitten unter den Parteien des Hofs und der allgemeinen Gährung des Reichs als einen unverzagten Weisen. Er sah ein, daß nur durch Mäßigung die vernichtete Ordnung der Dinge wieder herzustellen sey; und an ihm wenigstens lag es nicht, wenn die Ruhe, die, nach der Verschwörung von Amboise 1560, Frankreich auf immer zu verlassen schien, nicht wieder hergestellt wurde; denn er rieth, allen Denen zu verzeihen, die anderer Meinung in Religionssachen waren. Durch das Edict von Romorantin hinderte er in Frankreich die Einführung der Inquisition, welche die Guisen mit Gewalt eingeführt wissen wollten. Mit Schmerz sah er das Feuer des Bürgerkriegs sich in seinem Vaterlande entzünden, und bot Alles auf, dasselbe zu unterdrücken, bevor es allgemein um sich gegriffen. Kein Preis schien ihm zu hoch für diesen Zweck. Als aber seine Bemühungen fruchtlos waren, bemühte er sich, wenigstens die Uebel zu mildern und zu heilen, die er nicht hatte verhindern können. Diesen Grundsätzen der Weisheit gemäß, durch die er sich bei den Katholischen in Verdacht brachte, ein Anhänger des Calvinismus zu seyn, sprach er auf der Ständeversammlung zu Orleans, zu St.-Germain en Laye, zu Moulins 1566 und auf dem Colloquium zu Poissy. Katharina von Medicis ließ ihm deßhalb 1568 die Siegel abnehmen. L'Hopital zog sich jetzt auf sein Landhaus zu Vignai bei Estampes zurück, genoß hier im Umgange mit den Musen eines unerwarteten Glücks und starb 1573. Rastlos thätig und ohne Furcht als Staatsbeamter, ein treuer Unterthan und aufgeklärter Philosoph, folgte er nur den Grundsätzen der Vernunft und Tugend und opferte für diese selbst den Ruhm auf. Mitten unter dem heftigsten Fanatismus ließ er die Stimme der Menschlichkeit hören und im Schoße der Anarchie und des Aufruhrs vertheidigte er mit gleichem Muthe das Ansehen des Königs und die Rechte der Nation. Das einzige Ziel, nach dem er unaufhörlich strebte, war die Erhaltung des innern Friedens und gegenseitige Duldung. Er konnte es nicht erreichen, aber seine edeln Bemühungen verdienen von der Nachwelt anerkannt zu werden. Er hinterließ einige Staatsschriften und lateinische Gedichte, Amsterdam 1783, 8. Dufey, Verf. einer guten Uebers. und Erläut. des Beccaria, gab 1824 zu Paris die "Oeuvres complètes de Michel l'Hopital, précédées d'un essai sur la vie de l'auteur", 7 Bde., mit Kpfrn., heraus.

Horatier, drei Brüder, die, der Sage nach unter Tullus's Regierung, durch den Zweikampf mit den Curiatiern den Streit zwischen den Römern und den Albanern zum Vortheil der erstern entschieden. Dionys von Halikarnaß erzählt, die Mütter der Horatier und Curiatier wären 2 Schwestern gewesen, deren jede an einem Tage 3 Söhne geboren habe.

Dieses sonderbaren Umstandes wegen wurden auch alle 6 von den Albanern und Römern gewählt — die Curiatier von erstern, die Horatier von letztern, — um durch einen Zweikampf mit einander das Schicksal der einen und der andern Partei zu entscheiden. Der Kampf geschah zwischen beiden Heeren auf einer großen Ebene, und war lange zweifelhaft, weil beide Theile mit gleicher Tapferkeit fochten. Endlich fielen 2 Horatier, und die Albaner stießen schon ein lautes Freudengeschrei aus. Indessen war der eine Horatier noch unverwundet, alle 3 Curiatier aber mehr oder minder verwundet. Nun bediente sich der noch lebende Horatier einer List, um seine Gegner zu trennen, nahm eine verstellte Flucht, und als die Curiatier ihm einer nach dem andern folgten, je nachdem es ihnen die empfangenen Wunden erlaubten, so erlegte er einen nach dem andern und verschaffte also seinem Vaterlande den Sieg und die Oberherrschaft über Alba. Mit den Waffen der Ueberwundenen beladen, kehrte er sodann in einer Art von Triumph nach Rom zurück, wo er aber durch eine unbesonnene That seine Lorbeeren befleckte. Seine Schwester war nämlich mit einem der getödteten Curiatier als Braut verlobt, und da sie nun aus der Beute, die ihr Bruder trug, seinen Tod nur zu gewiß erkannte, so überließ sie sich ganz der Verzweiflung, und überhäufte ihren Bruder mit den härtesten Vorwürfen. Dieser, vor Zorn wüthend, ermordete sie auf der Stelle. Dafür wurde er vor den Richterstuhl des Königs gefordert. Dieser lehnte indessen die Entscheidung von sich ab, und trug sie zwei Bevollmächtigten auf, welche ihn zum Tode verurtheilten. Allein der Vater des Horatius bediente sich seines väterlichen Rechts, wie Livius erzählt, und begehrte, mit der Vorstellung, daß nun alle seine Kinder für den Staat aufgeopfert wären, und daß man diesen einzigen ihm nicht auch nehmen dürfe, die Aufhebung des Todesurtheils. Sie mußte ihm nach den Gesetzen gewährt werden. Damit aber der Verbrecher nicht ohne Strafe bleiben möchte, so wurde er verurtheilt, unter das Joch wegzugehen, und dadurch zugleich für ehrlos erklärt. Das Joch blieb zum Andenken auf der Stelle, wo er diese schimpfliche Strafe erlitten hatte, aufgerichtet stehen.

Horatius Cocles, ein Römer, der durch seine Tapferkeit, nach der historischen Sage, die Stadt Rom rettete, als Porsenna 507 v. Chr. sie belagerte. Dieser hatte sich schon eines Theils der Stadt bemächtigt und die Römer in die Flucht geschlagen, sodaß ihn nur noch die Sublicius-Brücke über der Tiber an der völligen Eroberung der Stadt hinderte. In dieser verzweifelten Lage beschloß Horatius mit zwei andern Römern, dem Sp. Lartius und T. Herennius, den engen Paß nach der Brücke gegen die feindliche siegreiche Armee zu vertheidigen, indem er den Römern zurief, die Brücke sobald als möglich abzutragen. Dieses geschah, und die drei Römer hielten die Feinde glücklich ab, bis sie endlich, als sie ihren Zweck erreicht hatten, sich ins Wasser stürzten und zu den Ihrigen zurück schwammen. Die Römer nahmen den Horatius, als den Urheber dieses tapfern Entschlusses, wie im Triumph auf, errichteten ihm im Tempel Vulcans eine eherne Bildsäule und machten ihm reichliche Geschenke. Vom Staate erhielt er so viel Acker, als in Einem Tage umgepflügt werden konnte, und obgleich ein großer Mangel an Lebensmitteln war, so entzog sich doch Jeder lieber Etwas von seinem wenigen Vorrathe, um es ihm zu geben. Er soll ein Abkömmling der Ho-

ratier (s. d.) gewesen seyn. Den Beinamen Cocles hatte er, weil er einäugig war.

Horaz. Quintus Horatius Flaccus wurde geb. zu Venusium in Apulien, den 7. Dec. des J. 689 der Stadt Rom, 65 vor Chr. Sein Vater, ein Freigelassener, aber, wie der Sohn sagt, reines Lebens und Herzens, besaß ein kleines Grundstück, welches er jedoch um des Sohnes willen verließ. Er bemerkte nämlich an diesem Talente, deren Ausbildung er nicht versäumen wollte, und zog daher nach Rom, wo er entweder Mäkler oder Auctionseinnehmer ward und nach seinem geringen Vermögen das Aeußerste für die Erziehung des Sohnes that. Er ließ ihn die edeln, des wahren Freien würdigen Künste lehren, hielt ihn wie einen Jüngling aus den besten Häusern und war ihm selbst ein wackerer Sittenaufseher und der Tugend Muster. So rühmt es der dankbare Sohn selbst, „Satyren", Bd. 1, S. 6, 66—92. Orbilius Pupillus, Grammatiker, der die Gedichte des Homer und des Livius Andronicus erklärte, war der erste Lehrer des jungen Horaz, der schon in frühen Jahren bedeutende Fortschritte in dem Studium der griech. Literatur machte. 20 Jahre alt ging er nach Athen, um dort seine Studien fortzusetzen. Während dieser Zeit ereigneten sich in Rom die wichtigsten Veränderungen. Julius Cäsar ward ermordet, Brutus und Cassius, die letzten Stützen der sinkenden Republik, verließen Italien, kamen nach Athen, rüsteten sich dort zum Kriege und nahmen die römischen Jünglinge, die sich der Wissenschaften wegen hier aufhielten, in ihr Heer auf. Unter ihnen auch Horaz, der mit Brutus nach Macedonien aufbrach, während zu Rom M. Lepidus, M. Antonius und Cäsar Octavianus sich auf 5 Jahre zu Triumvirn der Republik erklärten und die Provinzen unter sich theilten. Horaz ward in dem Heere des Brutus Tribun, d. i. Oberster einer Legion. 42 vor Chr. wurde bei Philippi in Macedonien die letzte Schlacht für die römische Freiheit gekämpft; Brutus und Cassius fielen; Horaz rettete sein Leben durch die Flucht. Leute, die sich auf Scherz, Urbanität und Feinheit nicht verstanden, haben aus einer Ode des Horaz selbst, Bd. 2, Od. 7, schließen wollen, der Dichter sey auf schimpfliche Weise geflohen; siegreich aber hat ihn Lessing gegen diesen, wie gegen andere Vorwürfe gerettet, „Rettung von Horaz", s. Lessing's sämmtl. Schriften, Bd. 3, S. 191 fg. Den Besiegten ward die Freiheit zur Rückkehr angekündigt, und Horaz bediente sich derselben. Sein Vater war indeß gestorben, sein väterliches Erbgut eingezogen worden: Armuth, sagt er selbst, Briefe, B. 2, Br. 11, 49 fg., trieb ihn an, Verse zu machen. Ob es mit dieser Aeußerung so ernstlich gemeint sey, als Manche glauben, bleibe dahingestellt: genug, Horaz machte schwerlich zum ersten Male Verse, und machte auch jetzt nicht etwa, um Brot damit zu verdienen, welches ihm, wenn auch mäßig, die erlangte Stelle eines Quästurschreibers gewährte. Wie hätte er seine Muße edler verwenden können, als indem er das Talent gebrauchte, welches die Natur ihm in so reichem Maße verliehen hatte? Und wie konnte er Das, was beim Anblicke der Zeitbegebenheiten sein innerstes Wesen gewiß noch oft genug gewaltsam aufregte, besser beschwichtigen als durch die Poesie? Aber auch bei der Philosophie fand er Zuflucht. Er wählte deßhalb eine Gattung Poesie, die sich vornehmlich dem philosophisch-dichterischen Geiste eignet, die didaktische; denn wer zweifelt, daß die Satyre zu dieser gehöre? Die siebente Satyre des ersten Buchs ist das erste Horazische Gedicht von denen, die er aufbewahrt hat.

Daß Horaz für diese Gattung von Poesie ein vorzügliches Talent besaß, wird Niemand leugnen, der nur Einiges von ihm gelesen hat, und es konnte ihm daher nicht fehlen, Aufmerksamkeit auf sein Talent und die Erzeugnisse desselben zu erregen. Zwei Dichter des ersten Ranges, Virgil und Varius, schenkten ihm ihre Freundschaft, und dieser verdankte er die erste Bekanntschaft mit Mäcenas, jenem feinen Weltmanne, der, ohne jemals aus seinem Privatstande herauszutreten, der Freund und Vertraute Cäsar Augustus war, und als Liebhaber des Schönen seinen Reichthum gern zu Verschönerung des geselligen Lebens durch die Künste anwendete. Nach 9 Monaten nahm Mäcenas den Horaz in seinen vertrauten Kreis auf und beschenkte ihn nach einigen Jahren mit dem sabinischen Landgute, dessen Horaz in seinen Gedichten so oft gedenkt. Wenn der Dichter nicht ein noch glänzenderes Glück machte, so lag die Schuld bloß an ihm, in dessen Herzen die Erinnerung an die gute alte Zeit der Republik und die Partei, der er gedient, allzu treu fortlebte, als daß er es leicht über sich gewonnen hätte, die Gnade des mächtigen Usurpators zu suchen. Ja er wich dieser vielmehr aus, wie die 3 Billets des Augustus an ihn, welche Sueton uns in der Biographie des Dichters aufbewahrt hat, und deren eins nicht ohne Empfindlichkeit ist, unwidersprechlich beweisen. Selbst den Antrag, welchen Augustus ihm durch Mäcenas thun ließ, in seine Dienste zu treten und die Besorgung seiner Privatcorrespondenz zu übernehmen, lehnte er unter dem Vorwande seiner schlechten Gesundheitsumstände von sich ab, und ein an August gerichtetes Gedicht mußte dieser im eigentlichen Sinne abdringen. Uebrigens war Horaz, der so große Beispiele von dem Unbestande der menschlichen Dinge erlebt hatte, weise oder klug genug, sich vom geschäftigen Leben zu Rom zu entfernen und die Einsamkeit in seinem Sabinum einem scheinbar größern Glücke vorzuziehen, was vielleicht auch seinen Neigungen am meisten zusagte. Fast alle seine Gedichte an Mäcenas drücken Liebe und Freiheit, Gleichgültigkeit gegen ein Glück, das von der Meinung Andrer abhängt, und seine Zufriedenheit mit einer Lage aus, in welcher er sich noch immer über seine Wünsche reich befand. Indeß trug er ebenso wenig eine Rusticität zur Schau, als ihm strenges, mürrisches Wesen zur Tugend nothwendig schien; vielmehr zeigte er überall eine echte Urbanität, welche für jedes Verhältniß den angemessenen Ton findet. Er hat uns hinterlassen 4 Bücher Oden und Lieder; ein Buch sogenannter Epoden, die von den Oden sich nicht bloß im Metrum unterscheiden, indem der zweite Vers immer kürzer ist als der erste, sondern auch durch den Inhalt, vermöge dessen man sie zu den Satyren rechnen kann, in denen er den Archilochus zum Muster nahm; 2 Bücher Satyren und 2 Bücher Briefe, deren einen an die Pisonen man öfters als ein eignes Werk u. d. T. Poetik anführt. (Man sehe darüber die Ausg. der „Ars poetica“ von Hurd, Regelsberger und Schelle.) Will man den Horaz als Lyriker würdigen, so vergesse man nicht, daß er unter den Römern der Erste war, welcher die röm. Sprache für die lyrische Poesie ausbildete und sie, mit nicht geringer Mühe, für die schwerern griech. Sylbenmaße ausarbeitete. Dem anhaltenden Studium und der Beharrlichkeit des Dichters gelang es, einen meisterhaften Versbau zu Stande zu bringen; der Wohlklang und die Harmonie seiner Verse sind bezaubernd für jedes empfindliche Ohr. Doch ist dieß keineswegs das einzige Verdienst des Dichters, denn an Empfindung und Ausdruck steht er nicht zurück. Hier sagt man nun freilich, und

es läßt sich nicht leugnen, daß der größte Theil der lyrischen Gedichte des Horaz nur aus Nachahmungen griech. Muster, des Archilochus, Alkäos, Stesichorus, der Sappho u. A. bestehe, und darum auch so voll von griech. Bildern, Wendungen und Wortfügungen, ja stellenweise bloß Uebertragungen aus dem Griechischen sey. Dieses Vorwurfs hat sich Mancher bedient, um den dichterischen Ruhm des Horaz zu verunglimpfen. Zugegeben aber, daß man Horaz dem Lyriker Originalität nicht zugestehen könne, so wird sie doch Niemand Horaz dem Satyriker absprechen. Wie die Satyre überhaupt als didaktisches Gedicht eine röm. Erfindung war, so war Horaz Der, der ihr nach Ennius, Pacuvius und Lucilius, durch welche Form und Zweck bestimmt waren, einen eigenthümlichen Ton gab, wie nur er ihr denselben geben konnte. Die Satyren des Horaz, zu denen man seine Briefe gleich mit zählen darf, weil sie sich von jenen durch wenig mehr als die Aufschrift und die Richtung an eine Person unterscheiden, haben mehr oder weniger ein Colorit des Komischen und dürfen nur aus diesem Gesichtspunkte beurtheilt werden. Horaz will weniger die Laster züchtigen als die Narrheiten in ihrer lächerlichen Blöße zeigen, denn er sieht mehr Narren als Schurken in der Welt, und spricht auch sich selbst von einer Portion Narrheit nicht frei. Indeß suchte er nach Möglichkeit davon zu heilen, wenn er sie für verderblich hielt. Den Vorurtheilen und Irrthümern setzt er darum seine Philosophie entgegen, die, weit entfernt, den Genuß des Lebens zu verbittern oder gar zu verbieten, nur die Weisheit zum Wächter stellt, und alle Tugenden lehrt, ohne welche der reine Genuß theils unmöglich ist, theils ganz verbittert wird. Die leichte, gefällige Art, womit er, ohne es zu scheinen, philosophirt, das Salz, womit er seine Gedanken würzt, die Feinheit und Leichtigkeit, mit denen er sich mittheilt, verhindern alle Einförmigkeit und gewähren die anziehendste Unterhaltung. Und mit dieser Weisheit stellt er die eigne und fremde Thorheit in Gegensatz. Man weiß nicht, was man hierbei am meisten bewundern soll, ob seine genaue Kenntniß des menschlichen Herzens und der verschiedenen Menschenclassen, oder seine Wahrheitsliebe, Freimüthigkeit und Offenheit, oder den guten Ton, die Urbanität, die er in Ernst und Spott nie verleugnet, oder die Geschicklichkeit, jeden Gegenstand so zu stellen, daß das Lächerliche, ohne mit dem Finger gewiesen zu werden, auffällt, oder die Kunst, jeden Charakter so zu schildern, daß er uns nicht mehr und nicht weniger zeigt als die Natur. Oft scheint er auf die Narren gar nicht Jagd zu machen, oder, wo er es thut, ist sein Spott weder bitter noch giftig, und mit so viel Gutmüthigkeit begleitet, daß der Belachte, wenn er gescheidt war, selbst dazu lächelte, daß sein Spott also wohl empfindlich; aber nicht beleidigend war. Sein Vortrag ist der leichteste und ungezwungenste, und Horaz wußte den Hexameter so zu bearbeiten, daß er durchaus den natürlichen Schritt der gesellschaftlichen Unterhaltung zu gehen scheint. Noch jetzt sind diese feine Darstellungen nicht ohne Anwendbarkeit und Interesse, und der Dichter ist darum stets der erwählte Liebling aller Männer von Geist geblieben, deren Sittlichkeit die feine Lebensart nicht ausschließt. In seinem Leben ereignete sich sonst nichts Erhebliches, wenn man nicht etwa dahin rechnen will, daß er auf August's ausdrücklichen Befehl den säcularischen Gesang zur Feier der hundertjährigen Spiele verfertigte. Er starb plötzlich im J. R. 745, dem 9. v. Chr. und 57. seines Alters, nicht lange nach dem Tode seines Gönners und Freundes Mäcenas,

neben dessen Grabmal auf dem Esquilin er beerdigt wurde. Von seinen ältern Erklärern nennen wir den Acron, Porphyrion und den Scholiasten des Cruquius; von seinen neuern Herausgebern und Erklärern wollen wir bloß Dan. Heinsius; zuerst 1605, John Barter, Bentley, zuerst 1711, Sanadon, Gesner, Zeune, Jani, Mitscherlich nur die Oden und Epoden, erstere Leipz. 1778—82, 2 Bde., letztere Leipz. 1800, 2 Bde., Döring, Leipz. 1803, 2. Aufl. 1815, Eichstädt, Preis, Heindorf, Fea, Rom 1811, 2 Bde., unter den Uebersetzungen die von Jak. Schmidt, Ramler, Eschen, Jördens und Voß, neue verb. Aufl., Braunschweig 1821, Günther, Kl. Schmidt und Kannegießer anführen. Der Uebersetzung der Briefe und Satyren des Horaz von unserm Wieland müssen wir besonders gedenken, weil wir erst durch die beigefügten Einleitungen und Erläuterungen über den Geist des Horaz und seines Zeitalters und die Eigenthümlichkeiten dieser Werke eine Belehrung erhalten haben, welche den Genuß an diesen Werken um Vieles erhöht. Eine anziehende Erscheinung ist der Versuch einer Uebersetzung der Briefe des Horaz von Wolf, mit Scholien, die Keinem unbekannt bleiben darf.

Horeb, arab. Djabel Musa, eine Spitze desselben Gebirges in Nordarabien, zu welchem der nicht weit entfernte Sinai gehört. Nach ihm nannte eine kleine Partei der Hussiten einen Berg zwischen Ledez und Lipnicze in Böhmen, wo sie sich versammelten, Horeb, und sich selbst Horebiten.

Horen, bei Homer Luft- und Windgöttinnen, die Pförtnerinnen des Himmels. Der alte ionische Sänger gibt keine Anzahl und keine Namen von ihnen an. Eine alte Sage aber berichtet, die Athener hätten deren zwei gekannt: Thallo, die Hora der Blüthe und des Frühlings, und Karpo, die Hora des fruchtbringenden Herbstes. Beide findet man anderwärts auch als Chariten oder Grazien genannt, die indeß eine Zeitlang mit den Horen, wenn nicht als dieselben, doch als eng verschwisterte Göttinnen gegolten haben. Beide waren aber dabei nicht bloße Pförtnerinnen des Himmels, sondern Götter der Jahreszeiten; der Begriff von den Horen hatte sich also verändert, aber doch nicht so, daß sich die spätere Bedeutung nicht mit Leichtigkeit aus den frühern ableiten ließe. Selbst der Begriff von Schönheitsgöttinnen, welcher mit den Chariten und Horen in der Folge der Zeit verbunden wurde, entwickelte sich ungezwungen daraus. Hora bedeutet nämlich 1, ursprünglich Luft; mit diesem Begriffe verband sich 2, der Begriff der Zeit, der bei Homer häufig vorkommt (hora bei den Römern die Stunde); hiernächst 3, das Jahr. Immer ist hier noch von keiner Jahreszeit die Rede; wenn Homer diese bezeichnen will, setzt er hinzu: die Hora des Frühlings, Winters ꝛc. Sodann findet sich in engerer Bedeutung 4, Hora als Jahreszeit des Frühlings oder Sommers, und weil diese die schönste ist, 5, als die Zeit der Blüthe des Menschen, der Jugend, Schönheit. Wie die Horen und Chariten gemeinschaftlich als Göttinnen der Jahreszeiten gedacht werden konnten, läßt sich leicht einsehen, wenn man weiß, daß die Chariten der Abstammung nach die Erfreuenden, Freude Spendenden, bedeuten. Nur muß man auch hier nicht an die spätern Chariten denken, sondern an die frühern attischen: Hegemone, die Führerin, nämlich des Jahres, und Auxo, die Vermehrende, Wachsthum Befördernde. Die bildende Kunst stellte in den ältesten Zeiten nur zwei Horen dar, z. B. am amykläischen Throne. Drei hingegen waren am Throne des olympischen Jupiter. An

einem Leuchter in der albanischen Villa sieht man sie in der Stellung von Tanzenden, die Kleider mittelst einer in den Seiten gebundenen Schleife in die Höhe gezogen. Die erste Figur trägt eine Fruchtschale in der Hand, und neben ihr liegen Früchte, ein Symbol des Herbstes; die übrigen zwei halten nichts in der Hand, aber zu den Füßen der einen brennt auf erhöhten Steinen ein Feuer, das Sinnbild des Winters, und an der Seite der dritten steigt eine Blume, das Bild des Lenzes, empor. Auf den Köpfen tragen sie Kronen von Blättern. Als 4 Figuren erscheinen sie an einem Leuchter im Farneseschen Pallaste; vorzüglich schön und charakteristisch aber auf einem Sarkophag in der albanischen Villa.

Hören, s. Gehör.

Horiah, eigentlich Niclas Urß, ein siebenbürgischer Wlache, geb. zu Nagy Aranios, im Albinser Comitate, ein Mensch nicht ohne Anlagen und Bildung, aber von wilden Leidenschaften verzehrt, besonders rachsüchtig und hochstrebend, faßte unter Josephs II. Regierung den verwegenen Plan, an der Spitze seiner wlachischen Landsleute und andern räuberischen Gesindels sich zum König des Landes aufzuschwingen. Zu dem Ende bearbeitete er seinen Gefährten Kloska und mit diesem die täuschbaren, rohen, aber freilich auch schwer bedrückten Wlachen im Geheim; dann ging er nach Wien und wußte vom Kaiser für den Flecken Bran im Zarander Comit. das Marktrecht auszuwirken. Mit Hülfe der darüber angefertigten Urkunde überredete er 1784 die Wlachen, die nicht lesen konnten, er sey dadurch berechtigt, an einem bestimmten Tage alle Edelleute in der ganzen Gegend zu ermorden. Die Verschwörung wurde entdeckt und zur Verhaftung der Anführer Befehl gegeben. Nun glaubte die Rotte zu ihrer eignen Sicherheit nicht länger zögern zu dürfen und fing an den Adel und die Geistlichkeit mit beispielloser Grausamkeit zu verfolgen. Mehre Tausend Menschen verloren unter den größten Martern das Leben, viele Hunderte von Rittersitzen wurden zerstört, ehe man kräftige Maßregeln treffen konnte, dem grauenvollen Unwesen zu steuern. Die Rebellen leisteten den Winter hindurch den hartnäckigsten Widerstand. Horiah nannte sich sogar Rex Daciae und konnte mit seiner Bande erst nach vieler Anstrengung 1785 unterdrückt werden. Er ward gefangen und hingerichtet.

Horizont, vom griech., begrenzen, ein großer Kreis, der die Erd- und Himmelskugel in 2 gleiche Theile, oder in die obere und untere Halbkugel theilt. Man unterscheidet einen wahren und einen scheinbaren Horizont. Der letztere ist der Kreis, der jedesmal unsere Aussicht begrenzt, wenn wir auf irgend einem Punkte der Erdoberfläche stehen, oder der Gesichtskreis; der erstere hingegen ist jener große Kreis unter uns, den wir in der Tiefe des Erdhalbmessers um die ganze Kugel herum gezogen uns vorstellen. Könnten wir uns so hoch über unsern Standpunkt erheben, um mit unsern Blicken die Hälfte der Erdkugel zu übersehen, so würden scheinbarer und wahrer Horizont zusammenfallen. Wegen der großen Entfernung der Himmelskugel von der Erde wird jedoch für den Beobachter auf der Erde der scheinbare und wahre Horizont am Himmel als übereinkommend angenommen, indem beider Unterschied fast für nichts zu achten ist. 2. Im logischen Sinne bezeichnet der Horizont den ganzen Umfang (Sphäre) menschlicher Erkenntniß. Was für Menschen nicht erkennbar ist, liegt unter, nicht über ihrem Horizonte. Sowie jeder Mensch seinen eignen Horizont hat, so hat er auch seinen logischen.

Hörmaschinen, Hörröhren oder künstliche Gehörwerkzeuge, nennt man gewisse Instrumente, welche angewendet werden, um bei Schwerhörigkeit die Empfindung des Schalls zu verstärken. Die Formen derselben sind sehr verschieden, doch gehen alle darauf aus, entweder, wo das äußere Ohr ganz fehlt, diesen Mangel zu ersetzen, oder wo das äußere Ohr zwar vorhanden ist, die innern Gehörwerkzeuge aber erschlafft sind, oder auf irgend eine andre Weise leiden, die Wirkung des äußern Ohrs zu verstärken. Es hat aber das äußere Ohr der Menschen und der Thiere hauptsächlich den Nutzen, daß durch seine trichterförmige Gestalt die Schallstrahlen gleichsam vereinigt, zusammengedrängt und zu den innern Gehörwerkzeugen, dem Sitze der eigentlichen Empfindung des Gehörs, geleitet werden. Alle Hörmaschinen nun, welche, wie gesagt, die Wirkung des äußern Ohrs ersetzen oder verstärken sollen, ahmen mehr oder weniger dessen Form nach. Die ältern Werkzeuge dieser Art gleichen einem Nachtwächterhorn oder einer Trompete, sie sind meistens ziemlich groß und gewöhnlich mit Handgriffen versehen, um sie, wenn man etwas deutlicher zu hören wünscht, an das Ohr zu halten, und zwar so, daß die engere Windung in das Gehörorgan gesteckt, die äußere weitere aber gegen den Ort gerichtet wurde, wo man den Schall erwartete. Diese Instrumente wurden aber, durch ihre Größe, sowie dadurch, daß sie beständig an das Ohr gehalten werden mußten, bald unbequem; auch versteckten sie den Fehler, gegen welchen sie helfen sollten, nicht genugsam, vertrugen sich also nicht mit der Eitelkeit der Menschen, und wurden bald verworfen. Einige neuere Hörmaschinen leiden nicht an diesen Mängeln. Die eine stellt einen kleinen silbernen Trichter dar, auf dessen innerer Fläche sich eine schneckenförmig vielfach gewundene Leiste befindet, wodurch ein eben solcher Gang gebildet wird, dessen inneres Ende auf den Anfang des Gehörorgans trifft. An dem breiten umgebogenen Rande befinden sich einige Löcher, wodurch Bänder gezogen werden, um die Maschine an das äußere Ohr zu befestigen. Eine zweite besteht aus einer vielfach gewundenen Röhre von lackirtem Blech, deren inneres enges Ende in den Gehörgang gebracht, das äußere weitere aber am äußern Ohre befestigt wird. Auch können 2 solche Instrumente durch einen elastischen Bügel vereinigt und auf diese Weise in jedem Ohre eins angebracht werden. Ein drittes Instrument besteht aus einem hohlen blechernen Bügel, an welchem in der Mitte auf der vordern Fläche eine weite Oeffnung befindlich ist, und dessen Schenkel in 2 sich einwärts biegenden Röhren auslaufen. Dieser Bügel wird so auf dem Kopfe unter den Haaren befestigt, daß die Mündung in seiner Mitte gleich über den obern Rand der Stirn zu liegen kommt; die Röhren an den Seiten werden in den rechten und linken Gehörgang gesteckt. Dieses letztere Instrument hat den Vortheil, daß es sehr gut die geraden, von vorn kommenden Schallstrahlen auffängt.

Hormayr (Joseph, Freiherr v.), Ritter des Stephansordens, Geh.-Rath und tirolischer Kanzler, aus einem altadeligen, ursprünglich baierischen Geschlechte, geb. 1705 zu Inspruck, zeichnete sich im juridischen und publicistischen Fache als Schriftsteller aus, diente in Schwäbisch-Oestreich und in Tirol, dessen ganze Einrichtung, nach dem neuen System Theresiens, die ihm vorzügliches Zutrauen schenkte, größtentheils von ihm herrührt. Auch die herrlichen Straßenanlagen in Tirol sind fast ganz sein Werk. Er erklärte sich, in Oestreich der Erste, und lange vor

Sonnenfels, mit der größten Freimüthigkeit gegen den barbarischen Gebrauch der Folter. Unendlich viel nützte er seinem tirolischen Vaterlande, als Freund der Gelehrten und Künstler, z. B. des Hirten und Gelehrten Peter Anich, der Naturforscher Scopoli, Niklas und Gregor Fontana, des großen historischen Kritikers Tartarotti, durch seine wichtigen Verbindungen mit Muratori, Maffei, mit den Akademikern von München. Er starb 1778 zu Inspruck.

Horn, eine ziemlich harte, durchscheinende Substanz, welche vielen Thieren in mancherlei Gestalt zur Vertheidigung dient und am Hinterhaupte festgewachsen ist. Es ist weicher als Knochen, hat aber fast dieselbe Struktur, nur einen größern Gehalt an Gallerte. Es wird zu technischen Zwecken benutzt. Da wir jedes Horn jetzt durch Dampf zu erweichen verstehen, so wird der Abfall von Spänen beim Drehen, in große Formstücke, die sich hernach erhärten, gepreßt und könnte noch mehr, als bisher geschieht, von unsern Künstlern, welche die neuern chemischen Entdeckungen benutzen, zu nützlichen, weit gefälligeren Formen angewandt werden.

Horn, s. Waldhorn.

Horn oder **Hornes** (Philipp II. von Montmorency-Nivelle, Graf v.), eins der ausgezeichnetsten Opfer, die Philipp II., König von Spanien, seinem Zwecke, die katholische Kirche in den Niederlanden aufrecht zu erhalten, bringen zu müssen glaubte, war der Enkel von Joh. de Nivelle, der, von seinem Vater enterbt, seine Baronie und seine väterlichen Lehen verloren hatte. Philipp v. Horn, geb. 1522, souverainer Herr v. Horn, Altena, Mörs ꝛc., einer der reichsten Herren in den Niederlanden, war Capitain der flamändischen Garden des Königs von Spanien, Chef des Staatsrathes der Niederlande und Admiral im flandrischen Meere. In der Schlacht bei St.-Quentin hatte er sich durch glänzende Thaten ausgezeichnet und den größten Antheil an dem Siege von Gravelines. Die Bande des Bluts, die ihn mit dem großen Egmont vereinigten, ließen ihn auch dessen politische Meinungen über die Duldsamkeit theilen. Ihre Verbindung mit dem Prinz Wilhelm von Oranien (s. d.) vernichtete Beide. Weit entfernt, die Widersetzlichkeit desselben gegen das königl. Ansehen zu theilen, blieben sie allen seinen Vorstellungen unzugänglich. Vergebens stellte Oranien ihnen vor, daß es für sie kein Drittes gäbe, daß sie entweder unter die Willkür eines unerbittlichen Ministers sich beugen oder ihr Heil unter der Fahne der Freiheit suchen müßten. Und er hatte Recht; Herzog Alba ließ Beide verhaften, ihnen den Proceß machen und sie am 4. Juni 1568 enthaupten. Sein Bruder, Floris v. Montmorency, wurde ebenfalls enthauptet, und so erlosch der Stamm von Montmorency-Nivelle.

Horn, 1. Karl, Graf von, schwedischer Generalfeldmarschall und Statthalter in Ingermannland, wurde, da er Narwa gegen die Russen 1577 tapfer vertheidigt, 1580 gegen den Czar Basilowitsch geschickt und schloß später den 4jähr. Waffenstillstand mit demselben. — 2. Eberhard, Graf v. H., des Vorigen Sohn, geb. 1582, diente König Karl IX. in den liefländischen Kriegen, sowie später in dem Kriege gegen den König von Polen und den falschen Demetrius, wo er überall siegte. Gustav Adolf ernannte ihn hierauf zum Feldmarschall in dem russischen Kriege, in welchem er 1616 bei der Belagerung von Pleskow blieb. — 3. Gustav, Graf von H., des Vorigen Bruder, geb. 1592, studirte in Deutschland,

nahm schwedische Dienste und focht zuerst gegen die Russen, machte dann Reisen durch Italien, Deutschland, Frankreich und Holland, unterhandelte dann 1619 die Heirath Gustav Adolfs mit Marie Eleonore, Tochter des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, focht hierauf tapfer in Polen, Liefland und an der dänischen Grenze, ward deßhalb von Gustav Adolf zum Ritter geschlagen und zum Senator ernannt. Als General befehligte er im 30jähr. Kriege in der Schlacht von Leipzig den linken Flügel, nahm dann in Franken viele Städte, ging nach der Schlacht von Lützen nach Schwaben und vereinigte sich hier mit dem Herzog Bernhard von Weimar. Bei Nördlingen jedoch geschlagen, ward er gefangen, 1642 aber gegen 3 Generale ausgewechselt, befehligte nun die Expedition gegen Dänemark und nöthigte die Dänen zum Frieden. Nach Schweden zurückgekehrt, ward er Feldmarschall, erhielt Liefland und Schonen als Gouvernement und st. 1672. — 4. Gustav, Graf von H., geb. 1614, Sohn von H. 1., machte eine Reise durch Europa, nahm 1634 schwedische Dienste als Rittmeister, wurde 1640 bei Plauen gefangen, bald ausgewechselt, ward hierauf Generalmajor und 1646 dem Kurfürsten von Baiern bei Schließung eines Waffenstillstandes als Geißel hinterlassen. 1650 ward er General-Lieutenant und Gouverneur in Ingermannland, 1654 Senator. Er erhielt 1656 ein Commando gegen die Polen, ward hierauf Gouverneur von Liefland, Finnland, Esthland und Ingermannland, focht tapfer als Feldzeugmeister gegen die Dänen, ward 1663 Feldmarschall und Gouverneur von Bremen und Verden und starb 1666. — 5. Arved Bernhard, Graf von H., schwedischer Reichsrath, Verwandter von H. 4., geb. 1664, nahm anfangs Kriegsdienste, verließ sie aber bald und ward 1704 schwedischer Gesandter in Warschau, wo er zur Wahl Stanislaus Leczinsky's beitrug. Nach Karls XII. Tode hatte er als Haupt der Partei der Mützen vielen Antheil an der Erhebung von Karls Schwester, Ulrike Eleonore, und unter ihr großen Einfluß; nach dem Tode ihres Gemahls war er hauptsächlich Ursache, daß der Erbprinz Friedrich von Hessen-Kassel zum König erhoben wurde, jedoch unter einer, die königl. Gewalt beschränkenden Constitution. Als aber 1739 die Partei der Hüte die Oberhand behielt, zog er sich von Geschäften zurück und starb 1742. — 6. Geboren um 1760, trat früh in ein preuß. Infanterieregiment als Junker ein, stieg, nach dem Gange der Anciennität, sich immer und besonders in den Feldzügen 1807 bedeutend auszeichnend, bis zum Major, erhielt als solcher 1808 das neu formirte Leibregiment (jetzt 8. Inf.-Reg.) als Commandeur und ward 1811 als Obristlieutenant und als Commandeur nach Kolberg versetzt. In dem Feldzuge 1812 gegen Rußland führte Horn die 2. Brigade des York'schen Armeecorps als Oberst und commandirte dieselbe auch vor dem Waffenstillstand, wo er sich an der Spitze derselben bei Lützen und Bautzen sehr hervorthat. Während des Waffenstillstandes ward Horn General, befehligte nun die 7. Brigade (die 3. des 2. Armeecorps unter York) und that sich mit derselben an der Katzbach, bei Wartenburg, Leipzig und später in Frankreich auf das Rühmlichste hervor. 1815 befehligte Horn die 23. Brigade (die zum 6. Armeecorps, das nicht ins Feuer kam, gehörte), ward nach Beendigung des Kriegs General-Lieutenant und Commandeur von Magdeburg, und bekam zugleich die dortige Landwehrbrigade. 1819 erhielt er das Generalcommando zu Münster über das 7. Armeecorps in Westfalen, wo er 1831 starb.

Horn, Cäp-, die südlichste Landspitze Amerikas (s. Feuerland), kalt und unfruchtbar, mit hohen Eisfelsen am Gestade und in den Hä-fen. Treibholz und frisches Wasser, auch wilden Sellerie, zur Erqui-kung der Seekranken, findet der Seefahrer, und nichts weiter.

Horneck (Ottokar v.), einer der ältesten Geschichtschreiber in deu-scher Sprache, lebte in der zweiten Hälfte des 13. und im Beginn des 14. Jahrh. Sein Vaterland war Steiermark, wo sein Stammschloß Horneck noch zu finden ist. Nachdem er in der Schlacht am Weidenbach gewesen und in Rudolfs v. Habsburg Gefolge mit nach Böhmen gezogen, kehrte er in die vom böhmischen Joche befreite Heimath zurück, und genoß der Gunst des steirischen Landhauptmanns Otto v. Liechtenstein, der auf der Burg zu Grätz residirte. Er wandte seine Geschicklichkeit im Schrei-ben und Reimen auf geschichtliche Darstellung, wofür damals die deutsche Prosa wenigstens noch nicht gebildet war. Um das Jahr 1280 verfaßte er ein Werk über die Weltreiche, welches mit dem Tode Kaiser Fried-richs II. schloß und zu Wien sich handschriftlich vorfindet. Aufgefordert, auch das Wichtige seiner eignen Zeit aufzuzeichnen, schrieb er jene große, aus mehr als 83.000 Versen bestehende Chronik, die der Benedictiner Pez 1745 als dritten Foliobaud seiner „Scriptor. rerum Austriac.“ her-ausgegeben hat. Diesem beträchtlichen Umfange, der rhythmischen Form, der schwierigen Sprache und der oft ermüdenden Weitläufigkeit, die noch an das alte ritterliche Epos erinnert, nebst andern Gründen ist es zuzu-schreiben, daß dieß vortreffliche Buch erst seit wenig Jahren von unsern Gelehrten wirklich benutzt und in seinem hohen Werthe anerkannt worden. Es umfaßt die Zeit von Manfreds Tode bis zu Kaiser Heinrich VII, und ist also für die Geschichte Rudolfs und Ottokars, Adolfs von Nassau und Albrechts von Oestreich vorzüglich wichtig. Reicher als irgend ein andres Werk jener Zeit ist es an ausführlicher Erzählung merkwürdiger Ereignisse, die der Verf. erlebte, an Schilderung bedeutender Männer, die er gekannt hat, an Beschreibung von Festlichkeiten, Turnieren und Schlachten, denen er zum Theil selbst beiwohnte. Daß er ein wahrheits-liebender Mann gewesen, davon zeugen viele Stellen seines Werks. Darum hielt er es auch in kirchlichen und politischen Zwisten mit frei-denkenden Zeitgenossen. M. s. „Aus und über Ottokars v. Horneck Reim-chronik“, von Th. Schacht, Mainz 1821.

Hornemann (Friedrich Konrad), ein berühmter Reisender, geb. 1772 zu Hildesheim, studirte zu Göttingen Theologie und ward in Hannover angestellt. Der glühende Wunsch, das innere Afrika zu besuchen, bewog ihn, sich 1795 an Blumenbach mit der Bitte zu wenden, ihn der afri-nischen Gesellschaft in London als Reisenden zu empfehlen. Nachdem dieser den Jüngling geprüft und sich von seinen Fähigkeiten zu einem so schwierigen Unternehmen überzeugt hatte, schrieb er an Sir Jos. Banks, und Hornemann wurde angenommen. Er entwarf sogleich einen Reise-plan, den er der Gesellschaft vorlegte. Nun studirte er mit größtem Eifer Naturgeschichte und orientalische Sprachen. Im Febr. 1797 war er in London; die Gesellschaft gab ihm ihre Instructionen, worauf er über Pa-ris nach Marseille ging und sich dort einschiffte. Nachdem er Cypern besucht, stieg er zu Alexandrien ans Land und verweilte einige Monate in Kairo, um die Sprache der Maugrabiner oder südlichen Araber zu lernen. Auf die Nachricht von der Landung der Franzosen in Aegypten wurde er, wie alle Europäer, in das Schloß gebracht, um sie vor der

ersten Wuth des Volks zu sichern. Die Ankunft der Franzosen gab ihm die Freiheit wieder. Bonaparte, von Hornemann's Planen unterrichtet, gab ihm Pässe und zeigte sich geneigt, seine Reise auf alle Weise zu befördern. Am 5. Sept. 1799 verließ Hornemann Kairo mit der Karavane von Fezzan; den 8. Sept. betrat er die lybische Wüste, erreichte den 16. Siouah, eine schon von Brown besuchte Oase, und kam nach einer beschwerlichen Reise von 74 Tagen in Murzuk, der Hauptst. von Fezzan, an. Er verweilte hier einige Zeit und machte einen Ausflug nach Tripolis, von wo er den 29. Jan. 1800 wieder abreiste. Am 12. April schrieb er, daß er im Begriff sey, mit der großen Karavane von Bornu abzugehen. Seitdem fehlten bestimmte Nachrichten von ihm. Erst 1818 theilte Herr von Zach in seiner „Correspondence astronomique" einen Brief des engl. Capit. Smith mit, nach welchem Hornemann auf dem Rückwege von Tripolis nach Fez, an einem Fieber, das er sich nach großer Ermüdung durch Wassertrinken zugezogen, gestorben und zu Aucalus begraben ist. Sein Begleiter, der Bey von Fezzan, versicherte dem Capitain, daß er Hornemann's Papiere nach Tripolis an den brit. Consul geschickt habe. Sein Tagebuch hat Hornemann früher von Tripolis aus nach England geschickt. Von diesem in deutscher Sprache geschriebenen Tagebuche gab die afrikanische Gesellschaft 1802 eine engl. Uebersetzung, Karl König aber in demselben Jahre das Original heraus. Es enthält eine Menge schätzbarer Nachrichten und hat durch die Zusätze Rennel's, Young's und Marsden's einen noch größern Werth erhalten. Das 3. Heft der „Zeitgenossen" enthält eine umständliche Biographie Hornemann's von seinem Jugendfreunde Crome.

Hornhaut. Die durchsichtige, feine Haut, welche vorn den kleinern Kugelabschnitt des Augapfels ausmacht, nennt man Hornhaut, cornea. Sie besteht aus Platten; nach einem engl. Anatom sollen 70 aufeinander liegende, höchst feine Scheiben diese Haut bilden. **Hornhautfistel** ist ein Geschwür derselben; sie ist vollkommen, wenn die Hornhaut von dem Fistelkanal vollständig durchbohrt ist, und so 2 Oeffnungen, eine innere und äußere, entstehen; unvollkommen, wenn sich der Kanal nur nach Außen öffnet. Man theilt sie noch in einfache und zusammengesetzte; die letzte hat an ihrer Oeffnung einen aufgeworfenen Rand, die erste hingegen ist hiervon frei.

Hornpfeife, ein musikalisches, im Fürstenthum Wales übliches Instrument. Es besteht aus einer hölzernen Pfeife mit gehörigen Schallöchern und einem Horn an jedem Ende; in dem einen sammelt sich die hineingeblasene Luft, aus dem andern gehen die gebildeten Töne hervor. In den Gegenden an Englands nordwestlichen Küsten, wo diese Pfeife heimisch ist, begleitet man mit ihr einen Nationaltanz, welchen wir auch u. d. N. Hornpipe oder Matelotte kennen. Er besteht aus künstlichen Schritten, welche den Takt stark bezeichnen und eigentlich mit hölzernen Schuhen getanzt werden müssen. Zwei einander gegenüberstehende Personen tanzen abwechselnd. Dieser Tanz ist besonders geeignet, Füße und Körper auszuarbeiten.

Hornsilber, eine neutrale, im Wasser auflösliche, weiße, im Sonnenlichte schwarz werdende salzige Verbindung aus Silber und Salzsäure; so genannt, weil sie im Feuer zu einer hornförmigen, durchscheinenden Masse zusammenfließt.

Hornstein, ein Name verschiedener Steinarten, welche in Ansehung

ihrer Farbe, der Durchsichtigkeit, oder ihres Gewebes Aehnlichkeit mit dem Horne haben. So werden alle durchscheinende Steinarten, welche im Bruche muschelförmig sind, Hornsteine genannt. Dahin gehören der Achat mit seinen Unterarten, der Korallenstein, auch der gemeine Feuerstein, welcher vorzugsweise Hornstein genannt wird.

Hornthal (Franz Ludwig von), geb. 1760, D. der Philosophie und der Rechte, ein ausgezeichnetes Mitglied der Kammer der bairischen Abgeordneten, studirte zu Bamberg, hielt dann Privatvorlesungen über Philosophie und Mathematik, wurde Lehrer der fürstbischöfl. Edelknaben, legte aber diese Stelle nieder und widmete sich der praktischen Laufbahn als Advocat mit solchem Erfolge, daß ihm die wichtigsten Geschäfte in und außer dem Fürstenthume anvertraut wurden. Mit Festigkeit, Kraft und diplomatischer Gewandtheit führte Hornthal als wahrer Volksvertreter die schwierigsten Processe gegen den eignen und nachbarliche Fürsten und Herrn siegreich in Wien oder Wetzlar durch; ebenso oft trat er als glücklicher Vertheidiger peinlich Angeklagter oder als Anwalt der Armen auf. Dadurch kam er mit vielen ausgezeichneten Staatsmännern in Geschäftsberührung und wurde mit allen Verhältnissen seines Landes innigst vertraut. Als das Fürstenthum 1803 an Baiern kam, ernannte ihn die neue Regierung zum Landescommissair, dann zum Landesdirectionsrath, Stadtcommissair und Polizeidirector in Bamberg, wo er eine in öffentlichen Blättern als musterhaft gepriesene Polizei neu schuf. Während der franz. Durchzüge gegen Preußen 1806 war er Regierungscommissair bei den franz. Behörden, dann, nach kurzem Ruhestand, Rath bei der obersten Justizstelle in Franken. In den beiden folgenden Jahren ordnete er das verworrene Schuldenwesen, an 12 Mill. Gldn. betragend, der ehemaligen Reichsstadt Nürnberg, was früher mehre kostspielige reichsgerichtliche Commissionen umsonst versucht hatten. Hierauf ging er 1809 in Finanzgeschäften der Regierung nach Wien, und kehrte 1810 mit vielfältigen Beweisen der Zufriedenheit seines Königs, der ihm auch 1815 wegen seiner Verdienste um den Staat den erblichen Adel verlieh, zurück. An der allgemeinen Erhebung des Volksgeistes in Deutschland 1812 — 15 nahm Hornthal den lebendigsten Antheil; vorzüglich wirkte er als politischer Schriftsteller für das Beste des Volks. Den Männerverein zu Ausrüstung freiwilliger Krieger und die Feier des 18. Oct. in Bamberg beförderte er eifrigst durch Rede, Schrift und That. Dabelow's berüchtigte Flugschrift über den 13. Art. der deutschen Bundesacte züchtigte er durch ein 2 Mal aufgelegtes „Sendschreiben", Bamberg 1816. Gleichzeitig schrieb er „Ansichten über den wechselseitigen Einfluß der Umwälzung des Staats und des Staatscredits", hauptsächlich gegen die verderblichen Finanzoperationen und Schuldenmachereien der letzten Souverainetätszeit. Ebenso bekämpfte er Dabelow's spätere Schrift über Souverainetät ꝛc., Bamb. 1816. Im Hungerjahre 1817 wurde er Schöpfer einer Armenspeiseanstalt, zu deren Besten er Vorschläge über Anwendung der Fruchttheuerung, vorzüglich durch einhellige und populaire Maßregeln, Aufhebung der Sperre unter den deutschen Staaten ꝛc., herausgab. Nach Massenbach's Verhaftung erbot er sich, wie Martin, durch den „Neuen rhein. Mercur" zu dessen Vertheidigung gegen die preuß. Regierung; auch suchte er in einer Druckschrift 1819 das Widerrechtliche bei Oken's Entlassung zu zeigen. Endlich nahm er sich der Sammlung von Unterschriften zu einer Adresse an die Bundesversammlung we-

gen Vollzug des 13. Art. der Bundesacte thätig an. Dafür ward er von der in München erscheinenden, dem constitutionnellen Geiste durchaus abholden „Neuen Allemannia“ und von verwandten Blättern heftig angegriffen; er antwortete durch eine „Actenmäßige Abfertigung“, 1817, der bald, weil die Zeitschrift für halbofficiell galt, ein Schreiben an den Minister Montgelas folgte. — 1818 erschien das Gesetz über die Gemeindeverfassung und bald darauf die Verfassungsurkunde für das Königreich Baiern, welche, als die erste Constitution eines größern deutschen Staates, dem freiern Volk- und Bürgerthum in Deutschland festen Boden gab. In diesem Sinne schrieb Hornthal die sehr freimüthigen „Beiträge zur Kritik der bairischen Verfassungsurkunde“, Bamb. 1818, wodurch auf manche Lücken, wie auf manche Auswüchse, besonders zum Behuf des bevorstehenden Landtags, aufmerksam gemacht wurde. — Mittlerweile kam die Gemeindeverfassung zum Vollzug, und Hornthal wurde zum ersten Bürgermeister von Bamberg und kurz darauf zum landständischen Abgeordneten gewählt. Als Bürgermeister ordnete er in seiner 3jährigen Vorstandzeit, unterstützt von wackern Gemeinderäthen, den während der willkürlichen Bevormundung der Gemeinden auch hier zerrütteten Haushalt, wurde Gründer einer Leihanstalt und andrer gemeinnützigen Einrichtungen, und suchte, nicht ohne Kampf mit manchen Behörden, die verfassungsmäßige Selbständigkeit der Gemeinde überall zu wahren und zu festigen. Vgl. „Darstellung der Verhältnisse der Stiftungen in Bamberg“, Erlang. 1821. Mit ebenso viel Kraft als Erfolg stellte er sich dem Wunderunwesen des Fürsten von Hohenlohe entgegen, indem er die Sache, wiewohl mit aller Schonung religiöser Meinungen, polizeilich behandelte. — Nicht minder bedeutend war v. Hornthal's Wirksamkeit in der baier. Ständeversammlung. Schon beim ersten Landtage mit Behr, und anfänglich auch Häcker, Führer der Opposition, bekämpfte er vorzüglich das Schuldenwesen, den Finanz- und Armenhaushalt, die Mißbräuche jeder Art in der Verwaltung, sowie alle freisinnige Institutionen in ihm ihren Vertheidiger, und alle Anträge auf Besserung ihren Urheber oder Beförderer fanden. Auf dem zweiten Landtag, 1822, wirkte er mit Aretin, Weinbach, Köster, Hofstetten u. A. entscheidend gegen ultramontanischen Einfluß auf die Verfassung. Ebenso kräftig sprach er für den süddeutschen Handelsverein, für Oeffentlichkeit der Rechtspflege, Sparsamkeit im Staatshaushalt und ganz besonders für Verminderung und zugleich Besserstellung des stehenden Heeres, für die Vereinfachung der ungeheuer kostspieligen und doch unzweckmäßigen Armenverwaltung u. s. f. Selbst der König und die Prinzen erkannten sein Verdienst und seine würdevolle Haltung öffentlich an, und nicht leicht hat sich die Meinung im Volke über einen seiner Abgeordneten so günstig ausgesprochen als über Hornthal. 1823 hat er seine politische Gesinnung, u. A. in seiner Flugschrift über den Congreß zu Verona, ebenso unverhohlen gegen alles Unlautere und Knechtische ausgesprochen, wie vorher in den alten Zeiten ausländischer Despotie. Der Tod ereilte v. Hornthal am 27. Juli 1833 zu Bamberg.

Hornwerk, bei einer Festung ein Außenwerk, welches im Graben oder am äußern Rande desselben liegt und aus zwei halben Bollwerken besteht, die mit einer Curtine verbunden sind. Die langen mit einander gleichlaufenden Seitenlinien nennt man Flügel. Das Hornwerk soll den Hauptwall decken, das Anrücken des Feindes erschweren, schwache Punkte

verstärken, oder andere außerhalb der Festung gelegene Punkte mit einschließen, wenn ihre Lage dem Feinde Nutzen verschaffen könnte.

Horoskop, ein mathematisches Instrument, worauf die Tag- und Nachtlänge an allen Orten und zu allen Zeiten angegeben sind. Bei den Astrologen ist es der Stand des Himmels und der Gestirne zur Geburtszeit eines Menschen, woraus sie diesem die Nativität stellen. — Die Horoskopie, das Wahrsagen aus diesem Stande der Gestirne; das Nativitätstellen.

Horst, ein Büschel dicht aneinander gewachsenen Grases, Getreides u. dergl.; eine Stelle wo diese Gewächse dichter als gewöhnlich zusammengewachsen sind; 2. ein mit Buschwerk bewachsener Ort; auch ein kleiner mit Ober- und Unterholz bewachsener Hain auf dem Felde; 3. ein im Moorlande liegender erhabener Platz, der auch in nassen Jahren trocken bleibt; 4. ein Hügel von Sand oder Erde, vornehmlich wenn ihn das Wasser zusammengespühlt hat; 5. das Nest der Raub- und Stoßvögel, von welchen man auch, statt nisten, horsten sagt.

Hortensius (Quintus), der berühmte Redner und Nebenbuhler des Cicero, bekleidete mehre militairische und bürgerliche Posten, war Consul, 70 J. v. Chr., und Cicero's College als Augur. Die Partei des Clodius, welche er gemeinschaftlich mit Cicero bekämpfte, mißhandelte ihn so arg, daß er kaum mit dem Leben davon kam. Seinen Tod soll er sich durch eine übermäßige Anstrengung im Vortrage einer Rede zugezogen haben. Er war reich und liebte auch den Glanz und das Wohlleben. Seine Reden sind sämmtlich verloren gegangen. Er stand dem Cicero oft gegenüber, namentlich als Vertheidiger des Verres, jedoch waren beide Redner gute Freunde. Die Alten rühmen die Beredtsamkeit des Hortensius als blühend, schmuckreich, dem asiatischen Style sich nähernd; er war fein und scharf in der Auffassung und Eintheilung seiner Materie, und bestach durch schnelle Effecte. Sein Vortrag wurde durch einen vornehmen Anstand und eine sehr wohlklingende Sprache unterstützt. Vgl. Cicero.

Horus, ägyptische Gottheit, Sohn der Isis, der gewöhnlich als Kind, der Isis auf dem Schoße sitzend, und an ihrer Brust saugend, vorgestellt wird. Er war der letzte unter den Götterkönigen, welche in Aegypten regierten. Als Typhon seinen Vater Osiris getödtet hatte, ließ er auch ihn, ob er gleich noch ein kleines Kind war, allenthalben aufsuchen. Seine Mutter aber hatte ihn der Latona anvertraut, welche ihn auf einer Insel bei Buto verbarg. Nach Diodorus wurde er aber doch von den Titanen getödtet und in einen Fluß geworfen. Seine Mutter fand ihn hier, gab ihm das Leben wieder, und machte ihn unsterblich. Zugleich unterrichtete sie ihn in den Geheimnissen der Arzneikunst, durch welche sie ihn ins Leben zurückgerufen hatte, und in der Kunst zu weissagen, welche Horus zum Besten der Menschen anwandte. Nun ermahnte sie ihn, wie Plutarch erzählt, den Tod seines Vaters zu rächen, und dieser stieg selbst aus der Unterwelt herauf, um ihn in der Kriegskunst zu unterrichten. Sobald er erwachsen war, warb er Truppen, und bekriegte den Typhon, den er auch glücklicher Weise gefangen bekam, und in Ketten der Isis überschickte. S. Typhon. Als Hieroglyphe bedeutet Horus die Zeit vom längsten Tage bis zum Herbstäquinoctium, wo der Nil die Ebne durch seine Ueberschwemmung befruchtete. Man bildete ihn deßhalb auch als Kind, nicht als Mann, weil er nur die Zeit der Hoff-

nung zu künftigen Früchten, nicht die Zeit der Reife selbst anzeigen sollte. Hammer erklärt ihn für den Janus oder Amenthes. — Horus, Horus Apollo oder Horapollo, ist der Name eines angeblichen alten Schriftstellers der Aegyptier, der ein Werk über die Hieroglyphen geschrieben haben soll, das wir in einer von einem gewissen Philippus verfaßten griechischen Uebersetzung besitzen.

Hose. Die Hosen stammen ursprünglich aus Asien her, und schon bei den Babyloniern waren sie eingeführt. In Europa kamen die Hosen zuerst bei den Galliern vor; den Römern war dieß so auffallend, daß sie einen Theil Galliens Gallia braccata, oder daß behoste Gallien nannten. Die Römer führten sie erst in den spätern Zeiten bei sich ein. Damals vertraten die Hosen zugleich die Stelle der Strümpfe; diese wurden erst vor einigen Jahrhunderten davon getrennt. Sie wurden bald eng, bald weit getragen, wie es die Mode befahl. Zu einem Paar der sogenannten Pluderhosen, gegen die Osiander in seinem „Hoffartsteufel“ und Muskulus in seinem „Hosenteufel“ eiferten, wurden wohl 200 Ellen Zeuch verwandt, und wem die Mittel zu solchem Aufwand fehlten, der stopfte sie aus. So ließ einmal der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, der diese Pluderhosen strenge verboten hatte, Einem, den er in solchen Hosen erblickt, dieselben aufschneiden, und es fielen nicht mehr als einige Scheffel Kleien heraus. Erst zu Ludwigs XIV. Zeiten ward die heutige Art der Hosen Mode.

Hoseas, der erste unter kleinen Propheten des A. Test., war ein Zeitgenosse von Jesaias, Amos und Micha, blühte um 770 v. Chr. im Reiche Israel und hinterließ ein prophetisches Buch. Das durch ihre Schuld verletzte Verhältniß mit Gott kleidet er in den ersten drei Capiteln seines Buchs in die den hebräischen Dichtern wegen des Bundes, den Jehovah mit den Israeliten geschlossen hatte, sehr geläufige Allegorie einer Ehe ein, die ihm sein Weib gebrochen. Die übrigen Capitel behandeln denselben Gegenstand in abwechselnden Bildern mit Vorwurf, Ermahnung und Drohung; das nahe Exil wird vorverkündigt, und die tröstliche Verheißung der endlichen Rückkehr des gebesserten Volks mildert das Ende dieses prophetischen Buchs. Die Darstellung ist kühn und bilderreich und unterscheidet sich wesentlich von der der andern Propheten. Die Erklärer der kleinen Propheten, Michaelis, Hezel, Bauer, Volborth, Bahrdt, haben ihn ebenfalls mit bearbeitet, sowie besonders Struensee, Happach, Schröder, Pfeiler und Manger.

Hosianna, Hosanna, Heil ihm, hilf ihm Gott, war ein feierlicher Glückwunsch der Juden, mit welchem sie ihre Könige und Helden begrüßten. Es ist auch der Name, den die Juden einem Gebete, das sie an dem vierten Tage des Lauberhüttenfestes hersagen, beilegen. Rabbi Elias sagt, daß die Juden die Palmzweige, welche sie an diesem Tage tragen, auch Hosanna nennen. Sie haben überdieß mehre Hosanna's-Gebete, welche sie Hoschannoth, d. h. Hosanna's nennen; die ersten beten sie am ersten, die andern am zweiten Tage des Festes u. s. w.; daher auch die Benennung, Hosanna des ersten, zweiten, dritten Tages. Hosanna rabba, oder das große Hosanna, nannten sie das Lauberhüttenfest, und vorzugsweise den ersten Tag.

Hospital, s. Krankenhäuser.

Hospitalfieber, s. Typhus.

Hospodar, welches wörtlich Herr heißt, ist der Titel der der Pforte zinsbaren Fürsten von der Moldau und Walachei (s. d.).

Hostien nennt man die kleinen Scheiben von ungesäuertem Weizenmehl, welches Katholische und Lutheraner bei ihrer Feier der Communion statt des Brots gebrauchen, dagegen die Reformirten kleine runde dünne Scheiben Weißbrots brechen. Jene Oblatenscheiben nennt die katholische Kirche, wegen der beim Abendmahle angenommenen Verwandelung des Brots in den Leib Christi, ein vom Priester dargebrachtes, unblutiges Opfer, Hostia.

Hottentotten, ein afrikanisches Volk, welches die Südspitze von Afrika bewohnt und theils unter britischer, vormals holländischer, Herrschaft steht, theils unabhängig lebt. Sie sind eine ganz eigenthümliche Menschenart, welche in ihren Gesichtszügen eine auffallende Aehnlichkeit mit den Chinesen haben. Sie selbst nennen sich Quaiquâ. Von den Holländern auf das schmählichste unterdrückt, schlimmer als die Negersklaven behandelt, hat ihre Zahl sich außerordentlich vermindert; es mag ihrer kaum noch 15.000 im ganzen Umfange der Colonie geben. Die Haut der Hottentotten ist gelblich braun, sie schmieren sich gern mit Fett ein und bestreuen sich mit Staub, wodurch sie ganz schwarz scheinen. Ihre Haare sind dünn und äußerst hart. Im Ganzen sind sie schwach. Die Weiber, in der Jugend oft schön gebaut, werden ungestalt, sobald sie Kinder geboren haben. Ihre Bekleidung besteht fast nur in einem Gürtel, einem Schaffell gegen die Kälte und einer Art Schurz, welchen sie wie unsere Bergleute den ihrigen tragen. Ihre Waffen bestehen in einem Wurfspieße, Hassagai, einem Bogen und Pfeile, welche meist vergiftet sind. Sie können lange hungern, essen dann aber auch wieder unglaublich viel auf einmal, auch die ekelhaftesten Nahrungsmittel verschmähen sie nicht. Durch die Europäer haben sie den Taback und den Branntwein kennen gelernt, welchen sie leidenschaftlich lieben. Alle Spuren ihrer ursprünglichen Religion sind ihnen verloren gegangen. Obgleich sie als stumpfsinnig verschrieen werden und in der That selten nur 5 zählen können und fast nie ihr Alter anzugeben wissen, sind sie doch äußerst gutmüthig und gelehrig. Man hat sehr gute und sogar reinliche Soldaten aus ihnen gebildet, und die von christlichen Missionairen gestifteten Gemeinden zeichnen sich durch Reinlichkeit, Fleiß und Sittsamkeit aus. Ihre ganz eigenthümliche Sprache hat das Besondere, daß fast jedes Wort mit einem gewissen Schnalzen begleitet ist, wodurch oft der Sinn des Wortes sehr modificirt wird. Ihren Reichthum machen Herden von Rindvieh und Schafen, die des Nachts auf dem innern Platze ihrer kleinen Dörfer oder Kaale hausen. Ganz abweichend von ihnen sind die braungelben Buschmänner, Bosjemans oder Staabs (s. d.), d. i. aus dem Hinterhalt im Strauch, Bosje, auf Wild und Feind schießenden Männer, in 3 Stämmen: Namaquas (unter denen die englischen, in der berlinischen Pflanzschule gebildeten Missionarien 700 Christen um sich gesammelt haben, die sie unterrichten), Damaras und Koranas, mit eigener Sprache und Sitte, die auf der niedrigsten Stufe der Bildung stehen, und als Haar eine wahre, glänzend schwarze Wolle haben, die an Feinheit und Krause das Haar der Neger übertrifft. Aus der Verbindung der Europäer mit Hottentottinnen sind die Mestizhottentotten entstanden. Viele dienen den Colonisten um Lohn, und nur ihre eigene afrikanische Indolenz läßt sie zu keinem großen Wohlstand gelangen. Nach der Verordnung des Gouvernements vom 8. Juli 1816 sollen alle Hottentotten und andern elternlosen Waisen von 8—18 Jahre bei christlichen, als ordent-

lich bekannten Colonisten untergebracht werden, um sie zu einem nährenden Gewerbe und zur christlichen Religion zu erziehen und ihre Dienste so zu benutzen, daß jene Zwecke erreicht werden.

Hottinger, der Name einer Schweizerfamilie, die mehre berühmte Gelehrte, vorzüglich Theologen, hervorbrachte. 1. Joh. Heinr. H., geb. in Zürich 1620, zeigte auf der Schule daselbst so glückliche Anlagen, daß man ihn auf öffentliche Kosten studiren ließ. Er ging hierauf zuerst nach Gent und von da nach Frankreich, Holland und England. Nach der Rückkehr in sein Vaterland wurde ihm die Professur der Kirchengeschichte, der Theologie und der orientalischen Sprachen übertragen. Durch seine lehrreichen akademischen Vorträge sowohl als auch durch seine zahlreichen Schriften stieg sein Ruhm so hoch, daß ihn der Kurfürst von der Pfalz 1654 nach Heidelberg berief, um durch seine Wirksamkeit diese Universität, die damals von ihrer vorigen Höhe sehr herabgesunken war, wieder zu heben. Hottinger folgte diesem ehrenvollen Rufe, belebte aufs Neue die Studien und erwarb sich die Achtung und das Zutrauen des Kurfürsten. 1658 begleitete er diesen auf den Reichstag zu Frankfurt, wo er mit den ausgezeichnetsten Männern Deutschlands, unter Andern mit dem Orientalisten Ludolph, Bekanntschaft machte. 1661 kehrte er endlich in seine Vaterstadt zurück; hier wurde ihm die Würde eines beständigen Rectors der Universität, mehre ehrenvolle Aemter, ja einigemal selbst Staatsgeschäfte übertragen. 1667 erhielt er von der Universität Leyden einen wiederholten Ruf als Professor der Theologie, und er beschloß endlich, diesem Rufe zu folgen. Als er aber dahin reisen wollte, hatte er das Unglück, auf einer Fahrt auf der Limmat mit einem Theil seiner Familie sein frühes, allgemein bedauertes Ende zu finden. Mit ungemeinem Fleiße erforschte er die innere Verwandtschaft der morgenländischen Sprachen, und machte auf den Gewinn, welchen die Schrifterklärung daraus ziehen könne, aufmerksam, z. B. in seiner „Grammatica quatuor linguarum hebr., syr. et arab. harmonica", Zürich 1649, 4.; in seinem „Etymologicum orientale", Frankf. 1661; „Thesaurus phil. s. clavis scripturae", Zürich, 3. Ausg. 1696, 4.; durch welches Buch er zum Aufleben des Studiums der orientalischen Literatur am meisten beigetragen hat, u. a. m.; ferner setzte er mit diesem Studium das Studium der orientalischen Geschichte und Archäologie in enge Verbindung, und über die Geschichte der Juden und Mohammedaner, wie überhaupt über die Geschichte der Religionen und Sekten des Orients, gab er die erste genauere Kunde, z. B. in seiner „Historia orientalis", Zür. 1651 u. 1660, 4.; „Promtuarium s. bibliotheca oriental.", Heidelb. 1658, 4., u. a., sowie in seiner bis auf die Geschichte der Reformation gehenden sehr geschätzten „Historia ecclesiastica N. T.", Zür. 1651—67, 9 Bde., welche nach authentischen Quellen ausgearbeitet, aber nicht frei von manchen religiösen Vorurtheilen, in der Ordnung etwas locker und rauh im Vortrag ist. Vorzüglich bemühte er sich, auch den Zustand der orientalischen Kirchen genau kennen zu lernen, und theilte in seinen Schriften manches Ergebniß dieser Forschungen mit. — 2. Joh. Jak. H., Sohn des Vorhergehenden, geb. zu Zürich 1652, ward 1678 Professor der Theologie in dieser Stadt und starb 1735. Die Schriften dieses unermüdeten Schriftstellers, die beinahe alle über die heil. Schrift oder über andere Gegenstände der Philosophie handeln, zeichnen sich aus durch ihre

Menge. Am meisten wird seine Kirchengeschichte der Schweiz, Zürich 1708—1720, 2 Bde, 4., geschätzt. — 3. Joh. Jakob H., geb. 1750. Professor und Chorherr zu Zürich, und gestorben daselbst 1819, hat sich durch die Herausgabe und Uebersetzungen mehrer Classiker, z. B. des Sallust, der Schrift des Cicero „De divinatione", der Uebersetzungen derselben Schrift und des Werkes „Ueber die Pflichten", der „Charaktere" Theophrast's und andere mehr bekannt gemacht. Auch als Aesthetiker und Literator hat er sich bedeutende Verdienste erworben. Besonders ist hier anzuführen seine vortreffliche Preisschrift: „Versuch einer Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen und Römern", Mannh. 1789; seine „Bibliothek der neuesten theologischen, philosophischen und schönen Literatur", Zürich 1784—86, 3 Bde.; über Bodmer, Zürich 1785, 8., Salomo Geßner, Zürich 1786, 8., und J. J. Steinbüchel, sein Lehrer. Mit Wieland und Fr. Jakobs vereinigte er sich zur Herausgabe des „Neuen attischen Museums".

Houel (Johann), ein geschickter franz. Kupferstecher und Maler, wurde 1756 zu Rom geboren. Er erlernte die Kupferstecherkunst unter Lemiere, verließ aber hernach Kunst und Lehrer und widmete sich unter Anleitung des Descames der Malerkunst und vervollkommnete sich später in der Schule von Casanova. Er machte, voll Begierde, die Werke des Alterthums zu kennen und die schönsten Gegenden Europa's zu sehen, eine Reise nach Griechenland und Sicilien. Nach Paris zurückgekommen, faßte er den Entschluß, die Ausbeute seiner Reisen bekannt zu machen, und führte ihn mit Hülfe des Leprince aus. Innerhalb 6 Jahren vollendete er seine malerische Reise durch Sicilien, Malta und die Liparen; ein Werk, das mehr als 250 Platten und 4 Foliobände Text umfaßt. Die alten Denkmäler sind mit dem angestrengtesten Fleiße und mit großer Genauigkeit gezeichnet. Er wurde Mitglied der Akademie und starb 1813 zu Paris. Er soll auch Dichter gewesen seyn.

Houris, bei den Mohammedanern die Jungfrauen, welche im Paradiese die wahren Gläubigen belohnen. Diese Weiber sind nicht die, welche sie einst auf Erden besaßen; sondern zur Wonne der Seligen werden sie neu geschaffen, besitzen außerordentliche Schönheit, deren Reize nie verblühen; sie kommen den Umarmungen liebend entgegen und erleiden durch keinen Liebesgenuß Schaden an ihrer Jungfräulichkeit. Der Koran entwirft von ihnen eine reizende Schilderung: sie sind von blendender Schönheit; denn Rubinen und Perlen werden durch sie beschämt; aus großen schwarzen Augen blicken sie einzig den Geliebten schmachtend an. In einem stets grünenden Garten liegen sie auf schwellenden Polstern unter duftenden Lauben hingegossen und warten des Geliebten, der eine Fülle des süßesten Genusses und eine Quelle nimmer versiegender Freuden in ihren Armen findet. Das Glück, was man in den Liebkosungen der irdischen Schönen empfindet, ist nur ein leichter Schatten gegen Das, was die Houris gewähren. Ein seliger Mohammedaner kann aber auch statt eines himmlischen Mädchens seine Frau zur Gefährtin des Paradieses erhalten, wenn er es wünscht, und diese ihn im Leben innig geliebt hat. Mohammed hat das Vorbild seiner Houris aus der Perser-Religion genommen, die auch den echten Gläubigen ein Paradies verspricht, worin schwarzäugige Nymphen, Hurani behisht genannt, ihre Belohnung mit ausmachen sollen.

Houtmann (Cornelius), Reisender und Gründer des holländischen

Handels in Ostindien, geb. zu Gouda in der Mitte des 17. Jahrh., hielt sich seiner Geschäfte wegen einige Zeit in Lissabon auf und zog daselbst Nachrichten über den Handel nach Indien ein; allein eben dadurch erregte er Verdacht und wurde von dieser auf den Handel nach Ostindien eifersüchtigen Nation ins Gefängniß geworfen, woraus ihn die amsterdamer Kaufmannschaft, der er die erfahrenen Handelsgeheimnisse mitzutheilen versprach, loskaufte. Nach seiner Rückkehr trat die Kaufmannschaft zu Amsterdam in eine Gesellschaft zusammen, die den Namen: Compagnie der entfernten Lande, führte, rüstete 4 Schiffe aus, mit denen Houtmann 1594 nach Ostindien ging und mit geringen Vortheilen 1597 nach Amsterdam zurückkehrte. Dennoch war nun der erste Schritt geschehen und es bildeten sich in den übrigen holländischen Seestädten ähnliche Gesellschaften, die sich zuletzt zu einer ostindischen Compagnie vereinten. Houtmann wurde darauf 1598, als Befehlshaber von 2 Schiffen, die ein Kaufmann zu Middelburg ausgerüstet hatte, nach Ostindien geschickt, wobei Johann Davis sein Steuermann war. Ein indischer König von Sumatra nahm ihn anfangs freundlich auf, ließ aber bei einem Feste ihn gefangen nehmen, und so kehrten die holländischen Schiffe, in der Meinung Houtmann sey todt, allein nach Europa zurück. Er starb, da die Portugiesen seine Rückkehr hinderten, auf Sumatra. Sein Bruder, Friedrich, der mit ihm zugleich verhaftet wurde, kehrte später nach Holland zurück und wurde Statthalter auf Amboina. Die Beschreibung dieser ersten Reisen der Holländer nach Ostindien erschien in holl. Sprache, Amsterdam und Middelburg 1598, Fol.; später ließen sie über ihre Seefahrten amtlich nichts mehr bekannt werden.

Howard (John). Dieser in ganz Europa berühmte Menschenfreund stammte aus einer edlen alten Familie in England und ward zu Clayton 1727 geboren. Er hatte sich auf verschiedenen Schulen sehr schätzbare Kenntnisse erworben, als ihn sein Vater für die Handlung bestimmte. Der Tod desselben brachte ihn aber schon im 17. Jahre in den Besitz eines so ansehnlichen Vermögens, daß er nicht mehr nöthig hatte, Handelsgeschäften obzuliegen. Er widmete jetzt seine glückliche Muße ganz der Bildung seines Geistes und legte sich unter Anderm auf die Natur- und Arzneiwissenschaft. Diese letztere kam ihm in der Folge bei seinen wohlthätigen Bemühungen vortrefflich zu Statten. Er wohnte bei einer Witwe in London, die ihn mit seltener Zärtlichkeit und Emsigkeit verpflegte. Dieß machte auf Howard einen tiefen Eindruck, und aus Dankbarkeit bot er ihr seine Hand an, ohne auf die Verschiedenheit des Alters und des Vermögens Rücksicht zu nehmen. Er verlor sie aber schon nach dreien Jahren. Im Mai 1756 ward Howard zum Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften erwählt, und in eben diesem Jahre beschloß er auf Reisen zu gehen, um sein Gemüth, welches nach dem Tode seiner Frau sehr niedergeschlagen war, aufzuheitern. Lissabon war erst vor Kurzem durch ein Erdbeben zerstört: diese Ruinen wollte er sehen; aber er erreichte seinen Zweck nicht. Das Paketboot, worauf er sich befand, gerieth in die Hände eines französischen Kapers und er selbst in die Gefangenschaft. Dieß war vielleicht die erste Veranlassung, daß er auf die üble, oft grausame Behandlung der Gefangenen Achtung gab. Er selbst ward zu Brest in Bretagne einige Monate lang hart behandelt, bis er sich durch seinen edlen Anstand, durch seine Rechtschaffenheit, die ihm aus den Augen strahlte, die Freiheit verschaffte. Man ließ ihn ohne

Ranzion, bloß auf sein Ehrenwort nach England reisen, wo die Regierung einem französischen Seeoffizier statt seiner Person die Freiheit gab. Bald nachher kaufte er ein kleines Landgut und trat zum zweiten Male mit Henriette Leeds in die Ehe. Dieses liebenswürdige Frauenzimmer war ganz für ihn geschaffen; allein nach sieben glücklichen und vergnügten Jahren, die er mit ihr verlebte, entriß sie ihm der Tod in ihrem ersten Kindbette. Ohne seine Gattin, die er so zärtlich liebte, ward der ihm sonst so angenehme Aufenthalt auf seinem Gute eine Einöde. Er bezog jetzt Cardington, eines von seinen väterlichen Gütern. Im Jahr 1773 wurde er Ober-Landrichter der Grafschaft Bedford. Dieß war die eigentliche Epoche, wo Howard veranlaßt ward, sich als einen großen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts zu zeigen. Sein Amt brachte ihm die Noth der Gefangenen näher vor's Auge. Er fand, daß vielerlei Mißbräuche herrschten und daß die Leiden der unglücklichen Eingekerkerten sehr groß waren. Um diese Mißbräuche abzustellen und diese Leiden zu erleichtern, fühlte er sich gedrungen, die vornehmsten Gefängnisse in den benachbarten Grafschaften zu besuchen. Hier fand er die nämlichen Mißbräuche und die nämlichen Leiden. Viele Gefangene, sowohl Schuldner als Spitzbuben, lagen sogar todtkrank am Kerkerfieber oder an den Blattern. Dieß bewog ihn, seine Beobachtungen auch auf entferntere Gefängnisse auszudehnen; auch durch seine Beredtsamkeit und Thätigkeit brachte er es dahin, daß eine Parlamentsacte bekannt gemacht wurde, welche nicht bloß die Erhaltung der Gesundheit der Gefangenen zum Gegenstande hatte, sondern auch die Unterstützung Solcher betraf, welche bei ihrer Loslassung die Kosten und Gebühren nicht bezahlen konnten. Howard erhielt für seine patriotischen Bemühungen eine öffentliche Danksagung vom Unterhause. Der Wohlthäter Englands zu seyn, genügte dem edlen Manne nicht; er wollte sich auch um die leidende Menschheit in andern Ländern verdient machen. In dieser Absicht stellte er seit dem Jahre 1775 zu verschiedenen Zeiten Reisen durch Holland, Frankreich, Flandern und Deutschland, durch die Schweiz und Italien, durch Dänemark, Schweden, Polen und Rußland an. Verschiedene dieser Länder besuchte er mehr als einmal und jedesmal in der edlen Absicht, die wichtigsten Hospitäler und Gefangenhäuser zu besuchen, seine Bemerkungen über die fehlerhafte Einrichtung derselben, über die eingeschlichenen Mißbräuche und die oft unmenschliche Verwahrlosung der Gefangenen und Kranken niederzuschreiben und sie dann dem unparteiischen Publikum gedruckt vorzulegen. Bei diesen Untersuchungen scheute er weder Kosten noch Beschwerden und ertrug alles Ungemacht leicht, wenn er dadurch seinem großen Zwecke näher zu kommen glaubte. Nachdem Howard 11 Jahre lang die Verbesserung der Gefängnisse zu seiner Hauptangelegenheit gemacht und sich durch alle mögliche Mittel bemüht hatte, jene fürchterliche Krankheit, das Kerkerfieber, auszurotten, entwarf er einen Plan — den menschlichsten und wohlthätigsten, der je in die Seele eines Sterblichen kam — dem Fortgang der verwüstenden Pest Einhalt zu thun. Der erste Gegenstand, den er hiebei zu erreichen hatte, war Bekanntschaft mit den Wohnplätzen der Krankheit, den Lazarethen. In dieser Absicht ging er nach Marseille, Genua, Neapel, Sicilien, Malta, Triest, Venedig, Zante, Korfu, Smyrna und Konstantinopel, hielt an den meisten dieser Orte Quarantaine, kam 1787 nach London zurück und machte nun seine trefflichen Nachrichten von den vorzüglichsten Kranken-

häusern und Pesthäusern bekannt, die 1791 deutsch erschienen. Nicht zufrieden mit Dem, was er bereits gethan hatte, unternahm er 1789 eine dritte Reise, um die Pest ganz kennen zu lernen, ward aber leider! hier ein Opfer seines rastlosen Strebens; denn zu Cherson in der Krim wurde er angesteckt, und der merkwürdigste Märtyrer für Menschenwohl starb 1790. Auch nach seinem Tode noch wollte der edle Menschenfreund sein Andenken erhöhen: er vermachte 40.000 Pf. Sterl. zur Verbesserung der Gefängnisse und Tollhäuser. In London wurde dem großen Menschenfreunde ein Denkmal in der St.-Paulskirche errichtet.

Howe (Richard, Graf v.), berühmter britischer Seeheld, geb. 1772, nahm auf der englischen Flotte Dienste, zeichnete sich 1754 unter Lord Hamke, bei Eroberung der Insel Aix, aus und zerstörte den Hafen von Cherbourg. Schnell durchstieg er alle Grade und war 1770 schon Contreadmiral und Oberbefehlshaber im mittelländischen Meer. Mit Besonnenheit führte er während des nordamerikanischen Krieges mehre Aufträge der Regierung aus und besorgte das belagerte Gibraltar mit Proviant. 1788 erhielt er den Rang eines Grafen von Großbritannien. Bei Ausbruch des Krieges mit Frankreich war er Admiral der weißen Flagge im Canal, blockirte Brest und gewann am 1. Juni 1794 einen großen Sieg über die Franzosen bei Quessant. Ungeachtet er 1794 den Befehl über seine Flotte niedergelegt hatte, stillte er doch einen Aufruhr der Matrosen auf den Flotten von Portsmouth und Plymouth und starb 1799. Sein besonnener Muth und sein fester Sinn hatten ihm hohe Achtung erworben; die Matrosen nannten ihn wegen seiner dunkeln Gesichtsfarbe nur den schwarzen Dick, Dick: das englische Verkleinerungswort von Richard.

Hoym (Karl Georg Heinrich, Graf v.), k. preuß. dirigirender Minister in Schlesien, geb. 1739 zu Poploz in Hinterpommern; zu seiner Zeit einer der tüchtigsten Geschäftsmänner des preuß. Staats, begann seine Studien auf dem königsberger Gymnasium und setzte sie fort auf der Universität zu Frankfurt a. d. Oder. 1761 ging er zum Militair, trat aber bald in das Finanzfach. Er stieg schnell empor; 1762 wurde er Kriegs- und Domainenrath, und 1767 Geh.-Rath und zweiter Kammerdirector. 1768 wurde er Friedrich dem Gr. persönlich bekannt, der ihn 1769 zum Regierungspräsidenten in Kleve und 1770 zum dirigirenden Minister in Schlesien ernannte. Seine Verwaltung dieser Provinz wird in den Jahrbüchern Schlesiens unvergeßlich bleiben. Die beiden Nachfolger Friedrichs beehrten Hoym nicht minder mit ihrem Vertrauen. Friedrich Wilhelm II. erhob ihn in den Grafenstand, ließ sich von ihm 1796 bei der Huldigung in Südpreußen repräsentiren und übertrug ihm auch die Verwaltung dieser neuen Erwerbung. Nach dem tilsiter Frieden wurde Hoym bei seinem hohen Alter in den Ruhestand versetzt und starb in demselben Jahre zu Dyrnfurt bei Breslau.

Huarte (Juan), der einzige spanische Schriftsteller, welcher über das Gebiet seines Vaterlandes hinaus als Philosoph berühmt geworden ist. Er war 1520 zu S.-Juan del pié del Puerto, S.-Juan, in Niedernavarra geboren und lebte 1590 als praktizirender Arzt in Madrid, welcher Beruf ihn bei seinen psychologischen Beobachtungen sehr begünstigte. Sein Werk: „Examen de ingenios para las sciencias", welches ihn in Europa berühmt machte und in viele Sprachen übersetzt wurde, erschien zu Bilbao 1580 und zeigt ihn als praktischen Denker von vielen

Kenntnissen, aber nicht ohne Paradoxien. Huarte verbesserte es bei jeder neuen Auflage, die es in seinem Vaterlande erlebte. Lessing hielt dieses an Erfahrungen und Beobachtungen über die geistige Verschiedenheit der Menschen reichhaltige Werk einer Verdeutschung vorzüglich würdig, „Joh. Huarte's Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften", Zerbst 1752, in einer verbess. Aufl. von Ebert, Wittenberg 1785. In der Vorrede zu dieser Uebersetzung hat Lessing den Verfasser, der noch jetzt bei seiner Nation in ehrenvollem Andenken ist, trefflich gewürdigt. Man machte ihm übrigens den Vorwurf, einen untergeschobenen Brief des Proconsuls Lentulus an den römischen Senat, in welchem der Heiland nach seinem Aeußern beschrieben wird, als echt bekanntgemacht zu haben

Huber. Dieser Name erinnert in der literarischen Welt an vielfache Verdienste, z. B. in der Medicin an den Anatomen und Professor der Anatomie zu Kassel, Johann Jakob (1707–, in der Schweiz geb., st. 1778; in der Jurisprudenz an den berühmten Staatsrechtslehrer Ulrich, Professor der Rechte zu Franeker, geb. zu Dokum in Friesland 1636, st. 1694, dessen Werk „De juris civitatis", Leyden 1667, 4., für diese Wissenschaft bedeutend ist, und an dessen Sohn Zacharias, 1669–1731; in der Philosophie an eine geniale Schriftstellerin, Maria, 1694 zu Genf geb., gest. zu Lyon 1759, welche durch einige deistische Schriften, besonders durch ihre „Lettres sur la religion de l'homme", 1739 und 54, welche auch ins Engl. und Deutsche übersetzt worden sind, viel Aufsehen erregte. Endlich kennen wir einen berühmten Maler, Johann Jakob, 1668—1748, welchen Füßli in seiner „Geschichte der schweizer Maler" den Tintoretto der Schweizer nennt.

Huber (Joh. Ludw.), geb. 1723 zu Großheppach, einem Dorfe im Würtembergischen, erhielt von seinem Vater, Prediger daselbst, eine sehr zweckmäßige Erziehung und ward von ihm zum Lehramte der Religion bestimmt. Nachdem er die niedern Klosterschulen seines Vaterlandes durchlaufen, kam er in das theologische Stift zu Tübingen und wurde 1744 Magister der Philosophie. Allein durch eine ungerechte Zurücksetzung gekränkt, suchte er seine Entlassung und ergriff das Studium der Rechte. Seine Mußestunden widmete er der Musik und Poesie. 1750 erhielt er die Oberämter zu Nagold, ward 6 Jahre später nach Babenhausen versetzt und 1762 zum Regierungsrath und Oberamtmann in Tübingen ernannt. Damals seufzte Würtemberg unter der drückenden und despotischen Regierung des Herzogs Karl; um die Pracht und den Luxus des Hofes zu befriedigen, ward mit gänzlicher Hintansetzung der Landesverfassung eine allgemeine Steuerveränderung in Vorschlag gebracht. Unter allen Oberbeamten hatte Huber allein den Muth, dem berüchtigten Minister Montmartin Gegenvorstellungen zu machen, und bewog die Vorsteher der ihm untergebenen Landescorporation, das Ansinnen des Fürsten zu verwerfen. Dieß geschah; das Beispiel von Tübingen ermuthigte auch andere, und die schon gewonnenen Städte und Aemter traten wieder zurück. Der Herzog ließ nun eine militairische Execution in Tübingen einrücken; Huber, der an einem hitzigen Fieber darniederlag, wurde gefangen genommen und ohne Verhör, Urtheil und Recht auf die Festung Asperg geführt. 6 Monate saß Huber in engem Verhaft; und noch lange nach seiner Befreiung, die ihm durch den kaiserl. Minister und die Landstände, die ihm eine Pension von 600 Gulden gaben, erwirkt wurde, verfolgte ihn die fürstliche Rache. Auch in seinem Privatleben fuhr er fort, durch

rechtliches Gutachten und ähnliche Dienstleistungen zum Nutzen seiner Mitbürger zu wirken. Seinem Freunde, dem Regierungspräsidenten Gemmingen, zu Liebe zog Huber 1788 nach Stuttgart, wo er 1800 starb. Huber gehört unter die verdienstvollsten Schriftsteller der damaligen Zeit, die die aufkeimende deutsche Literatur mit Fleiß und Sorgsamkeit pflegten. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Versuche in Reden mit Gott", 2. Aufl., Tübingen 1787; Oden, Lieder und Erzählungen, Tübingen 1751. Viele seiner Gedichte sind religiösen Inhalts, und mehre von diesen wurden in das neue würtembergische Gesangbuch aufgenommen. In seiner Selbstbiographie schildert er seinen Charakter, den Gang seiner Thätigkeit und sein Schicksal so schlicht, naiv und unbefangen, daß er jedem Leser von Gefühl äußerst anziehend und liebenswürdig wird.

Huber (Michael), geb. 1727 zu Frontenhausen in Niederbaiern, kam in früher Jugend nach Paris, wo er mehre Jahre den Wissenschaften und Künsten lebte; ging dann 1765 nach Leipzig, wo er die Stelle eines Lectors der franz. Sprache bei der Universität, mit dem Professortitel und einer kurfürstl. Pension von 800 Thlr. erhielt. Er stiftete hier eine lange Reihe von Jahren hindurch als geistreicher Uebersetzer classischer Werke der Deutschen ins Französische, als Kunstkenner und als Lehrer der franz. Sprache großen Nutzen und genoß die ausgezeichnete Achtung und Liebe des In- und Auslandes. Er st. 1804. Huber war der Erste, der durch seine, wenn auch nur prosaischen Uebersetzungen der zu seiner Zeit vorzüglichsten deutschen Dichterwerke, und die geschmackvollen Kritiken, womit er dieselben begleitete, den Franzosen Achtung gegen die deutsche Literatur einflößte. Außer den Uebersetzungen der Werke Geßner's, Zürich 1768—72, und öfters wiederholt, gab er auch „Choix de poésies allemandes" in 4 Bdn., Paris 1766, 12., heraus, die erste franz. Anthologie deutscher Gedichte, in welcher Sammlung er selbst Poesien von Klopstock, Wieland, Lessing, Kleist u. A. übersetzte und eine brauchbare Uebersicht der Geschichte der deutschen Dichtkunst gab. Ferner übersetzte er in derselben Sprache Thümmel's „Wilhelmine", ausgewählte Briefe von Gellert und Rabener, Meiners's „Philosophische Briefe über die Schweiz", Campe's „Neuen Robinson", vorzüglich aber Winckelmann's „Kunstgeschichte", Leipz. 1781, 3 Bde., 4. Außerdem gab er auch „Notices générales de graveurs et de peintres, précédées de l'histoire de la gravure et de la peinture depuis l'origine de ces arts jusqu'à nos jours", Dresd. und Leipz. 1787, neue Ausgabe von Rost, Leipzig 1797, in dem „Manuel des curieux et des amateurs de l'art", u. m. a. von geringerer Bedeutung heraus und war Mitarbeiter an vielen gelehrten Journalen.

Huber (Ludwig Ferdinand), des Vorigen Sohn, wurde 1764 zu Paris geboren. Nicht lange nach der Geburt ihres einzigen Sohnes verließen die Eltern Frankreichs Hauptstadt und zogen nach Leipzig, wo Michael Huber als öffentlicher Lehrer der franz. Sprache angestellt wurde. Der tägliche Umgang mit den vortrefflichsten Männern des In- und Auslandes, den der junge Huber in seinem väterlichen Hause genoß, hatte auf ihn den vortheilhaftesten Einfluß und bestimmte die politische und literarische Richtung, die er später als Schriftsteller genommen hat. Schon frühe faßte der junge Huber die lebhafteste Neigung zur ältern englischen Literatur. Die Gunst des Ministers Gutschmid in Dresden beförderte ihn in seinem 23. Jahre zum kursächsischen Legations-Secretair bei der

Gesandtschaft in Mainz; 2 Jahre darauf wurde er kursächs. Resident daselbst. Nach Einrückung der Franzosen in Mainz, 1792, ging er nach Frankfurt a. M., von wo er nach 8 Monaten nach Dresden zurückberufen wurde. Sein Freundschaftsbund mit Georg Forster, dessen Gattin er hernach heirathete, bestimmte nun sein Schicksal. Um Retter, Vater und Pfleger von Forster's Familie zu werden, welche ihm dieser kurz vor seinem Tode übergeben hatte, verließ er 1793 seine vortheilhafte Anstellung in sächsischen Diensten. Mehre Jahre lebte er als privatisirender Gelehrter in dem Dorfe Bosle unweit Neufchâtel in der Schweiz, und darauf zu Stuttgart, wo er, nachdem Posselt die Redaction der „Weltkunde" aufgegeben hatte, dieselbe u. d. N. der „Allgemeinen Zeitung" fortsetzte. Als er wegen des würtembergischen Verbots der Zeitung nach Ulm flüchtete, ernannte ihn der Kurfürst von Pfalzbaiern zum Landesdirectionsrath. 1804 ward er auf das Ehrenvollste in das Directorium der neuen schwäbischen Provinz von Kurbaiern, das in Ulm seinen Sitz hatte, als Oberschulrath gesetzt, und nur solche Geschäfte wurden ihm zugetheilt, die mit seinen Wünschen übereinstimmten. Er fühlte sich jetzt zum ersten Male nach so mancherlei Stürmen des Lebens in sicherer Ruhe wohl, als plötzlich der Tod ihn 1804 dahinraffte. Als Schriftsteller ermangelt Huber freilich der eigentlich gelehrten Bildung, sein Geist war nicht genährt durch das Studium der Alten, nicht mit Sicherheit ausgebildet durch Philosophie und Logik. Aber man erkannte in ihm einen combinatorischen Scharfsinn, einige gut leitende ästhetische Ansichten, einen Styl, der anfangs freilich von einer gewissen Mühseligkeit erkältet, sich in den letzten Jahren zu mehrer Freiheit hindurcharbeitete. Die Deutschen hat er mit mehren vorzüglichen Werken der engl. und franz. Literatur bekannt gemacht, und die deutsche Bühne mit vortrefflichen Bearbeitungen der besten franz. Lustspiele bereichert. Schon 1785 gab er heraus: „Ethelwolf", ein Schauspiel in 5 Aufz., nebst vorläufigen Anmerk. über Beaumont und Fletcher und das ältere engl. Theater überhaupt. Unter den Lustspielen, die er aus dem Französischen übersetzt hat, gehören vorzüglich „Der tolle Tag oder Figaro's Hochzeit"; „Offene Fehde", Manh. 1783; „Die Abenteuer einer Nacht", Manh. 1789, und andere in seinem „Neuern franz. Theater", 3 Bde., Leipz. 1796. Auch übersetzte er Duclos's „Geheime Memoiren zur Geschichte der Regierungen Ludwigs XIV. und XV.", Berlin 1791. Unter allen seinen Schriften hat die meiste Celebrität davon getragen sein Original-Trauerspiel: „Das heimliche Gericht". Von höherer Bildung zeugen seine Erzählungen, 3 Samml., Braunschw. 1801. Mehre seiner Kritiken in der „Allgem. Lit.-Zeit." sind nicht bloß dem Literarhistoriker merkwürdig, sondern zeichnen sich auch durch Eindringlichkeit und Unbefangenheit aus. Als politischer Schriftsteller nimmt er ebenfalls einen ehrenvollen Rang ein. Er war auch Herausgeber der „Klio" und der „Europäischen Annalen". Sein Nachlaß ist in seinen „Sämmtl. Werken seit 1802", Tüb. 1807, nebst Biographie.

Huber (Franz), einer der ausgezeichnetsten Naturforscher, geb. 1750 zu Genf, Sohn des daselbst 1790 verst. talentvollen Silhouetteurs Joh. Huber, von dem Grimm in seiner Correspondenz so viele Anekdoten erzählt. Die geistigen Fähigkeiten des jungen Huber entwickelten sich bald. Naturgeschichte war sein Lieblingsstudium. In seinem 15. J. ward er in Folge ununterbrochenen Studirens und zu vielen Lesens des Gesichts auf immer beraubt. Dieß hinderte indeß ein geistreiches Mädchen, Aime

Lullin, welches Huber früher gekannt hatte, nicht, ihm nach ihrer Volljährigkeit, ungeachtet des Widerspruchs und sogar der Verfolgungen ihres Vaters, ihre Hand zu geben. Vierzig Jahre lang lebten sie in der glücklichsten Ehe, und die Gattin war des Blinden Vorleserin und Beobachterin. Durch Bonnet war Huber auf die Bienen und die Dunkelheiten in der Naturgeschichte derselben aufmerksam gemacht worden, und so unternahm der Blinde das Geschäft, sie aufzuklären. Er lehrte seinen Bedienten, Franz Burnens, die schwere Kunst des Beobachtens. Sinnreich ausgedachte Bienenstöcke von Glas halfen die Thierchen belauschen. Was Burnens gesehen hatte, ward auch Huber's Frau und den Freunden gezeigt, und aus den übereinstimmenden Beobachtungen Aller zog Huber seine Ergebnisse, die der Welt zuerst 1792 in Briefen an Bonnet u. d. T.: "Nouvelles observations sur les abeilles", mitgetheilt wurden. Als Burnens eine öffentliche Anstellung erhielt, wäre Huber aller Hülfe entblößt gewesen, hätte nicht zuerst die Gattin, dann der Sohn des Dieners Stelle ersetzt. Aber auch Freunde halfen und namentlich Sennebier, welcher wegen der über das Athemholen der Bienen anzustellenden Versuche zu Rathe gezogen, dadurch selbst auf andere Arbeiten geleitet wurde und mit Huber gemeinschaftlich die berühmt gewordenen Beobachtungen über das Keimen der Samen anstellte, die in dem "Mémoire sur l'influence de l'air et des diverses substances gazeuses dans la germination de différentes plantes" niedergelegt sind. Huber's spätere Beobachtungen über die Bienen erschienen als eine Ausgabe seines obengenannten Werkes, 2 Bände, Paris und Genf 1814. Man verdankt Huber besonders die Bestätigung der schon früher geahneten Erzeugungsart des Wachses im Leibe der Bienen, Angaben über die Sinne dieser Insekten, über das Athmen derselben, die Bestätigung der Angabe Schirach's, daß aus Arbeitsbienen Königinnen entstehen können, wenn eine veränderte Behandlung und Nahrung der Larven eintritt, wobei auch der Einfluß, den die Zelle auf die Verwandlung des Insekts hat, nachgewiesen wird; ferner den Beweis von dem Eierlegen der Königin, von dem Legen fruchtbarer Eier durch eine gewisse Art von Arbeitsbienen, von dem Erkennen der Bienen untereinander durch die Fühler, einen genauen Bericht von der sogenannten Drohnenschaft u. s. w. Außerdem ist Huber auch der Stifter der Gesellschaft für Physik und Naturgeschichte zu Genf. Mit Karl Bonstetten war er in fortwährend wissenschaftlicher Verbindung. Er st. zu Lausanne am 22. Dec. 1831. Sein Sohn hat eigne Beobachtungen über die Ameisen bekanntgemacht.

Huber (Therese), geb. den 7. Mai 1794 in Göttingen, Tochter des berühmten Heyne. Die Kränklichkeit ihrer Mutter und deren Gemüthsstimmung verkümmerten ihre Jugend und beraubte sie einer sorgfältigen Erziehung. Therese war meist ohne alle Gespielen auf ein enges Haus und einen kleinen Garten eingeschlossen. Mit Lehrstunden ward sie nicht geplagt, lesen lernte sie im dritten und vierten Jahre von ihrem zwei Jahre ältern Bruder. Bis in ihr zwölftes Jahr las sie Romane, Trauerspiele; ihr Unterricht war schlecht, allein ihre ganze Umgebung war geistvoll und wissenschaftlich. Herder, Bürger, die Stolberg, Dohm und andre gute Köpfe waren häufig in dem Hause ihrer Aeltern. Therese war 12 Jahre alt, als ihre Mutter starb, und damit schloß sich ihre trübe Kindheit. Des Vaters Schmerz erregte die Begier in dem 12jährigen Mädchen, ihn durch Gespräch zu zerstreuen; nun las sie, um ihm

welchem er selbst Märchen, wie Geschichte faßlich und angenehm erzählte. Auch in Poetik und Rhetorik ist er durch sein „Reimwörterbuch", erschienen 1696, wiederholt und mit einer kurzgefaßten Anleitung zur deutschen Poesie: „J. Hübner's neuvermehrtes poetisches Handbuch", Leipzig 1712, und durch seine „Oratorischen Fragen", 5. Aufl., Leipzig 1709, noch mehr aber in den ältern deutschen Schulen durch seine beliebten „Biblischen Historien", seit 1714 in mehren Aufl., Uebers. und Bearbeitungen, bekannt. Das „Real- Staats-, Zeitungs- und Conversationslexikon" aber, wie auch einige andre Werke, welchen man zur Empfehlung seinen Namen vorgesetzt hat, sind nicht von ihm. Er schrieb nur die Vorreden zu denselben. Auch machte sich Hübner durch seine zweckmäßige Erfindung, die Landcharten methodisch zu illuminiren, von welcher der berühmte Homann in Nürnberg seit 1702 den ersten Gebrauch machte, vorzüglich bekannt. Um seine Verdienste gerecht zu beurtheilen, muß man sich in seine Zeit versetzen, denn in manchem Irrthume seines Zeitalters war auch Hübner befangen. — Sein Sohn, Johann, Advocat in Hamburg, gest. 1753, hat mehre seiner Schriften nachgesehen, fortgesetzt und von Neuem herausgegeben, z. B. das „Museum geographicum", welches ein brauchbares Verzeichniß der besten Landcharten ist, Hamburg 1746. Letzterer gab auch selbst einige nützliche historische und geographische Werke, z. B. „Bibliotheca genealogica", deutsch, Hamburg 1790, und eine „Vollständige Geographie", Hamburg 1745, 3 Theile, heraus, welche mehrmals aufgelegt worden ist.

Hudson (Henri), ein englischer Seefahrer, welcher den Plan faßte, einen nähern Weg, als ums Vorgebirge der guten Hoffnung, nach Japan und China durch die Nordsee zu entdecken. Zweimal versuchte er diesen Weg vergebens und bestimmte 1609 die holländisch-ostindische Handelsgesellschaft zu einem drittem Versuche. Er kam nur bis Nowa-Zembla und 1610 machte er einen vierten, um im Westen der Davisstraße ins Südmeer zu dringen; auf dieser Fahrt entdeckte er die Hudsonsbai, und überwinterte im Süden derselben. Aufrührer unter seinen Matrosen setzten ihn und 8 kranke Seematrosen in eine Schaluppe, und überließen solche ohne Lebensmittel ihrem Schicksale. Seitdem erhielt man von diesem Entdecker keine Kunde weiter.

Hudsonsbai, ein 14.000 QM. großer Meerbusen 51—68° N. B., zwischen Eastmain, dem Ostlande von Labrador, Canada, Neuwales und den nordamerikanischen Polarländern. Er ist 250 Seemeilen lang, 200 breit und in der Mitte 150 Klaftern tief, kann aber nur 4 Monate im Jahre beschifft werden. Die übrige Zeit ist diese Bai beständig mit Treibeis angefüllt. Ihr südlichster Theil heißt Jamesbai, der nördliche Baltonsbai, und der nordwestliche, zwischen der Westküste und Insel Barren, Thomas-Roes-Welcome, oder bloß Welcome. Im Nordwesten dringt aus dem Meere Chesterfields-Inlet tief ins Land; oberhalb desselben liegen die Wager- und Repulsebai. In dieses Binnenmeer ergießen sich mehre große Ströme, und zwar in die Jamesbai: der Albany, Abitibbe und der Moosefluß; westlich der Severn, der Nelson, der Churchill und der Seal. Die Hudsonsbai ist voll Sandbänke, Klippen und Inseln. Unter den letztern ist die Southamptoninsel, 64° N. B., die größte, da sie 100 Seemeilen lang, aber sehr schmal ist. Der Entdecker dieses Meeres war ein Däne, Anschiöld; doch erhielt es den Namen von Henri Hudson (s. d.). Später machte der Capitain Thom. Button, Robert

Bylot, Thom. James und A. hier Entdeckungen. Unter der Regierung Karls II. ward die Hudsonsbaicompagnie errichtet, an welcher der Prinz Rupert und viele Große Theil nahmen. Diese hat, mit kurzen Unterbrechungen, bis auf den heutigen Tag den Alleinhandel in diesen Gewässern und an diesen Küsten besessen und 4 Niederlassungen begründet: die südlichste, Moosefort oder Saint-Louis, südlich von der Jamesbai, 51° 28′, Albanyfort oder Saint-Anne, 52° 18′, Yorkfort am Nelsonfluß, 57° 30′, und Churchillfort oder Prinz-Wales, 59°. Die Hudsonsbailänder: 1. Labrador, 24.000 QM., mit 6090 Eskimos; 2. Neuwales, 23.000 QM. (s. d.), welches in die von Parry 1822 entdeckte Halbinsel Milville ausläuft, gehören seit dem utrechter Frieden den Engländern und stehen, jenes unter dem Gouvernement Neufundland, dieses unter dem zu Quebeck. S. Handelsgesellschaften.

Huehuetlapallan, eine amerik. Urstadt in der merik. Provinz Guatimala, 3 Stunden von Palenque, deren Ruinen am Abhange von Höhen in den Wäldern am Flusse Mikol vom span. Capitain Rio 1789 entdeckt wurden. Besonders merkwürdig sind: ein pyramidenähnliches Grabmal und eine solid gebaute Wasserleitung. Im Pyramidenbau und in den Bildsäulen, sowie in den huehuetlapallanischen Denkmälern zeigt sich eine klare Uebereinstimmung der ägyptischen und merikanischen Bildnerei. Cabrera zu Neu-Guatimala bemühte sich zu erweisen, daß Huehuetlapallan eine phönizisch-kananäische oder carthagische Pflanzstadt gewesen sey. Sein Werk fand in Meiningen 1824 einen Uebersetzer. Die genauere Untersuchung jener Trümmer wird über die Urgeschichte Merikos, Aegyptens und Phöniziens neue Aufklärung geben. S. Bullocks „Six months in Mexico", London 1824.

Hufnagel (Wilh. Friedrich), ein gelehrter, gründlicher und freimüthiger protestantischer Theolog und vorzüglicher Kanzelredner, geboren 1754 in der ehemaligen Reichsstadt Hall in Schwaben, Sohn des Consistorialdirectors, Joh. Dav. H., erhielt von demselben die erste Bildung, dann am haller Gymnasium, und machte im Studium des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen bedeutende Fortschritte. So vorbereitet, bezog er, um sich den theologischen Wissenschaften zu widmen, 1773 die Hochschule Altdorf, 1776 die zu Erlangen, wurde hier 1778 Magister, 1779 außerordentlicher Professor der Philosophie, erhielt 1782 die Doctorwürde und das Lehramt der Theologie. Zugleich verwaltete er das Pastorat der akademischen Kirche und hatte die Aufsicht über das Predigerseminar. 1791 folgte er dem Rufe nach Frankfurt, wo er am 7. Februar 1830 als Senior des geistl. Ministeriums, Consistorialrath und Prediger an der Barfüßerkirche starb. Sowie das dankbare Deutschland seine schriftstellerischen Verdienste um die Theologie, besonders um den homiletischen und liturgischen Theil derselben, stets anerkennen wird, so werden auch Alle, die Zeugen der Periode seiner rastlosen Thätigkeit in seinem eigentlichen geistlichen Wirkungskreise und für die Erhebung des Schulwesens in Frankfurt waren, seinem Streben und Vollbringen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Bekannt sind seine meisterhaften Uebersetz. Hiob's und des „Hohenliedes"; seine latein. Schriften über hebr. Sprache und einzelne Bücher der Bibel; seine gehaltvollen Moralpredigten, Predigtentwürfe, seine „Hauptsätze der christl. Glaubens- und Sittenlehre nach Bibelstellen" u. s. w. Auch war er ein thätiger Mitarbeiter an mehren theolog. Zeitschriften Deutschlands.

Hughes (J.), Esq., geb. zu Marlborough in Wiltshire 1677, st als Secretair der Gesellschaft der Wissenschaften 1749, gilt bei den Brit für einen der besten lyrischen Dichter. Seine Ode an den Schöpfer d Weltalls gehört zu den schönsten lyrischen Poesien, und sein Trauerspie „Die Belagerung von Damaskus", verdient ebenfalls einen ausgezeichnet Rang. Mit Addisson bearbeitete er den „Engl. Zuschauer". Auch v dankt man ihm eine gute Ausg. von Spenser's Werken und mehre Ueber aus dem Französ., z. B. Fontenelle's „Todtengespräche".

Hugo der Große, Graf v. Paris, Herzog von Isle de France u Vater Hugo Capets, mächtiger als die damaligen Könige Frankreich war ein Sohn König Roberts von Frankreich und der Beatrix von Ve mandois. Den Beinamen „der Große" erhielt er wegen seines Wuchses „der Weiße" wurde er genannt wegen seiner Gesichtsfarbe, und „de Abt", weil er sich in Besitz der Abteien St.-Denis, St.-Germain de Prés und St.-Martin de Tours gesetzt hatte. Er ließ 936 Ludwig üb Meer zu Laon zum König salben, nahm Rheims ein, wurde von Lothar zum Herzog von Burgund und Aquitanaien gemacht und starb 956. 2. Hugo Capet, Graf von Paris und Orleans und Herzog von Isle de France, war des Vorigen ältester Sohn und ist Stammvater der dritten Dynastie der franz. Könige. Die Großen Frankreichs wählten ihn 987 zu Noyon zum König, nachdem sie den noch übrigen Karolin ger, Herzog Karl von Lothringen, von der Thronfolge ausgeschlossen hatten, gegen den er sich auch mit den Waffen behauptete; denn Karl wurde 992 von ihm gefangen und starb kurz darauf zu Orleans. Sein väterlichen Güter wurden, bis auf das Herzogthum Burgund, welches er seinem Bruder Otto abtrat, von dem es dann der dritte Bruder, Hein rich, erbte, königl. Domainen. Hugo suchte durch Macht und Klugheit seinen Thron zu gründen, ohne sich an seinen frühern Feinden zu rächen. Den Namen Capet soll er nach Einigen wegen seines starken Kopfes, nach Andern wegen seiner Klugheit erhalten haben, noch Andre halten ihn für einen Familiennamen. Hugo starb 996. Durch ihn wurde Paris die Hauptstadt des Königreichs. Seine Dynastie hat in 3 Hauptlinien: die Capetinger, 987—1328, Valois bis 1589 und Bourbon bis auf Ludwig XVI. 800 J. lang den Thron besessen, den sie 1814 unter Ludwig XVIII., nach Napoleons Vertreibung, wiedererhielt. — 3. Hugo der Große, dritter Sohn König Heinrichs I. von Frankreich, war einer der vorzüglichsten Ritter seiner Zeit und einer der Ersten, die sich das Kreuz anheften ließen zur Eroberung der heiligen Oerter. Er nahm 1096 seinen Weg nach Palästina zur See, wurde durch einen wüthen den Sturm an die Küste von Epirus geworfen und von dem griech Statthatter zu Durazzo gefangen nach Konstantinopel an den Kaiser Alexius geschickt. Nachdem ihm Gottfried von Bouillon die Freiheit wie der verschafft hatte, zeichnete er sich bei mehren Gelegenheiten und zwar bei der Belagerung von Nicäa und Antiochien aus, wurde in der Schlacht von Heraklea verwundet und starb kurz darauf zu Tarsus in Cilicien 1102 im 46. J. seines Lebens. Vermählt an Herbert's Tochter Adelheid, wurde er Stammvater der zweiten Linie der Grafen von Ver mandois.

Hugonotten oder Hugenotten, ein Spottname, mit dem die Katholiken die Calvinisten in Frankreich belegten, stammt am wahrschein lichsten von einem Orte nahe bei Tours, wo die Protestanten anfang

sich versammelten, her. Frühzeitig hatte der Protestantismus Eingang in Frankreich gefunden. Schon Zwingli widmete dem König Franz I., reg. 1515—47, sein Werk „Von der wahren und falschen Religion"; auch wurden Luther's und Melanchthon's und ihrer Anhänger Schriften schnell im Königreich verbreitet und von Vielen begierig gelesen. Die erste Gemeinde der Reformirten sammelte sich zu Meaux in der Nähe von Paris; allein da einige ihrer Mitglieder 1525 eine an der Kirche angeschlagene päpstliche Bulle vor den Augen des Volkes zerrissen und Schmähschriften auf den Papst anhefteten, so verfuhr das pariser Parlament mit scharfen Strafen gegen sie, und die neue Gemeinde zerstreute sich. Indessen fanden sie auch eine mächtige Beschützerin an der Schwester des Königs, Margaretha von Valois, seit 1527 Gemahlin Heinrichs von Albret, Königs von Navarra. Die Zahl der Protestanten vermehrte sich durch Calvin's (s. d.) Thätigkeit. 1534 hefteten sie in einer Nacht an den Kirchen und öffentl. Plätzen von Paris, selbst am königl. Pallast Schmähschriften gegen die kathol. Religion, den König und die Geistlichkeit an. Hierauf ermahnte Franz I. die Gerichtshöfe, mit unerbittlicher Strenge gegen die Häretiker zu verfahren, und ließ mehre verbrennen. Deßungeachtet ward der Abfall von der herrschenden Kirche durch die Bemühungen der calvinist. Prediger in allen Provinzen des Reichs immer häufiger. Nach der unglücklichen Schlacht bei St.-Quentin wagten sie es, ihre Versammlungen öffentlich zu halten; 1559 aber zu Paris ihre erste Synode, in welcher ein Glaubensbekenntniß und Disciplinarvorschriften aufgestellt wurden, welche ganz mit Calvin's Lehre und Verordnungen übereinstimmten. — Die damaligen Parteien am Hofe, die der Bourbons und der 5 Prinzen von Guise, benutzten unter der Regierung des schwachen Franz II., 1559—60, den Meinungszwist der verschiedenen Religionsparteien, um ihre politischen Absichten durchzusetzen. Die Bourbons gehörten zur Partei der Protestanten, an deren Unterdrükkung die Guisen eifrig arbeiteten. 1560 bildete sich dagegen die Verschwörung von Amboise. Die Reformirten in ganz Frankreich bewaffneten sich heimlich; an einem bestimmten Tage wollte man in der Nähe des Hofes, der zu Blois residirte, zusammentreffen, den König und die Königin überfallen, die Guisen gefangennehmen oder ermorden, und dann die Regierung durch eine Reichsversammlung den Prinzen Bourbon und Condé übergeben. Der Anschlag wurde, und zwar durch einen Protestanten, verrathen. Viele der Urheber und Theilnehmer wurden nun, theils in vereinzelten Gefechten getödtet, theils gefangen und hingerichtet. Durch den weisen Kanzler l'Hopital bewogen, erließ indeß der König das Edict von Romorantin, wodurch die Untersuchung des Verbrechens der Ketzerei den Bischöfen überlassen, den Parlamenten untersagt wurde. Unter der Regierung seines Nachfolgers, Karls IX., während dessen Minderjährigkeit die Königin Mutter, Katharina von Medici (s. d.), die Regentschaft führte, ward der Kampf der Parteien noch heftiger. Um das Gleichgewicht herzustellen, erschien von der Königin das sogen. Edict vom Januar, 1562, welches den Hugenotten freie Religionsübung und Versammlungen außerhalb der Städte gestattete und ihnen nur die Wiederherstellung und Rückgabe der den Katholiken entrissenen Kirchen auferlegte. Seit 1559 nämlich hatten die Calvinisten angefangen, die Kirchen zu plündern, zu verbrennen oder niederzureißen und mancherlei Unruhen besonders in den Prov. Languedoc, Guyenne, Poitou und Saintonge, zu

stiften. 1561 ward in Montauban, Pamiers, Lisleur, Maur, Orleans, Amiens u. a. O. nicht sowohl der kathol. Gottesdienst gewaltsam gestört, sondern auch hier und da gar untersagt, Dom- u. a. Kirchen und Klöster ruinirt. Es war aber nicht bloß die plötzliche Wuth zügelloser Volkshaufen, welche solche Gewaltthaten verübte, sondern die Prediger munterten meist dazu auf, stellten sich an die Spitze und faßten darüber in ihren Versammlungen Beschlüsse, wie zu Castres, Nimes, wo im Febr. 1560 eine Synode verordnete, daß alle Kirchen der Diöcese niedergerissen und die Katholiken zum Calvinismus gezwungen werden sollten. Beim Anblick solcher Raserei, welche gegen Alles, was Katholiken heilig und ehrwürdig war, den Vertilgungskrieg führte, wurden nun auch diese zur Wuth entflammt; die Priester forderten sie von den Kanzeln auf, ihre Heiligthümer zu beschützen oder zu rächen; an vielen Orten bewaffneten sie sich, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; und so kam es bald dahin, daß beide Parteien in glühendem Hasse gegen einander, im Plündern und Morden und oft in unmenschlicher Grausamkeit zu wetteifern schienen. Am 1. März 1562 gerieth bei Vassy in der Champagne das Gefolge des Herzogs von Guise mit den in einer Scheune versammelten Hugenotten in Streit. Der Herzog, welcher vermittelnd dazwischen treten wollte, wurde durch einen Steinwurf im Gesichte verwundet, worauf seine Begleiter über die Hugenotten herfielen und gegen 60 derselben tödteten. Dieß war die Veranlassung zu dem ersten Religionskriege. Daß aber dieser auch ohne dieselbe begonnen haben würde, ist daraus geschlossen worden, weil die Protestanten schon am 19. Febr. zu Nimes die Waffen ergriffen hatten und Flassans in der Provence schon am 6. März von ihnen in offener Schlacht besiegt worden war. Diese Religionskriege verheerten Frankreich fast bis zum Ende des 16. Jahrh. und wurden nur zuweilen durch Friedensschlüsse unterbrochen. Die Schuld des vielfachen Unglücks, das diese Kriege über das Volk brachten, trug die Unbeständigkeit und die falsche Politik der Königin Katharina von Medici, welche sowohl auf den elenden Karl IX. als den nicht weniger verächtlichen Heinrich III. den entschiedensten Einfluß behauptete. Ein wilder Glaubenseifer ergriff das Volk. Die erhitzten Gemüther trachteten nur dahin, sich aus Religionshaß zu verderben, und wenn man einige Parteihäupter ausnimmt, welche diese fanatische Gährung zur Befriedigung ihrer Ehrsucht benutzen wollten, so waren die Uebrigen nur darauf bedacht, ihrem Glauben mit Feuer und Schwert die Oberhand zu verschaffen. Ueberall, wo die Calvinisten die Oberhand erhielten, stellten sie den kathol. Cultus ein, stürzten die Altäre, zertrümmerten die Bilder, verbrannten die Reliquien, brachen die Kirchen und Klöster ab oder verwüsteten sie und weihten die Priester und Mönche dem Tode. Die schrecklichste Wirkung von Katharina's Hinterlist war die pariser Bluthochzeit 1572 (s. d.). Kurz vorher, ehe mit Heinrich III. der Stamm der Könige aus dem Hause Valois ausstarb und dem Hause Bourbon, dessen Haupt der protestantische Heinrich, König von Navarra, war, der Weg zu dem Throne eröffnet wurde, verwickelten sich noch mehr die Verhältnisse der beiden Parteien. Nach Heinrichs III. Ermordung mußte der König von Navarra einen harten Kampf um die eröffnete Thronfolge bestehen, und erst als er 1593 zum Katholicismus übertrat, konnte er eines ruhigen Besitzes der Krone sich erfreuen. 1598 stellte er durch das Edict von Nantes die Hugenotten zufrieden. Dasselbe erlaubte ihnen

den öffentlichen Gottesdienst an allen jenen Orten, wo derselbe 1596 und 1597 eingeführt war, jedoch unbeschadet der früher erlassenen Edicte und Zugeständnisse — also mit Ausschluß der Stadt Paris und 10 Stunden um dieselbe — in den Parlamenten sollten gemischte Kammern — halb aus Katholiken, halb aus Reformirten bestehend — wieder eingesetzt werden; dagegen sollten sie gehalten seyn, an kathol. Festtagen ihre Laden zu schließen, alle geheimen Verbindungen und Unterhandlungen im In- und Auslande aufzugeben und ihre Vereine aufzulösen. Durch besondere Patente erlaubte ihnen Heinrich auch noch 8 Jahre lang im Besitz ihrer Festungen oder Sicherheitsorte zu bleiben und sicherte ihnen jährlich 180.000 Thlr. zum Unterhalte ihrer Garnisonen und 45.000 Thlr. für ihre Prediger zu. Deßungeachtet brach während Ludwigs XIII. Regierung neue Gährung unter den Hugenotten aus, die der Cardinal-Minister Richelieu beruhigte; er entriß ihnen 1621—29 ihre immer noch innebehaltenen Sicherheitsplätze, um ihnen die gefährliche Macht einer selbständigen Partei im Staate zu entziehen. Das feste Rochelle fiel 1629 nach einer hartnäckigen Vertheidigung. Zwar ward den Hugenotten vollkommene Gewissensfreiheit versprochen, und Richelieu sowohl als sein Nachfolger Mazarin störten sie nicht in dem Genusse derselben; als aber Ludwig XIV. von dem wollüstigen Leben zur Frömmelei überging, ließ er sich von seinen Hofgeistlichen und der Maintenon zu empörender Bedrückung seiner protestantischen Unterthanen verleiten, um sie in den Schoß der rechtgläubigen Kirche zurückzuführen. Schon 1681 nahm er ihnen die meisten bürgerlichen Rechte, und als Colbert, welcher gewaltthätige Maßregeln noch ziemlich gehindert hatte, gestorben war, folgte der König ganz der Leitung seiner verfolgungssüchtigen Rathgeber, des Kriegsministers Louvois, des Kanzlers le Tellier und des Jesuiten Lachaise, seines Beichtvaters. Es wurden in die mittägigen Landschaften, wo die meisten Protestanten wohnten, zahlreiche Haufen von Dragonern gesandt, welche die Unglücklichen, gegen den Geist des katholischen Christenthums, mit Gewalt zur Abschwörung ihres Glaubens bringen sollten. Um das Auswandern der Protestanten zu verhindern, wurden die Grenzen sorgfältig bewacht; aber dennoch gelang es schon damals mehr als 500.000 fleißigen Hugenotten, nach der Schweiz, nach Deutschland, Holland und England zu entfliehen. Viele, welche dieses Rettungsmittel nicht fanden, mußten zum Schein ihren Glauben verlassen. Man sandte darauf Verzeichnisse von den angeblich bekehrten Protestanten an den König, und es ward seinen schmeichelnden Rathgebern leicht, ihn zu überreden, daß er sich den Ruhm erworben, die Zahl der Protestanten in Frankreich bis aufs Unbedeutende vermindert zu haben. Der König erließ daher, 22. Oct. 1685, in dieser irrigen Voraussetzung eine Verordnung, durch welche das Edict von Nantes aufgehoben ward. Aber er hatte noch über eine halbe Million protestantischer Unterthanen, und der ebenso ungerechte als unweise Widerruf raubte Frankreich eine große Anzahl nützlicher und reicher Bewohner, welche mit ihrem Kunstfleiße, ihrem Vermögen und ihren wissenschaftlichen Talenten im Auslande eine willkommene Aufnahme fanden. In Frankreich war indeß die Ruhe keineswegs vollkommen hergestellt. In den Landschaften zwischen der Rhone und Garonne waren die Protestanten noch sehr zahlreich, die nahen unwirthbaren Sevennengebirge boten ihnen eine Freistätte an; da führten sie als Cami-

farbs, größtentheils nur mit Knitteln bewaffnet, noch lange einen Krieg, dem Vendéekrieg in unsern Tagen nicht ganz unähnlich. Nach 20 Jahren, 1706, mußte man sich endlich zu Unterhandlungen mit ihnen bequemen; doch wurde es nie ganz ruhig (vgl. Sevennenkrieg). Im flachen Lande, besonders zu Nismes, blieb noch immer protestantischer Geist im Verborgenen; selbst bei Katholiken war das Mitleid erregt, und manche Verfolger der Protestanten waren ihre Beschützer geworden; auch fehlte es unter den Reformirten nicht an verborgen gehaltenen Geistlichen. Unter Ludwig XV. wurden zwar neue, aber nicht so strenge Maßregeln gegen die Reformirten ergriffen, und diese wagten es, 1746 sich in Languedoc und dem Dauphiné wieder öffentlich zu zeigen. Nach und nach erhoben sich mehre Stimmen für die Duldung andrer Religionsmeinungen; Montesquieu brach die Bahn; aber mächtiger wirkte Voltaire, über Jean Calas's unglückliches Schicksal empört, durch seine Schrift über die Toleranz, 1762. Von dieser Zeit an wurden die Protestanten nicht mehr beunruhigt, aber noch durften sie auf öffentliche Aemter keinen Anspruch machen. Erst die Revolution gab ihnen alle bürgerliche Rechte wieder, und sie verwendeten häufig ihren bis dahin verborgen gehaltenen Wohlstand zum Ankauf von Staatsgütern. Es war daher kein Wunder, wenn einige von ihnen, bei der neuesten Veränderung der Dinge, mehr Anhänglichkeit an die vorige Regierung vermuthen ließen, da sie ihnen Vergünstigungen bewilligt hatte, die sie unter der neuen wieder zu verlieren fürchten mußten. Obgleich ihnen der Vorwurf einer Widersetzlichkeit gegen die neue Regierung nicht gemacht werden konnte, so entstanden doch Bewegungen, die neue Bedrückungen der Protestanten und blutige Auftritte zu Nismes und in dasiger Gegend zur Folge hatten, durch die zweckmäßigen Maßregeln der Regierung aber gedämpft wurden. S. Aignan, „De l'état des Protestans en France", 2. Aufl., Paris 1818.

Hugo von Trimberg, Verfasser eines der größten und besten satyrischen Gedichte der altdeutschen Literatur, lebte in der letzten Hälfte des 13. Jahrh. als Schullehrer zu Thürstadt bei Bamberg. Sein Gedicht „Der Renner", der Titel wird verschieden erklärt und ist vielleicht unecht, ist in vielen Handschriften aufbewahrt und, Frankf. a. M. 1549, Fol., gedruckt, aber verfälscht. Ohne poetische Einheit der Erfindung und Anordnung, ist es ein bunter Weltspiegel voll gesunder und heiterer Lebensweisheit und gutmüthiger Laune.

Hühnengräber, oder auch Riesenbetten genannt, findet man am meisten im ebenen Norddeutschland. Sie waren, bis man in Holstein die Felder vertheilte und einfriedigte, dort ungemein häufig und verschwinden nach der Einfriedigung immer mehr. Sie haben eine mäßige Höhe und sind am häufigsten in der Nähe der dort zahlreichen Seen oder in den wenigen, dort erhaltenen Waldungen. Viele enthalten nichts mehr, vermuthlich weil sie früher geplündert wurden. Bisweilen entdeckt man darin Urnen von zum Theil schöner Töpferarbeit, Spangen, Waffen, Geschmeide, bisweilen von Golde. Selten sind sie aber 16 Fuß hoch und selten ist ihr Umkreis über 300 Fuß. Die darauf befindlichen breiten Eichen und Buchen auf der Spitze sind deutlich von jüngerer Hand. Woher der Name Hühnen entspringt, ist nicht mehr ausfindig zu machen. Einmal entdeckte man in einem solchen Grabe ein Gefäß mit einigem zähen Safte, dessen nähere Untersuchung aber unterblieb. Ein inneres steinernes Gewölbe nahe an der Spitze haben die noch unverletzten Grä-

ber immer und oft findet man eine große Zahl nahe bei einander. Bei den Hühnengräbern sind gewöhnlich Steine ringsum gesetzt, der Kreis ist ein Oval, dessen größerer Stein als Deckel ist darüber hergelegt. S. Zöllner und Kosegarten über die Insel Rügen. An den Hühnengräbern zu Bälken in Holstein und bei Helmstädt zieht sich ein dreifacher Kreis von Feldsteinen ringsum. Die Steine des mittlern Kreises sind viel höher als die andern und tragen einen gewaltigen Steinblock. Diese Hühnengräber finden sich vorzüglich in den Ländern, wo der Sassenstamm gewohnt, also sehr häufig in Westfalen, in den münsterschen Haiden bei Osterholz, Friesland, Holstein, Jütland, Pommern und den Ostseeinseln. Indessen ist nicht zu leugnen, daß in Schottland, besonders im nördlichen Theile desselben, Ossian's Gesängen zufolge, gewiß noch manche solche Heldengräber zu finden seyn dürften, wie sie nach einer gelieferten Schlacht den blaubeschilderten Führern, einem Königssohn, der umgekommenen Jungfrau mit dem schneeigen Busen, errichtet wurden. Unter den Hühnengräbern im Holsteinschen sind am besten erhalten die in der Ebene zwischen den Dörfern Volksstädt am Ufer des nahen Sees und in dem Haine daselbst. Beim Pachthofe Höhebeck sind mehr als vierzig dergleichen, theils noch in ihrer Urgestalt, theils bis auf die granitnen Urnenhöhlen aufgedeckt. Sie sind gewiß sehr viel älter als die Zeit der römischen Invasion. Daß Tacitus nicht von ihnen spricht, beweist nichts. Die Römer mochten sie wohl gar nicht gekannt haben, indem sie meistentheils in unwegsamen wilden, abgelegenen Gebirgsschluchten, in wüsten Haiden oder in Wäldern angelegt, vielleicht auch absichtlich als Heiligthum sehr verborgen gehalten wurden, wie es ja die Südseeinsulaner noch jetzt mit ihrem Morai oder Begräbnißplatz machen.

Huldigung, im staatsrechtlichen Sinne, eine feierliche Handlung, wodurch Unterthanen und ansässige Ausländer — Letztere jedoch nur in Rücksicht ihrer Besitzungen im Lande — dem neuen Regenten oder dessen Stellvertreter Treue und Gehorsam eidlich angeloben, welches jetzt gewöhnlich nach Ständen und Classen und von den Beamten geschieht. Eigentlich bedarf der Regent einer förmlichen Huldigung der Unterthanen nur in Staaten, wo die Regierungsfolge durch Fundamentalgesetze nicht festgestellt und begründet ist, oder wenn in Erbstaaten eine neue Familie zur Oberherrschaft gelangt; aber in solchen, wo die Regierungsfolge durch Grundgesetze bestimmt ist, und mithin das Recht der höchsten Gewalt nicht erst durch die Huldigung erworben wird, ist sie nicht wesentlich nothwendig, sondern bloß ein äußeres Zeichen der Anerkennung der Landeshoheit. Weil aber die meisten Menschen stillschweigend übernommene Verbindlichkeiten für minder kräftig halten, als solche, denen sie sich ausdrücklich unterziehen, und weil die feierliche, gewöhnlich mit gottesdienstlichen Handlungen verbundene Huldigung einen tiefen Eindruck auf sie macht, so hält es der neue Regent für rathsam, sie zu fordern. Gewöhnlich pflegt derselbe bei Einnahme der Huldigung die Freiheiten und Privilegien des Landes zu bestätigen. Ehedem wurden auch Huldigungsmünzen ausgeworfen. Von dem Huldigungseide, welchen Unterthanen dem Regenten bei seinem Regierungsantritt ablegen, unterscheidet sich der Lehnseid oder die Erbhuldigung, welche von Vasallen dem Lehnsherrn, der Bürgereid, welcher von Mitgliedern der Bürgerschaft oder einer andern Gemeinheit bei ihrer Aufnahme in dieselbe der Obrigkeit; der Amts- oder Diensteid,

der bei Gelangung zu einem gewissen Amte, und der Erb- oder Gerichtseid, welcher dem Gutsherrn geleistet wird.

Hull, eigentlich Kingston upon Hull, eine blühende Handels- und Fabrikstadt in Yorkshire in England, am Einfluß der Hull in den Humber. Sie ist eng gebaut, enthält in 4560 Häus. 27.000 Einw. Unter mehren schönen Gebäuden zeichnet sich besonders die 1312 erbaute heilige Dreifaltigkeitskirche aus, welche eins der herrlichsten Denkmäler der Baukunst aus dem Mittelalter ist. Ferner hat Hull ein Theater, eine Börse und einen durch die Bemühung William Spencer's angelegten öffentlichen botanischen Garten; außer diesen mehre Hospitäler und eine Versorgungsanstalt für Schifferwitwen. Unter den Manufakturen sind wichtig die Oelmühlen, 2 große Zuckerraffinerien, beträchtliche Seifensiedereien und Thranbrennereien, eine Spermacetis- und Wachslichterfabrik, Eisengießerei, Terpetinölfabrik, mehre Segeltuchmanufakturen und Seilereien. Der Binnen- und Seehandel ist sehr bedeutend: jener beläuft sich jährlich auf den Werth von 5 Mill. Pf. St.; dieser wird vorzüglich durch die glückliche Lage der Stadt in der Nähe zweier Ströme begünstigt. Sie treibt einen außerordentlichen wichtigen Kornhandel auf der Ostsee; und von hier gehen vorzüglich die Grönlandsfahrer aus. Auf dem Hull und dem Humber sind in neuern Zeiten zwei große Schiffswerfte angelegt worden.

Hülshoff, Clemens August von Droste-, geb. zu Cösfeld in Westfalen 1793, stammte aus einem der ältesten und angesehensten freiherrlichen Geschlechter des Münsterlandes. Sein Vater war vornehmlich im Kirchenstyl ein sehr geschätzter Componist. Seine geistreiche Mutter, eine der schönsten Frauen, war zu dem Glauben des philosophischen Jahrhunderts gelangt, der Mensch könne aus sich und unabhängig vom Christenthum die Bestimmung seines Daseyns erreichen. Als Kind verrieth C. A. wenig Talent, seine Mutter verwandte deßungeachtet die größte Sorgfalt für seine Erziehung. Erst in der Trivialschule zu Münster entwickelten sich seine Geistesgaben. In seinen Mußestunden waren des schönen Knaben gymnastische Uebungen liebste Beschäftigung. 1804 bezog er das Gymnasium zu Münster, wo er Hermes's Unterricht genoß. Dieser führte in Droste's Hause den von der Philosophie zum Theil verdrängten Glauben an Christum wieder zurück. 1809 bezog Droste die Hochschule zu Münster, wo Hermes ebenfalls die Leitung seiner Studien festhielt. Nachdem er Philosophie gehört, ging er in die theolog. Facultät über. Mit frischer jugendlicher Kraft, mit musterhaftem Ernste und seltener Geistesgediegenheit umfaßte er alle Zweige seiner Berufswissenschaft. Außer der lat. und griech. ward er auch mit der hebr. Sprache bekannt gemacht, verwandte dabei auch vorzüglichen Fleiß auf das Französische, Engl. und Italienische. Aber nicht bloß auf das Wissen, auf die Aufklärung seines Verstandes war sein Streben gerichtet; mit gleicher Lebhaftigkeit war er bemüht, sein Herz zu bilden und christl. Tugend zu erringen. 1814—17 war er Lehrer am Gymnasium zu Münster, nach seinem Ausdrucke die angenehmste Zeit seines Lebens. Er schwelgte im geistigen Genusse einer nie ruhenden, ihm überaus lieben Berufsthätigkeit. Droste hatte jetzt, ins männliche Alter tretend, seinen Geist gegen eine im Unglauben erschlaffte Welt- und Lebensansicht, sein Gemüth gegen die Eindrücke und Zerstreuungen vieler und lockender Gegenstände zu wahren; er bedurfte einer leitenden Hand auf der neuen Lebensbahn, die

den Faden seines Zweckes und seiner Bestimmung festzuhalten und geschickt durch alle Gegenwirkungen und Hindernisse hindurchzuführen vermochte. Er hatte diesen Führer in der Person des damaligen Domdechants von Münster und jetzigen Erzbischofs von Köln, Graf Spiegel. Den Entschluß, in den geistlichen Stand zu treten aufgebend, ging er 1817 um Ostern nach Berlin, Philologie unter Boeckh und Wolf, hierauf Rechte unter Hasse, Hegel, v. Savigny und Schmedding, Kirchengeschichte unter Neander studirend. So wurde Droste durch die neuerwachte Neigung, in Verbindung mit seiner frühern theolog. Bildung, zum Studium des Kirchenrechtes geführt. 1820 erhielt er seine Entlassung als Gymnasiallehrer zu Münster, hörte dann die ausgezeichneten Juristen Eichhorn und Hugo zu Göttingen, wo er am 20. Sept. 1820 die Doctorwürde der Rechte erhielt. Von der höhern Staatsbehörde unterstützt, unternahm er noch in diesem Jahre eine Reise nach Wien, wo ihm nicht bloß die Archive der erzbischöfl. Kanzlei, der Studien-Hofcommission und der Hofkanzlei, sondern auch die der geh. Staatskanzlei aufgeschlossen wurden. Auf der Rückreise besuchte er Görres, der auch später von den schönen Erwartungen sprach, wozu Droste berechtigt, da nach seinem Dafürhalten die kathol. Kirche in Deutschland Männer bedürfe, welche nicht anders als mit hellem Verstande und gründlicher Wissenschaft, als Vorkämpfer für dieselbe heraustreten. 1822 trat Droste als Privatdocent in der juristischen Facultät zu Bonn, und zwar zunächst für das Natur-, Kirchen- und Criminalrecht auf. 1823 wurde er außerordentlicher, 1825 ordentlicher Prof. in gedachter Facultät, 1829 zum Rector Magnificus der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität erwählt. Seine Vorlesungen wurden sehr zahlreich besucht. Nachdem Droste einzelne Monographien durch den Druck bekannt gemacht hatte, trat er nun auch mit größern Werken auf, und zwar 1823 mit seinem „System des Naturrechts". Hier sowohl, wie in dem später von ihm bearbeiteten „Kirchenrechte", machte er das philos. System seines Lehrers Hermes geltend, und inwiefern er hierdurch in beiden Disciplinen ein neues Element angeregt und inwiefern er sich in die richtige Mitte zu den extremen Parteien hingestellt, wird die unbefangenere Folgezeit besser lehren, als die Gegenwart es gethan. — Es war nicht zu verwundern — sagt Prof. Braun in Bonn, s. „Zeitschrift für Philosophie und kathol. Theologie", 4s Hft., Köln 1832 — daß in einer Zeit, wo alle Grundlagen menschlicher Entschiedenheit über Wahrheit, Sittlichkeit und Recht hinweggenommen waren, Diejenigen, welchen das Geschäft des Wiederaufbauens des Umgestürzten war aufgetragen worden, über die Fundamente in Verlegenheit geriethen. Die feinen, nur dem scharfen Auge sichtbaren, geistigen Fäden, welche das Recht auf die Urquelle alles menschlichen Denkens und Fürwahrhaltens zurückführen, waren durch die entartete Philosophie abgeschnitten worden. Das aber scheint das Loos des armen Menschengeschlechts zu seyn, daß es in der Wissenschaft, in der Geschichte und im Leben, sobald es an ein Aeußerstes gekommen, wie zur Buße in das andere entgegengesetzte Aeußerste hingeschleudert wird. Was Wunder, daß man sich der Geschichte in die Arme warf und alles Recht als etwas rein Zufälliges, bloß Conventionnelles, oder als eine pure Thatsache nahm! So kam man dazu, daß vor lauter Vergangenheit die Gegenwart vergessen oder daß aus jener ein stroherner Schild für diese geflochten wurde, der, wie die tägliche Erfahrung lehrt, keineswegs die Festigkeit hat,

die Pfeile abzuwehren, welche fortwährend darauf losgedrückt werden. Es muß ja ohne eine feste philosophische Ansicht der Dinge die Geschichte schlechthin schwankend bleiben, und Diejenigen, welche diese Ansicht fern halten wollen, versündigen sich ebenso sehr an der Geschichte wie die Andern, welche sie rein a priori construiren und dieselbe in Fabel und Mythe umwenden. Und in der That sehen wir leider, daß es den Geistern der absoluten wissenschaftlichen Verneinung bis jetzt nicht schlecht gelingt, da sie aus philosophischen oder naturrechtlichen Grundsätzen alles positiv gesetzlich Bestehende wegdemonstriren. Würde aber das Positive recht philosophisch behandelt, so würde die Philosophie das Historische halten, statt im entgegengesetzten Falle die Philosophie, nach dem Ausdrucke Droste's, alles Positive über den Haufen stößt. Droste's Bestreben würde dann besser gewürdigt werden, wenn man seine Stellung zu den extremen Richtungen richtig fixirte, und es würde auch die historische Partei ihm als ein großes Verdienst anrechnen müssen, daß er der letztgenannten verkehrten Richtung mit solcher Entschiedenheit entgegengetreten und ihr in der Region der Speculation die nothwendige Grenze gesetzt hat. Daß er aber auf der andern Seite die Quelle des höchsten Rechtsgesetzes so klar und bündig nachgewiesen, daß er die Principien des Kirchenrechtes tiefer als Jemand erfaßt habe, Das kann durch die folgenden Bemerkungen nur zu etwas mehr, als zu einer bloßen Behauptung erhoben werden. Wenn nämlich, z. B., Kant in der Aufsuchung und Aufstellung des Naturrechts hohe Achtung verdient, so wird doch immer die sichere Grundlage für die Deduction des natürlichen Rechtes vermißt werden, eine Grundlage, ohne welche die Kantische Theorie eine Reihe grundloser Behauptungen wird. Auch bei Fichte hält sich die ganze Deduction dieses Grundsatzes im Bereiche des Denkens und Vorstellens wie in einem Zauberkreise eingeschlossen, aus dem derselbe nur durch die Verwandlung des Rechtssatzes in den Pflichtsatz herausgelangen kann, eine Verwandlung, die durch Nichts begründet ist. — Außerdem sind die strenge systematische Behandlungsweise, die klare Präcision in der Bestimmung der Rechtsverhältnisse, die in dem Kirchenrecht immer mehr hervortretende echt historische Behandlung Vorzüge der gedachten Werke, welche Jedem, der dieselben etwas genauer ansieht, von selbst in die Augen springen, und selten wird wohl Jemand, ohne genügenden Aufschluß über specielle Punkte zu erhalten, dieselben aufgeschlagen haben; ein Vorzug, den dieselben vor vielen andern Werken voraushaben. Für die philosophische Begründung und Ausbildung der Rechtswissenschaft, welcher Droste mit Wärme zugethan war, gedachte er auch noch zunächst als Criminalist mitzuwirken. Die Abfassung eines Criminalrechtes sollte sein Hauptwerk in der juristischen Wissenschaft werden, und damit er auch Verdienste andrer Art sich erwürbe, wollte er christliche Betrachtungen schreiben, um, so viel er es vermöchte, dem Einflusse der (unchristlichen) „Stunden der Andacht" zu wehren. — Bald nach Hermes's Tode, 26. Mai 1831, erhob sich ein kleiner theolog. Aufstand gegen den Verewigten und dessen Schule. Gleich trat Droste mit gewohnter Energie, mit starker wissenschaftlicher Waffenrüstung in die Arena, und er (in dieser Hinsicht mit Lessing zu vergl.) hat die Anmaßung und Halbheit mit einem Scharfsinn, mit einer theolog. Gelehrsamkeit, mit einer Redlichkeit und Offenheit in die Schranken gewiesen, welche auch dem leidenschaftslosern Gegner Achtung gebieten. Nur an dem Tone, den er gewählt, hat man vielfach Anstoß genommen.

— Wie klar und richtig Droste das System von Hermes aufgefaßt hatte, Das bezeugen die eignen Aeußerungen von Hermes und die Schüler, die gerade durch ihn leichter in das System eingeführt wurden, als durch den Urheber selbst. Es beweisen dieses auch seine eigenen Schriften, in welchen er, von wenigen Anhaltspunkten ausgehend, die er seinem Lehrer verdankte, die umfangreichsten Disciplinen zu behandeln wußte. Bei der strengwissenschaftlichen Richtung seines Geistes war Droste nicht bloß ein Verehrer der Kunst im Allgemeinen und der Musik insbesondere; auch die Erzeugnisse der Poesie nahmen sein Interesse in Anspruch, und selten entging ihm eine namhafte Leistung in diesem Fache. Er liebte am meisten jene Leistungen in der Musik, welche durch ihre Klarheit und Einfachheit, durch Tiefe und Gemüthlichkeit und feierlichen Ernst sich auszeichnen; Mozart, Haydn, Händel, Beethoven und Spontini waren seine Lieblinge. Die größten Musikstücke, ganze Opern, Cantaten, Symphonien u. s. w. trug er, nachdem er sie ein- oder zweimal gehört — die Noten kannte er nicht — aus dem Gedächtnisse vor. In dem letzten halben Jahre seines Lebens war trotz seiner damals nicht festen Gesundheit, seine wissenschaftliche Thätigkeit bis zur Begeisterung gesteigert worden. Außer der Ausarbeitung der eben erschienenen zweiten Abtheilung des zweiten Bandes seines Kirchenrechts besorgte er eine neue Auflage des ersten Bandes desselben Werkes, schrieb in rascher Aufeinanderfolge mehre Streitschriften, nahm den thätigsten Antheil an der in Bonn herausgegebenen „Zeitschrift für Philosophie und kathol. Theologie“ und hielt zum erstenmal Vorlesungen über empirische Psychologie. Ende Juli 1832 reiste er, zur Stärkung seiner Gesundheit nach den Heilquellen zu Wiesbaden, wo er aber schon am 13. Aug. in den Armen seiner Gemahlin starb. — Unbestechlichkeit war der Grundcharakter seines Wesens; sein Herz kannte kein Falsch, sein Gesicht keine Verstellung. Ein anderer Foscari, würde er der Wahrheit das Theuerste geopfert haben. In Droste lebte dieselbe deutsche Natur mit ihren Eigenthümlichkeiten, wie in Friedrich Schlegel; es ist nicht zu verwundern, daß sie Denjenigen, welche ihr ferner standen und nicht wußten, welch herrlicher Keim unter der etwas rauhen Schale verborgen war, nicht immer, und besonders beim erstmaligen Vorkommen zusagen mochte. Dem Glauben seiner kirchlichen Gemeinschaft war er aus tiefbegründeter wissenschaftlicher Ueberzeugung treu ergeben. Dabei übte er stets vollkommne Toleranz gegen Andersdenkende. Wäre er nicht so frühzeitig eine Beute des Todes geworden, so würde er durch sein Werk wider die „Stunden der Andacht“ gezeigt haben, daß hohe Verstandesbildung und christliche Religion sich nicht immerdar ausschließen, wenn er anders Dieses nicht schon durch sein Leben bewiesen hätte. S. Braun's „Biogr. Mittheilungen über Cl. A. v. Droste-Hülshoff ꝛc.“, Köln 1833.

Human, Humanität, bezeichnet den Charakter der Menschheit, oder Das, was den Menschen zum Menschen macht und ihn vom Thiere unterscheidet, mithin mehr, als man gewöhnlich mit dem deutschen Worte Menschlichkeit bezeichnet; — human, was der Idee des Menschen gemäß ist. Das Unterscheidende der Menschheit aber besteht nicht bloß in dem Besitze solcher Anlagen, die dem Thiere durch seine Natur nicht verliehen sind, z. B. Verstand, Phantasie, Willkür, sondern auch in der eigenthümlichen Gestalt, welche die körperlichen und geistigen Anlagen, die den Menschen und Thieren gemeinschaftlich sind, dadurch annehmen, daß sie

in der menschlichen Natur mit der Vernunft verbunden sind. Humanität ist daher theils der Inbegriff der den Menschen eigenthümlichen Anlagen, theils die freie Ausbildung menschlicher Anlagen überhaupt. Alle Ausbildung aber hat ein Ziel. Die freie Ausbildung menschlicher Anlagen hat ein durch die Vernunft erkennbares und der Menschheit überhaupt vorgestecktes Ziel. Die Humanität ist folglich in Hinsicht auf die Kräfte des Menschen, Harmonie dieser Kräfte unter Herrschaft der Vernunft, oder harmonische Ausbildung des Menschen; in Hinsicht auf das Ziel derselben, Leben im Geist der Menschheit, oder eine der menschlichen Bestimmung gemäße Bildung; human aber ist, was dazu gehört, oder dazu führt. Beziehen wir nun die geistigen Anlagen des Menschen, wodurch sich der Mensch über das Thier erhebt, in ihrer Gesammtheit auf sein Verhältniß zu dem absoluten und vollkommensten Wesen, Gott, welchem der Mensch in seinem Ursprung und durch seine Kraft verwandt ist, so liegt in dieser menschlichen Bestimmung, Humanität, vor Allem die Religiosität, welche aller wahren Bildung Mutter ist. In besonderer Beziehung auf die Grundrichtungen des Geistes und deren höchsten Gegenstand rechnen wir die intellectuelle, praktische und ästhetische Bildung, und alle diese untergeordnete Kenntnisse, Fertigkeiten und Stimmungen, welche dem Menschen durch Ausbildung seiner Anlagen zu eigen werden, zu den Bestandtheilen der Humanität. Da der Mensch, als solcher, im Handeln sich äußert, so hat man vorzüglich die praktische Bildung, mithin eine tugendhafte, rechtliche und zweckmäßige Handlungsweise Humanität genannt. Sie äußert sich insbesondere im Verkehr mit Andern, sowohl als Menschlichkeit im eigentlichen Sinne, Menschenfreundlichkeit, Milde und Gerechtigkeit, als auch in denjenigen Vorzügen und Fertigkeiten, welche die eigentlich sogenannte gesellige Bildung ausmachen, d. i. einem schicklichen und anständigen, feinen und gefälligen Betragen. Doch sind die letztern Vorzüge nur untergeordnet, insofern die Vernunft verlangt, daß das äußere Betragen mit der innern Beschaffenheit des Gemüths übereinstimme, und für die Idee der Menschheit auch zweckmäßig in der Sinnenwelt gewirkt werde. Man hat mithin den Begriff der Humanität in der neuern Zeit zu beschränkt genommen, wenn man die angegebenen Vorzüge einer geselligen Bildung, für sich und ohne Beziehung auf die ihnen übergeordneten Zwecke, für Humanität gehalten hat; man hat den edlen Ausdruck gemißbraucht, wenn man ein bloß kluges, höfliches, gefälliges und einschmeichelndes Benehmen (politesse) auf Kosten der Eigenthümlichkeit und Originalität, der Charakterfestigkeit und Wahrheit, als Humanität empfohlen und erstrebt hat. Denn ohne diese Eigenthümlichkeit, Kraft, Festigkeit und Wahrhaftigkeit sind jene Vorzüge nur ein wesenloser Schein, eine täuschende Larve, in welche charakterlose Schmeichlei, Schlaffheit der Grundsätze, niedrige Selbstsucht und alle Art von Falschheit, ja der gefährlichste Haß sich verbergen; und eine gesellige Bildung dieser Art wäre vielmehr Verbildung zu nennen. Höher ist z. B. doch die Pflicht, die Wahrheit ohne Ansehung der Person zu bekennen, als die Pflicht, sich der Person gefällig zu erweisen, wobei die Wahrheit oftmals unterdrückt und der Schein der Menschenliebe erzwungen wird. Ja Unwahrheit und charakterloses Schwanken, Hingeben an fremden Willen und knechtische Demuth, Streben nach äußerer Glätte und leeren Schein sind der innersten Wurzel der Humanität am meisten gefährlich. Die wahre Humanität dagegen schließt Kraft und Eigenthümlichkeit der Bildung keineswegs

aus, sie gibt vielmehr der Individualität des Menschen, ihren wahren, tiefen Werth. Doch pflegen wir bei Humanität mehr an das Reinmenschliche als an das Eigenthümliche zu denken, und wenn daher Humanität von einer Seite die thierische Rohheit, Bestialität, Brutalität, ausschließt, welche durch Mangel an freier Ausbildung der Anlagen entsteht, so ist sie von der andern ebenso sehr der selbstsüchtigen oder überfeinerten Bildung des Individuums entgegengesetzt, welche durch einseitige Richtung das Reinmenschliche unterdrückt, das Höhere dem Niedern nachsetzt, und das Einzelne übermäßig hervorzieht und ausbildet.

Humanistische Studien, humaniora, solche, die auf die vertrautere Bekanntschaft mit der alten classischen Literatur, vorzüglich mit den Meisterwerken in der griechischen und röm. Sprache, mit der Geschichte, Philosophie und Kunst der alten Welt, die formale Bildung des Geistes gründen: Gefühl für das Große, Wahre und Schöne, ein gereiftes Urtheil und einen lebendigen Sinn für Alles, was die Römer unter dem Worte humanitas verstanden. Diese dachten sich darunter: 1. die Eigenthümlichkeit der Menschennatur; 2. den Inbegriff bildender Kenntnisse; 3. die solcher Veredlung entsprechende Handlungsweise; 4. den Sinn für äußern Anstand. Man gründete deßhalb, seit der Periode der Wiederherstellung der Wissenschaften, allen höhern Unterricht auf die Erlernung der alten classischen Sprachen; da man aber in der Lehrart den Weg der wahren Menschenbildung vergaß und jeden Jüngling zu einem Philologen abrichten wollte, so erhob sich in Basedow u. A. der sogenannte Philanthropinismus (s. d.) gegen die lateinische und griech. Grammatik und Syntaxis; er nannte diese Studien, die freilich nicht selten das junge Leben ausschließlich erfüllten, Verbildung und Zeitverlust, an deren Stelle der Realunterricht treten sollte. So wichtig letzterer in Volks- und höhern Bürgerschulen ist, und so wenig man ihn in den sogenannten gelehrten Schulen vernachlässigen darf; so hat man dennoch nach reiferer Prüfung sich dafür entschieden, daß nichts den zu höherer Bildung berufenen Knaben und Jüngling so tief und so rein erregen, in seiner geistigen Natur so stärken und in seinem Schönheitsgefühle so ausbilden könne, als eine zweckmäßige Anleitung zu den humanistischen Studien. Man s. Niethammer: „Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichts unserer Zeit", Jena 1807. Koch's „Schule der Humanität", Leipz. 1811. Insbesondere Eichstädt's „Winke über Beförd. der humanist. Studien auf Univers.", Jena 1816.

Hume (David), ein scharfsinniger Skeptiker und classischer Geschichtschreiber der Engländer, war 1711 zu Edinburg in Schottland geboren. Da er schon als Kind seinen Vater verlor, so übernahm seine Mutter, eine sehr gebildete Frau, seine Erziehung. Seine Verwandten bestimmten ihn zum Juristen; jedoch ein stärkerer Trieb zog ihn zur Philosophie hin. Seine geringen Vermögensumstände aber widerstrebten seinem Hange zu den Wissenschaften, und 1734 mußte er nach Bristol gehen und die Handlung ergreifen. Der Aufenthalt daselbst war ihm aber unerträglich, sodaß er nach einigen Monaten von da nach Frankreich abreiste. Er kehrte 1737 nach London zurück und im folgenden Jahre erschien seine Abhandlung über die menschliche Natur. Sie fand so wenig Beifall, daß Hume selbst von diesem Werke sagte: „es kam todt aus der Presse und brachte nicht einmal einen kleinen Unwillen bei warmen Eiferern zuwege". Diese kalte Aufnahme des ersten Versuchs machte ihn aber weder traurig, noch

unwillig, noch muthlos. Er zog sich wieder ins Landleben zurück und setzte die Anstrengung zur Hervorbringung neuer Produkte mit verdoppeltem Eifer fort. In kleinen Aufsätzen handelte er Gegenstände ab, die ein größeres Publikum interessiren konnten, und gab ihnen so viele Reize und Klarheit, als die Materie ertrug. Es erschien 1742 der erste Theil seiner moralischen, politischen und literarischen Versuche, die das Gepräge eines höchst gebildeten, kenntnißreichen, von dem Geschmacke der Alten ganz durchdrungenen Geistes trugen und verschiedene Raisonnements enthielten, welche das Interesse der Nation reizen konnten. Das Werk wurde so günstig aufgenommen, daß es dem Autor seinen ersten literarischen Unfall vergessen machen konnte. Während der Muße, in welcher er diese Versuche schrieb, verschaffte er sich mehr Kenntniß in der griech. Sprache, welche er in seiner Jugend sehr vernachlässigt hatte. 1745 war Hume ein Jahrlang Aufseher des jungen Marquis von Annandale, und das Jahr darauf begleitete er den General St.-Clair als Secretair sowohl auf seinem Zuge an die franz. Küste, als auf seiner Gesandtschaft nach Wien und Turin. Bei dieser angenehmen 2jährigen Reise hatte sich Hume von seiner Besoldung 1000 Pfund erspart, welches in seinen Gedanken schon ein unabhängiges Glück war. Nach seiner Rückkunft aus Italien lebte er wieder einige Zeit bei seinen Freunden in Schottland und schrieb daselbst den zweiten Theil seiner Versuche, die er politische Abhandlungen nannte; seine Untersuchung der Grundsätze der Moral und seine Untersuchungen des menschlichen Verstandes. In diesen drei Schriften hatte er die erste unglückliche Frucht seines gelehrten Fleißes mit einander geschmolzen, und nun ging das Ganze sehr gut. 1751 zog Hume wieder nach Edinburg und im folgenden Jahre ward er Bibliothekar bei der daſigen Akademie. Da er dadurch eine zahlreiche Bibliothek zu seinem Gebrauche bekam, so faßte er nunmehr den Entschluß, eine Geschichte von England zu schreiben, deren erster Theil aber nicht den gehofften Beifall fand. Die folgenden Theile gefielen besser, und da auch seine übrigen Schriften immer beliebter wurden, besonders seine Geschichte der natürlichen Religion, welche er nach dem ersten Theile der Geschichte von England herausgab, so wurden auch die Buchhändler gegen ihn erkenntlich, und er ward nunmehr, wie er selbst sagt, reich. Nichtsdestoweniger begleitete er 1763 den Grafen von Hertford als Gesandtschaftssecretair nach Paris, und blieb nunmehr 1765, als der Graf als Vicekönig nach Irland abging, als Geschäftsträger daselbst bis zur Ankunft des Herzogs von Richmond. 1766 verließ Hume Paris, ging wieder nach Edinburg, wurde aber 1767 als Untersecretair von Lord Hertford von Neuem nach Irland berufen, von da er endlich 1769 mit einem jährlichen Einkommen von 1000 Pfund nach Edinburg zurückging. Er fühlte sich gesund und munter, und hoffte noch lange Zeit sein Vermögen, seinen Ruhm und seine Freunde zu genießen, aber ein anhaltendes Uebelseyn im Unterleibe erinnerte ihn nach einigen Jahren an seinen herannahenden Tod, welcher 1776 erfolgte. Hume behauptet unter den philosophischen Schriftstellern der Engländer einen sehr ehrenvollen Rang. Klarheit und Präcision der Begriffe über abstracte und metaphysische Gegenstände vereinigen sich in seinen Schriften mit der größten Schicklichkeit und Eleganz der Schreibart. Ueberall weiß er seine Gegenstände in einen neuen fruchtbaren Gesichtspunkt zu stellen und den Denker um so mehr zu befriedigen, je öfter er ihm zur weitern Verfolgung seiner Ideen Gelegenheit gibt. Zuweilen

kann es scheinen, daß seine Spitzfindigkeit zu weit treibe; er selbst aber erinnert mit Recht, daß man beim Nachdenken über abstracte Gegenstände und Begriffe des reinen Verstandes nicht zu fein und zu scharf denken könne, so lange nur Richtigkeit und Bestimmtheit unserm Denken eigen bleibt. Zuverlässig hat er auf alle Staaten Europas, denen die Philosophie nicht fremd ist, mächtig gewirkt, vorzüglich aber hat der Geist seines Systems sich über sein Vaterland, Frankreich und Deutschland verbreitet. Für seine beste Arbeit soll Hume seine Gespräche über die natürliche Religion, die erst nach seinem Tode erschienen, erklärt haben. Platner, Jakob, Tennemann und andern deutschen Gelehrten gebührt das Verdienst, die Schriften dieses Philosophen würdig verdeutscht zu haben. Als Geschichtschreiber ist Hume, nach dem einstimmigen Zeugnisse von ganz Europa, bei mehr Ernst und Gründlichkeit, ein Maler, wie Voltaire. Mit allem Recht verehren ihn die Engländer als den classischen und vorzüglichsten Geschichtschreiber ihres Vaterlandes, in dem sich emsiger Forschungstrieb mit dem scharfsinnigsten philosophischen Geiste, richtiger Geschmack mit starkem Gefühl, weise Anordnung des Plans mit würdiger und echthistor. Schreibart vereinten. So wahr dieß ist, so kann man doch auch ein durchaus herrschendes Bestreben nach Sonderbarkeit in den Darstellungen und Beurtheilungen der Gegenstände, die diesem berühmten Skeptiker überall eigen war, auch in seinen historischen Werken nicht verkennen; außerdem zeigt er, als Tory, die Regierungsart der englischen Könige nicht im wahren unparteiischen Lichte. Ebenso wenig war er gegen einige, um die Literatur seiner Nation unsterblich verdienten Männer, gerecht genug.

Humor, humoristisch. Der Ausdruck ist lateinischen Ursprungs und heißt so viel als Feuchtigkeit; doch seltener gebraucht man ihn in der eigentlichen als metaphorischen Bedeutung; nichtsdestoweniger muß er in beiden Beziehungen betrachtet werden, wenn man mit diesem sinnschweren Worte einen richtigen Begriff verbinden will. Der Römer verknüpfte mit den Worten Humor und Humores keinen andern Sinn, als die durch sie bezeichneten Sachen; er kannte den metaphorischen nicht; sowie denn auch die ganze Literatur des Alterthums nichts besitzt, was in den humoristischen Werken der Neuern in Vergleich gebracht werden kann. Doch der sinnliche Begriff des Wortes erhielt gewöhnlich einen beschränkteren Umfang, und man bezeichnete mit dem Ausdruck Humores Feuchtigkeiten, die des menschlichen Körpers. Die alten Philosophen gaben sich alle Mühe, Urelemente in der Natur zu entdecken, aus deren Vereinigung die zusammengesetzten Körper hervorgingen; ihre geringe Kunde in der chemischen Analyse ließ sie in der Erforschung der einfachen Elemente nicht weiter dringen, als zu den vier gewöhnlichen Elementen, Wasser, Feuer, Luft und Erde. Die Aerzte, welche den innigen Zusammenhang ihrer Wissenschaft mit der Physik und Chemie schon frühe fühlten, und unter ihnen besonders Hippokrates, wandten die Elementarlehre auf den menschlichen Organismus an: sie leiteten aus den vier Elementen ebenso viele Ureigenschaften der Dinge her; im Feuer lag ihnen die Quelle der Wärme, in der Luft die der Feuchtigkeit; im Wasser suchten sie die Ursache der Kälte und in der Erde jene der Trockenheit. Bis auf Galen blieb diese Ansicht unvollkommen und ohne praktischen Nutzen; er vervollkommnete sie, gab ihr eine weite Ausdehnung und wandte sie mannigfach an. Nach den vier Ureigenschaften der Dinge, die ihren Grund in den ver-

schiedenen Elementen fanden, nahm er gleich viele Classen von Feuchtigkeit im menschlichen Körper an. Im Blute waren das Feuer und die Luft vereinigt; daher bewirkte ein Uebergewicht desselben im Körper warme Feuchtigkeiten; der Schleim verursachte kalte Trockenheit, weil zu seiner Bildung Luft, Wasser und Erde zusammentraten und in seiner Mischung vorherrschend waren; die gelbe Galle war die Quelle der trocknen Wärme, in dem Feuer und Erde in ihrer Zusammensetzung das Uebergewicht hatten; endlich entsprang aus der schwarzen Galle kalte Feuchtigkeit, wo vorzugsweise Luft und Wasser sie bilden sollten. Die neuern Aerzte sahen die Mängel ein, an denen die Galen'sche Eintheilung der Säfte leide und unterschieden diese deßwegen in Säfte der Se- und Excretion: unter jenen begriff man die, welche zu anderweitigen Zwecken des Organismus nothwendig sind und deßwegen aus dem Kreislaufe nicht geschieden werden; unter diesen hingegen die, deren längerer Aufenthalt im Körper nutzlos wird, selbst gefährlich werden kann, und die deßwegen aus den Grenzen des Organismus geführt werden müssen. Zu der ersten Classe zählt man z. B. das Blut, den Speichel ꝛc., zu der letzteren den Urin, den Koth. Auch diese Classification ist nicht durchgreifend: daher auch die Galle bald zu den Säften der Se- und bald zu der Excretion gerechnet wurde. In der ganz neuern Zeit, in der die thierische Chemie so große Fortschritte machte, theilte man die Säfte nach ihren chemischen Hauptbestandtheilen ein: z. B. ein Ueberschuß des Sauerstoffs bildet das arterielle Blut; im venösen ist der Kohlenstoff vorherrschend; im Urin Stick- und Wasserstoff ꝛc. Galen, der nicht allein in pathologischer Hinsicht seinen vier Classen von Feuchtigkeiten ein großes Gewicht beilegte, sondern ihnen einen nicht minder bedeutenden Einfluß auf die geistigen Kräfte und Gemüthsstimmung des Menschen zuschrieb, wurde hierdurch der Begründer der vier Temperamente, und gab auf diese Weise die Veranlassung, daß der Ausdruck Humor eine mehr metaphorische Bedeutung erhielt; indem die Vorstellung von Säften, als Grund der verschiedenen Temperamente, in das Gebiet der Psychologie überging. Nach den vier Cardinalsäften, je nachdem der eine oder der andere im Menschen die Oberhand hatte, stellte er das sanguinische Temperament — von Sanguis, Blut — das phlegmatische — von Phlegma, Schleim — das cholerische — von Cholera, gelbe Galle — und das melancholische — von Meläna Chole, schwarze Galle — auf. Diese vier Haupttemperamente gehen, seiner Ansicht nach, unter einander neue Verbindungen ein und bilden so gemischte Temperamente — als, das sanguinisch-cholerische ꝛc., s. Temperament. — In psychologischer Hinsicht bedeutet das Wort Humor noch Laune, einen heitern, aufgeräumten Sinn. Wichtiger, aber zugleich in der Bestimmung viel schwieriger, ist der ästhetische Humor, oder was man humoristisch nennt. Die Engländer gebrauchten zuerst den Ausdruck Humor in dieser Bedeutung. — In der Erklärung des Begriffs des Humors in ästhetischer Hinsicht können wir keinem Bessern, als dem größten Humoristen unserer Nation, Jean Paul, folgen. Er nennt Humor das romantische Komische und setzt dasselbe in Gegensatz mit dem romantischen Ernsthaften; in diesem herrscht die Unendlichkeit des Subjects, worin die Objecten-Welt, das Endliche, wie in einem Mondlichte, ihre Grenzen verliert; der Humor hingegen schiebt, als subjectiver Contrast, die Endlichkeit der Idee, dem Unendlichen, der Vernunft, unter, und statt, wie im Erhabenen, das Unendliche auf

das Endliche anzuwenden, wendete er das Endliche auf das Unendliche an und schafft so eine Unendlichkeit des Contrastes. Er zerlegt den Humor in vier Bestandttheile. I. Humoristische Totalität. Der Humor, als das umgekehrte Erhabene, vernichtet nicht das Einzelne, sondern das Endliche durch den Contrast mit der Idee. Es gibt für ihn keine einzelne Thorheit, keine Thoren, sondern nur Thorheit und eine tolle Welt, er hebt — ungleich dem gemeinen Spaßmacher mit seinen Seitenhieben — keine einzelne Narrheit heraus, sondern er erniedrigt das Große, aber ungleich der Parodie — um ihm das Kleine, und erhöhet das Kleine, aber ungleich der Ironie — um ihm das Große an die Seite zu setzen und so beide zu vernichten, weil vor der Unendlichkeit Alles gleich ist und Nichts. Vive la Bagatelle, ruft erhaben der halbwahnsinnige Swift, der zuletzt schlechte Sachen am liebsten las und machte, weil ihm in diesem Hohlspiegel die närrische Endlichkeit als die Feindin der Idee am meisten zerrissen erschien, und er im schlechten Buche, das er las, ja schrieb, Dasjenige genoß, welches er sich dachte. Der gemeine Satyriker mag auf seinen Reisen oder in seinen Recensionen ein Paar wahre Geschmacklosigkeiten und sonstige Verstöße aufgreifen und an seinen Pranger befestigen, um sie mit einigen gesalzenen Einfällen zu bewerfen, statt mit faulen Eiern; aber der Humorist nimmt fast lieber die einzelne Thorheit in Schutz, den Schergen des Prangers aber sammt allen Zuschauern in Haft, weil nicht die bürgerliche Thorheit, sondern die menschliche d. h. das Allgemeine sein Inneres bewegt. Sein Thyrsusstab ist kein Taktstock und keine Geißel, und seine Schläge damit sind Zufälle. Diese Totalität kann sich daher ebenso gut symbolisch in Theilen aussprechen — z. B. in Gozzi, Sterne, Voltaire, Rabelais, deren Welt-Humor nicht vermittelst, sondern ungeachtet seiner Zeitanspielungen besteht — als durch die große Antithese des Lebens; selber Shakspeare, der Einzige, tritt hier mit seinen Riesengliedern hervor; ja in Hamlet, sowie in einigen seiner melancholischen Narren, treibt er hinter einer wahnsinnigen Maske diese Weltverlachung am höchsten. Wenn Schlegel mit Recht behauptet, daß das Romantische nicht eine Gattung der Poesie, sondern diese selber immer jenes seyn müsse; so gilt dasselbe noch mehr vom Komischen; nämlich Alles muß romantisch d. h. humoristisch werden. Die Schüler der neuen ästhetischen Erziehungsanstalt zeigen in ihren Burlesken, dramatischen Spielen, Parodien u. s. w. einen höhern komischen Weltgeist, der nicht der Denunciant und Galgenvater der einzelnen Thoren ist; ob sich gleich dieser Weltgeist oft roh und rauh genug ausspricht, wenn gerade der Schüler noch in den untern Classen mit seiner Imitation und seinem Docimasticum sitzt. Aber die komischen Reize eines Bahrdts, Kranz, Wetzels, Merkels und der meisten allgemeinen deutschen Bibliothekare erbittern als, meistens, falsche Tendenzen den rechten Geschmack weit mehr, als die komischen Hitzblattern und Fett- und Sommerflecken, oft nur Uebertriebe der rechten Tendenz, etwa an einem Tieck, Körner, Kanne, Arnim, Görres, Brentano, Weisser, Bernhardi, Fr. Horn, St. Schütze, E. Wagner u. s. w. Der falsche Spötter — als eine Selbstparodie seiner Parodie, wird uns mit seinen Ansprüchen auf Ueberhebung viel widerlicher, als der falsche Empfindler mit seinen bescheidenen auf Erweichung. — Als man Sterne in Deutschland zuerst ausschiffte, bildete und zog er hinter sich einen langen wässerigen Kometenschweif, damals sogenannter, jetzt ungenannter, Humoristen, welche nichts waren, als Aus-

plauderer lustiger Selbstbehaglichkeit; wiewohl ich ihnen im komischen Sinn so gern den Namen Humoristen lasse, als im medicinischen den Galenisten, welche alle Krankheiten in Feuchtigkeiten, Humores, setzten. Sogar Wieland hat, obwohl echter Komiker im Gedichte, sich in seinen prosaischen Romanen und besonders in der Noten-Prose zu seinem Damischmend und Amadis, weit hinein in die Galenische Akademie der Humanisten verlaufen. Lichtenberg, obwohl ein Lobredner Müllers, der es indeß durch seinen Siegfried von Lindenberg, zumal in der ersten Auflage verdiente, und zu sehr lobender Leichenredner der damaligen berliner Spaß und Leuchtvögel, und ein wenig von britischer und von mathematischer Einseitigkeit festgehalten, stand doch mit seinen humoristischen Kräften höher, als er wußte, und hätte bei seiner astronomischen Ansicht des Weltreibens und bei seiner witzigen Ueberfülle vielleicht etwas höher der Welt zeigen können, als zwei Flügel im Aether, welche sich zwar bewegen, aber mit zusammengeklebten Schwungfedern. O, wie bescheidet sich dagegen ein Mann, der bloß über Alles lacht, ohne weder den Hippocentaur auszunehmen, noch sich! Wie ist aber bei diesem allgemeinen Spötter der Humorist, welcher die Seele erwärmt, von dem Persifleur abgeschieden, der sie erkältet, da doch beide Alles verlachen? Soll der empfindungsvolle Humorist mit dem persiflirenden Kältling grenzen, der nur den umgekehrten Mangel des Empfindseligen zur Schau trägt? — Unmöglich, sondern beide unterscheiden sich von einander, wie Voltaire sich oft von sich oder von den Franzosen, nämlich durch die vernichtende Idee. II. Die vernichtende oder unendliche Idee des Humors. Diese ist der zweite Bestandtheil des Humors, als eines umgekehrten Erhabenen. Wie Luther im schlimmen Sinn unsern Willen eine lex inversa nennt: so ist es der Humor im guten; und seine Höllenfahrt bahnet ihm die Himmelfahrt. Er gleicht dem Vogel Merops, welcher zwar dem Himmel den Schwanz zukehrt, aber doch in dieser Richtung in den Himmel auffliegt. Dieser Gaukler trinkt, auf dem Kopfe tanzend, den Nektar hinaufwärts. Ueberall tritt das Wesen des Humors als vernichtende Idee hervor. Wie überhaupt die Vernunft den Verstand, z. B. in der Idee einer unendlichen Gottheit, wie ein Gott einen Endlichen, mit Licht betäubt und niederschlägt und gewaltthätig versetzt: so thut es der Humor, der ungleich der Persiflage den Verstand verläßet, um vor der Idee fromm niederzufallen. Daher erfreut sich der Humor oft geradezu an seinen Widersprüchen und an Unmöglichkeiten. III. Humoristische Subjectivität. Wie die ernste Romantik, so ist auch die komische — im Gegensatz der classischen Objectivität — die Regentin der Subjectivität. Denn wenn das Komische im verwechselnden Contraste der subjectiven und objectiven Maximen besteht: so kann ich, da nach dem Obigen die objective eine verlangte Unendlichkeit seyn soll, diese nicht außer mir gedenken und setzen, sondern nur in mir, wo ich ihr die subjective unterlege. Folglich setze ich mich selber in diesen Zwiespalt, — aber nicht etwa an eine fremde Stelle, wie bei der Komödie geschieht — und zertheile mein Ich in den endlichen und unendlichen Factor und lasse aus jenem diesen kommen. Da lacht der Mensch, denn er sagt: „unmöglich! Es ist viel zu toll!“ Gewiß! Daher spielt bei jedem Humoristen das Ich die erste Rolle; wo er kann, zieht er sogar seine persönlichen Verhältnisse auf ein komisches Theater, wiewohl nur, um sie poetisch zu vernichten. Da er sein eigener Hofnar. und sein eigenes komisches italienisches Maskenquartett ist, aber auch

selber der Regent und Regisseur dazu: so muß der Leser wenigstens keinen Haß gegen das schreibende Ich mitbringen und den Schein nicht zum Seyn machen: es mußte der beste Leser des besten Autors seyn, der eine humoristische Scherzschrift auf sich ganz schmecken konnte. Der Ekel am Afterhumoristen ist darum ebenso groß, weil dieser eine Natur parodirend scheinen will, die er schon wirklich ist. Darum ist, wenn nicht eine jede Natur im Autor gebietet, nichts mißlicher, als dem Thoren selber die komische Beichte anzuvertrauen, wo, wie in Le Sage's meistens gemeinen Gilblas, eine gemeine Seele, bald Beichtkind, bald Beichtvater, in einem willkürlichen Schwanken zwischen Selbstkenntniß und Verblendung, zwischen Reue und Frechheit, zwischen unentschiedenem Lachen und Ernst, uns gleichfalls in diesen Mittelzustand versetzt; noch widerlicher wird durch Selbstgefallsucht und kahlen abgedroschenen Unglauben Pigault le Brun in seinem Ritter Mendoza, indeß selber in Crebillon's Lauge sich etwas Höheres spiegelt, als seine Thoren. IV. Humoristische Sinnlichkeit. Da es ohne Sinnlichkeit überhaupt kein Komisches gibt: so kann sie bei dem Humor als ein Exponent der angewandten Endlichkeit nie zu farbig werden. Die überfließende Darstellung, sowohl durch die Bilder und Contraste des Witzes, als der Phantasie, d. h. durch Gruppen und durch Farben, soll mit der Sinnlichkeit die Seele füllen, und mit jenem Dithyrambus sie entflammen, welcher die im Hohlspiegel eckig und lang auseinander gehende Sinnenwelt gegen die Idee aufrichtet und sie ihr entgegen hält. Insofern als ein solcher jüngster Tag die sinnliche Welt zu einem zweiten Chaos in einander wirft, — bloß um göttlich Gericht zu halten —; der Verstand aber nur in einem ordentlich eingerichteten Weltgebäude wohnen kann, indeß die Vernunft, wie Gott, nicht einmal im größten Tempel eingeschlossen ist —: insofern ließe sich eine scheinbare Angrenzung des Humor's an den Wahnsinn denken, welcher natürlich, wie der Philosoph künstlich, von Sinnen und von Verstande kommt, und doch wie dieser Vernunft behält; der Humor ist, wie die Alten den Diogenes nannten, ein rasender Sokrates. — Wir wollen den metamorphorischen sinnlichen Styl des Humor's mehr auseinander nehmen. Erstlich individualisirt er bis in das Kleinste und wieder die Theile des Individualisirten. Shakspeare ist nie individueller, d. h. sinnlicher, als im Komischen. Eben darum ist Aristophanes Beides mehr, als irgend ein Alter. Ferner gehört zur humoristischen Sicherheit die Paraphrase, oder die Zerfällung des Subjects und Prädicats, welche oft in das Endlose gehen kann, und welche Sternen am leichtesten nachgeäfft wird, der sie wieder am leichtesten Rabelais nachahmt. Darstellung und Bewegung, besonders der schnellen, oder der Ruhe neben jener, macht als Hülfsmittel der humoristischen Sinnlichkeit komischer. Ein Aehnliches ist auch die Darstellung einer Menge, welche durch das Vortragen des Sinnlichen und der Körper noch dazu den lächerlichen Schein der Maschinenhaftigkeit erregt.

Humoral ist ein adjectiver Ausdruck der Medicin für flüssig. In der Arzneikunde gibt es ein System der Humoralpathologie, in welcher alle Krankheiten aus abnormen Veränderungen der flüssigen Theile, ohne daß die festen irgend einen Antheil an der Pathogenie der Krankheiten nehmen, hergeleitet werden: es steht im Gegensatz mit der Solidar- und Nervenpathologie, welche die Ursachen der körperlichen Leiden in einer Abweichung der festen Theile und ihren Functionen von dem

Normalzustande suchen. Humoristen nannte vorzugsweise Van-Helmont die Anhänger des Galen, welche sich zur Humoralpathologie bekannten. Dieser Lehre ist von vielen Seiten der Vorwurf gemacht worden, daß sie sich bloß auf Hypothesen gründe und zu einseitig sey, um eine umfassende und richtige Ansicht von den Krankheiten geben zu können. Der Vorwurf ist nur zu sehr gegründet; doch drückt er auf der andern Seite auch die Solidarpathologie. In der neuern Zeit hat man beide Systeme verschmolzen und ein neues gebildet, das die Quellen der Krankheiten sowohl in einer fehlerhaften Beschaffenheit der flüssigen, als in einer abnormen Thätigkeit der festen Theile sucht. Diese Ansicht ist der Erfahrung gemäß und steht mit dem Begriffe des Organismus im Einklange. Im Organismus lebt jeder Theil, er sey flüssig oder fest, der nothwendig zu seiner Constitution gehört; alle stehen in der innigsten Wechselwirkung, und kein Organ kann leiden, ohne daß nicht die Säfte Theil daran nehmen und so umgekehrt. Vgl. Arzneikunde, Medicin, Hoffmann, Stahl u. A.

Hundsrücken, ein rauher, waldiger Bergrücken im baier. Rheinkreise und in der preuß. Rheinprovinz, eine Fortsetzung der Vogesen, läuft von Morgen gegen Abend, besteht aus zwei waldigen Gebirgsmassen, die sich zwischen dem Rhein, der Mosel und Nahe erheben, und durch einen um den Simmer- und Hannebach gehenden Landrücken unter sich zusammenhängen. Der östliche Theil, der eigentliche Hundsrücken, ist zwischen der Nahe, dem Simmerbach und dem Rhein, durch das Thal der Nahe von den Vogesen getrennt, und 2 Meilen lang und breit. Seine Bergebirge treten steil und felsig östlich gegen den Rhein von Bingen bis St.-Goar, südlich gegen die Nahe und westlich gegen den Simmerbach. Der westliche Theil zwischen der Mosel, Nahe und Simmer heißt der hohe Wald, und ist in südwestlicher Richtung 3 Meilen lang und eine Meile breit. Er geht in flache waldige Höhen über, die sich bis an die Mosel und Nahe ziehen. Der Hundsrücken besteht größtentheils aus Grauwacken- und Thonschiefer, hin und wieder aus schieferigem Kieselfels, an mehren Orten von mächtigen Quarzgängen durchschnitten, zum Theil auch aus Sandstein, der theils von grauer, theils von gelber, am häufigsten aber von rothbrauner Farbe ist. Er ist größtentheils mit großen dichten Waldungen bedeckt. Am ausgedehntesten ist der Hochwald im Regierungsbezirk Trier, und der Sohnwald im Regierungsbezirk Koblenz. Hier entspringen die Ruwer, Ohron, Kautenbach, Prims u. a. Die größte Höhe des Hundsrückens ist zwischen 2200 und 2300 Fuß über dem Meere. Die höchsten Punkte sind im Hohenwald, und zwar der Idar oder Idarkopf, 2263 F., die Höhe zwischen Asbach und Morbach, 2221 F., der Walderbsenkopf, nach einigen Angaben 2526 preuß. Fuß, nach andern 820 Meter, Hüttgeswasen, 2034 pariser Fuß über dem Meere, ferner der Waldhölzerkopf, 1929 F., die Oppelner Höhe, 1903 F., der Thiergarten, 1758, nach Andern 1714 F., der Entenpfuhl, 1306 F., die Höhe bei Castellaun, 1078 F., der Berg bei Boppard, 1272, nach Andern nur 1125 F., die höchste Spitze des Sohnwaldes, 1017 F. und der Kuhkopf 954 F. über dem Niveau des Rheins. Die Abdachung des Gebirges nach dem Rhein und nach der Mosel bilden kleine Ebenen, die mit Schluchten und Thälern, von vielen Bächen ausgehöhlt, und Höhen unterbrochen sind. Die Dörfer sind durchgängig an oder auf die Höhen gebaut und von Obstbäumen umgeben, die schlechtes Obst tragen.

Der Boden des Hundsrückens ist nicht überall gleich. Da, wo sich die Ebenen den Flüssen zuneigen, wird treffliche Winterfrucht gezogen. In dem höhern, steinigern Boden gedeihen Gerste und Hafer, vorzüglich aber trefflicher Flachs und Hanf. Der Flachs wird an Güte selbst dem rigaischen und schlesischen gleich geschätzt und daher in Brabant sehr gesucht. Seit einigen Jahren wird viel Klee, um des Samens willen, gezogen, der stark nach England durch kreuznacher Handelshäuser versandt wird. Die großen Wälder enthalten viel Wild, und die Bäche sind reich an Krebsen und Forellen. Das Vieh ist durchgängig klein, das Fleisch aber vorzüglich wohlschmeckend. Der Hundsrücker ist, wie alle Gebirgsbewohner, stolz auf sein rauhes Land und kehrt gern aus der Fremde wieder zurück nach seiner Heimath. Der Name Hundsrück, den Einige auch Hunsrücken schreiben, soll von einer Colonie Hunnen, die der Kaiser Gratian dorthin setzte, herrühren; nach Andern nahm eine Horde Hunnen, als Attila bei Chalons geschlagen wurde, seine Zuflucht nach diesem Gebirge.

Hundstage nennen wir die Zeit vom 24. Jul. bis zum 24. Aug., weil während derselben der Hundsstern oder Sirius zugleich mit der Sonne aufgeht. Man schrieb sonst diesem Gestirne und seiner Vereinigung mit der Sonne die Hitze zu, die gewöhnlich in diesem Zeitraume am drückendsten ist.

Hundswuth, eine besondere Krankheit der Hunde, Katzen, Wölfe u. a. m., griech. Hydrophobie genannt, worüber das Ausführliche im Art. Wasserscheu.

Hunger nennt man ein eigenes, reizendes Gefühl in der Magengegend, wodurch der Organismus das Bedürfniß nach Nahrung ankündigt. Man hat den Hunger mehren Ursachen beigemessen; nach der Meinung älterer Aerzte sollte er in einem Aneinanderreiben der Magenwendungen bestehen; hernach schrieb man ihn, durch Spallanzani's Versuche geführt, dem Magensafte zu, der nach einem ungewöhnlich langen Mangel an Nahrungsmitteln eine Schärfe annähme und die Magennerven reize. Diese Ansicht, welche Vieles für sich hat, verwarf man aber in der neuern Zeit, und suchte den Grund des Hungers in einer eigenthümlichen Thätigkeit der Nervenkraft. Durch den Genuß und die Verdauung wird jene eigenthümliche Nervenkraft des Magens erschöpft und bedarf zum neuen Erwachen einige Zeit. Mit der erwachten Reizbarkeit der Nerven entsteht auch wieder das Bedürfniß nach Speisen. Anfänglich gibt das Gefühl sich nur in geringem Grade kund, und wir nennen es Eßlust, Appetit, s. d.; wird ihm aber die Befriedigung versagt, so steigt es höher, wird lästig und peinlich, und wir nennen es Hunger. Unbefriedigt, verursacht er auf die Dauer einen fürchterlichen Krankheitszustand, der einen schrecklichen Tod zur Folge hat. Die Magennerven werden immer empfindlicher, und ihr gereizter Gegenstand steigt bis zum heftigsten Schmerze. Das Blut wird aufgelöst und nimmt eine scharfe Beschaffenheit an; Blutflüsse treten ein, der Körper magert ab, das Gesicht fällt ein und wird blaß; die Empfindlichkeit der ganzen Nervensphäre steigert sich aufs Höchste, der Puls schlägt rasch und klein, und furchtbarer Schmerz nimmt den ganzen Unterleib ein; es erscheinen Zuckungen, Krämpfe, der Schlaf weicht; endlich ergreift den Unglücklichen Wahnsinn, der die Höhe der Raserei erreichen kann, bis allmälig die Kraft erstirbt und die Lebensflamme erlischt.

Hungercur. Der große Einfluß, den der Genuß zu vieler oder in Hinsicht auf Beschaffenheit nicht zweckmäßiger Speisen auf die Entstehung von Krankheiten hat, bedingt die Hoffnung, daß man durch Verminderung der Speisen, sowie durch eine sorgfältige Auswahl, wesentlich zur Heilung vieler Krankheiten beitragen könne. Wird aber die Entziehung der Speisen in einer gewissen Regelmäßigkeit bis zu einem solchen Grade gebracht, daß der heftige Hunger nicht nur nicht befriedigt wird, sondern auch die Kräfte und die Masse des Körpers dadurch auffallend vermindert werden, und sucht man dadurch die Heilung zu unterstützen, so heißt eine solche Cur die Hunger- oder Entziehungscur, die neuerdings besonders durch Louvrier und Rust empfohlen und verbessert worden ist. Sie wird bei fest eingewurzelten Uebeln, welche gelindern Methoden nicht weichen wollten, z. B. bei veralteter Syphilis, Gicht u. s. w., und bei manchen organischen Fehlern vorzüglich in Anwendung gezogen, während derselben werden auch andre Mittel, welche die besondere Beschaffenheit der Krankheit erfordert, z. B. Quecksilbereinreibungen bei veralteter Syphilis, angewendet, ja man befördert die Wirkung der Entziehung der Nahrungsmittel selbst noch durch Ausleerungen des Blutes, oder auch durch Abführungsmittel. So großen Erfolg man auch von einer solchen Behandlungsweise in der Beseitigung jener Uebel gesehen hat, so bleibt sie doch immer sehr angreifend und beschwerlich. Unerwartete Erscheinungen stellen sich bisweilen bei einzelnen Individuen ein, welche wohl eine Unterbrechung der ganzen Cur nothwendig machen. Immer leiden die Kräfte in sehr hohem Grade, und der Körper magert zu sehr ab; darum müssen zur Nachcur stärkende und ernährende Mittel angewendet werden. S. Struve, „Ueber diät. Entziehung und Hungercur in eingewurzelten chronischen, namentlich syphilitischen oder pseudosyphilitischen Krankheiten", Altona 1822, gr. 4.

Hunnen, ein zahlreiches Volk des alten Skythenlandes oder der östlichen Tatarei. Ihr Reich wurde ungefähr 1200 v. Chr. durch Tschung-Goei gegründet; doch trat ihre Geschichte unter dem Teou-Man Tanjou, der um 209 v. Chr. lebte, erst aus dem Dunkel. Die Hunnen unterwarfen sich damals die Tataren im Norden von Korea, dehnten ihre Eroberungen bis an das kaspische Meer und die Grenzen Tibets aus, und hatten so die große Landstrecke ein, welche wir Tatarei nennen. Doch dieß mächtige Hunnenreich erhielt sich nicht; die Chinesen benutzten die innern Unruhen, welche die Macht der Hunnen schwächten, und brachten schon im J. 93 das nördliche Reich unter ihre, wenngleich zweideutige Oberherrschaft. Das südliche hingegen zerstörten sie erst im 5. Jahrh. 376, unter der Regierung des Kaisers Valens, setzte ein Theil des Volkes, was den alten Namen Hunni, der von dem chinesischen Hioug-Nou stammt, führte, über den Palus Meotides, verbreitete Schrecken unter allen Nachbarvölkern den Tanais, besiegte die Ostrogothen und bemächtigte sich der Länder im Norden der Donau. Durch ihre Züge veranlaßten sie die Völkerwanderung, s. d. Aus ihren Sitzen an der Donau machten sie häufige Einfälle in das Gebiet der Römer, und zwangen die ehemaligen Sieger der Welt, ihnen einen Tribut zu bezahlen. Ihrem Führer Ruas folgten 443 seine Neffen, Bleda und Attila, des Mandra's Söhne. Diese richteten ihre Waffen gegen die Deutschen und Sarmaten. Bleda starb, aber Attila setzte seine Eroberungen fort und stiftete eins der ausgedehntesten Reiche, das die Geschichte kennt. S. Attila. Nach seinem Tode

traten Streitigkeiten und Spaltungen unter den Hunnen ein; seine Söhne, welche nicht die Energie des Vaters besaßen, vermochten nicht, das rohe Volk in Unterwürfigkeit zu erhalten; wo dann allmälig der Name Hunnen aus der Geschichte verschwindet. Die Charakteristik der Hunnen stellt kein angenehmes Bild auf. Sie waren klein und übel gestaltet, zerschnitten sich das Gesicht, um durch die Narben desto fürchterlicher auszusehen. Sie führten ein äußerst hartes Leben, ernährten sich nur von Wurzeln und halbrohem Fleische, das sie auf dem Rücken des Pferdes unter dem Sattel durch Reiten weich quetschten; sie bewohnten weder Häuser noch Städte; ihre Weiber, Kinder und sonstiges Geräth führten sie stets auf Wagen unter Zelten mit sich. Sie konnten Hunger und Durst und die größten Strapatzen erdulden; schliefen auf dem Rücken ihres Pferdes; griffen mit einem schrecklichen Geheul ihre Feinde ohne Ordnung an. Die Art ihres Anfalls war Stoß und auf die Schnelligkeit ihrer Pferde berechnet; sie erschienen blitzschnell und verschwanden auch so wieder, um mit größerer Wuth zurückzukehren; sie waren räuberisch, grausam, ohne Religion und Menschlichkeit; gierig nach Raub, haßten sie Friede und Ruhe, bei der nichts zu gewinnen stand. S. De Guignes's „Histoire des Huns".

Hunter, William, großer Anatom und Geburtshelfer, geb. 1718 zu Kilbridge in Lanerkshire in Schottland, studirte zu Glasgow und Edinburg Anatomie, bildete sich auf Reisen nach Frankreich und Holland und starb als Leibarzt der Königin 1783. Außer mehren Beobachtungen in der Anatomie verdient besonders Aufmerksamkeit: „The anatomy of the humain gravid uterus", London 1775, Fol. engl. und lat.; und viele Abhandlungen und anatomische Aufsätze in den „Philosophical transactions" der medic. Gesellschaft in London, welche seine ausgebreitete Gelehrsamkeit beurkunden. Ebenso eifrig beschäftigte er sich mit andern Zweigen der Naturgeschichte und sammelte von seiner Jugend an ein sehr reichhaltiges Naturaliencabinet, sowie er auch ein schätzbares Münzcabinet besaß, welches C. Combe beschrieben hat — 2. John, Bruder des Vorigen, ein berühmter Wundarzt, geb. 1728 zu Long-Calderwood in Lanerkshire, diente von 1760 als Stabswundarzt bei der Armee in Portugal und starb 1793 als General-Wundarzt und Oberaufseher über die Armee. Durch seine geistreichen und glücklichen Naturforschungen ist dieser Gründer der vergleichenden Anatomie selbst im Auslande berühmt. Unter seinen Schriften zeichnen sich als classisch aus: „Naturel history of the human theet", 1771, 4.; „Supplem", 1778, 4.; deutsch, Leipz. 1787, 2 Thle. 8. mit Kupf.; „On the general disease", 1736, 4.; deutsch, Leipz. 1787, 8. mit Kupf.; „A treati se on the blond, inflammation and gun-shot wounds", Lond. 1794, 4.; deutsch von E. B. G. Hebenstreit, Leipz. 2 Bde. mit Kupf.; und viele Abhandlungen in den „Philos. transact.", in den „Medical obsc." u. a. m. Er besaß ein sehr seltenes anatomisches Museum und wendete seine beträchtlichen Einkünfte mit vielem Eifer auf Sammlungen von merkwürdigen Naturalien und Versuche in der Naturkunde. — 3. William, Wundarzt und Orientalist, geb. zu Montrose, machte mehre Reisen nach Indien im Auftrag der indischen Gesellschaft und starb 1815 zu Calcutta, nachdem er von 1794—1808 Secretair der ostindischen Gesellschaft gewesen war. Man hat von ihm viele Memoiren und ein „Hindu-englisches Wörterbuch", Calcutta 1808, 2 Bde., 4.

Hupazoli, einer der wenigen Menschen, die drei Jahrhunderte hindurch gelebt haben, geb. 1587 zu Casale im Mailändischen, starb er 1702. Hupazoli war anfangs ein Geistlicher, begab sich aber nach der Insel Scio und von da in seinem 82. Jahre als venetianischer Consul nach Smyrna. Man kann eben nicht sagen, daß er sein hohes Alter der Enthaltsamkeit von sinnlichen Vergnügungen zu verdanken hatte, denn er heirathete 5 Frauen, mit welchen er 24 Kinder zeugte, und außer diesen rechtmäßigen Zweigen zählte er noch 25 Bastarde; doch wir müssen seine Lebensart noch etwas umständlicher angeben. Hupazoli trank nie etwas anders als Wasser, rauchte keinen Taback, aß wenig aber gut, besonders Wildpret und Früchte; weil er glaubte, das letztere ihn hinlänglich mit Feuchtigkeiten versahen, so trank er oft ganze Monate hindurch nichts, als den Saft der Scozonerwurzel, Schlangenmord, Vipergros, Scozonera L. Er wohnte nie einem Schmause bei, um allezeit früh zu Abend essen, eine halbe Stunde hernach zu Bette gehen, und des Morgens früh aufstehen zu können. Alle Tage hörte er seine Messe, dann ging er ein wenig spazieren und nach diesem besorgte er seine Geschäfte. Er hinterließ 22 Bde., worin Alles aufgeschrieben war, was er verrichtet hatte. Nie hatte er Anfälle von Fiebern, ließ auch nie zur Ader und brauchte keine Arznei, als seine Diät. Sein Gedächtniß war so gut, daß er von hundertjährigen Dingen als von solchen redete, die erst kürzlich geschehen waren. In seinem hundertsten Jahre wurden seine seit einiger Zeit grauen Haaren wieder schwarz, und noch später machte er des Tages seine 4 Meilen. Im 109. Jahre verlor er die Zähne, sodaß er sich bloß von Brühen nähren mußte; 4 Jahre hernach aber bekam er zwei neue große Zähne und konnte wieder Fleisch essen. Gegen das Ende seines Lebens hörte die Ausleerung des Geblüts auf, die er seit 30 Jahren alle Monate gehabt hatte. Er bekam daher den Stein, dann den Schnupfen dazu, und unterlag endlich. Uebrigens war er ein Mann von sanftem Charakter, der nie Jemand beleidigte und sich mit den ersten Bedürfnissen begnügte.

Huronen, eine nordamerikanische Völkerschaft, welche vormals sehr zahlreich war und auf der Ostseite des Huronensees wohnte, 1640 von den Irokesen vertrieben wurde und jetzt am südwestlichen Ende des Eriesees und in Canada in einem angenehmen, fruchtbaren Lande wohnt. Sie sind die wohlhabensten und gebildetsten aller eingebornen Indier, die in ordentlich gezimmerten Häusern wohnen und Ackerbau, Viehzucht, Gewerbe und Handel treiben. Sie sind indeß bis auf 700 Krieger geschmolzen. In Canada hat ein ganzes Dorf das Christenthum angenommen. Zuweilen werden auch die Irokesen (s. d.) unter dem Namen der Huronen mit einbegriffen; sie sind aber ein besonderes Volk für sich.

Husaren, die ungarische Nationalreiterei, von dem ungar. Huszár, 20, weil bei einem Aufgebote der 20. Mann zur Reiterei genommen wurde. Ihre Brauchbarkeit hat sich so bewährt, daß bei allen Armeen diese Reiterei eingeführt wurde. Außerordentlich leicht, gewandt, beweglich, sehr zweckmäßig zu jeder Jahres- und Tageszeit und bequem gekleidet, trefflich mit ungarischen, polnischen oder tatarischen Pferden beritten, versehen sie allenthalben den Vorposten- und Patrouillendienst, werden zum kleinen Dienst und zu Entsendungen gebraucht, doch ebenfalls auch zum Dienst in der Linie vollkommen geübt. Ihr Anzug unterscheidet sich durch Pelz und Säbeltasche, sowie ihre Rüstung durch einen krummen Säbel. S. Reiterei.

Huskisson, William, ein Name, der sich an die wichtigsten Erscheinungen des neuesten Staatslebens in England knüpft und mit den immer weiter sich entwickelnden Folgen eines siegreich behaupteten Verwaltungsgrundsatzes auf die Nachwelt gehen wird. Sein Vater, der Sohn eines Landgutbesitzers in Staffordshire, übernahm ein ansehnliches Pachtgut zu Birch Moreton in Worcestershire, wo William Huskisson am 11. März 1770 geboren wurde. Nach dem frühen Verluste seiner Mutter kam Huskisson nach und nach in verschiedene Schulen, und gab früh Beweise seiner großen Talente. Seiner Mutter Bruder, Dr. Gem, ein gelehrter und geschätzter Arzt, der sich in Paris niedergelassen hatte, nahm den Knaben 1783 zu sich, um ihn zu erziehen. Seine vertraute Bekanntschaft mit der französischen Sprache empfahl ihn dem britischen Gesandten, Lord Gower, dem jetzigen Marquis von Stafford, mit welchem er 1792 nach England zurückkehrte. Als einige Zeit nachher der damalige Minister des Innern, Henry Dundas — später Lord Melville, — einen des Französischen kundigen Mann wünschte, um die Unterstützung der Ausgewanderten in England zu leiten, schlug Lord Gower Huskisson vor, der 1793 unter dem Minister angestellt ward. Entschlossen, sich dem öffentlichen Leben zu widmen, verkaufte er sein Erbgut, und es öffneten sich ihm bald die günstigsten Aussichten. Pitt und Dundas wurden auf seine Talente und seine Geschäftsgewandtheit aufmerksam, während er mit Canning, der eben damals auch die politische Laufbahn betrat, einen festen Freundschaftsbund schloß. Schon 1795 wurde Huskisson Unterstaatssecretair im Coloniedepartement, dem damals Dundas vorstand, und kam, durch Pitt begünstigt, ins Unterhaus. Er behielt seinen Sitz bis zur Auflösung des Parlaments 1802, konnte aber bei der neuen Wahl nicht durchdringen, und kam erst 1804, als Pitt und seine Freunde noch ein Mal an die Spitze der Verwaltung gelangten, wieder ins Parlament. Seitdem war er ununterbrochen Mitglied des Hauses, zuletzt für die Stadt Liverpool. Nach Pitt's Tode legte er seine Stelle nieder und gehörte während der kurzen Verwaltung unter Grenville und Fox zur Opposition. Er wurde aber 1807 wieder bei der Schatzkammer angestellt, während Canning Minister der auswärtigen Angelegenheiten wurde. Als dieser 1804 aus dem Ministerum trat, folgte ihm Huskisson, und nahm nicht eher wieder ein Amt an, bis Canning 1814 Gesandter in Portugal geworden war. Huskisson blieb in seiner untergeordneten Stelle in dem Ministerium, bis er 1823 Robinson's Nachfolger als Präsident der Handelskammer ward und bald nachher ins Cabinet kam. Nach Canning's Tode ward er unter Goderich's Ministerium Staatssecretair für die Colonien, und behielt diese Stelle auch unter Wellington's Verwaltung bis zum Mai 1828. Während er in diesen Dienstverhältnissen stand, war er mit den herrschenden Machthabern nicht immer einig, und obgleich seine Meinung nicht durchdringen konnte, so blieb er doch stets seinen Grundsätzen treu, indem er die Beschränkung des Verwaltungsaufwandes empfahl. So oft er im Parlament auftrat, erweckte die Klarheit seiner Entwickelungen schwieriger Gegenstände stets Aufmerksamkeit. Bei der berühmten Streitfrage über die Baarzahlungen der Bank, 1811, trat er glänzend auf und vertheidigte im Parlament wie durch eine gründliche Schrift („The question concerning the depreciation of our currency stated and examined") die Nothwendigkeit, zu baarer Zahlung zurückzukehren. Im Finanzausschuß von 1819 und in

den spätern Verhandlungen über das Budget verdankte seinen Anstrengungen die damalige Verwaltung wahrscheinlich ihr Bestehen, und eine Rede, die er bei dieser Gelegenheit hielt, verrieth die gründlichste Kenntniß des Finanzzustandes der Staaten des Festlandes. Als Mitglied des Cabinets gründete er die neue Handelspolitik Englands; aber die Grundsätze, welchen er Anerkennung zu verschaffen suchte, berührten so viele Privatinteressen, die bei der Fortdauer der Monopole und dem Genusse einträglicher Privilegien betheiligt waren, daß er dem lauten Geschrei des Eigennutzes ausgesetzt war, während die Masse des Volkes ihm Beifall zurief. Noch wichtiger waren seine neue Einrichtungen im britischen Colonialsystem, indem er 1823 allen Ländern an dem Handel mit den früher auf den Verkehr mit dem Mutterlande beschränkte Colonien die unmittelbare Theilnahme gewährte, sey es in eignen Schiffen oder in den Fahrzeugen der Colonien, wohin sie bestimmt waren. Auch von andern Fesseln befreite er den Verkehr. Er hob mehre Einfuhrzölle auf, die nicht sowohl mit Rücksicht auf die Staatseinkünfte als zur Begünstigung eines Monopols unter dem Namen einer Schutzabgabe für den einheimischen Producenten aufgelegt waren, und daher Gegenverbote im Auslande zur Folge hatten. Er zeigte, daß die auf diese Weise am meisten begünstigten Zweige der Manufacturthätigkeit am meisten verfallen waren; daß übertriebene Abgaben nur dem kühnen Schleichhändler Vortheil bringen, während sie eine zahlreiche Volksclasse entsittlichen, die Erwartung des Manufacturisten täuschen, den redlichen Kaufmann zu Grunde richten, die Staatscasse betrügen, und daß dagegen die echte Politik und der wahre Vortheil der Betheiligten fordere, die Zölle so weit herabzusetzen, als es gerade hinreichend ist, den Abgaben entgegenzuwirken, die auf die Einführung roher, in den Manufacturen gebrauchten Stoffe gelegt sind. In demselben Geiste milderte Huskisson die Verfügungen der Navigationsacte, und als das Geschrei sich lauter gegen ihn erhob, forderte er die Widersacher seines freien Handels auf, die Vorzüge ihres gefesselten Handels darzuthun. — Huskisson wünschte die Ausführung dieser politischen Grundsätze, von welchen nach seiner Ueberzeugung Englands Wohlfahrt abhing, selber zu leiten, und dieß bewog ihn, als Goderich's schwache Hand das Staatsruder niederlegte, unter der neuen Verwaltung, deren Ansichten über die wichtigsten Fragen von den seinigen so verschieden waren, im Ministerium zu bleiben. Wellington war indeß bei dieser Vereinigung nicht ganz aufrichtig, und ein Mißverständniß in der Deutung der Ansichten Huskisson's über das Korngesetz, das dadurch im Oberhause verstümmelt wurde, verrieth eine Verschiedenheit der Meinungen über diesen wichtigen Gegenstand. Der Bruch, den Wellington wünschen mochte, ward im Mai 1828 bei den Verhandlungen über die Frage, wem das dem Flecken East-Retford zu entziehende Wahlrecht zugetheilt werden sollte, völlig entschieden. Huskisson stimmte, einer früher übernommenen Verpflichtung treu, gegen die übrigen Minister. Er erklärte sich alsbald über diesen Schritt in einem Schreiben an Wellington, worin er sagte, daß, wenn sein Benehmen in diesem besondern Falle es nothwendig machte, er sein Amt niederlegen wollte. Wellington betrachtete diese Erklärung als ein unbedingtes Entlassungsgesuch und eilte den König damit bekannt zu machen, und trotz Huskisson's spätern Erläuterungen beharrte er auf seiner Deutung der ersten Zuschrift, „Es ist kein Mißverständniß", sagte er zu Huskisson's vermittelndem

Freunde, Lord Dudley, „es kann kein Mißverständniß seyn, es soll keins seyn“. Huskisson blieb keine Wahl, als sich zurückzuziehen. Er machte bald nachher eine Reise auf das feste Land. In der nächsten Parlamentssitzung sprach er mit gewohnter Einsicht für die Freiheit des indischen Handels, für die Emancipation der Katholiken, für die Begünstigung der Auswanderung als einer Erleichterung des Mutterlandes, und mit Nachdruck gegen die von Canning's Nachfolgern beobachtete Politik in Beziehung auf Portugal und für Grant's Antrag zu Gunsten der Juden. Nach der Auflösung des Parlaments, 1830, war seine Gesundheit so sehr geschwächt, daß er bei seiner Wahl in Liverpool nicht zugegen seyn konnte. Ein kurzer Aufenthalt auf der Insel Wight gab ihm neue Kräfte, und er entschloß sich, im September seine Wähler zu besuchen und der feierlichen Eröffnung der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester beizuwohnen. Er wurde mit lebhafter Theilnahme bewillkommt und verfocht in seiner Anrede an das Volk noch ein Mal kräftig die Freiheit des Handels. Am 15. Sept. wurde die Eisenbahn eröffnet. Auch Wellington erschien bei der Feierlichkeit. Huskisson, der auch nach dem Bruche stets in höflichem Verkehr mit seinem politischen Gegner geblieben, hielt es als Repräsentant der Stadt für angemessen, den Herzog zu begrüßen. Während der Wagenzug auf der Eisenbahn eine Pause machte, stieg er aus, um dem Herzoge die Hand zu reichen. Seine Rückkehr zu dem Wagen wurde dadurch verzögert, und diesem Umstande war das Schicksal zuzuschreiben, das ihn traf. Er fiel, und die Wagen rollten über sein Bein. Mit großer Standhaftigkeit ertrug er seine Schmerzen, aber alle ärztliche Hülfe war vergeblich, und er starb am 15. Sept. 1830 in den Armen seiner Gattin, welche Zeugin des unglücklichen Ereignisses gewesen war. Er wurde in Liverpool begraben, wo die Achtung und Dankbarkeit der Bürger ihm ein Denkmal geweiht hat.

Huß, Hussiten. Johannes Huß, geb. den 6. Juli 1373 zu Hussinecz in Böhmen von armen Eltern, ging, von seinem Grundherrn und andern Gönnern unterstützt, 1389 auf die Universität nach Prag, wo er Theologie studirte. Seit 1396 Magister, begann er 1396 öffentlich theologische und philosophischen Vorlesungen zu halten. 1400 ward er Priester und 2 J. später Prediger an der Bethlehemscapelle, sowie Beichtvater der Königin Sophia. Er fing nun an, durch seine Predigten einen bedeutenden Einfluß auf das Volk auszuüben. Um diese Zeit machte ihn einer seiner Freunde, Hieronymus Faulfisch, s. d., mit den Schriften des Engländers Wiclef, s. d., bekannt, welche er ins Böhmische übersetzte und in deren antikatholischem Geiste er predigte. In den häufigen Fehden der deutschen Akademiker mit den böhmischen nahm er sich der letztern thätig an, z. B. bei dem Stimmrecht bei akademischen Wahlen gegen die Vorrechte der Ausländer dabei, weßhalb er bald mit einer mächtigen Gegenpartei zu thun hatte. Aufgebracht verließen 1409 über 5000 ausländische Professoren und Studenten — die Landsmannschaften der Polen, Baiern und Sachsen — Prag und gaben den Universitäten zu Leipzig, Erfurt, Ingolstadt, Rostock und Krakau theils ihr Entstehen, theils neuen Flor. Huß wurde nun Rector der Universität. Eben war das Concilium von Pisa versammelt, um einmal dem großen Schisma ein Ende zu machen und einen unbezweifelten Papst zu wählen. Böhmen erkannte Benedict XIII. gar nicht, und seit 1409 auch Gregor XII. nicht mehr an; Adel und Volk waren durch einige neuerungssüchtige

Männer, die als Vorläufer der Huß'schen Lehre galten gegen viele Zu
zungen des Katholicismus eingenommen. Die Ausbreitung derselben g
lang dem neuen Rector um so leichter, als er von einem Fürsten, Kön
Wenzel, geschützt wurde, der dem Trunke und den schändlichsten Wolli
sten ergeben, für die Religion ebenso wenig als für den Staat beso
war. Huß erklärte Seelenmessen, Bilderverehrung, Mönchsleben, Ohre
beichte, Fasten u. dgl. für Erfindungen des geistlichen Despotismus u
des Aberglaubens, und die Vorenthaltung des Kelchs beim Abendmah
für schriftwidrig. Vergeblich war das Verdammungsurtheil des Papst
über die Lehrsätze Wiclef's: Huß lachte über dieses Urtheil und appellir
von dem übel berichtigten an den besser zu berichtenden Papst. Ja a
der Erzbischof von Prag, Sbynko, ihm das Predigen verbot, such
er Wiclef's Lehrsätze in Privatunterredungen mit Bürgern und Handwe
kern, Weibern und Dienstmägden, in Gesellschaft des Jakob von Mars
und des fanatischen Hieronymus von Prag, in Städten und Dörfern
auszubreiten. Dagegen wurden an 200 Bde. Wiclef'scher Schriften 141
im erzbischöfl. Pallast verbrannt. Papst Johann XXIII. forderte endli
den Huß nach Rom, welcher sich aber auf eine allgemeine Kirchenver
sammlung berief. Als der Papst auch in Böhmen einen Ablaß für Di
jenigen verkündigen ließ, die ihm in seinem Kriege gegen den König La
dislaw von Neapel beistehen würden, erklärte sich Huß aufs heftigste de
gegen, den Papst den Antichrist nennend. Nun wurde Huß in den Ban
gethan und Prag mit dem Interdicte belegt, so lange Jener darin wa
Hoffend, seine Entfernung würde die Ruhe wiederherstellen, verließ Hu
die Stadt, zog sich nach seinem Geburtsorte Hussinecz, dann nach Kra
kowicz zurück, schrieb die Bücher von den 6 Irrthümern und von de
Kirche, worin er den Primat des röm. Bischofs, die Lehre von der Ver
ehrung und Anrufung der Heiligen, die Kraft der Absolution eines lasterhaften Priesters, die unbedingte Obedienz gegen irdische Obere und die herrschende Simonie aufs heftigste bestreitet, und die Bibel, mit Verwerfung der Tradition und der Hierarchie, zur alleinigen Richterin in Glaubenssachen macht. Diese Lehren, welche er als göttliches Wort auch im Lande herum predigte, fanden bei Adel und Volk vielen Beifall, sodaß sich sein Anhang beträchtlich vermehrte. Sobald Papst Johann XXIII. die Generalsynode nach Konstanz ausgeschrieben hatte, kam auch an Huß eine Vorforderung dahin, um wegen Beschuldigung der Ketzerei sich zu rechtfertigen. Huß entschloß sich hierzu, und Wenzel erwirkte für ihn von Kaiser Sigismund einen Geleitsbrief vom 18. Oct. 1413, dessen Inhalt „den ehrsamen Meister Johannes Huß, welcher unter des Königs und Reiches Schutz und Schirm stehend, aus Böhmen nach Konstanz zur allgemeinen Kirchenversammlung reisete, allen geistlichen und weltlichen Fürsten, Grafen, Baronen, Herren, Städten, Dorfgemeinden, insgesammt und Jedermann besonders empfahl. Sie sollten ihn freundlich aufnehmen, liebreich behandeln und sich zu Allem, was seiner Reise Schnelligkeit und Sicherheit zu Wasser und zu Lande fördern mag, bereitwillig erweisen; ihn auch mit Begleitung, Gefolge, Pferden und Gepäcke ungehindert hinziehen, verweilen und wieder zurückkehren lassen; auch, wo es nöthig wäre, ihm und den Seinigen sicheres Geleit mitgeben: aus Achtung und Ehrfurcht gegen königl. Majestät". Dieß war Alles — schreibt der Protestant Feßler in s. „Geschichten der Ungarn", 4. Thl., Leipz. 1812, S. 293 — was der Geleitsbrief ihm gewähren

der Kaiser ihm zusichern konnte; nichts davon entzog ihn dem Urtheile der Generalsynode, der Strenge bestehender Gesetze und der Vollziehung derselben durch den weltlichen Richterstuhl. Huß selbst gab vor, man habe seine Lehre verleumdet, und machte bekannt, daß er sich dem Urtheil des Conciliums unterwerfe und bereit sey, sich allen über die Ketzer verhängten Strafen zu unterziehen, wenn man ihn auch nur des geringsten Irrthums wider den Glauben überweisen würde. Er kam am 3. Nov. 1414 in Konstanz an, wo er in seiner Wohnung leichtsinnige und unruhige Köpfe sammelte und sie mit seinen Lehren vertraut machte. Endlich versuchte er, auf einem Strohwagen versteckt, den 27. Nov. aus der Stadt zu entweichen, wurde aber ertappt und nun der Freiheit beraubt. Er hatte also der erste gegen die Zusage gehandelt, die ihm war gemacht worden, um sich seiner Lehre wegen zu verantworten. Man gab sich alle erdenkliche Mühe, ihn zurecht zu weisen. Die vornehmsten Doctoren, besonders der berühmte Gerson, Kanzler der Universität Paris, die Bischöfe, die Cardinäle, der Kaiser selbst verwendeten sich mit allem Eifer für ihn. Allein Huß leugnete entweder, was er gesagt oder geschrieben hatte, oder gab demselben eine ganz willkürliche Auslegung. Nachdem man nun 7 Monate lang alle Mittel erschöpft hatte, ihn auf bessere Gesinnungen zu bringen; nachdem der Kaiser selbst ihm inständiger als jemals zugeredet hatte, sich dem Concilium zu unterwerfen, und Nichts erzwecken konnte, so wurde er am 6. Juli 1415 zum letztenmal verhört. Nachdem das Concilium sich von der Ketzerei Huß's überzeugt hatte, las der Bischof von Concordien in der Domkirche das Urtheil ab, daß erstlich Huß's Schriften verbrannt, er als ein öffentlicher schändlicher Ketzer und böser, halsstarriger Mensch seines priesterlichen Standes schmählich entsetzt und gänzlich degradirt und entweiht werden sollte. Der Ausspruch wurde sogleich vollzogen und mit der Degradation der Anfang gemacht. Der Bischof von Mailand mit 6 andern Bischöfen führten Huß zu einem Tische, worauf Meßgewand und andere priesterliche Kleider lagen, und kleideten ihn an, und als er angekleidet war, im vollen priesterlichen Schmuck und mit dem Kelch in der Hand, ermahnten ihn die Bischöfe noch ein Mal, er solle nicht halsstarrig bleiben, sein Leben und seine Ehre bedenken und von seiner Meinung abstehen. Huß weigerte sich dessen und redete vom Gerüste herab zum Volk. Als er ausgeredet, riefen ihm die Bischöfe: „Steig herab von dem Gerüste". Der Bischof von Mailand und der von Bisont nahmen ihm den Kelch ab, sagend: „O du Huß, da nehmen wir den Kelch von dir, in welchem das Blut Christi geopfert wird; du bist sein nicht werth". Hierauf traten die andern Bischöfe hinzu und nahmen jeder ein besonderes Stück der priesterlichen Kleidung mit obigem Fluch. Als sie mit den Kleidern fertig waren, wurde ihm die Krone oder geschorene Platte auf dem Haupte zerstört. Endlich, und als er völlig entweiht war, setzte man ihm eine fast ellenhohe Papierkrone auf mit gemalten Teufeln und der Unterschrift: „Johann Huß, Erzketzer". Nun wandten sich die Bischöfe an den Kaiser und sagten: „Das heilige Concilium zu Konstanz überantwortet jetzt Johann Huß, der in der Kirche Gottes kein Amt noch Verwaltung mehr hat, der weltlichen Gewalt und Gericht". Der Kaiser stand auf und nahm den ihm übergebenen Huß an und sprach zum Pfalzgrafen Ludwig: „Dieweil wir, lieber Oheim und Fürst, das weltliche Schwert führen, so nehmet hin diesen Johann Huß und lasset ihm in unserm Namen thun,

was einem Ketzer — nach dem 351. vom Kaiser Friedrich II. bestätigten Gesetze des schwäb. Landrechts — gebührt". Dieser legte seinen fürstl. Ornat ab und führte ihn dem Vogt von Konstanz zu und sprach zu diesem: "Auf unsers gnädigsten Herrn, des röm. Kaisers, Urtheil und unsern sonderlichen Befehl, nehmt diesen Magister Huß hin und verbrennet ihn als einen Ketzer". Der Vogt übergab ihn dem Nachrichter und seinen Knechten — und Huß loderte auf — ein Schicksal, das auch sein Freund, Hieronymus von Prag, im folgenden Jahre mit ihm theilte.

Auf die erste Nachricht von der Todesstrafe Huß's entstand zu Prag ein gewaltiger Aufruhr. Seine Schüler, die sich nach ihm Hussiten nannten, erwiesen ihm die einem Martyrer zustehenden Ehren. Sie machten immer größere Fortschritte; auch setzten andre Lehrer noch neue Lehren hinzu, und besonders fand Jakob von Mieß großen Anhang mit seiner Behauptung, daß das Abendmahl unter beiden Gestalten genossen werden müsse. Wenzel mußte ihnen 1417 zu dieser Feier mehre Kirchen einräumen. Die Anhänger der neuen Lehre versammelten sich auf einem Berge im bechiner Kreise, von ihnen Tabor genannt. Der Bannfluch des Papstes mehrte nur ihre Kühnheit der Neuerer, die durch die wilde Größe, Kraft und unerschöpfliche List ihres Anführers Zizka v. Trocznow ermuthigt und durch den Uebertritt der prager Hochschule zur Lehre vom Kelche angefeuert, jetzt unaufhörlich Umgänge mit dem Kelche hielten, Kirchen und Klöster plünderten und einäscherten, die Bilder und Denkmäler zertrümmerten, Rathsbeamte, die Priester und Mönche ermordeten. Nach Wenzel's Tode, 16. Aug. 1419, ward sein Bruder Sigismund von den Hussiten nicht als Böhmens König anerkannt, und begann nun einen blutigen Krieg um seine Krone, über welchen das Ausführliche bis zu Zizka's Tode, 12. Oct. 1424, in diesem Artikel. — Nun theilten sich die Taboriten in 2 Parteien: die eine behielt den Namen Taboriten und wählte sich den Andreas Procopius, der, früher Mönch, der Geschorne hieß, zum Anführer; die andere hielt Keinen für würdig, dem verstorbenen Vater Zizka zu folgen, nannte sich deßhalb Orphaniten oder Verwaiste, und hatte mehre Feldherren, unter denen Procopius der Kleine sich auszeichnete. Neben ihnen machten die Horebiten und Prager 2 besondere Parteien aus. Nur bei gemeinsamer Gefahr vereinigten sie sich; sonst schwärmten die getrennten Haufen in den benachbarten Ländern herum. Niemand konnte der Wuth dieser Krieger widerstehen. Koribut, Neffe des Großfürsten Vitold von Lithauen, seit 1422 ein Schattenkönig der Prager, schlug d. 16. Juni 1426 den Busso von Bitzthum mit dem stärksten Heere, das Sachsen jemals aufgebracht, und diese Niederlage setzte ganz Deutschland in solchen Schrecken, daß der schon beschlossene Reichszug unterblieb. Glücklicher Weise geriethen die Hussiten unter sich selbst in Zwistigkeiten. Um diese zu benutzen, wollte man von 3 verschiedenen Seiten in Böhmen einbrechen. Das eine Reichsheer versuchte die Belagerung von Mieß, nahm aber, sobald die Hussiten anrückten, unaufhaltbar die Flucht und riß auch die andern beiden deutschen Heere, die ihm nach Böhmen nachgerückt waren, in wilder Eile mit sich nach Hause. Dadurch wurden die Hussiten so kühn, daß sie bis ins Herz von Deutschland hereinstreiften. Besonders fürchterlich war der Einfall, den sie 1430 ins Meißnische und sodann in Franken und Niederbaiern unternahmen. 1431 am 14. Aug. schlug Procopius bei Tauß abermals ein starkes Reichsheer. Der Hussitenkrieg

ist noch besonders merkwürdig, weil sich durch den dabei lebhafter gewordenen Gebrauch des Schießpulvers die ganze ältere Tactik veränderte. — Man fand sich endlich überzeugt, daß mit Kriegsheeren wider die Hussiten Nichts auszurichten, sondern der Weg der Unterhandlung der einzige und sicherste sey, sie zur Unterwerfung zu bringen. Dieß Geschäft übernahm das baseler Concilium, welches am 30. Nov. mit den Calixtinern den u. d. N. prager Compactaten bekannten Vergleich schloß, worin man das Abendmahl unter beiden Gestalten bewilligte, jedoch so, daß die Priester das Volk eifrig belehren sollten, daß unter jeder Gestalt Christus ganz empfangen werde. Seitdem ward die Trennung unter den Böhmen so heftig, daß die Calixtiner wider die Taboriten selbst mit zu Felde zogen. Die Letztern wurden bei Böhmischbrod am 30 Mai 1434 völlig geschlagen und der Rest bequemte sich nach einer zweiten Niederlage zur Ruhe. So wurden die Böhmen zunächst durch Böhmen überwunden. Der endliche Vergleich kam den 5. Juli 1436 zu Iglau zu Stande. Darin gab Sigismund in Ansehung der Religionsfreiheit nach; dagegen erkannten ihn die Böhmen als rechtmäßigen König. Vgl. **Calixtiner** und **Böhmische Brüder**.

Husten besteht aus einer tiefen Einathmung, auf welche sogleich eine schnelle und starke Ausstoßung der Luft erfolgt, wobei wegen der zugleich verengerten Stimmritze des Kehlkopfes ein beträchtliches Geräusch entsteht. Jeder fremdartige Stoff, welcher die mit eigenthümlicher Empfindlichkeit begabte Haut der Luftröhre berührt, erregt die stärkere Gegenwirkung derselben, um jenen lästigen Reiz wegzuschaffen. Die zum Athmen gehörigen Organe haben ihr eigenthümliches Leben, welches theils von ihrem Baue, theils von der specifischen Stimmung ihres Nervensystems abhängt. Nur die atmosphärische Luft ist ihrem Leben befreundet, jeder andre Stoff ist ihnen fremd, feindlich und beleidigend. Daher erregt schon ein Tropfen Wasser, der in die Luftröhre schlüpft, einen heftigen Husten, wodurch sich die Natur des ihr lästigen fremden Körpers entledigen will. Das plötzliche Ausstoßen der Luft aus den Lungen wirkt durch die schnelle und heftige Zusammenziehung des Zwerchfells und der Brust- und Rippenmuskeln, selbst auch durch die krampfhafte, schnelle Verengerung der Luftröhrenzweige bewirkt. Der fremdartige Reiz, welcher zunächst die Nerven des Luftröhrenkopfes und der Luftröhre verletzt, wird durch die Verbindung der Nervengeflechte zugleich auf jene benachbarten Theile und zwingt sie zur Mitleidenheit. Wird der Husten von äußern, in den Kehlkopf oder in die Luftröhre eingedrungenen Reizen erzeugt, z. B. durch Speise und Getränke — beim sogenannten Verschlucken, durch das Einathmen von Rauch, Staub, scharfen Dünsten u. dgl., — so hört er wieder auf, sobald der fremde Körper entfernt ist; er wird aber eine anhaltende Krankheit, wenn das eigenthümliche Leben der Organe des Athmens in dem Grade zerstört, die Empfindlichkeit derselben, besonders der innern, den Kehlkopf, die Luftröhre und deren Zweige umkleidenden Haut, so erhöht wird, daß selbst die ihr befreundete atmosphärische Luft bei dem Einathmen, der von den Schleimbälgen, die in großer Menge in der Haut des Kehlkopfes, der Luftröhre und ihren Aesten verbreitet sind, abgesonderte Schleim einen zu heftig wirkenden Reiz verursachen und den Husten erregen. Am öftersten kommen die in diese Classe fallenden Krankheiten in der Form von Katarrh, Lungenentzündung und Seitenstechen, Bluthusten und Lungensuchten vor. Der Ka-

tarrh, welcher auch im gemeinen Leben oft ausschließlich unter dem N men Husten begriffen wird, weil dieser das vorzügliche und oft einz Zeichen ist, wodurch er sich äußert, besteht in einer gelinden Entzünd der Schleimhaut der Luftröhre mit erhöhter Empfindlichkeit dieser The und vermehrter Schleimabsonderung. Gemeiniglich hält man diese Krau heit für unbedeutend, zumal wenn kein allgemeiner Fieberzustand dam verbunden ist, und oft sogar beobachtet man weder eine passende Di noch braucht man die angemessenen Heilmittel dagegen. Allein jeder üb 14 Tage oder 3 Wochen dauernde Husten ist verdächtig; jeder Katar wenn er vernachlässigt wird, kann in Lungenentzündung übergehen, wo z. B. durch erhitzende Getränke der entzündliche Zustand daher gesteig wird, oder kann Veranlassung zu Knoten und Geschwüren in den Lu gen und zu nachfolgender Lungensucht werden. Auch solche Reizung welche zwar nicht unmittelbar auf die Respirationswege wirken, aber doch mittelbar durch den oben erwähnten Zusammenhang der Nerven e greifen, können Husten erregen. So ist ein in den Lungen verstec und verschlossener Eitersack, Wasseranhäufung in der Brust u. s. w. mit Husten begleitet; selbst scharfe und reizende Stoffe im Magen z. scharfe Galle, Säure, alkalische scharfe Unreinigkeiten können, zumal wo die Empfindlichkeit der Luftwege schon erhöht ist, durch die Mitleidenscha der Theile Husten erregen; daher der sogenannte Magenhusten unter d erforderlichen Bedingungen nicht unter die leeren Einbildungen gehört.

Hut, eine Art der Kopfbedeckung, die sich von der Mütze oder Kap hauptsächlich durch ein steifes Kopfstück und durch ein dasselbe rings um gebender Schirm unterscheidet. Schon in den frühesten Zeiten kannt man die Hüte, denn Hesiod erwähnt ihrer schon. Die Hüte der Rö waren von gewebter, dichter Wolle oder von grobem Tuche. Erst im Mittelalter scheint die Kunst, die Wolle zu einem Filz zu verarbeiten, aufgekommen und erst gegen Ende des 16. Jahrh. vervollkommnet zu sein. Gegenwärtig nimmt man theils Schaf- und Lämmerwolle, theils Hasen- und Kaninchenhaare, theils Haare von Bibern, ungarischen Ziegen und Lamas, von denen die letztern die feinsten Hüte geben. Wenn man vo her die Haare und die Wolle sortirt, auf einer Horde mit Stöcken ge schlagen und aufgelockert, und darauf cartetscht hat, vermischt man di verschiedenen Arten derselben so mit einander, als es die Güte und Fei heit des Hutes fordert. Hierauf müssen sie von Neuem aufgelockert wer den, und auf dem Fachtisch, der einer Horde gleicht, mit einer schwin genden Saite oder dem sogenannten Fachbogen geschlagen und in Mas zusammengebracht werden, die man die Fache nennt. Diese werden hie auf zum Filz verarbeitet, indem man mit Stücken Pappe oder Leder z sammendrückt, und auf der durch einen kleinen Ofen erhitzten kupfern Filzplatte, unter öfterem Benetzen mit Wasser, in ein Ganzes vereinig Dann wird in einem Kessel Wasser, der entweder mit Essig oder ver dünnter Schwefelsäure vermischt ist, der Filz gekocht, und hierauf na naß auf die Form gebracht, wo er die Hutgestalt bekommt. Nun wir er mit Bimstein und einer Fischhaut abgerieben und hierauf gefärbt. Mit Hausenblase, arabischem Gummi oder Hornspähnen wird der Hut gesteift und endlich mit verschiedenen Bürsten und einem warmen Bügeleisen glänzend gemacht. Strohhüte werden vorzüglich in Toscana verfertigt doch kommen noch aus England, besonders aus Betfordshire auch sehr feine. Dem Stroh gibt man die nöthige Weiße, indem man Schwefel

dämpfe durch daſſelbe ziehen läßt. Auch hat man in London eine Maſchine erfunden, feine Hüte aus Spähnen zu machen.

In der Heraldik dient der Hut zuweilen ſtatt der Krone und des Helms oder auch zugleich mit denſelben gebraucht. Es gibt in dieſer Hinſicht geiſtliche und weltliche Hüte. Unter den geiſtlichen, welche die Form gemeiner runder Hüte mit breitem Rande haben, nennen wir 1. den rothen Cardinalshut, der auf jeder Seite 15 herabhängende Quaſten hat; 2. den erzbiſchöflichen Hut, grün, mit 10 Quaſten auf jeder Seite; 3. den Biſchofshut, ebenfalls grün, aber nur mit 6 Quaſten, und 4. den ſchwarzen Hut päpſtlicher Protonotarien, mit 3 Quaſten. — Zu den weltlichen Wappenhüten gehören beſonders die Fürſtenhüte. Dieſe ſind eigentlich rothe Mützen mit breiter Hermelineinfaſſung, und mit dem Reichsapfel, einem Kreuze, oder auch wohl einem bloßen Hermelinſchwänzchen oben darauf; doch findet man ſie auch, nach Art königl. Kronen, mit Reifen oder Bogen gemacht. Der Unterſchied, den Einige zwiſchen Kur- und Fürſtenhüten machen, iſt ohne Grund. Der erzherzogl. öſtreichiſche Hut unterſcheidet ſich von den gewöhnlichen Fürſtenhüten durch eine eckige Verbrämung und durch einen mit Perlen beſetzten Bogen, auf welchem oben der Reichsapfel ruht. Noch erwähnen wir hier des großen runden Hutes der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, der, zum Zeichen der Freiheit, über den vereinigten Wappenſchildern der ſämmtlichen Cantone ſchwebend vorgeſtellt wird.

Hutcheſon oder Hutchinſon, Francis, geb. in Irland 1694, wird als Stifter der Schule der ſogenannten ſchottiſchen Moralphiloſophen angeſehen. Er ward Profeſſor zu Glasgow 1729 und ſtarb 1747. Er gründete die Sittlichkeit auf das moraliſche Gefühl und führte dieſe Lehre aus in ſeinem „System of moral philosophy“, London 1752, 2 Thle., 4. Auch für die Aeſthetik waren ſeine Unterſuchungen wichtig. Hierher gehört „Enquiry into the original of our ideas of beauty and virtue“, London 1720 und 1727, deutſch, Frankf. 1762. Seine Darſtellung iſt einfach, deutlich und präcis.

Hutten, Ulrich von, wurde 1488 auf dem Stammſchloſſe Steckelberg, unweit Fulda geb. Im 10. J. kam er in die berühmte Kloſterſchule von Fulda, wo er zum Mönch erzogen werden ſollte. Allein dieß ſagte dem freien und kräftigen Geiſte des Jünglings ſo wenig zu, daß er 1504 aus dem Kloſter entfloh. Er ging hierauf nach Köln, deſſen Univerſität damals ungemein blühend war. Als aber einer der aufgeklärteſten Lehrer auf der Hochſchule, Rhagios, verwieſen wurde und nach Frankfurt a. d. O. ging, begleitete ihn Hutten dahin, wo der Kurfürſt Johann Cicero von Brandenburg vor Kurzem eine hohe Schule geſtiftet hatte. Bald trieb ihn ſeine jugendliche Unruhe auch hier weg. Mit der Liebe zu den Wiſſenſchaften auch die Liebe zu ritterlichen Thaten verbindend, ging er im 20. J. in den venetianiſchen Krieg. In Italien that er ſich durch die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes und ſeine literariſche Talente ebenſo ſehr, wie durch ſeine Tapferkeit und Geſchicklichkeit in ritterlichen Uebungen hervor. Hier befchlich ihn aber eine Krankheit, deren Gift er Zeitlebens mit ſich herumtrug, und die zuletzt ſeinen Feinden auch Anlaß zum Hohn geben mußte. Auch litt er oft den bitterſten Mangel. Der Herzog Ulrich von Würtemberg hatte indeß ſeinen Vetter Johann von Hutten aus Haß mit eigener Hand ermordet; und nun ſandte Hutten aus Italien Klagen, Briefe und endlich 5 Invectiven gegen den Mörder,

und erregte in Deutschland eine solche Theilnahme, daß sich der berühmte schwäbische Bund gegen den Herzog erhob und ihn von Land und Leuten verjagte. In dieser großen Fehde machte er mit dem berühmten Franz von Sickingen Bekanntschaft. Auch nahm er sich des gelehrten und redlichen, besonders vom kölner Dominikaner Hogstraaten verfolgten Reuchlins an, dessen Feinde durch Herausgabe seiner „Epistolae obscurorum virorum“ in ihrer ganzen Blöße darstellend. Diese Briefe wurden ihm zwar von Einigen abgesprochen, und seinem Freunde Crotus, oder gar dem Erasmus zugeschrieben; doch ist so viel gewiß, daß er den größten Antheil an ihnen hat. 1515 ging er seinem Vater zu Gefallen nochmals nach Italien, um sich in Bologna die Doctorwürde der Rechte zu erwerben. Nach seiner Rückkehr in Deutschland fand er allenthalben eine liebreiche Aufnahme, besonders aber in dem Hause des berühmten Konrad Peutinger in Augsburg, und erhielt hier die Ehre, vom Kaiser Maximilian zum Ritter geschlagen und zugleich mit dem poetischen Lorbeerkranze gekrönt zu werden, den Peutinger's schöne Tochter Konstantia mit eigenen Händen geflochten hatte. Hutten hielt sich dann einige Zeit an dem Hofe des Kurfürsten Albert von Mainz auf. In eben diesem Jahre 1518 begleitete Hutten den Erzbischof Albert nach Augsburg auf den Reichstag, wo von Martin Luther's Sache die Rede war. Man kann sich leicht vorstellen, daß Hutten bei den großen Bewegungen, welche Luther's Lehre verursachte, keinen müßigen Zuschauer abgab, und schwerlich wird Jemand einen Augenblick zweifelhaft, welche Partei ein Mann von Hutten's Sinnesart und Charakter ergriffen haben werde. Hutten bahnte in der That, ohne es selbst zu wissen, Luthern den Weg, und leistete ihm später, als er ihn kannte, getreuen Beistand. Auf seiner Burg Steckelberg vollendete er seine Dialogen über Glück, Fieber und Papst; schrieb gegen Papst Leo X. und seinen Courtisanos, wie er sie nennt, und gegen Alle, welche sich einer Sache, die, seinem Gefühle nach, gerechte Sache der Menschheit war, widersetzten, eine Menge heftiger Broschüren, in lateinischer und deutscher Sprache, in Prosa und Versen; munterte Luthern in einem öffentlichen Schreiben auf, muthig fortzufahren; gab die Bulle vom Jahr 1520 mit sehr beißenden Randglossen heraus, u. s. w. Aber es dauerte nicht lange, so kam der schärfste Befehl von Rom nach Mainz: „daß ein so frecher Sünder, wie Hutten, gegen den die Theologen in Köln längst die Bulle über die „Epistolae obscurorum virorum“ gehabt, und der immer fortführe, von der römischen Dreieinigkeit, so hieß sein letzter Dialog, in Mainz zu schreiben, nicht anders, als in Ketten nach Rom geführt zu werden verdiente“. Hutten, der hierauf seine vorigen Gönner verlor, war nun ohne jeglichen Schutz und den Verfolgungen seiner Feinde ganz preisgegeben. Vergebens wandte er sich an den Erzherzog Ferdinand, vergebens an den deutschen Kaiser, vergebens an die ganze deutsche Nation, die er laut um Hülfe anrief. Allenthalben erwarteten seiner Dolche, Meuchelmörder, Ketten und Bande; und dennoch blieb Hutten immer derselbe. Man schaudert, wenn man die Briefe und Aufforderungen an Ferdinand, Karl, Friedrich von Sachsen, an alle Stände des Reiches lieset. Wahrheit, Freiheit, Stand, Ruhm, Nothdurft, Vaterland, Alles spricht, Alles ruft und klagt in ihm. Laut beschwert er sich über das ihm vom römischen Hofe zugefügte Unrecht, behauptet seine Sache und fordert Gerechtigkeit. Alle fünf Klagschriften sind ins Deutsche übersetzt mit dem Beiworte:

„Ein großes Ding die Wahrheit, stark über Alles“. Da bot ihm endlich sein getreuer Freund Franz Sickingen die helfende Hand, und gab ihm Schutz und Freistatt auf seiner Burg Ebernburg an der Nahe. Jetzt machte Hutten mit Luther gemeinschaftliche Sache, munterte ihn auf und ließ den Ergießungen seines Herzens gegen alle Diejenigen freien Lauf, die er als Feinde der literarischen, bürgerlichen und geistigen Freiheit, als Lanzknechte einer ausländischen gesetz- und vertragwidrigen Tyrannei, als gedungene Verfechter der Dummheit und des Aberglaubens, und als ewige Gegner aller Aufklärung, gesunden Vernunft und richtigen Empfindung ansah. Allein seiner neuen Freistatt sah er sich bald beraubt: in einer blutigen Fehde mit dem Erzbischofe Richard von Trier verlor der alte Sickingen das Leben, und Hutten flüchtete sich mit gebrochenem Herzen aus dem Vaterlande und begab sich nach der Schweiz, wo er nach einigen Monaten, zu Ende August 1523, in seinem 36. Jahre starb, nachdem ihn eine frühere Krankheit — die Lustseuche — aufs Neue ergriffen hatte. Hutten war klein von Person, wiewohl von starkem Bau, und abgehärtet zu Ertragung alles Ungemachs. Sein Geist war kühn und unternehmend, trotzend jeglichem Widerstande, und durch Nichts zu bändigen. Man zählt 45 Schriften von ihm, mehre ungerechnet, bei welchen nicht mit Gewißheit ausgemittelt ist, ob sie von ihm herrühren. Eine Sammlung derselben hat E. J. H. Münch, Berlin und Leipzig 1821—25, 5 Bde., herausgegeben. Die beste Lebensbeschreibung des Ritters ist von C. J Wagenseil, Nürnberg 1823, erschienen.

Hüttenkunde, ein Theil der angewandten Chemie, welcher die in den Erzeugnissen des Mineralreichs befindlichen Körper durch zweckmäßige Behandlung im Großen darstellen lehrt, und welcher die Regeln angibt, nach denen diese Darstellung mit den größten ökonomischen Vortheilen bewirkt werden kann. Die Hüttenkunde in ihrem weitesten Umfange und in ihrer größten praktischen Ausdehnung ist eine Wissenschaft, die ihre Lehren aus sehr verschiedenen Doctrinen entlehnt. Obgleich Chemie und Mineralogie die eigentliche Grundlage der Hüttenkunde ausmachen, so sind doch auch die Lehren der Mathematik, Physik, Baukunst, Forstwissenschaft und Bergbaukunde, sowie die Buchführungskunst, eine wesentliche Bedingung, um das Hüttenwesen mit Erfolg zu betreiben. Der Bau der Oefen ist außerdem ein Geschäft, welches dem Hüttenmanne speciell obliegt, und welches er keinem Baubeamten füglich überlassen darf. Die Vorbereitungen, denen die Erze vor der eigentlichen Verarbeitung unterworfen werden, sind ebenso wichtig als die Schmelzarbeiten selbst, indem sie die Bedingungen zum Gelingen des Schmelzprocesses enthalten. Ebenso ist es auch nothwendig, von der Wirkung der Brennmaterialien, von der Darstellung der Kohle aus ihnen und von der Wirkung und Einrichtung der Gebläse unterrichtet zu seyn. Man theilt die Hüttenkunde in die allgemeine und in die besondere, je nachdem sie sich ohne Ausnahme über alle, oder nur ausschließlich über ein einzelnes hüttenmännisches Erzeugniß ausdehnt. S. Lampadius: „Handbuch der Hüttenkunde“, Göttingen, 4. Bde., mit Kpf.

Hüttenrauch, ein höchst giftiger Rauch oder Dampf, welcher beim Rösten und Schmelzen der Erze aufsteigt und in besondern Giftfängern als ein Ruß aufgefangen wird, wo es dann Giftmehl heißt.

Hutzwang, von Hüten, ist die Berechtigung fremder Güter, ihr Vieh auf den Brachfeldern oder Wiesen, deren Eigenthümer der Befugte

nicht ist, weiden zu lassen. Sie ist der höchsten Benutzung eines Bodens sehr nachtheilig, weil durch Verbesserung eines solchen Bodens der Eigenthümer zum Theil für einen Fremden arbeitet, weil diese fremde Befugniß den Eigenthümer oft an der Befriedigung seines Grundstücks hindert und weil sie nicht erlaubt, was der künftigen Ernte so nützlich ist, die Stoppe sofort umzukehren, um der Entkräftung des Bodens durch die fortdauernde Ausdünstung aus der abgeschnittenen Stoppel ein Ziel zu setzen, endlich eine vernünftigere Wechselwirthschaft und Benutzung des Landes durch Bestellung zu einer Zwischenfrucht verhindert.

Huygens, Hugenius, Christian, berühmter Mathematiker und Astronom, geb. im Haag 1629, erhielt von seinem Vater, der Rath beim Prinzen von Oranien war, eine sehr sorgfältige Erziehung, studirte dann zu Leyden die Rechte, verließ diese Wissenschaft aber aus Liebe zur Mathematik. Er bereiste Dänemark, Deutschland und England, wandte sich dann nach Frankreich, wo ihm der Minister Colbert, auf Befehl Ludwigs XIV., einen ansehnlichen Jahrgehalt aussetzte. Er starb im Haag 1695. Ihm verdankt man die Anwendung des Pendels an der Uhr, sowie der Evoluten oder derjenigen krummen Linien, welche sich aus andern entwickeln, sowie auch der Cykloide. Hierdurch ward es ihm leicht, die Gesetze der Mittheilung der Bewegung durch Stoß, die Theorie der Schwungbewegung und die Gesetze der Centralkräfte zu entdecken und zu vervollkommnen. In der Optik stellte er eine neue Theorie von der Bewegung des Lichts auf, verbesserte die Teleskope, untersuchte genauer den Ring und die Gestalt des Saturn und entdeckte den vierten Trabanten desselben. Seine Schriften sind in 3 Sammlungen erschienen: „Huygenii opusc. posthuma", Leyden 1707; „Opera varia ed. J. A. s'Gravesand", mit dem Leben Huygens's, ebend. 1724, 4 Thle.; und endlich „Opera reliqua etc.", Amst. 1728, 2 Thle., 4.

Huysum, Hans van, der erste Blumen- und Fruchtmaler der neuern Zeit, war 1682 zu Amsterdam geboren. In der Landschaft folgte er der Manier des Nikolas Piemont, eines in Holland sehr geschätzten Landschaftmalers. Aber das Höchste erreichte er in seinen Blumen- und Fruchtstücken. Der Ruhm seiner Werke bestimmte ihn, die Geheimnisse der Natur immer tiefer zu ergreifen, die flüchtige Blüthe in ihrem schönsten Momente zu fesseln und durch zauberische Wahrheit und Mannigfaltigkeit der Farben, wie das fast Transparente der zarten Blumenkörper, das Aeußerste in dieser Gattung zu erstreben. Er war der erste Blumenmaler, der den Einfall hatte, Blumen auf hellem Grunde darzustellen. Auch war er so eifersüchtig in seiner Kunst, daß er Niemand, selbst seinen Brüdern nicht erlaubte, ihn arbeiten zu sehen, und außer der Tochter eines Freundes und seinem auch als Maler geschätzten Bruder, Michael, keine Schüler annahm. Mehre unglückliche Umstände, besonders die Gefallsucht und Verschwendung seiner Frau und die schlechte Aufführung seines Sohnes, machten ihn tiefsinnig; doch war an seinen Arbeiten keine Spur des abwesenden Geistes zu erblicken. Er starb zu Amsterdam 1749, ohne seinen drei Söhnen Vermögen zu hinterlassen, obgleich jedes seiner Bilder mit 1000 bis 1400 Gulden bezahlt wurde. Sein anderer Bruder Justus, ein Schlachtenmaler, starb jung, und der dritte, Jakob, pflegte seines Bruders Blumen- und Fruchtstücke mit vieler Treue zu copiren.

Hyacinth, s. Zirkon.

Hyacinthen, Zwiebelgewächse aus der Gattung der Liliaceen. Die Blume hat keinen Kelch und besteht aus einer einblättrigen Krone, die an ihrem Rande in sechs Lappen mehr oder weniger tief geschnitten ist. Sie haben sechs kurze Stammen und ein Pistil, dessen Fruchtgehäuse aus drei Fächern besteht, in deren jedem zwei und mehre Samen liegen. Zu ihrem generischen Charakter zählt Linné drei kleine Löcher oder Poren, die mit einem Honigsafte angefüllt sind und am Fruchtboden liegen. Ihr Stiel ist rund, glatt, weich, grün mit einem Purpurschimmer, und erreicht manchmal die Höhe eines Fußes. Die Blumenblätter sind an ihrer Basis, die länglich und weiß ist, zusammenhängend; sie sind glatt und schön grün; das Stämmchen trägt mehre Blumen, die einen lieblichen Geruch verbreiten und auf kleinen Blumenstielchen sitzen. Die Wurzel ist meist eine längliche zarte, saftreiche Zwiebel. Es gibt eine große Menge Variationen dieser Gewächse; die schönsten zieht man aus Harlem. S. d. und Blumenhandel.

Hyacinthus, ein Liebling des Apollo, der von diesem zufälliger Weise bei dem Diskuswerfen getödtet wurde. Seine Abkunft wird verschieden angegeben. Nach Einigen war er der Sohn des Pierus und der Muse Klio; nach Andern aber stammte er von dem spartanischen Könige Amyklas und der Diomede her. Er war ein sehr schöner Jüngling, und wurde zuerst von einem alten thraz. Barden, Thamyris, geliebt. Nachher liebte ihn Apoll mit der äußersten Zärtlichkeit. Auch Zephyr buhlte um seine Liebe, war aber nicht glücklich wie Apoll. Aus Verdruß darüber rächte er sich, als einst Apollo und Hyacinthus sich im Diskuswerfen übten, und lenkte die Wurfscheibe des Erstern so, daß sie den schönen Jüngling tödtete. Apollo war darüber vor Schmerz ganz in Verzweiflung, und da er den geliebten Jüngling nicht mehr ins Leben zurückrufen konnte, so verewigte er wenigstens sein Andenken und seinen Namen durch ein Wunder; denn aus seinem Blute erwuchs, wie die Dichter erzählen, die Hyacinthe, wobei man die blaue Schwertlilie und den kleinen Ritterspron denken muß, deren Blätter mit den Zügen AI bezeichnet sind, was sie bald für die Wehklage des Gottes, für die Anfangsbuchstaben von Ajax erklärten, von welchem man dasselbe erzählt. Die Spartaner verehrten ihn als ihren National-Heros, und feierten ihm das Fest Hyacintha. Der Sarkophag, worin seine Asche aufbewahrt wurde, diente der Bildsäule Apollo's zu Amyklä zum Fußgestelle.

Hyaden, Nymphen, nach Ovid Töchter des Atlas und der Aethra, n. A. Töchter des Kadmus oder des Erechtheus; ihre Zahl wird verschieden angegeben. Den Tod ihres Bruders Hyas, der von eine Löwin war zerrissen worden, beweinten sie so anhaltend, daß die Götter, von Mitleiden bewegt, sie an den Himmel versetzten, wo sie das bekannte Gestirn im Kopfe des Stiers bilden und noch immerfort weinen. Am wahrscheinlichsten erhielten diese Sterne ihre griech. Benennung, weil bei ihrem Auf- und Untergange gemeiniglich Regen folgt, daher man sie auch die Traurigen, die Regenbringenden, lat. Suculae, nannte, welches späterhin die Erfindung der obigen Fabel veranlaßte. Einige Dichter haben auch die Hyaden und Plejaden mit einander verwechselt.

Hyalith, neue Geschirrmasse, von Grafen Buquoy erfunden. Sie ist aus solchen stein- und metallartigen Bestandtheilen zusammengesetzt, aus denen kein Glas hervorgebracht werden kann; sie verdient daher den

Namen Steinmasse. Der Hyalith ist nicht allein ganz undurchsichtig und von solcher Härte, daß die Scherben Feuer geben, sondern er hat auch von Natur einen so schönen Glanz, wie er durch keine Politur hervorgebracht werden kann. Bei der ungewöhnlichen Festigkeit dieser Masse ist gar kein Zerspringen zu befürchten, wie dieß beim englischen Wedgewood der Fall ist, wenn man zu heiße Getränke in denselben gießt. Die aus Hyalith verfertigten Geschirre sind von verschiedener Art geschliffen oder geschnitten, mit oder ohne Vergoldung, und machen einen interessanten Luxusartikel aus.

Hyalurgie, derjenige Zweig der technischen Chemie, welcher Glas bereiten lehrt. Vgl. Glas. Die Kalke der unedeln Metalle, insofern sie sich nicht verflüchtigen, schmelzen in einer gewissen Hitze, welche meist die Glühhitze übersteigt, zu Glas, und können in diesem Zustande sogar Etwas von den Oxyden edler Metalle in sich aufnehmen. Die Gläser selbst sind ebenso verschieden als die Metalle, aus denen sie entstehen. Die Verschiedenheit spricht sich nicht nur aus in der Leichtigkeit ihrer Darstellung, sondern auch in der Dauerhaftigkeit der Gläser, und vorzüglich in Farblosigkeit und Färbung derselben. Metallkalke oder Oxyde, die für sich allein schwer zu Glase fließen, thun es leichter, sobald sie, mit andern Oxyden vermischt, der Hitze ausgesetzt werden. Mehre fließen nämlich sehr leicht, wie z. B. Pottasche, Natrum ꝛc. Diese dienen als Zuschläge oder Schmelzmittel der andern strengflüssigern. Einige geben farbenlose durchsichtige Gläser, wohin vor Allem die Kieselerde gehört, sodaß unser gemeines Glas hauptsächlich aus Kieselglas besteht. Sehr viele liefern farbige Gläser, z. B. das Eisen ein grünschwarzes Glas, als hohes Oxyd ein gelbrothes, Braunstein ein violettes, Blei ein gelbes, Kobalt ein schwarzblaues, Kupfer ein braunes oder grünes, Zinn ein undurchsichtiges. Aus Gemischen entstehen andre Farben, auch wohl Farblosigkeit; so wird das Rothgelbe oder Gelbgrüne des Eisens durch das Violett des Braunsteins achromatisirt; ein andres Mengenverhältniß führt Schwarz herbei. Ungefärbte Gläser können die Farbe andrer verdünnen und angenehmer machen. Bleikalk gibt u. a. dem Kieselglas einen bedeutenden Diamantglanz, ein solches Glas wird als Straß zu künstlichen Diamanten verwendet. Durch andre färbende Oxyde lassen sich diese Producte den Rubinen, Granaten, Sapphiren ähnlich machen und bekommen den Namen der Flüsse. Da Bleikalk und andre leichte Oxyde als Ueberzug, Glasur, über Thongefäße benutzt werden, so gehört dieser Gegenstand auch hierher. — Was im gemeinen Leben gewöhnlich Glas heißt, ist 1. entweder gemeines, grünes Fenster- oder Crownglas, und 2. Krystall- oder Flintglas. Beide unterscheiden sich in der Stärke der farbigen Ränder, welche sie den durch sie gehenden Bildern heller Körper ertheilen; aber auch durch die Verrückung dieser Bilder, Brechung. Vgl. Fraunhofer. Beide Arten werden durch ein langes Glühen zu Fritte bearbeitet und nachher in thönernen Hafen und gewölbten Oefen geschmolzen. Mittelst eiserner Pfeifen bläst man das Glas zur Blase und gibt dieser nachher die gewünschte Gestalt. Krystallglas verlangt ungefärbten Kiesel und reine Flußmittel, die meist in Kreide, Arsenik, Bleikalk oder Pottasche, auch in mehren zugleich bestehen. Oder man nimmt Salze, deren einer Bestandtheil ein solches Flußmittel ist, deren zweiter sich im Feuer verflüchtigt, wie das Glaubersalz, der Gyps ꝛc. Viele Gegenstände, die man aus Krystallglas bereitet, müssen gegossen werden; hier

ist es wichtig, zu wissen, daß die darin enthaltenen schweren Oxyde sich beim Gestehen zu Boden setzen, daß also eine und dieselbe gegossene Glasmasse verschiedenartige Eigenschaften an verschiedenen Punkten haben kann. In neuern Zeiten ist durch die Ausbildung der Glasmacherkunst die Verfertigung dioptrischer Werke sehr vervollkommnet worden.

Hyder Ali, s. Ayder Ali.

Hydra von Lerna, s. Hercules und Lernäische Schlange.

Hydraulik oder Hydrodynamik und Hydrostatik. Da die Schwere auf alle Körper, ohne Rücksicht auf den Widerstand der Luft, welcher ihrer Bewegung ein Hinderniß in den Weg legt, gleich stark wirkt, dieser aber die Bewegung der Körper nur nach Maßgabe ihrer geringern oder größern Dichtigkeit mehr oder weniger hemmt, so würde es auch keine besondere Statik, s. d., der flüssigen Körper, d. i. Hydrostatik und Mechanik, s. d., Hydraulik oder Hydrodynamik jener Körper geben, wenn dieselben sich nicht durch die äußerst leichte Verschiebbarkeit auch ihrer kleinsten Theile von den festen Körpern unterschieden, daher denn eine flüssige Masse unter ganz andern Bedingungen im Gleichgewicht, oder in Bewegung sich befinden muß als eine feste. Da die kleinste Kraft hinreicht, den Zusammenhang der Theilchen einer Flüssigkeit aufzuheben, und jeder Tropfen senkrecht gedrückt wird, so müßte die ganze Masse zerfließen, wenn nicht jedes Theilchen von allen dasselbe umgebenden, und diese wieder von den Wänden des Gefäßes zurückgehalten würden; daher denn auch die Seitenwände, und nicht bloß, wie bei festen Körpern, die Unterlage, hier der Boden des Gefäßes, einen Druck erleiden, der mit der Höhe der darin enthaltenen Wassersäule in einem gewissen Verhältnisse steht. Eine flüssige Masse kann nur in Ruhe seyn, wenn sie eine wagerechte Oberfläche gebildet hat, indem im entgegengesetzten Falle die an einem niedrigern Orte der Oberfläche befindlichen Theilchen von den höher liegenden gepreßt, und mithin, da die seitwärts noch tiefer liegenden ihnen kein Hinderniß entgegensetzen können, zerfließen würden. Aus demselben Grunde nun, wie die Theile einer Flüssigkeit gegenseitig einer auf den andern drücken, müssen sie denselben Druck auch auf einen fremden, dieser ihrer Wirkung unterworfenen flüssigen, wenn dieser sich nicht mit jenem vermischt, oder festen, völlig oder nur zum Theil darin eingetauchten Körper ausüben. So rührt das Schwimmen eines Körpers daher, daß er bei geringerer Dichtigkeit als das Wasser in dasselbe eingetaucht, einen geringern Druck ausübt als eine gleich große Masse von diesem, und deßwegen von demselben, indem sich das Gleichgewicht wiederherzustellen strebt, gehoben wird; während ein Körper von einer größern eigenthümlichen Schwere als das Wasser, darin eingetaucht, auch einen größern Druck ausübt als eine gleich große Wassermasse, und nun mit dem Ueberreste seines Drucks zu Boden sinkt. Wir erhalten dadurch ein Mittel, das specifische, eigenthümliche, Gewicht eines Körpers, d. i. das Verhältniß seines Gewichts zu dem einer gleich großen Menge von Wasser oder von einer andern Flüssigkeit zu bestimmen. Wird das Gleichgewicht einer flüssigen Masse, Hydrostatik, auf irgend eine Art gestört, so müssen die einzelnen Theile der Flüssigkeit anfangen sich zu bewegen, nach einer Richtung und mit einer Stärke und Geschwindigkeit, welche abhängt sowohl von dem Drucke, dem sie einzeln für sich ausgesetzt sind, als auch von der Kraft, mit der die Schwere auf sie wirkt. Diese Untersuchung ist Gegenstand der Hydraulik und Hydrody-

namik. Wird z. B. nahe am Boden eines bis zu einer gewissen Höhe mit Wasser angefüllten Gefäßes in dessen Seitenwand eine kleine Oeffnung gemacht, so springt das Wasser, gedrückt von dem darüber stehenden, in horizontaler Richtung durch die Oeffnung, und bringt man eine aufwärts gebogene Röhre daselbst an, so steigt es gerade in die Höhe und würde, weil die Kraft, mit der es getrieben wird, gleich ist dem Drucke der im Gefäße über der Oeffnung stehenden Wassersäule, ebenso hoch steigen, als diese ist, wenn nicht auf seinem Wege auch die Schwerkraft auf dasselbe wirkte und es dadurch, ehe es jene Höhe erreicht hat, wieder zum Fallen nöthigte. Die Anwendung der Hydraulik wird im gemeinen Leben dadurch erschwert, daß, gegen die der Einfachheit wegen nöthige Annahme, beim Wasser und andern Flüssigkeiten immer noch einiger, wenngleich geringer, Zusammenhang der Theile stattfindet, dessen Wirkung durch die Erfahrung bestimmt werden kann, da nur daraus die Stärke jenes Zusammenhanges hervorgeht. Die gründliche Kenntniß dieser Verhältnisse macht die Grundlage der ganzen Hydrotechnik oder Wasserbaukunst, und auch der Maschinenlehre zur Benutzung der Pumpen, Wassermühlen u. s. w. aus. Sie zeigt die Gesetze, nach denen die Flüsse und Ströme ihr Bette sich geben, austiefen oder versanden, und wie man Dämme, Schleusen, Canäle, Häfen anlegen muß. S. Kästner's „Anfangsgründe der Hydrodynamik", 2. Aufl., Göttingen 1797; Wiebeking's „Uebers. der Wasserbaukunst", 2. Aufl., Hamb. 1802, 2 Bde.

Hydrioten, Spezzioten und Ipsarioten, Bewohner der kleinen dürren Felseneilande Hydra, Spezzia und Ipsara, die kühnsten und geschicktesten Seeleute und Kauffahrer des griechischen Archipels. Sie bildeten in dem jüngsten Kampfe Griechenlands mit der Pforte den Kern der griechischen Seemacht. Ipsara, das alte Psyra, mit einem Tempel des Bacchus, der äußerste Vorposten Griechenlands nahe an der nordwestl. Küste von Scio, kaum 2 QM. groß, war in einen festen Waffenplatz verwandelt, um die Dardanellen und Kleinasiens Küste zu beobachten. Als vor hundert Jahren einige kühne Griechen, die sich dem türkischen Joche entzogen, diesen unfruchtbaren Felsen anbauten, hieß die Insel Psara. Anfangs arme Fischer, wurden sie durch Seefahrt und Handel wohlhabend, den Geist der Unabhängigkeit treu bewahrend. Zur Zeit der franz. Revolution beschifften sie das ganze mittelländische Meer und wurden reich. Seit dieser Zeit stieg die Volksmenge von 6000 auf 12.000 M. Hydra, der Mittelpunkt des griechischen Seehandels, das Palladium hellenischer Unabhängigkeit und der Sitz der Navarchen, Admiralität, liegt, sowie das nahe Spezzia, südöstlich vom Peloponnes, 3 Stunden von der Küste, und ist durch steile Felswände und Batterien gegen feindliche Landungen geschützt, sodaß nur Brander den Schiffen im Hafen gefährlich werden können. Spezzia dagegen ist schutzlos; daher flüchteten sich die Einwohner bei Annäherung des Feindes nach Hydra. Beide Inseln, ungefähr 4 QM. groß, haben, ohne Brunnen, Herden und Pflugschar, 40.000 Einw., die von Schifffahrt und Handel leben. Die Insel Hydra zählte 1828 in 56 Pfarrbezirken 12.515 Eingeborene und 3177 Fremde. Die Stadt Hydra erhebt sich amphitheatralisch über dem Hafen. Die schöngebauten Häuser sind mit neuen Kunstwerken von Marmor geschmückt, im Innern geschmackvoll und sehr reinlich. Dieser Geschmack zeigt sich selbst in dem Anzuge der Matrosen. Den Frauen, welche sehr eingezogen in der Mitte ihrer Familie leben

und sich schwarz kleiden, ist der Gebrauch von Kostbarkeiten verboten. Die ersten Bewohner von Hydra und Spezzia waren albanesischen Ursprungs; sie unterscheiden sich durch ihre arnautische Mundart, sowie durch Charakter, Kleidung und Gebräuche von den Romäern, Neugriechen. Als die Russen in dem Kriege von 1774 Morea räumten, flüchteten sich viele Peloponnesier mit ihrem Vermögen vor der Rache der Türken auf den Felsen von Hydra. Sie bauten nun größere Schiffe und unternahmen entferntere Handelsreisen, vorzüglich, seit Frankreich in Folge des Krieges von 1792 seinen Levantehandel aufgeben mußte. Man sah diese neuen Argonauten in allen Häfen Italiens, Frankreichs, Spaniens, der Ostsee und selbst in Amerika. In Marseille tauschten sie Tücher und Seidenwaaren von Lyon gegen griechisches Getreide ein. Ebenso kühn als geschickt, drangen sie mitten durch die engl. Kreuzer in die gesperrten Häfen ein und machten einen großen Gewinn, sodaß sie bei der Ausbreitung ihres Handels schon vor 1810 Handelshäuser in den vornehmsten Städten Europas errichten konnten. Wegen der algierischen Corsaren rüsteten sie ihre Schiffe mit Kanonen aus. 1820 gab es auf Hydra 6000 Seeleute, die zusammen 350 Handelsschiffe von 200 Tonnen Last im Durchschnitte, mit 2000 Stück Kanonen, besaßen. Von Jugend auf an strenge Thätigkeit, an Mäßigkeit und an die Gefahren des Seelebens gewöhnt, sind die Hydrioten nebst den meisten Insulanern des Archipels die kühnsten, die geschicktesten und die wohlfeilsten Seeleute des mittelländischen Meeres. Der Handel hat sie aber nicht nur bereichert, sondern auch aufgeklärt. Außer den gewöhnlichen Volksschulen besitzt Hydra seit etwa 30 J. eine Unterrichtsanstalt für die alte classische Literatur und für die italienische und franz. Sprache. Die reichen Hydrioten ließen, wie die Chioten und Andre, Bücher aus fremden Sprachen übersetzen und drucken. Sie schickten ihre Söhne auf die besten Schulen in Deutschland, Frankreich und Italien. So lernten sie Wissenschaften und Künste lieben, ihre Sitten verfeinerten sich, und sie gründeten an mehren Orten gute Schulanstalten. Als aber der allgemeine Friede den Hydrioten, Spezzioten, Ipsarioten und andern Kauffahrern des Archipels den bisher ausschließend von ihnen getriebenen Handel entzog, und die Pforte, mit Argwohn den veränderten Zustand der griechischen Nation betrachtend, ihren Wohlstand zugleich mit ihren Schulen zu unterdrücken anfing, mußten die gebildeten Griechen befürchten, in das vorige Elend der Sklaverei zurückgestoßen zu werden. Darum beförderten sie, namentlich die Hydrioten, eifriger als je die Bildung talentvoller Jünglinge und verbreiteten auf allen Inseln wie auf dem Festlande durch geheime Boten, Apostel genannt, den Wunsch nach Befreiung. Seitdem hat aber der Seekrieg bei gänzlicher Stockung des Handels ihre Reichthümer erschöpft. In Hydra erschien seit 1824 eine amtl. Zeitung: „Der Freund des Gesetzes". — Ueber die Thaten dieser tapfern Insulaner, der Hydrioten Kondorioti und Tumbasi und der Ipsarioten Georg und Konstantin Kanaris, Miauli u. A. in dem Seekriege seit 1821, vgl. Griechischer Freiheitskampf. Berühmt machte sich die Spezzioten Bubulina, deren Schiffe zuerst Napoli di Romania sperrten. Sie war eine schöne Frau von 45 J., von freiem, muntern Wesen, das treue Abbild einer alten Spartanerin, hochherzig und voll glühender Vaterlandsliebe. Ihr Gemahl verlor vor mehren Jahren in Konstantinopel das Leben, und ihr ältester Sohn blieb im Anfange des griech.-türk. Krieges. Sie selbst ver-

band sich später mit Kolokotronis und ward 1826 von einem Griechen, dem sie die Hand ihrer Tochter verweigerte, erschossen. — Diese 3 Inseln, nebst den übrigen, welche die Fahne des Kreuzes seit April 1821 aufgepflanzt hatten, wie Samos, über 8 QM., mit 40.000 Einw.; Tine, 4 QM., mit 24.000 Einw.; Mykoni, 4000 Einw. u. a. m., hatten für den Krieg 206 wohlbemannte, größere Fahrzeuge mit 15.000 Matrosen und 4000 Kanonen ausgerüstet, ihre Handelsmarine bestand nach Pouqueville aus 615 größern Schiffen mit 17.500 Matrosen und 5878 Kanonen. Die türkische Flotte hat nur Ipsara und Samos, s. d., ernstlich angegriffen. Am 3. Juli 1824 umzingelte der Kapudan Pascha mit seiner Flotte Ipsara, eroberte es durch Verrath albanesischer Söldner und verwandelte es nach einem mehrtägigen Kampfe, in welchem ein ebenso reicher als tapferer Ipsariote, der das Fort St.-Nikolas vertheidigte, sich und die Seinigen nebst den anstürmenden Türken in die Luft sprengte, in einen Steinhaufen. Ipsara diente nun den griechischen Seeräubern zum Schlupfwinkel. Die meisten Ipsarioten hatten sich nach Salamis gerettet. Unter den kleinen Inseln ist Syra mit 1000 Einw. allein der Pforte treu geblieben. Die Einw. sind Katholiken und stehen unter dem Schutze des Königs von Frankreich, daher sie von den Türken weniger bedrückt werden.

Hydrocephalus, der Wasserkopf, die Kopfwassersucht, s. Wassersucht.

Hydrogen, s. Wasserstoff.

Hydrographie, die von den Gewässern handelnde Geographie.

Hydrologie, die Lehre vom Wasser, Beschreibung der verschiedenen Wasser auf der Erde in Ansehung der Stoffe, womit sie gemischt sind.

Hydrometer, ein Wassermesser, zur Wahrnehmung des steigenden oder fallenden Wassers.

Hydrophobie, s. Wasserscheu.

Hydrostatik, s. Hydraulik.

Hydrostatische Wage, Aräometer, gr. Dichtheitsmesser, für Flüssigkeiten; eine Senkwage, ein Werkzeug, mittelst dessen Einsenkung in Flüssigkeiten, z. B. Wasser, Sole, Bier, Branntwein, man die Verhältnisse der Dichtigkeit oder specifischen Schwere derselben und dadurch ihre Güte bestimmen kann. Der griech. Name Aräometer bedeutet ein Maß der Dünne. Die Einrichtung der Aräometer gründet sich auf folgende Sätze: 1. Wenn ein Aräometer von unverändertem Gewicht in 2 flüssige Materien eingesenkt wird, so verhalten sich die Dichten dieser Materien umgekehrt wie die Räume, um welche das Aräometer sich in dieselben eingetaucht hat; 2. wenn ein Aräometer in 2 flüssige Materien bis zu gleicher Tiefe eingesenkt wird, so verhalten sich die Dichten derselben wie die Gewichte, die man in beiden Fällen dem Aräometer hat geben müssen, um es gleich tief einzusenken. Jeder dieser beiden Sätze gibt eine besondere Einrichtung der Aräometer; auf den ersten Satz gründen sich die Aräometer mit Gradeintheilungen, auf den zweiten Satz die Aräometer mit Gewichten. Letztere verdienen den Vorzug. Vgl. A. Baumgärtner's „Aräometrie, oder Anleit. zur Bestimm. d. spec. Gew. und z. Verfert. genauer Aräometer für Chymisten u. Technologen", Wien 1820.

Hydryaden, in der Mythologie, eine Art von Nymphen, Wassernymphen, welche zugleich mit den Hamadryaden die Töne von Pans Syrinx mit Tänzen begleiten.

Hygieia, Hygiea, die Göttin der Gesundheit, eine Tochter, n. A. die Gemahlin, des Aeskulap. Sie wird als jugendliche weibliche Figur, mit Lorbeer umkränztem Haupte, in der einen Hand eine Schlange, in der andern eine Schale haltend, nach welcher jene das Haupt ausstreckt, abgebildet. — Hygiastik, d. i. die Kunst, die Gesundheit der Menschen zu erhalten und zu befördern und die Lebensdauer zu verlängern. S. Wildberg's "Hygiastik", 2. Aufl., Berl. 1822, und D. J. Coster's Diction. de sante ou Vocabulaire de medecine pratique", Paris 1829, 2 Bde.

Hygrometer, s. Notiometer.

Hylas, ein Sohn des Theodamas, oder nach Andern des Philodamas und der Cyrce, nach den Dritten des Euphemus und nach Einigen gar des Hercules. Seine Mutter wird auch Menodice, eine Nymphe und Tochter des Orion, genannt. Er war ein schöner Jüngling, den Hercules außerordentlich liebte und ihn auf seinem Argonautenzuge mit sich nahm.

Hylozoismus, eigentlich die Behauptung oder die Durchführung der Ansicht, daß die Materie lebe. Dieses Leben im weitern Sinne leiten Einige von einer durch die Natur verbreiteten Weltseele ab, daher auch diese Lehre häufig Hylozoismus genannt wird.

Hymen, Hymenäos, heißt der Vermählungsgott der spätern Griechen, von welchem die Vermählung selbst und der Brautsang ebenfalls Hymenäos genannt seyn sollen; wahrscheinlicher ist aber, daß umgekehrt der Vermählungsgott seinen Namen von dem Brautgesange habe, weil man diesen früher findet als jenen. Hymen war ein so schöner Jüngling, daß man ihn leicht mit einer Jungfrau verwechselt hätte; allein er war arm, und liebte deßhalb, obschon nicht unerwiedert, doch unglücklich.

Hymettus, ein Gebirge, jetzt Trellowuno, in Attika, berühmt durch die Menge und Vorzüglichkeit des Honigs, welchen die Bienen hier einsammelten. Dieser Honig bleibt immer flüssig. Jupiter, dem auf diesem Gebirge ein eigner Dienst geweiht war, führte davon den Beinamen Hymettius, der hymettische.

Hymne, Hymnus, eine Untergattung der Ode, s. d., der lyrische Erguß einer hohen Begeisterung beim Gedanken an die Unendlichkeit der Gottheit oder eines erhabenen personificirten Begriffs. Sie ist die älteste Form der höhern griechischen Lyrik, und ward ursprünglich bei religiösen Festlichkeiten und unter Begleitung musikalischer Instrumente abgesungen. Nicht bloß die Götter, auch Helden, Sieger in Schlachten und feierlichen Spielen wurden mit Hymnen geehrt. Der griechische Hymnus neigt sich bald mehr zum Epischen, bald mehr zum Lyrischen hin. Von der ersten Art sind die sogenannten Homerischen Hymnen, welche an eine Gottheit gerichtet die mythische Geschichte derselben vortragen. Zu der zweiten Art gehören die Hymnen des Orpheus; sie sind durchaus im Ton lyrischer Begeisterung gehalten, wiewohl ihnen die epische Versart, der Hexameter, eigenthümlich ist. Die trunkene Begeisterung der Orphischen Gesänge erscheint in Pindars herrlichen Hymnen zu einer reinen, klaren Lyrik abgeläutert. Einen mehr philosophischen Charakter nahm der griechische Hymnus in jener spätern Zeit an, als die Reflection bereits den Sieg über die Poesie davon getragen hatte, wie dieß in dem Hymnus des Kleanthes, ungefähr 265 Jahre n. Chr., der Fall ist. — Die christliche Hymne preiset die Eigenschaften und Werke der Gottheit; ihr Gebiet ist

die übersinnliche Welt. In dem Ringen des Gedankens mit dem Ausdrucke entwickelt sich jene erhabene und bilderreiche Sprache, die, dem Ausdruck der Schwärmerei verwandt, die Meinung veranlaßt hat, als müsse die Hymne an Kraft und Stärke die Ode überbieten. Dagegen steht ihr unleugbar das geistliche Lied an Schwung der Empfindung, sowie an Kühnheit und Stärke des Ausdrucks bei weitem nach. Der Hymnus „Stabat mater dolorosa", aus dem Ende des 14. Jahrh., beweis't indeß die Innigkeit des Gefühls, das in dem Erhaben-Einfachen sich ausdrückt. — Nächst den oben erwähnten griechischen Hymnensammlungen verdienen noch die des Kallimachos und Proklos genannt zu werden, sowie mehre Chöre der alten Tragödie. Einige Oden des Horaz gehören ebenfalls hieher. — In neuern Zeiten zeichnen sich in dieser Gattung aus: Bern. Tasso unter den Italienern; Cowley unter den Engländern: J. B. Rousseau unter den Franzosen; unter den Deutschen J. A. Cramer, Klopstock, Wieland, die Stolberge, Lavater, Herder u. v. A.

Hyperpel, Uebertreibung, der griechische Name für eine Redefigur, welche die Gegenstände größer darstellt, als sie wirklich sind. Leidenschaft und erhitzte Einbildungskraft bedienen sich gern des hyperbolischen Ausdrucks, daher derselbe in ernsthafter Darstellung nur da anwendbar ist, wo ein aufgeräumtes Gemüth spricht. Es gibt in der Sprache übertreibende Ausdrücke, die durch langen und häufigen Gebrauch ihre hyperbolische Kraft verloren haben, z. B. „schnell wie der Blitz". Eine Art Hyperbel ist die verkleinernde Uebertreibung oder Litotis, wo ein Gegenstand geringer dargestellt wird, als er wirklich ist. 2. In der Geometrie, s. Kegel.

Hyperboräer, Völker, die jenseit der Wohnung des Boreas wohnen, ein fabelhafter Name, den die Alten den unbekannten Bewohnern des Westen und Norden gaben, die aller menschlichen Glückseligkeit genossen. Die Sage davon scheint durch die Entdeckungen der Phönicier und des Samiers Coläus entstanden zu seyn. Vorher setzte man in die westlichen Länder die Wohnung der Nacht und das Schattenreich, und die in ewigem Dunkel wohnenden Cimmerier. Statt aller dieser Vermuthungen traf man nun wirklich glückliche und ziemlich gesittete Völker an, die einen goldreichen Boden bewohnten und die nicht durch den stehenden Nordwind Griechenlands beunruhigt wurden, gegen den sie die Alpen und Pyrenäen, die man unter der rhipäischen Bergkette begriff, zu schützen schien. Man erzählte dann zu Hause von Völkern, die so groß und gesund wären und so lange lebten, welche, als Lieblinge des Apollo, dem sie in fruchtreichen Ebenen mit Musik und geopferten Eseln dienten, unter dem Schutze des Nordwindes das glücklichste Leben führten. Bei ihnen herrschten ewiger Frühling und ewige Jugend. Ganze Jahrtausende verlebten sie in beständigen Festen und Vergnügungen. Der Name Hyperboräer wurde nach und nach durch wahrere Erzählungen aus dem Westen verdrängt und in den Norden verpflanzt, daher auch Herodot des Namens nicht mehr gedenkt. Pindar setzt sie noch in den äußersten Westen, an die schattigen Isterquellen, woher, hinter dem Striche des kalten Nordwindes, Hercules den Oelbaum nach Olympia brachte, wo Perseus auf dem Zuge gegen die Gorgo sie besuchte. Herodot läßt den Ister bei den Kelten, und Pyrrhene jenseit der herculischen Säulen entspringen, aber Kelten und Pyrrhene sind bloß neuere Namen für die Hyperboräer und Rhipäen, denn Aeschylus sagt im „Befreiten Prometheus",

daß der Ister von den Hyperboräern und den rhipäischen Gebirgen komme. In das Land der Hyperboräer versetzten die Dichter auch die Greifen und Arimaspen, selbst nachdem sie späterhin in den Norden versetzt worden waren. Apollodor setzt auch die Gärten der Hesperiden mit den goldenen Aepfeln dahin. Als Hercules die cerinitische Hindin bis in die unbekannten Länder der Erde verfolgte, so reis'te er auch zu ihnen, und traf wieder auf sie bei der Reise zu Geryon. Wegen ihres langen Lebens wurden die Hyperboräer auch Moinobier genannt. Eine Erzählung von ihnen scheint darauf zu führen, daß man unter ihnen nicht bloß im Allgemeinen die unbekannten Bewohner des Westen und Norden, sondern auch ein bestimmtes Volk verstanden habe.

Hyperion, s. Titanen.

Hypermnestra, älteste Tochter des Danaus und Gemahlin des Lynceus, war die einzige von ihren Schwestern, die gegen den väterlichen Befehl ihren Bräutigam am Leben gelassen hatte, weil er sie in der Brautnacht nicht berührt hatte. Nach Apollodor wurde sie von ihrem Vater wegen des bewiesenen Ungehorsams vor Gericht verklagt, aber freigesprochen, weßwegen der Ort, wo es geschah, Kriterium genannt wurde.

Hypnos, s. Schlaf.

Hypochondrie, griech. von Hypo, unter, und Chondros, der Rippen- und der Brustknorpel; daher Hypochondrium, die Gegend des Unterleibes, welche unter den kurzen Rippen liegt, eine der schwierigsten Krankheiten, die ihren Sitz in dem Unterleibe und zwar in der Gegend desselben, in welcher die wichtigsten Organe der Verdauung, der Magen und die Leber, liegen, hat. Die unmittelbare Ursache oder die nächste Quelle dieser Krankheit liegt in einer Verletzung der Function des Nervensystems im Unterleibe, und vorzüglich der großen Knotengeflechte, die den Verdauungsproceß leiten und regeln. Die Reizbarkeit der Gangliensysteme und ihrer Verflechtungen ist krankhaft gesteigert; ihr Reactionsvermögen hingegen vermindert. Auf diese beiden Anomalien lassen sich alle Erscheinungen der Krankheit zurückführen und aus denselben erklären. Weil die Unterleibsnerven in ihrer Empfindlichkeit über die Norm gesteigert sind, fühlt der Hypochondrist ein Drücken in der Magengegend, ein Spannen, Ziehen, bald unter den kurzen Rippen, bald in der Herzgrube, bald auf der einen oder der andern Seite. Das verminderte Reactionsvermögen der Gangliengeflechte wirkt nachtheilig auf den Verdauungs- und Aussonderungsproceß; indem die peristaltischen Bewegungen des Darmcanals, welche von der regelmäßigen und kräftigen Muskelthätigkeit der Verdauungsorgane abhangen, langsam von Statten gehen. Daher stockende Ausleerung, trockene, harte Darmsecretion, Verhaltung der Blähungen, Auftreibung des Unterleibs, Mangel an Appetit, Uebelbefinden nach dem Essen, anomale Absonderung der Galle, und vor allen Schwäche und Abweichung des Verdauungsgeschäfts; Säurebildung im Magen, Aufstoßen von Blähungen nach dem Genusse der Speise, übler Geruch aus dem Mund u. s. w. Eine Zeitlang erhält sich die Krankheit auf dieser Stufe; doch in der Folge bildet sie sich weiter aus, und das krankhafte Leiden der Unterleibsnerven zieht das ganze Nervensystem des Körpers, vermöge seines organischen Zusammenhanges und der dynamischen Wechselwirkung, in der die Nervensphären des vegetativen und animalischen Lebens stehen, in Mitleidenschaft. Die großen Leiden und die lebhafte Beunruhigung und Selbstpeinigung entspringen für den Hypo-

chondristen aus diesem Consensus. Obgleich die Erscheinungen, welche ihren Ursprung in dieser Mitleidenschaft haben, in keiner Verletzung der Organe, in den sie sich wirklich äußern, gegründet sind, und gemeiniglich rasch wechseln, so läßt sich der Hypochondrist doch nicht überreden, daß diese Leiden nur sympathisch und Scheinleiden seyen, die ihre Entstehung aus dem Unterleibe nehmen; er glaubt fest, er leide an allen Krankheiten, von denen er ein oder das andere Zeichen bemerkt.

Hypokrysis, hypokritische Musik, nannten die Griechen einen Theil der Kunst, welche sie mit Orchesis, und die Römer mit Saltatio bezeichneten; er begriff Alles in sich, was auf Tanz, Geberden und Stellungen Bezug hatte. Die hypokrytische Musik war eine Art Mimik im heutigen Sinne.

Hypothek, Hypothekenbücher, Hypothekenwesen, s. Pfandrecht.

Hypothekarische Creditinstitute, s. Creditsystem.

Hypothenuse heißt in einem rechtwinkeligen Dreiecke die dem rechten Winkel gegenüberliegende Seite, im Gegensatze der beiden andern Seiten, welche Katheten heißen.

Hypothese, ein Satz, den man mit Wahrscheinlichkeit annimmt, um daraus etwas Andres zu erklären. Es wird dabei erfordert, daß sie an und für sich nichts Widersprechendes enthalte, mit andern ausgemachten Wahrheiten, sowie mit den Umständen übereinstimme, die sich bei der Sache, die man daraus erklären will, finden, unter allen andern möglichen Erklärungsgründen der fruchtbarste und einfachste sey und keiner neuen subsidiarischen Hypothese, um ihre Wahrscheinlichkeit selbst erst zu beweisen, bedürfe. Dann versteht man unter Hypothese auch eine bedingte Annahme, Bedingung, so z. B. in dem sogenannten hypothetischen oder bedingten Urtheil, wo sie die Voraussetzung bedeutet, unter welcher Etwas behauptet wird. — Hypothetisches Verhältniß heißt das Verhältniß von Bedingung und Bedingtem, Grund und Folge.

Hypotypose, griech., Versinnlichung; eine solche Vorstellung, wodurch man dem zu gebenden Begriffe eine ihm correspondirende Anschauung zur Seite stellt. — Anschaulichmachung der Begriffe.

Hypsipyle, Tochter des Thoas, Königs der Insel Lemnos. Als die Weiber von Lemnos ihre Männer im Schlafe ermordeten, weil ein Theil von ihnen, der nach Thracien in den Krieg gezogen war, sich thracische Sklavinnen zu Beischläferinnen gewählt hatte; so rettete Hypsipyle ihren Vater von dem allgemeinen Blutbade und verbarg ihn sorgfältig. Bald darauf kamen die Argonauten hierher und wurden von den Lemnierinnen sehr wohl aufgenommen. Selbst Hypsipyle zeugte mit dem Jason 2 Söhne, den Thoas, nach Andern Deipylus, und Euneus. Bald nach ihrer Abreise aber entdeckten die Weiber von Lemnos den von der Hypsipyle gespielten Betrug, daß sie nämlich ihren Vater nach der Insel Chios hatte entkommen lassen. Nun wollten sie sich an der unglücklichen Tochter rächen, stießen sie vom Throne und zwangen sie, die Insel zu verlassen. Auf dem Meere wurde sie von Seeräubern gefangen und an den nemeischen König Lykurgus oder Lykus, oder an den König Lykus von Theben als Sklavin verkauft, der sie zur Säugamme seines Sohnes Archemorus machte. Als das Heer der sieben Fürsten gegen Theben zog und durch das Gebiet des Lykurgus marschirte, so fanden sie die Hypsipyle allein in einem Gehölze mit dem Knaben an ihrer Brust. Während

sie aber den Knaben hinsetzte, um die Durstigen zu erquicken, wurde dieser von einer Schlange getödtet. Zu seinem Andenken stifteten die Griechen die nemeischen Spiele. Sie wurde wegen dieses unglücklichen Fehlers ins Gefängniß gesetzt; aber ihre Söhne befreieten sie nachher wieder.

Hyrkanien, eine Provinz des alten Persiens, wurde nach Ptolemäus gegen Norden durch einen Theil des kaspischen Meeres, gegen Westen durch Berge von Medien, oder vielmehr von den rohen Mardi und Tapuri; gegen Süden durch das Gebirge Koronus von Parthien, und gegen Osten durch das Gebirge von Margiana begrenzt. Jetzt faßt dieser Landstrich die nördliche Hälfte des Landes Komis und ein westliches Stück der Provinz Khorasan, längs dem See aber noch den östl. Abschnitt von Masenderan, das Land Korkan, wahrscheinlich noch ein Ueberbleibsel des alten Namens, und einen Theil von Dahistan in sich. Hyrkanien ist ringsum mit Bergen umgeben, von denen sich auch Zweige in das Innere ziehen; gegen die Küste hin aber findet sich eine große Ebene. In den meisten Gegenden ist es sehr fruchtbar, vorzüglich an Wein, Obst- und Holzbäumen.

Hysterie, vom griech. Hysteria, die Mutter, eine Krankheit des weiblichen Geschlechts, die ihrem Wesen und ihren Erscheinungen nach eine so große Aehnlichkeit mit der Hypochondrie, s. d., hat, daß man, einige Verschiedenheiten in den Symptomen abgerechnet, welche die Natur des weiblichen Organismus und des weiblichen Charakters hervorbringen, beide Leiden für gleich halten, und aus derselben Verletzung und abnormen Thätigkeit der Unterleibsnerven herleiten kann. Bloß der Ort, wo sich die Symptome ursprünglich manifestiren, und zugleich die äußere Empfindlichkeit und Mobilität der weiblichen Nerven unterscheiden die Hysterie von der Hypochondrie. Die Zufälle bei der ersteren beziehen sich mehr auf eine krankhafte Nerventemperatur des Sexualsystems; da hingegen bei der Hypochondrie eine Verletzung der Ganglien-Geflechte und der Nerven, welche den Verdauungsproceß beherrschen, der erste Grund dieses Leidens ist. Der große Einfluß, den die Geschlechtsorgane des Weibes auf den ganzen Organismus ausüben, die innige Wechselwirkung, worin die Nerven dieser Theile mit dem ganzen nervösen Systeme stehen, und zugleich die von Natur schon höhere Sensibilität des Weibes, sind die Ursachen, warum die Hysterie schneller als die Hypochondrie die Gesammt-Nervensphäre ergreift und so heftige sympathische Zufälle hervorbringt. Daher sind Krämpfe, Zuckungen, Herzklopfen, Kopfschmerzen, Ohnmachten, Zusammenschnüren der Halsmuskeln, das Gefühl, als wenn ein Ball aus dem Magen nach dem Munde steige und den Athem beklemme, Blähungen, Magenschmerzen ꝛc. häufigere Begleiter der Hysterie, und erreichen bei ihr leicht eine furchtbare Höhe, sodaß die Kranke oft dem Tode nahe zu seyn scheint; aber auch nur scheint; denn in der That sind die Zufälle so gefährlich nicht. Man schrieb ehemals die Krankheit den Dünsten, welche aus dem Magen bei einer krankhaften Verdauung aufsteigen, zu, und nannte sie Vapeurs; in Frankreich waren sie selbst eine Zeit lang eine Modekrankheit, und eine Dame, die unglücklicher Weise keine Vapeurs hatte, suchte sie zu erkünsteln; jetzt sind sie aus ihrem Rufe gekommen und schwache Nerven haben ihre Stelle eingenommen. Die veranlassenden Ursachen sind bei der Hysterie dieselben, wie bei der Hypochondrie; nur daß lange Unbefriedigung des Bedürfnisses nach dem Genusse der Liebe die gewöhnlichste ist.

Ibis, eine Art ägyptischer Störche, von der Größe einer ausgewachsenen Henne, aber mit sehr langen, schwarzgrünen Füßen, röthlich braunem Kopf und Rücken, und mit einem langen und so scharfem Schnabel versehen, daß er Schlangen sehr leicht zerschneiden kann. Wegen der Nutzbarkeit dieses Vogels, indem er Schlangen, Eidechsen, Frösche ꝛc., besonders nach dem zurückgetretenen Nilflusse, welcher das überschwemmte Land als einen Sumpf voll jener Thiere hinterläßt, vertilgt, wurde er von den alten Aegyptern göttlich verehrt, und es war bei Lebensstrafe verboten, ihn zu tödten.

Ibykus, griechischer Lyriker, Zeitgenosse des Anakreon, nach der gewöhnlichen Angabe aus Rhegium in Unteritalien, lebte um die Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. Er begab sich nach Samos zur Zeit, als Polykrates über die Insel herrschte, und brachte daselbst sein Leben zu. Auf einer Reise, erzählt man, wurde er von Räubern überfallen und getödtet. Da er keine Rettung sah, so drohte er ihnen, die Kraniche, die soeben über ihren Köpfen wegflogen, würden seine Rächer seyn. Als diese Räuber nachher zu Korinth einen Zug Kraniche in der Luft erblickten, sagte einer zu dem andern lachend: „Siehe da die Rächer des Ibykus!“ Dieß hörte einer der Umstehenden und zeigte es der Obrigkeit an, welche die Räuber gefangen nehmen und, nachdem sie den Mord des Ibykus eingestanden hatten, hinrichten ließ. Ibykus soll 7 Bücher lyrischer Gedichte in dorischer Mundart geschrieben und das musikalische Instrument Sambuka, nebst einer Gattung Gedichte, worin er sein Leben besang und die nach ihm Ibykinische Lieder genannt wurden, erfunden haben. Wenige Fragmente sind von ihm übrig. Das Schicksal des Ibykus hat übrigens zu Schiller's schöner Ballade „Die Kraniche des Ibykus“ Veranlassung gegeben.

Ich, die einfache Vorstellung, durch welche das Subject, welches die Vorstellungen hat, oder Das, dessen Bestimmungen die Vorstellungen sind, gedacht wird. Alle seine Anschauungen und Gedanken bindet der Mensch an die Vorstellung: Ich. In diesem Ich selbst ist nichts Mannigfaltiges mehr, sind weiter keine Merkmale oder Theilvorstellungen, zu unterscheiden; aber es ist Das, mit welchem alles Mannigfaltige der Anschauung und des Begriffs, als daran geknüpft, vorgestellt wird. Es ist die Vorstellung des bloßen reinen Selbstbewußtseyns, durch welche nichts Mannigfaltiges zum Erkennen gegeben wird; denn es gehört bloß zur Möglichkeit des Anschauens, Denkens und Erkennens, weil all Dieses an ein Ich geknüpft seyn muß. Aber dieses Ich schauet sich selbst nicht an, denn es ist weder ein Anschauungsvermögen, welches etwa unsinnlich oder intellectuell wäre, noch ein für die Anschauung gegebener Gegenstand, sondern bloß der Grund aller Verknüpfung des Mannigfaltigen zu einem Gegenstande. Es ist ein und dasselbe Selbst, das ich mir bei Allem, was ich anschaue und denke, vorstellen muß, weil ich mir Desjenigen, wobei ich es mir nicht vorstellte, auch nicht bewußt werden könnte. Ich nenne Vorstellungen eben darum meine Vorstellungen, weil sie insgesammt an dieses Ich geknüpft sind. So die Kantische Schule. Fichte suchte die Vorstellung Ich noch höher zu steigern und über das Bewußtseyn hinauszugehen, indem er das Bewußtseyn als Product des Ichs, das Ich selbst aber — welches er nur insofern das absolute oder reine nannte — als das Subject betrachtete, welches das Bewußtseyn hervorbringe und construire. Vgl. Fichte.

Ichthyolith, versteinerte Fische, oder Steine, in welchen eine Fisch-

gestalt abgebildet ist; — Ichthyologie, derjenige Theil der Naturkunde, welcher von den Fischen handelt; Fischkunde — Ichthyologist.

Ida, 1. Gebirge in der Landschaft Troas, an dessen Fuße die Stadt Troja lag und dessen Abhang bis an das Meer eine Ebene bildet, auf welcher die Belagerung der Stadt Troja vorging. Sein südlicher Theil hieß Gargarus und eine der höchsten Spitzen desselben Kotyllus. Auf dem Ida befand sich ein Tempel der Cybele, welche daher die idäische Mutter, Idaea mater, genannt wurde. Hier entschied Paris den Streit der drei Göttinnen und sprach der Venus den Preis der Schönheit zu. Von hier soll auch Ganymed entführt worden seyn. Ueberhaupt ist der Ida der Schauplatz vieler griech. Mythen. Auf ihm wuchsen besonders Fichten, weßwegen das idaische Pech berühmt war. 2. Ein Berg auf der Insel Kreta, eigentlich nur der mittlere und höchste Gipfel des Gebirges, welches von W. nach O. die Insel durchschneidet; der westliche Theil wurde Leuki, albi montes, der östliche Dikte genannt. Vor allen war das Gebirge Ida berühmt als Jupiters Geburtsort. S. Kandia.

Idalium, ein von den Dichtern oft genannter Ort auf der Insel Cypern. Neben demselben lag auf einem Berge ein Tempel und Hain der Venus, Venus Idalia.

Ideal, im Allgemeinen Urbild, ein Gegenstand höchster Vollkommenheit, wie wir ihn durch Ideen denken und durch Einbildungskraft veranschaulichen; idealisch Das, was sich über die Wirklichkeit erhebt und nur ein Gegenstand der Einbildungskraft ist. In der Aesthetik bezeichnet man mit diesem Ausdruck Etwas, das einer Idee gemäß gebildet ist, im Gegensatz von Dem, was bloß die Wirklichkeit zum Vorbilde hat. Es gibt nämlich zwei Arten ästhetischer Nachbildung, die bloß individuelle und die idealische. Jede hat ihren eigenthümlichen Charakter. In jener erscheinen die Gestalten im Charakter der wirklichen oder gemeinen Natur, mit allen individuellen Mängeln, Beschränkungen und Gebrechen derselben, in dieser als Wesen einer höhern Natur, welche nur das Wesentliche darstellt, und alle zufällige Züge, Mängel und Beschränkungen der individuellen Bildung vermeidet. Die Einbildungskraft gelangt zu solchen Kunstidealen durch Abstraction von den Anschauungen individueller Bedingungen. Indem die Einbildungskraft die bloß individuellen und zufälligen Merkmale von den wesentlichen absondert und nur diese darstellt, entstehen Idealbildungen einer besondern Art; sondert sie das Eigenthümliche dieser Art aufs neue von dem Wesentlichen ab, so entstehen Idealbildungen einer höhern Art, und fährt sie mit dieser Absonderung besonderer Bestimmungen weiter fort, so gelangt sie endlich zu einem höchsten, allgemeinen Ideale, das als das reine, keiner weitern Absonderung und Verallgemeinerung fähige Idealbild der ganzen Gattung zu betrachten ist. Durch diese Fähigkeit erschafft der Mensch Bildungen, die über die wirklichen Bildungen der Natur erhaben sind.

Idealgeld, Idealmünze, Geld oder Münze, die man sich als Begriff denkt, welcher kein wirkliches Geld, keine wirkliche Münze entspricht, der man jedoch die Kraft des wirklichen Geldes zu verschaffen sucht. Ein hamburger Bancothaler oder Schilling z. B. ist reelles, wirkliches Geld, aber nur ideelle oder fingirte Münze; denn ihnen entspricht eine genau bestimmte Quantität Silber, und dieses ist Das, was gilt oder reelles Geld ist. Daher dergl. Münzen auch bloß Rechnungsmünzen genannt werden.

Idealisiren heißt: das Reale, oder das Sinnlich-Anschaubare zu einer Idee erheben; da aber das Objective nie als Idee in dem engern Sinne der neuern philosophischen Systeme, in den sie mit dem reinen Vernunftbegriffe zusammenfällt, der die Vernunft außer und ohne alle Erfahrung in ihrem Schoße erzeugt, kann vorgestellt und erfaßt werden; so ist auch eine Idealisirung in dieser Bedeutung, d. h. die Erhebung eines Objectiven zu einem Vernunftbegriffe nicht möglich. Es muß daher in der Reihe der menschlichen Geistesthätigkeit eine Kraft vorhanden seyn, die zum wenigsten den sinnlichen Erscheinungen in der Vorstellung den Schein der Vernunft-Ideen zu ertheilen vermag, und diese ist die Einbildungskraft. Diese nimmt den Stoff bei ihren Ideal-Bildungen zwar aus der Wirklichkeit, behandelt ihn aber nach Ideen der Vernunft; da die letztern hingegen etwas Allgemeines enthalten, so muß mit dem Idealisiren zugleich ein Generalisiren verbunden seyn; die Einbildungskraft gelangt demnach nur durch Abstraction von den individuellen Bildungen zum Schaffen ihrer Ideale; indem sie alle individuelle Züge, die nicht zum Wesentlichen gehören, fallen läßt und bloß das Wesentliche zusammenfaßt und darstellt.

Idealismus, dasjenige philosophische Lehrgebäude, zu Folge dessen das Daseyn aller Dinge außer uns für zweifelhaft und unerweislich, oder geradezu für unmöglich erklärt, und sonach bloß unseren Vorstellungen, Ideen, von den Dingen, nicht aber den Dingen selbst Wirklichkeit zugeschrieben wird, sondern diese bloß als Erscheinungen betrachtet werden; also die Erscheinungslehre. — Kant hat sehr viele Arten davon angenommen. — Der Idealist, Derjenige, der sich zu dieser Erscheinungslehre, Idealism, bekennt.

Idee. Nach dem gemeinen Gebrauche dieses Wortes im täglichen Leben und dem ziemlich gleichstehenden in der Philosophie Locke's und Wolf's ist Idee so viel wie Vorstellung. Vgl. Gedanke. In diesem allgemeinern Sinne sagte H. v. Bonald: „On ne fusille pas les idées.“ Nähern wir uns der ursprünglichen Bedeutung, welche Plato diesem Worte gab, so verstehen wir darunter die dem Wesen der Dinge entsprechenden Grundgedanken des Geistes. Es gibt gewisse Vorstellungen, deren Gegenstand weder durch einen Verstandesbegriff noch durch eine sinnliche Anschauung völlig dargestellt werden kann, weil derselbe ein Unbedingtes, ein Unbegrenztes, ein Unendliches ist, das kein Raum und keine Zeit ganz faßt, und welches folglich auch keine Erscheinung ganz darstellt. Solche Vorstellungen sind nur möglich durch eine Kraft in uns, welche das Unbedingte, Unendliche zu denken vermag und also über die Beschränkungen des Raumes und der Zeit erhaben ist. Wir nennen diese Kraft Vernunft, und ihre Vorstellungen nennt der durch Philosophie bestimmte Sprachgebrauch Ideen. Betrachtet man sie näher, so bemerkt man 2 besondere Arten derselben, welche sich dadurch unterscheiden, daß die Einen nur auf Begriffe, die Andern nur auf Anschauungen beziehbar sind. Die der ersten Art nennt man vorzugsweise Ideen der Vernunft, Vernunftbegriffe, denn sie haben bloß in dieser ihren Ursprung, ihre Gegenstände sind nur durch Vernunft denkbar — Gott, Welt, Ewigkeit, Heiligkeit. — Die eine und höchste Idee der Vernunft ist das Unbedingte oder schlechthin Vollkommene. Die Ideen des in sich selbst Gegründeten, des Unendlichen, Ewigen, Nothwendigen sind in ihr enthalten, und selbst unbegreiflich, liegt sie doch allem Erkennbaren, sowie aller philosophischen

Erkenntniß zum Grunde. Sie bietet den höchsten Standpunkt dar, auf welchem der menschliche Geist die Gesetze der Natur und die Verbindung der Dinge zu einer großen harmonischen Einheit erkennen lernt. Die der andern Art nennt man Ideen der Einbildungskraft oder ästhetische, weil sie die Einbildungskraft aus verschiedenartigem Stoff erzeugt, den theils die Sinne, theils die Vernunft liefern, und den die schöpferische Bildungskraft zu einem organischen Ganzen gestaltet, das eben darum auch durch keine Begriff in allen seinen Merkmalen bestimmt und deutlich gedacht, sondern nur in einer Anschauung dargestellt werden kann. Ideen der Einbildungskraft sind also gleichfalls nur durch Vernunft möglich, entstehen aber nicht aus der Vernunft allein, sondern aus Vereinigung von Anschauungen und Ideen. Darum enthält auch jede Darstellung einer ästhetischen Idee, der sinnlichen Klarheit und Beschränkung ungeachtet, in der sie erscheint, zugleich immer noch etwas Unaussprechliches, Unendliches, das sich nicht begreifen, deutlich machen, sondern nur fühlen läßt. Allem Obigen zufolge sind Ideen der Vernunft reine, von allem Sinnlichen abgezogene Vorstellungen von Dingen, die nie in der Erscheinung vorkommen, die aber in dem Wesen der Vernunft nothwendig sind, und deren Daseyn durch sie verbürgt ist. Ideen der Einbildungskraft sind Ideale im engern Sinne, Vorstellungen von Erscheinungen, aber nicht die bloß sinnlichen Abdrücke derer, die uns wirklich umgeben, sondern derer, die von der Einbildungskraft durch die Einwirkung der selbstthätigen Natur unsers Geistes, seinen Gesetzen gemäß, aus jenen erzeugt werden, und deren Möglichkeit die Anlage zur schönen Kunst überhaupt im Menschen begründet. S. Ideale.

Identität ist ein philosophischer Kunstausdruck für gedachte Gegenstände, insofern sie selbst gleich sind, Einerleiheit, oder nur in gewissen Stücken mit einander übereinstimmen, relative Identität, Aehnlichkeit. Sie ist der Gegensatz von Verschiedenheit. Z. B. die Begriffe Hund und Löwe sind relativ identisch, insofern sie beide die Begriffe: vierfüßige Säugethiere, Raubthiere ꝛc. enthalten; in andern Bestimmungen verschieden, und so ist die relative Gleichheit, d. i. die Aehnlichkeit nur, wo zugleich Verschiedenheit ist. Auch ist dieser Ausdruck in der Mathematik gewöhnlich, und bezeichnet Das, was der Größe und Form nach völlig übereinkommt; z. B. 2 Dreiecke, wenn sie gleichen Flächeninhalt, gleiche Winkel und gleiche an ihnen liegende Seiten haben, sind identisch.

Identitätssystem, s. Schelling'sche Philosophie.

Ideologie. So haben die neuern Franzosen die Wissenschaft genannt, welche sie an die Stelle der ihnen verhaßten Metaphysik sich gesetzt haben. Sie ist besonders von Destutt de Tracy ausgebildet worden. S. Franz. Philosophie.

Idioelektrisch, s. Elektricität.

Idioma, s. Idiotikon.

Idiosynkrasie, griech., nennt man die Wirkung gewisser Reizmittel auf den Organismus, welche ganz eigenthümlich ist und von der Regel abweicht, oder auch die eigenthümliche Nervenreizbarkeit, wodurch Reizmittel im Körper außergewöhnliche Erscheinungen hervorbringen. So besitzen einige Menschen die Idiosynkrasie, daß sie nach dem Genuß von Krebsen einen scharlachähnlichen Ausschlag bekommen; es rührt von einer Idiosynkrasie her, wenn ein Arzneimittel eine der gewöhnlichen ent-

gegengesetzte Wirkung hervorbringt, z. B. wenn das Opium bei einem Menschen durchschlägt, anstatt zu stopfen. Dem Arzte ist es bei der Behandlung der Kranken äußerst wichtig, sich Kenntniß von etwaigen Idiosynkrasien des Leidenden zu verschaffen. Zu den Idiosynkrasien rechnet man auch die unerklärliche Abneigung gegen gewisse Thiere, besonders Insekten.

Idiot nennt man einen stumpf-halbblödsinnigen Menschen, der nicht im Stande ist, einige Gedanken zu verknüpfen. Diese Geistesschwäche beruht gewöhnlich auf einer fehlerhaften Organisation des Gehirns; schon die leblose mehr thierartige Physiognomie des Idioten kündigt die Armuth des Geistes an. Die Griechen verstanden unter Idiot einen Privatmann, der sich von allen öffentlichen Aemtern zurückzog und keinen Antheil an der Verwaltung des Staates nahm.

Idiotikon heißt ein Wörterbuch, das die Eigenthümlichkeiten und Sonderheiten in Ausdrücken, Redensarten, welche einer Mundart, idioma, eigen und in einer Provinz gebräuchlich sind, enthält. Idiotikon ist also eine Sammlung von Provinzialismen. Wir Deutsche haben ein schweizerisches von Stalder, ein schwäbisches von Schmid, ein baierisches und oberpfälzisches von Zaupser, ein östreichisches von Höfer, ein hennebergisches von Reinwald, ein hamburgisches von Richey, ein bremisches von Tilling, ein holsteinisches von Schütze, ein westphälisches von Strodtmann, ein plattdeutsches von Dähnert, ein preußisches von Hennig, ein lief- und esthländisches von Hupel, und können das adelungische Wörterbuch als ein obersächsisches Idiotikon betrachten. Fulda hat den Versuch gemacht, alle deutsche Idiotika zu sammeln. Dieß ist immer ein sehr verdienstvolles Werk, weil die deutsche Schriftsprache aus den Mundarten der verschiedenen deutschen Gauen noch mannigfache Bereicherungen schöpfen kann. Man hat zwar den Idiotika schon manche Vermehrung des Sprachschatzes zu verdanken; doch ohne eine vollständige Uebersicht aller deutschen Mundarten und Provinzialsprachen vermag man nicht zur Erkenntniß zu gelangen, inwiefern sie zur Bildung unserer Schriftsprache beitragen und was sie zur Vermehrung des lexicalischen Reichthums derselben hergeben können und dürfen; es wäre daher zu wünschen, daß man auf der Bahn, die Fulda gebrochen, fortgehe.

Idiotismus ist eine Eigenheit des Ausdrucks, die sich von den allgemeinen Sprachregeln entfernt und nur in dieser oder jener Sprache ausschließlich stattfindet. Wenngleich der Idiotismus aus dem eigenthümlichen Genius der Sprache hervorging und so ganz einheimisch auf seinem Mutterboden zu seyn scheint, daß nichts Fremdes in seine Bildung sich mischte, so hindert doch der auffallende Charakter dieser Sprachweisen nicht, daß manche in eine andere Sprache verpflanzt werden sollten. In jeder Sprache gibt es mehr oder weniger fremde Idiotismen; so findet man arabische Idiotismen, Arabismen, im Spanischen, und Hebraismen in allen neueren Sprachen. Nicht nur besitzt jedes Volk seine eigene, ihm allein nur geläufige Sprachweise, sondern selbst jede Provinz, sogar jede Stadt hat die ihrige. Durch Aufnahme fremder Idiotismen, wenn sie dem Geiste der vaterländischen Sprache verwandt sind, kann diese bereichert werden. Die deutsche Sprache hat nicht wenige Gallicismen in sich aufgenommen, die durch den langen Gebrauch schon volles Bürgerrecht erhalten haben.

Idolatrie, griech., Bilderdienst, Götzendienst, s. Götze.

Idomeneus, ein Sohn des Deukalion und Enkel des Minos, Königs von Kreta. Hygin rühmt seine Schönheit, und nach eben demselben war er einer von den Freiern der Helena. Mit dem Meriones führte er die Kreter in achtzig Schiffen nach Troja und zeichnete sich hier durch seine vorzügliche Tapferkeit aus. Er war ein Freund des Menelaus und besuchte ihn oft in Lacedämon. Bei den Leichenspielen des Patroklus überwarf er sich mit dem Ajax Oileus, weil dieser den Eumelus, er aber den Diomedes für den Ersten unter den Wettfahrern hielt. Achilles aber hieß sie schweigen. Diomedes warf ihm Blödigkeit der Augen wegen seiner Jahre vor; er muß also damals schon alt gewesen seyn. Auf der Rückfahrt ging er mit dem Nestor zuerst unter Segel. Unterwegs überfiel ihn ein Sturm und er that den Göttern das unbesonnene Gelübde: wenn sie ihn glücklich nach Hause brächten, so wolle er die erste Person, die ihm begegnen würde, dem Neptun opfern. Der Sturm legte sich und er kam glücklich in dem Hafen an; aber sein übereilt-s Gelübde mußte ihn bald reuen, da sein einziger Sohn, von der Ankunft seines Vaters benachrichtigt, ihm zuerst entgegen kam. Idomeneus opferte ihn wirklich. Seine Unterthanen wurden über diese Grausamkeit, oder weil die Götter wegen dieser auf ihrem Lande lastenden Blutschuld zürnen würden, so aufgebracht, daß sie sich empörten und ihn von der Insel verjagten. Er ging nun nach Italien und baute hier die Stadt Salent, wo er die weisen Gesetze des Minos einführte. Nach seinem Tode wurde er vergöttert. Nach Einigen wurde er vom Leukas aus Kreta vertrieben, begab sich nach Kolophon, starb hier und wurde auf dem Berge Cerkaphus begraben. Nach Andern starb er in Kreta, wurde bei Gnossus begraben und göttlich verehrt.

Idria, eine Stadt in Krain im östr. Königreich Illyrien mit 280 auf Hügeln zerstreut gebauten Häusern und 3500 Einw; Sitz eines Oberbergamts. Ihre einst so berühmten Quecksilbergruben stehen großen Theils unter Wasser, das man nicht wegzuschaffen vermochte. Es wurde 1803 zur Löschung eines Brandes in die Gruben geleitet. Die jetzige Ausbeute ist dennoch 5000 Centner Quecksilber und 2000 Centner Zinnober. Eine Stunde davon, nördlich von der Stadt, liegt der Flecken Unteridria. Der idrianer Bezirk hat 3 QM. und 10.000 Einw., die auch Spitzen und Leinwand verfertigen.

Iduna, Idunna, s. Nordische Mythologie.

Idus, s. Kalender.

Idylle, griech. Eidyllion, Bildchen, die dichterische Darstellung eines unschuldigen, friedlichen Naturlebens im Gegensatz zu der Verfeinerung des künstlichen, zwangvollen Daseyns der bürgerlichen Gesellschaft. Die Idylle führt uns demnach ein goldenes Zeitalter vor Augen, wie es seyn mochte, als der Mensch noch Eins war mit der Natur und unbekannt mit den Vorurtheilen und Gebrechen einer spätern verkünstelten Zeit. Sie weiß nichts von dem wilden Spiele der Leidenschaften, die die Fäden des Lebens verwirren, nichts von jenem dunkelwaltenden Schicksale, das hemmend in den stillen, gleichmäßigen Gang des Daseyns eingreift, nichts von jenen willkürlichen Regeln des Wohlstandes, die das Leben schwerfällig und die freie, ungezwungene Aeußerung der Empfindungen unmöglich machen. Sitteneinfalt und Unschuld, Liebe und frommes Vertrauen zu Göttern und Menschen sind die Grundzüge des idyllischen Gemäldes; Hirten, Fischer, Jäger, Landleute die handelnden Per-

sonen. Die Sprache ist sanft und schmucklos, der Ton des Ganzen anmuthig und heiter. Die Darstellung kann episch, wie in den Schäferromanen, dramatisch, wie in dem „Pastor fido“ des Guarini und mehren Geßner'schen Idyllen, und lyrisch seyn. Die idyllische Poesie gehört den frühesten Zeiten der Dichtkunst an und mehre althebräische Dichtungen haben einen idyllischen Charakter. Unter den Griechen verdient vor allen Theokritos aus Syrakus genannt zu werden. Wahrscheinlich malte er nur mit treuen Farben das glückliche Hirtenleben seiner Insel, das noch jetzt daselbst nicht ganz untergegangen ist und das man in manchen abgeschiedenen Theilen des südlichen Europa wieder findet, z. B. nach dem engl. Reisenden Clegharn auf der Insel Minorca. Nach Theokrit ward diese Gattung von Bion und Moschus bearbeitet. Unter den Römern schrieb Virgil eine Reihe von idyllischen Dichtungen, denen er den Namen Eklogen gab. Unter den Italienern sind als Idyllendichter zu merken: Tasso, Guarini und Metastasio; unter den Franzosen: Ronsard, Frau Deshoulières, Fontenelle und Gresset; unter den Engländern: Spenser, Gay, Pope und Collins; unter den Deutschen: Geßner, Kleist, Bronner, Maler Müller ꝛc. Dem idyllischen Epos hat J. H. Voß, der Vertraute Homer's und Theokrit's, zuerst unter den Deutschen durch seine „Luise“, Tübingen 1807, eine dem Homerischen Epos sich annähernde Form gegeben und die Idylle unter uns einheimischer gemacht, indem er in der Wahl und Behandlung des Gegenstandes sich mehr an das wirkliche Leben, besonders an deutsche Sitte hielt. Ebenso durchdringen sich Wirklichkeit und Ideal in Göthe's bürgerlich-häuslichem Epos: „Hermann und Dorothea“. In die Kategorie des Vossischen Vorbildes gehören Baggesen's „Parthenais“, das biblisch-idyllische Gedicht „Ruth“ von Karoline Pichler, Neuffer's „Tag auf dem Lande“, N. A. 1815. Auch ließ der Maler Müller in seiner rheinländischen Idylle die Seite der Wahrheit und Natur mehr noch als die des Ideals vortreten. Schon Theokrit hob in seinen idyllischen Gemälden mehr das wirkliche Leben seiner Zeit heraus. In Homer's „Odyssee“ weht ein herrlicher idyllischer Geist. Virgil's und Calpurnius's künstlichere Eklogen zeichnen sich durch vollendeten Ausdruck und Versbau aus. Die Hirten in den Schäfergedichten und Pastorellen der Franzosen aber sind oft nur verkleidete Pariser und gleichen lächerlich sentimentalen Carnevalsmasken.

Iferten, s. Yverdun.

Iffland, Aug. Wilh., eines der ausgezeichnetsten theatralischen Genies, wurde den 19. April 1759 zu Hanover geboren. Er war der Sohn einer sehr wohlhabenden Familie und genoß eine diesen Umständen völlig angemessene Erziehung. Schon früh erwachte in ihm die Liebe zur Schauspielkunst, und weder die damals noch herrschenden Vorurtheile gegen die Kunst, noch die Mißbilligung seiner Eltern vermochte sie zu unterdrücken. In seinem 18. Jahre verließ er heimlich das Haus seiner Eltern und ging auf die gothaische Bühne, wo Eckhof, der erste große Schauspieler der Deutschen, sein Vorbild und Freund wurde. Nach Eckhof's Tode, mit welchem diese Bühne sich auflöste, ging er zum Nationaltheater in Manheim. Als die Schrecken der französischen Kriege gegen Deutschland sich dorthin verbreiteten, verließ er Manheim, besuchte mehre große Städte und wurde 1796 als Director des königl. preuß. Nationaltheaters nach Berlin berufen. Hier ernannte ihn der König 1811 zum Generaldirector aller königlichen Schauspiele und zum Ritter des rothen

Adlerordens dritter Classe. Am 22. Sept. 1814 verlor ihn die deutsche Bühne. Als dramatischer Dichter hat Iffland das durch Lessing, und vorzüglich durch seine Uebersetzung und Kritik des Diderotischen Theaters in Deutschland eingeführte bürgerliche Schauspiel zur Bearbeitung ausgewählt. Seine Leistungen in dieser Gattung des Drama wurde ehedem mit dem feurigsten Beifall aufgenommen; später ward es sogar selten, ihm als dramatischen Schriftsteller Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Man hat seinen Schauspielen oberflächliche Sentimentalität, Gedehntheit, eine wegen allzuhäufigen Moralisirens schleppende Handlung, einen nicht selten holperichten Dialog und allzugroße Familienähnlichkeit vorgeworfen, und das größtentheils mit Recht. Jedoch machen hiervon eine rühmliche Ausnahme „Die Jäger", ein Werk, das nicht als eigentliches Drama zu betrachten ist, sondern als eine dialogisirte Idylle, als solche aber fast durchgängig beglückt und gehalten erscheint. Hier ist auch nicht die geringste Spur von jener einseitigen und engen Reflexion, jener Gedrücktheit der Charaktere und der angstvollen Ansicht des menschlichen Lebens, die in den meisten andern Ifflandischen Stücken hervortritt, zu erblicken. Die Empfindung in jenem Stücke ist kräftig, deutsch, ohne Beimischung von Künstlichkeit; doch hin und wieder mit einer leisen Nuancirung vom Elegischen, das der Idylle vollkommen zusagt. Die Geschicklichkeit, mit der Alles zum Ganzen gegründet worden, beurkundet ein Talent, das sich um so deutlicher zeigt, wenn man alle die mißglückten Nachahmungen betrachtet, die dieses Werk, sowie jedes wahrhaft originelle, in Deutschland erzeugte. Leider blieb indessen Iffland nicht auf jenem Wege, der uns „Die Jäger" brachte; er schrieb „Die Mündel", „Verbrechen aus Ehrsucht" und ähnliche Schauspiele, in denen nur der trockene Ernst des gemeinen Lebens in unerquicklich breiter Prosa hingestellt worden ist. Dennoch ist auch in andern Schauspielen Iffland's manches Verdienstliche anzuerkennen; so findet man z. B. in dem „Hagestolzen", dem „Herbsttag", der „Aussteuer", der „Reise nach der Stadt" u. s. w. manche wohlgelungene, angenehme Situation, besonders dann, wenn wir dem Verfasser den Grundsatz zugeben, daß das Schauspiel nur durch die Darstellung auf der Bühne vollständig werden soll. Seine theoretischen Abhandlungen und Aufsätze, die größtentheils in seinen „Theateralmanachen" sich befinden, geben den Beweis, daß Iffland tief in das Wesen der Menschendarstellung eingedrungen ist. Als Schauspieler gehört Iffland zu den herrlichsten Erscheinungen auf der deutschen Bühne. Wahrheit war das hohe Ziel, nach welchem allein er strebte, und wogegen er allem Schimmer, wodurch auf Kosten jener so viele Schauspieler den Beifall des Publikums zu gewinnen suchen, entsagte. Bei seinem echt-theatralischen Genie und dem unermüdetsten Eifer für die Kunst, bei seiner natürlichsten und sprechendsten Darstellung in Ton und Geberden, bei den guten, wenn auch nicht glänzenden Anlagen seines Körpers, gelang es ihm bald, sich zu einem Roscius des deutschen Theaters aufzuschwingen. Er schränkte sich übrigens auf kein bestimmtes Fach ein; vor allen andern aber gelangen ihm die humoristischen Rollen im Lustspiel, dagegen tragische Darstellungen seinem Spiele am fernsten lagen. Jedoch fand seine Darstellung des König Lear allgemeinen Beifall. Eine Sammlung seiner dramatischen Schriften erschien unter dem Titel: „Iffland's dramatische Werke", Lpz. 1798—1802, 16 Bde.; „Neue dramat. Werke", Berlin 1807.

Ignaz von Loyola, s. Jesuiten.

Ikarus, s. Dädalus.

Ikon, ein Bild. — Daher Ikonismus, ein nach dem Leben gefertigtes Ebenbild. — Ikonolatrie, Anbetung der Bilder. — Ikonoklasten, s. Bilderstürmer. — Ikonomachie, Bilderstreit, Bilderkrieg. — Ikonographie, die Beschreibung alter Bildsäulen, Brustbilder, Hausgötzen, mosaischer Arbeiten und alter Gemälden mit Wasserfarben. Michel Angelo und Ursinus waren die Wiederhersteller dieser Wissenschaft, welche von Joh. Angelus Canini und Bernhard von Montfaucon noch mehr ausgebildet worden ist. Canini gab seine „Ikonographie", 1669 zu Rom, 1. Bd., 4., heraus, und von Montfaucon besitzen wir seine „Antiquités expliquées"; die neueste ist Visconti's „Iconographie ancienne", Paris 1808—17, 4 Bde., 4. Sie enthält die Bildnisse der Fürsten und berühmten Männer des Alterthums. 3 Thle. bilden die „Iconogr. grecque", 4.; Atlas Fol., 240 Fr.; die folg. die „Iconogr. romaine", 4 Bde., 4.; Atl., Fol.; den 2. 3. u. 4. Bd. Den 5. Bd. gab A. Mongez 1821—29 heraus. Der 6. Bd. beschließt das Ganze. Auch die „Iconographie des contemporains, depuis 1789—1820, von Delpech, Paris 1824, 30 Liefr., jede mit 4 Portr. und Facsimile, hat Beifall gefunden. Für neuere Ikonographie und Münzkunde überhaupt sind K. Gust. Heräus's, Kaiser Karls VI. Hofantiquar's, erst im J. 1828 herausgegeb. „Bildnisse der regier. Fürsten und berühmten Männer vom 14. bis zum 18. Jahrh.", Wien 1828, mit 83 Kupfert. und Text, Fol., wichtig. — Ikonologie, Bilderlehre.

Iliade, Ilias, s. Homer.

Ilithyia, richtiger Eileithyia, die älteste Göttin der Geburten. Der Name stammt am wahrscheinlichsten aus dem Griechischen, und bezeichnet die Angekommene. Diesem Begriffe zufolge deutet nun dieß Wort zunächst auf die von Hyperboräern nach Delos Gekommene, sodann die der gebärenden Leto auf dieser Insel zur Hülfe Herbeieilende. Dagegen glaubten die Kreter, Ilithyia sey in der Gegend von Knossen zu Amnisus geboren, und eine Tochter der Juno. Als solche erscheint sie immer im Gefolge ihrer Mutter, und bringt oder verweigert Beistand nach dem Willen ihrer Mutter. Diese ist nach einer noch einfachern Darstellung selbst die ans Licht bringende Helferin, die gütige, belebende Lucina. Eine von dieser ganz verschiedene Ilithyia ist die, welche in Kleinasien als Symbol der gebärenden und allernährenden Kraft in der Natur verehrt wurde, wo deren Dienst sich von Medien her über die asiatischen Küsten des schwarzen Meeres herab verbreitet hatte. Am Himmel ist der Mond, und auf der Erde die Kuh ihr Sinnbild. In Skythien war Ilithyia die Stiergöttin, die taurische, und in Kleinasien, wo sie sich mit dem Dienste der phrygischen Cybele verband, die große Mutter mit den vielen Brüsten. Ihr Hauptsitz war Ephesus, und mit dem spätern Dienste des kretischen Zwillingspaars, der Kinder der Latona, vermischt, war sie die Artemis der Griechen und die Diana der Römer. In Griechenland, namentlich zu Sparta, Megara, Athen, Aegium und andern Orten, waren ihr Tempel und Altäre errichtet, sowie in Rom in der fünften Region ein ihr geweihter Tempel stand. Vgl. über diesen Mythus Böttiger's „Ilithyia oder die Hexe".

Ilium. Man muß unter diesem Namen zwei Städte wohl von einander unterscheiden. 1 Neu-Ilium, jetzt unter dem alten Namen, oder

unter dem von Trojahi bekannt, eine Stadt in der Landschaft Troas am Hellespont, und zwar an dem Ausflusse desselben ins ägäische Meer. Sie wurde von Alexander dem Großen mit ansehnlichen Privilegien versehen. 2. Alt-Ilium, oder das eigentliche, durch zehnjährige Belagerung berühmte Troja. S. Troja.

Illuminatenorden, d. i. die geheime Gesellschaft den Erleuchteten, wurde 1776 von Adam Weishaupt, s. d., damaligen Professor des kanonischen Rechts zu Ingolstadt, gestiftet, wobei ihm als Zweck die höhere Ausbildung der Menschheit zu reiner Sittlichkeit und einem dieser ganz gemäßen Leben dunkel vorschwebte. Diese Gesellschaft verbreitete sich zuerst von Ingolstadt aus über München und Eichstädt, vorzüglich in dem kathol. Deutschland, dann auch in einigen Gegenden des protestantischen, und zählte zur Zeit ihrer Blüthe mehr als 2000 Mitglieder; unter diesen Männer von den größten und anerkanntesten Verdiensten. Nachdem aber 1785 die baierische Regierung mehre Mitglieder entdeckt und ohne gesetzmäßige Form hart bestraft, auch den Orden, als dem Wohle des Staats gefährlich, aufgehoben und dessen Fortdauer hart verpönt hatte, erlosch derselbe völlig; wenigstens hat man seitdem von seiner Fortdauer keine Spur nachgewiesen. Von der Veranlassung zur Stiftung dieses Ordens führen wir Folgendes an. Schon auf der Universität hatte sich Weishaupt mit schriftlichen Versuchen über einen zu stiftenden Orden beschäftigt; als Ideal schwebte ihm der Freimaurerverein vor, von dessen Einrichtung, Zusammenhang, Klugheit, Behutsamkeit in der Auswahl der Mitglieder und unaufhörlicher Prüfung derselben er sich die übertriebensten Vorstellungen machte. Inzwischen war er zu Ende 1773 nach Ingolstadt auf den Lehrstuhl des geistlichen Rechts berufen worden, welchem die Jesuiten seit 19 J. vorgestanden hatten. Diese boten Alles auf, ihn dort zu entfernen. Weishaupt, der sich nach einer Schutzwehr gegen ihre Anfeindungen umsah, glaubte, daß geheime Verbindungen überhaupt das wirksamste Mittel gegen unverdienten Druck gewährten. Seine bereits beschlossene Aufnahme in eine Freimaurerloge, wo er Sicherheit zu finden hoffte, wurde anfangs durch äußere Umstände verzögert und endlich ganz von ihm aufgegeben, als ein Abgesandter einer auf Alchemie arbeitenden Loge in Ingolstadt erschien, um die fähigsten der dortigen Studenten dafür zu werben. Dieß zu verhindern, beschloß er die Gründung eines eignen Ordens, dessen Geist er in einer Stelle Abbt's, in dem Buche: „Vom Verdienste", ausgedrückt fand. Noch bestimmter drückt sich Weishaupt später darüber also aus: „Selbstdenkende Menschen aus allen Welttheilen, von allen Ständen und aus allen Religionen und unbeschadet von ihrer Denkfreiheit, trotz aller so verschiedenen Meinungen und Leidenschaften, durch ein gegebenes höheres Interesse in ein einziges Band dauerhaft zu vereinigen, sie dafür glühend und auf den Grad empfänglich zu machen, daß sie in der größten Entfernung als gegenwärtig, in der Unterordnung als Gleiche, daß Viele wie ein Einziger handeln und begehren und aus eignem Antriebe, aus wahrer Ueberzeugung von selbst thun, was kein öffentlicher Zwang, seit Welt und Menschen sind, bewirken konnte": dieß sey die Absicht, die ihm bei seinem Orden vorgeschwebt habe. So war denn unstreitig Beförderung der Weisheit und Tugend, moralische Ausbildung des Menschen und, um diese zu erreichen, zugleich Sicherung vor äußern Bedrückungen aller Art das ins Auge gefaßte Ziel; und in diesem Geiste entwarf Weishaupt die

Statuten für die Ordensglieder, die er, bevor er auf den Namen Illuminaten verfiel, Perfectibilisten nannte. Am 1. Mai 1776 ward der Orden gegründet, und als die ersten Mitglieder wurden Diejenigen aufgenommen, die durch diese Anstalt gerettet werden sollten. Das Ritualsystem, das Lehrgebäude und die Gradfolge bestand aus folgenden Theilen: Erste Classe, Pflanzschule, a) Vorbereitungsaufsatz, b) Novität, c) Minervalis, d) Illuminatus minor, e) Einweihung eines Magistratus. Zweite Classe. Freimaurerei, d. i. damaliges Logenwesen, 1. symbolische: a) Ritualbuch der Lehrlinge, der Gesellen und der Meister; b) Constitutionsbuch; 2. schottische: a) Illuminatus minor, oder schottischer Noviz; b) Illuminatus dirigens, oder der schottische Ritter. Dritte Classe, Mysterien, 1. kleine, a) Presbyter oder der Priestergrad; b) Princeps oder der Regentengrad; 2) große Mysterien, a) Magus, b) Rex. Zur Charakteristik des Geistes dieser Verfassung, die nie vollständig ausgearbeitet wurde, dient Weishaupt's eigne Erklärung, daß ihm dabei die Verfassung der Jesuiten Vorbild gewesen. Vgl. d. Artikel. Weishaupt forderte, was bei dem Mangel an Zwangsmitteln und der Lage der Mitglieder nicht durchzusetzen war, blinden Gehorsam der Untergebenen gegen die Obern; eine Art von katholischer Beichte wurde eingeführt; die Mitglieder sollten sich bemühen, allenthalben angesehene Männer an sich zu ziehen und alle öffentliche Angelegenheiten Einfluß zu gewinnen; sie sollten in den Besitz aller öffentlichen Stellen und Aemter zu kommen suchen, sie sollten nicht nur über ihre eignen Fortschritte in der Moral und Aufklärung monatlich Bericht erstatten, sondern auch über ihre Nebenmitglieder Beobachtungen einsenden. Der moralische Schaden, den diese Grundsätze nachsichziehen mußten, leuchtet ein. Auch ohne öffentliche Verfolgung konnten gute und rechtliche Männer nicht lange in einer solchen Form vereinigt bleiben; dazu aber kam noch, daß viele unfähige und unwürdige Menschen aufgenommen, und daß selbst von Denen, die guten Willen hatten, nur Wenige Weishaupt's Plan zu fassen vermochten. Dennoch, sagt ein billiger und gründlicher Beurtheiler, waren die Illuminaten besser als ihr Orden. Noch mögen einige geschichtliche Hauptpunkte hier Platz finden. Nachdem der Orden einige Jahre bestanden hatte, beschloß man, ihn mit den Freimaurern in Verbindung zu bringen. Weishaupt wollte zwar die Kenntniß der Maurerei den höhern Graden seines Ordens aufbehalten, willigte jedoch ein, daß alle Mitglieder die drei ersten Maurergrade erhalten sollten. 1780 ward Knigge gewonnen. Dieser, im wahren Eifer für die Sache, und den Orden für alt und ausgebildet haltend, nahm, dem ihm ertheilten Auftrag gemäß, viele vornehme, gelehrte und rechtschaffene Männer zu Minervalen auf und ertheilte ihnen das gleiche Recht der Aufnahme. Als er aber, um sie vollständig zu belehren und zu befriedigen, von Weishaupt nachdrücklich die Darstellung des ganzen Systems forderte, erhielt er von diesem das Geständniß, daß bis jetzt nur die untere Classe der Pflanzschule, in einigen katholischen Provinzen errichtet sey, und zugleich die Aufforderung, nach seinen Materialien die höhern Grade auszuarbeiten. Knigge erklärte sich bereit dazu. Bei einer persönlichen Zusammenkunft vereinigte man sich über die Art und Weise, und bevollmächtigte Knigge, den bevorstehenden Convent der Freimaurer zu Wilhelmsbad zu einer Vereinigung beider Orden zu benutzen. Knigge's Bemühungen blieben nicht ohne Er-

folg. Er gewann unter Andern Bode, der, nachdem er sich genau von Allem unterrichten und bis zum Illuminatus dirigens hatte befördern lassen, förmlich versprach: treu und eifrig für den Orden zu wirken, demselben die Oberhand in dem neuen System der Freimaurerlogen zu verschaffen u. s. w. Doch ehe noch Bode sein Versprechen erfüllen konnte, eilte der Orden seinem Ende entgegen. Knigge und Weishaupt, von verschiedenen Ansichten geleitet, entzweiten sich, und Ersterer sagte sich endlich 1784 von aller fernern Theilnahme los. So in seinem Innern zum Untergange reif, mußte der Orden den äußern Verfolgungen unterliegen. Schon 1783 hatten sich Stürme gegen ihn erhoben, und am 24. Juni 1784 erschien ein kurfürstl. bairischer Befehl, der alle geheimen Verbrüderungen aufhob. Obwohl die Illuminaten sowie die Freimaurer gehorchten, so erschienen dennoch heimliche Anklagen, zu deren Beweis die Angegriffenen umsonst aufforderten. Ein zweites Verbot erfolgte am 2. März 1785, von Pater Frank und Kreitemeyer, nomine Serenissimi erlassen. Zugleich fing man an, ohne je ein Beispiel des Ungehorsams beweisen zu können, einige der rechtschaffensten Mitglieder des Ordens zu bestrafen. Weishaupt wurde seines Amtes entsetzt. Er fand bei dem Herzoge Ernst v. Gotha Aufnahme. Nun erst wurden die aus dem Orden Getretenen, Utschneider, Cossandey und Grünberger, die schon lange die heimlichen Angeber gewesen, vor eine geheime Commission gerufen, um Alles, was sie vom Orden wußten, schriftlich anzuzeigen und ohne weitere Gewähr eidlich zu erhärten. Doch noch vor ihrer Beeidigung machten Kreitemeyer und Dumhof nomine Serenissimi das dritte Verbot bekannt. Trotz der darin versprochenen Verzeihung dauerte die Verfolgung fort. Viele würdige Männer wurden abgesetzt, verwiesen, eingesperrt. Bei dem Processe ging man jedoch mit Schonung und billiger Rücksicht auf die Verhältnisse der Personen zu Werke. Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Aufhebung des Ordens, der einen wahren Staat im Staate bildete, durchaus rechtmäßig war; aber nicht die Art, wie man dabei verfuhr. Was von dem Einflusse der Illuminaten auf die franz. Revolution gesagt worden ist, sind leere Träumereien.

Illusion, Täuschung. Dieser Ausdruck hat, obgleich er von dem lat. illudere, d. i. täuschen, betrügen, berücken, verspotten — auch vereiteln, fruchtlos machen, z. B. ein Gesetz, dessen Buchstaben man umgeht — herkommt, in dem gesellschaftlichen Leben und in dem Gebiete der schönen Künste eine günstigere Bedeutung erhalten und bezeichnet eine Täuschung, der man sich gern, ja mit Bewußtseyn hingibt, im Gegensatze des Betruges, fraus, den man vermeidet, und der das Schöne nur erheuchelt, wenn die Illusion es vielmehr erhöht. Illusion ist nämlich eine solche, größtentheils durch Kunst erzeugte Täuschung, welche auf dem Sinnenscheine beruht, der, ausgebildet durch die anschauende Einbildungskraft, den Verstand bestimmt, das sinnlich Dargestellte für wirklich anzusehen. Sie ist nicht ästhetisch, wenn sie Zweck für sich ist, d. h. diese Verwechselung des Scheinbaren mit dem Wirklichen selbst zur Absicht hat, oder wenn sie eine bloß materielle Wirkung bestrebt, sondern wenn sie als Mittel dient, das Schöne darzustellen und das in sich Vollendete zu verkörpern. Im erstern Falle würde sie in einen Betrug ausarten, dessen Gegenstand durch Aufdeckung des Scheins sein Interesse verliert, oder Mißfallen und Abscheu erregt, wie z. B. gemalte Statuen; ein Gegenstand muß vielmehr ein höheres Interesse an sich tragen, wofern er nicht

durch Aufhebung jenes Scheins in Nichts verschwinden soll. Die Täuschung aber, welche die Erzeugnisse der schönen Künste hervorbringen sollen, ist eine solche, welche man, d. i. der Gebildete, freiwillig, ja mit dem Bewußtseyn, daß die angeschauten Gegenstände nicht wirklich sind, fortsetzen und erneuern kann, wobei man also den Schein festhält, welchen die Phantasie bis zur Anschaulichkeit des Wirklichen ausbildet. Unter allen schönen Künsten ist die Illusion vorzüglich denjenigen, welche sichtbar darstellen, darstellende Künste im engsten Sinne, eigen und natürlich, mithin den sogenannten bildenden Künsten, unter diesen aber vorzüglich der Malerei, und den mimischen, z. B. der Schauspielerkunst. Wer dieses angenehme und unterhaltende Spiel des Gemüths mit dem Sinnenscheine hervorbringen will, muß sehr genau den Ursprung desselben oder die Art und Weise kennen, wie sich die Gegenstände unsern Sinnen zeigen, namentlich, was die bildenden Künste anlangt, wie die sichtbaren Gegenstände sich dem Auge darstellen, und er muß der ihm gegebenen Kunstmittel schon in gewissen Graden mächtig seyn, um denselben durch seine Kunst hervorzubringen. Der Zeichner muß daher die Wirkungen des Lichts und des Schattens kennen, und wissen, wie die sichtbaren Gegenstände nach ihrer Vorderseite einzeln, oder in der Ferne, perspectivisch, erscheinen, und diesen Anblick durch Anordnung der Gegenstände auf der Fläche täuschend hervorzubringen im Stande seyn. In der Tonkunst hat die Illusion einen sehr beschränkten Wirkungskreis, da sie das Hörbare in größerer Vollkommenheit als die Wirklichkeit zeigt, und alle sogenannte Malerei der Töne unter ihrer Würde ist. Auch auf die Poesie wird dieser Begriff übertragen, und man redet von einer poetischen Illusion, wenn die, selbst nicht durch die Mimik dargestellten, poetischen Gegenstände dem Leser des Gedichts oder dessen Zuhörer mit einer solchen Anschaulichkeit vor die Einbildungskraft treten, daß das Gemüth sich ganz denselben hingibt und unter ihnen, wie in einer besondern Welt, verweilt, ja daß sie dem Gemüthe gleichsam wirklich werden.

Illyrien. Die Illyrier waren ein stammverwandtes Volk der Thrazier, und verbreiteten sich an der Küste von den cerauischen Bergen an bis nach Italien, ja vielleicht bis in den obern Theil Italiens selbst hinein. Philipp eroberte zuerst den an Macedonien grenzenden Theil bis an den Driniusfluß. Daraus entsprang die Eintheilung Illyriens in Illyrica graeca und barbara. Jenes, das heutige Albanien, war der von Philipp eroberte Theil; dieser erstreckte sich von dem Flusse Arsia in Istrien bis an den Drinius, und wurde in Japydia, Liburnia und Dalmatia getheilt. Illyrica barbara hatte seine eigene Könige. Die Einwohner trieben hauptsächlich Seeräuberei, wodurch sie mit den Römern in Krieg geriethen, der sich mit der Unterwerfung Illyriens unter die Römer endigte. Nach mancher gefährlichen Empörung der kriegsliebenden Einwohner ward es, durch Germanicus und Tiberius gänzlich entkräftet, eine ordentliche römische Provinz. Das Land ward immer mehr angebaut, und unter den spätern Kaisern ward es eine der Hauptprovinzen des römischen Reiches. Der Name bekam im 4. Jahrh. eine viel weitere Ausdehnung, indem man unter Illyrica magna, wie es jetzt hieß, fast alle gegen Morgen gelegene Provinzen in Europa verstand. In diesem Sinne war Illyrien eine von den 4 Hauptprovinzen, worin Constantin das römische Reich theilte. Bei der Theilung des römischen

Reichs kam es an das occidentalische Kaiserthum und nach dessen Sturz an das orientalische. In der Mitte des 5. Jahrh. ward es durch slawische Colonisten aus Rußland und Polen der byzantinischen Herrschaft entrissen, und es entstanden die kleinen Königreiche Dalmatien und Kroatien, die zwar 1020 von den Kaisern wieder unterworfen wurden, nach 90 Jahren aber sich aufs Neue unabhängig machten. Jetzt wurden die kleinen Ländertheile Illyriens bald ein Raub der Venetianer, bald der Ungarn, die beide aber fast ihre sämmtlichen Besitzungen an die Türken verloren; denn Venedig behielt nur einen Theil von Dalmatien und Ungarn nur Slawonien und einen Theil Kroatiens. Das venetianische Dalmatien nebst seinen Inseln bis Cattaro kam durch den am 17. Oct. 1797 abgeschlossenen Frieden zu Campo Formio an Oestreich. Zwölf Jahre später trat das alte Illyrien wieder in die Wirklichkeit. Im wiener Frieden, der am 14. Oct. 1809 abgeschlossen wurde, nöthigte Napoleon Oestreich, auf das Herzogthum Krain, den Villacher Kreis in Kärnthen, Triest und dessen Gebiet, die Grafschaft Görz und Friaul, Istrien, Fiume und Kroatien bis zur Grenze des Saueflusses Verzicht zu leisten. Aus diesen Ländern, nebst dem vom Königreich Italien getrennten Dalmatien und Ragusa, bildete der franz. Kaiser sogleich darauf den neuern Staat der illyrischen Provinzen, welcher bei einer Bevölkerung von ungefähr anderthalb Millionen, von einem französischen Generalgouverneur nach französischen Gesetzen regiert ward, aber keine besondere Regenten erhielt. Das Land, abgesehen von seinen bedeutenden Handelsstädten und Seehäfen, welche die Seemacht eines Reichs, wie das französische werden sollte, sehr wichtig waren, bot große innere Hülfsquellen dar. Auch die Einwohner paßten gut in Napoleons Plan, durch das Schwert sich zum Alleinherrn zu machen, denn sie sind größtentheils von roher, kriegerischer und wilder Natur. Seit 1815 ist Illyrien ein östr. Königreich und nebst dem davon getrennten Königreich Dalmatien, s. d., der Grundpfeiler von Oestreichs Seemacht. 1825 wurde auch der klagenfurter Kreis, also das ganze Land Kärnthen, dem laibacher Gubernium zugetheilt, folglich Illyrien einverleibt. In diesem illyrischen Gubernium ist die Eisen- und Stahlfabrikation äußerst wichtig. Das illyrische Küstenland besteht seit 1825, außer dem Commercialgebiete Triest, nur aus 2 Kreisen, dem Görzener und Istrianer. Das Istrianer Kreisamt hat jetzt seinen Sitz in Mitterburg. Das Königreich Illyrien enthält auf 431 QM. in 35 Städten, 59 Marktflecken, 7891 Dörfern, 897.000 Einwohner, meistens Slawen, Morlachen und Deutsche. Es wird von 2 Gubernien, zu Laibach, s. d., Hauptstadt des Königreichs, und zu Triest, s. d., verwaltet. Dem Geogr. und Statist. ist R. v. H.g.'s „Reise durch das östr. Illyrien, Dalmatien und Albanien im J. 1818", Meißen 1822, 2 Thle., zu empfehlen.

Imagination, s. Einbildungskraft.

Iman, Imam, ist eine von denjenigen Personen der türkischen Ulema, Geistlichkeit, welche in den Moscheen den Gottesdienst verrichten. Sie beten, lesen den Koran vor, predigen, leisten den Kranken Beistand, sprechen den Segen bei Vermählungen und sind überhaupt die eigentlichen Priester der Türken. In ihrer Tracht sind sie von den Personen weltlichen Standes bloß durch den Tulbend verschieden, der bei ihnen etwas höher, als gewöhnlich, geformt ist. Sie erhalten ihre Besoldung aus den Moscheen, bei welchen sie angestellt sind, und stehen bei dem Volke in

großem Ansehen. Der türkische Kaiser selbst führt als geistliches Oberhaupt der Muselmänner diesen Namen.

Imaus, bei den Alten, ist das jetzige Himalayagebirge.

Imbert, Barthelemi, franz. Dichter, geb. zu Nimes 1747, st. 1790, versuchte sich mit Erfolg in der Poesie und der Literatur. Sein Gedicht: „Le jugement de Pâris", ausgezeichnet durch manche anmuthige Einzelnheiten, durch lebendige und frische Darstellung und glückliche Verse, würde noch mehr Beifall gefunden haben, wenn der Verfasser die Haupthandlung mehr zusammengedrängt, die Reden verkürzt und auf den Styl mehr Sorgfalt verwendet hätte. Man hat auch noch von ihm ein Band Fabeln, die im Ganzen mit Geist erfunden und mit Eleganz erzählt sind. Auch sind in dieser Hinsicht zu loben seine übrigen Werke: „Historiettes", in Versen und Prosa, 1787; „Les égaremens de l'amour", ein angenehm geschriebener Roman; „Choix d'anciens fabliaux", worin der Verfasser den Styl der Vorzeit verfüngte, ohne seiner Natürlichkeit und Einfachheit nahe zu treten; „Le Lord anglais", eine Komödie, die keinen Beifall gefunden. Imbert endigte seine Literatur mit 2 andern Lustspielen: „Le jaloux sans le savoir", und „Le jaloux malgré lui", und mit der Tragödie: „Marie de Brabant". In der Tragödie ist Imbert schwach und gezwungen; seine Lustspiele sind verständig angelegt, aber mit geringer komischer Kraft ausgeführt. Doch erhielten seine Stücke, wegen mehren gut durchgeführten Scenen und einer lobenswerthen Sprache, Beifall.

Immediat, unmittelbar, ohne Dazwischenkunft eines Dritten. Immediatstände, Immediatstifter hießen in der ehemaligen deutschen Reichsverfassung solche, welche unmittelbar unter dem Kaiser und Reiche standen. S. Mediatisirte Fürsten.

Immensurabel, Immensurabilität, s. Incommensurabel.

Immersion, vom lat. immergiren, das Eintauchen, die Untertauchung. In der Astronomie der Augenblick, wo bei Verfinsterungen der bedeckende Körper oder dessen Schatten den zu verfinsternden Körper zu decken beginnt; der Eintritt, im Gegentheile von Emersion. In der Chemie, wenn Das, was calcinirt werden soll, in flüssiges Salz getaucht wird.

Immission, die Einsetzung, Einweisung; eine gerichtliche Handlung, wodurch Jemand in den Besitz eines unbeweglichen Guts, worauf er rechtmäßige Ansprüche hat, gesetzt wird, z. B. ein Gläubiger in das Grundstück des ausgeklagten Schuldners, welcher letztere dabei ermittirt, herausgeworfen, wird.

Imperativ, s. Kategorien und Kant.

Impfen, medicin., anstatt einimpfen, wird uneigentlich gebraucht von der Einpflanzung einer Krankheit von einem Geschöpfe auf das andre. Daher sagt man: die Blattern u. s. w. impfen. S. Inoculation und Kuhpocken. In der Pflanzen- und Gartenkunde ist Impfen gleichbedeutend mit Pfropfen. S. Pfropfen und Oculiren.

Imperator hieß bei den Römern der oberste Befehlshaber eines Heeres, und Imperium der kriegerische Oberbefehl. Eigentlich war aber Imperator ein Titel, der in verschiedenen Zeiten verschiedene Bedeutungen hatte. So führten zuerst die Consuln den Titel Imperator, ehe sie Consuln genannt wurden; nachher wurde es ein Titel, welchen die Soldaten und der Senat ihren Feldherren nach einem großen erfochtenen Siege beilegten, und welchen diese so lange behielten, bis sie triumphirt

hatten. Späterhin wurde Niemand mehr mit dem Titel Imperator beehrt, als der wenigstens 10.000 Feinde geschlagen hatte. Nach dem Untergange der republikanischen Verfassung ward Imperator der vornehmste Titel der Kaiser, um dadurch ihre höchste Gewalt anzuzeigen. Besonders bedienten sich Augustus's Nachfolger desselben, und er war mit dem zu sehr verhaßten Titel Rex gleichbedeutend. In noch spätern Zeiten erhielt er ganz die Bedeutung, die wir mit dem Worte Kaiser verbinden. Aber auch triumphirenden Generalen wurde dieser Titel noch beigelegt, und in diesem Falle hatte er die alte Bedeutung. Die Kaiser scheinen ihn vornehmlich deßwegen bekommen zu haben, weil alle Feldherren als unter ihnen stehend betrachtet wurden. Zu den Zeiten der Republik setzte man diesen Titel hinter den Namen, z. B. Cicero imperator; als Titel der Kaiser stand er jedoch vor dem Namen. Imperator war bei den Einwohnern von Präneste ein Beiname des Jupiter, dessen Bildsäule von T. Quinctius, als dieser Präneste eroberte, mit nach Rom genommen und im Tempel des capitolinischen Jupiter aufgestellt wurde.

Imprägnation, die Schwängerung, Befruchtung; in der Chemie, die Auflösung, besonders der Salze und Gasarten in Wasser und andern tropfbaren Flüssigkeiten; die Sättigung einer Substanz mit der andern. Imprägniren, schwängern, befruchten, auflösen.

Imprimatur, lat., es werde gedruckt; ein Wort, welches der Büchercensor auf das Manuscript eines Werks schreibt, um die Erlaubniß zum Drucke dadurch anzuzeigen.

Improvisatoren, Improvisatori. So nennt man in Italien diejenigen Dichter, die die Fähigkeit haben, über jedes ihnen aufgegebene Thema aus dem Stegreif ein Gedicht zu machen, das sie entweder declamiren oder unter Begleitung eines Saiteninstrumentes singen. Dieß Talent ist vorzüglich bei wilden Völkern, bei denen die Phantasie die übrigen Seelenkräfte überwiegt, zu Hause; im neuen Europa kam es besonders auf italien. Boden zur Blüthe. Die improvisirende Dichtkunst wanderte im 12. Jahrh. mit der provenzal. in Italien ein; und von Petrarca wird erwähnt, daß er die Sitte der Improvisatoren, ihren Gesang mit der Laute zu begleiten, eingeführt habe. Seit Wiederherstellung der Wissenschaften gab es eine Menge improvisirender Dichter beiderlei Geschlechts in Italien, die sich aber bis zu Ende des 16. Jahrh. der lat. Sprache bedienten. Besonders leidenschaftlich war die Liebe zur improvisirenden Dichtkunst an den Höfen zu Urbino, Ferrara, Mantua, Mailand und Neapel. Als einer der ältesten dieser Improvisatoren wird Serafino d'Aquila genannt, ein jetzt längst vergessener Dichter, der aber bei seinem Leben an Ruhm mit Petrarca wetteiferte. Seitdem er zu Rom durch das Feuer seines Gesanges zu hohem Ruhm gelangt war, wurde er von einem Hofe zum andern gerufen, um aufzuspielen und zu singen. Ueber ihn ragte aber weit an Ruhm und Talent Bernardo Accolti aus Arezzo, der sich unter seinen Zeitgenossen in dieser Fertigkeit so auszeichnete, daß man ihn den einzigen Aretino, l'unico Aretino, nannte. Von der zauberischen Wirkung, welche Accolti in Rom bei Personen aller Stände durch sein Talent hervorbrachte, redet sein Landsmann Aretino, und versichert, daß, wenn man erfahren habe, der himmlische Accolti werde singen und spielen, so seyen alle Kramläden geschlossen worden, und Alles hinzugeströmt, ihn zu hören; da hätten Prälaten und andere Personen vom ersten Range einen Kreis um ihn geschlossen; da wären

Wachsfackeln angezündet worden und Schweizerwachen aufgezogen. Fast gleichen Ruhm hat sich Christoforo aus Florenz, der Erhabenste genannt, erworben. Zu Ende des 15. Jahrh. waren vorzüglich Nicolo Leoniceno aus Vicenza, Mario Filelfo, Pamfilo Sassi, Ippolito von Ferrara, Giovanni Battista Strozzi, Pero, Nic. Franciotti und Cesare da Fano als Improvisatoren berühmt. Im 16. Jahrh. blühte die improvisirende Dichtkunst besonders am Hofe des Papstes Leo X., der gegen Dichter sehr freigebig war. Er ließ sich von diesen bei Tafel oder in Mußestunden unterhalten, und gab ihnen Gegenstände auf, die sie in Verse brachten. Unter ihnen war Andrea Marone der ausgezeichnetste Improvisator. Er setzte sich durch seine außerordentliche Fertigkeit im Stegreifdichten beim Papste in solche Gunst, daß er von denselben eine Pfründe im Sprengel von Capua erhielt. Als einst der Papst am Feste des h. Cosmus und Damian einen Wettkampf aller Improvisatoren anordnete, erwarb sich Marone unter mehren Mitstreitern den Preis. Sein wichtigster Nebenbuhler war Brandoline. Außer diesen ist besonders Camillus Querno unter seinen Zeitgenossen berühmt gewesen. Er kam mit einem Heldengedicht von 20.000 Versen an den päpstlichen Hof, wo er solchen Beifall fand, daß er mit einem aus Wein-, Kohl- und Lorbeerblättern geflochtenen Kranze gekrönt und als Archipoeta begrüßt wurde. Leo zog ihn häufig an seine Tafel, als Vorleser und Improvisator; Wein aber, den er nicht wenig liebte, erhielt er nur dann, wenn er aus dem Stegreif eine bestimmte Anzahl Verse hergesagt hatte; war aber darin Etwas versehen, es sey im Sinne oder im Sylbenmaße, so wurde ein gehöriges Maß Wasser dazu gegeben. Auch pflegten Johann Gazoldo und Hieronymus Britonio, sowie Joh. Franz den Papst durch improvisirte Scherze in fröhlichen Stunden zu belustigen. Bald nach Leo's Tode, da die italien. Sprache allgemein zur Schriftsprache erhoben wurde, hörten auch die Improvisatoren auf, in latein. Sprache zu dichten; dadurch vermehrte sich natürlich die Zahl der Improvisatoren sehr bedeutend; wir werden hier nur die ausgezeichnetsten derselben anführen. Der erste ist Silvio Antoniano, der für ein Wunder seiner Zeit gehalten, und wegen seines außerordentlichen Talents zum Improvisiren, Poëtino genannt wurde. Er war 1540 in Rom von unangesehenen Eltern geb., schwang sich aber durch seine große Gelehrsamkeit zur Würde eines Cardinals empor, und starb 1603. Für den größten Meister in dieser Kunst galt aber der Ritter Perfetti, der 1680 zu Siena geboren wurde und 1747 zu Rom starb. Er zeichnete sich vor den gewöhnlichen Improvisatoren durch Klarheit des Vortrags und durch einen eigenthümlichen Schmuck, den er jedem ihm aufgegebenen Gegenstande zu verleihen wußte, aus. Gewöhnlich sang er seine Verse zu Guitarre, ward aber durch die Begeisterung, in die er beim Improvisiren gerieth, so angegriffen, daß er am Ende in Ohnmacht sank. Er hatte einen so hohen Ruhm erlangt, daß er unter dem Papst Benedict XIV. auf dem Capitol mit einem Lorbeerkranze gekrönt wurde. Fabroni hat eine Biographie dieses Dichters geschrieben; von seinen improvisirenden Gedichten sind 1748 2 Bde. gedruckt worden. Auch Metastasio besaß kein unbedeutendes Talent zum Improvisiren; da dieses aber seine Kräfte zu sehr erschöpfte, entsagte er der Ausübung dieses Talents. Uebrigens hat es auch mehre Frauen gegeben, die sich durch die Gabe des Improvisirens berühmt gemacht haben. Unter allen hat die Maddalena Morelli Fernandez, bekannter unter dem

akademischen Namen Corilla Olimpica, den meisten Ruhm erhalten. Sie war in Pistoja geboren; frühzeitig entwickelte sich ihr Talent, das sie durch eine sorgfältige Ausbildung erhöhte. Ihr Ruhm verbreitete sich selbst ins Ausland, und Franz I. berief sie nach Wien, wo sie mit den ausgezeichnetsten Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Einen Ruf der Kaiserin Katharina nach Petersburg nahm sie nicht an, weil sie das strenge Klima nicht ertragen zu können glaubte. 1777 wurde ihr auf dem Capitolium der Dichterkranz aufgesetzt. Sie starb zu Florenz 1800, 70 J. alt. Sie wurde von Therese Bandettini, oder wie sie mit ihrem akademischen Namen heißt, Amarilli Etrusca ersetzt. Sie war 1756 zu Lucca geboren und hatte sich zu Florenz der Bühne gewidmet. Als sie eines Tages einen Stegreifdichter von Verona hörte, brach der eigene Genius unwiderstehlich hervor und ergoß sich augenblicklich in einem herrlichen Lobgedicht auf jenen Improvisator. Aufgemuntert von demselben, widmete sie sich ganz dieser schönen Kunst. Die Originalität, die blühendste Einbildungskraft, Wahrheit und Harmonie im Ausdruck verschafften ihr bald einen berühmten Namen; sie konnte das Theater verlassen, als Dichterin Italien durchziehen, und genoß die Ehre, in mehre Akademien als Mitglied aufgenommen zu werden. Eins ihrer berühmtesten Gedichte war jenes, welches sie 1794 bei dem Prinzen Lambertini zu Bologna auf den Tod Marien Antoinettens von Frankreich improvisirte. 1813 war sie endlich des Reisens müde und zog sich wieder in ihre Vaterstadt zurück, wo sie von ihrem sehr mäßigen Vermögen eingezogen lebte. Im Druck erschienen von ihr: "Ode tre", Lucca, 4., wovon die 1. Nelson's Sieg bei Abukir, die 2. Suwaroff's Siege in Italien, und die 3. die Siege des Erzherzogs Karl in Deutschland besingt. Ferner hat man von ihr u. d. N. Amarilli Etrusca: "Saggio di versi estemporanei", Pisa, bei Bodoni, worunter sich das Gedicht über Petrarca's Zusammentreffen mit Laura in der Kirche auszeichnet und sie einem Rossi an die Seite setzt. Ferner glänzende Improvisatricen sind Fantastici zu Florenz, die Mazzei, geb. Lanti, welche Letztere vielleicht Alle durch die Ergiebigkeit ihrer Phantasie, durch den Reichthum und die Reinheit ihres Ausdrucks, durch den Wohlklang und die Regelmäßigkeit ihrer Verse übertrifft. Sie versuchte sich selbst in der Tragödie. 1764 starb zu Verona der berühmte Improvisator Zucco, der an dem Abbé Lorenzi einen würdigen Zögling und Nachfolger hinterließ. Auch der Advocat Bernardi in Rom war als Improvisator berühmt. Großen Ruf unter den Improvisatoren unserer Zeit haben Francesco Gianni, von dessen Stegreifgesängen eine Sammlung 1795 erschienen ist, ferner Sestini. S. über die italien. Improvisatoren einen Aufsatz in der "Abendzeitung", Jahrg. 1820, Nr. 123, 124. Noch mehr hat sich berühmt gemacht Tommaso Sgricci aus Arezzo, welcher 1816 in Florenz mit einer improvisirten Tragödie auftrat, wozu Stoff und Personen von den Zuschauern angegeben wurden. In Paris improvisirte er mit großem Beifall 1826 die Tragödie "Missolunghi". In Turin hatte er das Trauerspiel "Hector" improvisirt, das der Stenograph Delpino, Turin 1823, drucken ließ. In Florenz improvisirte Sgricci als Trauerspiel den Tod der Maria Stuart. Er wurde dafür geadelt. In den letzten Jahren ist wieder eine neue ausgezeichnete Erscheinung dieser Art hervorgetreten. Wir meinen die bekannte Rosa Taddei in Rom, der W. Waiblinger in einem aus lebhafter Anerkennung geschriebenen Aufsatz über eine ihrer Vorstellungen, im

letzten Jahrgang seines „Taschenbuch aus Griechenland und Italien“, ein rühmendes Denkmal gesetzt hat. Der Reichthum der ital. Dichtersprache; die vielen poetischen Freiheiten, welche sie gestattet; die große Bekanntschaft, die selbst das gemeine Volk mit Ariosto, Tasso, Marino, Metastasio, wenn nicht durch eigne Lectüre, doch durch den Mund der Ueberlieferung hat; die Kraft und Biegsamkeit der ital. Phantasie, die, wenn sie einmal in Bewegung ist, ohne alle Mühe Bilder und Wörter in poetische Verhältnisse zusammen legt; das musikalische Ohr der Italiener, das so leicht Worte in einen Rhythmus bindet: diese Reihe günstiger Umstände, welche jeden Italiener auch von mäßiger Kultur des Geistes zu poetischen Versuchen ermuntert, die den Wenigsten ganz mißlingen, machen die Häufigkeit der Improvisatoren in Italien und die Leichtigkeit, mit welcher sie über einen jeden ihnen aufgegebenen Gegenstand aus dem Stegreif zu reimen im Stande sind, sehr begreiflich. Indessen ist der Dichter nicht ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, so muß man sich oft gefallen lassen, mit Reimen verbrämten Unsinn zu hören. Auffallend ist es, daß fast alle Improvisatoren in Toscana oder Venedig, hauptsächlich aber zu Siena und Verona geboren sind, und daß eben daselbst dieses Talent des Improvisirens sich ununterbrochen fortgepflanzt hat. — Unsere Karschin würde in Italien gewiß eine sehr bewunderte Improvisatrice geworden seyn. Als erster öffentlicher Improvisator der Deutschen ist 1824 Wolf aus Altona an mehren Orten mit Anerkennung aufgetreten. In Privatcirkeln, im geselligen Kreise hatte wohl schon mancher Dichter, welcher sich nebenher eines solchen Talents der Schnelligkeit rühmen durfte, auf diese Weise zur Unterhaltung beigetragen, aber durch Wolf scheint zuerst aus dem poetischen Himmelsstrich Italiens herüber die Sitte, öffentliche Vorstellungen und Schauspieldeclamatorien mit diesem Talent zu geben, auf unsern Boden verpflanzt worden zu seyn. Er nannte sich auch damals sogar auf Büchertiteln nur par excellence „den deutschen Improvisator“, ohne sonst seinen Namen hinzuzufügen — z. B. „Erzählungen des deutschen Improvisators“, Gera 1827 — doch hat er in den letzten Jahren diese Oeffentlichkeit wieder aufgegeben und, besonders seit seiner Anstellung als Professor in Jena, der bloß literarischen Wirksamkeit sich gewidmet. Er pflegte seine Improvisationen häufig mit Begleitung der Musik zu verbinden, indem ein ihm befreundeter Musiker, der, wenn wir uns recht erinnern, seinerseits ebenfalls auf seinem Instrument improvisirte, die Pausen des Nachsinnens durch eine übereinstimmende Tonphantasie auszufüllen hatte oder auch angemessenen Stellen des Vortrags ein musikalisches Accompagnement widerfahren ließ. So hörte man ihn nicht nur lyrische Stücke nach Aufgaben aller Art, sondern selbst kleine Dramen in vollständiger Exposition, Scenerie und Personendurchführung improvisiren, und es läßt sich nicht leugnen, daß ihn bei seiner großen Gewandtheit auch noch hinzukommende mannigfaltige Kenntnisse und Bildung unterstützten, um seinen Leistungen alle Achtung zu verdienen. Auf einer beiweitem niedrigern Stufe steht sein Nachfolger Langenschwarz, der zuerst 1820 im königl. Hoftheater in München improvisirte und seitdem als der zweite deutsche Improvisator von Profession im Süden und Norden von Deutschland auf sein Talent herumreist. An diesem Improvisator sieht man eigentlich recht, wie wenig dazu gehört, um heutzutage in der deutschen Poesie, selbst mit einigem Beifall, improvisiren zu können. Eine sehr geläufige

Bemeisterung des Verses, besonders wo es darauf ankommt, große und bekannte Vorbilder darin zu copiren, ist auch Langenschwarz keineswegs abzusprechen; aber ihm fehlt gründliche Bildung und Vielseitigkeit der Kenntnisse die zur Routine eines Improvisators unentbehrlich sind, und die sich nicht immer durch anmaßenden Schein und Abenteurerkeckheit ersetzen oder beschönigen lassen. Außerdem hat man wohl noch in einzelnen deutschen Provinzialstädten hier und da von Improvisatoren gehört, die aber obscurer geblieben sind und ihr Talent wohl auch nur als poetisches Bratenintermezzo auf der Ressource mögen haben walten lassen. Unter allen den genannten Versuchen, diese Kunst bei uns einheimisch zu machen, sind selbst die Bedeutendern nur etwas Vorübergehendes und erkünsteltes gewesen, das keinen warmen Anklang im deutschen Leben finden können, während dagegen in Italien das Improvisatortalent so volksthümlich ist und der ganzen Richtung des Nationalcharakters so sehr entspricht, daß es dort nie auszusterben vermag. — In Frankreich gab 1825 und 1829 Eugene de Pradel mit Beifall improvisatorische Abendunterhaltungen, u. a. ein aus dem Stegreife gedichtetes Trauerspiel: „La mort de Paul I.“ Vgl. Fernow's „Römische Studien“, Bd. 2, Zürich 1806. — Merkwürdig ist auch der holländische Improvisator Willem de Clercq, geb. 1793 zu Amsterdam. Das Erste, wodurch er sich von den gewöhnlichen Improvisatoren unterscheidet, ist, daß er nie öffentlich auftritt oder den Eindruck seiner Poesie durch ein glänzendes Aeußere zu erhöhen strebt. Aber in geselligen Kreisen, wo er auf Bitten seiner Freunde oder durch die Macht irgend eines Eindrucks veranlaßt — man sehe das „Morgenblatt“, 1823, Nr. 89—92 — auftritt, zeigt er, wie seine Improvisationen aus dem Bedürfniß des Herzens entspringen, wie schnell und reich die Folge seiner Ideen ist, wie harmonisch seine Sprache, wie gut gewählt seine Bilder, und wie dieß Alles durch eine vollkommene Einheit in jedem seiner Vorträge zusammengehalten wird. Eine zweite Eigenthümlichkeit Clercq's ist, daß seine Improvisationen sich nicht wie die der Italiener hauptsächlich auf röm. und griech. Mythologie und Geschichte beschränken, sondern daß er die mittlere Geschichte ebensowohl als die neue und neueste zum Stoffe seiner Poesien wählt. So behandelte er bei verschiedenen Gelegenheiten: den Tod des Sokrates, den Glauben an Gott, das Ideal, Noah, Luther, Ossian, Tasso, Voltaire, Racine, Wilhelm Tell, die Blumensprache, die Buchdruckerkunst, die Universität Göttingen, in Gegenwart Bouterwek's, den Brand Konstantinopels, aber auch die Reise des Königs von Neapel zum Congresse nach Laibach. Als man ihn bei einem Abendessen darum ersuchte, stand er sogleich auf und entwarf in Versen voll Energie und Feuer ein Gemälde des schönen Italiens und des reizenden Neapels, der den politischen Zustand des Landes gefährdenden Revolutionen, die nicht minder furchtbar sind als jene Naturkatastrophen, welche die Hauptstadt unterminiren; ferner der Römer, Gothen, Byzantiner, Saracenen, Normänner, der ungarischen, aragonischen und französischen Prinzen, von denen es wechselsweise erobert wurde, dann der fruchtlosen Anstrengungen des Landes, seine Freiheit von fremden Usurpatoren zu erkämpfen, und zuletzt der Ereignisse von 1820 und der Gefahren, mit denen sich der classische Boden Italiens von Neuem bedroht sieht. Dieß ist ein ausführlicheres Beispiel. Eine dritte Eigenthümlichkeit Clercq's ist, daß er auch in Prosa zu improvisiren im Stande

Imputation, s. Zurechnung.

Inachus, ein Sohn des Oceanus und der Thetys, der Stammvater des ältesten Königsgeschlechts von Argolis, welches 382 Jahre regierte, seit 1800 v. Chr. Als Juno und Neptun um den Besitz von Argos stritten, sprach es Inachus als Schiedsrichter der Juno zu. Besonders berühmt ward er durch seine Tochter Io.

Inauguraldisputation, s. Disputation.

Incest (Incestus), s. Blutschande.

Inclination heißt überhaupt Neigung. Ueber die psychologische Bedeutung des Worts s. Neigung. In der Mathematik und Physik bezeichnet es die Richtung zweier Linien oder Flächen gegen einander, sodaß sie sich in einem Punkte durchschneiden, und einen spitzen oder stumpfen Winkel bilden. Die Inclination unserer Erde ist der Winkel, welcher die Erdaxe in ihrer Richtung auf die Ekliptik, Sonnen- oder Erdbahn, mit derselben macht; man nennt ebenfalls den Winkel, der zwischen den Planeten- und Kometenbahnen und der Ekliptik sich befindet, ihre Inclination. So beträgt nach Kepler die Inclination des Saturn 2° 32′; die des Jupiter 1° 26′; die des Mars 1° 40′ 30″, die des Merkur 6° 54″. Die Astronomie hat es nicht vermocht, eine Theorie aufzustellen, welche das Phänomen der Neigungen der Himmelskörper zu der Ekliptik erklärend erschöpft. — Inclination der Magnetnadel, s. Magnetnadel.

Incognito, unbekannt. Man sagt von hohen Reisenden, sie reisen incognito, wenn sie unter fremden Namen und mit Ablegung der äußern Zeichen ihres Ranges reisen.

Incolat, s. Indigenat.

Incommensurabel, unmeßbar, heißt eine Größe, welche von keiner andern Größe, als Einheit genommen, gemessen werden kann. So ist eine Seite unmeßbar mit der Diagonale des Vierecks, wie Euklides es beweist; ebenso sind die Quadratwurzeln, die keine ganze Zahlen geben, unausmeßbar: denn diese Wurzeln können durch keine Zahlengröße ausgedrückt werden; z. B. die Q.-W. von 12 ist = 3, 4641... und so ins Unendliche fort. Diese Eigenschaft der Größen heißt daher Incommensurabilität.

Incubation oder Tempelschlaf. Man glaubte in der Nähe der Götter einen divinatorischen Traum erhalten zu können; deßhalb überließ man sich demselben, und die Alten erzählen von vielen Orakeln durch Incubation, bei welcher, wie beim Somnambulismus, verschiedene anregende Einflüsse mitwirkten.

Incubus, s. Alp.

Independenten, eine protestant. Religionssekte in England und Holland, die am Ende des 16. Jahrh. unter der Regierung der Königin Elisabeth entstanden ist. Weil die Independenten alle Gebräuche der Englischen Kirche, s. d., für papistisch, ja für heidnisch erklärten und ihren Gottesdienst davon reinigten, so nannte man sie auch Puritaner. Allein sie selbst waren unter sich nicht in allen Stücken einig; daher gab es bei ihnen fast so viel verschiedene Einrichtungen als Gemeinden. Die leidenschaftlichste Sekte der Puritaner bildeten die Brownisten, deren Stifter, Robert Brown, ein Theologe, 1580 die Ordnung und Gebräuche der bischöfl. Kirche als unchristlich und abergläubisch angriff. Er verband sich mit einem Dorfschulmeister, Rich. Harrison, um von

aller Kirchengewalt völlig unabhängige Gemeinden zu stiften. Seine Neuerungen betrafen jedoch nicht die Lehre, sondern nur die Form der reformirten Kirche. Bei den Browniſten war jede einzelne Gemeinde oder Congregation eine selbſtändige Kirche, die weder unter Biſchöfen noch unter Aelteſten ſtand; jede regierte ſich ſelbſt und ernannte oder entließ die Paſtoren, nach der Stimmenmehrheit; auch konnte jedes Mitglied predigen, oder, wie ſie es nannten, weiſſagen. Da Brown ſeine Meinungen mit großer Heftigkeit und auf eine für andre kirchliche Geſellſchaften beleidigende Art vortrug, ſo ward er verhaftet, jedoch auf Lord Burghley's Verwendung freigelaſſen. Hierauf ging er nach Seeland, wo er, ſowie zu Amſterdam und Leyden, mehre Gemeinden ſtiftete; auch ſchrieb er eine Abhandlung über ſchleunige Kirchenreform, Middelburg 1582. Einige Jahre ſpäter trat er wieder in England auf. Ein Erzbiſchof gab ſich vergebens Mühe, ihn auf andre Anſichten zu bringen; ſein Vater ſtieß ihn aus dem Hauſe, und er führte ein unſtetes Leben, wobei ihm ſeine Heftigkeit öftere Gefängnißſtrafe und endlich den Kirchenbann zuzog. Zuletzt unterwarf er ſich der biſchöfl. Kirche und erhielt ſogar eine Pfründe; doch ſoll er ſeine Meinungen nicht förmlich widerrufen haben. Er lebte ausſchweifend und ſtarb im Gefängniß zu Northampton 1630, wohin man den kranken, faſt 80jährigen Mann bringen mußte, weil er einen Beamten, der rückſtändige Steuern von ihm einforderte, durchgeprügelt hatte. Die Menge der Browniſten und ihr feindlicher Eifer erregte bald darauf ſolche Beſorgniſſe, daß man einzelne einſperrte, andre zum Galgen verurtheilte und die meiſten nach Holland verbannte. Gleichwohl dauerte die Sekte unter dem Namen der Congregationaliſten fort, bis einer ihrer Prediger, John Robinſon, Brown's feindſelige Grundſätze gegen die biſchöfl. Kirche aufgab und die Sekte an den Geiſt chriſtlicher Liebe und Mäßigung gewöhnte. Seitdem nennen ſich die Gemeinden derſelben, welche J. Robinſon als ihren zweiten Stifter anſehen, Indepenbenten In den Bürgerkriegen des 17. Jahrh. waren ſie eine mächtige politiſche Partei. S. Cromwell. Jetzt unterſcheiden ſich die Indepenbenten von den übrigen proteſtantiſchen Kirchen durch Nichts, als daß ſie jede Glaubensformel verwerfen, indem ſie von ihren Anhängern allein den Glauben an das Evangelium fordern, und daß ſie ihre Prediger, zu denen ſie fromme und tüchtige Männer wählen, nicht ordiniren laſſen. Unter dieſen befinden ſich mehre ausgezeichnete Gelehrte.

Index, das Regiſter; der Anzeiger, Nachweiſer, Seitenzeiger; desgleichen der Zeiger an dem Stundenzirkel einer Erd- oder Himmelskugel; Index expurgatorius, ein Reinigungsregiſter oder ein von der Generalinquiſition der kathol. Kirche bekannt gemachtes Verzeichniß derjenigen Bücher, welche den Laien zu leſen verboten werden.

Indicativ (Indicativus, nämlich modus) heißt diejenige Form eines Zeitworts, durch welche eine Handlung oder ein Zuſtand als wirklich und direct ausgeſprochen, ein Prädicat einem Subjecte als wirklich und ihm unmittelbar zugehörig beigelegt oder abgeſprochen wird, z. B. er iſt; da hingegen der Conjunctiv Etwas als zufällig und möglich, oder unbeſtimmt und unmittelbar, indirect, anzeigt, z. B. er ſey. Inwiefern das Nothwendige als eine Art des Wirklichen, nämlich als das Unbedingtwirkliche angeſehen werden kann, kann der Indicativ auch das Nothwendige ausdrücken, z. B. 2 Mal 2 iſt 4. Der Indicativ oder die beſtimmt anzeigende Form des Zeitworts ſtellt ſich, wie alle modi, verſchie-

den in den Sprachen dar, und ist gewöhnlich an der Endung zu erkennen, bezeichnet auch gewöhnlich Personen, Zahl und Geschlecht.

Indien. Die alte Geschichte Indiens umhüllt ein tiefes Dunkel, aus dem von Zeit zu Zeit nur einige dürftige Strahlen brechen und bald wieder verschwinden. Die Kenntniß, welche die bekannten Völker der alten Welt über Indien, seine Bewohner und Geschichte besaßen, beruhten meist auf Sagen und waren auf dem Wege des Handels erworben: sie mußten um so unsicherer und mangelhaft seyn, da die asiatischen Kaufleute, unter denen vorzüglich die Babylonier den Verkehr mit Indien trieben, nicht in das Land selbst kamen, sondern durch arabische Zwischenhändler und in Arabien, wahrscheinlich in der berühmten Handelsstadt Gerrha, ihre Erzeugnisse gegen die kostbaren Schätze Indiens vertauschten. Erst unter der Herrschaft der Perser kamen die andern Asiaten mit Indien in nähere Berührung. 509 Jahre vor Chr. Geb. bezwang Darius einen Theil Indiens, machte ihn zur 13. Satrapie seines Reiches und erhob aus dem Lande einen jährlichen Tribut von ungefähr einer Million und 95.000 Pfd. Sterl. Die erste zuverlässige Kunde über Indien beginnt mit dem Zuge Alexanders, 328 vor Chr., welcher indeß nur bis an den letzten östlichen Nebenfluß des Sind vordrang und hier auf Bitten seines Heeres umzukehren gezwungen ward. Sein Feldherr Nearch mußte indeß mit einer Flotte den Sind hinabschiffen und an der Küste entlang bis zum Euphrat segeln, wodurch die Kenntniß jener Gegenden bedeutend erweitert ward. Seleukus Nikator, einer der Nachfolger Alexanders, drang zwar, 300 v. Chr., bis zum Ganges vor, doch mußte er diese Eroberungen bald wieder aufgeben, aber es ward doch dadurch eine Handelsverbindung Indiens, vorzüglich mit Aegypten eingeleitet, wo Alexandrien lange Zeit der Stapelplatz für die Edelsteine, der feinen Zeuche und die Gewürze Indiens war. Später, unter den byzantinischen Kaisern, ward ein anderer Handelsweg über das kaspische und das schwarze Meer versucht und von Venetianern und Genuesen benutzt. Erst durch die Entdeckungen der Portugiesen, am Ende des 15. Jahrh., veränderte sich die Gestalt des Handels gänzlich. Von der Geschichte und den Schicksalen des in viele kleine Reiche getheilten Hindostans ist indeß bis zum 8. Jahrh. wenig Kunde nach Europa gekommen. Mit diesem Jahrhunderte beginnen die Leiden und die Verwüstungen Hindostans. Muhammed, ein Statthalter des Khalifen Walid I., war der Erste, welcher von Khorasan aus mit seinen fanatischen Muselmännern einen verheerenden Einbruch versuchte. Vom 10. Jahrh. an wurden diese Raubzüge immer häufiger; der unendliche Reichthum des Landes und die Uneinigkeit und Schwäche der vielen dortigen kleinen Fürsten lockten immer mehr die Habsucht und den wilden Bekehrungseifer der Muselmänner. Mit dem 13. Jahrh. fingen sie an, sich im Lande festzusetzen und bald gehorchte ihnen das ganze nördliche Hindostan; im 14. Jahrh. begannen sie auch in Dekan einzudringen. Die Geschichte dieser mohammedanischen Fürsten bietet übrigens bis zum Ende des 14. Jahrh. nichts als ewige Kriege, Verheerungen, Verrath und Entthronungen und Grausamkeiten aller Art dar. Schon oft hatten die wilden Mongolen Streifzüge nach Indien versucht; ernstlicher war 1396 der Angriff, welchen Timurleng — Tamerlan — zuerst durch seinen Enkel und 1396 in eigener Person unternahm. Die reiche Hauptstadt Delhi ward von ihm erobert, geplündert und verwüstet, wobei über 100.000

Einwohner umkamen und vielleicht ebensoviele in die Sklaverei geschleppt wurden. Der Sieger kehrte indeß bald wieder nach seiner Heimath Samarkand zurück, und Hindostan ward noch bis 1519 von vielen Sultanen aus früheren Dynastien beherrscht. Aber die Nachkommen Timurlengs hatten die Absicht, Hindostan zu erobern, nicht aufgegeben. Ein Enkel jenes Eroberers, Muhammed Baber, drang nach mehren vergeblichen Versuchen 1525 siegreich vor und eroberte Delhi, wo er seine Residenz aufschlug; er starb 1530 und sein Sohn Humajun mußte den sich wieder erhebenden früheren Herrschern eine Zeitlang weichen. Er floh nach Persien, von wo aus er 1554 siegreich zurückkehrte und das Reich der Mongolen in Hindostan gründete, welches erst in der neuesten Zeit gänzlich zu Grunde gegangen ist. Mit seinem Sohne, dem großen Akbar, 1555—1605, beginnt eine neue Epoche für die Geschichte Indiens; zwar mußte er lange mit inneren Unruhen kämpfen, und dehnte die Grenzen seines Reiches über ganz Nord-Hindostan aus, selbst Kaschmir mit eingeschlossen, dennoch brachte er zuerst wieder Ordnung in die Verwaltung des Landes, und sein trefflicher Vezier Abul Fazil schrieb sogar, nebst der Geschichte seines Herrn und dessen Ahnen, eine Statistik seines Reichs. Akbar liebte die Wissenschaften und die Poesie, er war, gegen die Art seines Volkes, duldsam gegen die Bekenner anderer Religionen und besonders den Christen gewogen. Die Regierung seines Sohnes Jehanguir und seines Neffen Schah Jehan bis 1659 sind weniger bedeutend; doch behielt das Reich im Ganzen seine Ausdehnung und seine Macht, obgleich namentlich Jehanguir sich den furchtbarsten Ausschweifungen überließ. Schah Jehan hatte 4 Söhne, worunter der eine, Aurengzeb, seine Herrschbegier unter dem Mantel der Religionsschwärmerei geschickt zu verbergen wußte. So gelang es ihm, nicht nur seine Brüder zu täuschen, sondern nachdem er diese theils durch Gift, theils im offenen Kampfe aus dem Wege geräumt, setzte er sogar seinen Vater 1659 gefangen, der erst 1666 starb, und schwang sich auf den Thron. Er war einer der furchtbarsten Tyrannen, welche Asien je erzeugt; sein blutiger Fanatismus kannte keine Grenzen, und selbst gegen sich wüthete er zuweilen mit den grausamsten Büßungen und Kasteiungen. Ebenso habsüchtig als grausam plünderte und eroberte er nach langen Kriegen 1686 die kleinen Reiche von Visapour und Golkonda, wo andere mohammedanische Fürsten herrschten, und dehnte sein Reich südlich bis an den Cavery aus. Nur die Maratten unter ihrem tapfern Anführer Sevagi, welcher 1680 starb, widerstanden glücklich seiner Eroberungssucht. Bei alle Dem muß man Aurengzeb die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er für die Verwaltung seines Reiches viel gethan und hier ebenso weise, streng und gerecht, als gegen seine Feinde hinterlistig und grausam war. Unter ihm erreichte das Reich des Groß-Mogols — mit diesem Titel bezeichnet man die Herrscher aus dem Geschlechte Timurlengs — den höchsten Gipfel seiner Macht; er besaß 224 Millionen Thaler Einkünfte und einen Schatz, worin er unermeßliche Reichthümer an Edelsteinen und andere Kostbarkeiten aufgehäuft hatte. Er starb 1707, 90 Jahre alt, nach einer 48jähr. Regierung, s. Aurengzeb. Von nun an ging das Reich durch innere Kriege, Unfähigkeit der Fürsten und Angriffe von Außen mit raschen Schritten seinem Untergang entgegen. Drei Söhne und einige von ihren Söhnen nebst einigen Brudersöhnen Aurengzebs kämpften nach seinem Tode um die Krone, und das Nämliche

ereignete sich 1712 nach dem Tode Schah Allums, welcher in dem früheren Kampfe Sieger geblieben. Schon hatten sich mehre Provinzen losgerissen, und in Dekan waren unabhängige Reiche entstanden, als der grausame Tyrann Persiens, Nadir Schah, nach Indien vordrang. Der damalige ganz unfähige Groß-Mogol Muhammed Schah ward 1739 in der Nähe seiner Residenz Delhi geschlagen und verstand sich zu einem schimpflichen Frieden. Nadir zog in Delhi ein; ein unbedeutender Streit, der sich zwischen einigen Soldaten und dem Pöbel entspann, veranlaßte einen wüthenden Kampf in der Stadt, worauf am folgenden Tage Delhi der Plünderung preisgegeben wurde, wobei an 120.000 Menschen umkamen. Damit noch nicht zufrieden, raubte Nadir den Schatz des Kaisers, alle seine Elefanten, seine Artillerie, erpreßt von Großen unermeßliche Summen, ließ sich mehre der westlichen Provinzen abtreten, und verließ Delhi nicht eher, bis er das Hochzeitfest seines Sohnes mit einer Tochter des Kaisers gefeiert. Nach der mäßigsten Schätzung kostete dieser Krieg dem Reiche vielleicht 2000 Millionen Thaler, die Verwüstung des Landes ungerechnet. Muhammed starb 1747. Unter seinen Nachfolgern sank das Reich immer tiefer; noch zweimal ward das unglückliche Delhi erobert und geplündert, einmal von den Afghanen und dann von den Maratten, sodaß selbst der kaiserliche Pallast fast zerstört wurde; die Kaiser, ohne Macht, mußten sich endlich den Engländern in die Arme werfen und leben bis jetzt mit einem leeren Titel von einer Pension, welche England zu ihrem Unterhalt ausgesetzt hat. Dieß führt uns zu einem Ueberblick der europäischen Niederlassungen und ihrer Fortschritte in Indien. Die ersten Europäer, welche nach Indien kamen, waren Portugiesen. 1497 umschiffte Vasco de Gama mit vier Schiffen vom Könige Emanuel das Vorgebirge der guten Hoffnung, dessen früherer Name, Vorgebirge der Stürme, welchen die ersten Entdecker ihm beigelegt hatten, von Johannes, der aus ihm die wichtigen Entdeckungen, auf welche es leiten würde, erahnte, mit jenem umgetauscht worden war. Nach einer Reise von 18 Monaten erreichte Vasco de Gama, unter Leitung eines Mohren von Tunis, der Indien genau kannte, die Küste von Malabar und die Hauptstadt des Zamorins, Kalikut. Durch Hülfe seines schwarzen Dollmetschers schloß er mit dem Herrscher Zamorin einen Vertrag, in dem den Portugiesen große Begünstigungen und Vorrechte zugestanden wurden. Bald darauf segelte eine Flotte von 18 Schiffen unter dem Befehle des Alvares Cabral von Lissabon ab, um die Goldküsten zu erobern, die der Papst dem Könige geschenkt hatte. Zamorin, dem die Nachbarschaft der Fremdlinge gefährlich schien, brach die Freundschaft mit ihnen und 50 Portugiesen wurden ermordet. Die Feindseligkeiten begannen; Cabral beschoß Kalikut, und bemächtigte sich mit Hülfe einiger indischen Fürsten, die ihr Reich auf Kosten Zamorins gern zu vergrößern suchten, einiger Plätze und legte dort Forts und Niederlassungen an. Kaum waren einige Jahre nach Vasco de Gama's Ankunft auf Indiens Boden verflossen, so hatten die Portugiesen schon den ganzen Handel an sich gerissen, und Bündnisse mit mehren kleinern Fürsten, in welchen diese den König von Portugal für ihren Oberherrn erkannten, geschlossen. Zwar hatten sie mit vielen Hindernissen zu kämpfen, welche die eifersüchtigen Mohammedaner und Araber ihnen in den Weg warfen; doch ihr Muth und ihre Ausdauer besiegten alle. Erst unter dem 2. Vicekönig, Alphons von Albuquerque, von 1506—15, erhielten die por-

tugiesischen Eroberungen einen größern Umfang. Er eroberte die Insel Goa, schlug den inländischen Statthalter Adul Kahn und nahm die Stadt mit Sturm. Er erhob Goa in kurzer Zeit zum allgemeinen Centralpunkt des indischen Handels, und Kalikut hörte auf, die Schiffe der fremden Nationen an sich zu ziehen. Durch die Eifersucht der Venetianer, die, um sich den portugiesischen Niederlassungen zu widersetzen, mit Aegyptern und Arabern sich verbanden, wurde Albuquerque bewogen, die Insel Sokotoras, welche die Mündung des rothen Meeres beherrscht, in Besitz zu nehmen. Jetzt entwarf der Vicekönig einen größern Eroberungsplan und strebte die Macht der Portugiesen nach allen Seiten auszudehnen und zu befestigen: er richtete seine Absicht auf den Besitz des persischen Meerbusens und nahm den wichtigen Handlungsplatz Ormus ein; es gelang ihm selbst, sich nach Osten auszubreiten und einige Theile von Ceylon zu erobern. Um an dem chinesischen Handel Theil nehmen zu können, bedurfte es einer Niederlassung auf Malakka: die Malayen hatten einige Portugiesen unmenschlich ermordet: zur Rache erschien der Vicekönig bald vor der Stadt und erzwang sich, ungeachtet eines verzweifelten Widerstandes, im J. 1511 dort eine Niederlassung. Von hier aus griff er die Molucken an, gründete auf ihnen Colonien und brachte hierdurch den Alleinhandel mit der Gewürznelke und der Muskat auch in die Hände seiner Nation. Sein Nachfolger Lopez Sodrez, der ebenfalls ein menschlicher und talentvoller Mann war, suchte die Vortheile seines Vaterlandes selbst bis nach China zu fördern, was schon in dem Plane Albuquerque's gelegen hatte. 1518 segelte ein Geschwader, unter dem Befehle Ferdinands Andrada, nach Canton ab, das den Thomas Perez, als Gesandten des Königs von Portugal an den Kaiser, am Bord hatte. Perez ward günstig bei Hofe aufgenommen, und die Thore des Reichs waren auf dem Punkte, eröffnet zu werden, als Simon Andrada, ein Bruder Ferdinands, mit einem andern Geschwader an der Küste erschien. Er behandelte die Chinesen mit stolzem Uebermuthe; baute ein Fort, indem er sich mit Gewalt eines Theils der Insel Tamau bemächtigte, das Land plünderte, junge Mädchen mit sich fortschleppte, die Einwohner zu Sklaven machte und alle Arten von Grausamkeiten verübte. Hierüber empört, griffen ihn die Chinesen an, trieben seine Truppen ins Meer, machten den Gesandten Perez für diese Rechtsverletzung verantwortlich, indem sie ihn ins Gefängniß steckten, wo er einige Zeit darauf starb und verbannten die Portugiesen aus China. Einige Jahre hernach wurde jedoch ihren Schiffen erlaubt, mit dem Hafen von Sancian Handel zu treiben und ein glücklicher Zufall verschaffte ihnen bald eine eigene Niederlassung. Ein furchtbarer Seeräuber, Namens Tchan-si-lao, welcher die Küsten des Reichs verheerte und allen Handel mit Canton zerstörte, indem er die Stadt belagerte, bemächtigte sich der, an der Einfahrt der Bucht von Canton gelegenen Insel Makao; durch dieses Unternehmen und die Stärke seiner Forts beunruhiget, riefen die Mandarinen die damals bei Sancian befindlichen portugiesischen Kriegsschiffe zur Hülfe. Der Seeräuber ward belagert und seine Vesten zerstört, und zur Vergeltung eines so ausgezeichneten Dienstes, schenkte der Kaiser den Portugiesen, unter gewissen Bedingungen, Makao, s. d., auf der sie 1540 eine Stadt anlegten. Dieß führte sie bald zur Entdeckung des ergiebigen Handels mit Japan; denn als zufällig ein Schiff an dieser außerordentlichen Küste scheiterte, wurden die Seeleute gastlich aufgenommen, und

bei ihrer Rückkehr nach Goa reizten sie die Obrigkeiten und Missionarien zu ferneren Eroberungs- und Bekehrungsplanen an. Auf diese Weise befestigten die Portugiesen ihre Macht längs den östlichen Küsten von Vorgebirge der guten Hoffnung bis nach Japan, den Eingebornen Gesetze vorschreibend, und einen ihnen beliebigen Preis für alle Produkte Europas und Indiens machend, da sie das uneingeschränkte Monopolium aller Handelszweige besaßen. Sie zogen aus Japan jährlich bei 600.000 Pf. St. an Gold, Silber und Kupfer, aus China Thee und Seide, welche in Europa für die Reichthümer Mexikos und Perus ausgetauscht wurden; aus den Molucken die Gewürznelken und Muskatnüsse; aus Bengalen die schönen Muslinen von Dacka; aus Koromandel die verschiedenen Produkte der Halbinsel; aus Ceylon und Malabar die Perlen, Juwelen und Gewürze dieser Regionen, mit dem Elfenbein, das die Elephanten der Wälder lieferten, und dem Sandelholz, das seine Wohlgerüche in den Ghaats verbreitet; aus Guzurate Baumwolle und verschiedene reiche Stoffe Hindostans; aus dem persischen Meerbusen die Reichthümer dieses großen Reichs; aus dem rothen Meere die Reichthümer seiner Ufer, und von den Küsten Afrika's die köstlichen Mineralien Zanguebars. Sie besaßen überdieß noch mehre der Inseln des indischen und atlantischen Oceans, zwischen Europa und dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und von da an Ansiedelungen bis längs der tunesischen Küste. Kurz ihre Macht war zum Erstaunen, und ihr Benehmen wie ihre Tapferkeit, dazu zu gelangen, bewundernswürdig. Sie arteten jedoch bald in Unterdrücker der Eingebornen aus, sodaß unter der Regierung des Königs Sebastian sich alle Staaten Indiens gegen sie verschworen, und besagter König den Ataida, einen vollendeten Kenner der Kriegskunst, abschickte, den sinkenden Muth wieder zu beleben. Er und seine Unterbefehlshaber schlugen die treulosen Ueberfälle des Zamorin in Malabar, des Königs von Cambay in Guzurate, des Königs von Achem in Malakka, des Königs von Ternate auf den Molukken, des großen Moguls in Surate und der Königin von Onore zurück. Die erhabene Seele eines einzigen Mannes konnte jedoch den schnellen Fall des Glückssternes seines Vaterlandes nicht aufhalten, ob er es gleich nicht mehr erlebte, ihn im östlichen Ocean untergehen zu sehen. Ueppigkeit und Lasterhaftigkeit, Bestechung und Unterdrückung herrschten in allen ihren Niederlassungen in Indien, während das Mutterland, aus dessen Busen es seine Kräfte sog, unter die Herrschaft Philipps II., Königs von Spanien, fiel. Mit dem Falle Portugals stiegs Hollands Sonne, ebenso glänzend am Morgen, als gleich ruhmwürdig beinahe am Mittage, aber an ihrem kurzen Abende mit blutiger Röthe befleckt. Gleich andern Ländern Europas, hatten die Holländer ihre indischen Modeartikel durch die Portugiesen bezogen, bis Portugal durch König Philipp von Spanien erobert ward, der 1594 seinen neuen Unterthanen den Verkehr mit seinen Feinden untersagte. Allein diese tapfern Republikaner waren nun Soldaten und Seeleute geworden und faßten den Entschluß, Das an der Quelle aufzusuchen, was ihnen das Monopolium nicht zufließen lassen wollte. K. Houtmann, s. d., wurde von einer Gesellschaft von Kaufleuten, die sich die ausländische Compagnie nannte, mit vier guten Schiffen dahin abgeschickt, und es glückte ihm, die Küsten zu recognosciren. Er kehrte mit einer Ladung Pfeffer und kostbarer Gewürze zurück und berichtete, daß die Portugiesen überall verhaßt seyen. Sogleich wurde

in Amsterdam der Plan einer Niederlassung auf der Insel Java entworfen, und van Nec langte 1598 mit 8 Schiffen daselbst an. Er war in seinen Unterhandlungen mit den eingebornen Fürsten so glücklich, daß er mit Reichthümern beladen nach Europa zurückkehrte. Admiral Warnik, der eine Flotte von 14 Schiffen bei sich hatte, gründete bald hierauf Batavia; knüpfte Verbindungen mit Bengalen an; schlug die Portugiesen und flößte dem ganzen Osten vor dem Muthe seiner Landsleute eine hohe Achtung ein. 1624 wurde das Fort Zeeland auf Formosa, einer nahe bei China gelegenen Insel, angelegt und es ward bald der Mittelpunkt des Handels mit Java, Siam, den Philippinen, Japan, und dem ganzen Morgenlande. 1621 wurden schon die Portugiesen von den Molukken vertrieben, und der Handel mit den Gewürznelken und Muskatnüssen fiel in die Hände der Holländer. Die Holländer errichteten ebenfalls bald hierauf Niederlassungen auf den schönen Inseln Timor, Celebes und Borneo; wovon die letzte vielleicht die größte in der Welt ist. Auch in Sumatra, Banda und Siam legten die Holländer baldige Niederlassungen an, und zogen aus diesen seltenen reichen Regionen Zinn, Elephantenzähne, Gummi-Lack, Saponholz, Gold, Pfeffer und Kampher. Die Portugiesen hatten sich auf der Insel Ceylon, s. d., durch die schändlichsten Mordthaten und Verräthereien verächtlich gemacht. Als König Janiere unmenschlicher Weise in ihrem Rathszimmer niedergehauen wurde, prophezeihte ihnen die junge Prinzessin, seine Verlobte, ihre Vernichtung. Und so geschah es. Die Portugiesen wurden niedergemetzelt und aus all ihren Besitzungen durch die vereinte Macht der Ceyloneser und Holländer vertrieben, welche sodann auf der Küste von Malabar weiter hinauf vordrangen, Cochin erstürmten und sich all ihrer Forts und Besitzungen bemächtigten, mit Ausnahme von Goa. Selbst Malakka wurde am Ende weggenommen, welches sich von ihren ostindischen Besitzungen eine Zeitlang noch erhalten hatte; und in weniger als 70 Jahren wurden die Holländer das in Indien, was die Portugiesen in dem höchsten Flor ihrer Macht gewesen waren. Frankreich erhielt die Produkte Indiens anfänglich durch die Portugiesen, nachdem der Handel Venedigs in ihre Hände gefallen war; allein schon 1503 wurde der Versuch gemacht, das Vorgebirg der guten Hoffnung zu umschiffen, der aber fehl schlug. 1601 bildete sich eine kleine Handelsgesellschaft in Bretagne, und die abgeschickten Schiffe erreichten die Maldiven; allein Pirard, der an der Spitze des Unternehmens stand, ward auf seiner Reise sehr unglücklich und kam erst nach 10 Jahren zurück. Eine andere Gesellschaft bildete sich 1616, die ebenfalls kein Glück machte, und es war erst 1642, daß man eine Niederlassung auf der Insel Madagaskar, als Vorbereitung zu andern, versuchte, welche man noch weiter in Indien zu machen beabsichtete. Da durch diese Unglücksfälle der Privatgesellschaften der Nationalgeist der Franzosen rege gemacht worden war, so errichtete Colbert 1664 eine ostindische Compagnie, nach dem Muster der holländischen, welche von der franz. Regierung einen Freibrief auf 50 Jahre erhielt. Es wurden demnach 1665 4 Schiffe nach Madagaskar geschickt und dort eine bleibende Niederlassung errichtet; da aber die Franzosen es unthunlich fanden, einen sichern Hafen herzustellen, so wurde nie viel darauf verwendet und ihre unergiebige Colonie am Ende verlassen. Den ersten Grund zu den Niederlassungen und der Macht der Franzosen in Indien gab ein gewisser Martin, ein talentvoller Kaufmann, der von dem Könige von

Bejapur ein kleines Dorf mit einigen Ländereien erkauft hatte, in dessen Nähe Pondichery erbaut wurde, welches nachmals die Hauptstadt ihres Handels und ihrer Eroberungen ward. Von 1672 an, wo diese Niederlassung gegründet wurde, nahmen die Angelegenheiten der Franzosen eine vortheilhaftere Wendung. Sie knüpften Verbindungen mit China, Siam und andern Plätzen im Oriente an und errichteten eine Factorei in der Provinz Bengalen. Krieg in Europa gab den Holländern jedoch Gelegenheit, die franz. Hauptstadt 1693 anzugreifen. Pondichery wurde in demselben Jahre genommen und erst im ryswicker Frieden 1697 zurückgegeben. Dumas war so glücklich, von dem Hofe zu Delhi die Erlaubniß zu erhalten, in der franz. Hauptstadt in Indien Geld münzen zu dürfen: eine Bewilligung, welche 21.000 Pf. St. jährlich eintrug, und durch Kauf oder Abtretungen der Regierung von Tanjor hatten sie in kurzer Zeit mehre Landdistricte an sich gebracht, welche 113 Dörfer enthielten und über 20.000 Pf. St. Einkünfte abwarfen. Die Stadt Karikal erhob sich damals zu einem Platze von Bedeutenheit und wurde demnach von den Franzosen stark befestigt. La Bourdonnais, auf Entdeckungen ausgeschickt, untersuchte die Inseln Maskarenhas, Cerna und Rodriquez, welche die Portugiesen im 19. Grad südlicher Breite, östlich von Madagaskar entdeckt, aber verlassen hatten. Sein Bericht über die natürlichen Vortheile, die sie darboten, war so günstig, daß man sogleich den Versuch machte, die beiden größeren von ihnen, Isle de France und Bourbon, zu colonisiren. Was von den unglücklichen Ansiedlern auf Madagaskar übrig geblieben war, fand hier einen Schutzort, und beide Inseln blieben die dauerndsten Besitzungen der Franzosen im Osten. Während sich diese Inseln unter La Bourdonnais so wichtig machten, war Dupleix Oberintendant der franz. Colonie am Hughly in Bengalen, und erhob diese durch seine Talente aus einem Nichts zu einem Stande der Größe, welcher Bewunderung und Neid erregte. Er wurde 1742 nach Pondichery berufen, unter seiner Verwaltung stiegen die Einkünfte der Compagnie aufs Höchste und ihre Aussichten waren damals am Glänzendsten. Der Neid und die Furcht vor den franz. Eroberungen bewog England zum Kriege. La Bourdonnais belagerte Madras und nahm es 1744. In der Meinung, daß Madras nie wieder unter englische Herrschaft zurückkehren würde, war es von den Franzosen sehr verschönert worden; es ward aber im aachner Frieden 1748 zurückgegeben. In einem spätern Kriege wurden der französisch-ostindischen Compagnie Besitzungen entrissen, und 1771 zu Land und zur See geschlagen, übergab sie Pondichery nach einer langen Vertheidigung an Obrist Coote. Im Frieden von 1773 wurde die Stadt zurückgegeben, 1778 durch Sir Hector Munro wieder genommen, 1783 wieder erstattet; sodann abermals 1793 weggenommen und 1802 wieder zurückgegeben. Im Frieden von Paris wurde Chandernagor an die Franzosen wieder zurückgegeben, sie dürfen es aber nicht befestigen. Pondichery und Chandernagor sind jetzt ihre einzigen Besitzthümer in Indien; Isle de France und Bourbon wurden durch ein 1811 unter Lord Minto gegen sie ausgerüstetes Geschwader weggenommen, und erstere gehört jetzt den Engländern tractatenmäßig an. — Die dänisch-ostindische Compagnie. Christian IV., König von Dänemark, 1612 auf Theilnahme an dem indischen Handel bedacht, fand den Zufall seinen Wünschen günstig. Boschower, ein Holländer, der seines langen Aufenthaltes auf Ceylon halber, einen großen Einfluß besaß, war von seiner eigenen Regierung

durch Zurücksetzung gekränkt worden und bot deßhalb seine Dienste dem König Christian an. Es wurde demnach eine Handelsgesellschaft in Kopenhagen errichtet, und sechs Schiffe segelten unter Boschower nach Indien ab. Unglücklicher Weise starb er während der Reise, aber sein Nachfolger im Oberbefehl, Ove Guidde de Tommerup, segelte, als er in Ceylon eine kalte Aufnahme fand, nach Tanjor, wo ihm mehr Ermuthigung zu Theil wurde. Ihnen wurde nun ein Strich Land abgetreten, worauf die Dänen Tranquebar und die Feste Dansburg erbauten. 1689 griffen die Holländer Tranquebar an, obgleich die dänische Compagnie nicht mehr in so blühendem Zustande war; und der Platz wurde nur durch ein Bündniß mit den Engländern gerettet. Dieses hielt jedoch den Fall der dänischen Handelsgesellschaft nicht auf; denn 1730 machte sie Bankrott. Die Regierung errichtete jedoch eine neue ostindische Compagnie und räumte ihr große Privilegien und Vortheile ein. Ihr Capital bestand nur in 135.000 Pf. St. in Actien von 84 Pf. vertheilt. Mit diesem Capital und ihrem Nutzen rüsteten sie im Laufe von 40 Jahren 800 Schiffe aus und verdreifachten ihre ursprüngliche Einlage. An dem westlichen Ufer des Hughly, ungefähr 16 Meilen oberhalb Calcutta, erbaute die dänische Compagnie das schöne Städtchen Serampor. Während des letzten Krieges waren die dänischen Niederlassungen in englischem Besitze; sie wurden jedoch dem Mutterlande wieder zurückgeben. Ueber die Eroberungen Englands in Indien, über das Entstehen und die Schicksale der ostindischen Compagnie in diesem Lande, sowie über ihren Handel und ihre Verwaltung, s. Ostindische Compagnie. Ueber Indien in seinen Hauptbeziehungen s. Hindostan, A. W. Schlegel und C. Ritter in dem Berl. Kalender 1829.

Indien heißt auch Ostindien und begreift in dieser Bedeutung Südasien zwischen Persien und China: die beiden Halbinseln ost- und westwärts des Ganges und alle Inseln im ind. Meere von Ceylon bis zu den Philippinen. Vorderindien oder Hindostan begreift: A. Asiatische Staatengebiete, und zwar: 1. Die Lande der Seikhs, 3256 QM., 4 Mill. Einw., ein theokrat. Staat mit der Hauptst. Lahore, 106.000 Einw. Ueber die Sekte der Seikhs, s. d. 2. Nepaul, s. d. 3. Der Staat des Maha Raja Sindia, den einzige noch unabhängige Marattenstaat, 1860 QM., mit 4 Mill. Einw. Die Dynastie heißt Sindiah; die Residenz Udschin. Auch liegt hier die berühmte indische Festung Gwalior. B. Europäische Staatengebiete, und zwar 1. die britischen. S. Großbritannisches Reich. Dazu gehören: a) In der Präsidentschaft Calcutta, s. d.: Bengal, 4523 QM. 25.306.000 Einwohner. Dieses Land liegt zwischen 21—27° N. Br. und 86—92° O. L. von Greenwich. Von den Einw. sind $^4/_5$ Hindus, $^1/_{10}$ Mohammedaner von afghanischer und arabischer Abstammung, und $^1/_{10}$ theils portugiesische Abkömmlinge, theils andre Ansiedler fremden Ursprungs. Die Einkünfte betrugen 1827 11.799.000. Pf. Sterl.; die Ausgaben 8.021.000; der reine Ueberschuß 3.769.000 Pf. St.; die Schulden 30 Mill. Pf. Sterl. Die vorzüglichsten Städte sind: Calcutta, s. d., Dacca und Marschedabad oder Moorschedabad; dann die Bezirkshauptorte: Birbkum oder Beerbkoom, Boglepur, Burdwan, Dschittagong oder Chittagong oder Islamabad, mit einem guten Hafen, Dinagpur, Hugley, Dschessur oder Jessore, Midnapur, Momensing, Ruddiah mit einem Hinduseminarium, Purniah, Sadschessahaye oder Rajeshahaye, Ramghur, Rungpur und Sylhot.

Ferner Bendel, wo seit mehren Jahrhunderten die Impfung der Kinderblattern üblich war; Kassimbasar, Saidabad, Nattor, Maldah, Radschemal Mungulghaut. Merkwürdig ist das Gebirgsland Garrau in Nordost, dessen friedliche, den Engländern zinsbare Einwohner unter der Regierung ihres Baneas, Aeltesten, mit eignen Priestern, in patriarchalischer Einfachheit leben. Mehres s. Bengalen. 2. Bahar; 3. Allahabad; 4. Aud, s. d.; 5. Agra; 6. Delhi, s. d., Provinz und Stadt gl. N.; 7. Gurwal; 8. auf Dekan 8 Provinzen. b) In der Präsidentschaft Madras, s. d., 9 Provinzen, darunter Mysore, s. d. c) In der Präsidentschaft Bombay, s. d., mit der Insel d. N. und 4 Provinzen. — II. Die französischen Besitzungen liegen mitten in den verschiedenen brit. Provinzen; zusammen 9½ QM. mit 90.000 Einw., s. Pondichery. — III. Die portugiesischen Besitzungen, 90 QM., 250.000 Einw., s. Goa. — IV. Die dänischen, s. Trankebar und Serampore. Vgl. Marlé's „Hist. génér. de l'Inde ancienne et moderne, depuis l'an 2000 avant J. Ch. jusqu'à nos jours, avec une carte", Paris 1828, 6 Bde.; Sir John Malcolm's „Memoir of Central India, including Malva and adjoining provinces etc.", Lond. 1824, 2. Abth., und dessen „Political history of India from 1784 to 1823", Lond. 1826, 2. Bde. Statistisch wichtig sind Hamilton's „Eastindia gazetteer", 2. Aufl., Lond. 1828, 2 Bde., und Wilson „Description of Hindostan", nebst Arrowsmith's 6 Blättern von Hindostan und 4 Blättern des östl. Meeres.

Hinterindien, oder die östliche indische Halbinsel, 40.620 QM., mit 36 Mill. Einw., theils mongol., theils malaiischer Abkunft. Die horizontale Gestalt der Halbinsel ist wohl durch ihre Gebirgsketten, abgesonderte, aber nicht getrennte Glieder des asiatischen Hochlandes, und noch mehr durch Meere und Ströme bedingt. Von 27° N. Br. im W., von 23° im O., wo die Alpencantone von Assam, Butan und Yünnan aufsteigen, zieht die Halbinsel unter einem rechten Winkel vom Südrand Hochasiens aus, fort, den bengalischen Golf im Westen, das China-Meer im O., südlich durch die Straße von Malakka begrenzt, aber in 3 Abtheilungen zerschnitten durch die Meerbusen von Martaban und von Siam. Die Gangesmündung im Hintergrund des bengalischen Golfs bildet die Westgrenze am Meer; hierauf scheidet von Vorderindien der große Brahmaputra, der aus Assam herabströmt, und zuerst von O. nach W. am Fuß der Himalayaketten hinzieht. Vier große Wassersysteme ziehen von jenem Alpenrande nach S. und SO., die ganze Halbinsel nach Natur und Geschichte zertheilend, getrennt durch fünf Parallelzüge von Gebirgen, sodaß das Land aus vier ausgedehnten Längenthälern besteht. Und zwar werden dadurch auch die Länder abgetheilt. Die ganze Gestalt des Landes zeigt, mit Vorderindien und Arabien verglichen, die Hauptbildung Südasiens, indem es in drei Halbinseln ausläuft. Malakka, die schmälste und längste, ist zugleich der südlichste Theil des Festlandes von Asien, endend in der Südspitze von Asien, dem Tanjong. Hinterindiens Grenznachbarn sind im N. China, im W. die Indo-Briten. Ringsum die Küsten, in einer Linie von mehr als 1600 M., sind eine Menge Eilande gereiht, die nicht in der Kette der Sunda-Inseln, noch im Bereiche des Archipels von SO. Asien liegen, sondern sich unmittelbar an die Küsten anschließen. — In gänzlicher Unwissenheit blieben die Bewohner des Westen Jahrtausende lang nur über das Daseyn einer Halbinsel, wie die indochinesische. Wie umnebelt umdämmerte sie zur Zeit des Ptolemäus in der

geographischen Kunde Asiens der goldene Chersonesus; aber Systemsucht verderbte schon den Anfang der Kenntnisse. Das indische Meer wurde als Binnenmeer gedacht. Schon in den alten Nationalgedichten der Hindu erschienen die Länder Unga oder Awa und Yamala oder Malakka; Chryse oder Goldland, nannten die Alten die gesammte Halbinsel, Vorderindien trieb Handel mit ihr über den Golf. Erst seit der Entdeckung des Seeweges nach Indien wurde die wahre Gestalt von Indo-China allmälig bekannt, aber noch heute wissen wir wenig über das Innere dieser Länder. Auch die Geschichte schweigt von ihnen, bis im dritten Jahrh. nach Christo einige Königreiche, nämlich das von Liny oder Siam, das von Tschentschhing oder Kochinchina und das der Kiaotschi oder Tonkin und Jynan genannt werden, von denen das letztere unter den Beherrschern des südlichen China stand, und dessen Schicksale mit erlebte. Thinà nannte man schon seit lange den südlichen Theil von Kambodscha. Erst geraume Zeit nachher erscheinen in der Kunde Ostasiens die Königreiche Tschinla, inneres Kambodscha, und Nankheng oder Wasser-Tschinla, Küste von Kambodscha, neben den genannten. Noch im 14. Jahrh. findet sich die Lage ebenso, das Reich Tonkin heißt Ngannan, das äußere Tschinla Dziamba, Awa und Pegu endlich werden Mian genannt. Nur unbedeutende Veränderungen scheinen sich in den nächsten vier Jahrhunderten ereignet zu haben, sodaß am Anfang des 18. Jahrh. die besondern Länder Assam, Arrakan, Awa oder Mian, mit Pegu, Laos, Kambodscha, Dsiamba, Kochinchina, Tonkin oder Ngannan hervortreten. Erst die neueste Zeit hat bedeutendere Veränderungen hervorgebracht.

Hinterindien enthält 5 Reiche: 1. Aschem oder Assam, 2791 QM. groß, grenzt im W. an Bengalen, im S. an Arrakan, im O. an Ava, im N. an Thibet und dehnt sich von Abend nach Morgen 200 ind. M. und von N. nach S. 8 Tagereisen aus. Nördlich wird es von den Gebirgen Duleh und Landoch, südlich von Kamrup umschlossen. Das dazwischen liegende Land wird von dem Brahmaputra von O. nach W. in 2 Hälften zerschnitten, von denen die nördliche, in welcher die Cultur am höchsten gestiegen ist, Utarkul, die südliche Dakschinkul heißt. Durch dieses Thal fließen viele Ströme und Bäche von beiden Seiten in den Brahmaputra; unter ihnen ist auf der südlichen der Dhonek der beträchtlichste, an welchem auch die Hauptstadt Ghergong liegt. Die Ebenen an den Flüssen sind ungemein fruchtbar, sorgfältig angebaut und stark bevölkert. Sie liefern Mango, Bananas, Orangen, Citronen, Ananas, Kokos, Pfeffer, Zuckerrohr, Ingwer, Betel, Aprikosen, Gamwurzeln, Reis, Masch, eine Getreideart; Weizen, Gerste und vortreffliche Seide; nur Salz ist selten. Gold und Silber werden aus dem Sande der Flüsse gewonnen. Aloe und Bisamthiere findet man in den Gebirgen. Pferde, Kamele, Esel werden aus der Fremde eingeführt. Dagegen leben in dichten Wäldern viele Elephanten. — Die Einwohner alten Stammes theilen sich in Assamer und Kalsanier. Erstere sind kühn und kriegerisch; aus ihnen wurde die 7000 M. starke Leibwache des Rajah gebildet. Ihre Waffen sind Schwert, Speer und Bogen; sie fechten verwegen zu Fuß, fürchten aber die Reiterei. Auf einzelnen Gebirgsstrichen wohnen die armen Naneks, welche sich bloß durch den Verkauf ihrer wohlriechenden Kräuter und Farbehölzer erhalten und der Regierung Nichts geben, ob sie ihr gleich huldigen; ferner der Senkeh- oder, nach andern Abschriften, der Duflehstamm, welcher ganz unabhängig ist und oft die reiche-

Gegenden plündert. In den nördlichen Gebirgen wohnen die Miri-Metschmi und Dereng, welche eine eigene Sprache reden. Im Ganzen zeichnet sich die Nation durch großen Körperwuchs, Stärke, Freiheit und Muth aus. Ein schelmischer, boshafter Charakter wird ihr vielleicht mit Unrecht zugeschrieben. Sie vernichtete mehre Heere, welche zu 100.000 M. stark, von den Großmogols in ihr Land geschickt wurden. Daher entstand in Indien die Sage: die Assamer wären Zauberer, welche jeden Fremden, der in ihr Land träte, so verwirrt machten, daß er nicht den Ausgang finden könne. Die Männer scheeren Haar und Bart, tragen um Kopf und Lenden ein Tuch, um die Schultern einen Shawl, und haben bis zu 4 und 5 Weiber, welche unverschleiert gehen. Die Hautfarbe ist weiß und roth. Zwar Anhänger der Bramenreligion, halten sie doch wenig die Vorschriften derselben und essen das Fleisch von allen Thieren. Ihre Sprache hat große Aehnlichkeit mit der Bengalischen. Ihre Geschicklichkeit zeigt sich in Sammet, seidenen Stoffen und Bordiren. Aschem ward 1822 von den Birmanen erobert, dann 1825 von den Engländern; seit dem Frieden von Yandabu, 24. Febr. 1826, steht es unter brit. Hoheit. Die Haupt- und Residenzstadt Ghergong ist groß und volkreich. Der Pallast des Rajah — Birjinauth Cumar, geb. 1775 — sowie die Häuser sind von Holz. Das Land hatte ehemals starke Festungen. Andere ausgezeichnete Städte sind Patam und Matrapur.

2. Das birmanische Reich, vgl. d., 7—27° N. Br., 14.750 QM. mit 10 Mill. Einw.

3. Siam, ehemals 6600, jetzt nur noch 3800 QM., grenzt gegen O. an das Kaiserthum Anam und die dazu gehörigen Theile Laos und Kambodscha, gegen S. an Malakka und an den Meerbusen von Siam, gegen W. an das birmanische Reich und gegen N. an dasselbe und China, und liegt zwischen dem 10.—15.° N. Br. Es ist ein großes, von dem breiten Flusse Menam durchflossenes, ringsum von hohen Gebirgen eingeschlossenes Thal. Siam hat nur zwei Jahreszeiten, die nasse und trockene, erstere im Mai mit leichtem Regen anfangend, in eigentliche Regenströme mit Sturmwetter übergehend, bis im Anfang des Julius heiteres Wetter beginnt und ziemlich andauert; die kältesten Monate sind December und Januar, die heißesten März und April. Der NO. im Winter, der SW. im Sommer sind die Winde. Ungeachtet der Feuchtigkeit und Wärme in den Niederungen kann man das Klima doch gesund nennen. Die Jahreszeiten werden durch Feste von den Siamern bezeichnet. Einheimische Krankheiten sind wie in Birma die Kinderblattern, die viele Menschen wegraffen und sehr gefürchtet sind, Ruhr, neuerdings, seit 1820, aber die Cholera, die sich über die ganze Halbinsel ausbreitete. Der Menam befördert, wie der Nil in Aegypten, durch seine Ueberschwemmungen außerordentlich die Fruchtbarkeit dieses Thales, weßhalb auch mehre Canäle angelegt sind. Dieses Thal ist der einzige angebaute Strich; die Höhen und Gebirge, die es begrenzen, sind eine furchtbare Wildniß von Wäldern, worin viele wilde Thiere, als Elefanten, Rhinozerosse, Tieger, Karakals oder indische Luchse, sich aufhalten. Die Erzeugnisse bestehen vorzüglich in Mais, Hirse, Reis, Hülsenfrüchten, Wassermelonen, Zimmet, Caffee, Baumwolle, Betel, Zuckerrohr, edlen Südfrüchten, Bambus, Tonkibäumen, woraus man Papier bereitet, Farbehölzern, Gold, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, Magnetsteinen, Salpeter, Schwefel und Diamanten. — Das Reich Siam ist außer den Siame-

sen, deren 1.260.000 seyn sollen, bewohnt von den Laos, 840.000, den durch birmanischen Druck aus Martaban entflohenen Peguern, 25.000, den Kombodschern, 25.000, von Malayen, theils auf ihrer eigenen Halbinsel, theils in Siam, zusammen fast 200.000, von den Nomadenstämmen Kariang, Lawa, Ka, Chong, verwandt mit den birmanischen, in den Bergrevieren von Laos — die Ka [Panong], wo es an Kambodscha stößt, die Chong etwas gesitteter, in dem Hügelland an der Ostseite des Siam-Golfs —; die Samang, eine uralte Negerrace, wild, aber nicht zahlreich, vielleicht die Urbewohner, leben in den Gebirgen Malakka's. Die Zahl dieser Stämme ist unermittelt. Chinesen haben sich, besonders aus Kuangtung und Fukian, aus Hainau, Tschekiang, Kiangnan nach Siam übergesiedelt, auch Laos hat solche aus Yünnan. Die ganze Zahl der Chinesen im Reiche scheint auf eine halbe Million zu steigen. Hindus und indische Moslems findet man einige Tausende, Portugiesen etwa 2000. So möchten 3 Millionen kaum zu viel für Siam seyn. Genauer berechnet Crawfurd 2.790.500. Die Malayen sind wie die Chinesen in Reiche zerstreut. Die verschiedenen Völker haben alle die Grundzüge der Indochinesen. — Die Siamesen stehen an Größe im Allgemeinen zwischen den größern Europäern, Hindus, Chinesen und den kleinern Malayen, meist $5\frac{1}{3}$ Fuß hoch, untersetzt, aber mit weichern Gliedern, langarmig, wohlgebaut, stark, aber weit minder schmiegsam als der Hindu, dagegen leichter als der indische Insulaner. Lichtbraun, heller als der Malaye, dunkler als der Chinese, nie aber schwarz, mit einer Fülle schwarzer, rauher Haare, die aber außer dem Haupt selten sind und am Munde sogar ausgerissen werden, das Hinterhaupt oft flach, haben sie nie stark markirte Gesichtszüge. — Kleider trägt man in Siam wenig. Nur die Mitte des Leibes ist von den Lenden an mit einem umgeschlagenen Tuch, das vorn zugeknüpft ist und bei Vornehmern über die Knie in Falten hinabwallt, bedeckt, die geringere Classe zieht es zwischen den Beinen durch und befestigt es hinten, und zwar geschieht dieß nach strengem Standesgesetz bei hoher Strafe. Der Stoff des Gewands ist meist Seide. Die Hauptnahrung ist der Reis und das Gericht Balachang, das Jedermann ißt. Die Wohnungen baut man gerne 12 Fuß und mehr über den Boden wegen der Ueberschwemmungen, meist aus Bambus, nur bei sehr Vornehmen aus Backsteinen, einstockig mit mehren Zimmern. Viele Siamer wohnen stets in ihren schwimmenden Häusern, den Balonen oder Gondeln, auf die sie bedeutende Kosten wenden. — Die Sprache Siams oder Thai's — so heißt das Land bei den Einwohnern — soll sich in mehren Dialekten auch über Laos und bis nach Yünnan erstrecken. Das Thai hat ein Alphabet von 58 Zeichen der Mitlauter; eine Menge von Vocalen und Halbvocalen, die für Westasiaten und Europäer nicht aussprechbar sind, der Mangel der Guttural- und groben Zischlaute zeichnet die Sprache aus. Reich soll die Sprache seyn. Desto ärmer die Literatur. Außer Briefen und Staatsacten wird nur in Versmaßen geschrieben. Das Ramayanam soll in 400 Gesängen siamisch ausgesponnen seyn. Diese Lieder bilden auch ihre dramatische Poesie, zur Aufführung jenes größten braucht man sechs Wochen. Auch Annalen soll das Reich besitzen, die wahrscheinlich weitschweifig und roh gearbeitet sind. — In Sitten unterscheiden sie sich von andern Asiaten bestimmter als die gleiche Religion erwarten ließe. Im Heirathen gleichen sie ganz den übrigen Asiaten. Der Bräutigam kauft die Braut, ver-

lobt sich, heirathet ohne die Priester, die etwa nur ihren Segen geben, nimmt Weiber oder Konkubinen, läßt sich scheiden, wenn es beiden Theilen recht ist und gibt das Beigebrachte dann zurück. Der Ehebruch wird um Geld gestraft. Die Frauen achtet man gering. Die Reichen halten viele Frauen; bis 300 hat der König. — Der Sklavensinn, erzeugt durch Despotismus, hervortretend in schroffster Abgränzung der Stände, wovon die niedern kriechend und widerlich demüthig, die höhern hochmüthig sind, drückt sich sogar in Gang und Bewegung des Siamesen aus. Geiz leitet Regierung und Privatleute bei allen Verhandlungen. Hinterlist ist fast jedem eigen. Am hervorstechendsten soll aber die Eitelkeit seyn, in der sie sich für das unbestreitbar edelste Volk halten. Die Lichtseite besteht in zweideutigen Tugenden, nämlich Gehorsam, Friedsamkeit und Milde. Auf dem Lande soll sich der Charakter etwas günstiger darstellen. Die Wissenschaft, hier weniger als sonst von den Priestern gepflegt, ist meist Fremden, den Chinesen und Anamesen, überlassen. Sie besitzt aus Medicin — die Hauptkrankheiten sind: das schwarze Erbrechen, mal de Siam, Blattern, Syphilis; fast alle Heilmittel kommen aus China —; aus Astrologie, welche nebst der Wahrsagerei indische Braminen treiben, die aber den Kalender nur mit Hülfe des chinesischen Almanachs zu machen wissen; aus Arithmetik, mit Hülfe der chinesischen Rechenmaschine geübt, der das Decimalsystem zum Grunde liegt; aus Geographie, die man aber außer der Halbinsel und China, sowie Vorderindien, den Sunda-Inseln, Japan nur nach Namen kennt; endlich aus Theologie. Das Jahr fängt wie in China an. — In der Musik stehen sie andern Ostasiaten voran; sie haben angenehme Melodien, theils klagend, theils heiter. Ueberhaupt ist Lebendigkeit und Weichheit der Charakter siamischer Musik, die wirklich auf einer gewissen Stufe eigentlich künstlerischer Bildung steht. Die Instrumente sind eine Art Clavier, mit Hämmer geschlagen, dreisaitige Geigen, viersaitige Guittarren, Flöte und Flageolet, Trommel, Cymbel, Castagnette und ein harfenähnliches Saiteninstrument aus Pegu. — Die Malerei beschränkt sich auf religiöse Darstellungen, besonders des Gautama selbst, den man in den verschiedensten Situationen antrifft. Portraits und Copien europäischer Werke, Alles ziemlich gleich, ohne Licht und Schatten und Perspective, mit starken Farben meist al fresco, nie mit Oel gemalt. Auch die Bildhauerarbeiten nur im Dienste des Gautama steife Götzenbilder und allegorische Figuren. — Die Baukunst, vorzüglich die religiöse, hat den gemeinsamen Charakter ostasiatischer Architektur, die das Großartige und Harmonische durch die Ausdehnung zu ersetzen sucht. Vergoldungen, Schnitzwerk, Malerei und Firniß decken die Gebäude. — Der Kunstfleiß beschränkt sich auf Weberei von baumwollenen und seidenen Zeuchen und auf die Bearbeitung einiger Metalle. Der Handel ist unbeträchtlich, der auswärtige meistens mit Portugiesen und Briten. Obgleich die Einw. ihr Land in ihrer Sprache Muan Thai oder das Land der freien Leute nennen, so ist doch die Regierung völlig despotisch; denn der König, welcher Eigenthümer alles Grund und Bodens ist, hat den ausschließlichen Alleinhandel, seine Unterthanen müssen ohne Kost und Lohn 6 Monate im Jahr für ihn arbeiten und sind in drei Classen: 1. in die Leibwache ihres Beherrschers, 2. in die Classe der öffentlichen Arbeiter, 3. in die obrigkeitlichen Personen, Minister und Beamten eingetheilt; diese Classe erhält statt aller Besoldung bloß Dienstleute. Erst mit 1547 fängt sich die zuverlässigere

Geschichte dieses Reichs an, indem damals mehre benachbarte Nationen in dasselbe einfielen, wobei 30.000 Einw. umgekommen seyn sollen. Der König von Siam, von den Portugiesen unterstützt, schlug die feindlichen Völker, und ertheilte jenen auf 3 Jahre Freiheit von allen Abgaben und die Erlaubniß, das Christenthum in seinem Reiche predigen zu lassen. Unruhen im Innern Siams veranlaßten die Peguaner, sich 1568 dieses Königreichs zu bemächtigen. Pramerit machte sich, 1590, von der peguanischen Zinsbarkeit wieder frei und unterwarf sich Kamboya, Lanjang und a. Länder, von denen, 1615, mehre wieder abfielen. Sein Stamm ward, 1627—29, von Chau Pasaton, der sich des Thrones bemächtigte, ausgerottet. Chau Naraja, König von Siam, begünstigte die europäischen Missionaire, welche, 1663, nach Siam gekommen waren und das Christenthum predigten. Ein Grieche, Konstantin Falcon, ein Abenteurer, schmeichelte sich auch bei ihm ein und ward zum ersten Minister erhoben. Da er die Absicht, selbst den Thron zu besteigen, durch Hülfe der Franzosen am besten zu erreichen hoffte, so veranlaßte er die bekannte Gesandtschaft 1680 an Ludwig XIV., begünstigte die von Ludwig XIV. nach Siam geschickten Franzosen ganz vorzüglich und räumte ihnen einige der wichtigsten Festungen ein. Aber sein Fall erfolgte bald nachher, und die Franzosen, die sich in Siam verhaßt gemacht hatten, wurden in denselben verwickelt. Petcheratcha, ein Mandarin von gemeiner Herkunft, bestieg 1688 den Thron, dessen rechtmäßige Erben er umgebracht hatte, und ließ die Franzosen hinrichten. Die Holländer waren nachher die Günstlinge der neuen Regierung, und neben ihnen gelang es auch den Engländern, in Siam Factoreien anzulegen. Durch Thronfolgestreitigkeiten unter Petcharatcha's Nachfolgern, 1733, ward das Reich sehr geschwächt, sodaß es 1767 von den Birmanen erobert und die königl. Familie gefangen hinweggeführt wurde. Phaja Thai, ein Offizier, den die Siamesen zu ihrem Anführer gewählt hatten, vertrieb die Birmanen; man übergab ihm die völlige Regierung und er stellte die Sicherheit des Reichs wieder her. In dem Kriege eines seiner Nachfolger mit dem Birmanenkaiser, Minderagi, ward ein Theil von Siam zum Birmanenstaate geschlagen. — Die Hauptst. des Reichs Sy-yó-thiyá, Schudia, auch Siam, liegt auf einer von vielen Canälen durchschnittenen, etwa 2 deutschen Meilen großen Insel des Flusses Menam, hat eine Mauer von Backsteinen, Wälle und verschiedene Bollwerke, gerade, meistens breite Straßen, aber verhältnißmäßig wenig Einw., sodaß der Boden überall mit Gras, Büschen und Bäumen bewachsen ist. In den beiden besten Straßen sind die Häuser von Stein, auf einerlei Art gebaut, haben unförmlich breite Thüren und 2 Stockwerke. In der Stadt sind 3 königl. Paläste, von denen der neueste ein Viereck bildet, mehre Gebäude in sich begreift und Ställe für mehre 100 Elefanten hat. Jetzt ist Bancock, eine Seestadt von 90.000 Einw., die Residenz. Der Arzt und Naturforscher G. Finlaison, welcher die (vergebliche) Gesandtschaft (Crawford's) vom Gen.-Gouv. Hastings an die Könige von Siam und Cochinchina 1821 begleitete, gab zu London 1825 die "Mission from the Bengal to Siam and Hue, the Capital of Cochinchina, 1821 fg.", mit einer Einleitung von Stamf. Raffles, heraus.

3. Malakka, eine größtentheils schmale Halbinsel von 2741 QM., der südl. Theil der indischen Halbinsel jenseits des Ganges, von 1—11°

N. Br. Gegen N. hängt sie durch eine Landenge mit dem übrigen Hinterindien zusammen; gegen O. bespült sie das chinesische und gegen W. das indische Meer; gegen Südwesten scheidet eine Meerenge, die Straße von Malakka genannt, diese Halbinsel von der Insel Sumatra. Eine Fortsetzung der Gebirge Siams läuft mitten hindurch bis zum Cap Romania, der südlichsten Spitze der Halbinsel. Das Land wird von vielen Küstenflüssen durchschnitten. Im Innern gibt es Moräste und unermeßliche Urwälder, die mit wilden Thieren und giftigem Ungeziefer angefüllt sind, daher selbst die Einwohner es nicht wagen, hineinzudringen. Da die Hitze fast täglich durch leichte Regen oder durch Seewinde abgekühlt wird, so blüht ein ewiger Frühling in den bewohnten Gegenden, und der lieblichste Geruch von tausend gewürzhaften Blumen und Bäumen erfüllt die Luft. Der Ackerbau auf Malakka blüht wenig, und meist durch die Arbeit der Hindus wird der üppige Boden verbrannt, Reis und Mais gesäet und eine reiche Ernte gewonnen. Dieß jedoch nur in den besten Küstenstrichen. Düngen ist nicht im Brauch, Hacken und Bewässern das Hauptgeschäft. Doch muß immer Getreide eingeführt werden. Yams, Bataten, herrliche Früchte wachsen fast ohne Pflege, nützliche Waldbäume in Menge, Gewürze und Handelswaaren ließen sich reichlich ziehen. In Queda war ehemals das Land in kleine Stücke für die Familien getheilt, jetzt liegt viel trefflicher Boden unbenutzt. Ebenso auf der ganzen Halbinsel. Die Land-Malayen im Süden lassen sich träge von dem verschwenderischen Boden nähren. Dagegen sind manche Eilande zu felsig, um Getreide zu tragen; Pfeffer, Kaffee, Nüsse gerathen schlecht zu Singapur, dagegen das Catechu, terra japonica, sehr gut. Auch Fruchtbäume und Gartengewächse gedeihen. Fischfang ist überall die große Beschäftigung der Küstenbewohner. Der in den Salzseen wird verpachtet. In ihren Kähnen bewegen sich die Oranglaut rastlos zwischen den grünen Eilanden der Straße von Malakka und fangen mit dem Spieß die Fische. Die Chinesen fangen sie in Reußen. Auf Pinang bildet der Fischfang und Fischhandel einen Hauptzweig der Nahrung. Ebenso fast auf allen Eilanden um Malakka. Viehzucht betreibt der Malaye nur sofern er wenig Rindvieh und Ziegen, aber viele Hühner hält, auf Eilanden auch Elefanten; Jagd auf das zahlreiche Wild ist ein Lieblingsgeschäft. Der Bergbau blüht in Patani, Perak, Queda, Ligor, auf Junk Ceylan auf Zinn, wo nur das Monopol die Bergleute sehr drückt. Von Industrie kann kaum die Rede seyn. Nur in Singapur und auf den britischen Inseln finden sich solche. Eine Manufactur, wo der rohe Sago aus Sumatra von Chinesen in Perl-Sago verwandelt wird, eine andere für Waffen und Werkzeuge, einige Schiffswerfte zeugen von chinesischem Fleiß. Bedeutender ist der Handel mit Zinn, wovon 15.000 Pikul in Pinang eingeführt werden, meist aus Perak, mit Goldstaub, Pfeffer, Elfenbein, Benzoin, Arekanuß, Holz, Schwefel. Die Malayen treiben ihn zu Lande nach Siam, zur See in ihren Proh od. Kähnen von Ligor, Queda u. a. aus, Singapur und Pinang sind aber jetzt die Hauptorte. Die malayischen Seeräuber lauern in den Straßen von Malakka. Jener Platz handelt mit Europa — London, Liverpool, Hamburg, Bordeaux, Stockholm u. a. —, mit Indien — Calcutta, Bombay —, mit Malakka selbst, mit Neusüdwales, Mauritius, Java, Sumatra, hauptsächlich mit den Waju-Bugis von Borneo, durch sie mit dem ganzen Archipel, Celebes, mit den Philippinen, China, ganz Hinter-

indien, selbst mit Amerika. Ausfuhr: Antimonium, Anis, Benjamin, Cassia, Kampher, Kaffee, Zibeben, Drachenblut, Elfenbein, Kambodscha, Horn, Häute, Perlmutter, Moschus, Nankin, Pfeffer, Papier, Seide, Zucker, Rhabarber, Sago, Zinn, Schildkrötenschale, Gold, Silber, Sapanholz u. a. m. Einfuhr: Baumwollenzeuche, Wollwaaren, Eisen, Getreide, Leinwand, Opium, Porcellan, Ebenholz, Gewürznelken, chinesische Fabrikate, Arzneien, Thee, Hölzer, Gummi, Eßwaaren für die Chinesen, Salz, Früchte, Waffen. Der ganze Handel betrug im J. 1824 6.604.601 span. Dollar, der von Pulo Pinang, fast dieselben Artikel und an dieselben Plätze, 2.809.863 Doll. Die Küstenbewohner sind Malayen, s. d.; im Innern und in den Wäldern aber leben wilde Menschen, unter denen es auch Menschenfresser gibt. Malakka besteht aus mehren kleinen Staaten, theils unabhängig, theils Siam unterworfen und aus Gebieten der Europäer. Die Staaten Queda, Patani, Kalantan, Triugano, Perak sind Lehen von Siam, doch nur die 2 erstern mehr als dem Namen nach. Die Fürsten haben siamische Titel, regieren aber nach ihrer Weise und zahlen bloß Tribut und stellen Mannschaft. Perak war durch britischen Einfluß unabhängig geworden, wie Salangor, Pahang, Johor, ist aber wieder unterworfen. Hier herrscht dann strenges Lehenssystem; der Sultan oder Radscha beherrscht die Orangkai, Adeligen, in verschiedenen Lehensstufen, bis herab zum verklavten Volke. Die einzelnen Chefs leben als eine Art von Condottieri vom Sold der Kriegführenden und sind unsichere Unterthanen. Das Faustrecht waltet oft vor der regelmäßigen Justiz. Das Strandrecht macht alle Scheiternden zu Sklaven. Krieger sind alle Malayen. Grundsteuer, Zoll, Monopole und eigner Handel füllen den Schatz des Sultans, der immer ein Kaufmann, und dessen erster Minister der Bindhara ist, welcher die Handelsgeschäfte leitet. Ein anderer Minister, der Tumangung, verwaltet die Justiz. Queda hat etwa 42.000 span. Dollars jährlicher Einkünfte und erhält von den Engländern Subsidien für den Schutz der Küsten. Alle Malayen handeln mit China, den Bugis, Briten, Holländern, Siam u. s. w. Die Malayen kaufen besonders viel Opium und Waffen, und verkaufen Pfeffer, Goldstaub, Zinn u. a. m. Das Gebiet von Malakka an der Westküste, ehemals den Holländern gehörig, wurde durch einen Gouverneur unter der Regierung zu Batavia verwaltet, und zwar zuletzt nur als Militairplatz, nicht als Handelsniederlage wichtig, kostete auch jährlich etwa 200.000 Gulden, denn es scheint, daß auch hier die holländische Regierung nur wenige Thätigkeit und Einsicht in die Weise des Morgenländers entwickelte und so von den Briten auf Pulo-Pinang überflügelt ward. Ein Bischof, von Goa abhängig, steht den portugiesischen Christen vor. Neuerdings haben die Briten dem Platze etwas mehr Bedeutung gegeben, indem er mit Pinang und Singapur in eine Regierung vereinigt ward, nachher aber, 1830, unter die Präsidentschaft Bengalen kam, sodaß jede dieser drei Colonien nur noch einen Unterpräsidenten erhält, über die alle ein Resident die Controlle übt. Singapur in Johor an der Südspitze auf einer Insel gehört seit 1819 den Briten und hängt vom Generalgouverneur von Indien ab; ein Resident steht an der Spitze der Verwaltung. Erst seit 1825 war dieß der berühmte Crawfurd, der an der Stelle des alten formlosen Bestands regelmäßige Friedensgerichte zu setzen beschloß, als das Parlament dort Untersuchungshöfe anordnete, die unter dem Recorder von Pinang standen. Auch sonst

wurde Alles auf englischen Fuß eingerichtet, unbequem, weil der Gouverneur, von Pinang, und seine drei Räthe nur ein Drittel des Jahrs in jeder Kolonie sich befinden. Bequemer ist die neueste Einrichtung. Eine kleine Garnison liegt in Malakka und Singapur. Das Erstere bringt wohl keine Einkünfte. Die Einkünfte des Letztern waren 1826 noch 75.462 span. Dollar, die Ausgabe weit kleiner. Pachtgeld ist die Form der Steuern, sowohl von Ländereien als von Opium und Spielen. Die Einkünfte der Briten auf Pulo-Pinang — Prinz Wales Eiland — betrugen vor mehren Jahren noch 200.000 Dollars, aber die Ausgaben auch gegen 400.000 Dollars, Zölle, Monopole von Opium und berauschenden Getränken, Betel- und Pfefferblättern, Schweinen. 1. Britische Provinzen. a. Martaban, Küstenland, im N. an Pegu, im O. an Siam stoßend, mit der Hauptstadt Martaban, an der Mündungsbai des Thaluayn, mit Fabriken in Lack- u. Töpferwaaren, Küstenhandel; Festung, 6—8000 Einw. Gegenüber die Insel Balu. Die neue Stadt Amherstown, von den Briten gebaut, liegt im S. der Insel an der Küste. b. Ye, mit der bedeutenden Stadt Ye, am Fluß gl. N. c. Tavoy, mit der Stadt Tavoy, wohlbefestigt, Handelsplatz. d. Tanassarim oder Mergui, gleichfalls Küstenland, Hauptstadt Mergui, mit gutem Hafen. e. Das Gebiet Malakka, im N. an Salangor, im S. an Johor, im O. an Rumbo grenzend, mit 22.000 Einw., hat die Handelsstadt Malakka, 2° 12′ N. Br., an der Küste. Von 1509—1641 besaßen die Portugiesen Malakka, seitdem die Niederländer; im letzten Kriege besetzten die Briten Malakka und gaben es im Frieden 1814 zurück, erhielten es aber wieder durch den Vertrag von 1824, indem sie dagegen Bencoolen auf Sumatra an die Niederländer abtraten. Seitdem gehört den Briten die Hauptst. Malakka mit dem Hafen, 12.000 Einw. — Niederländer, Portugiesen, Malaien, Chinesen, Malabaren, Mongolen —, mit einem Fort, christlichen Kirchen, Moschee, Pagoden, chinesischen Tempeln, Bischofssitz; indo-chinesisches Collegium der britischen Missionaire. Die Engländer erhielten sie sehr gesunken. f. Das Gebiet Singapur, eine Insel an der Südspitze der Halbinsel, mit der Seestadt Singapur — Sincapore, Löwenstadt —, in drei Theile getheilt: die Malayenstadt, die Chinesenstadt, die der Europäer mit Regierungsgebäuden u. dgl., der wichtigste Hafen Hinterindiens, Sitz eines engl. Statthalters; 1832 hatte sie über 14.000 Einw. g. Pulo Pinang, oder Prinz Wales-Insel nördlich von Perak, mit 55.000 Einw., 1824, Malayen, Chinesen, Hindu's. Die Hauptstadt George Town mit dem Fort Cornwallis, Arsenalgerichtshöfe, hat 10.000 Einw.; Handelsplatz. 2. Siamische Provinzen. a. Puchburi, mit der bedeutenden Stadt Pripri und Seestadt Puchburi. b Tahmbon. c. Thaing, hat die Stadt gl. N. am Delta eines großen Flusses. d. Halang. e. Ligor folgt hierauf; die Hauptstadt Ligor oder Lakon am Fluß Tayang, hat ein Fort und 5000 Einw., sie handelt stark. f. Talung. g. Die Ostküste heißt sofort Hungora. 3. Siamische Lehensherrschaften. a. Königreich Queda, ist in 105 Districte, zusammen mit 550.000 Einw., getheilt. Die Hauptstadt Queda, an der Mündung des Flusses gl. N., ist ein schwach von Chinesen, Malayen, Hindus bevölkerter Handelsplatz, mit einem befestigten Schloß, der Residenz des Sultans in der Nähe. b. Patani auf der Ostküste, die Hauptstadt Patani, ein Handelsort, Sitz des Radscha, ehemals mit englischer Factorei. c. Kalantan, mit 50.000 Einw., worunter auch Chinesen in den Goldbergwerken. d. Tringano,

36.000 malayische Einw. und etliche 1000 Chinesen. e. Perak, an der Straße von Malakka, unter einem malayischen Handelsfürsten, der ein Moslem ist. Die Residenz ist Kalang. Der wichtigste Platz ist der Handelsort Perak. 4. Freie Staaten. a. Halangor. b. Pahang. c. Rubo. d. Johor.

5. Das Kaiserthum Anam, jetzt das mächtigste Reich in Hinterindien, besteht aus Cochinchina, s. d., und einigen minder wichtigen Provinzen.

Indische Inselwelt oder der asiatische Archipelagus. Auf den Grenzen des großen Ost-Oceans und des indischen Oceans, im äußersten Südosten von Asien und der alten Welt überhaupt, dehnt sich eine Masse großer und kleiner Inselande aus, die zusammen einem beträchtlichen Festland an Größe gleicht, nach der schönen Gesetzmäßigkeit der Erdbildungen, die Rolle des Vermittlers spielend, zwischen der gewaltigen Continentmasse und dem zerstreuten Erdtheil der oceanischen Inselwelt. Der einfache Anblick der Eilande mit dem nächsten Festland, Hinterindien, zeigt, daß jene von der Küste China's bis an den Busen von Martaban in einem Halbmond oder Dreieck dieses umgeben, und daß die schmale Halbinsel Malakka gleichsam den Uebergang bildet vom Festland zu den Inseln. Vier Glieder lassen sich leicht unterscheiden: 1. Die Westreihe vom Martabanbusen in Richtung nach SO. bis an die Sunda-Straße, bestehend aus den Andaman, den Nikobar und der einen großen Sunda-Insel Sumatra, mit ihren begleitenden Eilanden, 13° 34′ N. Br. bis 6° 9′ 20″ S. Br., 110° 48′ 43″ bis 123° 5′ 15″ L. 2. Die Südreihe von der Sundastraße nach Osten, die andere große Sunda-Insel Java, und die Reihe der kleinen Sundaeilande bis gegen die Küste von Neu-Guinea, 6° 9′ 20″ S. Br. bis 7° 5′ S. Br., und 123° 5¼′ bis 152° 39′ 43″ L.; beide zusammen etwa 800 M. lang. 3. Die Ostreihe mit dem östlichen Ende der Südreihe einen Winkel bildend, und von demselben, etwa 6° S. Br., aus, durch die Molukken als südliches Glied und die Philippinen als nördliches fast in der Richtung des Meridians nach der China-Küste, wo Taiwan das letzte Glied und die Vermittlung mit dem japanischen Inselreich u. a. m. bilden möchte, also 6° S. Br. bis 25° 18′ N. Br., und 39 bis 147° L., etwa 500 M. lang. 4. Die Central-Gruppe, worin die 2 großen Inseln Borneo und Celebes, und eine Menge kleinerer erscheinen; zwischen ihnen und den Küsten liegen einzelne Eilande zerstreut, wie sie zum Theil schon beschrieben sind, bis zu der großen Insel Hainan. Man kann diese von 5° 40′ S. Br., bis unter 10° N. Br., und zwischen 122° und 145° L. annehmen. Der Aequator durchschneidet die Westreihe in Sumatra, die Mittelgruppe in Borneo und Celebes, die Ostreihe in den Molukken, die Philippinen liegen ganz auf der nördlichen, Java und die kleinen Sunda-Inseln ganz auf der südlichen Halbkugel. — Der Gesammtflächenraum des Archipels übertrifft den von Hinterindien ohne Malakka um 1000 QM., und beläuft sich auf 34.000 QM., wovon etwa 7000 der Westreihe, 3700 der Südreihe, 8000 der Ostreihe, mit Taiwan über 9000, endlich 14.000 der Centralgruppe angehören, das Uebrige den kleinen Eilanden gegen die Küsten. Von einer Geschichte dieser großen Inselwelt, die mit der Ostasiens in so wichtigen Beziehungen steht, kann jetzt noch fast nicht die Rede seyn. Kaum zu zweifeln ist, daß schon die alten Griechen und Römer von den großen Inseln einige Kunde hatten. Doch reichte sie wohl nicht weit.

Mit dem Anfang des 16. Jahrh. von den Portugiesen aufgefunden, wurden sie in den immer weitern Kreis des indischen Handels gezogen, und verloren zum Theil wenigstens ihre Unabhängigkeit an die Abendländer. Doch bestehen noch immer auf einigen mächtige Reiche.

a. Java, der Hauptsitz der holländischen Macht in Ostindien, 2300 QM. mit beinahe 5 Mill. Einw. Obgleich gebirgig, hat Java keine zusammenhängende Bergreihen, sondern viele Gruppen, worunter mehre Vulkane; die Berge erreichen eine Höhe von 7—8000 Fuß. Die ganze Südküste ist felsig, schroff und fast unzugänglich. Die Nordküste ist Meeresboden sehr oft durch Korallenbau, Anschlämmungen und vulkanische Wirkungen. Alle Flüsse ergießen sich an der Nordküste. Nur diese verdient den Ruf der Ungesundheit, in welchem Java steht, sodaß man es wohl ein Paradies für Unsterbliche und das Grab der Europäer genannt hat. Allein die Unvernunft der Holländer, welche nichts gethan, um die Moräste abzuleiten und die Wälder zu lichten; die überall sumpfige Canäle wie in ihrer Heimath anlegten und in Speisen und Kleidung die Sitten des Vaterlandes eigensinnig beibehielten, hat wohl mehr als das Klima selbst zu dieser Sterblichkeit beigetragen. Die Hitze ist nur an der Nordküste bedeutend; im Innern ist das Klima sehr angenehm und gesund. Die Insel hat keine Metalle, dagegen zeigt sich hier die Fruchtbarkeit vulkanischer Länder, wie kaum sonst wo auf Erden. Die Hauptерzeugnisse bestehen in Reis, Kaffee, Zucker, Pfeffer, Indigo und den bekannten eßbaren Vogelnestern. Alle Früchte Indiens gedeihen hier vortrefflich, sodaß auch der Aermste unter dem drückendsten Verhältniß sich leicht die Bedürfnisse des Lebens verschafft. Von den vielen zum Theil noch wenig bekannten Bäumen erwähnen wir nur des berüchtigten Giftbaums Boan-Upas, s. d. Man findet hier keine Elefanten und Rhinozerosse, wohl aber viele Hirscharten, den Königstiger und einen kleinen schwarzen Tiger. In den Gewässern findet man Krokodile, aber kleiner als die des festen Landes; sehr viele Schlangen machen die Wälder gefährlich. Die weißen Ameisen, welche nicht allein Lebensmittel, Bücher, Kleider und Meubeln vernichten, sondern auch das Holzwerk der Häuser zerstören, sind sehr häufig. Die eigentlichen Bewohner, die Javaner, scheinen mit den Hindus verwandt; sie sind ein schwaches, träges und furchtsames Volk, welches nur die äußerste Unterdrückung zuweilen zu einzelnen Thaten der Verzweiflung gebracht hat. Lange vor der Ankunft der Europäer soll es auf der Insel nur ein einziges großes Reich gegeben haben, für dessen bedeutende Cultur sehr viele herrliche Ruinen sprechen, welche die Neugier der Engländer in den Wäldern und Gebirgen entdeckt hat. Die Holländer hatten sich nie darum bekümmert. An einem Orte, Branbanam, finden sich auf einem Umfange von etwa 2 Meilen eine große Menge schöner Tempelruinen, alle von sauber bearbeitetem Granit, mit Basreliefs und vielen Statuen, welche sämmtlich auf die Religion der Hindus deuten. Auf einer Treppenschlucht von 1000 Stufen steigt man zu dieser Tempelebene; von 400 in Ruinen liegenden prangen noch 21 dieser Tempel in ihrer alten Herrlichkeit. Solche Ruinen finden sich an mehren Orten. In den Meisterwerken der altjavan. Skulptur findet der Forscher eine auffallende Aehnlichkeit mit den Reliquien äginetischer und etruskischer Kunst. Das gegenwärtige Geschlecht vermag kaum die Palläste seiner Fürsten von Backsteinen aufzuführen. Auch die Sprache verräth den hindostanischen Ursprung, die an

der Küste gesprochene Sundsprache ist mit malayischen Wörtern vermischt, aber die im Innern gesprochene und noch mehr die heilige Sprache Yawi soll ganz mit dem Sanskrit übereinstimmen, und in dieser besitzen sie viele alte Gedichte. Erst seit 1406 bekennen sich die Javaner zum Islam, haben aber eine Menge heidnischer Gebräuche und Ansichten beibehalten; auch rechnen sie nicht nach der Hedschra, sondern seit dem Jahre 73 nach Christo. Die Polygamie ist herrschend und die Fürsten werden nur von Weibern bedient und bewacht. Die Lust an Hazardspielen, besonders an Hahnengefechten, ist hier wie auf Sumatra sehr gewöhnlich. Die Malayen gehören hier nur zu den Fremden und sind meistens arm. Die Chinesen sind überaus zahlreich und fleißig; die eigentlichen Holländer wenig zahlreich; ihre meisten Beamten und Soldaten bestanden aus Deutschen. Die holländische Verwaltung, einzig auf unmittelbaren Gewinn bedacht, war die drückendste und ungerechteste von allen europäischen in diesen Gegenden. Seitdem die Engländer die Insel 1811 in Besitz genommen, ist sie erst einigermaaßen bekannt geworden, und der Zustand des Landes und der Unterthanen hat sich bedeutend gebessert; doch ist diese wichtige Besitzung jetzt den Holländern zurückgegeben. Als die Holländer zuerst 1594 hier landeten, gab es vier unabhängige Reiche auf Java, nämlich Bantam, Jakatra, Cheribon und Mataram; die drei ersten sind nach und nach von den Holländern unterjocht worden; nur das letzte, jetzt getheilte, besteht noch. Die holländischen Besitzungen nehmen den westlichen Theil der Insel und die ganze Nordküste ein und sollen an 3 Mill. Einwohner enthalten. Die älteste Niederlassung der Holländer, Bantam an der Nordküste, ist jetzt nur noch ein Haufen Ruinen; der Ort mußte wegen seiner Ungesundheit verlassen werden. Dafür bauten sich die Holländer 1619 weiter östlich an der Nordküste Batavia. Die eingebornen Fürsten besitzen noch den ganzen südlichen und östlichen Theil der Insel. Dieser machte bis um die Mitte des 18. Jahrh. das große Reich Mataram aus, welches die Holländer bei einem entstandenen Streit um die Thronfolge in zwei gleiche Theile unter die beiden Bewerber theilten. Der Beherrscher des westlichen Theils behielt den Titel Susanan oder der Kaiser, der des östlichen ward Sultan genannt. Beide Reiche werden völlig despotisch regiert, stehen aber unter genauer Aufsicht der Holländer, welche sogar kleine Citadellen in der Nähe der Residenzen unterhalten. Die Residenz des Susanan ist Surukarta; sie liegt in der Mitte des Landes am Flusse Solo und soll über 100.000 Einwohner haben. Der Sultan residirt in Dschukschukarta, über zwei Meilen von der Südküste; auch diese soll über 90.000 Einwohner haben. Einer der Paläste des Sultans liegt mitten in einem tiefen See und hat keinen andern Zugang als einen unterirdischen Weg. S. Batavia und Cheribon.

b. Sumatra, bei den Eingebornen Purichu, 5° 40′ Nr. Br. — 5° 3′ S. Br., von länglicher Form und 7900 QM. Flächeninhalt, wird vom Aequator in 2 fast gleiche Theile getheilt, von Java durch die Meerenge Sunda und von Malakka durch die Meerenge von Malakka getrennt. Auf der Westküste der Insel, südwärts vom Aequator, beginnt die trockene Jahreszeit oder der Monsou, Passatwind, im Mai und läßt im Sept. nach. Der nordwestliche Passatwind fängt im Nov. an; der starke Regen hört im März auf. April, Mai, Oct. und Nov. haben

gewöhnlich veränderliches Wetter. Wie in allen tropischen Ländern, weht der Wind alle 24 Stunden gewisse Stunden von der Seeseite her und darauf ebenso lange vom Lande wieder nach der See zu. Die Luft ist gemäßigter als in andern Ländern unter der Mittagslinie. Im Innern des Landes sind mehre 6000 Fuß hohe Bergketten, die aber in keiner Jahreszeit mit Schnee bedeckt sind. Der Berg Ophir, unmittelbar unter dem Aequator, liegt 13.842 Fuß über dem Meere. Von den 4 Vulkanen ist einer 1377 F. hoch. Erdbeben sind sehr gewöhnlich. Die Insel ist gut bewässert und hat in den Gebirgen verschiedene große und schöne Seen; der Fluß Mousi ergießt sich in die Straße Banca in mehren Mündungen; z. B. der Soesang, welcher von Alligatoren wimmelt. Die vorzüglichsten Erzeugnisse des Landes sind: das feinste Gold, etwas Silber, Kupfer, Zinn, Eisen, Salpeter, Steinkohlen, Bergöl, Schwefel, Mineralwasser ꝛc; Kokosbäume, Betel, Areka, Koriander, Kaffee, Zuckerrohr, Yams, Indigo, Sapanholz, Brotfrucht, Ananas, Pomeranzen, Apfelsinen, Pfeffer, Kassia, indisches Rohr, Baumwolle, Ingwer, Kampher, Benzoegummi, Wein, Gewürznägelbäume, in Bencoolen waren 1820 an 80.000 tragbare Muscaten- und 20.000 Gewürznelkenbäume, die 60.000 Pf. Muscatennüsse und 16.500 Pf. Nelken lieferten; Rafflesia Titan., die größte der bis jetzt bekannten Blumen, 1818 von Arnold entdeckt, hat 3 Fuß im Durchmesser und ein Gewicht von 12—15 Pfd., und ist von dunkler, schmutzigrother Farbe, Seiden- und Wollbäume, Ebenholz-, Tiek-, Maschinelli-, Terpenthin- und Eisenholzbäume, Sage, Hanf, der zum Berauschen als Taback geraucht wird, viel Reis; kleine, wohlgebaute Pferde, hier gewöhnliche Speise, Rinder, Schafe, zahme und wilde Ziegen und Schweine, zahme Büffel, das einzige Hausthier, Tapire, Elefanten, einfach und doppelt gehörnte Rhinocerosse, Tiger, Zibethiere, Orangutangs, Kahaus, Papageien, indische Vogelnester, Bienen, Seidenraupen, Schlangen, Muscheln, auch die große Kihmemuschel ꝛc. Die 6—8 Mill. Einw. sind größtentheils Malaien, mit 3 Hauptstämmen: die Batties oder Bhattas, die sich in selbst verfertigte Baumwollenzeuche kleiden, Gold- und Silberarbeiten verfertigen, Verbrecher und Kriegsgefangene auf eine schreckliche Weise tödten, und entweder roh mit Citronen und Pfeffer, oder mit einer besondern Brühe zugerichtet verzehren; sie haben eine Art von natürlicher Religion und eine aristokratische Verfassung unter Häuptlingen, die jedoch unter einem Rajah stehen. Im O. die gefälligeren Lampuhns und im Innern die Redschangs- oder Rejangs sind Mohammedaner. Die Eingebornen sind mittler Statur und größtentheils wohlgebaut. Die Weiber drücken den neugebornen Kindern die Nase platt, die Hirnschale zusammen und zerren ihnen die Ohren lang aus, welches man für Schönheit hält. So reißen sich auch die Männer den Bart aus, und beide Geschlechter entstellen durch Abfeilen und auf andere Weise ihre von Natur sehr schönen und weißen Zähne. Ihre Nationalreligion ist sehr unvollständig. Sie glauben ein höchstes Wesen, keine Unsterblichkeit, aber eine Art von Seelenwanderung, und haben eine besondere Ehrfurcht vor den Grabmälern ihrer Vorfahren und Verwandten. Die Gebirge und benachbarte kleine Inseln bewohnt eine negerartige, ganz ungebildete Völkerschaft. Außerdem leben hier Chinesen, Japaner und Europäer, Briten und Niederländer. Die Einfuhren von Java, Malakka, Banco, Pinang, Rio und Borneo sind wollene Tücher und baumwollene Waaren aus England, Waaren aus Bengalen und Madras,

rohes und verarbeitetes Kupfer und Stahl, Thee und Seide aus China, Droguerien, Fayence, Salz und Tücher aus Java; die Ausfuhren: Pfeffer, Baumwolle, Rotang, jährl. 100.000 Büschel, Bezoar, Elefantenzähne, Goldstaub. — 1666 fingen die Holländer an, sich an den Küsten von Sumatra festzusetzen, und 1685 siedelten sich auch die Engländer zu Bencoolen an. 1714 wurde das Fort Marlborough von ihnen erbaut. 1760 wurden zwar die engl. Niederlassungen auf Sumatra von den Franzosen zerstört, allein bald hergestellt und ihnen 1763 durch den pariser Frieden gesichert. Bis 1825 besaß die englisch-ostindische Compagnie auf der Westküste ein Gebiet von 350 QM., die Präsidentschaft Bencoolen, Benculen, unter $4\frac{1}{2}^{\circ}$ S. Br. mit der Hauptstadt gl. N., wo die Briten eine sehr wohlthätige Agriculturgesellschaft errichtet hatten. Der Sitz des Gouverneurs und der engl. Factorei befand sich zu Fort Marlborough. Als aber die Niederländer 1825 Malakka an die britische Regierung abtraten, erhielten sie dagegen Benculen. Schon früher besaßen sie die Festung Padang auf der Westküste, die Handelsloge zu Palembang auf der Ostküste, welche unter dem Gouverneur von Batavia stehen. 1825 kamen sie durch Vergleich an Holland. — Die Insel wird in 17 Reiche abgetheilt, von denen die Reiche von Menangcabo, Aschem und Indrapura die beträchtlichsten sind. Das erstere ist von Malaien gestiftet und das mächtigste. Die Regierungsverfassung in den Besitzungen der Malaien ist eine Mischung von Lehnswesen und patriarchalischer Herrschaft. In den Küstengegenden haben sich mit den europ. Verfassungen auch europ. Sitten unter den Eingebornen verbreitet. Bisher waren uns nur die Küsten von Sumatra bekannt, und kein Europäer war in das Innere gekommen; allein kürzlich machte Sir Thomas Stamford Raffles, Gouverneur des Forts Marlborough, selbst einen Zug in das Innere. Er drang in 3 verschiedenen Richtungen in die Insel, nämlich südlich, nach dem Lande Mannah, zu den wichtigen von einem schönen und zahlreichen Volke, welches sich Passumahs nennt, bewohnten Provinzen; dann nördlich von Menangcabo, der berühmten Hauptstadt des malaischen Reiches, und endlich von Bencoolen quer über die Insel nach Palembang, wobei er 6000 Fuß hohe, waldreiche Gebirge ersteigen mußte. Er fand ein höchst angebautes Land, reich an kostbaren Metallen. Die Passumahs sind ein schöner Menschenschlag, den Küstenbewohnern in jeder Hinsicht überlegen, ackerbauend und sehr zahlreich. Zu Menangcabo ward er durch eine Bevölkerung und einen Boden überrascht, die mit jedem Theile von Java den Vergleich aushalten können. Auf einem Raume von 20 Meilen konnte die Volksmenge wenig unter 1 Mill. seyn. Raffles glaubte, mit weniger Aufmunterung könne die holl. Regierung größere Hülfsmittel in Sumatra finden als in Java. An der westl. Küste von Sumatra liegt die stark bevölkerte und gut angebaute Insel Pulo-Nias. — Die niederländischen Besitzungen, Bencoolen, bestehen aus einem langen Landesstrich auf der Westküste von Tappanault an der Grenze des dem König von Aschem unterworfenen Landes bis zur Sundastraße, und innerhalb bis an die zweite der drei, die Insel theilenden Bergreihen, haben einen Flächenraum von 600 QM. Hier sind Marlborough und die Stadt Bencoolen mit 8000 Einw., der wichtigste Handelsplatz der Insel, der für 150.000 Fl. Pfeffer, 7—8000 Unzen Gold, viel Kampher und Benzoe ausführt. Mit dem Sultan des Reichs Palembang, Nadam Dedian, hat die brit. Regierung eine Uebereinkunft abgeschlossen,

nach der er auf die Einkünfte des Landes Verzicht leistete, und die innere Verwaltung desselben unmittelbar an die brit. überging; der Sultan erhält dafür ein reines Einkommen, das er im Fort Orange auf Ternate verzehrt. — Die Stadt Palembang an dem 1200 F. breiten Mouß, hat mit den Arabern und Chinesen 25.000 Einw. und den sichersten aller malaischen Häfen. Merkwürdig ist auch die Landschaft der Battas, der wildesten aller Einwohner der Insel, die aber gute Feuergewehre, Gold- und Silberarbeiten liefern, und aus dem Hauptorte Barus vorzüglich Kampher, Benzoe und Gold in den Handel bringen. Die in der Nähe Sumatra's liegende Insel Banca mit dem Hauptort Muntok, hat die reichsten Zinngruben Asiens, welche jährlich 80.000 Pikuls, zu 133⅓ Pf. liefern, die den Niederländern für einen gewissen Preis vertragsmäßig überlassen werden müssen. S. Anderson's „Mission in the eastcoast of Sumatra 1823", Edinb. 1826, 2 Thle.

c. Molucken oder Gewürzinseln heißen, im weitern Sinne, alle Inseln in dem großen Archipelagus, der sich vom Morgen nach Abend zwischen Neuguinea und Celebes, von Mitternacht nach Mittag zwischen Gilolo und Timor ausdehnt. Sie sind, wie es scheint, durch Erdbeben und Feueransbrüche von Neuguinea getrennt worden; man findet Vulkane auf 8 derselben, z. B. einen sehr verheerenden auf Ternate. Verborgene Klippen, Sandbänke und Untiefen machen die Schifffahrt in diesem Inselmeere gefährlich. Die Hitze ist im Sommer sehr groß, in den Regenmonaten die Luft sehr ungesund. Ureinwohner sind die Ackerbau treibenden Haraforas oder Alforen. Die malayische Sprache ist die herrschende auf den moluckischen Inseln; es gibt aber auch viele Bewohner von chinesischer, japanischer und arabischer Abkunft. Als die Portugiesen 1511 unter Antonio de Abren und Franz Serrao die Molucken entdeckten, waren die Araber hier schon angesiedelt, und durch sie war die mohammedanische Religion, die aber sehr mit Heidenthum vermischt blieb, herrschend geworden. Die Einw. wurden von den Portugiesen, die auf diesen, von dem Sitze der obern Verwaltungsbehörde, Goa, entfernten, Inseln die empörendsten Gräuel verübten, hart bedrückt, und ebenso hart behandelt von den Holländern, die den Ertrag des Bodens für sich benutzten und seit mehr als 150 J. darauf bedacht waren, den freien Anbau desselben zu hindern, jedem Versuche, Manufacturen anzulegen, sowie jeder Art von Verbesserung, die dem Volke die Gegenstände, woran es Mangel litt, hätte verschaffen können, sich zu widersetzen. Den Portugiesen blieb fast ganz der Alleinhandel mit Gewürzen bis zu Anfang des 17. Jahrh., wo die Holländer diese Besitzungen ihnen entrissen. Die neuen Herren besaßen sie bis 1796, und seitdem wurden sie 2 Mal eine Eroberung der Briten. Im pariser Frieden sind sie abermals zurückgefallen. Die größten Inseln dieses Archipelagus sind: Ceram, 190 QM.; Gilolo, 22 QM.; Amboina, Timor und Banda. Im engern Sinne führen den Namen Molucken nur die 5 Inseln Ternate, Tidor, Motir, Maschian und Baschian, die eigentliche Heimath der Gewürzbäume. Die beiden ersten sind die größten; auf denselben wächst die beste Art von Muskatnußbäumen und Gewürznelken. Als die Holländer ungefähr 26 J. im Besitze der Molucken und des ausschließenden Handels mit Gewürzen waren, fanden sie es vortheilhafter, die Gewürzbäume auf die südlichen Inselgruppen Amboina und Banda zu verpflanzen. 1638 ward mit dem Könige von Ternate, der ihnen unterworfen war, und den

übrigen kleinen Inselbeherrschern ein Vertrag geschlossen, worin bestimmt wurde, daß alle Gewürzbäume auf den ihnen zugehörigen Inseln ausgerottet und nie wieder gepflanzt werden sollten. Dem Könige und dem Adel zu Ternate und den übrigen Fürsten ward ein Jahrgeld bezahlt, welches gegen 18.000 Thlr. betrug. Um die Befolgung dieses Vertrags zu sichern, legten die Holländer 3 starke Festungen: Oranien, Holland und Wilhelmstadt, auf Ternate, und etwa 9 andre auf den übrigen Eilanden an. Jährlich wurden auf diesen Inseln, so weit die Wälder und wilden Thiere durchzudringen erlaubten, die wieder aufgeschossenen Gewürzbäume vertilgt, und um darüber zu wachen und den Schleichhandel mit Gewürzen zu verhüten, bereiste jährlich der Gouverneur von Amboina mit einem Geschwader von 20—50 Schiffen sein Gouvernement. Aber ungeachtet dieser Vorsichtsmaßregeln wuchsen die Gewürzbäume, das eigenthümliche Erzeugniß dieser Eilande, überall, wohin die Gewalt der Holländer nicht dringen konnte, und die Engländer trieben einen beträchtlichen Schleichhandel mit den gedrückten Inselbewohnern. Uebrigens sind die Molucken von der Natur kärglich begabt, es fehlt ihnen zum Theil an Wasser, und sie müssen Reis und andre Lebensbedürfnisse von Celebes holen. Die Nachtheile des Wassermangels erleichtert zum Theil der häufig wachsende Kokosbaum, dessen Früchte eine reichlich nährende Feuchtigkeit enthalten. Unter den 11 Amboinainseln ist Amboina die wichtigste. Sie hat 20 QM., 45.000 Einw., und war der Hauptsitz der holländischen Niederlassungen auf den Molucken. Die Insel wird in die größere und kleinere Halbinsel abgetheilt. Auf der ersten, Hitou, haben die Holländer 5 Forts; auf der südlichen kleinen, Leitimor genannt, liegt das Fort Victoria, welches der Sitz des Gouverneurs war. Die Besatzung war 600 M. stark. Auf der Landenge, welche die Halbinsel verbindet, liegt die Festung Middelburg. Die Insel ist gebirgig mit fruchtbaren Thälern, hat aber ungesunde Luft. Der Gewürznelkenbaum wird hier und auf einigen benachbarten Inseln in 400 Gärten gezogen, von welchen jeder 125 Bäume enthält. Die ostindische Handelsgesellschaft hatte umständliche Vorschriften über den Anbau und die Wartung der Gewürznelkenbäume gegeben, wovon bei harter Strafe nicht abgewichen werden durfte. In neuern Zeiten hat man auch den Muskatennußbaum hier angepflanzt, der gut gedeiht. Noch liefern Amboina und die Nachbarinseln Caffee, Zucker, Reis, Kokosnüsse, Mandeln, Taback und schöne Holzarten. Unter den übrigen zu dieser Gruppe gehörigen Inseln sind Honimona, mit dem Fort, und Nussa-Laut sehr nelkenreich; Ceram liefert schönes Ebenholz. Von den Bandainseln, den südlichsten Molucken, mehr als 40 Eilande, sind nur 6 bewohnt. Sie haben einen sandigen, zum Theil felsigen und unfruchtbaren Boden. Ihr Haupterzeugniß ist der Muskatbaum. Auch liefern sie Sandelholz, Mandeln und Kokosnüsse; aber sie haben weder Getreidebau noch Viehzucht. Unter den 5760 Einw. sind 1200 Sklaven in 57 Pflanzungen. Der holländische Befehlshaber wohnte auf der Insel Banda oder Poula-Insel Neira, die eine gute Rhede hat und durch die beiden Forts Nassau und Belgica gedeckt wird. Die nur durch eine schmale Straße von jener getrennte Insel Landoir-Banda ist die größte der ganzen Gruppe und erzeugt die meisten Muskatnüsse, in 34 Gärten. Die übrigen Inseln sind kleiner. Auf Paula-Ai, wo gar kein Trinkwasser ist, wachsen die besten Muskatnüsse. Goenong-Api — im Malayischen Feuerberg, 1940 Fuß

über der Meeresfläche — hat einen furchtbaren Vulkan, dessen häufige Ausbrüche die benachbarten Inseln mit Asche bedecken. Die unfruchtbare Insel Rosingin oder Rosagain ist der Aufenthaltsort von Missethätern, welche Holz hauen und Kalk und Ziegel brennen müssen. Die Castelle auf den Bandainseln waren gut befestigt, und um die Annäherung feindlicher Schiffe zu verhüten, lag rings um die Küste ein Geschwader kleiner Schiffe, das jedes fremde Fahrzeug untersuchte. Das Loos der Besatzung war bei dem Mangel an Lebensmitteln sehr elend. Die Eingeborenen waren, nach der Schilderung der Holländer, so grausame, treulose Menschen, daß die ostindische Gesellschaft um ihrer Sicherheit willen sich genöthigt sah, sie auszurotten und eine Colonie nach Banda zu senden. Die Colonisten aber bestanden aus den schändlichsten Menschen, die sonst nirgends fortkommen konnten und froh waren, hier zu leben. Die Holländer in Batavia nannten daher Landoir-Banda gewöhnlich die Zuchthausinsel. Die Gärten, worin die Muskatnußbäume gezogen werden, heißen Perken, und die Eigenthümer derselben Perkeniers. Diese mußten das geärntete Gewürz gegen einen geringen Preis an die holländisch-ostindische Gesellschaft abgeben, welche ihnen dafür ihr Lebensbedürfniß, den Reis, theuer verkaufte. Die beste Sorte von Muskatnüssen wird nach Europa gesandt, eine schlechtere, oder die Mittelsorte, in Indien verkauft, und aus der geringsten das köstliche Muskatöl gepreßt. Man rechnet, daß von 500.000 Nelkenbäumen auf den Molucken jährlich im Durchschnitt 600.000 Pfd. Nelken gewonnen wurden; davon kamen 350.000 Pfd. nach Europa, 150.000 Pfd. wurden in Indien verkauft, und der Ueberrest ward für Mißjahre aufbewahrt. An Muskatnüssen werden jährlich an 100.000 Pfd. und 200.000 Pfd. Blüthe geärntet, wovon nach Europa 230.000 Pfd. Nüsse und 100.000 Pfd. Blüthe kamen. Das Uebrige ward für den Nothfall aufbewahrt, oder auch, wenn reichliche Aernten die Vorräthe zu sehr häuften, vernichtet. Seit mehren Jahren aber wurde, sowohl wegen der Nachlässigkeit, womit man das Einsammeln betrieb, als wegen der Verwüstungen, die ein heftiger Orkan 1778 anrichtete, weniger gewonnen, und 1796 wurden auf den Bandainseln nur 163.236 Pfd. Nüsse und 47.770 Pfd. Muskatblüthe geärntet.

d. Philippinen oder manilischen, auch luzonischen, Inseln, 10—19° N. Br. und 135—145° Oestl. L., die nördlichste Gruppe der indischen Inseln, an der Zahl 1200, zusammen über 6000 QM. mit 5 Mill. Einw., von denen 2 Mill. den Spaniern gehorchen sollen — nach A. haben sie nebst den Marianen nur 2.200.000 Einw. —, liegen im großen Ocean und im chinesischen Meere. Sie sind voll Gebirge, zwischen welchen sich fruchtbare Thäler ausbreiten; unter den Bergen werfen 10 Feuer aus, worunter der Mayon auf Luçon am meisten wüthet. Durch den Ausbruch eines Vulkans in der Provinz Camarines auf Luçon den 1. Febr. 1814 wurden 5 Städte gänzlich zerstört. Die größte Insel, Manila oder Luçon — 2406 QM., wovon 1450 auf den span. Antheil kommen —, hat 2.460.000 Einw., wovon 1.820.000 den Spaniern unterworfen sind. Von den Inseln Mindanao, Samar, Leyte, Mindoro, Panay, Negros, Zebu und den Kalamianen besitzen die Spanier Küstenstriche. Die größern Inseln sind im Innern noch sehr unbekannt. Seen und Flüsse geben dem Boden eine außerordentliche Fruchtbarkeit. Die große Feuchtigkeit mäßigt die Hitze, verursacht aber häufi-

ge Krankheiten. Ohne diesen Nachtheil des Klima würden diese Inseln der reizendste Aufenthalt der Welt seyn. Reis, Cacao, Cocos, der beste Zucker, Pfeffer, Ingwer, wilde Muskatennüsse, Orangen, Datteln, Paradiesfeigen, Ananas und andre wohlschmeckende Früchte wachsen in Menge, so auch Hanfbäume, die treffliche Baumwolle, Indigo, Farbehölzer, Sandel-, Kampeschen-, Aloe-, Eben-, Eisenholz, Kassienbäume, Tamarinden, der Campherbaum, Areka, Betel und vortrefflicher Taback. Man hat eine Menge eßbarer Vögel, Rindvieh, Büffel, Schweine, Hirsche, Ziegen, Pferde, unzählige Arten von Affen. In den Wäldern erzeugen unzählige Schwärme von Bienen so viel Honig und Wachs, daß letzteres hier gemeiner als Talg ist. Das Meer enthält einen Reichthum von Fischen und Schalthieren; auch Ambra und Perlen. Die Gebirge sind reich an Metallen; man findet Gold in den Flüssen, und Eisen liegt zu Tage; aber die Trägheit der Spanier vernachlässigt den Bergbau. In den ältesten Zeiten waren die Philippinen den Chinesen unterthan, die sie verließen. Vor 1521 besetzten die Malaien Mindanao und wohnten daselbst unter arabischen Fürsten, welche auch Sultane von Salangan hießen; diese errichteten auch zu Suluh eine besondere Herrschaft. Die Spanier entdeckten die Inseln 1521 durch Magellan und landeten zuerst auf Zebu, wurden aber zurückgetrieben, landeten 1564 aufs Neue, eroberten Zebu, Manila, 1575, Suluh, Mindanao und, 1589, Masbate. In der Folge dehnten sie diese Eroberungen noch mehr aus, verloren sie aber auch zum Theil wieder. 1571 gründeten sie auf der Südostseite der Insel Luçon die Stadt **Manila**, welche mit den Vorstädten, unter denen Pariara, von 10.000 Chinesen bewohnt, 140.000 Einw. zählt. Darunter sind 3000 Spanier, welche die Regierung und den besten Theil des Handels in Händen haben; die Handwerker und Künstler sind Chinesen; den Feldbau besorgen vornehmlich die Eingeborenen. Außer dem spanischen Statthalter hat Manila einen Erzbischof, unter welchem die 3 Bischöfe zu Neusegovia, Caceres und Jesusstadt stehen. Die Stadt ist schön, aber wegen der häufigen Erdbeben meist nur aus Holz erbaut, stark befestigt und hat einen guten Hafen, auch eine unter Aufsicht der Dominicaner stehende Universität. Von hier aus werden die Erzeugnisse und Waaren Asiens nach dem spanischen Amerika gebracht. Jährlich segelte im Juli eine Galione von Manila nach Acapulco in Mexico, woselbst sie die Gewürze, Nesseltücher, gemalte Leinwand, Seidenzeuche und Goldarbeiten Asiens gegen europäische Waaren, amerikanische Cochenille und baares Geld verhandelte. Der größere Theil dieser Ladung gehörte chinesischen, armenischen, holländ., franz. und engl. Kaufleuten, die unter malaiischer Flagge handeln; denn von fremden Nationen dürfen nur Malaien, Armenier und die Portugiesen aus Goa nach Manila handeln. Jetzt handelt eine Gesellschaft von Kaufleuten auch unmittelbar von den Manilen nach Spanien. Die Ureinwohner bestehen aus malaiischen und aus negerartigen Stämmen. Die Ansiedler sind Spanier, Mestizen, Creolen, Chinesen. Die Neger, von den Eingeborenen Actas, von den Spaniern Negritos del Monte genannt, bewohnen die innern, unzugänglichen, unbekannten Gegenden. Sie gleichen vollkommen den Bewohnern der Küsten von Guinea in Afrika, nur daß sie kleiner an Gestalt sind. Offenbar sind sie **ein** Volk mit den Papuas auf Neuguinea und mehren Inseln des großen Oceans. Sie leben ohne gesellschaftliche Ordnung einzeln in den Schluchten der Gebirge und ver-

meiden den Umgang mit den Malaien. Sie scheinen die Ureinwohner der Philippinen zu seyn. Die malaiischen Stämme waren bereits an den Küsten verbreitet, als die Spanier die Inseln entdeckten. Sie hatten eine gewisse Stufe der Bildung erreicht, lebten in einer bürgerlichen Verfassung, die, wie bei allen malaiischen Stämmen, eine Aehnlichkeit mit dem Lehnswesen der Europäer hatte, waren Seefahrer und kannten die Erfindung der Schrift. Ein Theil der Bewohner hat die katholische Religion angenommen. 1762 eroberten die Engländer Manila und nahmen die nach Acapulco bestimmte Galione; im Frieden gaben sie die Inseln an Spanien zurück. In den letztern Zeiten haben sich die Engländer auf Bonwut niedergelassen. In Spanien besteht seit 1785 eine eigne manilische Handelsgesellschaft. Der Oberste D. Ildefons de Aragon hat 1820 zu Manila eine „Desripc. geogr. y topogr. de la Ysla de Luzon" herausgegeben. Vgl. „Remarks on the Philippine Islands and their capital Manilla", London 1819—22. — Die Inseln Borneo, Ceylon, Celebes u. a. s. in besondern Artikeln.

Indifferentismus heißt der ruhige, oder besser der kalte, bewegungslose Zustand der Seele, in dem sie zu einem Gegenstande weder Zu- noch Abneigung empfindet und sich weder durch den Genuß oder durch die Entbehrung desselben afficirt fühlt. Man kann den Indifferentismus, nach den Gegenständen, auf die er sich bezieht, in 5 Hauptclassen theilen; in den totalen, natürlichen, moralischen, politischen und religiösen. Ein totaler Indifferentismus, d. h. eine Gemüthslage, in welcher der Mensch an keinem Objecte, es liegt in der Sinnen- oder geistigen Sphäre, weder begehrend noch verabscheuend Theil nimmt, ist unmöglich; solche erstarrte Nerven, solch ein abgestorbenes Herz und solch ein verödeter Kopf, welche die nothwendigen Bedingungen eines totalen Indifferentismus seyn müssen, können nur bei einem Blödsinnigen, bei dem die Stumpfheit des Körpers und der Seele den höchsten Grad erreicht haben, angetroffen werden und auch bei diesem kaum; denn es wird sich immer Zu- und Abneigung gegen gewisse Objecte zeigen und sey sie auch nur sinnlich. Die gänzliche Gleichgültigkeit ist Tod und Grab, und kein lebendes empfindendes Wesen ist ihrer fähig. Der natürliche Indifferentismus ist oft die Wirkung eines kalten Temperamentes: mit groben Organen, dickem Blute und einer schwerfälligen Einbildungskraft scheint der Mensch mitten im regen Leben der Natur, unter tausend Einwirkungen, die von allen Seiten auf ihn eindringen, zu schlafen; er empfängt nur schwache Eindrücke, die keine Bewegung in seinem Innern veranlassen. Auch dieser Indifferentismus vermag kein allgemeiner zu seyn; er kann sich nicht über die ganze Sinnlichkeit ausdehnen. Dieß hieße alle Bande abstreifen, durch die uns die Natur mit sich und mit uns selbst verknüpft hat. Kein Mensch entläuft allen körperlichen Bedürfnissen; er muß daher mehr oder weniger auf ihre Forderungen horchen, und zu ihrer Befriedigung mehr oder weniger sich geneigt fühlen. Spricht man demnach von einem natürlichen Indifferentismus, so versteht man gewöhnlich nur einen partiellen darunter; indem gewisse Gegenstände der sinnlichen Welt und vorzugsweise solche, welche auf die größere Zahl des Menschengeschlechts einen mächtigen Einfluß ausüben, den Menschen gleichgültig lassen, z. B. Gleichgültigkeit in der Liebe. Der natürliche Indifferentismus kann allerdings in der ursprünglichen Constitution des Körpers begründet liegen; doch nicht selten ist er erworben und der Indifferentist verdankt gewöhnlich seine Herzensgüte, die Armuth und Seichtigkeit seiner Empfindungen,

einer frühern Vergeudung seiner Kräfte; die erschlafften, halberstarrten Nerven sind keiner Regung mehr fähig; der Unglückliche geht wie ein unheimlicher Geist unter den Menschen und kann sich noch Glück wünschen, wenn das Gefühl seines jetzigen Zustandes so sehr abgestorben und die Erinnerung seines frühern, wo er in der Jugendfülle des Lebens und der Kräfte noch Lust und Unlust empfand, so sehr verblichen ist, daß sie nicht im Stande sind, die Verzweiflung der Rache der gekränkten Natur und Mäßigkeit anzurufen. Der moralische Indifferentismus ist eher möglich, als der natürliche, wenngleich auch er nur höchst selten in der Wirksamkeit vorkommen muß; denn eine menschliche Natur, von aller Hinneigung zum Guten und aller Abneigung zum Bösen entblößt, der Sittlichkeit und Gesetzmäßigkeit der Handlung ganz gleichgültig sind; die nicht das sanfte Feuer der Zufriedenheit bei der Pflichterfüllung durchdringt; die keine Wehmuth, keine Reue bei der Verletzung aller Pflichten empfindet, ist nicht weniger ein moralisches Ungeheuer, als der totale natürliche Indifferentismus ein physisches. Kein gebildeter Mensch, wenn er dieß im wahren Sinne des Wortes ist, wird je gleichgültig gegen das Wahre und Rechte bleiben, er muß Antheil an ihm nehmen; hat er es einmal erkannt, so wird er sich zu ihm gezogen fühlen und erschiene es ihm auch in den verschiedenartigsten Formen, unter ihm durchaus ungewöhnlichen Gestalten. Ein moralischer Indifferentismus kann daher nur aus einer thierischen Erziehung, aus einer gänzlichen Verwahrlosigkeit des Geistes, die keine Entwickelung der Ideen vom Guten und Rechten möglich machte, entstehen. Versteht man aber unter moralischem Indifferentismus die Gleichgültigkeit gegen alle moralische Systeme und Schultheorien, so läßt sich die Wirklichkeit eines solchen nicht bestreiten; denn der Kopf kann ein Indifferentist seyn, doch daß Herz nicht. Man hat auch einen ästhetischen Indifferentismus angenommen; obgleich er nicht weniger problematisch erscheint, wenn er eine völlige Gleichgültigkeit gegen schöne Formen jeglicher Gattung begreifen soll. Unter dem politischen Indifferentismus begreift man den Mangel der Theilnahme an dem Wehe und Wohle seines Vaterlandes, dem es eins ist, welches politische System herrsche. Den Alten war er verhaßt; ein Solonisches Gesetz bestrafte jeden Athener, der sich zu keiner Partei im Staate bekannte. Die politischen Chamäleone, die alle Augenblicke ihre Meinung wechseln und denen es nichts kostet, von einer Partei zur andern überzugehen, sind nicht selten wahre Indifferentisten. Sie folgen entweder nur dem Rufe ihres Eigennutzes, Ehrgeizes, oder anderer Leidenschaften, oder besitzen eine so geringe Charakterfestigkeit, daß sie sich von jeder Partei, die vor andern mächtig wird, leiten lassen. Der Parteigänger treibt entweder Handel mit seinen politischen Grundsätzen, oder er ist ein solcher Schwächling, daß er nicht des geringsten Kaufschillings werth zu achten ist. Den philosophischen Indifferentismus muß man wieder unterscheiden. Die Gleichgültigkeit gegen alle große Wahrheiten, die der Mensch durch den philosophischen Gebrauch seiner Vernunft sich erwarb und die so ungemein viel zu seiner Beruhigung und zur Begründung seiner unendlichen Hoffnungen, die mit leiser Stimme sich im Herzen ankündigen, beitragen, kann ihre Quelle bloß in der Rohheit des Geistes, in der Uncultur des Verstandes finden und ist somit eher zu bemitleiden als zu hassen. Hat aber einmal der gebildete Mensch ein geistiges Bedürfniß nach diesen Wahrheiten gefühlt, entstanden selbst Zweifel

in ihm, welche ihn beunruhigen und ihn zwangen ihre Lösung zu suchen; so dürfte es unwahrscheinlich seyn, daß er je wieder zu einem Indifferentisten werden könne. Gewöhnlich bedeutet hier gar der philosophische Indifferentismus die Gleichgültigkeit, mit der man jedes philosophische System und jede philosophische Sekte ansieht, und in diesem Sinne ist er nicht durchaus zu verwerfen; der Eklektiker bekennt sich zu keiner besondern Schule, hört aber damit nicht auf, ein Philosoph zu seyn. Bei dem religiösen Indifferentismus ist es ebenfalls billig, ihn in die Gleichgültigkeit gegen das Wesen der Religion und in die gegen ihre Formen zu theilen. Die Zahl der Indifferentisten der ersten Gattung dürfte nur sehr gering seyn. Der Gedanke, Gott und die Unsterblichkeit der Seele, ist so allmächtig wirkend auf das menschliche Herz, daß er ohne eine heilige, feierliche Rührung oder einen strafenden Schrecken zu erregen, nicht gedacht werden kann. Eine das ganze Leben hindurchgehende Gemüthslage ihnen gegenüber dürfte leicht ein Unding seyn, von dem zum wenigsten die Erfahrung keinen Beweis liefert. Möglich ist es, daß die großen Ideen der Religion nicht zu jeder Zeit auf einen Menschen den tiefen Eindruck machen, den sie ihrer Natur nach gewöhnlich machen; es können selbst Augenblicke geben, in denen sie dem Geiste gleichgültig vorübergehen; doch dieser momentane Indifferentismus macht den Menschen noch zu keinem wirklichen Indifferentisten. Anders verhält es sich mit der Gleichgültigkeit gegen die Formen der Religion und die verschiedenen Religionsparteien. Keine von ihnen mag dem Indifferentisten in dieser Bedeutung ein Interesse abgewinnen; weil er sie entweder für außerwesentlich und unschädlich erklärt, oder allen gleichen Werth beilegt und der Meinung ist: man könnt in jeder religiös und Gott wohlgefällig seyn.

Indigenat, der Inbegriff der besondern Rechte, welche den Landeseingebornen vor Auswärtigen oder Eingewanderten zukommen. In Sachsen steht auch Demjenigen das Indigenatsrecht zu, welcher sich im Lande mit wesentlicher Wohnung niedergelassen hat, sodaß dessen im Auslande geborne Kinder den Eingebornen gleichgeachtet werden. Die Wirkungen des Indiginats äußern sich meistentheils bei Besetzung öffentlicher Aemter, zu welchen Einheimische vor den Fremden befördert werden sollen; deßgleichen bei Auslieferung der Deserteurs, Erwerbung von Grundstücken u. s. w.; auch führen wir die Soldatenpflichtigkeit an für das Land, in dem man gebbren ist. In manchen Ländern, wo das Indigenat bedeutendere Vorrechte gewährt, wie z. B. in Ungarn, wird dasselbe durch besondere Gnadenbriefe ertheilt. S. Naturalisation und Fremde.

Indigo, ein feiner, leicht zerreiblicher Stoff von dunkelblauer Farbe, der zum Färben gebraucht wird. Er wird aus Blättern und kleinen Zweigen eines niedrigen Strauches, des gemeinen Indigos bereitet, der in den wärmeren Gegenden Asiens und Afrikas einheimisch und jetzt in Amerika angepflanzt ist. Der Indigo wird während des Sommers mehre Male geschnitten; man nimmt dann die Spitzen der Zweige, wenn der Strauch in der Blüthe steht. Bei der Einsammlung der Reiser darf so wenig als möglich von dem Blüthenstaube verloren gehen; denn dieser Theil der Pflanze ist besonders kostbar. Man weicht sie in einem Zuber mit Wasser ein, wo sie in eine Gährung gerathen, die 24 Stunden dauert. Hierauf wird das Wasser auf ein anderes Gefäß gezogen, der Zuber gereinigt, um einen zweiten Vorrath von Reisern aufzunehmen. Nach der Gährung ist das Wasser mit feinen erdigen Theilen geschwängert, welche

allein die Substanz ausmachen, weßwegen die Arbeit unternommen wurde und die von den vegetabilischen Salzen, die hierbei unnütz sind, getrennt werden müssen. Dieß geschieht durch heftiges Umrühren mit einem Stempel, dessen Basis viele Löcher enthält und in deren Mitte ein langer Stiel befestigt ist. Wenn man bemerkt, daß die Farbetheilchen sich vereinigen, indem sie sich vom Wasser trennen, so hört das Umrühren auf, damit sie zu Boden fallen können, welches so lange geschieht, bis das Wasser ganz klar ist. Zuletzt werden Abzuglöcher, die in verschiedenen Höhen des Gefäßes befindlich sind, nach und nach geöffnet, um das Wasser ablaufen zu lassen. Die Farbetheilchen, mit dem wenig zurückbleibenden Wasser, haben jetzt die Dichtigkeit des Syrups. Sie werden nun auf ein Filtrum gebracht, damit das Wasser gänzlich ablaufen und alle Feuchtigkeit sich verlieren kann. Nach ungefähr 3 Monaten kann der Indigo verpackt und verschickt werden. Es gibt viele Indigoarten und auch noch andre Verfahrungsweisen, ihn zu fertigen, die jedoch in der Hauptsache alle mit einander übereinstimmen. Der beste Indigo ist schwarzblau, spielt, wenn man ihn auf dem Nagel reibt, ins Kupferfarbene und ist sehr leicht. Ostindien liefert die schönste Art. Uebrigens glauben Einige, daß der Indigo als Färbestoff schon länger als 2000 J. in Gebrauch gewesen sey, obgleich das Indicum, welches beim Plinius vorkommt, von Andern nur für eine Malerfarbe gehalten wird. Bestimmt wird des Indigos zuerst in einer Urkunde 1194 gedacht; aber auch dieß hält man noch für eine Malerfarbe, weil ein späterer Schriftsteller, Giovanni Ventura Rosetti, welcher 1548 von der Färbekunst geschrieben hat, unsern jetzigen Indigo noch nicht kannte. Er wurde in der Mitte des 16. Jahrh. durch die Holländer aus Ostindien nach Europa gebracht, aber erst zu Anfange des 17. allgemein bekannt. — In der neuern Zeit hat man in Ostindien einen Baum entdeckt, dem Oleander ziemlich gleich, dessen ansehnliche Blätter einen trefflichen Indigo geben, und der daher seit einigen Jahren die Einkünfte der ostindischen Compagnie bedeutend vermehrt. In Mailand soll aus einer nordkarolinischen Pflanze ein Indigo gezogen werden, der diesen an Farbe und Vortrefflichkeit weit übertrifft. Unter den übrigen Surrogaten nimmt der Waid den ersten Rang ein. Der Bau des Indigo ist in Indien erst durch den Unternehmungsgeist englischer Kaufleute eingeführt worden; von welcher unermeßlichen Wichtigkeit derselbe jedoch in diesem Augenblicke ist, kann man daraus schließen, daß die Pflanze, von welcher dieser kostbare Färbestoff gewonnen wird, bereits einen Raum von nicht weniger als 1.200.000 engl. Morgen einnimmt, 500.000 Familien ihren Unterhalt gewährt und eine jährliche Auslage von 1.600.000 Pf. Sterl. erfordert. Das Land in den Districten, welche den jährlichen Ueberschwemmungen des Ganges ausgesetzt sind, ist seit der Einführung des Indigo, der dort vorzugsweise gebaut wird, um 100 Procent am Werthe gestiegen.

Indirecte Abgaben, diejenigen Auflagen, welche Andre treffen als Diejenigen, von denen sie erhoben werden. Sie sind daher Auflagen auf die Erstern, welche sie zuletzt bezahlen, obgleich sie auf Letztere gelegt sind und von denselben zunächst bezahlt werden. So erhebt der Staat Zoll und Accise vom Kaufmanne, welcher mit den zu verzollenden und zu veracciſenden Waaren handelt; allein der Consument ersetzt im Kaufpreise diese Auflage dem Kaufmanne. Zoll und Accise werden also indirect von dem Vermittler, welches der Kaufmann ist, bezahlt.

Wenn jedoch der letzte Käufer zugleich der Erste ist, der sie bezahlt, so sind sie für diesen directe Auflagen, denn sie treffen ihn sodann unmittelbar. Es gibt indessen auch Auflagen, welche scheinbar directe sind, aber doch mittelbar zuletzt auf Andre fallen, z. B. die Auflage des Kopfgeldes auf die leibeigenen Landbauern in Rußland. Denn da diese Alles, was sie über die Leibesnothdurft erwerben, dem Herrn geben müssen, so erhält Letzterer natürlicherweise um so weniger, je mehr sie Kopfgeld an die Krone bezahlen müssen, und so erscheint das Kopfgeld der Bauern als eine indirecte Auflage auf die Herren. Ebenso werden fast alle directe Auflagen auf die Domestiken diesen von den Herren ersetzt, und folglich ist die directe Auflage auf die Domestiken eine indirecte Auflage auf deren Herren. — Ueber die Meinung, daß alle und jede Auflage zuletzt nur allein Diejenigen treffe, welche die Grundrente von Grund und Boden ziehen, s. Physiokratismus.

Indische Baukunst. Sie hat in der neuern Zeit vorzugsweise die Augen auf sich gezogen; und diese Aufmerksamkeit wurde hauptsächlich durch die Bemühungen der Briten, zu deren Fortschritte Niebuhr's Werk die erste Anregung gegeben zu haben scheint, und unter ihnen durch das Prachtwerk der Brüder Daniell geweckt. Wer hätte nicht, und wäre ihm auch alles Uebrige fremd geblieben, doch wenigstens Etwas von jenen Wunderanlagen auf den Inseln von Salsette und Elephante gehört? Die Denkmäler der indischen Baukunst theilen sich von selbst in drei Classen; die erste: Felsentempel unter der Erde in ausgehauenen Felsen oder Tempelgrotten; die zweite: Felsentempel über die Erde, die aber gewöhnlich auch unterirdische Anlagen einfassen; die dritte begreift die eigentlichen Gebäude. Wie bei vielen alten Völkern ging auch bei den Indiern die Errichtung heiliger Denkmäler — denn alle ihre große Bauten haben auf Religion Bezug — von Felsen aus; schon die Natur und der Himmel leiteten darauf; jene bedeckte die ganze diesseitige Halbinsel mit felsigten Ghautgebirgen; dieser ladete bald durch die brennende Hitze, bald durch den herabstürzenden Regen ein, Zuflucht vor den Unannehmlichkeiten des Klima's in den Gebirgsgrotten zu suchen. Die ursprünglichen Bewohner Indiens waren daher Troglodythen, Höhlenbewohner; das Bedürfniß, diese von der Natur geschaffenen Wohnungen zu erweitern und der anwachsenden Zahl des Volkes gemäß zu vermehren, weckte den Kunstfleiß aus dem Schlummer; und der Mensch, der auf der Bahn der Cultur die ersten Schritte stets an der leitenden Hand der Natur macht, baute in ihrem Geiste, und baute und wölbte sich künstliche Grotten, wie die große Führerin ihm das Muster hinzu gab. Wie der Sterbliche sich Wohnungen baut, so baut er sie auch seinen Göttern; und da, so grob sinnlich bei den rohen Völkern die Darstellung der Götter auch seyn mag, doch die Idee eines höhern Wesens im Grunde über das Menschliche hinaus reicht und etwas Erhabenes und Großes in sich faßt, so muß auch sie den Maßstab zu den Tempeln und heiligen Oertern, die der Verehrung der Götter bestimmt sind, hergeben. Aus diesen Gründen und zugleich aus dem Bestreben, etwas so unvergänglich, wie die Götter selbst, zu schaffen, welches Bestreben, je tiefer wir in ihr Alterthum dringen, wir bei allen Völkern um so deutlicher wahrnehmen, entstanden bei den Indiern jene Felsenanlagen, deren Größe des Plans, Sorgfalt der Ausführung, Reichthum der Kunstwerke, die ihre Seitenwände zieren, die Bewunderung jedes denkenden Beobachters reizen. Die Felsentempel auf

der kleinen Insel Elephante, — sie trägt diesen Namen von einem aus Stein gehauenen, ungeheuren Elephanten, — sind höchst merkwürdig. Der Haupttempel nebst den Nebenanlagen sind ganz in den lebendigen Felsen gehauen; der Tempel selbst hat ohne die Nebenkammern oder Capellen 120 Fuß in der Breite und ebenso viel in der Länge. Vor dem Haupteingange nach der Nordsee — also vor der Sonne gesichert — ist eine durch Kunst gemachte Esplanade, von der man eine große Aussicht auf das Meer genießt. Zwei Seiteneingänge lassen es nie an frischer Luft ihm fehlen. Der über die Tempelgrotte liegende Berg wird durch Pfeiler gestützt, die der Baumeister von dem Felsen selber hatte stehen lassen. Die Nebenkammern oder Capellen sind etwas weniger hoch, sonst auf dieselbe Weise bearbeitet. Die Wände ohne Inschriften, sind dagegen mit Reliefs bedeckt; zum Theil so erhaben gearbeitet, daß die Figuren nur mit dem Rücken an dem Felsen hangen. Der Umfang und die Menge der Tempelgrotten auf der Salsette ist um vieles größer, als auf Elephante. Der hohe Berg, welchen diese Insel enthält, ist von einer ebenso harten Steinart, als der auf Elephante; und doch ist er allenthalben ausgehöhlt. Die große Pagode ist gewölbt; hat 40 Schritte in der Breite und 100 in der Länge. Außer den 4 Säulen am Eingange zählt man 30 im Innern, von denen 18 Capitäle haben mit Elephanten; die andern haben bloß die Form von Sechsecken; man könnte daraus vielleicht schließen, daß sie nicht ganz vollendet seyen. Am Ende der Pagode, die in eine Ründung zuläuft, ist eine Art von Kuppel, sowie alles Andere aus dem lebendigen Felsen gehauen. Diese große Pagode wird vorzugsweise so genannt; zwei andere scheinen ihr an Größe kaum nur nachzustehen; sie sind in einigen Gegenden sogar in mehren Stockwerken über einander und dazwischen und um sie herum so viele kleinere Grotten, daß deren Zahl nicht zu bestimmen ist. Fast Alles ist mit Bildwerken verziert; Treppen, Teiche, freie Plätze. Alles ist in den lebendigen Felsen gehauen. Ein anderes Felsendenkmal derselben Art ist, unsers Wissens nach, zuerst durch Lord Valentia beschrieben und abgebildet worden; die Tempelgrotte zu Caril, etwa in der Mitte des Weges zwischen Bombay und Puna, der Hauptstadt der Mahratten. Von keiner andern haben wir eine so schöne Abbildung, als von dieser. Sie scheint in Rücksicht der Vollendung der Arbeit die erste unter allen zu seyn; wenn sie auch an Umfang den Anlagen auf Salsette nachsteht. Der Haupttempel hat hier 121 Fuß in der Länge und 64 in der Breite. Die Decke ist gleichfalls gewölbt, von Pfeilern unterstützt und endet auch in einer Ründung, in welcher eine Capelle mit einer Kuppel steht. Nur die Mauern des Vorhofes, nicht des Innern, sind mit Reliefs bedeckt; theils stellen sie Elephanten, theils menschliche Gestalten beiderlei Geschlechts, dar. Aber auch in dem Herzen von Indien, in der Mitte der Ghautgebirge, findet sich eine Anlage dieser Art, welche die bisher erwähnten noch weit übertrifft. Dieß sind die berühmten Grotten von Ellore, in der Nähe von Deogur und Aurungabad. Man denke sich die Felsengebirge in der Form eines Halbkreises oder Hufeisens, dessen beide Ende über eine halbe Meile von einander entfernt sind. In diesem Felsengebirge eine Reihe von Tempelgrotten, oft in zwei oder drei Stockwerken über einander, die bald mit einander in Verbindung stehen, bald von einander durch Zwischenräume getrennt sind, in denen sich aber wieder viele kleinere Grotten finden. Es ist schwer zu sagen, welcher jener Felsentempel der Haupttempel sey; aber der größte derselben, und derjenige, von dem

wir den Grundriß besitzen, wird der Tempel von Keylas genannt. Alles, was die Baukunst an Größe, Pracht und Verzierungen über der Erde kennt, sieht man hier auch unter der Erde; Vorhöfe, Treppen, Brücken, Capellen, Säulen und Säulengänge, Obelisken, Kolosse und fast an allen Wänden Reliefs, Götter und Göttergeschichten darstellend. Auf dem freien Platze, zu dem man durch den großen Eingang gelangt, steht dann in der Grotte ein zweiter Tempel, in dem ein ganzes Stück der Felsen, in Pyramidenform als Pagode behauen ward, dessen wundervoller Bau, Abwechselung, Reichthum und Sorgfalt in den Verzierungen alle Beschreibung übertrifft. Aber noch mehre der andern dortigen Tempelgrotten geben der von Keylas wenig oder nichts nach. Aber die Kunst der Indier blieb nicht bei dieser ersten und wahrscheinlich ältesten Classe von Bauwerken stehen. Sie begnügte sich nicht damit, Tempel und Wohnungen in das Innere der Felsen einzuhöhlen; sie formte auch die Außenseite der Felsen zu architektonischen Denkmälern um und brachte dadurch noch viel wunderbarere Wirkungen hervor, als durch die bisher beschriebenen Tempelgrotten; wenngleich diese letztern sich auch hier finden. Indien enthält ein Werk dieser Art, welches vor allen andern hervorragt, daß es hinreicht, von ihm allein zu sprechen; die sogenannten sieben Pagoden, oder die Monumente von Mavalipuram, an der Küste von Koromandel. Sie scheinen in der Reihe menschlicher Kunstwerke einen der ersten Plätze einzunehmen. Die Ruinen von Mavalipuram bestehen nicht bloß in einigen Tempelgrotten; sondern das Ganze ist vielmehr eine meist ganz in Felsen gehauene Königsstadt. Ein großer, vielleicht der größere Theil derselben, scheint vom Meere verschlungen; aber noch ein paar Meilen in's Land hinein erheben sich die Scheitel bearbeiteter Felsen und allenthalben in ihnen Grotten, Säle, Gemächer und andere Anlagen. Denn nicht Alles sind Tempel; man sieht unter Andern auch eine zu einer Tschultry oder Herberge ausgehauene Grotte, die durch mehre Reihen von Pfeilern gestützt wird. Auf einem der Gipfel der Berge ist ein Felsensitz, in dem man einen Königsthron erkennen will. Außer diesen ausgehauenen Grotten hat man auch der Baukunst im eigentlichen Sinne hier ihre Denkmäler errichtet. Sie bestanden in Mauern, welche nach Art der sogenannten kyklopischen aus über einander gelegten Quaderblöcken gebaut sind; und wiederum sieht man auch ganze Hügel von Backsteinen. Zu der dritten Classe gehören vorzüglich die Pagoden von Deogu oder Dulotabad, in der Nähe von Ellore. Hier erblickt man — ähnlich denen zu Mavalipuram — eine Gruppe von drei Pagoden in Pyramidenform aus über einander gelegten Quaderstücken ohne Skulpturen. Auf dem Gipfel einer jeden erhebt sich der Dreizack des Mahadeo. Eine völlig ähnliche Bauart hat die berühmte Pagode von Tanjore. Auch sie besteht aus über einander gelegten Quadersteinen, ohne alle äußere Verzierungen und ohne Kuppel. Die Pyramide hat 200 Fuß Höhe, und nach Valentia's Urtheil ist sie das schönste Werk dieser Bauart in Indien. Ihr Inneres enthält einen Saal, der durch Lampen erhellt wird; er ist der Versammlungsplatz der Braminen. Eine der ältesten und zugleich der heiligsten Padogen der Indier ist die von Jagarnaut, ein Beiname des Krischna, dem sie geweiht ist; sie ist pyramidenförmig, s. Dschagrenat. Merkwürdig sind noch die Pagoden auf der Insel Ramiseram bei Ceylon, von wo Rama seinen gefeierten Zug gegen Ravana ausführte, den der „Ramanjan“ besingt. Die indische Baukunst, dieß lehrten

schon die Felsentempel, ist eine Tochter der Religion. Alles spricht dafür, daß eine herrschende Priesterkaste als unverwüstliche Heiligthümer, als Mittelpunkte ihres Cultus, vielleicht auch ihrer politischen Macht, sie anlegen ließ. Wenn auch bei den Indiern Religion und Politik auf das Engste verbunden waren, wie hätte man wohl auf den großen Haufen durch Cultus und Religion kraftvoller einwirken können, als durch diese zugleich schauerlichen und prachtvollen Werke? Todt und bedeutungslos stehen sie jetzt da, wenn man sie bloß für sich betrachtet; erst dann beleben sie sich für den Forscher, wenn er sie in Verbindung mit der Religion und Mythologie des Volks, wie ihr Epos sie uns aufbewahrt hat, ansieht.

Indische Bildhauerkunst. Sie ist, wie die Baukunst der Indier, eine Tochter der Religion und nahm die Ideen ihrer Darstellungen einzig aus dem heiligen Mythenkreise. Dieß allein bestimmte schon für immer ihren Charakter; ihr Zweck war es nicht, wie bei den Griechen, ein Ideal menschlicher Schönheit in Stein zu meiseln, einen Menschengott, sondern sie wollte und konnte nur die mythologischen Göttergestalten mit Würde und mit der Treue und Genauigkeit plastisch darstellen, welche der symbolische Begriff, unter dem das Volk sie sich dachte und der von der Religion geheiligt worden war, erheischte. Die erste Forderung, welche der Indier an die Bildhauerkunst machte, war daher eine würdevolle Bildung jener göttlichen Wesen. Die Bau- und Bildhauerkunst hatten bei den Indiern dieselbe Wiege und entstanden auch in derselben Zeit; daher denn auch die Aehnlichkeit der Ausführung in ihren beiderseitigen Werken. Völker, deren Geschmack noch nicht ausgebildet ist, denken sich immer Hoheit und Würde, wenn sie diese anschaulich darstellen wollen, unter einer übermenschlichen Größe. Das Kolossale ist ihnen erhaben: entweder ist ihrer Beobachtung die Hoheit, welche auch bei der gewöhnlichen Menschengestalt in der Physiognomie liegen kann, entgangen, oder ihre ungeübte Hand weiß die geistige Würde und Majestät nicht dem Steine zu geben; und anstatt ihre Göttergestalten geistig groß zu bilden, formen sie dieselben körperlich groß. Aus diesem Grunde sind die Statuen und Brustbilder der Indier in den alten Felsentempeln durchgängig kolossal. So erblickt man gleich am Eingange des Felsentempels auf der Insel Elephante ein kolossales Brustbild von 13 Fuß Höhe, mit drei Köpfen und vier Armen, das die indische Dreiheit, Brama, Vishnu und Schiva oder Mahadeu, ihre drei ersten Devas oder personificirten Gottheiten vorstellt. Da die Bildhauerkunst zu nichts weiter diente, als zur Abbildung symbolischer Begriffe, und da die Götter in ihrem Charakter, ihren Attributen und andern Eigenthümlichkeiten in der Mythologie einmal bestimmt und festgestellt worden waren, so wurde hierdurch bei indischen Kunstwerken das Gesetz der Schönheit, die bei den Griechen als Hauptziel vorgezeichnet war, zu einem untergeordneten Gesetze, und Treue und Genauigkeit in den Abbildungen wurden das vorzüglichste Augenmerk der indischen Künstler. Es wäre daher unbillig, die indischen Werke der Skulptur mit den griechischen vergleichen zu wollen, denn einer reinen, menschlichen Schönheit in den Formen suchten sie nur insofern nachzustreben, als die Symbolik der Religion es erlaubte, und diese gestattete es nicht, der Schönheit jene Ungestalten mit drei Köpfen, vier Händen, mit einer oder mehren Brüsten und den andern überladenen Attributen aufzuopfern. Die bildende Kunst scheint bei den Indiern wie bei den Aegyp-

tern, vom Relief ausgegangen zu seyn; wie weit aber ihre Fortschritte darin gewesen seyn mögen, können wir bei den wenigen, bisher bekannten, Abbildungen, noch keineswegs mit Sicherheit beurtheilen. Die Kunst, flach gehaltene Reliefs zu bearbeiten, scheint den indischen Künstlern fremd geblieben zu seyn; vielleicht weil das Meiste auf den Eindruck, den das Ganze, und dieses aus einer gewissen Ferne gesehen, machen würde, berechnet seyn mußte. Aber die Kunst gewohnte sich bei ihnen gleich von Anfang an die kolossale Formen. Fast alle Göttergestalten sind kolossal, von 11 bis 12 Fuß Höhe; aber das Verhältniß der Dienenden wurde durch eine kleinere Statur, bis zu Zwergen herunter ausgedrückt. Die Wände wurden, wenigstens in Ellore, mit einem Mörtel, Tschuna, überzogen, der sich mit dem Fortgange der Zeit immer mehr verhärtete. Die Malerei mußte dann die Skulptur beleben; denn die Bildwerke an den Mauern waren, sowie in Aegypten bemalt. Das indische Klima nicht so trocken wie das ägyptische, scheint der Erhaltung der Farben wenig gewesen zu seyn; aber in den Grotten von Ellore findet man doch allenthalben die Beweise davon. Von dem Relief ging die Kunst, gleichsam von selbst, zu den Statuen fort; indem mehre der Reliefs so erhaben gearbeitet sind, daß sie nur am Rücken mit dem Felsen zusammenhängen. Der Charakter des Kolossalen ward auch auf die Statuen angewandt; und zwar nicht bloß auf Götterbilder, sondern auch, und zwar besonders, auf Thiere; wie Elephanten, Stiere, Löwen u. s. w., welche theils, das Verhältniß zu den übrigen Anlagen erfordert; theils aber schon aus der indischen Mythologie hervorging. Auch fabelhafte Thiere waren dieser nicht fremd; aber noch fehlt es uns an treuen Abbildungen, um sie mit denen der Perser und anderer Völker vergleichen zu können. Die Idee von Säulen ging in Indien von selbst aus dem Bedürfniß hervor, Pfeiler stehen zu lassen, welche die Decke des ausgehöhlten Felsens stützen. Die Gestalt dieser Säulen kann also keineswegs so schlank wie die der griechischen seyn; doch nimmt man bei mehren derselben ein sichtbares Streben wahr, ihre Gestalt so schlank, als die ungeheure Last, die sie zu tragen haben, es irgend erlaubt; und welche Verwüstungen auch sonst die Hand von Zeit zu Zeit an diesen Werken ausgeübt hat, so scheinen doch die Säulen und Pfeiler durchgehends ihr getrotzt zu haben. Nicht ohne Grausen, wenn man jene ungeheure Last mit der anscheinenden Schwäche ihrer Stützen vergleicht, tritt man in mehre Grotten. Dieß zu berechnen oder zu schützen, mochte keine geringe Kunst des Baumeisters erforderlich seyn. In den Formen und in den Verzierungen dieser Säulen findet schon nach den wenigen Abbildungen, die wir davon haben, eine große Verschiedenheit statt, wenngleich die Säulen in derselben Grotte auch dieselben Maße und Gestalten haben. Die Länge der Schäfte, im Verhältniß gegen die Dicke, ist sehr verschieden; die Schäfte sind zuweilen, wie in der Grotte von Kennery auf Salsette, mit Knäufen versehen, die man an ihnen gelassen hatte, sie zu verstärken. Die Capitäle konnten nach ihrer Bestimmung nicht so fein gearbeitet seyn, wie in den Gebäuden über der Erde; nicht selten scheint die Idee des Ganzen von Pflanzen, besonders vom Lotus hergenommen zu seyn. Die genauere Charakteristik derselben, die ohne Abbildungen doch kaum verständlich seyn würde, müssen wir den Baukünstlern überlassen; aber neben den Säulen müssen noch besonders Obelisken erwähnt werden, die sich jedoch, so viel uns bewußt ist, nur in den Grotten von Ellore finden. Der einzige bisher abgebil-

dete, von runder Form, erregt zwar den Verdacht, daß es ein Phallus seyn solle; indeß bemerkt Malet ausdrücklich, daß zwei andre von viereckter Gestalt da seyen.

Indische Literatur. Schon der Ausdruck, indische Literatur, ist sehr unbestimmt: gewöhnlich denken wir dabei zunächst an die Sanskrit-Literatur; doch diese Sprache ist keineswegs die einzige, welche in Indien als Schriftsprache gebraucht und ausgebildet ward. Auch andere Dialekte, auch solche, die nicht mehr zu den lebenden gehören, wie das Prakrit, genießen eines ähnlichen Vorzugs; und selbst die noch jetzt lebenden Mundarten sind nicht arm an Werken der Prosa und besonders der Poesie; welche die Nation für classisch betrachtet. Weil aber die Sanskrit-Sprache einen großen Vorzug vor allen andern behauptet, die heilige heißt, und in ihr die Haupt-Werke abgefaßt sind, so soll auch hier auf ihre Literatur zunächst Rücksicht genommen werden. Als das älteste Werk wie des Sanskrit, so der ganzen indischen Literatur, ja in einem gewissen Sinne die Quelle, aus der sie geflossen ist, werden uns die Vedas genannt. Bei jeder Gelegenheit werden sie erwähnt als die Bücher, deren Lesung den Braminen befohlen ist; als die Quellen der Religion, als von Brama selber mitgetheilt. Die Sammlung der heiligen Schriften, welche wir die Vedas nennen, bilden zwar zusammen ein Ganzes als Sammlung, zerfällt aber in vier Theile, die als ebenso viele Vedas betrachtet und durch eigne Namen unterschieden werden. Sie heißen die Rigveda, der Yajusveda, der wieder in den weißen und schwarzen sich theilt, der Samaveda und der Atharveda. Die Namen der drei ersten Vedas kommen von der verschiedenen Beschaffenheit und Bestimmung der darin enthaltenen Gebete her, die bei feierlichen Gelegenheiten gebraucht wurden. Sind diese metrisch, so heißen sie Rich; sind sie in ungebundener Schreibart, Jajusch; und insofern sie zum Gesange bestimmt sind, Saman. Der vierte Veda enthält zwar auch Gebete, aber nicht solche, die bei denselben feierlichen Veranlassungen, wie die in den drei andern, gebraucht wurden, sondern bei andern, und unterscheidet sich dadurch von jenen. Jeder der Vedas besteht aus zwei Theilen, aus Gebeten — Mantras — und Vorschriften — Brahmanas. Die vollständige Sammlung der Hymnen, Gebete und Anrufungen, die zu einem Veda gehören, heißt dessen Sanhita. Alles Uebrige gehört zu den Brahmanas. Diese enthalten Vorschriften, welche Religionspflichten einschärfen; Maximen, die diese Vorschriften erklären, und Stücke, die sich auf Theologie beziehen. Die letztern heißen Upanischads. Indeß darf man bei der jetzigen Anordnung der Vedas sich die Absonderung dieser verschiedenen Stücke nicht zu scharf denken. Einige Upanischads sind Theile des Brahmanas; andere stehen in ganz abgesonderter Form und noch andere sind selbst Theile des Sumhita. Ein Haupttheil der Vedas also besteht aus Hymnen und Gebeten. Die des ersten Vedas sind meist Lobpreisungen, in 10.000 Versen oder vielmehr Stanzen, in verschiedenen Versarten. Sie werden Heiligen, Rischis, in den Mund gelegt, die, sowie die Gottheiten, an die sie gerichtet sind, darin genannt werden. Oft sind die Rischis offenbar die Verfasser. Es sind theils Braminen, zuweilen aber auch Könige. Der andere Theil des Veda besteht aus den Brahmanas und Upanischads. Brahmanas ist der allgemeine Name für die sammtlichen Theile der Vedas, die nicht zu den Sanhitas gehören. Einen Haupttheil davon machen die Upanischads aus; ein Name, der nicht, wie man ihn oft übersetzt,

Mysterien, sondern die Wissenschaft selbst und die Schriften, worin sie gelehrt wird. So sind also die Upanischads die eigentliche Grundlage der indischen Theologie, indem sie die Untersuchung sowohl über die Gottheit selbst, als über die Welt, die Natur der Seele u. s. w. enthalten. Zwar enthält jeder Veda auch Upanischads; allein in den beiden ersten machen sie nur den geringern Theil aus; dagegen enthält der Samaveda die längsten und abstractesten Untersuchungen dieser Art; und auch in dem Vierten, oder Atharveda, füllen die Upanischads die größere Hälfte aus. Die Upanischads sind in verschiedenen Formen, häufig in Dialogen, die zwischen Gottheiten, Elementen, Rischis und Göttern ꝛc. gehalten werden. Die Upanischads, Eröffnungen, hat Anquetil du Perron unter dem Namen Upnekhat in lat. Uebers. eines verfälschten und obendrein mißverstandenen Auszugs in pers. Sprache, Strasb. 1801, 2 Bde., 4., herausgegeben. Oberst Polier, der lange in Indien gelebt hat, hat dem brit. Museum eine vollständige Abschrift der Vedas in 11 Bdn. überreicht, wovon aber nichts weiter verlautbar worden ist. An die Vedas schließen sich unmittelbar die Gesetze des Menu, und umfassen in 12 Abschnitten sowohl die Vorschriften des öffentlichen als des Privatrechts. Sie werden dem Menu, mit dem die Reihe der mythischen Könige beginnt, dem Enkel des Brama und Vater des Brigu, zugeschrieben; womit nach der indischen Art sich auszudrücken, nichts anders gesagt seyn kann, als daß sie göttlichen Ursprungs und das älteste Gesetzbuch der Nation seyen. Brigu macht sie den Weisen oder Rischis bekannt, die ihn deßwegen befragen. Sie stehen in der engsten Beziehung auf die Vedas, wenigstens auf die drei ersten, die fast auf jeder Seite angeführt werden; mit Recht mag man also sagen, daß sie aus ihnen abgeleitet sind und die Vedas als die Quelle der Gesetzgebung betrachtet werden. Die Gesetze des Menu sind metrisch, zwar in Sanskrit, aber gleich den Vedas in einem veralteten Sanskrit abgefaßt. Ferner, die Gesetze des Menu schließen sich in Rücksicht auf Religion und Cultus genau den Vedas an. Dieselben Gottheiten, nicht aber die, welche die Dichter feiern, kommen in ihnen vor. Von den Verordnungen des Menu, engl. von W. Jones, Calcutta 1796, deutsch von Hüttner, erschien eine neue Ausg. mit dem Sanskrit-Text und der engl. Uebers. von Hougthon, Prof. am East India College, 2. Bde., 4., London 1827. — Die Frage: inwiefern eine Philosophie unter den Indiern sich gebildet habe, können wir zwar einigermaßen, keineswegs aber so beantworten, daß wir diese Philosophie aus ihren Schriften selber darlegen können. Von ihren philosophischen Sastras ist noch keiner bisher übersetzt, oder auch nur im Auszuge mitgetheilt worden. Der einzige, dem Vyasa zugeschriebene, den Jones im Original las, war kurz, sehr dunkel und bestand in schön modulirten Senteuzen. Die genaueste Nachricht darüber gibt der Ayeen Acberi, der die 9 verschiedenen Schulen durchgeht, und die Schriften, worauf sie sich gründen, anführt. Auch die Philosophie floß aus den Vedas. Dieß lehrt schon der Umstand, daß die Hauptschule der indischen Philosophie auf Vyasa, den Sammler der Vedas und Lehrer des Jaiminis, zurückgeführt wird, dessen Schrift durch ihren Namen Vedanta schon ihren engen Zusammenhang mit den Vedas, als der Quelle, woraus ihre Lehre geflossen sey, bezeugt. Die Upanischads geben durch ihre mystische Dunkelheit der Speculation einen überreichen Stoff. Es konnte nicht anders seyn, als daß hier Verschiedenheit der Meinungen entstand

und daraus also die verschiedenen Sekten hervorgingen, welche der Ayeen Acberi aufzählt und unterscheidet. Es ist gewiß hier, wo der grübelnde Charakter dieses Volks, der mit seinem Hange zum beschaulichen Leben in so enger Verbindung steht, sich am deutlichsten zeigt. Aber eben diese unauflösliche Verbindung zwischen Philosophie und Religion, lehrt auch bereits, daß eine freie Entwickelung des philosophischen Geistes, wie sie der Occident kennt, hier nicht zu erwarten stehen kann. Die indische Philosophie scheint einen ähnlichen Gang mit der Scholastik im Mittelalter genommen zu haben. Sie ist ebenso spitzfindig wie diese, ward ebenso vorzugsweise zur Dialektik, und die Verschiedenheit der Schulen scheint auf ebenso feinen Distinctionen zu beruhen, als es bei diesen der Fall wurde. Allerdings hat sich zwar bei den Indiern auch eine praktische Philosophie gebildet; die Moral ist nicht gänzlich vernachlässigt worden, aber ihre moralischen Schriften scheinen nicht mehr als bloße Maximen, oder auch Lehren in Dichtungen gehüllt, zu enthalten. Werke, welche mit denen der Stifter und Ausbildner der griechischen Moralsysteme verglichen werden könnten, sind wenigstens bisher nicht bekannt geworden. — Als ein Zweig der philosophischen Studien der Indianer kann das der Grammatik des Sanskrit betrachtet werden. Wie bei den andern wissenschaftlichen Fächern wird auch hier ein Schriftsteller als der eigentliche Schöpfer der Wissenschaft betrachtet. Panini, dessen Sutras die Indier wenigstens für das älteste grammatische Werk erklären, das sie besitzen, wird von ihnen ohne genauere Bestimmungen doch in die entfernten Zeiten hinaufgerückt, wo die gottbegeisterten Weisen als Lehrer der Wissenschaften auftraten. Er heißt der Enkel des Devala, eines inspirirten Gesetzgebers. Nach dem Urtheil dieses Kenners, stehen alle Theile derselben in einem so engen Verhältniß gegen einander, daß sie das Werk Eines Mannes seyn muß. Dieß scheint doch aber schon ein vorhergegangenes Sprachstudium zu verrathen, und Panini selber citirt auch öfter ältere Grammatiker. Eine Folge dieses grammatischen Studiums war die Entwerfung von Wörterbüchern. Das berühmteste derselben ist das „Amera Csha", dessen Verfasser, Amera Sinha, an dem Hofe des Vikramaditya lebte. Es ist ein in Versen geschriebenes Sachwörterbuch, in welchem in 17 Abschnitten die Namen der Götter, Menschen, der Gestirne, Elemente, Wissenschaften, Berge, Flüsse u. s. w. erklärt werden; und ist wiederum der Stoff für zahlreiche Commentatoren geworden, die sich bestrebten, die Ableitungen der Wörter aufzufinden, indem sie sie auf ihre Wurzeln zurückführen. — Die verschiedenen Zweige der Poesie, die erzählende wie die dramatische, die lyrische wie das Lehrgedicht und die Fabel, sind alle in der Sanskrit-Literatur aufgeblüht und haben herrliche Früchte getragen. Wenn man jedoch sie gegen einander vergleicht, so kann es gar keinem Zweifel unterworfen seyn, welcher Gattung vor den übrigen der Preis gebührt. Die Indier selbst sprechen denselben ihrer epischen Poesie zu. Die großen und classischen Werke derselben werden von ihnen als Zweige ihrer heiligen Literatur betrachtet. Sie werden, so gut wie die Vedas, in die entferntesten Zeiten hinaufgerückt und ein göttlicher Ursprung wird ihnen auch eingeräumt. An epischer Poesie hängt vorzugsweise die Bildung der Nation; denn durch sie bildete die indische Götterwelt sich aus, und sie ward wiederum die Hauptquelle der übrigen Gattungen der Poesie, sowie der Kunst. Die indische Literatur ist reich an Epopöen: die ältesten

classischen Werke der Nation erzeugten eine Menge Nachahmungen, so gut wie die Gesänge des ionischen Barden. Aber sowie in der griechischen Literatur die „Ilias“ und die „Odyssee“ vor allen andern hervorglänzen; so in der indischen der „Ramajan“ und der „Mahabarat“. Der Gegenstand des erstern Gedichts ist der Sieg des göttlichen Helden Rama über Ravuna, den Fürsten der Rakschus, oder der bösen Genien. Man kann also allerdings sagen: es liege eine Allegorie dabei zum Grunde, indem es der Sieg des Guten über das Böse andeuten soll. Ob aber ein episches Gedicht allegorisch oder nicht, hängt nicht sowohl von dem Gegenstande, als von der Behandlung ab. Diese ist aber in dem „Ramajan“ nicht allegorisch, sondern rein episch; allein episch auf indische Weise. Die Rakschus hatten die Oberhand bekommen über die guten Götter, und waren ihnen unbezwinglich, weil sie das Versprechen der Unverletzbarkeit von ihnen erhalten hatten. Nur ein Sterblicher konnte deßhalb Ravuna bezwingen; aber ebenso wenig ein bloßer Sterblicher. So ergeht daher das Anliegen der Götter an Vischnu, einen der ersten unter ihnen, daß er Mensch werden möge. Vischnu bewilligte dieß; aber so, daß er sich in vier Theile zersetzt, und in vier Brüder, unter denen Rama der erste ist, sich vermenschlicht. So hat also der Dichter einen Gottmenschen als Hauptheldeu seines Gedichts. Er besiegt und erlegt den Ravuna, und kehrt alsdann selber, aber begleitet von dem Volke, das er hienieden beherrschte, in seinen Himmel zurück. Dieß ist mit wenig Worten der Hauptgegenstand des Gedichts; allein die Ausführung und die Behandlung ist so unermeßlich reich, daß es in der Hinsicht mit jeder andern Epopöe die Vergleichung aushalten kann. Der „Mahabarat“ ward, auf Befehl Akbar d. Gr., ins Persische übersetzt. Eine größere Episode daraus, „Bhagavat Gita“, haben Wilkens, Parraud, Peyben Herder, Schlegel, „Ueb. die Indier“ und „Gesch. d. a. u. n. Lit.“, I, 183, wo es „Handb. der indischen Mystik“ genannt wird, und St. Majer; eine andre, betitelt „Nalus“, im Original mit lat. Uebers., Paris und Strasburg, in deutsch. Uebers. von Bopp, Kosegarten, Jena 1820, gegeben. Najah Behrut herrschte in der Stadt Hastnapur, der Hauptstadt Indiens. Von ihm stammte im siebenten Gliede Najah Chuterberi, der zwei Söhne hinterließ. Der ältere, Dertraschter, war blind. Er hatte 101 Söhne; sie hießen die Coros, Kowrewan; der älteste derselben war Durdjohn. Pandu hatte fünf Söhne, Judister, Bimsin, Arjun, Nekul und Seddu; sie hießen die Pandos. Nach dem Tode des Pandu wurde zwar der blinde Dertraschter König; allein Durdjohn riß alle Macht an sich; und weil er fürchtete, daß das Regiment an die Pandos käme, suchte er sie zu vernichten; indem er ihre Wohnung, mit Pech und anderm Brennstoff angefüllt, anzündete. Aber die Pandos entkamen, wiewohl Durdjohn glaubte, sie seyen verbrannt, durch die Wüste nach der Stadt Cumpela. Bald wurden sie groß durch Tapferkeit und Freigebigkeit, und Durdjohn beschloß das Reich mit ihnen zu theilen. Er gab ihnen die eine Hälfte mit Delhi und behielt für sich die andere mit Hastnapur. Aber als Judister sich auszeichnete, ward bald der Neid von Durdjohn rege; er lud sie zu einem Feste ein und gewann ihnen hier im Bretspiel durch falsche Würfel alle ihre Besitzungen ab. Sie hatten bei dem letzten Wurf versprochen, im Fall sie verlören, auf 12 Jahre in die Einsamkeit zu gehen und sich dann zu verbergen. Dieß geschah; aber als auch nach ihrer Rückkunft Durdjohn sie mit Grausamkeit behandelte,

ergriffen sie die Waffen. Eine 18tägige Schlacht an dem See Kurkhet gab ihnen den Sieg; Durdjohn kam um und die Pandos behielten den Thron. Der „Ramajan“ und „Mahabarat“ bestimmten den Charakter des indischen Epos und gewissermaßen der ganzen indischen Poesie. Dieser Charakter besteht zunächst darin, daß ihr so wenig das rein Menschliche genügt. Die in ihnen auftretenden Personen sind entweder geradezu höhere Wesen, oder auch, wo sie als Menschen erscheinen, doch fast nie bloße Menschen. Die indische Religion kennt mehre Mittel, sowohl die Menschen den Göttern, als die Götter den Menschen zu nähern. Die hohen Weisen, die durch stetes Studium der Vedas, durch Meditationen in der Einsamkeit und durch anhaltende Büßungen sich gereinigt haben, die Rischis und Munis, stehen auf gleicher Stufe mit den Devas, oder erheben sich selbst noch über sie. Auch ihr Platz ist in jenem Himmel, wo Indra, der Fürst des Firmaments, wo Vishnu, wo Schiva wohnen, zu deren Gefolge und Hofstaat sie gehören; ja sie können sich selbst bis zum Muft, der höchsten Seligkeit in der völligen Vereinigung mit der Gottheit, erheben. Aber noch wichtiger ist jene Vermenschlichung der Gottheiten, oder Incarnation. Sie ist gleichsam die Basis des indischen Epos, ohne welche es in seinen Formen gar nicht bestehen konnte. Diese Incarnationen bestehen darin, daß die höhern und niedern Devas und Devenies es sich gefallen lassen, auf eine Zeitlang menschliche Natur anzunehmen, geboren zu werden, in menschliche Verhältnisse zu treten, um gewisse Zwecke zu erreichen, die nur so erreicht werden können. Die immer spielende indische Phantasie hat diesen oft ins Künstliche getrieben. Auch die vermenschlichten Gottheiten bleiben dann doch zugleich in ihren Verhältnissen im Himmel; und Vishnu, während er als Krischna auf der Erde wandelt, residirt nicht minder in seinem Baikunt dort oben. Dieselbe Gottheit incarnirt sich zugleich in mehre; oder während noch die erste Incarnation fortdauert, entsteht schon eine zweite. Diese Ausgeburten der indischen Phantasie mögen allerdings der Kritik des Europäers Blößen darbieten; die Incarnationen überhaupt sind aber darum nicht minder der große Hebel der indischen Poesie, vor allem des Epos. Die sämmtlichen höhern Wesen der indischen Religion werden dadurch erst für das Epos brauchbar; es steht in der Gewalt des Dichters, wie und in welcher Gestalt er sie will auftreten lassen. Aus dieser Vernachlässigung des rein Menschlichen scheinen sich auch folgende auffallende Eigenheiten des indischen Epos zu erklären. Die indischen Gottheiten konnten nicht Ideale körperlicher Schönheiten werden, wie die griechischen in allen ihren Hauptmodificationen. Es wird einzelnen derselben zuweilen Schönheit im Allgemeinen beigelegt; allein der indische Dichter trägt auch ebenso wenig Bedenken, ihnen Attribute zuzueignen, die mit der Idee reiner menschlicher Schönheit nicht bestehen. Die blaue Farbe von Vishnu, die vielen Arme und Köpfe, und ähnliche Entstellungen, die der griechischen Mythologie fremd blieben, geben davon die Belege. Eben deßhalb scheint ferner die Grenzlinie zwischen dem Wunderbaren und dem Abenteuerlichen dem indischen Epos ganz unbekannt geblieben zu seyn. Ein zweiter, nicht weniger hervorspringender, Hauptzug des indischen Epos liegt darin, daß es das Epos einer Priesterkaste ist. Keine andere Eigenthümlichkeit desselben spricht sich so laut aus. Nicht nur der Hauptgegenstand ist religiös; sondern auch der ganze Kreis der Dichtung dreht sich in religiösen Vorstellungen und Bildern herum. Welches Al-

ter man auch dem „Ramajan“ und „Mahabarat“ beilegen will, so kann das indische Epos sich nur in einem Zeitraum ausgebildet haben, als die Braminenkaste in ihrer ganzen Glorie dastand. Alles darin ist auf die Verherrlichung jener Kaste, nicht selten auf eine keineswegs sehr zarte Art, berechnet. Bei so vielen Nationaleigenthümlichkeiten trägt das indische Epos doch auf eine auffallende Weise den allgemeinen orientalischen Charakter des Märchenhaften. Die beständigen Episoden, wenn sie gleich an den Faden des Ganzen geknüpft sind, können doch als ebenso viele einzelne Märchen betrachtet werden; wie der „Ramajan“ davon die Beweise in Menge gibt, und der „Mahabarat“, könnten wir ihn lesen, sie nicht weniger darbieten würde. Eben dadurch wird das indische Epos so geschickt dazu, Volkspoesie zu werden. Dürfen wir uns also noch über den gewaltigen Einfluß wundern, den das indische Epos auf die Ausbildung der Volksreligion, auf die indische Kunst, auf die andern Zweige der Poesie, mit Einem Worte, die es auf die ganze Cultur der Nation überhaupt hatte? Dürfen wir uns wundern, wenn die Nation ihre großen Epopöen überhaupt neben die Vedas stellt? An jene beiden großen Epopöen schließen sich zunächst die Puranas an. Auch sie gehören zu den Schastras, die allgemeine Benennung, womit die heiligen Schriften bei den Braminen belegt werden. Die Puranas sind mythologische Gedichte, wenn man diesen Begriff in dem weitern Sinne faßt, daß sie nicht bloß Göttergeschichten, sondern auch Lehren enthalten. Sie sind die Quellen der Volksreligion, der Geschichte, der Geographie und andern Kenntnisse, insofern man diese in einem Mythenkreise erwarten kann. Jeder Purana, sagt Colebrook, umfaßt fünf Gegenstände. Eine Kosmogonie, oder die Lehre von der Entstehung und Erneuerung der Welt; eine Genealogie der Götter und Helden; eine Chronologie nach den fabelhaften Systemen des Volks; und eine heroische Geschichte, welche die Unternehmungen der Halbgötter und Helden erzählt. Die Puranas stehen in der Mitte zwischen der Epopöe und dem Lehrgedicht. Sie nähern sich der ersten durch die vielen Mythen, die in ihnen erzählt werden; aber, ohne alle epische Einheit, die bei allem Reichthum von Mythen doch im „Ramajan“ und „Mahabarat“ herrscht, können sie auch keineswegs Epopöen genannt werden. Ihr Zweck ist Unterricht und schon dadurch kommen sie dem Lehrgedicht näher; noch mehr aber durch die dialogische Form, welche in ihnen die vorherrschende ist; denn gewöhnlich ist es einer der großen Weisen, der lehrbegierigen Schülern den Unterricht ertheilt. Die lyrische Poesie war bei den Hindus wie bei den Griechen unzertrennlich von Gesang und Musik; wie sie es auch noch gegenwärtig ist; beide wurden von ihnen zugleich theoretisch behandelt und mußten ähnliche Fortschritte machen; aber die indische Lyrik übertraf darin die griechische, daß sie zugleich die gereimte und die reimlose Versart kannte. Als der erste ihrer lyrischen Dichter wird von der Nation selber Jajaveda gepriesen. Dem Fleiß der Briten verdanken wir die Uebersetzung des „Gita Govinde“, des Meisterwerks des Jajaveda. Das Original ist in gereimten Stanzen. Der Stoff ist aus der epischen Poesie, aus dem „Mahabarat“ geschöpft, und das Ganze mehr eine Idylle, mit lyrischen Gesängen untermischt. Nur ein Schäferdrama nennt man es mit Unrecht; da es nichts von der dramatischen Form hat. Der Gegenstand dieses Gedichts ist aus der Geschichte des Krischna hergenommen, wie er als Hirt und Jüngling unter den Hirtinnen, den Gopis,

weilte, und sich den Freuden der Liebe überließ. Radha, die schönste unter ihnen, glaubte sich vernachlässigt und zurückgesetzt durch die Liebesungen, die er Andern erweiset. Sie ergießt sich in Klagen; eine ihrer Freundinnen wird die Vermittlerin; sie führt Krischna zu ihr zurück, der mit ihr die Geheimnisse der Liebe feiert. Ist gleich das Ganze an den Faden einer Handlung gelnüpft, so ist es doch kein Drama; sondern vielmehr eine Reihe von Gesängen, welche sich an jeden Faden reihen. Den Geist der erotisch-lyrischen Poesie bei den Indiern lernt man vollkommen daraus kennen. Das Ziel der Liebe ist sinnlicher Genuß; sie selber mehr Begierde als Leidenschaft. Der „Gitagovinda“ macht gleichsam den Uebergang zu der dramatischen Poesie. Die glänzende Periode des indischen Dramas ist indeß insofern nicht zweifelhaft, daß dieses das Zeitalter des Kalidas oder Kalidasa, 900 v. Chr., ist. Er wird, wie es scheint einstimmig, für den ersten ihrer dramatischen Dichter erklärt; wiewohl nur zwei Stücke von ihm vorhanden sind. Die Nation erkennt selbst seine „Sakontala oder den Schicksalring“ als das erste ihrer dramatischen Werke an. Auch in ihm erscheint jedes Eigenthümliche der indischen Poesie, daß ihr nicht das reine Menschliche genügt, und stets das Göttliche als den Hauptgegenstand ihrer Dichtung betrachtet, dem der Mensch und das Menschliche ganz untergeordnet ist und nur dem Höhern dient. So sind beide Hauptpersonen mehr als Menschen ihrer Abkunft und ihrer wirklichen Verbindung mit den Göttern nach: Sakontala, das reine unschuldige, holde Mädchen, ist zwar die Tochter eines Rajah, aber von einer Devanie, einer Untergöttin; Duschmanta, der König, aus dem Stamme der Purus, leitet sein Geschlecht vom Monde her und ist ein Freund und Genosse des Gottes Indra. Die Briten haben Kalidas den indischen Shakspeare genannt; und in Wahrheit, die Geistesverwandtschaft der beiden Dramatiker scheint fast noch enger zu seyn, als die der epischen Dichter. Die Handlung der Sakontala, wie einfach auch an sich, ist doch von nicht geringerm Umfange als die der großen Werke des Briten. Ort und Zeit beschränkten ihn so wenig wie diesen; Einheit der Handlung ist die einzige Einheit, die auch Kalidas anerkennt. Auch er verschmäht es nicht, Scenen des gemeinen Lebens dem höhern einzuflechten, wo der Gegenstand es erfordert; aber die Wahrheit und Lebendigkeit der Darstellung ist sich immer gleich, welche Scenen und welche Personen, ob Götter und Fürsten, oder Fischer und Polizeidiener er uns vorführt. Das Liebliche und das Rührende steht ihm nicht minder zu Gebote, als das Furchtbare und das Erhabene. Aber auch das Komische verschmäht er nicht ganz; wenn er gleich nur sparsam und mit Vorsicht es gebraucht. Ist der Ausdruck der Leidenschaft vielleicht nicht so heftig bei ihm, als bei dem britischen Dichter; so vergesse man nicht, daß Beherrschung der Leidenschaften die große Aufgabe für den indischen Weisen ist. Die Poesie keiner andern Nation hat so sehr den Charakter des Didaktischen, als die indische. Zu lehren und sich belehren zu lassen wird bei keinem andern Volke des Orients in dem Maße als die Aufgabe und Bestimmung des Lebens betrachtet; wie konnte es anders seyn, als daß dieses auch auf die Poesie zurückwirkte? Ein großer Theil der Vedas, die Upanischads, müssen nach Dem, was oben von ihnen gesagt, als philosoph. Lehrgedichte betrachtet werden; nur aber in dem Sinne, daß die Philosophie unauflöslich mit der Religion verschlungen bleibt. Nicht anders ist es mit einem großen Theil der Puranas, besonders den Kosmo-

gonien und Theogonien, die ſie enthalten. Wenn das philoſophiſche Lehrgedicht nach dem ganzen Charakter der Nationalcultur in dem engen Verhältniß zu der Religion blieb; ſo ſcheint ſich dagegen das beſchreibende davon losgemacht zu haben. In dieſe Gattung gehört ein Lehrgedicht des Kalidas, „Ritaſanhara oder die Jahreszeiten“, das in Calcutta in Sanſkrit gedruckt ward, wovon aber Jonas in ſeinen Werken nur den Titel und eine kurze Nachricht mittheilt. Mit keinem zierlichen Werke, ſagt er, kann man das Studium des Sanſkrit beginnen. Jede Zeile des Kalidas iſt auf das Aeußerſte gefeilt, jede Stanze des Gedichts gibt eine indiſche Landſchaft, immer ſchön, zuweilen mit ſtarken Farben, aber nicht unnatürlich. Von größerm Umfange iſt ein anderes indiſches Werk, das wir unter dem Titel des „Hitopadeſa“ haben. Er iſt urſprünglich daſſelbe, das unter dem Titel der Fabeln des Pitpay in mehre Sprachen des Orients und Occidents übertragen iſt. Die „Hitopadeſa“ iſt ein Sittenbuch in Fabeln vorgetragen, zum Unterricht von Prinzen verfaßt. Raa Sudersana in der Stadt Pataliputra hatte ungerathene Söhne; er übergibt ſie dem Weiſen Viſchnuſarman zum Unterricht, der unter der Hülle von Fabeln ihnen die Sitten- oder Klugheitslehre vorträgt. Das ganze Werk iſt in vier Bücher getheilt: über die Erwerbung der Freundſchaft, den Bruch der Freundſchaft, über den Krieg und über den Frieden; als diejenigen Gegenſtände, deren Beurtheilung für Prinzen von beſonderer Wichtigkeit iſt. Die Fabeln des „Hitopadeſa“ nähern ſich allerdings mehr der Aeſopiſchen Fabel; doch gilt von ihnen die Bemerkung, daß die Thiere nicht bloß nach dem Charakter, den wir ihnen beizulegen pflegen, ſondern überhaupt als vernünftige Weſen ſprechen. Vgl. A. W. v. Schlegel's, des Beförderers der ind. Lit. in Deutſchland, „Indiſche Bibliothek“, Bonn 1820, H. 1; Niklas Müller, „Glauben, Wiſſen und Kunſt der alten Hindus ꝛc.“, Mainz 1822. Mit Anfange dieſes Jahrh. iſt auch die ind. Literatur in Europa aufgeblüht. Das erſte große Werk, welches in altindiſcher Sprach in Europa gedruckt worden, war „Hitopadeſa“, 1810. Schon 1808 erſchien Wilkins's Grammatik mit Typen, welche auch von Bopp gebraucht worden ſind. Dann überſetzte H. H. Wilſon eine Auswahl von ind. Dramen aus dem Sanskrit ins Engl., und Langlois aus dem Engl. ins Franz. mit mytholog. u. a. Erklärungen. 1828 gab Durſch in Berlin das Sanskritgedicht Ghatakarparam, oder das zerbrochene Gefäß, mit einer Ueberſetz. und mit Erläuter. heraus. — Jetzt iſt man von der Ueberſchätzung der ind. Weisheit zurückgekommen, ſeit man weiß, daß Wilford ſich von Braminen täuſchen ließ, die Alles, was er ſuchte, ihm vorlogen. Insbeſondere hat Colebrooke die Verfälſchung entdeckt, durch welche die Braminen ihre Literatur veredeln wollen. Auch die wilde, ungeheure Phantaſterei, welche in der erzählenden Poeſie der Indier herrſcht, ſtimmt mit unſern Begriffen vom Schönen nicht überein.

Indiſche Mythologie und Religion. Schwerlich wird ſich ein Volk auffinden laſſen, bei welchem Weisheit und Thorheit, das Ehrwürdigſte und das Gaukelhafteſte, in ſo enger Verwandtſchaft mit, einander aufzutreten ſcheinen, als bei den Hindus. „Die Hauptidee der Braminen von Gott, ſagt Herder, iſt ſo groß und ſo ſchön, ihre Moral ſo rein und ſo erhaben, ja ſelbſt ihre Märchen, ſobald Verſtand durchblickt, ſind ſo fein und ſo lieblich, daß ich ihren Erfindern, auch im Ungeheuern und im Abenteuerlichen, nicht ganz den Unſinn zutrauen kann, den wahrſcheinlich nur die Zeitfolge im Munde des Pöbels darauf aufhäufte“. Sicher

bleibt es ein Beweis sehr antiker und seltener Bildung, daß während wir bei der übrigen gesammten alten Welt unter und neben der Larve des vielartigen Götzendienstes, neben Menschen- und Thieropfern kaum die Spuren der reinen Idee eines einzigen, über Alles erhabenen Urwesens und Schöpfers aller Dinge vorfinden, der Brachmane schon Jahrtausende vor den Zeiten der Griechen nicht bloß diesen Begriff zur Grundlage seines Glaubens machte, sondern selbst darauf die Lehre der reinsten uninteressirtesten Tugend als Nachahmung Gottes lehrte, und die Unsterblichkeit, die Belohnung der Tugend zwar auf das Entscheidenste behauptete, aber doch jener ersten Lehre zur Seite gehen ließ. Die Idee der Unsterblichkeit, das ist Hoffnung und Wunsch zum ewigen Daseyn, ist mit der Selbstigkeit eines jeden Individuums so innig amalgamirt, daß sogar die rohesten Fetischanbeter von jeher darauf Anspruch machten. Allein ein unsichtbares, von uns allen bekanntes zu abstrahirendes Wesen bestimmt anzunehmen, und ihm das Erschaffen von allem Sichtbaren zuzuschreiben, dieß Wesen nicht bloß aus Selbstigkeit für die eigene Nation, sondern für alle übrige Völker und alle organische und unorganische Körper mit höchster Weisheit und Güte Sorge tragen zu lassen, dieß durften sich selbst die Hebräer nie rühmen; denn ihr Gott war stets nur vorzugsweise ein Gott ihrer Väter, ein Gott der Israeliten. Und diese erste Grundlage des Religionssystems der Hindus, diese Idee von dem Urwesen aller Dinge, wie durchdacht, wie groß, wie erhaben steht sie da! Man höre nur die eigenen Worte eines ihrer sanskritanischen Bücher, oder vielmehr Gedichte, über den einigen wahren Gott Karta oder Ischora, Herr, oder Parabrama, nach Jones nur einsylbig Brahm, wohl zu unterscheiden von dem durch ihn geschaffenen Brama. In dem Commentar über eine Veda von Mahamuni oder dem großen Muni, heißt es: Was frei ist von aller Lust und Begier, das ist der Mächtige. Er allein — kein größerer ist als Er. Brahm; sein Geist ist verschlungen in sich selbst. Er, der Mächtigste, ist in jedem Theile des Raums gegenwärtig. Seine Allwissenheit ist von eigener Eingebung und sein Begriff begreift jeden andern. Von allen viel begreifenden Eigenschaften ist die Allwissenheit die größte. Für sie gibt es keine dreifache Art des Seyns; sie ist von allen unabhängig. Du, heißt es nach einer andern Erklärung, o Gott, bist das wahre, ewig selige, unwandelbare Licht aller Zeiten und Räume. Deine Weisheit erkennt tausend und mehr tausend Gesetze, und doch handelst Du allezeit frei und zu Deiner Ehre. Du warst vor Allem, was wir verehren. Dir sey Lob und Anbetung. Du allein bist der wahrhafte Bhagavan, Selige, Du das Wesen aller Gesetze, das Bild aller Weisheit, der ganzen Welt gegenwärtig, trägst Du alle Dinge. Sonne, Aether, Brama, Najarena, der Wasserbewegende, und Rudra, diese Götter sind so viel menschliche Vorstellungen und gemachte Personen. Dieß sey genug, zu zeigen, wie groß, ja wohl über Alles erhaben und rein, was wir von den übrigen Theogonien der Asiaten wissen, hier die Idee des höchsten Wesens, als Urhebers alles Erschaffenen, die alten Hindus gedacht haben. Aus jenem erhabensten Wesen ging aber, den dortigen Grundsätzen zufolge, nicht nur Alles hervor, sondern es kehrt ebenfalls in dasselbe wiederum zurück. Diese Emanation oder den Ausfluß aus dem großen Urwesen, welches das zweite wichtige Dogma der alten Brachmanen ist, lehren uns noch jetzt ihres heilige Vedams. Dieses Dogma mit dem kalten Pantelismus, der das Gute und Böse gänzlich für gleich-

geltend erklärt, anzunehmen, wäre, wie unſer geiſtvoller Schlegel ſehr richtig bemerkt, höchſt ungerecht. Die Emanation der Hindus macht nicht bloß den entſchiedenſten Unterſchied zwiſchen beiden, ſie ſtraft vielmehr durch ſchwere Verdammniß das Böſe, und lohnt mit ſteigender Glückſeligkeit das Reine, das Gute, das Göttliche. Aus Gott floß nämlich Alles rein und lauter aus, ward nur nachmals durch Leidenſchaft zum Böſen verdunkelt, kehrt aber nach vielfacher Büßung und Reinigung zur erſten erhabnen reinen Quelle, zur Gottheit, zurück. Der Ewige ließ nämlich, nach Einigen, zuerſt aus ſeinem Weſen, aus ſich ſelbſt, hervorgehen, die Göttin Bhawani, das iſt, die Natur, die große Erzeugerin; ſodann ein Heer von Geiſtern, unter welchen drei erhabene Weſen als Halbgötter, nämlich: Brama, Viſhnu oder Biſtno und Schiwa, die oberſte Stufe an Macht und Vollkommenheit einnahmen. Mehre dieſer obern Geiſter gibt der Schaſter namentlich an; ſie würden etwa Das ſeyn, was wir Erzengel und Thronen nennen. Von dieſen hohen Geiſtern nun ging, nachdem das ganze Heer von 1180 Millionen eine lange Zeit in Eintracht und Glückſeligkeit fortgelebt hatte, der Keim der Empörung aus. Stolz auf ihr Anſehen und ſchielend auf Brama's Vorzüge, verſagten die ihm zunächſt ſtehenden Geiſter, Engel, Moiſafur und Rabhan den Gehorſam. Sie zogen eine ſehr große Zahl der übrigen Geiſter mit ſich fort, und Brahm, der Ewige, befahl, nach vergeblichem Bemühen, ſie wieder zur Ordnung zurückzubringen, dem Sieb oder Schiva, dieſe Rebellen von der großen Höhe, dem Himmel, hinab in die Ordrah oder den Abgrund der Finſterniß zu ſtürzen. Hier litten ſie lange Zeiten harte Strafe, als endlich Brahm, durch die Fürbitte der drei oberſten Weſen Brama, Viſhnu und Schiwa, wie auch der übrigen treuen Heerſcharen bewogen, ſich nach harter und langer Büßung ihres Verbrechens wieder anzunehmen beſchloß. Er ertheilte dem Brama die Macht und den Befehl, im Verein mit der Göttin Bhawani die Körperwelt zu ſchaffen. Hier ſollten jene abtrünnige Geiſter die organiſchen Körper beleben, und indem ſie von einem Körper zum andern wandelten, von einem niedrigen zu einem höhern, beſſern hinaufſteigen, durch dieſes Durchlaufen und Leiden während dieſes Durchgangs mehr und mehr gereiniget werden, um der Wiederaufnahme würdig zu ſeyn. Hierdurch ward die Lehre von der Seelenwanderung, die Metempſychoſe, ein Hauptdogma der Hindusreligion. Jedes Thier, ja ſelbſt die Pflanzen, war von einem gefallenen Engel beſeelt, Alles war belebt. Es mußte alſo nicht nur eine zahlloſe Summe organiſirter zu belebender Körper entſtehen, ſondern es ward zugleich hierdurch eine Gradation, eine Stufenfolge unter dieſen Körpern gebildet, ſodaß der gefallene Geiſt als Seele zu ſeiner Reinigung von den niedrigern Körpern zu dem höchſten, zu dem Menſchen hinaufſteigen oder auch wieder herabſinken konnte, je nach dem Grade ſeiner Büßung und nach ſeinem Thun und Laſſen während dieſes irdiſchen Lebens. Die von mehren der heutigen Naturaliſten angenommene und oft beſtrittene Stufenfolge organiſcher Körper fand ſich alſo bereits in der ältern Religion der Hindus. Nimmt man hingegen jene Göttin der Natur, die Erzengerin, die Bhawani, als die früher erſchaffene an, ſo läßt ſich hier Vieles auf eine einfachere Weiſe erklären. Heißt es nämlich in der dortigen Mythologie, Brama habe ſich mit ſeiner Mutter vermählt, nämlich Brama habe vermittelſt der erzengenden Natur alles Uebrige der Körperwelt hervorgebracht, ſo fällt jener wunderbare Hermaphroditenzuſtand

hinweg. Diese Erläuterung scheint aber auch deßhalb paßlich, weil diese Göttin ebenfalls als Gattin der beiden übrigen früh geschaffenen Wesen, nämlich des Vishnu und des Schiwa, angenommen wird. Jene 3 Obergeister, die Dreieinigkeit der Hindus, dort Trimurti genannt, werden nun unter dem Bilde dreier mit einander vereinigter Menschenköpfe dargestellt. Dem Brama ward das Schaffen, dem Vishnu das Erhalten, dem Schiwa oder Siven das Zerstören zugetheilt. Hierdurch wird dann allerdings jene Idee oder Allegorie noch vernünftiger, diesen dreien die Bhawani, das ist, die Natur, selbst zur Gattin dienen zu lassen; denn durch sie wird ja Alles erzeugt oder geschaffen, durch sie Alles erhalten, durch sie Alles wiederum zerstört, um von Neuem diesen ewigen Kreislauf anfangen zu können. So zeigt sich hiermit der Anfang der Mythen Hindostans durchaus nicht ohne Verstand und Scharfsinn, und man dürfte allerdings mit Herder behaupten, daß wohl nur nachmals das Abenteuerliche dieser Religion durch Verfälschung und vorsetzliche Unverständlichkeit und durch die Zeitfolge im Munde des Pöbels ein fast wahnsinniges Gaukelspiel geworden sey. Mit der eigentlichen Mythologie der Hindus zeigt sich nämlich für uns, vielleicht zum Theil aus Unkunde oder Unverständlichkeit, ein unergründliches Meer der abenteuerlichsten Fabeln und Ungereimtheiten. Es wird daher hinreichen, hier nach kurzer Anzeige der vornehmsten Gottheiten und Untergötter, aus ihrer eigenen Geschichte eines oder das andere dieser Märchen vorzulegen. Jene 3 Obergottheiten, Brama, Vishnu und Schiwa oder Rutren, deuten zugleich die 3 Elemente, Erde, Wasser und Feuer an. Die Luft ist hierbei übergangen; sollten die alten Braminen Wasser und Luft bereits für eins angesehen haben? Brama wird mit 4 Menschenköpfen abgebildet, und aus seinen 4 Mündern erließ er dann die 4 Vedams; in der einen Hand hält er das Gesetzbuch, in den übrigen andere Sinnbilder; dabei sitzt er auf einer Art von Schwan, Annou genannt. Brama wird in keiner Pagode oder Tempel verehrt, er verlor dieses Vorrecht wegen seines Stolzes; denn da er und Vishnu die Kühnheit hatten, das höchste Wesen, Brahm oder Parabrama, erforschen zu wollen, und Brama deßhalb auf seinem Schwan hoch über die Welten hinaufstieg, wähnend alle hunderttausend Himmel zu besuchen, kam er endlich, nach vergeblichem Bemühen, ermüdet zurück und ward von Parabrama deßhalb dadurch bestraft, daß ihm die Verehrung in eignen Tempeln versagt ward. Nach Bereuung seiner Thorheit und Demüthigung vor dem Allerhöchsten gestand ihm dieser indeß zu, daß die Braminen ihm zu Ehren eigene feierliche Feste, Poutche genannt, feiern sollten. Zugleich liegt in dieser Geschichte ein neues Zeugniß, daß der wahre Gott durchaus für gänzlich verschieden von allen übrigen angenommen werde. Brama hatte zur Gattin die Saraswadi, die Göttin der Weisheit, der Wissenschaften und der Harmonie. Sie ging aus einem Milchmeer hervor, und bei ihren Abbildungen hält sie in der einen Hand ein Buch und in der andern das musikalische Instrument Kinnerei. Vishnu, der zweite in der Trimurti, nahm, da er als Erhalter der Welt Alles aufbieten wollte, diese gegen Ruchlosigkeit und Tyrannei zu schützen, deßhalb vielfache Gestalten an. Daher wird er, je nach diesen auch auf die wunderbarste Art vorgestellt. Seine Verwandlungen steigen hierzu nach Einigen auf 21, wovon indeß nur die ersten 9 die wichtigsten sind. Man sieht ihn zuerst

als ein Meerwunder, halb Fisch, halb Mensch, um in der großen allgemeinen Ueberschwemmung, welche in dem dritten Alter der Welt eintrat, den Ganagriva, den Urheber des Bösen, zu bestreiten und die heiligen Bücher, Veda, zu retten; so erklärt sich hierüber das alte indische Buch „Mahabdarada". Nach Andern war es auf die Rettung des Königs Sattiawiradan nebst seiner Frau, den Noah der Hindus angesehen. Vishnu steuerte die Bark des Sattiawiradan und beschäftigte sich, nachdem die Gewässer verlaufen waren, so fort mit der Bevölkerung der Erde. In der zweiten wichtigen Metamorphose zeigte sich Vishnu als eine Schildkröte, um die im Milchmeere versinkende Erde wieder empor zu heben. „Dein ist der Sieg, o Vishnu, heißt es in dem „Mahabdarada" von der dritten Verwandlung, der Du die Gestalt eines Ebers annahmst und in derselben den Hirannay ums Leben brachtest, der durch seine Bosheit die Welt aus ihrem Gleichgewichte hob und sie ins Verderben stürzte, Du sie aber durch Deine Weisheit gerettet und wieder in ihrem Mittelpunkt befestigt hast". Auf ähnliche Weise kündigt dieses alte Buch die übrigen siegreichen Verwandlungen des Vishnu an, wie er nämlich bald in einen Halblöwen und Menschen, bald in einen Zwerg, dann in einen Büßenden, dann in ein Kind verwandelt, Riesen und Dämonen bekämpft, die die Welt in Laster versenken oder auch zerstören wollten; in der achten nahm er die Gestalt des Buddha an, einer Untergottheit, die auch als historisches Wesen, als ältester weiser Gesetzgeber, von dem größten Theil Asiens verehrt wird. In der neunten Verwandlung des Vishnu zeigt er sich in der Gestalt des Krischna, des schwarzen schönlockigen Gottes, den man mit Apollo vergleicht. Diese neunte Verwandlung des Vishnu hat noch besondere Merkwürdigkeiten. Da Vishnu von der Schwester des Kamsa, Königs von Madura, geboren ward, so sagte man dem König vorher, dieser Sohn werde ihn um sein Reich bringen. Kamsa ließ daher alle Kinder männlichen Geschlechts ermorden; allein Krischna ward sorgfältig verborgen, daß er glücklich entkam, unter den Hirten auferzogen ward und hier durch sein treffliches Flötenspiel Menschen und Thiere bezauberte. Er erlegte in dieser Gestalt die furchtbare, höchst giftige Schlange Calengam, und wird daher oft abgebildet, wie er diesem schrecklichen Thiere den Kopf zertritt. Beide hier erzählte Ereignisse haben veranlaßt, daß man Aehnlichkeit mit dem Stifter unserer Religion in ihm hat finden wollen, wozu denn selbst der Name Krischna etwas mag beigetragen haben. Denn in seinem Wandel zeigte Quischena gerade das Gegentheil, indem er sich den höchsten Ausschweifungen hingab, und in solcher Rücksicht sogar an Manneskraft den Hercules mit der schnellen Erzeugung von 90 Kindern mehr als 16hundertmal übertraf. Die eigentliche Gemahlin des Vishnu, denn als Quischena hatte er 7 Weiber und 16.000 Beischläferinnen, führte den Namen Lakschimi. Sowie Vishnu der Erhalter ist, so ist sie die stets hervorbringende Mutter, die Göttin der Fruchtbarkeit, des Reichthums, der Schönheit und des Wohlseyns; auch hat sie den Beinamen der großen Gebährerin; ihr zu Ehren wird die Kuh heilig gehalten. Sie blieb ihrem Gatten in allen jenen sonderbaren Verwandlungen stets getreu; denn Beide strebten nach Erhaltung der Welt. Ihr Bild trägt, ihrer Natur zufolge, den Lingam an der Stirne, in den Händen aber den heil. Lotos und ein Kind an der Brust. Hier ist mit vielem Sinne gleichsam Venus und Cybele vereint. Der dritte Obergott ist Schiwa oder Siwen, auch Rudren oder Mahaweda,

das Feuer, nach Einigen auch die Sonne, der männliche Zerstörer, Rächer, Umwandler, der unüberwindliche Sieger des Todes. Er hat daher einen doppelten Charakter, wohlthuend oder furchtbar, er belohnt und bestraft. Er ist zugleich der Gott der männlichen Urkraft; daher verehrt man ihn auch unter dem Bilde eines Ochsenkopfs mit dem Lingam im Maule. Gewöhnlich wird er aber gräßlich abgebildet, ganz von Blitzen umgeben mit 3 Augen, er heißt der schrecklichäugige, hiervon ein sehr großes mitten auf der Stirn; hierbei hat er 8 Arme, in welchen ein Schild, ein Schwert, ein Dreizack, der Lingam, ein abgehauener Kopf, ein Hirsch und andere Attribute. Als Halsband hängt eine Kette von Menschenschädeln bis zu den Füßen hinab. Diese treten auf einen erlegten Riesen. Auch wird er hermaphroditisch vorgestellt, da dann die eine Hälfte seine Gemahlin, die Göttin Paraswadi, oder auch jene zuerst gedachte Bhawani, einnimmt, welche alle Verrichtungen des Schiwa theilt; sie ist Rächerin und wohlthätige Erzeugerin, Hekate und Nemesis. Daher sieht man sie denn ebenfalls einzeln abgebildet, unter 2 sehr verschiedenen Gestalten, nämlich als Wohlthäterin oder als die große gute Frau. Sodann sind bei einem freundlichen Antlitz der Lotos, der Mond und der Ganges, auch der Dreizack ihre Attribute; als Rächerin ist sie dagegen schwarz, hat wie ihr Gemahl viele Arme mit Schwert und andern Waffen, ihr Antlitz ist furchtbar, auch sie trägt ein Halsband mit Todtenköpfen und Schlangen umwunden. Schiwa ist ebenfalls der Höllenrichter über die Verstorbenen, denen er mit dem Untergott Jama als Gehülfen, je nach ihren Handlungen ewige Freude oder Verdammniß zuerkennt. Schon vorhin ist es indeß bemerkt, daß Bhawani, eigentlich die Natur, diesen 3 Obergöttern voranging, ja sie selbst erzeugte, und daher hier freilich allen dreien wiederum wohl nur unter verschiedenen Namen, Gestalten und Eigenschaften zugesellt ward; denn Letztere mußten nothwendig mit denen ihrer Gatten in Verhältniß stehen, da diese die 3 verschiedenen Elemente bezeichneten. Von diesen 3 obern Gottheiten, Brama, Vishnu und Schiwa, haben nun jede ihren eigenen Himmel oder Paradies, in welchen die gereinigten Seelen oder Geister aufgenommen werden. Diese Himmel sind indeß gänzlich von dem Himmel des Allerhöchsten, des Parabrama, verschieden; auch sind sie weit niedriger, sowohl der Lage als dem Werthe nach. Da die 3 Gottheiten in gleichem Grade gegen einander stehen, so scheint es sonderbar, daß dennoch nur die beiden Letztern, Vishnu und Schiwa, die Religion in 2 Secten theilen. Es gibt nämlich nur Priester und Anhänger, die dem Vishnu, und Andere, die dem Schiwa göttliche Ehre bezeigen. Die ersten heißen Vishnubatter und die andern Schiwabatter. Brama hat wohl nur deßhalb keine eigene Secte, weil, wie wir oben sahen, ihm die Tempel oder Pagoden versagt sind; man könnte indeß die ganze Priesterkaste, die Braminen überhaupt für seine Verehrer angesehen, da sie sich aus seinem Haupte entsprungen zu seyn ankündigen. Die Vishnuiten, welche unter einem Guru, einem geistlichen Oberhaupte stehen, tragen auf der Stirn oder auf der Brust ein röthliches oder gelbliches Zeichen der Joni oder Matrix. Die Schiwaniten hingegen, da sie unter dem Bilde des Lingams den Schiwa besonders verehren, tragen das Zeichen des Lingams, oder auch einen Obelisk oder ein Dreieck an der Stirn, auch wohl die Sonne, wahrscheinlich als das Zeichen des Feuers, welches Schiwa repräsentirt. Paulinus läßt auf diese 3 Obergottheiten den Buddha, auch Dherma genannt, fol-

gen, vergl. Buddha, der ebenfalls in Japan, Siam und Tibet verehrt wird, wie denn aus der Geſchichte jener Völker hervorgeht, daß viele ihrer Religionslehren von der Religion der Hindus herſtammen. Hier iſt noch hinzuzufügen, daß die Hindus den Buddha für einen Sohn der Maja, alſo der Einbildungskraft halten; er wäre daher wohl nur ein erdichtetes Weſen, wie der Hermes, oder Thaut, der große Lehrer der Völker. Man bildet ihn ab, wie er auf dem Lotos ſitzt, den Lingam und die Joni, alſo die vereinigten Geſchlechtstheile, vor der Bruſt hält, und dieſe tiefdenkend betrachtet. Lotos iſt der Sprache nach die Blume des Verborgenſeyns, der Nacht, des Schweigens, alſo die verborgene, welches auf Bewußtloſigkeit, gegenüber der Selbſtbeſchauung, führt. Naturgeſchichtlich iſt es die nymphaea Nilufer Linn., indiſch auch Padma, Nalina, Aravinda, Maholpala, Camala, Cuſeſhaya, Sahasrapatra, Saraſa, Panceruha, Tamaraſa, Saraſiruha, Rajiva, Viſapraſuna, Puſhcara, Ambhanika, Satrapa genannt. Ihr Same iſt häufig, klein und rund; ſie iſt entweder blau oder roth, die Blüthen der erſten ſind ſchön blau, wenn aber ganz aufgeſchloſſen, etwas verwäſſerter, minder duftig, als die rothe roſenfarbene, immer aber von ſehr feinem Geruch. Die Blätter ſind Wurzelblätter, tief, wellenförmig gezahnt, auf einer Seite dunkelpurpurn gegittert, auf der andern grün und ſanft, die Petalen ſehr weich lang und röhrenförmig. Es gibt auch eine Varietät mit beiderſeits purpurnen Blättern, dunkelkarmoiſinen Blüthen, innerlich reichgefärbten Kelchblättern und breiten Antheren, gefurcht, über fünfzehn Petalen, minder ſpitz und breiter als die blaue, mit wenig Geruch. Die Lotosverehrung iſt noch jetzt in Hindoſtan, Tibet und Nepaul ebenſo andächtig als ſonſt. Es werden Tempel damit ausgeſchmückt, wie Gottheiten; denn ein neugeborener Gott ſchwimmt ſogar in einer Lotos auf dem Waſſer. Und eben weil ſie eine Waſſerblume, das Waſſer aber Schöpfungsvehikel iſt, wird ſie von dem die Zeugung ſo tief faſſenden Indier verehrt. Auch den Aegyptern iſt ſie heilig. Dieß Symbol der Blume in ſeiner Idee ſich näher zu rücken, erinnere man ſich an das Gewächs Kaldeier auf Iſle de France, Vaquois genannt, oder Buffon's arbre indécent, aus deſſen Stamme dem männlichen Phallus ganz ähnliche Wurzeln wachſen, die ſich ganz in die Länge dehnen, um in die Erde ſchlagen zu können und ſich anzuwurzeln; an Tamara, die Lilie, die Palme, den Lorber, die Kuſha, auch Darbha oder Pavitra genannt, die Narciſſe. Buddha kann gleichſam zur Uebergangsſtufe von den 3 obern Göttern zu den geringeren Gottheiten, Dewar oder Dewerkels genannt, dienen. Die ganze Summe derſelben iſt ungeheuer; La Flotte nimmt ſogar 333 Millionen an. Wer würde ſich wohl in dieſen Ocean von Chimären ſtürzen? Mögen indeß einige dieſer Untergottheiten unſere Aufmerkſamkeit verdienen, weil ſie häufig vorkommen oder auch ſelbſt Pagoden haben und ihnen eigene Feſte geweihet ſind. Hierunter kommen beſonders vor: Götter der Elemente und Naturphänomen; dann Götter moraliſcher Eigenſchaften und Leidenſchaften; Götter einzelner Künſte und Wiſſenſchaften, wie auch Götter einzelner Krankheiten. So iſt Indra der Gott der Wetter, des Regens, Blitzes und Donners, zugleich das Oberhaupt der Götter des zweiten Ranges, der ſie in Ordnung hält und richtet. Als Donnergott bildet man ihn vierarmig mit Bogen, Pfeil, Donnerkeilen und dem Lotos ab, auf dem Kopf eine Krone. Er wohnt im Norden, nach Andern in Oſten auf dem hohen Berge Meru. Dann gibt es

ferner eigene Gottheiten des Feuers, der Luft oder Winde, Agni und Weju, sowie einen Gott des Meers, Marunim, der auf einem Krokodill reitend vorgestellt wird, mit einer Peitsche bewaffnet. Er wird besonders von den Fischern verehrt. Ferner haben die Gestirne, z. B. Sonne und Mond, ihre Anbetung unter dem Namen Schurien und Sandrien oder Clandra, und da dem Monde der Montag heilig ist, so heißt dagegen der Vorsteher des Dienstags Anguraquen; der Gott des Mittwochs ist Buddha, Merkur; Baraſſuadi des Donnerstags; Sukra oder Welly der Vorsteher des Freitags. Den Gott der Liebe, der Kamadewa oder Manmadi — Kupido der Griechen —, nennt die Anarasinha, sanskredanisches Realwörterbuch, den Seelenberauschenden, den Wollüstigen, den Himmlischkommenden; höchst sinnreich sind sein Ursprung und keine Attribute angegeben. Eine bedeutende Gottheit ist dann ebenfalls der Ganewadie, oder Ganescha, auch Pollear genannt. Er ist ein Sohn des Schiwa, da dieser ihn aber nicht anerkennen wollte, so riß er ihm den Kopf ab, indeß ließ er sich erbitten, ihn wieder zu beleben, und setzte ihm deßhalb den Kopf eines Elephanten, als des klügsten Thieres, auf. Er wird als der Gott der Weisheit und der Zahlen, wie auch des Schicksals, des guten und schlechten Gelingens verehrt, und fast bei jedem Unternehmen ruft man ihn feierlich mit den Worten an: „Heil Dir, Ganesa!“ auch findet sich sein Bildniß fast überall. Er wird mit einem Elephanten-Rüssel und auf einer Ratte reitend abgebildet, denn wenn der Elephant für das klügste, so wird letztere nicht minder für ein sehr gescheidtes Thier gehalten; dabei hält er den Lingam und die Zeichen des Mondes und der Sonne in Händen. Man hält ihn für keusch und heilig. Jones vergleicht den Ganesa mit dem Janus der Römer. Außer andern Söhnen erzeugte Schiwa den Subramanja, eine Art indischen Herkules, wovon die Entstehung und die Thaten höchst fantastisch lauten. So soll er vom Siebengestirn, den Bären, gesäuget worden seyn und wird daher als Führer der Gestirne angesehen. Er wird in dem Tempel des Schiwa selbst verehrt und mit 6 Köpfen auf einem Pfau reitend vorgestellt. Wir erwähnen den Gott der Tugend, Dermadewe, den die Hindus unter dem Bilde eines Ochsen verehren; Schiwa, in menschlicher Gestalt, reitet auf dem Dermadewe. Der Gott der Reichthümer, Ruderu, reitet auf einem weißen Pferde; der Gott Sani, der Bestrafer, auf einem Raben. Noch müssen wir die Göttin der Kinderblattern, Mariatale, hier anführen, da ihr Fest eine der wahnsinnigsten Ceremonien enthält. Vormals Göttin der Elemente, verlor sie durch Unkeuschheit ihr Leben, ward indeß wieder auf eine höchst sonderbare Weise erweckt, gelangte aber nicht zu ihrer Götterkraft, jedoch erhielt sie die Gabe, die Kinderblattern zu heilen. Sie gehört übrigens nur zu den untersten, von den Braminen nicht anerkannten, Gottheiten, wird daher auch nur von den untersten Volksclassen, vorzüglich von den Parias, verehrt. Es führte zu weit, die Genien, guten und bösen Dämonen hier aufzuführen, nur allein der guten zählt man über 300 Millionen, die in 9 Zünfte getheilt sind. Ebenso hat man eine unzählbare Menge böser Geister, Riesen und Poltergeister, welche auf ähnliche Weise, wie bei uns den Abergläubigen, auf tausendfache Art furchtbar sind, und sie z. B. auch als Irrlichter irreführen, Menschen und Thiere in Abgründe und Seen stürzen und daher vielartige Opfer und Aussöhnungen erhalten. Die Verehrung der Hindus erstreckt sich ferner auf Menschen der

Vorzeit, wovon Einige vom Himmel ſelbſt ſollen entſprungen ſeyn; Weſen, die zum Beſten der Erde die menſchliche Geſtalt annahmen und dann wohlthätig unter den Menſchen wirkten. Man nennt und verehrt ſie unter dem Titel Muni, von Gott geſandte Lehrer, und Sichtbarmachung Gottes Avatars. Der berühmte und weiſe Geſetzgeber Menu gehört hieher; auch mehre verehrte Könige. Ebenfalls gibt es Hausgötter, Penaten und Götter für einzelne Städte und Dörfer. Ihre Bildniſſe ſind gewöhnlich in Rieſengeſtalt, mit Flammen und wilden Thieren geziert. Endlich ſind viele andere Dinge den Hindus heilig. Dahin gehört außer andern Flüſſen vorzüglich der Ganges. Er ſoll nach Einigen aus dem Schweiße des Schiwa, nach Andern hingegen aus dem Fuße des Viſchnu oder Veſhan entſtanden ſeyn, und jeder Hindus hält ſein Waſſer ſo hoch, daß man viele Meilen landeinwärts damit einen Handel treibt; auch wird der Sterbende für glücklich geachtet, wenn er noch zuvor aus dem Waſſer des Ganges gewaſchen oder gar darin gebadet iſt. Indeß hebt, Rennel zufolge, dieſe Heiligkeit nur erſt an 800 engl. Meilen von ſeinem Urſprung. Auch mehre andere Flüſſe werden von den Hindus für heilig gehalten. Von Thieren ſind, außer der Kuh und dem Ochſen, noch der Elephant, die Affen, der Affenkönig Anumdr, der Adler, der Schwan, die Schlange und der Käfer bei den Hindus verehrt; bekanntlich war dieß von mehren derſelben auch der Fall in Aegypten. Von Pflanzen, wie auch eben dort, der Lotus, ferner der Banianen- und Mangobaum. Ganz beſondere Ehrfurcht bezeugen die Braminen einem Stein, der, wie Sonnerat angibt, ſich in dem Fluß Cachi, einem Zweige des Ganges, findet. Benares ſoll vormals das Reich Cachi genannt ſeyn, wie auch im Fluſſe Gandika. Es iſt, nach Sonnerat, entſchieden ein Ammonshorn in Schiefer verſteinert und ſpielt vielleicht auf das Ammonshorn des Jupiters der Aegyptier an. Die Sekte der Wiſchnuiten verehren dieſen Stein ebenſo heilig als die Schiwiten den Lingam. — Der „Mahabharata", überſ. v. Wilkens, ſoll alle große Myſterien der Braminenreligion enthalten. Indeſſen fand ſchon Warren Haſtings in dieſem Gedichte, deſſen Bekanntſchaft wir ihm verdanken, Dunkelheit, Abſurdität, barbariſche Gebräuche und eine verdorbene Moralität. Vgl. die Schrift von Wilh. v. Humboldt: „Ueber die unt. d. N. Bhagavad-Gita bekannte Epiſode des Mahabharata", Berl. 1826. — Polier's Mythologie des Indous", 1809, hat zu wenig Zuverläſſigkeit, als daß man ſich auf dieſes Werk berufen könnte. Man leſe des Abbé Dubois, der über 30 Jahre unter den indiſchen Kaſten lebte, „Moeurs, institutions et cérémonies des peuples de l'Inde", Paris 1825, 2 Bde. — Das Verbrennen der Witwen mit den Leichen ihrer Männer iſt noch immer religiöſer Gebrauch, ſeit 1829 aber im britiſchen Indien verboten. Die Verſuche des Braminen Rommehun Roy, der in ſeinen Schriften die Bramareligion als einen reinen Deismus erklärte, eine Reform derſelben zu bewirken, ſind nicht gelungen, und Rommehun Roy iſt 1822 zum Chriſtenthume übergetreten. Eine Sekte der Hindus, die ſich Sauder od. Gottesverehrer nennt, verwirft den Götzendienſt und widmet dem höchſten Weſen bloß religiöſe Geſänge. Dieſen indiſchen Quäkern iſt Luxus, Tanz, Wein, Taback, Angriff auf Menſchen und Thiere verboten, dagegen Arbeitſamkeit, geheimes Almoſengeben und Gebet vorgeſchrieben. Sie ſind ordentliche und gehorſame Bürger und treiben vorzüglich Handel. — Vgl. Rhode: „Ueber religiöſe Bildung, Mythologie und Philoſophie der Hindus ꝛc.", 2 Bde., mit 33 lithogr. Blättern, Leipzig 1827.

Indische Sprachen. Wiewohl schon 1644 der Missionnair Heinrich Roth, und von 1699 an der Jesuit Hanzleben sich mit dem indischen Sprachgebiete beschäftigen, so ist doch erst ungefähr seit 1790 die Kunde derselben durch P. Paolino, W. Jones, Wilkins, Forster, Carey, Marshman, Colebrooke, Ward, Marden u. A. bis auf Franz Bopp herauf, weiter gediehen. Sollte auch ursprünglich in Indien nur Ein Volk gewohnt, nur Eine Sprache geherrscht haben, so wäre es bei dem gewaltigen Umfange, und der so verschiedenen Beschaffenheit des Landes dennoch wohl unvermeidlich gewesen, daß diese Eine Sprache in viele Dialekte zerfiel; vielleicht so von einander verschieden, daß ihre Aehnlichkeit nur entfernt blieb. Aber man erinnere sich der vielen eingewanderten, zum Theil erobernden Völker, die ihre Sprachen mitbrachten und behielten, und man wird sich über die Verschiedenheit der Sprachen in diesem Lande nicht mehr wundern. Indeß unterscheiden sich die einheimischen indischen Sprachen von denen der erobernden Völker doch fortdauernd so scharf, daß man sie nicht mit einander verwechseln kann. Aber auch bei jenen zeigt sich nicht nur eine Verschiedenheit der noch lebenden Sprachen; sondern auch derer, die einst gelebt haben. Zu jenen erstern gehören gegenwärtig vorzüglich das Bengalische in den Gangesländern, das Marattische, das Telinga in dem Innern der Halbinsel, das Tamulische auf Malabar und das Hindustanische auf Coromandel; zu den letztern vor allen das Sanskrit und das Prakrit. Keine andere der alten Sprachen Asiens hat in unsern Tagen mehr die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, als das Sanskrit. Nach Allem, was wir sowohl aus Mittheilung in der Ursprache selbst, als auch durch Uebersetzungen von dieser Sprache wissen, können wir nicht anstehen, sie für eine der wohlklingendsten, der reichsten und der gebildetsten Sprachen der Welt zu erklären. Sie hat 16, aber fast bloß reine, Vocale; nur zwei Diphthongen erscheinen darunter in ihrem Alphabet; und ihre 38 theils einfachen theils doppelten Consonanten sind meist Lippen- und Zungenlaute. Schwerlich gibt es noch eine andere Sprache, in der ein so richtiges Verhältniß zwischen Selbstlautern und Mitlautern wäre; sie übertrifft darin vielleicht noch selbst die spanische Sprache. Mehr über ihren Wohllaut zu sagen würde gewagt seyn, so lange man diesen nur nach dem todten Buchstaben beurtheilen kann. Sie ist aber zugleich eine der reichsten und der gebildetsten Sprachen. Die ganze Fülle der poetischen Bildung ward ihr zu Theil, da Epiker, Lyriker und Dramatiker Jahrhunderte in ihr sangen; sie kennt den Reim, ohne doch immer seine Fesseln zu tragen, und scheint alle, selbst die zartesten, Formen der Metrik sich zugeeignet zu haben, für die das indische Ohr Empfänglichkeit besitzt. Ging ihr wahrscheinlich rednerische Bildung ab, — wofür die Verfassungen Indiens keinen Platz ließen; so hat sie dagegen einen hohen Grad der wissenschaftlichen Ausbildung erstiegen, und ihr philosophischer Reichthum, indem sie selbst für die abstractesten Begriffe einen Ueberfluß an Ausdrücken hat, ist so groß wie ihr poetischer. Sehr früh scheint sie bereits ihre festen grammatischen Formen erhalten zu haben. Seine ältesten Grammatiker rückt der Indier schon in die fabelhaften Zeiten hinauf; aber auch fortdauernd im Laufe der Jahrhunderte scheint die Grammatik des Sanskrit die indischen Sprachgelehrten beschäftigt zu haben. Die Biegung ihrer Nennworte ist verschieden, je nachdem sie auf Selbstlauter oder Mitlauter sich endigen; sie bezeichnet vollständig alle Casus durch Veränderung der Endigungen,

und hat selbst einen dreifachen Ablativ, sowie auch die einfache, zweifache und mehre Zahl. Auch das Geschlecht bestimmt sich nach den Endungen: das männliche, das weibliche und das Neutrum; aber es gibt kein Wort, das, wie in den occidentalischen Sprachen, zweierlei Geschlechter wäre. Die Biegung der Zeitwörter geschieht gleichfalls bloß durch die Veränderung der Endigungen. Die Formen derselben zerfallen in zehn Classen oder Conjugationen; außer dem Activum, Passivum, Deponens gibt es auch unregelmäßige, sowie befehlende und wollende Zeitwörter. Die Zeiten werden gleichfalls nach zehn Abstufungen unterschieden, und die einfache, zweifache und mehre Zahl wie bei den Nennworten ausgedrückt. Wenn in diesem Allen der denkende Beobachter eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem occidentalischen Sprachenbau bemerkt, so trifft er in der Zusammensetzung der Worte bei ihr eine Freiheit, wodurch sie jene noch übertrifft. Es ist ihr vergönnt durch die Elision einzelner Buchstaben mehre Worte zu einem Ganzen zu verbinden; woraus besonders bei den Dichtern jene langgedehnten Worte entstehen, welche dem Ungeübten das Lesen erschweren; aber den geübten Augen des Indiers keine Hindernisse in den Weg legen. Das Sanskrit, sagen die Indier, ist die Sprache der Götter; in ihr sind ihre heiligen Bücher, überhaupt die Werke ihrer classischen Literatur, größtentheils geschrieben. Sie heißt daher, nicht mit Unrecht, die heilige Sprache. Sie ist jetzt eine todte Sprache, nur den Pandits oder Gelehrten verständlich, die sie erlernt haben. Die Frage: ob das Sanskrit eine ursprünglich indische Sprache sey? ist verschieden beantwortet worden. Jones, der die Hauptvölker und die Hauptsprachen Asiens sich von Persien aus verbreiten läßt, ließ auch Indien durch Eroberer von dorther besetzen, die ihre Sprache mitbrachten, und leitet daraus die große Aehnlichkeit her, die zwischen dem Sanskrit und dem Zend, dem ältesten der persischen Dialekte stattfinden soll. Paulinus, der ihm sonst so gern in Allem widerspricht, stimmt ihm doch darin bei; und gegen diese doppelte Autorität mag es allerdings gewagt seyn, Einwendungen zu machen. Wenn gesagt wird, das Sanskrit sey einst lebende Sprache gewesen, so wird damit nicht behauptet, daß es in der Reinheit, in der wir es in den classischen Werken der indischen Literatur finden, je in einem Theile Indiens, viel weniger in ganz Indien, sey gesprochen worden, sondern nur, daß die Schriftsprache aus der veredelten Landessprache gebildet sey. Daß aber das Sanskrit in diesem Sinne des Worts in einem großen Theile Indiens Landessprache gewesen sey, läßt aus der Vergleichung mit den noch lebenden indischen Sprachen und dem Verhältniß, in welchem es zu ihnen steht, mit größter Wahrscheinlichkeit sich zeigen. Nach den Aufklärungen, welche gelehrte Briten, die hier nicht irren konnten, gegeben haben, kommt die in Cashmir gesprochene Sprache dem Sanskrit so nahe, daß die Abstammung desselben daraus nicht zu verkennen ist. Eine Druckerpresse für Sanskrit ist 1808 zu Calcutta angelegt worden, und das Studium desselben wird auch auf deutschen Universitäten gepflegt. Das Bengalische enthält nach Colebrooke nur wenige Worte, die nicht offenbar aus dem Sanskrit herstammen. Die jetzige Sprache des Panjab scheint eben diesem Schriftsteller nur eine Ausartung des Prakrit zu seyn; eines dem Sanskrit nahe verwandten Dialekts, der nächst ihm auch am meisten durch Dichter ausgebildet wurde. Dürfen wir nach diesem es nicht als höchst wahrscheinlich annehmen, daß in diesem nördlichen Theile Indiens, besonders den Ge-

ges-Ländern, vor allen Bahar, wo der Schauplatz so mancher der ältesten indischen Dichtungen ist, das Sanskrit einst die Volkssprache war? Daß sie in den öffentlichen Denkmälern gebraucht ward, zeigen die dortigen Inschriften. Das ferner das Hindostanische, welches in einem Theil des Innern der Halbinsel geredet wird, eine Tochter des Sanskrit sey, glaubt eben jener Sprachkenner mit Zuverlässigkeit behaupten zu können. Ungewisser dagegen ist es, ob das Marattische, sowie die Dialekte an den Küsten der Halbinsel, das Telinga an den Ufern des Krischna und Godavery bis zur Ostküste, und das Tamulische auf Malabar gleiches Ursprungs seyen? Denn wenn wir gleich hören, daß viele Worte in denselben aus dem Sanskrit herstammen, so beweiset dieses doch nicht die Abstammung der Sprachen. Sind aber jene ernstern Dialekte Töchter des Sanskrit; sind zugleich die ältesten Werke der indischen Literatur in dieser Sprache geschrieben: so ist eben dadurch auch schon das hohe Alter der Sprache in dem Sinne dargethan, daß wir keine ältere Sprache in Indien kennen. Das wahre Vaterland dieser Sprache im obigen Sinne ist das nördliche Indien, gerade also der Theil dieses Landes, welcher durch fremde Eroberer zuerst und am meisten leiden mußte, die von Alexander bis auf Nadir Schah in dasselbe eindrangen. Begreiflich wäre es, wenn auch dieses auf die Sprache zurückgewirkt hätte. Indeß so lange sie sich nicht bleibend in demselben niederließen — und wir wissen nicht, daß dieses vor den mohammedanischen Eroberungen geschehen sey, scheint doch dieser Einfluß nicht so groß haben seyn zu können. Leider! haben uns die Griechen gar keine Nachricht über den Zustand der indischen Sprachen zu und nach Alexanders Zeiten erhalten. Daß indeß das Sanskrit Schriftsprache gewesen und geblieben sey, beweisen die oben angeführten Inschriften unwidersprechlich. Die erste bekannte Nachricht über die Volkssprache erhalten wir erst bei dem Einbrechen der mohammedanischen Eroberer seit dem Jahre 1000 unserer Zeitrechnung. Damals, werden wir berichtet, ward in Bengalen das Bhascha geredet, welches aber nichts anders als ein Volksdialekt des Sanskrit war. Dieser Ausdruck, sagt Colebrooke, „den alle indische Philologen von Panini an bis auf die jetzigen Lehrer der Grammatik gebrauchen, bezeichnet den Volksdialekt des Sanskrit, im Gegensatz gegen den veralteten Dialekt der Vedas; im gemeinen Leben wird er jedoch auch von jedem neuern Volksdialekt Indiens gebraucht, besonders solchen, die aus dem Sanskrit verdorben sind". Aus diesen Nachrichten geht also hervor, daß die Ausartung des Sanskrit als Volkssprache schon über die Zeiten der mohammedanischen Eroberung hinausgeht; aber wenn schon der älteste Grammatiker der Indier, Panini, das Bhascha oder den Volksdialekt von der Schriftsprache unterscheidet, führt dieses nicht zu dem Schluß, daß von jeher eine solche Verschiedenheit muß stattgefunden haben; und daß nicht sowohl die Volkssprache als ein verdorbenes Sanskrit, als vielmehr die Schriftsprache des Sanskrit als eine veredelte Volkssprache betrachtet werden muß? Seit der mohammedanischen Eroberung mag diese Volkssprache allerdings mehr verschlimmert worden seyn; aber nach Dem, was oben von dem jetzigen Bengalischen und seiner nahen Verwandtschaft mit dem Sanskrit gesagt worden ist, halten wir es doch für höchst wahrscheinlich, daß es noch dasselbige Bhascha sey, das zu den Zeiten der mohammedanischen Eroberung hier geredet ward; nur wahrscheinlich mit mehren Verunreinigungen aus den Sprachen der Bar-

baren. Sehr merkwürdig ist übrigens eine Nachricht, welche Colebrooke gibt, daß der alte Dialekt Praja Bhascha, der in der Gegend von Mathure gesprochen ward, wo Krischna erschien, noch jetzt hier und in einem großen Theile des Duab an den Ufern des Jumna und Ganges in großer Reinheit gesprochen werde; und die Liebesabenteuer des Gottes mit den Gopis hier noch in Volksliedern besungen werden, welche in diesem Dialekt gedichtet sind. Je weiter man also nach Norden hinaufgeht, um desto mehr scheint sich das Sanskrit in der Landessprache erhalten zu haben. Eine neue Ausg. von Wilson's Wörterbuch des Sanskrit wird bald vollendet seyn. Wilson hat jetzt Calcutta verlassen, um in Orford die für das Sanskrit von dem Oberlieutenant Boden gestiftete, äußerst reich ausgestattete Professorstelle zu übernehmen. Für die Grammatik ist das neueste Werk: Bopp's „Grammatica critica linguae sanscritae", Berlin 1832, worin auch schon die Vergleichung zwischen dem Sanskrit und Zend begonnen worden. Eine Probe der Vedas hat im Original und in einer Uebersetzung herausgegebenen Rosen in seinem „Rigvedae specimen", London 1830. An dem „Vrihad aranjaka", einem Abschnitt des Jadschur Veda, arbeitet Stenzler. Von Schlegel's Ausgabe des alten Heldengedichtes „Ramajana" ist der erste Band, Bonn 1829, erschienen. Die Episode „Nalus" aus dem Heldengedichte „Mahabhârata", lieferte Bopp in einer verbesserten Ausgabe, Berlin 1832. Eine Uebersetzung des „Harivansa", welcher als Ergänzung des „Mahabhârata", betrachtet wird, hat Langlois angekündigt. Auch die Purânas werden jetzt bearbeitet. Der „Bhagavata Purâna" wird im Original mit Uebersetzung von Burnouf geliefert werden. Eine Probe des „Brahma Vaivarta Purâma" lieferte Stenzler, Berlin 1829; eine Probe des „Padma Purâna" aber Wollheim, Berlin 1831; Schlegel's und Lassen's Ausgabe des „Hitôpadesa", besonders durch schätzbare Sprachbemerkungen von Lassen bereichert, wird vollendet, Bonn 1831. Aus den philosophischen Schriften der Indier hat Lassen Mittheilungen begonnen in seinem „Gymnosophista sive indicae philosophiae documenta", Bonn 1832. Ein die indische Arithmetik betreffendes Werk lieferte Colebrooke: „Algebra with arithmetic and mensuration", aus dem Sanskrit des Bramegupta und Bhascara, London 1827. Aus der schönen Literatur sind zu erwähnen: „La reconnéoissance de Sacountala", mit dem Original von Chéze, Paris 1830, und Wilson's Sammlung indischer Schauspiele, im Original zu Calcutta gedruckt, 1830—31; englisch von Wilson, Calcutta 1826—27; französisch von Langlois, Paris 1828; deutsch, doch unvollständig, von Wolff, Weimar 1828—31. Ferner die beiden Gedichte: „Nalôdaja", Original und lateinische Uebersetzung von Benary, Berlin 1830, und „Raghuvansa", Original und lateinische Uebersetzung von Stenzer, London 1832. Zu Calcutta erschienen fortwährend Sanskritwerke im Originaltexte über Religion, Jurisprudenz, Philosophie, Rhetorik; z. B. Vedânta Sâra or elements of theology according to the Vedas", 1829; „Vjahâhra tatwa, a treatise on judicial proceedings", 1828. — Die neuern Sprachen Vorderindiens werden vorzüglich durch Engländer bearbeitet. Unter den zahlreichen hierher gehörenden Schriften bemerken wir für das Bengalische: Haughton's „Rudiments of bengali grammar", London 1821; Morton's „Dictionary of the bengali language", Calcutta 1828; Haughton's „Bengali selections", London 1822. Für das Hindustanische, welches in Dekan gesprochen wird und mit besonderer Vorliebe von den Engländern bear-

beitet worden ist: Garcin de Tassy's „Rudimens de la langue hindoustani", Paris 1829; Shakspear's „Dictionary hindustani and english", London 1820; Michael's „Nakkati Hindi, or hindi stories", London 1829. Für das Tamulische: Anderson's „Rudiments of tamur grammar", London 1821. Für das Telingische: Campbell's „Dictionary of the telougoo language, commonly called the Gentoo", Madras 1821; Morris' Teloogoo selections", Madras 1823. Für das Mahrattische: Van Kennedy's „Dictionary of the mahratta language", Bombay 1824. In dem Dialekte Bridsch Bakha erschien ein historisches Werk: „Chhutra Prukash; a biographical account of Chhutru Sal, Raja of Boondelkhund", von Lal kuvi, herausgegeben von Price, Calcutta 1829. Das Singalesische, oder die Sprache der Insel Ceylon behandelt von Chater in seinem „Grammar of the cingalese language", Colombo 1819. Aus der singalesischen Literatur ist herausgegeben: „Yakkun Nattannawa and Kolan Nattannawa, cingalese poems, descriptive of de Ceylon system of demonology", übersetzt von John Callaway, London 1830.

Individuell nennt man all Dasjenige, was einem einzelnen Gegenstande eigenthümlich ist, und was seine Natur als ein für sich bestehendes einzelnes Ding, als Individuum, begründet. Der Inbegriff aller Eigenschaften und Merkmale, wodurch ein Gegenstand als ein einzelner und von jedem andern sich unterscheidender erkannt wird, ist Individualität. Dem Individuellen ist das Allgemeine entgegengesetzt. Das Individuelle ist ein Gegenstand der sinnlichen Erkenntniß und existirt im Einzelnen der Erscheinungen. Es gibt daher keine individuelle Begriffe. Das Allgemeine aber, als das mehren Individuen Gemeinschaftliche, ist ein Gegenstand des Denkens: es wird nicht durch die Sinne erkannt, sondern nur durch Abstraction gefunden. Da das Individuelle dem Gebiete der Erscheinungen angehört, so ist es unendlich mannigfaltig, vielfach wechselnd. Die Individualität der Dinge ist aber um so mannigfaltiger, und drückt sich um so stärker und ausgezeichneter in den Dingen aus, jemehr sich diese vom Unorganischen entfernen und in ihnen sich ein selbstthätiges und freies Leben regt. Deßhalb ist das Gepräge der Individualität der Menschen am Tiefsten und Bestimmtesten, und diese wird um so bedeutender, je weiter der Mensch in der Bildung, die auf Freiheit beruht, fortschreitet. So gibt es vielleicht unter 2 gebildeten Menschen größere Verschiedenheiten, als unter 2 bei ungebildeten Völkern; eben deßwegen ist bei den Kindern der Ausdruck der Individualität nur sehr schwach. Diese entwickelt sich erst allmälig, und zwar durch die Eindrücke, die der Mensch von Außen empfängt, und durch die Kraft, die sich freithätig in seinem Innern regt. Denn kein Einzelnwesen hat eine absolute Selbständigkeit, sondern es steht mit dem Ganzen in einer lebendigen Verbindung, von der es sich auch nie loszureißen vermag; aber in ihm selbst liegt gleichsam der Keim der Individualität, die der Mensch zu einer, der Idee der Menschheit gemäßen, auszubilden streben muß. Die unermeßliche Verschiedenheit der menschlichen Individualitäten hat man auf mannigfache Weise zu erklären gesucht. D. Meckel in seinem „Deutschen Archiv für die Physiologie", im 1. Bande, Heft 1, hat den Anfangspunkt des jedem Menschen eigenthümlichen Lebens, weil man sich von einem ursprünglichen Unterschiede der Seelen keinen bestimmten Begriff machen könne, im Nervensystem, dessen Bildung allen übrigen Theilen des Körpers vorhergehe, zu finden geglaubt. Allein hierdurch

bleiben nicht nur die unendlich verschiedenen Individualitäten der menschlichen Natur und die besondere Beschaffenheit ihres Grundes, wie Schulze in seiner „Physischen Anthropologie“ sich ausdrückt, unerklärt, sondern auch der Vorwurf der Einseitigkeit trifft diese Erklärung, da sie bloß sich auf den physischen Theil der menschlichen Natur und auf den sinnlichen des Geistes beschränkt. In der philosophischen Kunstlehre erscheint vorzüglich das Individuelle dem Idealen entgegengesetzt, oder vielmehr von demselben unterschieden. Die Idee, heißt es hier, soll sich in der Kunst durch das Individuelle darstellen, mithin soll das Individuelle ideal erscheinen. Da aber der schaffende Geist des Künstlers, in welchem die Phantasie nach Ideen bildet, zwischen die Wirklichkeit und die unsichtbare Welt der Ideen gestellt zu seyn scheint, so macht man von dem Standpunkte der Reflexion gewöhnlich die Anforderung an den Künstler, er solle idealisiren und individualisiren, und er scheint das Eine oder das Andere auch wirklich zu thun, je nachdem er die innern selbstthätigen Gedanken seines Geistes in neue originelle Formen der Sinnenwelt prägt und dieselben ausdrückt, oder mehr von Außen und durch Beobachtung der Natur und Wirklichkeit angeregt, die gegebenen Formen zur Vollkommenheit der Idee zu erheben sucht. S. Ideal, idealisiren. — Beides sind verschiedene Richtungen, welche die Phantasie, die Vermittlerin des Irdischen und Ueberirdischen, des Sichtbaren und Uebersinnlichen, nimmt, indem sie den Erscheinungen höhern Reiz, Vollendung und innere Bedeutsamkeit, dem Geistigen Form und sinnliche Anschaulichkeit, kurz, den Körpern Geist, den Geistern Körper gibt. Auch finden wir Werke, deren Bedeutsamkeit auf das Individuelle beschränkt ist, worin das Charakteristische im vorzüglichsten Sinne besteht. Aber der wahre Künstlergeist geht weder von dem Individuellen noch vom Idealen aus, sondern er faßt beide ungetrennt in Eins verbunden.

Indolenz ist Mangel an Gefühl und Empfindung, Gleichgültigkeit. Man sieht leicht, daß diese ebenso wenig als der Indifferentismus vollständig seyn kann; sondern durch Indolenz will man bloß einen mindern Grad der Empfindung ausdrücken; denn eine vollkommene Empfindungslosigkeit bei Wesen, deren Seyn mit auf Gefühl begründet ist, kann nicht möglich seyn. Wenn wir daher von Indolenz, von Empfindungslosigkeit reden, so verstehen wir einen Seelenzustand darunter, in dem auf den Menschen die äußern Einflüsse nicht die Wirkung machen, die sie sonst bei normaler Nervenreizbarkeit hervorzubringen pflegen und seine sensibele Sphäre nicht zur Thätigkeit in dem Grade aufregen, als man nach der Größe und Dauer der Einwirkungen es hätte erwarten können. Die Indolenz kann bequem in dreifacher Rücksicht unterschieden werden: 1. in physischer Hinsicht. Ihre Ursache liegt in der Organisation und in der geringen Temperatur der Nerven; es ist Stumpfheit, Reizunfähigkeit der Sinne und des sensibeln Systems. Nicht selten ist die physische Indolenz angeboren und hat ihren Grund in einer ursprünglich fehlerhaften Constitution der Empfindungsorgane; oft hingegen erwirbt sich der Mensch entweder durch einen zu anhaltenden und angestrengten Gebrauch der Empfindungsorgane, durch Vergeudung der Kräfte, worauf Abspannung, Unthätigkeit, Unempfänglichkeit für äußere Reize erfolgt, oder eine Krankheit gibt zu ihr die Veranlassung, als Nervenschlag, Nervenfieber ꝛc. Es versteht sich von selbst, daß die physische Indolenz immer nur einen Theil des Nervensystems befallen kann; denn eine allgemeine würde Lähmung

Tod fryn; 2. in psychischer Hinsicht. Sie besteht nicht in der Unfähigkeit, in innere Bewegung versetzt zu werden, oder Empfindungen und Gefühle zu haben, sondern darin, daß die selbstthätige und selbständige Kraft der Seele auf die empfangenen Eindrücke nicht in dem Verhältnisse ihrer Wirkungen reagirt, entweder weil sie ihrer Aufmerksamkeit eine andere Richtung gegeben hat und weniger auf die Seite der Eindrücke gelenkt wird, oder weil die Empfindungsvorstellungen ihrem gewöhnlichen Gedankenkreise so fremd sind, daß sie gar kein Interesse erregen. In den ersten Zustand der Indolenz versetzt ein tiefes, anhaltendes Denken, währenddem die heftigsten Eindrücke oft unbeachtet vorübergehen oder doch nicht mit der Aufmerksamkeit, welche sie ihrer Natur nach verdienten, aufgefaßt werden. Der zweite Zustand der Indolenz wird manchmal durch eine überwiegende Ausbildung des Verstandes und durch eine kräftige Herrschaft desselben über die sinnlichen Gefühle herbeigeführt; die Gewohnheit, Alles kalt und verständig aufzufassen und ruhig zu zergliedern, thut der Lebhaftigkeit und Innigkeit des Gefühls bedeutend Abbruch; bei einem Manne, der das Leben und die Welt in allen seinen Seiten richtig durchschaut und geprüft hat, greift die Empfindung nicht sehr tief. Die dritte Art psychischer Indolenz findet häufig bei Wilden statt, weil sie sich an ihre gewöhnlichen Vorstellungen so wenig schließt und ihrem Ideenkreise so entfernt liegt, daß sie keinen Antheil zu erwekken vermag. 3. In moralischer Hinsicht. Für den moralisch indolenten Menschen haben jene Handlungsmotive, die auf die Meisten einen gewaltigen Einfluß ausüben, kein Gewicht; als Ruhm, Ehre, Liebe, Freundschaft, Kunst, Wissenschaft, Natur. Er ist entweder ein stoischer Weise, der es zu einem solchen Grade der Selbstbeherrschung und Weltverachtung brachte, daß nichts seine Ruhe stören, oder auch nur die Oberfläche seiner Seele in Bewegung setzen kann — einen solchen Weisen hat die Geschichte der Menschheit, zu ihrem Glücke vielleicht, nicht aufzuweisen; oder er ist für alles Große, Schöne und Gute so abgestorben und moralisch todt, daß die Menschheit erröthen müßte, ihn anzuerkennen.

Indossiren, vom ital. Indosso, auf den Rücken, franz. endosser, übertragen: wenn Jemand, dem ein Wechsel zu gut gestellt ist, solchen an einen Andern überträgt oder bezahlen läßt, und deßwegen die Ueberweisung auf den Rücken des Wechsels setzt. Diese kurze Schrift, wodurch die Vollmacht, den Wechsel beizutreiben, auf einen Andern gebracht wird, heißt das Indossament, Derjenige, welcher einen Wechsel an Jemanden überträgt, der Indossant, Der, an welchen derselbe übertragen ist, der Indossat; ein solcher Wechselbrief selbst, ein indossirter Wechselbrief. Das Indossament wird entweder als Mandat oder als eine förmliche Cession betrachtet. Ferner ist dasselbe entweder ein angefülltes, mit Angabe des Orts, der Zeit ꝛc., oder ein Indossament in Blanco, in vielen Wechselordnungen verboten. Zu einem richtigen und gültigen Indossament wird erfordert die Ausfüllung, der Name des Indossaten, Ort und Zeit, Vor- und Zuname des Indossanten. Das Weitere besagen die Wechselordnungen, sowie einige verwandte Artikel, z. B. Cession.

Induction heißt der Schluß von dem Besondern auf das Allgemeine; er beruht auf dem logischen Grundsatze: daß Das, was man von einem jeden Individuum einer Art, oder von jeder Art einer Gattung bejahen oder verneinen kann, auch von der ganzen Art oder Gattung be-

jahen oder verneinen könne. Ist man überzeugt, daß man alle einzelne Fälle beobachtet und kein Individuum ausgelassen hat, so ist die Induction vollständig und man hat Gewißheit. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch und oft selbst in der Logik verwechselt man häufig Induction und Analogie; der erstere muß aber von der letztern durch die Voraussetzung unterschieden werden, daß die Induction vollständig sey. Sie umfaßt alle Individuen ohne Ausnahme; erst dann ist sie zu schließen fähig, und schließt mit Sicherheit und Gewißheit; die Analogie hingegen ist eine vollkommene Induction, welche von einer beschränkten Anzahl beobachteter Fälle auf das Allgemeine schließt. Es scheint, daß die Wissenschaften, deren Object Nothwendigkeit mit sich führt und nur auf dem Wege der Demonstration voranschreiten, sich eines Beweises, der nur Wahrscheinlichkeit geben kann, enthalten müßten; doch, sey es nun aus Nothwendigkeit, oder aus einer natürlichen Schwäche, die uns weniger strenge und leichtere Beweise den demonstrativen und lästigern vorzuziehen heißt, kann man der Induction selbst in den demonstrativen Wissenschaften nicht entbehren. In der Metaphysik und in der Mathematik sind die ersten Grundsätze supponirt und haben gewöhnlich keine anderweitigere Begründung, als diese Induction; man kann sogar behaupten, daß die meisten Wahrheiten, die jetzt demonstrirt sind, anfangs auf Glauben der Inductien angenommen wurden, und daß man die Beweise suchte, nachdem man sich durch die einzige Erfahrung der Wahrheit der Proposition versichert hatte.

Indulgenz, s. Ablaß.

Indult, Indultum, kommt von dem lateinischen Worte indulgere her, und bedeutet im Allgemeinen eine Gnade, vom Papste gewissen Personen ausgetheilt. Die römische Curie ertheilt active und passive Indulte, und versteht unter den erstern Vergünstigungen, welche der Papst den Cardinälen und andern Collatoren ertheilt, wodurch sie das Recht erhalten, frei über die Beneficien, welche von ihrer Collation abhangen, zu verfügen. Passive Indulte sind päpstliche Vergünstigungen an gewisse Personen, wodurch er ihnen Ansprüche auf Beneficien zu machen, wenn sie übrigens fähig sind, diese zu besitzen, oder auch Geistliche an ihre Stelle dafür vorzuschlagen, überträgt. Die activen Indulte scheiden sich wieder in gewöhnliche und ungewöhnliche. Gewöhnliche Indulte werden den Cardinälen und anderen Collatoren ertheilt, kraft deren sie das Recht besitzen, während allen Monaten, selbst in den sechsen, die sich der Papst vorbehalten, die von ihnen abhangenden Beneficien zu ertheilen, zu ihnen zu ernennen und vorzuschlagen, ohne der apostolischen Reservation unterworfen zu seyn. Das außergewöhnliche Indult gibt den gewöhnlichen Collatoren die Befugniß, die Beneficien frei und ohne der Prävention selbst in den sechs dem Papste vorbehaltenen Monaten, zu vergeben. — In der Jurisprudenz bezeichnet Indult eine Zeitfrist, die Jemanden zur Erfüllung seiner Obliegenheiten gestattet wird; auch eine Entscheidung der richterlichen Behörde, wodurch dem Schuldner, wenn er zu dieser Vergünstigung qualificirt ist, Aufschub der Zahlung zugestanden wird.

Industrie ist das Bestreben und die Geschicklichkeit, Gegenstände zu erschaffen, welche zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse dienen. Sie gibt nämlich der Arbeit eine solche Richtung, daß sie die Vorstellung verwirklicht, wie die rohe Materie eine vollkommnere, d. i. dem Bedürfnisse angemessenere Gestalt bekommen und überhaupt mehr leisten kann,

als es bisher der Fall gewesen ist. Die Industrie ist eine Wirkung der Vervollkommnung des menschlichen Willens und daher geistiger Natur. Die Möglichkeit desselben hängt zunächst von der Ausbildung des menschlichen Verstandes und von den Fertigkeiten ab, Das, was dieser als zweckmäßig erkennt, auch mit der That auszuführen. Hierzu aber gehört Ausbildung des menschlichen Erkenntnißvermögens, Erweiterung und Vervollkommnung des menschlichen Wissens. Je weiter sich solches erstreckt und je tiefer es in die Natur der Dinge eindringt, desto mehre Mittel und Wege werden dem Menschen bekannt, die natürlichen Dinge zu seinen Zwecken einzurichten und zu gebrauchen. Andrerseits hängt das Gelingen der Industrie und der durch sie regierten Arbeit sehr von den natürlichen Eigenschaften eines Landes und von andern äußern Umständen ab. Denn obgleich die Oberfläche der Erde ziemlich überall zu einem Wohn- und Wirkungsplatze der Menschen paßt, so ist sie doch an dem einen Orte mehr, an dem andern weniger geschickt, um die Zwecke der Menschen, gleichen Fleiß vorausgesetzt, zu befördern. Die Verschiedenheit des Klimas, der Lage und der Verbindung mit andern Ländern, der verschiedene Grad der natürlichen Fruchtbarkeit, die verschiedenen Bestandtheile des Innern der Erde oder der Stoffe, die sich auf dem Wohnplatze finden, oder von andern Orten schwer oder leicht dahin zu schaffen sind: durch alle diese und mehre andre Umstände wird der menschliche Geist mehr oder weniger angereizt, die Industrie oder den Gewerbfleiß zu entwickeln. Wenn aber die Natur der Industrie auch noch so sehr begünstigt hat, so hängt doch wiederum ihr Fortgang sehr von dem Zustande der Gesellschaft selbst und der mit ihr in Verbindung stehenden Völker ab. Denn 1. findet die Industrie nur da Aufmunterung, wo schon viele Güter vorhanden sind, welche für den Ueberfluß, den Jemand hervorbringt, zum Tausche angeboten werden kann; 2. wird Sicherheit des Eigenthums vorausgesetzt, wenn Jemand Lust haben soll, Vorräthe nützlicher Dinge zu schaffen; sowie 3. ein solcher Zustand des Staats, welcher der Industrie keine Hindernisse in den Weg legt, und wo ein Verkehr mit andern reichen und gebildeten Völkern stattfindet. Sieht man auf die Gegenstände, welche die Industrie schafft, so kann man sie eintheilen in die materielle und immatrielle. Erstere schaffte die Bestandtheile Dessen, was man Reichthum nennt, materielle Dinge und Formen; letztere ist darauf gerichtet, die mancherlei persönlichen Dienstleistungen zu ersinnen und zu leisten, welche die Menschen bedürfen. Arten der erstern Gattung sind: Bodenindustrie, Manufakturindustrie, Handelsindustrie u. s. w. Ueber den höhern Zusammenhang des gemeinnützigen Arbeitsfleißes mit der Volksmoral und mit der bürgerlichen Freiheit verbreitet sich Dunoyer in seiner Schrift „De l'industrie et de la morale, considérées dans leurs rapports avec la liberté", Paris 1815.

Industrie- oder Arbeitsschulen sind bestimmt, die Jugend schon in den frühesten Jahren zu nützlichen Beschäftigungen anzuhalten, und durch das Gewöhnen an Fleiß und Arbeitsamkeit der Neigung zum Müßiggange und zur Bettelei entgegenzuwirken. Die erste deutsche Industrieschule wurde von dem verdienten Propste von Schulstein 1777 zu Prag angelegt. Ihr gegenwärtiger verbesserter Zustand ist mit dem frühern nicht mehr zu vergleichen; indeß haben sie in Deutschland noch nicht den gewünschten Grad von Vollkommenheit erreicht, wovon die Beschränktheit ihres Planes und wohl auch die ihrer Lehrer Ursache seyn mag. Das

Wesentliche der Volksbildung zur Industrie besteht in Folgendem: Die Jugend auf dem Lande, die ohnehin, täglich 6 Stunden an die Schulbank geschmiedet, alle Lust zum Lernen verliert, wird gewöhnt, auf die Felder und Wiesen ihrer Aeltern einen aufmerksamen Blick zu werfen. Dann wird ihre Wißbegierde auf die Cultur des Gartenbaues sowie der Obst- und Baumzucht gerichtet. Im Winter tritt Flachs- und Baumwollenspinnerei an die Stelle dieser Beschäftigung. In den Städten begünstigen die Spinnschulen die Landes-, vorzüglich die Woll- und Leinenmanufakturen. So wurden gleich bei der Entstehung der Industrieschulen in den böhmischen Städten und auf dem Lande Obstbaumzucht, Gartenbau, Bienenpflege, Seidencultur u. s. w. betrieben. Man legte Industriegärten und Baumschulen an, z. B. in Brandeis, wo die Kinder binnen 10 Wochen 1780 über 42 Gldn. verdienten. Der Normalschulgarten zu Prag hatte 1790 schon 3051 Baumstämmchen, theils geäugelt, theils gepfropft, in dem besten Zustande aufzuweisen. In den böhmischen Städten, wo vorher das Spinnen wenig betrieben wurde, verbreitete sich dasselbe in kurzer Zeit allgemein. 1790 wurden in der Normalschule und 11 andern Industrieschulen zu Prag mit Handarbeiten schon 1667 Gldn. 52½ Kr. verdient. Den Industrieschulen in Böhmen hat die Seidencultur ihre Aufnahme ganz zu verdanken. — Nächst Böhmen wurde in der Stadt und dem Fürstenthume Würzburg das Meiste für diesen Zweig des Volksunterrichts gethan, sodaß 1783 die Jugend von 5. bis zum 12. Jahre in den Industrieschulen für 39.884 Gldn. 16 Kr. Arbeiten verfertigte, und von ihr allein 10.000 Paar Strümpfe gestrickt wurden. In dem Amte Homburg an Main wurden in einem Jahre 2637 junge Bäume gesetzt. Die dritte Stelle in der Geschichte der deutschen Industrieschulen nehmen die im Mecklenburg-Schwerinischen in den neunziger Jahren, sowie die im Badischen unter der Regierung des unvergeßlichen Markgrafen Karl Friedrich errichtete Baumwollen-, Hanf- und Flachsspinnschulen ein, mit welchen auch Näh- und Strickschulen verbunden waren. Hierauf breiteten sie sich im Hessischen, in Kursachsen, in dem Hanöverischen und Braunschweigischen aus. Die zweckmäßigste Verordnung für die Einrichtung und Unterhaltung der Industrieschulen wurde 1804 in Baiern gegeben. Daß der Unterricht unentgeltlich sey, ist die erste aller Bedingnisse. Der Werth der Arbeiten, die man am besten im Anfange eines jeden Winters öffentlich an die Einwohner versteigert, muß den Kindern ohne allen Abzug bezahlt, oder es müssen ihnen Kleidungsstücke dafür gekauft werden. Eine Regierung, welche die Industrieschulen emporbringen will, wird zugleich bei den öffentlichen Prüfungen Preise aussetzen, die aber nur in selbst verfertigten Arbeiten und Kleidungsstücken bestehen dürfen. In Dresden wurde in den neunziger Jahren jedem armen und fleißig arbeitenden Kinde täglich auch ein halbes Pfund Brot gegeben. Vorzüglich war dort wie anderwärts der Einfluß der Industrieschulen auf die Bildung guter weiblicher Dienstboten sichtbar, da sich durch dieselben die Mädchen frühzeitig an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnen. Ohne besondern Kostenaufwand für den Staat können sie vorzüglich mit den bürgerlichen Mädchenschulen verbunden werden. Den größern Mädchen ertheilte man Unterricht im Kochen, Waschen, Einkauf und Verwahrung des Fleisches, Gemüses, und in einer ersparenden Feuerung der Oefen und Küchenherde u. s. w. Am besten eingerichtet waren in den achtziger Jahren die Industrieschulen zu Wilhelmshausen im Hessischen,

zu Wacke, Ballenhausen, Völkerode und Roßdorf bei Göttingen, in den neunziger Jahren zu Schornebeck im Lüneburgischen, hauptsächlich aber die erste und in ihrer Art einzige Bauernschule auf dem, dem Herrn von Schönfeld in Prag zugehörigen, Gute Trnowa im berauner Kreise in Böhmen. — Gegenwärtig behauptet wohl unter allen Industrieschulen Deutschlands und der Schweiz die zu Hofwyl (s. d.) den ersten Rang. In Frankreich ist bei weitem noch nicht so viel für Industrieschulen geschehen als in Deutschland. Die strasburger Arbeitsschule, den deutschen nachgebildet, möchte wohl unter allen den Vorzug verdienen. — In Schottland ist die von R. Owen zu Newlanark gegründete Arbeits- und Bildungsanstalt, oder Industriecolonie merkwürdig. Vor 1784 war hier Morast; ein gewisser Dale legte Manufakturgebäude an; die Anstalt war aber bei seinem Tode ganz in Verfall. Nun trat Owen, der bisher Baumwollenspinnereigeschäfte getrieben, und den das Lesen des „Robinson Crusoe“ und einige Stellen in Rousseau's „Emil“ auf seine Idee einer gründlichen Bildung der ärmern Volksclassen geleitet hatten, 1800 an die Spitze der von ihm erkauften Anstalt zu Newlanark und gab ihr eine neue, erweiterte, auf die moralische Besserung der Arbeiter berechnete Einrichtung, sodaß sie eine Musteranstalt für die Errichtung ähnlicher Zwecke wurde. 1822 bestand die Colonie, bei der sich auch ein Spital befindet, aus 2300 Köpfen, darunter 350 Kinder; 1808 arbeiteten in den Werkstätten, andre in den Küchengärten, noch andre besorgten alles Hauswirthschaftliche. Allen Colonisten stand es frei, aus der Gemeinschaft zu treten; aber sie fühlten sich hier wie zu Hause und blieben gern. Die Kinder namentlich hingen mit unbeschreiblicher Liebe an dem Herrn des Hauses. Zur Bildung des religiösen und sittlichen Gefühls wird täglich eine Morgenandacht gehalten. Die Kinder lesen Auszüge aus der Bibel und kleine Biographien. Sie werden im Lesen, Schreiben und Rechnen, in Geometrie, Naturgeschichte, Geographie und Geschichte unterrichtet. Auch besitzt die Anstalt eine Singschule, einen Tanzsaal und einen Turnplatz. In den Arbeitssälen werden die verschiedenen Beschäftigungen durch sinnreiche Vorrichtungen erleichtert. Alles zur Baumwollengarnfabrikation Erforderliche wird in der Colonie selbst verfertigt. Außer der großen Spinnerei sind noch ein Gußwerk, eine Schmiede und Zimmermanns-, Schreiner-, Drechsler-, Glaser-, und Malerwerkstätten vorhanden. Jullien in Paris (Herausg. der „Revue encyclopédique“) versichert als Augenzeuge, daß in der Industriecolonie zu Newlanark das Beisammenleben beider Geschlechter keine nachtheiligen Folgen habe, vielmehr glückliche Ehen veranlasse. Auch die Verschiedenheit der Religion verursache unter den Mitgliedern der Colonie keine Proselytenmacherei und Intoleranz, und ebenso wenig Indifferentismus, da die Gottesverehrung erbaulich sey. Gleichwohl wurde Owen in eine Fehde mit den religiösen Eiferern, den Religionists, verwickelt. Die von dem Arzte Henry Grey Macnab herausgeg. Beschreib. dieser Anstalt und des derselben zum Grunde liegenden staatswirthschaftl. Systems hat Laffon de Ladebat ins Franz. übers. („Examen des nouvelles vous de Ms. Rob. Owen, et de ses établissemens à New-Lanark“, Paris 1821). — Soll eine Industrieschule ihrem Zwecke entsprechen, so muß 1) die Art der Industrie der künftigen Bestimmung der Jugend, sowie ihrem Geschlechte, ihrem Alter, ihrer Geistesfähigkeit und körperlichen Kräften angemessen seyn; dabei sollte das Spinnen und Stricken, sowie die Verfertigung

hölzerner Spielsachen, vorzüglich in jenen Gegenden, wo Getreidebau nicht die Haupterwerbsquelle für die Einwohner ausmacht, betrieben werden; im entgegengesetzten Fall sind das Baumpflanzen, die Verfertigung kleiner Haus- und Ackergeräthe, Flecht- und Schnitzarbeiten ꝛc. am angemessensten. 2) Müssen die Producte so bald als möglich an sich einen reellen Werth haben, und ihre Nützlichkeit darf nicht finanzmäßig berechnet werden. 3) Der Unterricht muß, ihrer künftigen Bestimmung gemäß, auch bei den Erwachsenen fortdauern. 4) Gutgemachte Stücke müssen etwas höher bezahlt werden, um den Eifer sowie den Erwerb- und Spargeist rege zu machen. Auch sollte 5) aller pedantische Zwang rücksichtlich der Disciplin aus den Industrieschulen verbannt seyn, und keine körperliche Strafe in denselben angewendet werden. 6) Nie dürfen die Kinder für den Schullehrer oder die Lehrerin arbeiten. 7) Keine Regierung sollte weder dem männlichen noch dem weiblichen Geschlechte die Errichtung einer eignen Haushaltung oder das Heirathen zugestehen, wenn nicht vorher ein gutes Zeugniß vom Besuche der Industrieschule beigebracht ist. — Ueber die vorzüglichern neuern Industrieschulen findet man die besten kritischen Darstellungen in Hartleben's seit 23 J. erscheinender „Allgemeiner deutschen Justiz-, Kameral- und Polizeifama.“ — Schließlich erwähnen wir der Phalanstère, einer von dem Franzosen Charles Fournier erfundenen, aber bisher nur auf dem Papier stehenden Anstalt nach R. Owen's Vorbild zu Newlanark und Newharmony. Fournier hat sich wie Owen das armselige Leben der untern Volksclassen zu Gemüthe geführt und ein Mittel gesucht, um sie in eine bessere Lage zu bringen. Nach und nach fiel er darauf, die Leidenschaften der Menschen zu benutzen, um sie zu großer Arbeit und zu großen Unternehmungen anzutreiben. Uebrigens hat er wie Owen eingesehen, daß die Aermern nur durch Vereinigung ihres Fleißes und ihres Erwerbes sich ein gemächliches Leben verschaffen können. Darin geht aber Fournier weiter, daß er nicht allein die Aermern will zusammenleben lassen, sondern auch die Reichern, und daß er sich von der Ausführung seines Plans das herrlichste Leben auf Erden verspricht. Den Hebel des von ihm versprochenen Glückes nun nennt er attraction passionnée, weil die Menschen durch ihre Leidenschaften zur Arbeit und folglich zur Beförderung ihrer zeitlichen Wohlfahrt angezogen werden sollen. In dieser Absicht sollen sie in großen Anstalten, die er Phalanstères nennt, beisammen wohnen, und zwar so, daß alle Diejenigen, die ein und dasselbe Gewerbe treiben, nahe zusammenleben und eine Serie ausmachen. Sie sollen zusammen zur Arbeit gehen, sich zusammen erholen und erfreuen. Die Arbeit soll immer nur von kurzer Dauer seyn und mit Vergnügen abwechseln. Die Producte der Arbeit sollen zusammengelegt, verkauft, und dann Jedem nach seiner Geschicklichkeit oder seinem Verdienste angerechnet werden. Dieß gleicht so ziemlich dem Systeme der St.-Simonianer. Darin unterscheidet sich aber Fournier von jenen, daß er denjenigen Mann, welcher mehre Fähigkeit besitzt, auch Mitglied mehrer Serien seyn und der Früchte ihrer Arbeit theilhaftig werden läßt, sodaß also ein in mehren Fächern sehr geschickter Mann auch in mehren Serien Geld einnehmen und sich bereichern kann. Es scheint, daß der Gewinn vorzüglich in dem wechselseitigen Austausche der Producte bestehen soll. Da der Verfasser viel auf die Wärme im Winter hält, so hat er die Vorkehrung getroffen, daß das Phalanstère mit lauter bedeckten Gängen und

Gassen versehen sey, die man erwärmen kann. Die Verheiratheten sollen beisammen leben, die nicht Verheiratheten ebenfalls. Geräuschvolle Gewerbe sollen etwas entfernt von den übrigen getrieben werden. Jedes Phalanstère soll mit einer Fremdenherberge versehen seyn, wie auch mit einem Concertsaale und sogar mit einer Oper. Ueberhaupt sorgte Fournier ganz besonders für das materielle Wohl seiner Gemeinden. Welche Rolle er den Frauen in seinem Systeme zutheilt, ist nicht recht klar; es scheint, daß auch sie eine leidenschaftliche Anziehung ausüben sollen, um die Wohlfahrt und das Glück der männlichen Bewohner der Phalanstères zu befördern. Die Kinder sollen zusammen erzogen werden. Fournier hat in Paris ein eignes Journal begonnen unter dem Titel: „Le phalanstère", worin er seine Ideen entwickelt; es scheint aber wenig Fortgang zu haben. Man muß in seinem Plane zwei Dinge unterscheiden: den Zweck, der allerdings sehr löblich ist, da dieser Mann seit länger als 20 Jahren darauf sinnt, dem Volke ein ruhigeres und sichereres Leben zu verschaffen, als es jetzt genießt; und dann die Mittel, die leider ans Abgeschmackte grenzen. Mit 5—800.000 Francs, die seinem Anschlage nach die Anlegung eines Phalanstère kosten soll, könnte man weit besser einer kleinen Gemeinde helfen. Man hat angekündigt, es solle in Frankreich eine Anstalt nach Fournier's Plane angelegt werden, wahrscheinlich wird der Plan aber nimmer ganz zur Ausführung kommen. Fournier hat mehre Werke geschrieben, um seine Ideen über die Beförrung des Volksglückes zu entwickeln.

Ines de Castro, Pedros, des Sohnes des vierten Alfonsos, Königs von Portugal, unglückliche Geliebte, aus castilischem Königsstamme entsprossen. Nachdem Pedro seine erste Gemahlin Constantia durch den Tod 1344 verloren hatte, schloß er mit der schönen Ines einen geheimen Bund der Liebe. Keiner Fürstin Glanz vermochte ihn zu locken, er liebte sie mit treuem Herzen, und sie, berauscht von dem schönen Jugendglücke, ahnte nicht, daß es ihr so bald entfliehen würde. Der König nämlich verlangte von seinem Erben eine würdigere Vermählung und zürnte der treuen Liebe des ungehorsamen Sohnes. Vom bösen Rathe verleitet, beschloß er die Unschuldige, deren Tugend ihm den Sohn abwendig gemacht, zu tödten und mit ihrem Blute das Feuer des Liebenden zu löschen. Rauhe Hände ergriffen das zarte Weib, das mit ihren Kindern zu Coimbra im Kloster der heiligen Clara stille lebte, und schleppten die Unglückliche vor den strengen König. Der Schönheit rührenden Blick und der bangen Mutter Thränen erweichten anfangs den harten Sinn des Königs; ihr süßes Flehen, ihr das schöne Leben zu lassen, und sie von ihren beiden Kindern nicht zu trennen, bewegte seine Seele zu mildem Mitgefühl, und schon leuchtete aus seinem Auge freundliche Gnade; bald aber stockte die sanfte Regung seines Herzens vor der bestürmenden Wuth der Frevler, deren Eisen zum schnöden Morde gezückt war. Die Brust der holden Frau zerfleischte die entweihte Waffe, und sie sank hin, das junge Leben verhauchend, 1355. Sie ward im Kloster begraben. Der Königssohn, sich entsetzend über die schaudervolle That, entfloh dem Schlosse und empörte sich gegen den Vater. Bald aber ereilte die Nemesis der Mörder flüchtiges Haupt; nach zweien Jahren bestieg Pedro seines Vaters Thron und ließ die Schuldigen in fernen Landen aufsuchen. Spaniens König Pedro, ihm gleich an Namen wie an Gesinnung, schloß mit ihm einen Vertrag und überlieferte die Frevler, die zu ihm ihre Zu-

flucht genommen, dem blutigen Strafgerichte. Pedro konnte sich aber nie des Lebens mehr erfreuen; mit finsterer Strenge regierte er über sein Land. 1362 berief er die Ersten seines Reichs nach Cataneda, und erklärte durch einen feierlichen Eid, er habe nach dem Tode seiner Gemahlin Constantia, kraft päpstlicher Erlaubniß, sich mit Ines de Castro zu Braganza trauen lassen, und zwar in Gegenwart des Erzbischofs von Guarda und eines seiner Hofbeamten, Stephan Lobato. Darauf ging Pedro nach Coimbra. Der Erzbischof und Lobato mußten des Königs Wort bekräftigen, und es ward die päpstliche Urkunde, worauf der König sich bezogen, öffentlich verkündet. Der König ließ den Leichnam seiner geliebten Ines aus dem Grabe heben und mit dem königl. Gewande und mit einer Krone geschmückt auf einen Thron setzen, dem alle Großen des Reichs sich nahen mußten, um den Saum des Gewandes zu küssen, und der Königin nach dem Tode die Huldigung zu leisten, die sie im Leben nicht hatte empfangen sollen. Darauf ward die Leiche auf einem Trauerwagen nach Alcobaza geführt. Der König, die Bischöfe, die Großen und Ritter des Reichs begleiteten den Zug zu Fuß, und der ganze, 17 Meilen lange Weg von Coimbra bis Alcobaza war von vielen Tausenden, die brennende Fackeln hielten, auf beiden Seiten besetzt. In Alcobaza ward ihr ein prächtiges Grabmal von weißem Marmor errichtet, auf welchem ihr Bild mit der Königskrone auf dem Haupte zu sehen war. Die Geschichte der unglücklichen Ines hat mehren Dichtern verschiedener Völker Stoff zu Trauerspielen gegeben — unter den Deutschen dem Grafen von Soden; am schönsten aber hat die Muse der portug. Dichtkunst selbst sie durch den Mund Camoens's verewigt, in dessen berühmter „Lusiade“ die Geschichte ihrer Liebe eine der herrlichsten Episoden bildet.

Infamie, aus dem Lat., Ehrlosigkeit, Verlust der bürgerlichen Ehre. Diese kann in einer rechtlichen Verfassung nur durch gesetzwidrige, den Bürger wahrhaft entehrende Handlungen verloren gehen, und als Folge dieses Verlustes muß sie den Verlust der Staatsämter und Würden, die Unfähigkeit, ein vollgültiges Zeugniß abzulegen, nothwendig nach sich ziehen. Hier und da geht mit der bürgerlichen Ehre auch die Lehnsfähigkeit, ein Theil des Erbrechts, in gewissen Fällen auch Standesrechte, das Recht, gewisse Gewerbe zu treiben, ja selbst das Recht eines sogenannten ehrlichen Begräbnisses ꝛc. verloren. Die Infamie ist entweder die Folge ehrloser Handlungen vermöge der öffentlichen Meinung, infamia facti, oder durch Gesetze und Richterspruch ausdrücklich erklärt, inf. juris. — Infam, ehrlos, insbesondere der bürgerlichen Ehre verlustig. — Infamia notus wird von Demjenigen gesagt, der wegen gesetzwidriger Handlungen für ehrlos erklärt ist. Cum infamia relegirt werden, heißt so viel, als mit Schimpf und Schande oder mit Verlust der Ehre von hohen Schulen verwiesen werden. — Infamation, das Ehrlosmachen. — Infamiren, unehrlich machen, für ehrlos erklären; auch verleumden, verlästern, verschreien.

Infant (lat.), eigentl. das Kind; in Spanien und Portugal aber wird vorzugsweise ein Prinz des königl. Hauses (jedoch nicht der Kronprinz) Infant genannt, sowie jede Prinzessin Infantin. Die für die Infanten angewiesenen Apanagen heißen Infantagien.

Infanterie, Fußvolk, der Kern eines Heeres. Eine spanische Infantin vernahm die Niederlage des Heeres, welches ihr Vater gegen

die Mauren aufführte. Sie errichtete schnell eine Truppe Krieger zu Fuß, griff damit den Feind an und schlug ihn. Dieser Umstand gab dem Fußvolk eine besondere Achtung und den Namen: Heer der Infantin. Da Spaniens Militaireinrichtungen lange andern Völkern ein Vorbild waren, ging dieser Name auch auf das Fußvolk andrer Nationen über. Man hat das Fußvolk in schwere oder Linien- und in leichte Infanterie abgetheilt, und die Letztere nicht allein leichter gekleidet und bewaffnet, sondern auch zum sogenannten kleinen Krieg und zum Vorpostendienst besonders geübt und gebraucht. Man unterscheidet ferner die Infanterie durch verschiedene Benennungen, wie Grenadiers, Musketiers, Füßeliers, Jäger u. s. w. Die jetzige Kriegskunst fordert nur gutes Fußvolk, welches zum Dienst der Linie gleich gut, wie zum leichten Truppendienst geübt ist; nur ein solches kann sie brauchen, sie nennt daher eine schwere Infanterie eine schlechte; und die verschiedenen Benennungen werden bald außer Gebrauch kommen, nachdem sie ihre Bedeutung verloren haben.

Inferien (Inferiae), Todtenopfer, welche den unterirdischen Gottheiten für die Seele des Verstorbenen gebracht wurden, woraus vielleicht die Exequien in der christlichen Kirche entstanden sind.

Infinitesimalrechnung oder **Analysis des Unendlichen.** Die gesammte mathematische Analysis wird in die **niedere** und **höhere** getheilt. (S. **Analysis.**) Zu den Disciplinen der **höhern** rechnet man ausschließlich die **Differentialrechnung** (welche, bei weiterer Ausdehnung ihrer Fragen nach den Bedingungen des Erhöhten und Kleinsten, noch auf ein besonderes, unter dem Namen des **Variationscalculs** [s. d.] bekanntes Rechnungsverfahren führt), und **Integralrechnung.** Beide Rechnungsarten begreift man gewöhnlich unter den Namen: Infinitesimalcalculus, Rechnung oder Analysis des Unendlichen. Jeder allgemeine Rechnungsausdruck nämlich, welcher aus beständigen Größen auch eine oder mehre veränderliche enthält, heißt eine **Function** dieser letztern, und es entsteht die Frage: was aus einer solchen Function selbst wird, wenn die in ihr enthaltenen veränderlichen Größen einen andern Werth annehmen? Sey die in Rede stehende Function z. B. der bekannte Ausdruck für die Ordinaten eines Kreises vom Halbmesser a, und den Abscissen x, nämlich $\sqrt{2ax-xx}$: so kommt es darauf an, zu bestimmen, welchen veränderten Werth dieser ganze Ausdruck bekommt, wenn die darin enthaltene veränderliche Größe x, z. B. auf x+i, anwächst. Die Theorie der Functionen lehrt diesen neuen Werth in einer nach den ganzen positiven Potenzen von i fortschreitenden Reihe darstellen; der sogenannte Infinitesimalcalculus aber beschränkt diese mehrgliedrige Reihe auf das einzige, mit der **ersten** Potenz von i behaftete Glied, unter dem Vorwande, daß jene folgenden, höhere Potenzen der Zunahme von x enthaltenden Glieder vernachlässigt werden dürfen, wenn diese Zunahme, die er in seiner Sprache nunmehr nicht ferner durch i, sondern durch dx (Differential von x) bezeichnet, **unendlich klein** genommen werden. (Diese Beschränkung auf das erste Glied der Reihe ist der wahre Geist des Infinitesimalcalcul.) Von diesem Postulate unendlicher Kleinheit Desjenigen, um was der Infinitesimalcalculus seine variabeln Größen sich verändern läßt, hat er seinen Namen. Er geht entweder von einer gegebenen (primitiven) Function zu deren Differential (Prime) über, in welchem Falle sein Verfahren **Differentialrechnung** (Fluxionenrechnung der Engländer; Théorie des fonc-

tions analytiques in Lagrange's weiterm Sinne) heißt und ihm eine Menge analytischer Vortheile sichert, unter denen wir hier, als Beispiel, nur die auf diese Weise erlangbare Bestimmung der größten und kleinsten Werthe der Functionalgrößen nennen; oder aber er bildet sich, in seinem wichtigern zweiten Theile der Integralrechnung, aus den Umständen einer Aufgabe, umgekehrt die Prime (das Differential), um daraus die Primitive (das Integral), als die eigentliche Antwort auf die vorliegende Frage, durch bloße fernere Anwendung rechnender Kunstgriffe herzuleiten. Ihre Erfindung ist eine der merkwürdigen Erscheinungen, die dem menschlichen Geiste Ehre bringen, und durch dieselbe ist ein Schritt in der Mathematik geschehen, der früher nicht geahnet werden konnte. Leibnitz (geb. 1646 und gest. 1711) war wohl der Erste, der diese wichtige Entdeckung bekannt machte. S. in d. Lpz. „Acta Eruditor." den denkwürdigen Aufsatz: Oct. 1684, „Nova Methodus pro maximis et minimis, itemque tangentibus, quae nec fractas nec irrationales quantitates moratur, et singulare pro illis calculi genus". Diese Erfindung machte schnell mächtige Fortschritte. Huygens, die Brüder Bernoulli, der Marquis de l'Hôpital und später Euler verfolgten die von Leibnitz gebrochene Bahn mit Riesenschritte. Die bei den Geometern damaliger Zeit eingeführte Sitte, Aufgaben öffentlich vorzulegen, trug auch zur Vervollkommnung der Analysis des Unendlichen Vieles bei. Wahrscheinlich machte gleichzeitig mit Leibnitz, Newton, der schärfste Denker seiner Zeit, dieselbe Entdeckung in der Analysis; da er sie aber später als jener öffentlich vortrug, so konnte er Leibnitzen den Ruhm der Erfindung einer so wichtigen Theorie nicht streitig machen. Die beiderseitigen Ansprüche wurden vor den Richterstuhl der königl. Akademie der Wissenschaften zu London, deren zeitiger Präsident Newton selbst war, gebracht; man kam in der Hitze des Streits so weit, daß die englische Partei Leibnitzen vor der Welt als einen Plagiarius darstellte. So beschämend auch dieser gelehrte Krieg für viele der ersten Mathematiker war, die zu leidenschaftlich an demselben Theil nahmen und den Leibnitz nicht überlebte; so gab er doch Gelegenheit zur genauern Kenntniß und Anwendung der Analysis des Unendlichen und zur höhern Ausbildung der Mathematik überhaupt. — Eins der wichtigsten Werke für die Analysis endlicher Größen ist noch immer Euler's „Introduction in analysin infinitorum" (Lausanne 1748, 2 Bde.; n. A. Leyden 1797; deutsch durch Michelsen, Berlin 1780). Damit stehen in einer engen Verbindung desselben Vfs. „Institutiones calculi differentialis" (Petersb. 1755, 4.; ebenfalls deutsch durch Michelsen, Berl. 1790). Ein wegen der Tiefe seiner Ansichten und vieler schätzbaren Anwendungen auf Geometrie und Mechanik empfehlenswerthes Werk zur Kenntniß der Verbindung zwischen der Analysis endlicher Größen und der sogenannten, hier freilich aus einem ganz andern Gesichtspunkte betrachteten, Rechnung des Unendlichen ist Lagrange's „Théorie des fonctions analytiques" (neue Aufl., Paris 1813, 4.). Da man aber dazu schon gute Kenntnisse für allgem. und sehr abstracte Rechnungen mitbringen muß, so verbinde man damit desselben Vfs. „Leçons sur le calcul des fonctions" (neue Aufl., Paris 1806). Man hat von der frühern Ausg. des ersten dieser beiden Werke auch eine deutsche Bearbeitung durch Rhode: „Anfangsgründe der Differentialrechnung" (Potsd. 1799). Eine brauchbare Anleitung zur Einsicht in den eigentl. Geist des Infinitesimal-

calculus gewährt Nürnberger's „Theorie des Infinitesimalcalculus“ (Berlin 1812, 4.), und desselben Vfs.: „Die letzten Gründe der höhern Analysis“ (Halle 1815, 4.). Neu in seinen Ansichten der Analysis endlicher Größe ist Arbogast: „Du calcul des dérivations“ (Strasb. 1800, 4.). Unter den ältern Werken über Integralrechnung stehen oben an Euler's „Institutiones calculi integralis“ (Petersb. 1768 — 70, 3 Bde., 4.). Den gegenw. Zustand der Integralrechn. nach d. Erweiter. der französ. Analysten lernt man besonders kennen aus Lacroix's „Traité du calcul différential et du calcul intégral“ (Paris 1797 fg., 3 Bde., 4.). (Es ist seitdem eine neue Ausgabe erschienen.) — Zum ersten Unterrichte ist zu empfehlen Pasquich's „Mathemat. Analysis“ (Leipz. 1791, und zur weitern Ausbildung desselben Vfs. „Elementa analyseos sublimioris“ (Leipzig 1799, 4.). Endlich bemerken wir, daß Nürnberger's „Darstellung der Herleitung aller derivirten Functionen“ (Hamb. 1821) den hier berührten Gegenstand aus einem ganz neuen Gesichtspunkte betrachtet.

Infinitiv, in der Sprachlehre, die unbestimmte Form (modus) des Zeitworts, in welcher dieses ohne Subject selbständig dargestellt wird. An und für sich nämlich gehört das Zeitwort, indem es einen Zustand oder eine Thätigkeit bezeichnet, zu einem Subjecte, dessen Zustand dadurch ausgedrückt wird, z. B. Cajus spricht. Wenn nun dieser Zustand für sich aufgefaßt wird, so nähert sich dadurch das Zeitwort wieder dem Substantiv und wird daher auch häufig geradezu als solches gebraucht, z. B. arbeiten ist Pflicht. Im letztern Falle nimmt es auch die Modification des Substantiv an, und gewöhnlich wird es in dem Sprechen als Neutrum betrachtet. Indem aber das Verbum einen Zustand oder eine Thätigkeit bezeichnet, welche in zeitlichen Verhältnissen steht, so kann auch der Infinitiv Infinitiv der Gegenwart, Vergangenheit oder Zukunft seyn, obgleich diese Beziehung nicht in allen Sprachen in besonderen Formen hervortreten. Uebrigens ist der Infinitiv nicht der Stamm der übrigen Formen oder modorum. Da, wo ein Infinitiv von einem andern Zeitworte, das als verbum finitum steht, abhängig ist, kann derselbe als objectiver Accusativ angesehen werden. (S. Zeitwort.)

Influenza (von influentia, der Einfluß, franz. la Grippe) nennt man jede Krankheit, die durch allgemeine Einflüsse, und vorzugsweise durch die epidemische Constitution der Luft und der Witterung hervorgebracht wird. Unter dem Namen Influenza versteht man aber gewöhnlich eine epidemische Krankheit, mit katarrhalischen und rheumatischen Symptomen, die sich im Frühlinge und Herbste zu zeigen pflegt. Meist nimmt sie einen bestimmten Weg, sodaß man ihre Reiseroute aufnehmen könnte, und wanderte entweder von Osten nach Westen, od. von Norden nach Süden. Der Katarrh von 1403 war zu Paris so allgemein, daß man die Gerichtshöfe schließen mußte. Ebenso bedeutend war die Krankheit 1410, wo ihrer Verbreitung wegen eine Zeitlang nicht einmal Messe gelesen werden konnte, und 1552 herrschte daselbst ein Katarrh, bei welchem 12 bis 15 Stunden lang Wasser aus der Nase floß, worauf die Genesung erfolgte. 1580 grassirte ein epidemischer Katarrh durch ganz Europa (Schafhusten, Hühnerweh, Zips, Mal del Castrone); es war heftiger, trockner Husten zugegen, der am 5. Tage durch Schweiß sich entschied, sodaß nur Wenige starben. 1729 zog eine Katarrhal-Epidemie von Rußland aus durch ganz Europa bis nach Mexico. Die Krankheit soll in allen Fällen, ohne alle Vorboten, mit Blitzesschnelle ent-

standen seyn. In Wien wurden 60.000 Menschen von derselben befallen; übrigens war sie nicht gefährlich, nur in England kamen viele Fälle von bösartiger Bräune vor. 1732 war eine Influenz durch alle Hemisphären verbreitet, welche auch Morgoni beschrieben hat. Wir übergehen hier mehre weniger bedeutende Epidemien jener Zeit und nennen nur noch die berühmtesten der Influenzen 1782, ein Jahr, das durch häufigen Regen und Zurückbleiben der Pflanzen ausgezeichnet war. Diese merkwürdige Epidemie kam von der chinesischen Grenze nach Sibirien, nachdem sie, wie Pallas anführt, China durchzogen hatte. Von Rußland ging die Krankheit nach Schweden und längs den Küsten der Ostsee nach Deutschland, wo sie im Mai allgemein herrschte. Der Jahreszeit trotzend drang sie in den wärmern Monaten immer weiter nach Süden und Westen vor; im Juni wurden die britischen Inseln, Frankreich und Spanien ergriffen; im August war der Katarrh bis nach Lissabon vorgeschritten. Nur wenige Menschen blieben verschont; Kinder erkrankten verhältnißmäßig am seltensten, junge Leute am häufigsten. Dem Wesen nach bot die Epidemie in allen Gegenden den natürlichen Charakter dar; sie verlief in Deutschland gelinde, in den südlichen Gegenden noch gutartiger, und in Rußland und Schweden kamen gefährliche Fälle vor. Die Krankheit befiel meistens sehr plötzlich und in Petersburg sollen auf einmal 40.000 Menschen von ihr ergriffen worden seyn. Sie entschied sich gewöhnlich durch gekochten Auswurf und kritischen Schweiß nach 8 bis 14 Tagen. Ansteckend konnte man die Krankheit nirgends nennen. Auch 1800 herrschte eine solche; sie wurde zuerst im östl. Rußland bemerkt, ging durch Polen, Preußen nach Deutschland, und hielt sich auf ihrem Zuge um und nahe dem Harzgebirge, wo der berühmte Arzt Leutin sie beobachtete und beschrieb. Sie überfiel Alle ohne Unterschied unvermuthet, und sprach sich gleich anfangs durch katarrhalisch-rheumatische Zufälle, die bald mehr, bald weniger heftig auftraten, aus. Ihre beständigen Begleiter waren Schnupfen, Husten, drückendes Kopfweh, Leibesverstopfung und Fieber; bei Vielen gesellten sich noch Schmerzen und Reißen in den Gliedern hinzu. Die Influenza von 1800 zeichnete überdieß eine schnelleintretende Ermattung und ein so rasches Sinken der Kräfte aus, daß schon nach einigen Tagen, sogar bei einem nicht sehr heftigen Fieber, der Kranke ohne zu wanken und einen heftigen Schwindel zu fühlen, das Bette nicht verlassen konnte. Seitdem sind 1803 und 1804, ferner 1818, 1819 bis 1820, sowie noch zuletzt als Prodromi der Cholera 1831 Katarrhalfieber-Epidemien durch Deutschland gezogen. Die ersten öffentl. Nachrichten über ihr Vorhandenseyn 1833 kommen aus Moscau und Petersburg, wo sie mehr als 100.000 Menschen zugleich ergriff und so alle öffentliche Vergnügungsörter leer machte. Unterm 9. Februar ward sie aus Reval und am 19. desselben Monats aus Riga gemeldet, wo gleichfalls die Schulen theils leer, theils geschlossen wurden. Unterm 3. März ward von Memel aus der Uebertritt dieser Epidemie in Preußen, im Grenzort Polangen, angezeigt. Am 24. Februar erkrankten in Memel plötzlich viele Personen an Erscheinungen, welche über den Ausbruch der Krankheit keinen Zweifel übrig ließen. In Tilsit brach sie am 2. März bei starkem N. N. Ostwinde und in Wehlau nach einem heftigen Nordwinde aus; zwischen letzten beiden Orten war die Seuche in allen Dörfern verbreitet. Am 8. d. M. war sie bereits in Königberg in Preußen, und seitdem wurden auch Elbing, Dan-

schau, Posen und andere Städte bis an den Rheinstrom schon von ihr heimgesucht. Nach den Berichten aus diesen Orten unterscheidet sich diese Krankheit eben nicht wesentlich von dem gewöhnlichen, nicht gefährlichen Katarrhalfieber, wohl aber, weil sie epidemisch herrscht und schnell ergreift, wirkt sie heftiger in den menschlichen Organismus ein, und hinterläßt, wenngleich nicht gefährlicher, als das einfache sporadische Katarrhalfieber, ein Gefühl von Mattigkeit, die bei diesem Fieber, wenn es überstanden, sonst nicht so fühlbar ist, folglich einer Seits eine genauere Pflege, anderer Seits eine größere Zeit der Erholung fordert.

Infúl hieß bei den alten Römern der breite, weißwollne Hauptschmuck der Priester, Vestalinnen, Supplicanten und Opferthiere, der ein Zeichen der Demuth seyn sollte. Diese Kopfbedeckung brauchten in der Folge die kaiserlichen Statthalter als ein Zeichen der Würde, und als solches ward sie auch im 7. Jahrh. von den kath. Bischöfen angenommen, die noch jetzt die Bischofsmütze, welche man bei Feierlichkeiten auf ihrem Haupt, sonst aber immer auf ihrem Wappen erblickt, Infúl nennen. Sie besteht aus 2 großen, oberwärts spitz zulaufenden Blättern, eins vorn, das andere hinten, sodaß sie in der Mitte hohl ist; sie sollen das alte und neue Testament andeuten. Die Blätter sind von Blech oder Pappe, mit weißem Seidenzeuch überzogen und das vordere mit einem Kreuz geziert. Das Infuliren, d. i. zum Bischof erklären, und mit der Infúl schmücken, ist ein Vorrecht des Papstes, der damit auch bisweilen die Aebte ausgezeichneter Klöster beehret, die daher infulirte Aebte heißen.

Infusionsthierchen, oder Infusionswürmer, haben ihren Namen von dem Worte Infusion (Aufguß), und sind also eigentlich diejenigen Geschöpfe, welche sich entwickeln und zeigen, wenn man auf gewisse Thier- oder Pflanzentheile Wasser gießt. Man versteht aber auch alle diejenigen mikroskopischen Geschöpfe darunter, welche, wie der Essig- und Kleisteraal, in sauren Säften, ferner, welche im Samen männlicher Thiere und im stehenden Wasser leben. Sie sind sehr verschieden gebildet, bewegen sich willkürlich, und pflanzen sich theils durch Theilung, wie die Polypen, theils durch lebendig geborene Junge, theils durch Eier fort. Einige Geschöpfe dieser dem bloßen Auge unsichtbaren Thierwelt sind so unendlich klein, daß sie selbst unter Mikroskopen, welche mehr als hunderttausend Mal vergrößern, nur wie einen Sonnenstaub erscheinen. Die Infusionswürmchen machen die fünfte und letzte Ordnung in der Classe der Würmer aus und beschließen zugleich das ganze Thierreich. Es sind davon bis jetzt etwa 15 Geschlechter bekannt, die beinahe an 200 Gattungen enthalten. Die wichtigsten davon heißen: die Schildpolypen, Afterpolypen, Haarpolypen, Beutelwürmer, Flaschenwürmer, Aalwürmer ꝛc.

Ingenhouß (Johann). Dieser berühmte Naturforscher, geb. 1730 zu Breda, widmete sich frühe den medicinischen Wissenschaften, practicirte darauf eine Zeitlang in seiner Vaterstadt, und reiste 1767 nach England, um sich dort mit Sutton's Inoculationsmethode bekannt zu machen. Der Ruf seiner großen Kenntnisse in der Naturkunde beförderte ihn zum Mitgliede der königl. Societät der Wissenschaften zu London. Auf Empfehlung des Präsidenten dieser Gesellschaft, des berühmten Pingle, ging er nach Wien, die Kinder der Kaiserin Maria Theresia zu inoculiren. Zur Belohnung erhielt Ingenhouß das Diplom eines k. k. Hofraths,

Leibarztes und eine Pension von 600 Pf. St. Nach vieljährigem Aufenthalte in Wien und Bereisung mehrer Länder Europa's, ging er wieder nach England, wo er sich zu Howard, unweit London, häuslich niederließ und 1799 starb. Er hinterließ eine große Anzahl Abhandlungen über einzelne Theile der Naturkunde, und man hat ihm in dieser Wissenschaft mehre nützliche Entdeckungen zu danken.

Ingenieurwissenschaften pflegt man insbesondere die Fortification (mit Inbegriff des Belagerungskriegs) und das Landvermessungsgeschäft mit allen dahin gehörigen Verrichtungen zu nennen. Die Ingenieurwissenschaften machen zwar einen Theil der Kriegswissenschaften aus und stehen mit ihnen in so genauer Verbindung, daß diese der Ingenieur mit seinen Studien vereinigen muß. Weil aber die Kriegsbaukunst eine genaue Kenntniß der Architektur überhaupt, und das Landvermessungsgeschäfts eine sehr gründliche theoretische Vorbildung (hauptsächlich ein tieferes Studium der mathematischen Wissenschaften), verbunden mit großer Uebung und technischer Fertigkeit, namentlich im Aufnehmen und Zeichnen, erfordern, die zu erlangen nur Einzelne Zeit und Gelegenheit haben, so wurden diese Wissenschaften von jeher den diesen Fächern sich ausschließlich widmenden Ingenieurs überlassen. Die Ingenieurs bilden daher auch ein besonderes Corps, und man unterschied in Frankreich sogar Ingénieurs de place und Ingenieurs géographes, was jedem Einzelnen anwies, sich in seiner Sphäre vorzüglich zu vervollkommnen, die allerdings zu weitumfassend ist, um eine vielseitigere Thätigkeit zu gestatten. Ueberall schließen sich im Kriege die Ingenieurs dem Generalstabe an, werden bei allen Entwürfen, die in ihr Fach schlagen, zu Rathe gezogen und erhalten die ihrer individuellen Geschicklichkeit angemessenen Aufträge.

Ingersleben, Karl Heinrich Ludwig von, preuß. geheimer Staatsminister und Oberpräsident der Rheinprovinzen, ward am 1. April 1753 geboren und von seinem Vater zunächst für die militairische Laufbahn bestimmt. In dieser Beziehung brachte er die Jahre 1764 und 65 auf der Ritterakademie zu Brandenburg, die Jahre 1766 und 67 in der Ecole militaire in Berlin zu und trat 1768 als Fahnenjunker in das Manstein'sche Kürassierregiment. Bei geringer Aussicht auf Beförderung, suchte er 1786 um seinen Abschied nach, der ihm auch bewilligt wurde. Im folgenden Jahre erwählte ihn die Ritterschaft der Altmark zum Landrath des tangermünder und arneburger Kreises, wo er sich bald in einem so hohen Grade auszeichnete, daß er von Friedrich Wilhelm II. 1795 zum Präsidenten der Kriegs- und Domainenkammer in Halberstadt ernannt wurde, ohne die gewöhnlichen Dienstgrade durchlaufen zu haben. In dieser Stelle entwickelte er so ausgezeichnete Eigenschaften, daß ihn Friedrich Wilhelm III. 1798 zum Präsidenten der Kriegs- und Domainenkammer der größern Provinz Pommern ernannte. Ingersleben hat sich durch vielfache Thätigkeit um diese Provinz sehr verdient gemacht; die gänzliche Auflösung der Leibeigenschaft in den ausgedehnten pommerschen Domainen wird seinen Namen dort stets in Ehren erhalten. Bis 1806 war es ihm gestattet, hier zu verweilen, wo er zum Minister erhoben, aber auch zugleich zum Chef der Organisationscommission ernannt wurde, die für Preußen das Kurfürstenthum Hanover in Besitz nehmen sollte. Das Traurige und Schwierige des Geschäfts wußte Ingersleben durch Milde und Gerechtigkeit zu erleichtern, und hat daher auch bei den

Bewohnern Hanovers sich ein bleibendes Andenken gegründet, welches ihm selbst Georg IV. noch 1821 durch die Verleihung des Guelfenordens öffentlich ausgedrückt hat. Nach dem tilsiter Frieden, 1808, entließ der König den Minister Ingersleben wie mehre seiner obersten Staatsbeamten, weil er ihrer Dienste bei dem geschmälerten Staate nicht mehr bedurfte. Auch Ingersleben's Entlassung war mild, fast entschuldigend. Nach wenigen Jahren einer wohlverdienten Ruhe ernannte Friedrich Wilhelm III., auf die Bitte der pommerschen Stände, den Minister Ingersleben 1812 zum Präsidenten der pommerschen Regierung. Seine Thätigkeit bei den bald erfolgenden Kriegsrüstungen war ebenso rastlos als wirksam. Unter seiner Leitung ward der Beschluß der pommerschen Stände gefaßt, ein Kavallerieregiment auf Kosten der Provinz zu errichten. Wohl ausgerüstet zog dasselbe in den Kampf gegen Frankreich; Ingersleben's einziger Sohn diente in demselben und fand seinen Tod in der Schlacht bei Großbeeren. Das Vaterherz ward mit der tiefsten Trauer erfüllt, aber das Pflichtgefühl und die Liebe zum Vaterlande gaben ihm Stärke, die mühevollen Geschäfte jener Zeit zu erfüllen, wofür ihn die Verleihung des eisernen Kreuzes und 1815 die Ernennung zum Oberpräsidenten von Pommern lohnte. In dieser Eigenschaft ward er mit der Besitzergreifung und Annahme der Erbhuldigung in Neu-Vorpommern beauftragt und vollzog diesen Auftrag mit Würde und Humanität, aber auch mit einer so zarten Berücksichtigung des Königs von Schweden, daß ihm derselbe als Anerkenntniß das Commandeurkreuz des Nordsternordens verlieh. Die zweite Periode in Ingersleben's amtlicher Thätigkeit begann 1816 mit seiner Ernennung zum Oberpräsidenten des mit der preuß. Monarchie vereinigten Großherzogthums Niederrhein. Auch hier galt es wieder, wie in Hanover, die Formen der preuß. Verwaltung beliebt zu machen und die Rheinländer fester an das gemeinsame Vaterland zu ketten. Ingersleben hat sein Talent für diese Art der Geschäftsthätigkeit in einem solchen Grade beurkundet, daß er sich die reinste Hochachtung aller gutgesinnten Rheinpreußen erworben hat, und sein Andenken bei ihnen unvergeßlich seyn wird. Obgleich ihn eine warme Anhänglichkeit und gänzliche Hingebung an König und Vaterland beseelte, so schenkte er auch allen billigen Anforderungen der Rheinpreußen die nothwendige Rücksicht und wußte bei seiner aufrichtigen Liebe für alles Gute und seinem Wohlwollen für jeden Bedrängten, mit seinem scharfen Blicke und seiner Geschäftserfahrung auch in diesen neuen Verhältnissen vielfach zu nützen. Unter seiner Verwaltung hat in den preuß. Rheinprovinzen (denn seit 1822 war Ingersleben auch Oberpräsident der Provinz Jülich-Kleve-Berg) das innere Leben bedeutend zugenommen, der Verkehr sich gesteigert, die Cultur des Bodens Unterstützung erhalten, die Fabrikthätigkeit an Ausdehnung gewonnen, und die Dampfschifffahrt ist auf dem Rheine eingerichtet worden. Keiner nützlicher Unternehmung versagte er seine Zustimmung und thätige Begünstigung; er beförderte nach Kräften die Vereine zur sittlichen Besserung der Gefangenen und die Anstalten für gewerbliche Thätigkeit. Für die Reparaturen im Dom zu Köln zeigte er eine besondere Theilnahme. Den hohen und niedern Schulen widmete er stets viele Aufmerksamkeit, wenn er auch nicht nach dem Beispiele anderer Oberpräsidenten dieselben öfters besuchte und Lehrer und Lernende durch seinen Zuspruch erfreute. Der als Uebersetzer des Herodot bekannte Regierungsrath Lange (damals in Koblenz) bearbeitete

diese Angelegenheiten unter ihm, und hat ihn stets als einen liberalen Beförderer wissenschaftlicher Cultur erkannt. In seinen Verhältnissen zur kathol. Geistlichkeit bewies Ingersleben Umsicht und Klugheit. Auch in der Leitung der landständischen Versammlungen zu Düsseldorf entwickelte er viel Besonnenheit und verstand auf eine glückliche Weise die Ansprüche der Rheinländer, hinsichtlich der Beibehaltung ihrer Justizverfassung und anderer franz. Einrichtungen, zufrieden zu stellen. Mit diesen Vorzügen des Geschäftsmanns begabt, konnte Ingersleben schon am 15. Oct. 1817 sein 50jähriges Dienstjubiläum und zehn Jahre später sein 60jähriges feiern. Bei beiden Gelegenheiten aber verbat er sich die allgemein gewünschte öffentliche Feier, und man konnte das seltene Ereigniß nur in Privatcirkeln begehen. In seinem Privatleben zeigte Ingersleben stets eine würdevolle Heiterkeit, das innigste Gefühl für eheliches Glück und Familienfreuden und die ausdauerndste Treue in der Freundschaft. Seine Gesundheit war bis zu den letzten Jahren sehr gut und gestattete ihm öftere Reisen und die Theilnahme an den Freuden der Geselligkeit. Nur in den letzten Monaten seines Lebens schwanden seine körperlichen Kräfte sehr sichtbar, aber sein heiterer Sinn blieb unverändert, und er selbst war ausgesetzt thätig, ja noch in den Nachmittagsstunden seines letzten Tages erfüllte er die Pflichten seines Amtes. Ein Lungenschlag machte in der Nacht auf den 14. Mai 1831 seinem Leben schnell und sanft ein Ende, nachdem er dem Staate 63 Jahre gedient hatte. Auch sein Begräbniß bewies, daß ihm die Zuneigung der Rheinpreußen in einem hohen Grade zu Theil geworden war.

Inhalt ist der Inbegriff alles Dessen, was ein sinnlicher Gegenstand oder auch ein Begriff umfaßt. Es gibt daher einen sinnlichen und einen logischen Inhalt: er steht der Form oder dem Umfange entgegen. In der Mathematik ist er ein Verhältnißbegriff und zeigt an, wie viel Mal eine Größe in einer andern enthalten ist oder durch sie ausgedrückt werden kann: so ist in der Zahl 12 die Einheit 12 Mal enthalten; so kann der Fuß auch durch 12 Zoll ausgedrückt werden. Der Inhalt einer Fläche wird nach Quadraten, eines Körpers nach Würfeln bestimmt.

Injurie ist eine jede unbefugte Handlung, wodurch Jemand die vollkommenen Rechte eines Andern, in Ansehung des guten Namens, der Ehre oder Achtung, vorsetzlich verletzt. Sie werden in thätliche oder Real-Injurien, und in symbolische, welche auch die wörtlichen unter sich begreifen, eingetheilt. Die Real-Injurien bestehen in einer thätlichen Störung der Rechte der persönlichen Freiheit und Sicherheit, des Eigenthums und Besitzes. Die symbolischen werden durch jede ungebührliche Geringschätzung des Andern mittelst gewisser Zeichen, Worte und Merkmale verübt. Ferner nennt man sie mittelbare oder unmittelbare Injurien, jenachdem der Beleidigte entweder in seiner eigenen Person, oder durch einen Andern, dessen schimpfliche Behandlung ihm gleichfalls zur Beleidigung gereichte, wie dieß bei Ehegatten, Kindern u. s. w. der Fall ist, angegriffen wird. Nach der Größe der Vergehung werden endlich die Injurien auch in schwere und leichte oder geringe eingetheilt. Die Injurien-Klagen haben gewöhnlich die Bestrafung des Beleidigers und die von ihm dem Beleidigten durch Abbitte und Ehrenerklärung zu leistende Genugthuung, bei schweren thätlichen Injurien auch wohl Schmerzensgeld, Arztlohn und Entschädigung wegen verlorner Gesundheit, zum Gegenstand. Alle diese Klagen dauern nur ein Jahr von der Zeit an, da der Belei-

digte die Injurie erlitten oder erfahren hat. S. Weber „Ueber Injurie und Schmähschriften“ (Schwerin und Wismar, 1803, 8).

Inka, s. Peru. — Die Inkasstraße, ein altperuanischer Bau, geht 700 Stunden weit von Cuzco nach Quito. Sie bleibt stets in der gesunden Bergluft und erhebt sich bis 12.475 über das Meer.

Inkunabeln, wofür man auch bisweilen die Worte Paläotypen, Erstlingsdrucke, Druckerstlinge oder alte Drucke braucht, ist die in Deutschland üblichste Benennung derjenigen Bücher, welche seit der Erfindung der Buchdruckerkunst bis 1500 gedruckt worden sind. Der Name stammt von dem lat. Worte incunabula, welches eine Wiege und dann überhaupt jeden Anfang oder Ursprung bedeutet. Peignot erklärt ihn daher recht gut durch éditions, qui touchent au berceau de l'imprimerie. Am richtigsten beschränkt man den Begriff der Inkunabeln bis auf die oben angegebene Periode, weil bis zu dieser Zeit die Technik der Buchdruckerkunst in ihren Haupttheilen vollkommen ausgebildet war. Daß Panzer sein Werk bis 1536, Maittaire das seinige noch weiter fortführte, kann gegen diese Beschränkung keinen Beweis liefern, da beide Gelehrte mehr die Geschichte der Buchdruckerkunst überhaupt als bloß die besondere der eigentlichen Inkunabeln im Auge hatten. Ihre Kenntniß ist desto wichtiger, weil sie die zuverlässigsten Urkunden und oft die einzigen Quellen für die detaillirte Geschichte der Buchdruckerkunst sind; aber ungeachtet der verdienstlichen Bemühungen der ausgezeichnetsten Bibliographen bieten sie noch immer ein weites Feld zu den interessantesten Forschungen dar. Das Meiste von Dem, was bisher für ihre Kenntniß geschehen, dient mehr dazu, vorerst eine Uebersicht des Vorhandenen zu erlangen; für ihre speciellere Charakteristik und gegenseitige Vergleichung ist noch unendlich viel zu thun übrig. Außerdem sind viele derselben, theils für die Kunstgeschichte durch die beigegebenen Decorationen mancherlei Art, theils in wissenschaftlicher Hinsicht wichtig und interessant, zu welcher letzterer Art vorzüglich die ersten, dem Kritiker wichtigen Ausg. (editiones principes) der ältern und neuern Classiker gehören. Hier beschäftigt uns jedoch mehr das Interesse, welches sie für den eigentlichen Sammler haben. Folgendes sind ungefähr die Hauptrücksichten, welche diesen bei seiner Auswahl unter denselben leiten. 1) Die Vorspiele und ersten Anfänge der Buchdruckerkunst überhaupt, wohin zuvörderst die xylographischen Producte und die ersten datirten wirklichen Drucke gehören, deren Reihe mit Nicolaus V. Ablaßbriefe von 1454 beginnt, obwohl das erste mit einem ganz unzweideutigen Datum versehene gedruckte Buch noch immer das Psalterium von 1457 ist. 2) Diesem zunächst stehen die ersten Drucke einzelner Länder und Orte, welche in der Regel von nicht geringerer Seltenheit sind als die vorigen. 3) Die ersten, in einer gewissen Sprache oder mit besondern Typenarten gedruckten Bücher. Die ältesten Drucke haben die sogenannte gothische Type, etwas später ist der Gebrauch der runden oder römischen, welche vorzüglich in Italien bald die herrschende wurde. Einzelne griechische Worte, nur in Holz geschnitten, erschienen zuerst in Cicero's „De officiis“ von 1465 und im Lactantius desselben J.; das erste ganz griech. gedruckte Buch war Laskaris's „Griech. Grammatik“, welche in Mailand 1476 erschien. 4) Drucke aus Officinen, welche wenig geliefert haben, z. B. Adam Rot, Arnold de Brurella, Kune in Memmingen, sowie aus andern thätigen Officinen gewisse einzelne Arten von Büchern zu den vorzüglichern Sel-

tenheiten gehören, z. B. Mentelin'sche Drucke von alten römischen Classikern. 5) Drucke, in denen gewisse allmälige technische Vervollkommnungen der Buchdruckerkunst zuerst vorkommen; so ist „J. Nederi praeceptorium divinae legis“ (Köln, Koelhof, 1472, Fol.) das erste gedruckte Buch mit Signatur, der „Sermo ad populum praedicabilis“ (Köln, ter Hoernen, 1470, 4.) das erste mit Blattzahl, der „Cicero de officiis“ von 1465 das erste in Quart, und das „Officium b. Mariae virg.“ (Venedig, Jenson, 1472, 32.) daß erste im kleinsten Formate. Titelblätter erschienen erst seit 1485. 6) Drucke mit den ersten oder sehr vorzüglichen Versuchen, die Kunst zur Decoration der Bücher anzuwenden. Das erste gedruckte Buch mit Kupferstichen ist Antonio's da Siena „Monte santo di Dio“ (Florenz 1477, Fol.). Die vorzüglichsten Holzschnitte, von denen vorzüglich der strasburger Drucker Grüninger ein großer Freund war, finden sich in deutschen und italien. Drucken. Auch kann man hierher Exemplare mit ausgezeichneten Miniaturen rechnen. 7) Einzelne Exemplare, welche durch besondere andre Ausstattungen eine vorzügliche Auszeichnung erhalten haben, z. B. Pergamentdrucke, Golddrucke (dergl. bereits das 15. Jahrh. einige aufzuweisen hat) u. dgl. Von den Pergamentdrucken, welche zu Anfange der Buchdruckerkunst so allgemein waren, daß bei den ersten Büchern die ganze Auflage auf diesem Material abzogen wurde und von spätern (z. B. von der lat. Bibel des J. 1462) die Papierexemplare wenigstens die seltnern sind, werden vorzüglich derjenigen sehr gesucht, die aus Officinen stammen, welche wenig auf Pergament druckten, z. B. Schweinheim und Pannarz zu Rom, von denen man nur 6 Pergamentdrucke kennt. 8) Endlich gibt es noch einige einzelne Collectionen oder Suiten, welche der kunstgerechte Sammler vollständig zu haben sich bemüht, z. B. die von Alopa zu Florenz 1494 — 96 mit Capitälchen gedruckten 6 griech. Werke (Anthologia, Apollonius Rhodius, Euripides, Callimachus, Gnomae, Musaeus), oder die Mailänder griech. Drucke mit einer merkwürdigen runden Schrift, von denen der Laskaris von 1476 der erste und der Suidas von 1499 der letzte ist. Auch werden die Drucke von berühmten Officinen des 15. Jahrh., z. B. die von Schweinheim und Pannarz, eifrig gesammelt, und wie die Engländer den Drucken ihrer Caxton's, Pynson's und Wynkyn's nachjagen, ist allbekannt. Was die Hülfsmittel zur Inkunabelnkunde betrifft, so enthalten Panzer's „Annales typographici“, verbunden mit seinen „Annalen der deutschen Literatur“, die vollständigste Nomenclatur bis 1536. Weit vollständiger, aber weiter fortgeführt und mit etwas mehr Detail ausgestattet, sind die Maittaire'schen „Annalen“. Ein recht brauchbares Werk über die interessantesten Inkunabeln ist Serna Santander's „Dictionnaire bibliographique choisi du 15. siècle“ (Brüssel 1805, 3 Bde.), welches, zumal von spanischen und niederländischen Inkunabeln, Vieles enthält, was bei Panzer fehlt. Außerdem findet man gute Beschreibungen einzelner Inkunabeln in den Buchdruckergeschichten einzelner Orte (vorzüglich gute in Audiffredi's Werken über röm. und ital. Drucke, sowie in denen, welche Panzer von Nürnberg, Sprenger von Bamberg und Denis von Wien geliefert haben), in den Monographien über einzelne Buchdrucker des 15. Jahrh. (Guttenberg, Jenson, Aldus, Giunte), und in besondern Werken, welche über die Inkunabeln in einzelnen Bibliotheken von Fossi, Dibdin („Bibliotheca Spenceriana“), Braun, Semiller, Strauß, Groß, Hupfauer u. A. herausgegeben worden

sind. Die münchner Hof- und Centralbibliothek besitzt 3500 Inkunabeln ohne Jahreszahl; darunter die deutsche Bibel (von 1466), und die „Mahnung aller Stände der Christenheit, gegen die Türken die Waffen zu ergreifen", mit der Jahreszahl 1454.

Innocenz, Päpste. I., von Albano, ward 402 auf den Stuhl Petri erhoben. Unter seinem Pontificat störten die Novatianer und Pelagianer den Frieden der Kirche, und zu Rom, welches ein Raub der Barbaren (Gothen) geworden war, traten die Ueberreste des Heidenthums ans Tageslicht und alte Götzentempel wurden eröffnet. Den Irrlehren begegnete Innocenz, der als ein rettender Leuchtthurm in dieser Verwirrung der christlichen Welt da stand, mit allem Gewichte seines Ansehens und seiner oberhirtlichen Gewalt; das Schicksal Roms aber drückte ihn zu sehr darnieder, er unterlag diesem Grame und starb zu Ravenna 417. Wir besitzen mehre Briefe dieses Papstes, welche an verschiedene Bischöfe, die ihn über kirchliche Disciplinarverhältnisse befragten, gerichtet sind. Die Väter des Conciliums von Milevum, welches wegen des traurigen Zustandes, worin die Irrlehre der Pelagianer über Freiheit, Gnade und Erbsünde die Kirchen Afrikas und Palästinas versetzt hatte, gehalten wurde, wandten sich an Innocenz, daß er sich mit aller Sorge eines Hirten der kranken Glieder Christi annehmen wolle. Ebenso wandte sich Chrysostomus an ihn, um Schutz gegen das auf dem Pseudoconcilium ad quercum wider ihn ausgesprochene Urtheil zu erhalten; Innocenz nahm sich seiner an, hieß den Ausspruch jener Versammlung nichtig, und sein Beschluß wurde von der ganzen Kirche angenommen. — II., hieß zuvor Gregor Papareschi, war ein geborner Römer und Cardinal. Da er nur von einem Theile der Cardinäle gewählt worden war, so wurde ihm von den übrigen Wählern der Enkel eines Juden, Petrus Leo, u. d. N. Anaclet II. entgegengestellt, welcher Wahl auch die Könige von Sicilien und Schottland ihren Beifall gaben, das übrige Europa hingegen erkannte den Innocenz als Papst an (1130). Da er jedoch in Rom sehr bedrängt war, flüchtete er im März 1131 nach Lüttich, wo er den deutschen König Lothar nebst seiner Gemahlin krönte, hierauf zu Clermont, Rheims u. a. a. O. Concilien hielt. Nach dem Tode Anaclet's führte Lothar den Papst nach Rom und ließ sich daselbst von ihm zum Kaiser krönen (1133). Um dieselbe Zeit kam auch über das Allode der 1115 verst. Markgräfin Mathilde (s. d.) (sie hatte 1102 der Kirche alle ihre eigenthümlichen Güter vermacht) ein Vertrag zu Stande, in welchem der Papst dasselbe gegen einen jährl. Zins von 100 Mark zunächst dem Kaiser und hierauf seinem Schwiegersohne, dem Herzoge von Baiern zu Lehen überließ, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß nach ihrem beiderseitigen Ableben das Ganze als ein Eigenthum der römischen Kirche an diese zurückfalle. Nach der, besonders durch den h. Bernard bewirkten Abdankung Victors IV., des eingedrungenen Nachfolgers Anaclets, berief Innocenz die 10. (2. lateran.) allgemeine Kirchenversammlung, welcher fast 1000 Bischöfe beiwohnten. Hier wurden die obwaltenden Spaltungen beigelegt, die gesunkene Kirchendisciplin wiederhergestellt und die Irrlehren Peters von Bruis und des Arnold von Brescia verworfen. Nun zog der Papst gegen Robert, König von Sicilien zu Felde, welcher fast ganz Apulien sich angeeignet hatte. Innocenz fiel als Gefangener in die Hände des Siegers und konnte seine Freiheit nur dadurch wiedererlangen, daß er dem König Robert das

Recht der Investitur für Sicilien bewilligte. Er st. 1142. — III., hie zuvor Lothar Conty, Graf von Segni, geb 1161 zu Agnani, studirte Paris, Rom und Bologna, ward in seiner Vaterstadt Chorherr und e hielt wegen seiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit die Cardinalswürd 1198 bestieg er den römischen Stuhl. Seine erste Sorge als Pap ging dahin, die christlichen Fürsten zur Wiedereroberung des gelobt Landes anzufeuern und sie zu strengen Maßregeln gegen die Albigen ser (s. d.), welche mordend und sengend umherzogen, anzuhalten. We gen des Ehebruchs, den Philipp August von Frankreich sich hatte z Schulden kommen lassen, belegte er dieses Land mit dem Interdict (s. d.), sprach über den Herzog Johann ohne Land, der sich der Herr schaft Englands bemeistern wollte, den rechtmäßigen Erben ermordet hatte und ein wüthender Verfolger der Geistlichkeit war, das Anathema aus; ebenso that er den Kaiser Otto IV. in den Bann, weil er geistl. Güter ansichgerissen hatte. Die weltlichen Besitzungen des röm. Stuhls vergrößerten sich beträchtlich unter Innocenz durch die Erwerbung der Romagna, Umbriens, der Mark Ancona und der Landschaften Orbitello und Viterbo; auch erhielt von dieser Zeit an der Präfect Roms seine Bestallung nicht mehr vom Kaiser, sondern unmittelbar vom Papste. 1215 berief Innocenz die 4. allgemeine lateranensische Kirchenversammlung, die den Glauben der Kirche an die Transsubstantiation (s. d.) feierlich aussprach — nicht jetzt erst schuf — auch besonders in kirchlich-disciplinarer Hinsicht sehr wichtig ist. (Unter Anderm ward jedem Christen geboten, jährlich wenigstens ein Mal zu beichten und zu communiciren, nämlich zu Ostern.) Auch entstanden unter seiner Regierung die beiden Orden der Dominicaner und Franciscaner. Die dringendsten Ermahnungen des Papstes zu einem Kreuzzuge blieben indeß ohne großen Erfolg. Erst als Friedrich II. 1215 dieß gelobte, sah Innocenz auch seinen letzten Wunsch der Erfüllung nahe, und da nur noch die Fehden zwischen den Genuesern, Pisanern und Lombarden derselben im Wege standen, entschloß er sich persönlich, jene Städte und Landschaften zu besuchen. Da ergriff ihn in Perugia unerwartet ein 3tägiges Fieber, wovon er 1216 starb, den Ruhm hinterlassend, einer der gottesfürchtigsten, geistreichsten und größten Nachfolger des h. Petrus gewesen zu sein, wenn er auch nicht immer ganz genau — dem damaligen Zeitgeiste gemäß — die Grenze geistlicher und weltlicher Macht im Auge behielt. Merkwürdig ist noch, daß er in Rom öffentliche Gerichtsbarkeit einführte. Seine Schriften (3 Bücher von der Verachtung der Welt oder von der Hinfälligkeit menschlicher Dinge, eine große Anzahl Briefe und mehre Kirchenhymnen) sind erschienen Köln 1552 u. 1575, Fol. — IV., früher Sinibald, aus dem gräfl. Hause Lavagna zu Genua, ward 1227 Cardinal, dann Kanzler der röm. Kirche und erhielt 1243 die Tiara, während der großen Unruhen unter Kaiser Friedrich II. (vgl. d.). Dieser bot der Papst Frieden an, floh aber, weil der Kaiser im Besitz des Kirchenstaats war, nach Frankreich. Innocenz, dessen Seele die Verhältnisse aller Nationen umfaßte — einem norwegischen Fürsten gab er die bestrittene Krone, ließ den Czar krönen, in Liefland, in Preußen und Litthauen das Christenthum verkündigen, und schickte Gesandte an den seldschuckischen Sultan zu Cogni, an den Fürsten der Moslemin zu Bagdad und an den großen mongolischen Khan — dieser Papst berief ein allgemeines Concilium nach Lyon (1244), auf dem Friedrich in den Bann ge-

than und aller seiner Kronen verlustig erklärt wurde. „In sehr schweren Krankheiten — sagt Johann von Müller — war der Papst nach Lyon gezogen, in großen Stürmen zu See, zu Land in größerer Noth wegen der feindlichen List, im Wintermonat über das Alpengebirg. Ueber alle Mühseligkeiten erhob ihn sein Geist, welchem ganz Europa zu klein war, sodaß er auch die Seele Asiens werden wollte. Seine Städte, Burgen und Schätze (200.000 Mark hat er wider den Kaiser gebraucht) vergaß er für sein Papstthum, für jene unsichtbare Kette, wodurch er die Seelen aller Christen an den Stuhl der Apostel schloß. Daher unterlag der 100jähr. Thron der großen Hohenstaufen, der furchtbarste unter allen Kaisern, mit aller angestammten Gewalt und eigenen Kunst, er unterlag dem fliehenden Innocentius". — Der heilige Ludwig, König von Frankreich, versuchte, jedoch vergebens, Papst und Kaiser mit einander auszusöhnen. Erst der Tod Friedrichs machte 1250 den jammervollen Streitigkeiten ein Ende. Nun kehrte Innocenz nach einem Aufenthalte von 6 J. und 4 M. in Lyon nach Italien zurück. Hier kam er wegen der versuchten Eroberung Neapels aufs Neue ins Gedränge und seine Truppen wurden von Manfred, Friedrichs Sohne, gänzlich geschlagen; diese Niederlage beschleunigte unstreitig seinen Tod, der 1254 zu Neapel selbst erfolgte. Innocenz war ein großer Rechtsgelehrter, und seine Zeitgenossen nannten ihn Vater der Rechtsgelehrsamkeit. Er hinterließ einen „Apparatus super decretales", der viele Aufl. erlebt hat, viele andere Schriften und Briefe. Auch soll er zuerst den Cardinälen den rothen Hut verliehen haben, zum Erinnerungszeichen an ihre Pflicht, den päpstl. Stuhl mit ihrem Blute zu vertheidigen. — V., aus Tarentasia, 1276 Papst, reg. 4 Monate. — VI., Stephan d'Albret, ein Franzose, Papst von 1352—62, Freund und Beschützer der Wissenschaften und Künste, erließ mehre treffliche Disciplinarverordnungen, war nicht frei von Nepotismus. — VII., Cosmus Meliorato, Papst 1404—6, einer der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten seiner Zeit, sonst unrühmlich. — VIII., Joh. B. Cibo, aus Genua, reg. 1484—92, war eifrig in Aufmunterung zur Bekriegung der Türken, in seinem Privatleben wenig erbaulich. — IX., Joh. Ant. Fachinetti, zeichnete sich als Cardinal auf dem Concilium zu Trient vortheilhaft aus, war 1591 2 Monate Kirchenoberhaupt. — X., Joh. B. Pamphili, reg. 1644—55, verdammte Jansen's (vgl. d.) 5 Behauptungen, war geistreich und scharfsinnig, voll Geistesgegenwart und Festigkeit, sparsam und gerecht, und obgleich er mehr als billig seine Verwandten emporzubringen suchte, hinterließ er doch einen Schatz von 700.000 Thlrn. — XI., vorher Benedict Odescalchi, geb. 1611 zu Como, hatte sich früher dem Kriegsdienste gewidmet, woher ihm noch eine gewisse Herbheit und Rücksichtslosigkeit auch nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl (1676) eigen geblieben war. In dem Streite über das Hoheitsrecht widerstand er unnachgiebig dem Könige von Frankreich, Ludwig XIV., ebenso widersetzte er sich der Quartierfreiheit der Gesandten, die jener Monarch, ungeachtet der vielen Mißbräuche, mit Gewalt aufrechtzuhalten suchte. Ludwigs Minister wagten nun desto kühner, durch die Festsetzung der sogen. „gallicanischen Freiheiten" in einer 1682 veranstalteten Versammlung mehrer Bischöfe, die Rechte des Papstes noch mehr zu beschränken, als es schon früher geschehen war, wodurch dann die franz. Kirche in eine knechtliche Abhängigkeit von der

weltlichen Gewalt gerieth. „Gegenwärtig — schrieb Fenelon — kommen die Anmaßungen und Eingriffe nicht von Rom, sondern von der weltlichen Gewalt, der König ist in der Wirklichkeit mehr das Oberhaupt der franz. Kirche als der Papst; die Autorität des Königs über die Kirche ist auf die weltlichen Richter übergegangen, und die Laien beherrschen die Bischöfe". — 1689 verband sich Innocenz mit den Gegnern Ludwigs, und beförderte so, gewiß ohne es zu wollen, den Untergang König Jakobs II. v. England, der in seinem Reiche den Katholicismus wiederherstellen wollte. Nachdem Innocenz die Irrthümer des Molinos und der Quietisten (s. über beide Quietismus), sowie auch das „Neue Testament" von Mons, welches von den Jansenisten ausgegangen war, verworfen, und dem Kaiser Leopold I. gegen die Osmanen reichliche Unterstützung verliehen hatte, starb er 1689. Er war frei von Nepotismus, und suchte manche Mißbräuche des Mönchswesens abzuschaffen. Das zerrüttete Finanzwesen wurde unter seiner Regierung wieder hergestellt, ohne daß deßhalb die Unterthanen mit neuen Auflagen belästigt worden waren. — XII., Anton Pignatelli, ein Neapolitaner, ergriff gleich nach dem Antritte des höchsten Pontificats (1691) alle gedeihlichsten Maßregeln, um dem unter seinem Vorgänger Alexander VIII. wieder eingerissenen Nepotismus nicht allein Schranken zu setzen, sondern, wo möglich, ihn ganz aufzuheben. Zu dem Ende ließ er das gesammte Cardinalcollegium eine Bulle unterzeichnen, welche den Verwandten des zeitlichen Papstes auf immerdar alle außerordentliche Auszeichnung und Beförderung vorenthielt. Für seinen Theil kam Innocenz selbst dieser Verpflichtung pünktlich nach, indem er die Armen seine Neffen nannte. Er verwarf Fenelon's (s. d.) Schrift „Maximes des Saints"; auch kam die Aussöhnung mit Frankreich zu Stande. Dieser umsichtige und verdienstvolle Papst gründete im Kirchenstaate mehre Krankenhäuser und erweiterte die Häfen von Augio und Nettuno. Er st., 85 J. alt, 1700. — XIII., Michel Angelo Conti, ein Römer, Papst 1721—24, unbedeutend.

Innung, s. Gilde.

Ino, Tochter des Kadmus und der Harmonia, zog sich den Unwillen der Juno dadurch zu, daß sie den jungen Bacchus, den Sohn der Semele, säugte. Ihr Gemahl war Athamas, König von Alus in Achaia, mit dem sie den Learchus und Melicertes zeugte. Athamas hatte von seiner vorhergehenden Gemahlin, der Nephele, den Phryrus und die Helle. Diese beiden Kinder verfolgte Ino mit stiefmütterlichem Haß und beschloß ihren Tod. Nephele aber erschien ihnen im Traum und beredete sie zur schnellen Flucht, als dem einzigen Rettungsmittel. Ino's Strafe blieb nicht aus. Juno, welche sie haßte, verwirrte den Verstand des Athamas, sodaß er in der Raserei Ino's ersten Sohn Learchus an einem Felsen zerschmetterte. Sie floh nun, von ihm verfolgt, mit ihrem jüngsten Sohne Melicertes bis an die Südspitze ins Meer. Aber Venus, die Mutter der Harmonia, bewirkte, daß Beide unter die Meergötter aufgenommen wurden. Ino wurde nun u. d. N. Leukothea verehrt. Als solche kommt sie bei Homer vor. Sie erschien dem Ulysses, als er bei Phäacien, nach seiner Abreise von der Kalypso, in Gefahr war, in einem Sturme umzukommen und rieth ihm, das Fahrzeug zu verlassen und sich durch Schwimmen zu retten, indem sie ihm eine Binde gab, welche er um die Brust binden, nach seiner Landung aber wieder in die See werfen sollte, damit nichts Göttliches in profane Hände käme.

Inoculation, Einimpfen, ist die Hinüberpflanzung der natürlichen Blattern auf einen gesunden Menschen oder ein gesundes Thier mittelst Einbringung des Krankheitsstoffes in die Haut. Die Pockenkrankheit, welche auf dem künstlichen Wege übertragen wird, verläuft viel gelinder und verursacht nicht so furchtbare Zerstörungen des menschlichen Hautorgans als die, welche aus Ansteckung entsteht. Im Orient und besonders in Cirkassien war die Methode, künstlich die Blattern einzuimpfen, schon lange bekannt. Ein franz. Reisender, Lamotraye, sah sie dort 1712 ausgeübt. Von dort kam sie wahrscheinlich nach Griechenland, Morea und Dalmatien. Sie soll sogar schon frühe in einigen östlichen Provinzen Europas bekannt gewesen seyn; so fand sie D. Schwenke 1714 in der engl. Provinz Wales, in der Grafschaft Meurs und im Herzogthum Kleve in Gebrauch; selbst in einzelnen Prov. Frankreichs und namentlich in Perigord fand man Spuren derselben. Vor etwa 130 J. wurde sie durch eine Frau aus Thessalonich erneuert, die in Gesellschaft eines andern griech. Weibes im Anfang des 18. Jahrh. auf dieselbe Weise wie in Cirkassien mehre tausend Menschen impfte. Zwei griech. Aerzte, Emmanuel Timoni und Jakob Pilarini, beobachteten mehre Jahre hindurch das Verfahren dieser Weiber, sahen die günstigen Erfolge und machten es durch einige Schriften dem übrigen Europa bekannt. Furcht vor einem übeln Ausgange schreckte anfangs vom Versuche ab, bis Wortley Montague, deren Gatte Gesandter an der hohen Pforte war, ihrem Sohne zu Konstantinopel und bald darauf ihrer Tochter in England die Menschenpocken einimpfen zu lassen wagte. Jetzt wurde auf die Bitte des ärztlichen Collegiums zu London an 5 zum Tode Verurtheilten der Versuch wiederholte: der Ausgang war glücklich. Bald darauf ließ die Prinzessin von Wales ihre beide Töchter impfen. Dieses fürstliche Beispiel machte großen Eindruck und Viele folgten ihm. Durch Timoni's Schrift wurde man auch in Frankreich aufmerksam auf die Einimpfung gemacht; sie fand aber viele Gegner und gewann erst einiges Ansehen, als der Leibarzt des Königs, Dodart, einen Brief, den er durch den Arzt Delacoste, der von London kam, an sich schreiben ließ, herausgab, worin er die Resultate der Inoculation in verschiedenen Ländern und zugleich eine günstige Aufklärung mehrer pariser Aerzte bekannt machte. Einige unglückliche Erfolge gaben den Gegnern Gelegenheit, heftiger gegen sie aufzutreten; ihr Geschrei und zugleich des Regenten Herzog von Orleans Begünstigungen der Einimpfung, brachte sie wieder in Vergessenheit; ein gleiches Schicksal hatte sie in England. 1746 bei einer Pockenepidemie traten zu London mehre Bürger in eine Gesellschaft zusammen und ließen ein Krankenhaus bauen, um die armen Pockenkranken darin zu pflegen und Jedem, der Gebrauch von dem Schutze der Inoculation machen wollte, zu impfen. Seit der Gründung des Krankenhauses und seitdem die Findlinge geimpft wurden, häuften sich die Menge vortheilhafter Resultate und das Volk bekam Zutrauen zu dem künstlichen Einimpfungsverfahren. 1748 brachte der Arzt Tronchain die Inoculation nach Holland und machte dort den ersten Versuch an seinem Sohne; er gab auch die Veranlassung, daß sie in seiner Vaterstadt Genf aufgenommen wurde, wo 2 Magistratspersonen zuerst das rühmliche Beispiel gaben und ihren beiden Töchtern die Pocken einimpfen ließen: man ahmte ihnen nach, und die Pockenimpfung wurde allgemein. Erst 1750 drang

sie in Italien; in Toscana und dem Kirchenstaate herrschte die Blatternepidemie; fast alle Kinder starben; der Arzt Peverini suchte diesem furchtbaren Feinde der Menschheit die Inoculation entgegenzustellen; seinen Hoffnungen entsprach der Erfolg, und nun traten mehre Aerzte in seine Fußstapfen. Durch die Schriften eines de la Condamine, Chais, Tissot wurde die Inoculation in dem Norden von Europa verbreitet und hier schnell und ohne großen Gegenkampf aufgenommen; in Kopenhagen und Schweden wurden Impfungsinstitute errichtet; in Westfalen und in Hanover kam sie sehr in Gebrauch. Durch das Beispiel Haller's und Bernoulli's, sowie durch Tissot's Schriften, breitete sie sich in der Schweiz aus; im Oestreichischen fand sie hingegen heftige Gegner, und besonders strebte der bekannte de Haen 1757, sie verdächtig zu machen. Sie siegte aber überall und wurde erst in der neuern Zeit durch die Inoculation der Kuhpocken (s. d. und Jenner) verdrängt. Die Methode, das Blatterngift in den menschlichen Organismus zu übertragen, geschah durch das Organ der Haut: man löste entweder durch ein kleines Zugpflaster das Oberhäutchen ab und legte das Impfgift auf die wunde Stelle, oder man durchstach die Epidermis mit einer Lanzette oder Impfnadel, und trug den Impfstoff unmittelbar aus einer Pockenpustel entweder durch eine mit ihm getränkte Feder, oder man bestrich damit die Impfnadel, in die kleine Verletzung. Die Aerzte haben noch nicht bestimmt die Ursache ausgemittelt, warum die künstlich erregte Pockenkrankheit gutartiger verlaufe als die natürliche. Die Ansicht Hufeland's ist die wahrscheinlichste: nach ihm wird das Pockengift theils durch die assimilirende Thätigkeit der Haut und theils durch die örtliche Entzündung, die dem allgemeinen Leiden vorhergeht, mehr oder weniger seiner, dem Organismus so feindseligen Kraft beraubt und der Säfte des Körpers homogener bearbeitet, ehe es in die allgemeine Säftemasse übergeht. Auch kann der örtliche Reiz der Entzündung und Eiterung etwas dazu beitragen, daß die Krankheit von den innern Theilen abgeleitet und ihre Thätigkeit mehr nach der Haut determinirt werde.

Inowrazlaw, Kreis im Reg.-Bez. Bromberg, preuß. Großherzogth. Posen, an Polen grenzend, bildet eine 30 QM. große Landschaft, auf der Moräste und Brüche mit vortrefflichem Ackerland abwechseln. Die 45.000 Einw., in 4 Städten und 425 Dörfern ꝛc. wohnend, leben von städtischen Gewerben, Viehzucht und Ackerbau. Sitz der Kreisbehörde ist die gleichnamige Stadt, auf deutsch Jung-Breslau, nicht weit vom Goplowsee, aus welchem die Netze fließt, mit 3 dem kathol. Kultus geweihten Kirchen, einer Synagoge, Hospital, 500 H. und 4300 Einw., worunter 900 Juden; Brauerei, Brennerei, Salpetersiederei, Handel mit Holz und Getreide, ergiebigen Ackerbau. Andere Städte des Kreises sind Strzelno, 2 Kirchen, Norbertinernonnenkloster, 1550 Einw.; Gniewkowo, 950 Einw., Ackerbau, und Kruschwitz (poln. Kruswica), Collegiatstift, 260 Einw., Geburtsort des Stammvaters der Piasten, sonst Sitz des Bischofs von Cujavien.

Inquisition, Glaubensgericht, ist ein geistliches Gericht, was allein von dem päpstlichen Stuhle abhing und zur Verfolgung der Mauren, Juden, Ungläubigen und Ketzer, im Grunde aber, um die päpstliche Herrschaft, der es viel daran lag, die unmittelbare Gerichtbarkeit über Glaubenssachen den Bischöfen in ihren Sprengeln aus der

Händen zu reißen, eingeführt wurde. Gegen 1200 während den Kriegen gegen die Albigenser (s. d.) errichtete der Papst Innocenz III. dieß Tribunal, was über die Gedanken der Menschen aburtheilen sollte; und ohne irgend eine Rücksicht auf die Bischöfe, die natürlichen Richter in Glaubenssachen, zu nehmen, übergab er die Entscheidung dem Bettelorden der Dominicaner. Diese ersten Inquisitoren erhielten die Befugniß, jeden Ketzer vor ihr Tribunal zu ziehen, ihn zu excommuniciren, Abläße allen Fürsten, welche die Verurtheilten ausrotteten, zu ertheilen, die Büßenden wieder mit der Kirche zu versöhnen, ihnen eine Geldbuße aufzulegen und eine Bürgschaft ihrer beharrlichen Besserung ebenfalls in Geld zu fordern. Die Sonderbarkeit der Zufälle, welche so viele Widersprüche in den Gang der menschlichen Dinge bringt, wollte, daß der heftigste Feind des Papstes zugleich der eifrigste Beförderer dieser unmenschlichen Gerichte wurde. Kaiser Friedrich II. (s. d.), den der Papst bald für einen Mohammedaner, bald für einen Atheisten erklärte, wollte sich von diesem Vorwurfe reinigen und nahm die Inquisitoren unter seinen Schutz Durch 4 Edicte, die er 1244 zu Pavia bekannt machte, befahl er den Civilgerichten, Diejenigen den Flammen zu übergeben, welche die Inquisition als hartnäckige Ketzer verdammte, und Diejenigen, welche sie für Bereuende erklären würde, in lebenslänglicher Gefangenschaft zu halten. 1253 führte der Papst Alexander III. unter dem heil. Ludwig die Inquisition in Frankreich ein. Den Guardian der Franciscaner zu Paris und den Provinzial der Dominicaner ernannte er zu Großinquisitoren. Nach der Bulle des Papstes sollten sie die Bischöfe zu Rathe ziehen, doch nicht von denselben abhangen. Diese sonderbare Gerichtsbarkeit Menschen anvertraut, die das Gelübde abgelegt hatten, der Welt zu entsagen, brachte so sehr den Clerus und die Laien auf, daß ein allgemeiner Widerstand den Mönchen nichts weiter, als einen nutzlosen Titel ließ; auch der heil. Ludwig hemmte, sobald er bemerkte, zu welchen schrecklichen Ausschweifungen sie leiten könnte, ihre fernere und despotische Ausbildung und verurtheilte sogar einen Inquisitor, der unter dem Deckmantel seines Amtes Verbrechen begangen hatte, zu lebenslänglichen Ketten. In Italien hatten die Päpste mehr Gewicht; obgleich man ihnen in Rom wenig gehorchte, und sie lange Zeit entfernt waren, standen sie doch immer an der Spitze der Guelfen. Sie bedienten sich der Inquisition gegen die Anhänger des Reiches; denn 1302 ließ Johann XXII. durch die Inquisitoren einen Glaubensproceß gegen Matthias Visconti, Herr von Meilano, einleiten, dessen Verbrechen darin bestand, ein Anhänger Ludwigs des Baiern zu seyn. Die Anhänglichkeit des Vasallen an seinen Fürsten wurde für Ketzerei erklärt, und auf dieselbe Weise gegen das Haus Este und Malafesta verfahren. Jemehr die Macht dieser Gerichte stieg, desto lebhafter forderten die Bischöfe ein Recht, das ihnen zustand, zurück; sie erreichten aber nichts weiter, als die Assessoren der Mönche zu bilden. 1289 hatte Venedig die Glaubensgerichte aufgenommen, mit dem Unterschiede aber, daß während sie in den andern Ländern in einer gänzlichen Abhängigkeit vom Papste standen, sie im venetianischen Staate dem Senate unterworfen waren. Aus weiser Vorsicht verhinderte er, daß die Bußgelder und die Gütereinziehungen nicht in die Casse der Inquisitoren flossen. Er hoffte hierdurch den Eifer der Glaubensrichter zu mäßigen, indem er sie nicht der Versuchung aussetzte, durch ihre Urtheile sich zu

bereichern; da aber die Eitelkeit, die Rechte seines Amtes geltend zu machen, bei vielen Menschen eine nicht weniger heftige Leidenschaft, als die Habsucht ist, so nöthigte die Verfolgungssucht der Inquisitoren im 16. Jahrh. den Senat zu der Verordnung, daß die Inquisitoren nur in Beiseyn dreier Senatoren eine Procedur einleiten dürften. Durch diese Verordnung und durch mehre andere ebenso kluge Maßregeln, wurde die Kraft des Glaubenstribunals zu Venedig gebrochen und es bestand nur noch dem Namen nach. In Neapel vermochten sie sich, trotz aller Bemühungen des Papstes, keinen Eingang zu verschaffen. Die Herrscher beider Sicilien glaubten durch die Verträge mit dem Papste das Recht zu besitzen, die geistliche Inquisition selbst auszuüben. Während der Papst und der König in immerwährendem Streite lagen, wer die Inquisitoren ernennen sollte, wurden keine ernannt. Wenn endlich 1478 durch Ferdinand und Isabella das Glaubenstribunal in Sicilien eingeführt wurde, so war es doch noch mehr hier, als in Castilien, ein königlicher Gerichtshof und kein päpstl. Tribunal, weil in Sicilien der König die geistliche Gerichtsbarkeit ausübte. Auch in Spanien und vorzüglich in Aragon fand die Inquisition im 13. Jahrh. Eingang; doch nicht ohne großen Widerspruch; besonders erklärten sich Leon u. Castilien standhaft gegen ihre Einführung, und die Bischöfe ließen sich das Recht, allein in Glaubensangelegenheiten zu richten, nicht entreißen. Während in dem Zeitraume von einigen Jahrhunderten die Glaubensgerichte in den meisten Reichen Europa's ihr Ansehen verloren und fast in Vergessenheit geriethen, erhoben sie sich unter der Regierung des schlauen und kaltherzigen Ferdinand und der klugen und religiösgesinnten Isabella gegen das Ende des 15. Jahrh. in Spanien zu einer schauderhaften Größe und nahmen einen so furchtbaren unmenschlichen Charakter an, daß sie selbst noch die Menschenopfer der Götzendiener übertrafen. Nach der Eroberung Granada's entwickelte dieß Tribunal in ganz Spanien eine solche Kraft und Strenge, als bisher die Inquisitionshöfe noch nie gezeigt hatten. Der Papst hatte die Glaubensgerichte aus politischen Gründen errichtet; die spanischen Inquisitoren machten sie aber zum Werkzeuge des Fanatismus und einer wahrhaft barbarischen Grausamkeit. Nach der Einnahme von Granada wollte der Cardinal Ximenes alle Mauren zu Christen umgewandelt wissen; obgleich dieß Unternehmen in geradem Widerspruche mit den Tractatsbedingungen, auf die sich die Mauren unterworfen hatten, stand und vielleicht erst im Laufe eines Jahrh. glücklich sein Ziel erreichen konnte; nichts destoweniger wollte Ximenes die Mauren ebenso schnell bekehren, als Granada erobert worden war; man predigte ihnen das Evangelium, man verfolgte sie und sie empörten sich; man unterwarf sie wieder und zwang sie zur Taufe. Die Juden, welche ebenfalls in den Tractat von Granada mit den Königen eingeschlossen waren, erfuhren keine größere Duldung als die Mauren. Der Inquisition waren Muselmänner und Juden gleich. Um den Verfolgungen zu entgehen, verließ eine unberechbare Zahl Juden und Mauren Spanien. Die Zurückbleibenden nahmen das Christenthum nur zum Scheine an; zum wenigsten war der Großinquisitor Torquemada dieser Meinung und machte es der Königin Isabella begreiflich, daß alle diese verstellten Christen ihrer Güter und ihres Lebens beraubt werden müßten. Die Inquisition wurde in Spanien allmälig ausgebildet. Den

Cardinal Pedro Gonzalez de Mendoza, Erzbischof von Sevilla, war es nicht entgangen, daß viele Juden in Sevilla zwar öffentlich die christl. Religion angenommen hatten, aber im Geheimen nach den Gesetzen und Gebräuchen ihres Glaubens lebten. Der Cardinal schrieb einen Katechismus und beauftragte viele Geistlichen mit dem Geschäfte, die jüdischen Abtrünnigen heimlich zu belehren und in den Schoß der Kirche zurückzuführen; bei vielen gelang es; die sich aber widerspenstig zeigten, wurden theils öffentlich theils heimlich bestraft. Bald faßte Mendoza den Entschluß, diesen Verfolgungen eine gerichtliche und juristische Form zu geben und die Inquisition über ganz Spanien auszubreiten. Er legte Isabellen und Ferdinand den Plan vor: Interesse — denn die Güter der Verurtheilten sollten dem königlichen Schatze, den die Maurenkriege stets leer erhielten, zufließen, und zugleich der Wunsch, ein so scharfes Schwert zur Demüthigung der Großen, die sich mit der Partei der Mohammedaner verbunden hatten, in der Hand zu haben, bewogen Ferdinand, und Eifer für die Religion Isabella, den Plan des ketzerverfolgenden Cardinals zu genehmigen. Der Ausführung stellten sich zwei Schwierigkeiten in den Weg: die wahrscheinliche Opposition der Stände und die Nichtbeistimmung des Papstes. In der Versammlung der Cortes zu Toledo 1480 suchte Mendoza seinen Entwurf durchzusetzen; die Cortes wollten von keinem beständigen Glaubensgerichte wissen; nichts destoweniger wurde es unter dem Namen General-Inquisition (general inquisition suprema) eingeführt. So mußte Despotie der Regierung der religiösen den Weg bahnen. 1485 im Jan. wurde das Gericht zu Sevilla unter dem Vorsitze Torquemada's, Prior des Dominicaner-Klosters zu Segovia und Beichtvaters des Mendoza, eröffnet. Die Wuth dieses Mönchs, zu verketzern, war schrecklich. In dem ersten Auto da fe (Glaubenshandlung) am 6. Januar 1486 wurden 6 abgefallene Christen verbrannt, 17 am 26. März darauf; bis zum 4. November desselben Jahres hatten schon 293 Christen die Feuerstrafe ausgestanden; noch größer war die Zahl der Büßenden: über 17.000 gaben sich, wie spanische Geschichtschreiber erzählen, selber bei der Inquisition an, über 2000 wurden in dem ersten Jahre zum Scheiterhaufen verurtheilt, und noch mehre flüchteten in die Nachbarländer. Hernach erhielt die Inquisition auch die Einwilligung der Stände, nur der Papst stand noch an, sie zu erkennen; nicht, weil er dieß Ungeheuer in Spaniens schönen Ländern nicht loslassen wollte; sondern er bestand darauf, daß er und nicht der König die Richter ernenne. Er setzte selbst den Erzbischof von Toledo dem Mendoza und Torquemada entgegen, und berechtigte ihn, ein öffentliches Gericht über einen der Ketzerei beschuldigten Lehrer von Salamanca zu halten; er forderte selbst den Großinquisitor nach Rom, der aber nicht folgte, sondern einen Freund zu seiner Vertheidigung sandte. Endlich mußte doch Sixtus IV. dem Hofe die Befugniß zugestehen, den Großinquisitor zu ernennen. Zugleich war diesem durch die päpstliche Bulle gestattet, Untergerichte in Glaubenssachen nach eigenem Gutdünken zu bestellen, die vorher vom Papste angeordneten Richter abzusetzen und das alte Verfahren in Glaubensuntersuchungen nach der neuen Vorschrift einzurichten. Eine spätere Bulle unterwarf Aragon, Valencia und auch Sicilien, Ferdinands Erbe, dem castilischen Großinquisitor, und so ward die Inquisition das erste Gericht, dessen Sprengel sich über beide spanische Reiche, Castilien

und Aragon, ausdehnte; denn auch die aragonischen Stände mußten in der Versammlung zu Tarragona 1484 schwören, die Inquisition zu schützen. Doch nicht ohne heftigen Gegenkampf vermochte sich die Inquisition festzusetzen; an vielen Orten und besonders in Saragossa brachen Gährungen aus. Das erbitterte Volk erschlug den aragonischen Inquisitor, Pedro de Arbues, den späterhin, auf Karls V. Ansuchen, der Papst als einen Märtyrer heilig sprach. Das gerichtliche Verfahren der Glaubensrichter, sagten die freisinnigen Aragoner, wäre unvereinbar mit ihrer verfassungsmäßigen Freiheit und den Vorrechten ihres Landes, wo schon seit dem 13. und 14. Jahrh. der Anklage-Proceß und die Tortur verboten waren. Die aragonischen Cortes, die nach Cordova zu dem König gesandt wurden, boten ihm eine große Geldsumme an, wenn die Einführung der Inquisition unterbleiben sollte. Ungnädig aber empfing Ferdinand die Botschaft, und gerüstet zu dem Kriege gegen die Mauren, ward es ihm leicht, den Aufruhr in Aragon zu dämpfen und unter dem freisinnigen Volke, wie in Castilien, seine Entwürfe durchzusetzen. Die Könige waren nun unbeschränkte Richter in Glaubenssachen; die Ehre, das Vermögen und das Leben jedes Unterthanen waren ihrer Willkür unterworfen. Die eingezogenen Güter fielen dem Könige anheim; und welch eine reiche Fundgrube die Inquisition für den königl. Schatz war, beweiset der Umstand, daß so viele königl. Anweisungen auf die Casse des sanctum officium ausgestellt wurden, daß diese immer leer war und ihre eigenen Beamten nicht besolden konnte; und wie sehr der Großinquisitor es sich angelegen seyn ließ, Ferdinands Geldnoth kräftig abzuhelfen, wird durch eine empörende Verordnung Torquemada's vom J. 1484 bestätigt. In jeder Gemeinde sollte der Großinquisitor eine Gnadenzeit von 30 bis 40 Tagen verkünden, binnen welcher die Ketzer oder Abgefallenen sich der Inquisition angeben mußten. Reuige Ketzer und Abgefallene, wenngleich begnadigt, waren von Rechtswegen ehrlos, sollten darum keine öffentlichen Aemter verwalten, nicht Pächter, Sachwalter, Aerzte, Apotheker, Spezereihändler werden können, nicht Gold, Silber und Edelsteine tragen, nicht reiten und Waffen führen lebenslänglich, bei Strafe des Rückfalls in die Ketzerei; und um sie fühlen zu lassen, wie schwer ihr Verbrechen gewesen, mußten sie einen Theil ihres Vermögens als Hülfsgelder zum Kriege gegen die Mauren abgeben. Wer nach der bestimmten Zeit sich nicht angab, hatte seine Güter unwiederruflich verloren. Auch Abwesende und Verstorbene, obgleich 30 bis 40 Jahre todt, konnten verurtheilt werden, wenn hinlängliche Zeugen da waren. Die Gebeine verurtheilter Todten wurden aus ihrer Ruhestätte gegraben und ihre Güter für die königliche Kammer unter Beraubung der unschuldigen Kinder und Enkeln eingezogen. Torquemada starb 1493; während den 13 Jahren seines Großinquisitoriats kamen 10.220 Menschen in den Flammen um, 1860 wurden nach ihrem Tode oder als abwesend im Bildnisse verbrannt, und 97.321 erlitten die Strafe der Ehrlosigkeit, der Vermögensconfiscation, des ewigen Gefängnisses und der Ausschließung von öffentlichen Aemtern und Ehrenstellen. Anfangs war der Gerichtssprengel der Inquisition nicht genau bestimmt. In den Instructionen, so Torquemada in den Jahren 1484, 1485, 1488 bekannt machte, wurden, um festere Ordnung zu gründen, in verschiedenen Landschaften Spaniens Inquisitionsgerichte gestiftet, die dem Generalinquisi-

tor untergeordnet waren, dem sie Rechenschaft ablegen und dessen Befehle sie annehmen mußten. Ein solches Untergericht bestand aus 3 Inquisitoren oder Räthen, 2 Schreibern, einem Alguazil und andern Gerichtsdienern; sie durften keinen Edelmann, keinen Priester verhaften, noch Autos da fe halten, ohne Vorwissen des Obergerichts. Zuweilen sandte das höchste Inquisitionsgericht einen seiner Räthe, um den Autos da fe mehr Feierlichkeiten zu geben. Jährlich mußte das Untergericht dem Obergerichtshofe Rechenschaft geben von den geendigten Untersuchungen, von der Zahl und dem Zustande der Gefangenen und monatlich von den eingezogenen Gütern und eingegangenen Geldern. In spätern Zeiten war das höchste Glaubensgericht zu Madrid, der Großinquisitor hatte den Vorsitz. Von den 7 Räthen, die er auf des Königs Vorschlag wählte, mußte nach einer Verordnung Philipps III. Einer Dominicaner seyn. Ihm stand zur Seite ein Fiscal, ein paar Secretaire, ein Einnehmer, zwei Referenten und mehre Offiziere, die der Präsident mit des Königs Vorwissen ernannte. Täglich versammelte sich der Inquisitionsrath, nur an Festtagen nicht, im königlichen Pallaste, am Montag, Mittwoch und Freitag Vormittags, Dienstags, Donnerstags und Samstags nach der Vesper. An letzgenannten 3 Tagen wohnten 2 Mitglieder des Raths von Castilien der Versammlung bei. Einige Beisitzer mußten über das Verhältniß theologischer Meinungen und Sätze zu dem kirchlichen Lehrbegriffe entscheiden und hießen Calificatores. Die übrigen waren Rechtsgelehrte, welche bloß eine berathende Stimme hatten. Der Ausspruch der Inquisition allein entschied. Dem Fiscal lag es ob, die Zeugenaussagen zu untersuchen, die Verbrecher anzugeben, um Verhaftung derselben anzuhalten, und wenn sie zur Haft gebracht waren, sie anzuklagen; der Fiscal war zugegen bei Abhörung der Zeugen, bei der Tortur und der Versammlung, wo die Stimmen der Richter abgelegt wurden. Die Schreiber hatten außer der Führung des Protocolls den Auftrag, die Angeber, die Zeugen, sowie die Angeklagten während der gerichtlichen Verhandlung, zu beobachten und auf die leiseste Bewegung derselben, wodurch sich irgend das Innere verriethe, spähend zu bemerken. Die Officiale waren Personen, welche das Gericht aussandte, Angeklagte zu verhaften. Ueber die eingezogenen Güter führte die Aufsicht ein sogenannter Sequestrador, der dem Gerichte Bürgschaft leisten mußte. Der Einnehmer empfing das Geld, welches aus den verfallenen Gütern gelöset ward, und zahlte die Besoldungen und Anweisungen aus, die von der Casse bestreitet werden mußten. Man rechnete in Spanien über 20.000 Gehülfen der Inquisition, Familiares genannt, welche als geheime Aufseher und vertraute Ausspäher dienten. Solche Stellen wurden selbst von Mitgliedern der vornehmsten Geschlechter gesucht, weil bedeutende bürgerliche Vorrechte und reichlicher Ablaß damit verbunden waren. Sobald ein Angeber aufgetreten war, und der Fiscal die Gewalt des Gerichts aufgerufen hatte, ward Befehl ertheilt, den Angeklagten zu verhaften. In einer Verordnung vom J. 1732 wird es allen Gläubigen zur Pflicht gemacht, der Inquisition Meldung zu thun, wenn sie wissen, daß irgend Jemand, er sey lebend oder verstorben, gegenwärtig oder abwesend, sich gegen die Glaubensgesetze vergangen, daß Jemand das Gesetz Moses beobachte oder beobachtete, oder es gelobt habe. Daß irgend Jemand der Sekte Luther's folge oder gefolgt sey, daß Jemand mit dem

Teufel einen ausdrücklichen oder stillschweigenden Bund geschlossen, daß Dieser oder Jener ketzerische Bücher, den Koran, oder Bibeln in spanischer Sprache besitzt, daß Jemand Ketzer verhehlt, aufgenommen oder begünstigt habe. Erschien der Angeklagte nicht auf die dritte Vorladung, so traf ihn die Strafe des Bannes. Der Verhaftete war von dem Augenblicke an, wo er der Gewalt des Gerichts überliefert ward, abgeschnitten von der Welt. Die Gefängnisse, heilige Häuser (casas santas) genannt, bestanden aus gewölbten Gängen, jeder in mehre kleine viereckige Zellen getheilt, die gewölbt, etwa 10 Fuß hoch und in 2 Reihen über einander angelegt waren. In die obern Zellen fiel durch eine vergitterte Oeffnung ein schwacher Lichtstrahl; die untern waren kleiner und finster. Jeder Kerker hatte 2 Thüren, an der innern, mit Eisen überzogenen, befand sich ein Gitter, durch welches dem Gefangenen die Nahrung gereicht ward, die man ihm billigte. Die andere Thür wurde früh Morgens geöffnet, um den Kerker zu lüften. Dem Gefangenen ward kein Besuch von Freunden oder Verwandten gegönnt, kein Andachtsbuch bewilligt; er mußte in dem finstern Gewölbe ruhig und schweigend sitzen, und wenn seine Empfindung in einem Tone der Klage, oder des Unmuths, oder in einem frommen Gesange laut ward, ermahnte ihn der immer wachsame Kerkermeister zur Stille. Gewöhnlich ward nur 1 Gefangener in jede Zelle gesperrt, wenn nicht etwa die Absicht, Entdeckungen zu machen, eine Ausnahme von dieser Regel veranlaßte. In dem ersten Verhör ward dem Angeklagten das Bekenntniß seiner Schuld abgefordert. Gestand er das Verbrechen, dessen er beschuldigt war, so hatte er sich selber das Urtheil gesprochen und seine Güter waren verloren. Widersprach er der Beschuldigung gegen die Aussagen der Zeugen, so ward er dennoch als Ueberwiesener verdammt. Der Sachwalter, den man ihm gestattete, durfte sich nicht anders, als in Gegenwart der Inquisitoren mit ihm besprechen. Der Angeklagte ward weder mit seinem Ankläger, noch mit den Zeugen vor Gericht zusammen gehalten, beide wurden ihm nicht genannt, ein ruchloser teuflischer Kunstgriff, der den Unglücklichen zwang, auf seine Verschuldung zu rathen und im Wahnwitz der Folterpein, oder im Ueberdruß einer langen lebendigen Beerdigung, Vergehungen auszusagen, die vielleicht nie begangen worden waren. Der Angeklagte, welcher durch Bekenntnisse und Reue dem Tode entging, mußten seinen Irrthum abschwören und das Versprechen leisten, sich allen Strafen und Büßungen zu unterwerfen, welche das Gericht ihm auflegen wollte. Gefängniß auf Lebenszeit, Geißelungen, Entziehung der Güter, waren die Strafen, die der Reuige erdulden mußte. Er ward mit seinen Kindern und Kindeskindern für ehrlos geachtet. Eine ungewöhnliche Strafe für Büßende war's, den Sanbenito, das safranfarbige Bußkleid, mit einem Kreuze auf der Brust und auf dem Rücken bezeichnet, und mit Teufelslarven bemalt, zu tragen. Gegen einen Angeklagten, der so glücklich war zu entfliehen, ehe die Diener des Glaubensgerichtes ihn verhaften konnten, ward verfahren, wie gegen einen hartnäckigen Ketzer. Auf allen öffentlichen Plätzen wurden Vorladungen gegen ihn angeheftet, und erschien er nicht binnen der bestimmten Frist, so ward er, wenn der Zeugen Aussagen die Anklage bewiesen, der weltlichen Obrigkeit übergeben, die ihn im Bildnisse verbrannte. Wenn Verstorbene, die schon über 40 Jahre im Grabe lagen, verurtheilt wurden, so blieb zwar ihren Kindern

der Besitz geerbter Güter; aber dennoch wurden die Unschuldigen ehrlos und unfähig zur Verwaltung öffentlicher Aemter. War dem Angeklagten das Todesurtheil gesprochen, so wurde das feierliche Auto da fe angeordnet. Gewöhnlich ward es an einem Sonntage zwischen dem Dreieinigkeitsfeste und der Adventzeit gehalten. Bei Tages Anbruch rief der dumpfe Ton der großen Glocke der Domkirche die Gläubigen zu dem schrecklichen Schauspiele. Die Vornehmsten selbst drängten sich, ihre Dienste als Begleiter der Verurtheilten anzubieten, und oft sah man Grand's als Familiares der Inquisition. Barfuß mit dem scheußlichen Sanbenito angethan und einer spitzigen Mütze (Corea) auf dem Kopfe, erschienen die Verurtheilten. Die Dominicaner mit der Fahne der Inquisition eröffneten den Zug. Voran gingen die Reuigen, welchen nur Buße aufgelegt war, und nach dem Kreuze, das hinter diesen getragen ward, folgten die Unglücklichen, die zum Tode wandelten. Die Bildnisse der Entflohenen und die Gebeine verurtheilter Todten, in schwarzen mit Flammen und höllischen Sinnbildern bemaltenSärgen liegend, erschienen auch in dem furchtbaren Zuge, den Priester und Mönche schlossen. Durch die Hauptstraßen der Stadt ging es zu der Kirche, wo nach einer feierlichen Predigt das Urtheil verkündet ward. Die Beschuldigten standen, während man das Verdammungsurtheil vorlas, mit einer ausgelöschten Wachskerze in der Hand vor einem Kruzifix. Darauf gab ein Diener des Glaubensgerichts jedem Verurtheilten mit der Hand einen Schlag auf die Brust zum Zeichen, daß die Inquisition keine Gewalt mehr über ihn hätte. Ein Beamter der weltlichen Obrigkeit übernahm nun die Verurtheilten, ließ ihnen sogleich Fesseln anlegen und bald nachher sie zum Richtplatze führen. Wer auf die Frage, in welchem Glauben er sterben wollte, den katholischen nannte, ward vorher erdrosselt; die übrigen aber wurden lebendig auf den Scheiterhaufen geführt. Die Autos da fe waren Feierlichkeiten, zu welchen das Volk wie zu einem Siegesaufzuge schaulustig hinströmte, und selbst Könige hielten es für eine verdienstliche Handlung, mit ihrem ganzen Hofe diesen Trauerspielen beizuwohnen und die Qualen der Schlachtopfer anzusehen, die den Henkern und zugleich den Verwünschungen des Volks hingegeben waren! Es war (heißt es in einem Berichte von einem, im J. 1630 gehaltenen Auto da fe) ein großer Trost für die Andächtigen, eine Beschämung für die Lauen und erweckte das Erstaunen aller Anwesenden, als sie Zeugen waren von einer Ausdauer, die Jahrhunderte lang bewundert zu werden verdient. Von früh 8 Uhr an war des spanischen Königs Majestät auf dem Balkon, ohne daß die Hitze sie drückte, oder das große Volksgedränge sie belästigte, oder die langwierige Feierlichkeit sie langweilte. Ihre Andacht und ihr frommer Eifer waren ihrer Ermüdung so sehr überlegen, das Allerhöchstdieselben nicht einmal auf eine viertel Stunde sich entfernte, um zu essen, und als die Feierlichkeit zu Ende war, fragten sie, ob noch Etwas zu sehen wäre, oder ob man nun fortgehen könnte. Schändung der Vernunft und Mord der Geister, sprach der unsterbliche Friedr. v. Schiller, heißt das Gelübde dieses Instituts, das die Freiheit in der verborgensten Tiefe der Seele gefesselt hielt, dem die Einsamkeit nicht einsam war mit ihren schrecklichen Folgen. Das ganze zeitliche Glück, selbst das Leben des unbescholtenen Mannes war in die Hände eines jeden Nichtswürdigen gegeben. Jeder verborgene Feind, jeder Neider hatte jetzt die ge-

fährliche Lockung einer unsichtbaren und unfehlbaren Rache. Die Sicherheit des Eigenthums, die Wahrheit des Umgangs war dahin. Alle Bande des Gewinns waren aufgelöst, alle des Blutes und der Liebe. Ein ansteckendes Mißtrauen vergiftete das gesellige Leben, die gefürchtete Gegenwart eines Lauschers erschreckte den Blick im Auge und den Klang in der Kehle. Jeder ward zweideutig und verdächtig angesehen. Man glaubte an keinen redlichen Mann mehr und galt auch für keinen. Guter Name, Verbrüderungen, Eide selbst und Alles, was Menschen für heilig achten, war in seinem Werth gefallen. Alle Grundsäulen der Geselligkeit umgerissen. Bloßer Verdacht war genug, einen Bürger aus dem Schoße der öffentlichen Ruhe, aus dem Kreise seiner Familie herauszustehlen und das schwächste Zeugniß begünstigte zur Folterung. Wer in diesen Schlund hinabfiel, kam nicht wieder. In den spätern Zeiten wurden zwar die Form und Verfassung der spanischen Inquisition nicht geändert; doch milderte sich sehr ihr finsterer Geist; durch Verordnungen (1762) wurde ihre Macht eingeschränkt; so durfte sie ohne Einwilligung des Königs keinen Befehl erlassen, bei dem Bücherverbot mußte sie sich nach den Landesgesetzen richten, und vor dem Verbote den Verfasser vorladen, um seine Vertheidigung zu hören. Unter der Verwaltung des einsichtsvollen Aranda ward 1770 die Richtergewalt der Inquisition bloß auf hartnäckige Ketzerei und Abfall vom Glauben beschränkt und dem Gerichte verboten, einen Unterthanen des Königs zu verhaften, ehe nicht jede Beschuldigung völlig erwiesen wäre. Eine spätere Verfügung schützte einen Theil der Staatsbürger gegen die Neckereien des heiligen Amts, als 1784 bestimmt ward, daß die Inquisition, wenn sie einen Grande, einen Minister, einen Offizier, kurz einen angesehenen Beamten den Proceß gemacht hatte, dem Könige die Acten zur Durchsicht vorlegen sollte. Wenngleich später der Eifer der Inquisition sich milderte und ihre Macht nur gegen wirkliche Verbrecher gebrauchte, beweisen doch das Auto da fe zu Lerena 1763, die Verfolgungen des Olavides (s. d.) 1777 und das Verbrennen eines Weibes zu Sevilla 1780 als Hexe, daß der alte Tiger nur geschlafen habe und noch immer seine blutigen Tatzen in das Glück, den Frieden und die Freiheit der Menschen hauen könne. Selbst im J. 1806 diente sie noch zu einem niedrigen Werkzeuge der Rachsucht eines Bischofs, den der schwache Friedensfürst beschützte, und erhob sich gegen zwei verdienstvolle Männer, Antonio und Geronimo Cuesta, mit allen Schrecken der Verfolgung; wenngleich der König die beiden Schlachtopfer ihren Händen entriß, so wurde es doch durch ihr ungerechtes Verfahren bestätigt, daß sie immer noch verderblich seyn konnte, wenn sie wollte. Bis zu ihrem letzten Athemzuge war sie für die Bildung Spaniens verderblich; alljährlich machte sie ein Verzeichniß bekannt, worin nebst verwerflichen und unsittlichen Schriften, zugleich auch viele vortreffliche Werke verboten wurden. Durch ein Decret Napoleons vom 4. Dec. 1808 wurde sie aufgehoben; doch Ferdinand VII. stellte sie durch ein anderes v. J. 1814 wieder her. Der Bischof von Almeira, Milo Compilo, wurde zum Großinquisitor ernannt. Die reactivirten Inquisitoren ergriffen sogleich die strengsten Maßregeln. Unter dem Vorwande der Freimaurerei, Ketzerei und Philosophie wurden beinahe alle würdige, aufgeklärte Männer, worunter selbst viele Grande von Spanien waren, die ihrem Vaterlande und dem legitimen Throne die wichtigsten Dienste leisteten,

in die fürchterlichen Kerker dieſes ſchrecklichen Tribunals geworfen. Das Schickſal der meiſten dieſer Unglücklichen war, zwar nicht in den Flammen, aber unter den Qualen der Folter ihren Geiſt auszuhauchen, der unermüdbar und redlich für das Nationalwohl und für die Erhaltung der Dynaſtie der Bourbons wirkte. Zur Zeit der außerordentlichen Cortes decretirte der König am 9. März 1820 ihre volle Auflöſung wieder und willigte auch nach der Kataſtrophe der Cortes nicht in das Verlangen der Apoſtoliſchen, ſie von neuem zu errichten, deren Einführung ſelbſt Papſt Leo XII. „zwecklos und unpolitiſch“ nannte. Nach Llorente beläuft ſich die Zahl ihrer Schlachtopfer von 1481—1808 auf 341.021; unter den 31.912 in Perſon, 17.659 im Bildniſſe verbrannt und 291.456 mit Galeeren- und Gefängnißſtrafen und mit Confiscation ihrer Güter belegt wurden. — In Portugal fanden die Glaubensgerichte erſt 1557 Eingang. Anfangs ſtießen ſie allenthalben auf hartnäckigen Widerſtand; dem ungeachtet ſetzten ſie ſich feſt und nahmen dieſelbe Verfaſſung zu Liſſabon an, die ſie in Madrid hatten. Der König ernannte den Großinquiſitor und der Papſt beſtätigte ihn. Ihre Strenge und ihr Eifer, ihre Macht zu zeigen und zu erweitern, waren nicht weniger lebhaft. Nach der Befreiung Portugals vom ſpaniſchen Joche, wollte Johann von Braganza die Inquiſition aufheben; doch bezweckte er nichts weiter als den Glaubensrichtern das Recht, Güter einzuziehen, zu nehmen. Nach ſeinem Tode wurde er dafür in den Bann gethan und ſeine Gemahlin hatte alle Mühe, von der Inquiſition ſeine Losſprechung zu erhalten. Endlich wurde im 18. Jahrh. ihre Kraft in Portugal gebrochen, indem der König die Verordnung erließ, daß der Generalankläger der Inquiſition die Klagepunkte und die Zeugen bekannt machen ſollte; daß der Beklagte der Freiheit habe, ſich einen Vertheidiger zu wählen, und daß die Inquiſition nicht executiren dürfte, wenn es nicht vorher durch den königl. Rath beſtätigt worden ſeye. Der letztverſtorb. König von Portugal hat die Inquiſition nicht nur in dieſem Reiche, ſondern auch in Braſilien und Oſtindien abgeſchafft und alle Acten derſelben in Goa verbrennen laſſen. — Die von Pius VII. wiederhergeſtellte Inquiſition zu Rom iſt ein Zuchtgericht über die Geiſtlichen, doch den Akatholiſchen nicht gefährlich. 1826 verurtheilte es einen Zögling der Progaganda, Kaſchiur, der zum Patriarchen von Memphis ernannt, vom Vicekönig von Aegypten aber nicht angenommen worden war, zum Tode; der Papſt verwandelte dieß in lebenslängliches Gefängniß. Sein eigentliches Verbrechen iſt unbekannt.

Inſchrift, ſ. Aufſchrift und Epigraphe.

Inſektenkunde (Entomologie), ein Theil der Zoologie, welcher ausſchließlich von Inſekten handelt, d. i. von der 5. Claſſe des Thierreichs, welche Thiere enthält, die ein weißes, kaltes Blut, Fühlhörner und eingelenkte (hornartige) Bewegungswerkzeuge oder Beine haben, wovon keines weniger als 6 beſitzt. Die Anzahl der Inſekten iſt unermeßlich groß und ihr Naturbau unendlich verſchieden, wie ihre Bedürfniſſe und ihre Lebensart. Linné hat daher die Claſſe der Inſekten in 7 Ordnungen getheilt. 1) Käfer (Coleoptera). Zwei hornartige Decken, welche auf der Mitte des Rückens gerade und genau an einander ſchließen und die, zur Zeit der Ruhe, gefaltene Flügel decken; übrigens faſt durchgängig ein hornartiger Körper, z. B. der Nashorn-, der Miſtkäfer, der

Hornschröder ꝛc. 2) Halbkäfer (Hemipetra), sie haben 4, entweder kreuzweis zusammengelegte, oder gerade ausgestreckte Flügel, die fast durchgängig zur Hälfte hart, oder pergamentähnlich sind. Ein Theil besitzt spitzige Bohrrüssel, der andere Freßzangen, z. B. die Schabe, Heuschrecke, Wanze, Wasserwanze, Blattlaus ꝛc. 3) Schmetterlinge (Lebidoptera). Diese haben einen weichen, behaarten Körper; ihre 4 ausgebreiteten Flügel sind mit bunten Schuppen bedeckt, z. B. die Tag- und Nachtschmetterlinge, die Abendvögel ꝛc. 4) Perlfliegen (Neuroptera). Diese haben 4 durchsichtige, netzartige Flügel, die in mancherlei Farben spielen, z. B. die Wasserjungfern, die Frühlingsfliegen, das Uferaas oder Tagfliege ꝛc. 5) Wespenarten (Hymenoptera). Ihre 4 durchsichtigen Flügel sind gerade. Hierher gehören die verschiedenen Gall- und Blattwespen, die Holz- und Schlupfwespen, die Raupentödter, die Wespen und Bienen ꝛc. 6) Fliegenarten (Diptera). Sie haben 2 unbedeckte Flügel und hinter diesen an der Brust 2 kleine Knöpfchen (halleras) von unbestimmtem Nutzen. Hierher gehören einige sehr lästige und gefährliche Thiere, aber auch mehre nützliche. Zu den ersten zählt man Läuse, Flöhe, Skorpione und zu den letztern die Krabben und Krebse. — Die allgemeinen Unterscheidungsmerkmale der Insekten sind folgende: sie haben 6 und mehre Füße; ihre Muskeln sind an der innern Oberfläche ihrer Bedeckung befestigt, die mehr oder weniger hart, ja oft hornartig ist; sie athmen nicht, gleich größeren Thieren, durch Lungen, sondern durch eine Art von Luftlöchern, die sich an beiden Seiten längs ihres Leibes finden; diese stehen mit lungenähnlichen Gefäßen, die sich der Länge nach durch den Körper ziehen, in Verbindung: der Kopf hat 2 Fühlfäden von mannigfaltiger Bildung, die sehr oft zu unterscheidenden Merkmalen dienen müssen. Das Herz der Insekten besteht in einem längs des Körpers liegenden Canale, der mit Knoten und Klappen versehen ist, aus welchen aber keine Adern entspringen; weßhalb die Ernährung dieser Thiere auf eine ganz eigene Art geschehen muß. Die äußere Bedeckung ist sehr mannigfaltig und besteht bei einigen aus einem hornartigen Panzer, dessen Theile sich wie Schienen über einander schieben lassen, wodurch sie gegen viele Zufälle gesichert werden und der Mangel an Knochen ersetzt wird. Bei andern besteht sie aus Haaren; bei noch andern aus farbigen, unbeschreiblich schönen Schuppen. Die Augen der Insekten sind ausgezeichnet merkwürdig. Einige bestehen aus Halbkugeln, die tausende von kleinen Augen (ocelli) enthalten, andere aus vielen kegelförmigen Spitzen. Die ersten scheinen für die Ferne, die andern für die Nähe bestimmt zu seyn. Nur wenige Insekten können gleich den Krebsen ihre Augen bewegen. Die Bildung der Fühlhörner (Antennae) ist nicht bloß bei den Gattungen und Arten verschieden, sondern sogar bei den Geschlechtern einer Art. Sie scheinen für das Gefühl bestimmt und wegen der Unbeweglichkeit der Augen und ihres Aufenthalts im Dunkeln unentbehrlich zu seyn. Gehör- und Geruchswerkzeuge hat man bisher an keinem Insekt entdecken können, und manche Naturforscher haben daher diesen Thieren beide Sinne gänzlich absprechen wollen. Wie will man jedoch das Vermögen nennen, durch welches der Aaskäfer (Todtengräber), die Schmeißfliegen u. s. w. stark ausdünstende Körper in beträchtlicher Entfernung wittern können? Wenn es ferner wahr ist, daß der Laut, den einige Insekten, z. B. das Hauskäferchen, zur Zeit der Paarung hören lassen, dazu dient, den Gatten

anzulocken, so werden wir berechtigt, denselben auch den Sinn des Gehörs beizulegen. Die Freßspitzen (Palpi) neben den Freßwerkzeugen sind wegen ihres Zweckes noch räthselhaft. Nur bei wenigen Insekten (etwa die Krebse, Käfer, Heuschrecken ꝛc. ausgenommen) findet sich eine dem Athemholen ähnliche Bewegung, die durch vielartige Luftöffnungen statt findet. Die meisten Insekten leben in den schädlichsten Dünsten und können im luftleeren Raume sehr lange aushalten. Verhältnißmäßig finden sich im Meere und in der Erde weniger Insekten als auf der Oberfläche derselben; doch leben sie überall, und alle vegetabilische oder thierische Theile dienen ihnen zur Nahrung. Einzelnen Arten ist jedoch ein bestimmter Aufenthalt angewiesen; so finden sich viele Raupenarten nur auf gewissen Gewächsen; auf dem Taxus trifft man im Gegentheil gar keins. — Die Eiche wird von mehr als 100 verschiedenen Insekten bewohnt. Die mehresten leben einsiedlerisch und finden sich nur zur Begattungszeit paarweise zusammen. — Der Kunsttrieb der Insekten ist bewundernswürdig. Sie verfertigen bei dem ersten Versuche sogleich Meisterstücke, wie z. B. der Seidenwurm eine Hülle, worin er seine Verwandlung abwartet; die Bienen nach geometrischen Regeln ihre Zellen, für ihre Brut und für den gesammelten Honig; die Spinnen ihre Netze zum Fange ihres Raubes. Die Ernährung der Insekten beweist die höchste Weisheit des Schöpfers. Eine große Zahl derselben ist thätig bei der Befruchtung der Gewächse, indem sie den Blüthenstaub von einer Blüthe zur andern tragen und dadurch nicht bloß sich selbst vom Honigsafte der Blüthen nähren, sondern auch in der Zukunft für die Ernährung ihrer Jungen sorgen, indem sie sogleich die stete Fortpflanzung zahlloser Gewächse befördern. Die meisten Insekten sind im Larvenzustande große Fresser. Eine Raupe verzehrt z. B. den Tag wohl 6—8 Mal so viel als sie wiegt; der aus ihr sich bildende Schmetterling genießt dagegen wenig; ja die Hälfte, deren Leben so flüchtig ist, scheinen gar nichts zu genießen. Zur Sicherheit gegen ihre Feinde sind die Insekten mit Hörnern und Zangen, mit Stacheln und Gift versehen; einige schützt ein heftiger Geruch, den sie verbreiten, andere die Farbe, die sie mit dem Orte ihres Aufenthalts gemein haben, weßwegen sie nicht leicht zu entdecken sind. Ihre Fortpflanzung hat ungemein viel besonderes, z. B. unter den Bienen ist die größte Zahl geschlechtslos. Einige Arten begatten sich im Fluge und andere erhalten bloß für die kurze Paarungszeit Flügel. Die mehrsten paaren sich nur einmal, worauf sie sogleich sterben. Verzögerte Paarung verlängert ihr Leben. — Nach der Paarung wird die Mutter, z. B. der weißen Ameise, 2000 stärker als vor derselben. Die Mütter besitzen den bewundernswürdigen Trieb, ihre Eier dahin zu legen, wo die junge Brut sogleich Nahrung findet. Die Schmeißfliege bringt lebendige Junge. Bei einigen, wie bei der Blattlaus, wirkt die Befruchtung bis ins neunte Glied; bei andern wachsen die Eier noch, nachdem sie schon gelegt sind, und einige wenige gebären Junge, die nachher nicht mehr wachsen. Alle geflügelte Insekten sind einer Art von Verwandlung unterworfen; kein einziges kommt unmittelbar aus dem Ei. Das Thierchen, welches aus dem Ei kriecht, heißt Larve und wird, wenn es erwachsen ist, viele tausend Mal größer, als bei seiner Geburt. Die Larven haben Füße, die Maden keine: in diesem Zustande ernähren sie sich bloß, wachsen und häuten sich. Die Nymphe, welche aus der Larve entsteht, kann sich näh-

ren und bewegen. Die Puppe, in welche sich zuweilen die Larve verschließt, liegt einige Zeit in einem todtenähnlichen Schlafe. Während desselben verwandelt sich das Thier in ein vollkommenes Insekt und bricht als solches zur bestimmten Zeit aus seiner Hülle hervor. Viele von ihnen nehmen gar keine Nahrung zu sich: sie begatten sich und sterben.

Insel (Eiland), ein allenthalben von Wasser umgebenes Land; Halbinsel, ein Land, welches theilweise von Wasser umflossen ist. Inseln im Winde, Inseln unter dem Winde, s. Westindien.

Inseln der Seligen oder das elysische Gefilde des Homer, die an der Grenze der Erde, in der Nachbarschaft der Wohnung des Oceanus liegen. Dort führen die Menschen ein Leben ohne Mühe, dort gibt es keinen Schnee, keine Kälte, keinen Regen, und kühle Westwinde vom Ocean her erfrischen die Menschen. In diesen Inseln wies Zeus den Heroen, die dieses Leben verließen, ihren Aufenthalt an, daß sie dort ohne Sorgen glücklich leben möchten; denn ihr fruchtbarer Boden trägt ihnen 3 Mal des Jahres die schönsten Früchte. Nach der ältesten Vorstellung gelangten die Menschen nicht nach ihrem Tode dahin, sondern sie wurden als Freunde und Verwandte der Götter lebendig dahin versetzt. So sagt Proteus zum Menelaus: „Es ist dir nicht bestimmt, in Argos zu sterben, sondern ins elysische Gefilde werden dich die Götter senden, weil du der Helena Gemahl und des Zeus Schwiegersohn bist". Später wurde diese Vorstellung erweitert und Hesiod versetzt das ganze Geschlecht der Heroen, die vor und zu den Zeiten des trojanischen Krieges lebten, dahin, läßt sie aber nicht lebendig, sondern erst nach ihrem Tode dahin gelangen. Da diese Idee einmal so weit ausgesponnen war, so ging man in der Folge noch weiter, und bestimmte jene Gegenden allen großen Männern, besonders den Errettern und Befreiern des Vaterlandes, zum Aufenthalt. Die Lage dieser Inseln war, jenachdem die Erdkunde der Griechen sich erweiterte, stets veränderlich und rückte immer mit dem Strome Oceanus zurück, in welchen die Dichter sie einmal versetzt hatten.

Insignien, Kennzeichen, Merkmale; dann besonders Ehren- oder Standes-Zeichen, Andeutungen von einer Würde, einem Stande ꝛc., z. B. Wappen, Krone, Scepter, Schild, Helm ꝛc. Die Reichsinsignien, die Reichswürdezeichen (Reichskleinodien), ehedem bei der deutschen Kaiser-Krönung, in Reichsapfel, Schwert, Ring, Krone ꝛc. bestehend.

Insinuiren, beibringen (auf feine, listige Art), heimlich zubringen, einlispeln, zuflüstern; dann überhaupt zustellen, einhändigen (z. B. eine gerichtliche Verordnung). Sich insinuiren, sich einschmeicheln, sich beliebt machen; daher insinuant, einschmeichelnd, zuthulich, gefällig. Die Insinuation, die Einhändigung, Zustellung (z. B. von einer Vorladung vor Gericht); die Eingabe einer Schrift ꝛc.; ferner die Einschmeichelung; die geheime Zubringung, Einflüsterung.

Insoliren, an die Sonne stellen, zum Trocknen oder Destilliren. Die Insolation, bei den Apothekern das Hinstellen gewisser Flüssigkeiten in einem Gefäße an die Sonne, um zu destilliren, digeriren ꝛc.; dann war auch besonders das Hinstellen an die Sonne bei den ältern Aerzten ein besonderes Heilverfahren, indem man den Körper, halb, auch ganz entblößt und eingeölt, den Strahlen der Sonne aussetzte. In der Heilkunst wird auch Insolation der Sonnenstich genannt.

In solidum, Solidarisch, s. Alle für Einen.

Insolvent, zahlungsunfähig, unvermögend zu zahlen. Die Insolvenz, Zahlungsunfähigkeit; die Unmöglichkeit, seine Gläubiger zu befriedigen (von einem Kaufmanne, welcher fallirt). S. Falliment.

Inspiration, Eingebung, nennt die christliche Dogmatik denjenigen Einfluß des göttlichen Geistes auf die Seelen der biblischen Schriftsteller und Apostel Jesu, der sie im Lehren und Schreiben fähig machte, die Religionswahrheiten, welche Gott durch sie den Menschen verkündigen wollte, vollkommen richtig, deutlich und erbaulich vorzutragen. Daß von himmlischen Dingen, deren Erkenntniß über das Gebiet der sinnlichen Erfahrung hinausreicht, von Gott und seinem Verhältnisse zur Welt nur Der, den Gott selbst darüber belehrt habe, Kunde geben könne, war der allgemeine Glaube des Alterthums. (S. Offenbarung.) Wie der Poesie die Reflexion, mußte der Begriff der Inspiration dem Begriffe der philosophischen Vernunfterkenntniß vorangehen. Von Gott begeistert, seiner unmittelbaren Belehrung gewürdigt, erschienen daher den Heiden und Juden die Verkündiger religiöser Wahrheiten, die heiligen Dichter und Lehrer; sie wußten und sagten, was sonst in keines Menschen Sinn kam, Gott mußte es ihnen also eingegeben haben. Das Sinnbild, mit dem die Sprachen des Alterthums diese Eingebung bezeichnen, ist der Anhauch (Geist), Gottes, Ruach, Pneuma, Spiritus, daher Inspiration. Nur diesem Geiste konnte auch die Ausrüstung der ersten Lehrer des Christenthums, dessen Verkündigung an inspirationsgläubige Völker erging, beigemessen werden; und diese Lehrer nannten die Schriftsteller des alten Testaments und sich selbst Inspirirte, heilige Menschen Gottes, die, getrieben und unterstützt von dem heil. Geiste, den Jesus ihnen zum Beistande verheißen, sprächen und schrieben. Die Entstehung der biblischen Schriften auf göttliche Eingebung zurückzuführen und sie wegen dieses Ursprungs als Gottes Wort zu achten, wurde daher ein Hauptgrundsatz des christlichen Glaubens. — Der katholische Begriff der Inspiration ergibt sich von selbst aus der kathol. Ansicht der Offenbarung. Wenn der Grund der Religionslehre dem Katholiken nicht in einem Aufflammen des Genies der Evangeliumsverkünder, sondern in einer wahrhaftigen göttlichen Offenbarung besteht, wenn die Kirche überhaupt vom Geiste Gottes geleitet wird, so ist einleuchtend, daß die Inspiration nichts Andres seyn könne als der unmittelbare Beistand des heiligen Geistes, welcher dafür sorgt, daß das der Kirche überlieferte Wort Gottes in Schrift und Ueberlieferung ungefälscht bewahrt und verstanden werde. Wenn es überhaupt Zweck der Inspiration ist, die Thatsache der göttlichen Offenbarung zu bewahrheiten, so durfte sich diese nicht auf die Schrift beschränken, und sie mußte sich auch auf das Verständniß der Schrift erstrecken, weil sonst die Anstalt unvollkommen seyn, der Inhalt der Religionsurkunden profaner Behandlung preisgegeben seyn würde. Die Erfahrung hat es gelehrt, daß die protestantische Kirche, indem sie den Besitz der Bücher für genügend hielt, endlich im vorigen Jahrhunderte den Begriff der Inspiration verlor und die Bücher nur als menschliche ansah: ein Irrthum, von dem die Rückkehr begonnen. — Die kath. Kirche nimmt aber nicht in dem Sinne eine fortwährende Inspiration an, daß der Kirche neue Glaubenswahrheiten offenbart werden, sondern es wird nur durch den Glauben der zerstreuten und die Aussprüche der

(in Concilien) versammelten Kirche die Ueberlieferung constatirt, die Erklärung der Schrift gegeben. Ebenso ist die kathol. Kirche sehr fern von dem Irrthum Jener, welche Einzelne als inspirirte Personen betrachten, sie kennt nur die ganze Kirche als inspirirt, und man muß zugeben, daß diese Annahme der Inspiration der gesammten Kirche nicht zu jenen Thorheiten führen kann, welche durch eingebildete Inspirirte zu Tage gefördert werden.

Inspirirte sind eigentlich nur Männer, welche in ihrer effectvollen Seelenstimmung Alles auf Gott beziehen und von Gott abzuleiten gewohnt waren, sich also als Sprecher Gottes und als selbst unthätig bei den Erzeugnissen ihres Denkens und Empfindens betrachteten. Unter den Christen hat es zu allen Zeiten solche Inspirirte gegeben; es war der mystische Geist, der sie zeugte, ihre Lehren mußten daher wieder zum Mysticismus führen. Unter den Sekten, welche sich unter dem unmittelbaren Einflusse des heil. Geistes wähnten, zeichneten sich die jansenistischen Convulsionnairs und die Camisarden aus; sie erregten durch ihre Visionen, göttliche Begeisterungen, Verzückungen und andere Schwärmereien im südlichen Frankreich viel Lärmen und Unfug, weßhalb die Camisarden 1700 durch die Gewalt der Waffen unterdrückt wurden. Ueberreste von ihnen flohen erst nach England, und als sie hier keine günstige Aufnahme fanden, gingen sie nach Deutschland über, nahmen den Namen der Neuinspirirten oder neuen Propheten an, setzten sich in Berlin, Halle und in einigen Städten am Rhein fest und erwarben sich Beifall und Anhang. Ihr Hauptsitz war in Berleburg; ihr Oberhaupt, der Sattler Joh. Fr. Roch, gab ein Tagebuch seiner Sekte heraus; nach dem Tode desselben haben sie ihre religiöse Verbindung aufgelöst und sich zerstreut. Ihrer Meinung nach sollte jede Person in der Dreieinigkeit ihre eigene Religion gegründet haben oder noch gründen; das Judenthum sey von Gott dem Vater, das Christenthum von Gott dem Sohne ausgegangen; und der heil. Geist würde, wenn er seine Religion noch nicht in der inspirirten Sekte hervorgerufen habe, sie doch zu einer andern Zeit offenbaren. Die neuen Inspirirten aber glaubten, ihnen sey das Evangelium des heil. Geistes kundgeworden. Solche inspirirte Schwärmer sind auch die Quäker und Methodisten in England und Nordamerika; sie glauben, daß bei ihren religiösen Versammlungen sie der heil. Geist überschatte, und schreiben die begeisterten Reden einer göttlichen Inspiration zu. Auch einzelne Männer machten in der neuern Zeit durch ihre göttlichen Visionen und Eingebungen viel Aufsehen, als: Böhme, Swedenborg, Gichtel (s. d.) u. A.

Innsbruck (Insbrugg), die Hauptstadt Tirols, am Inn, über den eine schöne Brücke führt. Die Stadt, 1754 Fuß über dem Meer und von hohen, wilden Gebirgen umgeben, hat ansehnliche Vorstädte, schöne Kirchen, 585 Häuser und 10.300 Einw. Sie ist der Sitz des Landeshauptmanns und des (östr.) Landesguberniums über Tirol und der Versammlungsort der 1816 erneuerten Landschaft. Kaiser Leopold I. errichtete hier 1672 eine Universität, welche 1782 in ein Lyceum verwandelt, 1792 wiederhergestellt, 1810 abermals in ein Lyceum und zuletzt, den 1. Mai 1826, aufs Neue zu einer Universität erhoben wurde. Mit derselben ist ein Generalseminarium für Tirol verbunden. Die Handschuh-, Seidenzeuch-, Bänder- und Cattunfabriken, sowie die Glasarbeiten sind

nicht unbedeutend. Berühmt sind die Kunstdenkmäler in der silbernen Capelle der Hofkirche, das Grabmal Maximilians I. in der Franciscanerkirche zum heil. Kreuz (24 kolossale Erzstatuen der Fürsten und Fürstinnen des Hauses Habsburg, von dem Bildhauer und Erzgießer Godl im 16. Jahrh.), die Sammlungen in der Hofburg, im Schlosse Ambras (jetzt in Wien) ꝛc. (Vgl. Welser.) Hier gründete der Landesgouverneur, Karl Graf von Chotek, 1823 das unter dem Schutze des Kronprinzen stehende Ferdinandeum oder Tiroler Landesmuseum, dessen Mitglieder seit 1820 „Beiträge zur Geschichte, Statistik, Naturkunde und Kunst von Tirol und Vorarlberg“ herausgegeben. Auf dem Platze des Hippodromos wurde 1826 das schöne Reiterstandbild von Bronze des Erzherzogs Leopold V., von dem tiroler Bildhauer Kasp. Gras und dem Rothgießer Heinr. Reinhart (beide lebten in der ersten Hälfte des 17. Jahrh.) aufgestellt.

Instanz, d. i. Beispiel, bedeutet einen wirklichen oder nur erdachten Fall oder Umstand, welcher zum Beleg, noch gewöhnlicher zur Widerlegung irgend eines allgemeinen Satzes angeführt wird. — Instanz (jurid.), der Abschnitt eines gerichtlichen Verfahrens, welches durch das Ansuchen eines Theiles, die Verantwortung des andern und die richterliche Entscheidung begrenzt wird. Daher spricht man von der Instanz des ersten Verfahrens, von der Beweisinstanz, der Deductionsinstanz. Das Ansuchen selbst wird Instanz genannt. Instanz thun heißt so viel als um richterliche Verfügung bitten. In diesem doppelten Sinne sagt man, einen Beklagten von der Instanz entbinden, wenn der Kläger vom Proceß zurückgewiesen wird, ohne daß er sein Recht selbst verliert, und im Criminalproceß wird der Angeklagte dann von der Instanz freigesprochen. (S. Absolution.) Man bezeichnet aber mit diesem Worte auch diejenigen Abschnitte, welche durch das Ansuchen der Parteien um anderweite Prüfung eines ergangenen Richterspruches (Leuterung, Appellation, Restitution, Revision, Nullitätsquerel, weitere Vertheidigung) gebildet werden. Solcher Instanzen soll es nach der deutschen Bundesverfassung in allen deutschen Bundesstaaten für Civilsachen der Regel nach drei geben; in Criminalsachen sind sie vielfältig auf zwei beschränkt. Man spricht hier von der untern und obern, mittlern und höchsten oder letzten Instanz. Niemand soll wider seinen Willen eine Instanz entzogen, keine Instanz übersprungen werden. Der Instanzenzug ist die Ordnung, in welcher diese Abstufungen des Richteramts in der gerichtlichen Organisation gebildet werden. Er ist wechselseitig, wenn die Leuterungs-, Appellations- oder Revisions- (Oberappellations-) Instanz zwischen mehren Gerichten gegenseitig von einem an das andre geht. Die oberste Instanz aber sollte immer bei einem und demselben höchsten Gerichte seyn, um durch seine Aussprüche eine consequente und übereinstimmende Fortbildung des Rechts, welche der bloßen Gesetzgebung unerreichbar ist, zu gewinnen.

Insterburg, Kreisstadt des Reg.-Bez. Gumbinnen in Preußen, an der Angerapp und Inster, hat ein Schloß, 2 Kirchen, 470 Häuser, 7120 Einw., Brauerei, Brennerei, Landgestüt, Handel mit Getreide und Leinsamen; Sitz eines Oberlandesgerichts, Inquisitoriats, Stadtgerichts; höhere Stadtschule, Krankenhaus. Insterburg ward im 3. Viertel des 16. Jahrh. erbaut. Merkwürdig ist im Kreise: Groß-Jägerndorf (s. d.).

Instinkt, Naturtrieb, ist ein Trieb, der aus der Organisation der Menschen und Thiere entspringt, und sie treibt, gewisse Dinge zu begehren oder zu verabscheuen und gewisse Handlungen vorzunehmen. Der Instinkt ist meist angeboren, doch wird er auch im Laufe des Lebens entwickelt, und dieß geschieht am meisten durch Krankheiten. — Reimarus theilt in seiner Schrift: „Ueber die Instinkte der Thiere", denselben in drei Hauptklassen. 1) Mechanische Instinkte; sie enthalten die organischen Bewegungen der Maschine, den Menschen und Thieren gleich gemein, und geschehen außer aller Abhängigkeit von der Reflexion. 2) Repräsentative; sie beziehen sich theils auf die Gegenwart, welche mit ihren Einwirkungen die Sensibilität reizt, theils auf die Vergangenheit, welche die thierische Einbildungskraft mit der Gegenwart verwechselt. 3. Freiwillige; sie entspringen zwar alle aus dem Gefühle des Vergnügens und des Schmerzens; demungeachtet sind sie einfache Instinkte, sie mögen nun natürliche oder verdorbene seyn. Sie spalten sich wieder in allgemeine, als die Selbsterhaltung der Geschlechtsliebe, oder in besondere, die entweder Instinkte der Leidenschaften oder der Kunst sind. Die Thiere besitzen Leidenschaften, blinde und sinnliche Instinkte zu Leitern. Ihre lebhaften Empfindungen betrügen sie nie, und die Kunsttriebe ersetzen ihnen die Intelligenz. Es ist nicht genug, daß sie durch eine sinnliche Neigung; a if Das verwiesen werden, was ihnen zuträglich ist; sie müssen auch die Mittel auffinden können, sich jenes zu verschaffen, und dieselben richtig zu gebrauchen wissen; hierdurch kommt der künstliche dem bloß sinnlichen Naturtrieb zu Hülfe. Reimarus theilt die Kunstinstinkte in 10 Klassen; die 1. enthält die, welche sich auf Bewegung, als das allgemeine Mittel, einen Zweck zu erreichen, beziehen; die 2. umfaßt die Naturtriebe, welche Mittel sind, die ersten Hauptbedürfnisse, als nach gesunder Luft, nach dem geeigneten Elemente und naturgemäßem Aufenthalte, zu befriedigen. So sucht jedes Thier, kaum geboren, sein eigenes Element; es verläßt manches Insekt zur bestimmten Zeit sein ursprüngliches Element, um in einem andern Verwandlungen zu einer andern Art des Daseyns durchzumachen; eine Menge Thiere aus allen Reichen fühlen die Veränderungen der Jahreszeit im Voraus und wandern; viele Fische verlassen zur Laichzeit das Meer und steigen hoch in den Flüssen herauf. Die 3. begreift die Kunsttriebe, welche auf die Herbeischaffung einer gesunden Nahrung sich beziehen. Merkwürdig ist die Fertigkeit und Schlauheit der Raubthiere, sie wissen die beste Stunde zur Jagd; und nicht weniger sonderbar ist die Vorsicht Vieler, Nahrung für den Winter aufzubewahren und sie sparsam zu benutzen. 4. Kunsttriebe, um die nachtheiligen Einflüsse lebloser Dinge abzuwehren. So lehrt der Instinkt, gefährliche Elemente und Oerter zu meiden, den Schmutz fortzuschaffen, Wunden zu heilen, Kräuter und andere Mittel gegen Krankheiten aufzufinden, künstliche Höhlen und Wohnungen zu bauen. 5. Kunsttriebe, als Mittel, sich gegen die Feinde zu vertheidigen oder ihren Anfällen auszuweichen. Jede Thierklasse kennt ihre natürlichen Feinde und weiß sich vor ihnen zu hüten; sie wissen ihre Waffen am vortheilhaftesten zu gebrauchen und ihren Feind bei der schwächsten Seite anzugreifen; sie vereinen ihre Kräfte, um sich gemeinschaftlich zu schützen. Die 6. bilden die Instinkte, die sich auf die Erhaltung und Zeugung beziehen. Die 7. umfaßt die Kunsttriebe, welche auf Liebe der Eltern gegen die Jungen be-

rechnet sind; die verschiedenen Arten, sich fortzupflanzen, die Vorsorge der Mutter bei Legung der Eier oder Werfung der Jungen; sie zu ernähren, zu pflegen und zu hüten. Die 8. enthält die Kunsttriebe der Jungen bei der Geburt. Die Jungen durchpicken die Schale an dem rechten Orte. Die Kunst der Vierfüßigen, zu saugen, die Stimme ihrer Mutter zu unterscheiden ꝛc. In die 9. Klasse setzt Reimarus die Instinkte, Gesellschaften zu bilden, die Kenntniß ihrer Gattung, ihrer natürlichen Sprache. Die 10. endlich umfaßt die Abänderungen der verschiedenen natürlichen Instinkte, die entweder durch außerordentliche Umstände oder durch die bildenden Hände veranlaßt werden. Jeder Kunsttrieb bezweckt die Erhaltung des einzelnen Thieres und der ganzen Gattung und erstreckt sich nicht über die Grenzen der sinnlichen Begierden. In dem Bedürfnisse der verschiedenen Lebensarten der Thiere liegen ihre Kunsttriebe ganz allein begründet, und die Ursache, warum sie diesen oder jenen künstlichen Instinkt ausschließlich besitzen.

Institut, jede zu einem bestimmten Zwecke errichtete Anstalt, z. B. Staat, Kirche, Polizei, Armenversorgung ꝛc. Seit Kurzem hat man bei diesem Worte zunächst an eine Erziehungs- oder Unterrichtsanstalt gedacht, und wo sich diese auf die Bildung für einen gewissen Stand, eine gewisse Menschenklasse oder eine gewisse Kunst beschränkt, diesen Zweck beigefügt, z. B. Militair-, Handlungs-, Hebammen-, Forst-, Singinstitute; unter dem Ausdruck Institut ohne Beisatz werden gewöhnlich Erziehungsanstalten, in denen Kinder für eine gewisse Vergütung verpflegt, erzogen und unterrichtet werden (Pensionen, Kostschulen), verstanden. Sie scheinen zunächst nur für Solche ein Bedürfniß zu seyn, welchen der Tod ihre natürlichen Erzieher entriß, für Elternlose und Verlassene. Aber sie sind auch in den mittlern und höhern Ständen nach und nach für Kinder noch lebender Eltern Bedürfniß geworden, weil eine gute Schule oft zu entlegen von dem Orte ihres Aufenthalts war, um die häusliche Erziehung mit dem öffentlichen Unterrichte verbinden zu können; weil sie die Seltenheit erfahrener Erziehungsgehülfen eine gut eingerichtete öffentliche Anstalt vorziehen ließ, oder vielleicht eigenes Gefühl ihrer Unfähigkeit, sowie Bequemlichkeitsliebe sie bewog, ihre Kinder einer pädagogischen Anstalt zu übergeben. Oeffentliche Erziehungsanstalten werden aus diesen Gründen nie überflüssig werden, und es muß dem Staate sowie den Eltern viel daran gelegen seyn, daß diese öffentliche Anstalten zu dem möglichsten Grad von Vollkommenheit gebracht werden. Sie haben verschiedene Zwecke, je nachdem die Zöglinge derselben für diese oder jene Laufbahn bestimmt sind. (S. Waisenhaus, Kunstschulen, Volksschulen, Militairakademien, Ritterakademien ꝛc.) Hier ist die Rede nur von den eigentlichen Pädagogien, von Erziehungsinstituten für mittlere und höhere Stände. Ob Anstalten, wo in die Stelle der natürlichen Erzieher fremde Personen, in die Stelle der Geschwister unbekannte Gespielen, ungleich an Sitten, an Sinn und Lebensweise, treten; wo für die Zöglinge alle engern Familienverbindungen auf einmal und oft auf viele Jahre sich auflösen; wo endlich eine gewisse Einförmigkeit der Lebensart unvermeidlich ist: ob solche Anstalten der Art sind, worin der jugendliche Charakter am vortheilhaftesten ausgebildet werden könne, dagegen lassen sich wichtige Zweifel erheben. Ueber

die Vorzüge des öffentlichen Unterrichts in gewissen Jahren ist man bald einverstanden; aber öffentliche Erziehung bleibt in den Augen Vieler höchstens ein nothwendiges Uebel. Manche Gründe beziehen sich freilich nur auf die schlechte Beschaffenheit solcher Anstalten. Ihre zum Theil von den Obern ganz unverantwortlich geduldeten Gebrechen und Schändlichkeiten mehr ans Licht gebracht zu haben, gehört zu den unverkennbaren, auch wirklich schon in mancher heilsamen Reform, wenigstens stillschweigend anerkannten Verdiensten der neuern Pädagogik und Publizität. Andere Gründe sind mehr aus der Natur solcher Anstalten hergenommen. Sie beziehen sich auf die Unvollkommenheit und Schwierigkeit der eigentlichen Erziehung, die sowohl in den Erziehenden als in der Lage Derer, welche erzogen werden sollen, ihren Grund hat. Der Unparteiische wird Beides nicht verkennen. So sah Rousseau die Sache an, wenn er bei allen Gelegenheiten im „Emil“ die Kloster- und Collegienerziehung herabwürdigte. Die Mängel, welche für pädagogische Anstalten aus dem Lehrpersonale hervorzugehen pflegen, sind kurz folgende. Solche Institute machen viele Erzieher nöthig, und der Erfahrnen und Geübten gibt es so wenige. Leicht kann es geschehen, daß sich unter ihnen ein schädlicher Esprit de corps bildet. Schwer ist es manchmal, Harmonie des Zweckes und Wirkens unter ihnen zu erhalten; sind sie uneinig, so arbeiten sie oft Alle dem Vorsteher entgegen. Die enge Verbindung, worin sie mit den Zöglingen stehen, und das Interesse der Letztern, alle ihre Schwächen ausfindig zu machen, schadet ihnen leicht an der Achtung. Aus dem Zusammenwohnen so vieler der verschiedenartigsten Zöglinge keimen andere Gebrechen. Das Böse, das immer schneller gedeiht als das Gute, wird in einer so engen Verbindung leicht ansteckend. Die mancherlei wohlthätigen Einwirkungen der Familienverbindungen fallen weg; mit ihnen also auch Das, was die sanften Gefühle anregt, was das wahre Menschenleben kennen und mit ihm sympathisiren lehrt, was den Charakter milder und geschmeidig, die Sitten feiner und gefälliger machen kann. Das Gemisch der jungen Leute ist für Einzelne mit manchen Gefahren und Versuchungen verbunden, vor den sie nicht immer gesichert werden können. Ist aber gar der Geist der Anstalt verdorben, herrscht Insubordination, Rohheit, oder eine Art von Studententhum da, so werden solche Anstalten zu wahren Pflanzörtern der Immoralität und der Sittenverderbniß. Die Einförmigkeit, das Pünktliche, was in allen Verrichtungen und Studien der Zöglinge, selbst in ihren Vergnügungen, herrschen muß, macht leicht einseitig, wo nicht pedantisch, doch schüchtern, unbeholfen und oft verdrießlich. Wer indeß weiß, wie es um die Erziehung in sehr vielen Häusern steht und wie unvollkommen der Unterricht durch einzelne Lehrer, mit seltenen Ausnahmen, bleibt, der wird, jener Mängel ungeachtet, gut eingerichtete Erziehungsanstalten nicht bloß als Rettungsinstitute, sondern selbst als wohlthätige Einrichtungen betrachten, in welchen es wenigstens vielen Zöglingen ungleich leichter gemacht wird, für die Welt brauchbar zu werden; theils wegen der doch unleugbar bessern Verstandesbildung, als in den meisten Privaterziehungen; theils wegen der Bewahrung vor dem Einflusse noch schlimmerer und durch Eltern oder Hausfreunde gleichsam autorisirter Beispiele. Herrscht nur erst im Ganzen ein guter Geist; wird Erziehung

Angemeine Angelegenheit; werden durch häufige Conferenzen gewisse Grundsätze und Erfahrungen zu festen Regeln und zum Gemeingeist, so wird jeder Lehrer in den öffentlichen Geist und in das allgemeine Streben eingehen, und jene Mängel, die leicht durch das Lehrerpersonal herbeigeführt werden können, leicht beseitigt werden. Was die Unvollkommenheit betrifft, welche in der Lage der jungen Leute in den Erziehungshäusern ihren Grund haben, so würden manche allerdings wegfallen, wenn man sich bloßen Idealen überlassen dürfte. Da aber diese gar nicht oder nur äußerst selten ausführbar sind, so muß man desto mehr auf Mittel denken, wenigstens das möglichste Gute durch zweckmäßige Einrichtung zu erreichen. Es läßt sich sogar, sowohl durch nähere Beobachtung und Leitung des Privatfleißes, als durch die Entfernung vor Zerstreuungen in Familien und durch den stärker erweckten Wetteifer, noch mehr als in bloßen Schulen ausrichten, sobald nur der Geist des Fleißes und der Arbeitsamkeit auf ihnen einheimisch geworden ist. Diesen kann man daher nicht genug befördern. Jedes Mittel muß dazu aufgeboten werden, es muß die Ehre des Instituts davon abhängig gemacht werden, daß man recht viel darin lerne. Dieses Lernen muß aber nicht in Vielwisserei oder einem bloßen Lustwandeln in allen Gebieten der Wissenschaften bestehen. Alles Wissen muß mit Mühe und mit Anstrengung erworben seyn. Spielen ist nicht Arbeit, und zur Arbeit, nicht zum Spiel, soll sich jeder Mensch bestimmt halten. Vor Allem muß die größte Aufmerksamkeit in pädagogischen Instituten auf die moralische Erziehung verwandt werden. Schon durch den auf alle Weise genährten Trieb, etwas Gründliches zu lernen, ist auch sehr viel für die sittliche Bildung gewonnen. Eigenes überall vorleuchtendes Beispiel ist die erste Forderung an jeden Erzieher. Hier ist es doppelt nothwendig. Eine genaue Aufsicht auf das Betragen der Zöglinge und die Gewöhnung, von Allem Rechenschaft zu geben, liegt schon in der Natur der Anstalt. Sie trage aber ebenso wenig die Miene der Sorglosigkeit als der Aengstlichkeit und des Mißtrauens. Die Hauptnorm des sittlichen Betragens sind die Gesetze, von welchen, als dem Vereinigungspunkt aller zur Erziehung einwirkenden Personen, billig Alles ausgehen muß, was geboten und verboten wird. Denn Harmonie in den Forderungen und in der Rechtspflege ist die Hauptsache in den Erziehungsinstituten. Ein Hauptmittel zur Erziehung ist die Erhaltung eines zufriedenen Geistes. Wenn der pädagogische Grundsatz richtig ist, je froher die Jugend erhalten wird, desto eher wird sie vor dem Bösen bewahrt; desto leichter wird Gutes in ihr geweckt und genährt, so ist seine Anwendung vorzugsweise in den Erziehungsanstalten nöthig. Ein Hauptmittel ist die beständige Erhaltung der Thätigkeit und des Interesses an Schularbeiten: Mannigfaltigkeit im Schulleben ist sehr zweckmäßig; als öftere feierliche Schultage, Probearbeiten, Prüfungen, Censuren ꝛc. Damit wechseln dann auch Vergnügungen, körperliche Spiele, gymnastische Uebungen, mechanische Beschäftigungen, viel Naturgenuß in jeder Jahreszeit; sehr zweckmäßig sind Uebungen in Declamationen, Action, Musik, Dialog, physikalischen Versuchen ꝛc. Die Erhaltung der guten Ordnung im Aeußern, in der Wartung und Pflege gesunder und kranker Zöglinge und eine weise Verwaltung ihrer ökonomischen Bedürfnisse, ist in Erziehungsinstituten wo möglich noch wichtiger als in Familien. — Die

Erziehung der Töchter außer dem elterlichen Hause hat im Allgemeinen noch weit mehr wider sich, als die Erziehung der Knaben. Väter können oft durch Amt und Beruf abgehalten werden, diese zu erziehen; Mütter sollen das nie, und wenn sie sich irgend dazu geschickt fühlen, so sollen sie nie diese süße Pflicht aufgeben. Gleichwohl gibt es Fälle, wo durch eine gute Pension ganz entschieden auch für Töchter besser als zu Hause gesorgt ist. Haupterforderniße einer solchen Pension sind 1) daß vor allen Dingen die Vorsteher derselben alle dazu erforderlichen Eigenschaften des Kopfs, des Herzens und der Sittenbildung besitzen. Am besten ist es, wenn die Vorsteherinnen von reifern Jahren und verheirathet sind; damit die Pension einer Familie so nahe als möglich komme, der Mann das Wichtigste des Unterrichts besorgen und überhaupt das Ganze der Erziehung einleiten könne. Kurz, die weibliche Erziehung in den Pensionen muß so viel als möglich, sich der Familienerziehung nähern halten. Aus diesem Grunde haben viele der vernünftigsten Pädagogen gegen die Klostererziehung der Mädchen gesprochen. Sie mögen Manches in den Klöstern erlernen; aber wie wollen Erzieherinnen, die selbst, als Nonnen, den eigentlichen und wahren Zweck des Weibes, das Leben und Wirken in einem häuslichen Kreise, nicht erkannt haben, nicht für ihn erzogen und gebildet worden sind, Mädchen zu der weiblichen Bestimmung vorbereiten können? Ein zweites Erforderniß der weiblichen Pensionen ist, daß die Zahl der Zöglinge nicht zu groß sey. Zahlreiche Pensionen sind weder der Geistes- noch Herzensbildung förderlich, und noch weniger sind sie geeignet, Führerinnen zu der schönen Bestimmung des Weibes zu seyn. Wer sich über diesen Gegenstand weiter belehren will, lese folgende Schriften: K. Ladrone, „Ueber die Vortheile der öffentlichen Erziehung vor der Privaterziehung", Mainz 1787"; J. Ph. Martini, „Von den Vorzügen der öffentlichen und besonders der wissenschaftlichen vor der häuslichen Erziehung", Ansbach 1793; Salzmann's „Schriften über die Erziehung", Leipzig 1784; Christiani, „Nachrichten aus dem Erziehungsinstitute bei Kopenhagen", 1804. Ferner die Schriften von Große, Resewitz, Jerusalem, Ilefeld, Heyne, Böttiger, Basedow, Campe, Iselin, Pestalozzi ꝛc.

Das Alterthum scheint solche Anstalten nicht gekannt zu haben, denn was der Staat in Sparta für die öffentliche Erziehung angeordnet hatte, war allgemeine Nationalangelegenheit und sollte die Familie über dem Staate vergessen machen. An den im Mittelalter entstandenen Kloster- und Stiftsschulen aber, die, um künftige Geistliche und Staatsmänner zu bilden und die bessern Köpfe der Nation von Kindheit an für die Zwecke der Kirche zu erziehen, für gewisse Schenkungen der Eltern Kinder aufnahmen, war in der Regel weniger die Erziehung als der Unterricht zu loben, und auch dieser den Zeitbegriffen gemäß dürftig und einseitig. Als die erste freiere Erziehungsanstalt verdient die von dem utrechter Kanonicus Geirt Groie (Gerhardus magnus) um 1376 zu Deventer gestiftete pädagogische Brüderschaft der Hieronymianer genannt zu werden, in welcher er Erwachsene und Kinder beider Geschlechter und aller Stände zum Arbeiten, Lehren und Lernen vereinigte. Ihre Verfassung glich den Chorhäusern der Herrnhuter, und nach ihrem Muster bildeten sich damals die weiblichen Erziehungsanstalten der Beguinen. Anderer Art war die nicht klösterliche Erziehungsanstalt, die Wolf von Cro-

ungen um 1520 zu Kemmingen für Söhne des Adels stiftete, eine Vorläuferin unsrer Ritterakademien. Aber als eine Rückkehr zur mönchischen Erziehungsweise sind die gegen Ende des 16. Jahrh. entstandenen Jesuitencollegien zu betrachten, die durch ihre wissenschaftliche Richtung und kluge Zucht allgemeinen Beifall fanden und sich in den katholischen Ländern der Erziehung der Knaben fast allein zu bemächtigen wußten. Daneben hatten die Klosterpensionen für Knaben und Mädchen immer fortgedauert, und in protestantischen Ländern mußten sich Eltern, die ihre Söhne außer dem Hause erziehen lassen wollten, an die wenigen Fürsten- und säcularisirten Klosterschulen halten. Da aber sowohl diese als jene zu weit hinter den Forderungen des Zeitgeistes zurückblieben, so wagten es endlich die Pädagogen des 18. Jahrh., die unterdrückten Rechte der Jugend geltend zu machen. Die Franke'schen Stiftungen zu Halle und die Kinderanstalten der Brüdergemeinde, die immer noch zu früh eine ascetische Frömmigkeit erzwingen wollten, machen den Uebergang von jener alten Prügelzucht zur freien Erziehung der Philanthropen. Basedow und seine Freunde glaubten Locke's und Rousseau's Ideen einer naturgemäßen, freisinnigen Erziehung nicht leichter ausführen und die Wiedergeburt der entarteten Menschheit, nach welcher tausend Stimmen verlangten, nicht besser bewerkstelligen zu können, als wenn sie Erziehungsinstitute errichteten, die, unabhängig von Staat und Kirche, ein freies Feld zu Ausführung der pädagogischen Theorien und Weltverbesserungspläne des Tages darböten. Das 1774 zu Dessau eröffnete Philanthropin wurde mit Begeisterung aufgenommen, die ihre elektrischen Funken in alle Gegenden verbreitete und bald mehren Anstalten dieser Art das Daseyn gab. Die Erziehungsinstitute des edeln von Salis zu Marschlins, Bahrdt's zu Heidesheim, Campe's und Trapp's zu Trittow, Salzmann's zu Schnepfenthal, Feder's, Spazier's, Olivier's und Tillich's Pensionen zu Dessau fanden ein empfängliches Publikum. Indeß nur das Salzmann'sche besteht durch seine gute ökonomische Verwaltung und durch den Ruhm, seine schönen Versprechungen wenigstens in Rücksicht der körperlichen und moralischen, wenn auch minder im Betreff der geistigen Bildung seiner Zöglinge seit 1784 gehalten zu haben, noch bis diesen Tag. An Instituten, die mit ihm wetteiferten, hat es übrigens in dieser Periode nicht gefehlt. Das Christian'sche bei Kopenhagen (jetzt unter anderer Firma), das vor einigen Jahren eingegangene Hundeiker'sche zu Vechelde bei Braunschweig, das von Karl Lang in Tharant gegründete, 1816 nach Wackerbarthsruh bei Dresden verlegte, später eingegangene, dann von Serrius in derselben Gegend fortgesetzte, sowie in Dresden das Blochmann'sche Erziehungsinstitut, wurden vor andern berühmt. Fast in jeder größern Stadt fanden sich Unternehmer, die Pensionen mit Sammelschulen zu verbinden und aus den wohlfeilsten Candidaten und Studenten das nöthige Lehrerpersonal herzustellen wußten. Das Erziehungsinstitut der edeln Karoline Rudolphi, das von Hamburg nach Heidelberg wanderte, gehört, wie die dem Adel allein zugänglichen und wegen ihrer Fonds unter Aufsicht des Staats stehenden Fräuleinstifte, unter die ehrenvollen Ausnahmen von den Mädchenpensionen gewöhnlichen Schlages. Pestalozzi's Institut zu Yverdun ist, als eine Probeanstalt zur Ausbildung und Bewährung seiner neuen Methode und als eine vortreffliche Uebungsschule für Lehrer, ein Gegenstand der allgemei-

nen Aufmerksamkeit geworden. Neben ihm verdienen Fellenberg's Institut zu Hofwyl, die von Pestalozzi's Jüngern in Nordamerika, Neapel, Petersburg und in mehren Städten Deutschlands errichteten Filialinstitute und das unter königl. Schutze bestehende Normalinstitut zu Karlsruhe in preuß. Lithauen als wetteifernde Musteranstalten genannt zu werden.

Institut (National-), s. Französische Akademie.

Institutionen, s. Corpus juris und Römisches Recht.

Instrument, ein jedes Werkzeug; in der juristischen Sprache eine förmlich aufgenommene Urkunde (z. B. Notariatsinstrument); in der Musik, und vorzugsweise, ein Ton- oder Klangwerkzeug, musikalisches Instrument, d. i. ein künstlicher Körper, welcher zur Hervorbringung musikalischer Töne geeignet ist. Die üblichsten musikalischen Instrumente sind Blas-, Saiten- und Schlaginstrumente, wozu noch diejenigen hinzukommen, bei welchen der Ton durch Reibung hervorgebracht wird. Die Saiteninstrumente sind theils Bogen- oder Streichinstrumente, wie Violine, Viole, Violoncell, Contraviolon, und überhaupt alle Arten von Geigen, theils solche, bei welchen die Saiten unmittelbar mit den Fingern gerissen, oder mit einer Feder gespielt, oder mit einem Klöppel geschlagen werden, wie Harfe, Laute, Guitarre, Mandoline, Zither, Hackebrett, theils solche, die durch eine Tastatur angeschlagen werden, wie Clavier und Pianoforte. Die Aeolsharfe gehört ebenfalls zu den Saiteninstrumenten, nur daß der Ton hier durch die Luftbewegung hervorgebracht wird. Die Blasinstrumente werden theils mit dem Munde angeblasen, wie die Flöten, Hoboen, Clarinetten, Bassethorn, und die Fagotten, Pfeifen und Schalmeien, welche man, weil sie gewöhnlich aus Holz verfertigt werden, Holzinstrumente nennt, und die Blechinstrumente, nämlich die Hörner, Trompeten, Posaunen, Serpent, theils werden sie durch Blasebälge zu Tönen gebracht, wobei aber meistens, wie bei den Positiv-Orgeln, noch das Spielen durch Tastatur hinzukommt. Die genannten Saiten- und Blasinstrumente sind durch die Art und den Umfang der Töne, welche auf ihnen hervorgebracht werden können, die vollkommensten. Viel unvollkommener und mehr um den Rhythmus zu bezeichnen oder zu verstärken, sind die einförmige Schlaginstrumente, nämlich Trommeln, Pauken, Tambourin, Castagnetten, ferner Triangel, Becken, Glocken und Glockenspiel. Das Brummeisen geht zu den Blasinstrumenten über. — Durch Reibung wird der Ton hervorgebracht bei der eigentlichen Harmonica (Glasglockenharmonica) und Buschmann's Terpodium. (S. Instrumentalmusik.)

Instrumentale Arithmetik ist die Lehre über den Gebrauch gewisser mechanischer Werkzeuge, durch welche das Rechnen erleichtert werden kann. Der Abacus der Römer war ein solches Werkzeug; die Chinesen reihen auf Drahtsaiten kleine knöcherne Kügelchen und rechnen damit. Neper erfand Stäbchen zu diesem Zwecke und Pascal seine Rechenmaschine; ebenfalls gaben L'Epine, Boitissendeau und Polemus zu Padua Rechnungswerkzeuge an.

Instrumentalmusik wird bloß von musikalischen Instrumenten ausgeführt und daher von der Vokalmusik, welche aus den Tönen der menschlichen Stimme entsteht, unterschieden. Daß alle Instrumentalmusik ursprünglich eine Nachahmung des menschlichen Gesanges sey, kann, wo nicht historisch, doch wenigstens physiologisch und philosophisch bewie-

en werden. Denn die Töne der menschlichen Kehle klangen dem Ohre u lieblich, als daß der Mensch nicht hätte auf die Erfindung kommen ollen, diese Töne auch durch den Klang todter Körper hervorzubringen. Vahrscheinlich entstand unter allen musikalischen Instrumenten die Flöte im ersten, indem Leute, welche im Freien lebten, zufällig ein gehöhltes Rohr an den Mund setzten und durch Einblasen des Athems einen Ton aus emselben hervorlockten. Die Entstehung der Saiteninstrumente, als weit usammengesetzterer Körper, fällt wahrscheinlich in spätere Zeit. Die nstrumentalmusik der Griechen beschränkte sich auf wenige Instrumente, nter denen die Flöte, die Zither und die Posaune, welche den unserigen l. N. nicht ganz gleichen, die vornehmsten waren. Es leuchtet von selbst n, daß man sich derjenigen Instrumente, auf welchen man eine Melodie pielen konnte, zuerst bediente, denn man hatte ja den Zweck, diejenige Melodie, welche bereits mit Hülfe der menschlichen Stimme erfunden par, nun auch auf diesen Instrumenten nachzuahmen. So entstand der Gebrauch der Geige, als eines Hauptinstruments. Warum die Flöte, als in weit älteres Instrument, gewissermaßen von der Geige verdrängt ourde, läßt sich leicht erklären: das Spiel eines Saiteninstruments ist ei weitem nicht so ermüdend als das eines Blasinstruments, und der Ton der Geige sticht mehr ab von der Menschenstimme, dagegen die Flöte mit derselben zu sehr verschmilzt und also weniger Befriedigung gewährt. Das Instrument, welches die Melodie zu spielen vermochte, war also gefunden. Was ist natürlicher, als daß man, da jede Thätigkeit der Seele eine Grundlage haben will, nun auch bemüht war, zu jener Melodie einen Stützpunkt, auf welchem sie um so sicherer einherschreiten könnte, zu erfinden? So verfiel man auf die Verfertigung der Baßinstrumente. Doch fühlte man das Bedürfniß, die großen und leeren Zwischenräume wischen den hohen Tönen der Geigen- und den tiefen der Baßinstrumente, welche das Ohr sehr unbefriedigt ließen, auszufüllen; nun entstanden die Bratsche (die tiefere Geige) und das Violoncell (der höhere Baß), mit deren Tönen jene Zwischenräume auf eine dem Ohre sehr angenehme Weise ausgefüllt wurden. Da hierdurch der vierstimmige Gesang, dessen Erfindung wir ebenso gut als die Erfindung jeder andern Kunstbestrebung einer bloß mechanisch bedingten Ursache zuschreiben, begründet war, so scheinen die ital. Componisten bis fast in die Mitte des vorigen Jahrh. ein Bedürfniß gefühlt zu haben, sich außer den Geigen und Bassen noch andrer Instrumente zu bedienen; wenigstens findet man in den Compositionen jener Zeit nur selten ein Blasinstrument angewandt. Wie aber die menschliche Natur Alles steigert und modelt, so fingen auch in der 2. Hälfte des vorigen Jahrh. die ital. Componisten an, den Geigeninstrumenten noch die Hoboe und das Horn beizufügen; die Flöte dagegen ist überhaupt in Italien, besonders in der Instrumentalmusik, nie sehr geschätzt worden. Die Hoboe aber mit ihrem schneidenden, streng abstechenden Tone schien jenen Componisten zur Hervorbringung des beabsichtigten Endzwecks am geeignetsten zu seyn. Mit der Erfindung der Hoboe waren die Geigen unterstützt, aber es wäre ein Mißverhältniß entstanden, wenn man nicht auch den untern Stimmen eine ähnliche Stütze hätte geben wollen. Dieß geschah durch die Zulassung des Horns. Hoboe und Horn, überdieß stets nur begleitend und nie obligat spielend, waren und blieben aber auch die einzigen Blasinstrumente, deren man

sich fast bis zu Ende des vorigen Jahrh. in Italien befinde; ja noch in diesem Augenblick sind die Italiener mit ihren Blasinstrumenten bei weitem nicht so verschwenderisch als die Deutschen, und noch mehr die Franzosen. Nachdem aber die melodische Musik der Italiener, die durch den streng vierstimmigen Satz ohne weitere Unterstützung in sich selbst hinlänglich abgeschlossen und quantitativ zu seyn scheint, von den deutschen Componisten, besonders von Mozart, auch quantitativ zur harmonischen vielfach ausgebildet worden war, fand man den Kreis jener wenigen Instrumente zu eng begrenzt, und es wurden nun, je nachdem man eine besondere Wirkung beabsichtigte, bei den neuern Compositionen auch alle bekannte Blasinstrumente angewandt. Sowie sich indeß die ersten deutschen Componisten der Fülle der Instrumente des innern qualitativen Effects wegen bedienten, so begannen die neuern franz. Componisten und ihre Nachahmer unter den Deutschen hingegen alle Instrumente nur der äußern, quantitativen Ohrenbetäubung wegen und bei jeder Veranlassung in Bewegung zu setzen. Daher die wenigen Noten in den italienischen, die vielen in den deutschen, der stete Ueberfluß an denselben in den neuern franz. Partituren. — Der ästhetische Charakter der Instrumentalmusik ist bisher von den meisten Kritikern verkannt worden. Da nämlich die Musik ihrem Wesen nach rein romantisch ist, d. h. da sie mit Ausschluß alles Dessen, was dem Verstande anheim fällt, nur die Sehnsucht nach einem unbekannten, außer uns liegenden Etwas darzustellen und auszudrücken sucht, so folgt daraus, daß sie im eigentlichen Verstande keine Worte bedarf, um in unserer Seele die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen. Die Musik erreicht daher als selbständige Kunst nur durch Ausbildung der Instrumentalmusik ihren höchsten Gipfel. Hier eröffnet sich ihr auch das Gebiet der Naturschilderung, in welchem Beethoven so einheimisch ist. Nichtsdestoweniger kann die bloße Instrumentalmusik, insofern sie dennoch immer nur eine Nachahmung der Vocalmusik ist, dieser doch nicht vorzuziehen, sondern billigerweise nur mit derselben gleichzustellen seyn. Uebrigens ist hier noch zu bemerken, daß man unter Instrumentalmusik auch die Instrumentaltonstücke versteht, und diese allen musikalischen Stücken entgegensetzt, in welchen sich der Gesang befindet. Im Allgemeinen gehören zur Instrumentalmusik Symphonien und Ouverturen, Solos, Duetts, Terzetts, Quartetts, Quintetts u. s. w., Sonaten und Phantasien, Concerte für einzelne Instrumente, Tänze, Märsche und andre Stücke.

Insurrection, Aufstand. Ueber den Begriff des Aufstandes als einer Erhebung des Volkes gegen eine für unrechtmäßig angesehene Herrschaft s. Aufruhr. Die Frage, inwiefern das Volk zu einer solchen Erhebung berechtigt seyn könne, hat eine sehr verschiedene Beantwortung gefunden. Dem Volke das Recht beizulegen, beliebig und ohne allen Grund, als weil es ihm so gefällt, gegen die Obrigkeit aufzustehen (das sogenannte heilige Recht der Insurrection, unter dessen Vorwande die meisten Verbrechen und Gräuel der franz. Revolution verübt wurden), ist eine vollkommene Ungereimtheit; aber auf der andern Seite ist es eben nicht besser, alle Gegenwehr gegen die rohesten Mißbräuche der Gewalt für unrechtmäßig zu erklären. Ueber das Eine ist man von jeher einverstanden gewesen, daß der Aufstand gegen einen Usurpator oder eine Partei, welche den rechtmäßigen Herrscher in Abhängigkeit hält, nicht nur

rlaubt, sondern verdienstlich ist. Den Punkt aber, wo die Usurpation n legitime Herrschaft übergeht, hat man nicht mit Bestimmtheit angeben önnen. Da es nun lächerlich seyn würde, z. B. die Regierung des Hauses)anover in England erst mit dem Tode des Cardinals von York für egitim zu erklären, so müssen die Gründe, wodurch die Usurpation auf- ört, illegitim zu seyn, in andern Umständen gesucht werden. Schwierer ist aber die Frage, in welchen Fällen das Volk auch gegen einen)errscher, dessen Recht zum Throne nicht bezweifelt wird, wegen Mißrauchs seiner Macht zur Gegenwehr, zur Absetzung u. s. w. schreiten önne. In den frühern Zeiten war die Idee des Rechts dabei ganz unwirksam; erst in den Religionskriegen des 16. Jahrh. wurde die Sache von der rechtlichen Seite beleuchtet. Die Stadt Magdebueg, welche sich gegen den Vorwurf einer strafbaren Widersetzlichkeit vertheidigte, als sie as Interim nicht annehmen wollte, woraus später die „Vidicae contra yrannos" von dem sächsischen Minister Hubert Languet entstanden), und ie Rechtfertigung des Mönchs Clement, Mörders Heinrichs III., welche er sonst wackere Jesuit Mariana (De institutione regis") unternahm, aben den ersten Anstoß. Man machte aus diesen so entgegengesetzten heorien eine eigne Sekte der Monarchenbekämpfer (Monarchomachorum), u welchen man sowohl Manche zählte, welchen man heutzutage einen ltraroyalisten nennen würde, als Die, welche uns für Revolutionnairs nd Jakobiner gelten. Sehr loyale Männer haben Grenzen des bürgerichen Gehorsams angenommen, wie Hume, Schlözer, Fénélon, Bossuet, Blackstone u. A. Sehr eifrige Kämpfer für Recht und bürgerliche Freiheit haben dem Volke alles Recht des Widerstandes abgesprochen, wie Grotius und Kant. Es ist leicht zu sagen, daß ein Volk zur Nothwehr gegen ungerechte Gewalt berechtigt sey; allein im voraus die Fälle zu estimmen, in welchen der Zustand der Nothwehr wirklich eintritt, möchte benso unmöglich als unnöthig seyn. So lange es bloß Güter gilt, über elche die Menschen verfügen und welchen sie entsagen können, ist unstreitig jeder Aufstand gegen eine in ihrer Entstehung rechtmäßige Herrschaft unerlaubt; aber wenn Das angegriffen wird, was einem Jeden eilig seyn muß, die Religion und die moralische Entwickelung des Volks, enn die Gerechtigkeit mit Füßen getreten wird, und man nicht gehorchen ann, ohne sich selbst verächtlich zu werden: dann ist kein Mittel, sich on moralischer Vernichtung zu retten, als der Gebrauch physischer Kraft. us diesem Gesichtspunkte hat man auch das Unternehmen der Griechen etrachtet, denen die Osmanen noch nie Regenten, sondern stets nur rohe roberer und barbarische Unterdrücker gewesen sind, und denen man die flicht des bürgerlichen Gehorsams nicht auflegen kann, man möge auf en Ursprung der Gewalt oder auf den bisherigen, Jahrhunderte lang rtgesetzten und vermöge der Grundlagen der türkischen Verfassung sogar nveränderlichen Mißbrauch derselben sehen. (S. Aufstand und Aufuhr.) — Insurrection, im ungarischen Staatsrechte, bedeutet den ufstand des gesammten Reichsadels in Masse, den der König bei drinenden Gefahren zur Vertheidigung der Grenzen durch ein allgemeines ufgebot (Heerbann) aufzurufen befugt, und dem zufolge alsdann jeder delige verbunden ist, in Person bewaffnet im Felde zu erscheinen. So ocht bei Raab 1809 das ungarische Insurrectionsheer gegen den Viceönig Eugen von Italien.

Intagli (Intallj, von intaglio (Intallio), Schnitzarbeit, Bildhauerarbeit), geschnittene Steine.

Intellectualismus, Intellectualphilosophie, heißt diejenige Ansicht in der Philosophie, nach welcher die Vernunft die Quelle der wahren Erkenntniß ist; wie z. B. die Eleaten behaupteten, welche die Sinnenerkenntniß verwarfen. Der Intellectualismus ist daher dem Sensualismus entgegengesetzt.

Integralrechnung, s. Infinitesimalrechnung.

Intellectuell stammt von dem lateinischen Intellectus, Verstand her und umfaßt Alles, was sich auf das Seelenvermögen, welches Begriffe bildet, auf den Verstand, bezieht; es steht demnach dem Sensuellen, welches aus den Sinnen und den Empfindungen hervorgeht, gegenüber. Intellectuell wird in zweifacher Bedeutung gebraucht: es wird entweder auf die Geistesthätigkeit bezogen, welche die Quelle der intellectuellen Erkenntniß ist, auf Denkkraft, welche daher auch den Namen intellectuelle Kraft erhält, und stellt diese mit dem Moralischen und Aesthetischen in Gegensatz; oder auf die Kenntnisse, insofern sie nur durch den Verstand und die Vernunft erfaßt werden können, für diese intelligibel sind. So ist der Satz, jede Wirkung hat ihre Ursache, intellectuell: er kann zwar alle Augenblicke durch die Erfahrung bestätigt und praktisch geprüft werden und die Denkkraft bildete ihn auch mit ihrer Hülfe, sie schuf ihn durch und an Erfahrung; unmöglich ist es aber, daß er aus ihr allein entsprungen sey, weil er etwas Allgemeines und Nothwendiges enthält, was a priori, vor aller Erfahrung gegeben werden muß. Unter intellectueller Bedingung versteht man die Entwickelung der denkenden Kräfte. Wie die intellectuelle Anschauung in die neuere Philosophie gekommen, findet man in dem Werke: „Reinhold, Fichte und Schelling“, von Jakob Fries, S. 224 fg.

Intelligenz heißt ein Wesen, das in dem Gebrauche seiner Vernunft nicht von der Sinnlichkeit abhängt und seinen Willen nicht durch Motive, welche in der Sinnlichkeit liegen, bestimmen zu lassen braucht. Der Mensch ist eine solche Intelligenz: unabhängig von sinnlichen Einflüssen vermag seine Vernunft zu wirken und seinen Willen kann er nach eigenen Gesetzen frei bestimmen. Auf der Intelligenz beruht daher der wahre und einzige Werth des Menschen; als Vernunftwesen ist er nicht dem Grade der geistigen Thätigkeit nach, sondern der Art nach von den Thieren des Feldes unterschieden und ist das erste Glied einer höhern Ordnung: indem er ein Mittelding zwischen dem Göttlichen, der höchsten Intelligenz, und den vernunftlosen, bloß durch sinnliche Eindrücke bestimmbaren Geschöpfen bildet. Das Wesen der Intelligenz ist die Selbstanschauung, das Zusehen ihrer eignen Thätigkeiten; Seyn und Wissen sind in ihr unzertrennlich verknüpft: in ihr ist Subject und Object zugleich vereint, ihre eignen Thätigkeiten sind die Gegenstände ihrer Anschauung: was daher für die Intelligenz ist, das muß sie selbst seyn, sie setzt sich demnach selbst, handelt auf sich selbsten und schaut sich selbst als Object an, kurz Alles, was in ihr ist und zu ihrer Anschauung kommt, liegt in ihr selbst begründet, ist nur Selbsterscheinung. Die höchste Intelligenz ist Gott; weil er kein sinnliches Wesen ist, so ist es unmöglich, daß er bei seinem Erkennen und Wollen von sinnlichen Einflüssen abhange. Im gewöhnlichen Sprachgebrauche bedeutet Intelligenz: Einsicht, eine größere Fähigkeit des Erkennens und Denkens.

Intelligenzblätter (Kenntnißblätter) sind die tägliche Chronik des Orts, in der ein Redacteur, wenn er mit Menschen- und Sachkenntniß versehen ist, außer den täglichen Mittheilungen der Privaten, Gelegenheit findet, Das, was dem Publikum augenblicklich interessant scheint, mit Laune zu rügen, ohne irgend Jemand zu beleidigen. Nicht immer wird er wichtige Interessen auffassen dürfen, er wird nicht die Unredlichkeit begehen, wenn, wie unter müßigen Menschen so häufig ist, Parteien eine Leser entzweien, sich für eine oder die andere erklären, ohne ein höheres edleres Interesse zugleich zu begünstigen. — Intelligenzcomptoir (Nachweisung). Bei den Römern vertraten die Acta populi romani, in welchen die Geborenen, Gestorbenen, Hochzeiten, Ehescheidungen, Todesstrafen, Adoptionen, Manumissionen, wie auch die Ankunft der Fremden, aufgezeichnet wurden, und welche Jedermann lesen und nachschlagen durfte, die Stelle solcher öffentlichen Nachrichten, welche auch späterhin an öffentliche Gebäude und dazu errichtete Säulen angeschlagen wurden. Den ersten Vorschlag, ein Intelligenzcomptoir zu errichten, in welchem alle Nachrichten zu Papiere gebracht würden, damit die Nachfragenden beschieden werden könnten, soll der Vater des Montagne, der 1569 starb, gethan haben; John Innys war hingegen der Erste, der 1637 eine solche Anstalt wirklich zu London errichtete. Er nannte es The office of intelligence und erhielt vom Könige Karl I. auf 40 Jahr ein Privilegium darüber. In Deutschland hat der Baron Wilhelm v. Schröder, der 1663 ermordet wurde, zuerst vom Kaiser Leopold einen Entwurf zu einem Intelligenzcomptoir überreicht, welchen Hr. v. Boden 1703 wiederholte, worauf dann 1727 zu Berlin, 1729 zu Halle, 1744 zu Augsburg, 1745 zu Braunschweig, 1748 zu Nürnberg, 1750 zu Hanover und 1763 zu Leipzig Intelligenzcomptoire errichtet wurden.

Intelligibel, s. Intellectuell.

Intension bedeutet Anspannung. Man bezeichnet gewöhnlich mit dem Worte eine Erhöhung der innern Kraft und Stärke im Gegensatze zur Extension, Ausdehnung. Es drückt eine größere Thätigkeit und Wirkung eines Körpers oder Wesens, verglichen mit den eines andern unter denselben Verhältnissen, aus: z. B. das Licht der Sonne wirkt bei gleicher Entfernung mit größerer Intension als das des Mondes; das Licht einer Fackel bei derselben Entfernung mit mehr Intension als das eines Wachslichtes. So spricht man auch von einer Intension der Gefühle, des Lebens, wo im ersten Falle es Tiefe und Innigkeit, und im andern eine regere Thätigkeit und lebhaftere Lebensthätigkeit bezeichnet. Ein Verbum intensivum ist ein verstärkendes Zeitwort: z. B. Gebieten ist das intensivum von Befehlen. Intension und intensiv wird auch gebraucht, um anzuzeigen, daß ein Körper mit größerer Kraft wirkt als ein Umfang und seine Masse es vermuthen lassen.

Interdict, 1) im römischen Rechte, ein nach einem Formular abgefaßter Befehl, den der Prätor in einer Sache, die keinen Verzug litt, erließ, ohne Den, an welchen das Interdict erging, vorher gehört zu haben. Auch nannte das römische Recht die possessorischen Klagen Interdicte. — 2) In dem kanonischen Rechte ist Interdict, auch sacristitium genannt, der höhere, allgemeine Bann, mit dem der Papst ganze Städte, Provinzen und Länder zur Strafe der Widersetzlichkeit belegte, welche sich die Einwohner oder Regenten gegen die Kirchengesetze, päpstl. Ver-

ordnungen und die Geistlichkeit hatten zu Schulden kommen lassen. Wo das Interdict zur Anwendung kam, wurden die Kirchen geschlossen, die Christus- und Heiligenbilder verhüllt, keine Relique gezeigt, weder Taufe noch Abendmahl gehalten, noch Ehen eingesegnet, noch Verstorbene in geweihter Erde begraben. In einer für Religion und gottesdienstliche Gebräuche aufs Höchste eingenommenen Zeit, wie das Mittelalter war, erschien das Interdict als das entsetzlichste Unglück, das ein Land betreffen, als die größte Strafe, welche man über dasselbe verhängen könne. Und wenn sich auch Einzelne anfangs über diese Strafe hinwegsetzten, sie wurden, Könige (wie Robert und Philipp August von Frankreich, Johann ohne Land von England u. A) nicht einmal ausgenommen, zuletzt von der ängstlichen Mehrheit zum Nachgeben gezwungen. Oft wurde von Bischöfen Bann und Interdict aus ungenügenden Gründen ausgesprochen. Große Päpste, wie Innocenz III. („Epist XII, 37"), erklärten sich streng gegen solche Mißbräuche und ließen sie durch ihre Bevollmächtigten bessern. Insbesondere verboten sie jede Erpressung beim Aussprechen und Lösen des Bannes. Als sie aber selbst anfingen, aus unzureichenden Gründen das Interdict aufzulegen und selbst für Lösung desselben Geld nahmen, minderte sich die Achtung und Furcht vor dieser Strafe. So kümmerte man sich 1259 in Dänemark nicht über das Interdict; und unter Philipp dem Schönen ward es in Frankreich Gesetz, daß man gegen Bann und Interdict appels comme d'abus beim Parlamente einlegen konnte. Deßhalb schien es den Päpsten gerathen, über gewisse Punkte im Einzelnen nachzugeben und Ausnahmen zu gestatten, damit die Regel desto eher anerkannt werde und von ihnen abhängig bliebe. Deßhalb erlaubten sie, bei verschlossenen Thüren Gottesdienst zu halten, sofern nur die Gebannten, oder das Interdict Veranlassenden, draußen blieben. Auch durfte der Gemeinde gepredigt werden. Ferner gaben einzelne Päpste Königen und selbst Fürsten, z. B. dem Landgrafen von Thüringen, Freibriefe größern oder geringern Inhalts, wonach kein Interdict ohne sehr erheblichen Grund, oder nicht über das ganze Reich, oder nicht ohne ausdrückliche päpstliche Zustimmung dürfe ausgesprochen werden, etwa von einem Erzbischof. Während des Interdicts litten die Geistlichen an ihren Einnahmen großen Ausfall und forderten nicht selten dafür Ersatz. Das Interdict ward zuletzt von Paul V. 1606 gegen den Freistaat Venedig ausgesprochen, weil derselbe die Geistlichkeit, der damaligen allgemeinen Praxis zuwider, der weltlichen Gerichtsbarkeit unterwarf; es hatte jedoch keinen Erfolg mehr, und der Papst mußte sich zur Aussöhnung bequemen. „Es ist erfreulich — sagt v. Raumer („Gesch. der Hohenstaufen", 6. Bd., S. 188) — wenn die Kraft der Ideen und Grundsätze sehr viel über die Menschen vermag, und nicht allein die Macht des Schwertes herrscht und entscheidet: soll sich aber diese Freude nicht in Leid verkehren, so müssen jene Ideen und Grundsätze auch wahr, echt und von allen Trugbildern und Nebenzwecken gereinigt seyn. Nur auf diesem Wege wird man (den Kirchenbann und das Interdict beurtheilend) zu dem rechten Ziele gelangen und ohne Willkür und Uebertreibung behaupten können: wer sich von der christlichen Kirche trennt, trenne sich auch von dem christlichen Staate, und wer die Gesetze der Kirche verwerfe, verwerfe auch die Gesetze des Vaterlandes". S. auch Paolo Sarpi's Abhandlung „Les droits des Souverains défendus contre les excommunications et les Interdicts des Papes".

Interesse (interesse, dabei seyn, daran gelegen seyn) ist überhaupt in Vergnügen an einem Gegenstande, der mich reizt, für denselben thätig u seyn; den Gegenstand, seinem Daseyn nach, um meines Wohlgefallens aran zu befördern, oder wenigstens zu erhalten. Es unterscheidet sich on dem unthätigen, untheilnehmenden, bloß contemplativen Wohlgefallen, elches nicht an der Sache, sondern an der Vorstellung, an der Form er Sache haftet, welches nicht Interesse, sondern Geschmack heißt. Das nteresse ist entweder ein unmittelbares oder ein mittelbares. Das unittelbare theilt sich 1) ein rein vernünftiges, welches ganz unabhängig on Allem, außer der Vernunft, selbst ist. Das moralische Interesse, . i. das uneigennützige, absolut nothwendige Wohlgefallen an Allem, as vernünftig, was Recht und Pflicht ist. Die in jeder Menschennatur azu liegende Anlage heißt das moralische Gefühl. 2) Ein rein ästheisches, rein sinnliches, freies, d. i. nicht auf objective Gesetze gegründees Interesse. Auch dieses ist, wie jenes, formal. Denn sowie der rein oralische Wille das Gute nicht um des Gegenstandes, seiner Absichten nd Folgen willen, sondern um der Form seines Princips, d. i. der Vernunftmäßigkeit liebt: so interessirt sich ein Mensch für das Schöne nicht m des schönen Gegenstandes und seines Daseyns willen, sondern um einer Form willen. Wenn ich sage: das Schöne ist ohne alles Interesse: so ist das der Materie nach, dem Daseyn des Gegenstandes nach, u verstehen. Wenn ich hingegen sage, daß ich Interesse an dem Schönen und für das Schöne finde, so ist das von der Form, d. i. von der Art, wie der Gegenstand sich meiner Idee darstellt, und beide Ausdrücke widersprechen sich nicht. Dieses Interesse ist frei, d. h. es ist kein Gesetz a, das mir das Wohlgefallen an dem Schönen als nothwendig vorstellt. — Mittelbar sinnliches, empirisches Interesse ist dasjenige, wo as Wohlgefallen der Vernunft an einem Gegenstande, oder einer Handung, nicht bloß von der Vernunft und ihrer Form, sondern auch von etwas Materialem, d. i. der Vorstellung von etwas Angenehmem oder in seinen Folen Nützlichem abhängt. Dahin gehören 1) das logische Interesse, d. i. das Wohlgefallen an Dem, was unsere Erkenntniß berichtigt und erweitert, m des intellectuellen Vergnügens willen; 2) das pathologische Interesse, as Wohlgefallen an einer Handlung, Begebenheit oder Sache, um des innlichen Genusses willen, der daraus für mich erwächst, z. B. wenn ir um meines gegenwärtigen Lebenstriebes willen die Vorstellung eines ünftigen um desto angenehmer ist, jemehr ich mir dasselbe von alle Dem efreit denke, was mir das gegenwärtige verbittert. Wenn sich der Landmann seiner wallenden Saat, um der reichen Ernte und um des davon u erwartenden Gewinnstes willen freut: so ist dieses Wohlgefallen nicht sthetisch, sondern pathologisch.

Interim. Ein solches gab als Provisorium nach der Unterdrückung es schmalkalder Bundes den Protestanten Kaiser Karl V., bis zur Definitiventscheidung einer Kirchenversammlung. Die Idee war kühn, denn r hatte mit den Protestanten die Protestanten bei Mühlberg besiegt. In Ungarn bedrohte ihn der Türken Macht, in Belgien die französische bei völlig erschöpften Finanzen. Die Reformation und der Wunsch ihrer Allgemeinheit hatte die Menge unter allen seinen Unterthanen und nur nicht en Kaiser ergriffen — und doch gab er das Interim, das Niemand genügte und eigentlich den Evangelischen von allen Neuerungen nichts

als den Kelch im Abendmahle und den Priestern die Ehe ließ. Dieß bewog den Kurfürst Moritz von Sachsen zum Krieg wider den Kaiser, erzwang den passauer Vertrag 1552 und den augsburger Religionsfrieden 1555, in welchem der Katholicismus gewann, daß nachher nicht mehr Hochstifter von protestantischen Bischöfen säcularisirt werden konnten. Im westfälischen Frieden opferte die katholische Kirche nicht ein einziges Bisthum auf, was nicht schon protestantisch geworden war.

Interjectionen, in der Grammatik, diejenigen Partikeln, welche eine Gemüthsbewegung bedeuten und in einem Ausruf bestehen. Der Mensch, zumal der rohe, der von einem irgend heftigen Gefühl ergriffen wird, äußert dieß durch mehr oder weniger artikulirte Töne, z. B. das Erstaunen durch ein Ah! oder Oh! den Schmerz durch Weh! oder Au! die Furcht durch Hu! u. s. w. So verschiedene Arten der Gemüthsbewegung es gibt, die sich in Ausrufungen äußern können, so verschieden Arten von Interjectionen gibt es auch. Mit Unrecht haben sie die Grammatiker zu den Redetheilen gerechnet.

Intermezzo, Zwischenspiel, gibt man während den Zwischenacten eines Schauspiels, um die Zuschauer zu unterhalten, in welcher Zeit die Schauspieler Athem schöpfen, oder ihren Anzug wechseln oder die Decorationen verändert werden. In der alten Tragödie füllte als Intermezzo der Gesang der Chöre die Zwischenacten aus: doch besaßen sie auch kleine Stücke, durch welche der Uebergang von einem Drama zum andern gemacht wurde. Sie hingen gewöhnlich mit den Hauptstücken zusammen und verbanden so das vorhergehende mit dem folgenden, deßwegen gaben auch Aristoteles und Horaz die Regel, daß sie aus dem eigentlichen Gegenstand hergeleitet seyn sollen; doch als man die Chöre aus den Stücken verbannte, wurden mimische Vorstellungen und Tänze ꝛc. an ihre Stelle eingeführt. In neuerer Zeit bestanden die Intermezzo's gewöhnlich aus Gesängen, Tänzen, Ballets, Musikchören und Symphonien. Unter Intermezzo versteht man auch kleine komische und burleske Stücke in Musik gesetzt, es sind Buffo-Operu, die mit dem Hauptstücke in keiner Verbindung stehen, gewöhnlich treten nur zwei Personen in denselben auf. Da sie keinen andern Zweck haben, als die Zeit lustig zu vertreiben, so macht die Kritik, wenn sie ihr Ziel erreichen, an sie keine große Forderungen. Die Italiener sind reich an solchen kleinen komischen Opern und zeichnen sich in dieser Gattung aus. In der Darstellung solcher Intermezzo's hat sich in der letzten Zeit Bianchi, und unter den Deutschen Eimenreich ausgezeichnet.

Internuntius, ein Gesandter oder Unterbotschafter, welchen der Papst an auswärtigen kleinern Höfen oder Republiken hält. Ein Gesandter des Papstes bei Kaisern und Königen heißt Nuntius. (S. Nuntien.) Auch heißt der ordentliche östreich. Botschafter zu Konstantinopel Internuntius.

Interpolation, 1) nennt der Philolog die vermuthete Einschaltung eines frühern Kritikers oder Commentators in einen griechischen oder lateinischen Schriftsteller; 2) der Mathematiker das Einschalten eines Gliedes aus den Gliedern einer andern Reihe von Größe nach gewissen analytischen Regeln.

Interpretation, die Auslegung und Erklärung eines Schriftstellers nach den Regeln, welche die Hermeneutik (s. d.) an die Hand gibt

(Vgl. Exegese.) Sie ward ehedem nur auf die Schriften der Alten, hauptsächlich der Griechen und Römer angewendet, die freilich, sowohl in Hinsicht der Sprache als der Sachen, ungleich mehr Schwierigkeiten darbieten als die Werke der Neuern. Seitdem man aber unter uns angefangen hat, die Lesung deutscher Musterschriften in den Kreis des Jugendunterrichtes mit aufzunehmen, ist auch der Interpretation derselben in den meisten und besten unserer Unterrichtsanstalten der verdiente Platz eingeräumt worden. (Vgl. Commentar.)

Interpunktion, der Gebrauch gewisser Schriftzeichen zur Trennung und Unterscheidung des nicht zusammen Gehörigen in einem oder mehren Sätzen. Ihr nächster Zweck ist, die Deutlichkeit zu befördern; zugleich aber soll sie das mündliche Darstellen eines stylischen Aufsatzes durch Bezeichnung der Pausen und durch Hinweisung auf die innere logische Verbindung der einzelnen Sätze und Satztheile erleichtern. Das Alterthum kannte sie nicht; wie nöthig sie aber ist, zeigt folgender Satz: „Ich habe das Buch nicht aber dein Schreiben erhalten", der ohne Unterscheidungszeichen völlig unverständlich ist und erst durch das an die passende Stelle eingeschobene Komma einen Sinn erhält. Die allgemein üblichen Interpunctionszeichen sind folgende: 1) Das Komma (,) (Strich, Beistrich), steht vor allen beziehenden Fürwörtern; vor oder nach eingeschobenen Worten oder kurzen Zwischensätzen; vor und nach Erklärungsbegriffen (Appositionen); vor allen Bindewörtern (Conjunctionen), durch welche einfache Sätze mit einander verbunden werden; zwischen mehren einzelnen, nicht durch Bindewörter mit einander verbundenen Haupt- und Beschaffenheitswörtern (Substantiven und Adjectiven), und überhaupt zum Unterschiede der einzelnen Theile einfacher Sätze. 2) Das Semikolon (;) (Punktstrich, Strichpunkt) bestimmt mehr als das Komma, aber weniger als das Kolon. Es steht in den Sätzen und Perioden, welche aus mehren Gliedern bestehen, zumal wenn diese Glieder von einiger Länge sind; besonders, um den Nachsatz von dem Vordersatz in solchen Sätzen zu trennen, welche eine Ursache, Erklärung, Einschränkung und Folgerung enthalten, gewöhnlich vor den Worten: aber, denn, allein, wiewohl, indessen, dennoch, nur, hingegen u. s. w. 3) Das Kolon (:) (Doppelpunkt) steht vor einem Nachsatze, wenn der Vordersatz zusammengehängt, besonders wenn er durch ein Semikolon oder mehre abgetheilt gewesen; wenn man seine eignen oder eines Andern Worte unmittelbar anführt und die Ankündigung vorher anzeigt; wenn man Beispiele anführt, oder eine oder mehre Sachen gleichsam aufzählt; und wenn sich der Sinn oder die Kraft einer ganzen Stelle in einem einzigen Worte oder in einigen Worten concentrirt. 5) Das Punctum (.) Schlußpunkt) steht am Ende jedes vollständigen Satzes, der weder eine Frage noch einen Ruf enthält; als Abkürzungszeichen bei unausgeschriebenen Worten, nach bloßen Anfangsbuchstaben von Worten und Namen, sowie bei Zahlen, jedoch richtig nur bei Ordnungszahlen, oder bei solchen Grundzahlen, die für Ordnungszahlen gelten, wohin besonders auch die Jahreszahlen gehören. Mehre nebeneinandergesetzte Punkte bezeichnen einen abgebrochenen, unvollendeten Satz, oder im umgekehrten Falle die Mangelhaftigkeit einer Rede von vorn herein, oder überhaupt andre Lücken, z. B. nach Anfangsbuchstaben von Namen, die man aus guten Gründen nicht ausschreiben will. 5) Das Fragezeichen (?) (Fragpunkt) dient, den Ton der lebendi-

gen Stimme in der Schrift zu ersetzen, und wird nach jeder unmittelbaren Frage gesetzt. Wird aber eine Frage nur mittelbar oder erzählungsweise angeführt, so ist das Fragezeichen nicht nöthig. 6) Das Ausrufungszeichen (!) (Rufzeichen) wird an das Ende solcher Sätze gesetzt, welche einen Befehl, Ausruf, Wunsch, Verwunderung, Betheuerung oder lebhafte Gemüthsbewegung aussprechen; deßgleichen nach allen Empfindungswörtern, wenn sie allein stehen, und nach allen Worten, wenn sie mit Affect ausgesprochen werden. Erstreckt sich der Ausruf auf den ganzen Satz, so erhält dieser das Ausrufungszeichen, und das Empfindungswort nur ein Komma, oder wird gar nicht unterschieden. Seine Verdoppelung als Zeichen der verstärkten Empfindung, oder des Tadels (!!, wohl gar !!!), sowie die des Fragezeichens (??), ist mit Vorsicht zu gebrauchen. 7) Das Theilungs-, Trenn- oder Bindezeichen (- oder auch -) steht am Ende der Zeilen, um die durch den Raum verursachte Trennung der zu einem Worte gehörenden Sylben anzudeuten, ferner zwischen 2 Begriffen, die zwar zu einem Ganzen verbunden sind, die man aber, da jeder seinen eignen Ursprung und seine besondere Abstammung hat, isolirt denken und verstehen kann; oder wenn man in einem zusammengesetzten langen Worte die Etymologie (Ableitung) deßselben anzeigen und seine leichte Uebersicht, sowie das richtige Lesen deßselben befördern will; oder wenn ein oder mehre vorhergehende Worte sich auf ein gemeinschaftliches Schlußwort beziehen, z. B. Polizei- und Proceßordnung. 8) Die Parenthese () oder [], auch durch zwei Striche bezeichnet (der Einschluß, das Einschließungszeichen), wird gebraucht, wenn ein eingeschobener Nebensatz von der übrigen Rede unterschieden werden soll, deßgleichen bei erklärenden Beisätzen und Beiwörtern, und wenn man einen ganz fremdartigen Begriff, nach einer eignen und von dem Satze verschiedenen Stellung und Construction, in die Mitte setzt. Das Zeichen [] braucht man auch dann, wenn man mitten in der angeführten Rede eines Andern etwas anzumerken hat, damit der Leser dieß nicht für eine in die Rede selbst gehörige Parenthese halte. 9) Der Gedankenstrich (—) (Querstrich, Pause) findet da seine Anwendung, wo man die Aufmerksamkeit des Lesers auf einen Gedanken, auf eine sonderbare Wendung oder auf einen Gegensatz richten, oder auch eine längere Pause im Reden, einen verschwiegenen Gedanken oder eine Lücke andeuten will. Auch steht er zwischen Sätzen, welche zwar eine gewisse innere Verwandschaft unter einander haben, aber ohne genauere äußere Verbindung zusammengestellt sind. Deßgleichen wird er gebraucht bei plötzlicher Abweichung von der angefangenen Construction (Anakoluthon). 10) Das Anführungs- oder Citationszeichen („“) steht zur Bezeichnung unmittelbar angeführter fremder Worte und Reden, angeführter Bücherstellen, Beispiele u. s. w., sowohl bei ganzen Sätzen als bei einzelnen Worten. Es wird beim Schreiben auch als Trennungszeichen gebraucht. 11) Das Apostroph (') (Abkürzungszeichen) bezeichnet die Weglassung eines Vocals, besonders des e und i, seltener einiger andern Buchstaben (z. B. bei'm statt bei dem). Man darf ihn, außer in Gedichten, nur sehr vorsichtig brauchen. Es gab eine Periode, in welcher, durch blinde Nachahmung des humoristischen „Wandsbecker Boten“, der Apostroph so sehr an der Tagesordnung war, daß man seinen häufigen Gebrauch für ein echtes Kennzeichen des Witzes hielt. Außer diesen Zeichen kann man weiter noch

n den Interpunktionen rechnen; denn die Anmerkungszeichen (*†), der Paragraph (§.), Eintheilungszeichen (entweder durch Buchstaben oder durch Zahlen), Tonzeichen und Fortweisungszeichen (fg. ff.) sind nur Hülfsmittel zum bessern Verständniß des allgemeinen Sinnes einer Schrift der einzelner Stellen, beziehen sich aber nicht auf den oben angestellten errschenden Begriff der Interpunktion.

Interregnum, Zwischenreich, der Zeitraum von dem Abgang eines Regenten bis zur Wahl oder dem Regierungsantritt seines Nachfolgers. Es entsteht eigentlich nur in Wahlreichen; doch nennt man auch jeden Zustand des Staats, wenn die physische oder moralische Person, welcher die höchste Gewalt anvertraut ist, die Regierung nicht fortführen kann oder will, und daher eine außerordentliche Staatsverwaltung eintritt. Wird aber ein Regent durch seine Jugend, Abwesenheit, Krankheit oder Gefangenschaft verhindert, das Staatsruder selbst zu führen, der wird in einem Lande durch eine Revolution eine neue Regierungsform für die Zukunft eingeführt, so ist die Regierung, welche indessen stattfindet, kein Interregnum. Da während desselben leicht Anarchie entstehen kann, so hat man in den Reichsgrundgesetzen in voraus die Personen bestimmt, welche die Verwaltung der öffentlichen Geschäfte übernehmen. In Deutschland wurden sie zur Zeit des Kaiserthums Reichsvicarien oder Reichsverweser genannt. Die goldene Bulle hatte dieses Recht der Reichsverweserschaft dem Kurfürsten von Sachsen in den Ländern sächsischen Rechts, und dem Kurfürsten von der Pfalz in den Ländern der fränkischen Rechts und in den Gegenden des Rheins und Schwabens ertheilt. In der deutschen Geschichte ist das große Interregnum von dem Tode Konrads IV. 1254 bis zur Wahl Rudolfs I. von Habsburg 1273) sowohl durch seine lange Dauer als durch den Kampf inländischer und auswärtiger Regenten um die Kaiserwürde bekannt. (Vrgl. Deutschland, Geschichte.) Es hatte eine allgemeine Anarchie und die Erneuerung des Faustrechts zur Folge, welche die mächtigen deutschen Fürsten zur Ländervergrößerung und höhern Unabhängigkeit benutzten. Wenn Rom keinen König, und unter der Republik keine Consuln und einen Dictator hatte, so wählte das Volk einen Interrex, dessen Regierung nur 5 Tage dauerte, nach deren Verlauf er selbst einen Nachfolger ernannte.

Intervall, in der Musik, das Verhältniß zweier Töne in Rücksicht ihrer Höhe und Tiefe, d. i. der verschiedenen Geschwindigkeit, mit welcher die Schwingungen der tönenden Körper geschehen, = Tonverhältniß; auch die Töne selbst, insofern sie in diesem Verhältnisse stehen. Im engern Verhältniß heißt Intervall das Verhältniß zweier durch Höhe oder Tiefe verschiedenen Töne, entgegengesetzt dem Einklange (unisonus), als dem Verhältniß zweier Töne von gleicher Höhe. Das Gehör empfindet nämlich die Resultate dieser Verhältnisse, wie das Auge die mehre oder mindere Einfachheit oder Symmetrie zweier Verhältnisse im Raume, ohne die Verhältnisse selbst erst zu messen oder die Nähe und Entfernung der Gegenstände zu berechnen. Ein Tonverhältniß ist consonirend, wenn die Schwingungszahlen in sehr einfachen Verhältnissen stehen: alle diese Verhältnisse lassen sich durch die Zahlen 1—6 oder deren Verdoppelungen ausdrücken. Die dissonirenden Tonverhältnisse sind weniger einfach; die brauchbaren beruhen auf Multiplicationen oder Divisionen unter sich. Die consonirenden Verhältnisse sind dem Ohre für sich angenehm; die

dissonirenden aber nur, wenn sie sich auf etwas Einfacheres beziehen und zu etwas Einfacherem übergehen. Alle Intervalle werden beim Generalbaß durch Ziffern bezeichnet und demnach auch benannt: Prime (Grundton), Secunde, Terz, Quarte, Quinte, Sexte, Septime, Octave (dieses sind die einfachen Intervalle), dann None, Decime ꝛc., wobei zu bemerken ist, daß man von dem tiefern Tone beim Zählen ausgeht.

Intervention (Dazwischenkunft), in rechtswissenschaftlicher Hinsicht, wenn in einer zwischen zwei Parteien erhobenen Rechtssache ein Dritter entweder freiwillig oder gezwungen, wenn von einem der rechtenden Theile darum ersucht, und er gerichtlich dazu eingeladen wird, den ansuchenden Theil, der sein Recht von ihm hat, zu vertreten. Das Wort Intervention ist auch in das Staatsrecht übergegangen, und bezeichnet die bewaffnete Dazwischenkunft des einen Staats in die innern Angelegenheiten des andern; anstatt der sonst gewöhnlichen friedlichen Vermittelung. Wo man nicht die Chimäre des Gleichgewichts von Europa brauchen konnte, wie in den Kriegen um die spanische und östreichische Thronfolge, mußten andere Motive, etwa eine wirklich oder vorgeblich übernommene Garantie, die eigentlichen Beweggründe verbergen, und für die deutschen Angelegenheiten war die Garantie des westfälischen Friedens, welche Frankreich und Schweden unstreitig übernommen hatten, Rußland aber auch, wiewohl mit Widerspruch von mehren Seiten, geltend zu machen suchte, ein nie fehlender Vorwand auswärtiger Einmischung. Wenn man freilich die Rechte und Pflichten der Garantie genauer untersucht und sich überzeugt, daß der Garant erst dann berechtigt ist, einzuschreiten, wenn er zur Erfüllung seiner Verbürgung von Denjenigen aufgerufen wird, zu deren Gunsten er dieselbe übernommen hat, so wird in vielen Fällen, wo die Garants ihrer eigenen Vortheile wegen sich eingemischt haben, die Unzulänglichkeit jenes Grundes klar hervortreten. Innere Unruhen eines Staats, heftige Parteiungen in einem Volke sind oft der vorgegebene und auch in der That der wahre Grund einer solchen Einmischung gewesen, indem Herrscher, welche aus bloßer Ruhmsucht und Kampflust langjährige blutige Kriege geführt hatten, auf einmal fanden, daß sie das Blutvergießen Andern nicht gestatten dürften. Innere Spaltungen aber und bürgerliche Kriege sind für mächtige Nachbarn, ehedem wenigstens, die erwünschteste Gelegenheit gewesen, das eigne Gebiet zu vergrößern, und gerade diese Nachbarn waren daher am eifrigsten bemüht, innere Uneinigkeiten anzustiften und zu einem Ausbruche zu bringen, welcher ihr öffentliches bewaffnetes Einschreiten rechtfertigte. Das Einmischen fremder Gesandten in die innern Verfassungsangelegenheiten ist daher oft ein Gegenstand sehr dringender aber vergeblicher Beschwerden gewesen, und z. B. die schwedische Kriegserklärung gegen Rußland 1741 wird gerade auf eine solche unrechtmäßige Einmischung gegründet. Napoleons Eingriffe in die Verfassung der Schweiz, in die innern Angelegenheiten Spaniens wurden durch ähnliche Vorwände gerechtfertigt, können aber nicht als beweisende Beispiele angeführt werden, weil von den andern Mächten jederzeit widersprochen worden ist. — In dem neuern Völkerrechte ist die Intervention, und vorzüglich die bewaffnete, in die Verfassungsveränderungen und andere innere Angelegenheiten fremder Staaten seit 1815 auf den Congressen zu Troppau, Laibach und Verona in verschiedenen Beziehungen sehr ernstlich zur Sprache

gekommen, und die europäische Diplomatie hat sich darüber in zwei Parteien geschieden, indem der eine Theil behauptete, daß jeder Staat befugt sey, Veränderungen zu hindern, wodurch sein eigner Vortheil oder seine eigne innere Ruhe und Ordnung bedroht würde, der andere Theil aber das Princip der Nichtintervention als das einzig rechtmäßige anerkennen wollte. (Vrgl. Italien, Frankreich seit 1819, Neapel u. Spanien.) Die Schriften von Fiévée („De l'Espagne et de conséquences de l'intervention armée", 3. Aug., Paris 1823), von Bignon („Du congrès de Troppau", Paris 1821, und „Les cabinets et les peuples depuis 1815 jusqu'à la fin de 1822", 3. Ausg., Paris 1823), von De Pradt u. A., sowie die wichtigen Verhandlungen über den Interventionskrieg Frankreichs mit Spanien, welche 1823 in den beiden franz. Kammern und in dem britischen Parlamente (vgl. „Lit. Conv.-Bl.", 1823, Nr. 120, 121, 228 und 229) stattgefunden haben, erschöpfen den Gegenstand. Die ersten Staatsmänner Frankreichs und Englands beleuchteten damals die Lehre von der schon gegen Polen angewandten bewaffneten Dazwischenkunft, sowohl im Allgemeinen publicistisch, als auch in Hinsicht der besondern Fälle, aus dem Standpunkte der Politik. Unter den Actenstücken, die das Interventionsrecht nach der neuesten Staatspraxis betreffen, sind vorzüglich wichtig: Das Rundschreiben des großbrit. Staatsministers Lord Castlereagh, vom 19. Juni 1821, und die Circulardepesche aus Verona den 14. Dec. 1822. In ersterem sagt er unter Anderm: „Großbritannien erkennt die Intervention nur als eine Ausnahme von allgemeinen Grundsätzen in dem besondern Falle der stärksten Nothwendigkeit an; diese Ausnahme darf aber, ohne die äußerste Gefahr, nicht als Regel aufgestellt werden, um sie den Statuten des Völkerrechts einzuverleiben". In Hinsicht der Anwendung auf diese Lehre auf die spanisch-amerikan. Colonien von Seiten der europ. Continentalmächte hat sich 1824 sowohl der Congreß der Verein. Staaten als das britische Ministerium so kategorisch dagegen erklärt, daß kein Congreß in dieser Angelegenheit gehalten wurde. Auch duldete Canning 1827 keine gewaltsame Einmischung Spaniens in die Angelegenheiten Portugals. Einen, wiewohl nicht glücklichen gelehrten Vertheidiger fand das Princip der Intervention in der Schrift: „Völkerrechtliche Erörterung des Rechts der europäischen Mächte in die Verfassung eines einzelnen Staats sich zu mischen" (1821). Aber das Schicksal führte selbst bald für England die moralische Nothwendigkeit herbei, von dem strengen Princip der Nichtintervention abzuweichen. So lange die Griechen noch mit einiger Hoffnung kämpften, wies auch England die Einmischung zu ihren Gunsten immer zurück und beobachtete gegen sie das gleiche Verfahren wie gegen die spanischen Colonien in Amerika, ihren Kampf um die Unabhängigkeit neutral anzusehen, und erst dann, wenn sie sich aus eigner Kraft zur Selbständigkeit erhoben haben würden, Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen. Als aber durch die Aegypter jede Aussicht der Rettung abgeschnitten war, und der Anfang gemacht wurde, die ganze christliche Bevölkerung aus Morea nach Aegypten überzuführen, um sie durch Afrikaner zu ersetzen, trat England mit Rußland und Frankreich dazwischen, um eine solche Barbarei, die nunmehr doch eine bloße innere Angelegenheit der Pforte war, zu verhindern, und es hat seitdem an der Einrichtung des neuen griechischen Staats, an der Wahl seines Herrschers und

der Befestigung seiner Unabhängigkeit stets einen thätigen Antheil genommen. Ebenso nahm auch England einen sehr einflußreichen Antheil an der Trennung Belgiens von Holland, obgleich darin gerade die Art der Intervention zu liegen scheint, welcher England früher am nachdrücklichsten widersprach, indem es jeden Schein einer richterlichen oder anordnenden Autorität, die sich die verbündeten fünf Mächte beilegen konnten, zu vermeiden suchte. Endlich sind auch von der päpstlichen Regierung innere Einrichtungen gefordert worden, wodurch offenbar in die innern Angelegenheiten eingegriffen wird. Dagegen sind die andern Mächte ihrerseits in Beziehung auf Frankreich und Belgien selbst von dem strengen Princip abgegangen, und haben die französische Revolution von 1830 durch förmliche Verträge mit der neuen Dynastie, auch die eigenmächtige Losreißung Belgiens von Holland anerkannt.

Intoleranz, s. Toleranz.

Intonation bedeutet einen Gesang anfangen, den Ton angeben, worin er gehalten werden muß. Man sagt von einem Musiker, er hat eine richtige Intonation, wenn er die Intervallen der Musik mit Genauigkeit und Richtigkeit ausführt; dasselbe gilt von einem Sänger, der den Ton eines Gesanges richtig trifft, ihn weder zu hoch noch zu tief, weder zu stark noch zu schwach angibt. Die richtige und reine Intonation ist daher eine unerläßliche Bedingung des guten Gesanges, und die schönste Stimme kann den für die Ohren der Zuhörer höchst unangenehmen Fehler der falschen Intonation nicht vergüten. Die Ursache des unreinen Intonirens (Distoniren), welches man im Ital. stonare, im Franz. détoner nennt, und dessen doppelte Art man im Deutschen auch durch die Worte herunterziehen (gewöhnlich unterziehen) und hinaufziehen (gewöhnlich aufziehen) ausdrückt, liegt entweder in der Stimme, oder im Gehör oder in einer mangelhaften Uebung. Die Natur hat oft in der Organisation des Kehlkopfes unübersteigliche Hindernisse dem richtigen Intoniren entgegengesetzt; man kann zwar höchst selten angeben, in welcher fehlerhaften Bildung des Organs die Unfähigkeit, richtig und rein zu intoniren, bestehe; daß sie aber ihren Grund in der Structur des Kehlkopfes haben muß, beweist die Erfahrung: denn bei einem gebildeten Ohre, bei angestrengter Uebung gelang es Manchem nicht, diese Kunst sich zu erwerben, selbst ein guter Sänger mit einer künstlerisch ausgebildeten Stimme kann in eine augenblickliche falsche Intonation verfallen, aus der er, aller angewandten Mühe ungeachtet, sich nicht wieder herauszufinden vermag. Vielleicht waren in diesem Falle die Nerven des Kehlkopfes zu sehr oder zu wenig reizbar, und wirkten hierdurch zu stark oder zu gering auf die Muskeln und Bänder des Sprachorgans, durch dessen Erweiterung oder Verengerung, Herauf- und Herunterziehen der Höhe und Tiefe, die Stärke und Schwäche der Stimme hervorgebracht wird. Ein ungebildetes Ohr ist häufiger noch als eine mangelhafte Organisation des Kehlkopfes der Grund des falschen Intonirens. Auch hier kann eine wenig günstige Constitution der Gehörwerkzeuge die Ursache des Mangels eines feinen musikalischen Gehörs seyn, und dann hilft keine Uebung, keine Bildung diesem Uebel ab, durch beide vermag nur dann ein Sänger sich eine richtige Intonation zu erwerben, wenn die Natur hülfreiche Hand der Kunst bietet. Eine falsche Intonation entsteht ferner aus Mangel an Uebung im Gesange oder wird auch durch eine fehler-

hafte Schule veranlaßt. Auf das Studium der reinen Intonation, so eine nothwendige Bedingung es auch zur Erlernung des Gesanges ist, wird in Deutschland weniger als in Italien verwandt; überdieß strengen nicht selten die Lehrer die Stimme ihrer Lehrlinge gleich anfangs durch zu schwere Arien und geschwinde Stücke an, und verderben hierdurch an der Intension der Stimme, was sie etwa an Extension gewinnt. Zu einer reinen, kräftigen Intonation gehört Festigkeit und Ausdauer des qualitativen Tones, und dieser ist der Grundpfeiler des schönen Gesanges; da hingegen ohne sie die reichste und umfassendste Quantität der Töne unangenehm ist. Die Intonation der Instrumente ist nicht viel geringern Schwierigkeiten unterworfen; doch die der Saiteninstrumente weniger als der Blasinstrumente. Bei jenen hängt die Richtigkeit der Intonation bloß von dem Instrumente und der Fertigkeit des Armes ab; bei dieser hingegen kommen neben dem Instrumente, auf welche die atmosphärischen Veränderungen großen Einfluß haben, und dem Künstler keine geringe Hindernisse in den Weg stellen, auch die Trockenheit, Feinheit und Wulstigkeit der Lippen in Betracht. — Beim Gottesdienste heißt intoniren einen Gesang anstimmen. Es wird von dem Geistlichen gesagt, welcher vor dem Altare einige Worte singend anstimmt, worauf der Chor dann antwortet. (S. Antiphonie.)

Intrade (entrata ital., franz. entrée) ist ein aus vollständiger Instrumentalmusik bestehender Satz und Eingang eines größeren Tonstücks oder einer feierlichen Handlung und wird gewöhnlich jetzt durch einen dreifachen Tusch der Trompeten und Pauken bezeichnet. Vormals bezeichnete den Eingang ein Schmettern der Trompeten, welches sich in ein sanftes Anhalten der Dominante ihrer Terzen und Quinten endete. Durch den Eingang werden die Anwesenden auf den Anfang der folgenden musikalischen oder theatralischen Handlung aufmerksam gemacht. — Intraden nennt man auch Staatseinkünfte und landesherrliche Gefälle.

Intrigue, die künstliche Verknüpfung oder Verwickelung von Handlungen und Personen zu einem bestimmten Zwecke. Intriguenstück ist daher ein Drama, in welchem das Belustigende mehr auf den verwickelten Verhältnissen und Lagen der Person, als auf ihrer Persönlichkeit an und für sich beruht. Man pflegt daher das Intriguenstück dem Charakterstück entgegenzusetzen.

Introduction, in der Musik, eine Einleitungsmusik, besonders das Gesangstück, welches in der ital. Oper nach der Ouverture folgt. Es ist gewöhnlich ein Ensemblestück. Zuweilen hat man auch statt der Ouverture nur eine Introduction in Opern angewendet, wie z. B. Rossini that.

Invaliden heißen diejenigen Soldaten, die zu den wirklichen Kriegsdiensten nicht mehr tüchtig sind. In den meisten Staaten werden sie zur Belohnung der ihrem Vaterlande geleisteten Dienste auf öffentliche Kosten in besonders dazu eingerichteten Gebäuden lebenslänglich unterhalten. Solche Anstalten findet man schon bei den Athenern und Römern; im Mittelalter wurden die Invaliden eine lange Zeit in den Klöstern versorgt. Das erste Invalidenhaus wurde in Frankreich errichtet, wo König Philipp August zuerst den Plan dazu entwarf, den er aber wieder aufgab, als der Papst Innocenz IV. nicht erlauben wollte, daß diese Anstalt unter der Gerichtsbarkeit des Bischofs stehe. Erst Ludwig XIV. führte

führte denselben aus und stiftete 1669 ein prächtiges Invalidenhaus zu Ende der Vorstadt St.-Germain in Paris. In demselben werden die Officiere und gemeine Soldaten unterhalten, welche in königl. Diensten verstümmelt oder altersschwach geworden sind. Es hat eine eigene Kirche, einen Gouverneur, Major und andere Officiere. Man hält nicht nur Wache in demselben, sondern beobachtet auch alles Andere, was in einer Festung zu geschehen pflegt. Es werden 3000 Gemeine und 500 Officiere darin verpflegt. Sie gehn sämmtlich blau gekleidet, und die Officiere tragen eine silberne Chalone auf dem Rocke und Degen. Außer der Dienstzeit darf Niemand einen Degen tragen. Sie werden in vier Sälen gespeiset, in deren jedem 600 Teller aufgetragen werden. Die Officiere schlafen zu zweien in einer Kammer, aber in besondern Betten; die Gemeinen, zu vier oder sechs beisammen, aber jeder in einem eigenen Bette. Die Krankenstuben sind mit 300 Betten versehen und die Kranken werden mit Allem sehr wohl versorgt. Die Kirche ist ein herrliches Gebäude, und die darauf stehende Kuppel wird für die schönste in Frankreich gehalten. In den Stürmen der Revolution hat diese Anstalt sehr gelitten, ist aber während des Kaiserthums zweckmäßiger als je eingerichtet worden. Das große Invalidenhaus zu Berlin, mit der schönen Inschrift: „Laeso et invicto milito“ ist 1748 von Friedrich II. gestiftet worden. Alle Anstalten dieser Art übertrifft das Invalidenhaus für britische Seeleute zu Chelsea in London.

Inventarium, jedes genaue Verzeichniß vorgefundener Sachen, insbesondere ein jedes (genaues) Verzeichniß aller einzelnen Sachen, welche das bewegliche Vermögen eines Menschen ausmachen, er mag dasselbe nun selbst in seiner Verwahrung oder Verwaltung behalten, oder einem Andern anvertraut haben, um Rechnung darüber zu führen. Dergleichen Verzeichnisse werden z. B. bei Kaufleuten jährlich unter dem Namen Inventar über die vorhandenen Waaren, bei Antretung einer Vormundschaft über das Vermögen des Mündels, bei Sterbfällen über die Verlassenschaft der Verstorbenen, bei Uebernahme eines erkauften oder ererbten Gutes, bei Pachtern ꝛc. verfertigt (es wird inventirt). Bei Antretung einer Erbschaft ist der Erbe, welcher zu rechter Zeit ein Inventarium aufnimmt, nicht verbunden, Erbschaftsschulden über den Betrag der Erbschaft zu bezahlen (beneficium inventarii). Bei Landgütern aber macht das eigentlich sogenannte Wirthschaftsinventarium, oder das Verzeichniß des beweglichen Capitals, einen wesentlichen Bestand derselben aus, weil ohne die Summe von beweglichen Mitteln der Landhaushalt, oder die Bearbeitung und Benutzung des Grundcapitals eines Landgutes, nicht stattfinden kann. In dieser Rücksicht wird das Wirthschaftsinventarium eingetheilt 1) in das lebendige oder Viehinventarium, auch Moventien (res sese moventes) genannt, wozu alle Zug-, Last- oder Arbeits-, Nutz- und Zuchtvieh gehört, und 2) in das todte oder leblose Inventarium, auch Fahrniß oder Mobilien (res mobiles) genannt, zu welchem man die Summe aller leblosen Dinge und Sachen, z. B. Geräthe, Werkzeuge, Maschinen, Schränke ꝛc., rechnet.

Inversa methodus tangentium (umgekehrte Methode der Berühr-Enden) nennt man das Verfahren in der analytischen Geometrie, aus gegebenen Eigenschaften der Berühr-Enden an einer Curve, oder ihrer Normalen, die Gleichung für die Curve selbst zu finden. Die direkte

Methode der Tangenten leitet das Gesetz der Construction aus der gegebenen Gleichung der Curve her.

Inversion, in der Stylistik und Rhetorik, diejenige Versetzung eines Wortes aus seiner ihm als Redetheil gebührenden gewöhnlichen Stelle an einen Ort, wodurch der Begriff desselben herausgehoben und die Aufmerksamkeit auf denselben gerichtet wird. Z. B. zum Genießen nicht hat uns Gott geschaffen, st. Gott hat uns nicht ꝛc. Soll die Inversion zweckmäßig seyn, so muß das Gewicht, welches sie dem Begriffe durch eine Abweichung von der gewöhnlichen Stellung der Worte gibt, in der Sache selbst einen Grund haben; nur Vorstellungen, welche in einer Rede die bedeutendsten sind, auf die es am meisten ankommt, können durch Inversion ausgezeichnet werden. Diese Auszeichnung bestimmt den Eindruck des bezeichneten Gegenstandes auf das Gefühl und die Einbildungskraft. In der Poesie wird eine Inversion oft auch durch Wohlklang und Rhythmus gerechtfertigt. Auf keinen Fall dürfen die Inversionen sehr gehäuft werden, weil sie dann ihren Zweck, nämlich gewisse Gegenstände auszuzeichnen, verlieren würden. Manche Sprachen lassen selten Inversionen zu, z. B. die französische, deren conventionnelle Regelmäßigkeit in der Wortstellung sie wenig empfänglich für dieselben macht. Hierdurch verliert diese Sprache an Mannigfaltigkeit.

Investitur, s. Deutsche Kirche.

Invocavit, der zweite Sonntag in der Fasten, von dem Anfange der Antiphone aus dem 91. Psalm, „Invocavit et me ego exaudiam", „er hat mich angerufen und ich will ihn erhören", also genannt.

Involute (besser Involvirende) wird in der Geometrie eine Curve genannt, die durch die Abwickelung einer andern erzeugt wird; auch 2) Involutio quantitatum, die Erhebung der Größen zu Dignitäten, oder das Finden eines Productes, welches herauskommt, wenn man eine Zahl mit sich selbst multiplicirt, z. B. 2 wird zu einer Dignität erhoben, wenn man das Product aus 2 in 2 d. i. 4 findet; 3) Verwickelung, Verflechtung.

Jo, die berühmte Geliebte des Jupiter. Ueber ihre Eltern herrschten schon unter den Alten die größten Widersprüche. Ihr Vater wird bald Inachus, bald Argus Panoptes, bald Jasus, bald Piren geheißen; sowie ihre Mutter bald Pitho, bald Ismene, bald Leukane, bald Argia genannt wird. Jo war ungemein schön. Daher verliebte sich Jupiter selbst in sie und machte ihr Anträge, Jo aber floh ihn. Jupiter warf daher einen dichten Nebel über sie oder verwandelte sich in einen Stier und mißbrauchte sie auf diese Art. Juno, welche dieses gewahr ward, kam ihrem Gemahl nach, der dann die Jo sogleich in eine schöne weiße Kuh verwandelte. Juno bat sich listig diese Kuh zum Geschenk aus, und Jupiter, um Verdacht zu vermeiden, konnte sie ihr nicht abschlagen. Sobald Juno im Besitz derselben war, setzte sie den hundertäugigen Argus zum Wächter derselben. Jupiter trug dem Merkur auf, die Kuh dem Argus zu entführen. Dieser suchte anfangs nur die Kuh zu stehlen. Allein Hierax verrieth ihn und nun erschlug er den Argus mit einem Steine und trug den Namen Argiphontes davon. Ovid erzählt: Merkur machte sich als ein wandernder Hirte zu dem Argus und spielte ihm dabei so lange auf seiner Flöte vor, bis Argus einschlummerte, da er ihm mit seinem sichelförmigen Schwerte den Kopf abhieb und ihn

dann von dem Felsen herabstürzte. Juno jagte die Jo aber durch Furcht oder durch Wahnsinn oder durch eine gesendete Bremse, Oistros (wenn nicht dieß griech. Wort, welches auch Wahnsinn bezeichnet, Veranlassung zu diesem Mißverständniß gab), auf dem ganzen Erdboden umher. Sie kam zuerst zum ionischen Meer, in welches sie sprang und ihm von sich den Namen gab, dann nach Illyrien. Von da setzte sie über den Hämus, lief durch Thracien und schwamm durch den von ihr benannten thracischen Bosporos nach Asien über, und streifte so durch Scythien über den Kaukasus durch alle Länder Asiens, bis sie nach Aegypten kam, wo sie auf die Knie fiel und ihren Verführer um die Befreiung von ihrem Elende bat. Hier strich sie also Jupiter mit der Hand über den Rücken. Sie erhielt ihre vorige Gestalt wieder, gebar den Epaphus und ward endlich in diesem Lande als die Göttin Isis verehrt. Doch ehe sie zu dieser Würde gelangte, entführte ihr noch Juno durch die Kureten, welche Jupiter dafür mit dem Blitze erschlug, ihren Sohn. Sie suchte ihn lange vergeblich, bis sie ihn endlich in Syrien wieder fand. Sie heirathete darauf den Telegonus und ward endlich Göttin. Eine uralte Fabel, die Dichtung und Einmischung einer fremden Mythologie der Aegypter schon frühe entstellte. Den Grund derselben findet Heyne sehr eindringend in dem Namen. Ioh heiß bei den Aegyptern der Mond, und Eustathius sagt uns, daß die Argiver ihn ehemals ebenso hießen. Daher konnten die Arkadier sich mit Recht älter nennen als der Mond, das ist älter, als seine Verehrung in Argos war. Nun wissen wir aus Eusebius und Clemens Alex. daß des Pirandis Tochter, die sie freilich Kallirhoe und Kallethyia nennen, die erste Priesterin der Juno zu Argos war. Juno, Venus Urania und Selene ist aber ein und dasselbe; sowie von je her die kleinen Kuhhörner, womit auch der Jo Bildsäule zu Ninive geziert war, das Symbol des Mondes waren. Der wahre Aufschluß dieses Mythus von der Jo und ihren Wanderungen ist im Kampfe eines zwiefachen Gottesdienstes zu suchen. Hug hat den Hauptpunkt auf ähnliche Weise gefaßt, nur daß er insoweit etwas abweicht, als er sagt: die ägyptische oder lybische Mondgöttin hatte die Eifersucht der pelasgischen erregt. Es hatten demnach die Pelasger schon ihre Juno verehrt, als ihnen die Jo bekannt wurde, und widersetzten sich der neuen Göttin der Inachiden. Die am schwersten zu lösende Erzählung über den Argus und besonders den Argustödter, Mercurius, versucht er nun so zu erklären: Juno war die Göttin des Monats; Jo des Mondjahrs, welches keine günstige Aufnahme zu Argos fand. Doch verwarf man die neuen Kenntnisse nicht schlechtweg, die Jo wurde von hundert Augen zu Argos beobachtet, die alle der Juno ergeben waren, und am Ende der bessern Einsicht gehorchten. Dieses ist der von der eifersüchtigen Juno bestellte Wächter, der vom Mercurius erlegt wurde, dem Freunde des Erkenntnisses und Beschützer der Künste. Von nun an verließ Jo das argolische Gebiet, durchwanderte mehre Völkerschaften bis in den hohen Norden hinauf und längs der Küste des westlichen Asiens. Das Mondjahr wurde mehren Ländern und entfernten Völkern zugeführt. Wie einst Osiris den Zug um die Welt machte, bis nach Indien drang und über Vorderasien nach Europa ging und endlich nach Hause zurückkehrte, so hatte schon früher Jo eine gleiche Wanderung unternommen, bis sie nach langer Irre Aegyptenland, woher sie gekommen war,

wieder erreichte. Dort gebar sie an den Ufern des Nils den Epaphos. Wer dieser Sohn ist, berichtet Vater Herodot: die Griechen, sagt er, nennen den Apis in ihrer Sprache Epaphos. Apis ist das sichtbare Bild des Osiris als Gott des Sonnenjahres. Dem Sonnenjahre ging das Mondjahr voraus, veranlaßte seine Erfindung, verhalf ihm zum Daseyn und ward seine Mutter. Aber sowie ein Sonnenjahr, so unvollkommen es seyn mochte, zu Stande gekommen war, hatten die Wanderungen der Jo ein Ende. Sie genoß der Ruhe, wurde, wie der Mythus hinzugesetzt, in Aegypten Isis genannt, und überließ es nun dem Gotte des Sonnenjahres, Reisen und Heerzüge zu unternehmen.

Jod, Jode, Jodine, griech., veilchenartig, ward 1813 von Courtois, einem Sodafabrikanten, entdeckt. Diese Substanz findet sich in vielen Seegewächsen, den Meerschwämmen, dem Wurmmoose, dem Seetang, ja selbst in den Conferven der süßen Wasser. Aus den erstern geht es in die Varec Soda oder den Kelp über, aus dem es gemeinhin abgeschieden wird. Es sieht dann blaugrau und blättrig aus, riecht stechend, schmeckt herbe und gibt erhitzt violblaue Dämpfe, daher sein Name. In Weingeist aufgelöst, wird es als Mittel gegen den Kropf, gegen Skropheln und Drüsengeschwülste von Coindet in Genf und v. A. empfohlen, auch läßt sich nach demselben das daraus mit Wasserstoff und Kali bereitete Salz, hydroidsaures Kali, innerlich und äußerlich zu demselben Zwecke mit Erfolg anwenden. Merkwürdig ist es, daß Jodine mit ein wenig Stärke oder Kleister eine sehr schöne blaue Farbe gibt.

Jokaste, die unglückliche Mutter und Gemahlin des Oedipus. Homer nennt sie Epikaste. Sie war die Tochter des Menoceus, die Schwester des Kreon, und die Gemahlin des Lajus, Königs von Theben. Die älteste Erzählung ihrer Geschichte liefert Homer. Unwissender Weise brachte Oedipus seinen Vater um; und nach Lösung des Räthsels der Sphynx vermählte sich unwissend Epikaste mit ihrem Sohne. Sie erfuhr das Unglück und erhängte sich. Die Tragödie, die Sophokles unter ihrem Namen schrieb, ist verloren gegangen. S. Oedipus.

Jolaus, s. Protesilaus.

Jole, s. Hercules.

Jon, Sohn des Xuthus und der Kreusa, einer Tochter des Königs Erechtheus von Athen. Das gleichnamige Trauerspiel des Euripides, sowie das deutsche von A. W. Schlegel, gründen sich auf folgende Mythe. Jon war eigentlich der Sohn des Apollo, der ihn heimlich mit Kreusa erzeugt hatte. Diese legte das Kind in ein Kästchen und setzte dasselbe in die nämliche Höhle, in welcher sie vom Apollo umarmt worden war. Auf Bitten desselben brachte Mercur das Kind zur delphischen Pythia, wo es erzogen wurde. Indessen hatte Kreusa sich mit Xuthus vermählt. Da aber die Ehe kinderlos blieb, ersann Apollo den Plan, den jungen Jon dem Xuthus als seinen eigenen Sohn zu übergeben. Die Gelegenheit zur Ausführung dieses Vorhabens fand sich, als Xuthus wegen seiner Kinderlosigkeit das Orakel um Rath fragen ließ. Dieß gab ihm zur Antwort: er habe bereits einen Sohn, und Derjenige sey es, der ihm zuerst begegnen würde. Xuthus, der einst bei einem Bacchusfeste zu Delphi ein Mädchen umarmt hatte, glaubte, der so eben gefundene Sohn sey eine Frucht jener Umarmung, und nahm denselben mit väterlicher Liebe auf. Da er, aus dem Tempel gehend, denselben gefunden

hatte, so gab er ihm auch den Namen daher. Desto unzufriedener war seine Gemahlin mit dem neuen Erben, den sie für die Frucht irgend einer begünstigten Nebenbuhlerin hielt. Ihr Haß ging so weit, daß sie sogar bei einem Gastmahle, welches der freudige Xuthus hatte anstellen lassen, den Jon vergiften wollte. Jon aber trank zum Glück den Giftbecher nicht, sondern opferte ihn den Göttern. Eine Taube, die von dem ausgegossenen Tranke kostete und gleich darauf starb, entdeckte Kreusa's schreckliches Vorhaben. Sie wird zur Steinigung verurtheilt, flieht zum Altar, und als Jon eben im Begriffe ist, sie von demselben wegzureißen, bringt jene Priesterin das Kästchen herbei, in welches ehemals Kreusa ihren neugebornen Knaben gelegt hatte. Diese erkennt es und zugleich ihren Sohn, und nennt als seinen Vater Apollo. Die Priesterin, welche diese Aussage bekräftigt, beredet Beide, den Xuthus in dem Glauben zu lassen, als sey Jon sein wahrer Sohn. Jon zeichnete sich bald durch seine männliche Thaten aus. Nach der Sage führte er gegen 1406 v. Chr. eine Colonie nach dem Peloponnes. Hier erhielt er das Königreich Aegialea, dessen Beherrscher Selinus ihm seine Tochter zur Gemahlin gab und ihn selbst an Kindes Statt annahm. Seiner Gemahlin zu Ehren baute er die Stadt Helice, und nannte das Land nach seinem eignen Namen Jonien, sowie die Einwohner desselben Jonier. — Unterdessen wählten ihn die Athener in ihrem Kriege gegen die Eleusiner zu ihrem Anführer. Er besiegte die Thrazier, und die Athener legten dankbar den Scepter in seine Hände und hießen nun ebenfalls Jonier. Er theilte Attika in 4 Stämme (tribus), die er entweder nach seinen Söhnen oder nach der Beschäftigung dieser Stämme benannte, und legte die berühmte ionische Colonie in Kleinasien an. Nach einigen Zeugnissen war er sogar der Anführer der letztern, kehrte aber nach Athen zurück und starb daselbst.

Jonien, 1) der zweite Namen des nachherigen Achaja. 2) Das Land, in welchem sich die Jonier ungefähr 1050 v. Chr. in Kleinasien anbaueten. Es erstreckte sich zwischen den Flüssen Hermus (jetzt Sarabat) und Mäander (jetzt Minder) längs der Küste, den Inseln Samos und Chios gegenüber. Gegen Mittag grenzte es an Karien, gegen Abend an das ägäische Meer, gegen Mitternacht an Aeolien und gegen Morgen an Lydien und einen Theil Kariens. Durch Handlung, Schiffahrt und Ackerbau war das Land eines der blühendsten. Es enthielt zwölf Städte, die zusammen einen Vergleich schlossen, der unter dem Namen des ionischen Bundes bekannt ist. Die ionischen Städte waren Phocäa (jetzt ein Dorf Foggia), das noch blühende Smyrna, Klazomenä, auf dessen Ruinen Vourla oder Kelisman steht; Erythrä (jetzt Eretri), Chalcis, Tejos (jetzt Bodrun), Myneses (jetzt Psili), Lebedus (jetzt Karabasch), Kolophon (jetzt Altobosco), Ephesus (jetzt Aja Soluk), Priene, Myus und Miletus (jetzt Palatscha). Ephesus war unter diesen die vornehmste und die Hauptstadt von ganz Kleinasien. Die Regierungsform der Jonier war anfangs auch monarchisch, indem sie von mehren kleinen Königen beherrscht wurden; aber bald wurde sie in eine demokratische verwandelt. Jede einzelne Stadt machte einen eigenen Freistaat aus; doch vereinigte alle ein gemeinschaftliches Band zu einem Ganzen. Der ionische Bund wurde geschlossen, als Medien und andere asiatische Reiche mächtig zu werden anfingen. Die Abgeordneten jeder Stadt kamen alle Jahre in

einem Tempel des Neptun zusammen, welcher in einem heiligen Hain am Fuße des Berges Mykale, nicht weit von Ephesus sich befand. Nach einem feierlichen Opfer, wobei ein Jüngling aus Priene den Vorsitz führte, berathschlagte man sich über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten. Krösus machte diese freien Städte von sich abhängig, sowie späterhin Cyrus, und sie blieben, obwohl ungern, der persischen Macht unterworfen, bis sie endlich, nachdem sie vorher schon unter Darius Hystaspis einen Versuch gemacht hatten, sich zu befreien, mit Hülfe der Lacedämonier und Athener, welche die Perser besiegt hatten, ihre Unabhängigkeit wieder erlangten. Doch wurden sie nicht lange darauf von Neuem der persischen Oberherrschaft unterworfen, bis Alexander der Große sie befreite. Jonien wurde später römische Provinz und endlich durch die Saracenen ganz verwüstet, sodaß wenige Spuren der alten Herrlichkeit mehr übrig sind. Die Jonier galten für weichlich und üppig; aber dabei waren sie sehr liebenswürdig. Selbst ihre Mundart zeichnet sich durch Weiche und Sanftmuth aus, die zum Theil durch die Häufung der Vocale bewirkt wird. Künste und Wissenschaften blühten in diesem gesegneten Lande, vorzüglich die, welche zur Verschönerung des Lebens dienten; die asiatischen Griechen wurden darin die Lehrer und Vorbilder der europäischen. Homeros, der Dichter, Apelles und Parrhasios, die Maler, waren Jonier; die ionische Säule bewies ihren Sinn für das Schöne der Baukunst. (S. Säulenordnung.) Auch die älteste philosophische Schule der Griechen, die mit Naturforschung begann, stammt aus Jonien, und zu ihr gehören Thales, Anarimander, Anaximenes und Heraklitos. Die berühmten Philosophen Pythagoras, Xenophanes, Anaragoras und der große Arzt Hippokrates waren Jonier. — Die „Alterthümer von Jonien," herausgegeben von der Gesellschaft Dilettanti zu London, hat Leske in Darmstadt (9. Lieferung, 1829, Fol.) wohlfeiler abgedruckt.

Jonische Inseln. Dieser 1815 neu erstandene Freistaat besteht aus 7 größern und mehren kleinern Inseln, die 38° bis 40° N. Br. an der westlichen Küste von Griechenland im ionischen Meere, daher ihr Name, liegen; eine aber, Cerigo, an der südlichen Spitze von Morea. Die größern sind Korfu (das alte Korcyra), Paxo (vormals Erikusa) mit Antipaxo und mehren geringern Eilanden, Santa Maura (vormals Leukadia), Ithaka, Zante (einst Zacynthus), Cefalonia (die ihren alten Namen gerettet hat) und Cerigo (Cythera) mit Cerigetto (Aegylia) und den Strophaden. Diese Inseln waren früh bewohnt und bildeten zu den Zeiten, wo Hellas in seiner Blüthe stand, kleine Staaten, die erst Alexander d. Gr., hernach den Römern unterthänig wurden und zuletzt einen Theil des byzantinischen Kaiserthums bildeten. Da sie von den Kaisern zu Konstantinopel vernachlässigt wurden, so nahmen die Könige von Neapel Gelegenheit, sich im 13. Jahrh. in den Besitz von Korfu, der vornehmsten dieser Inseln, zu setzen; aber im 14. Jahrh. bemächtigten sich die Venetianer, damals Herren des Mittelmeeres, dieser 7 Inseln: Korfu, die Vormauer des adriatischen Meeres, ergab sich 1386 denselben freiwillig; die übrigen Inseln folgten nach. Die Republik ließ die weltliche und kirchliche Verfassung unverändert und setzte bloß Provveditoren dahin, als Häupter der übrigen Obrigkeiten und der Regierung. Die neapolitanischen Ansprüche wurden mit Geld abgefunden, und die Inseln

trotz der wiederholten Versuche der Osmanen, sich in ihren Besitz zu setzen, bis zur Auflösung der Republik 1797 behauptet. In diesem J. wurden die Franzosen Herren von Venedig, auch die sämmtlichen ionischen Inseln fielen, mit der Stadt Butrinto auf dem griechischen Festlande, in ihre Gewalt. Doch waren die Franzosen kaum ein Jahr lang in ihrem Besitz, als das, während des ägyptischen Feldzuges zwischen Rußland und der Pforte abgeschlossene Schutz- und Trutzbündniß denselben zu gefährden und zweifelhaft zu machen schien. Die Flotten beider Mächte nahten sich den Inseln, ebenso ein Landheer unter Ali Pascha; dieser Uebermacht erlagen die Franzosen im Okt. 1799. Um die Redlichkeit seiner Absichten nun kund zu thun, die ihn bewogen hatten, die Osmanen in der Eroberung der sieben Inseln zu unterstützen, gab Kaiser Paul I dieselben im abgeschlossenen Frieden, als unabhängige Republik unter die Oberhoheit der Pforte zurück, und Rußland ward als Garant dieses Verhältnisses anerkannt. Der Inhalt des Vertrages ward aber nicht sehr zu Gunsten der Jonier ins Leben geführt. Es war ihnen durch denselben eine eigene Verfassung, freie Schifffahrt im schwarzen Meer, ihrer Flagge Sicherheit gegen die Räubereien der Barbaresken zugestanden; dafür sollten sie alle drei Jahre einen Tribut von 85.000 Piastern an die hohe Pforte bezahlen. Allein innere Unruhen und Factionen, von Außen angeregt, hinderten lange Zeit namentlich die Verwirklichung des erstern Punktes. Der Verfassungsentwurf, der im J. 1802 endlich unter russischer Vermittlung zu Stande kam, ward verworfen, und als Graf Mocenigo durch Truppen unterstützt, vor Korfu erschien, gelang es eine, obgleich sehr aristokratische Regierungsform für sämmtliche Inseln einzuführen. Eine russisch-türkische Flotte, welche den Hafen von Korfu gesperrt hielt, setzte den Bemühungen der französisch-aristokratischen Partei ein Ende, welch letztere namentlich auf das Landvolk bisher einen mächtigen Einfluß geübt. Vor Ende des Jahres 1803 ward die neue Constitution feierlich und allgemein verkündet. Die übrigen kleinen Inseln mußten die Herrschaft der größern anerkennen; die griechische Confession wurde als die herrschende erklärt, die katholische geschützt, jede andere bloß geduldet. Gewisse Geschlechter besaßen allein die Regierungsfähigkeit; ein Senat von 240 Mitgliedern bildete die souveraine, gesetzgebende, ein Ausschuß von 4 Procuratoren, gewählt aus ihrer Mitte, nebst einem Vicepräsidenten und dem russischen Bevollmächtigten, die vollziehende Gewalt. Der öffentliche Unterricht und die Verwaltung in ihren verschiedenen Zweigen erhielten wesentliche Verbesserungen. Die Hälfte der als Schützer der Ordnung und zur Behauptung der Inseln aufgestellten russischen Truppen mußte von den Joniern verköstigt werden; dafür bezahlten sie aber auch, auf russische Verwendung, bloß 40.000 Piaster an die Pforte. Bis zum tilsiter Frieden währte dieser Zustand der Dinge, der gegen die Uebel der frühern Despotie und der spätern Anarchie immer noch beneidenswerth scheinen konnte. Nach jenem Frieden, welcher Rußlands und Preußens unglücklicher Kampf wider das Glück des fränkischen Kaisers endete, ward die Herrschaft Joniens wieder an den Letztern von Rußland abgetreten. Mit einigen wesentlichen Aenderungen blieb die bisherige Verfassung stehen; das System des Kaisers Napoleon war nicht mehr das des Generals der Republik, Bonaparte. Aber die Franzosen erfreuten sich auch dießmal nicht lange dieß

ichtigen Besitzes; wohl bewußt, wie schwer es ihrem Beherrscher wer-
n dürfte, bedeutende Truppentransporte durch die von ihnen gefangen
haltene See zu bringen, schickten sich schon im Jahr 1809 bald nach
r mißlungenen Heerfahrt auf Walchern, die Engländer zur Wiederer-
berung der ionischen Inseln an. Zu Anfang des Oct. segelte eine Ab-
heilung Truppen aus Sicilien ab und bemeisterte sich nach kurzem Wi-
derstande sämmtlicher Eilande bis auf Korfu und Santa-Maura, die in-
deß im Verlauf der großen Weltbegebenheiten zur Uebergabe ebenfalls sich
gezwungen sahen. Durch den wiener Congreß wurden sämmtliche In-
seln von dem osmanischen Reiche auf immer getrennt. Durch den zwi-
schen Großbritannien und Rußland am 5. Nov. 1815 geschlossenen Staats-
vertrag, dem auch Oestreich in der Folge beitrat, wurde dieser Inseln
Schicksal dahin entschieden, daß sie jetzt unter der Benennung: Vereinigter Staat der ionischen Inseln, einen freien unabhängigen Staat ausmachen, aber unter den unmittelbaren und ausschließlichen Schutz der britischen Krone gestellt sind. Dem zu Folge holten britische Truppen diese Inseln besetzt, und ein britischer Lordobercommissair publicirte den Joniern eine Verfassung; übrigens ist die Handelsflagge der vereinigten Staaten als die Flagge eines freien unabhängigen Staats anerkannt. Doch mußte Großbritannien in dem Vertrage mit der Pforte, April 1819, der letztern auf dem festen Lande die Stadt Parga, welche so lange ihre Freiheit gegen den wilden Ali Pascha von Janina behauptet hatte, wieder einräumen. Aus Verzweiflung wanderten die meisten Einw. nach den ionischen Inseln aus. — Die ionische oder die Sieben-Inseln-Republik (zusammen 47 QM.) hat 250.000 (in 6 Städten, 20 Mfl. und 356 Dörfern) großentheils mittellose Einw., meistens Griechen, unter denen aber viele Italiener und Juden leben. Die Religion der Mehrzahl ist die griechische; doch leben auch viele Katholiken in den Städten. Die Sprache ist ein durch Beimischung vieler italienischen Wörter verdorbenes Griechisch. Der Boden ist fast durchaus gebirgig, ohne Waldung, mit wenigen Bäumen und Quellen, fast überall den Erdbeben ausgesetzt, dabei aber doch nicht unfruchtbar. Das Klima ist sehr milde. Getreide und andere Nahrungsmittel reichen kaum auf 3—4 Monate zu und müssen aus andern Ländern herbeigeschafft werden; dagegen sind diese Inseln überaus reich an Oliven und Wein, letzterer vorzüglich von der Art, welche man uva passa nennt und die Korinthen liefert. Dieß sind bei weitem die Hauptprodukte und die Hauptquellen des Wohlstandes für die Einwohner. Außerdem werden noch schönes Obst, Südfrüchte und Baumwolle gewonnen. Die ärmeren Einwohner gehen jährlich nach Morea und Griechenland und helfen dort bei der Ernte; Fischerei und Seefahrt beschäftigen ebenfalls viele Hände. Handel und Betriebsamkeit haben in der neuesten Zeit sehr zugenommen; wie denn überhaupt erst durch den häufigern Verkehr mit Franzosen und Engländern hier europäische Cultur einheimisch geworden. Außer der Universität in Korfu hat Lord Guilford noch 79 Schulen gegründet. — Die Einkünfte der gesammten Inseln werden auf 900.000 Gldn. angeschlagen. Großbritannien unterhält 6400 M. Truppen auf diesen Inseln, worunter 4 Regimenter Eingeborene. Die allgemeinen Angelegenheiten werden durch einen Senat verwaltet, welcher zu Korfu seinen Sitz hat und aus Deputirten besteht, an deren Spitze ein Präsident gestellt

ist. Ihr Schutzherr verlieh 1819 der Republik den St.-Michael- oder St.-Georgsorden. Jede Insel hat ihre eigne Verfassung und Verwaltung. 1) Korfu, der Küste von Albanien (Epirus) gegenüber, enthält auf 10¼ QM. 50.000 Einw., meistens Griechen. Der nördl. Theil der Insel ist sehr fruchtbar an Wein, Oel, Honig, Gartenfrüchten, besonders Feigen ꝛc.; weil aber das Eigenthum so wenig getheilt ist, gibt es noch große Strecken unbenutzter Haide, und einiger Marschboden ist weder bedeicht noch entwässert, und daher für die Nachbarschaft höchst ungesund; fast alles Getreide und Fleisch bezieht die Insel aus Morea. Die Schönheit dieser Insel der Phäaken, die Vortrefflichkeit des Klima, die berühmten Gärten des Alcinous, besingt Homer in der „Odyssee“. Korfu ist eine Vormauer Italiens gegen die Türken und der Schlüssel zum adriatischen Meere. Korfu, Hauptstadt der Insel und des ganzen Freistaats der sieben Inseln, an der Ostküste, zählt 16.000 Einw.; ist regelmäßig befestigt und hat gut erhaltene Werke. Der festeste Punkt ist die alte Cidatelle, welche den Hafen mit der Stadt beherrscht. Andere abgesonderte Werke sind die neue Citadelle und zwei verschanzte Anhöhen. Von den Türken ist Korfu immer vergebens belagert worden. 1797 wurde es von den Franzosen bei einer schwachen Vertheidigung, 1799 von den Russen aber nur nach einer langen hartnäckigen Belagerung eingenommen. Korfu ist der Sitz eines griechischen Erzbischofs und katholischen Bischofs, einer Universität, mit theolog., jurist., medicin. und philosophischer Facultät, deren Vorlesungen in neugriechischer Sprache gehalten werden, einer gelehrten Gesellschaft zur Verbesserung des Ackerbaues und Beförderung des Handels und der Industrie der ionischen Inseln. Der große Handels- und Kriegshafen gehört zu einem der besten des mittelländischen Meeres. Sie hat einen sehr ausgebreiteten Handel, ein Seearsenal und Schiffswerfte. — 2) Santa Maura, 5¼ QM. groß, mit 21.500 Einw. Die südliche Spitze, auf welcher ein Apollotempel stand, jetzt Cap Ducato, in der Nähe der Hauptstadt Leukas (jetzt St.-Maura), hieß bei den Griechen der Leukadische Fels (s. d.). — 3) Cefalonia (s. d.). — 4) Zante, mit dem Beinamen Spartivento, ist 4 QM. groß, hat gegen 40.000 griech. Einw. und 2000 Juden. Sie besteht größtentheils aus einer ausgedehnten Ebene, welche sich von der nördlichen zur südlichen Küste erstreckt, im Westen von einer Hügelkette und im Osten durch den Berg Scopo und die bergigen Umgebungen der Stadt begrenzt ist. Sie hat keinen Fluß, doch Quellen, aber kein gutes Trinkwasser. Ueberall findet man Spuren unterirdischen Feuers, daher sie auch den Erdbeben sehr ausgesetzt ist. Merkwürdig sind die schon von Herodot erwähnten Pechquellen, welche sich bei Chieri, 2 Meilen von der Hauptstadt, an 3—4 Stellen eines Morastes in der Gestalt kleiner Teiche befinden. Die Ufer und der Grund sind nämlich stark mit Steinöl belegt, welches die Frühlingswässer auf die Oberfläche bringen und absetzen. Man sammelt jährlich 100 Tonnen, und wird nur zum Kalfatern der Schiffe gebraucht. Der Boden liefert nur auf 4 Monate für seine Bewohner Getreide, denn zwei Drittel der Insel sind mit Reben bepflanzt, wovon jährl. 40.000 Tonnen Wein gewonnen werden; dergleichen ärntet man 12—13 Mill. Pfund Korinthen, welche größtentheils nach England gehen, an 60.000 Tonnen Olivenöl, auch eine bedeutende Menge von Pomeranzen und Limonien. Das Gewerbe der fleißigen Einwohner besteht in einer Baumwollenspinnerei, Weberei und beträchtlichen Liqueur-

brennereien. — Die Hauptstadt Zante liegt am Fuße eines Berges, auf dem ein von den Venetianern erbautes Fort mit sehr ausgedehnten Festungswerken steht. Sie hat 19.000 Einw., ist nach ital. Art gebaut, mit engen Straßen und massiven, 4 — 5 Stockwerke hohen Häusern. Hier sind 2 Quarantainehäuser. Die Insel hat vom 19. Dec. 1820 bis zum 6. Jan. 1821 durch Erderschütterungen und andre ungewöhnliche Naturereignisse sehr gelitten. — 5) Cerigo, s. Cythera. — 6) Ithaka, 4 QM. mit 7500 Ew., des Ulysses (s. d.) Vaterland, besteht aus einem Felsen, hat einen Hafen; heißt auch Theake oder Val di Compare. (Vgl. über diese Inseln die Werke von Gell, Dodwell, Mustoxidi und Kendrik. Ferner „Historical and topographical essay upon the islands of Corfou, Leucadia, Cephal. etc.", mit Bemerk. über die ionischen Griechen, von W. Goodisson, London 1822.)

Jonische Schule, s. Griechische Literatur.

Jota ist der griechische Buchstabe J; seine Einfachheit hat zu der sprachwörtlichen Redensart: „es fehlt kein Jota", d. h. Nichts, Veranlassung gegeben.

Iphigenia stammte aus dem verhängnißvollen Geschlechte des Tantalus und wurde von Agamemnon mit Klytemnästra erzeugt. Der Fluch der Götter, der das ganze Geschlecht verfolgte, berührte auch das unschuldige Leben der Jungfrau. Als die griechischen Schiffe in Aulis versammelt waren, um den Raub der schönsten Frau zu rächen, hielt Artemis die Eilenden zurück, und des Sehers Mund offenbarte, daß die Göttin erzürnt sey auf den Führer Agamemnon, weil er ihr ein geliebtes Wild erlegt, und daß sie nur durch den Tod der ältesten Tochter des Königs versöhnt werden könne. Iphigenia wurde mit der Mutter in das Lager gelockt, vor den Opferaltar gerissen und ihr unglückliches Haupt der zürnenden Göttin geweiht. Schon hatte der Priester das Beil erhoben und den Streich vollführt, als das blutige Haupt einer Hirschkuh im Sande lag: denn die Göttin war besänftigt, und ihr Herz von der unschuldigen Jungfrau gerührt worden; sie hatte sie entrückt und in einer Wolke gehüllt auf den Armen des Windes über das Meer nach Tauris gebracht. Dort wurde sie ihre Priesterin und lebte fern von der süßen Heimath ein einsames trauriges Leben an dem unwirthbaren Strande, wo jeder Fremde als ein blutiges Opfer an dem heiligen Altare der Artemis fiel. Als ihr Bruder Orestes, wegen des Muttermordes von den Rachegeistern verfolgt, das grause Ufer des Todes betrat, sollte er auch geopfert werden und sie den Opferstahl in das Herz des Angekommenen stoßen. Sie aber erkennt den geliebten Bruder, rettet ihn durch List und entflieht mit ihm, raubend das heilige Bild der Artemis, an welchem des Bruders Heil geknüpft war, in das lang entbehrte Vaterland. — Vielfach ist diese Sage von ausgezeichneten dramatischen Dichtern behandelt worden; im Alterthume von Euripides in dessen beiden Tragödien: „Iphigenia in Aulis" und „Iphigenia in Tauris", deren erstere Schiller nachgebildet hat. Denselben Namen führen auch zwei Opern von dem großen deutschen Componisten Gluck. Auch hat diese Sage Veranlassung gegeben zu der herrlichen Tragödie Göthe's, „Iphigenia in Tauris", in welcher die schöne Griechenwelt wieder ins Leben getreten zu seyn scheint.

Ipsarioten, s. Hydrioten.

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

	Seite		Seite		Seite
Grab	1	Grammont, Antoine,		Grave	33
Graben	3	Herzog von	18	Grave	
Grabow		Grammont, Philibert		Grave, Graveswein	
Gracchen, Unruhen der		Graf von		Gravelines	
Gracioso	7	Gran	19	Gravesande, Wilhelm	
Grad	8	Gran, Stadt		Jakob	
Grad des Feuers		Granada, Königreich		Gravina, Karl, Her-	
Gradation	9	und Stadt	20	zog von	34
Gradbogen		Granat		Graviren	
Gradiren		Granatbaum	21	Gravis, s. Accent	35
Gradirhaus		Granaten		Gravitation	
Gradirwage	10	Grandes	22	Grävius, Joh. Georg	36
Gradiska		Granit	24	Gray, Johanna	37
Gradmessungen	11	Granitelle		Gray, Thomas	38
Grado	12	Granſee		Gray	39
Gradual-Erbfolge		Granſon, Schlacht bei		Grätz	
Gradurt		Granuliren	25	Grazie	40
Gradus ad parnassum		Granvella, Nicolas Pe-		Grazien oder Charitin-	
Graecismus	13	rennot de — Anton		nen	41
Graf		Perennot, Cardinal		Great Berk Hamsted	42
Graff, Anton	14	Graphit, s. Reißblei	27	Great Grymsby	
Graffigny, Françoise		Graphometer, s. Gonio-		Great Marlow	
d'Isembourg d'Ap-		meter		Grebber, Peter — Maria	
poncourt	15	Gras		Grebenstein	
Graffito		Grasfrosch		Grec	
Grafton, Henry Fitz-		Grasse, Graf von		Grecaglia	
Roy, Herzog von —		Gräßlich, Grausig	28	Grecourt, Jean Bap-	
Auguſt Heinrich Fitz-		Gratian, s. Kanoni-		tiste Jos. Willart de	
Roy, Herzog von		sches Recht		Green, Nathanael	43
Graham, Georg —		Gratianus I. und II.		Greenock	
Katharina Macaulay		Gratius Faliscus	29	Greenwich	
Graham's himmliſches		Graubündten		Greffier	44
Bett	16	Graudenz	31	Greff von Zwickau,	
Gral, heiliger		Graun, Karl Heinrich		Joachim	
Grammatik		Graupen	32	Grefflinger, Georg	
Gramme	18	Grauſamkeit		Gregoire, Henri, Graf	

Seite

Gregor der Große 46
Gregor VII. 49
Gregorianischer Gesang 54
Gregorio Allegri
Gregorius, St. 55
Gregorius Neocäsariensis
Gregorius v. Nazianz 56
Gregorius Nyssenus
Gregorius von Tours
Gregorius von Korinth
Gregorius, Patrarch von Konstantinopel
Gregoriusfest 58
Greif 60
Greifenberg 61
Greifenfeld, Peter, Graf von
Greifenhagen, Kreis und Stadt
Greifenson, Samuel von Hirschfeld
Greifswald, Kreis, Stadt u. Universität 62
Greisenalter 63
Greitz 64
Grell
Grelot 65
Grelots
Gremiale
Gremium
Green, Friedr. Albrecht Karl
Grenache
Grenada
Grenade
Grenadillen
Grenoble
Grenville, Georg
Grenzbild
Grenzcordon
Grenzgötter
Gresham, Sir Thomas
Gresset, Jean Baptiste Louis 67
Gretna-Green 68
Gretry, Andre Emil Modeste

Seite

Gretser, Jakob 69
Greußen 70
Greuze, Jean Baptiste
Greven
Grevenbroich, Kreis und Stadt
Grevenmachern
Grevesmühlen
Gribeauval, Jean Baptiste Vaguette de
Gribojedow, von 71
Griechenland, das alte 73
Griechenland, Geschichte 79
Griechische Colonien 90
Griechisches Feuer, s. Feuer, griechisches 93
Griechischer Freiheitskampf
Griechen, Hülfsvereine 137
Griechische Kirche 140
Griechische Kunst 147
Griechische Literatur 149
Griechische Münzen 171
Griechische Sprache u. Schrift
Griesbach 176
Griesbach, Joh. Jakob
Grillenspiel
Grimaldi, Antonio — Giovanni — Domenico — Geronimo Nicolo — Geronimo Giacomo — Giovanni Francesco — Francesco Maria — Francesco — Pietro — Konstantin — Franz Anton
Grimm, Fried. Melch., Freih. v. — Johann Friedrich Karl 178
Grimma 180
Grimme, Kreis u. Stadt
Grimour, Johann
Griphi
Grisaille
Gritti, Andrea — Ludovico

Seite

Grobhäusern 181
Grolman, Karl Ludwig Wilhelm von 182
Grömnzen, Provinz u. Stadt 183
Grönland 184
Gronow, Joh. Friedrich — Jakob — Lorenz Theodor — Abraham — Johann Friedrich — Lorenz Theodor 188
Gröpper, Johann
Groschen
Gros de Tours 190
Grossi, Ernst von
Großadmiral — Großfürst — Großherr — Großherzog — Großhundert — Großkreuz — Großprior — Großvezier
Großaventurhandel 191
Großbeeren, Schlacht bei
Großbritannien und Irland, Geschichte seit 1603 193
Großbritannien und Irland, Statistik u. Staatswissenschaft 235
Großbritannisches oder britisches Reich 258
Größe, Größenlehre, s. Mathematik 262
Größe, scheinbare
Großglockner
Großgriechenland
Groß-Jägerndorf, Schlacht bei
Großmann, Gustav Friedrich Wilhelm
Großstreliz 264
Großwardein
Grotius, Hugo
Grotesken 266
Grottkau, Kreis und Stadt 267
Grube 268
Grübel, Joh. Konrad
Grubenbau

Seite

Grubenhagen 268
Gruber, Joh. Daniel
— Georg Maximilian
Grumbach
Grumbach, Wilhelm v.
Grün 270
Grünberg, Kreis und Stadt 271
Grund, Stadt
Grund, Zeichnenkünste
Grundanschlag 273
Grundbaß
Grundeigenthum
Grundkräfte 285
Grundriß
Grundsatz
Grundsteuer
Grundton, s. Haupt-ton 287
Grundstoffe, s. Elemente
Gruner, Christ. Gottfried
Gruner, Karl Justus von 288
Gruner, Karl Gustav Adolf 289
Grüner Donnerstag 290
Grünes Feuer
Grünhayn
Grünsfeld 291
Grünspan
Grünstadt
Gruppello, Ritter Gabriel von
Gruppe
Grusien, s. Georgien
Grynäus, Simon
Gryphit
Gryphitenkalk
Gryphius, Andreas
Guadeloupe 293
Guajakharz 294
Guarini — Varinus — Giambattista 295
Guastalla
Guatemala, s. Mittelamerika
Guebriant, Jean Baptiste Budes, Graf de

Seite

Guelfen und Gibellinen, Kampf der 296
Guelfenorden, s. Hannover 301
Guercino, s. Barbieri
Guerike, Otto von
Guerillas 302
Guernsey, Jersey, Alderney u. Sarke 303
Guesclin, Bertr. du 304
Guglielmi, Pietro — Gregorio 305
Guiana
Guibert, François Antoine, Graf von 306
Guicciardini, Francesco 307
Guido 308
Guido Aretinus, s. Aretin und Solmisation 309
Guido Reni, s. Reni, Guido
Guido da Siena
Guignes, Joseph de
Guillotine 310
Guinea 311
Guinee 312
Guiscard, Robert
Guischard, Karl Gottlieb 314
Guise, Herzoge von
Guitarre 317
Gulden 318
Gülden
Güldene Zahl, s. Kalender
Güldenstädt, Johann Anton
Gumbinnen 319
Gummi
Gummilack
Gummiren
Gummitraganth
Gundelfingen 320
Gundling, Nic. Hieron. — Jak. Paul, Frhr. v.
Gundobald 321
Günther

Seite

Günther, Joh. Christ. 32
Günther, Joh. Arn. 32
Gurau 32
Gurlitt, Joh. Gottfried
Gußstahl, s. Eisen 32
Gustav I.
Gustav II., Adolf 32
Gustav III. 33
Gut 33
Gutenstein
Güter 33
Guthrie, William
Guttenberg, Johann
Guttenzell 33
Guttstadt
Guy de Chauliac
Guyenne, s. Aquitanien 337
Guyon, s. Quietismus
Guys, Pierre Augustin
— Pierre Alfonse
Guyton de Morveau, Louis Bernard
Guzerate 33
Gyges
Gymnasium
Gymnastik 342
Gymnosophisten 43
Gynäceum
Gyps
Gyromantie 344

H 345
Haag
Haan, Friedr. Gottlob 346
Haarbeutel 351
Haare
Haarfärben 352
Haargefäße
Haarröhrchen
Haarsalz — Haarsilber — Haarstern — Haarvitriol — Haarzirkel
Haartracht
Haas, Wilhelm 356
Habakuk
Habeas-Corpus-Acte
Häberlin, Karl, Friedrich 357

Habeschy 358
Habicht 362
Habil, Habilität
Habsburg
Habsucht 364
Hackbord 365
Hackert, Philipp
Hades, s. Pluto 366
Hadrianus, P. Aelius
Hadrianus, Päpste 367
Hadschi 368
Hafen
Haff 369
Hafiz, Muhammed Schemseddyn
Hagedorn, Friedrich v. — Christ. Ludwig v.
Hagel, Hagelableiter 370
Hagen 371
Hagen, Joh. Philipp Karl Gottfried — Thom. Phil. von der
Hager, Joseph 372
Hagergut 373
Hageſtolze
Haggai 374
Hahn, Philipp Matthäus
Hahnengefecht 375
Hai
Haiducken 376
Haimonskinder
Hain 378
Haiti
Hakim 381
Halberſtadt, Kreis, Stadt u. Bisthum
Halber Mond 383
Halber Ton
Halbfläche
Halbgötter, s. Heroen
Halbkugel
Halbkugeln, magdeburger
Halbmeſſer 384
Halbmetalle
Halbſchatten
Halbtinten
Halbzirkel
Haley, s. Aleppo
Halem, Anton Wilh. von — G. A. von — B. J. F. von 384
Halifax 386
Halifax, Georg Saville, Marquis v. — Charles Montague, Earl
Halikarnaß 387
Halirſch, Friedr. Ludw.
Hall, Schwäbiſch- 388
Hall in Tirol
Halle, Stadt und Universität
Hallein 390
Halleluja
Haller, Albrecht von 391
Halley, Edmund 393
Halljahr
Halloren 394
Hallſtadt
Halsbandproceß, s. Rohan
Halsgerichtsordnung
Haltern 395
Haltung
Halurgie 396
Hamadryaden
Hamann, Joh. Georg
Hambacher Feſt 398
Hamburg 400
Hameln 406
Hamilkar Barkas 407
Hamilton
Hamilton, Familie — Antony — Sir William — Emma Lyon oder Harte, Lady — Alexander
Hamlet, s. Shakſpeare 410
Hamm, Kreis u. Stadt
Hammersköld (Lorenz)
Hammerwerk 412
Hampden, John
Hampſhire 413
Hamſter
Hämus, s. Balkan
Hana — Hanaken
Hanau, Provinz und Stadt 414
Haman, Schlacht bei 415
Händel, Georg Friedrich 417
Handel 419
Handelsbilanz 422
Handelsfreiheit
Handelsgeſellſchaft 426
Handelskammern 434
Handelsliteratur
Handelspolitik 437
Handelspolizei 438
Handelsprämien
Handelsrecht 439
Handelsſchulen 440
Handelsſperre 441
Handelsſtraßen 442
Handelstractate 444
Handelsvereine, s. Handelsgeſellſchaften 445
Handkuß
Handlung
Handſchrift 446
Handſchuh 448
Handwerk — Handwerker — Handwerksgebrauch — Handwerkspolizei — Handwerksrecht — Handwerkerkrankheiten
Hanf 452
Hang, s. Neigung
Hangmatte
Hängewerk 453
Hänke, Thaddeus
Hannibal
Hanno 457
Hanno, der heilige 458
Hanover Königreich 460
Hanover, Stadt 481
Hanſard, Luke — Thomas Curſon
Hanſe 482
Hänſeln 486
Hanswurſt
Hanway, Jonas
Harald I.
Harald III.
Harburg 488
Harcourt, Godefroi de

Seite

Heinrich — Heinrich, Herzog von 488
Hardenberg, Karl August, Freiherr, dann Fürst von 489
Hardenberg, Friedrich, Freih. v. (Novalis) 492
Hardouin, Jean 493
Hardy, Alexander — Jean — Kaspar Bernhard 494
Harem 496
Häresie 497
Häring, Wilhelm 500
Hariri, Ithiel
Harley, Achille I. de — Achille II. de
Harlekin 501
Harlem 502
Harleß, Gottlieb Christoph — Joh. Christian Friedrich 505
Harmattan 506
Harmonia, s. Harmonie
Harmonica
Harmonicello 508
Harmonichord
Harmonie, Harmoniemusik
Harmonie der Sphären 509
Harmonie, prästabilirte, s. Leibnitz
Harmonik
Harmoniten 510
Harms, Emilie
Harms, Klaus 511
Harn 512
Harnblase 515
Harnisch 516
Harpe, Jean François de la 517
Harpe, Frederic Cesar la 518
Harpeggio 519
Harpinella 520
Harpokrates
Harpyen
Harrach, Grafen von 521

Seite

Harrington, James
Harris, John 522
Harrison, John
Harsdörfer, Georg Philipp 523
Hart
Hartig, Georg Ludw. 524
Hartleben, Franz Jos. 525
Hartleben, Theodor
Hartleibigkeit 527
Hartley, David
Hartsoeker, Nicolaus
Haruspex 528
Harvey, Wilhelm
Harwich 529
Harz 530
Harze 531
Harzheim, Joseph von
Hase 532
Hasenclever, Peter 533
Hasenscharte
Hasse, Johann Adolf
Hasse, Joh. Christian 535
Hassel, Johann Georg Heinrich 536
Hasselquist, Friedrich
Haß 538
Häßler, Joh. Wilh. 539
Hastings
Hastings, Warren
Hastings, Franc. Rawdon 542
Hattischerif 543
Haubitze
Haubold, Christ. Gottlieb
Hauff, Wilhelm 544
Haug, Johann Christian Friedrich 545
Haugwitz, Christ. Heinrich Karl, Graf v. 548
Hauptbuch, s. Buchhalterei 550
Hauptsatz, s. Thema
Haupton
Hausehre
Hausen
Häusersteuer 551
Haut
Hautelisse 554

Seite

Hautkrankheiten 554
Hauy, Rene Just, Abbe 555
Hauy, Valentin 556
Havana 557
Haverei, s. Avarie 558
Hay, s. Hai
Hayduken, s. Haiduken
Haydn, Jos. Joh. Michel
Hayti, s. Haiti 560
Hazardspiele
Hearne, Thomas — Samuel 561
Hebe
Hebel
Hebel, Johann Peter 562
Heber 563
Heber, Reginald 565
Hebert, Jacq. Rene 567
Hebezeug
Hebräer 568
Hebräische Literatur 574
Hebräische Sprache u. Schrift 578
Hebriden 581
Hebron
Hedlinger, Joh. Karl
Hedoin, Charl. Franc. 582
Hedwig, die heilige 583
Hedwig, Johann
Heemskerk, Martin van
Heemskerk, Jak. van 584
Heer, stehendes
Heerbann 586
Heergeräth 587
Heermeister
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich
Hegemonie 596
Hegesias 597
Hegira
Heher 598
Heidegger, Joh. Jak.
Heidelberg 599
Heidelb. Bibliothek 600
Heiden
Heiden, Departement 601
Heilbronn
Heilig 602

	Seite		Seite		Seite
Heilige	603	Heinrich der Jüngere	634	Helmont, Joh. Bapt. van	
Heilige Allianz	604	Heinrich d. Seefahrer	635	Helmstädt	
Heiliges Grab	606	Heinrich, Prinz von Preußen	636	Heloise	662
Heilkunst	608	Heinrich I., König v. Haiti	638	Heloten	
Heilmethode		Heinsberg, Kreis und Stadt	641	Helsingfors	663
Heim, Familie		Heinse, Wilhelm		Helsingör	
Heim, Joh. Ludw. I.	609	Heinsius, Daniel		Helst, Barthol. van der	
Heim, Joh. Ludwig II.		Heinsius, Anton	642	Helvetier	
Heim, Georg Christ.	610	Heißhunger		Helvetius, Cl. Adrien	664
Heim, Ernst Ludwig	611	Heizung	643	Hemmeling, Hans	666
Heim, Fried. Timoth.	612	Hekate	646	Hemprich, Friedr. Wilh.	
Heimfallsrecht, s. Aubaine (droit d')	613	Hekatombe	647	Hemsterhuis, Tiber.	674
Heimweh		Hekla		Hemsterhuis, Franz	
Hein, Peter Petersen	614	Hektisch		Hendekasyllaben	675
Heineccius, Johann Michael — Johann Gottlieb		Hektor	648	Henderson, Ebenezer	
Heinecke, Samuel	615	Hekuba		Hengist und Horsa	676
Heinecken, Karl Heinrich, Ritter von		Hela, s. Nordische Mythologie	649	Henil	677
Heinitz, Anton Friedr., Freiherr von		Heldenbuch		Henke, Heinr. Phil. Konr.	
Heinrich I., deutscher Kaiser	616	Heldengedicht		Henrici, Christ. Fried.	678
Heinrich III., deutscher Kaiser	617	Helena	651	Henriette Marie von Frankreich	
Heinrich IV., deutscher Kaiser	618	Helena, die heilige	652	Henriette (Anna), Herzogin von Orleans	
Heinrich V., deutscher Kaiser	620	Helena (Insel), s. St. Helena		Hephästion	680
Heinrich VII., deutscher Kaiser	621	Helenenfeuer		Hephästos	
Heinrich II., König von Frankreich	622	Helenus		Heptachorde	
Heinrich III., König von Frankreich	623	Helgoland	653	Heptagonalzahlen, s. Figurirte Zahlen	681
Heinrich IV., König Frankreich	624	Heliaden	654	Heraklit	
Heinrich II., König von England	627	Helikon		Heraldik	682
Heinrich V., König von England	628	Heliocentrisch		Heräus, Karl Gustav	686
Heinrich VI., König von England		Heliodor		Herbarium	687
Heinrich VII., König von England	629	Heliometer		Herberstein, Sigism., Freiherr von	
Heinrich VIII, König von England	630	Helios	655	Herbst, Herbstnachtgleiche	
Heinrich der Löwe	631	Helioskop		— Herbstpunkt	688
		Hell, Maximilian	656	Herbst, Joh. Friedr. Wilh.	
		Hellas		Herculanum	689
		Helldunkel, s. Clair-obscur	657	Hercules	692
		Helle		Herculessäulen	699
		Hellenen		Herder, Joh. Gottfried v.	
		Heckenismus		Here, s. Juno	702
		Helleniſten	660	Hering	
		Helleniſten, ägyptische		Hermandad	
		Hellespont		Hermann	703
		Helm		Hermann v. Thüring.	707
		Helmers, Joh. Friedr.		Hermannstadt	708
		Helminthologie	661	Hermaphrodit	709
				Hermelin	
				Hermelin, S. G., Freih. v.	

	Seite
Hermen	710
Hermeneutik	
Hermes, s. Merkur	711
Hermes, Trimegistus	
Hermes, Johann August	
Hermes, Johann Timotheus	712
Hermes, Georg	713
Hermetische Kunst, s. Alchymie	717
Hermione	
Hermitage	
Hermode, s. Nordische Mythologie	
Hernia, s. Bruch	
Hero, s. Leander	
Herodes der Große	
Herodes (Tiberius Claudius) Atticus	718
Herodian	
Herodotus	719
Heroen oder Halbgötter	
Heroide	720
Heroisch	721
Herold	
Heronsball — Heronsbrunnen	
Herostrat	
Herrera, Fernando de — Fernando de — Antonio de — Francesco de, der Aeltere Francesco de, der Jüngere — Juan	
Herrara du Barnuevo (Don Sebastian), s. Barnuevo	722
Herrnhut	
Herschel, Wilhelm	723
Hertha	
Herz, Markus	724
Herz	725
Herzkrankheiten	
Herzberg, Ewald Friedrich, Graf von	726
Herzog	729
Herzogenbusch	
Hesekiel, s. Ezechiel	
Hesiodus	
Hesperiden	730
Hesperus	
Heß, Ludwig	
Heß, Karl Ernst Christoph	731
Hessen	
Hessen, Großherzogth.	732
Hessen-Homburg	745
Hesychasten	746
Hesychius	
Hetairen	
Hetairia	747
Heterodox und Heterodoxie	748
Heterogen u. Homogen	
Heteroscii	
Hetmann	
Hetrurien, s. Etrurien	749
Heuschrecke	
Heuristik	
Hevel, Johann	751
Hexagonalzahl, s. Zahlensystem	752
Hexameter	
Hexapla	753
Hexe und Hexerei	
Heynatz, Johann Friedrich	756
Heyne, Christian Gottlob	
Heyse, Johann Christian August	760
Hiatus	761
Hibernien	
Hibriden	
Hidalgo	
Hierarchie	762
Hieres u. hierische Inseln	
Hiero I.	
Hiero II.	763
Hierodulen	764
Hieroglyphe	765
Hieronymiten	768
Hieronymus, der heilige	
Hieronymus v. Prag	769
Hierophant, s. Eleusinische Geheimnisse	770
Highwaymen	
Hilarius, der heilige	771
Hildburghausen	
Hildebrand, s. Gregor VII.	773
Hildesheim, Bisthum, Landdrostei u. Stadt	
Hill, Aaron — Sir John	774
Hiller, Johann Adam	
Hiller, Joh. Freihr. v.	
Himalaya	775
Himmel, Himmelfahrt Christi	776
Himmel, Fried. Heinr.	777
Himmelskugel, künstliche, s. Globus	778
Hinckelmann, Abraham	
Hindenburg, Karl Friedr.	
Hindostan	779
Hindus	782
Hinkmar	784
Hinken	785
Hintergrund, s. Grund	
Hiob, Job	
Hipparchus	786
Hippel, Theod. Gottfr. v.	
Hippias	790
Hippiatrik	
Hippocentauren	
Hippodamia	
Hippodromos	791
Hippogryph	
Hippokrates	
Hippokrene	793
Hippolytus, s. Phädra	
Hippolytus a Lapide, s. Chemnitz	
Hipponax	
Hire, Philipp de la	
Hirschberg	
Hirschfeld, Christian Cay Lorenz	794
Hirtenbrief	795
Hirtengedicht, s. Idylle	
Hirzel, Hans Kaspar	
Hispanien	796
Historie, s. Geschichte	798
Historienmaler, Historienmalerei, s. Malerei und Historisch	
Historiker, s. Geschicht-	

Seite

forscher u. Geschichtschreiber 798
Historisch
Historische Composition, historische Kritik, historische Kunst, historischer Styl, historisches Gemälde, s. Historisch
Historische Wissenschaften
Histrionen
Hobbes, Thomas 801
Hochamt 803
Hoche, Lazare 804
Hochheim 805
Hochkirch, Schlacht bei
Hochland, s. Schottland
Hochstädt, s. Blenheim
Hochverrath, s. Majestätsverbrechen
Hoditz, Albert Joseph, Graf von
Hof, Stadt 807
Hof, physisch
Hof — Hofämter — Hofdamen — Hofrath — Hofgerichte 808
Hofer, Andreas 809
Hoffmann, Friedrich 811
Hoffmann, Chst. Ldw. 813
Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus
Hoffmann, Henri 817
Hoffmannswaldau, Chrst. Hoffmann von 818
Hofgeismar
Hofnarren
Hofwyl 821
Hogarth, William 824
Höhe 826
Hoheit
Hoheitsrechte 827
Hohenheim
Hohenheim, Francisca, Reichsgräfin v. 828
Hohenlohe, Fürstenth.
Hohenlohe-Ingelfingen, Frdr. Ldw., Fürst 829
Hohenlohe-Kirchberg, Friedr. Wilh., Fürst v.

Seite

Höhenmessungen 829
Höhenrauch 832
Hohenstaufen
Hohenthal, Grafen v. 834
Hohenwarth, Sigismund Anton, Graf von 835
Hohenzollern, Haus — Hohenzollern-Hechingen — Hohenzollern-Sigmaringen 836
Hoherofen, s. Schachtofen 840
Hohes Lied
Höhlen 841
Hohlmünzen, s. Bracteaten 842
Holbach, Paul Thierry, Baron von
Holbein, Hans 843
Holberg, Ludwig, Freiherr von
Holkar 846
Holland, s. Niederlande, Königreich der 847
Holländer
Holländerei
Holländische Malerschule, s. Niederländische Malerschule 848
Holländische Sprache und Literatur, s. Niederländische Sprache und Literatur
Hollar, Wenzel
Hölle
Höllenstein
Holm
Holstein 849
Hölty, Ludwig Heinrich Christian 851
Holz, Holzarten 852
Holzanbau 855
Holzbrand 856
Holzconsumtion 857
Hölzerne Uhren
Holzflöße, s. Flöße
Holzhandel
Holzmangel 858

Seite

Holzsäure 858
Holzschneidekunst 859
Holzsparkunst 863
Holzwaaren
Homann, Joh. Baptist
Homburg v. d. Höhe 864
Home, Henri
Homer — Homeriden
Homiletik 869
Homilie
Homilius, Gottfr. Ag. 870
Hommel, Ferdin. August — Karl Ferd.
Homocentrisch 871
Homogen, s. Heterogen
Homöopathie
Hompesch, Ferdinand, Freiherr von 873
Hondekoeter, Melchior
Honig
Honigpräparate 874
Honigthau
Honneurs
Honorar
Hontheim, Joh. Nic. v.
Honthorst, Gebhard 875
Hood, Samuel 876
Hooft, Pieter Corneliszon
Hope, Thomas 877
Hope und Comp. 878
Hopfen 879
Hopital, Michel de l'
Horatier 880
Horatius Cocles 881
Horaz 882
Horeb 885
Horen
Hören, s. Gehör 886
Horiah und Kloska
Horizont
Hörmaschinen 887
Hormayr, Jos. Freih. v.
Horn 888
Horn, s. Waldhorn
Horn, Philipp II. Montmorency, Graf v.
Horn, Karl Gustav v. — Eberhard, Graf v. — Gustav, Graf v.